Marie von Wedell.
Weihnachten 1855.

Ein grünes Blatt.

Zwei Sommergeſchichten

von

Theodor Storm.

Berlin.
Verlag von Heinrich Schindler.
1855.

UNIV.- U. LANDESBIBLIOTHEK
HALLE
(SAALE)

AB 44 1/[illegible]

Meinen Freunden

Hartmuth und Laura Brinkmann.

Verlaſſen ſteht daheim der Garten,
Der uns ſo oft vereinigt hat;
Da weht der Wind zu euren Füßen
Vielleicht ſein letztes grünes Blatt.

Angelica.

I.

Seit Jahren hatten im Stillen ſeine Augen an ihren feinen Zügen gehangen; denn ſie war aufgewachſen, während er, wie auch noch jetzt, faſt täglich in ihrem mütterlichen Hauſe verkehrte. Aber er war in einer erſt in ſpäteſter Jugend eingeſchlagenen Laufbahn, welche ihm die Ausſicht auf Begründung einer Familie für immer oder wenigſtens innerhalb der Jahre zu verwehren ſchien, in welchen Sitte und Gefühl dies geſtatten. Noch jetzt nach faſt beſchloſſener Jugend ein Anderes zu verſuchen, vergönnte ihm der Umfang ſeiner Bildung und ſeiner äußern Mittel nicht. — Alles deſſen war er ſich bewußt; oft und vergeblich hatte er auf Mittel gedacht, wie er die Geliebte, wenn ſie ja ſonſt die ſeine würde, vor der geiſtigen und körperlichen Verkümmerung zu bewahren vermöchte, welche in dem Staate, dem ſeine Heimath angehörte, das gewöhnliche Loos der Frauen ſeines Standes war. So gelangte er endlich dahin, in allen Gedanken an die Zukunft ſein Leben von dem ihrigen zu trennen. Schon als ſie noch kaum erwachſen war und während ihre Jungfräulichkeit noch in feſter Knoſpe lag, hatte er oftmals ihrer dargereichten Hand die ſeinige mit einer Aengſtlichkeit entzogen, über deren Urſache ſie vergeblich nachgeſonnen. Als aber allmählich Angelica groß und ſelbſtſtändig geworden war, als auch ihre Augen die ſeinen zu ſuchen begannen, und erſchrocken zurückfuhren, wenn ſie ertappt wurden; als anderſeits ihm die Möglichkeit des Verluſtes immer näher rückte und er mitunter ſchon die Geſtalt deſſen zu erkennen glaubte, an den er ſie verlieren würde, da war endlich aller Erkenntniß und allen Willens unerachtet der Augenblick gekommen, in dem die Liebe ihr leidevolles Wunder zwiſchen ihnen vollbracht hatte. — —

Der Mond ſtand über dem Garten; aber er drang nicht durch die Blätterfülle des Bosquets, welches die Beiden und ihr athemloſes Geheimniß vor aller Welt verbarg. Sie hatten endlich auch zu einander geredet, einzelne ſcheue Worte, kaum halb geſprochen und dennoch ganz verſtanden. Sie lag ſo leicht, ſo feſt in ſeinen Armen; er ſah plötzlich über alle Gegenwart hinweg bis an das Ziel ſeines Lebens, und glaubte auch dort ſie ebenſo zu halten. Aber er war von jenen Menſchen, deren Weſen auf die nächſten Dinge zwar mit Sorgfalt und Ausdauer gerichtet, denen aber der Glaube an die Erreichung eines Außerordentlichen verſagt iſt, weil ihre Phantaſie ihnen die vielfachen Möglichkeiten nicht vorzuhalten vermag, durch deren Verwirklichung ſie allein dazu gelangen könnten. — Er ließ das Mädchen ſanft aus ſeinen Armen und ſetzte ſich auf die nebenſtehende Gartenbank. Seine Augen ruhten auf ihrem jungen Antlitz; aber ſeine Gedanken forſchten ſchon wieder grübelnd an der herben, unüberwindlichen Gegenwart.

Angelica mochte allmählich, während ſie an ſeine Kniee gelehnet vor ihm ſtand, ſich ſelber unbewußt ſein Schweigen als einen Ausdruck der Sorge und des Kampfes empfinden; denn ſie legte wie zur Kühlung die Fläche ihrer Hand auf ſeine Augen.

Er zog die Hand hinweg und ſagte: „Du darfſt mich nicht blind machen, Angelica; um Deinetwillen nicht! — Du weißt es, oder vielleicht Du weißt es nicht: es ſind in unſern Tagen der Menſchen auf Erden ſo viele geworden, daß einem jeden unter ihnen ein volles Lebensloos nicht mehr zu Theil werden kann. Aber das weißt Du, unter welche Zahl ich gehöre, wenn Du Dir zurückrufſt, was in Deiner Gegenwart oft genug unter uns geredet worden.“

Sie neigte ihre Stirn auf die ſeine und ſchüttelte den Kopf.

„Du weißt es nicht, Angelica?“

„Nein,“ ſagte ſie ſchüchtern, „was meinſt Du, Ehrhardt?“

Er ſchwieg einen Augenblick, um ſich zu ſammeln; dann aber ſagte er ihr Alles mit klaren Worten, die Ungunſt ſeiner vergangenen Jahre, ſo wie die Oede und Kargheit ſeiner Zukunft, die er ſicher und, als wäre ſie bereits Vergangenheit, vor ihr beſchrieb.

Er fühlte das Zittern ihrer Hände; aber er ließ ſich dadurch nicht irren, ſondern ſetzte noch hinzu: „Was zwiſchen uns geſchehen, das hätte nicht geſchehen ſollen; denn es iſt ohne Frucht für die Bildung Deines fernern Lebens. Wir werden nie bekennen können, daß wir uns gehören; jetzt nicht und auch in Zukunft nicht, ſo lange es ſonſt geſchehen darf. Und nun —

Angelica, vergieb mir, daß ich einen Augenblick dies Alles habe vergeſſen können!“

Er hatte ihre Hand losgelaſſen, und es war ein kleiner Raum zwiſchen ihnen,, ſo daß ſie ſich nicht berührten.

„Haſt Du mir nichts zu ſagen?“

„Nichts!“ ſagte ſie, während er ihre Thränen auf ſeiner Hand fühlte. „Es iſt nun einmal ſo — wir müſſen doch auch hoffen.“

Ehe er hierauf zu erwidern vermochte, hörten ſie von der Hofthür her die Mutter rufen, und ſtanden auf, um ins Haus zurückzukehren. Als ſie aber an den Ausgang des Gebüſches kamen und nun das volle Mondlicht ſeine Stirn beſchien, da legte Angelica plötzlich die Arme um ſeinen Nacken, und indem ſie ihn mit klaren Augen anſah, preßte ſie ihre Lippen auf die ſeinen. „Dein!“ ſagte ſie; und mit der Hand die Thränen von den Wangen trocknend, entriß ſie ſich ihm und lief in den Garten hinab, daß ihre feine Geſtalt ſeinen Augen in der Mondesdämmerung verſchwand.

Und dieſer Augenblick wurde das erſte Glied einer Kette, von der ſie nicht bedachten, ob die Kraft ihres Weſens ſie zu tragen ausreichen würde. Zwar verlieh das Gefühl, ſich ganz in deſſen Hand gegeben zu haben, in deſſen Liebe und Verehrung ſie ſich für immer geſichert fühlte, ihr Dritten gegenüber ein erhöhtes Bewußtſein der Perſönlichkeit; ihr Gang wurde feſter und ſie trug, wenn ſie mit anderen Männern ſprach, den Kopf ein wenig höher als zuvor. Allein die Noth des Lebens, die ihnen verwehrte, auch vor den Menſchen Hand in Hand zu ſein und Eines für das Andere einzuſtehen, wurde unmerklich zu einem Abgrund zwiſchen ihnen, über deſſen Rand ſie in dem einen Augenblick ſehnſüchtig und vergebens die Arme nach einander ausſtreckten, um gleich darauf wie Kinder rathlos und grollend ſich gegenüber zu ſtehen. Dazwiſchen kamen Augenblicke, glimmten Funken auf, flüchtig und unerkennbar faſt, die aber dennoch ſie immer wieder dahin verlockten, wo nichts iſt, als das dunkle unwiderſtehliche Walten der Naturkräfte.

Es war Spätnachmittags auf dem Waſſer; das Boot fuhr weich und lautlos darüber hin, nur in langen Pauſen und wie zum Zeitvertreib tauchte der Schiffer die Ruder ein. Die junge Geſellſchaft, die im Boote war, blickte rückwärts auf den See hinaus und rief und lockte nach den Schwänen, welche feierlich und immer ferner in das aufſteigende Abendroth hineinſchwammen. Angelica und Ehrhardt ſaßen nebeneinander an der Bordſeite; aber ſie waren nur für ſich. Um ſie her war es ſo ſtill, das Waſſer ohne Wind und ohne Welle; nur bisweilen von unten herauf ſtieg ein Bläschen an die Oberfläche und blinkte und verſchwand. Angelica zeigte mit der Hand danach, als frage ſie, was das bedeute.

„Geheimniß!“ ſagte Ehrhardt.

„Geheimniß?“

„Es blüht etwas im Grunde!“ — Und ihre Augen hielten ihm Stand, daß er bis in die allerdunkelſten Tiefen ſehen konnte. Sie lächelte, ihre Lippen waren roth, ihr Athem ging ſchwer wie Sommerluft. Er ließ ſeine Hand über Bord ins Waſſer gleiten, die ihre folgte ihm, und während die Fluth durch ihre Finger quoll, hielten ſie ſich gefaßt, und fühlten das geheimſte Klopfen ihres Lebens.

Am Himmel drangen einzelne Sterne hervor, der See wurde dunkel vom Abendroth, und im Boote übers Waſſer hin ſangen die Mädchen.

O Roſenroth, o Liebesſchein,
Wir fahren in den Himmel ein!
Das Ufer iſt nicht mehr zu ſehen,
Die Sternlein uns zu Füßen gehen.

Allmählich wurde es kühler; der Abendwind erhob ſich und Ehrhardt nahm ein Tuch von der Bank, um es über Angelica's Schooß zu legen. Aber ſie ſetzte ſich plötzlich auf die andere Seite, daß das Tuch wie zufällig zwiſchen ihnen niederfiel. Als er aufſah, bemerkte er, wie der Blick eines ſchon ältern Frauenzimmers auf ihm verweilte und dann ebenſo zu Angelica hinüberglitt. Ein Gefühl von Unbehaglichkeit überkam ihn; er wußte ſelbſt nicht, war es das ſpürende Auge jener Fremden, war es die Leichtigkeit, womit Angelica jetzt zu dieſer ein Geſpräch begann.

Nach einer Weile ſtieß das Boot ans Ufer, und die Geſellſchaft ſtieg aus, um zu Lande nach der noch eine halbe Stunde weit entlegenen Stadt zurückzukehren. Auf halbem Wege wurde Raſt gemacht; man ſetzte ſich in bunter Reihe auf einen kleinen Raſenabhang, der im Rücken durch eine Tannenwand geſchützt war. In der Tiefe zu ihren Füßen jenſeits eines abſchüſſigen Wieſengrundes lag die finſtere Maſſe eines Buchenwaldes, von dort aus wetterleuchtete es manchmal; dazwiſchen flogen die Fledermäuſe. Ehrhardt ſaß an dem einen, Angelica wie auf Verabredung an dem andern Ende der ziemlich langen Reihe. Als er ſich mit dem Arm auf den Raſen zurücklehnte, ſah er wie durch einen Schleier die Umriſſe ihres Nackens und ihres hellen Kleides; nur die weiße Roſe, die ſie im Haar trug, ſchimmerte ein wenig deutlicher. So eben legte ſie die Hand daran, die Finger neſtelten in ihrem Haar. — Es wetterleuchtete wieder. „Sieh, ſieh!“ riefen die Mädchen; und in demſelben Augenblick flog hinter ihrem Rücken die Roſe zu Ehrhardt hinüber. Angelica hatte ſich zurückgeneigt; in dem plötzlichen Wetterſchein ſah er ihr lächelndes Angeſicht, ihre Hand, die ihm die Blume zuwarf. Dann war Alles wieder dunkel; einzelne Tropfen fielen; ein dumpfes Donnern rollte in der Ferne.

Man ſtand auf, um noch bei Zeiten die Stadt zu erreichen. Ein ſüßer, ſchwerer Sommerduft ſtieg aus den Wieſen, an denen der Weg entlang führte. Ehrhardt ging langſam hinten nach, in dem träumeriſchen Bewußtſein, daß eine jener jugendlichen Geſtalten, deren Geplauder dort aus dem Dunkel zu ihm herüber klang, ſo ganz und aller Welt geheim die ſeine ſei.

Zu Hauſe angelangt, ſetzte er ſich an ſeinen Schreibtiſch und begann eine Arbeit, die in den nächſten Tagen abzuliefern war. Die Fenſter ſtanden offen, das Gewitter hatte ſich verzogen; nur manchmal blätterte der Nachtwind in den vor ihm liegenden Papieren. Plötzlich war es ihm, als ſpüre er Angelica's Nähe. Er ſah ſich unwillkürlich um; aber das Zimmer war leer und ſtill wie immer. Die Uhr wies ſchon auf Mitternacht. — Es war nicht Angelica; es war nur der Duft der Roſe, die vor ihm auf dem Tiſche lag.

Angelica's Mutter hatte für die Zukunft ihrer Tochter nur den einfachen Wunſch, ſie Gattin und Mutter werden zu ſehen, wie ſie es ſelbſt geworden war, ohne ſich noch des der Jugend eingeborenen Gefühles bewußt zu ſein, daß auch dieſe ſittlichen Verhältniſſe zu ihrer keuſchen und vollen Verwirklichung der Leidenſchaft als ihres natürlichen Einganges bedürfen. Sie ſah es daher gern, und gab auch wohl Gelegenheit dazu, daß Angelica in geſelligen Verkehr trat, welcher eine Verwirklichung jenes Wunſches herbeiführen konnte. Dieſe ſelbſt, wie es der ſinnlichen

Empfänglichkeit der Jugend und dem Gefühl der Schönheit entſprechend iſt, ſah ſich gern in Gewändern, die gleich ihren Gliedern zart und ſchmiegſam waren, und konnte ſich ein Gefühl glückſeligen Uebermuthes nicht verſagen, wenn dann auch andere Augen an ihr hingen, als die des reſignirten Mannes, in welchem gleichwohl ihr Herz allein beſtehen wollte. Ehrhardt dagegen ſuchte umſonſt einen eiferſüchtigen Unmuth zu bekämpfen, wenn ihr ſelbſt auch von Frauen Vertraulichkeiten erwieſen wurden, mit denen er vor Anderen ihr nicht begegnen durfte. Es that ihm weh, wenn in ſeiner Gegenwart von ihr geſprochen wurde als von einer Dritten, an der er keinen nähern Antheil habe, ſo daß er oft wie durch einen körperlichen Schmerz zuſammenſchrak, wenn nur der Name Angelica genannt wurde.

Sie tanzte gern, und wenn nun er, den die Beſchränktheit ſeines Lebens von ſolchen Dingen ausgeſchloſſen hatte, auch ſie davon zurückzuhalten ſuchte, ſo konnte ſie nicht umhin, dies als eine Laune zu empfinden, wodurch ſie ohne Grund in dem Gefühle ihrer Jugend verkümmert werde; um ſo mehr, als er durch ſein Verhältniß zu ihr ſie für derartige Entſagungen nicht zu entſchädigen vermochte.

Während das heimliche Wachſen und Drängen ſolcher Gegenſätze die Sicherheit ihres Herzens ſtörte und ſie wenig geneigt machte, für den Freund in den ſeltenen Minuten des Alleinſeins ein offenes Ohr zu haben, war der Tag einer Herbſtfeier herangekommen, bei welcher die jungen Leute ſich Abends im Saale des Stadthauſes zum Tanze zu verſammeln pflegten. Unaufgefordert hatte Angelica: „Ich gehe nicht!“ geſagt; als jedoch ſpäterhin einige der Tänzer ihre Theilnahme von der Mutter erbeten und von dieſer ohne der Tochter Zuziehung und Mitwiſſen eine bereitwillige Zuſage erhalten hatten, wußte ſie, da ſie den eigentlichen Grund ihrer Weigerung nicht offenbaren durfte, der alſo entſchiedenen Frau nichts entgegen zu ſetzen, weshalb dieſe einer, wie ſie meinte, ſo unjugendlichen Grille hätte nachgeben ſollen. So mußte denn die Tochter nachgeben; nicht ohne dieſes und die Freudigkeit, womit ſie ſich gezwungen ſah, wie eine geheime Schuld gegen den Geliebten und wiederum zugleich eine Gereiztheit gegen ihn zu empfinden, daß er ſie in dieſe Gemüthslage gebracht und ſie daher das ihr nur gleichſam aufgedrungene Vergnügen dennoch nicht ungetrübt werde genießen können.

Es war einige Tage vor dem Feſtabende, als Ehrhardt das Reſultat dieſer Vorgänge im Geſpräch mit Dritten erfuhr. Mit dem Scharfſinn der Leidenſchaft erkannte er ſogleich, was hier geſchehen war; dennoch aber, oder vielleicht deshalb und weil er Alles bis in die dunkelſten Motive nachempfand, ſuchte er umſonſt ſich ſelbſt zu überzeugen, daß in einer ſolchen Sache Angelica den Willen der Mutter , der in letzter Verwirklichung doch nur ihre Trennung beabſichtige, als eine Nothwendigkeit habe anerkenenn müſſen. — Er hatte eben zu ihr gehen wollen; nun ging er nicht. Denn er ſah ſehr wohl, daß hier nichts mehr zu ändern ſei, und ſo wollte er, wie jede Aeußerung darüber, ſo auch jede Beſtätigung aus ihrem Munde vermeiden, und lieber, was geſchehen würde, wie ein Ganzes und Unabwendliches über ſich kommen laſſen.

Als der Abend des Feſtes da war, ſaß Ehrhardt zwiſchen weitſchichtigen Arbeiten an ſeinem Schreibtiſch, in die er ſich gewaltſam zu vertiefen ſuchte. Bald aber ſtörte ihn das Rollen der Wagen, die durch die ſonſt ſo ſtille Straße nach dem Stadthauſe fuhren. Er ſtand auf und trat ans Fenſter. Es war dunkel draußen; nur wenn eine Kutſche im raſchen Trab vorüberfuhr, warfen die Laternen einen flüchtigen Schein an die Mauer der gegenüberſtehenden Häuſer. Ehrhardt räthſelte vergebens, ob auch Angelica dort unten in der Dunkelheit an ihm vorüberfliege. Er hielt den Athem an, er horchte auf jedes Rollen, das von unten aus der Stadt heraufdrang; und wenn es näher kam, wenn ſchon der Hufſchlag auf dem Pflaſter hallte, paßte er geſpannt auf die Kutſchenfenſter und ſuchte im Fluge den mattbeleuchteten Fond des Wagens zu durchdringen; aber ein Häufchen Flor, der Schimmer eines weißen Gewandes oder eines Blumenſtraußes war Alles, was ſeine Augen erhaſchten. Als auch der letzte Wagen vorüber war, und nachdem er das Fenſter geöffnet und lange Zeit vergebens in die Stadt hinabgelauſcht hatte, ſetzte er ſich aufs Neue an ſeinen Schreibtiſch und hörte zwiſchen der Arbeit, die er mit Mühe wieder aufgenommen, nur noch die Menſchen auf der Straße hin und wieder gehen, und endlich, als es ſpäter geworden war, das Klappen der Läden und das Schließen der Hausthüren in der Nachbarſchaft. Dann drang unmerklich ein anderer Laut zu ihm herüber — von dorther, wohin vor Stunden er die Wagen hatte fahren ſehen — und drängte ſich dunkel in ſeine Vorſtellungen. Er legte die Feder nieder; er beſann ſich, daß das Muſik ſei, und bald hörte er es deutlicher; denn der Wind erhob ſich, oder vielleicht eine Thür im Feſthauſe drunten war geöffnet worden. Er arbeitete nicht mehr; er vermochte es nicht. Ihm war, als ſtehe ſeine Jugend in unendlicher Ferne hinter ihm, und ſtrecke mit ſchmerzlicher Gebehrde die Arme nach ihm aus.

Die Stunden vergingen. Als er aber endlich von ſeinem Tiſche aufſtand, da war es doch nur die feine, zärtliche Geſtalt Angelicas geweſen, auf der ſein inneres Auge ſo lange und voll Sehnſucht geruht hatte. Ein Gefühl unnennbaren, unverhofften Glückes überkam ihn, als er ſich deſſen bewußt wurde; was auch geſchehen ſei, ſie war ihm nicht verloren. Die Uhr wies weit nach Mitternacht; es wurde wieder lauter in der Stadt, die erſten Wagen begannen zu rollen. In einem plötzlichen Entſchluß, voll Ungeduld, kleidete er ſich an und ging auf die Straße hinab. Er gedachte nicht mehr deſſen, was kurz zuvor geſchehen war; er hatte keinen Wunſch und keinen Gedanken, als ſie zu ſehen.

Die Fenſter des Stadthauſes leuchteten weit durch das Dunkel hinaus. Ehrhardt hörte die Muſik und ſah in den Vorhängen die Schatten der Tanzenden.

Er hielt ſich nicht auf, er trat unter das Portal, als eben ein Wagen vor der breiten hell erleuchteten Treppe anfuhr. Oben im Hauſe wurden Thüren auf- und zugeſchlagen, dann rauſchte es am Treppengeländer und eine jugendliche Geſtalt ſtieg herab, mit leichtem Tritt Stufe um Stufe meſſend; den Kopf in einem weißen Tüchlein ein wenig zurückgeneigt, daß die blonden Locken von den Schläfen auf den Nacken fielen. Er hatte ſich nicht getäuſcht, das war Angelica; nur eine Magd ging hinter ihr, ſonſt Niemand. Als ſie die Schwelle überſchritt, trat er aus dem Dunkel ihr entgegen und reichte ihr die Hand, um ſie in den Wagen zu heben. Sie ſah ihn mit großen erſchrockenen Augen an: „Ehrhardt!“ rief ſie, und ihre Hand zuckte wie unwillkürlich nach der ſeinen; aber ſie ſchien ſich plötzlich zu beſinnen und zog die Hand zurück; die Züge des jungen Antlitzes verwandelten ſich. Er erſchrak und langte nach ihr hin mit beiden Armen. Aber ſie zog die ſeidne Mantille feſter um die Schulter. „Nein, nein!“ rief ſie. „Was willſt Du hier?“

Er verſtummte. — „Dich, Dich Angelica!“ rief er endlich. Es war zu ſpät; nur der Wind wehte durchs Portal; der Wagen mit Angelica war nicht mehr da.

Am Nachmittage darauf wanderte Ehrhardt, nachdem er ſeine amtlichen Geſchäfte abgethan, einem unwillkürlichen Antriebe folgend, nach einem unweit der Stadt an einem Landſee belegenen Dörfchen. Hier hinaus hatte er oft Angelica und ihre Mutter begleitet, wo ſie dann hart am Waſſer in einer kleinen Schenkwirthſchaft eingekehrt waren, um ſich von dort aus in der anmuthigen Gegend umzuthun. — Es war ſpät am Nachmittage, aber die Sonne ſchien noch warm und golden; der herbſtkräftige Duft des fallenden Laubes erfüllte die Luft; vom See herüber, an dem der Weg durch Laubgehölz entlang führte, kam ein ſanfter friſcher Hauch. Als er nach halbſtündiger Wanderung zwiſchen den Buchen heraustrat, ſah er in einiger Entfernung das bekannte Häuschen mit dem bunten Fachwerk und den weißen Fenſterladen; davor, dem Waſſer zugekehrt, ſaßen zwei Frauen, in denen er bald Angelica und ihre Mutter erkannte.

Er zweifelte einen Augenblick, ob er zu ihnen gehen oder unter die Bäume zurücktreten und einen andern Weg einſchlagen ſolle. Aber in dem Bedenken, er könne von ihnen ſchon bemerkt worden ſein, that er das Erſtere.

Nachdem zwiſchen ihm und der Mutter die alltäglichen Geſpräche hin und wieder gegangen waren, trat dieſe ins Haus, um die kleine Zeche zu berichtigen, und dann die gemeinſchaftliche Rückkehr anzutreten.

Ehrhardt ſaß Angelica gegenüber. Als die Thür hinter der Mutter zugefallen war, ſah er ihr voll und bittend ins Geſicht. Sie war ſo blaß geworden, daß die Züge des feinen Geſichtchens in markirter Schärfe hervortraten.

Der Abendwind erhob ſich; und Muſik, von der Luft getragen, vom Waſſer her, ganz aus der Ferne kam herangeweht. Er legte die Arme weit vor ſich auf den Tiſch; ſeine Augen glänzten. „Muſik!“ ſagte er; „thörichtes Entzücken befällt mich; — mir iſt, als müſſe nun noch einmal Alles wiederkommen.“

Sie ſah in ſeine Augen, ſie konnte nicht anders; aber, während er die Hand nach der ihrigen ausſtreckte, die ohne Handſchuh auf dem Tiſche lag, ſtand ſie auf und ging über den kurzen Raſen nach dem See hinab. Er geſellte ſich zu ihr. Sie ſprachen nicht, ſie ſahen vor ſich hinaus auf das Waſſer; es war ſo ſtill, daß ſie die Ruderſchläge der fernſten Kähne hörten. Er pflückte einen Immortellenſtengel, wie deren viele auf dem Raſen waren, und gab ihr den. Sie nahm ihn, ohne hinzuſehen und drehte ihn langſam zwiſchen den Fingern. So gingen ſie neben einander her; vom Raſen auf die Kieſel und den Sand hinunter, und ſtanden erſt ſtille, als ſchon das Waſſer ihre Schuh' benetzte.

Da ſie ſo weit gekommen waren, ſagte Ehrhardt, und ſie mußte es fühlen, wie mühſam er es ſagte: „Angelica, war das ein Abſchied geſtern?“

Sie antwortete nicht; ſie ſah ins Waſſer zu ihren Füßen, und bohrte mit der Spitze ihres Sonnenſchirmes in dem feuchten Sande.

„Antworte mir, Angelica!“

Sie öffnete, ohne aufzuſehen, ihre Hand und ließ die Blume, die er ihr gegeben, in den See fallen.

Er fühlte einen Schrei in ſeiner Bruſt aufſteigen; aber er biß die Zähne zuſammen und erſtickte ihn. Dann wandte er ſich von ihr ab, und nachdem er einige hundert Schritte am Ufer entlang gegangen war, ſtieg er in einen am Landungsplatze angeketteten Kahn, um hier den Fährknecht zu erwarten, der eben von jenſeits zurückruderte.

Es wurde bereits abendlich; die Wälder rauchten, das gegenüberliegende Ufer war ſchon im tiefen Schatten. Nachdem ſeine Augen eine Weile in dieſer blauen Dämmerung geruht hatten, konnte er ſich nicht enthalten, noch einmal nach der Stelle zurückzublicken, die er ſo eben verlaſſen hatte. Angelica war nicht mehr dort; aber als er langſam an dem Strand entlang zurückblickte, ſah er ſie in nächſter Nähe auf ſich zukommen. Sie lief wie gejagt über den ebnen Sand, und während er in unwillkürlichem Antrieb den Kahn dichter an das Land zog, ſprang ſie, ohne darauf zu achten, daß ihr Kleid an den Ruderpflöcken zerriſſen wurde, zu ihm herein und faßte mit Heftigkeit ſeine Arme. Sie wollte ſprechen; aber Anſtrengung und Schmerz hatten ihr den Athem geraubt; ſie ſtammelte, ihre Pulſe flogen. Wie ein verzweifelndes Kind wand ſie ihr Schnupftuch um ſeine Hände, während ihr erhitztes Geſichtchen voll Angſt zu ihm emporſchaute.

„Sei ruhig,“ ſagte er, „ſei ruhig!“ und ſtrich ihr mit zitternder Hand über das heiße Haar. Aber derſelbe Augenblick, in welchem ſie ſo die Kränkung der letzten Tage von ihm nahm, legte mit einem Male all' ihren Zwieſpalt und ihre Unruhe wie eine Laſt auf ſeine Seele, ſo daß er nur mit Zagen die in ſeinen Armen hielt, die jetzt mit vollem ungeſtümem Herzen zu ihm drängte.

II.

In der Zeit, die hierauf folgte, vermied Ehrhardt, ſo viel dies möglich war, das Zuſammentreffen mit Angelica; dagegen ſuchte er mit Anſtrengung ſeine äußeren Verhältniſſe zu fördern; ſelbſt die Verpflichtungen der Dankbarkeit, ſo ſchwer er ſie ſeinem Weſen nach empfinden mußte, hatte er nicht geſcheut; denn er war keine geringe Natur. Allein es war nichts dadurch gewonnen worden. — Dann endlich verſuchte er ein Anderes, was ihm gelang. Auf ſein Anſuchen erhielt er die Verſicherung, daß er ſeiner hieſigen Verhältniſſe in nächſter Zeit enthoben und daß er dieſelben an einem ſehr entfernten Orte wiederfinden werde.

Für Angelica nahm indeſſen das Drängen der Verhältniſſe zu; ein junger Arzt hatte ſeit einiger Zeit unter unverkennbarer Begünſtigung der Mutter ſo deutlich um den Beſitz des Mädchens geworben, daß eine Erklärung nach irgend einer Seite hin in nächſter Zukunft unvermeidlich ſchien.

Es war eines Nachmittags in dieſer Zeit; Ehrhardt war auf dem Wege zu Angelica; er wollte ſie auf ſeine Abreiſe vorbereiten, er wollte, wenn der rechte Augenblick ſich böte, ihr ſagen, daß ſie ſcheiden müßten. Als er in den Flur des befreundeten Hauſes trat, begegnete ihm der junge Arzt, der ſoeben die Treppe herabgekommen war. Ehrhardt redete ihn an, wie es in ſolchem Falle zu geſchehen pflegt. Er erhielt jedoch keine Antwort; der Andere ging mit ſtummem Gruß und unverkennbar eilig an ihm vorüber.

Nachdenklich ſtieg er die Treppe hinauf. — Drinnen im Wohnzimmer fand er Angelica vor dem offenen Klavier ſitzend; aber ſie ſpielte nicht. Ihre Geſichtszüge trugen wieder den Ausdruck der Schärfe, der ihn ſchon einmal erſchreckt hatte. Als er ſie grüßte, neigte ſie ohne aufzuſehen den Kopf, und ließ die eine Hand, die auf den Taſten lag, in ihren

Schooß fallen. Es war ſehr ſtill im Zimmer; man hörte nur das Kniſtern einer Bernſteinperlenſchnur, mit der ein kleines Mädchen, Ehrhardts Schweſterkind, in dem Schooße der Mutter ſpielte, die ſcheinbar unbeſchäftigt auf dem Sopha ſaß.

Die alte Frau blickte über die vor ihr ſtehende Kleine nach ihrer Tochter, deren Antlitz ſie nicht zu ſehen vermochte. Sie rührte ſich nicht aus ihrer Stellung, als Ehrhardt ihr über den Tiſch hinweg die Hand entgegenreichte.

„Ich bin eine alte, einſame Frau, Ehrhardt!“ ſagte ſie, während ſie ſeine Hand ein Weilchen in der ihren hielt.

Er wußte hierauf nicht zu erwidern; aber unwillkürlich ſprach er den Namen „Angelica“ aus.

„Angelica!“ wiederholte die Mutter. „Sie wird es auch ſein. — Sie will es ſein!“ fügte ſie leiſer hinzu, indem ſie mit einem Ausdruck von Kummer und Zärtlichkeit das Haar des ruhig fortſpielenden Kindes ſtreichelte.

Angelica, die bei dieſen Worten aufgeſtanden war, hob die Kleine mit Heftigkeit auf den Arm und ging ſchweigend in das Nebenzimmer, ihr blondes Haar in das noch blondere des Kindes drückend.

Es trat eine Pauſe zwiſchen den Zurückbleibenden ein.

Als Angelicas Mutter reden wollte, unterbrach Ehrhardt ſie. „Es bedarf deſſen nicht,“ ſagte er, und blickte dabei zu Boden, als würden ihm die Worte ſchwer, „ich werde gehen; nicht heute oder morgen ſchon, aber um einige Wochen und für immer; es iſt Alles vorbereitet. Sie können Recht haben, daß ich es muß.“

„Aber,“ fuhr er fort und legte ſeine Hand auf den Arm der alten Frau, die ihm, wie er nicht verkennen konnte, ihre Zufriedenheit und ihren Dank für dieſe Worte ausſprechen wollte, „aber für den Mann, der vor einer Stunde Ihr Haus verlaſſen hat, wird es daſſelbe bleiben.“

„Gehen Sie nur, gehen Sie nur, Ehrhardt,“ ſagte ſie ſchüchtern, „es kann mit Gottes Hülfe noch Alles wieder gut werden.“

Er blickte rathlos um ſich her, als ſuche er nach Worten der Verſtändigung, die von ihm zu dieſer Frau doch nirgends in der Welt zu finden waren.

Es war um die fünfte Stunde; die Magd brachte das Theegeſchirr und auch Angelica trat wieder herein und ließ das Kind aus ihren Armen an die Erde gleiten. Ehrhardt konnte ſich nicht entſchließen, jetzt zu gehen; er hoffte noch aus ihrem Weſen heraus eine Beſtätigung ſeiner Worte zu gewinnen. So blieb er denn und begann, ſo gut es gehen wollte, über andere Dinge zu ſprechen, während Angelica den Thee bereitete und die Kleine zwiſchen ihnen hin und wieder ging.

Als aber jene, nachdem ſie ihr häusliches Geſchäft beendet, das kleine Mädchen auf den Schooß nahm und ſich bald darauf mit ihr abſeits unter den Akazienbaum ans Fenſter ſetzte, flüſternd und erzählend, das Kind mit beiden Armen an ſich drückend, da fühlte er wohl, ſie wolle ſich vor allen Anſprüchen verſchließen, die er oder Andere an ſie machen könnten.

Seitdem hatte Angelica die Kleine noch öfterer um ſich. — Eines Abends kam Ehrhardt, um ſie abzuholen und dann mit ihr zu ſeiner Schweſter zu geben. Sie war aber ſchon mit dem Mädchen fortgeſchickt. Angelica, die auf ſein Schellen die Flurthür öffnete, ſagte ihm das. Er zögerte einen Augenblick. „Willſt Du nicht eintreten?“ fragte ſie, indem ſie den Thürgriff in der Hand behielt.

Er dankte. „Die Schweſter wartet; ich kam nur des Kindes wegen.“

„Du wirſt ſie noch einholen,“ erwiderte Angelica, „ſie ſind erſt eben fort.“

Er ſagte gute Nacht, ſtieg die Treppe hinab und ging eilig die Straßen entlang, bis er vor der Wohnung ſeiner Schweſter ſtand. — Aber wie ſo oft das innere Erlebniß erſt eine ganze Weile nach dem äußern eintritt, ſo fühlte er auch erſt jetzt, daß Angelica vorhin eine Andere, als ſonſt ihm gegenüber, geweſen ſei. Nun in der Erinnerung erſt hörte er deutlich den Ton ihrer Stimme und ſah ihre Geſtalt im trüben Schimmer des Flurlämpchens vor ſich ſtehen. Er erſchrak; denn er wußte plötzlich, daß er heute nicht willkommen geweſen wäre, wenn er Angelicas Einladung angenommen hätte.

Als er in die Wohnung ſeiner Schweſter kam, war die Kleine ſchon eine geraume Zeit zu Hauſe geweſen, und ſaß plaudernd auf dem Schooße der

Mutter. Ehrhardt trat zu ihnen und ließ ſich erzählen.

„Waren denn Fremde bei der Tante?“ fragte er.

Die Kleine nickte. „Ein Doctor!“ ſagte ſie wichtig. „Der iſt ſchön! Er hat mir Bonbons gegeben.“

Wieder kam ein Augenblick [illegible] Alleinſeins für die Liebenden. Das Gebüſch des Gartens ſchützte ſie wieder einmal vor der Mittagsſonne und vor den Augen der Welt; ſie waren aber nicht wie früher Hand in Hand; es ſchien kein Geheimniß, das ſich mit ihnen hier verbarg.

„Und wenn er noch einmal um Dich werben ſollte?“ fragte Ehrhardt, während ſie ſich an dem ſteinernen Gartentiſchchen gegenüber ſtanden.

„Er wird nicht wieder um mich werben.“

„Aber, wenn er es dennoch thäte?“

„Du quälſt mich!“ ſagte ſie, indem ſie einen Zweig mit ihren Fingern knickte und einige Schritte von ihm abwärts ins Gebüſch ging.

„O Angelica!“ rief er, „ſage, daß es nie geſchehen könne! Denn wenn Du es begangen, davon iſt keine Rückkehr.“

Sie ſagte: „Wie ich jetzt lebe, ſo kann ich nicht fortleben. Was ſoll ich thun?“

„Antworte mir Eines: Iſt jener Mann Dir mehr, als Einer von den Andern?“

Sie antwortete ihm nicht; aber ein Tropfen Blutes ſprang zwiſchen den Zähnen hindurch auf ihre Lippen. — Es war wie Zorn, das ihn bei dieſem Anblick überkam, und er ſchüttelte ihren Arm, daß ſie ihm Rede ſtehe. Aber ſie ſagte nur: „Du kannſt nichts für mich thun; — Du darfſt das nicht von mir verlangen.“

„Angelica!“ ſchrie er; aber ſie ſah ihn mit müden, ausdrucksloſen Augen an; er begrub ſein Geſicht in ihre Hände und ſagte leiſe: „Du liebſt mich ja, Angelica!“ Aber ſie hatte ſich ſchon losgeriſſen; ſie hörte es nicht mehr.

Während deſſen näherten ſich ihr Manche, die ſie ſonſt fern gehalten, die ſich inſtinktmäßig nicht in ihre Nähe gewagt hatten. Sie neigte ſich dem und jenem; nicht weil ihr Herz ſeiner Liebe oder ihre Sinne ihrem Herzen treulos geworden wären; ſondern weil ſie es ſo wollte, weil ſie glaubte, das Leben weiſe ſie auf dieſen Weg.

So zerſplitterte ſie allmählich ihr ſchönes feſtes Herz, ſo verlor ſich bei ihr das Gefühl, daß Liebe nichts wollen dürfe, als nur dem Geliebten angehören, daß in ihm das kleinſte Regen der Neigung Anfang und Ende haben müſſe.

Auch in ihrem Aeußern wurde es anders; ſie hatte ſich früher in Farben und Stoffe gekleidet, hatte ſolche Kleinigkeiten zu ihrem Putze genommen, von denen ſie wußte, daß ſie ihm an ihr gefielen, und dann die Freude über dieſes ihr Verſtändniß in ſeinen Augen nachgeſucht. Nun ſah er Bänder und Farben, von denen er ihr geſagt hatte, ſie ſeien ihm leid an ihrem Körper; ihre Hände, die ſie ihm zu Liebe ſonſt gepflegt hatte, wurden jetzt vernachläſſigt.

Sie ſah ihn dabei leiden; das ſchlimmſte Leiden, das eines Menſchen Bruſt zerreißen kann; ſie ſah es, aber ſie änderte nichts, denn ſie hatte ſchon nicht mehr das Bedürfniß, für ſein Herz zu ſorgen. Der Reiz der Neuheit, der ſtets mit dem Alltäglichen ſich einſtellt, kam an ſie heran; ein Ausdruck von Mißbehagen oder Trauer, den ſie auf dem Geſichte eines fremden Mannes wahrnahm, wenn ſeine Huldigungen nicht von ihr erwidert wurden, konnte ihr Herz zu einer Art mitleidiger Liebe bewegen, während ſie in demſelben Augenblicke überſah, wie auf dem Antlitz des geliebten, ihr ganz gehörenden Mannes die tödtlichſten Qualen zu kämpfen begannen.

War dann ein Abend in ſeiner ſtummen verzweifelnden Gegenwart dahin gegangen, ſo ſprach er ſpäter wohl zu ihr; ſchmerzlich oder heftig, wie eines Menſchen Bruſt in ſolchem Weh bewegt wird. Sie ſchwieg meiſtens ganz darauf, oder antwortete ebenfalls heftig; aber das Verſtändniß der Liebe war von ihnen gewichen. Sie konnten ſich anſchauen mit unendlichem Groll, aber mit noch unendlicherm Schmerz; ſie vergingen in Qual, daß ſie nicht Eins im Andern ſelig ſein konnten, wie ſie es einſt gekonnt; das erlöſende Wort ſchwebte auf ihren Lippen, in ihren Augen; aber ſie fanden es nicht mehr. So entſtand allmählich eine doppelte Angelica; beide hatten ſie die zarte ſchmächtige Geſtalt, das ſonnenblonde Haar, das er vor Allem liebte; aber die eine hing an ſeinen Augen, ſeinen Lippen und hatte nichts, was nicht auch ihm gehörte; die andere wußte nichts von ſeinem Herzen, ſie wandte, wenn er ihren Arm, ihren Nacken berührte, ſich unwillig von ihm ab, wie von einem Frechen, und er, mit erſticktem Wehſchrei in der Bruſt, erkannte das fremde Weſen in der geliebteſten Geſtalt.

Spät Abends vor der Abreiſe nach ſeinem neuen Beſtimmungsorte ſah er Angelica noch einmal in ihrer Wohnung. Als ſie ihm beim Abſchiede, wie ſie es ſeit ihren Kinderjahren gewöhnt war, die Treppe hinunter und bis vor die Hausthür begleitet hatte, — noch dieſes Mal, zum letzten Male Hand in Hand — und als er ſchon, ehe ſie ſich deſſen recht bewußt geworden, „leb' wohl, Angelica!“ geſagt, und während ſie ihm nachſchaute, vor ihr im Dunkel verſchwunden war, kam er plötzlich noch einmal zurück, als wolle er etwas ſagen, das er vergeſſen habe und das ſie dennoch wiſſen müſſe. Aber er bat ſie nur: „Bleib noch ein Weilchen ſtehen, Angelica! — und,“ fügte er leiſe hinzu, „wenn Du hineingehſt, zieh nicht zu hart die Thüre nach Dir zu!“ Sie nickte, und nun ging er wirklich fort.

In den meiſten Häuſern waren ſchon die Lichter ausgethan; nur ſeine Schritte hallten noch auf den Steinen. — Da er tief unten in der Straße war, hörte er die Hausglocke. Er ſchrak zuſammen, als ſei hinter ihm die Thüre ſeines Glückes zugefallen.

III.

In dem Jahre, welches dieſen Vorgängen folgte, war in den öffentlichen Dingen eine Sturm- und Drangperiode eingetreten, welche jede bisherige Berechnung in den Verhältniſſen der Einzelnen über den Haufen warf. Ehrhardt, der in ſeiner neuen Heimath nur ſeltene und allgemeine Kunde über Angelica erhalten hatte, mühte ſich einer Zukunft zu gedenken, an der ſie keinen Antheil habe; gleichwohl aber hatte er nicht verhindern können, daß er fortwährend und ſich ſelber kaum bewußt auf irgend einen unerhörten Zufall hoffte, der ſie ihm dennoch zu eigen geben würde. Und dieſer Zufall war nun wirklich da; er ſah ſich plötzlich in einer äußern Lage, welche ſeine früheren Wünſche in dieſer Beziehung bei Weitem übertraf.

Sobald er die Gewißheit dieſes Umſtandes in der Hand hielt, machte er ſich reiſefertig, und fuhr Tag und Nacht, bis er ſeinen frühern Wohnort erreicht hatte. Es begann ſchon wieder Abend zu werden, als er an den Gärten der Stadt vorbeifuhr, welche gegen die Landſtraße hinaus liegen. Hier kannte er jeden Baum, jedes hölzerne Pförtchen, das an ihm vorüberflog; und eines, ihm das vertrauteſte, ſtand offen; er konnte in das Bosquet hinein bis auf die Gartenbank ſehen; aber es war Niemand da. Der Wagen rollte vorüber.

Bald darauf ſtieg er in einem Gaſthofe ab; denn er wollte ſeine Schweſter nicht ſehen, ehe Alles entſchieden wäre.

Nachdem er ſeine Reiſekleider gewechſelt, ging er in die dunkle Stadt hinaus; in athemloſer Haſt aus einer Gaſſe in die andre, während er mit Gewalt die eindringende Fülle der Gedanken und Vorſtellungen von ſich abzuwehren ſuchte; denn ihm war, als dürfe er ſeine Phantaſie der überſchwenglichen Wirklichkeit nicht vorgreifen laſſen, in welche ihm nun nach wenigen Augenblicken leibhaftig einzutreten beſtimmt ſei.

Endlich ſtand er vor dem wohlbekannten Hauſe, deſſen zwei obere Fenſter auch jetzt, wie zur Zeit, da er hier zuletzt geweſen, erleuchtet waren; wo ihm auch jetzt, wie ſo manches Mal zuvor, der Schatten des Akazienbaumes in den vorgezogenen Gardinen anzudeuten ſchien, daß hier noch Alles auf dem alten Platze ſtehe.

Er läutete an der Hausglocke; er hörte es bald darauf im Hauſe die Treppe herunterkommen und dachte: „Es iſt Angelica.“

Aber ſie war es nicht; ein Dienſtmädchen, das er zuvor im Hauſe nicht geſehen, öffnete die Thür und erkundigte ſich nach ſeinem Begehren. Er fragte nach Angelica.

„Fräulein ſind mit dem Herrn Doctor im Theater,“ ſagte das Mädchen.

„Wer iſt der Herr Doctor?“

„Der Herr Doctor ſind Fräuleins Bräutigam.“

„So!“ — Als er aber die Augen des Mädchens in ſeinem Antlitz forſchen fühlte, ſetzte er hinzu: „Wie heißt denn der Bräutigam Deines Fräuleins?“

Ihm wurde der Name des Mannes genannt, der in jener letzten Zeit zu ſo ſchmerzlichen Erörterungen zwiſchen ihnen Veranlaſſung gegeben hatte; und während dieſe Erinnerung ihn mit allem Grimm der Leidenſchaft anfiel, nahm er beim Schein der Gaslaterne eine Karte aus ſeinem Portefeuille und ſchrieb darauf unter ſeinen Namen: „Um Glück zu wünſchen.“

Aber ſchon im Begriff ſie abzugeben, zog er plötzlich die Hand zurück, zerriß die Karte vor den Augen des erſtaunten Mädchens und ging, ohne einen Auftrag zu hinterlaſſen und ohne ſeinen Namen zu nennen, in den Gaſthof zurück.

Bald ſaß er wieder im Wagen und fuhr, wie am Nachmittag, hinter den Gärten der Stadt vorüber. Das hölzerne Pförtchen warf jetzt im Mondſchein ſeinen Schatten auf den Weg hinaus; ein Streifen Lichtes fiel auf die kleine Bank, die einſam zwiſchen den dunklen Büſchen des Gartens ſtand. — Wo war Angelica? — Einſt war ſie da geweſen; ihre zarten Gliedmaßen, ihr weißes Gewand waren da geweſen, wo jetzt das weſenloſe Mondlicht war; ſie hatte um ſeinen Nacken die Hände in einander gefaltet und die Berührung ihrer Lippen hatte ihm die Kraft geraubt zu gehen, wie er doch ſo feſt gewollt. — Unerbittliche, vergebliche Gedanken ſuchten ihn heim: Wie, wenn er gegangen wäre, was würde jetzt geweſen ſein? Oder, da er zu gehen damals nicht vermochte, wenn er nie gegangen wäre? Wenn er den rückſichtsloſen Muth gewonnen, ſie aller Welt zu Trotz in ſeinen Armen feſtzuhalten? — wie dann Angelica, wie Alles dann geworden wäre?

Längſt lag die Stadt im Rücken und immer weiter fuhr der Wagen in das ſtille Land hinaus. Er hatte ſich in die eine Ecke zuſammengedrückt; und während der Mond durch die Fenſter hereinſpielte und die Dinge draußen wie Schatten an ihm vorüber flogen, maß er mit grauſamem Scharfſinn die Schwäche ſeiner Natur und die Schwere ſeiner Schuld.

Die Zeit verſtrich. Er ging ſeinem Berufe nach, einen Tag wie den andern, und alle Tage waren ſich gleich; denn in der Bruſt dieſes Menſchen war ein todter Fleck, welcher Alles, was ihm auch geſchehen mochte und was die Anderen Freude nannten, in ein graues Einerlei verwandelte.

So ſaß er eines Spätherbſtabends allein in ſeinem weiten Zimmer, den Kopf geſtützt, an einem Tiſch, der mit Büchern und Schriften bedeckt war.

Die Lampe brannte, es war tiefe Stille, nur zuweilen unterbrochen durch den draußen gehenden Wind und durch das Fallen einer ſpäten Frucht im Garten; dann hob er den Kopf von ſeiner Hand und ſah durch die unverhangenen Fenſter in die Dunkelheit hinaus; lange, ſehr lange. Als er die Augen abwandte, blieben ſie auf dem Flügel haften, der verſchloſſen in der Ecke des Zimmers ſtand. Es lagen Briefe darauf; er hatte ſie bei ſeiner Rückkehr am Nachmittage überſehen. Nun legte er ſie vor ſich hin und brach ſie; es waren fremde, gleichgültige Namen darunter, nur einer von bekannter Hand; er hatte ſie lange nicht geſehen, von Freundeshand. Er zögerte ihn zu brechen, er beſah die Aufſchrift, den Stempel; ſein Herz klopfte hörbar, der Brief wurde ſchwer in ſeiner Hand. Endlich brach er ihn doch und las; und als er die erſte Seite umgewandt hatte, las er auf der zweiten:

„Angelica's Verbindung iſt vor der Hochzeit durch den Tod des Bräutigams gelöſt; komm nun und hole dir dein Glück! — —“

Die Schrift verſchwamm ihm vor den Augen, das Papier flog in ſeiner Hand; dann überfiel ihn unerbittliche Wehmuth. Heimweh, flehend mit Kinderſtimme, kam an ihn heran und führte ihn ſeine träumeriſchen Irrgänge; weit, weit aus ſeiner Einſamkeit — in einen ſtillen Garten — über einen See im klaren Mittagsſonnenſchein — dann hinein in den Abend auf dunklem Waldpfad, wo ſich das Mondlicht durch die Blätter ſtahl, wo er ihre Geſtalt kaum ſah, nur die ſchmale Hand in der ſeinen fühlend, die ſie heimlich ihm zurückgereicht — dann zurück in frühe, früheſte Zeit — ſie hatte ihn einſt daran erinnert, das Haar an ſeine Wange lehnend — in ein Zimmer ihres älterlichen Hauſes; das kleine blaſſe Mädchen in den blonden Flechten beim Vorleſen ihr Schemelchen an ſeine Kniee rückend, andächtig aufhorchend, zu ihm emporſchauend, bis er die Hand auf ihr Köpfchen legte und ſie endlich, wie ſie es wollte, im Stillen zu ſich auf den Schooß nahm — dann wieder, wie er ſie nie geſehen; aber es war ein Geſtändniß der innigſten Stunde — das leidenſchaftliche Kind, ſchlaflos die Nacht durchweinend, der zufälligen Nähe des heimlich Geliebten ſich bewußt, die Händchen an die kleine Bruſt gepreßt, die ſchon ſo früh den Gott in ſich empfangen — und ſpäter dann, ihm ganz gehörend, über ihn gebeugt, das Haar über ihn herabfallend, er ſelbſt an ihrem Leibe hängend, nur Eins im Andern Aug' in Auge untergehend.

Er ſank auf ſeine Kniee, er ſtreckte die Arme nach ihr aus und rief ſtammelnd vor Schmerz und Leidenſchaft ihren Namen. — Aber ſie kam nicht, die er rief, ſie konnte nicht mehr kommen; der Zauber ihres Weſens, wie er noch einmal vom Abendſchein erinnernder Liebe angeſtrahlt erſchien, war in der ganzen Welt nur noch in ſeiner Bruſt zu finden. —

Die Lampe brannte ſchon nicht mehr, ein trüber Mond war draußen aufgegangen und ſah herein. Da ſtand er auf, und, ſeine Schreibſchatulle aufſchließend, nahm er ein Päckchen Briefe aus einer Schublade und löſte die Schnur, womit ſie zuſammengebunden waren; dann nahm er den eben geleſenen Brief, legte ihn zu den anderen und verſchloß das Päckchen wieder an ſeinen alten Ort.

Nachdem er das gethan, öffnete er das Fenſter und lehnte ſich weit hinaus. Es regnete, die ſchweren Tropfen fielen in ſein Haar, auf ſeine heißen Schläfen. So lag er lange regungslos, gedankenlos; nur im Innern das heimliche Toben ſeines Blutes fühlend und mechaniſch unter ſich auf das Rauſchen der Blätter horchend. Aber die Natur, in der er ſchon ſo oft ſich ſelber wiedergefunden, kam ihm auch hier zu Hülfe; ſie zwang ihn nicht, ſie wollte nichts von ihm;

aber ſie machte ihn allmählich kühl und ſtill. Und als er endlich ſeiner Sinne und ſeiner Seele wieder Herr geworden war, da wußte er auch, daß er erſt jetzt Angelica verloren und daß ſein Verhältniß zu ihr erſt jetzt für immer abgeſchloſſen und zu Ende ſei.

Ein grünes Blatt.

Es war ein altes Buch, eine Art Album; aber lang und ſchmal wie ein Gebetbuch, mit groben gelben Blättern. Er hatte es während ſeiner Schülerzeit in einer kleinen Stadt vom Buchbinder anfertigen laſſen, und ſpäter überall mit ſich umhergeſchleppt. Verſe und Lebensannalen wechſelten mit einander, wie ſie durch äußere oder innere Veranlaſſung entſtanden waren. In den letzteren pflegte er ſich ſelbſt als dritte Perſon aufzuführen; vielleicht um bei gewiſſenhafter Schilderung das Ich nicht zu verletzen; vielleicht — ſo ſchien es mir, — weil er das Bedürfniß hatte, durch ſeine Phantaſie die Lücken des Erlebniſſes auszufüllen. Es waren auch meiſtens unbedeutende Geſchichten oder eigentlich gar keine; ein Gang durch die Mondnacht, eine Mittagsſtunde in dem Garten ſeiner

Aeltern waren oftmals der ganze Inhalt; in den Verſen mußte man über manche Härte und über manchen falſchen Reim hinweg. Dennoch, weil ich ihn liebte und da er es mir erlaubt hatte, las ich gern in dieſen Blättern.

Auch hierher in's Feldlager hatte er das Buch im Ranzen mitgeführt; im nächtlichen Gefechte hatte es ihn begleitet, es hatte den Krieg mitgemacht; die letzten Seiten waren mit Zeichnungen von Schanzen und Fortificationen angefüllt.

Unſere Compagnie war auf Vorpoſten geweſen; jetzt lagen wir wieder in unſerer Hütte. Sie war dicht und trocken; der draußen fallende Regen drang nicht herein.

Er hatte ſein Putzzeug hervorgenommen und ſäuberte den Roſt von unſeren Büchſen; ich ſaß auf meinem Ranzen und ſtudirte ſeine ſämmtlichen Werke, jenes ſeltſam geformte Tagebuch, das zugleich unſre ganze Feldbibliothek ausmachte. Und wie ich, ſo oft ich auch darin geblättert, doch jedesmal etwas gefunden, was ich zuvor überſehen hatte, ſo wurden jetzt zum erſten Mal meine Augen durch ein eingelegtes Buchenblatt gefeſſelt. Daneben ſtand geſchrieben:

Ein Blatt aus ſommerlichen Tagen,
Ich nahm es ſo beim Wandern mit,
Auf daß es einſt mir könne ſagen,
Wie laut die Nachtigall geſchlagen,
Wie grün der Wald, den ich durchſchritt.

„Das Blatt iſt braun geworden,“ ſagte ich.

Er ſchüttelte den Kopf. „Lies nur die andere Seite.“

Ich wandte um und las:

⁂

Es mochte ein Student ſein; vielleicht ein junger Doctor, der auf dem ſchmalen Fußſteige über die Haide ging. Die Kugelbüchſe, welche er am ledernen Riemen über der Schulter trug, ſchien ihm ſchwer zu werden; denn jezuweilen im Weiterſchreiten nahm er ſie in die Hand, oder hängte ſie von einer Schulter auf die andere. Seine Mütze hatte er abgenommen; die Nachmittagsſonne glühte in ſeinen Haaren. Um ihn her war alles Gethier lebendig, was auf der Haide die Juniſchwüle auszubrüten pflegt; das rannte zu ſeinen Füßen und arbeitete ſich durchs Geſtäude, das blendete und ſchwärmte ihm vor den Augen und begleitete ihn auf Schritt und Tritt. Die Haide blühte, die Luft war durchwürzt von Wohlgerüchen.

Nun ſtand der Wanderer ſtill, und blickte über die Steppe, wie ſie ſich endlos nach allen Richtungen hinauszog; ſtarr, einförmig, mit rothem Schimmer ganz bedeckt. Nur vor ſich in nicht gar weiter Ferne ſah er einen Waldzug, an deſſen Ende ein Faden weißen Rauches in die klare Luft hinaufſtieg. Das war Alles.

In ſeiner Nähe, zur Seite des Steiges, lag ein niedriger Hügel, voll Brombeerranken und wilder Roſenbüſche, ein Grabmal unbekannten Volkes, wie hier viele ſind. Er ſtieg hinauf und überſah auch von dieſem höhern Standpunkte noch einmal die unermeßliche Fläche; aber er gewahrte nichts, als nur am Saume des Waldes eine einſame Kathe, aus deren Dach der Rauch emporquoll, den er zuvor geſehen hatte. Er riß einen Büſchel Haide aus dem harten Boden und ſenkte ſein Auge in den feinen Stern der Blüthe; dann nahm er ſeine Büchſe herunter und ſtreckte ſich in die warmen Kräuter, den Kopf in die Hand geſtützt, die Blicke vor ſich hinſendend, bis ſeine Gedanken in der heißen zitternden Luft zergingen.

Und wie nun ſo auch der Hall des eignen Schrittes, der bisher mit ihm gewandelt, aufgehört hatte, und er nichts vernahm, als die Haide entlang das

Zirpen der Heuſchrecken und das Summen der Bienen, welche an den Kelchen hingen, mitunter in unſichtbarer Höhe über ſich den Geſang der Haidelerche, da überkam ihn unbezwingliche Sommermüdigkeit. Die Schmetterlinge, die blauen Argusfalter, gaukelten auf und ab, dazwiſchen ſchoſſen roſenrothe Streifen vom Himmel zu ihm hernieder; der Duft der Eriken legte ſich wie eine zarte Wolke über ſeine Augen.

Der Sommerwind kam über die Haide und weckte eine Kreuzotter, die ſich nicht weit davon im Staube ſonnte. Sie löſte ihre Spirale und glitt über den harten Boden; das Kraut rauſchte, als ſie den ſchuppigen Leib hindurchzog. Der Schlafende wandte den Kopf, und halb erwachend ſah er in das kleine Auge der Schlange, die neben ſeinem Kopfe hinkroch. Er wollte die Hand erheben, aber er vermochte es nicht; das Auge des Gewürmes ließ nicht von ihm. So lag er zwiſchen Traum und Wachen. Nur wie durch einen Schleier ſah er endlich die Geſtalt eines Mädchens auf ſich zukommen, kindlich faſt, doch kräftigen Baues, das Haar in dicken blonden Zöpfen. Sie bog die Ranken zur Seite und ſetzte ſich neben ihm auf den Boden. Das Auge der Schlange ließ ihn los und verſchwand; er ſah nichts mehr. Dann kam der Traum. Da war er wieder der Hans im Märchen, wie er es oft als Knabe geweſen war, und lag im Graſe vor der Schlangenhöhle, um die verzauberte Prinzeſſin zu erlöſen. Die Schlange kam heraus und rief:

„Aſchegraue Wängelein,
Weh dem armen Schlängelein!“

Da küßte er die Schlange, und da war's geſchehn. Die ſchöne Prinzeſſin hielt ihn in ihren Armen, und — wunderlich war es — ſie trug ihr Haar in zwei aſchblonden Zöpfen und ein Mieder wie eine Bauerndirne.

Das Mädchen hatte ihre Hände um die Kniee gefaltet, und ſah unbeweglich über die Haide hinaus. Nur das heimliche Rauſchen und Wimmeln in der unendlichen Pflanzendecke, hie und da ein Vogelruf aus der Luft oder unten vom Moor herauf, dazwiſchen das Athmen des Schlafenden, ſonſt kein Laut. So verging eine Spanne Zeit. Endlich neigte ſie ſich über ihn; die langen Flechten fielen auf ſeine Wangen. Er ſchlug die Augen auf; und wie er ſo das junge Antlitz über dem ſeinen ſchweben ſah, da ſagte er noch halb im Traume: „Prinzeſſin, was haſt du für blaue Augen!“

„Ganz blaue!“ ſagte ſie, „die ſind von meiner Mutter!“

„Von deiner Mutter? — Haſt du denn eine Mutter?“

„Du biſt nicht klug!“ ſagte das Mädchen, indem ſie aufſprang; „ſie hat vor vier Wochen den Vogt geheirathet. Seitdem bin ich beim Großvater.“

Nun wurde er völlig wach. „Ich bin irre gegangen,“ ſagte er, „in der eignen Heimath. Du mußt mir auf den Weg helfen, du — wie heißt du denn?“

„Regine!“ ſagte ſie.

„Regine ... und ich heiße Gabriel!“

Sie ſah ihn groß an.

„Nein nicht der Engel Gabriel!“

„Lache nur nicht!“ ſagte ſie, „den kenne ich beſſer als dich!“

„Der Tauſend! So biſt du wohl des Schulmeiſters Enkelkind.“

Sie ſagte: „Mein Vater war Schulmeiſter, er iſt im vorigen Frühjahr geſtorben.“ —

Beide ſchwiegen einen Augenblick; dann ſtand Gabriel auf und bedeutete ihr, wie er noch bis zum nächſten Morgen jenſeit der Fähre in der Stadt ſein müſſe. Sie zeigte mit der Hand nach dem Walde. „Dort wohnt mein Großvater," ſagte ſie, „du kannſt erſt Veſper mit uns eſſen; nachher weiſe ich dir den Weg." Als Gabriel das zufrieden war, trat ſie von dem ſchmalen Fußpfade auf die Haide hinüber und ſchlug die Richtung nach dem Walde ein. Die Blicke des jungen Mannes folgten unwillkürlich ihren Füßen, wie ſie behend und ſicher über die harten Stauden dahinſchritten, während bei jedem Tritt die Grillen vor ihr aufflogen. So gingen ſie mitten durch den Sonnenſchein, der wie ein Goldnetz über den Spitzen der Kräuter hing; mitunter rieſelte ein warmer Hauch über die Steppe und erregte den Duft der Blüthen um ſie her. Schon hörten ſie dann und wann im Walde das Rufen der Buchfinken und in den Wipfeln der hohen Buchen das ſcheue Flattern der Waldtauben. Gabriel aber, des Reiſezieles gedenkend, hub an zu ſingen:

„Es liegen Wald und Haide
Im ſtillſten Sonnenſchein.
Wir hätten gerne Frieden;
Doch iſt es nicht beſchieden,
Geſtritten ſoll es ſein.

Nun gilt es zu marſchiren
In feſtem Schritt und Tritt;
Der Krieg iſt losgelaſſen,
Er ſchreitet durch die Gaſſen,
Er nimmt uns alle mit!

So leb' denn wohl, lieb Mutter!
Die Trommel ruft ins Glied.
Mir aber in Herzensgrunde
Erklingt zu dieſer Stunde
Ein deutſches Wiegenlied.“

„Krieg?“ ſagte Regine, indem ſie ſtehen blieb und ſich nach dem Sänger umwandte.

Gabriel nickte.

„Sprich nicht davon zum Großvater,“ ſagte ſie, „er glaubt doch nicht daran.“

„Und du?“ fragte Gabriel. „Was glaubſt du ſelber denn?“

„Ich? — — Was geht uns Dirnen der Krieg an!“

Der junge Mann ſagte nichts darauf, und beide ſetzten ſchweigend ihre Wanderung fort. Aus der formloſen Maſſe des Waldes trat nun das Laub der Buchen und Eichbäume in ſcharfen Umriſſen hervor, und bald gingen ſie im Schatten des Geheges entlang, bis ſie das Ende deſſelben erreicht hatten. Hier, wo auch die Haide aufhörte, ſtand im Schein der Nachmittagsſonne eine kleine Käthnerwohnung. Eine Katze, die ſich auf dem niedrigen Strohdache geſonnt hatte, ſprang bei ihrer Ankunft auf den Boden und ſtrich ſpinnend um die halb geöffnete Hausthür. Sie traten in eine ſchmale Vordiele, welche an den Wänden hin mit leeren Bienenkörben und mancherlei Gartengeräthe ganz beſetzt war. Zu Ende derſelben klinkte Regine eine Thür auf, und Gabriel ſah über ihre Schulter in ein kleines Zimmer; aber es war nichts darinnen, als einſamer Sonnenſchein, der an den Meſſingknöpfen des Ofens ſpielte und der Pendelſchlag einer alten Schwarzwälder Wanduhr.

„Wir müſſen nach dem Immenhof,“ ſagte das Mädchen. Gabriel lehnte ſeine Büchſe in eine Ecke des Zimmers; dann gingen ſie in den Garten, der unmittelbar unter den Fenſtern lag. — Aus der Hausthür waren ſie unter das Laubdach eines mächtigen Kirſchbaumes getreten, der ſeine Zweige über das Haus verbreitete; ein gerader Steig zwiſchen ſchmalen Gemüſebeeten führte ſie durch den Garten, und aus dieſem heraus auf eine kleine Wieſe, von welcher ein viereckiges Plätzchen durch dichte Buchenhecken abgezäunt war. Die kleine Pforte, welche den Eingang zu demſelben verſchloß, war niedrig genug, daß Gabriel über ſie hinweg das Innere überſehen konnte. Als ſie herangetreten waren, gewahrte er gegenüber an der Laubwand, ſchon in halbem Schatten, ein hölzernes Bienenhäuschen, worauf die Strohkörbe neben und in doppelter Reihe über einander ſtanden. Seitwärts auf einem Bänkchen ſaß ein Greis in der Bauerntracht dieſer Gegend; die Sonne ſchien auf ſeine gänzlich weißen Haare. Eine Drahtmaske, ein leerer Korb und anderes Geräthe lag neben ihm auf der Erde; in der Hand hielt er einen Meliſſenſtengel, den er aufmerkſam zu betrachten ſchien. Im ſchärfern Hinſehen bemerkte Gabriel, wie das Kraut von einzelnen Bienen umſchwärmt wurde, während andere von den Blättern auf die Hände des alten Mannes hinüberkrochen.

„Iſt das dein Großvater?“ fragte er das Mädchen.

„Es iſt eigentlich mein Urgroßvater;“ ſagte ſie, „er iſt ſchon undenkbar alt.“

Sie zog das Pförtchen zurück.

„Biſt du es, Regine?“ fragte der Greis.

„Ja, Großvater.“

„Die Königin hat geſtern Abend umſonſt geſungen,“ ſagte er. „Nun muß ich morgen wieder auf den Poſten.“ Indem wandte er den Kopf und ſah nach den Ankommenden hinüber. „Treten Sie nur herein, junger Herr,“ ſagte er. „Mit dem Schwärmen hat es heut' ein Ende.“

Sie traten hierauf in den innern Raum. Regine nahm den leeren Korb und die übrigen Geräthe, deren es nun für heute nicht mehr bedurfte, und ging damit ins Haus zurück. Der Alte ſtrich behutſam die Bienen von ſeiner Hand. „Sie haben Menſchenverſtand,“ ſagte er, „man ſoll nur die Geduld haben.“ Dann legte er das Kraut vor dem nächſten Stock in's Gras und reichte Gabrieln die Hand.

Dieſer mußte ſich neben ihm auf die Bank ſetzen und der Greis erzählte ihm von ſeinen Bienen, wie er ſie ſchon als Knabe gehegt, wie er ſpäter, nun ſchon vor über ſiebenzig Jahren, dieſen Zaun gepflanzt habe, und wie ſie darauf ihm ſo reichen Gottesſegen zugetragen, daß er ſeinen Hausſtand damit habe einrichten können; und weiter dann von ſeiner Hochzeit, von Taufen und Todestagen, von ſeinen Kindern, von Enkeln und Enkelkindern, und die Bienen gehörten allenthalben mit dazu. — Die Worte des alten Mannes hörten ſich wie ein rieſelndes Waſſer; ein Stillleben nach dem andern entfaltete ſich aus dieſen milden Reden, Gabriel hatte den Kopf in die Hand geſtützt und blickte nach den Bienen, die nur noch einzeln über die grünen Wände herüber kamen. Mitunter auch hörte er jenſeit des Gartens im Hauſe die Thüren gehen, mitunter ſchlüpfte eine Grasmücke durch die Blätter und ſah ihn mit neugierigen Augen an. So dauerte es eine ganze Weile. Regine war wieder von außen herangetreten, ſie lehnte mit dem Ellenbogen über die Pforte und hörte ſchweigend zu; wie aus einem Rahmen ſchaute das friſche Mädchenantlitz zwiſchen den Blättern hervor.

Das Gewimmel in den Lüften hatte ſich allgemach beruhigt, der grüne Raum war nun faſt ganz verſchattet. Gabriel ſchaute nach dem Mädchen hinüber; der Alte erzählte langſam weiter. Manchesmal freilich ſchien er die Zeiten zu verwechſeln, die Söhne mit den Enkeln, die Enkel mit den Enkelkindern. Dann ſagte das Mädchen wohl: „Ihr irrt euch, Großvater; es war mein Ohm, es war meine Mutter, von der ihr ſprecht.“ Der Alte aber ſagte dann ſtrenge: „Ich kenne ſie alle; ich bin nicht ſo vergeſſen.“ — Endlich, als es kühler zu werden begann, ſtand er auf. „Wir wollen ins Haus gehen;“ ſagte er, „es wird Abend, die Thiere ſind auch ſchon zu Quartier.“ Dann, nachdem ſie mit einander hinausgegangen waren, ſchob er ſorgfältig den Riegel vor die kleine Pforte.

Als ſie ins Zimmer traten, ſpielte nur noch oben an den Balken ein ſchwaches Sonnenſchillern; die Levkojen auf dem Fenſterbrette verbreiteten ſchon den ſtärkern Duft des Abends. Ein Tiſch mit grobem Leintuch bedeckt, war zwiſchen die beiden Fenſter gerückt: die glatten Schnitte Schwarzbrodes, die gelbe Butter, die Gläſer mit friſcher Milch nahmen ſich ſauber darauf aus. Der Alte ſetzte ſich in den Lehnſtuhl an das eine Fenſter und Gabriel mußte ihm gegenüber an dem andern Platz nehmen, während Regine, die kleine Wirthſchaft beſorgend, aus und ein ging.

Dann aßen ſie von den einfachen Speiſen, und Gabriel ſah von Zeit zu Zeit durch die kleinen Scheiben in den Garten hinaus. Der Alte hatte ſeine Brille aufgeſetzt; er nahm mit der Meſſerſpitze ein kleines Nachtgeziefer aus ſeiner Milch und legte es ſorgfältig auf den Tiſch. „Es wird noch wieder fliegen,“ ſagte er, „man muß der Creatur in ihren Nöthen beiſtehn.“

Schon mehrmals hatte Gabriel es vor dem Fenſter in dem alten Kirſchbaum krachen hören. Als er nun hinausblickte, ſah er noch eben zwei flinke Füßchen zwiſchen den Zweigen verſchwinden, und gleich darauf flogen einzelne Vögel krächzend über den Garten hin. Aus der Ferne, es mochte im Walde ſein, tönten die einförmigen Schläge der Holzaxt.

„Es iſt wohl weit bis zu den nächſten Dörfern?“ ſagte er.

„Wohl faſt eine Stunde,“ erwiderte der Alte, „das Haus ſteht recht in Gottes Hand! — Seit die Schulmeiſterin wieder gefreit hat, iſt nun das Mädchen bei mir.“ — Er wies mit der Hand nach einem Brettchen über der Thür, auf welchem Gabriel neben anderen Kleinigkeiten eine Anzahl wohlerhaltener Bücher gewahrte. „Die hat ſie alle noch vom Vater,“ ſagte der Alte, „aber ſie iſt nicht für das Leſen; ſie hat keine Ruhe im Hauſe. Nur wenn am Sonnabend der Bettelfritz mit ſeinen Hexengeſchichten herüberkommt; — das hat kein Ende; wenn die beiden hinterm Ofen beiſammenſitzen.“

Indem trat das Mädchen in die Stube und ſchüttete einen Haufen rother Glaskirſchen aus ihrer

Schürze auf den Tiſch. „Die Droſſeln ſind wieder vom Wald herüber geweſen!“ ſagte ſie.

„Du mußt die Diebe einſperren,“ erwiderte Gabriel, der einen leeren Käſig am Fenſterkreuz gewahrte. Das Mädchen winkte ihm heimlich mit den Augen; der Alte aber drohte mit dem Meſſer nach ihr hin. „Das iſt ein Schelm!“ ſagte er, „ſie läßt ſie immer wieder fliegen.“ — Gabriel ſah ſie an. Sie lachte; das Blut war ihr in die Wangen geſtiegen. Als er aber die Augen nicht wieder von ihr wandte, nahm ſie den einen ihrer blonden Zöpfe zwiſchen die Zähne und lief zur Stube hinaus. Gabriel hörte, wie ſie draußen die Hausthür hinter ſich zuſchlug.

„Sie iſt eben wie ihr Vater ſelig,“ ſagte der alte Mann und lehnte ſich ſtill in den Stuhl zurück. — Es war ſchon abendlich geworden, vom Garten dunkelten die Bäume ſtark herein. Gabriel erzählte nun, wie er ſchon morgen mit dem Früheſten in der Stadt ſein müſſe, und fragte nach den Steigen und Richtwegen, die er etwa einzuſchlagen habe.

„Der Mond wird bald aufgehen,“ ſagte der Alte, „bei Nachtzeit iſt jetzt das beſte Wandern.“

Sie ſprachen noch eine Weile fort. Als es aber dunkler wurde, verſtummte der Alte allgemach und ſah mit geſpannten Augen durch die trüben Scheiben in den Garten hinaus. Und wie Gabriel die friedliche Geſtalt des Greiſes ſo ſich gegenüberſah — aus der tiefen Dämmerung, die nach und nach die Kammer erfüllt hatte, noch kaum hervorſehend — da ſchwieg auch er. So wurde es immer ſtiller; die alte Wanduhr hatte allein das Wort behalten.

Endlich, da Regine noch immer nicht zurückkehrte, und ſchon die Mondhelle von jenſeit des Gartens heraufkam, ſtand er auf, um von dem Mädchen Abſchied zu nehmen. Er ging in den Garten; aber er ſah dort nichts von ihr. Da hörte er es zwiſchen den Erbſenbeeten rauſchen und hier fand er ſie, ein Körbchen neben ſich, das ſchon zur Hälfte mit den gepflückten Schoten angefüllt war.

„Es iſt ſpät, Regine,“ ſagte er, indem er zwiſchen die Ranken zu ihr hineintrat, „ich werde gehen müſſen; ich möchte mit Sonnenaufgang in der Stadt ſein.“

Regine pflückte weiter, ohne aufzuſehen. „Es iſt nicht gar ſo weit,“ ſagte ſie, und bückte ſich, und langte zwiſchen den Stangen durch nach den tiefſt hängenden Schoten.

„Kommſt du denn auch nach drüben?“ fragte Gabriel.

— „Ich? — — Ich nicht; ich komme nicht ſo weit. Nur einmal war ich fort; mein Vater hatte eine Schweſter im Norden, wir fuhren faſt den ganzen Tag. Aber mir gefiel's nicht dort; ich verſtand die Ausrede der Leute nicht, und wenn ich mit ihnen ſprach, fragten ſie mich allezeit, wo ich zu Haus ſei.“

„Aber du haſt es einſam hier; ſo alle Tage mit dem alten Mann!“

Sie nickte. „Im Dorfe drunten iſt's luſtiger! Sie haben dem Alten auch öfters zugeredet, der Vogt und meine Mutter; aber er zieht nicht fort von hier; er ſagt, er könne die Luft nicht vertragen zwiſchen den Häuſern in der Dorfſtraße.“

Gabriel hatte ſich zu ihr geſetzt und half ihr pflücken. Regine ſchüttelte mitunter das Körbchen, das ſchon den Vorrath nicht mehr faſſen wollte. Die Dämmerung nahm immer zu; ſie ſuchten mit den Händen nach den Schoten, die ſie kaum noch ſehen konnten und die endlich immer wieder über den Rand des voll gehäuften Korbes hinabglitten. Aber ſie ließen nicht ab; ſie pflückten langſam weiter, als ſei es ihnen damit angethan. — Da hörte Gabriel einen Ton, dumpf, als käme er aus der Erde; und der Boden unter ihm ſchütterte kaum merklich. — Er neigte das

Ohr gegen die Erde und horchte. Da war es wieder; und bald noch einmal. Was geſchah drüben, daß jetzt zur Nachtzeit die Kanonen gingen? — — Regine ſchien nichts davon gehört zu haben; denn ſie hob den Kopf ein wenig und ſagte: „Es ſchlägt zehn Uhr im Dorf.“ Gabriel ſprang auf; eine ſehnſüchtige Ungeduld befiel ihn, es litt ihn nicht länger in der ahnungsloſen Stille dieſes Ortes. „Regine,“ ſagte er laut, „wenn ich nun wiederkäme!“

Sie wandte raſch den Kopf zu ihm empor, und er ſah bei der Dämmerung in ihre großen glänzenden Augen.

Dann hörten ſie die Schritte des alten Mannes auf dem Gartenſteige, und Gabriel trat ihm entgegen, um ihm zu danken und zu ſagen, daß er gehen wolle. Als aber dieſer ihm noch einmal den nun einzuſchlagenden Richtweg bedeuten wollte, ſtand Regine auf und ſagte ruhig: „Laßt nur, Großvater; ich gehe mit zur Fähre.“

Der Großvater nickte und reichte Gabriel die Hand; dann aber, ihn noch einmal an der Kugelbüchſe zurückhaltend, auf die er ſchon in der Kammer unterweilen einen ſcharfen Blick geworfen hatte, ſagte er mit ſchlauem Lächeln: „Wir ſehen uns noch wieder, junger Herr; Sie kommen ſchon zurück — — — morgen oder übermorgen.“ — Darauf trat er unter die Hausthür, und Gabriel folgte Reginen durch den Garten. Als ſie auf die Wieſe hinausgekommen waren, ſchien ihnen der Mond ins Angeſicht. Am Immenhofe führte der Pfad vorüber; aber es war ſtille geworden darinnen; nur ein Nachtſchmetterling flog ſurrend über das ſchlafende Königreich der Bienen. Kaum einige tauſend Schritte vor ihnen lag der Wald mit ſeiner ſchwarzen geheimnißvollen Maſſe. Als ſie die feuchten Schatten erreicht hatten, welche weithin über die Wieſen fielen, konnte Gabriel eine kurze Leiter aus Fichtenſtämmen erkennen, welche zwiſchen dichten Gebüſchen in das höher gelegene Gehege hinaufführte. Sie bogen das Gezweig bei Seite und traten von der Leiter in das Innere des Waldes. Ein Fußpfad, jetzt kaum erkennbar in der Dämmerung, führte ſie ſeitwärts hart am Waldesſaum entlang, ſo daß ſie zwiſchen den einzelnen Bäumen und Gebüſchen auf die draußen im Mondſchein liegenden Wieſen hinausſehen konnten. Regine ging voran. Das Mondlicht ſpielte zwiſchen den Zweigen herein und hing ſich wie Tropfen an den dunkeln Blättern, mitunter ſtreifte ein voller Strahl den blonden Mädchenkopf, der dann auf einen Augenblick klar aus dem Dunkel hervortrat, um ſogleich wieder darin zu verſchwinden. Gabriel ging ſchweigend hinter ihr her; er hörte nichts, als das Rauſchen ihrer Füße in dem überjährigen Laube und das Arbeiten der Käfer in den Baumrinden; kein Luftzug; nur das feine elektriſche Kniſtern in den Blättern rührte ſich kaum hörbar. Nach einer Weile kam aus dem Dunkel des Waldes etwas angerannt und trabte ihnen zur Seite. Gabriel ſah zwei Augen in ſeiner Nähe blitzen. „Was iſt das?“ fragte er.

Ein Rehkalb ſprang in den Weg. „Das iſt mein Kamerad!“ rief das Mädchen; dann lief ſie pfeilſchnell auf dem Steige fort; das Thier hinter ihr drein.

Gabriel blieb zurück und lehnte ſich an einen Baum; er hörte es zwiſchen den Büſchen rauſchen, er hörte das Mädchen in die Hände klatſchen, dann Alles in der Ferne verſchwinden. Es wurde ſtill um ihn her; nur die geheimnißvolle Muſik der Sommernacht wurde wieder ſeinem Ohre vernehmbarer. Er hielt den Athem an, er lauſchte, er horchte den tauſend feinen Stimmen, wie ſie auftauchten, hinſchwanden, bald in unbegreiflicher Ferne, dann zum Erſchrecken nahe; ungreifbar leiſe, verhallend und immer wieder erwachend; er wußte nicht, waren es die Quellen, die durch den Wald zu den Wieſen hinabliefen, oder war es die Nacht ſelbſt, die ſo melodiſch raun. Der Morgen, an dem er das Haus verlaſſen hatte, der Abſchied von ſeiner Mutter lag hinter ihm wie eine längſt vergangene Zeit.

Endlich kam das Mädchen zurück. Sie legte die Hand auf ſeine Büchſe. „Es iſt ſo zahm,“ ſagte ſie, „wir rennen oft zuſammen!“

Das Klirren des Gehenkes weckte ihn. „Komm nur,“ ſagte er, „und weiſe mir den Weg!“ Sie ſchwieg einen Augenblick; dann, dem Gaſte gehorſam, bog ſie von dem Steige, auf dem ſie bisher gewandert waren, quer in den Wald hinein. Jeder betretene Pfad hörte hier auf; Baumwurzeln krochen am Boden hin und fingen den Fuß des Wanderers; niederhängende Zweige ſchlugen ihm ins Geſicht oder zupften ihn an der Büchſe; es wurde ſo finſter, daß er die Geſtalt des Mädchens, welche waldkundig und unverſehrt durch die Zweige ſchlüpfte, nicht mehr erkennen konnte. Nur manchmal, wenn er plötzlich von unſichtbaren Dornen geritzt, einen ungeduldigen Aufruf nicht zu unterdrücken vermochte, hörte er vor ſich ihr ſchadenfrohes Gelächter. Endlich aber harrte ſie ſeiner und reichte ihm ſchweigend die Hand zurück. So gingen ſie weiter. Ein Plätſchern ſcholl aus der Ferne; Gabriel lauſchte. „Es iſt das Fährboot," ſagte ſie, „dort unten liegt die Bucht." Bald konnte er deutlich das Geräuſch von Ruderſchlägen unterſcheiden; dann traten die Bäume plötzlich auseinander und ſie ſahen frei ins Land hinaus, das in den ſanften Umriſſen der Mondbeleuchtung zu ihren Füßen lag. Die Wieſen waren ganz von ſilbergrauem Thau bedeckt; darüber lief der Fußpfad wie ein dunkler Strich zur Bucht hinab. Die Brücke des Mondſpiegels ſtreckte ſich zitternd über das Waſſer; das Fährboot, von der andern Seite kommend, trat eben wie ein Schatten in den hellen Schein. Gabriel blickte nach dem jenſeitigen Ufer hinüber; aber er ſah nur Duft und Dämmerung.

„Nicht weiter," ſagte das Mädchen, und zog ihre Hand aus der ſeinen; „hier über die Wieſen geht der Weg zur Fähre; du kannſt nicht fehlen."

Sie ſelber ſtanden noch im Schatten; aber bei der Fülle des Lichtes, die draußen webte, konnte er ihre ganze Geſtalt erkennen und jedes Regen ihrer Gliedmaßen. Sie hatte im Laufen ihre Flechten aufgebunden, die nun wie ein Kranz auf ihrer Scheitel lagen. Sie erſchien ihm auf einmal ſo ſtolz und jungfräulich; er konnte die Augen nicht von ihr laſſen, als ſie in den Mondſchein hinauswies und ihm die Wege zeigte, die er gehen ſolle.

„So lebe denn wohl, Regine!“ ſagte er, und reichte ihr die Hand.

Aber ſie trat vor ihm zurück und ſagte zögernd: „Sag' mir noch Eines, ... weshalb mußt du in den Krieg?“

„Weißt du es nicht, Regine?“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Großvater ſpricht nicht davon,“ ſagte ſie, und ſah wie ein Kind an ihm herauf.

Er verlor ſich ſtumm in ihren Augen; eine Nachtigall ſchlug plötzlich neben ihnen aus den Büſchen, die Blätter ſäuſelten. Sie ſtand ihm gegenüber, ohne Regung, kaum belebt von lindem Athmen; nur in ihren Augen, im tiefſten Grunde, rührte ſich die Seele; er wußte nicht, was ſo ihn anſchaute.

„Sprich nur!“ ſagte ſie endlich.

Er ergriff einen Zweig, der ihr zu Häupten hing, und brach ein Blatt herab. „Es iſt für dieſe Erde,“ ſagte er, „für dich, für dieſen Wald — — — damit hier nichts Fremdes wandle, kein Laut dir hier begegne, den du nicht verſtehſt, damit es hier ſo bleibe wie es iſt, wie es ſein muß, wenn wir leben ſollen, — unverfälſchte, ſüße, wunderbare Luft der Heimath!“

Sie ſtrich mit der Hand über ihre Haare, als wenn ein Schauer ſie berühre. „Geh!“ ſagte ſie leiſe, „gute Nacht!“

„Gute Nacht — — — wo find' ich dich denn wieder?“

Sie legte ihre Hände um ſeinen Nacken und ſagte: „Ich bleibe hier zu Haus!“

Er küßte ſie. „Gute Nacht, Regine!“

Sie löſte ihre Hände von ſeinem Halſe. Dann ſchritt er in die Mondnacht hinaus, und als er nach einer Weile am Ende der Wieſe zurückblickte, da war es ihm, als ſtehe die ſchöne kindliche Geſtalt noch immer an der Stelle, wo er von ihr gegangen, unbeweglich im ſchwärzeſten Thore des Waldes.

* * *

Ich hatte das Buch zuſammengelegt und ſah durch die Hüttenreihen in den grauen Tag hinaus. Gabriel trat zu mir und lehnte die blank geputzte Büchſe an meine Schulter. Sie blitzte mich an. Ich aber, des Geleſenen denkend, fragte ihn: „Und was bedeutet nun das welke Blatt?“

„Noch einmal!“ rief er, „es iſt grün, ſo grün wie Juniblätter!“

„Und du biſt niemals wieder dort geweſen?“

„Pagina hundert und dreizehn!“ ſagte er lächelnd.

Ich ſchlug noch einmal nach. Schon wieder Verſe!

⁂

Pagina 113.

Und webte auch auf jenen Matten
Noch jene Mondesmärchenpracht,
Und ſtänd' ſie noch im Blätterſchatten
Inmitten jener Sommernacht,
Und fänd' ich ſelber wie im Traume
Den Weg zurück durch Moor und Feld —
Sie ſchritte doch vom Waldesſaume
Niemals hinunter in die Welt.

⁂

„Und wenn ſie doch hinunterſchritte!“ ſagte ich.

„Dann wollen wir die Büchſe laden! Der Wald und ſeine Schöne ſind in Feindeshänden.“

Auf der Univerſität.

Von

Theodor Storm.

OTII FONS
NEGOTIUM
CB

Münſter.
Verlag der C. C. Brunn'ſchen Buchdruckerei.
1863.

Oben oder an der Seite aufgeſchnittene, ſowie beſchmutzte Exemplare werden nicht zurückgenommen.

Auf der Univerſität.

Autor und Verleger behalten ſich das Recht einer Ueberſetzung in fremde Sprachen vor.

Auf der Univerſität.

Von

Theodor Storm.

K 1915. 1895

Münſter.
Verlag der E. C. Brunn'ſchen Buchdruckerei.
1863.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK
BERLIN

Eduard Mörike

in alter Liebe und Verehrung

zugeeignet.

Lore.

Ich hatte keine Schweſter, welche mir den Verkehr mit Mädchen meines Alters hätte vermitteln können; aber ich ging in die Tanzſchule. Sie wurde zweimal wöchentlich im Saale des ſtädtiſchen Rathhauſes gehalten, welches zugleich die Wohnung des Bürgermeiſters bildete. Mit deſſen Sohn, meinem treuſten Kameraden, waren wir acht Tänzer, ſämmtlich Sekundaner der lateiniſchen Schule unſrer Vaterſtadt. Nur in Betreff der Tänzerinnen hatte ſich anfänglich eine ſcheinbar unüberwindliche Schwierigkeit herausgeſtellt; die achte ſtandesmäßige Dame war nicht zu beſchaffen geweſen.

Allein Fritz Bürgermeiſter wußte Rath. Eine frühere, bei allen Feſtſchmäuſen von der Frau Bürgermeiſterin noch immer zugezogene, Köchin ſeiner

Eltern war an einen Flickſchneider verheirathet, einen gelben hagern Menſchen mit franzöſiſchem Namen, der lieber im Wirthshaus das große Wort, als auf ſeinem Schneidertiſch die Nadel führte. Die Leute wohnten am Ende der Stadt, dort wo die Straße dem Schloßgarten gegenüber liegt. Das ſchmale Häuschen mit der großen Linde davor, welche das einzige neben der Thür befindliche Fenſter faſt ganz beſchattete, war uns wohl bekannt; wir waren oft daran vorüber gegangen, um einen Blick des hübſchen Mädchens zu erhaſchen, das hinter den Reſeda- und Geranientöpfen an einer Näharbeit zu ſitzen pflegte und in unſern Knabenphantaſieen eine nicht unbedeutende Rolle ſpielte. Es war das einzige Kind des franzöſiſchen Schneiders, ein dreizehnjähriges zierliches Mädchen, das auch in der Kleidung trotz der geringen Mittel von der Mutter in großer Sauberkeit gehalten wurde. Die bräunliche Hautfarbe und die großen dunkeln Augen bekundeten die fremdländiſche Abkunft ihres Vaters; und ich entſinne mich noch, daß ſie ihr ſchwarzes Haar ſehr tief und ſchlicht an den Schläfen herabgeſtrichen trug, was dem ohnehin kleinen Kopfe ein beſonders feines Ausſehen gab. Fritz und ich waren bald mit einander einig, daß Lenore Beauregard die achte Dame werden müſſe. Zwar hatten wir mit Hinderniſſen zu kämpfen; denn die übrigen kleinen Fräulein und gnädigen Fräulein wurden ſehr seriös und einſilbig, als wir unſern Vorſchlag mitzutheilen wagten; allein die Künſte ihres Lieblingsſohnes hatten die Bürgermeiſterin auf unſere Seite gebracht, und vor dem heitern und reſoluten Weſen dieſer wackern Frau vermochten weder die gerümpften Näschen der kleinen Damen, noch, was gefährlicher war, die beſtimmten Einwendungen ihrer Mütter Stand zu halten.

So waren wir denn eines Nachmittags unterwegs nach dem Häuschen des franzöſiſchen Schneiders. — Sonſt hatte ich oft wohl bedauert, daß meine Kameradſchaft mit dem Sohne unſers Haustiſchlers eingegangen war, deſſen Schweſter faſt täglich mit der kleinen Beauregard verkehrte; ich hatte auch wohl daran gedacht, die Bekanntſchaft wieder anzuknüpfen und mich in der Werkſtatt ſeines Vaters in der Schreinerei unterweiſen zu laſſen; denn Chriſtoph war im Uebrigen ein ehrlicher Junge und keineswegs auf den Kopf gefallen; nur daß er auf die Schüler der Gelehrtenſchule, „die Lateiner", wie er mit einer unangenehmen Betonung zu ſagen liebte, einen wunderlichen Haß geworfen hatte; auch pflegte er ſich unter Beihülfe gleichgeſinnter Freunde auf dem Exercirplatze von Zeit zu Zeit mit den „Lateinern" nach Leibeskräften durchzuprügeln; ohne daß jedoch durch dieſe Schlachten ein Ende des Krieges erzielt wäre.

Nun bedurfte ich jener Vermittlung nicht; denn ſchon waren wir vor dem Hauſe und ſchritten über die gelben Blätter der Linde, die der Novemberwind herabgefegt hatte, auf die niedrige Hausthür zu. Bei dem Klingeln der Schelle kam uns Frau Beauregard aus der Küche entgegen, und, nachdem ſie ſich ſorgſam ihre Hände in der weißen Schürze abgetrocknet, wurden wir in das kleine Wohnſtübchen genöthigt.

Es war ſchwer in dieſer blonden unterſetzten Frau die Mutter der zarten dunkeln Mädchengeſtalt zu erkennen, die jetzt bei unſerm Eintritt von der Näharbeit aufſprang und ſich dann mit einem Ausdruck zwiſchen Neugier und Verlegenheit an die

Schatulle lehnte. Während Fritz unſer Anliegen vorbrachte, überflog ein helles Roth ihr Geſichtchen, und ich ſah, wie ihre Augen leuchteten und größer wurden; als aber die Mutter ſchwieg und nachdenklich den Kopf ſchüttelte, ſtahl ſie ſich leiſe hinter ihrem Rücken fort und verſchwand durch eine anſcheinend in die Schlafkammer führende Thür. — Ich warf einen Blick nach dem Tiſche, vor dem ſie bei unſerm Eintritt geſeſſen hatte. Zwiſchen Bändern und anderm Mädchenkram ſtanden ein Paar ſchmale Laſting-Schühchen, fertig bis auf die Einfaſſung, womit, wie es ſchien, das Mädchen ſich ſo eben noch beſchäftigt hatte. Die Dinger waren beunruhigend klein, und meine Knabenphantaſie ließ nicht nach, ſich die Füßchen vorzuſtellen, die muthmaßlich da hinein gehörten; mir war, als ſäh ich ſie ſchon im Tanze um die meinen herumwechſeln, ich hätte ſie bitten mögen, nur einen Augenblick Stand zu halten; aber ſie waren da und waren wieder fort, und neckten mich unaufhörlich.

Während dieſer viſionairen Träumerei hatte die Frau Beauregard mit meinem Freunde, dem ich wie billig das Wort überlaſſen mußte, Gründe und Gegengründe auszutauſchen begonnen, bis ſich die Sache, nachdem auch der Name der Bürgermeiſterin in die Wagſchale gelegt war, mehr und mehr zu unſern Gunſten neigte.

„Und da ſtehen ja ſchon die Tanzſchuhe!“ ſagte Fritz. „Iſt Herr Beauregard denn auch ein Schuhmacher?“

Die Frau ſchüttelte den Kopf. „Sie wiſſen ja wohl, Fritz, daß er, leider Gottes, ein Tauſendkünſtler iſt! Er mußte Ihnen doch auch Ihre Taſchenuhr im Frühjahr repariren! — Die Schühchen hat er dem Kinde auf Weihnachten ſchon im Voraus gemacht.“

„Nun, Margreth’, und meine Mutter hat einen ganzen Koffer voll ſchöner alter Kleider; da könnt Ihr neue daraus ſchneidern für die Lore; es reicht jedes wenigſtens ein viertel Dutzend Mal für ſie.“

Die Alte lächelte; aber ſie wurde wieder ernſt. „Ich weiß nicht,“ ſagte ſie, „es ſollte nicht ſein; aber wenn die Frau Bürgermeiſterin es meint!“

Das Mädchen war indeſſen wieder eingetreten und hatte ſich neben die Mutter geſtellt. Es entging mir nicht, daß ſie ein weißes Krägelchen umgethan hatte; auch meinte ich die Ohrringe mit den rothen Korallenknöpfchen vorhin nicht an ihr geſehen zu haben.

„Was meinſt Du, Lore?“ ſagte Fritz, während die Mutter noch immer nachdenklich und unſchlüſſig drein ſah, „haſt Du Luſt mit uns zu tanzen!“

Sie antwortete nicht; aber ſie faßte die Mutter mit beiden Händen um den Hals und flüſterte ihr zu, während ihr Antlitz mit immer tieferm Roth überzogen wurde.

„Fritz,“ ſagte die Alte, indem ſie ſich ſanft des ungeſtümen Mädchens erwehrte, „ich wollte, Sie hätten mir die Geſchichte erſt allein erzählt; es wäre dann nichts daraus geworden. So habt Ihr mir nun einmal das Mädel auf den Hals gehetzt; ich weiß es ſchon, ſie läßt mir keine Ruh'!“ — —

Wir hatten alſo geſiegt. „Mittwoch Abend um ſieben Uhr!“ rief Fritz noch im Fortgehen; dann traten wir, von Mutter und Tochter zur Thür begleitet, aus dem Hauſe. — Als wir uns nach einer Weile umblickten, ſtand nur noch unſere junge Freundin da; ſie nickte uns ein paar Mal zu und lief dann raſch in's Haus zurück.

In der Tanzſtunde.

Am Tage darauf war, wie mir Fritz vertraute, die Frau Beauregard bei ſeiner Mutter geweſen, hatte mit ihr eine geraume Zeit in der Kleiderkammer gekramt und dann mit einem wohlgefüllten Päckchen das Haus verlaſſen.

Am Mittwoch-Abend war die Tanzſtunde. Ich hatte mir die lackirten Schuhe mit Stahlſchnallen und die neue Jacke erſt im letzten Augenblick von Schuſter und Schneider herausgepocht und fand ſchon Alles verſammelt, als ich in den Saal trat. Meine Kameraden ſtanden am Fenſter um den alten Tanzmeiſter, der mit den Fingern auf ſeiner Geige klimperte und dabei die Wünſche ſeiner jungen Scholaren entgegennahm. Unſere Tänzerinnen gingen in Gruppen, die Arme in einander verſchränkt, im Saale auf und ab.

Lenore war nicht unter ihnen; ſie ſtand allein unweit der Thür und blickte finſter zu den lebhaft plaudernden Mädchen hinüber, die ſich ſo frei und unbehindert in dem fremden vornehmen Hauſe zu fühlen ſchienen und ſich ſo gar nicht um ſie kümmerten.

Nichts iſt ſelbſtſüchtiger und erbarmungsloſer als die Jugend. Aber gleich nach mir war die Bürgermeiſterin eingetreten. Nachdem ſie die junge Geſellſchaft begrüßt und, wie Fritz ſich ausdrückte, einen ihrer Generalsblicke im Saal umhergeworfen hatte, ſchritt ſie auf Lore zu und nahm ſie bei der Hand. „Damit die Pärchen zu einander paſſen!“ ſagte ſie zu dem Tanzmeiſter. „Rangiren Sie einmal die Cavaliere!“ — Dann, während dieſer ihrem Auftrage Folge leiſtete, wandte ſie ſich zu den Mädchen und begann mit ihnen dieſelbe Procedur. Die blonde Poſtmeiſtertochter war die Längſte, faſt um einen Kopf höher, als alle übrigen. Sie wurde uns gegenüber an der Wand aufgeſtellt; dann aber war die Sache zweifelhaft. „Ich weiß nicht, Charlott’,“ ſagte die Bürgermeiſterin, „Du oder Lore! Ihr ſcheint mir ziemlich egal zu ſein!“

Die Angeredete, die Tochter des Kammerherrn und Amtmanns, retirirte einen Schritt. „Mamſell Lore wird wohl die größere ſein,“ ſagte ſie leichthin.

„Ei was, kleine Gnädige,“ rief die Mutter meines Freundes, „komm nur heraus aus Deiner Ecke, und miß Dich einmal mit der Mamſell Lore!“

Und die kleine Dame mußte hervor und ſich dos à dos mit der Schneidertochter meſſen; aber — ich hatte ein ſcharfes Auge darauf — ſie wußte es dennoch ſo zu machen, daß ſie den dunkeln Kopf der Handwerkertochter mit dem ihrigen kaum berührte.

Das junge Fräulein war in lichte Farben gekleidet; Leonore trug ein ſchwarz und roth geſtreiftes Wollenkleid, um den Hals einen weißen Florſhawl. Die Kleidung war faſt zu dunkel; ſie ſah fremdartig aus; aber es ſtand ihr gut.

Die Bürgermeiſterin muſterte die beiden Mädchen. „Charlott',“ ſagte ſie, „Du biſt ſonſt immer die Meiſterin geweſen; nimm Dich in Acht, daß die Dir nicht den Rang abläuft; ſie ſieht mir grade darnach aus.“

Mir war, als ſäh ich bei dieſen Worten die ſchwarzen Augen des Mädchens blitzen.

Nach einer Weile wurden die Paare formirt. Ich war der zweite in der Reihe der Knaben, und

Lore wurde meine Dame. Sie lächelte, als ſie ihre Hand in meine legte. „Wir wollen ſie um und um tanzen!“ ſagte ich. — Und wir hielten Wort. Es ſollte zunächſt eine Mazurka eingeübt werden, und ſchon zu Ende dieſer erſten Lehrſtunde, da eine Tour nicht gehen wollte, klopfte unſer alter Maëſtro mit dem Bogen auf den Geigendeckel: „Kleine Beauregard! Herr Philipp! Machen Sie einmal vor!“ und während er die Melodie zugleich geigte und ſang, tanzten wir. — Es war keine Kunſt mit ihr zu tanzen, ich glaube, es hätte Niemanden mißglücken können; aber der alte Herr rief ein begeiſtertes „Bravo!“ nach dem andern, und die wackere Frau Bürgermeiſterin lehnte ſich vor Behagen lächelnd weit zurück auf ihrem Sopha, wo ſie ſeit Beginn des Unterrichts als aufmerkſame Zuſchauerin Platz genommen hatte.

Fräulein Charlotte war meinem Freunde Fritz als Partnerin zugefallen, und ihr lebhaftes Weſen ſchien, wie ich gern bemerkte, ihn bald ſeine anfängliche Begeiſterung für die Schneidertochter vergeſſen zu machen. Da ich die Letztere aber jetzt gewiſſermaßen als mein Eigenthum betrachtete, ſo war ich eiferſüchtig auf die Schönheit und Eleganz meiner Dame; und ein verweilender Blick ihrer tadellos gekleideten Nebenbuhlerin, dem meine Augen gefolgt waren, hatte mich belehrt, daß die Beſchützerin des ſchönen Mädchens dennoch Eines nicht genügend bedacht hatte. Die Handſchuhe waren zu groß für dieſe ſchmalen Hände; ſie waren offenbar auch ſchon gewaſchen.

Am andern Morgen, ſobald ich aus der Klaſſe kam, ließ es mir keine Ruhe mehr. Ich machte mich über den Schrank, worin meine blecherne Sparbüchſe aufbewahrt wurde, und grub und ſchüttelte ſo lange, bis ich aus dem Spalt einen harten Thaler neben der rothen Tuchzunge hervorgearbeitet hatte. Dann rannte ich in einen Kaufladen. — „Ich wollte kleine weiße Handſchuhe!“ ſagte ich nicht ohne Beklommenheit.

Der Ladendiener warf einen ſachverſtändigen Blick auf meine Hand. „Nummer ſechs!“ meinte er, während er die Handſchuh-Schachtel auf den Tiſch ſtellte. „Geben Sie mir Nummer Fünf!“ bemerkte ich kleinlaut.

— „Nummer Fünf? — Wird wohl nicht paſſen!“ Und er machte Anſtalt die Handſchuhe über meine Hand zu ſpannen.

Es ſtieg mir ſiedendheiß in's Geſicht. „Sie ſollen nicht für mich!“ ſagte ich, und bedauerte mehr als jemals den Mangel einer Schweſter, auf die ich den Handel hätte bringen können. Aber ich war entzückt von den kleinen Handſchuhen mit den weißen ſeidenen Bändchen, die nun vor mir ausgebreitet lagen. Ich kaufte zwei Paar, und bald nachdem ich den Laden verlaſſen, hatte ich einen Jungen von der Straße aufgefiſcht. „Bring das an die Lore Beauregard,“ ſagte ich, „einen Gruß von der Frau Bürgermeiſterin, hier wären die Handſchuhe für die Tanzſtunde! Und dann bring mir Beſcheid; ich warte hier an der Ecke auf Dich.“

Nach zehn Minuten war der Junge wieder da.

„Nun?“

— „Ich hab' ſie der Alten gegeben“.

„Was ſagte die Alte?“

— „Es wäre zu viel; die Frau Bürgermeiſterin hätte dieſen Morgen ja ſchon ein Paar geſchickt.“

„Gut!“ dachte ich; „ſo merkt ſie nichts.“

In der nächſten Tanzſtunde trug Lore die neuen Handſchuhe; ich weiß nicht, ob die meinen oder die von der Bürgermeiſterin; aber ſie lagen wie angegoſſen um das ſchlanke Handgelenk; und nun ſah Keine vornehmer aus als Lore in ihrem dunkeln Kleide.

Die Lehrſtunden gingen nun ihren ebenen Lauf. Nachdem die Mazurka eingeübt war, kam ein Contretanz an die Reihe, in welchem Fritz und Lore zuſammen tanzten. — Ein Verhältniß dieſer zu den andern Mädchen wollte ſich indeſſen nicht herausſtellen; nur mit der langen Jenni, welche die Aelteſte und, wie ich glaube, die Klügſte von ihnen war, ſah ich ſie ein paar Mal im Geſpräch zuſammenſitzen; auch auf dem Heimwege, der beiden bis auf eine kleine Strecke gemeinſchaftlich war, legte Jenni wohl einmal ihren Arm auf den der Schneidertochter. Sonſt ſtand dieſe zwiſchen dem Tanzen meiſt allein, wenn nicht der alte Lehrer mit ſeiner Geige einmal zu ihr trat, und ihr einen oder andern Balletſprung aus den Zeiten ſeiner Jugend vormachte, um ſeinen Liebling in die äußerſten Feinheiten der Kunſt einzuweihen. Oft habe ich verſtohlen zu ihr hinübergeblickt, wie ſie ſcheinbar theilnahmlos dem alten Mann zuhörte, nur mitunter die ſchwarzen Augen zu ihm aufſchlagend oder ſtill und wie nur andeutungsweiſe eine ſeiner künſtlichen Figuren nachmachend. Aber wenn wir angetreten waren und der Maëſtro ſeine Geige zu ſtreichen begann, wurde es anders. Zwar ſchien ſie an nichts weniger zu denken, als an die Tritte und Wendungen des Tanzes, es war faſt als blickten ihre Augen in entlegene Fernen; aber während ihre Gedanken weit entrückt ſchienen, lächelte ihr Mund, und ihre kleinen Füße ſtreiften lautlos und ſpielend über den Boden. — „Lenore, wo biſt Du?“ fragte ich dann wohl, während ich ihr in der Tour die Hand reichte. — „Ich?“ rief ſie und ſtrich wie aus Träumen auffahrend ihr ſchwarzes Haar zurück, während die Wendung des Tanzes ſie mir ſchon wieder entführt hatte. — Noch jetzt, wenn ich die ſpaniſche Tanzweiſe in Silcher's ausländiſchen Volksmelodieen höre, kann ich immer nur an ſie denken.

Einigermaßen hinderlich — ich will es nicht leugnen — war es mir, daß ſeit den Tanzſtunden der franzöſiſche Schneider mich mit einer auffälligen Gunſt beehrte. Wo er mir nur begegnete, auf Straßen oder Spazierwegen, ſuchte er mich zu ſtellen und ein möglichſt lautes und langes Geſpräch mit mir anzuknüpfen. Schon das erſte Mal erzählte er mir, daß ſein Großvater unter Louis seize Ofenheizer in den Tuilerien geweſen war.

„Ja, Monſieur Philipp," ſagte er mit einem Seufzer und präſentirte mir ſeine porzelanene Schnupftabacksdoſe, „ſo kann eine Familie herunterkommen! — — Aber meine Lore — Sie verſtehen mich, Monſieur Philipp!" — Er zog ein bunt gewürfeltes Schnupftuch aus der Taſche und trocknete ſich die kleinen ſchwarzen Augen. „Was wollen Sie! Ich bin ein armer Kerl, aber das Kind — — ſie iſt mein Bijou, der Abgott meines Herzens!" Und dabei blinzelte er und warf mir einen ſo väterlichen Blick zu, als gedenke er auch mich in die heruntergekommene Familie aufzunehmen.

Mittlerweile kam die letzte Tanzſtunde heran, die zu einem kleinen Ball erweitert werden ſollte.

Die Eltern waren eingeladen, um uns tanzen zu ſehen; von den meinigen hatte indeſſen nur meine Mutter zugeſagt, mein Vater wurde durch ſeinen Beruf als Arzt und Bezirks-Phyſikus von jeder Geſelligkeit fern gehalten. Da meine Ungeduld, ſobald der Abend anbrach, mir keine Ruhe ließ, ſo trat ich ſchon vor der angeſetzten Stunde in den Saal, in welchem heute auf den Wandleuchtern und in den Glaskronen alle Kerzen brannten. Als ich mich umblickte, bemerkte ich Lore ganz allein mit dem Rücken gegen mich an einem Fenſter ſtehend. Bei dem Geräuſch der zufallenden Thür ſchrack ſie ſichtlich zuſammen, während ſie mit Haſt bemüht ſchien, einen goldenen Schmuck von ihrer Hand zu ſtreifen. Als ich zu ihr getreten, ſah ich, daß es ein Armband war, deſſen Schloß ſie vergeblich zu öffnen ſich bemühte.

„So laß doch ſitzen, Lore!“ ſagte ich.

„Es gehört nicht mein!“ antwortete ſie verlegen, „Jenni hat es hier vergeſſen.“

Die feine Blumenroſette von mattem venetianiſchem Golde lag ſo ſchimmernd auf dem braunen ſchlanken Handgelenk.

„Es ſollte bleiben, wo es iſt,“ ſagte ich leiſe.

Lore ſchüttelte traurig den Kopf; und ihre Finger begannen auf's Neue, an dem Schloß zu neſteln.

„Komm,“ ſagte ich, „es geht ja nicht; ich will Dir helfen!“ — Ich fühlte die leichte Laſt ihrer ſchmalen Hand in der meinen; ich zögerte, meine Augen waren wie verzaubert.

„O, bitte, geſchwind!“ bat ſie. Mit niedergeſchlagenen Augen, wie mit Blut übergoſſen ſtand das Mädchen vor mir.

Endlich ſprang das Schloß auf, und Lore legte den goldenen Schmuck ſchweigend zwiſchen die Blumentöpfe auf die Fenſterbank.

Gleich darauf füllte ſich der Saal. Auch Frau Beauregard hatte es ſich nicht nehmen laſſen, wenigſtens als Aufwärterin an dem Ehrenfeſte ihres Kindes Theil zu nehmen. In einer friſch geſtärkten Haube, bald mit Kuchenkörben, bald mit einem großen Präſentirteller beladen, ging ſie zwiſchen den Gäſten ab und zu. — Endlich begannen die Muſikanten aufzuſtreichen, deren heute vier an einem Tiſche ſaßen. Der alte Tanzmeiſter klopfte auf den Geigendeckel, und Lore reichte mir die

Hand zur Mazurka. — Und, o, wie tanzten wir! Wie ſicher lag ſie in meinem Arm, mit welcher Verachtung ſtampften die kleinen Füße den Boden! Auch mich riß es hin, als wenn ich von den Rythmen der Muſik getragen würde. Es war wie eine ſchmerzliche Leidenſchaft; denn wir tanzten heute, vielleicht auf immer, zum letzten Mal zuſammen.

Erſt jetzt hatte ich bemerkt, daß Lore ein Kleid von leichtem hell geblümten Wollenſtoff trug. Es war wie das vorige augenſcheinlich aus der Garderobe ihrer Gönnerin hervorgegangen; denn auf der breiten Bruſt und bei den etwas kupferigen Wangen der Frau Bürgermeiſterin hatten dieſe farbigen Roſenbouquets im letzten Winter eine Art von komiſcher Berühmtheit erlangt; nun aber kam das zarte Muſter zu ſeiner Geltung; dem friſchen braunen Mädchenantlitz ſtand es wunderhübſch.

Die Mazurka war getanzt; Lore ließ wieder ihr dunkles Köpfchen und die ſchlanken Arme ſinken, und ich führte ſie an ihren Platz. — Fritz und Charlotte, die ebenfalls abgetreten waren, ſaßen dicht daneben. In demſelben Augenblick kam auch

Frau Beauregard mit Thee und Kuchen; ſie ſprach nicht zu ihrer Tochter, ſie warf nur einen lächelnden ſtolzen Blick auf ſie, als ſie nach der vornehmen Dame auch ihr präſentiren durfte. Die kleine Gnädige hatte ſchon eine Weile Beide mit der ihr eigenthümlichen Läſſigkeit gemuſtert. „Ihre Tochter iſt ja heute ſehr ſchön, Frau Beauregard!“ ſagte ſie, während ſie den Zucker in die Taſſe fallen ließ.

Die geſchmeichelte Frau neigte ſich verbindlich. „Gnädiges Fräulein, Frau Bürgermeiſterin haben auch ausgeholfen.“

„Ach! — darum auch! — die Roſenbouquets!“ — Und ſie ließ einen langen Blick über Lenore gleiten. Dieſe wollte ihn erwidern, aber ihre Augen verdunkelten ſich; ich ſah wie ein Paar Thränen ihr über die Wangen herabfielen.

Charlotte ſchien dies nicht zu bemerken; ihre Aufmerkſamkeit hatte ſich nach der offen ſtehenden Thür gerichtet, wo ich zu meinem Schrecken unter den Köpfen der zuſchauenden Dienſtboten das gelbe Geſicht des franzöſiſchen Schneiders auftauchen ſah. Er ſchien ganz à son aise, drehte die Porzellandoſe in der Hand und blickte mit ſeinen ſchwarzen Augen freudeſtrahlend in den Saal hinein.

„Iſt das ihr Vater, Mamſell Lore?“ fragte Charlotte, indem ſie mit dem Finger nach der Thür wies.

Lenore blickte hin und fuhr zuſammen, „Mutter!“ rief ſie, und faßte wie unwillkührlich den Arm der noch vor uns beſchäftigten Frau.

Frau Beauregard, als nun auch ſie ihren lebhaft geſticulirenden Eheherrn bemerkte, ſchien von deſſen Anweſenheit keineswegs erbaut; aber ſie nahm ſich zuſammen. „Er kommt aus der Herberge,“ ſagte ſie, „er will Dich einmal tanzen ſehen.“

Während Lore, der ich unwillkührlich folgte, ſich der Thür genähert hatte, war ſchon der Bürgermeiſter zu ihrem Vater getreten und lud ihn ein, ſich ein Glas Punſch im Saal gefallen zu laſſen. Aber der Schneider war nicht zu bewegen. „Submiſſeſter Serviteur, Herr Bürgermeiſter!“ ſagte er, indem er mit einem Katzenbuckel noch einen Schritt weiter retirirte. „Wenn ich mein Großvater vom Hofe Ludwig XVI. wäre! — So aber kenne ich meine Stellung.“

Als der Bürgermeiſter weggegangen, brachte Fritz ihm ein Glas an die Thür. „Wohl bekomm's, Meiſter!" ſagte er gutmüthig. „Jetzt werde ich mit der Lore tanzen! die verſteht's."

Aber in demſelben Augenblicke war auch der Schwarm der andern Knaben mit vollen Gläſern in der Hand herangekommen. Sie ſtießen mit ihm an, machten ihm ſeinen Katzenbuckel nach, den er ihnen jedesmal beim Anklingen zum Beſten gab, und ergingen ſich in allerlei poſſenhaften Complimenten.

Lore ſtand ohne ſich zu rühren und ließ kein Auge von ihrem Vater; aber ich hörte, wie ihre kleinen Zähne auf einander knirſchten.

Als die Muſikanten wieder zu ſtimmen begannen, liefen die übrigen Knaben in den Saal zurück. Ich ſtand noch mit Lore an der Thür.

„Ach, Monſieur Philipp," rief der Schneider, während er mir die Hand reichte, „lauter liebe, charmante junge Herrn! Aber im Vertrauen, — Sie und die Lore, Sie und die Lore, Monſieur Philipp!" Die kleinen ſchwarzen Augen richteten ſich dabei mit bewundernder Zärtlichkeit auf das

Antlitz ſeines Kindes; wie aus unwiderſtehlichem Antrieb ſtreckte er ſeinen langen Arm in den Saal hinein und zog ſie an ſeine Bruſt. „Mein Kind, mon bijou!“ flüſterte er. Und das Mädchen küßte ihn und warf ihre Arme mit leidenſchaftlicher, ſchmerzlicher Zärtlichkeit um ſeinen Hals, während ihr feines Köpfchen an ſeiner Schulter ruhte. Dann aber machte ſie ſich los und faßte ſeine Hände, und ſprach leiſe und eindringlich zu ihm. Ich verſtand ihre Worte nicht; aber ich ſah ihre Augen bittend auf die ſeinen gerichtet, und ihre kleine Hand, die mitunter, als wolle ſie ihm ein Leid vergüten, zitternd über ſeine hagern Wangen hinſtrich. Zuerſt ſchüttelte er lächelnd und wie ungläubig den Kopf; allmählich aber verſchwand aus ſeinen Augen die freudeſtrahlende Sicherheit, womit er bisher ſeinen Platz behauptet hatte. „Ich weiß, ich weiß,“ murmelte er, „Du liebſt Deinen armen alten Vater!“ Und als nun die Muſik zum Contretanz begann, drückte er ſeiner Tochter die Hand und ging ſtumm und, ohne auch nur einen Blick noch in den Saal hinein zu werfen, den langen Hausflur hinab.

In dieſem Augenblick kam Fritz und holte ſeine Dame. — Sie tanzte mit der gewohnten Sicherheit; nur war es nicht die ſonſtige ſorgloſe Träumerei, als vielmehr eine graziöſe Feierlichkeit, womit ſie die Touren dieſes Tanzes ausführte. Mitunter in den Pauſen blickte ſie wie verſteinert vor ſich hin, während ſie mit beiden Händen ihr glänzend ſchwarzes Haar an den Schläfen zurückſtrich. Die Scherze ihres Tänzers ſchienen ungehört ihrem Ohr vorbeizugehn.

Mit dem Contretanz waren unſere einſtudirten Tänze zu Ende; aber nicht unſere Tanzluſt. Wir hatten noch Walzer, Schottiſch und Galoppaden auf unſerm Zettel; ſogar einen Cotillon, wozu ich in Gedanken an Lore einen ausgeſuchten Beitrag an Schleifen und friſchen Blumenſträußen geliefert hatte.

Aber Lore war nicht mehr im Saal. Die andern Mädchen ſtanden bei ihren Müttern und ließen ſich von ihnen die verſchobenen Schärpen und Haarbänder zurecht zupfen. Frau Beauregard kam eben mit neuen Erfriſchungen zur Thür herein; ſie hatte ihre Tochter nicht geſehen. Nun ſuchte ich Fritz.

Er ſtand in der Ecke am Muſikantentiſch und füllte die leeren Gläſer wieder. „Wo iſt Lore?“ fragte ich.

„Ich weiß nicht,“ erwiderte er verdrießlich, „ſie war verdammt einſilbig, mir hat ſie's nicht verrathen.“

Ich zog ihn mit auf den Flur hinaus. Als wir an die Kammer kamen, worin die Geſellſchaft ihre Mäntel abgelegt hatte, trat ſie uns entgegen; ſie hatte ihr Mäntelchen umgethan und ihr ſchwarzes Seidenkäppchen auf dem Kopf. „Lore!“ rief ich und ſuchte ihre Hand zu faſſen; aber ſie entzog ſie mir und ging an uns vorbei.

„Laß!“ ſagte ſie kurz, „ich will nach Haus!“

Einen Augenblick ſpäter hatte ſie die ſchwere nach der Straße führende Thür aufgeriſſen und ſprang draußen an dem Eiſengeländer die Steintreppe hinab; und als auch Fritz neben mir draußen auf den Flieſen ſtand, war ſie ſchon weit drunten in der Straße, daß wir in der Dunkelheit ihre leichte flüchtige Geſtalt nur kaum noch zu erkennen vermochten.

„Laß ſie!“ ſagte Fritz, „oder haſt Du Luſt auf die Wilde-Gans-Jagd?“

Ich hatte zwar die Luſt; ich wußte aber nicht recht, wie ich es mit Fug beginnen ſollte. — So kehrten wir denn in den Saal zurück. Frau Beauregard ging nach ihrer Wohnung; aber ſie kehrte unverrichteter Sache wieder. Der Lore ſei unwohl geworden, ſagte ſie, ſie liege ſchon im Bett, der Vater ſitze bei ihr.

Mir war nun der Reſt des Abends verdorben; und als der Cotillon beginnen ſollte, den ich mit Lore zu tanzen gedachte, ſchlich ich mich ſtill und trübſelig nach Hauſe.

Auf dem Mühlenteich.

Neujahr war vorüber. Schon längſt hatte ich mit der glatten Stahlſohle meiner holländiſchen Schlittſchuhe geliebäugelt, nicht ohne eine kleine Verachtung gegen meine Kameraden, welche ſich noch der hergebrachten ſcharfkantigen Eiſen zu bedienen pflegten. Aber erſt jetzt war ein dauernder Froſt eingetreten.

Es war an einem Sonntag Nachmittag; über dem Mühlenteich, einem mittelgroßen Landſee unweit der Stadt, lag ein glänzender Eisſpiegel. Die halbe Einwohnerſchaft verſammelte ſich draußen in der friſchen Winterluft; von Alt und Jung, auf zweien und auf einem Schlittſchuh, ſogar auf einem untergebundenen Kalbsknöchlein wurde die edle Kunſt des Eislaufs geübt. — In der Nähe des Ufers waren Zelte aufgeſchlagen, daneben auf dem Lande über flackerndem Feuer dampften die Keſſel, mit deren Hülfe allerlei wärmendes Getränk verabreicht wurde. Hie und da ſah man einen Schiebſchlitten, in dem eine eingehüllte Mädchengeſtalt ſaß, aus dem Gewühl auf die freie Fläche hinausſchießen; aber alle hielten ſich am Rande des See's; die Mitte mochte noch nicht geheuer ſcheinen.

Ich ſchnallte meine Stahlſchuhe unter und machte einen einſamen Lauf an dem Ufer entlang. — Als ich zurückkehrte, fand ich faſt die ganze Geſellſchaft unſrer Tanzſtunde bei den Zelten verſammelt; prüfend mit vorgeſtreckten Händen ſchritten die kleinen Damen in ihren neuen Weihnachtsmänteln über die dort bereits ziemlich zerfahrene Eisdecke. Fritz, der ſchon Abends zuvor ſeinen gelben Schlitten mit dem geſchnitzten Hirſchkopfe in der Mühle eingeſtellt hatte, war eben von einer Fahrt mit Fräulein Charlotte zurückgekehrt; und ſchon hatte eine andere unſrer Tänzerinnen den Platz unter der prächtigen Tigerdecke eingenommen. Der Cavalier zögerte indeſſen noch und ſchien ſich nach einem Gehülfen für den anſtrengenden Damendienſt umzuſehen; aber ich ſchwenkte zeitig ab; denn weiterhin unter einer Geſellſchaft von Frauen und Mädchen aus dem Handwerkerſtande hatte ich Lenore Beauregard bemerkt, mit der ich ſeit jenem letzten Tanz-Abende nicht wieder zuſammengetroffen war. Die jungen Dirnen ließen ſich, eine nach der andern, von einem Lehrburſchen unſers Haustiſchlers in einem leichten Schiebſchlitten fahren, den ich ſofort als den meines frühern Spielgenoſſen Chriſtoph erkannte. Auch ſeine Schweſter bemerkte ich; er ſelbſt war nicht dabei. Der Glanz des Eisſpiegels mochte ihn weiter auf den See hinausgelockt haben; denn er war einer der beſten Schlittſchuhläufer unter den Knaben der Stadt.

Ich ſchwärmte eine Zeit lang umher, unſchlüſſig, wie ich am manierlichſten Lenoren meine Dienſte anbieten möchte; aber jedesmal, wenn ich mich näherte, wich ſie ſichtlich aus und verbarg ſich zwiſchen den Andern. Eben kam der Burſche wieder von einer Fahrt zurück. „Lore iſt an der Reihe!" hieß es; aber Lore wollte nicht. „Barthel muß erſt einmal trinken," ſagte ſie, und drückte dem Jungen etwas in die Hand.

Ich hörte dies kaum, ſo hatte ich auch ſchon meinen Plan gefaßt. Als ginge mich Alles nichts mehr an, lief ich ſo raſch wie möglich nach den Zelten zu. Dicht davor wurde ich von Fritzens Mutter angerufen. „Philipp," ſagte ſie neckend und mit dem Daumen nach der Seite weiſend, von wo ich hergekommen, „wenn Du die Lenore wieder fangen willſt, — da iſt ſie!"

„Freilich will ich ſie fangen!" rief ich und ſegelte vorbei.

„Ja, ja; aber ſie will nichts mehr wiſſen von Euch jungen Herrn!"

Ich hörte nur noch aus der Ferne. Schon ſtand ich vor dem großen Weinzelte; und als auch Barthel ſich bald darauf einfand, hatte ich mit dem Opfer meiner ganzen Baarſchaft ein Glas Punſch und ein mit Wurſt belegtes Butterbrod für ihn in Bereitſchaft. „Laß dir's ſchmecken,“ ſagte ich, indem ich Beides vor ihn hinſchob, „die Mädchen machen Dir das Leben gar zu ſauer.“

Der Junge aß und trank mit ſolchem Appetit, daß ich meinen Beſtechungsverſuch fortzuſetzen wagte. „Wie wär' es, Barthel, wenn ich Dich einmal ablöſte?“

Er wiſchte ſich mit der Hand den Schweiß von der Stirn und kaute ruhig weiter; nur mitunter, während ich ihm meine Verhaltungsregeln auseinander ſetzte, nickte er zum Zeichen, daß er mich verſtanden habe. Als ſeine Mahlzeit beendigt war, kehrte er zu ſeiner Geſellſchaft zurück; und bald darauf ſah ich Lore, ihr ſchwarz ſeidenes Pelzkäppchen auf dem Kopf, die Hände in ihren kleinen Muff geſteckt, im Schlitten ſitzen, und Barthel ſteuerte langſam und ſchwerfällig am Rande des See's dahin. — Als ſie aus dem Menſchengewühl heraus waren, fuhr ich unhörbar auf meinen ebenen Schlittſchuhen hinterher. Noch ein paar Augenblicke; dann legte meine Hand ſich auf den Schlitten und der Burſche blieb zurück. Ich hätte aufjauchzen mögen; aber ich biß die Zähne zuſammen; und fort wie auf Flügeln ſchoß das leichte Gefährt über die glänzende Eisfläche.

„Barthel, Du fliegſt ja!“ ſagte Lore.

Ich hielt ein wenig inne; ich fürchtete, mich verrathen zu haben, und ſuchte, ſo gut es gehen wollte, das Scharren von Barthels roſtigen Schlittſchuhen nachzuahmen. Aber meine Beſorgniß war unnöthig. Lore ſteckte ihre Hände tiefer in den Muff und lehnte ſich behaglich zurück, ſo daß das Pelzkäppchen faſt auf meinem Arm ruhte. „Nur immer zu, Barthel!“ ſagte ſie. Und Barthel ließ ſich das nicht zweimal ſagen.

Schon hatten wir den Bereich der gewöhnlichen Schlittſchuhläufer hinter uns gelaſſen; kein Lüftchen regte ſich, das weiß bereifte Schilf, das ſich weithin dem Ufer entlang zieht, glitzerte blendend in den ſchräg fallenden Sonnenſtrahlen. Immer weiter ging es; wenn ich niederblickte, konnte ich die ſchlangenartigen Triebe des Aalkrauts unter der durchſichtigen Glasdecke erkennen.

Aber die Mitte des See's lockte mich; unmerklich wandte ich den Schlitten, und immer größer wurde der Raum, der uns vom Ufer trennte. Schon konnte ich beim Zurückbleiben nur noch kaum das Blinken des Schilfs unterſcheiden; geheimnißvoll dehnte ſich die dunkle Spiegelfläche bis zum andern weit entfernten Ufer, kaum erkennbar, ob eine feſte tragende Eisdecke oder nur ein regungsloſes trügliches Gewäſſer. Endlich war die Mitte erreicht. Jede Spur eines menſchlichen Fußes hatte aufgehört; wie verloren ſchwebte der Schlitten über der ſchwarzen Tiefe. Keine Pflanze ſtreckte ihr Blatt hinauf an die dünne kryſtallene Decke; denn der See ſoll hier in's Bodenloſe gehen. Nur mitunter war es mir, als huſchte es dunkel unter uns dahin. — — War das vielleicht der Sargfiſch, der in den unterſten Gründen dieſes Waſſers hauſen ſoll, der nur heraufſteigt, wenn der See ſein Opfer haben will? — „Wenn es wäre," dachte ich, „wenn es bräche!" Und meine Augen ſuchten die dunkeln Hüllen zu durchdringen, in denen ich die liebliche Geſtalt verborgen wußte. — —

Ich hatte den Schlitten gewandt und fuhr jetzt grade aus, mich immer in der Mitte haltend. Vor uns, dort wo der See ſeine Ufer zu einem ſchmalen Strom zuſammen drängt, war in der Ferne ſchon die Brücke zu erkennen; wie ein Schatten ſtand ſie in der grauen Luft.

„Mach zurück, Barthel! Es wird kalt!“ ſagte Lore.

Ich achtete nicht darauf. „Mag ſie ſich umblicken!“ dachte ich und ſchob nur um ſo raſcher vorwärts. Ich wartete jetzt faſt mit Ungeduld darauf. Aber ſie ſchien ihre Mahnung ſchon vergeſſen zu haben; denn ſie ſenkte ſchweigend den Kopf und wickelte ſich feſter in ihren Mantel. — Und weiter flog der Schlitten. Mitunter war mir, als ſpürte ich unter uns eine leiſe Wellenbewegung, als hebe und ſenke ſich die dünne Kryſtalldecke unter der über ſie hinfliegenden Laſt; aber ich hatte keine Furcht, ich wußte, was man dem jungfräulichen Eiſe bieten darf.

Der kurze Winter-Nachmittag war indeſſen faſt zu Ende gegangen; ſchon lag der Sonnenball glühend am Rande des Horizonts. Es wurde kalt, das Eis tönte. Und jetzt, in ſtetem Wachſen, lief ein donnerndes Krachen von einem Ufer zum andern über den ungeheuern immer dunkler werdenden Eisſpiegel.

Lore warf ſich zurück und ſtieß einen lauten Schrei aus.

„Erſchrick nicht!“ ſagte ich leiſe „es hat nicht Noth, es kommt nur von der Abendluft.“

Sie wandte ſich um und ſtarrte mich wie verwirrt an. „Du!“ rief ſie, „was willſt Du hier?“

„So mach doch nicht ſo böſe Augen!“ ſagte ich und ſuchte ihre Hand zu faſſen.

Sie entriß ſie mir. „Wo iſt Barthel?“

„Er iſt zurückgeblieben; ich habe Dich über den See gefahren.“

Sie richtete ſich auf. „Laß mich hinaus!“ rief ſie, indem ihr die Thränen aus den Augen ſprangen.

Ich hörte nicht auf ſie; ich wandte nur den Schlitten nach der Stadt zurück. „Lore,“ ſagte ich, „was habe ich dir gethan?“

Aber ſie ſtieß mich mit der kleinen geballten Fauſt vor die Bruſt. „Geh doch zu deinen feinen

Damen! Ich will nichts mit Euch zu thun haben; mit Dir nicht, mit keinem von Euch!"

Es war wie Wuth, was mich überfiel. Ich faßte ſie mit beiden Armen und drückte ſie hart auf den Sitz nieder.

„Du biſt ruhig, Lore," ſagte ich, und die Stimme bebte mir, „oder ich wende noch einmal den Schlitten, und ich fahre Dich in die Nacht hinaus, unter die Brücke durch, ſoweit der Strom in's Land hinaus reicht; mir gleich, ob es hält oder bricht!"

Sie hatte während deſſen, faſt als beachte ſie meine Worte nicht, ſeitwärts über den See geblickt; aber ſie blieb ſitzen und ließ ſich ruhig von mir fahren. Nur fiel es mir auf, daß ſie bald darauf wiederholt und wie verſtohlen nach derſelben Seite blickte. Als auch ich den Kopf dahin wandte, ſah ich einen Schlittſchuhläufer in nicht gar weiter Ferne auf uns zu ſtreben. Er mußte bemerkt haben, was ſo eben vorgefallen; denn er ſtrengte ſich augenſcheinlich an, uns zu erreichen.

Und ſchon hatte ich ihn erkannt; es war Chriſtoph, mein alter Spielkamerad, der große Feind der Lakeiner. Ich wußte auch wohl, was jetzt bevorſtand; es galt nur noch, wer von uns der Schnellſte ſei.

„Nur zu!“ ſagte Lore, indem ſie ihr Pelzkäppchen zurückſchob, daß ihr ſchwarzes Haar ſichtbar wurde. „Er kriegt Dich doch!“

Ich konnte nicht antworten; ſchneller als je zuvor trieb ich den Schlitten vorwärts; aber ich keuchte, und meine Kräfte, von der langen Fahrt geſchwächt, begannen nach zu laſſen. Immer näher hörte ich den Verfolger hinter mir; raſtlos und ſchweigend war er uns auf den Ferſen; dann plötzlich hörte ich dicht an meiner Seite ſeine Schlittſchuhe ſcharf im Eiſe hemmen, und eine ſchwere Hand fiel neben der meinen auf die Lehne des Schlittens. „Halb Part, Philipp!“ rief er, indem er mit der andern an meine Bruſt griff.

Ich riß ſeine Hand los und ſtieß den Schlitten fort, daß er weit vor uns hinflog. Aber in demſelben Augenblick erhielt ich einen Fauſtſchlag, und ſtürzte rücklings mit dem Hinterkopfe auf das Eis. Nur undeutlich hörte ich noch das Fortſchurren des Schlittens; dann verlor ich die Beſinnung.

Ich blieb indeß nicht lange in dieſer Lage. Wie ich ſpäter von ihm hörte, hatte Chriſtoph bald darauf ſich nach mir umgeſehen und war, da er mich nicht nachkommen ſah, auf den Platz unſers Kampfes zurückgekehrt. Nicht ohne große Beſtürzung hatten dann Beide, nachdem Lore ausgeſtiegen, mich in den Schlitten gehoben. — Mir ſelbſt kam nur ein dunkles Gefühl von alle dem; es war wie Traumwachen. Mitunter verſtand ich einzelne Worte ihres Geſprächs. „Behalt doch deinen Mantel, Lore!“ hörte ich Chriſtoph ſagen. — „O nein; ich brauch' ihn nicht; ich laufe ja.“ — Und zugleich fühlte ich, daß etwas Warmes auf mich niederſank. Der Schlitten bewegte ſich langſam vorwärts. Dann kam es wieder wie Dämmerung über mich; immer aber war es mir, als ginge ein leiſes Weinen neben mir her.

Zum völligen Bewußtſein erwachte ich erſt in der Wohnſtube und auf dem Sopha des Waſſermüllers, der hart am Ufer des Mühlenteichs wohnte. Lore hatte mit ihrer Mutter, die mittlerweile auch herausgekommen war, nach Hauſe gehen müſſen; Chriſtoph aber war zurückgeblieben und hatte ſich auf den Rath der Müllersfrau damit beſchäftigt, mir naſſe Umſchläge auf den Kopf zu legen. Als ich die Augen aufſchlug, ſaß er neben mir auf dem Stuhl, eine irdene Schüſſel mit Waſſer zwiſchen den Knieen. Er wollte eben das Leintuch erneuern; aber er zog jetzt die Hand zurück und fragte ſchüchtern: „Darf ich Dir helfen, Philipp!“

Ich ſetzte mich aufrecht und ſuchte meine Gedanken zu ſammeln; der Kopf ſchmerzte mich. „Nein,“ ſagte ich dann, „ich brauche Deine Hülfe nicht.“

„Soll ich Jemanden für dich aus der Stadt holen?“

— „Geh nur; ich werde ſchon allein nach Haus kommen.“

Chriſtoph ſtand zögernd auf und ſetzte die Schüſſel auf den Tiſch.

Bald darauf knarrte die Stubenthür; er hatte die Klinke in der Hand; aber er ging nicht fort. Als ich mich umwandte, ſah ich die Augen meines alten Kameraden mit dem Ausdruck der ehrlichſten Traurigkeit auf mich gerichtet.

Nur eine Secunde noch war ich unſchlüſſig. „Chriſtoph,“ ſagte ich, indem ich aufſtand und ihm die Hand entgegenſtreckte, „wenn Du Zeit haſt, ſo bleibe noch ein wenig bei mir; Du kannſt mir Deinen Arm geben; wir gehen dann zuſammen in die Stadt.“

Wie ein Blitz der Freude fuhr es über ſein Geſicht. Er ergriff meine Hand und ſchüttelte ſie. „Es war ein ſchändlicher Stoß, Philipp!“ ſagte er.

Eine halbe Stunde ſpäter, da es ſchon völlig finſter war, wanderten wir langſam nach der Stadt zurück.

Aber die Sache ging nicht ſo leicht vorüber. Ich konnte am folgenden Morgen das Bett nicht verlaſſen und mußte meinen Eltern geſtehen, daß ich einen ſchweren Fall auf dem Eiſe gethan habe.

Am Abend des folgenden Tages, da ich ſchon faſt wieder hergeſtellt war, ſetzte meine Mutter ein Federkäſtchen von polirtem Zuckerkiſtenholz vor mir auf den Tiſch. „Der Chriſtoph Werner hat es gebracht,“ ſagte ſie; „er habe es ſelbſt für Dich gearbeitet.“

Ich nahm das Käſtchen in die Hand. Es war zierlich gemacht, ſogar auf dem Deckel mit einer kleinen Bildſchnitzerei verſehen.

„Er hat ſich auch nach Deinem Befinden erkundigt,“ fuhr meine Mutter fort; „habt Ihr denn draußen Eure alte Freundſchaft wieder neu beſiegelt?“

„Beſiegelt, Mutter? — Wie man's nehmen will,“ ſagte ich lächelnd.

Und nun ließ die gute Frau nicht nach, bis ich, von manchen Fragen und zärtlichen Vorwürfen unterbrochen, ihr mein ganzes kleines Abenteuer gebeichtet hatte. — Aber es wurde, wie ſie geſagt; der Lateiner und der Tiſchlerlehrling erneuerten ihre Kameradſchaft; und zweimal wöchentlich zur beſtimmten Stunde ging ich von nun an regelmäßig in die Werkſtatt des alten Tiſchlers Werner, um unter der Anleitung des geſchickten Mannes wenigſtens die Anfangsgründe ſeines Handwerks zu erlernen.

Im Schloßgarten.

Das iſt die Droſſel, die da ſchlägt,
Der Frühling, der mein Herz bewegt;
Ich fühle, die ſich hold bezeigen,
Die Geiſter aus der Erde ſteigen;
Das Leben fließet wie ein Traum,
Mir iſt, wie Blume, Blatt und Baum.

Es war Frühling geworden. Die Nachtigall zwar verkündigte ihn nicht; denn, wenn auch mitunter eine ſich zu uns verflog, die Nordweſtwinde unſrer Küſte hatten ſie bald wieder hinweg geweht; aber die Droſſel ſchlug in den Baumgängen des alten Schloßgartens, der im Schutze der Stadt, in dem Winkel zweier Straßen lag. Dem Haupteingange gegenüber auf einem Raſenplatz hinter den Gärten der großen Marktſtraße war ſeit geſtern ein Karouſſel aufgeſchlagen; denn es war nicht nur Frühling, es war auch Jahrmarkt, eine ganze Woche lang. Die Leierkaſtenmänner waren eingezogen und vor Allem die Harfenmädchen; die Schüler mit ihren rothen Mützen ſtreiften Arm in Arm zwiſchen den aufgeſchlagenen Marktbuden umher, um wo möglich einen Blick aus jungen aſiatiſchen Augen zu erhaſchen, die zu gewöhnlichen Zeiten bei uns nicht zu finden waren. — Daß während des Jahrmarktes die Gelehrtenſchule, wie alle andern, Ferien machte, verſtand ſich von ſelbſt. — Ich hatte das vollſte Gefühl dieſer Feiertage, zumal ich ſeit Kurzem Primaner war und in Folge deſſen neben meiner rothen Mütze einen ſchwarzen Schnürenrock nach eigner Erfindung trug. Brauchte ich nun doch auch nicht mehr wie ſonſt Abends an dem Treppeneingange des erleuchteten Rathskellers ſtehen zu bleiben, wo ſich allzeit das ſchönſte luſtigſte Geſindel bei Muſik und Tanz zuſammenfand; ich konnte, wenn ich ja wollte, nun ſelbſt einmal hinabgehen und mich mit einem jener fremdartigen Mädchen im Tanze wiegen, ohne daß irgend Jemand groß darnach gefragt hätte. — Aber grade zu ſolchen Zeiten liebte ich es mitunter, allein in's Feld hinaus zu ſtreifen und in dem ſichern Gefühl, daß ſie da ſeien und daß ich ſie zu jeder Stunde wieder erreichen könne, alle dieſe Herrlichkeiten für eine Zeit lang hinter mir zu laſſen.

So geſchah es auch heute. Unter der Beihülfe meines Vaters, der ein leidlicher Entomologe war, hatte ich vor einigen Jahren eine Schmetterlingsſammlung angelegt und bisher mit Eifer fortgeführt. Ich war nach Tiſche auf mein Zimmer gegangen und ſtand vor dem einen Glaskaſten, deren ſchon drei dort an der Wand hingen. Die Nachmittagsſonne ſchimmerte ſo verlockend auf den blauen Flügeln der Argusfalter, auf dem Sammetbraun des Trauermantels; mich überkam die Luſt, einmal wieder einen Streifzug nach dem noch immer vergebens von mir geſuchten Brombeerfalter zu unternehmen. Denn dieſes ſchöne olivenbraune Sommervögelchen, welches die ſtillen Waldwieſen liebt und gern auf ſonnigen Geſträuchen ruht, war in unſrer baumloſen Gegend eine Seltenheit. — Ich nahm meinen Ketſcher vom Nagel; dann ging ich hinab und ließ mir von meiner Mutter ein Weißbrödchen in die Taſche ſtecken und meine Feldflaſche mit Wein und Waſſer füllen. So ausgerüſtet ſchritt ich bald über den Carouſſelplatz nach dem Schloßgarten, deſſen Baumgänge ſchon von jungem Laube beſchattet waren, und von dort weiter durch die dem Haupteingange gegenüberliegende Pforte in's freie Feld hinaus. Es hatte die Nacht zuvor geregnet, die Luft war lau und klar; ich ſah drüben am Rande des Horizonts auf der hohen Geeſt die Mühle ihre Flügel drehen.

Eine kurze Strecke führte noch der Weg an der Außenſeite des Schloßgartens entlang; dann wanderte ich auf's Gerathewohl auf Feldwegen oder Fußſteigen, welche quer über die Aecker führten, in die ſonnige ſchattenloſe Landſchaft hinaus. Nur ſelten, ſoweit das Auge reichte, ſtand auf den Sand- und Steinwällen, womit die Grundſtücke umgeben ſind, ein wilder Roſenſtrauch oder ein anderes dürftiges Gebüſch; aber hier, wo in der Morgenfrühe die rauhen Seewinde ungehindert überhin fahren, waren nur kaum die erſten Blätter noch entfaltet. Ich ſchlenderte behaglich weiter; mehr die Augen in die Ferne, als nach dem gerichtet, was etwa neben mir am Wege zwiſchen Gräſern und rothblühenden Neſſeln gaukeln mochte.

So war, ohne daß ich es merkte, der halbe Nachmittag dahin. Ich hörte es von der Stadt her vier ſchlagen, als ich mich an dem Ufer des

Mühlenteichs in's Gras warf, und mein beſcheidenes Vesperbrod verzehrte. Eine angenehme Kühlung wehte von dem Waſſerſpiegel auf mich zu, der groß und dunkel zu meinen Füßen lag. — Dort in der Mitte, wo jetzt über der Tiefe die kleinen Wellen trieben, mußte der Schlitten geſtanden haben, als Lore ihren Mantel über mich legte. Ich blickte eine ganze Weile nach dem jetzt unerreichbaren Punkte, den meine Augen in dem Fluthen des Waſſers nur mit Mühe feſtzuhalten vermochten. — —

Aber ich wollte ja den Brombeerfalter fangen! Hier, wo es weit umher kein Gebüſch, kein ſtilles vor dem Winde geſchütztes Fleckchen gab, war er nicht zu finden. Ich entſann mich eines andern Ortes, an dem ich vor Jahren unter der Anführung eines ältern Jungen einmal Vogeleier geſucht hatte. Dort waren Koppel an Koppel die Wälle mit Hagedorn und Nußgebüſch bewachſen geweſen; an den Dornen hatten wir hie und da eine Hummel aufgeſpießt gefunden, wie dies nach der Naturgeſchichte von den Neuntödtern geſchehen ſollte; bald hatten wir auch die Vögel ſelbſt aus den Zäunen fliegen ſehen und ihre Neſter mit den braun geſprenkelten Eiern zwiſchen dem dichten Laub entdeckt. Dort in dem heimlichen Schutz dieſer Hecken war vielleicht auch das Reich des kleinen ſeltenen Sommervogels! Das „Sietland“ hatte der Junge jene Gegend genannt, was wohl ſoviel wie Niederung bedeuten mochte. Aber wo war das Sietland? — Ich wußte nur, daß wir in derſelben Richtung, wie ich heute, zur Stadt hinausgegangen waren und daß es unweit der großen Haide gelegen, welche etwa eine Meile weit von der Stadt beginnt.

Nach einigem Beſinnen nahm ich mein Fanggeräth vom Boden und machte mich wieder auf die Wanderung. Durch einen Hohlweg, in den ſich das Ufer hier zuſammendrängt, gelangte ich auf eine Höhe, von der ich die vor mir liegende Ebene weithin überſehen konnte; aber ich ſah nichts als Feld an Feld, die kahlen ebenmäßigen Sandwälle, auf denen die herbe Frühlingsſonne flimmerte. Endlich, dort in der Richtung nach einem Häuschen, wie ſie am Rande der Haide zu ſtehen pflegen, glaubte ich etwas wie Gebüſch zu entdecken. — Es war mindeſtens noch eine halbe Stunde bis dahin, aber ich hatte heute Luſt zum Wandern, und ſchritt rüſtig darauf los. Hie und da flog ein gelber Citronenfalter oder ein Kreßweißling über meinen Weg, oder eine graue Leineule kletterte an einem Grasſtengel; von einem Brombeerfalter aber war keine Spur.

Doch ich mußte ſchon mehr in einer Niederung ſein; denn die Luft wurde immer ſtiller; auch ging ich ſchon eine Zeit lang zwiſchen dichten Hagedornhecken. Ein paar Male, wenn ſich ein Lufthauch regte, hatte ich einen ſtarken lieblichen Geruch verſpürt, ohne daß ich den Grund davon zu entdecken vermocht hätte; denn das Gebüſch an meiner Seite verwehrte mir die Ausſicht. Da plötzlich ſprang zur Rechten der Wall zurück, und vor mir lag ein Fleckchen hügeligen Haidelandes. Brombeerranken und Bickbeerengeſträuch bedeckte hie und da den Boden; in der Mitte aber an einem ſchwarzen Wäſſerchen ſtand vereinzelt im hellſten Sonnenglanz ein ſchlanker Baum. Aus den blendend grünen Blättern, durch die er ganz belaubt war, ſprang überall eine Fülle von zarten weißen Blüthentrauben hervor; unendliches Bienengeſumme klang

= Preißelb.

wie Harfenton aus ſeinem Wipfel. Weder in den Gärten der Stadt, noch in den entfernteren Wäldern hatte ich jemals ſeines Gleichen geſehen. Ich ſtaunte ihn an; wie ein Wunder ſtand er da in dieſer Einſamkeit.

Eine Strecke weiter, nur durch ein paar dürftige Ackerfelder von mir getrennt, dehnte ſich unabſehbar der braune Steppenzug der Haide; die äußerſten Linien des Horizonts zitterten in der Luft. Kein Menſch, kein Thier war zu ſehen, ſoweit das Auge reichte. — Ich legte mich neben dem Wäſſerchen im Schatten des ſchönen Baumes in das Kraut. Ein Gefühl von ſüßer Heimlichkeit beſchlich mich; aus der Ferne hörte ich das ſanfte träumeriſche Singen der Haidelerche; über mir in den Blüthen ſummte das Bienengetön; zuweilen regte ſich die Luft und trieb eine Wolke von Duft um mich her; ſonſt war es ſtill bis in die tiefſte Ferne. Am Rand des Waſſers ſah ich Schmetterlinge fliegen; aber ich achtete nicht darauf, mein Ketſcher lag müſſig neben mir. — Ich gedachte eines Bildes, das ich vor Kurzem geſehen hatte. In einer Gegend, weit und unbegrenzt wie dieſe, ſtand auf ſeinen Stab gelehnt ein junger Hirte, wie wir uns die Menſchen nach den erſten Tagen der Weltſchöpfung zu denken gewohnt ſind, ein rauhes Ziegenfell als Schurz um ſeine Hüften; zu ſeinen Füßen ſaß — er ſah auf ſie herab — eine ſchöne Mädchengeſtalt; ihre großen dunkeln Augen blickten in ſeliger Gelaſſenheit in die morgenhelle Einſamkeit hinaus. — „Allein auf der Welt“ ſtand darunter. — — Ich ſchloß die Augen; mir war, als müſſe aus dem leeren Raum dies zweite Weſen zu mir treten, mit dem ſelbander jedes Bedürfniß aufhöre, alle keimende Sehnſucht geſtillt ſei. „Lore!“ flüſterte ich und ſtreckte meine Arme in die laue Luft.

So lag und träumte ich, bis die Sonne hinab war und vor mir das Abendroth über die Haide leuchtete. Der Baum war ſtumm geworden, die Bienen hatten ihn verlaſſen; es war Zeit zur Heimkehr. Meine Hand faßte nach dem Ketſcher. — Aber was kümmerte mich jetzt dies Knabenſpielzeug. Ich ſprang auf und hängte ihn hoch, ſo hoch, wie ich vermochte, zwiſchen den dichtbelaubten Zweigen des Baumes auf. Dann, das Bild der ſchönen Schneibertochter vor meinen trunknen Augen, machte ich mich langſam auf den Rückweg.

Die Dämmerung war ſtark hereingebrochen, als ich aus dem Portale des Schloßgartens trat. Drüben am Karouſſel waren ſchon die Lampen angezündet; Leierkaſtenmuſik, Lachen und Stimmengewirr ſcholl zu mir herüber; dazwiſchen das Klirren der Florets an den eiſernen Ringhaltern. Ich blieb ſtehen und blickte durch die Linden, welche den Platz umgaben, in das bewegte Bild hinein. Das Karouſſel war in vollem Gange; Sitzplätze und Pferde, Alles ſchien beſetzt, und ringsumher drängte ſich eine ſchauluſtige Menge jedes Alters und Geſchlechts. Jetzt aber wurde die Bewegung langſamer, ſo daß ich unter den grünen Zweigen durch die einzelnen Geſtalten ziemlich beſtimmt erkennen konnte.

Unwillkührlich war ich indeſſen näher getreten und hatte mich bis an den Eiſendrath gedrängt, der ringsherum gezogen war. — Das Mädchen dort auf dem braunen Pferde war die Schweſter meines

Freundes Chriſtoph. Aber es kam noch eine Reiterin, eine feinere Geſtalt; ſie ſaß ſeitwärts, ein wenig läſſig, auf ihrem hölzernen Gaule. Und jetzt, während ſie langſam näher getragen wurde, wandte ſie den Kopf und blickte lächelnd in die Runde. — Es war Lore; faſt wie ein Schrecken ſchlug es mir durch die Glieder. Auch ſie hatte mich erkannt; aber nur eine Secunde lang hafteten ihre Augen wie betroffen in den meinen; dann bückte ſie ſich zur Seite und machte ſich an ihrem Kleide zu ſchaffen. Das ſchwere eiſerne Floret, das ſie in der kleinen Fauſt hielt, ſchien nicht umſonſt von ihr geführt zu ſein; denn es war faſt bis an den Knopf mit Ringen angefüllt.

Mittlerweile war der Eigenthümer des Karouſſels herangetreten, um für die neue Runde einzuſammeln. Sie richtete ſich auf und hielt ihm ihr Floret entgegen. „Freigeritten!“ ſagte ſie, indem ſie es umſtürzte und die Ringe in die Hand des Mannes gleiten ließ.

Er nickte und ging an den nächſten Stuhl, wo eine Anzahl Kinder ſich um die beſten Plätze zankten. — Als ich von dort wieder zu Lore hinüber ſah, ſtand Chriſtophs Schweſter neben ihr; aber ſie wandte mir den Rücken und ſchien mich nicht bemerkt zu haben.

„Gehſt Du mit, Lore?“ hörte ich ſie fragen; „ich muß nach Hauſe.“

Lore antwortete nicht ſogleich; ihre Augen ſtreiften mit einem unſichern Blick zu mir hinüber. Ich wagte mich nicht zu rühren; aber meine Augen antworteten den ihren, und mir ſelber kaum vernehmlich flüſterten meine Lippen: „Bleib!“

„So ſprich doch!“ drängte die Andere; „es hat ſchon Acht geſchlagen.“ Lore ſteckte ihr Füßchen wieder in den Steigbügel, den ſie hatte fahren laſſen, und, die Augen auf mich gerichtet, erwiderte ſie: „Ich bleibe noch, ich hab' mich frei geritten!“ Und leiſe ſetzte ſie hinzu: „Meine Mutter wollte vielleicht noch hier vorüberkommen!“

Ich fühlte, daß das gelogen ſei. Das Blut ſchoß mir ſiedendheiß in's Geſicht, es brauſte mir vor den Ohren; die kleine Lügnerin hatte plötzlich den Schleier des Geheimniſſes über uns beide geworfen. Es was zum erſten Mal in meinem Leben, daß ich eine ſo berauſchende Zuſage erhielt;

bisher hatte ich nur manchmal darüber nachgeſonnen, wie in der Welt ſo etwas möglich ſei.

Chriſtophs Schweſter hatte ſich entfernt. Der Leierkaſten begann wieder ſeine Muſik, die Peitſche klatſchte über dem alten Gaul, und unter dem Zuruf der Bauer-Burſchen und -Mädchen, die inzwiſchen die meiſten Plätze eingenommen hatten, ſetzte das Karouſſel ſich wieder in Bewegung. Lore ſah nach mir zurück, ſie hatte ihr Floret in den Sattelknopf geſtoßen und ſaß wie in ſich verſunken, die Hände vor ſich auf dem Schooß gefaltet. Das rothe Tüchelchen an ihrem Halſe wehte in der Luft und in immer raſcherem Kreiſen wurde die leichte Geſtalt an mir vorüber getragen; kaum fühlte ich den Blitz ihres Auges in den meinen, ſo war ſie ſchon fort, und nur der Schimmer ihres hellen Kleides tauchte in der trüben Lampenbeleuchtung noch ein paar Mal flüchtig aus den immer tiefer fallenden Schatten auf. — Plötzlich krachte etwas; die in den Stühlen ſitzenden Mädchen kreiſchten, und das Carouſſel ſtand.

„Bleiben Sie ſitzen, meine Herrſchaften!“ rief der Eigenthümer; indem er mit ſeinem Gehülfen über die Querbalken ſtieg, um den Schaden zu unterſuchen. Eine Laterne wurde herunter genommen, es wurde geklopft und gehämmert; aber es ſchien ſich ſobald nicht wieder fügen zu wollen. Mir wurde die Zeit lang; meine Augen ſuchten vergebens nach der kleinen Reiterin. Ich drängte mich aus der Menſchenmaſſe heraus, in die ich eingekeilt war, und ging von außen nach der gegenüberliegenden Seite des Platzes. Als ich mich hier mit Bitten und Gewalt bis an die Barriere durchgearbeitet hatte, ſtand ich dicht neben ihr. Sie war von dem Holzgaul herabgeſtiegen und blickte wie ſuchend um ſich her.

Nach einer Weile ſteckte ſie das Floret, das ſie ſpielend in der Hand gehalten, wieder in den Sattelknopf und machte Miene, herab zu ſpringen. Aber während ſie ihre Kleider zuſammen nahm, war ich in den Kreis geſchlüpft.

„Guten Abend!“ ſagte ich leiſe.

— „Guten Abend!“

Dann, während die Bauerburſchen immer lauter ihr Eintrittsgeld zurückforderten, faßte ich ihre Hand und zog ſie mit mir hinaus in's Freie. Aber hier war meine Verwegenheit zu Ende. Lore hatte mir ihre Hand entzogen, und wir gingen wortlos und befangen neben einander der Straße zu, an deren äußerſtem Ende ſich das Haus ihrer Eltern befand. — Als wir den zur Seite liegenden Eingang des Schloßgartens erreicht hatten, kam uns von der Straße her ein Trupp von Menſchen entgegen, an deren lauten Stimmen ich einzelne meiner ausgelaſſenſten Commilitonen erkannte. Unwillkührlich blieben wir ſtehen.

„Wir wollen durch den Schloßgarten!“ ſagte ich. — „Es iſt ſo weit!“ —

„Oh, es iſt nicht ſo viel weiter!“

Und wir gingen durch das Portal in den breiten Steig hinab, welcher zwiſchen niedrigen Dornhecken zu einem Laubgange von dicht verwachſenen Hagebuchen führte. Da hier vorne auch hinter den Zäunen nur bebautes baumloſes Gartenland lag, ſo verhinderte mich die einbrechende Dunkelheit nicht, die neben mir wandelnde Mädchengeſtalt zu betrachten. Mich ſchauerte, daß ſie jetzt wirklich, wie ich es ſo oft gewünſcht, in ſolcher Einſamkeit mir nahe war.

Kein Menſch außer uns ſchien in dem alten Park zu ſein; es war ſo ſtill, daß wir jeden unſrer Tritte auf dem Sande hörten.

„Willſt Du mich nicht anfaſſen?“ fragte ich.

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Warum nicht?“

— „Nein, — wenn Jemand käme!“

Wir hatten den gewölbten Buchengang erreicht. Es war ſehr dunkel hier; denn in geringer Entfernung zu beiden Seiten waren ähnliche Laubgänge, und auf den dazwiſchen befindlichen Raſenflecken lagerten undurchdringliche Schatten. Ich wußte nur noch, daß Lore neben mir ging, denn ich hörte ihren Athem und ihren leichten Schritt; zu ſehen vermochte ich ſie nicht. Wie neckend ſchoß es mir durch den Kopf, daß ich am Nachmittag auf einen Sommervogel ausgegangen war. „Nun biſt Du doch gefangen!“ ſagte ich, und, durch die Dunkelheit ermuthigt, ergriff ich ihre herabhängende Hand und hielt ſie feſt. Sie duldete es; aber ich fühlte, wie ſie zitterte, und auch mir ſchlug mein Knabenherz bis in den Hals hinauf.

So gingen wir langſam weiter. Von der Stadt her kam der gedämpfte Ton der Drehorgeln und das noch immer fortdauernde Getöſe des Jahrmarkttreibens; vor uns am Ende der Allee in unerreichbarer Ferne ſtand noch ein Stückchen goldenen Abendhimmels. Ich legte ihre Hand in meinen Arm und faßte ſie dann wieder. In dieſem Augenblick trollte vor uns etwas über den Weg; es mag ein Igel geweſen ſein, der auf die Mäuſejagd ging. — Sie ſchrack ein wenig zuſammen und drängte ſich zu mir hin; und als ich, unabſichtlich faſt, den Arm um ſie legte, fühlte ich, wie ihr Köpfchen auf meine Schulter glitt.

Als aber dann, nur eine flüchtige Secunde lang, ein junger Mund den andern berührt hatte, da trieb es uns wie thöricht aus den ſchützenden Baumſchatten in's Freie. So hatten wir bald, während ich nur noch ihre Hand gefaßt hielt, das Ende der Allee erreicht und traten durch eine Pforte auf einen Feldweg hinaus, der ſeitwärts auf die letzten Häuſer der Stadt zuführte. Wir gingen eilig neben einander her, als könnten wir das Ende unſers Beiſammenſeins nicht raſch genug herbeiführen.

„Mein Vater wird mich ſuchen; es iſt gewiß ſchon ſpät!“ ſagte Lore ohne aufzuſehen.

„Ich glaube wohl!“ erwiderte ich. Und wir gingen noch eiliger, als zuvor.

Schon ſtanden wir am Ausgang des Weges, den letzten Häuſern der Straße gegenüber. In dem Lichtſchein, der unter der Linde aus dem Fenſter des Schneiderhäuschens fiel, ſah ich unweit davon ein Mädchen an einem Brunnen ſtehen. Ich durfte nicht weiter mit. Als aber Lore den Fuß auf das Straßenpflaſter hinausſetzte, war mir, als dürfe ich ſie ſo nicht von mir gehen laſſen.

„Lore,“ ſagte ich beklommen, „ich wollte Dir noch etwas ſagen.“

Sie trat einen Schritt zurück. „Was denn?“ fragte ſie.

— „Warte noch eine Weile!“

Sie wandte ſich um und blieb ruhig vor mir ſtehen. Ich hörte, wie ſie mit den Händen über ihr Haar ſtrich, wie ſie ihr Tüchelchen feſter um den Hals knüpfte; aber ich ſuchte lange vergebens des Gedankens habhaft zu werden, der wie ein dunkler Nebel vor meinen Augen ſchwamm. „Lore,“ ſagte ich endlich, „biſt Du noch böſ' mit mir?“

Sie blickte zu Boden und ſchüttelte den Kopf.

„Willſt Du morgen wieder hier ſein?“

Sie zögerte einen Augenblick. „Ich darf des Abends ſonſt nicht ausgehen,“ ſagte ſie dann.

„Lore, Du lügſt; das iſt es nicht, ſag' mir die Wahrheit!“

Ich hatte ihre Hand gefaßt; aber ſie entzog ſie mir wieder.

„So ſprich doch, Lore! — Willſt Du nicht ſprechen?“

Noch eine Weile ſtand ſie ſchweigend vor mir; dann ſchlug ſie die Augen auf und ſah mich an. „Ich weiß es wohl,“ ſagte ſie leiſe, „Du heirathest doch einmal nur eine von den feinen Damen.“

Ich verſtummte. Auf dieſen Einwurf war ich nicht gefaßt; an ſo ungeheuere Dinge hatte ich nie gedacht und wußte nichts darauf zu antworten.

Und ehe ich mich deſſen verſah, hörte ich ein leiſes „Gute Nacht“ des Mädchens; und bald ſah ich ſie drüben in dem Schatten der Häuſer verſchwinden. Ich vernahm noch das vorſichtige Aufdrücken einer Hausthür, das leiſe Anſchlagen der Thürſchelle; dann wandte ich mich und ging langſam durch den Schloßgarten zurück.

Ohne erſt zum Abendeſſen in die Wohnſtube meiner Eltern zu gehen, ſchlich ich die Treppe hinauf in meine Kammer. Wie trunken warf ich mich in die Kiſſen. Nach einer Viertelſtunde hörte ich die Stubenthür gehen, und durch die halbgeöffneten Augenlieder ſah ich meine Mutter mit einer Lampe an mein Bett treten. Sie beugte ſich über mich; aber ich ſchloß die Augen und träumte weiter. Trotz des wenig verheißenden Abſchiedes war mir doch, als hätte meine Hand eine volle Roſenguirlande gefaßt, an welcher nun in alle Zukunft hinein der Lebensweg entlang gehen müſſe.

So ſehr ich aber an dieſem Abend den Drang allein zu ſein empfunden, ebenſo ſehr trieb es mich am andern Morgen unter Menſchen. Ich hatte ein neues Gefühl der Freiheit und Ueberlegenheit in mir, das ich nun auch andern gegenüber empfinden wollte. Sobald ich gefrühſtückt, und den etwas unbequemen Fragen meiner Mutter nothdürftig genuggethan hatte, ging ich in die Werkſtatt meines Freundes Chriſtoph. Er war eifrig beſchäftigt, kleine Mahagoni-Fourniere auszuwählen und zu ſchneiden. „Was machſt denn Du da für Schönes?“ fragte ich.

— „Ein Nähkäſtchen,“ ſagte er ohne aufzublicken.

„Ein Nähkäſtchen? für wen denn?“

„Für Lenore Beauregard; meine Schweſter will's ihr zum Geburtstag ſchenken.“

Ich ſah ihn von der Seite an; ein übermüthiges Lächeln ſtieg in mir auf. „Die Lore iſt wohl Dein Schatz, Chriſtoph?“

Der eckige Kopf des guten Jungen wurde bis unter die Stirnhaare wie mit Blut übergoſſen bei dieſer treuloſen Frage. Er ſchien ſelbſt über ſeine Verlegenheit in Zorn zu gerathen. „Ihr hättet ſie nur aus Eurer lateiniſchen Tanzſchule fortlaſſen ſollen!“ ſagte er, indem er mit ſeinem Meſſer grimmig in die Fournierblättchen hineinfuhr.

— „Du biſt wohl eiferſüchtig, Chriſtoph?“ fragte ich.

Aber er antwortete nicht; er brummte nur halb für ſich: „Das hätte meine Schweſter ſein ſollen!“ —

Dieſer Triumph ſollte indeſſen mein einzigſter bleiben; denn ich mühte mich vergebens, wieder allein mit Lore zuſammen zu treffen. Ein paar Mal zwar im Laufe des Sommers begegnete ſie mir an Sonntag-Nachmittagen hinter den Gärten auf dem Bürgerſteige; aber Chriſtoph und ſeine Schweſter begleiteten ſie, und der gute Junge ging ſo trotzig neben ihr, als wenn er ſie einer ganzen Welt von Lateinern hätte ſtreitig machen wollen; auch ſuchte ſie ſelbſt, wenn ich ein Geſpräch mit ihnen begann, augenſcheinlich die Andern zum Weitergehen zu veranlaſſen.

Als ſpäterhin bei Beginn des Michaelis-Marktes das Karouſſel wieder aufgeſchlagen wurde, wagte ich noch einmal zu hoffen. Einen Abend nach dem andern, ſobald die Dämmerung anbrach, fand ich mich auf dem Platze ein; zum großen Verdruſſe meines Freundes Fritz, von dem ich mich unter immer neuen Vorwänden los zu machen ſuchte. Aber ebenſo oft ſpähte ich vergebens unter den jungen Reiterinnen, die ſich zuweilen einfanden, die ſchlanke Braune zu entdecken, um deren willen ich allein gekommen war. Einſam wanderte ich durch die dunkeln Gänge des Schloßgartens und zehrte trübſelig von der Erinnerung eines entflohenen Glückes.

Dies Alles nahm ein plötzliches Ende, als ich zu Anfang des Winters nach dem Willen meines Vaters die Gelehrtenſchule unſrer Heimath verließ und zu meiner weitern Ausbildung auf ein Gymnaſium des mittlern Deutſchlands geſchickt wurde. — Ob mein Schmetterlingsketſcher noch in dem blühenden Baum am Rande der Haide hängt? — Ich weiß es nicht; ich bin nicht wieder dort geweſen; auch den Brombeerfalter habe ich bis auf heute noch nicht gefangen.

Auf der Univerſität.

Jahre waren ſeitdem vergangen.

Als ich den Zwang der klöſterlichen Schulanſtalt hinter mir hatte, brachte ich zum erſten Male wieder einige Herbſtwochen im elterlichen Hauſe zu. Von allen meinen Kameraden fand ich nur noch Chriſtoph im heimathlichen Neſte; die übrigen, auch Fritz, waren alle ſchon ausgeflogen; in's luſtige Studentenleben, auf's weite Meer hinaus, in die dunkle Schreibſtube eines Kaufmanns oder wohin ſonſt Wahl und Verhältniſſe ſie geführt hatten. Auch Chriſtoph, der zum ſtattlichen, etwas unterſetzten, jungen Mann herangewachſen war, rüſtete ſich zum Abzug; er war Geſell geworden und wollte wandern. Aber zuvor arbeiteten wir noch einmal gemeinſchaftlich in der Werkſtatt ſeines Vaters; und ein ungeheurer Tabakskaſten, der mit mir die Univerſität beziehen ſollte, war das Reſultat unſrer Bemühungen. — Von meiner Mutter erfuhr ich, daß die rüſtige Frau Beauregard vor Jahresfriſt eines plötzlichen Todes verblichen, und ihre Tochter bald darauf nach der kleinen Landes-Univerſitätsſtadt zu einer alten unverheiratheten Tante gezogen ſei, die ſie teſtamentariſch zur Univerſalerbin ihres kleinen Vermögens eingeſetzt hatte. Das ſchmale Häuschen mit der Linde war nach dem Tode der Mutter Schulden halber verkauft worden, und der franzöſiſche Schneider hatte froh ſein müſſen, bei einem der andern Meiſter als Geſelle ein Unterkommen gefunden zu haben. Ich traf ihn am Sonntag-Nachmittag in einer Ecke des Kirchhofs auf der Bank ſitzend. Seine Haut über den ſcharfen Backenknochen war noch gelber geworden und ſein ſchwarzes Haar war ſtark ergraut; er huſtete, aber die Sonne ſchien ihm wohl zu thun. „Ach, Monſieur Philipp!“ rief er, da er mich erkannte, und ſtreckte mir zwei Finger ſeiner langen knöchernen Hand entgegen, während die andern die alte wohlbekannte Porcellan-Doſe umklammert hielten. „Damals, — das waren andere Zeiten, Monſieur Philipp!“ fuhr er ſeufzend fort. „Meine Alte, ſie hat ſich mit ihrer Menage unter die ſchwarzen Kreuze dort begeben; und das Kind, die Lore,“ — er ſchluckte ein paar Mal und nahm eine ſtarke Priſe — „Sie werden es ja gehört haben! — Sie wollte nicht, ſie wollte ihren armen Vater nicht allein laſſen, ich mußte mit Gewalt ihre kleinen Hände von mir losreißen; aber was hilft es denn! das Kind mußte doch ſein Glück machen!“ Er ließ den Kopf ſinken und legte ſchlaff ſeine Hände auf die Kniee. „Ich werde Ihnen ihre Briefe zeigen!“ begann er dann wieder. „Sie werden ſehen, Monſieur Philipp, Sie ſind ja ein

Gelehrter! Die allerliebſten Buchſtaben, und all' die lieben guten Worte; eine Marquiſe könnte es nicht beſſer." —

— — So ſprach er noch eine Weile fort, bis ich ihn verließ.

Ich habe den franzöſiſchen Schneider nicht wieder geſehen; denn einige Tage darauf reiſte ich ab, um zunächſt auf einer ausländiſchen Univerſität meine juriſtiſchen Studien zu beginnen; und ſchon nach einem halben Jahre ſchrieb mir meine Mutter, der ich dieſe Begegnung erzählt hatte, daß auch Monſieur Beauregard, der Enkel des Ofenheizers vom Hofe Ludwig's XVI. unter den ſchwarzen Kreuzen eine Stelle gefunden habe.

Drei Jahre ſpäter befand ich mich auf der Landesuniverſität, um vor dem Examen noch das geſetzlich vorgeſchriebene Jahr hier zu abſolviren. Fritz, mit dem ich das letzte Semeſter in Heidelberg zuſammen gewohnt, wollte erſt im nächſten Herbſt zurückkehren. Aber mein Freund Chriſtoph hatte die Univerſität bezogen; er war erſter Arbeiter in einem großen Möbelmagazin. Ich traf ihn eines Nachmittags in einem öffentlichen Garten, wo er allein vor einem Seidel Lagerbier ſaß und, ſcheinbar in Sinnen verloren, den Rauch ſeiner Cigarre vor ſich hinblies. Sein ſtarker blonder Backenbart und ſeine feine bürgerliche Kleidung ließen mich ihn erſt in nächſter Nähe erkennen. Als ich ſchweigend meine Hand auf ſeine Schulter legte, warf er den Kopf raſch und trotzig nach mir herum; denn, wenn ich jetzt auch keine farbige Mütze trug, ſo gehörte ich doch unverkennbar genug zu den muthmaßlich noch immer nicht von ihm geliebten „Lateinern". Allein kaum hatte er mich angeſehen, als auch ſogleich die freudigſte Ueberraſchung aus ſeinen Augen leuchtete. „Philipp! Du biſt es?" ſagte er, indem er mit einer faſt mädchenhaften Beſcheidenheit meine dargebotene Hand nahm und ſie dann deſto kräftiger drückte. — Wir ſprachen lange zuſammen; über unſre Heimath, über Eltern und Altersgenoſſen; als ich mich dann der verhängnißvollen Eisfahrt erinnerte, fragte ich auch nach unſrer gemeinſchaftlichen Knabenliebe.

Lenore lebte noch im Hauſe ihrer Verwandten, einer alten Schneiderin, mit der ſie zum Nähen in die Häuſer der vornehmern Einwohner ging. Aber Chriſtoph wurde bei den Antworten auf dieſe Fragen immer wortkarger und ſuchte endlich mit einer gewiſſen Haſt das Geſpräch auf andere Dinge zu bringen. Er ſchien in ſeinem treuen Gemüthe noch immer die Feſſeln des ſchönen Mädchens zu tragen, die ich mit dem Staub der Heimath ſchon längſt von mir abgeſchüttelt zu haben glaubte.

Ich mochte mich darin indeſſen irren. — Einige Zeit darauf hatte ich mit befreundeten Damen jenſeits der Meeresbucht, an welcher die Stadt liegt, einen damals beliebten Vergnügungsort beſucht. Der Nachmittag war zu Ende, und wir gingen an den Strand hinab, um nach einem Fahrzeug für die Heimkehr auszuſchauen. — Zwei Boote, beide ſchon faſt beſetzt, lagen zur Abfahrt bereit. Neben dem einen, das etwa dreißig Schritte von uns entfernt ſein mochte, ſtand an der Seite einer ältlichen lahmen Nätherin, die ich mitunter im Wohnzimmer meines Hauswirths geſehen hatte, eine auffallend ſchöne Mädchengeſtalt. Sie hatte ſchon den Fuß auf den Rand des Bootes geſetzt und ſchien in Begriff hineinzuſteigen; aber ſie zögerte plötzlich, da ſie den Kopf nach uns zurückwandte. Zwei ſchwarze fremdartige Augen, wie ich ſie lange nicht, aber wie ich ſie einſt geſehen, trafen in die meinen; ich wußte jetzt, daß es Lenore Beauregard ſei. Sie war größer geworden, und unter den braunen Wangen ſchimmerte das Roth der vollſten Jungfräulichkeit; aber noch immer war ihr in der Haltung jene graciöſe Läſſigkeit eigen, die mir unbewußt ſchon einſt mein Knabenherz entführt hatte. Es wallte heiß in mir auf, und ich hatte der Damen neben mir faſt ganz vergeſſen. Denn jene dunkeln Augen ſchienen mich bittend anzublicken; ich hörte, wie die alte Nätherin ihr zuſprach, wie der Schiffer ſie nicht eben in den höflichſten Worten zum Einſteigen drängte; aber noch immer ſtand die ſchlanke Mädchengeſtalt unbeweglich, wie im Traum, die Augen nach mir hingewandt.

Schon hatte ich, wie von dunkler Naturgewalt getrieben, ein paar Schritte nach dem Boote zu gethan; aber ich bezwang mich; ich dachte an Chriſtoph; ſeine ehrlichen blauen Augen ſchienen mich plötzlich anzuſehen. „Es wird nicht Platz dort für uns alle ſein;“ ſagte ich zu den Damen. Dann gingen wir ſeitwärts nach dem andern Fahrzeug am Waſſer entlang. — Doch noch einmal mußte ich nach Lore zurückblicken. Sie hatte den Kopf auf die Bruſt ſinken laſſen, und ſtieg eben langſam über den Bord in das Innere des Bootes, das im Gold der Abendſonne auf dem regungsloſen Waſſer lag.

Bei der Heimfahrt ſaß ich am Steuer, wortkarg und innerlich erregt; meine Augen mochten wohl mitunter auf dem andern in ziemlicher Entfernung vor uns ruderuden Boote ruhen, während die jungen Damen mich vergebens in ihre Plaudereien zu ziehen ſuchten.

„Aber Sie ſind heut’ nicht zu gebrauchen!“ ſagte die Eine; „unſere ſchöne Nätherin ſcheint Sie ſtumm gemacht zu haben!“

„Iſt Lore Ihre Nätherin?“ fragte ich noch halb in Gedanken.

— „Lore! Woher wiſſen Sie denn, daß ſie Lore heißt?“

„Wir ſind aus einer Stadt; ich habe in der Tanzſchule meine erſte Mazurka mit ihr getanzt.“

— „So! — Sie ſoll auch jetzt noch gern mit Studenten tanzen.“

Unſer Geſpräch über Lore war zu Ende; aber ich wußte jetzt, weshalb Chriſtoph nicht hatte reden mögen.

Dennoch ſah ich ihn ſpäter im Laufe des Winters mehrmals an öffentlichen Orten mit Lore zuſammen, meiſtens in Geſellſchaft der lahmen Marie oder einer ältern Perſon, welche niemand anders als die Erbtante ſein konnte, die dem armen Schneider noch ſo kurz vor ſeinem Ende das Kleinod ſeines Herzens entführt hatte.

Eines Abends, es mochte einige Wochen nach Neujahr ſein, hörte ich von meinem Zimmer aus einen Tumult auf der Straße. Als ich das Fenſter öffnete, bemerkte ich unter dem vorbeiziehenden Haufen hie und da rothe Studentenmützen; endlich erkannte ich beim Schein der Straßenlaterne auch einen unſrer Pedelle.

„Was giebt's, Doſe?“ rief ich hinunter.

„Holz hat's gegeben, Herr Doctor.“ — Doſe nannte mich aus einem nur uns beiden bekannten Grunde allezeit Herr Doctor.

— „So? Und wohl wieder auf dem Ballhaus?“ fragte ich.

„Nun, wo denn anders?“

Das Ballhaus war ein öffentliches Tanzlocal, wo die altherkömmliche Feindſchaft zwiſchen Studenten und Handwerksgeſellen ſich zu Zeiten Luft zu machen pflegte. Es ſchien diesmal indeſſen arg geworden zu ſein; denn Doſe machte andeutungsweiſe eine höchſt kräftige Bewegung mit der Fauſt.

„Wer hat's denn gekriegt?“ fragte ich noch.

Der Alte hielt die Hand vor den Mund und flüſterte mir zu: „Es iſt auf die rechte Stelle gekommen, Herr Doctor.“ Ein Bekannter, der unſer Geſpräch hörte, rief im Vorübergehen. „Es iſt der Raugraf; die Knoten haben ihm auf Abſchlag gezahlt.“

Der ſogenannte „Raugraf“ war ein ebenſo ſchöner, als wüſter junger Mann, der in den Hörſälen der Profeſſoren ſelten, dagegen häufig auf der

Menſur und regelmäßig auf der Kneipe zu finden war; einer von denen, die auf Univerſitäten eine Rolle ſpielen, um dann im ſpätern Leben ſpurlos zu verſchwinden. Von den jungen Handwerkern, denen er ihre Mädchen abſpenſtig machte, wurde er ebenſo ſehr gehaßt, als er für die größere Anzahl der jüngern Studenten der Gegenſtand einer ſcheuen Bewunderung war. Nachdem er eine Reihe andrer Univerſitäten beſucht und, theilweiſe durch Relegation gezwungen, wieder verlaſſen hatte, fand er für gut, auch die unſrige zu verſuchen; und bald gingen von ſeinem großen Wechſel und dann von ſeinen noch größern Schulden die mannigfaltigſten Gerüchte im Schwange. Der Titel „Raugraf", den er mitbrachte, paßte inſofern für ihn, als er an die Zeiten des Fauſtrechts erinnert, und allerdings die Weiſe der alten Junker, die Schwächern rückſichtslos für ihre Leidenſchaften zu verbrauchen, ſich vollſtändig auf ihn vererbt zu haben ſchien.

Da ich den „Raugrafen" weder genauer kannte, noch ein Intereſſe an ſeiner Perſon nahm, ſo ſchloß ich das Fenſter und begab mich zur Ruhe, ohne des Vorfalles weiter zu gedenken.

Am Nachmittage darauf ſollte ich indeſſen auf's Neue daran erinnert werden. — Ich hatte eben meinen Kaffee getrunken und ſaß im Sopha über einer Pandecten-Controverſe, als an die Stubenthür gepocht wurde.

Auf mein „Herein!" trat die ſtattliche Geſtalt meines Freundes Chriſtoph vorſichtig und etwas zögernd in das Zimmer.

„Biſt Du allein?" fragte er.

— „Wie Du ſiehſt, Chriſtoph."

Er ſchwieg einen Augenblick. „Ich muß fort von hier, Philipp," ſagte er dann „noch heute Abend; weit fort, an den Rhein zu meinem Mutterbruder; er iſt ſchwächlich und braucht einen Geſellen, der nach dem Rechten ſehen kann. Aber ich fürchte, meine Baarſchaft reicht nicht für die Reiſe; und Fechten, das iſt nicht meine Sache."

Ich war ſchon an mein Pult gegangen und hatte eine kleine Geldſumme auf den Tiſch gezählt. „Reicht es, Chriſtoph?"

„Ich danke Dir, Philipp." Und er ſteckte das Geld ſorgſam in ſeine Börſe, die ſchon einen kleinen Schatz an Gold- und Silbermünzen enthielt. Erſt jetzt ſah ich, daß er in ſeiner ſchwarzen Sonntagskleidung vor mir ſtand.

„Aber Du biſt ja in vollem Wichs," fragte ich; „wo biſt Du denn geweſen?"

— „Nun," ſagte er und rieb ſich nachdenklich mit der Hand ſeine breite Stirn, „ich komme eben von der Polizei!"

„Du haſt ſchon Deinen Paß geholt?"

— „Jawohl; meinen Laufpaß."

Ich ſah ihn fragend an.

— „Es iſt wegen der dummen Geſchichte auf dem Ballhauſe."

Mir ging ein Licht auf. „So! alſo Du biſt es geweſen," ſagte ich: „daß mir das nicht ſogleich eingefallen iſt!"

— „Freilich bin ich dort geweſen, Philipp."

„Lenore war wohl mit Dir?"

Er nickte.

— „Und da haſt Du den Raugrafen durchgeprügelt?"

Ein Lächeln befriedigten Haſſes legte ſich um ſeinen Mund. „Sie ſagen ja, daß ich's geweſen ſei," erwiderte er.

Der alte Feind der Gymnaſiaſten ſprach dies in ſolchem Tone der Genugthuung, daß ich über den Sachverhalt nicht mehr zweifelhaft ſein konnte.

Ich mußte laut auflachen. „So erzähl' mir doch! Wie kam denn die Geſchichte?"

— „Nun Philipp, — Du weißt doch, daß ich mit der Lore gehe?"

„Seid Ihr denn einig mit einander?"

— „Es iſt wohl ſo was," erwiderte er. — „Sie iſt eine anſtellige Perſon; und nach dem Tode der alten Tante bekommt ſie auch noch eine Kleinigkeit."

Ich ſah ihn lächelnd an. „Nun Chriſtoph, ſie iſt auch ſonſt ſo übel nicht; Du hätteſt ſo überzeugend ſonſt auch ſchwerlich zugeſchlagen!"

Er blickte einen Augenblick vor ſich hin. „Ich weiß es kaum," ſagte er, „wir ſtanden in der Reihe, Lore und ich, — es geſchah nur ihr zu Gefallen, daß ich hingegangen war, — da kam der lange blaſſe Kerl, der ſchon immer auf ſie gemuſtert und dabei mit einem Andern getuſchelt hatte, und wollte extra mit ihr tanzen."

„War er denn unverſchämt gegen Deine Dame?"

— „Unverſchämt? — Sein Geſicht iſt unverſchämt genug!“

„Und Lore?“ ſagte ich, meinen Freund ſcharf fixirend, „ſie hätte wohl gern mit dem ſchmucken Kavalier getanzt?“

Er zog die Stirnfalten zuſammen, und ich ſah, wie ſich eine trübe Wolke über ſeine Augen lagerte.

— „Ich weiß es nicht;“ ſagte er leiſe. — — „Es war nicht gut, daß ihr das Mädchen damals in Eurer lateiniſchen Tanzſchule den Rothknecht ſpielen ließet.“

Er reichte mir die Hand. „Leb' wohl, Philipp,“ ſagte er, „das Geld ſchicke ich Dir; ſonſt wirſt Du wohl nicht viel von mir zu hören bekommen; aber um Jahresfriſt, ſo Gott will, bin ich wieder hier, oder bei uns daheim.“

Er ging. — Ich ſuchte vergebens mich wieder in meine unterbrochenen Arbeiten zu vertiefen; eine unbeſtimmte Sorge um die Zukunft meines Jugendgeſpielen hatte mein Herz beſchlichen. Ich wußte nur zu wohl, was ſeine Worte nicht verrathen ſollten, daß ſeine Phantaſie von jenem Mädchen ganz erfüllt war, und daß alle Kräfte dieſes tüchtigen Kopfes darauf hinarbeiteten, ſein Leben mit dem ihren zu vereinigen.

Bald darauf ging ich in die Wohnung meiner Hauswirthe hinab, bei denen ich damals meinen Mittagstiſch hatte. Es mochte etwas frühzeitig ſein; denn von den Hausgenoſſen hatte ſich noch Niemand eingeſtellt; aber in der Nebenſtube traf ich die kleine Nätherin, die „lahme Marie“, welche ſtumm und einſam inmitten einer Wolke weißer Stoffe mit der Nadel handthierte. — Da ich ſie oft in Geſellſchaft der beiden Menſchen geſehen hatte, deren Geſchick mich jetzt beſchäftigte, ſo erzählte ich ihr den geſtrigen Vorfall, in der Hoffnung, über die Urſache deſſelben Näheres zu erfahren.

„Ich hab' das kommen ſehen!“ ſagte ſie, die dünnen Lippen zuſammenkneifend; „der Tiſchler iſt wohl ſonſt ein ganzer Kerl; aber gegen das Mädchen iſt er zu gutwillig; — was wollt' er mit ihr auf dem Ballhaus!“

Ich fragte näher nach.

Sie räumte eine Partie Zeuge von einem Stuhl, damit ich mich ſetzen könne. — „Sie kennen vielleicht das kleine Haus in der Pfaffengaſſe,“ begann ſie dann, als ich ihrem Wink gefolgt war; „die alte Schmieden, die Tante von der Lore, hat es vor Jahren von dem Pferdeverleiher nebenan gekauft; aber den Hof dahinter, weil er zu ſeinem Geſchäft doch großen Raum gebraucht, hat der Verkäufer ſich vorbehalten, ſo daß er mit ſeinem nun in Eins zuſammengeht; nur in der Mitte auf einem Stückchen Raſen darf die Alte ihre Waſchſachen trocknen und bleichen, ſoweit es damit reichen will. Sie iſt Geſchwiſterkind mit meiner ſel'gen Mutter, und ſeit ich confirmirt war, bin ich oft mit ihr zum Nähen ausgegangen.

„Ich denk', es war kurz vor Martini vorigen Jahrs; ich machte mich gleich nach Mittag zu der Schmieden; denn wir hatten eine große Seidenwäſche zuſammen. Unterwegs begegn' ich dem Tiſchler, der damals ſchon mit der Lore ging. Wir ſprechen ein Wort zuſammen, und im Weggehen ruft er mir noch lachend zu: „„Bei Feierabend komm' ich und helf' Euch die Klammern aufſetzen!““ Ich ſagt's auch der Lore; aber ſie ſchien nicht groß darauf zu achten.

„Spät Nachmittags, da wir drinnen fertig waren, gingen wir hinaus, um die Leine zwiſchen den Pfählen aufzuſcheeren, die draußen auf dem Grasrondeel ſtehen. Lore, das Kleid über ihren Halbſtiefelchen aufgeſchürzt, die ſchwarzen Haare hinter die Ohren geſtrichen, ging mit dem kleinen hölzernen Tritt von einem zum andern. Die Alte hatte ſich drinnen in ihren Lehnſtuhl ſchlafen geſetzt; ich — ich bin die Größte nicht und konnte ihr eben nicht viel dabei helfen —"

— und die Erzählerin ſuchte ihren dürftigen Körper möglichſt grade zu richten —

„ich hatte mich neben dem Waſchkorb auf einen Prellſtein geſetzt und ſah mir's an, wie vor dem Stall der Knecht des Nachbars einen Goldfuchs ſtriegelte. — Ich hab' die Pferde gern, wiſſen Sie, denn mein Vater iſt auch ein Fuhrmann geweſen. — Es war gar ein ſchönes Thier; und wenn es ſo den Kopf aus dem Schatten in die Sonne hinauswarf, glänzten die Haare wie Metall; aber an dem feinen Beinwerk merkte ich wohl, daß es keines von des Nachbars Miethgäulen ſei. — „„Wem gehört das Pferd?““ fragte ich Lore, die eben ihr Holztreppchen hart neben mir an den letzten Pfahl gerückt hatte. — „„Das Pferd?““ ſagt ſie, indem ſie ſich auf den Fußſpitzen hebt und die Leine um das Querholz ſchlingt; „„das gehört dem fremden Studenten; ich weiß nicht, wie er heißt.““ — Ich ſah zu ihr hinauf; aber ſie wandte nicht den Kopf und wickelte noch immer fort mit der Leine. Als ich eben ungeduldig werden wollte, ſagte hinter mir eine Stimme: „„Es iſt genug, Fräulein Lorchen!““

„Ich ſeh' noch, wie ſie die Arme ſinken läßt und haſtig das aufgeſchürzte Kleid herunterzupft; und, da ich den Kopf wende, ſteht der blaſſe vornehme Student vor mir; und Lore, ohne ein Wort zu ſagen, ſpringt von ihrem Tritt herunter und ſtellt ſich neben mich. — Der junge Herr ſteht auch nur und macht ſcharfe Augen auf die Lore, als wenn er das Anſchauen ganz umſonſt hätte. „„Daß dich!““ dacht' ich, und fing auf's Gerathewohl einen lauten Diskurs über den Goldfuchs an; und red'te ſo lang, bis ich Antwort hatte; und, ehe ich mich's verſehen, waren wir alle drei auf den Hof hinübergetreten. Das Pferd ſcharrte mit den Hufen und ſah ſeinen Herrn mit den klugen Augen an; Lore ſtand daneben, und, recht als trüge ſie Verlangen nach dem Thier, ließ ſie ihre flache Hand an dem ſpiegelblanken Hals herabgleiten. „„Es iſt lammfromm,““ ſagte der junge Herr; „„was meinen Sie, Fräulein Lore, drinnen im Stall hängt noch ein Damenſattel!““ — Sie ſchüttelte den Kopf; aber ich hörte, wie ihr der Athem verſetzte, und ihre Augen blitzten ordentlich vor Luſt. Der Herr Graf hatte das auch wohl verſtanden; denn auf ſeinen Wink wurde der Sattel aufgeſchnallt und ein leichter Zaum angelegt. Lore ſah darauf hin, als wenn ihr die Augen verhext wären. Als aber der Knecht ihr das Holztreppchen zum Aufſteigen hinſtellte, warf es der junge Herr bei Seite. „„Pfui doch, Johann!““ rief er; und, als wenn ſich's nur von ſelbſt verſtände, faßte er das Mädchen unter'm Arm. „„Treten Sie feſt!““ ſagte er und hielt die andere Hand vor ſie hin, indem er mit ſeinen durchdringenden Augen zu ihr aufſah. Und Lore, als müſſe ſie nur immer thun, wie der es wollte, ſetzte ihr Füßchen in ſeine Hand. Ich merkte wohl, er zögerte; aber es war nur ein Augenblick; dann hob er ſie mit einem raſchen Schwung hinauf.

„Sie ſah ganz verwirrt aus und ſchlug die Augen nieder, als ſie droben ſaß, und ließ ſich geduldig den Zaum zwiſchen den Fingern von ihm zurecht legen. Der Fuchs ſchüttelte den Kopf und ſtieß ein lautes Wiehern aus. Sein Herr ſtrich ihm ein paar Mal liebkoſend über das ſeidene Fell; dann legte er die Hand hinter Lore auf den Sattel; mit der andern faßte er den Zaum und führte das Pferd langſam um das Rondeel herum.

„Ich muß es ſelbſt ſagen, ſie machten ein ſtolzes Paar zuſammen; und es hätte wohl keiner gedacht, der ſie ſo geſehen, daß die feine Perſon nur eine arme Nätherin und eines Schneiders Tochter ſei.

„Bald ging es ihr ſchon nicht raſch genug. Sie warf die Hand empor, das Pferd fing an zu traben, und der junge Herr trat auf das Rondeel zurück. Aber er ließ kein Auge von ihr; wie das Pferd lief, ſo ging er, die Reitpeitſche in der Hand, im Kreiſe mit umher; als ſei es ihm angethan, ſo flogen ſeine Blicke an dem Mädchen hin und wieder, von ihren ſchwarzen wehenden Haaren bis zu dem Füßchen, das oben an dem Sattel unter dem Kleide hervorſah. Bald rief er ihr, bald ſeinem Fuchs ein kurzes Wort hinüber. Das Thier lief immer ſchneller; es ſchnob und peitſchte mit dem Schweife in die Luft. Lenore ſah gar nicht darauf hin. Sie ſaß nur wie angeflogen und lächelte und ſah auf den jungen Herrn, grad' als wären's ſeine Augen, die ſie auf dem Sattel feſthielten.

„So ging es eine Weile. „„Wenn die Alte herauskäme!““ dachte ich, „„es gäb' ein böſes Wetter!““ Aber ſie kam nicht. Da plötzlich ſchwenkt eine Flucht Tauben mit großem Geklapper über den Hof; und der Fuchs ſtutzt und macht einen Satz. Ich denk', die Lore ſtürzt herunter; aber nein, ſie hing noch an dem Hals des Pferdes; nur blaß war ſie geworden wie der Tod. „„Oho, Virginie!““ ruft der Herr, und gleich iſt er auch drüben, hat die Lore auf ſeinen Armen, ſieht ſie einen Augenblick mit den ſcharfen Augen an und läßt ſie dann ſanft zu Boden gleiten. — Eh' ich mich noch beſinne, höre ich die Hofthür gehen. „„Da iſt die Alte!““ denk' ich; aber, als ich mich umkehre, ſteht der Tiſchler vor mir. — Wär's nur die Alte geweſen, ich hätte mich nicht ſo alterirt; denn ganz wie verſteinert ſah der Menſch aus. „„Iſt denn ſchon Feierabend, Herr Werner?““ ruf' ich; aber er achtet gar nicht darauf. „„Guten Abend, Marie!““ ſagt' er mit ganz heiſerer Stimme, und er würgte ordentlich daran, als wenn ihm das Wort im Halſe ſtecken bleiben müßte. — „„Wollen wir nicht in's Haus gehen?““ ſag' ich wieder. „„Ich danke,““ antwortete er, „„Ihr habt da ſchon Geſellſchaft.““ — Und ohne das Mädchen anzuſehen oder eine Silbe an ſie zu verlieren, kehrt er ſich um und geht durch den großen Thorweg der Straße zu.

„Lore ſtand, ohne ſich zu rühren, neben dem ſchnaubenden Pferde. „„Was wollte der Menſch?““ fragte der Graf. „Es iſt ein Landsmann von mir,“ erwiderte ſie leiſe. „„„Es iſt Herr Werner,““ ſagte ich, „„„der erſte Arbeiter in dem großen Möbelmagazin;““ denn mich ärgerte das ſpöttiſche Geſicht, womit der Herr dem Tiſchler nachgeſehen hatte.“

Die Erzählerin hatte eine Arbeit vollendet; ſie ſtand auf und legte die Stoffe zuſammen. Nebenan im Wohnzimmer fanden ſich die Hausgenoſſen zum Mittagstiſch zuſammen.

„Was iſt denn daraus geworden?“ fragte ich noch. „Was iſt daraus geworden?“ wiederholte ſie; „ich habe eine Zeitlang hin und wieder geredet; am Ende — der Tiſchler kann ja doch nicht von ihr laſſen; und ſie, wenn ihr nicht juſt der Kopf verrückt iſt, weiß auch wohl, was ſie an ihm hat. Die ſchönen vornehmen jungen Herrn ſind ja nun doch einmal nicht für ſie gewachſen.“

Wir gingen zu Tiſche. Aber die Geſchichte der lahmen Marie lag mir ſchwer auf dem Herzen. — Lore und Chriſtoph! Ich konnte mir die beiden Menſchen nicht zuſammendenken.

Ein Spaziergang.

Bald nach Oſtern hatte eine plötzliche Erkrankung meiner Mutter mich nach Hauſe gerufen. Erſt im Auguſt, da ich die völlig Geneſende mit Ruhe der Sorge meines Vaters und der Heilkraft der milden Lüfte überlaſſen konnte, kehrte ich auf die Univerſität zurück. Als ich fortreiſte, war auf der weiten Seebucht neben der Stadt noch kaum das Eis verſchwunden; nun rauſchte über allen Wegen das volle Laub des Sommers.

Es war am Vormittage nach meiner Ankunft; von meinen Bekannten hatte ich noch keinen geſprochen. Ich ſtand nachdenklich in der Mitte meines einſamen Studentenſtübchens; das ausgetrocknete Dintenfaß auf dem Schreibtiſch und die beſtaubten Bücher ſahen mich unbehaglich an; der halb ausgepackte Koffer auf dem Fußboden machte es nicht beſſer. Aber die Sonne ſchien durch die Fenſterſcheiben und lockte mich hinaus; und bald ging ich, wie ich es ſchon als Knabe liebte, nur mit mir allein, im Schatten der breiten Ulmenallee, welche eine Strecke oberhalb des Waſſers am Seeſtrande entlang führt.

Wie ein düſteres Gewölbe ſtanden die ungeheuern Bäume über mir, während zu beiden Seiten auf Laub und Gräſern und in den Fenſtern der hier überall im Grün verſteckten Gartenhäuſer die helle Morgenſonne funkelte; mitunter, wo er durch die Büſche ſichtbar wurde, traf auch ein Blitz des Meeresſpiegels meine Augen. — Ich ging langſam weiter, die friſche Luft mit vollen Zügen athmend; nur einzelne unbekannte Menſchen begegneten mir; denn die Stunde des Spazierengehens hatte noch nicht geſchlagen.

Allmählich aber hörten die Gärten auf; ſtatt der Ulmen waren es hier ſchlanke aufſtrebende Buchen, die zur Seite ſtanden. Noch eine kurze Strecke, und ich ging in einem kühlen Walde, der zur Linken eine Anhöhe hinanſteigt, während ich nach der andern Seite durch die Bäume auf die See hinabblicken konnte. Vor mir aus dem Dickicht klang der Silberſchlag des Buchfinken und der Lockruf der Schwarzamſel; dazwiſchen wie Muſik hörte ich fortwährend das Liſpeln der Blätter und drunten zu meinen Füßen das Anrauſchen des Waſſers. Mir kam plötzlich die Erinnerung an ein halb verfallenes Haus, das hier im Walde liegen mußte. Vor Jahren als Sekundaner war ich einmal mit einem mir verwandten Studenten dort geweſen, den ich von der Schule aus beſucht hatte. Es war, ſo erfuhr ich damals, von einem ſpeculirenden Schenkwirth gebaut worden; aber die Speculation mißglückte; es war ihm nicht gelungen, den großen Zug der Gäſte in ſeine Einſamkeit hinauszulocken. Er hatte verkaufen müſſen, und der neue Eigenthümer ließ derzeit die ſpärliche Wirthſchaft durch einen Kellner verwalten.

Ich entſann mich des langen blaſſen Menſchen ſehr wohl, und auch das einſtöckige Gebäude, welches zwiſchen den hohen Buchen etwa auf der Hälfte der Anhöhe lag, ſtand jetzt mit Deutlichkeit vor meinen Augen. Unter der kleinen Säulenhalle, welche die Mitte der Front einnahm, hatte ich damals mein erſtes Glas Grog getrunken; von hier aus waren wir durch eine große Flügelthür in einen hohen düſtern Saal getreten, deſſen Fenſter nach hinten in den Wald hinausſahen. Mich überkam ein Verlangen, den einſamen Ort wieder aufzuſuchen; zugleich eine Beſorgniß, er möge jetzt verſchwunden oder für mich nicht mehr zu finden ſein.

Während ich ſo meinen Gedanken nachhing, bemerkte ich aufblickend einen ſchmalen Fußweg, der ſich links vom Wege zwiſchen den Bäumen hinaufſchlang. Ich ſtand einen Augenblick; ſo war es damals auch geweſen; dann ſtieg ich langſam den Berg hinauf. Nach einiger Zeit ſah ich vor mir zwiſchen den Stämmen ein graues Schieferdach auftauchen, allmählich wurden auch die Kapitäle einer kleinen Säulenhalle und zu jeder Seite derſelben der obere Theil eines Fenſters ſichtbar. Noch ein paar Schritte, und eine breite Steintreppe führte aus dem Baumſchatten auf einen kleinen ebenen Platz hinaus.

Da lag es vor mir; mitten im Walde, im ſtillſten Sonnenſchein. Die Zeit ſchien hier kaum etwas verändert zu haben; wie damals war der urſprünglich röthliche Anwurf der Mauern, wo er nicht abgeblättert an der Erde lag, überall mit grünem Moos bezogen, und aus den Spalten der hölzernen Säulen drängte ſich braunes wucherndes Schwammgewächs; auch jetzt noch ſtand unter der kleinen Halle eine dunkelgrüne Bank zu jeder Seite der halbgeöffneten Flügelthür. — Ich ſetzte mich auf eine derſelben und blickte durch die Lücken des Gehölzes auf die See hinab, wo eben ein Fiſcherboot im Sonnenſchein vorüberglitt. — Menſchen ſchienen hier oben nicht zu hauſen, es rührte ſich nichts; auch hinter mir aus dem Hauſe vernahm ich keinen Laut; nur eine Waldbiene ſummte in raſchem Fluge vorüber und an den Grasrändern der Steintreppe gaukelten die Schmetterlinge.

Nach einer Weile ſtand ich auf und ging in den Saal. Er ſchien mir noch düſterer faſt, als ich ihn mir gedacht hatte; die dicht vor dem Fenſter ſtehenden Bäume ſchienen ihre Zweige bis über das Dach zu breiten. Ich ſchlug mit meinem Stock auf einen Tiſch, daß es an der hohen Decke wiederhallte; aber es kam Niemand. — Zur Linken in einem Nebenzimmer, in das ich hineinblickte, ſtand ein einſames Billard. Aber gegenüber an der andern Seite des Saals war noch eine Thür: ich öffnete ſie und gelangte in einen ſchmalen Gang und durch dieſen wiederum in's Freie. — Neben einer Kegelbahn, die dicht am Hauſe lag, fand ich einen ſchon ältlichen Menſchen, mit einer grünen Schürze angethan, auf dem Raſen eingeſchlafen. In der That es ſchien auch derſelbe Kellner noch von damals! — Als ich ihn mit meinem Stock berührte, riß er die Augen auf und ſprang empor. „Ich bitte, mein Herr,“ ſagte er, „ich habe wenig Ruhe gehabt die Nacht.“

Ich ſah ihn verwundert an.

„Sie wiſſen das nicht?“ fuhr er fort, indem er mich von Kopf zu Füßen muſterte; „die Herren Corpsburſchen haben ja ſeit Oſtern ihren Kneipabend hieher verlegt.“

Ich wußte das in der That nicht, obgleich die Meiſten meiner Bekannten zu dieſer Verbindung gehörten.

Während ich einen Krug Bier und eine Schnitte Brod beſtellte, waren wir in den Saal zurückgegangen. — Als der Tagesſchein durch die geöffnete Thür fiel, wurden auf der Mitte des Fußbodens ein paar dunkle Flecke ſichtbar, die mir keinen Zweifel ließen, daß nicht nur die Kneipabende, ſondern auch die dazu gehörigen „Paukereien“ in dieſe Einſamkeit verlegt waren. — „Weshalb ſchafft Ihr denn das Blut nicht fort?“ fragte ich.

„Um Entſchuldigung, mein Herr,“ erwiderte der blaſſe Kellner, „aber der Fleck kommt immer wieder; er iſt von damals, als das Unglück hier paſſirte. — Es ſah ſich übel an, als der hitzige junge Herr auf einmal ſo ſtill und weiß wurde.“

Ich entſann mich ſogleich jenes Vorfalls, der einer dürftigen Offizierswittwe ihren einzigen Sohn gekoſtet hatte. Es war bald nach meiner Abreiſe geſchehen und hatte auf kurze Zeit die Theilnahme des ganzen kleinen Landes in Anſpruch genommen.

Ich ging in die Halle hinaus und ſetzte mich auf eine der grünen Bänke, des armen heißblütigen Jungen gedenkend, deſſen Leben hier die letzte unliebſame Spur zurückgelaſſen hatte.

Nach einer Weile brachte der Kellner das beſtellte Frühſtück. „Heut' Abend könnten Sie was Beſſeres haben," ſagte er, indem er Krug und Teller vor mir auf den Tiſch ſtellte. „Wir haben Ball; da ſchickt der Prinzipal allemal ſeine Köchin heraus."

„Ball?" fragte ich erſtaunt. „Wer tanzt denn hier mitten im Walde?"

„Nun," erwiderte er, und blickte faſt ein wenig deſpectirlich auf meine nicht allzu moderne Kleidung, „die vornehmſten Herrn Studenten haben das ſo eingerichtet."

Mir fiel plötzlich eine Stelle aus dem Briefe eines Freundes ein, den ich während meines Aufenthaltes in der Heimath erhalten hatte. „Zum Hexenſabbath nennen wir es; und es geht toll genug her!“ So lauteten die Worte. Ich wußte jetzt, wovon die Rede war; ich hatte nur den Ort vergeſſen.

Der Kellner ſchien übrigens jenen Namen nicht eben gern zu hören. Während ich ihn aber noch damit zu ſchrauben ſuchte, waren zwei junge mir wenig bekannte Studenten den Berg herauf gekommen. Sie warfen ſich, ohne von mir Notiz zu nehmen, an der andern Seite der Thür auf die Bank, während ſie in ſcharf accentuirten Worten und mit einem grimmigen Geſichtsausdruck jeder einen Seidel Bier beſtellten. Dann, während der Kellner ſich entfernte, kam in abgebrochenen Sätzen, mitunter durch Pfeifen oder lautes Gähnen unterbrochen, eine Unterhaltung über die bevorſtehende Tanzfeſtlichkeit in Gang, die der Eine, offenbar ein „Fuchs“ von neueſtem Datum, erſt durch ſeinen etwas ältern Genoſſen kennen lernen ſollte. Eine nach der andern, wurden ihm die Tänzerinnen in knapper, nicht eben zarteſter Portraitirung vorgeführt; voran die Töchter eines Winkeltanzmeiſters und eines trunkfälligen Poliziſten, mit deren Hülfe das Inſtitut begründet war; in ihrem Gefolge eine ganze Reihe freund- und elternloſer Mädchen, die während des Tages mit ihrer Hände Arbeit ſich ein kärgliches Brod verdienten.

Ich verzehrte indeſſen ſchweigend mein Frühſtück und fütterte mitunter einen Buchfinken, der furchtlos neben mir auf den Flieſen umherlief und die ihm hingeworfenen Brodkrumen aufpickte.

„Die Gräfin ſollſt Du erſt ſehen!“ begann der Aeltere meiner beiden Nachbarn wieder, indem er ſeinen kleinen Schnurrbart drehte.

Der Andere that eine verwunderte Frage.

Sein Freund lachte: „Es iſt nur eine Nätherin, Ludwig; aber wenn ſie Dich ſo kalt mit ihren ſchwarzen Augen anſieht! — Sie iſt verdammt von oben herab.“

„Aber warum nennt Ihr ſie denn die Gräfin?“

— „Nun, ſiehſt Du, — der Raugraf hat ſie.“

Ich weiß nicht, weshalb ich bei dieſen Worten erſchrack. Schon wollte ich nähere Erkundigungen bei dem jungen Renommiſten einziehen, als mir einfiel, daß ich bei meinem Fortgehen die „lahme

Kgl.Univ.Bibl.
Berlin

Marie“ in der Hinterſtube meiner Hauswirthin geſehen hatte.

Ich machte mich ſofort auf den Rückweg; und eine halbe Stunde ſpäter ſtand ich neben ihr und hatte ein Geſpräch mit ihr angeknüpft.

„Und Sie haben Lenore ſeit lange nicht geſehen?“ fragte ich.

Sie ſchwieg einen Augenblick. „Ich gehe nicht mehr mit ihr,“ ſagte ſie, indem ſie auf ihre Arbeit blickte.

„Sie ſchienen doch ſonſt ſo gute Freunde!“

— „Sonſt, ja!“ — Sie ſtrich ein paar Mal mit dem Nagel über die eben angefertigte Nath. „Aber ſeitdem ſie draußen bei den Studenten tanzt; — — ſie wird die längſte Zeit bei der alten Tante geweſen ſein; und mit dem Teſtament mag es nun auch wohl anders werden.“

„Alſo doch!“ dachte ich. — Chriſtoph hatte mir das entlehnte Geld ſchon einige Zeit nach ſeiner Abreiſe mit der kurzen Bemerkung zurückgeſandt, daß er im Hauſe ſeines Oheims eine freundliche Aufnahme, bei den beiden Alten nicht weniger, als bei deren ſchon etwas ältlicher Tochter, und außerdem Arbeit vollauf gefunden habe. Seitdem hatte ich Näheres weder von ihm, noch von Lenore gehört.

„Aber, wie iſt denn das gekommen?“ fragte ich nach einer Weile, während die Nätherin emſig fortgearbeitet hatte.

„Nun!“ ſagte ſie und ſteckte für einen Augenblick die Nähnadel in das Zeug. „Es war vierzehn Tage vor Pfingſten; die Lore war ſchon lange unwirſch geweſen; ich dachte erſt, weil der Tiſchler ihr noch immer nicht geſchrieben hatte, mitunter aber kam's mir vor, als ſei das ganze Verlöbniß ihr leid geworden, und als könne ſie in ſich ſelber darüber nicht zurechte kommen. Sie ſcheerte ſich auch keinen Deut darum, ob ſie mich oder eine von ihren vornehmen Herrſchaften mit den kurzen Worten vor den Kopf ſtieß; am ſchlimmſten war es aber, wenn ſie gegenüber die Muſik vom Ballhaus hörte; denn ſie hatte dem Tiſchler doch verſprechen müſſen, nicht zu Tanze zu gehen. — Eines Abends nun, da wir vor meiner Thür auf der Bank ſitzen, kommt mein Schweſterſohn, der Schneider, der erſt geſtern aus der Fremde heim war, mit ein paar andern Geſellen zu uns. Er war den Rhein herabgekommen, hatte auch dort in zwei oder drei Städten, die er namhaft machte, gearbeitet. Die Andern fragen; er erzählt. — „„So haſt Du den Chriſtoph Werner auch geſehen?““ ſagt der Eine. — „„Den Tiſchler, freilich habe ich ihn geſehen; der hat ſein Glück gemacht.““ — „„Wie denn?““ fragt der Andre. — „„Wie denn? Er heirathet die Meiſterstochter; und ſie hat — — — Du verſtehſt mich!““ Er machte wie Geldzählen mit den Fingern. Mir wurde himmelangſt bei dieſen Reden. „„Du biſt nicht geſcheut, Junge,““ ſag' ich, „„was ſchwatzeſt Du da in's Gelag hinein!““ — „„Oho, Tante, geſcheut genug!““ ruft er, „„bin ich doch dabei geſtanden, daß er die Bretter zu ſeinem Hochzeitsbett gehobelt hat!““ — — Lore, auf dieſes Wort, ohne einen Laut zu geben, ſteht ſie von der Bank auf, nimmt ihren Hut und geht, ohne ſich umzuſehen, die Straße hinab. „„Was fehlt der?““ ſagt mein Schweſterſohn noch. — „„Ich weiß nicht, Dietrich.““ — Und ich wußte es auch wirklich nicht. Es war nicht gar ſo heiß geweſen zwiſchen ihr und dem Tiſchler; denn er war ihr lange nachgegangen, und ſie hatte ſich zweimal bedacht, bevor ſie Ja geſagt; und wenn ich's auch ſchon wußte mit dem vornehmen jungen Herrn, dem Studenten, ſo dachte ich doch nicht, daß er ihr ſo ganz ihren eigenſinnigen Kopf verrückt hätte.

„Noch eine Weile ſaß ich bei den Andern und hörte, was der Junge, der Schneider, zu erzählen wußte; aber ich hörte nur halbwege und bald litt es mich nicht länger; denn ich ſorgte doch um ſie.

„So ging ich denn hinterher und traf ſie, wie ich es mir auch gedacht hatte, drunten im Haus der Tante, wo ſie in einem Hinterkämmerchen ihre Menage hatte. Da ſtand ſie mitten im Zimmer kreideweiß und nagte ſich auf den Lippen, daß ihr das Blut über's Kinn lief; alle ihre Schubfächer und Schachteln hatte ſie aufgeriſſen, und Tüll und Bänder lagen um ſie her auf dem Fußboden geſtreut. „„Lore!““ rief ich, „„was machſt Du, Lore?““ Aber ſie ſchien nicht auf mich zu hören. — „„Iſt Sonntag Tanz im Ballhaus?““ fragte ſie. — „„Im Ballhaus? Was geht das Dich an!““ — „„Ich will mittanzen!““ — „„Du? was würde Dein Schatz wohl dazu ſagen?““ — „„Was geht mich mein Schatz an!““ — Sie hatte während deß ihren Hut aufgeſetzt und ihr Umſchlagetuch von der Kommode genommen; dann ſchloß ſie ein Käſtchen auf, worin ſie ihr Erſpartes hinein zu legen pflegte; — denn wenn ſie auch manchen Schilling für Putz verthat, ſo war ſie doch ſtolz und hatte immer nicht ſo nackt und bloß zu ihrem Bräutigam kommen wollen. Nun riß ſie das Papier, worin es eingewickelt war, herunter und ließ das loſe Geld in ihre Taſche fallen. „„Willſt Du mit?““ fragte ſie; „„ich muß Einkäufe machen.““ — Ich wußte nicht, was ſie wollte; aber ſie dauerte mich, und ſo ging ich mit ihr; denn ich hoffte noch, das mit dem Tanzen ihr wieder auszureden. Aber es waren leere Worte; denn ſie ging haſtig neben mir die Straße hinab und antwortete nicht und ſah nicht nach mir hin.

„Als wir bei dem Schnittwaarenhändler am Markte vor dem Ladentiſch ſtanden, ließ ſie ſich die dickſten ſeidenen Bänder und die modernſten Jaconets vorlegen, wie ſie deren ſonſt wohl nur zu Zeiten für die Vornehmſten in der Stadt verarbeitet hatte. Sie ſuchte dazwiſchen umher und warf es durch einander. Der Ladendiener legte noch eine Waare vor. „„Wenn es der Dame, die das Kleid beſtellt hat, auf den Preis nicht ankommt!““ ſagte er und ſtreckte die Hand unter den klaren durchſichtigen Stoff. „„Nein,““ ſagte Lore, „„es kommt ihr auf den Preis nicht an.““ — Ich ſtieß ſie heimlich an; denn ich verſtand es nun wohl, daß ſie die koſtbaren Zeuge für ſich ſelber wollte. „„Lore,““ ſagte ich leiſe, „„ich bitte Dich, beſinne Dich doch, was willſt Du mit den feinen Sachen?““ — Aber ſie kehrte ſich nicht daran, ſie ließ den Ladendiener abſchneiden und zählte das ſchöne harte Geld auf den Tiſch, als wenn ſie nicht mehr wüßte, wie viele Tage ſie ſich ſauer darum gethan. „„So laß doch,““ ſagte ſie, als ich ihren Arm zurückhielt; „„ich will auch einmal fein ſein; ich bin nicht häßlicher, als die Schönſte hier!““ — — —

„Dann iſt ſie nach Haus gegangen, und hat die ganze Nacht und den folgenden Tag geſeſſen und mit der heißen Nadel genäht, bis das theuere Kleid fertig geweſen iſt.“

„Am Sonntag darauf,“ fuhr die Erzählerin fort, nachdem ſie zuvor einen neuen Faden durch ihre Nadel gezogen hatte, „Abends, da es ſchon ſpät geweſen iſt, hat ſie ſich von den weißen Maililien in ihr ſchwarzes Haar geſteckt und iſt dann auf's Ballhaus gegangen.“

„Ich hab' das Alles nur von meinem Schweſterſohne,“ ſetzte ſie hinzu, „das iſt auch Einer, der keinen Tanz verpaſſen kann. — — Sie hat erſt lange geſeſſen; denn die jungen Handwerksleute haben ſich gar nicht an ſie getraut; und die Studenten hat ſie ſelber einen nach dem andern abgewieſen; es hätte nahezu wieder einen Aufruhr um ſie gegeben. Der blaſſe vornehme Student, wie heißen ſie ihn gleich?“ — —

„Der Raugraf!“ ſagte ich.

„Freilich, der iſt auch da geweſen; aber er hat ſich wie gar nicht um ſie gekümmert. Zuletzt hat er doch kommen müſſen; denn zu ſchön hat ſie ausgeſehen; als wenn ſie aus dem Morgenland gekommen wäre, haben ſie geſagt. Sie iſt blutroth geworden, als er zu ihrem Platz getreten iſt, und hat am ganzen Leibe gezittert. Aber nun iſt ſie aufgeſtanden und hat ihm die Hand gegeben, und er hat ſie angeſehen, ſagt mein Schweſterſohn, als wenn er ſie hat verzehren ſollen. Sie hat auch mit Keinem ſonſt getanzt; denn bis die Muſikanten ihre Geigen eingepackt haben, ſind die Beiden mit einander nicht wieder von der Diele gekommen.“

Die lahme Marie ſchwieg; nur „Ja, ja!“ ſagte ſie noch einmal, wie in Gedanken die Moral aus ihrer Erzählung ziehend; dann ſetzte ſie eifriger als zuvor ihre Arbeit fort.

Ich wußte genug; und beſchloß, um nun auch mit eignen Augen zu ſehen, mich heute Abend ſelbſt auf den „Hexenſabbath“ zu begeben.

Draußen im Walde.

Es war ſchon dunkel; eine ſchwüle Luft lag über dem Walde, während ich die Anhöhe hinauf den Weg durch die Baumſtämme zu finden ſuchte.

Als ich die Steintreppe erſtiegen hatte, blieb ich unwillkürlich ſtehen. Neben mir ſah ich ein paar weiße Mädchengeſtalten durch die Bäume ſchlüpfen und dann ſeitwärts im Hauſe verſchwinden. Es ſchien eben eine Tanzpauſe zu ſein; ich hörte drinnen in dem hell erleuchteten Saal die Muſikanten ihre Geigen ſtimmen; an den offenen Flügelthüren vorbei trieben Studenten und Mädchen in lebhaftem Verkehr vorüber. Ich konnte mich nicht überwinden, ſogleich hinein zu gehen; vor meinem innern Auge ſtand die liebliche Kindesgeſtalt des Mädchens; ich ſah ſie wieder an dem Halſe ihres armen Vaters hangen; ich dachte daran, wie ſie ſo hartnäckig meiner knabenhaften Leidenſchaft ausgewichen war. Ein plötzlicher Schmerz kämpfte in meiner Bruſt; ich weiß kaum, war es Mitleid oder Eiferſucht.

Endlich ſtieg ich die beiden Stufen der kleinen Halle hinan und ſtellte mich unbemerkt an den Pfoſten der offenen Thür. Die Pauſe dauerte noch fort; aber es ſchien darum nicht weniger lebendig; die Studenten, die an den Seitentiſchen oder im Nebenzimmer ſaßen, redeten und klappten mit ihren Seideln, die Mädchen trieben ſich lachend auf und ab; mitunter fuhr ein übermüthiger Schrei durch den Saal.

Es waren anmuthige Geſichter unter dieſen Mädchen; jugendliche Geſtalten mit großen leidenſchaftlichen Augen, die durch den Ausdruck ſorgloſen Lebensgenuſſes oder einen vorüberwandelnden Zug von Leide nicht weniger anziehend wurden. Trotz ihrer Armuth waren ſie alle ſauber gekleidet, in hellen durchſichtigen Stoffen, eine Blume oder einen friſchen Kranz in dem ſorgfältig geflochtenen Haar.

Dies hatte indeſſen bei ihren Tänzern nicht eine gleiche Rückſicht zu bewirken vermocht; denn namentlich die Jüngern und einige der ſogenannten „Haupthähne“ der Verbindung ſcheuten ſich nicht, in Gegenwart ihrer Damen die Beine behaglich über Tiſch und Bänke auszuſtrecken.

Meine Augen ſuchten Lore; und ſie brauchten nicht lange zu ſuchen. Sie ſaß dem Billardzimmer gegenüber zwiſchen einem Paar jüngerer Mädchen, die lebhaft zu ihr ſprachen, während ſie theilnahmlos vor ſich hinblickte.

Im Haar trug ſie eine weiße Roſe, eine Seltenheit in dieſer Jahreszeit; aber auf ihrem Antlitz war die Roſenzeit vorüber; kein Roth ſchimmerte mehr durch dieſe zarten blaſſen Wangen.

Auch den Raugrafen ſah ich; er ſaß mit übergeſchlagenen Beinen, wie ermüdet, an der andern Seite des Saales. — Ich ſtand in ſeiner Nähe. Als die Muſikanten ihre Inſtrumente zur Hand nahmen, trat einer der jüngern Studenten zu ihm. „Laß mir die Lore für dieſen Tanz!“ ſagte er ſchüchtern.

„Ein ander Mal, Fuchs!“ erwiderte der Raugraf und lehnte ſeinen ſchönen, aber bleichen Kopf zurück gegen die Wand. Die Muſik ſetzte ein; allein er ſtand nicht auf, um ſeine Tänzerin zu holen; er hob läſſig die Hand und machte gegen ſie hin ein Zeichen mit den Fingern. Ich ſah, wie ſie einen zornigen Blick zu ihm hinüberwarf und dann, ohne aufzuſtehen, ihre Augen in die aufgeſtützte Hand begrub. Der Raugraf faltete die Stirn; und nach einer Weile ſprang er auf und ſchritt durch den Saal, bis er vor ihr ſtand. — Als ſie auch jetzt nicht aufblickte, legte er den Arm um ſie und zog ſie mit einer raſchen Bewegung zu ſich empor. Er ſchien einige Worte mit Heftigkeit hervor zu ſtoßen; ich war indeß zu weit entfernt, um etwas davon verſtehen zu können. Dann trat er mit ihr an die Spitze der übrigen Paare und eröffnete den Tanz.

Sie war eine voll ausgewachſene Mädchengeſtalt, aber gleichwohl reichte ſie ihm nur bis an die Bruſt. Ich ſah ihnen lange nach; ſie hatte den Kopf in den Nacken fallen laſſen, während ſie faſt von ſeinem Arm getragen wurde und nur mit den Fußſpitzen den Boden berührte; er neigte ſich über ſie, und ſeine Augen lagen unbeweglich wie die eines jungen Raubvogels auf ihrem Antlitz, das ſie mit geſchloſſenen Lidern ihm entgegenhielt. Als der Tanz zu Ende war, führte er ſie an ihren Platz und ließ ſie leicht aus ſeinen Armen auf den Stuhl gleiten.

Die Pauſe dauerte indeß nicht lange. Bald entſtand eine Unruhe im ganzen Saal; die Muſik ſetzte in raſendem Tempo ein, und die Paare reihten ſich ſtürmiſch an einander.

Der Tanz begann auf's Neue, Gelächter und ausgelaſſene Rufe flogen durch die Runde; immer wilder ſah ich die kleinen leichtfertigen Füßchen über die dunkeln Flecke des Fußbodens gleiten. Endlich kam es zu einer Tour, durch deren ungeſtüme Ausführung die ganze Reihe der armen Kinder unausbleiblich zu Fall gebracht wurde.

Dann wie auf einen Wink ſchwieg die Muſik; und, während ihre Tänzer lachend über ſie hinwegſprangen, ſtanden ſie mit heißen Geſichtern auf und ſtrichen ſich das Haar aus der Stirn oder ſuchten den Staub von ihrem mühſam erarbeiteten Ballſtaat abzuſchlagen. — Ich weiß nicht, war es noch ein Reſt von dem Zerſtörungstriebe des Kindes oder war es der allen Menſchen innewohnende Drang, ſich gegen das aufzulehnen, deſſen Einfluß man ſich nicht entziehen kann; — es ſchien, als wenn die akademiſche Jugend ſich in übermüthiger Herabwürdigung des Weibes gar nicht genug thun konnte.

Lore, die ich nicht außer Acht gelaſſen, ſaß einſam auf demſelbem Platze, wohin ſie von dem Raugrafen geführt worden war. Sie ſchien es ſich erzwungen zu haben, daß zu jenem Tanze Niemand ſie auch nur aufgefordert hatte.

Während bald darauf, vielleicht des Contraſtes halber, ein Contretanz mit aller Feierlichkeit ausgeführt wurde, ging ich mit einem Bekannten in das Seitenzimmer. Wir trafen mehrere ältere Studenten, und bald waren wir, unſere Bierſeidel vor uns, in ein alle gleicherweiſe intereſſirendes Geſpräch über die Eventualitäten des bevorſtehenden Examens vertieft.

Als nebenan die Muſik abſetzte, kamen noch einige der Tanzpaare zu uns an den Tiſch; der Raugraf mit Lore war auch darunter. — Sie ſetzte ſich neben ihn, während er die Speiſekarte muſterte, und bald hatte der Kellner einige Schüſſeln und eine Flaſche Champagner vor den beiden hingeſtellt. Der Kork wurde behutſam abgenommen, — der Raugraf ließ niemals einen Champagnerpfropfen knallen, — und der ſchäumende Wein floß in die Gläſer. Die andern Mädchen, denen ein einfacheres Mahl ſervirt war, ſtießen ihre Tänzer heimlich mit den Ellenbogen; und auch meine Aufmerkſamkeit war bald ausſchließlich auf dieſes Paar gerichtet. — Lore hatte ihr blaſſes Geſicht in die eine Hand geſtützt, während die andere wie vergeſſen an dem Fuß des vollen Glaſes ruhte; der Raugraf beſchäftigte ſich behaglich mit ſeinem Lerchen-Salmi und ſchlürfte ſchweigend ſeinen Wein dazu. „Willſt Du nicht eſſen, Lore?“ fragte er endlich.

Sie ſchüttelte den Kopf.

Er ſah ſie einen Augenblick an. „Du willſt nicht? — — Nun,“ ſetzte er ruhig hinzu, „Deine Sache!“ dann ſchenkte er ſich ein und ſetzte ſeine Mahlzeit fort.

Das Mädchen hatte indeſſen ihr Glas an die Lippen geführt und es mit einem durſtigen Zug hinabgetrunken. Ohne den Kopf zu erheben, der noch immer müde in ihrer Hand ruhte, nahm ſie die Flaſche und hielt ſie ſchwebend über dem leeren Glaſe, ſo daß der Wein langſam hineinfloß und nur allmählich ſchäumend in dem Kelche aufſtieg. Ihre Augen blickten mit einem Ausdruck von Troſtloſigkeit darauf, als ſehe ſie ihr Leben aus der Flaſche rinnen. Sie achtete auch nicht darauf, als der Schaum aus dem Glaſe auf den Tiſch, und von dieſem auf den Boden floß; nur ihre andere Hand ſchien ſich immer feſter in das ſchwarze ſeidige Haar hinein zu wühlen.

„Schöne Dame!“ flüſterte ein hübſcher milchbärtiger Junge, während er wie bettelnd ihr ſein leeres Glas entgegenhielt; „einen Tropfen von Eurem Ueberfluß!“

Lore blickte nicht auf; aber ich ſah, wie es flüchtig um ihre Lippen zuckte.

„Was denn, Fuchs, was haſt Du?“ fragte einer von den Alten, der ſich bisher nur mit ſeinem Glaſe beſchäftigt hatte. „Oho, Stoffvergeudung!“

rief er plötzlich und legte ſeine Hand auf den Arm des Mädchens.

Der Raugraf war nur ein wenig zur Seite gerückt, als der Wein neben ihm zu Boden tropfte. „Laß ſie,“ ſagte er, „es iſt ihre Natur ſo. — Nicht wahr, Lore,“ ſetzte er hinzu, indem er ſich lächelnd zu ihr wandte, „wir beide, wir verſtehen uns auf Vergeuden!“

Sie ſetzte die Flaſche auf den Tiſch und warf ihm einen Blick voll unergründlichen Haſſes zu. Dann ſtand ſie auf und ging nach der Thür, die in den Saal führte. Aber er war zugleich mit ihr aufgeſprungen. Ein Ausdruck verbiſſenen Jähzorns entſtellte die ſchönen regelmäßigen Geſichtszüge. „Was fällt Dir ein!“ flüſterte er und packte mit Heftigkeit ihren Arm. Sie blieb ſtehen, ohne daß ſie Miene machte, ſich von ſeiner Hand zu löſen; nur ihre dunkeln glänzenden Augen blickten ihn fragend und verachtend an. Eine Weile ertrug er es; dann zog er die Hand zurück und, indem er ein kurzes Lachen ausſtieß, trat er wieder an den Tiſch und ſchenkte langſam die Neige aus der

Flaſche. — Lore ſah ich durch die Saalthür zwiſchen den Tanzenden verſchwinden.

Mir quoll das Herz; ich hatte aus der Ecke, wo ich ſaß, Alles genau beobachtet. Nach einer Weile machte ich mich los und trat in den Saal, um ſie zu ſuchen.

Sie war nicht unter den Tanzenden; als ich mich aber zwiſchen den walzenden Paaren durchgedrängt hatte, ſah ich ſie in einer Fenſterniſche ſtehen und ſcheinbar regungslos in das Gewühl hineinſtarren; ſie war faſt ſo blaß wie die weiße Roſe in ihrem Haar.

„Sie erinnern ſich meiner wohl nicht mehr?“ fragte ich, indem ich auf ſie zutrat. Eine tiefe Röthe überzog auf einen Augenblick ihr Antlitz. „Oh, doch!“ ſagte ſie leiſe.

— „Wollen wir tanzen, Lore?“

Sie ſenkte, während ſie mir die Hand reichte, den Kopf ſo tief, daß ich ihre Augen nicht zu ſehen vermochte; aber ich ſah, wie ihre kleinen weißen Zähne ſich tief in ihre Lippe gruben.

So tanzten wir denn zuſammen; nur ein paar Runden; denn auch ſie mochte fühlen, daß es mir nicht um's Tanzen war. Bald ſtanden wir neben einander vor der großen Ausgangsthür, deren beide Flügel weit geöffnet waren. Ich blickte unwillkürlich hinaus; es war ſehr finſter, nur die Stämme der nächſten Buchen waren von dem herausfallenden Schein beleuchtet. Aber ein Strom bewegter Nachtluft trieb erfriſchend gegen uns heran; und, während von der einen Seite das Kreiſchen der Geigen und das Scharren der Tanzenden an mein Ohr ſchlug, vernahm ich zugleich von draußen das traumhafte Rieſeln in den Laubkronen des Waldes.

Das Mädchen ſtand neben mir, ohne zu ſprechen, die Augen zu Boden geſchlagen. — Ich faßte mir ein Herz. „Wie mag es Chriſtoph gehen?“ fragte ich.

Sie fuhr zuſammen und murmelte etwas, das ich nicht verſtand; aber auf ihren blaſſen Wangen wurden zwei dunkelrothe Flecke ſichtbar.

„Was würde er ſagen,“ fuhr ich fort, „wenn er hier wäre!“

Ich ſah, wie ſie nach Athem rang, und wie ihre herabhangende Hand krampfhaft an dem Kleide fingerte. „O bitte,“ ſtieß ſie leiſe hervor, „nicht hier, nur nicht hier!“

— „Wo denn? Wollen Sie mich hören, Lore?"

Sie blickte zu mir auf. „Draußen," ſagte ſie leiſe, „ich werde gleich herauskommen; laſſen Sie uns abtreten nach dieſer Runde! — Ich habe Sie ſchon bitten wollen; als ich Sie vorhin im Nebenzimmer ſitzen ſah."

Wir tanzten noch einmal; dann führte ich ſie zu Platz und trat durch die Thür in den kleinen Säulengang hinaus. — Es donnerte in der Ferne; und als ich die beiden Stufen in's Freie hinabſtieg, wetterleuchtete es, daß ich auf einen Augenblick die einzelnen Baumſtämme bis an die See hinab und drunten das Blinken des Waſſerſpiegels unterſcheiden konnte.

Ich ging um das Haus herum bis an die Kegelbahn und wartete dort. Nicht lange, ſo ſah ich auch den Schimmer eines weißen Kleides, ich hörte den leichten Schritt des Mädchens, und gleich darauf ſtand ſie ſelbſt tief aufathmend vor mir. — So war ich denn endlich wieder mit ihr allein, im Dunkel, in der Sommernacht; aber es waren andere Zeiten. Ehe ich ſie anzureden vermochte, hatte ſie ein Papier aus der Taſche gezogen, der Schein eines

Blitzes fuhr darüber, und ich erkannte Poſtſtempel und Siegel eines Briefes. „Er iſt von Chriſtoph,“ ſagte Lore, indem ſie das Papier in meine Hand legte, die ich unwillkürlich darnach ausgeſtreckt hatte.

„Von Chriſtoph!“ rief ich; „wann haben Sie den Brief erhalten?“

— „Heute!“ erwiderte ſie leiſe.

„Und Sie ſind doch hierher gekommen?“

Sie ſchwieg.

„Darf ich den Brief leſen, Lenore?“

— „Ich habe Sie darum bitten wollen.“

Ich ging an eines der erleuchteten Saalfenſter in der hintern Front des Hauſes. — Lenore war mir langſam gefolgt, und ich fühlte, wie während des Leſens ihre Augen unabläſſig auf mich gerichtet waren.

Es war ein langer Brief; Chriſtoph gab von ſeinem Schweigen Rechenſchaft. Er hatte das Geſchäft ſeines Oheims übernommen; aber die Verhältniſſe waren lange in der Schwebe geweſen, da Alles von einer Verheirathung der Tochter mit einem wohlhabenden Schornſteinfegermeiſter abgehangen; ſchon ſei er, da eben ein neugieriger

Schneider aus der Heimath ihn beſucht habe, mit dem Geräthe zu ihrer Hochzeitskammer beſchäftigt geweſen, als die ganze Sache noch einmal in Frage geſtellt worden ſei. Jetzt aber war endlich Alles geordnet, die Tochter hatte Hochzeit gemacht, und er ſelbſt ſollte in den nächſten Tagen das Meiſterrecht in der fremden Stadt erwerben. Dann lud er ſie ein zu kommen, da er nicht fort könne, um ſie zu holen. „Sobald ich Deine Antwort habe,“ — das waren die letzten Worte des Briefes, „ſchicke ich Dir das Reiſegeld; es liegt ſchon abgezählt und eingeſiegelt. Das Haus wirſt Du leicht erkennen; neben der grünen Bank, die vor der Thür iſt, ſteht eine Linde, wie daheim vor Deinem Elternhaus; eine Kammer, die ich ſelber für die jungen Meiſterleute hergerichtet habe, iſt ganz davon beſchattet.“ — — —

Ich hatte den Brief zuſammen gefaltet und reichte ihn zurück. Aber Lore ſchüttelte den Kopf. „Schreiben Sie ihm, Herr Philipp!“ ſagte ſie, während eine Thräne nach der andern über ihre Wangen tropfte; und leiſe und mühſam ſetzte ſie hinzu: „Er hat es gut gemeint.“

„Und Sie wollen nicht ſelber kommen?“ fragte ich.

Sie ſah mich an, mit einem Blick ſo voll von flehender Verzweiflung, daß ich bereute, dieſe Frage an ſie gethan zu haben. „Lore,“ ſagte ich, „kann denn Niemand helfen?“

Sie ſenkte den Kopf, indem ſie mit der Stirn an eine Fenſterſcheibe lehnte; die weiße Roſe lag noch immer duftend auf dem glänzend ſchwarzen Haar. „Er war, da er noch lebte, nur ein armer thörichter Mann,“ ſagte ſie und ihre Stimme brach faſt in verhaltenem Schluchzen, „aber er war doch mein Vater, und es hat mich ſonſt doch Keiner ſo geliebt, — er würde mich auch jetzt noch nicht verſtoßen.“

Als ſie das geſagt hatte, ſchwiegen wir beide; nur hatte ich, ohne daß ich es wußte, ihre beiden Hände ergriffen, und ſie ließ ſie mir. — Da hörte ich von der andern Seite des Hauſes, von der Halle her, die Stimme des Raugrafen ihren Namen rufen.

Sie fuhr zuſammen. „Lore,“ ſagte ich, „können Sie denn nicht los von jenem Menſchen?“

Ihre Augen blickten mich groß und traurig an. „Oh, doch!“ ſagte ſie leiſe; und mir war, als ſähe ich ein Lächeln um ihren Mund; aber ein Lächeln wie in verhüllter Argliſt. — Indem wurde noch einmal und mehr in unſrer Nähe gerufen.

Sie trocknete haſtig ihre Augen. „Leb' wohl, Philipp, leb' wohl!“ flüſterte ſie. Ich empfand den Druck der beiden kleinen Hände; dann war ſie fort.

Wie lange ich noch unter den Bäumen auf und abgegangen, weiß ich nicht. Ich kam erſt wieder zum Bewußtſein der Dinge um mich her, als drinnen im Saale plötzlich die Tanzmuſik aufhörte, und ich ſtatt deſſen das Schreien der großen Käuze vernahm, die tiefer im Walde ihr Weſen trieben.

Als ich dann, um über die Steintreppe zu dem Fußweg zu gelangen, an der vordern Fronte des Hauſes vorüber ging, ſah ich Lore noch einmal. Sie ſtand unter der Halle, den Arm um eine der Säulen geſchlungen, und blickte durch die Bäume auf die See hinab, wo eben ein Wetterſchein blendend über das Waſſer leuchtete.

Am Strande.

Ich hatte lange ſchlaflos auf meinem Kiſſen gelegen, an einem Plane ſinnend, wie ich Lore mit Hülfe meiner Mutter einen andern Zufluchtsort eröffnen möchte, und, was vielleicht das Schwierigſte ſei, wie ich ſie überreden könne, einen ſolchen anzunehmen.

Als ich am andern Morgen ſpät erwachte, ſtand Fritz Bürgermeiſter, wie wir ihn als Knaben zu nennen pflegten, vor meinem Bett und lachte mich mit ſeinen treuen Augen an. — Bald ſaßen wir neben einander im Sopha, und Fritz hatte vollauf von gemeinſchaftlichen Freunden zu erzählen, die er in Heidelberg zurückgelaſſen. Aber ich hörte nur mit halbem Ohr; meine Gedanken waren bei dem Erlebniß der vergangenen Nacht.

Einige Zeit nachher, als wir auf meinen Vorſchlag das Haus verlaſſen und am Strande entlang in der ſchattigen Ulmen-Allee neben einander gingen, entlaſtete ich mein Herz und berichtete ihm

Alles, was ich über Lore und mit ihr ſelbſt erfahren hatte. Fritz hörte ſchweigend zu, nur mitunter murmelte er halblaut einen derben Fluch, indem er die im Wege liegenden Steine mit dem Fuße fortſtieß, oder er führte einen Hieb in die Luft, als hätte er einen Schläger in der Fauſt.

Es blieb auch nicht bei dieſen Zeichen; acht Tage ſpäter ſtand er dem Raugrafen auf der Menſur gegenüber. Aber der Raugraf ſchlug eine gefährliche Terz, und Fritz erhielt einen „Schmiß“, deſſen Narbe noch jetzt, wenn der Zorn ihm aufſteigt, wie ein rother Blitz über ſeine Stirn flammt. — —

Als wir aus der Allee in den Wald gekommen waren und faſt die Stelle erreicht hatten, wo der Fußweg die Anhöhe nach dem Tanzhauſe hinauf geht, ſahen wir auf der andern Seite jenſeits der Bäume mehrere Menſchen auf dem Strande. Sie ſtanden dicht am Waſſer und ſchienen damit beſchäftigt, etwas, das man nicht unterſcheiden konnte, auf den Boden niederzulegen. In demſelben Augenblick kam auch ein Mann in Fiſcherkleidung in den Weg hinauf. „Was giebts da unten?“ fragte ich im Vorübergehen.

Von

Jenſeit des Meeres.

Novelle

von

Theodor Storm.

J. F. Schmidt's Erben
Leihbibliothek
[illegible]

H 1915. 1879

Schleswig.
Schulbuchhandlung.
(Dr. C. Fr. Heiberg.)
1867.

KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK
BERLIN

Von Jenseit des Meeres.

[illegible]'s Erben
Leihbibliothek
DRESDEN

Das Zimmer im Hôtel war durch die gepackten Koffer nicht behaglicher geworden. Mein Vetter, ein junger Architekt, der es ſeit zwei Tagen bewohnt hatte, ging ſchweigend und ſeine Cigarre rauchend auf und ab, wie Jemand, der ungeduldig iſt, eine leere Zeit hinzubringen. — Es war eine milde Septembernacht, die Sterne ſchienen durch das offene Fenſter; drunten auf der Gaſſe war der Lärm und das Wagengeraſſel der großen Stadt ſchon verſtummt, ſo daß man drüben vom Hafen her das Pluſtern der Nachtluft in den Wimpeln und Tauen der Schiffe vernehmen konnte.

„Wann mußt Du fort, Alfred?" fragte ich.

„Um drei Uhr geht das Boot ab, das mich an Bord bringen ſoll."

„Willſt Du nicht noch ein paar Stunden ruhen?"

Er ſchüttelte den Kopf.

„So laß mich bei Dir bleiben. Meinen Schlaf hole ich morgen im Wagen auf der Heimfahrt nach.

Und wenn Du willſt, erzähle mir — von ihr! Ich kenne ſie ja nicht; und laß mich wiſſen, wie Alles ſo gekommen iſt.“

Alfred ſchloß das Fenſter und ſchraubte die Lampe höher, ſo daß es völlig hell im Zimmer wurde. „Setz' Dich und habe Geduld,“ ſagte er, „ſo ſollſt Du Alles wiſſen.“

„Schon als zwölfjähriger Knabe,“ begann er dann, als wir uns jetzt gegenüberſaßen, „habe ich eine Zeit lang mit ihr in meinem elterlichen Hauſe zuſammengelebt; ſie mochte einige Jahre weniger zählen als ich. Ihr Vater lebte derzeit noch auf einer der kleineren Inſeln Weſtindiens, wo er durch Glück und Geſchick in verhältnißmäßig kurzer Zeit aus einem mittelloſen Kaufmann zu einem reichen Plantagenbeſitzer geworden war. Seine Tochter hatte er ſchon vor einigen Jahren nach Deutſchland geſchickt, um ſie in der Sitte ſeiner Heimath erziehen zu laſſen; aber die Anſtalt, in der ſie ſich bisher befunden, war durch den Tod der Vorſteherin aufgelöſt, und bis eine neue gefunden wurde, ſollte ſie unter der Obhut meiner Eltern bleiben. Lange ſchon, ehe ich ſie ſelber ſah, war meine Phantaſie von ihr beſchäftigt worden, beſonders aber als meine Mutter nun wirklich ein Kämmerchen neben dem Schlafzimmer der Eltern für ſie in Bereitſchaft ſetzte. Denn es war ein Geheimniß um das Mädchen. Nicht nur, daß ſie aus einem andern Welttheil kam und daß ſie die Tochter eines Pflanzers war, die ich aus meinen Bilderbüchern nur als fabelhaft reiche und höchſt grauſame Herren hatte kennen lernen; — ich wußte auch, daß ihre Mutter nicht die Frau ihres Vaters ſei. Näheres von dieſer hatte ich nicht erfahren können; und ich dachte ſie mir daher am liebſten als eine ſchöne ebenholzſchwarze Negerin mit Perlenſchnüren in den Haaren und blanken Metallringen um die Arme.

Endlich an einem Februarabend hielt der Wagen vor unſerer Haustreppe. Ein kleiner alter Herr mit weißen Haaren ſtieg zuerſt herab; es war der Commis eines ihrem Vater befreundeten Handlungshauſes, der ſie ihren neuen Beſchützern überliefern ſollte. Bald darauf hob er ein kleines, in viele Tücher und Mäntel gehülltes Mädchen vom Wagen, das er dann mit einer gewiſſen Feierlichkeit in unſer Wohnzimmer führte und mit einer kleinen wohlgeſetzten Rede der Fürſorge des Herrn Senators und Frau Gemahlin empfahl. — Aber wie verwunderte ich mich, als ſie den Schleier zurückſchlug; ſie war nicht ſchwarz, nicht einmal braun; ſie ſchien mir weißer als irgend ein anderes Mädchen aus meiner Bekanntſchaft. Ich ſehe ſie noch, wie ſie mit den großen erſtaunten Augen um ſich blickte, während ſie ſich von meiner Mutter das pelzverbrämte Reiſemäntelchen von den Schultern ziehen ließ. Als auch

Hut und Handſchuhe abgenommen waren, und das ganze zierliche Figürchen nun endlich aus allem Reiſeplunder herausgeſchält daſtand, ſtreckte ſie meiner Mutter die Hand entgegen und ſagte etwas zaghaft: „Biſt Du denn meine Tante?“ Als dieſe ihr aber die kohlſchwarzen Löckchen von der Stirn ſtrich, ſie in die Arme ſchloß und küßte, da ſah ich mit Erſtaunen, wie leidenſchaftlich das Kind dieſe Liebkoſungen erwiderte. Bald zog meine Mutter auch mich zu ſich heran. „Und das iſt mein Junge!“ ſagte ſie. „Sieh ihn Dir an, Jenni; er hat ein gut Geſicht; nur zu wild iſt er; und da paßt es ſich, daß er jetzt ein Mädchen zur Geſpielin bekommt.“

Jenni ſah ſich um und gab mir die Hand; aber dabei ſchoß ein Blick von ſolcher Schelmerei zu mir herüber, als wollte ſie ſagen: „Wir verſtehen uns; guten Tag, Kamerad!“

Und ſo zeigte es ſich auch ſchon in den nächſten Tagen; dieſem leichten, feingliederigen Kinde war kein Baum zu hoch, kein Sprung zu verwegen. Sie war faſt immer mit bei unſern Knabenſpielen, und, ohne daß wir es wußten, regierte ſie uns alle; durch ihre Kühnheit wohl weniger als durch ihre Schönheit. Mitunter konnte ſie uns zu einem wahrhaft wilden Taumel hinreißen, ſo daß mein Vater von dem Lärm aus ſeiner Schreibſtube aufgeſchreckt wurde und dann durch ein unerbittliches Machtwort aller Luſt ein Ende machte. Mit dieſem, während der Verkehr mit meiner Mutter immer inniger wurde, kam ſie nie in ein zutrauliches Verhältniß; er verſtand es nicht, mit Kindern umzugehen; dieſes eigenartige Weſen ſchien er mit bedenklichen Blicken zu betrachten. Ebenſo wenig gelang es ihr mit Tante Joſephine, dieſer ehrenwerthen, aber etwas ſtrengen alten Jungfrau, die ſich auf eine recht fatale Weiſe um das Fertigwerden unſerer Schulaufgaben bekümmerte. Und hier, wo Jenni nicht von all zu großem Reſpect in Bann gehalten wurde, gab es bald einen kleinen fortgeſetzten Guerillakrieg, und die würdige Tante konnte mitunter keine zehn Schritte gehen, ohne zu ihrem Schreck auf irgend einen luſtigen Schabernack zu treten.

Aber es waren nicht blos Tollheiten, die ſie trieb; wir Beide konnten auch zuſammen plaudern. Sie wußte allerlei Märchen und Geſchichten, die ſie mit glänzenden Augen und lebhaftem Fingerſpiel erzählte, meiſt wohl aus der Penſion; die eine oder andere, wie ich jetzt glaube, auch noch aus ihrer alten Heimath. Und ſo konnte man uns denn oft Abends in der Dämmerung auf der Bodentreppe oder in dem großen Reiſeſchrank zuſammenſitzen finden; je heimlicher wir unſern Märchenſaal aufgeſchlagen hatten, deſto lebendiger traten alle die wunderlichen und ſüßen Geſtalten, die verzauberten Ungeheuer, Schneewittchen und die Frau Holle vor unſere Phantaſie. Unſere Vorliebe für verborgene Erzählungsplätzchen trieb uns zur Entdeckung immer neuer Schlupfwinkel; ja, ich entſinne mich, daß wir zuletzt eine große leere Tonne dazu auserſehen hatten, die in dem Packhauſe unweit von meines Vaters Stube ſtand. In dieſem Allerheiligſten kauerten wir Abends, wenn ich aus den Privatſtunden gekommen war, ſo gut es ging, zuſammen; meine kleine Laterne, die zuvor mit einigen Lichtendchen verſehen war, nahmen wir auf den Schooß und ſchoben dann ein großes auf der Tonne liegendes Brett von innen wieder über die Oeffnung, ſo daß wir wie in einem verſchloſſenen Stübchen beiſammenſaßen. Wenn nun die Leute, die Abends zu meinem Vater gingen, das Gemurmel aus der Tonne aufſteigen hörten, auch wohl einige Lichtſtrahlen daraus hervorſchimmern ſahen, ſo konnte unſer alter Comptoiriſt, der ſein Zimmer gegenüber hatte, kaum den immer neuen Fragen nach dieſer verwunderlichen Erſcheinung gerecht werden. Waren dann unſere Lichtendchen ausgebrannt oder hörten wir von der Hofthür aus die Magd nach uns rufen, ſo kletterten wir heimlich wie die Marder aus unſerer Tonne, um noch, bevor mein Vater ſein Zimmer verließ, in unſere Schlafkammer zu ſchlüpfen.

Nur von ihren Eltern, beſonders über ihre Mutter, ſprachen wir niemals mit einander, außer einmal an einem Sonntagmorgen. — Ich ſpielte mit meinen Kameraden „Räuber und Soldat“. Seitwärts von unſerm Hofe und hinter dem Garten lag, noch vom Großvater her, eine ganze Reihe jetzt leer ſtehender Fabrikgebäude, voll dunkler Keller und Kämmerchen und übereinander gethürmter Dachböden. Die übrigen Räuber waren ſchon alle in dieſen Labyrinthen verſchlüpft; nur ich, der ich ſelbſtverſtändlich auch zu ihnen gehörte, ſtand noch unſchlüſſig im Garten. Ich dachte an Jenni, die ſonſt ſtets dabei war und im Klettern über Dächer und im Herabſpringen durch Fallthüren hinter dem wildeſten Räuber nicht zurückſtand. Heute aber hatte Tante Joſephine ſie an einen Schulaufſatz gepreßt; ich wußte, ſie ſaß dort in der Hinterſtube, deren Fenſter auf den Garten ging. Und während ich vom Hofe her unter der Fahrpforte den Anführer der Soldaten ſeine Truppen haranguiren hörte, ſchlich ich mich vorſichtig längs der Gartenmauer an das Haus heran und blickte, von einem Jasminbuſch verborgen, in das Zimmer.

Jenni ſaß mit aufgeſtütztem Arm am Tiſch vor ihrem Schreibbuch; aber ihre Gedanken ſchienen nicht bei der Arbeit zu ſein; denn, während ihre eine Hand in dem ſchwarzen krauſen Haar begraben lag, zerſtampfte ſie mit der andern die arme Gänſefeder auf der Tiſchplatte. — Dicht neben ihrem Schreibzeug lag die wohlbekannte ſilberne Nadelbüchſe der Tante Joſephine und nicht weit davon ein mir gehöriger ziemlich ſtarker Magnetſtein. Plötzlich, während ſie wie in langer Weile darüber hinblickte, ſchoß ein übermüthiger Strahl aus ihren dunkeln Augen; die nützliche Verwendung dieſer beiden Dinge ſchien ſich in ihrem Köpfchen zu combiniren. Aus dem trägen Selbſtvergeſſen wurde jetzt die befliſſenſte Geſchäftigkeit. Sie ſchüttelte den ganzen Inhalt von Tante Joſephinens Heiligthum auf den Tiſch; dann nahm ſie den Magnet und begann emſig jede einzelne Nadel damit zu beſtreichen. Wie ein kleiner ſchöner Teufel ſaß ſie da mit ihren ſchwarzen Augen; ſie ſchien im Voraus ſchon die ſtaunende Entrüſtung der alten Jungfrau zu genießen, wenn dieſe demnächſt ihre echt engliſchen Nähnadeln als ein räthſelhaft vereinigtes Bündelchen aus der Büchſe ziehen würde. Und während ſie immer eifriger an ihrem ſchadenfrohen Werke arbeitete, zuckte unabläſſig ein kaum verhaltenes Lachen über ihr Geſichtchen, ſo daß die weißen Zähnchen hinter den rothen Lippen hervorblitzten.

Ich klopfte leiſe an's Fenſter; denn auf dem Hofe erſcholl das Signalhorn der ausrückenden Soldaten. Sie fuhr zuſammen; als ſie aber ihren Kameraden erkannte, nickte ſie mir zu und that raſch ihren ganzen

Unfug in Tante Joſephinens Nadelbüchſe. Dann ſtrich ſie das ſchwarze Haar hinter die Ohren und kam auf den Fußſpitzen zu mir heran. „Jenni,“ flüſterte ich, „wir ſpielen Räuber!“

Sie ſtieß behutſam den Fenſterflügel auf. „Wer iſt Räuber, Alfred?“

„Du und ich; die Anderen ſind ſchon im Verſteck.“

„Wart' einen Augenblick!“ Und ſie ſchlich leiſe zurück und ſchob den Riegel vor die Thür, die das Zimmer von der Wohnſtube trennte. „Adieu, Tante Joſephine!“ — Raſch war ſie wieder da, und mit einem leichten Sprung ſtand ſie draußen.

Es war ein prächtiger Frühlingstag; Garten und Hof voll von Sonnenſchein. Die alten Birnbäume, die ihre Aeſte hoch an den Dächern der Gebäude ausbreiteten, waren mit weißen Blüthen überſäet, zwiſchen denen ſich überall die jungen lichtgrünen Blätter hervordrängten; aber hier unten im Bosquet war das Laub nur noch ſpärlich am Geſträuch hervorgeſproßt. Jenni's weißes Kleid konnte uns verrathen. Ich faßte ihre Hand und zog ſie durch die Büſche hart an der Gartenmauer entlang, und während wir das Trappen der Soldaten in einem Gange des vorderſten Fabrikgebäudes verhallen hörten, ſchlüpften wir durch eine vom Garten aus hineinführende Thür in den entlegenſten Anbau, auf deſſen oberſtem Boden ich auch meinen

Taubenſchlag eingerichtet hatte. Als wir auf der dämmerigen Treppe ſtanden, athmeten wir einen Augenblick auf; wir waren glücklich entronnen. Aber wir ſtiegen höher; auf den erſten und dann auf den zweiten Dachboden: Jenni voran, ich vermochte kaum zu folgen; aber es entzückte mich — das weiß ich noch ſehr wohl, wie die geſchmeidigen Füßchen mit ſichern, faſt lautloſen Tritten vor mir die Stufen hinaufflogen. Als wir den letzten Boden erreicht hatten, ließen wir behutſam die Fallthüre herab und wälzten einen großen länglichen Holzblock darauf, der, Gott weiß bei welcher Gelegenheit, auf dem abgelegenen Boden liegen geblieben war. Einen Augenblick hörten wir auf das Flattern der Tauben, die nebenan in dem Schlage aus- und einflogen; dann ſetzten wir uns zuſammen auf unſern Block und Jenni ſtützte das Köpfchen ſchweigend in ihre Hand, daß die krauſen Haare ihr über das Geſicht herabhingen.

„Du biſt wohl müde, Jenni?“ fragte ich.

Sie nahm meine Hand und legte ſie an ihre Bruſt. „Fühl' nur, wie es klopft!“ ſagte ſie.

Als ich dabei unwillkürlich auf die ſchlanken weißen Fingerchen blickte, welche die meinen gefangen hielten, erſchien mir daran, ich wußte nicht was, anders, als ich es ſonſt geſehen hatte. Und plötzlich, während ich darüber nachſann, ſah ich es auch. Die kleinen Halbmonde an den Wurzeln der Nägel waren nicht wie bei uns Andern heller, ſondern bläulich und dunkler als der übrige Theil derſelben. Ich hatte damals noch nicht geleſen, daß dies als Kennzeichen jener oft ſo ſchönen Parias der amerikaniſchen Staaten gilt, in deren Adern auch nur ein Tropfen ſchwarzen Sclavenblutes läuft; aber es befremdete mich und ich konnte die Augen nicht davon wenden.

Es mochte ihr endlich auffallen; denn ſie fragte mich: „Was guckſt Du denn ſo auf meine Hände?“

Ich entſinne mich, daß ich verlegen wurde über dieſe Frage. „Sieh nur!“ ſagte ich, indem ich ihre Finger neben einander legte, daß die übrigens ganz roſenrothen Nägel wie eine Perlenſchnur beiſammen ſtanden.

Sie wußte nicht, was ich meinte.

„Was haſt Du denn da für kleine dunkle Monde?“ fuhr ich fort.

Sie betrachtete aufmerkſam ihre Hand und verglich ſie mit der meinen, die ich dagegen hielt. „Ich weiß nicht,“ ſagte ſie dann; „auf St. Croix haben ſie das Alle. Meine Mutter, glaub' ich, hatte noch viel dunklere.“ —

Ganz aus der Ferne, aus der Tiefe irgend eines verborgenen Kellers herauf hörten wir das Getöſe der Räuber und Soldaten, die indeſſen handgemein geworden ſein mochten, aber es war noch weit von unſerem Zufluchtsort. Meine Gedanken geriethen wieder auf einen andern Weg. „Weshalb biſt Du nicht bei Deiner Mutter geblieben?“ fragte ich.

Sie hatte wieder den Kopf geſtützt. „Ich glaube, ich ſollte was lernen,“ ſagte ſie gleichgiltig.

„Konnteſt Du dort nichts lernen?“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Papa ſagt, ſie ſprechen dort ſo ſchlecht.“

Es war ganz ſtill auf unſerm Dachboden, und faſt dämmerig, denn die kleinen Fenſter waren mit Spinngeweben überzogen; nur vor uns durch eine ausgehobene Dachpfanne kam ein wenig Sonnenſchein, ſo viel ſich vor einem blühenden Zweig des großen Birnbaums hereinſtehlen konnte. Jenni ſaß ſchweigend neben mir; ich betrachtete ihr Geſichtchen; es war ſehr blaß, nur unter den Augen lagen ſeltſam tiefe Schatten.

Auf einmal bewegte ſie die Lippen und lachte ganz laut vor ſich hin. Ich lachte mit; dann aber fragte ich: „Worüber lachſt Du denn?“

„Sie konnte Papa nicht leiden!“ ſagte ſie.

„Wer denn?“

„Mama's Meerkatze!“

„War Dein Papa nicht gut gegen ſie?“

„Doch! — Ich weiß nicht. — Sie ſtahl ihm immer ſeine Brillantnadel aus dem Jabot, wenn er zu uns kam.“

„Wohnte Dein Papa denn nicht bei Euch?"

Sie ſchüttelte den Kopf. „Er kam nur oft des Abends zu uns; er wohnte in einem großen Hauſe in der Stadt. Mama hat es mir geſagt, ich bin nicht drin geweſen."

„So! — Wo wohntet Ihr denn, Du und Deine Mutter?"

Wir wohnten auch ſehr ſchön! Draußen vor der Stadt. Das Haus lag im Garten, hoch über der großen Bai; eine Galerie mit Säulen war davor; da ſaß ich immer mit Mama, wir konnten alle Schiffe kommen ſehen." — Sie ſchwieg einen Augenblick. „O, ſie iſt ſehr ſchön, meine Mama!" ſagte ſie ſtolz. Dann ließ ſie die Stimme ſinken und ſetzte faſt traurig hinzu: „Sie hatte ſo allerliebſte ſchwarze Löckchen vor der Stirn!" Und als ſie das geſagt hatte, brach ſie in bitterliche Thränen aus.

Nach einer Weile hörten wir unter uns das Getümmel und die Blechhörner der Soldaten; ſie ſchienen an der Treppe des erſten Bodens Halt zu machen und ſich zu berathen. Ich ſprang auf und blickte umher. Das hatten wir nicht bedacht, es war nirgend ein Ausgang. „Wir müſſen uns vertheidigen," ſagte ich leiſe; „denn wir ſind gefangen."

Jenni hatte raſch ihre Augen getrocknet. „Noch nicht, Alfred!" Und ſie zeigte auf die Dachöffnung uns gegenüber. „Dort mußt Du hinaus, und dann über den Birnbaum in den Garten hinab.“

„Das geht nicht; ich darf Dich nicht verlaſſen.“

„O,“ rief ſie, „mich ſollen ſie nicht fangen!“ Dabei blickte ſie nach dem dunkelſten Winkel des Daches hinauf. „Geſchwind, hilf mir! Ich ſetze mich dort oben auf den Hahnebalken; dann ſeh' ich's, wie ſie unter mir umherraſen!“

Der Rath war gut; und nach ein paar Augenblicken war ſie mit meiner Hilfe an den Sparren und Latten emporgeklettert und ſaß im Dunkeln auf dem kleinen Querbalken unter der höchſten Spitze des Daches. „Siehſt Du mich?“ rief ſie, als ich wieder unten ſtand.

„Ja, ich ſehe Deine weiße Hand.“

„Noch immer?“

„Nein, ich ſehe nun nichts mehr.“

„Dann mach', daß Du fortkommſt!“ —

Aber die Oeffnung war zu eng. Ich riß noch eine Pfanne aus und zwängte mich hindurch; denn ſchon drängten die Verfolger mit lautem Geſchrei unter der Fallthür unſeres Bodens, und ich hörte ſchon den ſchweren Holzblock ſich bewegen.

Wie es geſchah, weiß ich nicht mehr; aber kaum war ich draußen, ſo fühlte ich die Dachpfannen unter mir ſich bewegen; ich kam in's Rutſchen, die Zweige des Baumes ſchlugen mir in's Geſicht, es praſſelte rings um mich herum; auf gut Glück, während es immer unhaltbarer abwärts ging, erwiſchte ich einen Aſt, fuhr wie raſend daran hinunter, während ein paar Dachpfannen an mir vorbei in den Garten hinabflogen, und kam endlich mit einem ſo derben Stoß zu Boden, daß ich faſt wie betäubt liegen blieb.

Als ich aufblickte, ſah ich über mir in der Höhe zwiſchen den blühenden Zweigen die großen erſchreckten Augen und die hängenden ſchwarzen Locken des ſchönen Kindes, das ſich mit halbem Leibe aus dem zertrümmerten Dache zu mir herabbog. Um ihr ein Zeichen meines Lebens, vielleicht noch mehr meiner Bravour, zu geben, ſtieß ich, nicht ohne Anſtrengung, ein lautes Lachen aus; als ich dann aber den Kopf wandte, ſah ich in das ſtrenge Geſicht meines Vaters, der mich mehr mit Verdruß als Sorge zu betrachten ſchien; auch Tante Joſephine zeigte ſich in der Ferne, den unvermeidlichen Strickſtrumpf in den vor Schreck erſtarrten Händen. Ich begreife noch nicht, wie Jenni ſo ſchnell zu uns herabgekommen. Sie hatte ſich über mich geworfen und begann emſig, mir die Haare aus Geſicht und Schläfen wegzuſtreichen; in demſelben Augenblick aber, als jetzt mein Vater mit einer heftigen Geberde die Hand ausſtreckte, um mir vielleicht etwas unſanft vom Boden aufzuhelfen, ſprang ſie wie emporgeſchnellt wieder auf. „Du," ſchrie ſie, und die ganze kleine Geſtalt ſtreckte ſich, „rühr' ihn nicht an!" Sie hielt ihm das geballte Fäuſtchen vor's Geſicht; im Grund ihrer Augen funkelte etwas, das herausſchießen wollte.

Mein Vater, einen Schritt zurücktretend, kniff nach ſeiner Art die Lippen zuſammen und legte die Hände auf den Rücken; dann wandte er ſich ab und ging bei ſich ſelber murmelnd in ſein Comtoir zurück. Mir war, als habe er geſagt: „Das muß ein Ende haben." Als meine Mutter jetzt in den Garten trat, flog Jenni auf ſie zu, und ich ſah, wie die milde Frau das zuckende Körperchen des heftig bewegten Kindes unter leiſem, mir unhörbarem Zuſpruch mit beiden Armen an ſich drückte.

Seit dieſem Tage war — ſo glaube ich — in uns Beiden ein unbewußtes Gefühl der Zuſammengehörigkeit und gegenſeitiger Verantwortlichkeit entſtanden; es war ein Keim gelegt, der viele Jahre geſchlummert hat, aus dem aber dann im Strahl der Mondnacht die blaue Märchenblume emporgeſchoſſen iſt, deren Duft mich jetzt berauſcht.

Wie ſoll ich Dir dieſe kleinen ungreifbaren Dinge ſchildern! Gleich in den erſten Tagen darauf, wenn unter dem Mittagseſſen mein Vater mir nach der Magd zu klingeln befahl, ſo hatte gewiß ſchon Jenni jedesmal die Schnur gezogen, noch ehe er das Wort ganz ausgeſprochen; nur damit mein humpelnder Gang die verhängnißvolle Geſchichte nicht in Erinnerung bringe.

Aber die ſchönen Tage waren vorüber; die Schreckensnachricht kam, daß eine neue Penſion für Jenni gefunden ſei, und bald war auch der Tag des Abſchieds da. — Ich weiß noch wohl, wie ich, in unſerm großen Birnbaum ſitzend, in einem unklaren Zuſtand von Trauer und Ingrimm, eine unreife Birne nach der andern abriß und damit nach dem unſchuldigen Bodenfenſter unſeres Nachbarn zielte, bis ich durch ein Geräuſch unter mir aufmerkſam gemacht wurde und beim Hinabblicken Jenni im Nankingreiſemäntelchen einen Zweig um den andern bis zu mir hinauf erklimmen ſah. Als ſie oben war, ſchlang ſie den Arm um einen Aſt; dann zog ſie einen kleinen Ring aus der Taſche und ſteckte ihn an meine Hand. Sie ſprach kein Wort, ſondern ſah mich dabei nur höchſt traurig mit ihren großen Augen an. Ich hatte mir das mit der Unbeholfenheit eines aufwachſenden Jungen gefallen laſſen, und während ich halbverlegen auf meinen ſo geſchmückten Finger blickte, war Jenni ebenſo ſtill wieder verſchwunden, wie ſie gekommen war. Jetzt erſt fuhr ich ſo raſch von meinem Baum herunter, daß ich faſt wieder hinabgeſtürzt wäre. Da ich aber durch das Haus auf die Gaſſe hinauskam, fuhr eben der Wagen fort, und ich ſah nur noch ein weißes Tüchelchen, das nach uns zurückwehte.

Da ſtand ich denn plötzlich von Kummer und Sehnſucht überwältigt und betrachtete mein kleines Angedenken. Es war ein Ring von Schildpat mit goldner Einfaſſung. — Ich wußte nicht, daß Jenni mir das Liebſte gegeben hatte, was ſie zu jener Zeit beſaß."

Alfred hatte während des Erzählens ſeine Cigarre weggelegt. „Du rauchſt nicht!" ſagte er; „aber ich kann Dich nicht ſo müßig ſitzen ſehen, Du mußt einen Ableiter für die Langeweile haben." Er hatte mit dieſen Worten einen Flaſchenkeller aufgeſchloſſen, der neben dem Reiſekoffer auf dem Boden ſtand, und bald hielt ich ein geſchliffenes Glas mit duftendem Trank in meiner Hand. „Es iſt Wein von Alicante!" ſagte Alfred, „und hier ſind auch Feigen in wilden Thymian verpackt! Ich weiß, Du liebſt mit dem Erfinder der Urhygiene, was ſüß und lieblich iſt. Es ſind Geſchenke von Jenni's Vater; er hat ſie mir ſelber eingepackt, als ich ihn vor einigen Tagen verließ."

„Du haſt Deines älteren Bruders nicht erwähnt," bemerkte ich, als Alfred ſich wieder zu mir geſetzt hatte.

„Mein Bruder Hans," erwiderte Alfred, „war damals weit vom Hauſe auf einer landwirthſchaftlichen Schule; aber er hat Jenni ſpäter kennen gelernt; denn ſeine Frau war mit ihr in einer Penſion zuſammen, wo Jenni auch noch nach Beendigung der eigentlichen Schuljahre blieb. — Ich ſelbſt habe ſie erſt nach zehn Jahren wiedergeſehen.

Es war im letzten Juni. Ich hatte, wie Du weißt, der reichen Gräfin die kleine Baſilika in ihrem Dorfe gebaut und wurde zu guter Letzt noch von dem dort auftretenden Typhus ergriffen. Ich wurde gut gepflegt; aber ich war weit von der Heimath und der Mann mit den langen Knochenarmen hatte ſcharf nach mir ausgelangt. — Meine Mutter war damals, während mein Vater unter Tante Joſephinens Fürſorge zurückblieb, zum Beſuch auf dem Gute meines Bruders; dort war ſie ſelbſt erkrankt und hatte zu ihrem Schmerz die Pflege ihres Sohnes fremden Händen überlaſſen müſſen. Jetzt aber waren wir Beide wieder faſt geneſen, und ſchon in den nächſten Tagen wollte ich die Heimreiſe antreten. Das Gut meines Bruders kannte ich noch nicht. Er hatte es kurz vor ſeiner Hochzeit aus dem Nachlaß eines Mannes gekauft, von deſſen Vorfahr, einem reichen franzöſiſchen Emigranten, das Herrenhaus gebaut und namentlich der daſſelbe umgebende Park in großartiger Weiſe nach der Gartenkunſt Lenotres angelegt ſein ſollte. Wie meine Mutter ſchrieb, war ein großer Theil deſſelben, der ſogenannte Luſthain, noch wohl erhalten; ſogar von jenen graziöſen Statuen, zu denen die ſchönen Damen vom Hofe

Ludwig's des Fünfzehnten das Modell gegeben, ſollte noch hie und da an Teichen und ſtillen Plätzen eine zwiſchen den hohen Laubwänden wie in verzauberter Einſamkeit ſtehen.

Kurz vor meiner Abreiſe kam noch ein Brief von meiner heitern Schwägerin: „Wenn Du bald kommſt,“ ſchrieb ſie, „ſo können wir Kindergeſchichtchen zuſammen leſen. Ich habe lebendige Bilder dazu; auf dem einen iſt eine Räuberbraut; ſie hat ein ſchönes blaſſes Geſicht und rabenſchwarzes Haar. Den Kopf hat ſie geſenkt und blickt auf ihren Goldfinger; denn dort hat der Ring geſeſſen, den ſie einſt dem treuen Räuber geſchenkt hat.“ Den Brief in der Hand, ſprang ich auf und kramte zwiſchen meinen Sachen ein Elfenbeinkäſtchen hervor, in dem ich allerart kleine Schätze zu bewahren pflegte. Dort lag auch Jenni's Ring. Ein ſchwarzes Band war daran; denn ich hatte ihn, wie ſich von ſelbſt verſteht, in der erſten Zeit nach jenem Abſchiede ganz heimlich auf dem Herzen getragen. Dann war er zu andern Raritäten in das Käſtchen gewandert, das ich auch ſchon ſeit lange beſeſſen. Jetzt, als könne es nicht anders ſein, that ich, wie ich als Knabe gethan hatte: mit einem Lächeln mich zugleich verſpottend und entſchuldigend, hing ich mir auf's Neue den Ring um den Hals.

Du ſollteſt — unterbrach ſich Alfred — auf Deiner

Rückfahrt den kleinen Umweg nicht ſcheuen! Das Gut liegt ja nur eine Meile von hier; und, wie Hans mir ſagt, haſt Du ihnen ſchon ſeit lange Deinen Beſuch verſprochen. Du würdeſt es in der That ſo finden, wie meine Mutter mir geſchrieben. —

Es war Nachmittags am letzten Juni, als ich aus der Sonnenhitze des offenen Wegs in den Schatten der Kaſtanienallee hineinfuhr, die zum Hofe hinaufführt; und bald hielt auch der Wagen vor einem ſchloßartigen Gebäude, das in dem ſogenannten Commodenſtyl erbaut und mit einem Schwulſt von Ornamenten überladen war, aber dennoch in ſeinen hervorſpringenden Profilen und in den tiefe Schatten werfenden Reliefs einen Eindruck großartiger verſchollener Pracht auf mich hervorrief. Auf der Treppe empfingen mich Hans und ſeine Grethe. Als wir durch den geräumigen Flur gingen, erhielt ich die Weiſung, leiſe zu ſprechen, denn unſere Mutter hielt noch ihre Mittagsruhe.

Wir waren der Hausthür gegenüber in einen großen hellen Saal getreten. Zwei offene Flügelthüren führten auf eine Terraſſe; unterhalb dieſer breitete ſich ein Raſen aus von ſolchem Umfange, daß von allen Seiten wohl nur ein lauter Ruf herüberreichen mochte. Ueberall in der grünen Fläche zeigten ſich üppige Gruppen hochſtämmiger und niedriger Roſen, die eben jetzt in voller Blüthe ſtanden und die Luft mit Wohlgerüchen erfüllten. Dahinter war eine Gebüſchparthie, die wie die Raſenanlage offenbar aus neuer Zeit ſtammte; jenſeit derſelben, aber ſchon in ziemlich weiter Ferne, erhob ſich in der ganzen Breite des Gartens der Luſthain des urſprünglichen Begründers mit ſeinen ſteilen Laubwänden und regelrechten Einſchnitten. Alles dies lag im Glanz der Nachmittagsſonne vor mir.

„Was ſagſt Du zu unſerm Paradieſe?“ fragte die junge Frau.

„Was ich ſage, Grethe? — Wie lange hat denn Dein Mann das Gut?“

„Ich denke, ſeit letzten Mai zwei Jahre.“

Und dieſer praktiſche Landwirth duldet eine ſolche Raumverſchwendung?“

„Ei was, thu' nur nicht, als wenn Du die Poeſie allein gepachtet hätteſt!“

Mein Bruder lachte. „Aber Recht hat er, Grethe! — Die Sache iſt die, Alfred, ich darf mich nicht an dieſen Herrlichkeiten vergreifen; das iſt contractlich feſtgemacht.“

„Gott ſei gedankt!“

„Von mir nicht. — Inmitten eines kleinen Waſſerſpiegels ſteht dort noch eine Venus im reinſten Style Louis quinze; ich hätte ſie ſchon für ſchweres Gold verkaufen können; aber — wie geſagt!“

In dieſem Augenblick hatte Grethe meine Hand erfaßt. „Sieh Dich um!“ rief ſie.

Und auf der Thürſchwelle mir gegenüber ſtand im weißen Sommerkleide eine Mädchengeſtalt, die ich nicht verkennen konnte. Das waren noch die fremdartigen Augen der weſtindiſchen Pflanzerstochter; aber das ſchwarze, einſt ſo widerſpenſtige Haar lag jetzt in einem glänzenden Knoten gefeſſelt, der faſt zu ſchwer ſchien für den zarten Nacken.

Ich ging ihr entgegen; aber ehe ich den Mund noch aufgethan, war meine heitere Schwägerin ſchon zwiſchen uns getreten. „Haltet einen Augenblick!“ rief ſie. „Ich ſehe ſchon das „Sie“ und „Fräulein Jenni“ und alle unmöglichen Titel auf Euern Lippen ſitzen; und das ſtört mich in meinen Familiengefühlen. Darum beſinnt Euch erſt einmal auf den alten Birnbaum!“

Die eine Hand legte Jenni der Freundin auf den Mund, die andere ſtreckte ſie mir entgegen. „Willkommen, Alfred!“ ſagte ſie.

Ich hatte ihre Stimme ſeit vielen Jahren nicht gehört; um ſo tiefer traf mich der eigenthümliche Accent, mit dem ſie ganz wie damals meinen Namen ſprach. „Ich danke Dir, Jenni,“ ſagte ich, „das klingt noch ganz wie in der Kinderzeit; aber Du mußt dieſen Namen lange nicht geſprochen haben.“

„Ich bin keinem Alfred ſonſt begegnet,“ erwiderte ſie, „und Du biſt mir ja immer aus dem Wege gegangen.“

Ehe ich noch dieſem Vorwurf begegnen konnte, hatte Grethe uns ſchon auseinander gedrängt.

„Das wäre in Ordnung,“ rief ſie. „Und nun, Jenni, hilf mir den Kaffee beſorgen, denn er hat einen langen Weg gemacht, und unſere Mutter wird auch gleich hier ſein.“

Das Wiederſehen mit dieſer, als ſie bald darauf eintrat, war ein erſchütterndes. Sie hatte den Sohn ſchon verloren gegeben; nun hielt ſie ihn leibhaftig in ihren Armen und liebkoſte ihn und ſtreichelte ihm die Wangen, wie einem kleinen Kinde. In dem Augenblick, da ich mich aufrichtete, um meine Mutter zu einem Lehnſtuhl zu führen, ſah ich Jenni bleich und mit überquellenden Augen an einen Schrank gelehnt. Als wir an ihr vorüber gingen, fuhr ſie zuſammen; eine Porcellanſchale, die ſie in der Hand hielt, fiel zu Boden und zerbrach. „Verzeih, verzeih mir, ſüße Grethe!“ rief ſie und ſchlang den Arm um ihre Freundin.

Dieſe führte ſie ſanft aus dem Zimmer.

Mein Bruder lächelte. „Wie das gleich überkocht!“ ſagte er.

„Sie hat ein theilnehmendes Herz, Hans!“ bemerkte unſere Mutter, die ihr zärtlich nachgeblickt hatte.

Grethe war wieder hereingetreten. „Laſſen wir ſie einen Augenblick,“ ſagte ſie; „das arme Kind war ſchon vorhin in Unruhe; ihr Vater hat geſchrieben; er wird in den nächſten Tagen kommen, dann ſoll ſie mit ihm nach Pyrmont.“

Ich erfuhr nun, daß der reiche Kaufherr, der bis jetzt ohne eigne Wirthſchaft gelebt, nach beendeter Badereiſe eine neu erbaute Wohnung zu beziehen und in dieſe ſeine Tochter als Dame des Hauſes einzuführen beabſichtige. — Grethe ſchien eben nicht ſeine Freundin. „Es iſt Jenni's Vater,“ ſagte ſie; „aber — o, ich könnte ihn haſſen, dieſen Mann, der mit gleichgiltiger Hand Tauſende für ſeine Tochter hingäbe; bei dem ſie aber vergebens um das kleinſte Tauſendtheilchen ſeiner eigenen werthen Perſönlichkeit betteln würde. — Ja, Hans,“ fuhr ſie fort, als ihr Mann ihr neckend und wie zur Beſchwichtigung über das blonde Haar ſtrich, „Du ſollteſt nur eine von den Antworten ſehen, die Jenni auf ihre Briefe zu bekommen pflegt; ich wenigſtens kann ſie von Quittungen nicht unterſcheiden.“

Meine Mutter nahm die junge Frau bei beiden Händen. „Nun kocht auch unſere Grethe über,“ ſagte ſie. „Ich habe den Mann gekannt, in früheren Jahren, heißt das. Aber er hat mit der Noth des Lebens kämpfen müſſen; und da wird Manches hart, was bei uns Andern weich geblieben iſt. — Mitunter ſcheint's auch wohl nur ſo.“

Als wir dann ſpäter zuſammenſaßen und ich auf die Fragen der Meinigen Alles noch einmal erzählen mußte, was ich in meinen Briefen ihnen ſchon geſchrieben hatte, kam auch Jenni wieder zu uns und ſetzte ſich ſtill an Grethe's Seite.

Abends nach herzlichem Zwiegeſpräch führte Hans mich in das Schlafzimmer im oberen Stockwerk. — Noch lange, nachdem er mich verlaſſen, lag ich wachend, aber in behaglichſter Ruhe in meinen Kiſſen; denn die Nachtigallen ſchlugen überlaut in den Büſchen des Gartens, auf den die Fenſter hinausführten.

Als ich erwachte, war mein Zimmer erhellt von dem Licht des Sommermorgens. Ein Gefühl von wachſender Geſundheit und Lebensfülle durchſtrömte mich, wie ich es kaum je empfunden. Ich kleidete mich an und öffnete die Fenſter; der weiſe Raſen unten lag noch feucht von Thau, und der Duft der Roſen wehte mir friſch und morgenkühl entgegen. Meine Uhr zeigte auf Sechs; es war noch eine Stunde bis zum gemeinſamen Frühſtück. So ſah ich mich denn noch einmal in dem Zimmer um, das, wie Grethe mir neckend vertraut hatte, bis zu meiner Ankunft die Reſidenz meiner Räuberbraut geweſen ſei. Und wirklich in einem Schubfach des Toilettenſpiegels, das ich aufzog, lag noch ein Flöckchen roſafarbener Seide, in das ſich ein langes glänzendſchwarzes Haar ſo eigenſinnig verfangen hatte, daß ich es kaum ohne Verletzung herauszulöſen vermochte. Dann, als mir das gelungen, fand ich auf einem Hängebrettchen über dem Bette ein paar Bücher mit Jenni's Namen, die ich zu durchblättern begann. Das erſte war ein Album, wie man es bei jungen Mädchen findet, voll geſchrieben von allerlei Verſen wenig ausgeprägten Inhalts. Dazwiſchen aber ſtanden andere, wie Diſteln zwiſchen unſchuldigem Klee. Gleich das erſte, das mir in die Augen fiel:

Ich bin eine Roſe, pflück mich geſchwind,
Bloß liegen die Würzlein vor Regen und Wind.

Nein, geh nur vorüber und laß Du mich los,
Ich bin keine Blume, ich bin keine Roſ'.

Wohl wehet mein Röcklein, wohl faßt mich der Wind;
Ich bin nur ein heimath- und mutterlos Kind.

Die letzte Zeile war zwiefach unterſtrichen; und deſſelben Sinnes fanden ſich mehrere.

Ich legte das Album fort und nahm das andere Buch. Ich erſchrak faſt. Es war Sealsfield's Pflanzerleben; der Theil, welcher die lebensvolle Erzählung von den Farbigen enthält, jenen anmuthigen Creaturen, denen der Verfaſſer kaum ein ganzes Menſchenthum zugeſteht, die aber, nach ſeiner Schilderung, in ihrer verlockenden Schönheit die böſen Genien der eingewanderten Europäer ſind. Auch in dieſem Buche waren einzelne Stellen mit Bleiſtift angeſtrichen, ſo ſcharf mitunter, daß das Papier davon zerriſſen war. Mir fiel das Geſpräch ein, das ich vor vielen Jahren mit der kleinen Jenni über dieſen Gegenſtand gehabt hatte; auf alle die Dinge, welche damals ihre Phantaſie ſo harmlos bewahrte, mußte jetzt ein ſcharfes ſchmerzendes Licht gefallen ſein.

Als ich aufſtand und aus dem Fenſter ſah, ging ſie unten auf dem breiten Kieswege des Gartens. Sie trug wie geſtern ein weißes Kleid; ich habe ſie in jenen Tagen nie anders als in weißen Kleidern geſehen.

Einen Augenblick ſpäter war auch ich im Garten. Sie ging vor mir auf dem breiten Steig, der von der Terraſſe aus um den Raſen führt; ſie ging raſch wie in innerer Erregung und ſchwenkte ihren Strohhut an den ſeidenen Bändern. Ich blieb ſtehen und ſah ihr nach. Als ſie bald darauf zurückkam, ging ich ihr entgegen. „Verzeih, wenn ich Dich ſtöre," ſagte ich; „ich habe die kleine Jenni nicht vergeſſen, aber ich bin ungeduldig, die große kennen zu lernen."

Sie ſah mich raſch mit ihren ſchwarzen Augen an. „Das wird ein ſchlechter Tauſch, Alfred!" erwiderte ſie.

„Ich hoffe, gar keiner. Du haſt Dich geſtern ſchon verrathen; Du biſt noch ganz die alte herzliche heftige Jenni von vordem; mir war, als müßten ſogar Deine ſchwarzen Haare aus dem Knoten ſpringen und ſich wieder in kleinen wilden Kinderlöckchen um Deine

Stirn kräuſeln. Und — fuhr ich fort — laß mich es Dir auch ſagen, wie jene unwillkürliche Aeußerung Deiner Theilnahme mich bewegt hat."

„Ich verſtehe Dich nicht," ſagte ſie.

„Nun, Jenni, was war es denn anders, das Dir die Schale aus der Hand warf, als meine Mutter ihren Sohn empfing?"

„Das war keine Theilnahme, Alfred. Du hältſt mich für beſſer, als ich bin."

„Was war es denn?" fragte ich.

„Neid war es," ſagte ſie hart.

„Was ſprichſt Du da, Jenni?"

Sie antwortete nicht; aber während wir neben einander hergingen, ſah ich, wie ihre blitzenden Zähne ſich in die rothe Lippe gruben. Dann brach es hervor. „Ach!" rief ſie; „Du verſtehſt das nicht; Du haſt noch keine Mutter verloren, und — o, eine Mutter, die noch immer lebt! — Daß ich einmal ihr Kind geweſen, mir ſchwindelt, wenn ich daran denke; denn es liegt tief im Abgrund unter mir. Immer vergebens und immer wieder ringe ich, ihr ſchönes Antlitz aus der trüben Vergeſſenheit heraufzubeſchwören. Nur ihre zärtliche Geſtalt ſehe ich noch an meinem Kinderbettchen knieen; ein ſeltſames Lied ſummt ſie und blickt mich mit weichen ſammetſchwarzen Augen an, bis unwiderſtehlich mich der Schlaf befällt."

Sie ſchwieg. Als wir uns wieder dem Hauſe zugewandt hatten, ſah ich meine Schwägerin auf der Terraſſe, die mit dem Schnupftuch nach uns winkte. Ich faßte die Hand des Mädchens. „Glaubſt Du mich noch zu kennen, Jenni?“ fragte ich.

„Ja, Alfred; und mir iſt das wie ein Glück.“ Als wir die Terraſſe betraten, drohte Grethe uns lächelnd mit dem Finger. „Wenn Ihr noch Bedürfniß nach irdiſcher Speiſe habt,“ ſagte ſie, „ſo kommt jetzt an den Theetiſch!“ — Damit trieb ſie uns in den Saal, wo wir ſchon unſere Mutter mit ihrem älteſten Sohne im Geſpräch fanden. Und in dieſer freundlichen Umgebung ſchwanden bald die Schatten, die noch eben tief genug auf dieſem jungen Antlitz lagen; oder ſie traten wenigſtens von der Oberfläche unſichtbar in ihr Inneres zurück.

Am Nachmittage fand ich Gelegenheit, mit Jenni unſerer gemeinſamen Kindergeſchichten zu gedenken, und ſie lachte wieder hell und herzlich. Ein paar Mal ſuchte ich das Geſpräch von meiner Mutter auf die ihrige zu bringen, aber ſie ſchwieg entweder plötzlich oder redete von andern Dingen.

Später, als die Sonnenhitze abgenommen, rief mein Bruder uns und ſeine Frau zum Federballſpiel auf den großen Raſen. Es gehörte zu ſeiner Sonntagsunterhaltung und er hielt ſtreng darauf, daß es nicht verſäumt wurde. Für unſere Mutter wurde ein Polſterſtuhl auf die Terraſſe getragen, von wo aus ſie dem Spiele zuſah.

Hier war Jenni in ihrem Elemente. Mit den großen raſch blickenden Augen verfolgte ſie den Ball, und ebenſo leicht, bald rückwärts, bald zur Seite weichend, flogen ihre Füße über den Raſen. Dann im rechten Augenblick ſchwang ſie mit ihrer kleinen Fauſt den Ketſcher und ſchlug das herabſchießende Federſpiel, daß es geflügelt in die Luft zurückſtieg. Einmal auch, wie hingeriſſen in der Aufregung des Spiels, warf ſie den Ketſcher von ſich und unter dem lauten Ruf: „Wie er fliegt! Ihm nach, ihm nach!“ flog ſie ſelbſt, mit den Fingern wie zum Gruß in die Luft ſchnalzend, über den Boden dahin. — Oder wenn ſie ſich bückte und den Ball aufnahm, oder wenn er, von der kräftigen Hand meines Bruders getroffen, einmal über ſie hinflog, — man mußte es ſehen, wie ſie dann den Kopf mit dem ſchweren glänzenden Haar zurückwarf und wie leicht und raſch dieſe biegſamen Hüften der Wendung des ſchönen Kopfes folgten. Ich konnte die Augen nicht von ihr wenden; in dieſen kräftigen und doch ſo anmuthigen Bewegungen war etwas, das unwillkürlich an die Urſprünglichkett der Wildniß erinnert.

Auch meine gute Schwägerin ſchien ganz davon hingeriſſen. Während Jenni den fliegenden Ball verfolgte, kam ſie auf mich zugelaufen und flüſterte: „Du ſiehſt ſie doch, Alfred! Du haſt doch die Augen offen!“ Und als ich erwiderte: „Ach, nur zu ſehr, Grethe!“ ſah ſie mich mit ihrem ſchweſterlichſten Lächeln an und ſagte heimlich: „Ich gönne ſie nur Einem, hörſt Du, nur einem Einzigen auf der Welt!“

Dann aber rief uns meine Mutter und ſagte: „Es iſt genug, Kinder!“ Und Jenni knieete vor ihr, und die alte Frau ſtreichelte ihr die heißen Wangen und nannte ſie ihr „goldnes Herz“.

Später, nach dem Abendeſſen, da ſchon die große Lampe brannte und nachdem meine Mutter ſich zur Ruhe begeben, ſaß ich mit den beiden jungen Frauen in einem dämmerigen Winkel des Saales auf dem Eckdivan. Mein Bruder war in ſein Zimmer gegangen, um noch einige Geſchäfte zu beſorgen. Die Thürflügel nach der Terraſſe ſtanden offen und ließen der Abendkühle freien Zugang; wir konnten von unſerm Sitze aus über den dunkeln Baumgruppen die Sterne in dem tiefblauen Nachthimmel ſehen.

Grethe und Jenni verſenkten ſich in ihre Penſionserinnerungen; ſie plauderten lebhaft; ich brauchte nur zuzuhören. So ſaßen wir lange Zeit. Als aber Grethe ausrief: „Das war doch eine glückliche Zeit!“ ſenkte Jenni ſchweigend den Kopf, ſo tief, daß ich auf den Scheitel ihres glänzenden Haares ſah.

Dann ſtand ſie auf und ging nach der offenen Gartenthür, wo ſie auf der Schwelle ſtehen blieb; und da in dieſem Augenblick mein Bruder ſeine Frau zu ſich in's Nebenzimmer rief, ſo trat ich zu ihr. Draußen hatte indeß die Mondnacht den Garten in ihren weichen Duft gehüllt; hie und da auf dem Raſen leuchtete eine Roſe aus der Dämmerung hervor, deren Kelch dem Strahle des eben aufgehenden Lichtes zugewendet war. Jenſeits des Bosquets ſah man einen Theil der hohen Laubwände des Luſthains in bläulicher Beleuchtung, während die hineinführenden Gänge ſchwarz und geheimnißvoll dazwiſchen ſtanden. Weder Jenni noch ich verſuchten ein Geſpräch, aber es war mir ſüß, ſo ſchweigend neben ihr zu ſtehen und in die ahnungsreiche Nacht hinauszublicken.

Nur einmal ſagte ich: „Eines vermiſſe ich noch an Dir; wo ſind denn Deine ſchönen Teufeleien geblieben?“

Und ſie erwiederte: „Ja, Alfred“ — und an ihrer Stimme hörte ich, daß ſie lächelte — „wenn wir die Tante Joſephine hier hätten! Vielleicht“ — und ihre Stimme wurde plötzlich ernſt — „gebrauche ich meine Gedanken anderswie.“

Ich antwortete nicht darauf. Wie geſtern ſchlugen fern und nah die Nachtigallen; wenn ſie ſchwiegen, war es ſo ſtill, daß ich meinte, von den Sternen herab den Thau auf die Roſen fallen zu hören. Wie lange das gedauert, weiß ich nicht. Plötzlich aber richtete Jenni ſich auf und ſagte: „Gute Nacht, Alfred!“ und reichte mir die Hand.

Ich hätte ſie gern zurückgehalten; aber ich ſagte nur: „Gib mir noch einmal die Hand! — — Nein, hier in meine linke!“

„Da haſt Du ſie. Weshalb denn aber in die linke?“

„Weshalb, Jenni? — Die brauche ich den Andern nicht zu geben.“

Und fort war ſie; und in den Büſchen ſchlugen noch immerzu die Nachtigallen.

Die Perlenſchnur dieſer Tage wurde unterbrochen; der nächſte wenigſtens war ohne Glanz für mich; denn — und ſo ſtand es ſchon mit mir — Jenni war fort; wie ſie geſagt hatte, um einen längſt beſtimmten Beſuch auf einem Nachbargute zu machen. Sie war früh Morgens mit der Poſt gefahren, die auf dem Wege nach hier dort wie auch an dem Gute meines Bruders vorbeifährt; ihre Rückkunft war erſt ſpät Abends zu erwarten.

Den Vormittag hatte ich auf dem Zimmer meiner Mutter in ſtillem Austauſch von Gedanken und Zukunftsplänen zugebracht; am Nachmittag war ich mit meinem Bruder auf die Felder, nach ſeinen Wieſen, Haiden und Mergelgruben gegangen; dann hatte Grethe mir ihre luſtige Verlobungsgeſchichte erzählt; aber je mehr der Abend dunkelte, deſto mehr verlor ich die Ruhe, den Worten meiner Freunde zuzuhören. — Als meine Mutter in ihr Schlafzimmer gegangen war, lehnte ich in der offenen Gartenthür, wo ich geſtern neben Jenni geſtanden hatte; und wieder ſah ich über den Raſen weg jenſeit des Bosquets die ferne Buchenwand des Luſthains in dem bläulichen Duft der Mondſcheinbeleuchtung. Durch Zufall war ich immer noch nicht hineingekommen; jetzt aber lockten mich noch mehr als geſtern die tiefen Schatten, durch welche ſich die Eingänge kenntlich machten. Mir war, als müſſe in jenem Labyrinth von Laub und Schatten das ſüßeſte Geheimniß der Sommernacht verborgen ſein. Ich ſah in den Saal zurück, ob mich Jemand bemerkte; dann ſtieg ich leiſe von der Terraſſe in den Garten hinab. Der Mond war eben hinter den Kronen der Eichen und Kaſtanien heraufgeſtiegen, welche denſelben nach Oſten hin begrenzten. Ich ging an dieſer Seite, die noch ganz im Schatten lag, um den Raſen; eine Roſe, die ich im Vorübergehen brach, war ſchon feucht von Thau. Dem Hauſe gegenüber gelangte ich in das Bosquet, breite Steige ſchlangen ſich ſcheinbar regellos zwiſchen Gebüſchen und kleineren Raſenpartien; hier und dort leuchtete noch ein Jasmin mit ſeinen weißen Blüthen aus dem Dunkel. Nach einer Weile trat ich auf einen ſehr breiten, quer vor mir liegenden Weg hinaus, jenſeit deſſen ſich majeſtätiſch und hell vom Mond beleuchtet die Laubwände der alten Gartenkunſt erhoben. Ich ſtand einen Augenblick und ſah daran empor; ich konnte jedes Blatt erkennen; mitunter ſchwirrte über mir ein großer Käfer oder ein Schmetterling aus dem Laubgewirr in die lichte Nacht hinaus. Mir gegenüber führte ein Gang in das Innere; ob es derſelbe war, deſſen Dunkel mich zuvor von der Terraſſe aus gelockt, konnte ich nicht entſcheiden; denn das Gebüſch verwehrte mir den Rückblick nach dem Herrenhauſe.

Auf dieſen Steigen, die ich nun betrat, war eine Einſamkeit, die mich auf Augenblicke mit einer traumhaften Angſt erfüllte, als würde ich den Rückweg nicht zu finden wiſſen. Die Laubwände an beiden Seiten ſtanden ſo dicht und waren ſo hoch, daß ich nur wie abgeſchnitten ein Stückchen Himmel über mir erblickte. Wenn ich, wo ſich zwei Gänge kreuzten, auf einen etwas freieren Platz gelangte, ſo war mir immer, als müſſe aus den Schatten des gegenüberliegendes Ganges eine gepuderte Schöne in Reifrock und Contuſche am Arm eines Stutzers von anno 1750 in den Mondſchein heraustreten. Aber es blieb Alles ſtill; nur mitunter hauchte die Nachtluft wie ein Athemzug durch die Blätter.

Nach einigen Kreuz- und Quergängen befand ich mich an dem Rande eines Waſſers, das von meinem Standort aus etwa hundert Schritte lang und vielleicht halb ſo breit ſein mochte, und von den es an allen Seiten umgebenden Laubwänden nur durch einen breiten Steig und einzelne am Ufer ſtehende Bäume getrennt war. Weiße Teichroſen ſchimmerten überall auf der ſchwarzen Tiefe; zwiſchen ihnen aber in der Mitte des Baſſins auf einem Poſtamente, das ſich nur eben über dem Waſſer erhob, ſtand einſam und ſchweigend das Marmorbild der Venus. Eine lautloſe Stille war an dieſem Platze Ich ging an dem Ufer entlang, bis ich dem Kunſtwerke ſo nahe als möglich gegenüberſtand. Es war offenbar eine der ſchönſten Statuen aus der Zeit Louis quinze. Den einen der nackten Füße hatte ſie ausgeſtreckt, ſo daß er wie zum Hinabtauchen in die Fluth nur eben über dem Waſſer ſchwebte; die eine Hand ſtützte ſich auf ein Felsſtück, während die andere das ſchon gelöſte Gewand über der Bruſt zuſammenhielt. Das Antlitz vermochte ich von hier aus nicht zu ſehen; denn ſie hatte den Kopf zurückgewandt, als wolle ſie ſich vor unberufenen Lauſchern ſichern, ehe ſie den enthüllten Leib den Wellen anvertraue.

Der Ausdruck der Bewegung war von ſo täuſchendem Leben und dabei, während ſich der untere Theil der Geſtalt im Schatten befand, ſpielte das Mondlicht ſo weich und leuchtend um die marmorne Schulter, daß mir in der That war, als hätte ich mich in das Innerſte eines verbotenen Heiligthums eingeſchlichen. — Hinter mir an der Laubwand ſtand eine Holzbank. Von hier aus betrachtete ich noch lange das ſchöne Bild; und — ich weiß nicht, war es eine Aehnlichkeit in der Bewegung, oder war es nur die Stimmung, in die ich durch den Anblick der Schönheit verſetzt wurde, ich mußte im Hinſchauen immer an Jenni denken.

Endlich ſtand ich auf und irrte wiederum auf's Gerathewohl eine Zeitlang in den dunkeln Gängen umher. Unweit des Teiches, den ich eben verlaſſen, fand ich an einem mit niedrigem Gebüſch bewachſenen Platze auf marmornem Sockel noch den Ueberreſt einer zweiten Statue. Es war ein muskulöſer Männerfuß, der ſehr wohl einem Polyphem gehört haben konnte; und ſo hatte der Vetter Philologe vielleicht nicht Unrecht, der jenes Marmorbild für eine Galathea erklärt haben ſollte, die vor der Eiferſucht des ungeſchlachten Götterſohns in's Meer entflieht.

Der Kunſtmenſch wurde in mir lebendig. Ob Galathea oder Venus — es reizte mich, ſelbſt dieſe

Frage zu entſcheiden; und ſo wollte ich noch einmal zurück, um weniger träumeriſch als vorhin zu betrachten. Aber ſo manchen Weg ich auch einſchlug, es wollte mir nicht gelingen, den Teich wieder zu erreichen; endlich, da ich aus einem Seitenweg in einen breiten Laubgang einbog, ſah ich am Ende deſſelben das Waſſer glitzern, und bald meinte ich auch an derſelben Stelle zu ſtehen, wo ich das erſte Mal an das Ufer getreten war. Es war ſeltſam, daß ich den Ort ſo hatte verfehlen können. Aber ich traute meinen Augen kaum; dort in der Mitte erhob ſich zwar noch das Poſtament über dem Waſſer; auch die Teichroſen ſchimmerten nach wie vor auf der ſchwarzen Tiefe: aber das Marmorbild, das dort geſtanden, war verſchwunden. Ich begriff das nicht und ſtarrte eine ganze Weile nach dem leeren Fleck. Als ich der Länge nach über den Teich hinblickte, ſah ich drüben am jenſeitigen Ufer im Schatten der hohen Baumwand eine weiße Frauengeſtalt. Sie lehnte an einem Baume, der neben dem Waſſer ſtand, und ſchien in die Tiefe hinabzublicken. Und jetzt mußte ſie ſich bewegt haben; denn, während ſie noch eben ganz im Schatten geweſen, ſpielte nun das Mondlicht auf ihrem weißen Gewande. Was war das? Machten die alten Götter die Runde? Es war wohl eine Nacht dazu. Im Waſſer zwiſchen den weißen Blumen ſpiegelten ſich die Sterne; im Laube rieſelte der Thau von Blatt zu

Blatt; mitunter von den am Ufer ſtehenden Bäumen fiel ein Tropfen in den Teich, daß es einen leiſen Klang gab; vom Garten her, wie aus weiter Ferne, ſchlug die Nachtigall. Ich ging an der Schattenſeite um den Teich herum. Als ich mich näherte, erhob die Geſtalt den Kopf, und Jenni's ſchönes blaſſes Antlitz wandte ſich mir entgegen; es war ſo hell vom Mond beleuchtet, daß ich den bläulichen Schmelz der Zähne zwiſchen den rothen Lippen ſchimmern ſah.

„Du biſt es, Jenni!“ rief ich.

„Ich, Alfred!“ erwiderte ſie und trat mir entgegen.

„Wie biſt Du hierher gekommen?“

„Hinten am Eingange des Parks bin ich abgeſtiegen.“

„Ich dachte,“ ſagte ich leiſe, „es ſei die Göttin, die dort vom Poſtament herabgeſtiegen iſt.“

„Die iſt wohl ſeit lange ſchon herabgeſtiegen, oder vielleicht herabgeſtürzt; ich habe ſie niemals dort geſehen.“

„Aber ich ſah ſie noch vor einer Viertelſtunde!“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Du biſt drüben an dem andern Teiche geweſen; dort wird das Marmorbild auch jetzt noch ſtehen. Hier ſind keine Götter, Alfred; hier iſt nur ein armes hilfsbedürftiges Menſchenkind.“

„Du, Jenni, hilfsbedürftig?“

Sie nickte heftig.

„Wenn Du, wie Du mir geſtern ſagteſt, mich wirklich noch zu kennen glaubſt, ſo ſprich es aus; was iſt es, deſſen Du bedarfſt?"

„Geld," ſagte ſie.

„Du Geld, Jenni!" Und ich betrachtete erſtaunt dieſes Kind des Reichthums.

„Frage mich nicht, wozu," erwiderte ſie; „Du wirſt es bald erfahren." Dann zog ſie ihr Schnupftuch aus der Taſche und nahm daraus einen Schmuck, an dem ich grüne Steine in künſtlicher Faſſung funkeln ſah, als ſie ihn jetzt in den Mondſchein hinaushielt. „Ich habe keine Gelegenheit, ihn zu verkaufen," ſagte ſie. „Willſt Du es morgen für mich verſuchen?" Und als ich einen Augenblick zögerte, ſetzte ſie raſch hinzu: „Es iſt nichts Geſchenktes oder gar Ererbtes; ich habe ihn einſt für mein Taſchengeld gekauft."

„Aber, Jenni," konnte ich nicht unterlaſſen, ihr zu ſagen, „weshalb wendeſt Du Dich nicht an Deinen Vater?"

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Ich dächte," fuhr ich fort, „er ſorgte reichlich für Dich."

„Ja, Alfred; er zahlt für mich – reichlich!" Und während die bitterſte Erregung aus ihrer Stimme klang, ſetzte ſie hinzu: „Ich kann den Mann nicht bitten."

Sie trat einen Schritt zurück und ſetzte ſich auf die Bank, die hinter uns an der Laubwand ſtand. Dann ließ ſie den Kopf in beide Hände ſinken.

„Iſt es denn ganz nothwendig?“ fragte ich.

Sie ſah zu mir empor und ſagte faſt andächtig: „Ich muß eine heilige Pflicht damit erfüllen.“

„Und es gibt keinen andern Ausweg?“

„Ich weiß keinen.“

„So gib mir den Schmuck.“

Sie that es, und ich nahm ihn mit innerem Widerſtreben. — Jenni hatte ſich ſchweigend zurückgelehnt; ein Streif des Mondlichts beleuchtete die ſchmale Hand, die in ihrem Schooße lag, und ich ſah wieder, wie vor Jahren, die kleinen dunkeln Monde an ihren Nägeln. Ich weiß nicht, weshalb ich darüber faſt erſchrak, ſo daß meine Augen wie gebannt waren. Als Jenni es bemerkte, zog ſie die Hand leiſe in den Schatten zurück. „Ich habe noch eine Bitte, Alfred!“ ſagte ſie.

„Sprich nur, Jenni!“

Sie neigte den Kopf ein wenig. „Ich habe Dir vor Jahren,“ begann ſie, „da wir als Kinder von einander Abſchied nahmen, einen kleinen Ring gegeben. Erinnerſt Du Dich deſſen noch?“

„Wie kannſt Du daran zweifeln?“

„Wenn Du dieſes werthloſe Kleinod,“ fuhr ſie fort, „wenn Du es ſo viel geachtet hätteſt, daß Du es noch beſitzeſt, dann bitte ich Dich, gib es mir zurück!“

„Wenn Du es zurückverlangſt,“ erwiderte ich, nicht ohne einen Anflug von Gereiztheit, „ſo habe ich kein Recht, es ferner zu beſitzen.“

„Du mißverſtehſt mich, Alfred!“ rief ſie; „ach, es iſt das einzige Angedenken von meiner Mutter!“

Ich hatte ſchon das Bändchen mit dem Ringe unter meinem Halstuche hervorgezogen. „Hier iſt er, Jenni; aber — verzeih mir, es thut mir dennoch weh!“

Sie war aufgeſtanden. Ich ſah, wie eine leichte Röthe über ihr ſchönes Geſicht flog; dann aber, wie aus unwillkürlichem Antrieb, ſtreckte ſie die Hand nach dem Ringe und erfaßte ihn.

Ich konnte mich nicht überwinden, ihn hinzugeben; ich hielt ihn feſt. „Vor Kurzem,“ ſagte ich, „war er mir nichts als eine Erinnerung an die anmuthige Geſpielin aus der Kinderzeit. — Nun iſt es anders geworden; mit jedem Tage mehr, den ich hier gelebt.“

Aber ich ſchwieg; denn ſie ſah mich an, als hätte ich ihr ein tiefes Leid gethan. „Sprich nicht ſo zu mir, Alfred,“ ſagte ſie.

Ich achtete dieſer Worte nicht; ich ergriff ihre Hand, die ſie ruhig in der meinen ließ. „Nimm den Ring, Jenni,“ ſagte ich, „aber gib mir Deine Hand dafür!“

Sie ſchüttelte langſam den Kopf. „Die Hand einer Farbigen," ſagte ſie tonlos.

„Deine Hand, Jenni. Was kümmert uns das Uebrige!"

Sie ſtand, ohne ſich zu regen; nur an dem Zittern der Hand, die noch immer in der meinen lag, fühlte ich, daß ſie lebe. „Ich weiß wohl, daß wir ſchön ſind," ſagte ſie dann, „verlockend ſchön, wie die Sünde, die unſer Urſprung iſt. Aber, Alfred — ich will Dich nicht verlocken."

Und dennoch, als ich ſchweigend die Arme nach ihr ausbreitete, da lag ſie plötzlich an meiner Bruſt und hatte ihre Hände feſt um meinen Nacken geſchloſſen. Sie ſah zu mir empor; ihre großen glänzenden Augen waren wie ein Abgrund unter mir. „Ja, Jenni," und mir war, als wehe ein Schauer von den Bäumen durch mich hin, „Du biſt bethörend ſchön; ſie war nicht ſchöner, die dämoniſche Göttin, die einſt der Menſchen Herz verwirrte, daß ſie Alles vergaßen, was ſie einſt geliebt! Vielleicht biſt Du es dennoch ſelbſt, und gehſt nur um in dieſer ſeligen Nacht, um die zu beglücken, die noch an Dich glauben." — — „Nein, reiße Dich nicht los; ich weiß es ja, Du biſt ein Erdenkind wie ich, machtlos gefangen in Deinem eignen Zauber; und wie der Nachthauch durch die Blätter weht, — ſpurlos, ſo wirſt auch Du vergehen. — Aber ſchilt nicht die geheimnißvolle Macht, die uns einander in die Arme warf. Wenn wir auch willenlos das Fundament unſerer Zukunft hier empfangen mußten — der Bau, den es einſtens tragen ſoll, liegt doch in unſerer Hand.“

Ich löſte ihre Hände ſanft von meinem Nacken und legte den Arm um ihren Leib. Dann riß ich das Bändchen von dem Ringe und ſteckte ihn an ihren Finger. Sie lehnte ſich an mich wie ein beruhigtes Kind und ließ ſich ſtill von mir hinwegführen. — Als wir nach einiger Zeit an den andern Teich gelangten, ſtand wirklich noch das Bild der Venus zwiſchen den weißen Waſſerroſen, und ich wußte es nun gewiß, daß ich ein irdiſches Weib in meinen Armen hatte.

Zögernd, aber endlich dennoch traten wir aus den entlegenen Schattengängen in das Bosquet, und aus dem Bosquet dem Hauſe gegenüber in's Freie. Ueber den Raſen weg durch die offenen Flügelthüren ſahen wir drinnen in dem erhellten Saal meinen Bruder mit ſeiner Frau wie im traulichen Geſpräche auf und ab gehen.

Jenni bückte ſich und war, ehe ich mich deſſen verſah, aus meinem Arm entſchlüpft; aber ebenſo ſchnell hatte ſie auch meine Hand wieder erfaßt. „Thue, was Du mir verſprochen, Alfred,“ ſagte ſie, „und alles Andere,“ ſetzte ſie kaum hörbar hinzu, — „vergiß!“

Und als hierauf Grethe in die offene Thür trat und in die Nacht hinausrief: „Jenni, Alfred, ſeid Ihr's denn?“ da bat ſie dringend: „Sprich nicht davon; auch nicht zu Deiner Mutter; wir dürfen ſie nicht betrüben.“

„Aber ich verſtehe Dich nicht, Jenni.“

Sie drückte nur heftig meine Hand. Dann verließ ſie mich und ſtand gleich darauf bei Grethe auf der Terraſſe, die uns, als wir in den hellen Saal getreten waren, Eines um das Andere mit ſchweigendem Kopfſchütteln betrachtete.

Am andern Morgen früh ritt ich in die Stadt, um mein Verſprechen zu erfüllen. Dort ließ ich von zwei verſchiedenen Juwelieren den Werth des Schmuckes ſchätzen. Er war hoch; aber meine Caſſe war damals gerade gefüllt. So konnte ich ſelbſt den Schmuck für Jenni aufheben, und wechſelte von meiner mitgenommenen Baarſchaft eine Rolle Goldes ein, die dem angegebenen Werthe entſprach. — Als das beſorgt war, ging ich noch eine Weile an dem ſchönen Hafen auf und ab. Draußen auf der Rhede, ganz fern im Sonnenduft, ſah ich ein großes Schiff liegen; eine Brigg, wie mir ein Matroſe ſagte, ſegelfertig nach Weſtindien. — „Nach ihrer Heimath!“ dachte ich; und dann übernahm mich das Denken an ſie ſo ſehr und ließ mir keine Ruhe, als bis ich wieder auf dem Heimwege war.

Kurz vor Mittag trat ich wieder in den Gartenſaal. Es war Niemand dort; aber von der Thür aus ſah ich in einiger Entfernung Jenni mit einem hageren ältlichen Herrn im Garten ſtehen. Gleich darauf bot er ihr mit einer gewiſſen Förmlichkeit den Arm und führte ſie dem Hauſe zu. Als ſie näher kamen, ſah ich, daß der Mann faſt weißes Haar hatte; aber aus dem ſehr dunklen Antlitz blickten zwei ſcharfe herriſche Augen, und die kurzen Bewegungen ſeines Kopfes zeugten davon, daß er gewohnt ſei, zu befehlen. Das weiße Halstuch und die große Brillantnadel in dem gekrauſten Jabot gehörten wie ſelbſtverſtändlich zu dieſer Geſtalt. Ich wußte auch ſofort, daß es Jenni's Vater ſei, der reiche Pflanzer, mein Onkel von Vetters wegen, den ich bis jetzt noch nie geſehen hatte; aber, ſo wie er war, entſprach er wohl noch meiner Knabenphantaſie. Und jetzt hörte ich auch ſeine fremdklingende Stimme; er ſprach in abgeſtoßenen Worten, die ich nicht verſtand, zu ſeiner Tochter; ſie ſchien nur zuzuhören.

Da ich mich nicht vorbereitet fühlte, ihm jetzt entgegenzutreten, ſo verließ ich, ehe die Beiden die Terraſſe erreicht hatten, den Saal, und ging in das Oberhaus hinauf. Die Thür zu Jenni's Zimmer ſtand offen. Ich ging hinein und legte unſerer Verabredung gemäß den Erlös des Schmuckes in einen Wandſchrank, der ſich oberhalb der Thür befand. Dann ging ich in mein eigenes Zimmer und warf mich dort aufgeregt und doch ermüdet auf das Sopha.

Es mochten kaum einige Minuten vergangen ſein, als ich von der Treppe her Schritte vernahm und bald darauf zwei Perſonen in das große neben dem meinigen liegende Zimmer treten hörte. Eine von meinem Zimmer da hineinführende Thür befand ſich meinem Sitze gegenüber. Sie war zwar jetzt verſchloſſen; aber ſie hatte ein Fenſter, das von der andern Seite mit einer weißen Gardine dicht verhangen war.

An der Stimme erkannte ich, daß Jenni und ihr Vater die Eingetretenen ſeien, obwohl ich, da ſie ſich am andern Ende des Zimmers befinden mochten, von ihrer Unterhaltung nichts verſtand. Als ſie ſich dann näherten, wollte ich mich leiſe entfernen; aber die erſten Worte, die mit Deutlichkeit mein Ohr trafen, bewirkten, daß ich regungslos und alles Andere vergeſſend auf meinem Sitze blieb.

„Du konnteſt dort nicht bleiben!“ hörte ich den Vater in der ſchon vorhin bemerkten abgeſtoßenen Redeweiſe ſagen.

„Weshalb nicht?“ fragte Jenni.

Ich hörte ihn jetzt ein paar Mal langſam auf und ab gehen. Dann ſtand er ſtill. „Du magſt es hören,“ ſagte er, „weil Du mich zwingſt, es zu ſagen. Du hätteſt bei der Abſtammung Deiner Mutter niemals die Geſellſchaft Deines Vaters theilen können.“

„Und bei meiner eignen,“ ſetzte Jenni hinzu. „Ich weiß das.“

„Du weißt das? Wer hat Dir dieſe Dinge geſagt?“

„Niemand; ich habe ſie geleſen.“

„Nun, dann weißt Du auch, weshalb ich Dich nach Europa ſchicken mußte. Ich meine, Du hätteſt mir das danken ſollen.“

„Ja,“ ſagte ſie, „ſo wie ich Dir mein Leben danke.“

Der Vater erwiderte hierauf nichts; aber es wurde ein Fenſterflügel aufgeſtoßen, und an dem Geräuſch bemerkte ich, wie er den Kopf in die freie Luft ſteckte und mit großer Erregung ſich räusperte. — Jenni hatte ſich mit dem Rücken gegen die Thür gelehnt, welche unſere Zimmer trennte. Ich ſah durch das verhängte Fenſter den Schatten ihres Kopfes und hörte das Rauſchen ihres Kleides.

Nach einiger Zeit ſchien ihr Vater in die Stube zurückgetreten zu ſein. „Ich habe,“ begann er wieder, „für Dich gethan, was ich vermochte. Du haſt freilich niemals einen Wunſch gegen mich ausgeſprochen; aber ich wüßte auch nicht, was Du noch zu wünſchen gehabt hätteſt.“

Sie erhob ſich und trat ihm langſam einen Schritt entgegen. „Wo iſt meine Mutter?“ fragte ſie.

„Deine Mutter, Jenni!“ rief der Mann, als habe er eher alles Andere, als eine Frage nach dieſer Frau erwartet „Du weißt es ja, ſie lebt; es wird für ſie geſorgt.“

„Und,“ fuhr das Mädchen unerbittlich fort, „da nun Dein großes neues Haus fertig und eingerichtet iſt, haſt Du ſchon Anſtalten getroffen, daß ſie herüberkomme, um wieder mit uns zu leben?“

Ich hörte, wie er ein paar Mal mit ſtarken Schritten in dem großen Zimmer auf und ab ging. Dann trat er wieder zu ſeiner Tochter. „Du biſt ein Kind, Jenni,“ ſagte er mit gedämpfter Stimme; aber die Worte klangen dennoch ſcharf accentuirt. „Du kennſt die Verhältniſſe drüben in Deinem Geburtslande nicht; Du ſollſt ſie auch nicht kennen lernen.“ Und als überkomme ihn, den alten Kaufherrn, plötzlich der Zauber der Erinnerung, fuhr er fort: „Sie war unglaublich ſchön, jene Frau; unglaublich! — Wenn ſie ſich in ihrer Hängematte ſchaukelte, in ihren weißen Gewändern zwiſchen den grünen breiten Blättern der Mangrove, unten die Bai im Sonnenglanz, darüber der ſtahlblaue Tropenhimmel; wenn ſie mit ihren Vögeln ſpielte oder die goldnen Bälle lachend in die Luft warf! — Aber man durfte ſie nicht reden hören; der ſchöne Mund ſtümperte in der gebrochenen Sprache der Neger; es war das Geplapper eines Kindes. — Jene Frau, Jenni, war keine Geſellſchafterin für Dich, wenn Du das werden ſollteſt, was Du geworden biſt.“

Sie hatte ſich wieder an die Thür gelehnt. „Und dafür,“ ſagte ſie, „haſt Du der Mutter das Kind genommen. — Sie ſchrie; o, ſie ſchrie, als Du mich aus ihren Armen nahmſt und über das Brett in's Schiff hinübertrugſt. Und das war der letzte Laut, den ich von meiner Mutter hörte. — Ich hatte es lange vergeſſen; denn ich war ein gedankenloſes Kind. Gott verzeihe mir das! — Aber jetzt höre ich es alle Nächte vor meinen Ohren. Wer gab Dir das Recht, meine Zukunft mit dem Elend meiner Mutter zu bezahlen!“ Und ich ſah durch die Gardine, wie ſie ſich hoch aufrichtete bei dieſen Worten.

Der Vater ſchien ihre Hand zu faſſen. „Beſinne Dich, Jenni,“ ſagte er; „ich hatte nur die Wahl zwiſchen Dir und ihr; — aber Du warſt mein Kind.“

Der weiche, faſt zärtliche Ton, worin er die letzten Worte ſprach, ſchienen, ohne Eindruck auf die Tochter zu bleiben. „Du haſt mir meine Frage nicht beantwortet,“ ſagte ſie; „der Preis, den Du gezahlt haſt, war nicht Dein und auch nicht mein; er muß zurückerſtattet werden, ſo weit es jetzt noch möglich iſt.

Antworte mir, ja oder nein, wird meine Mutter in dem neuen Hauſe mit uns wohnen?"

„Nein, Jenni; das iſt nicht möglich."

Auf dieſe Worte folgte eine lautloſe Stille. Was in dieſen Augenblicken in dem Innern des Mädchens vorging, was davon etwa in dem Ausdruck ihrer Geberde oder ſonſtwie zu Tage trat, konnte ich nicht bemerken.

„Ich habe noch eine Bitte," ſagte ſie endlich.

„Sprich nur, Jenni," erwiderte der Vater haſtig; „ſprich nur; Alles, was ſonſt in meinen Kräften ſteht!"

„So bitte ich," fuhr ſie fort, „um die Erlaubniß, während Deines Aufenthalts in Pyrmont bei unſern Freunden hier zurückzubleiben."

Er ſchwieg einen Augenblick. „Wenn Du," ſagte er dann, „es nicht für paſſender findeſt, Deinen Vater zu begleiten, ſo wüßte ich nichts dagegen einzuwenden."

Sie antwortete nicht darauf; ſie fragte nur: „Darf ich mich jetzt entfernen?"

„Wenn Du mir nichts meh[illegible]u ſagen haſt, ich werde mit hinabgehen."

Darauf wurde die Thür geöffnet, und ich hörte, wie ihre Schritte ſich draußen auf dem Corridor nach der Treppe zu entfernten.

Ich blieb auf meinem Zimmer, bis ich zum Mittagseſſen herabgerufen wurde.

Jenni's Vater, als mein Bruder mich ihm vorſtellte, maß mich mit ſeinen raſchen Augen, ſo daß ich fühlte, es werde meine Perſon im Ueberſchlage abgeſchätzt. Dann fragte er nach meinen Studien und Reiſen, und ob ich Gelegenheit fände, meine Kenntniſſe in der Heimath zu verwerthen. Das Alles geſchah in einer Art, die einem Examen nicht unähnlich war. Zuletzt wurde ich höflich eingeladen, über das neuerbaute Haus mein ſachverſtändiges Urtheil abzugeben, ſobald er von ſeiner Badereiſe zurück ſein werde. — Von dem, was kurz vorher zwiſchen ihm und ſeiner Tochter geſchehen, war bei dem förmlichen Weſen des Mannes nichts zu ſpüren.

Bei Tiſche ſaß er neben meiner Mutter und unterhielt ſie in aufmerkſamſter Weiſe; als dieſe das Geſpräch auf eine gemeinſam verlebte Jugendzeit brachte, verſtand er es ſogar, zu ſcherzen. Er erinnerte ſeine Nachbarin an verſchiedene Bälle, auf denen ſie in dem Harmonieſaale ihrer Vaterſtadt getanzt, und an das lebensgroße Bild eines kleinen wohlbeleibten Amors, das dort an der Tapete geweſen. „Die jungen Damen,“ ſagte er, „hatten ſolche Scheu davor, daß es dort immer eine Lücke in der Tanzreihe gab.“

„Und Sie, Herr Vetter,“ erwiderte meine Mutter, „waren recht darauf verſeſſen, ihre Dame immer wieder vor das verfehmte Götterbild zu führen.“

Er verneigte ſich galant gegen ſie. „Ich wußte ja, Frau Couſine,“ ſagte er, „daß Sie mir gegenüber den Amor nicht zu ſcheuen hätten.“

Ich ſah, wie bei dieſen Worten ein zartes Roth das noch immer anmuthige Geſicht meiner Mutter überflog; und unwillkürlich dachte ich, ob, wie jetzt ihre Kinder, ſo vielleicht auch ſie in vergangenen Tagen einmal durch gegenſeitige Neigung zu einander gezogen geweſen. Auch Jenni, die bisher ohne Zeichen der Theilnahme und kaum die Speiſen berührend dageſeſſen, blickte bei dieſen Worten auf; vielleicht hatte ſie ihren Vater noch nie über ſo heitere Dinge reden hören. Dieſer ſelbſt richtete über Tiſch kein Wort an ſeine Tochter, ſondern ſprach wieder über allerlei Verkehrsverhältniſſe mit meinem Bruder. Später aber, beim Kaffee, hörte ich ihn zu meiner Mutter ſagen: „Jenni wird durch die Güte Ihrer Kinder nun noch eine Zeit lang hier verweilen; ich reiſe morgen allein weiter. Wir kennen uns ſeit langen Jahren, Frau Couſine; wenn es die Gelegenheit gibt — erzählen Sie ihr von jenen Tagen. — Sie ſoll in nächſter Zeit mit dem alten Manne leben; es wäre vielleicht gut, wenn ſie vorher den jungen etwas kennen lernte.“ Und indem er ſeiner Jugendgenoſſin die Hand drückte, fügte er aufſtehend hinzu: „Sie thun mir damit einen Dienſt, Couſine.“

Der Tag ging hin, ohne daß es mir gelang, Jenni allein zu treffen; ſie vermied es ſichtlich.

Auch Grethe war meiſt draußen in ihrer Wirthſchaft. — Am andern Morgen, als ſie nach der Abreiſe unſeres Gaſtes zu mir in den Garten kam, kreuzte ſie die Hände auf der Bruſt und ſagte lächelnd und mit einem tiefen Seufzer: „Da wären wir denn nun wieder unter uns!“

Bald aber erfuhr ich zu meinem Schrecken, daß Jenni noch am Vormittag auf mehrere Tage in die Stadt reiſe, um in dem neuen Hauſe ihres Vaters mit deſſen Wirthſchafterin, ich weiß nicht welche Einrichtungen zu beſchaffen.

Ich ſtand allein auf der Terraſſe, als ſie im Reiſeanzug zu mir heraustrat. Sie reichte mir die Hand; aber ich grollte ihr, daß ſie mich jetzt verlaſſen könne. „Warum thuſt Du mir das, Jenni?“ fragte ich. „Hatten denn dieſe Einrichtungen ſolche Eile?“

Sie ſchüttelte den Kopf, indem ſie mich groß und ruhig anblickte, in ihren Augen war, ich kann nicht anders ſagen, ein Ausdruck von erhabener Schwärmerei.

„Und doch gehſt Du?“ fragte ich wieder, „und gerade jetzt?“

„Ich will Dich nicht belügen, Alfred,“ ſagte ſie; „das iſt es nicht; aber ich muß, ich kann nicht anders.“

„So komme ich täglich in die Stadt, um Dir zu helfen.“

Sie erſchrak ſichtlich. „Nein, nein,“ rief ſie, „das darfſt Du nicht!“

„Weshalb denn nicht?“

„Ich weiß nicht; frage mich nicht! — O glaub' es doch!“

„Kannſt Du mir nicht vertrauen, Jenni?“

Sie ſtieß einen Laut der Klage aus, ſo ſchmerzlich, wie ich jemals etwas hörte. Dann ſtreckte ſie die Arme nach mir aus, unbekümmert, wer es ſehen möchte; und, wie einmal zuvor im Geheimniß der Nacht, ſo hielt ich ſie jetzt im hellſten Sonnenlicht an meinem Herzen. „So bleib denn nicht zu lange!“ bat ich; „mein Vater erwartet mich, meine Zeit hier geht zu Ende.“

Ich ſah auf ihr ſchönes blaſſes Antlitz, da ſie ſchwieg. Sie hatte die Augen geſchloſſen und, als wolle ſie hier ruhen, den Kopf auf meine Schulter gelegt.

Es war nur ein Augenblick. Sie riß ſich los, und wir gingen nach der Vorderſeite des Hauſes, wo ſchon der Wagen bereit ſtand. — Als ſie eingeſtiegen war, hörte ich noch meine Mutter, die ihre Hand gefaßt hatte, ſagen: „So weine doch nicht, Kind! Du weinſt ja, als ob es Dir das Herz abſtieße.“

Es folgten jetzt trotz alles Sonnenglanzes für mich eine Reihe von grauen Tagen. Es war noch ein Glück, daß mein Bruder mich mit den Entwürfen zu einem neuen Wirthſchaftsgebäude vollſtändig außer Athem hielt. Es war keine Kleinigkeit, ſeine praktiſchen Anforderungen mit den künſtleriſchen, die ich meinerſeits nicht außer Acht laſſen wollte, zu verbinden. Oft fuhr er mir unbarmherzig mit dem Bleiſtift in meinen ſchön gezeichneten Plan hinein; und wir ſtritten hin und her, bis endlich ſogar die beiden Frauen zur Entſcheidung aufgerufen wurden.

Es war am vierten Tage nach Jenni's Abreiſe, als ich mit dieſer Arbeit beſchäftigt auf meinem Zimmer ſaß. Es wollte indeß heute nicht von der Hand gehen, und da ich der armen Reißfeder die Schuld gab, ſo ſtand ich auf, um eine andere aus meinem Koffer zu nehmen. Als ich dabei die darin befindliche Wäſche auspackte, fiel mir ein zuſammengefaltetes Papier in die Hand. „Von Jenni“ ſtand darauf; darin lag der kleine Schildpatring, den ich kurz zuvor ihr an den Finger geſteckt hatte, und, dadurch geſchlungen, ein langer Streifen ſeidenſchwarzen Haares.

Mein erſtes Gefühl war ein Schauer des Entzückens, ein Gefühl unmittelbarer Nähe der Geliebten; dann aber überkam mich eine unbeſtimmte Beſorgniß. Ich betrachtete das Papier von allen Seiten; aber es war kein Buchſtabe oder Zeichen ſonſt daran. — Nachdem ich vergeblich wieder zu arbeiten verſucht hatte, ging ich in den Saal hinab, wo ich meinen Bruder mit ſeiner Frau in einem Geſpräch über Jenni traf.

„Aber ſo etwas von Augen!“ ſagte Grethe. Ihr Mann ſchien ihr im Scherz das Widerſpiel zu halten; denn er erwiderte: „Du findeſt dieſe wilden Augen doch nicht ſchön?“

„Wild, Hans? Und nicht ſchön? — Aber freilich, Du haſt Recht, ſie ſind ſo ſchön, daß ſie den Widerſpruch hervorrufen. Und dies!“ — — Sie hielt inne und blickte mit einem mitleidigen Lächeln zu ihrem ſtattlichen Manne empor.

„Was denn, Grethe?“

„Iſt nichts als der Anfang einer Vertheidigung. Aufrichtig, Hans, Du fühlſt ſchon, wie ſie Dir gefährlich wird!“

„Ja, wenn ich Dich nicht hätte!“

„O, auch wenn Du mich haſt.“

Er gab ihr lachend beide Hände. „Halt ſie feſt,“ ſagte er, „ſo ſoll kein hübſcher Teufel mich verführen.“

Aber das ließ ſeine Frau nicht gelten. „Der Teufel iſt in Euch Männern!“ rief ſie. „Ueberhaupt, was haſt Du jetzt immer an dem harmloſen Kind zu nergeln, der Du doch ſonſt allezeit ihr Ritter warſt.“

„Sonſt, Grethe, ja. Aber ſie iſt anders geworden!“

Er beſann ſich einen Augenblick. „Ich ſchäme mich faſt, es zu ſagen. Aber es iſt nur zu gewiß: die Kaufmannstochter iſt in ihr zum Vorſchein gekommen; — ſie iſt geizig geworden.“

„Geizig!“ rief Grethe. „Nun wird es zu arg! Jenni, die in der Penſion nur durch die ſtrengſten Verbote zurückgehalten war, ſich nicht das Kleid vom Leibe fortzugeben!“

„Sie giebt jetzt keine Kleider mehr fort,“ erwiderte mein Bruder; „ſie verkauft ſie an den Trödler; und zwar kann ich Dir ſagen, daß ſie die Preiſe ſehr genau behandelt.“

Ich hatte, ohne mich in's Geſpräch zu miſchen, aufmerkſam zugehört. Bei dieſen letzten Worten überfiel mich plötzlich eine erſchreckende Klarheit. — Mein Entſchluß war raſch gefaßt. „Kann ich Dein Pferd bekommen, Hans?“ fragte ich.

„Freilich; wohin willſt Du denn?“

„Ich möchte in die Stadt reiten.“

Seine Frau war mir dicht unter die Augen getreten. „Kannſt Du es denn gar nicht länger aushalten, Alfred?“

„Nein, Grethe!“

„Nun, ſo grüß mir Jenni; oder noch beſſer, bring ſie uns ſelber wieder mit zurück!“

Ich ſagte nichts; aber gleich darauf ſaß ich im Sattel; eine Stunde ſpäter war ich in der Stadt und bald auch in der mir wohlbekannten Straße, wo das Haus von Jenni's Vater liegen ſollte. Es war unſchwer aufgefunden und nach mehrmaligem Klingeln wurde die Thür des ſtattlichen Gebäudes von einer ältlichen Frau geöffnet. Als ich nach Fräulein Jenni fragte, erwiederte ſie trocken: „Das Fräulein iſt nicht hier.“

„Nicht hier?“ wiederholte ich; und mein Geſicht mochte die Beſtürzung ausdrücken, die ich bei dieſer Antwort empfand; denn die Alte fragte mich nach meinem Namen. Als ich ihr aber geſagt hatte, wer und woher ich ſei, ſetzte ſie verdrießlich hinzu: „Was fragen Sie denn? Das Fräulein iſt ja den andern Tag ſchon wieder zurückgereiſt.“

Ich ließ die Alte ſtehen und lief aus einer Straße in die andere, bis ich den Hafen erreicht hatte. Die Sonne war ſchon unter und die Rhede weit hinaus mit dem Purpur eines ſtarken Abendroths überglänzt. Dort hatte die Brigg gelegen; jetzt war ſie fort, kein Schiff mehr zu ſehen. Ich ſuchte mit den Arbeitern, die umherſtanden, ein Geſpräch anzuknüpfen, und erfuhr den Namen des Rheders und des Schiffes, und daß es vor drei Tagen in See gegangen ſei. Weiteres wußten ſie nicht; außer noch die Schlafſtelle des Capitäns. Ich machte mich ſogleich auf den Weg, und dort brachte ich heraus, daß eine junge ſchöne Dame mit ſchwarzen Haaren ſich am Bord befinden ſolle. Dann ging ich auf das Comptoir des Rheders, wo ich durch Zufall noch den alten Buchhalter an ſeinem Pulte traf; aber er wußte mir keine weitere Auskunft zu geben; denn die Paſſagiere ſeien lediglich Sache des Capitäns.

Ich kehrte in's Hotel zurück und ließ mein Pferd ſatteln. Schneller, als mein Bruder es erlaubt haben würde, trabte der Rappe heimwärts. Es war ſchon ſpät und der Himmel hing voller Wolken. Wenn der Nachtwind durch die Finſterniß an mir vorüberwehte, ſo flogen meine Gedanken mit, und wie einen Spuk vor meinen Augen ſah ich das Schiff, das ſie hinwegtrug: ein winziger Punkt, ſchwebend in dem flüſſigen Element über den gähnenden Abgründen der Tiefe, umlagert von Nacht in der ungeheuern Oede des Meeres. — Endlich blinkten die Lichter des Gutes vor mir aus den Bäumen.

Hier fand ich Alles in Trauer und Beſtürzung. Es war ein Brief von Jenni da, datirt vom Bord der Brigg „Eliſabeth“. Sie war fort, über's Meer, zu ihrer Mutter; wie ſie es mir geſagt hatte, wie ſie es hier wiederholte, um eine heilige Pflicht zu erfüllen. In den innigſten, ſüßeſten Worten bat ſie Alle, ihr zu verzeihen. Mein Name war in dem Briefe nicht genannt; aber ich hatte ja meinen Gruß im Stillen ſchon empfangen. Auch ihres Vaters hatte ſie nicht erwähnt.

Am andern Tage waren mein Bruder und ich wieder in der Stadt; aber nur, um dort die Ueberzeugung zu erlangen, daß die Brigg „Eliſabeth“ nicht mehr zu erreichen ſei.

Dann, ohne erſt mit Hans zurückzukehren, reiſte ich geradeswegs nach Pyrmont. Einige Augenblicke nach meiner Ankunft ſtand ich Jenni's Vater gegenüber und berichtete ihm die Flucht ſeiner Tochter. — Ich hatte mir gedacht, den ſchon ältlichen Mann unter dieſer Nachricht zuſammenbrechen zu ſehen; aber es war kein Schmerz, es war ein Blitz des Jähzornes, der aus ſeinen Augen fuhr. Die Fauſt auf dem Tiſch ballend, daß die mageren Knöchel ſcharf hervorſtanden, ſtieß er Verwünſchungen gegen ſeine Tochter aus. „Möge ſie gehen, wohin ſie gehört!“ rief er, „dieſe Raſſe iſt nicht zu beſſern; verflucht der Tag, wo ich das geglaubt habe!“ — Dann aber wurde er plötzlich ſtill; er ſetzte ſich und ſtützte den Kopf in ſeine Hand. Und wie zu ſich ſelber ſprach er: „Was red' ich denn!

Es iſt mein eigen Blut; das Andre — iſt meine Schuld. Was kann das Kind dafür! Es hat zu ſeiner Mutter wollen.“ Und die Arme ausſtreckend und vor ſich hinſtarrend rief er laut: „O Jenni, meine Tochter, mein Kind, was hab' ich Dir gethan!“ — Er ſchien meine Gegenwart vergeſſen zu haben, und ich ließ ihn ungeſtört gewähren. „Wir ſind ja Menſchen,“ fuhr er fort; „Du hätteſt mir das verzeihen ſollen; aber ich verſtand es nicht, zu Dir zu ſprechen; das war es, wir konnten nicht zu einander kommen.“

Da in dieſem Augenblick wagte ich es, ſeine Aufmerkſamkeit zu gewinnen und ihm zu ſagen, daß wir uns liebten. Und der gebrochene Mann griff danach wie nach einem Strohhalm und bat mich, ihm ſein Kind zurückzubringen.

Was ſoll ich viel erzählen! Tags darauf reiſte ich wieder ab; aber zuvor gab er mir einen Brief an ſeine Tochter, den er in der Nacht geſchrieben hatte. Und glaub' mir, diesmal iſt es keine Quittung; Zorn und Liebe, Anklage und Entſchuldigung, wie ſie während des langen Abends, den wir noch zuſammenſaßen, in ſeinen Worten wechſelten, werden auch in dieſem Briefe ſein.

Das Uebrige — ſo ſchloß Alfred ſeine Erzählung — iſt Dir bekannt. Hier ſtehe ich, ausgerüſtet mit allen Vollmachten und väterlichen Conſenſen, und harre des Glockenſchlags, um meine Brautfahrt anzutreten.“ —

Noch eine Stunde etwa waren wir beiſammen; dann ſchlug es drei vom Kirchthurm und ein Packträger kam, um Alfred's Koffer an den Hafen hinabzutragen.

Ich geleitete meinen jungen Freund. Es war eine kühle Nacht; ein ſcharfer Oſtwind regte das Waſſer auf und warf das Boot polternd gegen die Hafentreppe. Alfred ſtieg ein und reichte mir die Hand herüber. „Nicht wahr, Alfred,“ ſagte ich, die Bewegung des Abſchieds in einen Scherz verhüllend; „mit Jenni oder niemals.“

„Nein, nein!“ rief er zurück, während ſchon das Boot in die Nacht hinausſteuerte: „Mit Jenni, aber jedenfalls!“

Und ſeine Zuverſicht hat ihn nicht getäuſcht. — Ueber ein halbes Jahr iſt ſeit jener Nacht vergangen. Auf das Gut bin ich noch nicht hinausgekommen; aber eben jetzt, wo die erſten Mailüfte mir in's offene Fenſter ſpielen, iſt eine erneuete Einladung an mich eingelaufen, und ich werde mich diesmal nicht vergebens bitten laſſen.

Vor mir liegt ein Brief Alfred's an ſeinen Bruder, datirt aus Chriſtiansſtadt auf St. Croix; und es ſind gute Nachrichten, die er enthält. Die Fahrt iſt glücklich geweſen, und glücklich auch die Ankunft.

„Jenni's Mutter — ſo ſchreibt er — war bald aufgefunden; denn ſie iſt Beſitzerin eines großen Logirhauſes, und ich war ſchon von Bord aus dorthin in's Quartier gewieſen. Jenni war die Erſte, die mir bei meinem Eintritt auf dem Flur begegnete; ſie flog mit einem Schrei der Freude in meine Arme. — Seither habe ich denn auch die Mutter genügend kennen gelernt; ſie iſt eine wohlbeleibte, noch immer hübſche Frau, die in bunten ſeidnen Kleidern daherrauſcht und in einer ganz unmöglichen Sprache redet; je nachdem, ob mit den Gäſten oder mit dem Geſinde, in ſanften oder auch wohl in etwas kreiſchenden Tönen. Von Jenni's Vater ſpricht ſie mit einem dankbaren Reſpect, und nennt ihn den „guten nobelen Herrn“, durch deſſen Freigebigkeit ſie in dieſe behaglichen Verhältniſſe gekommen ſei. Nichts liegt ihr ferner, als ein Verlaſſen ihrer Heimathinſel oder gar eine Heirath mit dem vornehmen Vater ihrer Tochter. Sie iſt hier an ihrem Platze und befindet ſich ſo wohl, daß es für Jenni eine faſt herbe Enttäuſchung geweſen ſein muß, ſo gar nichts von dem geträumten Elend anzutreffen, zu deſſen Heilung ſie alle Bande in der alten Welt zerriſſen hatte. Nichtsdeſtoweniger hat die Ankunft der Tochter dieſer lebhaften Frau eine große Freude bereitet; und ſie hat ſie oft genug vor meinen Augen mit einer ungeſtümen, ich möchte ſagen, elementariſchen Zärtlichkeit überſchüttet. Da ſie mit dem ſchönen Mädchen vor den Gäſten prunken will, ſo iſt ſie unaufhörlich bemüht, ſie herauszuputzen, und Jenni hat alle Noth, ſich der brennenden Farben zu erwehren, welche die Mutter für ſie ausſucht. Aber nicht genug; ſie hatte ihr unter den alten reichen Herren, die ihr Haus beſuchten, einen Gemahl auserſehen, und zu dem Ende ſchon die ernſtlichſten, obwohl wahrſcheinlich vergeblichſten, Intriguen in's Werk geſetzt. Da bin ich denn dazwiſchen getreten; und der Wille und die Vollmacht des „guten nobelen Herrn" haben Alles auf's Leichteſte geſchlichtet.

Ich fühle wohl, es war nicht nur ein Schrei der Freude, ſondern auch der Erlöſung, womit Jenni mich begrüßte. Sie hat mir das nicht ausgeſprochen; nur einmal ſagte ſie: „Mein Vater hatte Recht, Alfred; und doch — mir ſchwindelt, wenn ich in dieſen Abgrund blicke." — Aber ich halte ſie; und ich weiß es, nur ſo, wie es jetzt geſchehen, konnte ſie wirklich mein werden; ſie hat ihre Mutter gefunden, und nach dem alten ewigen Geſetze wird ſie ſie jetzt verlaſſen und ihrem Manne folgen. Denn ich ſchreibe dies an unſerm

Hochzeitstage. — Ihr hättet nur ſehen ſollen, in welch' leuchtend grüner Seide die gute bewegliche Dame zwiſchen den Stammgäſten des Hauſes der Hochzeitstafel präſidirte, wie ſtolz ſie auf ihre wunderſchöne Tochter und — ich kann es nicht leugnen — auch auf ihren Schwiegerſohn war, und welche unglaublichen Toaſte ſie in drei Sprachen zugleich auf das Wohl der Neuvermählten ausbrachte. In den erſten Frühlingstagen 'hoffen wir bei Euch einzutreffen. Und Du, Grethe, wirſt nicht eiferſüchtig in Deiner Freundſchaft werden, wenn ich Dir vertraue, was Jenni mir eben zugeflüſtert: „Nun, Alfred, hilf mir, daß ich zu meinem Vater komme!" —

Dieſer Brief war dem Einladungsſchreiben der beiden Eheleute angeſchloſſen. „Alſo kommen Sie," — hieß es in dem letzteren von Frau Grethe's Hand — „Jenni's Vater iſt ſchon hier; Alfred's Eltern treffen noch heute ein; ſogar Tante Joſephine kommt, obgleich ſie mitunter noch einige Bedenken äußern ſoll hinſichtlich einer Perſon, die ſchon in ihren Kinderjahren ſo ruchlos mit engliſchen Nähnadeln umgegangen iſt. — Wir ſind aus unſern Winterquartieren ſchon wieder in den hellen Gartenſaal eingezogen. Vom Raſen her weht der Duft der Maililien durch die offenen Flügelthüren und drüben im Luſthain am Teiche, wo die Venus ſteht, ſind die Uferränder blau von Veilchen."

Und in der kräftigen Handſchrift meines Freundes Hans ſtand dahinter:

„Die Brigg „Eliſabeth“ hat am letzten Sonntage Liſſabon paſſirt; Jenni und Alfred ſind an Bord; in einigen Tagen können ſie bei uns ſein; denn ſchon wehen günſtige Winde und bringen die Beiden und ihr Glück.“

Leipzig, Druck von A. Edelmann.

Yv 43264

In St. Jürgen

von

Theodor Storm.

Schleswig.
Schulbuchhandlung
(Hermann Heiberg).
1868.

UNIVERSITÄTS- U. LANDESBIBLIOTHEK HALLE (SAALE)

AB 1 50054

Gesichtet

Franckesche Stiftungen Bücherei Halle (Saale)

R: 526

L 107

Es iſt nur ein ſchmuckloſes Städtchen meine Vaterſtadt; ſie liegt in einer baumloſen Küſtenebene und ihre Häuſer ſind alt und finſter. Dennoch habe ich ſie immer für einen angenehmen Ort gehalten, und zwei den Menſchen heilige Vögel ſcheinen dieſe Meinung zu theilen. Bei hoher Sommerluft ſchweben fortwährend Störche über der Stadt, die ihre Neſter unten auf den Dächern haben; und wenn im April die erſten Lüfte aus dem Süden wehen, ſo bringen ſie gewiß die Schwalben mit, und ein Nachbar ſagt's dem andern, daß ſie gekommen ſind. — So iſt es eben jetzt. Unter meinem Fenſter im Garten blühen die erſten Veilchen, und drüben auf der Planke ſitzt auch ſchon die Schwalbe und zwitſchert ihr altes Lied:

„Als ich Abſchied nahm, als ich Abſchied nahm;"

und je länger ſie ſingt, je mehr gedenke ich einer längſt

Verſtorbenen, der ich für manche gute Stunde meiner Jugend zu danken habe.

Meine Gedanken gehen die lange Straße hinauf bis zum äußerſten Ende, wo das St. Jürgensſtift liegt; denn auch unſere Stadt hat ein ſolches, wie im Norden die meiſten älteren Städte von einiger Bedeutung. Das jetzige Haus iſt im ſechzehnten Jahrhundert von einem unſerer Herzöge erbaut und durch den Wohlthätigkeitsſinn der Bürger allmählig zu einem gewiſſen Reichthum gediehen, ſo daß es nun für alte Menſchen, die nach der Noth des Lebens noch vor der ewigen Ruhe den Frieden ſuchen, einen gar behaglichen Aufenthaltsort bildet. — Mit der einen Seite ſtreckt es ſich an dem St. Jürgens-Kirchhof entlang, unter deſſen mächtigen Linden ſchon die erſten Reformatoren gepredigt haben, die andere liegt nach dem innern Hofe und einem angrenzenden ſchmalen Gärtchen, aus dem in meiner Jugendzeit die Pfründnerinnen ſich ihr Sträußchen zum ſonntäglichen Gottesdienſte pflückten. Unter zwei ſchweren gothiſchen Giebeln führt ein dunkler Thorweg von der Straße her in dieſen Hof, von welchem aus man durch eine Reihe von Thüren in das Innere des Hauſes, zu der geräumigen Kapelle und zu den Zellen der Stiftsleute gelangt.

Durch jenes Thor bin ich als Knabe oft gegangen; denn ſeitdem, lange vor meiner Erinnerung, die große St. Marienkirche wegen Baufälligkeit abgebrochen war, wurde der allgemeine Gottesdienſt viele Jahre hindurch in der Kapelle des St. Jürgensſtiftes gehalten.

Wie oft zur Sommerzeit, ehe ich in die Kapellenthür trat, bin ich in der Stille des Sonntagmorgens zögernd auf dem ſonnigen Hofe ſtehen geblieben, den von dem nebenliegenden Gärtchen her, je nach der Jahreszeit, Goldlack-, Nelken- oder Reſedaduft erfüllte. — Aber dies war nicht das Einzige, weßhalb mir derzeit der Kirchgang ſo lieblich ſchien; denn oftmals, beſonders wenn ich ein Stündchen früher auf den Beinen war, ging ich weiter in den Hof hinab und lugte nach einem von der Morgenſonne beleuchteten Fenſterchen im obern Stock, an deſſen einer Seite zwei Schwalben ſich ihr Neſt gebaut hatten. Der eine Fenſterflügel ſtand meiſtens offen; und wenn meine Schritte auf dem Steinpflaſter laut wurden, ſo bog ſich wohl ein Frauenkopf mit grauem glattgeſcheitelten Haar unter einem ſchneeweißen Häubchen daraus hervor und nickte freundlich zu mir herab. „Guten Morgen, Hanſen,“ rief ich dann; denn nur bei dieſem ihrem Familiennamen nannten wir Kinder unſere alte Freundin; wir wußten kaum, daß ſie auch noch den wohlklingenden Namen „Agnes“ führte, der einſt, da ihre blauen Augen noch jung und das jetzt graue Haar noch blond war, gar wohl zu ihr gepaßt haben mochte. Sie hatte viele Jahre bei der Großmutter als Haushälterin gedient, und dann, ich mochte damals in meinem zwölften Jahre ſein, als die Tochter eines Bürgers, der der Stadt Laſten getragen, im Stifte Aufnahme gefunden. Seitdem war eigentlich für uns aus dem großmütterlichen Hauſe die Hauptperſon verſchwunden; denn Hanſen wußte uns alle Zeit, und ohne daß wir es merkten, in behagliche Thätigkeit zu ſetzen; meiner Schweſter ſchnitt ſie die Muſter zu neuen Puppenkleidern; während ich mit dem Bleiſtift in der Hand nach ihrer Angabe allerlei künſtliche Prendelſchrift anfertigen oder auch wohl ein jetzt ſelten gewordenes Bild der alten Kirche nachzeichnen mußte, das in ihrem Beſitze war. Nur Eines iſt mir ſpäter in dieſem Verkehr aufgefallen; niemals hat ſie uns ein Märchen oder eine Sage erzählt, an welchen beiden doch unſere Gegend ſo reich iſt; ſie ſchien es vielmehr als etwas Unnützes oder gar Schädliches zu unterdrücken, wenn ein Anderer von ſolchen Dingen anheben wollte. Und doch war ſie nichts weniger als eine kalte oder phantaſieloſe Natur. — Dagegen hatte ſie an allem Thierleben ihre Freude; beſonders liebte ſie die Schwalben und wußte ihren Neſterbau erfolgreich gegen den Kehrbeſen der Großmutter zu vertheidigen, deren faſt holländiſche Sauberkeit ſich nicht wohl mit den kleinen

Eindringlingen vertragen konnte. Auch ſchien ſie da Weſen dieſer Vögel genauer beobachtet zu haben. S entſinne ich mich, daß ich ihr einſt eine Thurmſchwalbe brachte, die ich wie leblos auf dem Stein pflaſter des Hofes gefunden hatte. „Das ſchöne Thie wird ſterben,“ ſagte ich, indem ich traurig das glänzende braunſchwarze Gefieder ſtreichelte; aber Hanſe ſchüttelte den Kopf. „Die?“ ſagte ſie, „das iſt di Königin der Luft; ihr fehlt nichts als der freie Himmel! Die Angſt vor einem Habicht wird ſie zu Bode geworfen haben; da hat ſie mit den langen Schwinge ſich nicht helfen können.“ Dann gingen wir in de Garten; ich mit der Schwalbe, die ruhig in meine Hand lag, mich mit den großen braunen Augen anſehend. „Nun wirf ſie in die Luft!“ rief Hanſen. Un ſtaunend ſah ich, wie, von meiner Hand geworfen, de ſcheinbar lebloſe Vogel gedankenſchnell ſeine Schwinge ausbreitete und mit hellem Zwitſcherlaut wie ein befiederter Pfeil in dem ſonnigen Himmelsraum dahi ſchoß. „Vom Thurm aus,“ ſagte Hanſen, „ſollteſt du ſie fliegen ſehen, das heißt, von dem Thurm der alte Kirche, der noch ein Thurm zu nennen war.“

Dann, mit einem Seufzer meine Wangen ſtreichelnd, ging ſie in's Haus zurück an die gewohnte Arbeit. „Weßhalb ſeufzt denn Hanſen ſo?“ dachte ich. — Die Antwort auf dieſe Frage erhielt ich erſt viele

Jahre ſpäter, aus einem mir damals gänzlich fremden Munde.

[illegible] war ſie in den Ruheſtand verſetzt, aber ihre Schwalben hatten ſie zu finden gewußt, und auch wir Kinder wußten ſie zu finden. Wenn ich am Sonntagmorgen vor der Kirchzeit in das ſaubere Stübchen der alten Jungfrau trat, pflegte ſie ſchon im feiertäglichen Anzuge vor ihrem Geſangbuche zu ſitzen. Wollte ich dann neben ihr auf dem kleinen Kanapee Platz nehmen, ſo ſagte ſie wohl: „Ei was, da ſiehſt Du ja die Schwalben nicht!“ Dann räumte ſie einen Geranien- oder einen Nelkenſtock von der Fenſterbank und ließ mich in der tiefen Fenſterniſche auf ihrem Lehnſtuhl niederſitzen. „Aber ſo fechten mit den Armen darfſt Du nicht,“ fügte ſie dann wohl lächelnd hinzu; „ſo junge muntere Geſellen ſehen ſie nicht alle Tage!“ Und dann ſaß ich ruhig und ſah wie die ſchlanken Vögel im Sonnenſcheine ab und zu flogen, ihr Neſt bauten oder ihre Jungen fütterten, während Hanſen mir gegenüber von der Herrlichkeit der alten Zeit erzählte: von den Feſten im Hauſe meines Urgroßvaters, von den Aufzügen der alten Schützengilde oder — und das war ihr Lieblings-Thema — von der Bilder- und Altarpracht der alten Kirche, in der ſie ſelbſt noch zur Enkelin des letzten Thürmers Gevatter geſtanden hatte; bis dann endlich von der Kapelle her der erſte Orgelton zu uns herüber brauſte. Dann ſtand ſie auf, und wir gingen mit einander durch einen ſchmalen endloſen Corridor, welcher nur durch die verhangenen Thürfenſterchen der zu beiden Seiten liegenden Zellen ein karges Dämmerlicht empfing. Hier und dort öffnete ſich eine dieſer Thüren; und in dem Schein, der einige Augenblicke die Dunkelheit unterbrach, ſah ich alte ſeltſam gekleidete Männer und Frauen auf den Gang hinaus ſchlurfen, von denen die meiſten wohl ſchon vor meiner Geburt aus dem Leben der Stadt entſchwunden waren. Gern hätte ich dann dies oder jenes gefragt; aber auf dem Wege zur Kirche hatte ich von Hanſen keine Antwort zu erwarten; und ſo gingen wir denn ſchweigend weiter, am Ende des Ganges Hanſen mit der alten Geſellſchaft auf einer Hintertreppe nach unten zu den Plätzen der Stiftsleute, ich oben auf das Chor, wo ich träumend dem ſich drehenden Glockenſpiel der Orgel zuſah, und wenn unſer Propſt die Kanzel beſtiegen hatte, — ich will es geſtehen — ſeine gewiß wohlgeſetzte Predigt meiſt nur wie ein eintöniges Wellengeräuſch und wie aus weiter Ferne an mein Ohr dringen fühlte; denn unten mir gegenüber hing das lebensgroße Portrait eines alten Predigers mit langen ſchwarzkrauſen Haaren und ſeltſam geſchorenem Schnurrbart, das bald meine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen pflegte. Mit den melancholiſchen ſchwarzen

Augen blickte es ſo recht wie aus der dumpfen Welt des Wunder- und Hexenglaubens in die neue Zeit hinauf, und erzählte mir weiter von der Stadt Vergangenheit, wie es in den Chroniken zu leſen ſtand, bis hinab zu dem böſen Stegreifjunker, deſſen letzte Unthat einſt das Epitaphium des Ermordeten in der alten Kirche berichtet hatte. — Freilich, wenn dann plötzlich die Orgel das „Unſern Ausgang ſegne Gott“ einſetzte, ſo ſchlich ich mich meiſt verſtohlen wieder in's Freie; denn es war kein Spaß, dem Examen meiner alten Freundin über die gehörte Predigt Stand halten zu müſſen.

Von ihrer eigenen Vergangenheit pflegte Hanſen nicht zu erzählen; ich war ſchon ein paar Jahre lang Student geweſen, als ich bei einem Ferienbeſuch in der Heimath darüber zum erſten Mal etwas von ihr erfuhr.

Es war im April, an ihrem fünfundſechzigſten Geburtstage. Wie in früheren Jahren, ſo hatte ich ihr auch heute die beiden hergebrachten Dukaten von der Großmutter und einige kleine Geſchenke von uns Geſchwiſtern überbracht, und war von ihr mit einem Gläschen Malaga bewirthet worden, den ſie für ſolche Tage in ihrem Wandſchränkchen aufbewahrte. Nachdem wir ein Weilchen geplaudert, bat ich ſie, mir heute, ie ich ſchon lange gewünſcht, den Feſtſaal zu zeigen, in dem ſeit Jahrhunderten die Vorſteher der Stiftung nach der jährlichen Rechnungsablage ihre Schmäuſe zu feiern pflegten. Hanſen willigte ein, und wir gingen nit einander den dunklen Corridor entlang; denn der Saal lag jenſeits der Kapelle am andern Ende des auſes. Als ich beim Hinabſteigen der Hintertreppe usglitt und die letzten Stufen hinabſtolperte, wurde nten auf dem Flur eine Thür aufgeriſſen, und der nheimliche nackte Kopf eines neunzigjährigen Mannes eckte ſich daraus hervor. Er murmelte ein paar halb-rſtändliche Scheltworte und ſtierte uns dann, bis wir urch die Thür der Kapelle traten, mit den verglaſeten ugen nach.

Ich kannte ihn wohl; die Stiftsleute hießen ihn en „Spökenkieker“; denn ſie behaupteten, er könne was ſehen“.

„Die Augen könnten einen fürchten machen,“ ſagte h zu Hanſen, als wir durch die Kapelle gingen.

Sie meinte: „Er ſieht Dich gar nicht, er ſieht nur och rückwärts in ſein eignes thörichtes und ſündhaftes eben.“

„Aber,“ erwiderte ich ſcherzend, „er ſieht doch dort in der Ecke die offenen Särge ſtehen, während, die darin liegen, noch lebend unter Euch umher wandern.“

„Das ſind auch nur Schatten, mein Kind; er thut nichts Arges mehr. Freilich," ſetzte ſie hinzu, „in's Stift gehörte er nicht, und hat auch nur auf eine der Freiſtellen des Amtmanns hineinſchlüpfen können; denn wir Andern müſſen unſere bürgerliche Reputation nachweiſen, ehe wir hier angenommen werden."

Wir hatten inzwiſchen den Schlüſſel bei der Wirthſchafterin abgelangt und ſtiegen nun die Treppe zu dem Feſtſaal hinauf. — Es war nur ein mäßig großes, niedriges Gemach, das wir betraten. An der einen Wand ſah man eine alterthümliche Stutzuhr aus dem Nachlaß einer hier Verſtorbenen, an der gegenüberſtehenden hing das lebensgroße Bild eines Mannes in einfachem rothen Wamms; ſonſt war das Zimmer ohne Schmuck. „Das iſt der gute Herzog, der das Stift erbaut hat," ſagte Hanſen; „aber die Menſchen genießen ſeine Gaben und denken nicht mehr an ihn, wie er es doch bei ſeiner Lebzeit wohl gewünſcht hat."

„Aber du gedenkſt ja ſeiner, Hanſen."

Sie ſah mich mit ihren ſanften Augen an. „Ja, mein Kind," ſagte ſie, „das liegt ſo in meiner Natur; ich kann nur ſchwer vergeſſen."

Die Wände nach der Straße und nach dem Kirchhofe hatten eine Reihe Fenſter, mit kleinen in Blei gefaßten Scheiben, und in jeder faſt war ein Name, meiſt aus mir bekannten angeſehenen Bürgerfamilien, mit ſchwarzer Farbe eingebrannt; darunter: „Speiſemeiſter Hanſen dahier anno —" und dann folgt die betreffende Jahreszahl.

„Siehſt Du, das iſt Dein Urgroßvater," ſagte Hanſen, indem ſie auf eine dieſer Scheiben wies; „den vergeſſe ich auch nicht; mein Vater hat bei ihm die Handlung gelernt und ſpäter oft Rath und That bei ihm geholt; leider, in der ſchwerſten Zeit, da hatte er ſchon ſeine Augen zugethan."

Ich las einen anderen Namen: „Liborius Michael Hanſen, Speiſemeiſter anno 1799."

„Das war mein Vater!" ſagte Hanſen.

„Dein Vater? Wie kam es denn eigentlich? — —

„Daß ich mein halbes Leben gedient habe, meinſt Du, während ich doch zu den Honoratiorentöchtern gehörte?"

„Ich meine, was war es eigentlich, das das Unglück über Deine Familie brachte?"

Hanſen hatte ſich auf einen der alten Lederſtühle geſetzt. „Das war nichts Beſonderes, mein Kind," ſagte ſie; „es war anno ſieben, zur Zeit der Continentalſperre; damals florirten die Spitzbuben und die ehrlichen Leute gingen zu Grunde. Und ein ehrlicher Mann war mein Vater! — Er hat den Namen auch mit in's Grab genommen," fuhr ſie nach einem kurzen Schweigen fort. „Ich ſehe es noch, wie er mir einſt, da wir mit einander durch die Krämerſtraße gingen, ein altes, nun längſt verſchwundenes Haus zeigte. „Merke Dir das,“ ſagte er zu mir, „hier wohnte anno 1549, da am Sonntage Jubilate die große Feuersbrunſt ausbrach, der fromme Kaufmann Meinke Graveley. Da die Flammen herangbrauſten, ſprang er mit Elle und Waage auf die Gaſſe und flehte zu Gott, wenn er je mit Wiſſen und Willen ſeinen Nächſten um eines Körnleins Werth geſchädiget, ſo möge ſein Haus nicht verſchont bleiben. Aber die Flamme ſprang darüber hin, während Alles rings in Aſche fiel.“ —

„Siehſt Du, mein Kind,“ ſetzte mein Vater hinzu, indem er ſeine Hände in die Höhe hob, „das könnte auch ich thun; und auch über unſer Haus würde die Strafe des Herrn hinweggehen.“ — Hanſen ſah mich an. „Der Menſch ſoll ſich nicht berühmen,“ ſagte ſie dann. „Du biſt nun alt genug, daß ich Dir es wohl erzählen mag; Du mußt doch von mir wiſſen, wenn ich nicht mehr bin. — Mein guter Vater hatte eine Schwäche; er war abergläubig. Dieſe Schwäche brachte ihn dahin, daß er in den Tagen der äußerſten Noth etwas beging, das ihm bald das Herz brach; denn er konnte ſeitdem die Geſchichte von dem frommen Kaufmann nicht mehr erzählen.

In dem Hauſe neben uns wohnte ein Tiſchlermeiſter. Als er mit ſeiner Frau frühzeitig verſtarb, wurde mein Vater der Vormund ſeines nachgelaſſenen

Sohnes. Harre — dieſen frieſiſchen Namen führte der Knabe — las gern in den Büchern und war auch ſchon in der Tertia unſerer lateiniſchen Schule; aber die Mittel reichten doch nicht zum Studiren; und ſo blieb er denn bei dem Handwerk ſeines Vaters. Als er ſpäter Geſelle wurde und nach zweijähriger Wanderung wieder eine Zeitlang bei einem Meiſter gearbeitet hatte, wurde es auch bald bekannt, daß er zu den feineren Arbeiten in ſeinem Fach ein beſonderes Geſchick habe. Wir beide waren mit einander aufgewachſen; als er noch in der Lehre war, las er mir oft aus den Büchern vor, die er ſich von ſeinen früheren Schulkameraden geliehen hatte. Du weißt, wir wohnten am Markt, in dem Erkerhauſe dem Rathhauſe gegenüber; da ſteht noch jetzt ein mächtiger Buxbaum im Garten. Wie oft haben wir mit unſerm Buch unter dieſem Baum geſeſſen, während über uns die Bienen in den kleinen grünen Blüthen ſummten! — Nach ſeiner Rückkehr war das nicht anders geworden, er kam oft in unſer Haus; mit einem Wort, mein lieber Junge, wir beide hatten uns gern und ſuchten das auch nicht zu verbergen.

Meine Mutter lebte nicht mehr; was mein Vater dazu dachte, und ob er überhaupt etwas darüber gedacht, das hab' ich nie erfahren. Auch kam es nicht ſo weit, daß es ein rechtes Verlöbniß wurde.

Eines Morgens in den erſten Frühlingstagen war ich in unſern Garten gegangen; die Crokus und die rothen Leberblumen ſchickten ſich ſchon an, zu blühen, es war Alles rings umher ſo jung und friſch; aber mir ſelbſt war ſchwer zu Sinne; die Sorgen meines Vaters drückten auch mich. Obwohl er niemals über ſeine Angelegenheiten zu mir geredet, ſo fühlte ich doch, daß es immer ſchneller abwärts ging. In den letzten Monaten hatte ich den Stadtdiener oft und öfter in die Schreibſtube gehen ſehen; war er fort. ſo verſchloß mein Vater ſich ſtundenlang; und von manchem Mittagseſſen ſtand er auf, ohne die Speiſen berührt zu haben. In der letzten Woche hatte er einen ganzen Abend damit zugebracht, ſich die Karte zu legen; auf meine wie im Scherz hingeworfene Frage, worüber er denn Auskunft von ſeinem Orakel erwarte, hatte er mich ſtumm mit der Hand zurückgewieſen, und war dann ſpäter mit einem kurzen „Gute Nacht“ in ſeine Kammer gegangen.

Das Alles lag mir auf dem Herzen; und meine Augen, die nach innen ſahen, wußten nichts von dem klaren Sonnenſchein, der draußen die ganze Welt verklärte. Da hörte ich unten von der Marſch herauf die Lerche ſingen; und Du weißt es ja wohl, mein Kind, in der Jugend iſt das Herz noch ſo leicht, der kleinſte Vogel trägt es mit empor. Mir war plötzlich, als ſehe ich über allen Dunſt der Sorge hinweg in eine ſonnige Zukunft; als brauchte ich nur den Fuß hineinzuſetzen. Ich weiß noch, wie ich an den Beeten hinkniete und mit welcher Freude ich nun die Knospen und das junge Grün betrachtete, das überall aus dem Schooße der Erde hervortrieb. Ich dachte auch an Harre und zuletzt, glaub' ich, nur an ihn. Indem hörte ich die Gartenthür aufklinken, und wie ich aufſah, kam er ſelber mir entgegen.

Ob auch ihn die Lerche froh gemacht hatte, — er ſah aus, wie die Hoffnung ſelbſt. „Guten Morgen' Agnes," rief er, „weißt Du was Neues?" —

„Iſt's denn was Gutes, Harre?"

„Verſteht ſich, was ſollt' es ſonſt wohl ſein! Ich will Meiſter werden, und das in allernächſter Zeit."

Kannſt Du wohl denken, daß ich ordentlich erſchrak! Denn ich dachte doch gleich: „Mein Gott, nun braucht er auch die Frau Meiſterin!"

Ich mag wohl ganz verdutzt ausgeſehen haben; denn Harre fragte mich: „Fehlt Dir etwas, Agnes?"

„Mir, Harre? Ich glaube nicht," ſagte ich. „Der Wind weht ſo kühl über mich hin." — Das war nun wohl gelogen; allein der liebe Gott hat es einmal ſo eingerichtet, daß wir in ſolchem Fall nicht ſagen können, was der Andere eben hören will.

„Aber mir fehlt nun etwas," ſagte Harre; „das Allerbeſte fehlt mir!"

Ich antwortete nichts hierauf, kein Wörtlein. Auch Harre ging eine Weile ſchweigend neben mir; dann fragte er auf einmal: „Was meinſt Du, Agnes, ob es wohl ſchon geſchehen iſt, daß eine Krämerstochter einen Tiſchlermeiſter geheirathet hat?

Als ich auffah und er mich mit ſeinen guten braunen Augen ſo bittend anblickte, da gab ich ihm die Hand und ſagte ebenſo: „Das wird wohl nun zum erſten Mal geſchehen.“

„Agnes,“ rief Harre, „was werden die Leute ſagen!“

„Ich weiß nicht, Harre. — Aber wenn nun die Krämerstochter arm wäre?“

„Arm, Agnes?“ und er faßte mich ſo recht luſtig bei beiden Händen; „iſt denn jung und hübſch noch nicht genug?“ —

Es war ein glücklicher Tag damals; die Frühlingsſonne ſchien, wir gingen Hand in Hand; und während wir ſchwiegen, ſangen über uns die Lerchen aus tauſend hellen Kehlen. So waren wir unmerklich an den Brunnen gekommen, der an der Hollunderwand des Gartens dem Hauſe gegenüber lag. Ich blickte über die Brettereinfaſſung in die Tiefe hinab. „Wie drunten das Waſſer glitzert!“ ſagte ich.

Das Glück macht muthwillig; Harre wollte mich necken. „Das Waſſer?“ ſagte er. „Das iſt das Gold, das aus der Tiefe funkelt.“

Ich wußte nicht, was er damit meinte.

„Weißt Du denn nicht, daß ein Schatz in Eurem Brunnen liegt?“ fuhr er fort. „Guck nur genau zu; es ſitzt ein graues Männlein mit dreieckigem Hut auf dem Grunde. Vielleicht iſt's auch nur das brennende Licht in ſeiner Hand, das drunten ſo ſeltſam glitzert; denn er iſt der Hüter des Schatzes.“

Mir flog die Noth meines Vaters durch den Sinn. Harre hob einen Stein auf und warf ihn hinab, und es dauerte eine Weile, ehe ein dumpfer Schall zu uns zurück kam. „Hörſt Du, Agnes?“ ſagte er, „das traf auf die Kiſte.“

„Harre, red' vernünftig!“ rief ich, „was treibſt Du für Narrenspoſſen!“

„Ich ſpreche nur nach, was die Leute vorſprechen!“ erwiderte er.

Aber meine Neugierde war geweckt, vielleicht auch die Begierde nach den unterirdiſchen Reichthümern, die aller Noth ein Ende machen konnten.

„Woher haſt Du das Gerede?“ fragte ich nochmals, „ich habe doch nie davon gehört.“

Harre ſah mich lachend an: „Was weiß ich! von Hans oder Kunz; ich glaub', am letzten Ende kommt es von dem Hallunken, dem Goldmacher.“

„Von dem Goldmacher?“ — Mir kamen allerlei

Gedanken. Der Goldmacher war ein herabgekommener Tröbler; er konnte ſegnen und rathen, Menſchen und Vieh beſprechen, und alle die andern Geheimniſſe, womit derzeit noch bei den Leichtgläubigen ein einträgliches Geſchäft zu machen war. Es iſt derſelbe, den ſie jetzt den Spökenkieker nennen, welchen Namen er gerade ſo gut wie ſeinen damaligen verdient hat. Er war in den letzten Tagen, da ich eben auf der Außendiele zu thun hatte, ein paar Mal in meines Vaters Schreibſtube gegangen und hatte ſich dann, ohne auf ſein demüthig geſprochenes „Herr Hanſen bei der Hand?“ meine Antwort abzuwarten, mit ſcheuem Blick an mir vorbeigeſchoben. Einmal war er faſt eine Stunde drinnen geweſen; kurz vor ſeinem Fortgehen hatte ich das mir wohlbekannte Pult meines Vaters aufſchließen hören; dann war mir geweſen, als vernehme ich das Klirren von Geldſtücken. Das Alles kam mir jetzt in den Sinn.

Aber Harre rüttelte mich auf. „Agnes, träumſt Du?“ rief er; „oder willſt Du Schätze graben?“ Ach, er kannte nicht die Noth meines Vaters; ihm lag nur die eigene Zukunft in Gedanken, in die auch ich hineingehörte. Er ergriff meine beiden Hände und rief fröhlich: „Wir brauchen keine Schätze, Agnes; mein kleines Erbtheil hat dein Vater ſchon für mich erhoben; das reicht hin, um Haus und Werkſtatt einzurichten.

Und für das Weitere,“ fügte er lächelnd hinzu, „laß dieſe nicht ganz ungeſchickten Hände ſorgen!“

Ich vermochte ſeine hoffnungsreichen Worte nicht zu erwidern; der Schatz und der Goldmacher lagen mir im Sinn; ich weiß nicht, war es eine tollkühne Hoffnung oder der Schatten eines drohenden Unheils, was mir die Bruſt beklemmte. Vielleicht ahnte es mir, daß kurz darauf der Schatz meines ganzen Lebens in dieſen Brunnen fallen würde.

Am andern Tage war ich nach einem benachbarten Dorfe hinausgefahren, wo die uns verwandte Predigerfrau ſich wegen Erkrankung eines Kindes meine Hülfe erbeten hatte. Aber ich hatte keine Ruhe dort; mein Vater war in den letzten Tagen ſo ſtill und doch wieder ſo unruhig geweſen; ich hatte ihn im Garten auf- und abrennen, dann wieder am Brunnen ſtehen und in die Tiefe hinabſtarren ſehen; mir wurde angſt, er könne ſich ein Leides anthun. Am dritten Tage glaubte ich mich zu entſinnen, daß er mich auf eine ſeltſame haſtige Weiſe zu der Reiſe hingedrängt hatte; je mehr es gegen die Nacht ging, je beklommener wurde mir. Da gegen 10 Uhr der Mond aufging, ſo bat ich meinen Vetter, mich noch heute zur Stadt fahren zu laſſen. Und ſo geſchah es; nachdem er mir vergebens meine Unruhe auszureden geſucht hatte, wurde angeſpannt; und als es Mitternacht vom Thurme ſchlug, hielt der

Wagen vor unſerm Hauſe. Es ſchien Alles zu ſchlafen; erſt als ich eine Zeitlang geklopft hatte, wurde drinnen die Kette abgehakt, und der Lehrling, der ſeine Kammer unten auf dem Flur hatte, öffnete die Hausthür. Es war Alles, wie es immer geweſen. „Iſt der Herr zu Haus?“ fragte ich.

„Der Herr iſt ſchon um zehn Uhr ſchlafen gegangen,“ war die Antwort.

Ich ſtieg leichteren Herzens nach meiner Kammer hinauf, deren Fenſter nach dem Garten lagen. — Die Nacht draußen war ſo hell, daß ich, ohne Licht zu machen, noch einmal an's Fenſter trat. Der Mond ſtand über der Hollunderwand, deren noch unbelaubte Zweige ſich ſcharf gegen den Nachthimmel abzeichneten; und meine Gedanken gingen mit meinen Augen über dieſe Erde hinaus zu dem großen liebreichen Gott, dem ich all' meine Sorgen anvertraute. — Da, wie ich eben in das Zimmer zurücktreten wollte, ſah ich plötzlich aus der Röhre des Brunnens, welcher dort im Schatten lag, eine rothe Gluth empor lodern; ich ſah die am Rande wuchernden Grasbüſchel, und dann darüber her die Zweige des Gebüſches wie in goldenem Feuer ſchimmern. Mich überfiel eine abergläubige Furcht, denn ich dachte an die Kerze des grauen Männleins, das drunten auf dem Grunde hocken ſollte. Als ich aber ſchärfer hinblickte, bemerkte ich eine Leiter an der

Brunnenwand, von der jedoch nur das oberſte Ende von hier aus ſichtbar war. Im ſelben Augenblicke hörte ich einen Schrei aus der Tiefe; dann ein Gepolter; und ein dumpfes Getöſe von Menſchenſtimmen ſcholl herauf. Mit einem Male erloſch die Helligkeit; und ich hörte deutlich, wie es ſproſſenweiſe an der Leiter emporklomm.

Die Geſpenſterfurcht verließ mich; aber ſtatt deſſen beſchlich mich eine unklare Angſt um meinen Vater. Mit zitternden Knieen ging ich nach ſeiner Schlafkammer, die neben der meinen lag. Als ich behutſam die Gardine von ſeinem Bette zurückzog, da beſchien der Mond die leeren Kiſſen; ſein armer Kopf hatte wohl ſchon längſt nicht mehr die Ruhe darauf gefunden; jetzt waren ſie gänzlich unberührt. In Todesangſt lief ich die Treppe hinab nach der Hofthür; aber ſie war verſchloſſen und der Schlüſſel abgezogen. Ich ging in die Küche und zündete Licht an; dann nach der Schreibſtube, die ebenfalls ihre Fenſter nach dem Garten hatte. Eine Zeitlang ſtand ich rathlos am Fenſter und ſtarrte hinaus; ich hörte Tritte zwiſchen den Hollunderbüſchen, aber ich konnte nichts unterſcheiden, denn die dahinter ſtehende Planke verbreitete trotz des Mondſcheins tiefen Schatten. Da hörte ich draußen die Hofthür aufſchließen, und bald darauf wurde auch die Stubenthür geöffnet. Mein Vater trat herein. — Ich bin ſo alt geworden, aber ich habe es nicht vergeſſen; ſein langes graues Haar triefte von Waſſer oder Schweiß; ſeine Kleider, die er ſonſt ſo peinlich ſauber hielt, waren überall mit grünem Schlamm beſudelt.

Er fuhr ſichtbar zuſammen, als er mich erblickte. „Was iſt das! Wie kommſt Du hierher?“ ſagte er hart.

„Der Vetter ließ mich herfahren, Vater!“

„Um Mitternacht? — Das hätte er können bleiben laſſen.“

Ich ſah meinen Vater an; er hatte die Augen niedergeſchlagen und ſtand unbeweglich. „Es ließ mir keine Ruhe;“ ſagte ich; „mir war, ich ſei hier nöthig, als müſſe ich zu Dir.“

Der alte Mann ließ ſich auf einen Stuhl ſinken und bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen. „Geh auf Deine Kammer,“ murmelte er; „ich will allein ſein.“

Aber ich ging nicht. „Laß mich bei Dir bleiben,“ ſagte ich leiſe. Mein Vater hörte nicht auf mich; er erhob den Kopf und ſchien nach draußen hinzuhorchen. Plötzlich ſprang er auf. „Still!“ rief er, „hörſt Du's?“ und ſah mich mit weit offenen Augen an.

Ich war an's Fenſter getreten und ſah hinaus. Es war Alles todt und ſtille; nur die Hollunderzweige ſchlugen vom Nachtwinde bewegt gegen einander. „Ich höre nichts!“ ſagte ich.

Mein Vater ſtand noch immer, als höre er auf etwas, das ihn mit Entſetzen erfüllte. „Ich meinte, es ſei keine Sünde,“ ſprach er vor ſich hin, „es iſt kein gottloſes Weſen dabei, und der Brunnen ſteht, bis jetzt wenigſtens, auf meinem Grund.“ Dann wandte er ſich zu mir. „Ich weiß, Du glaubſt nicht daran, mein Kind,“ ſagte er, „aber es iſt dennoch gewiß; die Ruthe hat drei Mal geſchlagen, und die Nachrichten, die ich nur zu theuer habe bezahlen müſſen, ſtimmen alle überein; es liegt ein Schatz in unſerm Brunnen, der zur Schwedenzeit darin vergraben iſt. Warum ſollte ich ihn nicht heben! — Wir haben die Quelle abgedämmt und das Waſſer ausgeſchöpft, und heute Nacht haben wir gegraben.“

„Wir?“ fragte ich. „Von welchem Andern ſprichſt Du?“

„Es iſt nur Einer in der Stadt, der das verſteht.“

„Du meinſt doch nicht den Goldmacher? Das iſt kein guter Helfer!“

„Es iſt nichts Gottloſes mit dem Ruthenſchlagen, mein Kind.“

„Aber die es treiben, ſind Betrüger.“ — —

Mein Vater hatte ſich wieder auf den Stuhl geſetzt, und ſah wie zweifelnd vor ſich hin. Dann ſchüttelte er den Kopf und ſagte: „Der Spaten klang ſchon darauf; aber da geſchah etwas;“ — und ſich unterbrechend fuhr er fort: „Vor achtzehn Jahren ſtarb Deine Mutter; als ſie es inne wurde, daß ſie uns verlaſſen müſſe, brach ſie in ein bitterliches Weinen aus, das kein Ende nehmen wollte, bis ſie in ihren Todesſchlaf verfiel. Das waren die letzten Laute, die ich aus Deiner Mutter Mund vernahm." Er ſchwieg einen Augenblick, dann ſagte er zögernd, als ſcheue er ſich vor dem Laut ſeiner eignen Stimme: „Heute Nacht, nach achtzehn Jahren, da der Spaten auf die Kiſte ſtieß, habe ich es wieder gehört. Es war nicht blos in meinem Ohr, wie es all' die Jahre hindurch ſo oft geweſen iſt; unter mir, aus dem Grund der Erde kam es herauf. — Man darf nicht ſprechen bei ſolchem Werk; aber mir war, als ſchnitte das Eiſen in Deiner todten Mutter Herz. — Ich ſchrie laut auf, da erloſch die Lampe, und — ſiehſt Du," ſetzte er dumpf hinzu, „deßhalb iſt Alles wieder verſchwunden."

Ich warf mich vor meinem Vater auf die Kniee und legte meine Hände um ſeinen Nacken. „Ich bin kein Kind mehr," ſagte ich, „laß uns zuſammenhalten, Vater; ich weiß, das Unglück iſt in unſer Haus gekommen."

Er ſagte nichts; aber er lehnte ſeine feuchte Stirn an meine Schulter; es war das erſte Mal, daß er an ſeinem Kinde eine Stütze ſuchte. Wie lange wir ſo geſeſſen haben, weiß ich nicht. Da fühlte ich, daß meine Wangen von heißen Thränen naß wurden, die aus ſeinen alten Augen floſſen. Ich klammerte mich an ihn. „Weine nicht, Vater,“ bat ich, „wir werden auch die Armuth ertragen können.“

Er ſtrich mit ſeiner zitternden Hand über mein Haar und ſagte leiſe, ſo leiſe, daß ich es kaum verſtehen konnte: „Die Armuth wohl, mein Kind; aber nicht die Schuld.“

Und nun, meine Junge, kam eine bittere Stunde; aber eine, die noch jetzt in meinem Alter mir als die troſtvollſte meines Lebens erſcheint. Denn zum erſten Male konnte ich meinem Vater die Liebe ſeines Kindes geben; und von jenem Augenblicke an blieb ſie ihm das Theuerſte und bald auch das Letzte, was er auf Erden noch ſein nannte. Während ich neben ihm ſaß und heimlich meine Thränen niederſchluckte, ſchüttete mein Vater mir ſein Herz aus. Ich wußte nun, daß er vor dem Bankerott ſtand; aber das war das Schlimmſte nicht. In einer ſchlafloſen Nacht, da er vergebens auf ſeinem heißen Kiſſen nach einem Ausweg aus dem Elend geſucht, war ihm die halbvergeſſene Sage von dem Schatz in unſerem Brunnen wieder in den Sinn gekommen. Der Gedanke hatte ihn ſeitdem verfolgt; Tags, wenn er über ſeinen Büchern ſaß, des Nachts, wenn endlich ein ſchwerer Schlummer auf ſeiner Bruſt lag. In ſeinen Träumen hatte er das Gold im dunkeln Waſſer brennen ſehen; und wenn er Morgens aufgeſtanden, immer wieder hatte es ihn hinaus an den Brunnen getrieben, um wie gebannt in die geheimnißvolle Tiefe hinab zu ſtarren. Da hatte er ſich dem argen Gehülfen anvertraut. Aber der war keineswegs ſogleich bereit geweſen, ſondern hatte vor Allem eine bedeutende Summe zu den nothwendigen Vorbereitungen des Werkes verlangt. Mein armer Vater hatte ſchon keinen Willen mehr; er gab ſie hin, und bald eine zweite und eine dritte. Das-Traumgold verſchlang das wirkliche, das noch in ſeinen Händen war; aber dieſes Gold war nicht ſein eigen[illegible]war das anvertraute Erbe ſeines Mündels. A[illegible]atz war nicht zu denken; wir riethen hin und wie[illegible], Verwandte, die uns zu helfen vermocht, hatten wir nicht; Dein Großvater war nicht mehr; endlich geſtanden wir uns, daß von außen her keine Hülfe zu hoffen ſei. — —

Das Licht war ausgebrannt, ich hatte meinen Kopf an meines Vaters Bruſt gelegt, meine Hand ruhte in der ſeinen; ſo blieben wir im Dunkeln ſitzen. Was dann weiter im geheimen Zwieſprach dieſer Nacht zwiſchen uns geſprochen wurde, ich weiß es nicht mehr. Aber niemals zuvor, da noch mein Vater unfehlbar vor mir ſtand, wie faſt nur unſer Herrgott ſelber, habe ich ſolch' heilige Zärtlichkeit für ihn gefühlt, wie in jener Stunde, da er mir eine That vertraut hatte, die wohl nicht blos vor den Augen der Menſchen ein Verbrechen war. —

Allgemach erblichen am Himmel draußen die Sterne, ein kleiner Vogel ſang aus den Hollunderbüſchen und der erſte Schein des Morgenroths fiel in das dämmerige Zimmer. Mein Vater ſtand auf und trat an das Pult, auf dem ſeine großen Contobücher lagen. Das lebensgroße Oelbild des Großvaters, mit dem Haarbeutel und dem lederfarbenen Camiſol, ſchien ſtrenge auf den Sohn herabzuſehen. „Ich werde noch einmal rechnen,“ ſagte mein Vater; „bleibt das Facit daſſelbe,“ ſetzte er zögernd hinzu, indem er wie um Vergebung flehend zu dem Bilde ſeines Vaters aufblickte, „dann werde ich einen ſchweren Gang thun; denn ich bedarf der Barmherzigkeit Gottes und der Menſchen.“

Auf ſeinen Wunſch verließ ich jetzt das Zimmer, und bald wurde es laut im Hauſe; der Tag war angebrochen. Als ich die nöthigen Geſchäfte beſorgt hatte, ging ich in den Garten und durch das Hinterpförtchen auf den Weg hinaus: Harre pflegte hier vorbei zu kommen, wenn er Morgens nach der Werkſtatt ging, in der er bis jetzt noch arbeitete.

Ich brauchte nicht lange zu warten; als die Uhr ſechs geſchlagen, ſah ich ihn kommen. „Harre, einen Augenblick!“ ſagte ich, und winkte ihm, mit mir in den Garten zu treten.

Er ſah mich befremdet an; denn meine böſe Votſchaft war wohl auf meinem Geſicht geſchrieben; auch ſtand ich, als ich ihn in eine Ecke des Gartens gezogen hatte, eine ganze Zeit und hatte ſeine Hand gefaßt, ohne daß ich ein Wort hervorbringen konnte. Endlich aber ſagte ich ihm Alles, und dann bat ich ihn: „Mein Vater will zu Dir gehen; ſei nicht zu hart mit ihm.“

Er war todtenblaß geworden und in ſeine Augen trat ein Ausdruck, vielleicht nur der Verzweiflung, der mich erſchreckte.

„Harre, Harre, was willſt Du mit dem alten Mann beginnen?“ rief ich.

Er drückte die Hand gegen ſeine Bruſt. „Nichts, Agnes,“ ſagte er, indem er mich traurig lächelnd anſah; „aber ich muß nun fort von hier.“

Ich erſchrak. — „Weshalb?“ fragte ich ſtammelnd.

— „Ich darf Deinen Vater nicht wieder ſehen.“

„Du wirſt ihm ja doch vergeben, Harre!“

„Das wohl, Agnes; ich ſchulde ihm mehr als das; aber — er ſoll ſein graues Haupt vor mir nicht demüthigen. Und dann“ — das ſetzte er wie beiläufig noch hinzu — „ich glaube auch, es geht jetzt mit dem Meiſterwerden nicht.“

Ich ſagte nichts hierauf; ich ſah nur, wie das Glück, nach dem ich geſtern ſchon die Hand geſtreckt, in unſichtbare Ferne ſchwand; aber es war nichts mehr zu ändern; es war jetzt am beſten ſo, wie Harre es wollte. Nur das ſagte ich noch: „Wann wirſt Du gehen, Harre?“ Ich wußte ſelbſt kaum, was ich ſprach.

„Sorge nur, daß Dein Vater mich heute nicht aufſucht,“ erwiderte er; „bis morgen früh bin ich mit Allem fertig, was ich noch hier zu thun habe. Kränke Dich auch nicht um mich, ich finde leicht ein Unterkommen.“

Nach dieſen Worten trennten wir uns; das Herz war wohl zu voll, als daß wir Weiteres hätten ſprechen können.“ —

Die Erzählerin ſchwieg eine Weile. Dann ſagte ſie: „Am anderen Morgen ſah ich ihn noch einmal, und dann nicht mehr; das ganze lange Leben niemals mehr.“

Sie ließ den Kopf auf ihre Bruſt ſinken; die Hände, die auf ihrem Schooß geruht hatten, wand ſie leiſe um einander, als müſſe ſie damit das Weh beſchwichtigen, das, wie einſt das Herz des jungen blonden Mädchens, ſo noch jetzt den gebrechlichen Leib der Greiſin zittern machte.

Doch ſie blieb nicht lange in dieſer gebrochenen Stellung; ſich gewaltſam aufraffend, erhob ſie ſich vom Stuhl und trat an's Fenſter. „Was will ich klagen!“ ſagte ſie und zeigte mit dem Finger auf die Scheibe, die ihres Vaters Namen trug. „Der Mann hat mehr gelitten, als ich. Laß mich auch das Dir noch erzählen.

Harre war fort; er hatte von meinem Vater in einem herzlich guten Briefe Abſchied genommen; geſehen haben ſie ſich nicht mehr. Bald darauf waren die letzten gerichtlichen Schritte gegen uns gethan und die Eröffnung des Concurſes ſollte in nächſter Zeit erfolgen.

Es war damals Sitte in unſerer Stadt, daß alle öffentlichen Bekanntmachungen, nicht wie jetzt durch den Prediger in der Kirche, ſondern aus dem offenen Fenſter des Rathsſitzungsſaales durch den Stadtſecretair verleſen wurden; bevor aber dies geſchah, wurde eine halbe Stunde lang mit der kleinen Glocke vom Thurm geläutet. Da unſer Haus dem Rathhauſe gegenüber lag, ſo hatte ich dies oft beobachtet, und auch, wie ſich unter dem Glockenſchall Kinder und müßige Leute vor den Rathhausfenſtern und auf der Treppe über dem Rathskeller verſammelten. Das Nämliche geſchah bei der Publicirung eines Concursurthels; aber die Leute legten dann der Sache eine üble Bedeutung unter, und das Wort „Die Glocke hat über ihn geläutet“ galt für einen Schimpf. — Ich hatte auch in ſolchen Fällen ohne viel Gedanken hingehört; jetzt zitterte ich vor dem Eindruck, den dieſer Vorgang auf das Gemüth meines ohnehin tiefgebeugten Vaters machen würde.

Er hatte mir vertraut, daß er ſich deßhalb durch einen befreundeten Rathsherrn an den Bürgermeiſter gewandt habe; und der Rathsherr, ein gutmüthiger Schwätzer, hatte ihm die Zuſicherung gegeben, daß die Publication dießmal ohne die Glocke geſchehen würde. Ich ſelbſt aber wußte aus ſicherer Quelle, daß dieſe Zuſicherung eine grundloſe war. Dennoch ließ ich meinen Vater in ſeinem argloſen Glauben und bemühte mich nur, ihn für dieſen Tag zu einer kleinen Reiſe auf's Land zu unſern Verwandten zu bereden. Aber er wollte, wie er mit ſchmerzlichem Lächeln ſagte, ſein ſinkendes Schiff nicht vor dem völligen Untergang verlaſſen. Da, in meiner Angſt, fiel mir ein, daß ich in dem hinterſten Verſchlage unſeres ſehr tiefen und gewölbten Kellers die Glocke niemals hatte ſchlagen hören. Darauf baute ich meinen Plan. Es gelang mir auch, meinen Vater zu bereden, mit mir gemeinſchaftlich ein Verzeichniß über die dort lagernden Waaren aufzunehmen, wodurch, wenn ſpäter die Gerichtsperſonen zur Aufnahme des Inventars kämen, eine Abkürzung dieſes traurigen Geſchäfts herbeigeführt würde.

Als die verhängnißvolle Stunde kam, waren wir ſchon längſt unter der Erde bei unſerer Arbeit. Mein Vater ſortirte die Waaren, ich beim Schein einer Laterne ſchrieb auf ein Blatt Papier, was er mir dictirte. Ein paar Mal war mir wohl geweſen, als hörte ich von fern das Summen einer Glocke; dann ſprach ich ein paar laute Worte, bis das Schieben und Rücken mit den Fäſſern und Kiſten allen von außen eindringenden Schall wieder verſchlang. Alles ſchien gut zu gehen, mein Vater war ganz in ſeine Arbeit vertieft. Da hörte ich plötzlich droben die Kellerthür aufreißen; die alte Magd rief, ich weiß nicht mehr weßhalb, nach mir, und zugleich drangen auch die klaren Schallwellen der Glocke zu uns herab. Mein Vater horchte auf und ſetzte die Kiſte, die er in den Händen hatte, auf den Boden. „Die Schandglocke!“ ſtöhnte er und fiel wie kraftlos gegen die Wand. „Es wird mir nichts geſpart.“ — Aber nur einen Augenblick; dann richtete er ſich auf, und ehe ich noch Zeit bekam, ein Wort zu reden, hatte er ſchon den Raum verlaſſen, und gleich darauf hörte ich ihn die Kellertreppe hinaufſteigen. Auch ich ging jetzt in das Haus hinauf und fand meinen Vater, nachdem ich ihn vergebens in der Schreibſtube geſucht, im Wohnzimmer mit gefalteten Händen am offnen Fenſter ſtehen. In dieſem Augenblick hörte das Glockenläuten auf; im Rathhaus drüben, das von der hellen Morgenſonne beleuchtet war, wurden die drei Fenſterflügel aufgeſtoßen, und ich ſah den Stadtdiener die rothen Polſter auf die Fenſterbänke legen; an dem Eiſengeländer der Rathstreppe hing ſchon ein ganzer Schwarm von halberwachſenen Buben. Mein

Vater ſtand unbeweglich und ſah mit geſpannten Augen zu. Ich wollte ihn mit ſanften Worten fortziehen. Aber er wehrte mir. „Laß nur, mein Kind,“ ſagte er, „das geht mich an, ich muß das hören.“

So blieb er denn. Der alte Stadtſecretair mit ſeinem weißgepuderten Kopf erſchien drüben in dem Mittelfenſter, und während ihm zur Seite zwei Rathsherren auf den rothen Kiſſen lehnten, verlas er mit ſeiner ſcharfen Stimme aus einem Blatt Papier, das er in beiden Händen vor ſich hielt, das Concursurthel. Bei der klaren Frühlingsluft drang jedes Wort verſtändlich zu uns herüber. Als mein Vater ſeinen vollen Namen über den Markt hinaus ſprechen hörte, ſah ich ihn zuſammenzucken; aber er hielt dennoch Stand, bis Alles vorüber war. Dann zog er ſeine goldene Uhr, die er von ſeinem Vater ererbt hatte, aus der Taſche, und legte ſie auf den Tiſch. „Sie gehört zur Concursmaſſe,“ ſagte er, „ſchließe ſie in die Schatulle, damit ſie morgen mit verſiegelt werde.“

Am andern Tage kamen die Herren zur Verſiegelung; aber mein Vater konnte das Bett nicht verlaſſen; er war in der Nacht vom Schlage getroffen worden. — Als einige Monate ſpäter unſer Haus verkauft war, wurde er in einem Tragkorb, den wir aus dem Krankenhauſe geliehen, nach der kleinen Wohnung gebracht, die wir am Ende der Stadt für uns gemiethet hatten.

Dort hat er noch neun Jahre gelebt, ein gelähmter und gebrochner Mann. In ſeinen guten Stunden beſorgte er kleine Rechnungen und Schreibereien für Andere; das Meiſte habe ich mit meiner Hände Arbeit verdienen müſſen. Dann aber iſt er in feſter Hoffnung auf die Barmherzigkeit Gottes in meinen Armen ſanft verſchieden. — Nach ſeinem Tode kam ich zu guten Leuten; es war das Haus Deiner Großeltern."

Meine alte Freundin ſchwieg. Ich aber dachte an Harre. — „Und haſt Du denn," fragte ich, „während der ganzen Zeit auch niemals eine Nachricht von Deinem Jugendfreunde erhalten?"

„Niemals, mein Kind," erwiderte ſie.

„Weißt Du, Hanſen," ſagte ich, „Dein Harre gefällt mir nicht, er war kein Mann von Wort!"

Sie legte die Hand auf meinen Arm. „So darfſt Du nicht ſprechen, Kind. Ich habe ihn gekannt; es giebt noch andre Dinge, als den Tod, die des Menſchen Willen zwingen. — Aber wir wollen nach meinem Zimmer gehen; Du haſt Deinen Hut noch dort, und es mag bald Mittag werden."

So ſchloſſen wir denn den einſamen Feſtſaal wieder ab, und gingen denſelben Weg zurück, den wir gekommen waren. Diesmal öffnete ſich die Thür des Spökenkiekers nicht; nur hinter derſelben, auf den ſandigen Dielen, hörten wir ſeinen ſchlurfenden Schritt.

Als wir in Hanſens Zimmer waren, wo noch der letzte Strahl der Vormittagsſonne in die Fenſter ſchien, zog ſie eine Schublade ihrer Schatulle auf und nahm daraus ein Mahagonikäſtchen, ſauber polirt, aber im Geſchmack einer vergangenen Zeit. Es mochte einſt ein Geſchenk des jungen Tiſchlers an einem Geburtstage ihrer Jugend geweſen ſein.

„Das mußt Du auch noch ſehen,“ ſagte Hanſen, indem ſie das Käſtchen aufſchloß. Es lagen Werthpapiere darin, welche ſämmtlich auf Harre Jenſen, „Sohn des verſtorbenen Tiſchlermeiſters Harre Chriſtian Jenſen dahier“ lauteten, deren Datum aber nicht über die letzten zehn Jahre hinabreichte.

„Wie kommſt Du zu dieſen Papieren?“ fragte ich.

Sie lächelte. „Ich habe nicht umſonſt gedient.“

„Aber die Papiere lauten nicht auf Deinen Namen!“

„Es iſt die Schuld meines Vaters, die ich zurückerſtatte. Deshalb und weil mein Nachlaß, wie Aller, die hier verſterben, an das Stift fällt, habe ich das Geld ſofort auf Harre Jenſens Namen ſchreiben laſſen.“ — Einen Augenblick noch, ehe ſie es wieder einſchloß, wog ſie das Käſtchen auf der Hand. „Der Schatz iſt wieder beiſammen,“ ſagte ſie; „aber das Glück, mein Kind, das Glück, was einſt darin geweſen iſt, das iſt nicht mehr darin.“

Als ſie dieſe Worte ſprach, ſchoß draußen ein

Schwalbenzug mit lautem Geſchrei vorüber, und gleich darauf flatterten zwei dieſer Vögel bis nahe an die Scheiben und ſetzten ſich dann zwitſchernd auf den offnen Fenſterflügel. Es waren die erſten Schwalben, die ich in dieſem Frühjahr ſah.

„Hörſt Du die kleinen Gratulanten, Hanſen?“ rief ich; „juſt zu Deinem Geburtstag ſind ſie heimgekommen!“

Hanſen nickte nur. Ihre noch immer ſchönen blauen Augen blickten traurig auf die kleinen ſingenden Freunde. Dann legte ſie die Hände auf meinen Arm und ſagte freundlich: „Geh nun, mein Kind; ich danke Allen, daß ſie an mich gedacht. Ich möchte nun allein ſein.“

Es war mehrere Jahre ſpäter, als ich mich von einer Reiſe nach dem mittleren Deutſchland auf dem Heimwege nach meiner Vaterſtadt befand. Auf einer Hauptſtation der Eiſenbahn — denn die Zeit des Dampfes war damals ſchon hereingebrochen — ſtieg ein alter Mann mit weißem Haar zu mir in das Coupé, worin ich mich bisher allein befunden hatte. Er ließ ſich einen kleinen Reiſekoffer nachreichen, den ich ihm unter den Sitz ſchieben half, und ſetzte ſich dann mit den freundlichen Worten: „Wir haben auch noch nie beiſammen geſeſſen," mir gegenüber. Als er dies ſagte, erſchien um den Mund und um die braunen Augen ein Ausdruck der Güte, ich möchte ſagen der Theilnahme, der unwillkürlich zu traulichem Geſpräche einlud. Die Sauberkeit ſeiner äußern Erſcheinung, die ſich nicht blos in dem braunen Tuchrock und dem weißen Halstuch ausprägte, das feinbürgerliche Weſen des Mannes, Alles heimelte mich an, und es dauerte nicht lange, ſo hatten wir uns in gegenſeitige Mittheilungen über unſere Heimath und Familienverhältniſſe vertieft. Ich erfuhr, daß er ein Claviermacher und in einer mittelgroßen Stadt Schwabens anſäſſig ſei. Dabei fiel mir Eines auf: mein Reiſegefährte ſprach den ſüddeutſchen Dialekt, und doch hatte ich auf ſeinem Koffer den Namen „Jenſen" geleſen, der meines Wiſſens nur dem nördlichſten Deutſchland angehörte.

Als ich ihm das bemerkte, lächelte er. „Ich mag ſchon ziemlich eingeſchwäbelt ſein," ſagte er, „denn ich wohne nun ſeit über vierzig Jahren in dieſem guten Lande und habe es in dieſer Zeit niemals verlaſſen; meine Heimath aber liegt im Norden und daher ſtammt denn auch mein Name." Und nun nannte er mir meine eigene Vaterſtadt als ſeinen Geburtsort.

„So ſind wir Landsleute, ſo ſehr als möglich," rief ich, „dort bin auch ich geboren und eben im Begriff, dahin zurückzukehren."

Der alte Herr ergriff meine beiden Hände und ſah mich liebevoll an. „Das hat der liebe Gott gut gemacht,“ ſagte er, „ſo reiſen wir, wenn es Ihnen recht iſt, zuſammen. Auch mein Ziel iſt unſere Vaterſtadt; ich hoffe auf ein Wiederſehen dort, — wenn Gott es zuläßt.“

Ich nahm mit Freuden dieſen Vorſchlag an.

Nachdem wir den derzeitigen Endpunkt der Eiſenbahn erreicht hatten, lagen noch fünf Meilen Weges vor uns, und bald ſaßen wir zuſammen in den bequemen Kiſſen eines Federwagens, deſſen Bedachung wir bei dem ſchönen Herbſtwetter zurückgeſchlagen hatten. Die Gegend wurde allmählich heimathlicher; die Wälder verſchwanden, bald auch die lebendigen Zäune zur Seite des Weges, ja ſogar die Wälle, auf denen ſie ſtanden, und die weite baumloſe Ebene that ſich vor uns auf. Mein Gefährte blickte ſtill vor ſich hinaus. „Ich bin dieſer Unendlichkeit des Raumes ſo entwöhnt,“ ſagte er einmal, „mir iſt jetzt hier, als ſähe ich nach allen Seiten in die Ewigkeit.“ Dann ſchwieg er wieder, und ich ſtörte ihn nicht.

Als wir etwa auf der Mitte des Weges, aus einem großen Dorfe, durch das die Landſtraße führte, wieder ins Freie kamen, bemerkte ich, daß er den Kopf vorbeugte und eifrig auszulugen ſchien. Dann beſchattete er die Augen mit ſeiner Hand und wurde ſichtbar un=

ruhig. „Ich ſehe doch ſonſt noch gut in die Ferne,' ſagte er endlich, „aber ich bemühe mich umſonſt, unſern Thurm von hier in Sicht zu bekommen, und doch hab' ich ihn in meiner Jugend von hier aus immer zuerſt begrüßt, wenn ich von einer Wanderung heimkehrte."

„Sie müſſen ſich irren," erwiderte ich, „der niedrige Thurm kann in ſolcher Entfernung noch nicht ſichtbar ſein."

„Niedrig!" rief der Alte faſt unwillig, „der Thurm hat ſeit Jahrhunderten auf viele Meilen in die See hinaus den Schiffern zum Wahrzeichen gedient!"

Da fiel es mir bei. „Sie denken am Ende," ſagte ich zögernd, „noch an den Thurm der alten Kirche, die vor reichlich vierzig Jahren abgebrochen wurde."

Der Alte ſah mich mit ſeinen großen Augen an, als ob ich faſelte. „Die Kirche abgebrochen — und vor über vierzig Jahren! Mein Gott, wie lange bin ich fort geweſen; ich habe niemals etwas davon erfahren!"

Er faltete ſeine Hände und ſaß eine ganze Weile wie muthlos in ſich zuſammengeſunken. Dann ſagte er: „Auf jenem ſchönen Thurm, der alſo nur in meinen Gedanken noch vorhanden war, habe ich vor nun bald funfzig Jahren der das Wiederkommen verſprochen, um deren willen ich jetzt dieſe weite Reiſe mache. Ich will Ihnen, wenn Sie hören mögen, dies Stück meines Lebens mittheilen; vielleicht, daß Sie mir dann über die Hoffnung, die ich hege, eine Auskunft zu geben vermögen."

Ich verſicherte den alten Herrn meiner Theilnahme; und während unſer Poſtillon in der warmen Mittagsſonne auf ſeinem Sitze einnickte und die Räder langſam durch den Sand mahlten, begann er ſeine Erzählung.

„In meiner Jugend hätte ich gern den Weg einer gelehrten Bildung eingeſchlagen; da aber nach dem frühzeitigen Tode meiner Eltern die Mittel dazu nicht vorhanden waren, ſo blieb ich bei dem Handwerk meines Vaters, das heißt, ich wurde Tiſchler. Schon während ich als Geſelle auf der Wanderſchaft war, hatte ich nicht übel Luſt, mich draußen anzuſiedeln, denn es fehlte mir nicht ganz an Mitteln; aus dem Verkauf des väterlichen Hauſes war mir ein rundes Sümmchen übrig geblieben, das für den Anfang ſchon genügte. Aber ich kehrte doch wieder heim, und das geſchah um eines jungen blonden Mädchens willen. — Ich glaube nicht, daß ich jemals wieder ſo blaue Augen geſehen habe. Eine Freundin ſagte einmal im Scherz zu ihr: „Agnes, ich pflück' Dir die Veilchen aus den Augen!" Die Worte hab' ich nimmer vergeſſen können." — Der Alte ſchwieg eine Weile, und blickte verklärt vor ſich hin, als ſehe er noch einmal in dieſe

Veilchenaugen ſeiner Jugend. Darauf, während ich faſt unwillkürlich den Namen meiner alten Freundin in St. Jürgen bei mir ſelber ſprach, begann er wieder: „Sie war die Tochter eines Krämers, meines Vormundes. Wir wuchſen als Nachbarkinder mit einander auf, während das Mädchen von dem früh verwittweten Vater ziemlich ſtreng und einſam erzogen wurde. Daher mag es gekommen ſein, daß ſie ſich immer mehr dem einzigen Jugendgeſpielen anſchloß. Bald nach meiner Rückkehr waren wir unter uns Beiden ſo gut wie verlobt, und es war ſchon ausgemacht, daß ich in unſerer Vaterſtadt mein Geſchäft begründen ſollte, als ich durch einen unerwarteten Zufall mein ganzes kleines Vermögen verlor. — Es kam ſo, daß ich wieder fort mußte.

Am letzten Tage hatte Agnes mir verſprochen, Abends noch einmal auf den Weg hinter ihrem Garten hinaus zu kommen und dort ein letztes Wort mit mir zu reden. Als ich mich aber mit dem beſtimmten Glockenſchlage einfand, war ſie nicht dort. Ich ſtand lauſchend an der Planke unter dem überhängenden Lindenzweig, aber ich wartete vergebens. Das Haus ihres Vaters konnte ich damals nicht betreten; nicht daß ein Zwieſpalt zwiſchen uns geweſen wäre, ich glaube im Gegentheil, daß er mir die Hand ſeiner Tochter gern würde gegeben haben, denn er hielt et=

was auf mich und war kein hochmüthiger Mann. Es hatte einen anderen Grund, den ich nicht gern der Vergeſſenheit entreißen möchte. — Ich weiß es noch gar wohl. Es war ein dunkler, ſtürmiſcher Aprilabend, mehrmals täuſchte mich die Wetterfahne auf dem Dache, daß ich glaubte, die mir wohlbekannte Hofthür öffnen zu hören, aber es kam kein Schritt den Gartenſteig herab.

Noch lange lehnte ich an der Planke und ſah die ſchwarzen Wolken am Himmel vorüberfliegen; endlich ging ich ſchweren Herzens fort. — —

Am andern Morgen hatte es eben fünf vom Thurme geſchlagen, als ich nach einer ſchlafloſen Nacht die Treppe von meiner Kammer hinabſtieg und von meinen Hauswirthen Abſchied nahm. In den engen, ſchlecht gepflaſterten Straßen war noch die Dunkelheit und der Schmutz des Winters. Die Stadt ſchien noch im Schlaf zu liegen; von allen bekannten Geſichtern wollte mir keins begegnen, und ſo ging ich einſam und trübſelig meinen Weg. Da, als ich eben in den Kirchhof einbiegen wollte, brach ein ſcharfer Sonnenſtrahl hervor und das alte Haus der Rathsapotheke, das unten mit ſeinem Löwenſchnitzbild noch in dem Dunſt der Gaſſe ſtand, war oben mit der Spitze des Treppengiebels auf einmal wie in Frühlingsſchein gebadet. Zugleich, als ich eben aufſchaue, ſchallt über mir hoch in der Luft ein lang gezogener Ton; dann noch einmal und noch einmal, als riefe es weit in die Welt hinaus.

Ich war auf den Kirchhof hinausgetreten und blickte an dem Thurm hinauf; da ſah ich oben auf der Galerie den Thürmer ſtehen, und ſah, wie er ſein langes Horn noch in der Hand hielt. Ich wußte es nun wohl: die erſten Schwalben waren gekommen, und der alte Jacob hatte ihnen den Willkommen geblaſen und es laut über die Stadt gerufen, daß der Frühling in's Land gekommen ſei. Dafür bekam er ſeinen Ehrentrunk im Rathsweinkeller und einen blanken Reichsthaler vom Herrn Bürgermeiſter. — Ich kannte den Mann und war oft droben bei ihm geweſen: als Knabe, um von dort aus meine Tauben fliegen zu ſehen, ſpäter auch wohl mit Agnes, denn der Alte hatte ein Enkeltöchterchen bei ſich, zu dem ſie Pathe geſtanden und deren ſie ſich auf allerlei Art anzunehmen pflegte. Einmal, am Chriſtabend, hatte ich ihr ſogar ein vollſtändiges Weihnachtsbäumchen den hohen Thurm hinaufſchleppen helfen. — Nun ſtand die wohlbekannte Eichenthür offen; unwillkürlich trat ich hinein und in der Finſterniß, die mich plötzlich umgab, ſtieg ich langſam die Treppen und, wo dieſe aufhörten, die ſchmalen leiterartigen Stiegen hinan. Nichts hörte ich, als das Raſſeln der großen Thurmuhr, die hier in der Einſamkeit ihr Weſen trieb. Ich weiß es noch gar wohl, mir grauete dermalen vor dieſem todten Dinge, und ich hätte, als ich daran vorbeikam, in die eiſernen Räder greifen mögen, nur um es ſtill zu machen. Da hörte ich den alten Jacob von oben herabklettern. Er ſchien mit einem Kinde zu ſprechen, das er zur Vorſicht ermahnte. Ich rief ihm einen „guten Morgen“ in die Dunkelheit hinauf und fragte, ob er die kleine Meta bei ſich habe.

„Biſt Du's denn, Harre?“ rief der Alte zurück; „freilich, die muß ja mit zum Herrn Bürgermeiſter.“

Endlich kamen die Beiden zu mir herab, während ich ſeitwärts in eine Schall-Luke getreten war. Als Jacob mich ſo reiſefertig neben ſich ſah, rief er verwundert: „Was ſoll das bedeuten, Harre? Was ſteigſt denn da mit Knittel und Wachstuchhut in meinen Thurm hinauf? Biſt doch nicht wieder fremd geworden bei uns daheim?“

„Es iſt nicht anders, Jacob,“ erwiderte ich, „'s wird hoffentlich nicht auf lange ſein.“

„Hatt's mir ganz anders mit Dir ausgedacht!“ brummte der Alte. „Nun, wenn's denn einmal ſein muß, die Schwalben ſind wieder da; es iſt jetzt ſchon die beſte Zeit zum Wandern. Und hab' auch Dank, daß Du noch 'mal gekommen biſt!“

„So lebt wohl, Jacob!“ ſagte ich, „und wenn Ihr mich von Eurem Thurm herab einmal im hellen Sonnenſchein wieder in's Thor hineinwandern ſeht, ſo blaſt auch mir einen Willkommen, wie heute Euren Schwalben!"

Der Alte ſchüttelte mir die Hand, indem er ſein Enkelchen auf den Arm nahm. „Soll gelten, Meiſter Harre!" rief er lächelnd; er pflegte mich im Scherze ſo zu nennen. Als ich mich aber anſchickte, wieder mit ihm hinabzuſteigen, fügte er noch hinzu: „Wenn Du einen „guten Weg" von der Agnes haben willſt, ſie iſt oben, ſchon ſeit früh; ſie hat noch ihr Gefallen an den Vögelchen."

Wohl niemals bin ich ſo ſchnell die letzten halsbrechenden Stiegen hinaufgekommen, obgleich mir der Herzſchlag faſt den Athem verſetzte. Als ich aber oben auf die Plattform und in den blendenden Himmelsſchein hinaustrat, blieb ich unwillkürlich ſtehen und that einen Blick über das Eiſengeländer. Da ſah ich unter mir in der Tiefe meine Vaterſtadt im erſten Schmuck des Frühlings liegen; überall in den Gärten zwiſchen den rothen Dächern ſtanden die Kirſchbäume in Blüthe, welche das warme Frühjahr ſo zeitig hervorgetrieben hatte. Dort der Giebel, dem kleinen Thurme des Rathhauſes gegenüber, gehörte dem Hauſe meines Vormundes. Ich ſah den Garten, den Weg dahinter; mir quoll das Herz, und ganz von Heimweh überwältigt rief ich laut: „Leb' wohl, leb' wohl!"

Als ich aufblickte, ſtand Agnes vor mir. Die

Sonne glänzte auf ihren blonden Flechten, aber die Veilchen in ihren Augen waren vor Thränen nicht zu ſehen. „Harre,“ ſagte ſie, „kommſt Du noch einmal!“ — Es ſchien ihr gar nicht aufzufallen, daß ich ſie hier gefunden hatte.

„Und weßhalb haſt Du mich geſtern ſo vergebens warten laſſen?“ fragte ich.

„Ich konnte nicht, Harre; mein Vater wollte mich nicht von ſich laſſen. Später bin ich in den Garten hinabgelaufen; aber Du warſt ſchon fort, Du kamſt nicht, da bin ich heute früh auf den Thurm geſtiegen, — ich dachte, ich könnte Dich doch zum Thor hinauswandern ſehen.“

Ich nahm ihre Hand. — Die Zukunft lag verworren vor mir, aber doch hatte ich einen Plan gefaßt. Schon früher war ich in einer Clavierfabrik beſchäftigt geweſen; nun wollte ich wieder dieſe Arbeit ſuchen, um dann mit Hülfe des zu erwartenden Verdienſtes vielleicht ſpäter ſelbſt ein ſolches zu begründen; denn dieſe Inſtrumente begannen ſchon damals eine große Verbreitung zu finden. — Das Alles ſagte ich jetzt dem Mädchen und auch, wohin ich zunächſt mich zu wenden beabſichtigte.

Sie hatte ſich auf das Geländer gelehnt und wie abweſend in den leeren Himmelsraum hinausgeblickt.

Jetzt wandte ſie langſam den Kopf zurück. „Harre,“ ſagte ſie leiſe, „geh' nicht fort, Harre!“

Als ich ſie aber ohne Antwort anblickte, rief ſie wieder: „Nein, hör' nicht auf mich; ich bin ein Kind, ich weiß nicht, was ich rede.“ Der Morgenwind hatte ein paar der blonden Härchen gelöſt und wehte ſie über ihr blaſſes Geſicht.

„Wir müſſen warten, Agnes,“ ſagte ich, „das Glück liegt nun in weiter Ferne; ich will verſuchen, ob ich es wieder heimbringen kann. Schreiben werd' ich nicht; ich komme ſelber, wenn es Zeit iſt.“

Sie ſah mich eine Weile mit großen Augen an; dann drückte ſie mir die Hand. „Ich warte,“ ſagte ſie mit feſter Stimme; „geh' denn mit Gott, Harre!“

Ich ging noch nicht. Der Thurm, der uns Beide trug, ragte ſo einſam in den blauen Aetherraum; nur die Schwalben, auf deren ſtahlblauen Schwingen der Sonnenſchein wie Funken blitzte, ſchwebten um uns her und badeten in dem Meer von Luft und Licht. — Ich hielt noch immer ihre Hand; mir war, als könne ich nicht fort von hier, als wären wir Beide, ſie und ich, ſchon jetzt hinausgehoben über alle Noth der Welt. — Aber die Zeit drängte; unter uns ſchlug dröhnend die Viertelsglocke. Während noch die Schallwellen den Thurm umflutheten, kam eine Schwalbe geflogen, daß ſie uns faſt mit ihren Flügeln ſtreifte; furchtlos ſetzte ſie ſich auf den Rand des Geländers, und das braune glänzende Auge auf uns gerichtet, ſchmetterte ſie mit geſchwellter Kehle ihre Frühlingslaute in die Luft. Agnes warf ſich an meine Bruſt. „Vergiß das Wiederkommen nicht!“ rief ſie. Da breitete der Vogel ſeine Schwingen aus und flog davon. — —

Wie ich durch den dunkeln Thurm zur Erde gekommen bin, das weiß ich nicht. Als ich draußen vor dem Stadtthor auf der Landſtraße war, blieb ich ſtehen und blickte zurück. Da erkannte ich noch deutlich auf dem von Sonnenglanz umfloſſenen Thurm ihre liebe Geſtalt; mir ſchien, als lehne ſie ſich weit über den Rand des Geländers hinaus, ſo daß ich unwillkürlich einen Schreckensruf ausſtieß. Aber die Geſtalt blieb unbeweglich.

Und endlich wandte ich mich und ging, ohne noch einmal wieder umzuſehen, mit raſchen Schritten auf der Landſtraße fort.“

Der Alte ſchwieg eine Weile. Dann ſagte er: „Sie hat vergebens auf mich gewartet; ich bin niemals wieder heimgekommen. — Ich will Ihnen nun erzählen, wie das geſchehen konnte.

Meine erſte Arbeit fand ich in Wien, wo damals die beſten Clavierfabriken waren; von da kam ich nach anderthalb Jahren in's Württembergiſche nach meinem jetzigen Wohnort. Ein Nebengeſelle von mir hatte dort einen Bruder, von dem er um die Beſorgung eines zuverläſſigen Gehülfen gebeten war. — Es war ein noch junges Ehepaar, zu dem ich in's Haus kam. Das Geſchäft war klein, aber der Inhaber ein freundlicher und geſchickter Mann, bei dem ich bald mehr in dieſen Dingen lernte, als in der großen Fabrik, wo ich immer nur zu einzelnen Arbeiten zugelaſſen wurde. Da ich mich der Sache nach Kräften annahm und doch auch aus meinen Wiener Erfahrungen Manches hinzubrachte, ſo gewann ich bald das Vertrauen dieſer guten Leute. Beſondere Freude machte es ihnen, daß ich in meinen Freiſtunden den älteſten ihrer beiden Knaben in der deutſchen Sprache unterrichtete; denn ihnen gefiel meine damals noch norddeutſche Ausrede, und ſie wünſchten, daß die Kinder auch einmal, wie ſie meinten, ſo reines Deutſch ſprechen möchten. Bald wurde auch der jüngere Bruder in den Unterricht hineingezogen und nun blieb es nicht bei der trockenen Grammatik; ich wußte mir Bücher zu verſchaffen, aus denen ich ihnen allerlei Unterhaltendes und Wiſſenswerthes vorzuleſen pflegte. So kam es, daß auch die Kinder mit großer Liebe an mir hingen. Als ich nach Jahresfriſt zum erſten Mal ohne Beihülfe ein Clavier von beſonders ſchönem Klang zu Stande gebracht hatte, gab es eine Freude im ganzen Hauſe, als habe der liebſte Angehörige ſein Meiſterſtück gemacht. — Ich aber dachte nun an die Heimkehr.

Da erkrankte mein junger Meiſter. Aus einer Erkältung entwickelte ſich endlich ein ernſtliches Bruſtübel, deſſen Keim ſchon lange in ihm gelegen haben mochte. Die Leitung der Geſchäfte kam wie ſelbſtverſtändlich faſt ganz in meine Hände. Ich konnte jetzt nicht fort. Dabei ſah ich tiefer in die Verhältniſſe der Familie, mit der mich eine immer innigere Freundſchaft verband. Eintracht und Fleiß wohnten unter ihrem Dache. Aber es war dennoch ein böſes Ding der dritte Hausgenoſſe, das dieſe guten Geiſter nicht zu vertreiben vermocht hatten. In jedem Winkel, wohin nicht gerade die Sonne ſchien, ſah der kranke Mann es ſitzen. — Dieſes Ding war die Sorge. — „Nimm den Kehrbeſen und feg' es weg," ſagte ich oft zu meinem Freunde; „ich will Dir helfen, Martin!" Dann drückte er mir wohl die Hand und eine wehmüthige Heiterkeit flog für einen Augenblick über ſein blaſſes Geſicht, bald aber ſah er wieder die ſchwarzen Spinngewebe auf allen Dingen.

Leider waren es keine bloßen Hirngeſpinnſte. Das Kapital, womit er ſein Geſchäft begonnen, war von vorn herein zu gering geweſen. In den erſten Jahren hatte er durch ſchlechte Arbeiter Verluſte erlitten, die nicht in Rechnung genommen waren und auch der Abſatz der fertigen Waare wollte nicht ſo raſch erfolgen, wie es ſolche Umſtände erforderten; nun kam ein ausſichtsloſer Krankheitszuſtand noch dazu. Auf mir lag

u. Landesbibl.

endlich nicht nur die ganze Sorge für den Unterhalt der Familie, ich mußte auch noch der Tröſter der Geſunden ſein. Die Knaben ließen meine Hand nicht los, wenn wir am Bette des Vaters ſaßen, das er bald nicht mehr verlaſſen konnte. Bei dieſem aber ſchien das Erlöſchen der Körperkraft die Unruhe des Geiſtes nur zu ſteigern; grübelnd lag er auf ſeinem Kiſſen und baute Pläne für die Zukunft. Mitunter, wenn die Schauer des nahenden Todes ihn anwehten, richtete er ſich plötzlich auf und rief: „Ich kann nicht ſterben, ich will nicht ſterben!" und dann wieder leiſe mit gefalteten Händen: „Mein Gott, mein Gott, ich will auch, wenn Du willſt!"

Und endlich kam die Stunde der Erlöſung. Wir waren Alle an ſeinem Bette; er dankte mir, er nahm von uns Allen Abſchied. Dann aber, als ſähe er vor ſich etwas, vor dem er ſie beſchützen müſſe, riß er ſeine Frau und die beiden Knaben haſtig an ſich, blickte ſie mit troſtloſen Augen an und ſtöhnte laut. Und als ich ihm zuredete: „Wirf Deine Sorgen auf den Herrn, Martin!" da rief er verzweifelnd: „Harre, Harre, das ſind nicht mehr die Sorgen, das iſt die Armuth ſelbſt! Bald wird ſie über meine Leiche wegkriechen; mein Weib, o meine lieben Kinder, ſie werden ihr nicht entrinnen!"

Es iſt ein eigen Ding um ein Sterbebett; ich weiß nicht, ob Sie es kennen, mein junger Freund. Aber in dieſem Augenblicke verſprach ich meinem ſterbenden Meiſter, bei den Seinen auszuhalten, bis das Geſpenſt, das ſeine letzte Stunde ſtörte, ſie nicht mehr würde erreichen können. Und als ich das verſprochen, ließ auch der Tod nicht mehr auf ſich warten. Leiſe ſchritt er zur Thür herein. Martin ſtreckte die Hand aus; ich meinte, er wolle ſie mir noch reichen, aber es war der unſichtbare Bote des Herrn, der ſie ergriff; denn ehe ich ſie berührte, hatte das Leben meines jungen Meiſters aufgehört."

Mein Reiſegefährte nahm ſeinen Hut ab und legte ihn vor ſich auf den Schooß; ſein weißes Haar wehte in der lauen Mittagsluft. So ſaß er ſchweigend, als weihe er dieſe Augenblicke dem Andenken des längſt verſtorbenen Freundes. — Ich aber mußte der Worte gedenken, die meine alte Hanſen einſt zu mir geſprochen: „Es giebt noch andere Dinge als den Tod, die des Menſchen Willen zwingen." Es war dennoch der Tod geweſen, der die Lebenden getrennt hatte. Denn es verſteht ſich, daß ich über die Perſon deſſen, der an meiner Seite ſaß, nicht mehr in Zweifel ſein konnte. Nach einiger Zeit begann der Alte ſeine Erzählung wieder, indem er langſam ſein Haupt bedeckte.

„Ich habe mein gegebenes Wort gehalten," ſagte er; „aber da ich es gab, brach ich ein anderes; denn ich habe nun nicht wieder fort gekonnt. Es zeigte ſich bald, daß die Verhältniſſe noch zerrütteter waren, als ich bisher gewußt. Einige Monate nach dem Tode des Mannes wurde noch ein drittes Kind, ein Mädchen geboren; unter dieſen Umſtänden eine neue Sorge zu den alten. Ich that das Meinige; aber Jahr auf Jahr verging, und das Glück wollte immer noch nicht einkehren. Unerachtet ich nicht nur meine ganze Kraft, ſondern auch die Erſparniſſe der letzten Jahre hingab, gelang es mir noch immer nicht, den Kampf mit jenem Geſpenſte der Armuth ſiegreich zu beendigen; ich ſah es klar, wenn eine auch nur etwas weniger treue und ſorgſame Hand an meine Stelle trat, ſo waren meine Schutzbefohlenen ihm verfallen.

Oft freilich mitten in der Arbeit überfiel mich das Heimweh und nagte und zehrte an mir; mehr als einmal, wenn der Meißel, ohne daß ich darum gewahr wurde, müßig in meiner Hand lag, bin ich erſchreckt vor der Stimme der guten Frau zuſammengefahren; denn meine Gedanken waren fort in die Heimath und eine ganz andere Stimme war in meinen Ohren. In meinen Träumen ſah ich den Thurm unſerer Vaterſtadt; anfänglich im hellen Sonnenſchein, umkreiſt von einem Heer von Schwalben; ſpäter, wenn der Traum mir wiederkam, ſah ich ihn ſchwarz und drohend in den leeren Himmel ragen, der Herbſtſturm tobte und ich hörte die großen Glocken anſchlagen, aber immer, auch dann lehnte Agnes oben auf dem Geländer der Plattform; ſie trug noch das blaue Kleid, worin ſie dort von mir Abſchied genommen; nur war es ganz zerriſſen, die leichten Fetzen flatterten in der Luft. „Wann kommen die Schwalben wieder?“ hörte ich es rufen. Ich erkannte ihre Stimme, aber ſie klang troſtlos in dem Wehen des Sturmes. — Wenn ich nach ſolchen Träumen erwachte, ſo hörte ich wohl im Zwielicht die Schwalben auf der Dachrinne über meinem Fenſter zwitſchern. In den erſten Jahren hatte ich den Kopf aufgeſtützt und mir das Herz vollſingen laſſen von Sehnſucht und Heimweh; ſpäter konnt’ ich’s nimmer ertragen. Mehr als einmal, wenn das Gezwitſcher kein Ende nehmen wollte, habe ich das Fenſter aufgeriſſen und die lieben Vögel fortgejagt.

An einem ſolchen Morgen erklärte ich einmal, daß ich nun fort müſſe, daß es jetzt endlich Zeit ſei, auch an mein eignes Leben zu denken. Aber die beiden Knaben brachen in laute Wehklagen aus, und die Mutter ſetzte, ohne ein Wort zu ſagen, ihr Töchterchen auf meinen Schooß, das ſogleich die kleinen Arme feſt um meinen Hals ſchlang. — Mein Herz hing an den Kindern, lieber Herr; ich konnte die Kinder nicht verlaſſen. Ich dachte: „Bleib denn noch ein Jahr!“ Aber es blieb nicht bei dem einen Jahr. Der Abgrund zwiſchen mir und meiner Jugend wurde immer tiefer; zuletzt lag

Alles wie unerreichbar hinter mir, wie Träume, an die ich nicht mehr denken dürfe. — Ich war ſchon über die Vierzig hinaus, da ſchloß ich auf den Wunſch der ſchon herangewachſenen Kinder das Ehebündniß mit der Frau, deren einzige Stütze ich ſo lange geweſen war.

Und nun geſchah mir etwas Seltſames. Ich war meiner Frau, wie ſie es auch gar wohl verdiente, ſtets von Herzen gut geweſen; nun aber, ſeit ſie mir unauflöslich angehörte, begann in mir ein Widerwille, ja faſt ein Haß gegen ſie zu wachſen, den ich oft nur mit Mühe zu verbergen wußte. So ſind wir Menſchen: ich warf in meinem Herzen auf ſie die Schuld von Allem, was doch nur die Folge meiner eignen Schwäche war. Da führte Gott zu meinem Heil mich in Verſuchung.

Es war eines Sonntags in der Hochſommerzeit. Wir machten eine Landparthie nach dem benachbarten Gebirgsdorfe, wo ein Verwandter der Familie wohnte. Die beiden Söhne mit ihrem Schweſterchen waren uns beiden Alten weit voraus; ihr Plaudern und Lachen war in dem Walde, durch den der Weg führte, ſchon ganz verſchollen. Da machte meine Frau mir den Vorſchlag, einen ihr bekannten Richtſteig entlang eines Steinbruches einzuſchlagen, um ſo wo möglich den Jungen auf dem Hauptwege noch zuvorzukommen. „Ich bin als Braut mit Martin hier gegangen,“ ſagte ſie, als wir ſeitswärts in die Tannen bogen, „etwas weiterhin pflückten wir damals eine dunkelblaue Blume; ich möchte wiſſen, ob ſie noch dort zu finden iſt.“

Nach kurzer Zeit hörte an unſerer einen Seite der Wald auf, und der Fußweg lief nun dicht an dem Rande des abſchüſſigen Geſteins hin, während von der anderen Seite ſich Brombeerranken und anderes Gebüſch dicht heran drängte. — Meine Frau ſchritt rüſtig vor mir auf. Ich folgte langſam und war bald in meine alten Träumereien verſunken. Wie die verlorne Seligkeit lag die Heimath vor meinen Sinnen und grübelnd aber vergebens ſuchte ich nach einem Weg dahin. Nur wie durch einen Schleier ſah ich, daß es nach dem Bruche zu ganz blau von Genzianen wurde, und daß meine Frau ſich ein Mal um das andere nach dieſen Blumen bückte. Was kümmerte mich das Alles! — Da hör' ich plötzlich einen Schrei und ſehe, wie ſie mit den Händen in die Luft greift; ich ſehe auch ſchon, wie unter ihren Füßen das Geröll ſich löſt und zwiſchen den Klippen fortpoltert, und zehn Schritte weiter abwärts ſteht der Fels lothrecht über dem Abgrund.

Ich ſtand wie gelähmt. Es brauſte mir in den Ohren: „Bleib; laß ſie ſtürzen; Du biſt frei!“ Aber Gott half mir. Nur einen Secundenſchlag, da war ich bei ihr und, mich über den Rand des Felſens werfend, ergriff ich ihre Hand und hatte ſie glücklich zu mir heraufgezogen. „Harre, mein guter Harre," rief ſie weinend, „ſchon wieder hat Deine Hand mich vom Abgrund gerettet!"

Wie glühende Tropfen fielen dieſe Worte in meine Seele. In all' den Jahren war kein Wort der Vergangenheit über meine Lippen gekommen; zuerſt aus jugendlicher Scheu, das Heiligſte hinauszugeben, ſpäter wohl in dem unbewußten Bedürfniß, den innern Zwieſpalt zu verhehlen. Jetzt plötzlich drängte es mich, Alles ohne Rückhalt zu offenbaren. Und an dem Rande des Abgrundes ſitzend, ſchüttete ich mein Herz aus vor der Frau, die ich kurz zuvor darin begraben gewünſcht hatte. Auch das verſchwieg ich ihr nicht. Sie brach in heftige Thränen aus; ſie weinte über mich, über ſich ſelbſt; am lauteſten klagte ſie über Agnes. „Harre, „Harre," rief ſie; aber ſie legte ihren Kopf an meine Bruſt; „das habe ich nicht gewußt, aber es iſt nun zu ſpät und Niemand kann dieſe Sünde von uns nehmen!"

Es war nun an mir, ſie zu beruhigen; und erſt mehrere Stunden ſpäter trafen wir in dem Dorfe ein, wo unſere Kinder uns ſchon längſt erwartet hatten. Aber ſeit jener Zeit war meine Frau mit ihrem milden und gerechten Herzen meine beſte Freundin und kein Geheimniß mehr zwiſchen uns. — So gingen die Jahre hin. Allmählich ſchien ſie es vergeſſen zu haben, daß ich ihre und der Kinder Wohlfahrt mit einem fremden Glück bezahlt hatte, und auch in mir wurde es ſtiller. Nur wenn im Frühling die Schwalben wiederkamen, oder auch ſpäter im Jahr, wenn ſie in der Dämmerung noch ſo allein von allen Vögeln in's Abendroth hineinſangen, dann überfiel's mich mit der alten Pein, und ich hörte noch immer die liebe junge Stimme, noch immer klang es mir in den Ohren: „Vergiß das Wiederkommen nicht!“

So war's auch heuer eines Abends. Ich ſaß vor unſerer Hausthür auf der Bank und blickte in den vergehenden Tagesſchein, der durch eine Lücke der Straße über den jenſeitigen Rebhügeln ſichtbar war. Ein Töchterchen unſeres jüngſten Sohnes war mir auf den Schooß geklettert und hatte es ſich ſpielmüde in Großvaters Arm bequem gemacht. Bald fielen die kleinen Augen zu und auch das Abendroth verſchwand, aber drüben auf des Nachbars Dach ſaß noch im Dunkeln eine Schwalbe und zwitſcherte leiſe wie von vergangener Zeit.

Da trat meine Frau aus dem Hauſe. Sie ſtand eine Weile ſchweigend neben mir, und als ich nicht aufblickte, fragte ſie mich ſanft: „Alter, was iſt Dir?“ und da ich nicht antwortete und nur der Vogelgeſang aus der Dämmerung herübertönte: „Iſt's denn wieder einmal die Schwalbe?“

„Du weißt's ja, Mutter," ſagte ich, „Du haſt ja allezeit Geduld mit mir gehabt."

Aber ich kannte ſie noch nicht ganz; ſie hatte mehr als das für mich. Sie legte beide Hände auf meine Schultern. „Was meinſt?" rief ſie, indem ſie mich mit ihren alten guten Augen anblickte, „wir können's jetzt ja leiſten, Du mußt die Agnes wiederſehen, Du hätteſt ja ſonſt einmal keine Ruh' im Grab' bei mir!"

Ich war faſt erſchreckt durch dieſen Vorſchlag und wollte Einwendungen machen, ſie aber ſagte: „Stell's Gott anheim!" — — Das hab' ich denn gethan; und ſo iſt es gekommen, daß ich noch einmal heimkehre; aber, wenn wir durch's Thor fahren, der alte Jacob wird wohl nicht mehr blaſen."

Mein Reiſegefährte ſchwieg. Ich aber hielt nun nicht länger zurück, denn ich war im Innerſten bewegt. „Ich kenne Sie," ſagte ich. „ich kenne Sie ſehr wohl, Harre Jenſen; auch Agnes kenne ich; ſie hat viele Jahre im Hauſe meiner Großmutter gelebt, ſie iſt mir ſelbſt wie meiner Mutter Mutter. Aus ihrem eignen Munde habe ich Alles erfahren, auch das, was Sie verſchwiegen haben."

Der Alte faltete die Hände. „Großer, gnädiger Gott!" ſagte er, „ſo lebt ſie noch und kann mir noch vergeben!"

Mir ahnte wenig, daß ich eine Hoffnung angeregt hatte, deren Erfüllung ſchon im Reiche der Schatten lag. Ich erwiderte nur: „Sie kannte ihren Jugendfreund; ſie hat ihn niemals angeklagt.“ — Und nun erzählte ich. Er hörte in athemloſen Schweigen und nahm begierig jedes Wort von meinen Lippen.

Da klatſchte der Poſtillon mit ſeiner Peitſche. Der ſtumpfe Thurm unſerer Vaterſtadt war am Horizonte aufgetaucht. Als ich mit dem Finger dahin wies, faßte der Alte meine Hand. „Mein junger Freund,“ ſagte er, „ich zittre vor der nächſten Stunde.“

Nicht lange, ſo raſſelte unſer Wagen über das Steinpflaſter der Stadt. Bei dem ſchönen Herbſtwetter wären viele Leute auf den Straßen, und da ich lange fortgeweſen, ſo erhielt ich als allbekanntes Stadtkind fortwährend lebhafte Grüße von den Vorübergehenden. Den fremden Greis an meiner Seite ſtreifte höchſtens ein Blick der Verwunderung oder wohl auch der Neugierde. Endlich hielten wir am Gaſthofe und hier dachte ich für heute von meinem Freunde Abſchied zu nehmen, denn er wünſchte ſeinen erſten Gang nach St. Jürgen allein zu machen.

Ein paar Minuten ſpäter war ich zu Hauſe, umringt von Eltern und Geſchwiſtern. „Alles wohl?“ war meine erſte Frage.

„Du ſiehſt es, hier iſt Alles geſund,“ erwiderte meine Mutter, „ſonſt aber — Eine findeſt Du nicht mehr.“

„Hanſen!“ rief ich, denn an wen anders hätte ich denken ſollen.

Meine Mutter nickte. „Aber was erſchreckt Dich ſo, mein Kind? Ihre Jahre waren daher; heut' in der Frühe iſt ſie in meinen Armen ſanft entſchlafen.“

Ich erzählte, wen ich mitgebracht, in fliegenden Worten; und während Alle noch tief erſchüttert ſtanden, verließ ich, ohne meine Kleider zu wechſeln, das Haus; jetzt durfte ich den alten Mann nicht allein laſſen. Ich ging zuerſt nach dem Gaſthofe, und nachdem ich dort erfahren, daß er ſchon fort ſei, geradeswegs die Straße hinauf nach St. Jürgen.

Als ich dort anlangte, ſah ich den Spökenkieker, den der Tod zu verſchmähen ſchien, mitten auf der Straße vor dem Stiftshauſe ſtehen. Die Hände auf dem Rücken, wiegte er ſich behaglich in den Knieen, während er unter dem breiten Schirme ſeiner Mütze nach dem einen Giebel hinaufſtierte. Als ich mit den Augen der Richtung folgte, ſah ich dort auf den oberſten Treppen, ja ſogar auf der Glocke, die oben in der durchbrochenen Mauer hing, eine große Menge Schwalben eine neben der andern ſitzen, während einzelne um ſie her ſchwärmten, ſich hoch in die Luft erhoben und dann wieder ſchreiend und zwitſchernd zu ihnen zurückkehrten. Einige von dieſen ſchienen neue Gefährten mitzubringen, die dann neben den andern auf den Mauerzinnen Platz zu finden ſuchten.

Es hielt mich unwillkürlich feſt. Ich ſah es wohl, ſie rüſteten ſich zur Reiſe; die Sonne der Heimath war ihnen nicht mehr warm genug. — Der alte Menſch neben mir riß die Mütze vom Kopf und ſchwenkte ſie hin und her. „Huſch!“ lallte er, „fort mit Euch, ihr Sakermenters!“ — Aber noch eine Weile dauerte das Schauſpiel dort oben auf dem Giebel. Da plötzlich, wie emporgeweht, erhoben ſich ſämmtliche Schwalben faſt ſenkrecht in die Luft, und in demſelben Augenblick waren ſie auch ſchon ſpurlos in dem blauen Himmelsraum verſchwunden.

Der Spökenkieker ſtand noch und murmelte unverſtändliche Worte, während ich durch den dunkeln Thorweg in den Hof des Stiftes ging. — Der eine Fenſterflügel von Hanſens Stube ſtand wie einſtens offen; auch das Schwalbenneſt war noch da. Zögernd ſtieg ich die Treppe hinan und öffnete die Stubenthür. Da lag meine alte Hanſen, friedlich und ſtill; das Leintuch, womit man ſie bedeckt hatte, war zur Hälfte zurückgeſchlagen. Auf der Kante des Bettes ſaß mein Reiſegefährte, aber ſeine Augen waren über den Leichnam weg auf die nackte Wand gerichtet. Ich ſah es wohl, dieſer ſtarre Blick ging über eine leere ungeheure Kluft, denn am jenſeitigen Ufer ſtand das unerreichbare Luftbild ſeiner Jugend, das jetzt mit reißender Schnelle in Dunſt zerfloß.

Ich hatte mich, anſcheinend ohne von ihm bemerkt zu werden, in den Lehnſtuhl an das offene Fenſter geſetzt und betrachtete das leere Schwalbenneſt, aus dem noch die Halme und Federn hervorſahen, die einſt der nun flügge gewordenen Brut zum Schutze gedient hatten. Als ich wieder in's Zimmer blickte, war der Kopf des alten Mannes dicht über dem der Leiche. Er ſchien wie ſinnverwirrt dies eingefallene Greiſenantlitz zu betrachten, das mit dem drohenden Ernſt des Todes vor ihm lag. „Könnte ich nur einmal noch die Augen ſehen!" murmelte er. „Aber Gott hat ſie zugedeckt." Dann, als müſſe er es ſich beweiſen, daß ſie es dennoch ſelber ſei, nahm er eine Strähne des grauen glänzenden Haares, das zu beiden Seiten vom Haupte auf das Leintuch herabfloß und ließ es liebkoſend durch ſeine Hände gleiten.

„Wir ſind zu ſpät gekommen, Harre Jenſen!' rief ich ſchmerzlich.

Er blickte auf und nickte. „Um funfzig Jahre," ſagte er, „das Leben iſt auch ſo vergangen." Dann, während er langſam aufſtand, ſchlug er das Laken zurück und deckte es über das ſtille Antlitz der Todten.

Ein Windſtoß fuhr gegen das Fenſter. Mir war, als höre ich von draußen, fern aus der höchſten Luftſtrömung, darin die Schwalben ziehen, die letzten Worte ihres alten Liedes:

„Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War Alles leer!"

Sehr, sehr, sehr schön ~~[illegible]~~ ~~entzückend~~ Ach wie wehmüthig! aber doch so sehr schön, schön, so unendlich schön! wenn die Erinnerung geweckt wird! die letzten, süßen Erinnerung. Alles kann dem Menschen entrissen werden die trauten Erinnerung aber nie nicht ganz schön!

Druck von A. Edelmann in Leipzig.

wird ist [illegible]

~~[illegible]~~ [illegible]

zurückgekommen
ist, um den 48 50054
Bewegungen [illegible]
und daß er
Eugen nicht [illegible]
[illegible]

[illegible]

Zwei verlorene Leben!
verfehlte
[illegible]

Hausbuch

aus

deutſchen Dichtern ſeit Claudius.

Eine kritiſche Anthologie

von

Theodor Storm.

Johannes Egger

Hamburg,
Wilhelm Mauke.
1870.

UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK
LEIPZIG

62 - 1331
K
10. 4. 62
NK

Dt. Lit. / Samml. / Zyk

Vorwort.

Das vorliegende Buch iſt eine Recapitulation aus einer mehr als dreißigjährigen Lebenserfahrung; zunächſt dem Wunſche entſprungen, für mich und die Meinigen aus den neueren deutſchen Dichtungen geringeren Umfangs das zuſammenzuſtellen, was daraus während jenes langen Zeitraumes meine beſondere Theilnahme erregt hat und derart in mir haften geblieben iſt, daß ich jezuweilen dahin zurückgekehrt bin.

Es iſt dies nicht immer das Schöne, ſondern ebenſo ſehr das Charakteriſtiſche; das Häßliche nicht ausgeſchloſſen, wo es ſich, wie z. B. in Hebbels, übrigens auch durch eine mächtige Naturſtimmung getragenen, „Haideknaben“ durch lebendige Geſtaltung ein Recht zur Exiſtenz erworben hat; es iſt zwiſchenein auch wohl das Hausbackene, ſofern darin ein warmes Stück Menſchenleben und dann gelegentlich und wie von ſelbſt auch ein Stück Poeſie zum Vorſchein kommt, wie das in einzelnen Idyllen von Voß und in den Gedichten des alten Paſtors von Werneuchen der Fall iſt, für welchen Letzteren ich eine gewiſſe heimliche Liebe nicht ſowohl trotz, ſondern vielmehr urkundlich jener anmuthigen

Parodie*) mit unſerm Altmeiſter Göthe zu theilen glaube; — es iſt ferner, wenn auch vorzugsweiſe, ſo doch nicht allein das in der Ausführung Makelloſe, ſondern auch das, wo die zwingende Gewalt des Ganzen die einzelnen Mängel derſelben vergeſſen läßt; endlich ſind es nicht grade die Behandlungen großer Stoffe, zumal nicht jene aus mythologiſchen, hiſtoriſchen oder ethnographiſchen Studien zuſammengearbeiteten Dichtungen, in denen wir zwar die Größe des Wollens — auch wohl des Anſpruchs — nicht verkennen können, die aber wegen der unzulänglichen Zeugungskraft ihrer Verfaſſer dennoch todtgeborene Dinge bleiben; ſondern es ſind lieber ſolche, in denen der wenn auch weniger große Stoff „mit urkräftigem Behagen“ zur Erſcheinung kommt. — Da das Buch einen rein kritiſchen Standpunkt einnimmt, ſo waren von vorn herein alle Gedichte ausgeſchloſſen, welche die Bedeutung, die ihnen etwa zuzugeſtehen iſt, nicht in, ſondern neben ſich haben; ſomit alle, welche nur in Bezug auf die Entwicklung unſerer Literatur oder als Illuſtrationen, ſei es zur allgemeinen Geſchichte oder zu der Biographie ihrer Verfaſſer, eine ſolche in Anſpruch nehmen können.

Die Phraſe wird hoffentlich in dieſem Buche keine Stätte gefunden haben; mindeſtens im Weſentlichen nicht, wie ich Vorſichtshalber hinzuſetzen möchte; denn was wäre durchweg frei von dieſer weltbeherrſchenden Krankheit!

Fragt man nun aber, woher bei der Fluth von Anthologieen auch noch dieſe ſich das Recht nimmt, in die Welt zu treten, ſo erwidere ich Folgendes:

Obgleich ſich Niemand davon frei ſprechen dürfte, daß er nicht einmal vorübergehend oder im Einzelnen auch dem Unberechtigten einen Platz eingeräumt hätte, ſo ſcheint mir doch in faſt allen Anthologieen, ſo weit ſie mir vor Augen gekommen ſind, die Mittelmäßigkeit einen unverhältnißmäßigen Raum einzunehmen. Zwar iſt in der Poeſie — vielleicht in jeder Kunſt — die Fähigkeit des Urtheilens kaum weniger ſelten, als die des Schaffens; allein auch wo die Auswahl vorausſetzlich von nicht unbefugter Hand herrührt, pflegt es damit nicht beſſer zu ſtehen. — Die Urſache hiervon dürfte, abgeſehen von einem Streben nach äußerer Vollſtändigkeit, zum Theil in der Macht des Erfolges zu ſuchen ſein.

---

*) Das Gedicht: „Muſen und Grazien der Mark“.

Zweck kritik

Jede Literatur-Epoche wird bekanntlich von einer Schaar von Anempfindern und Nachahmern begleitet, welche, ſo lange dieſelbe dauert, gleich den Grillen im Sommer nach Kräften in dem großen Concerte mitſingen, um dann mit ihrem Ende ſpurlos zu verſchwinden. Ebenſo iſt es aber eine gleicherweiſe alte und neue Erfahrung, daß manche dieſer Mitſänger, während ihr Sommer dauert, ein Publikum, ja oft ein größeres als die echten Sangesmeiſter finden und ſo ihre vorübergehende Exiſtenz durch eine Reihe von Auflagen zu documentiren vermögen. — Von dieſem Punkte ſcheint mir der mechaniſche Druck auszugehen, durch welchen, zum nicht geringen Verderb, grade die am meiſten in den Familien eingebürgerten Sammlungen*) mit jenen farbloſen Verſificationen angefüllt ſind, von denen aus jedem mäßigen Gefühl ein Dutzend gemünzt werden könnte, gegen die ſich aber freilich nichts einwenden läßt, als daß ſie eben nichts bedeuten. — Dem entgegen zu treten, ſoll dieſes Buch einen Verſuch machen.

---

*) Ich ſpreche nicht von denen, die literärhiſtoriſche Zwecke verfolgen oder von den zum Schulgebrauch beſtimmten Sammlungen.

Die Sammlung beginnt mit Claudius, der in einer Zeit, wo ſowohl die poetiſche, als die muſikaliſche Lyrik in Deutſchland ſich in conventionelle Thee- und Kaffeeliedchen verloren hatte, zuerſt den unmittelbaren Ausdruck der Empfindung, namentlich, und bis jetzt kaum übertroffen, der Natur-Empfindung wiederfand; der, bevor ein ſolcher Ton von Göthe laut geworden, ſein Neujahrslied anhub:

Claudius

„Es war noch frühe Dämmerung
Mit leiſem Tagverkünden,
Und nur noch eben hell genung,
Sich durch den Wald zu finden;
Der Morgenſtern ſtand linker Hand,
Ich aber ging und dachte
Im Eichthal an mein Vaterland,
Dem er ein Neujahr brachte.“

und ſein von Naturgefühl getränktes keuſches „Wiegenlied beim Mondſchein“ gedichtet hatte, das dieſes Buch der Vergeſſenheit zu entreißen ſucht*).

Zur näheren Verdeutlichung des Geſichtspunktes, von welchem aus die vorliegende Sammlung entſtanden iſt, ſei es mir verſtattet, noch einige Bemerkungen vorauszuſchicken.

[illegible]

Wie ich in der Muſik hören und empfinden, in den bildenden Künſten ſchauen und empfinden will, ſo will ich in der Poeſie, wo möglich, alles Drei zugleich.

[illegible]

Von einem Kunſtwerk will ich, wie vom Leben, unmittelbar und nicht erſt durch die Vermittlung des Denkens berührt werden; am vollendetſten erſcheint mir daher das Gedicht, deſſen Wirkung zunächſt eine ſinnliche iſt, aus der ſich dann die geiſtige von ſelbſt ergiebt, wie aus der Blüthe die Frucht. — Der bedeutendſte Gedankengehalt aber, und ſei er in den wohlgebauteſten Verſen eingeſchloſſen, hat in der Poeſie keine Berechtigung und wird als todter Schatz am Wege liegen bleiben, wenn er nicht zuvor durch das Gemüth und die Phantaſie des Dichters ſeinen Weg genommen und dort Wärme und Farbe und wo möglich körperliche Geſtalt gewonnen hat. — An ſolchen todten Schätzen ſind wir überreich.

---

*) Die Scala reicht freilich noch tiefer „Füllest wieder Buſch und Thal“ (Göthe), „Der Mond iſt aufgegangen“ (Claudius), „Nun ruhen alle Wälder“ (Paul Gerhard).

Die Lyrik insbeſondere anlangend, ſo iſt nach meiner Kenntniß unſerer Literatur, die Kunſt zu ſagen, was ich leide", nur Wenigen, und ſelbſt den Meiſtern nur in ſeltenen Augenblicken gegeben. Der Grund iſt leicht erkennbar.

Nicht allein, daß die Forderung, den Gehalt in knappe und zutreffende Worte auszuprägen, hier beſonders ſcharf hervortritt, 1) da bei dem geringen Umfange ſchon ein falſcher oder pulsloſer Ausdruck die Wirkung des Ganzen zerſtören kann; 2) 2) dieſe Worte müſſen auch durch die rhythmiſche Bewegung und die Klangfarbe des Verſes gleichſam in Muſik geſetzt und ſolcherweiſe wieder in die Empfindung aufgelöſt ſein, aus der ſie entſprungen ſind; in ſeiner Wirkung ſoll das lyriſche Gedicht dem Leſer — man geſtatte den Ausdruck — zugleich eine Offenbarung und Erlöſung, oder mindeſtens eine Genugthuung gewähren, die er ſich ſelbſt nicht hätte geben können, ſei es nun, daß es unſre Anſchauung und Empfindung in ungeahnter Weiſe erweitert und in die Tiefe führt, oder, was halb bewußt in Duft und Dämmer in uns lag, in überraſchender Klarheit erſcheinen läßt.

Am ärmſten ſcheint mir unſre patriotiſche und ſagenpolitiſche Lyrik. So unzweifelhaft es iſt, daß das Leben in Staat und Gemeinde ein ebenſo berechtigter Gegenſtand für die menſchliche Empfindung und daher für die Lyrik iſt, als das Einzel- oder Familienleben, ſo iſt es hier, wie in der Natur dieſer poesis militans liegt, doch weit ſeltener gelungen, den Stoff von dem Boden der bloßen Wirklichkeit abzulöſen und andrerſeits ſich nicht an rhetoriſcher Phraſe und Bildermacherei genügen zu laſſen. So kommt, um Beiſpiele anzuführen, Uhland's „Wenn jetzt ein Geiſt herniederſtiege" — abgeſehen von dem ſelten ſchönen Anfang und Ende — kaum über eine poetiſch gefärbte Kammerrede hinaus; ſo iſt neuerdings von den vielen Gedichten für meine Heimath Schleswig-Holſtein auch nicht eins zu einer irgend in Betracht kommenden Innerlichkeit gelangt.

Wenn wir auch, was Dingelſtedt in Bezug auf die Zeit nach Uhland, Rückert und Heine in ſeiner Gedichtſammlung von 1858 ausgeſprochen,

„Die Lyrik, unſer alter Stolz und Halt,
Wird nicht mehr jung, die jüngſte niemals alt."

nicht mögen gelten laſſen, ſondern ſogar durch dieſe Sammlung zu widerlegen hoffen, ſo iſt doch nichts unrichtiger, als die von A. Meißner aufgeſtellte Parallele:

„Im Gartenteich wird nie ein Schiffer ſcheitern,
Im kleinen Liede kein Poet erliegen."

Denn gilt es dabei auch nicht einen Berg zu verſetzen, ſo gilt es doch eine Perle zu finden, und nur wenige Muſcheln haben Perlen.

Heine ſagt ſehr richtig: „Ein Lied iſt das Kriterium der Urſprünglichkeit.“ Die meiſten unſerer ſogenannten Dichter aber ſind ihrem eigentlichen Weſen nach Rhetoriker mit mehr oder minder poetiſchem Anſtrich und der lyriſchen Kunſt ſo gut wie ganz unmächtig. —

Die Auswahl ſelbſt anlangend, ſo iſt ſie bei den älteren Dichtern, deren Werke jetzt in Aller Händen ſind, eine verhältnißmäßig beſchränktere; bei einigen wenig bekannten dagegen, auf welche dieſes Buch aufmerkſam zu machen wünſcht, eine verhältnißmäßig weitere. Wo die Faſſung von den bisherigen Drucken abweicht, beruht dieß auf handſchriftlicher Aenderung der Verfaſſer. Was ich von Eigenem beifügen zu müſſen gemeint habe, möge ſeinen Platz zwiſchen dem Uebrigen ſelbſt zu behaupten ſuchen.

Bei der Reviſion der Sammlung ſind an literarhiſtoriſchen Werken von mir benutzt: Deutſches Leſebuch von W. Wackernagel, Thl. 2; Elf Bücher deutſcher Dichtung von Karl Gödeke; Deutſchlands Dichter von 1813 bis 1843 von demſelben; poetiſcher Hausſchatz des deutſchen Volkes von O. L. B. Wolff; die Deutſchen Dichter der Neuzeit von Ignaz Hub; Deutſche Lyriker ſeit 1850 von E. Kneſchke; Geſchichte der deutſchen Literatur von Heinrich Kurz; von den vorhandenen Anthologieen insbeſondre: Deutſcher Dichterwald von Georg Scherer, welche in Betreff der lebenden Dichter auch als Selbſtanthologie der Verfaſſer ein beſonderes Intereſſe beanſpruchen kann.

Möge nun dies Buch dazu helfen, eines Theils auch dem größeren Publicum einen Maaßſtab für poetiſche Leiſtungen in die Hand zu geben; andern Theils diejenigen mit unſerer Lyrik wieder zu befreunden, welche der ungeheuere Wuſt des Nichtigen von dieſer Dichtungsart zurück geſchreckt hat; und möge endlich nicht verkannt werden, daß wie die Arbeit, ſo auch das Verdienſt dieſes Buches, inſoweit es ein ſolches beanſpruchen kann, zum großen Theil in dem zu ſuchen iſt, was daſſelbe nicht enthält.

Huſum, 7. Juni 1870.

Th. St.

Inhalt.

Seite

Alexis, Wilibald.

Fridericus Rex 312

Arndt, Ernſt Moritz.

Marienwürmchen 100
Klage um den kleinen Jacob . . . 101
Ballade 102

Arnim, Achim von.

Goldne Wiegen ſchwingen 128
Mondenſchein 129
Die arme Schönheit. 129
Die freie Nacht iſt aufgegangen . . 130

Aus grünen Zweigen.

Nachts . . . . [illegible]
Als im raſchen Wirbeltanze. . . . [illegible]

Bodenſtedt, Friedrich.

Und ſteigen auch in der Jahre Lauf. 506
Aus dem Feuerquell des Weines. . 506
Höre, was der Volksmund ſpricht . 507
Als ich ſang: Seid fröhlich mit den Frohen 507

Bornemann, Joh. Wilhelm.

Winters Afgang 98

Blomberg, Hugo Freiherr von.

Die Freske zu San Gregorio . . . 636
Rococo 642
Nächtliche Wanderung 644

Brentano, Clemens.

Der Spinnerin Lied. 120
Nach Sevilla 121
Wenn ich ein Bettelmann wär' . . 122
O lieb Mädel, wie ſchlecht biſt du!. 123

Seite

Brinkmann, John.

De kranke Soen 540

Büchner, Georg.

O meine müden Füße 531

Bürger, Gottfried Auguſt.

Lenore 22
Das Lied vom braven Mann . . . 30
Troſt 34
Die Eſel und die Nachtigallen . . 34
An das Herz 35

Chamiſſo, Adalbert von.

Schloß Boncourt 166
Salas y Gomez 169
Die alte Waſchfrau 179
Der Bettler und ſein Hund 180
Der alte Sänger 182
Thränen. 184

Chriſten, Ada.

Mein letzter Stern ging unter. . . 710
Wiedervereinigung 710
Am Teich 711
Es pfeift der Wind ſein froſtig Lied 712
Ueber meinem Lager hängt 712

Claudius, Matthias.

Ich wüßte nicht, warum 1
Wiegenlied bei Mondſchein zu ſingen 2
Frühe 3
Als der Hund todt war 4
Die Mutter bei der Wiege 4
Nach der Krankheit 5
Wächter und Bürgermeiſter. . . . 6
Serenata im Walde zu ſingen . . 7

Seite
Die Geſchichte von Goliath und David 9
Der Mann im Lehnſtuhl 11
Bekränzt mit Laub 12
Der Mond iſt aufgegangen 13
Auf den Tod der Kaiſerin 15
Bei dem Grabe meines Vaters . . 15

Daumer, Georg Friedrich.
Aus der Vorrede 376
Sieh', es iſt Meſſiashauch 377
Enthalte dich der Nüchternheit . . 378
Bezähme die Begier 379
Wenn einer mäßig trinket 379
Kehr ich einmal aus der Erde . . . 380
Meine Verſe hab' ich immer . . . 381
Es iſt ein Stern vom erhabenen Himmel gefallen 382
Aus dem hohen Lied. 382

Dethleffs, Sophie.
Trennte Göder 496

Dingelſtedt, Franz.
Sieh ihn durch die Wolken ſtreichen. 530

Dreves, Lebrecht.
Auf den Bergen die Burgen. 567

Droſte-Hülshoff, Annette Freiin von.
Des alten Pfarrers Woche. 314
Aus: die Krähen 328
Im Mooſe. 713

Eggers, Friedrich.
De Gaſt. 617

Eichendorff, Joſeph Freiherr von.
Schläft ein Lied in allen Dingen . 224
Lane Luft kommt blau gefloſſen . . 224
Ueber'n Garten durch die Lüfte . . 225
Wer ſteht hier draußen? 225
Möcht' wiſſen, was ſie ſchlagen . . 226
Die Höh'n und Wälder ſchon ſteigen. 227
Aus der Heimath hinter den Blitzen roth. 228
Es rauſchen die Wipfel u. ſchauern. 228
In einem kühlen Grunde. 229
O wunderbares tiefes Schweigen . 229
Vergangen iſt der lichte Tag . . . 230
Ich ſaß am Schreibtiſch bleich und krumm 231
Nach Süden nun ſich lenken. . . . 232
Frühmorgens durch die Klüfte . . 233
Der Wald, der Wald, daß Gott ihn grün erhalt! 235

Seite
Es zogen zwei rüſt'ge Geſellen. . . 236
Sonſt. 238
Der Schreckenberger 238
Der Schatzgräber 239
Im Alter 240
Die Zeit geht ſchnell 240
Götterdämmerung 241

Endrulat, Bernhard.
Was iſt das Glück 398

Falk, Joh. Daniel.
Die drei Knaben im Walde. 103

Ferrand, Eduard.
Wir ſtanden vor einem Grabe. . . 532
Begegnung 533
Hier ruht in Gott. 535

Feuchtersleben, Ernſt Freih. von.
Es iſt beſtimmt in Gottes Rath . . 479

Fink, G. W.
Der ſtille Schuß 187

Fiſcher, J. G.
Balder Frühling 565

Fontane, Theodor.
Der alte Deſſauer. 620
Monmouth 621
Archibald Douglas 622
Königin Eleonorens Beichte . . . 626

Fouqué, Friedrich Baron de la Motte.
Thurmwächterlied. 125
Wenn Alles eben käme. 126

Frankl, Ludwig Auguſt.
Der Wald von Gainfarn 492

Freiligrath, Ferdinand.
Die Auswanderer 499
„Prinz Eugen, der edle Ritter" . . 500
Da ſchwimmt allein auf dem ſtillen Meer 501
Eine Gemſenwacht 503
Geſicht des Reiſenden 506
O lieb', ſo lang du lieben kannſt . 507
Ich ſchritt allein hinab den Rhein . 509

Gaudy, Franz Freiherr von.
Tiroleſer Ständchen. 372
Des Hageſtolzen Geburtstag . . . 374

Seite

Gardthauſen, Guſtav.

Der Herbſt iſt da 690

Geibel, Emanuel.

Auf dem Anſtand 545
Julin 548
Herbſtlich ſonnige Tage 549
Eutin 550
Volkers Nachtgeſang 553
Der Tod des Tiberius 564

Glasbrenner, Adolf.

Das Poſthorn ſchmettert 495
Der Topf mit Orden 495
Dieſer Mann mit wicht'ger Miene . 496

Göthe, Joh. Wolfgang von.

Es ſchlug mein Herz, geſchwind zu Pferde 38
Freudvoll und leidvoll 39
Der du von dem Himmel biſt . . . 40
Ueber allen Gipfeln iſt Ruh . . . 40
Wer nie ſein Brod mit Thränen aß. 40
Kennſt du das Land 41
Tanzlied unter der Linde 41
Vanitas, vanitatum vanitas! . . 42
Erlkönig 44
Der Schatzgräber 45
Der Todtentanz 47
Elegien I u. IV 48

Grimm, Herman.

Die Schlange 673

Groſſe, Julius.

Sehnſucht, auf den Knieen 683
Es mußte wohl ſo kommen 684
Schon jenſeits 685
Ein altes Pärchen 686
Bruder Steffen 686

Groth, Klaus.

Dat Meer 596
Orgeldreier 599
Spaß 601
As ik wegging 602
Dagdeef 603
Min Platz vær Dör 604
De Mal 604
He ſä mi ſo vel 605
Vær Dör 606
Ol Büſum 607
Hans Iwer 608
Minneſänger 609

Grün, Anaſtaſius.

Sankt Hilarion 467

Hamerling, Robert.

Nächtliches Ungewitter 701

Hammer, Julius.

Stör' nicht den Traum der Kinder . 497

Hartmann, Moritz.

Die 150 Huſaren 646

Hauff, Wilhelm.

Reiters Morgengeſang 418

Hebel, Joh. Peter.

Der Karfunkel 71
Hans und Verene 80
Sonntagsfrühe 83
Die Ueberraſchung im Garten. . . 85
Agatha an der Bahre ihres Pathen. 87

Hebbel, Friedrich.

Aus der Kindheit 518
Sommerbild 520
Herbſtbild 521
Meiſenglück 521
Süße Täuſchung 522
Spuk 522
Dämmerempfindung 523
Das Haus am Meer 523
Großmutter 526
Haideknabe 527

Heine, Heinrich.

Die Grenadiere 343
Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten 344
Im Rhein im heiligen Strome . . 345
Ich grolle nicht 346
Ein Jüngling liebt ein Mädchen . 346
Wir ſaßen am Fiſcherhauſe 347
Das Meer erglänzte weit hinaus . 348
Am fernen Horizonte 348
Du biſt wie eine Blume 349
Ueber die Berge ſteigt ſchon die Sonne 349
Ach, ich ſehne mich nach Thränen . 349
Durch den Wald im Mondenſcheine 350
Leiſe zieht durch mein Gemüth . . 350
In meinen Tagesträumen 350
In meiner Erinnrung erblühen . . 351
Es ragt in's Meer der Runenſtein . 351
Begegnung 352
Ritter Olaf 353
König Harald Harfager 356

Seite

Heine, Heinrich.

Denk' ich an Deutſchland in d. Nacht. 357
Den Paganini begleitete ſtets . . . 358
Schlachtfeld bei Haſtings 361
Frau Sorge 365
Auto-da-fe. 366
Böſes Geträume 367
Die Söhne des Glückes beneid' ich nicht 368
Mir lodert und wogt im Hirn eine Fluth. 369

Herder, Joh. Gottfried von.

Elvershöh. 16
Erlkönigs Töchter. 18
Edward. 20

Herwegh, Georg.

Die bange Nacht iſt nun herum . . 568
Hölderlin 569
Auf dem Berge 569

Heyſe, Paul.

Die Schlange 680
Das Thal des Espingo. 683
Ueber ein Stündlein. 685
Drunten auf der Gaſſen 686

Hoffmann, Auguſt Heinrich (von Fallersleben).

Im Roſenbuſch die Liebe ſchlief . . 332

Hölderlin, Friedrich.

Hyperions Schickſalslied 106
Die Heimath. 107
Der Abſchied. 108
Abendphantaſie. 109

Hölty, Ludewig Heinrich.

Wer wollte ſich mit Grillen plagen. 36
Auftrag 37

Hopfen, Hans.

Hörbar und lauten Ganges ſchleicht die Zeit 703
Zuweilen iſt es mir, als hört . . . 704
Die Noth 705

Jenſen, Wilhelm.

Am erſten Sarge 707

Immermann, Karl.

Könnt' ich ſie einmal treffen an . . 300
Ach die Welt wird immer enger . . 301
Ich habe beſucht die waldige Haide. 301

Kaufmann, Alexander.

Idyll 616

Keller, Gottfried.

Im Wald 612
Winternacht 613
Jung gewohnt, alt gethan 613
Sommernacht 615

Kerner, Juſtinus.

Ein Alphorn hör' ich ſchallen . . . 200
Alte Heimath 201
Der todte Müller 201
Aerztliche Kunde 202
An das Trinkglas eines verſtorbenen Freundes 203
Der Wanderer in der Sägemühle. . 203
Das treue Roß 204
Sankt Elsbeth 205
Mild weht die Luft 206
Weiß nicht, woher ich bin gekommen. 206

Kinkel, Gottfried.

Ein Blatt aus der Kirchengeſchichte 543

Kletke, Hermann.

Der Liebe Obdach. 538

Kobell, Franz von.

Koa Troſt 423
Der Nußhecher 424

Körner, Theodor.

Lützow's wilde Jagd 279

Kopiſch, Auguſt.

Der Nöck 337
Der Trompeter 339
Blücher am Rhein 340
Hiſtorie von Noah 340
Coeur-König. 341

Kugler, Franz Theodor.

An der Saale hellem Strande. . . . 667

Kuh, Emil.

In Ewigkeit 669

Kurtz, Hermann.

Das Mützchen. 2. 536

Leitner, Karl Gottfr. Ritter von.

Abendgang. 296

Seite

Lenau, Nicolaus.

Weil' auf mir, du dunkles Auge . . 398
Drüben geht die Sonne ſcheiden . . 398
Trübe wird's, die Wolken jagen . . 399
Auf geheimem Waldespfade. . . . 400
Sonnenuntergang 400
Auf dem Teich, dem regungsloſen . 400
Heſperus der blaſſe Funken 401
Ich wand're fort in's ferne Land . 401
Dieſe Roſe pflück' ich dir 402
Der offne Schrank 402
Der Poſtillon 403
Die drei Zigeuner. 406
Sahſt du ein Glück vorübergehn . 407
Die nächtliche Fahrt. 408

Lepel, Bernhard von.

Das Fragment der Pſyche 576

Lingg, Hermann.

Hochſommer 629
Eismeer. 630
Immer leiſer wird mein Schlummer. 630
Kalt und ſchneidend weht der Wind. 631
An meine pompejaniſche Lampe . . 631
Mittagszauber 633
Kürzeſte Nacht 634

Marx, Friedrich.

Frühlingsblätter 698

Meinhold, Wilhelm.

Der Kraken 307
Der Wurm am Meere 311

Meißner, Alfred.

In Verona 684

Merkel, Wilhelm von.

Aus: Eine Peſtilenz-Nacht . . . 426
An meinem Geburtstage 430
Ruhe 432

Miſes.

Der Mäuſebimmel 386
Die vier Hühnchen 388
Die Begegnung. 389
Hier bring' ich ſelber euch Hut und Stock 390
Für's Tiſchlein ein Wiſchlein . . . 390

Moſen, Julius.

Der Trompeter an der Katzbach . . 419
Andreas Hofer 420
Es grünet ein Nußbaum 422

Seite

Roſenthal, E. G.

Roſengeflüſter 513

Mörike, Eduard.

Schön-Rohtraut 439
Früh, wann die Hähne krähn . . . 440
Roſenzeit, wie ſchnell vorbei . . . 441
Früh im Wagen 442
Die Soldatenbraut 443
Wie ſüß der Nachtwind nun die Wieſe ſtreift 443
Peregrina 444
An meinen Vetter. 445
Ach nur einmal noch im Leben . . 446
Der alte Thurmhahn 448
Loſe Waare 457
Denk es, o Seele 457
Erinna an Sappho 458

Müller, Wilhelm.

Mit der Fiedel auf dem Rücken . . 291
Ich bin der letzte Gaſt im Hauſe . . 293
Ich hört ein Bächlein rauſchen . . 294
Eine Mühle ſeh' ich blinken . . . 295
War es alſo gemeint. 296
Hätt ich tauſend Arme zu rühren. . 296
Was vermeid ich denn die Wege . . 297
Auf einen Todtenacker 298

Pfau, Ludwig.

O Blätter, dürre Blätter 662
Der Todesengel ſingt 663

Pfizer, Guſtav.

Die Sommergeiſter 485

Platen, Auguſt Graf von.

Der alte Gondolier 302
Venedig 304
Im Waſſer wogt die Lilie 305
Wohl mir, es heilte die liebende Hand mich 305
Es liegt an eines Menſchen Schmerz 306

Preller, Carl Heinrich.

Genrebild 672

Prutz, Robert Ernſt.

Von der Pumpe, die nicht mehr hat piepen wollen 550
Wo ſind die Lerchen hingeflogen . . 563

Reinick, Robert.

Des Mädchens Geſtändniß 460
Der Bleicherin Nachtlied. 461

Seite
Wie iſt doch die Erde ſo ſchön, ſo ſchön 462
Blauer Montag 463
Curioſe Geſchichte. 463

Reinhold, C.

Pauſe. 514
Das Paar 515
Enttäuſchung 515
Ballnacht 516

Rückert, Friedrich.

Das verſunkene Dorf 247
Der fehlende Schöppe 248
Das eine Lied 249
Aus der Jugendzeit 250
Ein Schmetterling, vom Froſt betäubt 252
Einſt hab ich Märchen zum Einſchläfern dir geſungen 253
Vom Bäumlein, das andre Blätter hat gewollt 253
Böſer Wunſch aus Liebe 256
Er iſt gekommen 256
O ihr Herren, o ihr werthen . . . 257
Sie ſah den Liebſten ſchweigend an. 257
Tritt herein 258
Ich bin auf ihrem Wege der Staub. 260
Du biſt die Ruh' 260
Lachens und Weinens Grund . . . 261
Eine Neige Wein 262
Auf der Stelle, wo ſie ſaß 262
Wie ſich Schatten dehnen. 263
Herz, nun ſo alt und noch immer nicht klug 263
Wiegenlied 264
Die ſterbende Blume 266
Parabel 268
Chidher 271
(Der Perlenkranz). 272
(Des Königs Denkmal) 273
(Die Sterne). 274

Salis, Joh. Gaudenz Freih. von.

Wann der Abend ſich ſenkt 89
Wenn der Abend kühl und labend . 90

Schefer, Leopold.

Was auch ein Menſch zu ſein dir mit ſich bringt 189
Nun iſt ein großer Wanderſaal geöffnet 190
Geh fleißig um mit deinen Kindern! 191
Ein kleines nacktes Kind, das ſeine Mutter 192
Der alte Bettelmann 193
In Engürü 194
Mein Lieb, das ſchläft im Sarge ſein 194
Die Braut des Nebenbuhlers . . . 195
Die drei Weltwunder 196
Schonung der Weiblichkeit 197
Aus: die Dankſagung für das Leben 197

Scheffel, Joſeph Victor.

Aus der Vorrede 669
Fingerhut 669
Dörpertanzweiſe 671

Schelling, Friedr. Wilh. Joſeph.

Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning 113

Schenkendorf, Max von.

Andreas Hofer 195

Scherenberg, Chriſtian Friedrich.

So ſchlief ein Reiter mit ſeinem Roß 333
Oſtermorgen 334

Scherer, Georg.

Hedwig 667

Schiller, Friedrich von.

Die Schlacht. 59
Ach aus dieſes Thales Gründen . . 61
Reiterlied 62
Das Siegesfeſt. 64
Der Graf zu Habsburg. 69
Columbus. 73

Schmidt, F. W. A. (von Werneuchen).

Wald 92
An Herrn Prediger C. H. Schulze . 93
An denſelben. 95

Schnezler, Auguſt.

Die verlaſſene Mühle 690

Schöll, Adolph.

Der Pilot 165

Schults, Adolph.

Wenig, wenig begehr ich im Leben . 635

Schwab, Guſtav.

Johannes Kant. 281
Das Gewitter 284
Der Reiter am Bodenſee 285
Der Gant 286

Seeger, Ludwig.

Es iſt ein hergebrachtes Ding . . . 512

Seite

Seidl, Joh. Gabriel.
Der blinde Greis an ſeine Tochter . 437
So ſoll's mit allem Sonnenſchein . 438

Simrock, Karl.
Die Eichenſaat 412

Solitaire, M.
Micha. 580
Reflexe der Schwermuth 583

Stolberg, Fried. Leopold Graf zu.
Süße heilige Natur 51
Andenken des Wandsbecker Boten . 52

Storm, Theodor.
Ein Blatt aus ſommerlichen Tagen 571
Klingt im Wind ein Wiegenlied. . 571
Heute, nur heute 572
Der Nebel ſteigt, es fällt das Laub. 572
Meeresſtrand. 573
Abſchied. 574
So komme, was da kommen mag . 575

Strachwitz, Moritz Graf von.
Mein altes Roß 654
Das Herz von Douglas 656

Tanner, K. R.
Eine Welle ſagt zur andern. . . . 290

Tieck, Ludwig.
Feldeinwärts flog ein Vögelein . . 111
Geſang des Vogels aus dem „Blonden Eckbert" 112
Chor aus „Kaiſer Octavianus" . . 112

Traun, Julius von der.
Jägermeiſter Hackelberg 579
Der Thurmwächter 582
Liebesqual 583

Traeger, Albert.
Einſt wirſt du ſchlummern 607

Tſchabuſchnigg, Adolf Ritter von.
Was willſt du arme Roſe noch am Hage 489

Uhland, Ludwig.
Die Kapelle 210
O ſanfter ſüßer Hauch 211
Die linden Lüfte ſind erwacht . . . 211
O legt mich nicht in's dunkle Grab. 211
Süßer goldner Frühlingstag . . . 212
Saatengrün, Veilchenduft 212
Lebewohl, lebewohl mein Lieb. . . 212
So ſoll ich nun dich meiden. . . . 213
Noch ahnt man kaum der Sonne Licht. 213
So hab ich nun die Stadt verlaſſen. 213
Bei einem Wirthe wundermild . . 214
O brich nicht Steg 215
Seid gegrüßt mit Frühlingswonne. 215
Brautgeſang 215
Der gute Kamerad 216
Tell's Tod 216
Der Caſtellan von Couci. 219
Die verſunkene Krone 223

Vogl, Joh. Nepomuk.
Heinrich der Vogler 415
Das Erkennen 416

Volkslieder, aus dem „Wunderhorn" und ſpäteren Sammlungen.
Wenn ich ein Vöglein wär 131
Morgen muß ich fort von hier. . . 132
So viel Stern am Himmel ſtehen . 133
Zum Sterben bin ich verliebet in dich 134
Wenn i zum Brünnle geh' 135
Ach, wie wär's möglich dann . . . 136
Du wirſt mir's ja nit übel nehma . 137
Jetzt gang i ans Brünnele 137
Wär ich ein wilder Falke. 138
Mein Vater hat geſagt. 139
Büberl, wir wolln auſſe gehn . . . 140
Ich hatt nu mei Trutſchel 141
Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus 142
Nun lebwohl, du kleine Gaſſe. . . 143
Ich armes Käuzlein kleine 144
Häschens Klage. 145
Der Kukuk als Virtuoſe 146
Schneiders Höllenfahrt 147
Die junge Schnur und die alte Schwieger 149
Dursli und Babeli 151
Prinz Eugen. 153
Der Schweizer 155
Tannhäuſer 156
Die Nonne 160
Die Herzogin von Orlamünde. . . 162
Das vierte Gebot 164
Die Ammen-Uhr 166

Voß, Joh. Heinrich.
Des Jahres letzte Stunde 53
Der ſiebenzigſte Geburtstag. . . . 55

Seite

Wackernagel, Wilhelm.

Junker Durſt 472
Jarl Iwan und Iſolde 475
Ein Tropfen fällt 478

Waldmüller, Robert.

Die Beichte 660

Seite

Welcker, Philipp Heinrich.

Die Singdroſſel 284

Würtemberg, Alex. Graf von.

Sahara 302

Zedlitz, Joh. Chriſt. Freih. von.

Die nächtliche Heerſchau 275
An Grillparzer 277

Zuſätze und Berichtigungen.

S. 55. Der ſiebenzigſte Geburtstag iſt hier in der älteren noch unveränderten Geſtalt gegeben.

S. 153. Z. 7 iſt zu leſen: hätt ſiebe, ſiebe Händ.

S. 376. Z. 6 iſt ſtatt Schemheddin zu leſen: Schemſeddin.

S. 428. 4 Z. 10 wird man ſtatt Magenſchluck, wie in der nach des Dichters Tode erſchienenen Sammlung der Gedichte ſteht, Morgenſchluck zu leſen haben.

S. 550. Z. 16 iſt nach den Originaldrucken, leider, ſtatt Muſe es: Muſ' es zu leſen.

Matthias Claudius,

aus einer alten Schleswig'ſchen Predigerfamilie ſtammend, wurde am 15. Auguſt 1740 zu Reinfeld in Holſtein geboren, wohin ſein Vater als Prediger berufen war, ſtudirte in Jena anfänglich Theologie, dann juriſtiſche und Kameralwiſſenſchaften, ließ ſich 1770 in dem holſteiniſchen Flecken Wandsbeck nieder, wo er mit J. J. C. Bode die populäre Wochenſchrift den „Wandsbecker Boten“ herausgab, ging 1776 als Oberlandcommiſſär nach Darmſtadt, wovon er jedoch ſchon 1777 nach Wandsbeck zurückkehrte. Hier lebte er, ſeit 1788 als erſter Reviſor bei der ſchleswig-holſteiniſchen Bank in Altona, bis 1814, wo er nach Hamburg in das Haus ſeines Schwiegerſohnes, des Buchhändlers Perthes, überſiedelte. Er ſtarb dort am 21. Januar 1815.

— „Asmus omnia sua secum portans oder ſämmtliche Werke des Wandsbecker Boten.“ 8 Thle. —

Ich wüßte nicht warum?

Den griechiſchen Geſang nachahmen?
Was er auch immer mir gefällt,
Nachahmen nicht. Die Griechen kamen
Auch nur mit einer Naſe zur Welt.
Was kümmert mich ihre Cultur?
Ich laſſe ſie halter dabei,
Und trotze auf Mutter Natur;
Ihr roher abgebroch'ner Schrei
Trifft tiefer als die feinſte Melodei.
— — — — — — — —

Wiegenlied bei Mondſchein zu ſingen.

So ſchlafe nun, du Kleine!
Was weineſt du?
Sanft iſt im Mondenſcheine,
Und ſüß die Ruh'.

Auch kommt der Schlaf geſchwinder
Und ſonder Müh';
Der Mond freut ſich der Kinder,
Und liebet ſie.

Er liebt zwar auch die Knaben,
Doch Mädchen mehr!
Gießt freundlich ſchöne Gaben
Von oben her

Auf ſie aus, wenn ſie ſaugen,
Recht wunderbar;
Schenkt ihnen blaue Augen
Und blondes Haar.

Alt iſt er wie ein Rabe,
Sieht manches Land;
Mein Vater hat als Knabe
Ihn ſchon gekannt.

Und bald nach ihren Wochen
Hat Mutter mal
Mit ihm von mir geſprochen:
Sie ſaß im Thal

In einer Abendſtunde,
Den Buſen bloß;
Ich lag mit offnem Munde
In ihrem Schooß.

Sie ſah mich an, für Freude
Ein Thränchen lief;
Der Mond beſchien uns beide,
Ich lag und ſchlief;

Da ſprach ſie: „Mond, o! ſcheine,
„Ich hab ſie lieb,
„Schein Glück für meine Kleine!“
Ihr Auge blieb

Noch lang am Monde kleben,
Und flehte mehr.
Der Mond fing an zu beben,
Als hörte er.

Und denkt nun immer wieder
An dieſen Blick,
Und ſcheint von hoch hernieder
Mir lauter Glück.

Er ſchien mir unterm Kranze
In's Brautgeſicht,
Und bei dem Ehrentanze;
Du warſt noch nicht.

Fritze.

Nun mag ich auch nicht länger leben,
Verhaßt iſt mir des Tages Licht;
Denn ſie hat Franze Kuchen gegeben,
Mir aber nicht.

Als der Hund todt war.

Alard iſt hin, und meine Augen fließen
Mit Thränen der Melancholie!
Da liegt er todt zu meinen Füßen!
  Das gute Vieh!

Er that ſo freundlich, klebt' an mich wie Kletten,
Noch als er ſtarb an ſeiner Gicht.
Ich wollt' ihn gern vom Tode retten,
  Ich konnte nicht.

Am Eichbaum iſt er oft mit mir geſeſſen,
In ſtiller Nacht mit mir allein;
Alard, ich will dich nicht vergeſſen,
  Und ſcharr' dich ein,

Wo du mit mir oft ſaßſt, bei unſrer Eiche,
Der Freundin meiner Schwärmerei. —
Mond, ſcheine ſanft auf ſeine Leiche!
  Er war mir treu.

Die Mutter bei der Wiege.

Schlaf ſüßer Knabe, ſüß und mild,
  Du deines Vaters Ebenbild!
Das biſt du; zwar dein Vater ſpricht,
  Du habeſt ſeine Naſe nicht.

Nur eben itzo war er hier
  Und ſah dir in's Geſicht,
Und ſprach: Viel hat er zwar von mir,
  Doch meine Naſe nicht.

Mich dünkt es ſelbſt, ſie iſt zu klein;
Doch muß es ſeine Naſe ſein;
Denn wenn's nicht ſeine Naſe wär',
Wo hätt'ſt du denn die Naſe her?

Schlaf, Knabe, was dein Vater ſpricht,
Spricht er wohl nur im Scherz;
Hab' immer ſeine Naſe nicht,
Und habe nur ſein Herz.

Nach der Krankheit.

1777.

Ich lag und ſchlief; da fiel ein böſes Fieber
Im Schlaf auf mich daher,
Und ſtach mir in die Bruſt und nach dem Rücken über,
Und wüthete faſt ſehr.

Es ſprachen Troſt, die um mein Bette ſaßen;
Lieb' Weibel grämte ſich,
Ging auf und ab, wollt' ſich nicht tröſten laſſen,
Und weinte bitterlich.

Da kam Freund Hain: „Lieb' Weib, mußt nicht ſo grämen,
Ich bring' ihn ſanft zur Ruh'!“
Und trat ans Bett, mich in den Arm zu nehmen,
Und lächelte dazu.

Sei mir willkommen, ſei geſegnet, Lieber!
Weil du ſo lächelſt; doch,
Doch, guter Hain, hör' an, darfſt du vorüber,
So geh' und laß mich noch!

„Biſt bange, Asmus? — Darf vorüber gehen
Auf dein Gebet und Wort.
Leb' alſo wohl, und bis auf Wiederſehen!"
Und damit ging er fort.

Und ich genaß! Wie ſollt' ich Gott nicht loben!
Die Erde iſt ſo ſchön,
Iſt herrlich doch wie ſeine Himmel oben,
Und luſtig drauf zu gehn!

Will mich denn freun noch, wenn auch Lebensmühe
Mein wartet, will mich freun!
Und wenn du wieder kömmſt, ſpät oder frühe,
So lächle wieder, Hain!

Wächter und Bürgermeiſter.

In einer Stadt ein Wächter war,
Wo? hab' ich nicht gefunden,
Der blies da ſchon manch' liebes Jahr
Des Nachts und rief die Stunden;
Und zwar war das ſein Methodus:
Er that das Horn auf's Maul und blus,
Und denn pflegt' er zu ſagen:
Das Klock hat zehn geſchlagen.

Einmal nun, eh' er ſich's verſah,
War Wipp, der Rathhausdiener, da:
Gleich Marſch zum Bürgermeiſter!
„Was ruft er denn ſo falſch und dumm?
Der Klock heißt's, Bärenhäuter!
Denn Klock iſt generis masculum;
So ruf er alſo weiter!"

Ihr Excellenz und Hochgeborn
Hat in der Stadt zu ſchalten;
Sonſt hätt' ich wohl ein Wort verloren:
Der Klock reimt nicht zu meinem Horn;
Drum will ich das Klock halten.

„Er will nach einer ſolchen That
Noch wider den Hochweiſen Rath
Ein Wort und Obſtat wagen?
Im Namen unſrer guten Stadt:
Will er bald der Klock ſagen?
Das genus hat er uns verhunzt,
All' unſre Ehr' zerreißt er!
Meint er, man trägt das Schwerdt umſonſt?
Ich ſchätze Wiſſenſchaft und Kunſt:
Und bringt mich da in ſolche Brunſt" —
Der Klock, Herr Bürgermeiſter!

Serenata im Walde zu ſingen.

Solo.

Wenn hier nur kahler Boden wär',
Wo itzt die Bäume ſtehen,
Das wäre doch, bei meiner Ehr'!
Ihr Herrn, nicht halb ſo ſchön.

Denn wäre um uns her kein Baum,
Und über uns kein Zweig,
Denn wäre hier ein kahler Raum
Und ich marſchirte gleich.

So bin ich wie ein Fiſch im Meer
Und bleibe gerne hier.
Vivant die Bäume um uns her:
Der Zweig hier über mir!

A due voci.

Und zählen kann ein Menſch ſie nicht,
Sind ihrer gar zu viel;
Und jeder macht es grün und dicht,
Und jeder macht es kühl.

A tre voci.

Und jeder ſteht ſo ſtolz und kühn,
Und ſtreckt ſich hoch hinan,
Dünkt ſich, die Stelle ſei für ihn,
Und thut ſehr wohl daran.

Recitativo.

Es pflegen wohl die reichen Leut'
Auch Wald zu machen gern;

Fugato.

Da pflanzen denn, die Läng' und Breit',
Die klug- und weiſen Herrn

In eine lange Reihe hin
Gar künſtlich Baum und Strauch;
Und meinen denn in ihrem Sinn,
Sie hätten's wirklich auch.

Recitativo.

Noch kömmt ihr Gärtner Lobeſan,
Den ſie zu ha'n geruhn,
Und ſchneidet mit der Scheere d'ran,
Wie Schneidermeiſter thun.

Tutti.

Jedoch ihr Wald iſt Schneiderſcherz,
Trägt nur der Scheere Spur,
Und nicht das große volle Herz
Von Mutterlieb Natur!

Tuttissimi.

Und nicht das große volle Herz
Von Mutterlieb Natur.
Iſt purer puter Schneiderſcherz,
Trägt nur der Scheere Spur.*)

Choral.

Hoch ſitzt im Sopha der Baron,
Der Schweizer an der Thür,
Die Fürſten ſitzen auf dem Thron,
Und wir, wir ſitzen hier,

Auf bloßer Erde, feucht und kalt.
Und wir, wir ſitzen hier,
Und freun uns über dieſen Wald,
Und danken Gott dafür.

Die Geſchichte von Goliath und David, in Reime gebracht.

1.

War einſt ein Rieſe Goliath
Gar ein gefährlich Mann!
Er hatte Treſſen auf dem Hut
Mit einem Klunker dran,
Und einen Rock von Drap d'argent
Und Alles ſo nach advenant.

2.

An ſeinen Schnurrbart ſah man nur
Mit Gräſen und mit Graus,
Und dabei ſah er von Natur
Pur wie der — aus.
Sein Sarras war, man glaubt es kaum,
So groß ſchier als ein Weberbaum.

---

*) Momus unſer lieber Vetter nennt es puren Schneiderſcherz. Göthe.

3.

Er hatte Knochen wie ein Gaul,
Und eine freche Stirn,
Und ein entſetzlich großes Maul,
Und nur ein kleines Hirn;
Gab jedem einen Rippenſtoß,
Und flunkerte und prahlte groß.

4.

So kam er alle Tage her,
Und ſprach Iſrael Hohn.
„Wer iſt der Mann? Wer wagt's mit mir?
Sei Vater oder Sohn,
Er komme her, der Lumpenhund,
Ich hau'n nieder auf den Grund.“

5.

Da kam in ſeinem Schäferrock
Ein Jüngling zart und fein;
Er hatte nichts als ſeinen Stock,
Als Schleuder und den Stein,
Und ſprach: „Du haſt viel Stolz und Wehr,
Ich komm' im Namen Gottes her.“

6.

Und damit ſchleudert' er auf ihn
Und traf die Stirne gar.
Da fiel der große Eſel hin,
So lang und dick er war.
Und David haut in guter Ruh'
Ihm nun den Kopf noch ab dazu.

* * *

Trau nicht auf deinen Treſſenhut,
Noch auf den Klunker dran!
Ein großes Maul es auch nicht thut:
Das lern' vom langen Mann;
Und von dem kleinen lerne wohl,
Wie man mit Ehren fechten ſoll.

Der Mann im Lehnſtuhl.

Saß einſt in ſeinem Lehnſtuhl ſtill
Ein viel gelehrter Mann,
Und um ihn trieben Knaben Spiel
Und ſahn ihn gar nicht an.

Sie ſpielten aber Steckenpferd,
Und ritten hin und her:
Hopp, hopp! und peitſchten unerhört,
Und trieben's Weſen ſehr.

Der Alte dacht' in ſeinem Sinn:
„Die Knaben machen's kraus;
Muß ſehen laſſen, wer ich bin.“
Und damit kramt' er aus.

Und machte ein geſtreng' Geſicht,
Und ſagte weiſe Lehr.
Sie ſpielten fort, als ob da nicht
Mann, Lehr' und Lehnſtuhl wär'.

Da kam die Laus und überlief
Die Lung' und Leber ihm.
Er ſprang vom Lehnſtuhl auf, und rief
Und ſchalt mit Ungeſtüm:

„Mit dem verwünſchten Steckenpferd!
Was doch die Unart thut!
Still da! ihr Jungens, ſtill und hört!
Denn meine Lehr' iſt gut.“

Kann ſein, ſprach einer, weiß es nit,
Geht aber uns nicht an.
Da iſt ein Pferd, komm reite mit;
Dann biſt du unſer Mann.

Rheinweinlied.

Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher,
Und trinkt ihn fröhlich leer.
In ganz Europia, ihr Herren Zecher!
Iſt ſolch ein Wein nicht mehr.

Er kommt nicht her aus Hungarn noch aus Polen,
Noch wo man franzmännſch ſpricht;
Da mag Sanct Veit, der Ritter, Wein ſich holen,
Wir holen ihn dort nicht.

Ihn bringt das Vaterland aus ſeiner Fülle;
Wie wär' er ſonſt ſo gut!
Wie wär' er ſonſt ſo edel, wäre ſtille
Und doch voll Kraft und Muth!

Er wächſt nicht überall im deutſchen Reiche;
Und viele Berge, hört,
Sind, wie die weiland Creter, faule Bäuche,
Und nicht der Stelle werth.

Thüringens Berge zum Exempel bringen
Gewächs, ſieht aus wie Wein;
Iſt's aber nicht. Man kann dabei nicht ſingen,
Dabei nicht fröhlich ſein.

Im Erzgebirge dürft ihr auch nicht ſuchen,
Wenn ihr Wein finden wollt.
Das bringt nur Silbererz und Koboldkuchen
Und etwas Lauſegold.

Der Blocksberg iſt der lange Herr Philiſter,
Er macht nur Wind wie der;
Drum tanzen auch der Kukuk und ſein Küſter
Auf ihm die Kreuz und Quer.

Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſre Reben;
Geſegnet ſei der Rhein!
Da wachſen ſie am Ufer hin, und geben
Uns dieſen Labewein.

So trinkt ihn denn, und laßt uns alle Wege
Uns freun und fröhlich ſein!
Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein.

Abendlied.

Der Mond iſt aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald ſteht ſchwarz und ſchweiget,
Und aus den Wieſen ſteiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie iſt die Welt ſo ſtille,
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und ſo hold!
Als eine ſtille Kammer,
Wo ihr der Tage Jammer
Verſchlafen und vergeſſen ſollt.

Seht ihr den Mond dort ſtehen? —
Er iſt nur halb zu ſehen,
Und iſt doch rund und ſchön!
So ſind wohl manche Sachen,
Die wir getroſt belachen,
Weil unſre Augen ſie nicht ſehn.

Wir ſtolze Menſchenkinder
Sind eitel arme Sünder,
Und wiſſen gar nicht viel;
Wir ſpinnen Luftgeſpinnſte,
Und ſuchen viele Künſte,
Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott laß uns dein Heil ſchauen,
Auf nichts Vergänglichs trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden,
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich ſein.

* * *

Wollſt endlich ſonder Grämen
Aus dieſer Welt uns nehmen
Durch einen ſanften Tod!
Und, wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du unſer Herr und Gott!

So legt euch denn ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
Kalt iſt der Abendhauch.
Verſchon' uns, Gott, mit Strafen,
Und laß uns ruhig ſchlafen!
Und unſern kranken Nachbar auch!

Auf den Tod der Kaiſerin.

Sie machte Frieden! das iſt mein Gedicht.
War ihres Volkes Luſt und ihres Volkes Segen,
Und ging getroſt und voller Zuverſicht
Dem Tod als ihrem Freund entgegen.
Ein Welterobrer kann das nicht.
Sie machte Frieden! das iſt mein Gedicht.

Bei dem Grabe meines Vaters.

Friede ſei um dieſen Grabſtein her!
Sanfter Friede Gottes! Ach ſie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr.

Träufte mir von Segen, dieſer Mann,
Wie ein milder Stern aus beſſern Welten!
Und ich kann ihm nicht vergelten,
Was er mir gethan.

Er entſchlief; ſie gruben ihn hier ein.
Leiſer, ſüßer Troſt, von Gott gegeben,
Und ein Ahnden von dem ew'gen Leben
Düft' um ſein Gebein!

Bis ihn Jeſus Chriſtus, groß und hehr!
Freundlich wird erwecken — ach, ſie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr.

Johann Gottfried von Herder,

geb. 25. Auguſt 1744 zu Mohrungen, geſt. 18. Decbr. 1803 als General-Superintendent zu Weimar.

— Stimmen der Völker in Liedern. —

Elvershöh.

Ein Zauberlied.

Däniſch.

Ich legte mein Haupt auf Elvershöh,
Mein' Augen begannen zu ſinken,
Da kamen gegangen zwei Jungfrau'n ſchön,
Die thäten mir lieblich winken.

Die Eine, die ſtrich mein weißes Kinn,
Die Andere liſpelt in's Ohr mir:
Steh' auf, du muntrer Jüngling, auf!
Erheb', erhebe den Tanz hier!

Steh' auf, du muntrer Jüngling, auf!
Erheb', erhebe den Tanz hier!
Meine Jungfrau'n ſoll'n dir Lieder ſingen,
Die ſchönſten Lieder zu hören.

Die Eine begann zu ſingen ein Lied,
Die Schönſte aller Schönen;
Der brauſende Strom, er floß nicht mehr,
Und horcht den Zaubertönen.

Der brauſende Strom, er floß nicht mehr,
Stand ſtill und horchte fühlend,
Die Fiſchlein ſchwammen in heller Fluth,
Mit ihren Feinden ſpielend;

Die Fiſchlein all' in heller Fluth,
Sie ſcherzten auf und nieder,
Die Vöglein all' im grünen Hain,
Sie hüpften und zirpten Lieder.

„Hör' an, du muntrer Jüngling, hör' an!
Willſt du hier bei uns bleiben?
Wir wollen dich lehren das Runenbuch,
Und Zaubereien ſchreiben.

Wir woll'n dich lehren, den wilden Bär
Zu binden mit Wort und Zeichen;
Der Drache, der ruht auf rothem Gold,
Soll vor dir fliehn und weichen."

Sie tanzten hin, ſie tanzten her,
Zu buhlen ihr Herz begehrte.
Der muntre Jüngling, er ſaß da,
Geſtützt auf ſeinem Schwerte.

„Hör' an, du muntrer Jüngling, hör' an!
Willſt du nicht mit uns ſprechen,
So reißen wir dir, mit Meſſer und Schwert,
Das Herz aus, uns zu rächen."

Und da, mein gutes, gutes Glück!
Der Hahn fing an zu kräh'n.
Ich wär' ſonſt blieben auf Elvershöh,
Bei Elvers Jungfrau'n ſchön.

Drum rath' ich jedem Jüngling an,
Der zieht nach Hofe fein,
Er ſetze ſich nicht auf Elvershöh,
Allda zu ſchlummern ein.

Erlkönigs Tochter.

Däniſch.

Herr Oluf reitet ſpät und weit,
Zu bieten auf ſeine Hochzeitsleut';

Da tanzen die Elfen auf grünem Land,
Erlkönigs Tochter reicht ihm die Hand.

„Willkommen, Herr Oluf, was eilſt von hier?
Tritt her in den Reihen und tanz' mit mir."

„Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen iſt mein Hochzeittag."

„Hör' an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
Zwei güld'ne Sporen ſchenk' ich dir.

Ein Hemd von Seide ſo weiß und fein,
Meine Mutter bleicht's mit Mondenſchein."

„Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen iſt mein Hochzeittag."

„Hör' an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
Einen Haufen Goldes ſchenk' ich dir."

„Einen Haufen Goldes nähm' ich wohl;
Doch tanzen ich nicht darf noch ſoll."

„Und willt, Herr Oluf, nicht tanzen mit mir:
Soll Seuch' und Krankheit folgen dir."

Sie thät einen Schlag ihm auf ſein Herz,
Noch nimmer fühlt' er ſolchen Schmerz.

Sie hob ihn bleichend auf ſein Pferd,
„Reit' heim nun zu dein'm Fräulein werth."

Und als er kam vor Hauſes Thür,
Seine Mutter zitternd ſtand dafür.

„Hör' an, mein Sohn, ſag' an mir gleich,
Wie iſt dein' Farbe blaß und bleich?"

„Und ſollt' ſie nicht ſein blaß und bleich,
Ich traf in Erlenkönigs Reich."

„Hör' an, mein Sohn, ſo lieb und traut,
Was ſoll ich nun ſagen deiner Braut?"

„Sagt ihr, ich ſei im Wald zur Stund',
Zu proben da mein Pferd und Hund."

Frühmorgen, als es Tag kaum war,
Da kam die Braut mit der Hochzeitsſchaar.

Sie ſchenkten Meth, ſie ſchenkten Wein.
„Wo iſt Herr Oluf, der Bräut'gam mein?"

„Herr Oluf, er ritt in Wald zur Stund',
Er probt allda ſein Pferd und Hund."

Die Braut hob auf den Scharlach roth,
Da lag Herr Oluf und er war todt.

Edward.

Schottiſch.

Dein Schwerdt, wie iſt's von Blut ſo roth?
Edward, Edward!
Dein Schwerdt, wie iſt's von Blut ſo roth,
Und gehſt ſo traurig her? — O!
O ich hab' geſchlagen meinen Geier todt,
Mutter, Mutter!
O ich hab' geſchlagen meinen Geier todt,
Und keinen hab' ich wie Er — O!

Dein's Geiers Blut iſt nicht ſo roth,
Edward, Edward!
Dein's Geiers Blut iſt nicht ſo roth,
Mein Sohn bekenn mir frei — O!
O ich hab' geſchlagen mein Rothroß todt.
Und's war ſo ſtolz und treu — O!

Dein Roß war alt und haſt's nicht noth,
Edward, Edward!
Dein Roß war alt und haſt's nicht noth,
Dich drückt ein andrer Schmerz — O!
O ich hab' geſchlagen meinen Vater todt,
Mutter, Mutter!
O ich hab geſchlagen meinen Vater todt,
Und weh, weh iſt mein Herz — O!

Und was für Buße willt du nun thun?
Edward, Edward!
Und was für Buße willt du nun thun?
Mein Sohn bekenn mir mehr — O!
Auf Erden ſoll mein Fuß nicht ruhn,
Mutter, Mutter!
Auf Erden ſoll mein Fuß nicht ruhn,
Will gehn fern über's Meer — O!

Und was ſoll werden dein Hof und Hall?
Edward, Edward!
Und was ſoll werden dein Hof und Hall?
So herrlich ſonſt und ſchön — O!
Ich laß es ſtehn, bis es ſink' und fall',
Mutter, Mutter!
Ich laß es ſtehn bis es ſink' und fall'!
Mag nie es wiederſehn — O!

Und was ſoll werden dein Weib und Kind?
Edward, Edward!
Und was ſoll werden dein Weib und Kind,
Wann du gehſt über Meer? — O!
Die Welt iſt groß, laß ſie betteln drin,
Mutter, Mutter!
Die Welt iſt groß, laß ſie betteln drin,
Ich ſeh' ſie nimmer mehr — O!

Und was willt du laſſen deiner Mutter theu'r?
Edward, Edward!
Und was willt du laſſen deiner Mutter theu'r?
Mein Sohn, das ſage mir — O!
Fluch will ich euch laſſen und hölliſch Feu'r,
Mutter, Mutter!
Fluch will ich euch laſſen und hölliſch Feu'r,
Denn Ihr, Ihr riethet's mir! — O!

Gottfried Auguſt Bürger,

geb. 1 Jan. 1748 zu Wolmerswende im Halberſtädtiſchen, 1772 Juſtizamtmann zu Alten-Gleichen, von wo aus er mit dem Hainbund in Göttingen in Verbindung ſtand, gab dieſe Stelle 1784 auf, ging nach Göttingen, wo er Vorleſungen über Aeſthetik, deutſchen Styl u. dgl. hielt und 1759 zum außerordentl. Profeſſor ernannt wurde. Er ſtarb daſelbſt am 8. Juni 1794.

Lenore.

1773.

Lenore fuhr um's Morgenroth
Empor aus ſchweren Träumen:
„Biſt untreu, Wilhelm, oder todt?
Wie lange willſt du ſäumen?“ —
Er war mit König Friederich's Macht
Gezogen in die Prager Schlacht,
Und hatte nicht geſchrieben,
Ob er geſund geblieben.

Der König und die Kaiſerin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn,
Und machten endlich Friede;
Und jedes Heer, mit Sing und Sang,
Mit Paukenſchlag und Kling und Klang,
Geſchmückt mit grünen Reiſern,
Zog heim zu ſeinen Häuſern.

Und überall, all überall,
Auf Wegen und auf Stegen,
Zog Alt und Jung dem Jubelſchall
Der Kommenden entgegen.
„Gottlob!“ rief Kind und Gattin laut,
„Willkommen!“ manche frohe Braut.
Ach! aber für Lenoren
War Gruß und Kuß verloren.

Sie frug den Zug wohl auf und ab,
Und frug nach allen Namen;
Doch Keiner war, der Kundſchaft gab,
Von Allen, ſo da kamen.
Als nun das Heer vorüber war,
Zerraufte ſie ihr Rabenhaar,
Und warf ſich hin zur Erde,
Mit wüthiger Geberde.

Die Mutter lief wohl hin zu ihr: —
„Ach, daß ſich Gott erbarme!
Du trautes Kind, was iſt mit dir?“ —
Und ſchloß ſie in die Arme. —
„O Mutter, Mutter! hin iſt hin!
Nun fahre Welt und Alles hin!
Bei Gott iſt kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!“ —

„Hilf, Gott, hilf! Sieh uns gnädig an!
Kind, bet' ein Vaterunſer!
Was Gott thut, das iſt wohl gethan.
Gott, Gott erbarmt ſich unſer!“ —
„O Mutter, Mutter! eitler Wahn!
Gott hat an mir nicht wohl gethan!
Was half, was half mein Beten?
Nun iſt's nicht mehr vonnöthen.“

„Hilf, Gott, hilf! Wer den Vater kennt,
Der weiß, er hilft den Kindern.
Das hochgelobte Sacrament
Wird deinen Jammer lindern.“ —
„O Mutter, Mutter! was mich brennt,
Das lindert mir kein Sacrament!
Kein Sacrament mag Leben
Den Todten wiedergeben.“ —

„Hör', Kind! Wie, wenn der falſche Mann,
Im fernen Ungerlande,
Sich ſeines Glaubens abgethan
Zum neuen Ehebande?
Laß fahren, Kind, ſein Herz dahin!
Er hat es nimmermehr Gewinn!
Wann Seel' und Leib ſich trennen,
Wird ihn ſein Meineid brennen.“ —

„O, Mutter, Mutter! hin iſt hin!
Verloren iſt verloren!
Der Tod, der Tod iſt mein Gewinn!
O wär' ich nie geboren!
Liſch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, ſtirb hin in Nacht und Graus!
Bei Gott iſt kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!“ —

„Hilf, Gott, hilf! Geh nicht ins Gericht
Mit deinem armen Kinde!
Sie weiß nicht, was die Zunge ſpricht.
Behalt' ihr nicht die Sünde!
Ach, Kind, vergiß dein irdiſch Leid,
Und denk' an Gott und Seligkeit!
So wird doch deiner Seelen
Der Bräutigam nicht fehlen.“

„O Mutter! was iſt Seligkeit?
O Mutter! was iſt Hölle?
Bei ihm, bei ihm iſt Seligkeit,
Und ohne Wilhelm Hölle!
Liſch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, ſtirb hin in Nacht und Graus!
Ohn' ihn mag ich auf Erden,
Mag dort nicht ſelig werden.“ — —

So wüthete Verzweifelung
Ihr in Gehirn und Adern.
Sie fuhr mit Gottes Vorſehung
Vermeſſen fort zu hadern;
Zerſchlug den Buſen, und zerrang
Die Hand, bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die goldnen Sterne zogen.

Und außen, horch! ging's trap, trap, trap
Als wie von Roſſeshufen;
Und klirrend ſtieg ein Reiter ab,
An des Geländers Stufen;
Und horch! und horch! den Pfortenring
Ganz loſe, leiſe, klinglingling!
Dann kamen durch die Pforte
Vernehmlich dieſe Worte:

„Holla, Holla! Thu' auf, mein Kind!
Schläfſt, Liebchen, oder wachſt du?
Wie biſt noch gegen mich geſinnt?
Und weineſt oder lachſt du?“ —
„Ach, Wilhelm, du? . . So ſpät bei Nacht? . .
Geweinet hab' ich und gewacht;
Ach, großes Leid erlitten!
Wo kommſt du hergeritten?“ —

„Wir ſatteln nur um Mitternacht.
Weit ritt ich her von Böhmen.
Ich habe ſpät mich aufgemacht,
Und will dich mit mir nehmen.“ —
„Ach, Wilhelm, erſt herein geſchwind!
Den Hagedorn durchſauſt der Wind,
Herein, in meinen Armen,
Herzliebſter, zu erwarmen!“ —

„Laß ſauſen durch den Hagedorn,
Laß ſauſen, Kind, laß ſauſen!
Der Rappe ſcharrt; es klirrt der Sporn,
Ich darf allhier nicht hauſen.
Komm, ſchürze, ſpring und ſchwinge dich
Auf meinen Rappen hinter mich!
Muß heut' noch hundert Meilen
Mit dir ins Brautbett' eilen.“ —

„Ach! wollteſt hundert Meilen noch
Mich heut' in's Brautbett' tragen?
Und horch! es brummt die Glocke noch,
Die elf ſchon angeſchlagen.“ —
„Sieh hin, ſieh her! Der Mond ſcheint hell.
Wir und die Todten reiten ſchnell.
Ich bringe dich, zur Wette,
Noch heut ins Hochzeitbette.“ —

„Sag' an, wo iſt dein Kämmerlein?
Wo? Wie dein Hochzeitbettchen?“ —
„Weit, weit von hier! . . Still, kühl und klein . . .
Sechs Bretter und zwei Brettchen!“ —
„Hat's Raum für mich?“ — „Für dich und mich!
Komm, ſchürze, ſpring und ſchwinge dich!
Die Hochzeitgäſte hoffen;
Die Kammer ſteht uns offen.“ —

Schön Liebchen ſchürzte, ſprang und ſchwang
Sich auf das Roß behende;
Wohl um den trauten Reiter ſchlang
Sie ihre Lilienhände;
Und hurre, hurre, hop, hop, hop!
Ging's fort in ſauſendem Galopp,
Daß Roß und Reiter ſchnoben,
Und Kies und Funken ſtoben.

Zur rechten und zur linken Hand,
Vorbei vor ihren Blicken,
Wie flogen Anger, Heid' und Land!
Wie donnerten die Brücken! —
„Graut Liebchen auch? . . Der Mond ſcheint hell!
Hurrah! die Todten reiten ſchnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?" —
„Ach nein! . . Doch laß die Todten!" —

Was klang dort für Geſang und Klang?
Was flatterten die Raben? . .
Horch Glockenklang! horch Todtenſang:
„Laßt uns den Leib begraben!"
Und näher zog ein Leichenzug,
Der Sarg und Todtenbahre trug.
Das Lied war zu vergleichen
Dem Unkenruf in Teichen.

„Nach Mitternacht begrabt den Leib,
Mit Klang und Sang und Klage!
Jetzt führ' ich heim mein junges Weib.
Mit, mit zum Brautgelage!
Komm, Küſter, hier! Komm mit dem Chor,
Und gurgle mir das Brautlied vor!
Komm, Pfaff', und ſprich den Segen,
Eh' wir zu Bett' uns legen!" —

Still Klang und Sang . . . Die Bahre ſchwand . . .
Gehorſam ſeinen Rufen,
Kam's hurre hurre! nachgerannt,
Hart hinter's Rappen Hufen.
Und immer weiter, hop hop hop!
Ging's fort in ſauſendem Galopp,
Daß Roß und Reiter ſchnoben,
Und Kies und Funken ſtoben.

Wie flogen rechts, wie flogen links,
Gebirge, Bäum' und Hecken!
Wie flogen links, und rechts, und links
Die Dörfer, Städt' und Flecken! —
„Graut Liebchen auch? . . Der Mond ſcheint hell!
Hurrah! Die Todten reiten ſchnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?“ —
„Ach! Laß ſie ruhn, die Todten.“ —

Sieh da! ſieh da! Am Hochgericht
Tanzt um des Rades Spindel,
Halb ſichtbarlich bei Mondenlicht,
Ein luſtiges Geſindel. —
„Saſa! Geſindel, hier! Komm hier!
Geſindel, komm und folge mir!
Tanz uns den Hochzeitreigen,
Wann wir zu Bette ſteigen!“ —

Und das Geſindel, huſch huſch huſch!
Kam hinten nachgepraſſelt,
Wie Wirbelwind am Haſelbuſch
Durch dürre Blätter raſſelt.
Und weiter, weiter, hop hop hop!
Ging's fort in ſauſendem Galopp,
Daß Roß und Reiter ſchnoben,
Und Kies und Funken ſtoben.

Wie flog, was rund der Mond beſchien,
Wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben über hin
Der Himmel und die Sterne! —
„Graut Liebchen auch? . . Der Mond ſcheint hell!
Hurrah! Die Todten reiten ſchnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?“ —
„O weh! Laß ruhn die Todten!“ —

„Rapp'! Rapp'! Mich dünkt der Hahn ſchon ruft . . .
Bald wird der Sand verrinnen . .
„Rapp'! Rapp'! ich wittre Morgenluft . .
„Rapp'! Tummle dich von hinnen! —
Vollbracht, vollbracht iſt unſer Lauf!
Das Hochzeitbette thut ſich auf!
Die Todten reiten ſchnelle!
Wir ſind, wir ſind zur Stelle.“ — — —

Raſch auf ein eiſern Gitterthor
Ging's mit verhängtem Zügel.
Mit ſchwanker Gert' ein Schlag davor
Zerſprengte Schloß und Riegel.
Die Flügel flogen klirrend auf,
Und über Gräber ging der Lauf.
Es blickten Leichenſteine
Rund um im Mondenſcheine.

Ha ſieh! ha ſieh! im Augenblick,
Huhu! ein gräßlich Wunder!
Des Reiters Koller, Stück für Stück,
Fiel ab, wie mürber Zunder.
Zum Schädel, ohne Zopf und Schopf,
Zum nackten Schädel ward ſein Kopf;
Sein Körper zum Gerippe,
Mit Stundenglas und Hippe.

Hoch bäumte ſich, wild ſchnob der Rapp',
Und ſprühte Feuerfunken;
Und hui! war's unter ihr hinab
Verſchwunden und verſunken.
Geheul! Geheul aus hoher Luft,
Gewinſel kam aus tiefer Gruft.
Lenorens Herz mit Beben,
Rang zwiſchen Tod und Leben.

Nun tanzten wohl bei Mondenglanz,
Rund um herum im Kreiſe,
Die Geiſter einen Kettentanz,
Und heulten dieſe Weiſe:
„Geduld! Geduld! Wenn's Herz auch bricht!
Mit Gott im Himmel hadre nicht!
Des Leibes biſt du ledig!
Gott ſei der Seele gnädig!"

Das Lied vom braven Manne.

1776.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohes Muths ſich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Geſang.
Gottlob! daß ich ſingen und preiſen kann:
Zu ſingen und preiſen den braven Mann.

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer,
Und ſchnob durch Welſchland, trüb' und feucht.
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wann der Wolf die Heerde ſcheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forſt;
Auf See'n und Strömen das Grundeis borſt.

Am Hochgebirge ſchmolz der Schnee;
Der Sturz von tauſend Waſſern ſcholl;
Das Wieſenthal begrub ein See;
Des Landes Heerſtrom wuchs und ſchwoll;
Hoch rollten die Wogen, entlang ihr Gleis,
Und rollten gewaltige Felſen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen ſchwer,
Aus Quaderſteinen von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her;
Und mitten ſtand ein Häuschen drauf.
Hier wohnte der Zöllner, mit Weib und Kind. —
„O Zöllner! o Zöllner! Entfleuch geſchwind!“

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran;
Laut heulten Sturm und Wog' um's Haus.
Der Zöllner ſprang zum Dach hinan.
Und blickt' in den Tumult hinaus. —
„Barmherziger Himmel! erbarme dich!
Verloren! Verloren! Wer rettet mich?“ —

Die Schollen rollten, Schuß auf Schuß,
Von beiden Ufern, hier und dort,
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler ſammt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner, mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter, als Strom und Wind.

Die Schollen rollten, Stoß auf Stoß,
An beiden Enden, hier und dort,
Zerborſten und zertrümmert ſchoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umſturz ſich. —
„Barmherziger Himel! Erbarme dich!“ —

Hoch auf dem fernen Ufer ſtand
Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein;
Und Jeder ſchrie und rang die Hand,
Doch mochte Niemand Retter ſein.
Der bebende Zöllner, mit Weib und Kind,
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind. —

Wann klingſt du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan! So nenn' ihn, nenn' ihn dann!
Wann nennſt du ihn, mein ſchönſter Sang?
Bald nahet der Mitte der Umſturz ſich.
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!

Raſch galoppirt' ein Graf hervor,
Auf hohem Roß ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und ſtraff. —
„Zwei hundert Piſtolen ſind zugeſagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt.“ —

Wer iſt der Brave? Iſt's der Graf?
Sag' an, mein braver Sang, ſag' an!
Der Graf, bei'm höchſten Gott! war brav!
Doch weiß ich einen bravern Mann. —
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!
Schon naht das Verderben ſich fürchterlich. —

Und immer höher ſchwoll die Fluth;
Und immer lauter ſchnob der Wind;
Und immer tiefer ſank der Muth. —
O Retter! Retter! Komm geſchwind! —
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborſt und brach.
Laut krachten und ſtürzten die Bogen nach.

„Halloh! Halloh! Friſch auf gewagt!“
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein Jeder hört's, doch Jeder zagt,
Aus Tauſenden tritt Keiner vor.
Vergebens durchheulte, mit Weib und Kind,
Der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind. —

Sieh, ſchlecht und recht, ein Bauersmann
Am Wanderſtabe ſchritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm ſein Wort,
Und ſchaute das nahe Verderben dort.

Und kühn, in Gottes Namen, ſprang
Er in den nächſten Fiſcherkahn;
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang,
Kam der Erretter glücklich an.
Doch wehe! der Nachen war allzu klein,
Der Retter von Allen zugleich zu ſein.

Und dreimal zwang er ſeinen Kahn
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang;
Und dreimal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die Letzten in ſicheren Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort. —

Wer iſt, wer iſt der brave Mann?
Sag' an, ſag' an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt' ein Leben dran;
Doch that er's wohl um Goldesklang?
Denn ſpendete nimmer der Graf ſein Gut,
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut. —

„Hier," rief der Graf, „mein wackerer Freund,
Hier iſt Dein Preis! Komm her, nimm hin!" —
Sag' an, war das nicht brav gemeint?
Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn.
Doch höher und himmliſcher, wahrlich, ſchlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

„Mein Leben iſt für Gold nicht feil.
Arm bin ich zwar, doch eſſ' ich ſatt.
Dem Zöllner werd' euer Gold zu Theil,
Der Hab' und Gut verloren hat!"
So rief er mit herzlichem Biederton,
Und wandte den Rücken und ging davon. —

Hoch klingſt du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer ſolches Muths ſich rühmen kann,
Den lohnt kein Gold, den lohnt Geſang.
Gottlob! daß ich ſingen und preiſen kann,
Unſterblich zu preiſen den braven Mann.

Troſt.

Wann dich die Läſterzunge ſticht,
So laß dir dieß zum Troſte ſagen:
Die ſchlechtſten Früchte ſind es nicht,
Woran die Weſpen nagen.

Die Eſel und die Nachtigallen.

Es giebt der Eſel, welche wollen,
Daß Nachtigallen hin und her
Des Müllers Säcke tragen ſollen.
Ob recht, fällt mir zu ſagen ſchwer.
Das weiß ich: Nachtigallen wollen
Nicht, daß die Eſel ſingen ſollen.

An das Herz.

1792.

Lange ſchon in manchem Sturm und Drange
Wandeln meine Füße durch die Welt.
Bald den Lebensmüden beigeſellt,
Ruh' ich aus von meinem Pilgergange.

Leiſe ſinkend faltet ſich die Wange;
Jede meiner Blüthen welkt und fällt.
Herz, ich muß dich fragen: Was erhält
Dich in Kraft und Fülle noch ſo lange?

Trotz der Zeit Despoten-Allgewalt,
Fährſt du fort, wie in des Lenzes Tagen,
Liebend wie die Nachtigall zu ſchlagen.

Aber ach! Aurora hört es kalt,
Was ihr Tithons Lippen Holdes ſagen. —
Herz, ich wollte, du auch würdeſt alt!

Ludewig Heinrich Hölty,

geb. am 21. Dezember 1748 zu Marienſee in Hannover, Sohn eines Predigers, ſtudirte ſeit 1769 Theologie in Göttingen, wo er Mitglied des Hainbundes wurde, und ſtarb am 1. Septbr. 1776 zu Hannover.

Aufmunterung zur Freude.

1776.

Wer wollte ſich mit Grillen plagen,
So lang' uns Lenz und Hoffnung blüh'n?
Wer wollt' in ſeinen Blüthentagen
Die Stirn' in düſtre Falten ziehn?

Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch dieß Pilgerleben gehn.
Sie bringt uns ſelbſt den Kranz entgegen,
Wann wir am Scheidewege ſtehn.

Noch rinnt und rauſcht die Wieſenquelle,
Noch iſt die Laube kühl und grün;
Noch ſcheint der liebe Mond ſo helle,
Wie er durch Adams Bäume ſchien.

Noch macht der Saft der Purpurtraube
Des Menſchen krankes Herz geſund;
Noch ſchmecket in der Abendlaube
Der Kuß auf einen rothen Mund.

Noch tönt der Buſch voll Nachtigallen
Dem Jüngling hohe Wonne zu;
Noch ſtrömt, wenn ihre Lieder ſchallen,
Selbſt in zerriſſ'ne Seelen Ruh!

O wunderſchön iſt Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu ſein!
Drum will ich, bis ich Aſche werde,
Mich dieſer ſchönen Erde freun!

Auftrag.

Ihr Freunde, hänget, wann ich geſtorben bin,
Die kleine Harfe hinter dem Altar auf,
Wo an der Wand die Todtenkränze
Manches verſtorbenen Mädchens ſchimmern.

Der Küſter zeigt dann freundlich dem Reiſenden
Die kleine Harfe, rauſcht mit dem rothen Band,
Das an der Harfe feſt geſchlungen,
Unter den goldenen Saiten flattert.

Oft, ſagt er ſtaunend, tönen im Abendroth
Von ſelbſt die Saiten, leiſe wie Bienenton;
Die Kinder, auf dem Kirchhof ſpielend,
Hörten's, und ſahn, wie die Kränze bebten.

Göthe,

geb. 28. Auguſt 1749 zu Frankfurt a/M., ſtudirte in Leipzig und Straßburg die Rechte, arbeitete am Reichskammergericht zu Wetzlar, ging auf eine Einladung des Herzogs von Weimar 1775 nach Weimar, wo er 1782 Kammerpräſident und geadelt wurde; nahm 178 einen längeren Aufenthalt in Italien, trat nach ſeiner Rückkehr 1788 zuerſt mit Schiller in Bekanntſchaft; ſtarb am 22. März 1832 zu Weimar.

Willkommen und Abſchied.

Es ſchlug mein Herz, geſchwind zu Pferde!
Es war gethan, faſt eh' gedacht.
Der Abend wiegte ſchon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht:
Schon ſtand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgethürmter Rieſe, da,
Wo Finſterniß aus dem Geſträuche
Mit hundert ſchwarzen Augen ſah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor;
Die Winde ſchwangen leiſe Flügel,
Umſauſ'ten ſchauerlich mein Ohr;
Die Nacht ſchuf tauſend Ungeheuer,
Doch friſch und fröhlich war mein Muth;
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Gluth!

Dich ſah ich, und die milde Freude
Floß von dem ſüßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite
Und jeder Athemzug für dich.
Ein roſenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Geſicht,
Und Zärtlichkeit für mich — ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach, ſchon mit der Morgenſonne
Verengt der Abſchied mir das Herz:
In deinen Küſſen, welche Wonne!
In deinem Auge, welcher Schmerz!
Ich ging, du ſtandſt und ſahſt zur Erden,
Und ſahſt mir nach mit naſſem Blick:
Und doch, welch Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Clärchens Lied.

(Aus Egmont.)

Freudvoll
Und leidvoll,
Gedankenvoll ſein;
Langen
Und bangen
In ſchwebender Pein;
Himmelhoch jauchzend,
Zum Tode betrübt;
Glücklich allein
Iſt die Seele, die liebt.

Wanderers Nachtlied.

Der du von dem Himmel biſt,
Alles Leid und Schmerzen ſtilleſt,
Den, der doppelt elend iſt,
Doppelt mit Erquickung fülleſt,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was ſoll all' der Schmerz und Luſt?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Bruſt!

Ein gleiches.

Ueber allen Gipfeln
Iſt Ruh',
In allen Wipfeln
Spüreſt du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein ſchweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruheſt du auch.

Lied des Harfners.

(Aus: Wilhelm Meiſter.)

Wer nie ſein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte!

Ihr führt in's Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen ſchuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt ſich auf Erden.

Mignon.

(Aus: Wilhelm Meiſter.)

Kennſt du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunklen Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein ſanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte ſtill und hoch der Lorbeer ſteht,
Kennſt du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn.

Kennſt du das Haus? Auf Säulen ruht ſein Dach,
Es glänzt der Saal, es ſchimmert das Gemach,
Und Marmorbilder ſtehn und ſehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, gethan?
Kennſt du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Beſchützer, ziehn.

Kennſt du den Berg und ſeinen Wolkenſteg?
Das Maulthier ſucht im Nebel ſeinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut;
Es ſtürzt der Fels und über ihn die Fluth.
Kennſt du ihn wohl?
Dahin! Dahin
Geht unſer Weg! o Vater, laß uns ziehn!

Tanz unter der Linde.

(Aus: Fauſt.)

Der Schäfer putzte ſich zum Tanz,
Mit bunter Jacke, Band und Kranz,
Schmuck war er angezogen;
Schon um die Linde war es voll,
Und alles tanzte ſchon wie toll!
Juchhe! Juchhe!
Juchheiſa! Heiſa! He!
So ging der Fiedelbogen.

Er drückte haſtig ſich heran,
Da ſtieß er an ein Mädchen an
Mit ſeinem Ellenbogen;
Die friſche Dirne kehrt ſich um
Und ſagte: „Nun, das find' ich dumm!“
Juchhe! Juchhe!
Juchheiſa! Heiſa! He!
„Seid nicht ſo ungezogen!“

Doch hurtig in dem Kreiſe ging's;
Sie tanzten rechts, ſie tanzten links,
Und alle Röcke flogen.
Sie wurden roth, ſie wurden warm
Und ruhten athmend Arm in Arm,
Juchhe! Juchhe!
Juchheiſa! Heiſa! He!
Und Hüft' an Ellenbogen.

„Und thu' mir doch nicht ſo vertraut!
Wie Mancher hat nicht ſeine Braut
Belogen und betrogen!“
Er ſchmeichelte ſie doch bei Seit'
Und von der Linde ſcholl es weit:
Juchhe! Juchhe!
Juchheiſa! Heiſa! He!
Geſchrei und Fiedelbogen.

Vanitas! vanitatum vanitas!

Ich hab' mein Sach auf Nichts geſtellt,
Juchhe!
Drum iſt's ſo wohl mir in der Welt;
Juchhe!
Und wer will mein Camerade ſeyn,
Der ſtoße mit an, der ſtimme mit ein,
Bei dieſer Neige Wein!

Ich ſtellt' mein Sach auf Geld und Gut,
Juchhe!
Darüber verlor ich Freud' und Muth;
O weh!
Die Münze rollte hier und dort,
Und haſcht' ich ſie an einem Ort,
Am andern war ſie fort.

Auf Weiber ſtellt' ich nun mein Sach,
Juchhe!
Daher mir kam viel Ungemach;
O weh!
Die Falſche ſucht' ſich ein ander Theil,
Die Treue macht' mir Langeweil',
Die Beſte war nicht feil.

Ich ſtellt' mein Sach auf Reiſ' und Fahrt,
Juchhe!
Und ließ meine Vaterlandesart;
O weh!
Und mir behagt' es nirgends recht,
Die Koſt war fremd, das Bett war ſchlecht,
Niemand verſtand mich recht.

Ich ſtellt' mein Sach auf Ruhm und Ehr',
Juchhe!
Und ſieh! gleich hatt' ein Andrer mehr;
O weh!
Wie ich mich hatt' hervorgethan,
Da ſahen die Leute ſcheel mich an,
Hatte Keinem recht gethan.

Ich ſetzt' mein Sach auf Kampf und Krieg,
Juchhe!
Und uns gelang ſo mancher Sieg;
Juchhe!
Wir zogen in Feindes Land hinein,
Dem Freunde ſollt's nicht viel beſſer ſein,
Und ich verlor ein Bein.

Nun hab' ich mein Sach auf Nichts geſtellt,
Juchhe!
Und mein gehört die ganze Welt;
Juchhe!
Zu Ende geht nun Sang und Schmaus.
Nur trinkt mir alle Neigen aus,
Die letzte muß heraus!

Erlkönig.

Wer reitet ſo ſpät durch Nacht und Wind?
Es iſt der Vater mit ſeinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn ſicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgſt du ſo bang dein Geſicht? —
Siehſt, Vater du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif? —
Mein Sohn, es iſt ein Nebelſtreif. —

„Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
„Gar ſchöne Spiele ſpiel' ich mit dir;
„Manch' bunte Blumen ſind an dem Strand,
„Meine Mutter hat manch gülden Gewand." —

Mein Vater, mein Vater, und höreſt du nicht,
Was Erlenkönig mir leiſe verſpricht? —
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind!
In dürren Blättern ſäuſelt der Wind. —

„Willſt, feiner Knabe, du mit mir gehn?
„Meine Töchter ſollen dich warten ſchön;
„Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn,
„Und wiegen und tanzen und ſingen dich ein.“ —

Mein Vater, mein Vater, und ſiehſt du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düſtern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich ſeh' es genau:
Es ſcheinen die alten Weiden ſo grau. —

„Ich liebe dich, mich reizt deine ſchöne Geſtalt;
„Und biſt du nicht willig, ſo brauch' ich Gewalt.“ —
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan! —

Dem Vater grauſet's, er reitet geſchwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Noth;
In ſeinen Armen das Kind war todt.

Der Schatzgräber.

Arm am Beutel, krank am Herzen,
Schleppt' ich meine langen Tage.
Armuth iſt die größte Plage,
Reichthum iſt das höchſte Gut!
Und, zu enden meine Schmerzen,
Ging ich einen Schatz zu graben.
Meine Seele ſollſt du haben!
Schrieb ich hin mit eignem Blut.

Und ſo zog ich Kreiſ' um Kreiſe,
Stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zuſammen:
Die Beſchwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weiſe
Grub ich nach dem alten Schatze
Auf dem angezeigten Platze:
Schwarz und ſtürmiſch war die Nacht.

Und ich ſah ein Licht von weiten,
Und es kam gleich einem Sterne
Hinten aus der fernſten Ferne,
Eben als es zwölfe ſchlug.
Und da galt kein Vorbereiten:
Heller ward's mit einem Male
Von dem Glanz der vollen Schale,
Die ein ſchöner Knabe trug.

Holde Augen ſah ich blinken
Unter dichtem Blumenkranze;
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis herein.
Und er hieß mich freundlich trinken;
Und ich dacht': Es kann der Knabe
Mit der ſchönen lichten Gabe
Wahrlich nicht der Böſe ſeyn.

Trinke Muth des reinen Lebens!
Dann verſtehſt du die Belehrung,
Kommſt mit ängſtlicher Beſchwörung
Nicht zurück an dieſen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens!
Tages Arbeit, Abends Gäſte!
Saure Wochen, frohe Feſte!
Sey dein künftig Zauberwort.

Der Todtentanz.

Der Thürmer, der ſchaut zu Mitten der Nacht
Hinab auf die Gräber in Lage:
Der Mond, der hat alles in's Helle gebracht;
Der Kirchhof, er liegt wie am Tage.
Da regt ſich ein Grab und ein anderes dann:
Sie kommen hervor, ein Weib da, ein Mann,
In weißen und ſchleppenden Hemden.

Das reckt nun, es will ſich ergetzen ſogleich,
Die Knöchel zur Runde, zum Kranze,
So arm und ſo jung, und ſo alt und ſo reich;
Doch hindern die Schleppen am Tanze.
Und weil hier die Scham nun nicht weiter gebeut,
Sie ſchütteln ſich alle, da liegen zerſtreut
Die Hemdelein über den Hügeln.

Nun hebt ſich der Schenkel, nun wackelt das Bein,
Gebärden da giebt es, vertrackte;
Dann klippert's und klappert's mitunter hinein,
Als ſchlüg' man die Hölzlein zum Takte.
Das kommt nun dem Thürmer ſo lächerlich vor;
Da raunt ihm der Schalk, der Verſucher, in's Ohr:
Geh! hole dir einen der Laken!

Gethan wie gedacht! und er flüchtet ſich ſchnell
Nun hinter geheiligte Thüren.
Der Mond und noch immer er ſcheinet ſo hell
Zum Tanz, den ſie ſchauderlich führen.
Doch endlich verlieret ſich dieſer und der,
Schleicht eins nach dem andern gekleidet einher,
Und huſch! iſt es unter dem Raſen.

Nur Einer, der trippelt und ſtolpert zuletzt
Und tappet und grapſ't an den Grüften;
Doch hat kein Geſelle ſo ſchwer ihn verletzt;
Er wittert das Tuch in den Lüften.
Er rüttelt die Thurmthür, ſie ſchlägt ihn zurück,
Geziert und geſegnet, dem Thürmer zum Glück;
Sie blinkt von metallenen Kreuzen.

Das Hemd muß er haben, da raſtet er nicht,
Da gilt auch kein langes Beſinnen,
Den gothiſchen Zierrath ergreift nun der Wicht
Und klettert von Zinne zu Zinnen.
Nun iſt's um den Armen, den Thürmer, gethan!
Es ruckt ſich von Schnörkel zu Schnörkel hinan,
Langbeinigen Spinnen vergleichbar.

Der Thürmer erbleichet, der Thürmer erbebt,
Gern gäb' er ihn wieder den Laken.
Da häkelt — jetzt hat er am längſten gelebt —
Den Zipfel ein eiſerner Zacken.
Schon trübet der Mond ſich verſchwindenden Scheins,
Die Glocke, ſie donnert ein mächtiges Eins,
Und unten zerſchellt das Gerippe.

Elegien.

I.

Wie wir einſt ſo glücklich waren!
Müſſen's jetzt durch euch erfahren.

Saget, Steine, mir an, o ſprecht, ihr hohen Paläſte!
  Straßen, redet ein Wort! Genius, regſt du dich nicht?
Ja, es iſt Alles beſeelt in deinen heiligen Mauern,
  Ewige Roma; nur mir ſchweiget noch Alles ſo ſtill.
O, wer flüſtert mir zu, an welchem Fenſter erblick' ich
  Einſt das holde Geſchöpf, das mich verſengend erquickt?

Ahn' ich die Wege noch nicht, durch die ich immer und immer,
Zu ihr und von ihr zu gehn, opfre die köſtliche Zeit?
Noch betracht' ich Kirch' und Palaſt, Ruinen und Säulen,
Wie ein bedächtiger Mann ſchicklich die Reiſe benutzt.
Doch bald iſt es vorbei; dann wird ein einziger Tempel,
Amors Tempel nur ſein, der den Geweihten empfängt.
Eine Welt zwar biſt du, o Rom; doch ohne die Liebe
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch nicht Rom.

IV.

Fromm ſind wir Liebende, ſtill verehren wir alle Dämonen,
Wünſchen uns jeglichen Gott, jegliche Göttin geneigt.
Und ſo gleichen wir euch, o römiſche Sieger! Den Göttern
Aller Völker der Welt bietet ihr Wohnungen an,
Habe ſie ſchwarz und ſtreng aus altem Baſalt der Aegypter
Oder ein Grieche ſie weiß, reizend, aus Marmor geformt.
Doch verdrießet es nicht die Ewigen, wenn wir beſonders
Weihrauch köſtlicher Art Einer der Göttlichen ſtreun.
Ja, wir bekennen euch gern, es bleiben unſre Gebete,
Unſer täglicher Dienſt Einer beſonders geweiht.
Schalkhaft munter und ernſt begehen wir heimliche Feſte,
Und das Schweigen geziemt allen Geweihten genau.
Eh' an die Ferſe lockten wir ſelbſt, durch gräßliche Thaten,
Uns die Erinnyen her, wagten es eher, des Zeus
Hartes Gericht am rollenden Rad und am Felſen zu dulden,
Als dem reizenden Dienſt unſer Gemüth zu entziehn.
Dieſe Göttin, ſie heißt Gelegenheit; lernet ſie kennen!
Sie erſcheinet euch oft, immer in andrer Geſtalt.
Tochter des Proteus möchte ſie ſein, mit Thetis gezeuget,
Deren verwandelte Liſt manchen Heroen betrog.
So betrügt nun die Tochter den Unerfahrnen, den Blöden:
Schlummernde necket ſie ſtets, Wachende fliegt ſie vorbei;
Gern ergiebt ſie ſich nur dem raſchen, thätigen Manne;
Dieſer findet ſie zahm, ſpielend und zärtlich und hold.

Einſt erſchien ſie auch mir, ein bräunliches Mädchen, die Haare
Fielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab,
Kurze Locken ringelten ſich um's zierliche Hälschen,
Ungeflochtenes Haar krauſ'te vom Scheitel ſich auf.
Und ich verkannte ſie nicht, ergriff die Eilende, lieblich
Gab ſie Umarmung und Kuß bald mir gelehrig zurück.
O, wie war ich beglückt! — Doch ſtille, die Zeit iſt vorüber,
Und umwunden bin ich, römiſche Flechten, von euch.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg,

geb. am 7. November 1750 zu Bramſtedt in Holſtein, war während ſeiner Studienzeit zu Göttingen Mitglied des Hainbundes, ging, nachdem er 1800 ſein Amt als Regierungspräſident in Eutin niedergelegt hatte, nach Münſter, wo er mit faſt ſeiner ganzen Familie zum Katholicismus übertrat, und ſtarb am 6. Dezbr. 1819 auf ſeinem Gute Sondermühlen bei Osnabrück.

An die Natur.

Süße, heilige Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur,
Leite mich an deiner Hand,
Wie ein Kind am Gängelband!

Wenn ich dann ermüdet bin,
Sink' ich dir am Buſen hin,
Athme ſüße Himmelsluſt,
Hangend an der Mutterbruſt.

Ach, wie wohl iſt mir bei dir!
Will dich lieben für und für;
Laß mich gehn auf deiner Spur,
Süße, heilige Natur!

Andenken des Wandsbecker Boten.

1816.

Der Bote ging in ſchlichtem Gewand,
Mit geſchältem Stab' in der biedern Hand;
Ging forſchend wohl auf und forſchend wohl ab,
Von der Wiege des Menſchen bis an ſein Grab.
Er ſprach bei den Frommen gar freundlich ein,
Bat freundlich die Andern, auch fromm zu ſein;
Und ſahn ſie ſein redliches, ernſtes Geſicht,
So zürnten auch ſelbſt die Thoren ihm nicht.
Doch wußten nur Wenige, denen er hold,
Daß im hölzernen Stabe gediegenes Gold,
Daß heimliche Kraft in dem hölzernen Stab',
Zu erhellen mit Lichte des Himmels das Grab.

Nun ruhet er ſelbſt in der kühligen Gruft,
Bis die Stimme des hehren Erweckers ihn ruft;
O, gönnet ihm Ruh' in dem heiligen Schrein,
Und ſammelt die Ernten des Säemanns ein.
Er ſäte das Wort, und ſein Leben war Frucht,
Er führete lächelnd zu heiliger Zucht;
O ſpendet ihm Blumen auf's einſame Grab,
Und ſchauet getroſt in die Ruhſtätt' hinab!
Und begrüßet mit Wünſchen ſein trauliches Weib,
Die zartere Seel' in dem zarteren Leib;
Die, mit ihm in heiliger Liebe gepaart,
In Thränen der großen Vereinigung harrt.

Johann Heinrich Voß,

geb. 20. Febr. 1751 zu Sommersdorf in Meklenburg, ſtudirte 1772 bis 1775 in Göttingen Philologie, wo er den ſog. Hainbund ſtiftete, ging 1775 nach Wandsbeck, 1778 als Rector nach Otterndorf im Lande Hadeln, 1782 in gleicher Stellung nach Eutin, legte dieſe Stelle 1802 nieder, ging zuerſt nach Jena und dann, auf Veranlaſſung des Großherzogs von Baden, nach Heidelberg, wo er am 29. März 1826 ſtarb.

Empfang des Neujahrs.

Des Jahres letzte Stunde
Ertönt mit ernſtem Schlag;
Trinkt Brüder in die Runde
Und wünſcht ihm Segen nach!
Zu jenen grauen Jahren
Entfliegt es, welche waren;
Es brachte Freud' und Kummer viel
Und führt' uns näher an das Ziel.

In ſtetem Wechſel kreiſet
Die flügelſchnelle Zeit;
Sie blühet, altert, greiſet,
Und wird Vergangenheit,
Kaum ſtammeln dunkle Schriften
Auf ihren morſchen Grüften,
Und Schönheit, Ruhm und Ehr' und Macht
Sinkt mit der Zeit in öde Nacht.

Sind wir noch alle lebend,
Wer heute vor dem Jahr,
In Lebensfülle ſtrebend,
Mit Freunden fröhlich war?
Ach Mancher iſt geſchieden
Und liegt und ſchläft in Frieden.
Klingt an und wünſchet Ruh' hinab
In unſrer Freunde ſtilles Grab!

Wer weiß, wie Mancher modert
Um's Jahr verſenkt in's Grab!
Unangemeldet fodert
Der Tod die Menſchen ab.
Trotz lauem Frühlingswetter
Wehn oft verwelkte Blätter.
Wer von uns nachbleibt, wünſcht dem Freund
Im ſtillen Grabe Ruh', und weint.

Der gute Mann nur ſchließet
Die Augen ruhig zu:
Mit frohem Traum verſüßet
Ihm Gott des Grabes Ruh';
Er ſchlummert leichten Schlummer
Nach dieſes Lebens Kummer;
Dann weckt ihn Gott von Glanz erhellt
Zur Wonne ſeiner beſſern Welt.

Auf Brüder, frohes Muthes,
Auch wenn uns Trennung droht!
Wer gut iſt, findet Gutes
Im Leben und im Tod.
Dort ſammeln wir uns wieder,
Und ſingen Wonnelieder!
Klingt an, und: Gut ſein immerdar!
Sei unſer Wunſch zum neuen Jahr!

Der ſiebzigſte Geburtstag.

Auf die Poſtille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens,
Saß der redliche Tamm, ſeit vierzig Jahren des Dorfes
Organiſt, im geerbten und künſtlich gebildeten Lehnſtuhl,
Mit braunnarbichtem Jucht voll ſchwellender Haare bepolſtert.
Oft die Hände gefaltet, und oft mit lauterem Murmeln
Las er die tröſtenden Sprüch' und Ermahnungen. Aber allmählich
Starrte ſein Blick, und er ſank in erquickenden Mittagsſchlummer.
Feſtlich prangte der Greis in geſtreifter kalmankener Jacke.
Denn er feierte heute den ſiebzigſten frohen Geburtstag.
Und ihm hatte ſein Sohn, der gelahrte Paſtor in Marlitz,
Jüngſt vier Flaſchen geſandt voll alten balſamiſchen Rheinweins
Und gelobt, wenn der Schnee in den hohlen Wegen es irgend
Zuließ, ihn zu beſuchen mit ſeiner jungen Gemahlin.
Eine der Flaſchen hatte der alte Mann bei der Mahlzeit
Fröhlich des Siegels beraubt und mit Mütterchen auf die Geſundheit
Ihres Sohnes geklingt, und ſeiner jungen Gemahlin,
Die er ſo gerne noch ſähe vor ſeinem ſeligen Ende.
Auf der Poſtille lag ſein ſilberfarbenes Haupthaar,
Seine Brill' und die Mütze von violettnem Sammet,
Mit Fuchspelze verbrämt und geſchmückt mit goldener Troddel.
Mütterchen hatte das Bett und die Fenſter mit reinen Gardinen
Ausgeziert, die Stube gefegt und mit Sande geſtreuet,
Ueber den Tiſch die Decke mit rothen Blumen gebreitet,
Und die beſtäubten Blätter des Feigenbaums an dem Fenſter,
Auch der Winterlevkoj' und des Roſenbuſches gereinigt,
Sammt dem grünenden Korb Maililien hinter dem Ofen.
Ringsum blinkten geſcheu'rt die zinnernen Teller und Schüſſeln
Auf dem Geſimſ', und es hingen ein Paar ſtettiniſche Krüge
Blaugeblümt an den Pflöcken, die Feuerkicke von Meſſing,
Deſem und Mangelholz, und die zierliche Elle von Nußbaum.
Aber das grüne Klavier vom Greiſe geſtimmt und beſaitet,
Stand mit bebildertem Deckel, und ſchimmerte; unten befeſtigt
Hing ein Pedal; es lag auf dem Pult ein offnes Choralbuch.
Auch den eichenen Schrank, mit geflügelten Köpfen und Schnörkeln,

Schraubenförmigen Füßen und Schlüſſelſchilden von Meſſing.
(Ihre ſelige Mutter, die Küſterin, kauft' ihn zum Brautſchatz)
Hatte ſie abgeſtäubt, und mit glänzendem Wachſe gebohnet.
Oben ſtand auf Stufen ein Hund und ein züngelnder Löwe,
Beide von Gyps, Trinkgläſer mit eingeſchliffenen Bildern,
Zween Theetöpfe von Zinn und irdene Taſſen und Aepfel.
Jetzo erhob ſie ſich vom binſenbeflochtenen Spinnſtuhl,
Langſam, trippelte leiſe auf knirrendem Sande zur Wanduhr
Hin, und knüpfte die Schnur des Schlaggewichts an den Nagel,
Daß den Greis nicht weckte das klingelnde Glas und der Kukuk;
Sah dann hinaus, wie des Schnee's dichtſtöbernde Flocken am Fenſter
Rieſelten, und wie der zuckende Sturm in den Eſchen des Hofes
Rauſcht' und verwehte die Spuren der hüpfenden Krähn an der Scheune.
Und ſie ſchüttelt' das Haupt, und flüſterte halb, was ſie dachte:
„Lieber Gott, wie es ſtürmt und der Schnee in den Gründen ſich aufhäuft!
Arme reiſende Leute! Kein Menſch wohl jagte bei ſolchem
Wetter den Hund aus der Thüre, wer ſeines Viehs ſich erbarmet!
Aber mein Sohn kommt doch zum Geburtstag! Gar zu beſonders
Wühlt mir das Herz! Und ſeht, wie die Katz' auf dem Tritte des Tiſches
Schnurrt, und ihr Pfötchen leckt, und Bart und Nacken ſich putzet!
Das bedeutet ja Fremde, nach aller Vernünftigen Urtheil!"
Sprach's, und ſetzte die Taſſen mit zitternden Händen in Ordnung,
Füllte die Zuckerdoſ' und ſcheuchte die ſumſenden Fliegen,
Die ihr Mann mit der Klappe verſchont, zur Wintergeſellſchaft;
Nahm zwei irdene Pfeifen, mit grünen Poſen gezieret,
Von dem Geſimſ' und legte Toback auf den zinnernen Teller.
Jetzo ging ſie und rief mit leiſer, heiſerer Stimme
Aus der Geſindeſtube Marie vom rummelnden Spulrad,
Wo ſie gehaſpeltes Garn von der Wind' abſpulte zum Weben:
„Scharre mir Kohlen, Marie, aus dem tiefen Ofen, und lege
Kien und Torf hinein, und dürres buchenes Stammholz;
Aber ſacht, daß der Vater vom Mittagsſchlummer nicht aufwacht.
Sinkt das Feuer zu Gluth, dann ſchiebe den knorrigen Klotz nach.
Denn der alte Vater, das wiſſen wir, klaget beſtändig
Ueber Froſt und ſucht die Sonne ſogar in der Ernte.
Auch die Kinderchen hätten ein warmes Stübchen wohl nöthig."

Alſo ſprach ſie; da ſcharrte Marie aus dem Ofen die Kohlen,
Legte Feurung hinein, und weckte die Gluth mit dem Blasbalg,
Huſtend, und ſchimpfte den Rauch, und wiſchte die thränenden Augen;
Aber Mütterchen braunt' am Feuerherd in der Pfanne
Ueber der Gluth den Kaffee, und rührt' ihn mit hölzernem Löffel;
Knatternd ſchwitzten die Bohnen und bräunten ſich; während ein dicker
Duftender Qualm aufſtieg, die Küch' und die Diele durchräuchernd.
Und ſie langte die Mühle herab vom Geſimſe des Schornſteins,
Schüttete Bohnen darauf und nahm ſie zwiſchen die Kniee,
Hielt mit der Linken den Rumpf und drehte den Knopf mit der Rechten;
Sammelt' auch oft haushälteriſch die hüpfenden Bohnen vom Schooſe.
Goß dann auf graues Papier den grobgemahlenen Kaffee.
Aber nun hielt ſie mitten im Lauf' die raſſelnde Mühl' an,
Wandte ſich gegen Marie, die den Ofen ſchloß, und gebot ihr:
„Eile, Marie, und ſperre den wachſamen Hund in den Holzſtall,
Daß, wenn der Schlitten kommt, ſein Gebell den Vater nicht wecke.
Aber verſäumt auch Thoms, vor dunkler Nacht von dem Fiſcher
Unſere Karpfen zu holen? Aus Vorſicht bring ihm den Beutel.
Wenn er auch etwas Holz, die Gans am Spieße zu braten,
Splitterte! Bring ihm das Beil, und bedeut' ihn. Dann im Vorbeigehn
Steig' auf den Taubenſchlag, und ſieh, ob der Schlitten nicht ankommt!"
Alſo ſprach ſie; da eilte die fleißige Magd aus der Küche,
Nahm von der rußigten Wand das Beil und den maſchigen Beutel,
Lockte mit ſchimmligem Brote den treuen Monarch in den Holzſtall,
Krampte die Thür zu und ließ ihn kratzen und winſeln;
Lief durch den Schnee in die Scheune, wo Thoms mit gewaltiger Arbeit
Häckerling ſchnitt, denn ihn fror, und bedeutet' ihn; eilte dann weiter,
Stieg auf den Taubenſchlag, und puſtete, rieb ſich die Hände,
Steckte ſie unter die Schürz', und ſchlug ſich über die Schultern.
Jetzo ſah ſie im Nebel des fliegenden Schnee's, wie der Schlitten
Dicht vor dem Dorfe vom Berg' herklingelte; ſtieg von der Leiter
Eilend herab, und brachte der alten Mutter die Botſchaft.
Haſtig enteilte die Mutter mit bebenden Knien, ihr Herz ſchlug
Aengſtlich, ihr Athem war kurz, und im Laufen entflog der Pantoffel.
Jene ging zu der Pfort' und öffnete. Näher und näher
Kam das Gekling', und das Klatſchen der Peitſch', und der Pferde Getrampel;

Und nun ſchwebte der Schlitten herein durch die Pforte des Hofes,
Hielt an der Thür', und es ſchnoben, beſchneit und dampfend, die Pferde.
Mütterchen eilte hinzu: „Willkommen!“ rief ſie, „Willkommen!“
Küßt' und umarmte den lieben Sohn, der zuerſt aus dem Schlitten
Sprang, und half der Tochter aus ihrem zottigen Fußſack,
Löſt' ihr die ſammtne Kaputz' und küßte ſie; Thränen der Freude
Rannen von ihrem Geſicht auf die ſchönen Wangen der Tochter.
„Aber wo bleibt mein Vater? Er iſt doch geſund am Geburtstag?“
Fragte der Sohn; da tuſchte mit winkenden Händen die Mutter:
„Still, er ſchläft! Nun laßt die beſchneiten Mäntel euch abziehn;
Und dann weck' ihn mit Küſſen, du liebe trauteſte Tochter!
Armes Kind, das Geſicht iſt dir ganz roth von dem Oſtwind!
Aber die Stub' iſt warm, und gleich ſoll der Kaffee bereit ſein!“
Alſo ſprach ſie, und hängt' an gedrechſelte Pflöcke die Mäntel,
Oeffnete leiſe die Klink', und ließ die Kinder hineingehn.
Aber die junge Frau mit ſchönen lächelndem Antlitz
Hüpfte hinzu, und küßte des Greiſes Wange; erſchrocken
Sah er empor und hing in ſeiner Kinder Umarmung.

Friedrich von Schiller,

geb. 10. Novbr. 1759 zu Marbach, Zögling der Karlsakademie zu Stuttgart, wurde 1780 Regimentschirurgus, 1782 Doctor der Medicin; 1784 weimarſcher Rath, 1789 Profeſſor in Jena, 1802 in den Adelsſtand erhoben, ſtarb am 9. Mai 1805 zu Weimar.

Die Schlacht.

Schwer und dumpfig,
Eine Wetterwolke,
Durch die grüne Ebne ſchwankt der Marſch.
Zum wilden eiſernen Würfelſpiel
Streckt ſich unabſehlich das Gefilde.
Blicke kriechen niederwärts,
An die Rippen pocht das Männerherz,
Vorüber an hohlen Todtengeſichtern
Niederjagt die Front der Major
Halt!
Und Regimenter feſſelt das ſtarre Commando.
Lautlos ſteht die Front.

Prächtig im glühenden Morgenroth
Was blitzt dort her vom Gebirge?
Seht ihr des Feindes Fahnen wehn?
Wir ſehn des Feindes Fahnen wehn,
Gott mit euch, Weib und Kinder!
Luſtig, hört ihr den Geſang?
Trommelwirbel, Pfeifenklang
Schmettert durch die Glieder;
Wie brauſt es fort im ſchönen, wilden Takt!
Und brauſt durch Mark und Bein.

Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Schon fleugt es fort wie Wetterleucht',
Dumpf brüllt der Donner ſchon dort,
Die Wimper zuckt, hier kracht er laut,
Die Loſung brauſt von Heer zu Heer —
Laß brauſen in Gottes Namen fort,
Freier ſchon athmet die Bruſt.

Der Tod iſt los — ſchon wogt ſich der Kampf,
Eiſern im wolkigten Pulverdampf,
Eiſern fallen die Würfel.

Nah umarmen die Heere ſich;
Fertig! heult's von P'loton zu P'loton;
Auf die Kniee geworfen
Feuern die Vordern, viele ſtehen nicht mehr auf,
Lücken reißt die ſtreifende Kartätſche,
Auf Vormanns Rumpfe ſpringt der Hintermann,
Verwüſtung rechts und links und um und um,
Bataillone niederwälzt der Tod.

Die Sonne löſcht aus, heiß brennt die Schlacht,
Schwarz brütet auf dem Heer die Nacht —
Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Hoch ſpritzt an den Nacken das Blut,
Lebende wechſeln mit Todten, der Fuß
Strauchelt über den Leichnamen —
„Und auch du Franz?" — „„Grüße mein Lottchen, Freund!""
Wilder immer wüthet der Streit;
„Grüßen will ich" — Gott! Kameraden, ſeht!
Hinter uns wie die Kartätſche ſpringt! —
„Grüßen will ich dein Lottchen, Freund!
„Schlummre ſanft! wo die Kugelſaat
„Regnet, ſtürz' ich Verlaſſner hinein."

Hieher, dorthin ſchwankt die Schlacht,
Finſtrer brütet auf dem Heer die Nacht —
Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Horch! was ſtrampft im Galopp vorbei!
Die Adjutanten fliegen,
Dragoner raſſeln in den Feind,
Und ſeine Donner ruhen.
Victoria, Brüder!
Schrecken reißt die feigen Glieder,
Und ſeine Fahne ſinkt. —

Entſchieden iſt die ſcharfe Schlacht,
Der Tag blickt ſiegend durch die Nacht!

Horch! Trommelwirbel, Pfeifenklang
Stimmen ſchon Triumphgeſang!
Lebt wohl, ihr gebliebenen Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Sehnſucht.

Ach, aus dieſes Thales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt' ich mich beglückt!
Dort erblick' ich ſchöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin.

Harmonieen hör' ich klingen,
Töne ſüßer Himmelsruh,
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düfte Balſam zu.

Goldne Früchte ſeh' ich glühen,
Winkend zwiſchen dunkelm Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

Ach, wie ſchön muß ſich's ergehen
Dort im ew'gen Sonnenſchein!
Und die Luft auf jenen Höhen —
O, wie labend muß ſie ſein!
Doch mir wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwiſchen brauſt;
Seine Wellen ſind gehoben,
Daß die Seele mir ergrauſt.

Einen Nachen ſeh' ich ſchwanken,
Aber, ach! der Fährmann fehlt.
Friſch hinein und ohne Wanken!
Seine Segel ſind beſeelt.
Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das ſchöne Wunderland.

Reiterlied.

(Aus „Wallenſteins Lager".)

Wohl auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!
Ins Feld, in die Freiheit gezogen!
Im Felde, da iſt der Mann noch was werth,
Da wird das Herz noch gewogen,
Da tritt kein Anderer für ihn ein,
Auf ſich ſelber ſteht er da ganz allein.

Aus der Welt die Freiheit verſchwunden iſt,
Man ſieht nur Herren und Knechte;
Die Falſchheit herrſchet, die Hinterliſt
Bei dem feigen Menſchengeſchlechte.
Der dem Tod ins Angeſicht ſchauen kann,
Der Soldat allein, iſt der freie Mann!

Des Lebens Aengſten, er wirft ſie weg,
Hat nicht mehr zu fürchten, zu ſorgen;
Er reitet dem Schickſal entgegen keck,
Trifft's heute nicht, trifft es doch morgen,
Und trifft es morgen, ſo laſſet uns heut
Noch ſchlürfen die Neige der köſtlichen Zeit.

Von dem Himmel fällt ihm ſein luſtig Loos,
Braucht's nicht mit Müh' zu erſtreben.
Der Fröhner, der ſucht in der Erde Schooß,
Da meint er den Schatz zu erheben.
Er gräbt und ſchaufelt ſo lang er lebt,
Und gräbt, bis er endlich ſein Grab ſich gräbt.

Der Reiter und ſein geſchwindes Roß,
Sie ſind gefürchtete Gäſte.
Es flimmern die Lampen im Hochzeitſchloß,
Ungeladen kommt er zum Feſte,
Er wirbt nicht lange, er zeiget nicht Gold,
Im Sturm erringt er den Minneſold.

Warum weint die Dirn' und zergrämt ſich ſchier?
Laß fahren dahin, laß fahren!
Er hat auf Erden kein bleibend Quartier,
Kann treue Lieb nicht bewahren.
Das raſche Schickſal, es treibt ihn fort,
Seine Ruhe läßt er an keinem Ort.

Drum friſch, Kameraden, den Rappen gezäumt,
Die Bruſt im Gefechte gelüftet!
Die Jugend brauſet, das Leben ſchäumt,
Friſch auf, eh der Geiſt noch verdüftet!
Und ſetzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen ſein.

Das Siegesfeſt.

Priams Feſte war geſunken,
Troja lag in Schutt und Staub,
Und die Griechen, ſiegestrunken,
Reich beladen mit dem Raub,
Saßen auf den hohen Schiffen,
Längs des Hellespontos Strand,
Auf der frohen Fahrt begriffen
Nach dem ſchönen Griechenland.
Stimmet an die frohen Lieder!
Denn dem väterlichen Herd
Sind die Schiffe zugekehrt,
Und zur Heimath geht es wieder.

Und in langen Reihen klagend,
Saß der Trojerinnen Schaar,
Schmerzvoll an die Brüſte ſchlagend,
Bleich, mit aufgelöſtem Haar.
In das wilde Feſt der Freuden
Miſchten ſie den Wehgeſang,
Weinend um das eigne Leiden
In des Reiches Untergang.
Lebe wohl, geliebter Boden!
Von der ſüßen Heimath fern,
Folgen wir dem fremden Herrn.
Ach, wie glücklich ſind die Todten!

Und den hohen Göttern zündet
Kalchas jetzt das Opfer an;
Pallas, die die Städte gründet
Und zertrümmert, ruft er an,
Und Neptun, der um die Länder
Seinen Wogengürtel ſchlingt,
Und den Zeus, den Schreckenſender,
Der die Aegis grauſend ſchwingt.
  Ausgeſtritten, ausgerungen
  Iſt der lange, ſchwere Streit,
  Ausgefüllt der Kreis der Zeit,
  Und die große Stadt bezwungen.

Atreus' Sohn, der Fürſt der Schaaren,
Ueberſah der Völker Zahl,
Die mit ihm gezogen waren
Einſt in des Skamanders Thal.
Und des Kummers finſtre Wolke
Zog ſich um des Königs Blick;
Von dem hergeführten Volke
Bracht' er Wen'ge nur zurück.
  Drum erhebe frohe Lieder,
  Wer die Heimath wieder ſieht,
  Wem noch friſch das Leben blüht!
  Denn nicht alle kehren wieder.

Alle nicht, die wieder kehren,
Mögen ſich des Heimzugs freun,
An den häuslichen Altären
Kann der Mord bereitet ſein.
Mancher fiel durch Freundestücke,
Den die blut'ge Schlacht verfehlt!
Sprach's Ulyß mit Warnungsblicke,
Von Athenens Geiſt beſeelt.

Glücklich, wem der Gattin Treue
Rein und keuſch das Haus bewahrt!
Denn das Weib iſt falſcher Art,
Und die Arge liebt das Neue.

Und des friſch erkämpften Weibes
Freut ſich der Atrid' und ſtrickt
Um den Reiz des ſchönen Leibes
Seine Arme hochbeglückt.
Böſes Werk muß untergehen,
Rache folgt der Frevelthat;
Denn gerecht in Himmelshöhen
Waltet des Kroniden Rath. .
Böſes muß mit Böſem enden:
An dem frevelnden Geſchlecht
Rächet Zeus das Gaſtesrecht,
Wägend mit gerechten Händen.

Wohl dem Glücklichen mag's ziemen,
Ruft Oileus' tapfrer Sohn,
Die Regierenden zu rühmen
Auf dem hohen Himmelsthron!
Ohne Wahl vertheilt die Gaben,
Ohne Billigkeit das Glück;
Denn Patroklus liegt begraben,
Und Therſites kommt zurück!
Weil das Glück aus ſeiner Tonnen
Die Geſchicke blind verſtreut,
Freue ſich und jauchze heut,
Wer das Lebensloos gewonnen!

Ja, der Krieg verſchlingt die Beſten!
Ewig werde dein gedacht,
Bruder, bei der Griechen Feſten,
Der ein Thurm war in der Schlacht.

Da der Griechen Schiffe brannten,
War in deinem Arm das Heil;
Doch dem Schlauen, Vielgewandten,
Ward der ſchöne Preis zu Theil.
Friede deinen heil'gen Reſten!
Nicht der Feind hat dich entrafft,
Ajax fiel durch Ajax' Kraft.
Ach, der Zorn verderbt die Beſten!

Dem Erzeuger jetzt, dem großen,
Gießt Neoptolem des Weins:
Unter allen ird'ſchen Looſen,
Hoher Vater, preiſ' ich deins.
Von des Lebens Gütern allen
Iſt der Ruhm das höchſte doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.
Tapfrer, deines Ruhmes Schimmer
Wird unſterblich ſein im Lied;
Denn das ird'ſche Leben flieht,
Und die Todten dauern immer.

Wenn des Liedes Stimmen ſchweigen
Von dem überwundnen Mann,
So will ich für Hektorn zeugen,
Hub der Sohn des Tydeus an, —
Der für ſeine Hausaltäre
Kämpfend, ein Beſchirmer, fiel —
Krönt den Sieger größre Ehre,
Ehret ihn das ſchönre Ziel!
Der für ſeine Hausaltäre
Kämpfend ſank, ein Schirm und Hort,
Auch in Feindes Munde fort
Lebt ihm ſeines Namens Ehre.

Neſtor jetzt, der alte Zecher,
Der drei Menſchenalter ſah,
Reicht den laubumkränzten Becher
Der bethränten Hekuba:
Trink' ihn aus, den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz!
Wundervoll iſt Bacchus' Gabe,
Balſam fürs zerriſſne Herz!
Trink' ihn aus, den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz!
Balſam fürs zerriſſne Herz,
Wundervoll iſt Bacchus' Gabe.

Denn auch Niobe, dem ſchweren
Zorn der Himmliſchen ein Ziel,
Koſtete die Frucht der Aehren
Und bezwang das Schmerzgefühl.
Denn ſo lang die Lebensquelle
Schäumet an der Lippen Rand,
Iſt der Schmerz in Lethes Welle
Tief verſenkt und feſtgebannt!
Denn ſo lang die Lebensquelle
An der Lippen Rande ſchäumt,
Iſt der Jammer weggeträumt,
Fortgeſpült in Lethes Welle.

Und von ihrem Gott ergriffen,
Hub ſich jetzt die Seherin,
Blickte von den hohen Schiffen
Nach dem Rauch der Heimath hin.
Rauch iſt alles ird'ſche Weſen;
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen;
Nur die Götter bleiben ſtät.

Um das Roß des Reiters ſchweben,
Um das Schiff die Sorgen her;
Morgen können wir's nicht mehr,
Darum laßt uns heute leben!

Der Graf von Habsburg.

Zu Aachen in ſeiner Kaiſerpracht,
Im alterthümlichen Saale,
Saß König Rudolphs heilige Macht
Beim feſtlichen Krönungsmahle.
Die Speiſen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es ſchenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die ſieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne ſich ſtellt,
Umſtanden geſchäftig den Herrſcher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balcon
Das Volk in freud'gem Gedränge;
Laut miſchte ſich in der Poſaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge;
Denn geendigt nach langem verderblichen Streit
War die kaiſerloſe, die ſchreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiſerne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiſer ergreift den goldnen Pokal
Und ſpricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Feſt, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;

Doch den Sänger vermiſſ' ich, den Bringer der Luſt,
Der mit ſüßem Klang mir bewege die Bruſt
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiſer entbehren."

Und ſieh! in der Fürſten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare;
Ihm glänzte die Locke ſilberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut ſchläft in der Saiten Gold,
Der Sänger ſingt von der Minne Sold,
Er preiſet das Höchſte, das Beſte,
Was das Herz ſich wünſcht, was der Sinn begehrt;
Doch ſage, was iſt des Kaiſers werth
An ſeinem herrlichſten Feſte?" —

„Nicht gebieten werd' ich dem Sänger," ſpricht
Der Herrſcher mit lächelndem Munde,
„Er ſteht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde:
Wie in den Lüften der Sturmwind ſauſt,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und brauſt,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern ſchallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar ſchliefen."

Und der Sänger raſch in die Saiten fällt
Und beginnt ſie mächtig zu ſchlagen:
„Aufs Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp' mit dem Jägergeſchoß,

Und als er auf ſeinem ſtattlichen Roß
In eine Au' kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern;
Ein Prieſter war's mit dem Leib des Herrn,
Voran kam der Meßner geſchritten."

„Und der Graf zur Erde ſich neiget hin,
Das Haupt mit Demuth entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Chriſtenſinn,
Was alle Menſchen erlöſet.
Ein Bächlein aber rauſchte durchs Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluthen geſchwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte;
Und beiſeit legt jener das Sacrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchſchritte."

„Was ſchaffſt du?" redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
„Herr, ich walle zu einem ſterbenden Mann,
Der nach der Himmelskoſt ſchmachtet;
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der ſtrömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen geriſſen.
Drum daß dem Lechzenden werde ſein Heil,
So will ich das Wäſſerlein jetzt in Eil'
Durchwaten mit nackenden Füßen."

„Da ſetzt ihn der Graf auf ſein ritterlich Pferd,
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der ſein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht verſäume.
Und er ſelber auf ſeines Knappen Thier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;

Der andre die Reiſe vollführet,
Und am nächſten Morgen, mit dankendem Blick,
Da bringt er dem Grafen ſein Roß zurück,
Beſcheiden am Zügel geführet."

„Nicht wolle das Gott," rief mit Demuthſinn
Der Graf, „daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beſchritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magſt du's nicht haben zu eignem Gewinnſt,
So bleib' es gewidmet dem göttlichen Dienſt!
Denn ich hab es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdiſches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Athem und Leben."

„So mög' euch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren euch bringen hier und dort,
So wie ihr jetzt ihn geehret.
Ihr ſeid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland;
Euch blühn ſechs liebliche Töchter.
„So mögen ſie," rief er begeiſtert aus,
„Sechs Kronen euch bringen in euer Haus
Und glänzen die ſpätſten Geſchlechter!"

Und mit ſinnendem Haupt ſaß der Kaiſer da,
Als dächt' er vergangener Zeiten;
Jetzt, da er dem Sänger ins Auge ſah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Prieſters erkennt er ſchnell
Und verbirgt der Thränen ſtürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.

Und alles blickte den Kaiſer an
Und erkannte den Graſen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

Anmerkung. — Tſchudi, der uns dieſe Anekdote überliefert hat, erzählt auch, daß der Prieſter, dem dieſes mit dem Graſen von Habsburg begegnet, nachher Caplan bei dem Kurfürſten von Mainz geworden und nicht wenig dazu beigetragen habe, bei der nächſten Kaiſerwahl, die auf das große Interregnum erfolgte, die Gedanken des Kurfürſten auf den Graſen von Habsburg zu richten. — Für die, welche die Geſchichte jener Zeit kennen, bemerke ich noch, daß ich recht gut weiß, daß Böhmen ſein Erzamt bei Rudolphs Kaiſerkrönung nicht ausübte.

Columbus.

Steure, muthiger Segler! Es mag der Witz dich verhöhnen,
Und der Schiffer am Steu'r ſenken die läſſige Hand.
Immer, immer nach Weſt! Dort muß die Küſte ſich zeigen,
Liegt ſie doch deutlich und liegt ſchimmernd vor deinem Verſtand.
Traue dem leitenden Gott und folge dem ſchweigenden Weltmeer!
Wär' ſie noch nicht, ſie ſtieg' jetzt aus den Fluthen empor.
Mit dem Genius ſteht die Natur in ewigem Bunde;
Was der eine verſpricht, leiſtet die andre gewiß.

Johann Peter Hebel,

geb. 11. Mai 1760 zu Hauſen im Badiſchen; ſtudirte zu Erlangen Theolgie, 1782 Pfarrvikar zu Hertingen, 1783 Lehrer zu Lörrach, 1791 Subdiakon am Gymnaſium zu Karlsruhe, 1798 Profeſſor, 1805 Kirchenrath, 1808 Director des Gymnaſiums, 1819 Prälat; ſtarb auf einer Reiſe zu Schwetzingen am 22. Septbr. 1826.

— Allemanniſche Gedichte. —

Der Karfunkel.

Wo der Aetti ſi Tubak ſchnätzlet, ſe lueget en d'Marei
Fründlig und bittwis a: „Verzelis näumis[1], o Aetti,
„Weiſch ſo wieder, wie necht, wo's Chüngi[2] het welle vertſchlofe!"
Drüber rucke 's Chüngi, und 's Anne Bäbi und d'Marei
Mit de Chunklen ans Licht, und ſpanne d'Saiten, und ſtriche
Mittem Schwärtli 's Rad, und zupfen enander am Ermel.
Und der Joppi nimmt e Hampfle[3] Liechtſpöhn, und ſetzt ſi
Nebene Liechtſtock hi, und ſeit: „Das willi verrichte."
Aber der Hans Jerg lit e lange Weg überen Ofe,
Lueget aben und denkt: „Do obe höri's am beſte,
„Und bi niemes im Weg." Druf, wo der Aetti ſi Tubak
Gſchnitte het, und 's Pfiſli gfüllt, ſe chunt er an Liechtſpohn,
Und hebt 's Pfiſli drunter, und trinkt in gierige Züge,
Bis es brennt. Druf druckt er 's Füür mit de Fingeren abe,
Und macht 's Deckeli zu. „Se willi denn näumis verzehle,"
Seit er, und ſitzt nieder, „doch müender[4] ordeli ſtill ſy,
Aß i nit verſtuun, ebs[5] us iſch; und du dört obe,
Pack di vom Ofen abe! Heſch wieder niene ke Platz gwüßt?

---

[1] etwas. [2] Kunigunde. [3] Handvoll. [4] müßt ihr. [5] daß ich nicht irre werde, bis.

Iſchs der z'wol, und gluſt's di wieder no nem Charfunkel?
Numme[1] ken, wie ſell ein gſi iſch, woni im Sinn ha. —
's iſch e Plätzli näumen[2], es goht nit Ege no Pflueg druf,
Hurſt[3] an Hurſt ſcho hundert Johr und giftigi Chrûter,
's ſingt kei Troſtle drinn, kei Summervögeli bſuecht ſie,
Breite Doſche[4] hüete dört e zeichnete Chörper.
's wär ke ungſchickt Bürſchli gſi, ſel[5] ſeit me, doch ſeig er
Zitlich ins Wirthshus gwandlet, und über Bibel und Gſangbuch
Sin em d'Charte gſi am Samſtig z'oben[6] und Sunntig.
Flueche het er chönne, ne Hex im rueßige Chemmi
Hätt ſi bſegnet und betet, und d'Sternen am Himmel hen zittert.
's het emol im grüene Rock e borſtige Jäger
Zug'luegt, wie ſie ſpiele. Mit unerhörte Flüeche
Het der Michel Stich um Stich und Büeßli[7] verlohre.
„Du vertlauſich mer nit!“ ſeit für ſi ſelber der Grünrock.
D'Wirthene hets no ghört und denkt: „Iſchs öbbe[8] ne Werber!“
's iſch ke Werber gſi, der werdets beſſer erfahre,
Wenn der Michel gwibet het, und 's Güetli verlumpet.
Was het 's Stroßwirths Tochter denkt? Sie het em us Liebi
Hand und Jowort ge, doch nit us Liebi zum Michel,
Nei, zu Vater und Muetter, es iſch ihr Willen und Wunſch gſi.
Sellen Oben iſchs in ſchwere Gidanke vertſchloſe,
Selli Mittnacht hets e ſchwere bidütſeme Traum gha.
's iſch em gſi, es chömm vo Stauſe füren an' d'Landſtroß;
An der Landſtroß goht e Chapeziner und betet.
„Schenket mer au ne Helgli[9], Her Pater, went der ſo gut ſy!
„Bini nit e Brunt? 's cha ſi 's het gueti Bidütig.“
Landſem ſchüttlet ſi Chopf der Pater, und unter der Chutte
Lengt er e Hampfle voll Helge. „Do zieh der ſelber eis uſe!“
Seits[10], und wones zieht, ſo lengts in ſchmutzigi Charte.
„Heiſch echt 's Eckſtei-Aß? 's bidütet e rothe Charfunkel;
„'s iſch ke gute Schick.“ — „Jo weger,“ ſeit es, „das hani.“
Wieder ſeit der Pater: „Se zieh denn anderſt, o Brütli!

---

[1] nur. [2] irgendwo. [3] Strauch. [4] Kröten. [5] das. [6] Abends. [7] Zehnkreuzerſtück. [8] etwa. [9] Heiligenbild. [10] Sagt's.

„Heſch echt ſiebe Chrütz?“ — „Jo weger,“ ſeit es und ſüfzget. —
„Tröſt di Gott, zieh anderſt! Es chönne no beſſeri drinn ſy.
„Heſch e bluetig Herz?“ — „Jo weger,“ ſeits und erſchrickt drob. —
„Jez zieh no ne mol, 's cha ſy, di Heilige chunnt no!
„Iſchs der Schuflebueb[1]?“ — „Es wird wol, bſchauet en ſelber!“
„Jo de heſch en! Tröſt di Gott! Er ſchuflet di abe.“
So hets im Kätterli traumt, und ſo hets ſelle mol gſchloſe.
Stroßwirths Tochter, was heſch denkt, und heſch mer en doch g'no[2]?
Jo, es het jo müeßen und gſeit: „Ins Here Gotts Name!
„No de ſiebe Chrützen und hinterem bluetige Herze
„Chunt mi Heilige, wills der Her, und ſchuflet mi abe.“
Z'erſt hätt's möge go. Zwor mengmol het no der Michel
Gſpielt und trunke, bis gnueg, und gfluecht, und 's Kätterli ploget.
Mengmol iſch er in ſi gange, wenn's en mit Thräne
Bittet het, und bete. Ne mol ſe ſeit er: „Jez willi
„Mit der akkordieren, und d'Charte willi verflueche.
„Soll mi der T..... hole, ſo bald i eini me arüehr!
„Aber ins Wirthshus gangi, ſel willi, ſel chani nit mide.
„Grums und hül, ſo lang's der g'falt, i cha der nit helfe!“
Het er 's Erſt nit ghalte, ſen iſch er im Andere treu gſi.
Wener ins Wirthshus chunt, ſe ſitzt mi borſtige Grüenrock
Hinterm Tiſch, ſelb dritt, und müſchlet d'Charten, und rüeſt em:
„Biſch mer e Kammerad, ſe chumm, ſe wemmer[3] eis mache!“
„Ich nit,“ ſeit der Michel, „Bas Margreth, leng mer e Schöppli!“
„Du nit?“ ſeit der Grün. „Chumm numme, bis de di Schoppe
„Trunke heſch, und 's goht um nüt, mer mache für Churzwil!“
„He,“ denkt bynem ſelber der Michel, „wenn es um nüt goht,
„Sel iſch jo nit gſpielt,“ und ſetzt ſi nebene Grüenrock.
's chunnt e Chnab ans Fenſter mit lockiger Stirnen und rüeſt em:
„Meiſter Michel, uf e Wort! Der Stroßewirth ſchickt mi.“
„Schick en wieder,“ ſeit er, „i weiß ſcho, was er im Chopf het!
„Wer ſpielt us, und was iſch Trumpf, und gſtoche das Eckſtei!“
Druf und druf! Z'letzt ſeit der Grüen: „Was biſch du ne Glückschind!
„Möchtiſch nit umme Chrützer mache?“ — Sell iſch jez eithue,

---

[1] Spaten-Bube. [2] genommen. [3] wellen wir.

Denkt der Michel, gſpielt iſch gſpielt, und ſeit: „Es iſch eithue!"
„Chömmet," rüeft der Chnab, und pöpperlet wieder am Fenſter,
„Nummen uf en einzig Wörtli!" — „Los mi ungheit[1] jez!
„Chrütz im Baum, und Schufle no, und no ne mol Schufle!"
Und ſo gohts vom Chrützer bis endli zu der Dublone.
Wo ſie ufſtöhn, ſeit der Grüenrock: „Michel, i cha di
„Jez nit zahle. Magſch derfür mi Fingerring bhalte,
„Bis i en wieder lös. Es ſin verborgeni Chräfte
„In dem rothe Charfunkel. O lueg doch, wiener ein a'blitzt!"
's dritmol chlopfts am Fenſter: „O Michel, chömmet, wil's Zit iſch!"
„Loß en ſchwätze," ſeit der Grüenrock „wenn er nit goh will!
„Nimm du do mi Fingerring, und wenn de ke Chrüzer
„Geld deheim, und niene[2] heſch, es cha der nit fehle.
„Wenn der Ring am Finger ſteckt, und wenn de in Sack lengſch
„Alli Tag emol, ſo heſch e bairiſche Thaler.
„Nummen an kem Fyrtig, i wott der das ſelber nit rothe.
„Chaſch mi witers bruuche, ſo rüef mer nummen! I hör di.
„Heißi nit Bizli Buzli, und hani d'Ohre nit bymer?"
Sieder briegget[3] d'Frau deheim im einſeme Stübli,
Und liſt in der Bibel und im verriſſene Betbuch,
Und der Michel chunt und ſchändet: „Findi di wieder
„An dim ewige Beten und dunderſchießige Hüle?
„Lueg do, was i gunne[4] ha, ne rothe Charfunkel!"
's Kätterli verſchrickt: „O Jeſis," ſeit es, „was ſiehni!
„'s iſch ke guete Schick!" — und ſinkt dernieder in Ohnmacht.
Wärſch doch nümme verwacht, wie menge bittere Chummer
Hättſch verſchloſen, armi Frau, wo diner no wartet!
Jez wirds tägli ſchlimmer. Uf alle Merte flankiert er,
Alle Chülbene[5] bſuecht er, und wo me ne Wirthshus bitrittet,
Z'Nacht um Zwölfi, Vormittag und z'oben um Vieri,
Sitzt der Michel dört, und müſchlet trüglichi Charte.
's Chind verwildert, 's Güetli ſchwindet, Acker um Acker
Chunt an Stab und d'Frau vergoht in bittere Thräne.
Goht er öbbe heim, gits ſchnödi Reden und Antwort:

---

[1] ungeſchoren. [2] nirgends. [3] weint. [4] gewonnen. [5] Kirchweihen.

„Chunſch du Lump?“ Und ſo und ſo. — Mit trunkene Lippe
Fluecht der Michel, ſchlacht ſi Frau. Jez mueß er zum Pfarer,
Jez vor Oberamt, und mittem Haſchierer im Thurn zu.
Goht er ſchlimm, ſe chunt er ärger, wennem der Bizli
Buzli wieder d'Ohre ſtriicht, und Gallen ins Blut miſcht.
So währts ſiebe Johr. Emol ſe bringt en der Buzli
Wieder uſem Thurn, und „Allo göhn mer ins Wirthshus,
„Eb de heim chunſch mit de Streiche, wo ſie der ge hen!
„Was der d'Frau zum Willkumm g'chocht het, wird die nit brenne.
„Los, de duurſch mi: wenn i dra denk, 's möcht mi verſprenge,
„Wie's der goht, und wie der d'Frau di Lebe verbittert.
„So ne Ma, wie du, wo 's Tags ſie Thaler verthue cha.
„Glückli biſch im Spiele, doch no nem leidige Sprüchwort,
„Mittem Wibe heſch's nit troffe, chani der ſage.
„Wärſch ellei, wie hättſch's ſo guet, und lebtiſch ſo rüeihig[1]!
„'s pin'get[2] di, me ſieht ders ah, und d'Obere ſchwelle.
„Trink e Schlückli Brenz, er chüelt der öbbe di Jaſt[3] ab!“
Aber d'Frau deheim, mit z'ſemegſchlagene Hände
Sitzt ſie uſſem Bank, und luegt dur Thränen an Himmel.
„Siebe Johr und ſiebe Chrütz!“ ſo ſchluchzget ſie endli,
„'s wird mer redli wohr, und Gott im Himmel wells ende!“
Seits und nimmt e Buch und betet in Todesgidanke.
Drüber ſchnellt der Michel d'Thür uf, und fürchterli ſchnauzt er:
„Hülſch au wieder? Du heſchs nöthig, falſchi Canali!
„Surchrut choch mer!“ 's Kätterli ſeit: „'s iſch niene ke Füür meh.“
„Surchrut willi! Lueg, i dreih der's Meſſer im Lib um.“ —
„Lieber hüt, als morn. De bringſch mi untere Bode
„Ei Weg wie der ander, und 's Bübli heſch mer ſcho g'mordet.“ —
„Di ſoll der Dunder und 's Wetter in Erdsboden abe verſchlage!“
Seit's und zuckt, und ſinnlos ſchwanket 's Kätterli nieder.
„O mi bluetig Herz!“ ſo ſtöhnts no lisli, wo's umfallt.
„Chumm, o Schuflebueb, do heſch mi, ſchufle mi abe!“
Jez der Michel furt, vom ſchnelle Schrecken ergriffe,
Lauft ins Feld, der Bode ſchwankt, und 's raßlet im Nußbaum.

---

[1] ruhig. [2] peinigt. [3] Hitze.

„Bizli Buzli, roth mer du!“ ſo rüeft er. Der Buzli,
Hinterem Nußbaum ſtoht er, und chunt, und frogt en: „Was fehlt der?“
„D'Kätheri hani verſtoche; jez roth mer, was i ſoll mache!“
„Iſch dis alles?“ ſeit der Buzli. „Weger[1] de chaſch ein
„Doch verſchrecken, aß me meint, was Wunder paſſiert ſeig!
„Närſch, jez chaſch im Land nit blibe, 's möcht e Verdruß ge.
„Iſch nit dört der Rhi? Und chumm, i will di bigleite,
„'s ſtoht e Schiff am Gſtad!“ — Jez ſtige ſi ehnen[2] im Sunggäu
Friſch ans Land und quer dur's Feld. Im einſeme Wirthshus
Brennt e Licht. „Mer wen[3] doch luege wer no do in iſch,“
Seit der Grüen, „wer weiß, do chaſch der d'Grille vertribe!“
Aber im Wirthshus ſitze noch ſpoti nächtligi Gſelle,
Und 's goht vornen a mit Banketieren und Spiele.
„Chrütz iſch Trumpf! Und no ne mol! Und chönnetder die do?
„Gſtoche die! und no ne Trumpf! Und — gſtoche das Herzli!“ —
's iſch ſcho halber Zwölfi. Will echt mit lockiger Stirne
Jez ke Chnab erſchine? Nei weger! Michel, es endet!
O, wie ſpielſch ſo ſöllich[4] ungſchickt! Gſtoche das Herzli,
Lengt em tief in d'Seel, und alli mol, wenn er e Stich macht,
Wiederholts der Grüen, und wirft im Michel e Blick zu.
Drüber warnts uf Zwölfi. Mit alliwil ſchlechtere Charte
Spielt er all'wil ſchlechter, und zahlt afange mit Chride.
Druf hets Zwölfi gſchlage. Jez lengt er mit g'ringletem Finger
Friſch in Sack: „Wer wechſlet no ne bairiſche Thaler?“
Schlechti Münz, Her Michel! Er lengt in glaſigi Scherbe,
Thuet e Schrei, und luegt mit Gruus und Schrecke der Grüen a.
Aber der Buzli leert ſi Brenntewigläsli und ſchmazget:
„Michel, chumm jez furt, der Wirth wird wellen ins Bett goh.
„'s chömme hüt viel Gäſt, ſie hen e luſtige Fyrtig.
„Iſch nit Ludwigstag, der fünfezwenzigſt Auguſti?
„Dreih am Ring, ſo lang de witt, de bringſch en nit abe!“ —
O, wie het der Michel g'loſt[5] — e luſtige Fyrtig!
O wie het er d'Füeß am Tiſchbei unte verchlammert!
's hilft nit lang, und thuet nit guet. Mit ängſtligem Bebe

---

[1] Wahrlich. [2] drüben. [3] Wir wellen. [4] ſehr. [5] aufgehorcht.

Stoht er uf, und ſeit ke Wort, und göhn mit enander,
Vornen a der Grüen, und an de Ferſe der Michel,
Wie ne Chalb im Metzger ſolgt zur bluetige Schlachtbank.
Oebbe[1] ne Büchſeſchuß vom Wirthshus ſtellt en der Buzli.
„Michel," ſeit er, „lueg, es ſtoht kei Sternli am Himmel!
„Lueg, der Himmel hangt voll Wetter über und über!
„'s goth kei Luſt, es ſchwankt kei Naſt[2], es rührt ſi ke Läubli,
„Und du biſch mer au ſo ſtill. I glaub, de witt bete,
„Oder machſch der d'Uerthen[3] nnd iſch der 's Lebe verleidet?
„Wie de meinſch! Di Wahl iſch ſchlecht, i mueß ders bikenne.
„Se, do heſch e Meſſer! I ha's am Blotzemer Mert g'chauft!
„Hau der Gurgele ſelber ab, ſe choſt's di ke Trinkgeld!" —
So het der Aetti verzehlt, und mit engbrüſtigem Othem
Seit druf d'Mutter: „Biſch bal fertig? Mach mer die Meidli
„Nit ſo z'förche, 's ſin doch nummen erdichtete Mährli!" —
„Jo, i bi jo fertig!" erwiedert der Aetti: „Dört lit er
„Mit ſim Ring im Dorne-Ghürſt, wo d'Troſtle nit ſinge."
Aber d'Marei ſeit: „O Muetter, wer wird em denn förche!
„Denkſch, i merk nit, was er meint, und was er will ſage?
„Jo, der Bizli Buzli, das iſch die böſi Verſuechig.
„Lockt ſie nit, und führt ſie nit in Sünden und Elend,
„Wenn e Menſch nit bete mag, und folgt nit, und ſchafft nüt!
„Und der lockig Chnab iſch gueti Warnig im Gwiſſe.
"O i chenn mi Aetti wohl, und ſini Gidanke!"

Hans und Verene.

Es gfallt mer nummen eini,
Und ſelli gfallt mer gwis!
O wenni doch das Meidli hätt,
Es iſch ſo flink und dundersnett,
ſo dundersnett,
I wär im Paradies!

---

[1] Etwa. [2] Aſt. [3] Rechnung.

's iſch wohr, das Meidli gfallt mer,
Und 's Meidli hätti gern!
's het alliwil e frohe Mueth,
E Gſichtli hets wie Milch und Bluet,
wie Milch und Bluet,
Und Auge wie ne Stern.

Und wenni 's ſieh vo witem,
Se ſtigt mer's Blut ins Gſicht;
Es wird mer übers Herz ſo chnapp,
Und 's Waſſer lauft mer d'Backen ab,
wohl d'Backen ab,
I weiß nit, wie mer gſchicht.

Am Ziſtig[1] früeih bi'm Brunne,
Se redt's mi frei no a:
„Chumm, lüpf mer, Hans! Was fehlt der echt?
„Es iſt der näume gar nit recht,
nei gar nicht recht!"
I denk mi Lebtig dra.

I ha 's em ſolle ſage,
Und hätti 's numme gſeit!
Und wenni numme richer wär,
Und wär mer nit mi Herz ſo ſchwer,
mi Herz ſo ſchwer,
's gäb wieder Glegeheit.

Und uf und furt, jez gangi,
's wird jäten im Salat,
Und ſag em's, wenni näume cha,
Und luegt es mi nit fründli a,
nit fründli a,
So bini morn Soldat.

---

[1] Dienſtag.

En arme Kerli bini,
Arm bini, ſell iſch wohr.
Doch hani no nüt Unrechts tho,
Und ſuſer gwachſe wäri jo,
das wäri ſcho,
Mit ſellem hätts ke G'fohr.

Was wiſplet in de Hürſte,
Was rüehrt ſie echterſt dört?
Es viſperlet, es ruuſcht im Laub.
O bhüetis Gott der Her, i glaub,
i glaub, i glaub,
Es het mi näumer[1] ghört.

„Do bini jo, do heſch mi,
„Und wenn de mi denn witt!
„I ha's ſcho ſiderm Spöthlig[2] gmerkt;
„Am Ziſtig heſch mi völlig bſtärkt,
jo, völlig bſtärkt.
„Und worum ſeiſchs denn nit?

„Und biſch nit rich an Gülte,
„Und biſch nit rich an Gold,
„En ehrli Gmüeth iſch über Geld,
„Und ſchaffe chaſch in Hus und Feld,
in Hus und Feld,
„Und lueg, i bi der hold!"

O Vreneli, was ſeiſch mer,
O Vreneli, iſch ſo?
De heſch mi uſem Fegfüür gholt,
Und länger hätti 's nümme tolt[3],
nei, nümme tolt.
Jo, frili willi, jo!

---

[1] Jemand. [2] Spätjahr. [3] ertragen.

Sonntagsfrühe.

Der Samſtig het zum Sunntig gſeit:
„Jez hani alli ſchlofe gleit[1];
„Sie ſin vom Schaffe her und hi
„Gar ſölli müed und ſchlöfrig gſi[2],
„Und 's goht mer ſchier gar ſelber ſo,
„I cha faſt uf kei Bei meh ſtoh."

So ſeit er, und wo's Zwölfi ſchlacht,
Se ſinkt er aben in d'Mitternacht.
Der Sunntig ſeit: „Jez iſch's an mir!"
Gar ſtill und heimli bſchließt er d'Thür.
Er düſelet hinter de Sterne no,
Und cha ſchier gar nit obſi[3] cho.

Doch endli ribt er d'Augen us,
Er chunnt der Sunn an Thür und Hus;
Sie ſchloft im ſtille Chämmerli;
Er pöpperlet am Lädemli;
Er rüeft der Sunne: „d'Zit iſch do!"
Sie ſeit: „I chumm enanderno[4]." —

Und lisli uf de Zeeche goht,
Und heiter uf de Berge ſtoht
Der Sunntig, und 's ſchloft alles no;
Es ſieht und hört en niemes goh.
Er chunnt ins Dorf mit ſtillem Tritt,
Und winkt im Guhl[5]: „Verroth mi nit!"

Und wemmen[6] endli au verwacht,
Und gſchlofe het di ganzi Nacht,
Se ſtoht er do im Sunneſchii,
Und luegt eim zu de Fenſtern i
Mit ſinen Auge mild und gut
Und mittem Meyen uffem Hut.

---

[1] gelegt. [2] geweſen. [3] aufrecht. [4] einander nach, ſogleich. [5] dem Hahn. [6] wenn man.

Drum meint ers treu, und was i ſag.
Es freut en, wemme ſchlofe mag.
Und meint, es ſeig no dunkel Nacht,
Wenn d'Sunn am heitre Himmel lacht.
Drum iſch er au ſo lisli cho,
Drum ſtoht er au ſo liebli do.

Wie glitzeret uf Gras und Laub
Von Morgethau der Silberſtaub!
Wie weiht e friſchi Mayeluft,
Voll Chrieſiblueſt[1] und Schleecheduft!
Und d'Immli ſammle flink und friſch,
Sie wüſſe nit, aß 's Sunntig iſch.

Wie pranget nit im Garteland
Der Chrieſibaum im Mayegwand,
Gel-Veieli und Tulipa
Und Sterneblueme nebe dra,
Und gfüllti Zinkli[2] blau und wiiß.
Me meint, me lueg ins Paradies!

Und 's iſch ſo ſtill und heimli do,
Men iſch ſo rüeihig und ſo froh!
Me hört im Dorf kei Hüſt und Hott;
E Guete Tag und Dank der Gott,
Und 's git gottlob e ſchöne Tag,
Iſch alles, was me höre mag.

Und 's Vögeli ſeit: „Frili jo!
„Potz tauſig, jo, do iſch er ſcho!
„Er dringt jo i ſi'm Himmelsglaſt
„Dur Blueſt und Laub in Hurſt[3] und Naſt!“
Und 's Diſtelzwigli[4] vorne dra
Het 's Sunntigröckli au ſcho a.

---

[1] Waldkirſchenblüthe. [2] Hyazinthen. [3] Strauch. [4] Diſtelfink.

Sie lüte[1] weger 's Zeiche ſcho,
Der Pfarer, ſchint's, well zitli cho.
Gang, brech mer eis Aurikli ab,
Verwüſchet mer der Staub nit drab;
Und Chüngeli, leg di weidli a,[2]
De mueſch derno ne Meye ha!

Die Ueberraſchung im Garten.

„Wer ſprützt[3] mer alli Früeih mi Rosmeri?
„Es cha doch nit der Thau vom Himmel ſy,
„Suſt hätt der Mangeld[4] au ſi Sach,
„Er ſtoht doch au nit unterm Dach.
„Wer ſprützt mer alli Früeih mi Rosmeri?

„Und wenn i no ſo früeih ins Gärtli ſpring,
„Und unterwegs mi Morgeliedli ſing,
„Iſch näumis[5] g'ſchafft. Wie ſtöhn jez reihewis
„Die Erbſe wieder do am ſchlanke Ris
„In ihrem Blueſt! I chumm nit us dem Ding.

„Was gilts, es ſin die Jumpfere uſem See!
„Me meint zwor, 's chömm, wie lang ſcho, keini meh.
„Suſt ſin ſie in der Mitternacht,
„Wenn niemes meh as d' Sterne wacht,
„In d'Felder uſe g'wandlet uſem See.

„Sie hen im Feld, ſie hen mit frummer Hand
„De[6] brave Lüte gſchafft im Garteland,
„Und iſch me früeih im Morgeſchimmer cho,
„Und het jez welle an ſi Arbet go,
„Iſch alles fertig gſi — und wie ſcharmant!

---

[1] läuten. [2] zieh dich hurtig an. [3] begießt. [4] Goldlack. [5] etwas. [6] den.

„Du Schalk dört hinte„ meinſch, i ſeh die nit?
„Jo, duck di numme nieder, wie de witt!
„J ha mer's vorgſtellt, du würſch's ſy.
„Was ſalle der für Jeſten[1] i? —
„O lueg, vertritt mer mini Setzlig nit!“

„O Kätterli, de heſch's nit ſolle ſeh!
„Jo, dine Blueme hani z'trinke ge,
„Und wenn de wotſch, i gieng für di dur 's Füür,
„Und um mi Lebe wär mer di's nit z'thüür,
„Und 's iſch mer, o gar ſölli wohl und weh.“

So het zum Kätterli der Friedli gſeit,
Er het e ſchweri Lieb im Herze treit,
Und hets nit chönne ſage juſt,
Und es het au in ſiner Bruſt
E ſchüülchi zarti Lieb zum Friedli treit.

„Lueg, Friedli, mini ſchöne Blüemli a!
„'s ſin nummen alli ſchöne Farbe dra.
„Lueg, wie eis geg'nem andre lacht,
„Jn ſiner holde Früehligstracht,
„Und do ſitzt ſcho ne flißig Immli dra“. —

„Was helfe mer die Blüemli blau und wiß?
„O Kätterli, was hilft mer 's Immli's Fliß?
„Wärſch du mer hold, i wär im tiefſte Schacht,
„J wär mit dir, wo au kei Blüemli lacht
„Und wo kei Immli ſummst, im Paradies.“

Und drüber hebt ſi d'Sunne ſtill in d'Höh,
Und luegt in d'Welt und ſeit: „Was mueß ich ſeh
Jn aller Früeih?“ — Der Fridli ſchlingt ſi Arm
Ums Kätterli, und 's wird em wohl und warm.
Druf het em 's Kätterli e Schmützli[2] ge.

---

[1] Launen. [2] Kuß.

Agatha

an der Bahre des Pathen.

Chumm, Agethli, und förcht der nit,
I merk ſcho, was de ſage witt.
Chumm, bſchau di Götti no ne mol,
Und brieg[1] nit ſo, es iſch em wohl.

Er lit ſo ſtill und fründli do,
Me meint, er los[2] und hör mi no;
Er lächlet frei, o Jeſis Gott,
As wenn er näumis ſage wott.

Er het er ſchweri Chranket gha.
Er ſeit: „Es grüſt mi nümmen a,
„Der Tod het jez mi Wunſch erfüllt
„Und het mi hitzig Fieber gſtillt."

Er het au menge Chummer gha.
Er ſeit: „Es ficht mi nümmen a,
„Und wienes goht, und was es git,
„Im Chilchhof niede[3] höris nit."

Er het e böſe Nochber gha.
Er ſeit: „I denk em nümme dra,
„Und was em fehlt, das tröſt en Gott
„Und gebem au e ſanfte Tod."

Er het au ſini Fehler gha.
's macht nüt! Mer denke nümme dra.
Er ſeit: „I bi jez frei dervo,
„'s iſch nie us böſem Herze cho."

---

[1] weine. [2] lauſch'. [3] unten.

Er ſchloft und luegt di nümmen a,
Und het ſo gern ſi Gotte[1] gha.
Er ſeit: „Wills Gott, mer werde ſcho
„Im Himmel wieder z'ſeme cho!"[2]

Gang, Agethli, und denk mer dra!
De heſch e brave Götti g'ha.
Gang, Agethli, und halt di wohl!
Di Stündli ſchlacht der au ne mol.

---

[1] Taufpathe. [2] zuſammen kommen.

Johann Gaudenz Freiherr v. Salis,

geboren 26. December 1762 auf dem Schloſſe Bethmar bei Malans in Graubündten,
Generalinſpector des Milizweſens, geſtorben 29. Januar 1834.

Abendſehnſucht.

Wann der Abend ſich ſenkt, flieh' ich die laute Stadt,
Und durchwandere ſtumm feuchtes Gefild' umher,
Voll die Seele von Sehnſucht,
Und voll ſüßer Erinnerung.

Safranfarbiger Schein rändet den Horizont,
Und durchglüht das Gebüſch, welches den Hügel kränzt.
Wo die ſtöhnende Windmühl'
Ihre langſamen Flügel wälzt.

An die Schleuſen gelehnt, ſchau ich den Weidengrund
Friſch von perlendem Thau, und wie des duftenden
Räps gelbblühende Felder
Noch ein röthender Nachſchein färbt.

Nur der Emmerling zirpt oben im Erlenſtrauch.
Stille waltet umher, auf dem umbüſchten Dorf,
Das der krähende Haushahn
Und aufwallender Rauch verräth.

Friſcher dünſtet der Thau; tiefere Dämmerung
Spannt den trübenden Flor über die Fernung hin.
Wo die Formen vernachten
Weilt hinſtarrend der lange Blick.

Länder dehnen ſich dort hinter der Fläche Rand;
Aber trennende Nacht füllet den weiten Raum
Hin zu meinen Geliebten;
Und die Thräne der Sehnſucht rinnt.

Abendbilder.

Wenn der Abend,
Kühl und labend,
Sich auf Thal und Waldung ſenkt;
Wenn die Wolken röther werden,
Und der Hirt des Dorfes Heerden
Am beſchilften Teiche tränkt;

Wenn der Haſe
Leiſ' im Graſe
Naſcht, und im bethauten Kraut;
Wenn der Hirſch aus dem Gehege
Wandelt, und das Reh am Wege
Steht und traulich um ſich ſchaut;

Wenn mit Blüthen
Auf den Hüten,
Senſ' und Rechen auf dem Arm,
Unter ſpätem Feſtgebeier,
Heimwärts kehrt der Zug der Heuer,
Und der Schnitterinnen Schwarm:

Wonne träumend
Staun' ich, ſäumend,
Dann vom Damm die Gegend an;
Freu' ſo herzlich mich der hehren
Gotteswelt, und ſüße Zähren
Sagen, was kein Ausdruck kann.

Froh und bange
Lauſch' ich lange
Auf der Amſel Abendlied;
Wie umhüllt von Erlenblättern,
Nachtigallen ziehend ſchmettern,
Und der Kiebitz lockt im Ried;

Bis nur Grillen
Noch im Stillen
Zirpen, und der Käfer ſtreift,
Und der Landmann, wenn's ſchon dämmert,
Seine Senſ' im Hofe hämmert,
Und ein Mäherliedchen pfeift;

Bis der Liebe
Stern ſo trübe
In der Abendröthe ſchwimmt;
Dann der perlenfarb'ne Himmel
Dunkelt, und das Glanzgewimmel
Der Geſtirne ſacht entglimmt.

Friedrich Wilhelm Auguſt Schmidt,

nach dem Dorfe in der Mittelmark, wo er Prediger war, zubenannt: zu Werneuchen, geb. 1764 zu Fahrland bei Potsdam, geſt. 1832. Zur Zeit der nachſtehenden Gedichte war der Verfaſſer noch Feldprediger des Invalidenhauſes bei Berlin.

— Gedichte. Berlin, Haude und Spener'ſche Buchhandlung. —

Bald.

Im Juni, Abends um elf Uhr.

Hinter dieſem Lack- und Roſenbäumchen,
Hier am kleinen offnen Fenſter, ruht
Sich's beim Abendſange lieber Heimchen
Und der Fröſche Quacken noch ſo gut.
Längſt ſchon ſchläft mein Zeiſig; ein paar Mücken
Wachen mit mir in der Stube nur.
Alles iſt ſo ſtille, daß ich picken
Deutlich höre meine Taſchenuhr.

Daß als Weib in meinem Arm ich hätte
Die Erwählt', an die mein ganzes Ich
Feſt ſich klammert, wie an's Kleid die Klette,
Wie der Säugling an die Mutter ſich.
Ha! das war mein brennendes Verlangen,
War's mit Thränen oft und lautem Schmerz:
Und bald wird ſie ſo im Arm mir hangen,
Nur ein Weilchen noch Geduld, mein Herz!

Juble nur im Neſtchen, Frühlingsbote!
Mit Geſang der Liebe kamſt du heim;
Jubl', o Nachtigall! Schon blickt die rothe
Aepfelblüth' hervor aus grünem Keim.
Wann du traurig fliehſt von unſern Auen,
Längſt verſtummt biſt nach der Erndtezeit:
Dann werd' ich der Liebe Neſtchen bauen,
Jubeln, ach! von ſüß'rer Seligkeit.

An Herrn Prediger E. H. Schulze in Döbritz.

Im März.

Du mir theuer, ſeit bei magrer Krume
Und beim Waſſerglas, der Freundſchaft Band
Uns umſchlungen an der Saale Strand,
Wohl dir, daß dein Fuß den Weg zum Ruhme
Nicht, nur zu den ſtillen Freuden fand.

O! wie ſcheinen Sonn' und Mond ſo heiter
Auf dein Schindeldach! wie weiſe ſchleicht
Dir das Leben hin! ob auch vielleicht
Deiner Biederſeele Ruf nicht weiter,
Als zwei Meilen in der Runde, reicht.

Haſt du gleich des kleinen Kirchhofs Gräber,
Da der Winter ſtürmt, vor Augen nur,
Iſt dein Dorf gleich ſtill und kahl die Flur,
Und verſtummt bei jedem Schneegeſtöber
Selbſt im alten Kirchenthurm die Uhr:

Nie wird doch die Freud' in dir verſtummen,
Seit ein liebes Weib die Hand dir gab!
Und nicht ſelten ſteigt nach raſchem Trab,
Mag der Himmel ſich in Wolken mummen,
Vor der Pfort' ein treuer Nachbar ab.

Wird nur erſt der Lenz dein Dörfchen kleiden
In der Roßkaſtanien helles Grün,
Ruft er dich vom traulichen Kamin,
Daß du ſollſt die Kätzchen an den Weiden,
Und die Schlehen ſehn am Zaune blühn;

Kommen erſt auf deiner Bauern Scheunen
Nach und nach die Störche wieder an;
Wärmt ſo mild die liebe Sonne dann,
Daß dein Bruthuhn mit den muntern Kleinen
Wagen ſchon auf's junge Gras ſich kann:

Dann, um friſche Luft bei dir zu ſchnappen,
Kommen wir, mein junges Weib und ich,
Sehn von weitem ſchon im Garten dich
Deine Hecken ſtutzen, Bäume kappen,
Und mit ſtummer Freud' umarmſt du mich.

Helfen wird euch backen dann und buttern
Meine Theure, wird ſo emſig ſchön
Mit dem Korbe dort am Arme ſtehn,
Und die Enten aus dem Fenſter futtern,
Und in's Gärtchen nach Rapunzeln gehn.

Hätte doch der März erſt ausgehagelt!
O wie zeigt die Phantaſie ſo gern
Deinen Schornſtein mir, des Thurmes Stern,
Und, mit Falken an das Thor genagelt,
Deines Jägers Hütte ſchon von fern!

Epiſtel an Herrn Prediger C. H. Schulze in Döbritz.

Sonntags den 6. März.

Du, der werth mir ewig bleibt,
Und nicht Einmal kommt, nicht Einmal ſchreibt,
Länger ruh' ich hier, und harre
Deiner nicht; im Geiſte treibt
Sehnſucht mich nach deiner Pfarre;
Und da weiß ich auf ein Haar,
Wie es heut in Döbritz war.
Daß dich mit der Thür Geknarre
Oft der Sturm in dieſer Nacht
Aufgeſchreckt, und wach gemacht,
Daß er deinen Thorweg oft geſchüttelt,
Deine Ziegel losgerüttelt,
Und an's Fenſter dir den Schnee gejagt;
Daß dein Weib nach ſüßem Traum
Gern verließ den weichen Flaum,
Als euch, lang' im Wolkenflor verborgen,
Durch der Fenſterlade Herz der Morgen
Schwach erhellt des Stübchens Raum,
Um dir wärmend Bier mit Eierſchaum
Vor dem Ritt nach Ferbitz*) zu beſorgen;
Daß ſie, als dein Pferd am Thor,
Hergeführt vom treuen Knappen,
Wieherte, dir Naſ' und Ohr
In der Hamſtermütze Klappen
Mit der Liebe Blick verhüllt,
Dann gefragt ſo ängſtlich mild:
„Wirſt du in des Bruches Gründen
Auch den Weg wohl wieder finden?
Nicht verſinken und verſchnei'n,
Und recht bald zu Hauſe ſein?“

---

*) Meines Freundes Filial.

Daß vor'm Dorf du keine Trappen
Sah'ſt, als die von deinem Rappen;
Daß, je weiter dann dein Thurm
Dir im Nacken blieb, der Sturm
Deſto ſchärfer ſeine Spitze ſchliff,
Und aus Norden dir entgegenpfiff;
Daß ſich, als des Waldes Höhen
Du erreicht durch tiefen Schnee,
Keines Wandrers Aug' und ſelbſt kein Reh
Lauſchend nach dir umgeſehen;
Daß am ärmlichen Kamin
Deines Küſters dich der Kiehn
Halberſtarrt in's Leben wärmte,
Und der Sturmwind ebenſo
Wie vorher dir nun im Rücken lärmte,
Als dein Pferd nach Hauſe floh,
Ohne Mitgefährten, ohne Bahn:
Alles ſah und hört' ich an.
Wiſſe, meine Theure härmte,
Dein gedenkend, oft ſich ſchon mit mir,
Daß, trotz allen Wünſchen, wir
Fern uns doch auf Erden blieben,
Und nicht um ein Meilchen näher ſchieben
Dürfen unſre Hütten hier.
Doch, es ſei! o deinem edlen
Herzen bleibt das meine ſtets verwandt;
Auch getrennt umſchlingt ein Band
Dich und mich, das loszufädeln
Nicht vermag des Todes Hand.
Jetzt ſchon zu dir hin zu eilen
Wehrt mir Jettchens Zärtlichkeit;
Weil noch Winterſtürme heulen,
Und ein Weg von ſieben Meilen
Hin und her, ſchon viel zu weit
Für ein Weib iſt, das ſich ſcheut
Auch ein Viertelſtündchen Zeit

Ohne mich daheim zu weilen,
Und die Freude nicht zu theilen,
Die ihr Mutterherz nie ſatt
An dem liebſten Guſtchen hat.
Aber laß getroſt uns zweifeln,
Daß, ſo friſch er bläſt, der Oſt
Noch viel Schnee uns bringen werd' und Froſt;
Vierzehn Tage noch, ſo träufeln
Deine Reben am Spalier,
Und der Lenz iſt wieder hier.
Dann, wann aus den vollen Knoten
Dein Jasmin die Blätter ſtößt,
Wann dein Pfirſichbaum die rothen
Blüthen gern vom lauen Weſt
Schaukeln an der Sonne läßt,
Und der Liebe ſüße Noten
Singt das Vögelchen im Neſt,
Hole, beim Geſchrei der Fröſche,
In der grünen Dorfkaleſche,
Auf dem halben Weg zu dir, uns ein;
Daß wir näher, nie verlöſche
Dieſe Freud'! uns deines Glückes freun.

Johann Wilhelm Bornemann,

geb. 1766 in Gardelegen, geſt. als Lotterie-Director 1816 zu Berlin.

— Plattdeutſche Gedichte. Berlin, Decker. —

Winters Afgang.

Still moal, Kinner! mucke ſtill!
Horkt mi up! my dücht, et will
Alleroat in't Ohr my klingen,
As hör' ik 'ne Leerke ſingen?
Richtig! paßt moal up, dät ſtimmt,
Leerke ſingt — de Fröhling kümmt!

Noch is vör de warme Sunn
Froſt un Schnee nich ganz verſchwunn';
Doch lett Vägelken allwädder
Sick by uns getroſt hernädder,
Hell von Singſang werd nu bald
Rings erſchallen Feld un Wald.

Woll ſchleit Fink un Nacht'gal ſchön
Doch de Leerke män alleen
Brengt den Fröh- un Oabendſegen
Unſen Herrgott hoch entgegen,
Un hät in de Luſt doaby
Kene Forcht vör den Hoawich.

Mudder! wenn de Leerke piept,
Is dät Rökerfleeſch geriept:
Loat uns, ären Sang to Ehren,
Stücksken Bunkſpeck nu vertären.
Schmecken doato wunnerſöt
Werd en Pällen Honnig-Meeth.

Recht ſo, Mudder, recht ſo, recht!
Reep herin nu Moagd un Knecht;
Söll'n är Häppken ok afkriegen,
Wenn wy ſön fett Mul uns tügen;
Is de Speckſchwoart uns to hart,
Krigt de Hofhund ok ſien Part.

Kickt! — doa moakt de Köſter ſick —
(Ih! du gottvergätner Strick!)
Mit de Liemrood up de Socken,
Will de Leerke fangfeſt locken!
Gürgen, fix loop hinner doal
Un legg' äm dät Handwerk moal.

Schloag de Rood äm ut de Hand,
Un gif äm mit Ollverſtand
Scharp den Wiſcher an to hören,'
Kene Schooljungs to verföhren,
De nich rümmer ranzen ſöll'n,
Fiſche fang'n un Vägel ſtell'n.

Ernſt Moritz Arndt,

geb. 26. Dezember 1769 zu Schoritz auf Rügen, Profeſſor der neueren Geſchichte zu Bonn,
geſt. 29. Januar 1860.

— Gedichte. Berlin, Weidmannſche Buchhandlung. —

Marienwürmchen.

Marienwürmchen, flieg weg!
Fliege nicht zu lange weg!
Ueber'n Zaun und über's Heck,
Ueber Vaters Garten weg,
In die Welt hinaus —
Vergiß nicht dein Haus,
Vergiß nicht die lieben Kinder!
Die Blumen ſind hier geſünder,
Die Sonne ſcheint hier heller.
Drum, Würmchen, fliege ſchneller
Zu Haus! zu Haus! zu Haus!

Marienwürmchen flieg weg!
Fliege nicht zu lange weg!
Weg iſt lang und weht der Wind —
Achte die Flügel, liebes Kind,
Und die Füßchen dein
Auch vor Schelmerei'n:
Denn Krötentücken und Spinnen
Auf dein Verderben nur ſinnen;
Doch hier dich alle lieben —
O wärſt du doch geblieben
Zu Haus! zu Haus! zu Haus!

Marienwürmchen, komm wieder,
Dir rufen deine Brüder,
Brüderlein und Schweſterlein,
Und die kleinen Kinderlein,
Und Großmutter auch,
Und Großvater auch —
Sie ſitzen im ſchwarzen Rocke,
Der Küſter zieht die Glocke
Und ſoll die Trauer läuten —
O komm zu lieben Leuten,
Zu Haus! zu Haus! zu Haus!

Klage um den kleinen Jacob.

Wo iſt der kleine Jacob geblieben?
Hatte die Kühe waldein getrieben,
Kam nimmer wieder,
Schweſtern und Brüder
Gingen ihn ſuchen in'n Wald hinaus —
Kleiner Jacob, kleiner Jacob, komm zu Haus!

Wo iſt der kleine Jacob gegangen?
Es hat ihn ein Unterirdſcher gefangen,
Muß unten wohnen,
Trägt goldne Kronen,
Gläſerne Schuh, hat ein gläſern Haus.
Kleiner Jacob, kleiner Jacob, komm zu Haus!

Was macht der kleine Jacob da unten?
Streuet als Diener das Eſtrich mit bunten
Blumen und ſchenket
Wein ein und denket:
Wärſt du wieder zum Wald hinaus!
Kleiner Jacob, kleiner Jacob, komm zu Haus!

So muß der kleine Jacob dort wohnen,
Helfen ihm nichts ſeine güldenen Kronen,
Schuhe und Kleider,
Weinet ſich leider —
Ach! armer Jacob! — die Aeuglein aus.
Kleiner Jacob, kleiner Jacob, komm zu Haus!

Ballade.

Und die Sonne machte den weiten Ritt
Um die Welt,
Und die Sternlein ſprachen: wir reiſen mit
Um die Welt;
Und die Sonne ſie ſchalt ſie: ihr bleibt zu Haus,
Denn ich brenn' euch die goldenen Aeuglein aus
Bei dem feurigen Ritt um die Welt.

Und die Sternlein gingen zum lieben Mond
In der Nacht,
Und ſie ſprachen: du, der auf Wolken thront
In der Nacht,
Laß uns wandeln mit dir, denn dein milder Schein
Er verbrennet uns nimmer die Aeugelein.
Und er nahm ſie, Geſellen der Nacht.

Nun willkommen, Sternlein und lieber Mond,
In der Nacht!
Ihr verſtehet, was ſtill in dem Herzen wohnt
In der Nacht.
Kommt und zündet die himmliſchen Lichter an,
Daß ich luſtig mitſchwärmen und ſpielen kann
In den freundlichen Spielen der Nacht.

Johann Daniel Falk,

geb. 1770 zu Danzig, geſt. 1826 zu Weimar als Legationsrath.

Die drei Knaben im Walde.*)

Es irrten drei Knäblein tief in dem Wald,
Die Luft ging ſchneidend und grimmig kalt,
Hoch lag in den Wegen der Schnee;
Sie aber gedachten, vor Sternenſchein
Noch fern in Großvaters Dorf zu ſein,
Der dort ſie erharret in Weh.

Es war um die heilige Weihnachtszeit;
Sie hatten ſich auf die Beſcheerung gefreut;
Sie wandelten friſch und getroſt.
Und lauter und lauter der Sturmwind pfiff,
Und größeres Zagen ihr Herz ergriff;
Laut ächzten die Bäume vor Froſt.

Das Dörfchen lag wohl jenſeits der Ilm.
Ton, Wilibald und der kleine Wilm,
So hießen die Knäbelein;
Und dichter und nächtlicher wurde der Wald,
Und immer mehr Muth ſprach Wilibald
Den zagenden Brüdern ein.

---

*) Hier aus Wolffs poet. Hausſchatz 16. Aufl.; in der neuen nicht mehr von W. beſorgten Ausgabe fehlt das Gedicht.

Horch, — Freude! — horch, ein Poſthornton!
Sei wohlgemuth nun, Bruder Ton,
Dort ſteigt ſchon Eſſenrauch!
„Ach nein, ach nein! — am Horizont
Dampft's röthlich, und bellend gegen den Mond,
Nur liegen die Füchſ' auf dem Bauch!“

Horch Peitſchenknall, horch Hahnenſchrei!
Sei, Bruder Wilm, nun ſchreckenfrei,
's giebt Menſchen in der Näh'!
„Ach nein, ach nein! mein Wilibald;
Auf reißet der Froſt die Bäum' in dem Wald;
Es kniſtert im Fallen der Schnee.“

Sieh dort! tief unten im ſtillen Geländ'
Geht unſere Wanderſchaft zu End';
Dort iſt Großvaters Dorf!
„Ach nein, ach nein! der ſchwarze Fleck
Iſt nicht des ſtillen Dörfleins Heck,
Iſt ſchwarzer Moor und Torf.“

Mir iſt's, als hör' ich durch Schnee und Sturm
Den Thürmer auf Sanct Marienthurm
Gar lieblich blaſen; es ſchallt:
„Ein Knäblein uns geboren iſt!“
Das Knäblein wird zu dieſer Friſt
Geleiten uns durch den Wald.

„Ach nein, ach nein, mein Wilibald!
Es wird mir ſo ſchaurig, es wird mir ſo kalt;
Es drückt die Augen mir zu!
Dort unter der Weid', am Ufer der Ilm,
Dort will ich mich ſetzen“, ſo ſprach lieb Wilm;
„Ihr wandelt dem Dörflein zu!“ —

Her ſchritt der Tod an's Ufer der Ilm,
Und legte ſich ſtill auf den kleinen Wilm,
Weil ſchaurig der Nordwind blies.
Schlaf' ſüß, ſchlaf' ſanft, du Engelsbild;
Geleiten die Englein freudig und mild
Dich ein in das Paradies!

Still blinken die Lichter im heimiſchen Dorf;
Da gingen die Zween durch Moor und Torf,
Den Weg im Schneelicht zu ſpähn;
Mit ihnen verſank das falſche Geländ'.
Die Kindlein falteten betend die Händ',
Und wurden nicht wieder geſehn.

Rothkehlchen ſaß auf ſeinem Aſt,
Der kleine ſchaudrige Wintergaſt,
Und weinte den ganzen Tag.
Großvater folgt am Ufer der Ilm
Dem Klaggetön' nach, bis wo Wilm
Wohl unter den Weiden lag.

Friedrich Hölderlin,

geb. am 29. März 1770 zu Laufen am Neckar, ſtudirte in Tübingen Theologie und kantiſche Philoſophie; 1796 Hofmeiſter in einer angeſehenen Banquiersfamilie zu Frankfurt a. M. Eine Leidenſchaft für die Frau des Hauſes (die „Diotima“ ſeiner Lieder) ſcheint ſein Verhängniß beſchleunigt zu haben. 1798 hatte er ſeine Stelle ohne Abſchied verlaſſen. Nachdem er ſich an verſchiedenen Orten zum Theil als Handlehrer, auch in ſeiner Heimath und bei ſeiner Mutter aufgehalten, war die ſchwarze Melancholie allmählig zur unheilbaren Geiſteskrankheit geworden. So lebte er von 1806 noch bis zum 7. Juni 1843 wohlgepflegt im Hauſe des Tiſchlermeiſters Zimmer in Tübingen.

— Gedichte. Stuttgart, Cotta. —

Hyperions Schickſalslied.

Ihr wandelt droben im Licht
Auf weichem Boden, ſelige Genien!
Glänzende Götterlüfte
Rühren euch leicht,
Wie die Finger der Künſtlerin
Heilige Saiten.

Schickſallos, wie der ſchlafende
Säugling, athmen die Himmliſchen;
Keuſch bewahrt —
In beſcheidener Knoſpe,
Blühet ewig
Ihnen der Geiſt,
Und die ſeligen Augen
Blicken in ſtiller
Ewiger Klarheit.

Doch uns iſt gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruhn,
Es ſchwinden, es fallen
Die leidenden Menſchen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Waſſer von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrlang in's Ungewiſſe hinab.

Die Heimath.

Froh kehrt der Schiffer heim an den ſtillen Strom,
Von Inſeln fernher, wenn er geerntet hat;
So käm' auch ich zur Heimath, hätt' ich
Güter ſo viele, wie Leid geerntet.

Ihr theuern Ufer, die mich erzogen einſt,
Stillt ihr der Liebe Leiden, verſprecht ihr mir,
Ihr Wälder meiner Jugend, wenn ich
Komme, die Ruhe noch einmal wieder?

Am kühlen Bache, wo ich der Wellen Spiel,
Am Strome, wo ich gleiten die Schiffe ſah,
Dort bin ich bald; euch traute Berge,
Die mich behüteten einſt, der Heimath

Verehrte ſichre Grenzen, der Mutter Haus,
Und liebender Geſchwiſter Umarmungen
Begrüß' ich bald, und ihr umſchließt mich,
Daß, wie in Banden, das Herz mir heile.

Ihr treu geblieb'nen! aber ich weiß, ich weiß,
Der Liebe Leid, dieß heilet ſo bald mir nicht,
Dieß ſingt kein Wiegenſang, den tröſtend
Sterbliche ſingen, mir aus dem Buſen.

Denn ſie, die uns das himmliſche Feuer leihn,
Die Götter ſchenken heiliges Leid uns auch.
Drum bleibe dieß. Ein Sohn der Erde
Bin ich, zu lieben gemacht, zu leiden.

Der Abſchied.

Trennen wollten wir uns? wähnten es gut und klug?
Da wir's thaten, warum ſchreckte, wie Mord, die That?
Ach! wir kennen uns wenig,
Denn es waltet ein Gott in uns.

Den verrathen? ach ihn, welcher uns Alles erſt,
Sinn und Leben erſchuf, ihn, den beſeelenden
Schutzgott unſerer Liebe,
Dieß, dieß Eine vermag ich nicht.

Aber anderen Fehl denket der Menſchen Sinn,
Andern ehernen Dienſt übt er und anderes Recht,
Und es fordert die Seele
Tag für Tag der Gebrauch uns ab.

Wohl! ich wußt' es zuvor. Seit der gewurzelte
Allentzweiende Haß Götter und Menſchen trennt,
Muß, mit Blut ſie zu ſühnen,
Muß der Liebenden Herz vergehn.

Laß mich ſchweigen! o laß nimmer von nun an mich
Dieſes Tödtliche ſehn, daß ich im Frieden doch
Hin in's Einſame ziehe,
Und noch unſer der Abſchied ſei.

Reich die Schale mir ſelbſt, daß ich des rettenden
Heil'gen Giftes genug, daß ich des Lethetranks
Mit dir trinke, daß Alles,
Haß und Liebe vergeſſen ſei!

Hingehn will ich. Vielleicht ſeh' ich in langer Zeit,
Diotima, dich hier. Aber verblutet iſt
Dann das Wünſchen und friedlich
Gleich den Seligen, fremd ſind wir.

Und ein ruhig Geſpräch führet uns auf und ab,
Sinnend, zögernd; doch itzt faßt die Vergeſſenen
Hier die Stelle des Abſchieds,
Es erwarmet ein Herz in uns;

Staunend ſeh' ich dich an, Stimmen und ſüßen Sang,
Wie aus voriger Zeit, hör' ich und Saitenſpiel,
Und befreiet in Flammen
Fliegt in die Lüfte der Geiſt uns auf.

Abendphantaſie.

Vor ſeiner Hütte ruhigem Schatten ſitzt
Der Pflüger, dem Genügſamen raucht ſein Heerd.
Gaſtfreundlich tönt dem Wanderer im
Friedlichen Dorfe die Abendglocke.

Wohl kehren jetzt die Schiffer zum Hafen auch,
In fernen Städten fröhlich verrauſcht des Markts
Geſchäft'ger Lärm; in ſtiller Laube
Glänzt das geſellige Mahl den Freunden.

Wohin denn ich? Es leben die Sterblichen
Von Lohn und Arbeit; wechſelnd in Müh' und Ruh'
Iſt Alles freudig; warum ſchläft denn
Nimmer nur mir in der Bruſt der Stachel?

Am Abendhimmel blühet ein Frühling auf;
Unzählig blüh'n die Roſen und ruhig ſcheint
Die goldne Welt; o dorthin nehmt mich
Purpurne Wolken! und mögen droben

In Licht und Luft zerrinnen mir Lieb' und Leid! —
Doch, wie verſcheucht von thörichter Bitte, flieht
Der Zauber! dunkel wird's; und einſam
Unter dem Himmel, wie immer, bin ich.

Komm du nun, ſanfter Schlummer! zu viel begehrt
Das Herz; doch endlich, Jugend, verglühſt du ja,
Du ruheloſe, träumeriſche!
Friedlich und heiter iſt dann das Alter.

Ludwig Tieck,

geb. 31. Mai 1773 zu Berlin, nahm 1819 ſeinen Wohnſitz in Dresden, wurde dort Hofrath und 1825 Dramaturg, 1841 von König Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen; und ſtarb am 28. April 1853.

— Gedichte. Berlin, G. Reimer. —

Herbſtlied.

Feldeinwärts flog ein Vögelein
Und ſang im muntern Sonnenſchein
Mit ſüßem wunderbarem Ton:
„Ade! ich fliege nun davon.
Weit, weit
Reiſ' ich noch heut.“

Ich horchte auf den Feldgeſang:
Mir ward ſo wohl und doch ſo bang;
Mit frohem Schmerz, mit trüber Luſt
Stieg wechſelnd bald und ſank die Bruſt.
Herz, Herz!
Brichſt du vor Wonn' oder Schmerz?

Doch als ich Blätter fallen ſah,
Da dacht' ich: Ach, der Herbſt iſt da!
Der Sommergaſt, die Schwalbe zieht:
Vielleicht ſo Lieb' und Sehnſucht flieht
Weit, weit
Raſch mit der Zeit.

Doch rückwärts kam der Sonnenſchein;
Dicht zu mir drauf das Vögelein;
Es ſah mein thränend' Angeſicht
Und ſang: „Die Liebe wintert nicht:
Nein, nein!
Iſt und bleibt Frühlingsſchein.“

Geſang des Vogels

aus dem Märchen: Der blonde Eckbert.

Waldeinſamkeit,
Die mich erfreut,
So morgen wie heut,
In ew'ger Zeit,
O wie mich freut
Waldeinſamkeit.

Chor

aus dem Luſtſpiel: Kaiſer Octavianus.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht!

UNIVERSITÄT BIBLIOTHEK LEIPZIG

Friedrich Wilhelm Joſeph v. Schelling,

geb. 27. Januar 1775 zu Leonberg im Würtembergiſchen, Profeſſor der Philoſophie 1798 zu Jena, 1803 zu Erlangen, 1808 Generalſekretair bei der Akademie der bildenden Künſte zu München und geadelt; wurde ſpäter Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität und Vorſtand der Akademie der Wiſſenſchaften; ging jedoch 1841 nach Berlin und ſtarb auf einer Badereiſe im Kanten St. Gallen am 20. Auguſt 1854.

Die letzten Worte des Pfarrers zu Drollning auf Seeland.*)

Die müden Glieder neigen ſich zur Erde,
Und bald kann ich dies Schweigen nicht mehr brechen;
Es ſieht mich an mit flehender Geberde
Das ſtumme Bild, und drängt mich noch zu ſprechen:
Warum, o Erde, hatt'ſt du keinen Mund,
Und warſt ſo träg die Frevelthat zu rächen?
Ihr ew'gen Lichter, die des Himmels Rund,
So weit es reicht, mit ſtummem Glanz erfüllen,
Iſt das Verbrechen auch mit euch im Bund?

Kann nur der Menſch was er geſehn enthüllen,
Warum denn konnten mir die Zunge binden
Ein falſcher Eidſchwur und ein feiger Willen?
Laß mich nicht ſterben, Gott, in meinen Sünden,
Nimm dieſe Laſt von der gedrückten Seele
Und laß dies Blatt den rechten Leſer finden,
Daß es der Zeit, die kommen wird, erzähle,
Was ich geſehn, und nicht in ew'ger Nacht
Ein Grab mit mir die Greuelthat verhehle.

---

*) Nach einer von H. Steffens dem Verfaſſer mitgetheilten Erzählung; zuerſt gedruckt in W. Schlegels und Tiecks Muſenalmanach 1802 unter dem Namen „Bonaventura“.

Es war in tiefer dunkler Mitternacht,
Wann kräft'ger der Gedanke ſich entzündet;
Als einſam ich beim Wort des Herrn gewacht,
Auf das am nächſten Morgen ich verkündet',
Daß unverſehns zwo dräuende Geſtalten
(Wie es geſchehn, hab' ich noch nie ergründet)
Indem ich ſinnend ſitze, vor mir halten,
Schwarz wie die Nacht und ihre dunkeln Mächte —
Wo war't ihr da, ihr ſchirmenden Gewalten?

War abgewendet eure heil'ge Rechte,
Dem Frommen eine feſte Burg und Mauer
Vor böſem Anlauf und Gefahr der Nächte?
Schon ſank ich in des ſichern Todes Trauer;
Die Seele wandte ſich zum ew'gen Lichte,
Die Glieder aber löſte kalter Schauer.
Doch während ſo das Härtſte ich erdichte,
Das Aeußerſte zu dulden ſchon mich rüſte,
Geſchah es mir, wie ich wahrhaft berichte.

Es iſt ein Ort nicht fern der Meeresküſte;
Verwittwet ſteht der Kirche alt Gemäuer
In des Gefildes dürrer ſand'ger Wüſte,
Seit Gottes Hand an eines Sonntags Feier
Das alte Dorf durch Sturm und Meeresbraus
Bedeckte mit des Sandes dichtem Schleier.
Dahin zu kommen in dem nächt'gen Graus
Befahl der Eine. „Willſt die Glieder laben,
So folge mir zu ſpätem Hochzeitsſchmaus.

Du kannſt das wohl nicht alle Tage haben.“
Der Andre ſprach: „Nimm dieſes Gold und eile;
Wo nicht, ſo biſt du morgen ſchon begraben.“
Indem ich mich bedenkend noch verweile,

Werd' mit Gewalt und Dräu'n ich fortgezogen;
Der Weg iſt wohl von einer halben Meile.
Die Sterne ſtanden an des Himmels Bogen,
Sonſt war die Nacht von keinem Lichte heiter,
Und fernher toſten dumpf die Meereswogen.

Doch unſres Weges einz'ger ſichrer Leiter
War ferner Laut, wie ich ihn nie vernommen;
Denn ſchnell durchs Dunkel gingen die Begleiter.
Und als wir endlich näher nun gekommen
Dem Ziel der Reiſe, hielten die Gefährten,
Und mehr und mehr ward mir das Herz beklommen.
Sie ſprachen miteinander durch Geberden,
Drauf gaben ſie den Augen eine Hülle,
Wodurch ſie nur die innre Nacht vermehrten.

Ich wurde nun in meiner Seele ſtille
Und wiederholte gläubig ſtets die Worte
Voll Troſt und Kraft: „Herr, es geſcheh dein Wille!“
Und bald gelangt' ich zu dem ſtillen Orte,
Wohin ſo oft voll Andacht ich gegangen,
Und auf ein Zeichen öffnet ſich die Pforte.
Von andern Händen werd' ich da empfangen;
Obwohl geblendet, kenn' ich alle Schritte
Und weiß, daß zum Altare wir gelangen.

Ich hört' Geräuſch, als wären's Menſchentritte,
Und leiſe Laute durch die Stille ſchweben;
Doch hatt' ich Muth zur Drohung nicht, noch Bitte.
Jetzt aber ſchien die Ruhe aufzuleben.
Schon war ich meiner Sinne nicht mehr Meiſter,
Und dachte: „Nun wird ſich's zum Ende geben.“
So machte Furcht und Schrecken ſelbſt mich dreiſter,
Daß ich die Stimme herzhaft ſo erhoben:
„Seid abgeſchiedne Ihr doch gute Geiſter,

Die Gott den Herrn und Jeſum Chriſtum loben,
So ſprecht, was treibt Euch noch zurückzukehren
In dieſe Welt, von jener Welt dort oben?
Doch ſeid Ihr nicht aus jenen ſel'gen Sphären,
Wer gab Euch Macht, Euch alſo zu erfrechen,
Die heil'ge Ruhe dieſes Ort's zu ſtören?"
Doch hört' ich, kaum war dies vergönnt zu ſprechen,
Ein ſchrecklich Wort mir an das Ohr getragen,
Und ſtark wie Felſen durch das Herz mir brechen.

Es galt nicht weder Fragen mehr noch Klagen,
Ich konnte meinen Willen nicht mehr regen,
Denn ſelbſt die Kraft des Wollens war zerſchlagen.
Die Hülle fällt, und ſchon ſteht mir entgegen
Das junge Brautpaar, harrend am Altare,
Und wartend auf den prieſterlichen Segen;
Das Mädchen mit dem friſchen Kranz im Haare
Zwar ſchön, doch bleich als käm' ſie aus dem Grab,
Der Jüngling in der erſten Blüth' der Jahre.

Und hinter ihnen weiter noch hinab
Sah ich beim hellen Schimmerglanz der Lichter
Im mittlern Gang ein friſch geöffnet' Grab,
Und nah und fern ein Volk, das dicht und dichter
Sich wölkte, als es jemals ſonſt geweſen.
Es waren eigne ſeltſame Geſichter,
Worin man glaubt ein fernes Land zu leſen;
Doch ihre Herkunft war nicht auszuwittern,
So fremd und unbekannt war Tracht und Weſen.

Und alsbald hör' ich durch die Kirche zittern
So Orgelton als ſonderbare Klänge,
Dergleichen auch den ſtärkſten Sinn erſchüttern.
Und als verſtummten Orgel und Geſänge,

An Sprach' und Weiſe keinen zu vergleichen,
Sah ich zum Altar drängen ſich die Menge,
Das Mädchen gegen mich ſich freundlich neigen,
Mit einem Blick — ich werd' ihn immer ſchauen —
Und dieſer Blick ſchien mir ein willig' Zeichen.

Darob ergriff ich ohne Furcht und Grauen
Des Mädchen's kalte todtenblaſſe Hand,
Um ſie dem ſchönen Jüngling anzutrauen.
Wie war's, daß ich das Zittern nicht verſtand,
Als ihre Hand zu ſeiner ſich gewendet?
Und warum knüpft' ich ſolch' unſelig Band?
Kaum war der letzte Segensſpruch vollendet,
(In griech'ſcher Zunge, wie man mir befohlen)
So wurden mir die Augen neu verblendet,

Woraus ſich Thränen nicht umſonſt geſtohlen;
So ſchied mein Blick von der vermählten Braut.
Dann ließen ſie ein Crucifix ſich holen,
Auf das ich mußt', mit heller Stimm' und laut,
Ein ewig Schweigen dieſer Nacht geloben,
Mit einem Schwur, ob dem mir jetzt noch graut.
Dies war mir noch die härteſte der Proben.
Und als auch dieſen Zwang ich überſtanden,
Ward ich zur Kirche ſtill hinausgeſchoben.

Nun frei, löſt' ich ſogleich mich von den Banden,
So mir die Augen ſtarr und feſt umzogen,
Die ſich alsbald empor zum Himmel wandten.
Die Sterne ſtanden noch am Himmelsbogen,
Sie ſahen auf des alten Dorfes Trümmer
Und näher brauſten laut die Meereswogen;
Und in der Kirche war noch ſchwacher Flimmer.
Doch bald drauf ſah ich's dunkel drinnen werden,
Und es erſtarb des Lichtes letzter Schimmer.

So legt', ermüdet von der Nacht Beſchwerden,
Kraftlos und ſchwach, um weiter noch zu wallen,
Ich eine Weile nieder mich zur Erden.
Noch eine Weile, und ich hör' ein Schallen:
Es trug der Wind es von der Kirch' herüber,
Es däuchte mir, als wär' ein Schuß gefallen.
Darob ergriff mich Schau'r und kaltes Fieber,
In allen Gliedern ſchien es mich zu packen,
Ich ſah noch einmal in die Nacht hinüber;

Dann wandt' ich eilig ihr die flücht'gen Hacken,
Und fliehend ſchnell durch Dornen, Schilf und Moor,
Als ſäße Tod und Hölle mir im Nacken,
Kam ich vor meines Hauſes offnes Thor.
Dort warf der Schrecken mich gewaltſam nieder,
Doch früh am Morgen riß es mich empor,
Nicht Ruh noch Raſt für die zerſchlag'nen Glieder:
Noch eh' die Sonn' emporſtieg an dem Himmel,
Stand ich ſchon an der alten Kirche wieder.

Verſchwunden war der dunklen Nacht Gewimmel,
Die Kirche färbte ſich mit goldnem Saume.
Es legte ſich der Sinne wild' Getümmel,
Mir war's, als wacht' ich auf aus einem Traume.
War es des heitern Morgens friſche Kühle,
Die alte Still' in dieſem heil'gen Raume,
War es der Troſt der himmliſchen Gefühle,
Die dieſer Ort ſo oft auf mich ergoſſen
In mancher Leiden ſchwerer banger Schwüle?

Mir war die Nacht wie ein Geſicht zerfloſſen,
Auf's Neue war das Herz dem Glauben offen,
Und ſchon hatt' ich die Kirche aufgeſchloſſen.
Der erſte Punkt, auf den das Aug' getroffen,

Iſt jener Ort, wo ich das Grab erblickt:
Ich gehe hin und öffn' es ſtark im Hoffen,
So tief iſt mir das Zutraun eingedrückt.
Ich öffn' und finde — o ihr ew'gen Wunden!
Ihr ew'gen Dolche, die auf mich gezückt! —

Die bleiche Braut, ſo ich dem Tod verbunden. —
Warum hat euch, ihr allzu treuen Augen,
Nicht ſchwarze Nacht auf immer gleich gebunden?
O Herz, woran ſo viele Qualen ſaugen,
Was hinderte dich damals abzuſterben?
Ihr Lippen, die noch Lebensathem hauchen,
Was hielt euch ab, euch damals zu entfärben?
O Kräfte, die allmählig mich zerſtören,
Was wehrt' euch, damals gleich mich zu verderben?

Und ſo viel Jahre mußt' ich in mir nähren
Das traurige Geheimniß, das mich quälet,
Und ſo mir ſelbſt den Weg zu Gott verwehren!
Indeß der Tod ſchon meine Stunden zählet,
Und vor mir ſtellt in jedem Schreckensbild
Die Braut der Nacht, die ich ihm einſt vermählet.
O ſelig Jeder, welchem ſanft und mild
Aus reinem Sinn und fröhlichem Gewiſſen
In innrer Bruſt der Friede Gottes quillt!

Und dieſen Frieden mußt' ich lange miſſen.
O Quell des Heiles, unerſchöpfter Born,
Von dem der Gnade reiche Ströme fließen!
Wend' ab von mir den lang getragnen Zorn,
Laß ſchlafen endlich, laß ſich endlich brechen
Die Herzensnoth und des Gewiſſens Dorn.
Dir ziemt es, das Verborgene zu rächen,
Und neigſt dich auch des Sünders frommen Bitten.
Laß dieſe Schrift zur fernern Zukunft ſprechen
Und nimm mich auf in deine ew'gen Hütten.

Clemens Brentano,

geb. 8. Septbr. 1777 zu Frankfurt a. M.; anfangs dem Kaufmannsſtande beſtimmt, ſtudirte er ſpäter; ging 1822 nach Rom, wo er einige Zeit für die Propaganda thätig war, und ſtarb nach einem unſtäten Leben am 28. Juli 1842 zu Aſchaffenburg.

— Geſammelte Schriften. Frankfurt a. M. J.D. Sauerländer. —

Der Spinnerin Lied.

Es ſang vor langen Jahren
Wohl auch die Nachtigall;
Das war wohl ſüßer Schall,
Da wir zuſammen waren.

Ich ſing' und kann nicht weinen,
Und ſpinne ſo allein
Den Faden klar und rein,
So lang der Mond wird ſcheinen.

Da wir zuſammen waren,
Da ſang die Nachtigall;
Nun mahnet mich ihr Schall,
Daß du von mir gefahren.

So oft der Mond mag ſcheinen,
Gedenk' ich dein allein,
Mein Herz iſt klar und rein,
Gott wolle uns vereinen!

Seit du von mir gefahren,
Singt ſtets die Nachtigall;
Ich denk' bei ihrem Schall,
Wie wir zuſammen waren.

Gott wolle uns vereinen,
Hier ſpinn' ich ſo allein,
Der Mond ſcheint klar und rein,
Ich ſing' und möchte weinen.

Nach Sevilla!

Nach Sevilla, nach Sevilla!
Wo die hohen Prachtgebäude
In den breiten Straßen ſtehn,
Aus den Fenſtern reiche Leute,
Schön geputzte Frauen ſehn,
Dahin ſehnt mein Herz ſich nicht.

Nach Sevilla, nach Sevilla!
Wo die letzten Häuſer ſtehen,
Sich die Nachbarn freundlich grüßen,
Mädchen aus dem Fenſter ſehen,
Ihre Blumen zu begießen,
Ach, da ſehnt mein Herz ſich hin!

In Sevilla, in Sevilla!
Weiß ich wohl ein reines Stübchen,
Helle Küche, ſtille Kammer,
In dem Hauſe wohnt mein Liebchen,
Und am Pförtchen glänzt ein Hammer.
Poch' ich, macht die Jungfrau auf!

Wenn ich ein Bettelmann wär'.

Wenn ich ein Bettelmann wär',
Käm' ich zu dir,
Säh' dich gar bittend an,
Was gäbſt du mir? —

Der Pfennig hilft mir nicht,
Nimm ihn zurück,
Goldner als golden glänzt
Allen dein Blick.

Und, was du allen giebſt,
Gebe nicht mir;
Nur was mein Aug' begehrt
Will ich von dir.

Bettler, wie helf' ich dir? —
Sprächſt du nur ſo,
Dann wär' im Herzen ich
Glücklich und froh!

Laufſt auf dein Kämmerlein,
Holſt ein Paar Schuh;
Die ſind mir viel zu klein,
Sieh einmal zu. —

Sieh nur, wie klein ſie ſind,
Drücken mich ſehr;
Jungfrau, ſüß lächelſt du,
O gieb mir mehr!

O lieb Mädel, wie ſchlecht biſt du!

Die Welt war mir zuwider,
Die Berge lagen auf mir,
Der Himmel war mir zu nieder,
Ich ſehnte mich nach dir, nach dir!
O lieb Mädel, wie ſchlecht biſt du!

Ich trieb wohl durch die Gaſſen
Zwei lange Jahre mich;
An den Ecken mußt' ich paſſen
Und harren nur auf dich, auf dich!
O lieb Mädel, wie ſchlecht biſt du!

Und alle Liebeswunden,
Die brachen auf in mir,
Als ich dich endlich gefunden,
Ich lebte und ſtarb in dir!
O lieb Mädel, wie ſchlecht biſt du!

Ich hab' vor deiner Thüre
Die hellgeſtirnte Nacht,
Daß dich mein Lieben rühre,
Oft liebeskrank durchwacht.
O lieb Mädel, wie ſchlecht biſt du!

Ich ging nicht zu dem Feſte,
Trank nicht den edlen Wein,
Ertrug den Spott der Gäſte,
Um nur bei dir, bei dir zu ſein!
O lieb Mädel, wie ſchlecht biſt du!

Bin zitternd zu dir gekommen,
Als wärſt du ein Jungfräulein,
Hab' dich in Arm genommen,
Als wärſt du mein allein, allein!
O lieb Mädel, wie ſchlecht biſt du!

Wie ſchlecht du ſonſt geweſen,
Vergaß ich liebend in mir,
Und all' dein elendes Weſen
Vergab ich herzlich dir, ach dir!
O lieb Mädel, wie ſchlecht biſt du!

Als du mir einſt gegeben
Zur Nacht den kühlen Trank,
Vergifteteſt du mein Leben;
Da war meine Seele ſo krank, ſo krank!
O lieb Mädel, wie ſchlecht biſt du!

Bergab bin ich gegangen
Mit dir zu jeder Stund',
Hab feſt an dir gehangen
Und ging mit dir zu Grund'!
O lieb Mädel, wie ſchlecht biſt du!

Es hat ſich an der Wunde
Die Schlange feſtgeſaugt,
Hat mit dem giftgen Munde
Den Tod in mich geſaugt!
O lieb Mädel, wie ſchlecht biſt du!

Und ach, in all' den Peinen
War ich nur gut und treu!
Daß ich mich nannte den Deinen,
Ich nimmermehr bereu', bereu'!
O lieb Mädel, wie ſchlecht biſt du!

Friedrich Baron de la Motte Fouqué,

geb. am 12. Febr. 1777 zu Brandenburg, machte die erſten Feldzüge gegen Napoleon mit, nahm 1813 wegen Kränklichkeit ſeine Entlaſſung und lebte zu Nennhauſen in der Mark, einem Familiengute ſeiner Frau, der als Dichterin bekannten Caroline Baronin d. l. M. F., nach deren Tode 1831 zog er nach Halle, wo er Vorleſungen über Poeſie und Geſchichte der neueren Zeit hielt, und ſiedelte 1842 nach Berlin über, wo er, vom Könige Friedrich Wilhelm IV. unterſtützt, in bedrängten Umſtänden am 23. Januar 1843 ſtarb.

— Gedichte. Stuttgart 1816—27. (5 B.) —

Thurmwächterlied.

Am gewaltigen Meer,
In der Mitternacht,
Wo der Wogen Heer
An die Felſen kracht,
Da ſchau' ich vom Thurm hinaus.
Ich erheb' einen Sang
Aus ſtarker Bruſt
Und miſche den Klang
In die wilde Luſt,
In die Nacht, in den Sturm, in den Graus.

Dringe durch, dringe durch
Recht freudenvoll,
Mein Lied, von der Burg
In das Sturmgeroll,
Verkünd' es weit durch die Nacht,
Wo ſchwanket ein Schiff
Durch die Fluth entlang,
Wo ſchwindelt am Riff
Des Wanderers Gang,
Daß oben ein Menſch hier wacht:

Ein kräftiger Mann,
Recht friſch bereit,
Wo er helfen kann,
Zu wenden das Leid
Mit Ruf, mit Leuchte, mit Hand.
Iſt zu ſchwarz die Nacht,
Iſt zu fern der Ort,
Da ſchickt er mit Macht
Seine Stimme fort
Mit Troſt über See und Land.

Wer auf Wogen ſchwebt,
Sehr leck ſein Kahn,
Wer im Walde bebt,
Wo ſich Räuber nahn,
Der denke: Gott hilft wohl gleich.
Wen das wilde Meer
Schon hinunterſchlingt,
Wem des Räubers Speer
In die Hüfte dringt,
Der denk' an das Himmelreich!

Troſt.

Wenn Alles eben käme
Wie du gewollt es haſt,
Und Gott dir gar nichts nähme,
Und gäb' dir keine Laſt,
Wie wär's da um dein Sterben,
O Menſchenkind, beſtellt?
Du müßteſt faſt verderben,
So lieb wär' dir die Welt!

Nun fällt — eins nach dem andern —
Manch ſüßes Band dir ab,
Und heiter kannſt du wandern
Gen Himmel durch das Grab;
Dein Zagen iſt gebrochen
Und deine Seele hofft; —
Dieß ward ſchon oft geſprochen,
Doch ſpricht man's nie zu oft.

Ludwig Achim v. Arnim,

geb. 26. Jan. 1781 zu Berlin, ſtudirte Naturwiſſenſchaften, lebte dann in Heidelberg, ſpäter in Berlin und ſtarb 21. Jan. 1831 auf ſeinem Gute Wiepersdorf in der Mittelmark.

— Sämmtliche Werke. Berlin, Veit u. Comp. und Arnimſcher Verlag. —

Die Braut ſingt.

(Aus dem Roman: Die Kronenwächter.)

Goldne Wiegen ſchwingen
Und die Mücken ſingen;
Blumen ſind die Wiegen,
Kindlein drinnen liegen;
Auf und nieder geht der Wind,
Geht ſich warm und geht gelind.

Wie viel Kinder wiegen,
Wie viel ſoll ich kriegen?
Eins und zwei und dreie,
Und ich zähl' auf's neue;
Auf und nieder geht der Wind,
Und ich weine, wie ein Kind.

Mondenſchein.

(Aus dem Schauſpiel: Die Gleichen.)

Mondenſchein
Schläfert ein,
Wenn er auf dem Harniſch blinkt
Und den Thau vom Stahle trinkt.

Mondenſchein
Glänzt wie Wein,
Hält die Augen freudenwach,
Scheinet er auf Liebchens Dach.

Die arme Schönheit.

Mir gegenüber das ſchöne Kind
Strickte ſonſt fleißig um's liebe Brod,
Barfuß doch lief ſie bei Regen und Wind,
Schwarz war ihr Kopftuch, das Röckchen war roth;
Wenn ich ſie grüßte, dankte ſie ſchön,
Und ich möcht' gern in's Auge ihr ſehn.

Mir gegenüber ſitzt nun das Kind
Müßig am Fenſter, daß jeder ſie ſchaut;
Hat ſich gelocket die Haare geſchwind,
Putzt ſich in Seide wie eine Braut;
Wenn ich ſie ſehe, winket ſie mir,
Wenn du ſie grüßeſt, winket ſie dir.

Hör' gegenüber du armes Kind,
Schande macht reich und die Schönheit iſt arm;
Schande die tauſcht mit der Schönheit geſchwind,
Daß ſich doch Gott nur der Schönheit erbarm'!
Siehſt du zum Himmel, Gott ſiehet dich nicht,
Sieht kein geſchminktes Angeſicht.

Die freie Nacht iſt aufgegangen.

Die freie Nacht iſt aufgegangen,
Unſichtbar wird ein Menſch dem andern;
So kann ich mit den Thränen prangen
Und hin zu Liebchens Fenſter wandern.
Der Wächter rufet ſeine Stunden,
Der Kranke jammert ſeine Schmerzen,
Die Liebe klaget ihre Wunden,
Und bei der Leiche ſchimmern Kerzen.

Die Liebſte iſt mir heut' geſtorben,
Wo ſie dem Feinde ſich vermählet.
Ich habe Lieb' in Leid geborgen,
Ihr Thränen mir die Sterne zählet!
Wie herzhaft iſt das Licht der Sterne,
Wie ſchmerzhaft iſt das Licht der Fenſter;
Ein dichter Nebel deckt die Ferne,
Und mich umſpinnen die Geſpenſter.

Im Hauſe iſt ein wildes Klingen.
Die Menſchen mir ſo ſtill ausweichen,
In Mitleid mich dann fern umringen:
So bin ich auch von eures Gleichen?
Mich hielt der Wald bei Tag verborgen,
Die ſchwarze Nacht hat mich befreiet.
Mein Liebchen weckt ein ſchöner Morgen,
Der mich dem ew'gen Jammer weihet.

Wie oft hab' ich hier froh geſeſſen,
Wenn alle Sterne im Erblaſſen,
Ach, alle Welt hat mich vergeſſen,
Seit mich die Liebſte hat verlaſſen:
Nichts weiß von mir die grüne Erde,
Nichts weiß von mir die lichte Sonne,
Der Mondenglanz iſt mir Beſchwerde,
Die Nacht iſt meiner Thränen Bronne.

Volkslieder

aus des Knaben Wunderhorn und ſpätern Sammlungen. Die Lieder aus dem Wunderhorn, bei denen von den Herausgebern bekanntlich jezuweilen „die Feile des Dichters“ angelegt iſt, ſind mit * bezeichnet.

— Des Knaben Wunderhorn, alte deutſche Lieder, geſammelt von L. A. von Arnim und Clemens Brentano. 1806—1808. Die deutſchen Volkslieder. Geſammelt von Karl Simrock. — Deutſcher Liederhort. Auswahl der vorzüglicheren deutſchen Volkslieder der Vorzeit und Gegenwart mit ihren eigenthümlichen Melodien. Herausgegeben von Ludwig Erk. — Die ſchönſten deutſchen Volkslieder mit ihren eigenthümlichen Singweiſen geſammelt und herausgegeben von Georg Scherer. —

Wenn ich ein Vöglein wär. *

Wenn ich ein Vöglein wär
Und auch zwei Flüglein hätt,
Flög ich zu dir;
Weils aber nicht kann ſein,
Bleib ich allhier.

Bin ich gleich weit von dir,
Bin ich doch im Schlaf bei dir
Und red mit dir;
Wenn ich erwachen thu,
Bin ich allein.

Es vergeht keine Stund in der Nacht,
Da nicht mein Herz erwacht
Und an dich gedenkt,
Daß du mir viel tauſendmal
Dein Herz geſchenkt.

Lebe wohl.

Morgen muß ich fort von hier,
Und muß Abſchied nehmen;
O du allerſchönſte Zier,
Scheiden das bringt Grämen.
Da ich dich ſo treu geliebt,
Ueber alle Maaßen,
Soll ich dich verlaſſen.

Wenn zwei gute Freunde ſind,
Die einander kennen,
Sonn' und Mond bewegen ſich,
Ehe ſie ſich trennen.
Noch viel größer iſt der Schmerz,
Wenn ein treu verliebtes Herz
In die Fremde ziehet.

Dort auf jener grünen Au
Steht mein jung friſch Leben,
Soll ich denn mein Lebelang
In der Fremde ſchweben?
Hab ich dir was Leids gethan,
Halt ich um Verzeihung an,
Denn es geht zu Ende.

Küſſet dir ein Lüftelein
Wangen oder Hände,
Denke daß es Seufzer ſei'n,
Die ich zu dir ſende,
Tauſend ſchick ich täglich aus,
Die da wehen um dein Haus,
Weil ich dein gedenke.

Gruß.*

So viel Stern am Himmel ſtehen,
An dem güldnen blauen Zelt,
So viel Schäflein, als da gehen
In dem grünen, grünen Feld,
So viel Vöglein als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen,
So viel mal ſei du gegrüßt!

Soll ich dich denn nimmer ſehen,
Nun ich ewig ferne muß?
Ach, das kann ich nicht verſtehen,
O du bittrer Scheidensſchluß!
Wär ich lieber ſchon geſtorben,
Eh' ich mir ein Lieb erworben,
Wär' ich jetzo nicht betrübt.

Weiß nicht, ob auf dieſer Erden,
Die des herben Jammers voll,
Nach viel Trübſal und Beſchwerden
Ich dich wiederſehen ſoll.
Was für Wellen, was für Flammen
Schlagen über mir zuſammen,
Ach, wie groß iſt meine Noth!

Mit Geduld will ich es tragen,
Denk ich immer nur zu dir;
Alle Morgen will ich ſagen:
O mein Lieb, wann kommſt zu mir?
Alle Abend will ich ſprechen,
Wenn mir meine Aeuglein brechen:
O mein Lieb, gedenk an mich!

Ja, ich will dich nicht vergeſſen,
Enden nie die Liebe mein;
Wenn ich ſollte unterdeſſen
Auf dem Todbett ſchlafen ein,
Auf dem Kirchhof will ich liegen
Wie das Kindlein in der Wiegen,
Das die Lieb thut wiegen ein.

Wer hat das Lieben erdacht? *

Zum Sterben bin i
Verliebet in dich,
Dain ſchwarzbraune Aeugelein
Verſuhren ja mich.

Biſcht hier oder biſcht dort
Oder ſonſcht an aim Ort,
Wollt wunſche, kennt rede
Mit dir ai paar Wort.

Wollt wunſche, s wär Nacht,
Main Bettlein wär gmacht;
I wollt mich drein lege,
Feins Liebche darnebe,
Woll ſ' herze, daß ſ' lacht.

Main Herz iſcht verwundt,
Komm Schatzerl, mach mich gſund;
Ach, 'rlaub mir zu küſſe
Dain purpurrothn Mund.

Dain purpurrother Mund
Macht Herze geſund,
Macht d' Jugend verſtändig,
Macht Tode lebendig,
Macht Kranke geſund.

Sonſcht kainer iſcht hier,
Derſelbig gfall mir,
Hätt daine braun Aeugelein,
Dain ſchöne Manier.

Meine Mutter d' hat nu
Ein ſchwarzbraune Kuh:
Wer wird ſie denn melke,
Wenn 'ch heirathe thu?

Der das Liedel hat gmacht,
Hats Lieben erdacht;
Drum wunſch ich main feins Liebchen
Viel tauſend gute Nacht.

Die Verlaſſene.

Wenn i zum Brünnle geh,
Seh andre Madle ſteh,
All ſtehn bei ihrem Schatz,
Wer ſtänd bei mir?

Mei Mutter mag mi net,
Und kein Schatz han i net:
Ei, warum ſterb i net,
Was thu i do?

Geſtern iſt Kirchweih gweh,
Mi hat me gwiß net gſeh,
Denn mir iſt gar zu weh,
I tanz ja net.

Wenn i nu gſtorbe bin,
Tragt mi zum Kirchle hin,
Legt mi ins Grab hinei:
Wer weint um mi?

Laßt die drei Rösle ſtehn,
Die an dem Kreuzle blühn:
Hent ihr das Madle kennt,
Das drunter liegt?

Treue Liebe.

Ach wie wär's möglich dann,
Daß ich dich laßen kann!
Hab dich von Herzen lieb,
Das glaube mir!
Du haſt die Seele mein
So ganz genommen ein,
Daß ich kein'n Andern lieb,
Als dich allein.

Wenn mir das Glück nicht wollt',
Daß ich dein werden ſollt',
So lieb ich dennoch dich,
Glaub's ſicherlich.
Ich will zu jeder Zeit
Dir ſein zu Dienſt bereit,
Bis daß ich kommen werd
Unter die Erd.

Nach meinem Tod als dann
Nimmſt du, geliebter Mann,
An meiner Todtenbahr
Die Inſchrift wahr:
Hier liegt begraben drein,
Die dich geliebt allein,
Die dich geliebet hat
Bis an das Grab.

Zum letzten Mal.

Du wirſt mirs ja nit übel nehma,
Wenn i nit meh zu di komma;
Denn du weißt ja allzu wohl,
Warum i nit meh komma ſoll.

Bei meinem Eid, ich hab die lieb ghat,
Hab dirs oft gſagt, daß i di lieb hab;
Doch du weißt ja allzu wohl
Warum i nit meh liebe ſoll.

Den ſchönen Strauß, i hab ihn gfunden,
Hab ihn gpflückt und hab ihn gbunden,
Doch du weißt ja allzu wohl,
Wer den Strauß nu habe ſoll.

O hätt i 's nur verſchlaf'n könna!
Doch i kanns nit, thuſt mirs lähma;
Denn du weißt ja allzu wohl,
Warum i nit meh ſchlafe ſoll.

Hier unterm Bruſtlatz thut mirs poche,
Komm ans Herz mi, laß di drucke!
Ach, du weißt ja allzu wohl,
Daß i di nit meh drucke ſoll.

Die drei Röſelein.

Jetz gang i ans Brünnele,
Trink aber nit,
Da ſuch i mein herztauſige Schatz,
Find'n aber nit.

Jetz leß i mein Aeugele
Um und um gehn,
Do ſeh i mein herztauſige Schatz
Bei nem Andern ſtehn.

Bei nem Andern ſtehen ſehn,
Ach das thut weh!
Jetzt bhüt di Gott, herztauſige Schatz,
Dich ſeh i nimmer meh.

Jetz kauf i mi Dinte
Und Feder un Papier
Und ſchreib meim herztauſige Schatz.
Ein' Abſchiedsbrief.

Jetz leg i mi nieder
Aufs Heu un aufs Moos,
Do falle drei Röſele
In meinen Schooß.

Und dieſe drei Röſele
Sin roſeroth;
Jetzt weiß i nit, lebt mein Schatz
Oder iſt er todt.

Gelähmter Flug.

Wär ich ein wilder Falke,
Ich wollt mich ſchwingen auf,
Und wollt mich niederlaſſen
Vor meines Grafen Haus.

Und wollt mit ſtarkem Flügel
Da ſchlagen an Liebchens Thür,
Daß ſpringen ſollt der Riegel,
Mein Liebchen trät herfür.

„Hörſt du die Schlüſſel klingen,
Deine Mutter iſt nicht weit;
So zieh mit mir von hinnen
Wohl über die Heide breit."

Und wollt in ihrem Nacken
Die goldnen Flechten ſchön
Mit wildem Schnabel packen,
Sie tragen zu dieſer Höhn.

Ja wohl zu dieſer Höhen,
Hier wär ein ſchönes Neſt;
Wie iſt mir doch geſchehen,
Daß ich geſetzet feſt.

Ja trüg ich ſie im Fluge,
Mich ſchöß der Graf nicht todt;
Sein Töchterlein zum Fluche
Das fiele ſich ja todt.

So aber ſind die Schwingen
Mir alleſammt gelähmt,
Wie hell ich ihr auch ſinge,
Mein Liebchen ſich doch ſchämt.

Hat geſagt — bleibts nicht dabei.*

Mein Vater hat geſagt,
Ich ſoll das Kindlein wiegen,
Er will mir auf den Abend
Drei Gaggeleier ſieden;
Siedt er mir drei,
Ißt er mir zwei,
Und ich mag nicht wiegen,
Um ein einziges Ei.

Meine Mutter hat geſagt,
Ich ſoll die Mägdlein verrathen,
Sie wollt mir auf den Abend
Drei Vöglein braten;
Brät ſie mir drei,
Ißt ſie mir zwei,
Um ein einziges Vöglein
Treib ich kein Verrätherei.

Mein Schätzlein hat geſagt,
Ich ſoll ſein gedenken,
Er wöllt mir auf den Abend
Drei Küßlein auch ſchenken;
Schenkt er mir drei,
Bleibts nicht dabei,
Was kümmert michs Vöglein,
Was ſchiert mich das Ei.

Verlorne Mühe.*

„Büberl, wir wolln auſſe gehe
Wollen unſre Lampeln bſehe;
Komm, liebs Büberl, komm! i bitt."
„Närriſches Diendl, i geh dir holt nit."

„Willſt vielleicht ä biſſele naſche?
Greif in meine Schäfertaſche,
Greif, liebs Büberl, greif! i bitt."
„Närriſches Diendl, i naſch dir holt nit."

„Thut vielleicht der Durſt di plage?
Komm an Brunne, wir wolln uns labe;
Komm, liebs Büberl, komm! i bitt."
„Närriſches Diendl, es durſt mi holt nit."

„Thut vielleicht der Schlaf di drücke?
Schlaf, i jag dir fort die Mücke,
Schlaf, liebs Büberl, ſchlaf! i bitt."
„Närriſches Diendl, mi ſchläferts holt nit."

„Willſt vielleicht ä biſſele küſſe?
Solls fürwahr kein Menſch nit wiſſe;
Küß, liebs Büberl, küß! i bitt."
„Närriſches Diendl, i küß di holt nit."

„Gelt, i ſoll mein Herz dir ſchenke,
Immer willſt an mi gedenke?
Nimms, liebs Büberl, nimms! i bitt."
„I mag ja dein Herz nit, drum laß mi mit Fried!"

Don Juan.*

Ich hatt nu mei Trutſchel
Ins Herz nei geſchloſſe,
Sie hat mir geſchworen,
Sie wöll mich net loſſe,
Da reit mir der Teufel
Den Schulzen ſei Hans,
Der führt ſie zum Tanz.

So gehts, wenn die Mädcher
Zum Tanzboden gehn,
Da muß man bald immer
In Sorgen bei ſtehn,
Daß ſie ſich verliebe
In andere Knecht;
So Mädcher ſind ſchlecht.

Es ſchmeckt mir kein Eſſen,
Es ſchmeckt mir kein Trinke,
Und wenn ich ſell arbeit,
So möcht ich verſinke;
Kurz wenn ich mei Trutſchel
Net bald wieder ſeh,
So muß ich vergeh.

Und wenn ich geſterbe,
Ich lat mich begrabe,
Und lat mer vom Schriner
Zwei Bretcher abſchabe,
Und lat mer zwei firige Herzer druf mahle.
Ich kann ſie bezahle.

Und lat mer anſtimme
Die Sterbegeſänge:
„Da leit nu der Eſel
Die Quer und die Länge,
Der allzeit geſteckt hat in Liebesaffäre;
Zu Erde muß were.“

Abſchied.

Muß i denn, muß i denn zum Städtele 'naus,
Und du, mein Schatz, bleibſt hier!
Wenn i komm, wenn i komm, wenn i wiedrum komm,
Kehr' i ein, mein Schatz, bei dir.
Kann i gleich net allweil bei dir ſein,
Han i doch mein Freud' an dir.
Wenn i komm, wenn i komm, wenn i wiedrum komm,
Kehr' i ein, mein Schatz, bei dir.

Wie du weinſt, wie du weinſt, daß i wandern muß,
Wie wenn d' Lieb jetzt wär' vorbei.
Sind au drauß, ſind au drauß der Mädele viel,
Lieber Schatz, i bleib dir treu.
Denk du net, wenn i a Andre ſeh,
No ſei mein' Lieb' vorbei;
Sind au drauß, ſind au drauß der Mädele viel,
Lieber Schatz, i bleib dir treu.

Ueber's Johr, über's Johr, wenn mer Träubele ſchneid't,
Stell i hier mi wiedrum ein;
Bin i dann, bin i dann dein Schätzele noch,
So ſoll die Hochzeit ſein.
Ueber's Johr, do iſt mein' Zeit vorbei,
Do g'hör i mein und dein.
Bin i dann, bin i dann dein Schätzele noch,
So ſoll die Hochzeit ſein.

In der Ferne.

Nun leb' wohl, du kleine Gaſſe,
Nun ade, du ſtilles Dach!
Vater, Mutter ſah'n mir traurig,
Und die Liebſte ſah mir nach.

Hier in weiter, weiter Ferne,
Wie's mich nach der Heimath zieht!
Luſtig ſingen die Geſellen,
Doch es iſt ein falſches Lied.

Andere Städtchen kommen freilich,
Andre Mädchen zu Geſicht;
Ach, wohl ſind es andre Mädchen,
Doch die Eine iſt es nicht!

Andre Städtchen, andre Mädchen,
Ich da mitten drinn' ſo ſtumm!
Andre Mädchen, andre Städtchen,
O wie gerne kehrt' ich um!

Käuzlein.*

Ich armes Käuzlein kleine,
Wo ſoll ich fliegen aus?
Bei Nacht ſo gar alleine
Bringt mir ſo manchen Graus:
Das macht der Eulen Ungeſtalt,
Ihr Trauern mannigfalt.

Ich will's Gefieder ſchwingen
Gen Holz in grünen Wald,
Die Vöglein hören ſingen
In mancherlei Geſtalt.
Vor allen lieb' ich Nachtigall,
Vor allen liebt mich Nachtigall.

Die Kinder unten glauben,
Ich deute Böſes an;
Sie wollen mich vertreiben,
Daß ich nicht ſchreien kann:
Wenn ich was deute, thut mir's leid,
Und was ich ſchrei, iſt keine Freud.

Mein Aſt iſt mir entwichen,
Darauf ich ruhen ſollt'.
Sein Blättlein all' verblichen,
Frau Nachtigall geholt:
Das ſchafft der Eulen falſche Tück,
Die ſtöret all' mein Glück.

Häschens Klage.

Geſtern Abend ging ich aus,
Ging wohl in den Wald hinaus,
Saß ein Häslein in dem Strauß,
Guckt mit ſeinen Aeuglein raus:
Liebes Häschen, was du ſagſt
Und ſo traulich zu mir klagſt!

Was will denn der Waidemann?
Hetzt mir ſeine Hündlein an.
Wenn der Jäger mich ertappt,
Und das Windſpiel mich erſchnappt,
Reicht er mir die Büchſe her
Als wenn ſonſt kein Haas mehr wär.

Bringt der Jäger mich nach Haus,
Zieht er mir Pelz und Hoſen aus,
Legt mich auf das Küchenbrett,
Spickt mir'n Bukel dick mit Fett,
Steckt den Spieß wohl hintenein;
Ei, wie mag ſo grob man ſein!

Wenn ich nun gebraten bin,
Trägt man mich zur Tafel hin;
Der Eine ſchneidt ſich ab ſein Theil,
Der Andre bricht mirs Bein entzwei;
Der Dritte nimmt ſich's Allerbeſt:
Nehmt vorlieb, ihr lieben Gäſt!

Nun bin ich todt, ich armer Haas,
Geh dem Baur nicht mehr ins Gras,
Geh dem Baur nicht mehr ins Kraut,
Hab's bezahlt mit meiner Haut;
Wenn es aber ſo ſoll ſein,
Mag der Teufel Häschen ſein.

Lange Ohr'n, das Maul iſt weit,
Und der Kopf ſehr ungeſcheidt;
Stumpfe Zähn, einen langen Bart,
Als wär ich von Katzenart;
Wenn ich an mein Schickſal denk,
Thut es mich von Herzen kränk.

Ein Schwänzlein hab ich, das iſt klein,
Ich wünſcht, es möchte größer ſein;
Dieweil es nun nicht größer iſt,
So muß es bleiben wie es iſt.
Wenn ich an mein Schwänzlein denk,
Thut es mich von Herzen kränk.

Kukuk als Virtuoſe.*

Einsmals in einem tiefen Thal
Der Kukuk und die Nachtigall
Thäten ein' Wett anſchlagen
Zu ſingen um das Meiſterſtück;
Wer's gwönn aus Kunſt oder durchs Glück,
Dank ſollt er davon tragen.

Der Kukuk ſprach: „So dirs gefällt,
Ich hab zur Sach ein' Richter erwählt;"
Und thät den Eſel nennen:
„Denn weil er hat zwei Ohren groß,
So kann er hören deſto baß
Und, was Recht iſt, erkennen."

Sie flogen vor den Richter bald.
Wie ihm die Sachen ward erzahlt,
Schuf er, ſie ſollten ſingen.
Die Nachtigall ſang lieblich aus;
Der Eſel ſprach: „Du machſt mirs kraus,
Ich kanns in' Kopf nit bringen."

Der Kukuk drauf anfing geſchwind:
Kukuk! ſein Gſang durch Terz, Quart, Quint',
Und thät die Noten brechen;
Er lacht auch drein nach ſeiner Art.
Dem Eſel g'fiels; er ſagt: „Nun wart!
Ein Urtheil will ich ſprechen!

Wol ſungen haſt du, Nachtigall;
Aber, Kukuk, du ſingſt Choral
Und hältſt den Takt fein innen.
Das ſprich ich nach meim hoh'n Verſtand;
Und koſtet's gleich ein ganzes Land,
So laß ich dich's gewinnen.“

Schneiders Höllenfahrt.*

Es wollt ein Schneider wandern
Am Montag in der Fruh,
Begegnet ihm der Teufel,
Hat weder Strümpf noch Schuh:
„He he du Schneiderg'ſell!
Du mußt mit mir in d'Höll,
Du mußt uns Teufel kleiden,
Es gehe, wie es wöll.“

Sobald der Schneider in d'Höllen kam,
Nahm er ſeinen Ehlenſtab,
Er ſchlug den Teufeln die Buckel voll,
Die Teufel auf und ab.
„He he du Schneiderg'ſell!
Mußt wieder aus der Höll';
Wir brauchen nicht das Meſſen,
Es gehe, wie es wöll.“

Nachdem er all' gemeſſen hat,
Nahm er ſein lange Scheer
Und ſtutzt den Teufeln d'Schwänzlein ab,
Sie hüpfen hin und her.
„He he du Schneiderg'ſell,
Pack dich nur aus der Höll!
Wir brauchen nicht das Stutzen,
Es gehe, wie es wöll."

Da zog er's Bügeleiſen raus
Und warf es in das Feuer,
Er ſtreicht den Teufeln d' Falten aus,
Sie ſchrieen ungeheuer:
„He he du Schneiderg'ſell,
Geh du nur aus der Höll!
Wir brauchen nicht das Bügeln,
Es gehe, wie es wöll."

Er nahm den Pfriemen aus dem Sack
Und ſtach ſie in die Köpf',
Er ſagt: „Halt ſtill! ich bin ſchon da,
So ſetzt man bei uns Knöpf'."
„He he du Schneiderg'ſell,
Geh einmal aus der Höll!
Wir brauchen keine Kleider,
Es geh nun, wie es wöll."

Drauf nahm er Nadl und Fingerhut
Und fängt zu ſtechen an,
Er flickt den Teufeln d' Naslöcher zu,
So eng es immer kann.
„He he du Schneiderg'ſell,
Pack dich nur aus der Höll!
Wir können nimmer riechen,
Es geh nun, wie es wöll."

Darauf fängt er zu ſchneiden an,
Das Ding hat ziemlich brennt,
Er hat den Teufeln mit Gewalt
Die Ohrlappen aufgetrennt.
„He he du Schneiderg'ſell,
Marſchier nur aus der Höll!
Sonſt brauchen wir den Bader,
Es geh nun, wie es wöll."

Nach dieſem kam der Lucifer
Und ſagt: „Es iſt ein Graus,
Kein Teufel hat kein Schwänzerl mehr,
Jagt ihn zur Höll hinaus!"
„He he du Schneiderg'ſell,
Pack dich nur aus der Höll!
Wir brauchen keine Kleider,
Es gehe, wie es wöll."

Nachdem er nun hat aufgepackt,
Da war ihm erſt recht wol,
Er hüpſt und ſpringet unverzagt,
Lacht ſich den Buckel voll,
Ging eilends aus der Höll
Und blieb ein Schneiderg'ſell:
Drum holt der Teufel kein' Schneider mehr,
Er ſtehl', ſo viel er wöll.

Die junge Schnur und die alte Schwieger.

(Zum Theil nach der Faſſung bei Simrock.)

Willſt du meinen Sohn haben?
Sprach die alte Schwieger.
Will ihn han,
Muß ihn han!
Sprach die Jung' hinwieder.

Heinz, willtu Chriſtin' haben?
Sprach die alte Schwieger.
Will ſie's ſein,
So iſt ſie mein:
Sprach der Sohn hinwieder.

Wann wöllt ihr denn Hochzeit haben?
Sprach die alte Schwieger.
Gilt uns gleich,
Wann es ſei:
Sprach die Schnur hinwieder.

Was wöllt ihr für ein Handwerk treiben?
Sprach die alte Schwieger.
Gelt, mein Heinz,
Wir treiben keins?
Sprach die Schnur hinwieder.

Womit wöllt ihr euch denn nähren?
Sprach die alte Schwieger.
Mit Käs und Brot,
Und was man hat:
Sprach die Schnur hinwieder.

Wo wöllt ihr heint dann liegen?
Sprach die alte Schwieger.
Bei dem Heerd
Auf der Erd:
Sprach die Schnur hinwieder.

Wo wöllt ihr dann Hausrath nehmen?
Sprach die alte Swieger.
Frag nit drum,
Wo wirs bekumm:
Sprach die Schnur hinwieder.

In welches Haus wöllt ihr dann ziehen?
Sprach die alte Schwieger.
In dein Haus,
Du mußt draus!
Sprach die Schnur hinwieder.

Das Haus das iſt mein eigen:
Sprach die alte Schwieger.
Iſt es dein,
Es wird noch mein:
Sprach die Schnur hinwieder.

Wolltſt du auf mein Tod hoffen?
Sprach die alte Schwieger.
Lebſt du lang,
So iſt mir bang:
Sprach die Schnur hinwieder.

So möcht ich mich doch gleich erhenken!
Sprach die alte Schwieger.
Wünſch Euch Glück,
Hier liegt der Strick:
Sprach die Schnur hinwieder.

Dursli und Babeli.*

Es het e Buur es Töchterli,
Mit Name heißt es Babeli;
Es het zweu Züpfli gelb wie Gold,
Drum iſt ihm au der Dursli hold.

Der Dursli geit dem Aetti na:
„O Aetti! wotſch mer d's Babeli la?“
„O nei! o nei! o Dursli my,
Mys Babeli iſch no viel zu chly!“

„O Müeti, liebſtes Müeti my!
Cha d's Babeli no nit ghüratt ſy?“
„Mys Babeli iſch no viel zu chlei,
Es ſchloſt dies Jahr no ſanſt allei.“

Der Dursli lauſt i vollem Zorn
Wol i die Stadt ga Solothurn;
Er lauſt die Gaſſe—n—yn und us,
Bis daß er chunnt vor d's Hauptmas Huus.

„O Hauptma, lieber Hauptma my!
Bruchſt du ke Chnecht i Flandre—n—y?“
„O ja, o ja, o Dursli my!
I dinge di i Flandre—n—y.“

Der Hauptma zieht der Seckel us,
Er git dem Durs drei Thaler drus.
„Nu ſä, nu ſä, o Dursli my!
Jitz biſt du dinget i Flandre—n—y.“

Der Dursli geit jetzt wieder hei,
Hei zu ſym liebe Babeli chlei.
„O Aetti, o Müeti, o Babeli my!
Jitz ha—n—i dinget i Flandre—n—y.“

Das Babeli geit wohl hingers Huus,
Es greynt ihm faſt die Aeuglein us.
„Ach Dursli, liebe Dursli my!
So heſt du dinget i Flandre—n—y?“

„O Babeli, thu doch nit e ſo!
I will d's Jahr wieder um bi che,
U will bim Aetti frage—n—a,
Ob er mir d's Babeli deh well la.

U cha—n—i deh net ſelber cho,
Will dir es Briefli ſchrybe lo,
Darinne ſoll geſchriebe ſta:
Mys Babeli wott i nit verla.

U wenn der Himmel papprige wär
Und e jede Sterne—n—e Schryber wär
U jedere Schryber hätt ſine ſiebe Händ,
Sie ſchriebe doch alli mir Liebi kes End!“

Prinz. Eugen.

Prinz Eugenius, der edle Ritter,
Wollt dem Kaiſer wiedrum kriegen
Stadt und Feſtung Belgarad.
Er ließ ſchlagen einen Brucken,
Daß man kunnt hinüber rucken
Mit der Armee wohl für die Stadt.

Als der Brucken nun war geſchlagen,
Daß man kunnt mit Stuck und Kragen
Frei paſſieren den Donaufluß,
Bei Semmalin ſchlug man das Lager,
Alle Türken zu verjagen
Ihn'n zum Spott und zum Verdruß.

Am einundzwanzigſten Auguſt ſo eben
Kam ein Spion bei Sturm und Regen,
Schwurs dem Prinzen und zeigt's ihm an,
Daß die Türken futragiren,
Soviel als man kunnt verſpüren
An die dreimalhunderttauſend Mann.

Als Prinz Eugenius dieß vernommen,
Ließ er gleich zuſammen kommen
Sein General und Feldmarſchall.
Er thät ſie recht inſtrugieren,
Wie man ſollt die Truppen führen
Und den Feind recht greifen an.

Bei der Parole thät er befehlen,
Daß man ſollt die Zwölfe zählen
Bei der Uhr um Mitternacht.
Da ſollt Alles zu Pferd aufſitzen,
Mit dem Feinde zu ſcharmützen
Was zum Streit nur hätte Kraft.

Alles ſaß auch gleich zu Pferde,
Jeder griff nach ſeinem Schwerdte;
Ganz ſtill ruckt man aus der Schanz.
Die Musketier wie auch die Reiter
Thäten alle tapfer ſtreiten,
Es war fürwahr ein ſchöner Tanz.

Ihr Conſtabler auf der Schanzen
Spielet auf zu dieſem Tanzen
Mit Kartaunen groß und klein;
Mit den großen, mit den kleinen
Auf die Türken, auf die Heiden,
Daß ſie laufen all davon.

Prinz Eugenius wohl auf der Rechten
Thät als wie ein Löwe fechten
Als General und Feldmarſchall.
Prinz Ludewig ritt auf und nieder:
Halt't euch brav, ihr deutſchen Brüder,
Greift den Feind nur herzhaft an.

Prinz Ludewig der mußt aufgeben
Seinen Geiſt und junges Leben,
Ward getroffen von dem Blei.
Prinz Eugenius ward ſehr betrübet,
Weil er ihn ſo ſehr geliebet,
Ließ ihn bringen nach Peterwardein.

Der Schweizer.*

Zu Straßburg auf der Schanz'
Da ging mein Trauern an:
Das Alphorn hört' ich drüben wohl anſtimmen,
In's Vaterland mußt' ich hinüber ſchwimmen:
Das ging nicht an.

Ein Stund in der Nacht
Sie haben mich gebracht;
Sie führten mich gleich vor des Hauptmanns Haus,
Ach Gott, ſie fiſchten mich im Strome auf:
Mit mir iſt's aus.

Früh Morgens um zehn Uhr
Stellt man mich vor das Regiment;
Ich ſoll da bitten um Pardon
Und ich bekomm' gewiß doch meinen Lohn,
Daß weiß ich ſchon.

Ihr Brüder allzumal,
Heut ſeht ihr mich zum letzten Mal;
Der Hirtenbub' iſt doch nur Schuld daran,
Das Alphorn hat mir ſolches angethan,
Das klag' ich an.

Ihr Brüder alle drei,
Was ich euch bitt', erſchieß' mich gleich;
Verſchont mein junges Leben nicht,
Schießt zu, auf daß das Blut raus ſpritzt,
Das bitt' ich euch.

O Himmelskönig, Herr,
Nimm du mein' arme Seel' dahin,
Nimm ſie zu dir in den Himmel ein,
Laß ſie ewig bei dir ſein,
Und vergiß nicht mein!

Tannhäuſer.

Nun wollen wir aber heben an,
Von dem Tannhäuſer wollen wir ſingen,
Und was er Wunders hat gethan
Mit Venus der Teufelinne.

Tannhäuſer war ein Ritter gut,
Er wollt' groß Wunder ſchauen,
Da zog er in Frau Venus Berg
Zu andern ſchönen Frauen.

„Herr Tannhäuſer, Ihr ſeid mir lieb,
Daran ſollt Ihr gedenken;
Ihr habt mir einen Eid geſchworn,
Ihr wollt nicht von mir wenken.“ —

Frau Venus, nein, das hab ich nicht,
Ich will das widerſprechen,
Und ſpräch das Jemand mehr als Ihr,
Ich hülf' es an ihm rächen.

„Herr Tannhäuſer, wie ſprecht Ihr nun?
Ihr ſollt bei mir verbleiben;
Ich geb Euch meiner Geſpielen ein'
Zu einem ſtäten Weibe.“ —

Und nehm ich dann ein ander Weib,
Als ich hab in meinen Sinnen,
So müßt ich in der Hölle Gluth
Auch ewiglich verbrinnen.

„Ihr ſagt mir viel von Höllengluth,
Habt es doch nie empfunden;
Gedenkt an meinen rothen Mund,
Der lacht zu allen Stunden.“

Was hilft mich Euer rother Mund,
Er iſt mir ganz unmäre[1];
Nun gebt mir Urlaub, Fräulein zart,
Durch aller Frauen Ehre.

„Tannhäuſer, wollt Ihr Urlaub han?
Ich will Euch keinen geben.
Nun bleibet, edler Tannhäuſer zart,
Und friſtet Euer Leben.“

Mein Leben iſt mir worden krank,
Ich kann nicht länger bleiben;
Nun gebt mir Urlaub, Fräulein zart,
Von Eurem ſtolzen Leibe.

„Herr Tannhäuſer, nicht ſprecht alſo,
Ihr ſeid nicht wohl bei Sinne;
So gehn wir in ein Kämmerlein
Und ſpielen der edlen Minne.“

---

[1] unlieb, gleichgültig.

Ihr ſagt mir viel von Kämmerlein
Aus Euerm falſchen Sinne;
Ich ſeh aus Euern Augen wohl,
Ihr ſeid eine Teufelinne.

„Tannhäuſer, warum ſprecht Ihr ſo?
Wie dürfet Ihr mich ſchelten?
Sollt Ihr noch länger bei uns ſein,
Des [illegible] müßt Ihr entgelten.“ —

Frau Venus, nein, das will ich nicht,
Ich mag nicht länger bleiben.
Maria, Mutter, reine Magd,
Nun hilf mir von den Weiben!

„Tannhäuſer, wollt Ihr Urlaub han,
Nehmt Urlaub von den Greiſen;
Und wo Ihr in dem Land umfahrt,
Mein Lob, das ſollt Ihr preiſen.“

Da ſchied er wieder aus dem Berg
In Jammer und in Reuen:
„Ich will gen Rom wohl in die Stadt
Auf eines Pabſtes Treuen.

„Nun fahr ich fröhlich auf die Bahn,
Gott müß mein immer walten,
Zu einem Papſt, der heißt Urban,
Ob er mich möcht' behalten.“ —

„Herr Pabſt, ach lieber Herre mein,
Ich klag euch meine Sünden,
Die ich mein Tag' begangen hab,
Als ich euch will verkünden.

„Ich bin geweſen auch ein Jahr
Bei Venus einer Frauen;
Nun will ich Beicht und Buß empfahn,
Ob ich möcht Gott anſchauen.“

Der Pabſt hätt einen Stecken weiß,
Der war von dürrem Zweige:
„Wenn dieſer Stecken Blätter trägt,
So mag dir Gott verzeihen.“

Tannhäuſer zog da aus der Stadt
In Jammer und in Leide.
„Maria, Mutter, reine Magd,
Ich muß mich von dir ſcheiden.

„So geh ich wieder in den Berg
Ewiglich und ohn Ende
Zu Venus meiner Frauen zart,
Wohin mich Gott will ſenden.“ —

„Tannhäuſer, ſeid willkommen hier,
Hab Euer lang entbohren,
Seid mir willkommen, lieber Herr,
Zum Buhler auserkoren.“

Darnach wohl auf den dritten Tag
Der Stab fing an zu grünen.
Der Pabſt ſchickt aus in alle Land,
Wo Tannhäuſer hin wär kommen?

Da war er wieder in dem Berg,
Darin ſoll er nun bleiben,
Bis er am jüngſten Tage fährt,
Wohin ihn Gott will weiſen.

Das ſoll nie mehr ein Prieſter thun,
Den Menſchen Mißtroſt geben.
Und will er Buß und Reu empfahn,
Die Sünd ſei ihm vergeben.

Die Nonne.

Ich ſtund auf hohen Bergen
Und ſah ins tiefe Thal;
Ein Schifflein ſah ich ſchweben,
Darin drei Grafen war'n.

Der jüngſte von den Grafen,
Der in dem Schifflein ſaß,
Gab mir einmal zu trinken
Den Wein aus ſeinem Glas.

Was zog er von dem Finger?
Ein goldnes Ringelein;
„Nimm hin du Hübſche, du Feine,
Das ſoll mein Denkmal ſein!“

„„Was ſoll ich mit dem Ringe?
Bin gar ein junges Blut,
Dazu ein armes Mädchen,
Hab weder Geld, noch Gut.““

„Biſt du ein armes Mädchen,
Haſt weder Geld noch Gut,
So denk' an unſre Liebe,
Die zwiſchen uns beiden ruht!“

„‚Ich weiß von keiner Liebe,
Denk' auch an keinen Mann;
In's Kloſter will ich ziehen,
Will werden eine Nonn'.'“

„Willſt du ins Kloſter ziehen,
Willſt werden eine Nonn',
So will ich die Welt durchreiten,
Bis daß ich zu dir komm.“ —

Es ſtund wohl an ein Vierteljahr,
Dem Grafen träumt's gar ſchwer,
Als ob ſein herzallerliebſter Schatz
In's Kloſter gangen wär'.

Der Herr ſprach zu dem Knechte:
„Satt'l unſer beider Pferd'!
Wir wollen reiten Berg und Thal,
Der Weg iſt reitenswerth.“

Und als er kam vor's Kloſter,
Gar leiſe klopft er an:
„Wo iſt die jüngſte Nonne,
Die zuletzt iſt kommen an?“

Es iſt ja keine kommen,
Es kommt auch keine heraus! —
„So will ich das Kloſter anzünden,
Das ſchöne Gotteshaus.“

Da kam ſie hergeſchritten;
Schneeweiß war ſie bekleid't,
Ihr Haar war abgeſchnitten,
Zur Nonn' war ſie bereit.

Sie hieß den Herrn willkommen,
Willkommen im fremden Land:
„„Wer hat euch heißen kommen,
Wer hat euch Boten geſandt?““

Der Graf wandt' ſich voll Sehnen,
Die Red' ihn ſehr verdroß,
Daß ihm die heiße Thräne
Von ſeinen Wangen floß.

Was hat ſie in den Händen?
Von Gold ein Becherlein;
Er hat kaum ausgetrunken,
Springt ihm ſein Herz entzwei.

Mit ihren weißen Händen
Grub ſie dem Grafen ein Grab,
Aus ihren ſchwarzbraun' Augen
Sie ihm das Weihwaſſer gab.

Mit ihrer ſchönen Stimme
Sang ſie den Grabgeſang;
Mit ihrer hellen Zunge
Schlug ſie den Glockenklang.

Die Herzogin von Orlamünde.

Albert Graf von Nürnberg ſpricht:
„Herzogin, ich liebe nicht.
Bin ein Kind von achtzehn Jahren
Und im Lieben unerfahren;
Würde doch zum Weib dich nehmen,
Doch vier Augen mich beſchämen;

Wenn nicht hier vier Augen wären,
Die das Herze mein beſchweren".
Orlamündes Herzogin
Spricht zu ſich in ihrem Sinn:
„Wittwe bin ich, ſchön vor allen,
Aller Fürſten Wohlgefallen!
Wenn nicht hier vier Augen wären,
Würde ſeine Lieb mich ehren;
Kinder ihr vom ſchlechten Mann,
Der mich hielt in ſtrengem Bann,
Weil ihr meine Land ererbet,
Wenn ihr nicht unmündig ſterbet."
Alſo Oel in Flammen wüthet,
Das ſtatt Waſſer aufgeſchüttet.
Alſo deutet ſie die Rede
Auf zwei eigne Kinder ſchnöde,
Die im Saal zum Spiel abzählen,
Unter ſich den Engel wählen:
„Engel, Bengel laß mich leben,
Ich will dir den Vogel geben!" —
Nadeln aus dem Wittibſchleier
Zieht ſie, daß er falle freier;
Zu dem wilden Hager ſpricht:
„Nimm die Nadeln und verricht,
Schwarzer Hager, du mein Freier!
Fürchteſt nicht den ſchwarzen Schleier;
Fürchteſt du nicht auch vier Augen,
Die zum Zuſehn hier nicht taugen?
Setz dich mit zu ihren Spielen,
Daß ſie keine Schmerzen fühlen,
Daß die Wunden niemals ſprechen,
Mußt du in das Hirn ſie ſtechen!"
Herulus zum Hager ſpricht,
Eh' er ihm das Hirn einſticht:
„Lieber Hager, laß mich leben,
Will dir Orlamünde geben,

Auch die Plaſſenburg, die neue,
Und es ſoll mich nicht gereuen!"
Herula zum Hager ſpricht,
Eh' er ihr das Hirn einſticht:
„Lieber Hager, laß mich leben,
Will dir meine Docken geben,
Engel, Bengel, laß mich leben,
Will dir meinen Vogel geben!" —
Hager ſich als Mörder nennt,
Eh' er ſich das Hirn einrennt.
„Gott, ach Gott, wo werd ich ruhen?
Hör ſchon den Vogel rufen;
Gott, ach Gott, wo ſoll ich fliehen?
Sehe ſchon den Vogel ziehen."
Albert ſpricht zur Herzogin:
„Das war nicht der Rede Sinn;
Meinte unſre eignen Augen,
Wie wir nicht zuſammen taugen."
Beide Kinder unverweſet
Liegen noch im Marmorſarge,
Als wär heut der Mord geweſen,
Recht zum Trotze allem Arge.

Das vierte Gebot.

Im Land zu Frankreiche
Ein alter König ſaß,
Der all ſein Land und Reiche
An ſeinen Sohn da gab.

Das war aus Alters Schwäche,
Daß er ſich das vermaß;
Sein Sohn thät ihm verſprechen:
„Ich nähre dich zur Hand."

Der Sohn gar bald ſich nahme
Ein' Hausfrau minniglich,
Die war dem Vater grame,
Sprach alſo kläglich:

„Der alt' Mann thut ſtets huſten
Bei Tiſch, das graut mir ſehr
Und nimmt mir Eſſens Luſten,
Macht mir die Zunge ſchwer.“

Der Sohn thät ihren Willen,
Ließ auch den Vater ſein
Da legen in der Stillen
Unter die Stiege hinein.

Ein Bett darinnen ſtunde
Von Heu und auch von Stroh;
Recht als ein anderer Hunde
Viel Jahre lag er ſo.

Die Königin that ſich legen,
Gebar ein Sohne gut;
Der war ein ſtolzer Degen
Und hätt ein frommen Muth.

Als er die Sach' erkannte,
Bracht er zu aller Stund
Sei'm Ahnherrn Speis und Tranke,
Was er nur finden kunnt.

Der hat ihn an ei'm Tage
Um eine Roßdeck' alt,
Daß er nit kalt da lage.
Der fromm Jüngling lief bald.

Da er zum Roßſtall kame,
Ein Roßdeck, die war gut,
Er von dem Pferd da nahme,
Zerriß ſie mit Unmuth.

Sein Vater ihn da fraget,
Was er zu ſchaffen hätt:
„Ich bring ſie halb,“ er ſaget,
„Dei'm Vater an ſein Bett.

Das Halbtheil ich behalte
Für dich, wenn du da ruhſt,
Wo deinen Vater alte
Du jetzt verſperren thuſt.“

Ammen-Uhr.

Der Mond der ſcheint,
Das Kindlein weint;
Die Glock' ſchlägt zwölf,
Daß Gott doch allen Kranken helf'.

Gott alles weiß,
Das Mäuslein beißt;
Die Glock' ſchlägt Ein,
Der Traum ſpielt auf dem Kiſſen dein.

Das Nönnchen läut
Zur Mettezeit;
Die Glock' ſchlägt zwei,
Sie gehn in's Chor in einer Reih'.

Der Wind der weht,
Der Hahn der kräht;
Die Glock' ſchlägt drei,
Der Fuhrmann hebt ſich von der Streu'.

Der Gaul der ſcharrt,
Die Stallthür knarrt;
Die Glock' ſchlägt vier,
Der Kutſcher ſiebt den Haber ſchier.

Die Schwalbe lacht,
Die Sonn' erwacht;
Die Glock' ſchlägt fünf,
Der Wanderer macht ſich auf die Strümpf.

Das Huhn gagackt,
Die Ente quackt;
Die Glock' ſchlägt ſechs,
Steh auf, ſteh auf du faule Hex!

Zum Bäcker lauf,
Ein Wecklein kauf;
Die Uhr ſchlägt ſieben,
Die Milch thu an das Feuer ſchieben!

Thut Butter nein,
Und Zucker fein!
Die Glock' ſchlägt acht,
Geſchwind dem Kind die Supp gebracht!

Adalbert von Chamiſſo,

(Louis Charles Adelaide de Chamisso de Boncourt) geb. 27. Januar 1781 auf dem Stammſchloſſe ſeiner Familie Boncourt in der Champagne, kam 1790 durch die Emigration des franzöſiſchen Adels nach Deutſchland, ſtudirte Naturwiſſenſchaften, nahm 1815—18 an der ruſſiſchen Entdeckungsexpedition nach der Südſee Theil, ſpäter Vorſteher der Königl. Herbarien zu Berlin, wo er am 21. Auguſt 1838 ſtarb.

— Gedichte. Leipzig: Weidmann'ſche Buchhandlung. —

Das Schloß Boncourt.

Ich träum' als Kind mich zurücke,
Und ſchüttle mein greiſes Haupt;
Wie ſucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang' ich vergeſſen geglaubt?

Hoch ragt aus ſchatt'gen Gehegen
Ein ſchimmerndes Schloß hervor,
Ich kenne die Thürme, die Zinnen,
Die ſteinerne Brücke, das Thor.

Es ſchauen vom Wappenſchilde
Die Löwen ſo traulich mich an,
Ich grüße die alten Bekannten,
Und eile den Burghof hinan.

Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort, hinter dieſen Fenſtern,
Verträumt' ich den erſten Traum.

Ich tret' in die Burgkapelle
Und ſuche des Ahnherrn Grab,
Dort iſt's, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.

Noch leſen umflort die Augen
Die Züge der Inſchrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.

So ſtehſt du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und feſt in dem Sinn,
Und biſt von der Erde verſchwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

Sei fruchtbar, o theurer Boden,
Ich ſegne dich mild und gerührt,
Und ſegn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenſpiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchſchweifen,
Und ſingen von Land zu Land.

Salas y Gomez.

1.

Salas y Gomez raget aus den Fluthen
Des ſtillen Meers, ein Felſen kahl und bloß,
Verbrannt von ſcheitelrechter Sonne Gluthen,
Ein Steingeſtell ohn' alles Gras und Moos,
Das ſich das Volk der Vögel auserkohr
Zur Ruhſtatt im bewegten Meeresſchooß.
So ſtieg vor unſern Blicken ſie empor,
Als auf den Ruf: „Land im Weſten! Land!“

Der Ruf vom Maſtkorb drang zu unſerm Ohr.
Als uns die Klippe nah vor Augen ſtand,
Gewahrten wir der Meeresvögel Schaaren
Und ihre Brüteplätze längs dem Strand.
Da friſcher Nahrung wir bedürftig waren,
So ward beſchloſſen den Verſuch zu wagen,
In zweien Booten an das Land zu fahren.
Es ward dabei zu ſein mir angetragen.
Das Schreckniß, das der Ort mir offenbart,
Ich werd es jetzt mit ſchlichten Worten ſagen.
Wir legten bei, beſtiegen wohlbewahrt
Die ausgeſetzten Boote, ſtießen ab,
Und längs der Brandung rudernd ging die Fahrt.
Wo unter'm Wind das Ufer Schutz uns gab,
Ward angelegt bei einer Felſengruppe,
Wir ſetzten auf das Trockne unſern Stab.
Und eine rechts, und links die andre Truppe,
Vertheilten ſich den Strand entlang die Mannen,
Ich aber ſtieg hinan die Felſenkuppe.
Vor meinen Füßen wichen kaum von dannen
Die Vögel, welche die Gefahr nicht kannten,
Und mit geſtreckten Hälſen ſich beſannen.
Der Gipfel war erreicht, die Sohlen brannten
Mir auf dem heißen Schieferſtein, indeſſen
Die Blicke den Geſichtskreis rings umſpannten.
Und wie die Wüſtenei ſie erſt ermeſſen,
Und wieder erdwärts ſich geſenket haben,
Läßt Eines alles Andre mich vergeſſen:
Es hat die Hand des Menſchen eingegraben
Das Siegel ſeines Geiſtes in den Stein,
Worauf ich ſteh', — Schriftzeichen ſind's, Buchſtaben.
Der Kreuze fünfmal zehn in gleichen Reih'n,
Es will mich dünken, daß ſie lang beſtehen,
Doch muß die flücht'ge Schrift hier jünger ſein.
Und nicht zu leſen! — deutlich noch zu ſehen
Der Tritte Spur, die ſie verlöſchet faſt.

Es ſcheint ein Pfad darüber hinzugehen.
Und dort am Abhang war ein Ort der Raſt,
Dort nahm er Nahrung ein, dort Eierſchaalen!
Wer war, wer iſt der grauſen Wildniß Gaſt?
Und ſpähend, lauſchend ſchritt ich auf dem kahlen
Geſims einher zum andern Felſenhaupte,
Das zugewendet liegt den Morgenſtrahlen.
Und wie ich, der ich ganz mich einſam glaubte,
Erklomm die letzte von den Schieferſtiegen,
Die mir die Anſicht von dem Abhang raubte;
Da ſah ich einen Greiſen vor mir liegen,
Wohl hundert Jahre, mocht' ich ſchätzen, alt,
Deß Züge, ſchien es, wie im Tode ſchwiegen.
Nackt, lang geſtreckt die rieſige Geſtalt,
Von Bart und Haupthaar abwärts zu den Lenden
Den hagern Leib mit Silberglanz umwallt.
Das Haupt getragen von des Felſen Wänden,
Im ſtarren Antlitz Ruh', die breite Bruſt
Bedeckt mit übers Kreuz gelegten Händen.
Und wie entſetzt, mit ſchauerlicher Luſt
Ich unverwandt das große Bild betrachte,
Entfloſſen mir die Thränen unbewußt.
Als endlich, wie aus Starrkrampf, ich erwachte,
Entbot ich zu der Stelle die Gefährten,
Die bald mein lauter Ruf zuſammenbrachte.
Sie lärmend herwärts ihre Schritte kehrten,
Und ſtellten, bald verſtummend, ſich zum Kreis,
Die fromm die Feier ſolchen Anblicks ehrten.
Und ſeht, noch reget ſich, noch athmet leis,
Noch ſchlägt die müden Augen auf und hebt
Das Haupt empor der wunderſame Greis.
Er ſchaut uns zweifelnd, ſtaunend an, beſtrebt
Sich noch zu ſprechen mit erſtorb'nem Munde, —
Umſonſt! er ſinkt zurück, er hat gelebt.
Es ſprach der Arzt, bemüh'nd in dieſer Stunde
Sich um den Leichnam noch: „Es iſt vorbei!"

Wir aber ſtanden betend in der Runde.
Es lagen da der Schiefertafeln drei
Mit eingeritzter Schrift; mir ward zu Theile
Der Nachlaß von dem Sohn der Wüſtenei.
Und wie ich bei den Schriften mich verweile,
Die rein in ſpan'ſcher Zunge ſind geſchrieben,
Gebot ein Schuß vom Schiffe her uns Eile.
Ein zweiter Schuß und bald ein dritter trieben
Von dannen uns mit Haſt zu unſern Booten;
Wie dort er lag, iſt liegen er geblieben.
Es dient der Stein, worauf er litt, dem Todten
Zur Ruheſtätte wie zum Monumente,
Und Friede ſei dir, Schmerzensſohn, entboten!
Die Hülle giebſt du hin dem Elemente,
Allnächtlich ſtrahlend über dir entzünden
Des Kreuzes Sterne ſich am Firmamente,
Und, was du litteſt, wird dein Lied verkünden.

2.

Die erſte Schiefertafel.

„Mir war von Freud' und Stolz die Bruſt geſchwellt,
Ich ſah bereits im Geiſte hoch vor mir
Gehäuft die Schätze der geſammten Welt.
Der Edelſteine Licht, der Perlen Zier,
Und der Gewänder Indiens reichſte Pracht,
Die legt' ich alle nur zu Füßen ihr.
Das Gold, den Mammon, dieſe Erdenmacht,
An welcher ſich das Alter liebt zu ſonnen,
Ich hatt's dem grauen Vater dargebracht.
Und ſelber hatt' ich Ruhe mir gewonnen,
Gekühlt der thatendurſt'gen Jugend Gluth,
Und war geduldig worden und beſonnen.
Sie ſchalt nicht fürder mein zu raſches Blut;
Ich wärmte mich an ihres Herzen Schlägen,
Von ihren weichen Armen ſanft umruht.

Es ſprach der Vater über uns den Segen,
Ich fand den Himmel in des Hauſes Schranken,
Und fühlte keinen Wunſch ſich fürder regen.
So wehten thörigt vorwärts die Gedanken;
Ich aber lag auf dem Verdeck zur Nacht,
Und ſah die Sterne durch das Tauwerk ſchwanken.
Ich ward vom Wind mit Kühlung angefacht,
Der ſo die Segel ſpannte, daß wir kaum
Den flücht'gen Weg je ſchnellern Laufs gemacht.
Da ſchreckte mich ein Stoß aus meinem Traum
Erdröhnend durch das ſchwache Bretterhaus;
Ein Wehruf hallte aus dem untern Raum.
Ein zweiter Stoß, ein dritter; krachend aus
Den Fugen riß das Plankenwerk, die Welle
Schlug ſchäumend ein und endete den Graus.
Verlorner Schwimmer in der Brandung Schwelle,
Noch rang ich jugendkräftig mit den Wogen,
Und ſah noch über mir die Sternenhelle.
Da fühlt' ich in den Abgrund mich gezogen,
Und wieder aufwärts fühlt' ich mich gehoben,
Und ſchaute einmal noch des Himmels Bogen.
Dann brach die Kraft in der Gewäſſer Toben,
Ich übergab dem Tod mich in der Tiefe,
Und ſagte Lebewohl dem Tag dort oben.
Da ſchien mir, daß in tiefem Schlaf ich ſchliefe,
Und ſei mir aufzuwachen nicht verliehen,
Obgleich die Stimme mir's im Innern riefe.
Ich rang mich ſolchem Schlafe zu entziehen,
Und ich beſann mich, ſchaut' umher, und fand,
Es habe hier das Meer mich ausgeſpieen.
Und wie vom Todesſchlaf ich auferſtand,
Bemüht ich mich, die Höhe zu erſteigen,
Um zu erkunden dies mein Rettungsland.
Da wollten Meer und Himmel nur ſich zeigen,
Die dieſen einſam nackten Stein umwanden,
Dem nackt und einſam ſelbſt ich fiel zu eigen.

Wo dort mit voller Wuth die Wellen branden,
Auf fernem Riffe war das Wrack zu ſehen,
Woſelbſt es lange Jahre noch geſtanden,
Mir unerreichbar! — und des Windes Wehen,
Der Strom, entführen ſeewärts weiter fort
Des Schiffbruchs Trümmer, welcher dort geſchehen.
Ich aber dachte: nicht an ſolchem Ort
Wirſt lange die Gefährten du beneiden,
Die früher ihr Geſchick ereilte dort.
Nicht alſo, — mich, es will nur mich vermeiden!
Der Vögel Eier reichen hin allein
Mein Leben zu verlängern und mein Leiden.
Selbander leb' ich ſo mit meiner Pein,
Und kratze mit den ſcharfen Muſchelſcherben
Auf dieſen mehr als ich geduld'gen Stein:
Ich bin noch ohne Hoffnung bald zu ſterben."

3.

Die andere Schiefertafel.

Ich ſah vor Sonnenaufgang an dem Strande,
Das Sternenkreuz verkündete den Tag,
Sich neigend zu des Horizontes Rande.
Und noch gehüllt in tiefes Dunkel lag
Vor mir der Oſten, leuchtend nur entrollte
Zu meinen Füßen ſich der Wellenſchlag.
Mir war, als ob die Nacht nicht enden wollte;
Mein ſtarrer Blick lag auf des Meeres Saum,
Wo bald die Sonne ſich erheben ſollte.
Die Vögel auf den Neſtern, wie im Traum,
Erheben ihre Stimmen, blaß und blaſſer
Erloſch der Schimmer in der Brandung Schaum.
Es ſonderte die Luft ſich von dem Waſſer,
In tiefem Blau verſchwand der Sterne Chor;
Ich kniet' in Andacht und mein Aug' ward naſſer.

Nun trat die Pracht der Sonne ſelbſt hervor,
  Die Freude noch in wunde Herzen ſenkt;
  Ich richtete zu ihr den Blick empor.
Ein Schiff! ein Schiff! mit vollen Segeln lenkt
  Es herwärts ſeinen Lauf, mit vollem Winde;
  Noch lebt ein Gott, der meines Elends denkt!
O Gott der Liebe, ja du ſtraffſt gelinde,
  Kaum hab' ich dir gebeichtet meine Reu',
  Erbarmen übſt du ſchon an deinem Kinde.
Du öffneſt mir das Grab und führſt auf's neu'
  Zu Menſchen mich, ſie an mein Herz zu drücken,
  Zu leben und zu lieben warm und treu.
Und oben von der Klippe höchſtem Rücken,
  Betrachtend ſcharf das Fahrzeug, ward ich bleich,
  Noch mußte mir bemerkt zu werden glücken.
Es wuchs das hergetrag'ne Schiff, zugleich
  Die Angſt in meinem Buſen namenlos;
  Es galt des Fernrohrs möglichen Bereich.
Nicht Rauch! nicht Flaggentuch! ſo bar und bloß,
  Die Arme nur vermögend auszubreiten!
  Du kennſt, barmherz'ger Gott, du fühlſt mein Loos!
Und ruhig ſah ich her das Fahrzeug gleiten
  Mit windgeſchwellten Segeln auf den Wogen,
  Und ſchwinden zwiſchen ihm und mir die Weiten.
Und jetzt —! es hat mein Ohr mich nicht betrogen,
  Des Meiſters Pfeife war's, vom Wind getragen,
  Die wohl ich gier'gen Durſtes eingeſogen.
Wie wirſt du erſt, den ſeit ſo langen Tagen
  Entbehrt ich habe, wonnereicher Laut
  Der Menſchenred', ans alte Herz mir ſchlagen!
Sie haben mich, die Klippe doch erſchaut,
  Sie rücken an die Segel, im Begriff
  Den Lauf zu ändern. — Gott, dem ich vertraut!
Nach Süden — —? wohl! ſie müſſen ja das Riff
  Umfahren, fern ſich halten von der Brandung.
  O gleite ſicher, hoffnungsſchweres Schiff!

Jetzt wär es an der Zeit! o meine Ahnung!
  Blickt her! blickt her! legt bei! ſetzt aus das Boot!
  Dort unterm Winde, dort verſucht die Landung!
Und ruhig vorwärts ſtrebend, ward das Boot
  Nicht ausgeſetzt, nicht ließ es ab zu gleiten,
  Es wußt' gefühllos nichts von meiner Noth.
Und ruhig ſah ich hin das Fahrzeug gleiten
  Mit windgeſchwellten Segeln auf den Wogen,
  Und wachſen zwiſchen ihm und mir die Weiten.
Und als es meinem Blicke ſich entzogen,
  Der's noch im leeren Blau vergebens ſucht,
  Und ich verhöhnt mich wußte und belogen:
Da hab' ich meinem Gott und mir geflucht
  Und an den Felſen meine Stirne ſchlagend,
  Gewüthet ſinnverwirret und verrucht.
Drei Tag' und Nächte lag ich ſo verzagend,
  Wie Einer, den der Wahnſinn hat gebunden,
  Im grimmen Zorn am eignen Herzen nagend;
Und hab' am dritten Thränen erſt gefunden,
  Und endlich es vermocht, mich aufzuraffen,
  Vom allgewalt'gen Hunger überwunden,
Um meinem Leibe Nahrung zu verſchaffen."

4.

Die letzte Schiefertafel.

„Geduld! Die Sonne ſteigt im Oſten auf,
  Sie ſinkt im Weſten zu des Meeres Plan,
  Sie hat vollendet eines Tages Lauf.
Geduld! Nach Süden wirft auf ihrer Bahn
  Sie jetzt, bald wieder ſenkrecht meinen Schatten,
  Ein Jahr iſt um, es fängt ein andres an.
Geduld! Die Jahre ziehen ohn' Ermatten,
  Nur grub für ſie kein Kreuz mehr deine Hand,
  Seit ihrer fünfzig ſich gereihet hatten.

Geduld! Du harreſt ſtumm am Meeresſtrand,
Und blickeſt ſtarr in öde blaue Ferne
Und lauſchſt dem Wellenſchlag am Felſenſtrand.
Geduld! Laß kreiſen Sonne, Mond und Sterne,
Und Regenſchauer mit der Sonnengluth
Abwechſeln über dir; Geduld erlerne!
Ein Leichtes iſt's, der Elemente Wuth
Im hellen Tagesſcheine zu ertragen,
Bei regem Augenlicht und wachem Muth.
Allein der Schlaf, darin uns Träume plagen,
Und mehr die ſchlaflos lange bange Nacht,
Darin ſie aus dem Hirn hinaus ſich wagen!
Sie halten grauſig neben uns die Wacht
Und reden Worte, welche Wahnſinn locken; —
Hinweg! Hinweg! wer gab euch ſolche Macht?
Was ſchüttelſt du im Winde deine Locken?
Ich kenne dich, du raſcher wilder Knabe,
Ich ſeh' dich an und meine Pulſe ſtocken.
Du biſt ich ſelbſt, wie ich geſtrebet habe
In meiner Hoffnung Wahn vor grauen Jahren,
Ich bin du ſelbſt, das Bild auf deinem Grabe.
Was ſprichſt du noch vom Schönen, Guten, Wahren,
Von Lieb' und Haß, von Thatendurſt? du Thor!
Sieh' her, ich bin, was deine Träume waren,
Und führeſt wiederum mir dieſe vor?
Laß ab, o Weib, ich habe längſt verzichtet,
Du hauchſt aus Aſchen noch die Gluth empor!
Nicht ſo den ſüßen Blick auf mich gerichtet!
Das Licht der Augen und der Stimme Laut,
Es hat der Tod ja alles ſchon vernichtet.
Aus deinem hohlen morſchen Schädel ſchaut
Kein ſolcher Himmel mehr voll Seligkeit;
Verſunken iſt die Welt, der ich vertraut.
Ich habe nur die allgewalt'ge Zeit
Auf dieſem öden Felſen überragt
In grauſenhafter Abgeſchiedenheit.

Was, Bilder ihr des Lebens, widerſagt
Ihr dem, der ſchon den Todten angehöret?
Zerfliehet in das Nichts zurück, es tagt!
Steig' auf, o Sonne, deren Schein beſchwöret
Zur Ruh' den Aufruhr dieſer Nachtgenoſſen,
Und ende du den Kampf, der mich zerſtöret.
Sie bricht hervor, und jene ſind zerfloſſen. —
Ich bin mit mir allein und halte wieder
Die Kinder meines Hirns in mir verſchloſſen.
O tragt noch heut', ihr altersſtarren Glieder,
Mich dort hinunter, wo die Neſter liegen;
Ich lege bald zur letzten Raſt euch nieder.
Verwehrt ihr, meinem Willen euch zu ſchmiegen,
Wo machtlos inn're Qualen ſich erprobt,
Wird endlich, endlich doch der Hunger ſiegen.
Es hat der Sturm im Herzen ausgetobt,
Und hier, wo ich gelitten und gerungen,
Hier hab' ich auszuathmen auch gelobt.
Laß, Herr, durch den ich ſelber mich bezwungen,
Nicht Schiff und Menſchen dieſen Stein erreichen,
Bevor mein letzter Klagelaut verklungen.
Laß klanglos mich und friedſam hier erbleichen;
Was frommet mir annoch in ſpäter Stunde,
Zu wandeln, eine Leiche über Leichen?
Sie ſchlummern in der Erde kühlem Grunde,
Die meinen Eintritt in die Welt begrüßt,
Und längſt verſchollen iſt von mir die Kunde.
Ich habe, Herr, gelitten und gebüßt, —
Doch fremd zu wallen in der Heimath — nein!
Durch Wermuth wird das Bittre nicht verſüßt.
Laß weltverlaſſen ſterben mich allein,
Und nur auf deine Gnade noch vertrauen!
Von deinem Himmel wird auf mein Gebein
Das Sternbild deines Kreuzes niederſchauen."

Die alte Waſchfrau.

Du ſiehſt geſchäftig bei dem Linnen
Die Alte dort in weißem Haar,
Die rüſtigſte der Wäſcherinnen
Im ſechsundſiebenzigſten Jahr.
So hat ſie ſtets mit ſauerm Schweiß
Ihr Brot in Ehr' und Zucht gegeſſen,
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemeſſen.

Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und ſich vermählt;
Sie hat des Weibes Loos getragen,
Die Sorgen haben nicht gefehlt;
Sie hat den kranken Mann gepflegt;
Sie hat drei Kinder ihm geboren;
Sie hat ihn in das Grab gelegt,
Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

Da galt's, die Kinder zu ernähren;
Sie griff es an mit heiterm Muth,
Sie zog ſie auf in Zucht und Ehren,
Der Fleiß, die Ordnung ſind ihr Gut.
Zu ſuchen ihren Unterhalt,
Entließ ſie ſegnend ihre Lieben,
So ſtand ſie nun allein und alt,
Ihr war ihr heit'rer Muth geblieben.

Sie hat geſpart und hat geſonnen
Und Flachs gekauft und Nachts gewacht,
Den Flachs zu feinem Garn geſponnen,
Das Garn dem Weber hingebracht;
Der hat's gewebt zu Leinewand;
Die Scheere brauchte ſie, die Nadel,
Und nähte ſich mit eig'ner Hand
Ihr Sterbehemde ſonder Tadel.

Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, ſie ſchätzt es,
Verwahrt's im Schrein am Ehrenplatz;
Es iſt ihr Erſtes und ihr Letztes,
Ihr Kleinod, ihr erſparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
Am Sonntag früh ſich einzuprägen,
Dann legt ſie's wohlgefällig fort,
Bis ſie darin zur Ruh' ſie legen.

Und ich, an meinem Abend, wollte,
Ich hätte, dieſem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen ſollte
In meinen Grenzen und Bereich;
Ich wollt', ich hätte ſo gewußt
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Ende gleiche Luſt
An meinem Sterbehemde haben.

Der Bettler und ſein Hund.

Drei Thaler erlegen für meinen Hund!
So ſchlage das Wetter mich gleich in den Grund!
Was denken die Herrn von der Polizei?
Was ſoll nun wieder die Schinderei?

Ich bin ein alter, ein kranker Mann,
Der keinen Groſchen verdienen kann;
Ich habe nicht Geld, ich habe nicht Brot,
Ich lebe ja nur von Hunger und Noth.

Und wann ich erkrankt, und wann ich verarmt,
Wer hat ſich da noch meiner erbarmt?
Wer hat, wann ich auf Gottes Welt
Allein mich fand, zu mir ſich geſellt?

Wer hat mich geliebt, wann ich mich gehärmt?
Wer, wann ich fror, hat mich gewärmt?
Wer hat mir, wann ich hungrig gemurrt,
Getroſt gehungert und nicht geknurrt?

Es geht zur Neige mit uns zwei'n,
Es muß, mein Thier, geſchieden ſein!
Du biſt, wie ich, nun alt und krank,
Ich ſoll dich erſäufen, das iſt der Dank!

Das iſt der Dank, das iſt der Lohn!
Dir geht's, wie manchem Erdenſohn.
Zum Teufel! ich war bei mancher Schlacht,
Den Henker hab' ich noch nicht gemacht.

Das iſt der Strick, das iſt der Stein,
Das iſt das Waſſer, — es muß ja ſein.
Komm her, du Köter, und ſieh mich nicht an,
Noch nur ein Fußſtoß, ſo iſt es gethan!

Wie er in die Schlinge den Hals ihm geſteckt,
Hat wedelnd der Hund die Hand ihm geleckt,
Da zog er die Schlinge ſogleich zurück,
Und warf ſie ſchnell um ſein eigen Genick.

Und that einen Fluch, gar ſchauderhaft,
Und raffte zuſammen die letzte Kraft,
Und ſtürzt' in die Fluth ſich, die tönend ſtieg,
Im Kreiſe ſich zog und über ihm ſchwieg.

Wohl ſprang der Hund zur Rettung hinzu,
Wohl heult' er die Schiffer aus ihrer Ruh,
Wohl zog er ſie winſelnd und zerrend her —
Wie ſie ihn fanden, da war er nicht mehr.

Er ward verſcharrt in ſtiller Stund',
Es folgt' ihm winſelnd nur der Hund,
Der hat, wo den Leib die Erde deckt,
Sich hingeſtreckt und iſt da verreckt.

Der alte Sänger.

Sang der ſonderbare Greiſe
Auf den Märkten, Straßen, Gaſſen
Gellend, zürnend ſeine Weiſe:
„Bin, der in die Wüſte ſchreit.
Langſam, langſam und gelaſſen!
Nichts unzeitig! nichts gewaltſam!
Unabläſſig, unaufhaltſam,
Allgewaltig naht die Zeit.

„Thorenwerk, ihr wilden Knaben,
An dem Baum der Zeit zu rütteln,
Seine Laſt ihm abzuſtreifen,
Wann er erſt mit Blüthen prangt!
Laßt ihn ſeine Früchte reifen
Und den Wind die Aeſte ſchütteln,
Selber bringt er euch die Gaben,
Die ihr ungeſtüm verlangt."

Und die aufgeregte Menge
Ziſcht und ſchmäht den alten Sänger:
„Lohnt ihm ſeine Schmachgeſänge!
Tragt ihm ſeine Lieder nach!
Dulden wir den Knecht noch länger?
Werfet, werfet ihn mit Steinen!
Ausgeſtoßen von den Reinen,
Treff' ihn aller Orten Schmach!"

Sang der ſonderbare Greiſe
In den königlichen Hallen,
Gellend, zürnend ſeine Weiſe:
„Bin, der in die Wüſte ſchreit.
Vorwärts! vorwärts! nimmer läſſig!
Nimmer zaghaft! kühn vor allen!
Unaufhaltſam, unabläſſig,
Allgewaltig drängt die Zeit.

„Mit dem Strom und vor dem Winde!
Mache dir, dich ſtark zu zeigen,
Strom- und Windeskraft zu eigen!
Wider beide gähnt dein Grab.
Steure kühn in grader Richtung!
Klippen dort? die Furt nur finde!
Umzulenken heiſcht Vernichtung;
Treibſt als Wrack du doch hinab.“

Einen ſah man da erſchrocken
Bald erröthen, bald erblaſſen;
Wer hat ihn hereingelaſſen,
Deſſen Stimme zu uns drang?
Wahnſinn ſpricht aus dieſem Alten;
Soll er uns das Volk verlocken?
Sorgt den Thoren feſtzuhalten,
Laßt verſtummen den Geſang.

Sang der ſonderbare Greiſe
Immer noch im finſtern Thurme
Ruhig, heiter ſeine Weiſe:
„Bin, der in die Wüſte ſchreit.
Schreien mußt ich es dem Sturme;
Der Propheten Lohn erhalt' ich!
Unabläſſig, allgewaltig,
Unaufhaltſam naht die Zeit.“

Thränen.

Ich habe, bevor der Morgen
Im Oſten noch gegraut,
Am Fenſter zitternd geharret
Und dort hinaus geſchaut.

Und in der Mittagsſtunde,
Da hab' ich bitter geweint,
Und habe doch im Herzen:
Er kommt wohl noch, gemeint.

Die Nacht, die Nacht iſt kommen,
Vor der ich mich geſcheut;
Nun iſt der Tag verloren,
Auf den ich mich gefreut.

Max von Schenkendorf,

geb. 11. Dezember 1783 zu Tilſit, wohnte — ſo heißt es in dem Lebensabriß vor den geſammelten Gedichten von Dr. Hagen — der Völkerſchlacht von Leipzig bei, wurde 1815 Regierungsrath zu Koblenz und ſtarb daſelbſt am 11. Dezember 1817.

— Gedichte. Stuttgart; Cotta. —

Andreas Hofer.

1814.

Als der Sandwirth von Paſſeier
Inſpruck hat mit Sturm genommen,
Die Studenten, ihm zur Feier,
Mittags mit den Geigen kommen,
Laufen alle aus der Lehre,
Ihm ein Hochvivat zu bringen,
Wollen ihm zu ſeiner Ehre
Seine Heldenthaten ſingen.

Doch der Held gebietet Stille,
Spricht dann ernſt: „Legt hin die Geigen!
Ernſt iſt Gottes Kriegeswille,
Wir ſind all' dem Tode eigen.
Ich ließ nicht um luſt'ge Spiele
Weib und Kind in Thränen liegen;
Weil ich nach dem Himmel ziele,
Kann ich ird'ſche Feind' beſiegen.

Kniet bei Euren Roſenkränzen,
Dieß ſind meine frohſten Geigen:
Wenn die Augen betend glänzen,
Wird ſich Gott der Herr drin zeigen.
Betet leiſe für mich Armen,
Betet laut für unſern Kaiſer,
Dieß iſt mir das liebſte Karmen:
Gott ſchütz' edle Fürſtenhäuſer!

Ich hab' keine Zeit zum Beten,
Sagt dem Herrn der Welt, wie's ſtehe,
Wie viel Leichen wir hier ſäten
In dem Thal und auf der Höhe,
Wie wir hungern, wie wir wachen,
Und wie viele brave Schützen
Nicht mehr ſchießen, nicht mehr lachen —
Gott allein kann uns beſchützen!"

G. W. Fink,

geb. 1783 zu Sulza in Thüringen, Director einer Schulanſtalt, dann Redacteur der Leipziger muſikaliſchen Zeitung, ſtarb zu Leipzig 1846.

Der ſtille Schuß.*)

Es war ein Jäger, ein wilder Mann,
Schoß alle Thiere todt;
Und was ihm vor die Augen kam,
Dem auch ſein Schuß das Leben nahm,
Und wenn er ſchoß, war's todt.

Er fürcht't ſich nicht und ſcheut ſich nicht,
Hat immer friſchen Muth.
Sein Horn ſein weit und lieblich ſchallt;
In ſeinem baum-ſtrauchgrünen Wald,
Da gefällt's ihm gar zu gut.

„O Jägersmann, nimm Dich in Acht;
Es geht dir gar zu gut!“
So ſprach eine Jungfrau liſtiglich; —
„Vor ſtillem Schuß bewahre dich,
Daß er Dir nur nichts thut.“

Und wie ſie hat geſagt das Wort,
Da kam ein Haſe her.
Da nahm er ſeine Flint' alsbald,
Der Haſe läuft in tiefen Wald,
Er trifft keinen Haſen mehr.

---

*) Aus Wolff's poetiſchem Hausſchatz.

Nimmer ſah er's Mägdlein ſtehn,
Sonſt aber war er blind.
Er legt' noch viel ſeine Flinte an;
Es war ihm aber angethan,
Schoß immer in den Wind.

Das ging ihm in der Seele 'rum,
Und macht' ihm viel Verdruß.
Da pocht er an beim Mägdelein
Und ſagt: „Du mußt nicht böſe ſein:
Ich hab den ſtillen Schuß."

Das Mägdlein ſagt: „„Das iſt mir lieb!
Da hab 'ch ihn nicht allein.""
Da ſagt der Mann: „Mein liebes Kind,
Dieweil wir beid' getroffen ſind,
Komm ich zum Fenſter 'nein".

Sie aber ſprach: „„Das leid' ich nicht.
Komm Du zur Thüre 'rein,
Und bring mir mit, was' mir gefällt.""
Da hat er ſich einen Kranz beſtellt
Und ein fein Häubelein.

Nun ging er hin und flocht den Kranz
Ins braune Haar ihr ein.
„„Ei Du, mein lieber Jägersmann,
Was fängſt mit meinem Köpfe an?""
Sie herzt' ihn und war ſein.

Drauf ging er wohl in grünen Wald,
Schoß alle Thiere todt.
Sie ſang vom weiß' und ſchwarzen Schaf.
Und wenn er keinen Haſen traf,
Da theilt' ſie ſeine Noth.

Leopold Schefer,

geb. 30. Juli 1784 zu Muskau in der Ober-Lauſitz; ſeit 1813 Generalbevollmächtigter des Fürſten von Pückler-Muskau, bereiſte mit deſſen Unterſtützung Italien und den Orient, von wo er nach mehrjähriger Abweſenheit 1820 zurückkehrte; ſeitdem lebte er in ſeiner Heimath, in einer dem berühmten Park von Muskau gegenüber erbauten Villa, und ſtarb daſelbſt am 13. Febr. 1862.

— Ausgewählte Werke. Berlin, Veit u. Comp. — Der Weltprieſter. Nürnberg, Stein. — Hafis in Hellas. Hamburg, Hoffmann u. Campe. — Koran der Liebe. Ebenda. — Hausreden. Leipzig, O. Purfürſt. —

Aus dem Laienbrevier.

Was auch ein Menſch zu ſein dir mit ſich bringt,
Wird dir zuletzt gefallen: wenn du nur
Ein Menſch willſt ſein! Dein Glück iſt immer möglich,
Wenn du's zu finden weißt. Drum merke dir:
Sei ganz ein Menſch, nicht mehr, doch auch nicht minder.
Dann lebſt du immer froh, ſo lang du lebſt,
Dann ſtirbſt du ſtill auch in der Jugend hin —
Denn auch die Blüthen fallen, lehrt Natur;
Dann ſtirbſt du gern auch ſpät im Alter erſt,
Denn auch zu altern iſt uns auferlegt;
Und weißt, daß du einſt ganz vergeſſen biſt,
Denn Niemand denkt der Todten in den Tagen,
Die nach uns ſind — auch dies iſt Menſchenloos.
Doch wenn dich's rührt, der armen Menſchen Loos,
So weine! denn auch Thränen, herbe wohl,

Und ungeſtillte Klagen ſind für Menſchen.
Was auch ein Menſch zu ſein dir mit ſich bringt,
Wird dir zuletzt gefallen, wenn du nur
Ein Menſch willſt ſein. Und darum: ſei ein Menſch!

Nun iſt ein großer Wunderſaal geöffnet —
Der Frühlingsſaal! So groß, daß See und Inſeln,
Die Zauberfluren Hindoſtans, die Gärten
Alkinous', das Vorgebirg der Circe,
Die Hügel Troja's, und dein Vaterland,
Wie kleine Kindergärtchen drinnen liegen! —
So alt, daß Abel ihn erkennen würde; —
So neu, daß ihn der Silbergreis beſtaunt,
Der achtzig Mal durch ſeine Pracht gewandelt; —
So warm, daß Bathſeba noch einmal gern
Umweht von ſeinen Düften badete; —
So reich, daß Salomo nur ſchauen möchte
Den Weinſtock Augen . . . und die Feigen Blätter
Gewinnen! So licht iſt der Saal, daß droben
Die Lerche ſelbſt die graue Lerche ſieht,
Die unter ihrem wolkenhohen Liede
In grüner Saat, im ſtillen Neſte brütet; —
So bald verſchloſſen, daß die Hyacinthe
Hervorzubrechen eilt und abzublühen;
Daß jede Welle unaufhaltſam fließt,
Als habe ſie nicht auf ein Wörtchen Zeit! —
So ſchön, daß auch Homer mit blinden Augen
Noch einmal weinen würde! — Und ſo lieb! . . .
Die Todten, Priamus und Helena
Und Karl der Große und Napoleon . . .
Sie möchten im Gefängniß ihrer Gruft
Ein kleines, kleines Fenſterchen nur haben,
Um einen Blick hinaus zu thun zum Himmel . . .
Nur groß genug, das Ohr daran zu legen,
Ein Viertelſtündchen lang das Bienenſurren

Und das Geruf der Vögel all' zu hören,
Zu weinen, und nach langem Schlaf geſtärkt
Sich wieder hin zu langem Schlaf zu legen,
Dem ſchweren Schlaf der Todten! Doch du lebſt
Das ſüße Leben der Lebendigen,
In dieſer Werkſtatt zarter Wunderwerke,
In der kein Hammerſchlag erklang, kein Pinſel,
Kein Farbentopf mit Grün und Blau und Purpur
Wo übrig ſteht — kein Meiſter ſichtbar ſchuf —
Und doch iſt Alles fertig! Wunderſam!
Nur Wolken fliegen weg — die Waſſer trugen!
Nur Waſſer rauſchen fort — die Wieſen netzten!
Nur Lüfte löſchen aus — die Wolken brachten!
Und lächelnd, ſtill, als ob ſie nichts gethan,
Steht hell die Sonn' am Himmel — doch noch ſichtbar
Den Menſchen! — Aber der, der Alles thut,
Der Meiſter iſt nicht einmal ſichtbar, lächelt
Selbſt nicht einmal! — Der Frühling iſt ſein Lächeln!

Geh fleißig um mit deinen Kindern! habe
Sie Tag und Nacht um dich, und liebe ſie,
Und laß dich lieben einzig-ſchöne Jahre;
Denn nur den engen Traum der Kindheit ſind
Sie dein, nicht länger! Mit der Jugend ſchon
Durchſchleicht ſie Vieles bald — was du nicht biſt,
Und lockt ſie Mancherlei — was du nicht haſt,
Erfahren ſie von einer alten Welt,
Die ihren Geiſt erfüllt; die Zukunft ſchwebt
Nun ihnen vor. So geht die Gegenwart
Verloren. Mit dem Wandertäſchchen dann
Voll Nöthigkeiten zieht der Knabe fort.
Du ſiehſt ihm weinend nach, bis er verſchwindet,
Und nimmer wird er wieder dein! Er kehrt
Zurück, er liebt, er wählt der Jungfrau'n eine,
Er lebt! Sie leben, Andre leben auf

Aus ihm — Du haſt nun einen Mann an ihm,
Haſt einen Menſchen — aber mehr kein Kind!
Die Tochter bringt vermählt dir ihre Kinder
Aus Freude gern noch manchmal in dein Haus!
Du haſt die Mutter — aber mehr kein Kind. —
Geh fleißig um mit deinen Kindern! habe
Sie Tag und Nacht um dich, und liebe ſie,
Und laß dich lieben einzig-ſchöne Jahre!

Ein kleines nacktes Kind, das ſeine Mutter
Zum Bad ins Waſſer — wenn auch noch ſo ſicher,
Behutſam — auf den Rücken niederlegt,
Hält ſich, vor Furcht, nun endlos zu verſinken,
Gar lieblich feſt an ſeinen eignen Händchen!
So hält der Menſch ſich feſt an ſeinen Wünſchen,
— Gleichwie am leeren Ball der Luftbeſchiffer —
Auch dann noch, wenn ihn ſeine Mutter Erde
Sanft in das Grab legt, und ihn ſicher hält!

Aus: „Der Weltprieſter."

Der alte Bettelmann.

Ringsum, von Aufgang bis zu Niedergang
Durchrieſelt die Natur ein tiefer Schauder,
Ein heil'ger Abſcheu, ein geheimes Grollen,
Das aus Gewittern ſchwer, wie müde murrt,
Das aus des Sternes Strahlenſprühen ſchreckt,
Als ob ſie alle rängen, abzufallen;
Das aus den hohlen Meereswogen heult,
Im Sturmwind überdrußvoll wüthend ſauſt,
Aus tiefem Abgrund ächzt im Schooß der Erde . . .
Wie lang, zu lang in ihre ſchwarzen Höhlen
Lebendig eingemauert und begraben.

Der Bergmann hört es nicht — er gräbt nach Gold.
Der Fiſcher hört es nicht vom Meer — er fiſcht.
Die Knaben hören 's nicht am Seegeſtade —
Sie ſpielen „Kirchenbau'n" aus feuchtem Meerſand;
Die Mädchen „Kloſterbau'n", aus bunten Muſcheln.
Der Liebende hört nicht den Nachtgeiſt ſtöhnen —
Er harrt auf ſeine Liebſte; ihn erweckt
Das fallende Geſtirn nur aus den Träumen;
Die Mutter hört das Wolkenmurren nicht —
Sie wiegt ihr Kind ein, drüber hingebeugt,
Es wieder einmal küſſend, einmal ſchlummernd.
Der alte Bettelmann nur ſieht betroffen
In ſeinem magern Schatten, ſeinem Stabe,
Den müden Geiſt, der ihm aus Spott und Hohn
Das weiße Haar in's blaſſe Antlitz weht,
Ihm ſeinen alten Hut frech in den Strom
Hinwirft, als werd' er morgen ſein nicht brauchen.
Er ſieht ſich ſeine alten Hände an,
Die ihm die Sonne jetzt recht weiß erleuchtet.
Er ſieht das alte Weib betroffen an,
Das ſich vor Elend in den Strom geſtürzt;
Mit abgebrannten Haaren ſieht er ſie
Herausgezogen auf dem Ufer liegen —
Der Geiſt der Buben hat ihr geſtern Abend
Sie angezündet, ihr zu Spott und Hohn
Des Alters. — Da erſchrickt der alte Mann,
Schleicht heim, und nach drei Tagen iſt er todt;
Und in der Nacht verbrennt das Haus mit ihm,
Von einem müden Wetterſtrahl entzündet,
Und ſpart ihm einen Sarg und ein Begräbniß.
Die ſchwarzen Brocken ſahen müde aus,
Wie ſie der alte Todtengräber ſorgſam
In einem Topfe in geweihte Erde
Begrub, und ihm den Kreuzer darein ſchenkte,
Den er ihm ſchuldig war vom letzten Samſtag.

Aus: „Hafis in Hellas.“

In Engürü. (Angora.)

Armenierinnen, junge Nonnen, brachten mir
Im Kloſtergarten, wo ich unter Blumen ſaß,
Ein Blatt, das ſollte für die Liebe wichtig ſein,
(Nicht gegen ſie); ſo hab' ein Kind mit Flügeln einſt
Geſagt, ein Engel — (ſicherlich Freund Eros ſelbſt,
Der ganz gewiß ein Knabe iſt . . . und Jener: nichts;
Wer Weib nicht, Mann nicht iſt, der iſt den Menſchen nichts
Und maß er alle Götternamen frech ſich an!)
Ich las die alte Schrift mit Ehrerbietigkeit,
Indeß der Mädchen Augen auf mich funkelten;
Und unter heiligem Donner ſagt' ich ihnen leis
Den ew'gen Inhalt in der Mutterſprache, den:
„Die Jugend flieht; die Schönheit aber ſchneller noch.“
Da ſah'n ſie ruhig in den Schooß. Und was der Lenz
Mir nicht erwirkt, das wirkte mir der helle Blitz,
Der aus dem Worte wie aus einer Wolke fuhr:
Die Schönſte küßt es, und bewahrt es auf der Bruſt;
Die Götter hatten eingeſchlagen in ihr Herz.

Mein Lieb, das ſchläft im Sarge ſein
Im Kranz von weißen Roſen ſein,
Stirn, Wangen, Hände ſilberrein;
Der blaſſe Mond ſcheint ſtumm herein —
Haſt du noch ſo was nicht geſehn?
Mir iſt's auf ewig g'nug geſchehn!
Was eine Seele je gefreut
Ward alles mir zu Herzeleid.

Aus: „Koran der Liebe.“

Die Braut des Nebenbuhlers.

Der Weiber Güte iſt ihr Glück und ihr Unglück.

Die Zweige bog ich aus einander
Des bienenſurrenden Jasmines . . .
Sie ſitzt im Schatten der Cypreſſen
Zurückgelehnt . . . ſie blüht im Schlafe
Wie Nachts im Mondenſchein die Roſe . . .

O nah' ihr nicht! verſchone Unſchuld —
Sie ſah, ſie ahnt, ſie fühlt: Du liebſt ſie;
Doch ungeſtand'ne ſtille Liebe
— Noch unempfangen, ungeſegnet
Von Blick und Wort und heißen Armen —
Die iſt ein Engel, der vom Himmel
Herabgeſtiegen glühend harret,
Bis ihn ein Laut ruft: Komm, o komme!
Doch ruft ihn nichts — entſchläft er ruhig.
Und ſie iſt Braut . . . ſo laß ſie ſchlafen!
Die gute Seele irrt das Wiſſen:
„Noch Einer liebt dich,“ und nicht theilen
Kann ſie ihr Herz, ihr Glück, ihr Leben;
Nur Einem giebt ſie . . . kann ſie's geben.

Doch, einen Kuß auf dieſe Stirne . . .
Auf dieſe Lippen . . . ach, zum Scheiden
Von ſolcher Schönheit . . .
                    Schlaf, du böſer,
Wie lockſt du zu dem ſüßen Frevel!
Sie weiß es nicht, — du merkſt es ewig,
Und leiſe dann hinweg auf ewig.

*

O Himmel! O ihr Engel alle:
Ihr Mädchen! feſt, feſt ſchlief ſie duldend;
Sie regte nicht die Stirn; o Himmel —

Doch fing ihr Antlitz an zu glühen!
Die Wangen brannten Purpurfeuer,
Die Augenſterne regten heimlich
Sich unter ihren Augenlidern,
Ihr ſanftes Athemholen ſtockte —
Und unter meinen Küſſen füllten
Sich ihre Lippen — wie ein Lager
Für junge Götter — für die Küſſe . . .
Das Herz im Buſen gluckt' ihr hörbar;
Und als ich ſelig und verzweifelt,
Von ihr, dem Götterbild, geflohen . . .
Da, mein' ich, quoll ein leiſes „Ach!“ auf,
Die enggepreßte Bruſt zu löſen . . .
Und jetzo ſeh' ich durch die Zweige:
Sie hält das Herz mit ihrer Linken,
Und ihre Rechte deckt die Augen.

•

— Ganz beſchämt, vom Glück verworren,
Doch am Weibe faſt verzweifelnd,
Steh' ich glühend da und frage:
Soll ich ſchelten . . . ſoll ich ſegnen
Solche Falſchheit, ſolche Güte?
Weiber, Weiber, Alles könnt ihr!
Ja, auch Alles könnt ihr laſſen —
Aber ach, für Eure Schönheit
Nicht der Liebe Blumen brechen,
Nicht ein Weib ſein, könnt ihr nimmer.

Aus: „Hausreden.“

Die drei Weltwunder.

Da, wo die Erde noch iſt, wie ſeit Urſprung,
In Mitten Afrika's, da ſoll auch noch
Der ſchaudervollſte Ort der ganzen Welt ſein,
Wo man das Unglückſeligſte noch ſchaut,

Die gleichſam tiefſt-betrognen aller Dinge,
Die ärmſten drei Weltwunder für die alle,
Die kommen, leben, wieder weiter wandeln.
Die Dinge ſollen ſein: Ein kleines Kind,
Das ſeit der Urwelt um kein Haar gewachſen;
Dann eine unaufhörlich-blüh'nde Roſe;
Zuletzt ein muntrer Greis, der niemals ſtirbt.
Sie werden vorgezeigt und ernſt erklärt
Von Prieſtern, Jegliches in ſeinem Tempel;
Und alle Mütter, welche je den Tod,
Auch noch ſo frühen Tod von ihren Kindern
Beklagt; und alle Menſchen, die Beſtand
Für ihrer Werke Pracht auf ewig wünſchen;
Und alle, die da nicht begreifen konnten,
Daß Alles ſich beſchließen müſſe, was
Vollkommen ſein, ein Ganzes werden ſoll,
Die ziehn belehrt, entſetzt, verſtummt und heilig-
Zufrieden weg aus dieſem Heiligthum.

Schonung der Weiblichkeit.

Willſt du das Weib beglücken und beglückt ſein,
So übe Schonung! Duldung, ohne Ende!
Sonſt weinet ſie und härmet ſich zu Tode.
Denn was das Weib zeitlebens braucht, um was ſie
Mit jedem Blick dich anſieht, das iſt Schonung;
Denn ungeſchont, da ſteht ſie nackt im Traume
Vor allen Geiſtern und vergeht in Scham.

Aus: Die Dankſagung für das Leben.

— — — Und nun entlaſſ' ich euch aus meinem Dienſt,
Ihr guten Geiſter alle dieſes All's!
Ihr war't um mich ſo wie ein Bienenſchwarm
Um eine junge Bien', im Munde Honig;

So wie die Sonne um den Blüthenbaum!
Ihr war't mir nah' bis aus der heil'gen Ferne
Im Licht des Sternes, daß ihr mich bedeutet:
„Nicht hier nur weben wir und bauen Leben;
„Nicht jetzt nur weben wir in deinen Tagen,
„Nein, ſchon vor alter grauer Zeit, und werden
„So treu und herrlich weben immerdar,
„Nach eines Jeden Tagen, wie nach deinen."

Ihr habt mir alle immer wohl gedient,
Wie einem Kinde ſeine Mutter dient.
— — — — — — — —
— — — — — — — —
Ja, ja! die Sonne iſt mir immer pünktlich
An jedem Morgen auf, an jedem Abend
Hinabgegangen, und der Mond gekommen,
Der Schlaf zum rechten müden Augenblick.
Schneeglöckchen kamen unter letztem Schnee!
Der Kuckuk rief zur rechten Frühlingszeit;
Die Aehren reiften, und die Traube hing
Mir vollgeſchwellt zur rechten Stunde da,
Indeß ich, ſorglos um das alles, ging,
Arbeitete, ja ſchlief, nur ſann und harrte,
Wie auf der Fahrt im großen Schiff der Erde,
Und nicht ein Lüftchen fehlte mich zu kühlen.
Am rechten Abend ſtand die Jungfrau mir
Zum Weibe da! — Am rechten Morgen richtig
Lag ihr ein Kind im Schooß; zur rechten Zeit
War ihm die Erdbeer', war die Kirſche reif.
So wurden uns die Monde reif zuſammen —
Die Jahre wurden nach einander reif.
Zur rechten Stunde ward das erſte Haar
Mir reif. Zum rechten Augenblicke ſtarb —
Nach eurer himmliſch-treu gewiſſenhaften
Und wundervollen höchſten Kunſt — mein Weib.

Dies ſchwere Lob verſetzt mir meinen Athem —
Für Alles ſeid bedankt mit tauſend Thränen!
Zur rechten Stunde werdet ihr mir nahen
Und mich verwandeln, wie den Todten ziemt.
Auf daß ihr Ehre habt bei euren Menſchen.

Ich hab' euch wohl gelebt. Nun lebt ihr mir wohl!
Ich nehme ſelbſt mir meinen Schatten mit.

Und ſo entlaſſ' ich euch aus meinem Dienſt.

Juſtinus Kerner,

geb. 18. Septbr. 1786 zu Ludwigsburg, ſtudirte in Tübingen, geſt. 21. Febr. 1862 als Oberamtsarzt zu Weinsberg.

— Gedichte. Stuttgart; Cotta. — Letzter Blüthenſtrauß; ebenda. —

Alphorn.

Ein Alphorn hör' ich ſchallen,
Das mich von hinnen ruft,
Tönt es aus wald'gen Hallen?
Tönt es aus blauer Luft?
Tönt es von Bergeshöhe,
Aus blumenreichem Thal?
Wo ich nur ſteh' und gehe,
Hör' ich's in ſüßer Qual.

Bei Spiel und frohem Reigen,
Einſam mit mir allein,
Tönt's, ohne je zu ſchweigen,
Tönt tief in's Herz hinein.
Noch nie hab' ich gefunden
Den Ort, woher es ſchallt,
Und nimmer wird geſunden
Dies Herz, bis es verhallt.

Alte Heimath.

In einem dunklen Thal
Lag jüngſt ich träumend nieder,
Da ſah ich einen Strahl
Von meiner Heimath wieder.

Auf morgenrother Au
War Vaters Haus gelegen;
Wie war der Himmel blau!
Die Flur wie reich an Segen!

Wie war mein Heimathland
Voll Gold und Roſenhelle!
Doch bald der Traum verſchwand,
Schmerz trat an ſeine Stelle.

Da irrt' ich weit hinaus
In's öde Land voll Sehnen;
Noch irr' ich, ſuch' das Haus,
Und find' es nicht vor Thränen.

Der todte Müller.

Die Sterne über'm Thale ſtehn,
Das Mühlrad nur man höret.
Zum kranken Müller muß ich geh'n,
Er hat den Freund begehret.

Ich ſteig' hinab den Felſenſtein,
Es donnert dumpf die Mühle,
Und eine Glocke tönt darein:
„Die Arbeit iſt am Ziele!“

In Müllers Kammer tret' ich nun:
Starr liegt des Greiſen Hülle,
Es ſtockt ſein Herz, die Pulſe ruh'n,
Und draußen auch wird's ſtille.

Die treuen Lieben weinen ſehr,
Still bleibt ſein Herz und kühle;
Die Waſſer fließen wohl daher,
Still aber ſteht die Mühle.

Aerztliche Runde.

Geh' ich in der Mitternacht
Durch der Häuſer enge Reih'n
Hin, wo noch ein Kranker wacht
Bei der Lampe mattem Schein,

Blick' ich an die Fenſter oft,
Hinter denen fruchtlos ich
Auf Metall und Kraut gehofft,
Lauſch' ich und es reget ſich.

Und es kommt herab im Haus,
Als hätt' ich geklopfet an —
Ein Verſtorbener tritt heraus,
Gehet ſtumm mit mir die Bahn.

Und mein Hündlein ſtutzt und bellt,
Will mit mir nicht weiter gehn,
Wolken, fliegt vom Himmelszelt!
Daß die Sterne leuchtend ſtehn.

An das Trinkglas eines verſtorbenen Freundes.

Du herrlich Glas, nun ſtehſt du leer,
Glas, das er oft mit Luſt gehoben;
Die Spinne hat rings um dich her
Indeß den düſtern Flor gewoben.

Jetzt ſollſt du mir gefüllet ſein
Mondhell mit Gold der deutſchen Reben!
In deiner Tiefe heil'gen Schein
Schau ich hinab mit frommem Beben.

Was ich erſchau' in deinem Grund,
Iſt nicht Gewöhnlichen zu nennen,
Doch wird mir klar zu dieſer Stund',
Wie nichts den Freund vom Freund kann trennen.

Auf dieſen Glauben, Glas ſo hold!
Trink' ich dich aus mit hohem Muthe.
Klar ſpiegelt ſich der Sterne Gold,
Pokal, in deinem theuren Blute.

Still geht der Mond das Thal entlang,
Ernſt tönt die mitternächt'ge Stunde,
Leer ſteht das Glas, der heil'ge Klang
Tönt nach in dem kryſtall'nen Grunde.

Der Wanderer in der Sägemühle

Dort unten in der Mühle
Saß ich in ſüßer Ruh',
Und ſah dem Räderſpiele
Und ſah den Waſſern zu.

Sah zu der blanken Säge,
Es war mir wie ein Traum,
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

Die Tanne war wie lebend,
In Trauermelodie;
Durch alle Faſern bebend,
Sang dieſe Worte ſie:

Du kehrſt zur rechten Stunde,
O Wanderer, hier ein,
Du biſt's, für den die Wunde
Mir dringt in's Herz hinein;

Du biſt's, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dies Holz im Schooß der Erden
Ein Schrein zur langen Ruh'.

Vier Bretter ſah ich fallen,
Mir ward's um's Herze ſchwer,
Ein Wörtlein wollt' ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.

Das treue Roß.

Graf Turneck kam nach hartem Strauß
Bei Nacht wohl vor ein Gotteshaus.

Das Haus lag in dem Walde tief,
In ſeiner Gruft ein König ſchlief.

Hier auszuruh'n gedenkt der Graf,
Er weiß nicht, daß ein Pfeil ihn traf.

Der Graf ſteigt ab vom weißen Roß:
„Graſ', bis ich wieder komm', im Moos!“

Auf fährt das Thor mit dumpfem Schall,
Dann ſchweigt es in der weiten Hall'.

Der Graf tappt hin an kalter Wand,
Bald einen alten Sarg er fand.

„Der müde Leib ſoll raſten hier;
Verſteinert Holz, brichſt nicht mit mir.“

Der Graf ſich legt, ſo lang er war,
Wohl auf dieſelbe Todtenbahr.

Die Sonn' kam über Berge roth,
Der Graf kam nicht, der Graf war todt.

Seitdem verſtrich manch' hundert Jahr,
Sein harrt das Roß noch immerdar.

Vom Gotteshaus ſteht noch ein Stein,
Dran graſt das Roß im Mondenſchein.

Sankt Elsbeth.

Zu Wartburg unter'm Lindenbaum
Der junge Landgraf lag im Traum,
Es ſangen Nachtigallen,
Der Mond zog durch den Himmel blau,
Der Landgraf ſah die zartſte Frau
Ueber ferne Berge wallen.

Die Sonne kam, der Graf erwacht,
Ein Wandrer zog er Tag und Nacht,
Mit ihm der Leu, der treue.
Zu Ungarn unter einer Lind'
Sankt Elsbeth ſchlief, das Königskind,
Still ſtehen blieb der Leue.

Verloren aus dem Königsſaal,
War ſie in einem fernen Thal
Bei Hirten aufgeblühet;
Der König ſandte weit umher,
Sein Kind, das fand er nimmer mehr,
So ſehr er ſich bemühet.

Der Leue ſtand, aus rief der Graf:
„Das iſt mein Traum! So ſah im Schlaf'
Ich einſt ſie, welch' Entzücken!“
Er reckt nach ihr die Arme lind,
Und hebet das ſchlaftrunkene Kind
Leiſ' auf des Leuen Rücken.

Er zog mit ihm in's Heimathland,
Und als die Wartburg vor ihm ſtand,
Hat laut ſein Herz geſchlagen;
Er hat, zu ſchützen es vor Harm,
Es ſelbſt in ſeiner Schweſter Arm
Zur Burg hinaufgetragen.

Und als, „wer iſt die Maid?“ ſie fragt,
Nichts als: „mein Traum iſt ſie!“ er ſagt,
„Ihr werde nichts zu Leide!
Ich ſah ſie unter Linden grün
Bei andern ſtillen Blumen blühn,
Des blauen Himmels Freude.“

Der Landgraf ging nie auf die Jagd,
Bevor er nicht zur frommen Magd:
„Gott bleib bei Dir!“ geſprochen.
Der Landgraf kehrte nie nach Haus,
Bevor er einen ſeltnen Strauß
Dem ſeltnen Kind gebrochen.

Bald ſie, die Magd im ſchlichten Kleid,
Erregte der Hoffrauen Neid,
Die ſtolz einher geſchritten.
Herr Walther, Schenk von Varila,
Sprach, als er einſt dem Grafen nah'
Im fernen Wald geritten:

„Traut, lieber Herr! ſo Ihr nicht grollt,
Beſcheidentlich ich fragen wollt':
Ob Elsbeth hier verbleibe?
Still trägt die Maid manch herbes Leid,
Es drückt ſie Eurer Schweſter Neid,
Der Neid von jedem Weibe.“

Der Landgraf drauf in hohem Muth,
Sprach: „Siehſt Du in der Abendgluth
Golden die Burgen ragen?
Und würden Gold ſie bis in Grund,
Ich ließ ſie ſtehen all' zur Stund,
Sollt' ich dem Kind entſagen.

Da glänzt es auf der Wartburg fern,
Wie durch die Lind' der Abendſtern,
Sie ſahen's purpurn wallen,
Die Wolken zogen freudig ſchnell,
Die Burgen ſtanden wunderhell,
Trommeten hört man ſchallen.

Sie ſprengten durch den dunkeln Wald,
Auf Wartburg kamen ſie gar bald.
Da unter der grünen Linde
Stand licht in purpurnem Gewand,
Bei Rittern aus dem Ungarland,
Elsbeth, das Königskinde.

Der König jüngſt geſtorben war,
Zwölf Edle von der Ritterſchaar,
Die zogen in die Weite.
Zu Wartburg unter grüner Lind'
Da fanden ſie ihr Königskind,
Den treuen Leu zur Seite.

Sie hatten ihr in's gelbe Haar
Geſetzt die Königskrone klar,
Das Kind ließ ſich's gefallen.
Die Krone warf viel lichten Strahl
Gen Himmel und in's tiefe Thal,
Es ſangen Nachtigallen.

Der Mond auch trat aus blauer Fern,
Des Leuen Aug' war als ein Stern,
Gluthroth die Haar' ihm ſchienen.
Der Landgraf zog ſein glänzend Schwert,
Er ſchwur bei Sonne, Mond und Erd',
Ewig der Frau zu dienen.

Dann einen Spiegel, treu und rein,
Der Graf zog aus dem Buſen ſein:
Er kömmt vom heil'gen Lande.
Gegraben iſt ins Elfenbein
Die Marter des Erlöſers ein:
„Nimm ihn zum ew'gen Pfande!“

Mild weht die Luft.

Mild weht die Luft, klar ſtrahlt des Himmels Licht,
Doch Licht und Luft, ihr heilet doch mich nicht!
Die Erde thut's — thut's nicht in ihrer Pracht, —
Nein, nur in ihres Schooßes ſtummer Nacht.
Was wird da ſein? ich hoff' und glaube Ruh',
Und ſchließ' getroſt die müden Augen zu.

Ein Spruch.

Weiß nicht, woher ich bin gekommen,
Weiß nicht, wohin ich werd' genommen,
Doch weiß ich feſt: daß ob mir iſt
Eine Liebe, die mich nicht vergißt.

Ludwig Uhland,[*]

geb. 26. April 1787 zu Tübingen, wurde 1812 Advokat in Stuttgart, 1819 Mitglied der Ständekammer, 1829 Profeſſor der deutſchen Sprache und Literatur zu Tübingen, 1848 Mitglied der Nationalverſammlung und ſtarb zu Tübingen am 13. Novbr. 1862.

— Gedichte. Stuttgart; Cotta. —

Die Kapelle.

Droben ſtehet die Kapelle,
Schauet ſtill in's Thal hinab,
Drunten ſingt bei Wieſ' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille ſind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauſcht empor.

Droben bringt man ſie zu Grabe,
Die ſich freuten in dem Thal;
Hirtenknabe, Hirtenknabe!
Dir auch ſingt man dort einmal.

---

[*] Der deutſche Mund in Schwabens Aue,
Deß' Lied wie Luft der Alp' ſo rein
Haucht in die deutſchen Land' hinein.
Immermanns „Triſtan und Iſolde."

Frühlingslieder.

Frühlingsahnung.

O ſanfter, ſüßer Hauch!
Schon weckeſt du wieder
Mir Frühlingslieder,
Bald blühen die Veilchen auch.

Frühlingsglaube.

Die linden Lüfte ſind erwacht,
Sie ſäuſeln und weben Tag und Nacht,
Sie ſchaffen an allen Enden.
O friſcher Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, ſei nicht bang!
Nun muß ſich Alles, Alles wenden.

Die Welt wird ſchöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernſte, tiefſte Thal:
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß ſich Alles, Alles wenden.

Frühlingsruhe.

O legt mich nicht in's dunkle Grab,
Nicht unter die grüne Erd' hinab!
Soll ich begraben ſein,
Lieg' ich in's tiefe Gras hinein.

In Gras und Blumen lieg' ich gern,
Wenn eine Flöte tönt von fern,
Und wenn hoch oben hin
Die hellen Frühlingswolken ziehn.

Frühlingsfeier.

Süßer gold'ner Frühlingstag!
Inniges Entzücken!
Wenn mir je ein Lied gelang,
Sollt' es heut nicht glücken?

Doch warum in dieſer Zeit
An die Arbeit treten?
Frühling iſt ein hohes Feſt:
Laßt mich ruhn und beten!

Lob des Frühlings.

Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amſelſchlag,
Sonnenregen, linde Luft!

Wenn ich ſolche Worte ſinge,
Braucht es dann noch großer Dinge,
Dich zu preiſen, Frühlingstag?

Wanderlieder.

Lebewohl.

Lebe wohl, lebe wohl, mein Lieb!
Muß noch heute ſcheiden.
Einen Kuß, einen Kuß mir gieb!
Muß dich ewig meiden.

Eine Blüth', eine Blüth' mir brich
Von dem Baum im Garten!
Keine Frucht, keine Frucht für mich,
Darf ſie nicht erwarten.

Scheiden und Meiden.

So ſoll ich nun dich meiden,
Du meines Lebens Luſt!
Du küſſeſt mich zum Scheiden,
Ich drücke dich an die Bruſt.

Ach Liebchen! heißt das meiden,
Wenn man ſich herzt und küßt!
Ach Liebchen, heißt das ſcheiden,
Wenn man ſich feſt umſchließt?

Morgenlied.

Noch ahnt man kaum der Sonne Licht,
Noch ſind die Morgenglocken nicht
Im finſtern Thal erklungen.

Wie ſtill des Waldes weiter Raum!
Die Vöglein zwitſchern nur im Traum,
Kein Sang hat ſich erſchwungen.

Ich hab' mich längſt ins Feld gemacht,
Und habe ſchon dieß Lied erdacht,
Und hab' es laut geſungen.

Abreiſe.

So hab' ich nun die Stadt verlaſſen,
Wo ich gelebet lange Zeit;
Ich ziehe rüſtig meiner Straßen,
Es giebt mir Niemand das Geleit.

Man hat mir nicht den Rock zerriſſen,
Es wär' auch Schade für das Kleid!
Noch in die Wange mich gebiſſen
Vor übergroßem Herzeleid.

Auch Keinem hat's den Schlaf vertrieben,
Daß ich am Morgen weiter geh';
Sie konnten's halten nach Belieben;
Von Einer aber thut mir's weh.

Einkehr.

Bei einem Wirthe, wundermild,
Da war ich jüngſt zu Gaſte;
Ein goldner Apfel war ſein Schild
An einem langen Aſte.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret,
Mit ſüßer Koſt und friſchem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in ſein grünes Haus
Viel leicht beſchwingte Gäſte;
Sie ſprangen frei und hielten Schmaus
Und ſangen auf das Beſte.

Ich fand ein Bett zu ſüßer Ruh
Auf weichen grünen Matten;
Der Wirth, er deckte ſelbſt mich zu
Mit ſeinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
Da ſchüttelt er den Wipfel.
Geſegnet ſei er allezeit,
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

Heimkehr.

O brich nicht, Steg, du zitterſt ſehr!
O ſtürz' nicht, Fels, du dräueſt ſchwer!
Welt, geh' nicht unter, Himmel, fall' nicht ein,
Eh' ich mag bei der Liebſten ſein!

Im Herbſte.

Seid gegrüßt mit Frühlingswonne,
Blauer Himmel, goldne Sonne!
Drüben auch aus Gartenhallen
Hör' ich frohe Saiten ſchallen.

Ahneſt du, o Seele, wieder
Sanfte, ſüße Frühlingslieder?
Sieh umher die falben Bäume!
Ach! es waren holde Träume.

Brautgeſang.

Das Haus benedei' ich und preiſ' es laut,
Das empfangen hat eine liebliche Braut;
Zum Garten muß es erblühen.

Aus dem Brautgemach tritt eine herrliche Sonn';
Wie Nachtigalln locket die Flöte,
Die Tiſche wuchern wie Beete,
Und es ſpringet des Weines goldener Bronn.

Die Frauen erglühen
Zu Lilien und Roſen;
Wie die Lüfte, die loſen,
Die durch Blumen ziehen,
Rauſchet das Küſſen und Koſen.

Der gute Kamerad.

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen beſſern findſt du nit.
Die Trommel ſchlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite,
In gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen,
Gilt's mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggeriſſen,
Er liegt mir vor den Füßen,
Als wär's ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad'.
Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib' du im ew'gen Leben,
Mein guter Kamerad.

Tells Tod.

Grün wird die Alpe werden,
Stürzt die Lawin' einmal;
Zu Berge ziehn die Heerden,
Fuhr erſt der Schnee zu Thal.
Euch ſtellt, ihr Alpenſöhne,
Mit jedem neuen Jahr
Des Eiſes Bruch vom Föhne
Den Kampf der Freiheit dar.

Da brauſt der wilde Schächen
Hervor aus ſeiner Schlucht,
Und Fels und Tanne brechen
Vor ſeiner jähen Flucht.
Er hat den Steg begraben,
Der ob der Stäube hing,
Hat weggeſpült den Knaben,
Der auf dem Stege ging.

Und eben ſchritt ein Andrer
Zur Brücke, da ſie brach;
Nicht ſtutzt der greiſe Wandrer,
Wirft ſich dem Knaben nach,
Faßt ihn mit Adlerſchnelle,
Trägt ihn zum ſichern Ort;
Das Kind entſpringt der Welle,
Den Alten reißt ſie fort.

Doch als nun ausgeſtoßen
Die Fluth den todten Leib,
Da ſtehn um ihn, ergoſſen
In Jammer, Mann und Weib;
Als kracht' in ſeinem Grunde
Des Rothſtocks Felsgeſtell,
Erſchallt's aus einem Munde:
Der Tell iſt todt, der Tell!

Wär' ich ein Sohn der Berge,
Ein Hirt am ew'gen Schnee,
Wär' ich ein kecker Ferge
Aus Uri's grünem See,
Und trät' in meinem Harme
Zum Tell, wo er verſchied,
Des Todten Haupt im Arme,
Spräch' ich mein Klagelied:

„Da liegſt du, eine Leiche,
Der Aller Leben war;
Dir trieſt noch um das bleiche
Geſicht dein greiſes Haar.
Hier ſteht, den du gerettet,
Ein Kind, wie Milch und Blut,
Das Land, das du entkettet,
Steht rings in Alpengluth.

Die Kraft derſelben Liebe,
Die du dem Knaben trugſt,
Ward einſt in dir zum Triebe,
Daß du den Zwingherrn ſchlugſt.
Nie ſchlummernd, nie erſchrocken,
War Retten ſtets dein Brauch,
Wie in den braunen Locken,
So in den grauen auch.

Wärſt du noch jung geweſen,
Als du den Knaben fingſt,
Und wärſt du dann geneſen,
Wie du nun untergingſt,
Wir hätten draus geſchloſſen
Auf künft'ger Thaten Ruhm:
Doch ſchön iſt nach dem großen
Das ſchlichte Heldenthum.

Dir hat dein Ohr geklungen
Vom Lob, das man dir bot,
Doch iſt zu ihm gedrungen
Ein ſchwacher Ruf der Noth.
Der iſt ein Held der Freien,
Der, wann der Sieg ihn kränzt,
Noch glüht, ſich dem zu weihen,
Was frommet und nicht glänzt.

Geſund biſt du gekommen
Vom Werk des Zorns zurück,
Im hülfreichen, frommen
Verließ dich erſt dein Glück.
Der Himmel hat dein Leben
Nicht für ein Volk begehrt;
Für dieſes Kind gegeben,
War ihm dein Opfer werth.

Wo du den Vogt getroffen
Mit deinem ſichern Strahl,
Dort ſteht ein Bethaus offen,
Dem Strafgericht ein Mal;
Doch hier, wo du geſtorben,
Dem Kind ein Heil zu ſein,
Haſt du dir nur erworben
Ein ſchmucklos Kreuz von Stein.

Weithin wird lobgeſungen,
Wie du dein Land befreit,
Von großer Dichter Zungen
Vernimmt's noch ſpäte Zeit;
Doch ſteigt am Schächen nieder
Ein Hirt im Abendroth,
Dann hallt im Felsthal wider
Das Lied von deinem Tod.“

Der Kaſtellan von Couci.

Wie der Kaſtellan von Couci
Schnell die Hand zum Herzen drückte,
Als die Dame von Fayel
Er zum erſtenmal erblickte!

Seit demſelben Augenblicke
Drang durch alle ſeine Lieder,
Unter allen Weiſen, ſtets
Jener erſte Herzſchlag wieder.
Aber wenig mocht ihm frommen
All die ſüße Liederklage,
Nimmer durf er dieſes hoffen,
Daß ſein Herz an ihrem ſchlage.
Wenn ſie auch mit zartem Sinn
Eines ſchönen Lieds ſich freute,
Streng und ſtille ging ſie immer
An des ſtolzen Gatten Seite.
Da beſchließt der Kaſtellan
Seine Bruſt in Stahl zu hüllen
Und mit drauf geheſt'tem Kreuz
Seines Herzens Schlag zu ſtillen.
Als er ſchon im heilgen Lande
Manchen heißen Tag geſtritten,
Fährt ein Pfeil durch Kreuz und Panzer,
Trifft ihm noch das Herze mitten.
„Hörſt du mich, getreuer Knappe?
Wann dies Herz nun ausgeſchlagen,
Zu der Dame von Fayel
Sollſt du es hinübertragen!“
In geweihter, kühler Erde
Wird der edle Leib begraben;
Nur das Herz, das müde Herz,
Soll noch keine Ruhe haben.
Schon in einer goldnen Urne
Liegt es, wohl einbalſamiret,
Und zu Schiffe ſteigt der Diener,
Der es ſorgſam mit ſich führet.
Stürme brauſen, Wogen ſchlagen,
Blitze zucken, Maſte ſplittern,
Aengſtlich klopfen alle Herzen,
Eines nur iſt ohne Zittern.

Golden ſtrahlt die Sonne wieder,
Frankreichs Küſte glänzet drüben,
Freudig ſchlagen alle Herzen,
Eines nur iſt ſtill geblieben.
Schon im Walde von Fayel
Schreitet raſch der Urne Träger,
Plötzlich ſchallt ein luſtig Horn
Sammt dem Rufe wilder Jäger.
Aus den Büſchen rauſcht ein Hirſch,
Dem ein Pfeil im Herzen ſtecket,
Bäumt ſich auf und ſtürzt und liegt
Vor dem Knappen hingeſtrecket.
Sieh, der Ritter von Fayel,
Der das Wild in's Herz geſchoſſen,
Sprengt heran mit Jagdgefolg',
Und der Knapp' iſt rings umſchloſſen.
Nach dem blanken Goldgefäß
Taſten gleich des Ritters Knechte,
Doch der Knappe tritt zurück,
Spricht mit vorgehaltner Rechte:
„Dies iſt eines Sängers Herz,
Herz von einem frommen Streiter,
Herz des Kaſtellans von Couci,
Laßt dies Herz in Frieden weiter!
Scheidend hat er mir geboten:
Wann dies Herz nun ausgeſchlagen,
Zu der Dame von Fayel
Soll ich es hinübertragen."
„Jene Dame kenn' ich wohl!"
Spricht der ritterliche Jäger,
Und entreißt die goldne Urne
Haſtig dem erſchrocknen Träger;
Nimmt ſie unter ſeinen Mantel,
Reitet fort in finſtrem Grolle.
Hält ſo eng das todte Herz
An das heiße, rachevolle.

Als er auf ſein Schloß gekommen,
Müſſen ſich die Köche ſchürzen,
Müſſen gleich den Hirſch bereiten
Und ein ſeltnes Herze würzen.
Dann mit Blumen reich beſtecket,
Bringt man es auf gold'ner Schaale,
Als der Ritter von Fayel
Mit der Dame ſitzt am Mahle.
Zierlich reicht er es der Schönen,
Sprechend mit verliebtem Scherze:
„Was ich immer mag erjagen,
Euch davon gehört das Herze.“
Wie die Dame kaum genoſſen,
Hat ſie alſo weinen müſſen,
Daß ſie zu vergehen ſchien
In den heißen Thränengüſſen.
Doch der Ritter von Fayel
Spricht zu ihr mit wildem Lachen:
„Sagt man doch von Taubenherzen,
Daß ſie melancholiſch machen:
Wie viel mehr, geliebte Dame,
Das, womit ich Euch bewirthe!
Herz des Kaſtellans von Couci,
Der ſo zärtlich Lieder girrte.“
Als der Ritter dies geſprochen,
Dieſes und noch andres Schlimme,
Da erhebt die Dame ſich
Spricht mit feierlicher Stimme:
„Großes Unrecht thatet Ihr,
Euer war ich ohne Wanken,
Aber ſolch' ein Herz genießen
Wendet leichtlich die Gedanken.
Manches tritt mir vor die Seele,
Was vorlängſt die Lieder ſangen,
Der mir lebend fremd geblieben,
Hält als Todter mich befangen.

Ja! ich bin dem Tod geweihet,
Jedes Mahl iſt mir verwehret,
Nicht geziemt mir andre Speiſe,
Seit mich dieſes Herz genähret.
Aber Euch wünſch' ich zum Letzten
Milden Spruch des ew'gen Richters." —
Dieſes alles iſt geſchehen
Mit dem Herzen eines Dichters.

Die verſunkene Krone.

Da droben auf dem Hügel
Da ſteht ein kleines Haus,
Man ſieht von ſeiner Schwelle
In's ſchöne Land hinaus;
Dort ſitzt ein freier Bauer
Am Abend auf der Bank,
Er dengelt ſeine Senſe
Und ſingt dem Himmel Dank.

Da drunten in dem Grunde,
Da dämmert längſt der Teich,
Es liegt in ihm verſunken
Eine Krone ſtolz und reich;
Sie läßt zu Nacht wohl ſpielen
Karfunkel und Saphir;
Sie liegt ſeit grauen Jahren,
Und Niemand ſucht nach ihr.

Joſeph Freiherr von Eichendorff,

geb. 10. März 1788 zu Lubowitz bei Ratibor, ſtudirte in Halle und Heidelberg die Rechte, 1813 Freiwilliger im Lützow'ſchen Jägercorps, ſeit 1821 Regierungsrath in Danzig, dann in Königsberg, ſeit 1830 Hülfsarbeiter für katholiſches Schulweſen beim Miniſterium für geiſtliche Angelegenheiten zu Berlin, 1844 in Ruheſtand: ſtarb 26. Novbr. 1857 zu Neiſſe.

— Werke. Berlin; Simion. — Gedichte. Leipzig; Voigt u. Günther. —

Wünſchelruthe.

Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu ſingen,
Triffſt du nur das Zauberwort.

Friſche Fahrt.

Laue Luft kommt blau gefloſſen;
Frühling, Frühling ſoll es ſein!
Waldwärts Hörnerklang geſchoſſen,
Muthger Augen lichter Schein;
Und das Wirren bunt und bunter
Wird ein magiſch wilder Fluß.
In die ſchöne Welt hinunter
Lockt dich dieſes Stromes Gruß.

Und ich mag mich nicht bewahren!
Weit von Euch treibt mich der Wind,
Auf dem Strome will ich fahren,
Von dem Glanze ſelig blind!
Tauſend Stimmen lockend ſchlagen,
Hoch Aurora flammend weht,
Fahre zu! ich mag nicht fragen,
Wo die Fahrt zu Ende geht!

Frühlingsnacht.

Ueber'n Garten durch die Lüfte
Hört' ich Wandervögel ziehn,
Das bedeutet Frühlingsdüfte,
Unten fängt's ſchon an zu blühn.

Jauchzen möcht' ich, möchte weinen,
Iſt mir's doch, als könnt's nicht ſein!
Alte Wunder wieder ſcheinen
Mit dem Mondesglanz herein.

Und der Mond, die Sterne ſagen's,
Und in Träumen rauſcht's der Hain,
Und die Nachtigallen ſchlagen's:
Sie iſt Deine, ſie iſt Dein.

Rückkehr.

Wer ſteht hier draußen! — Macht auf geſchwind!
Schon funkelt das Feld wie geſchliffen;
Es iſt der luſtige Morgenwind,
Der kommt durch den Wald gepfiffen.

Ein Wandervöglein, die Wolken und ich,
Wir reiſten um die Wette,
Und jedes dachte: nun ſpute dich,
Wir treffen ſie noch im Bette!

Da ſind wir nun; jetzt Alle heraus,
Die drin noch Küſſe tauſchen!
Wir brechen ſonſt mit der Thür in's Haus:
Klang, Duft und Waldesrauſchen.

Ich komme aus Italien fern
Und will Euch Alles berichten,
Vom Berg Veſuv und Roma's Stern
Die alten Wundergeſchichten.

Da ſingt eine Fey auf blauem Meer,
Die Myrthen trunken lauſchen —
Mir aber gefällt doch nichts ſo ſehr,
Als das deutſche Waldesrauſchen.

Die Nachtigallen.

Möcht' wiſſen, was ſie ſchlagen
So ſchön bei der Nacht,
'S iſt in der Welt ja doch Niemand,
Der mit ihnen wacht.

Und die Wolken, die reiſen,
Und das Land iſt ſo blaß,
Und die Nacht wandert leiſe
Durch den Wald über's Gras.

Nacht, Wolken, wohin ſie gehen,
Ich weiß es recht gut,
Liegt ein Grund hinter den Höhen,
Wo meine Liebſte jetzt ruht.

Zieht der Einſiedel ſein Glöcklein,
Sie höret es nicht,
Es fallen ihr die Löcklein
Ueber's ganze Geſicht.

Und daß ſie Niemand erſchrecket,
Der liebe Gott hat ſie hier
Ganz mit Mondſchein bedecket,
Da träumt ſie von mir.

Gute Nacht.

Die Höh'n und Wälder ſchon ſteigen
Immer tiefer in's Abendgold,
Ein Vöglein frägt in den Zweigen:
Ob es Liebchen grüßen ſollt'?

O Vöglein, du haſt dich betrogen,
Sie wohnet nicht mehr im Thal,
Schwing' auf dich zum Himmelsbogen,
Grüß' ſie droben zum letztenmal!

In der Fremde.

Aus der Heimath hinter den Blitzen roth
Da kommen die Wolken her,
Aber Vater und Mutter ſind lange todt,
Es kennt mich dort Keiner mehr.

Wie bald, wie bald kommt die ſtille Zeit,
Da ruhe ich auch, und über mir
Rauſchet die ſchöne Waldeinſamkeit,
Und Keiner mehr kennt mich auch hier.

Schöne Fremde.

Es rauſchen die Wipfel und ſchauern,
Als machten zu dieſer Stund'
Um die halbverſunkenen Mauern
Die alten Götter die Rund'.

Hier hinter den Myrthenbäumen
In heimlich dämmernder Pracht,
Was ſprichſt du wirr wie in Träumen
Zu mir, phantaſtiſche Nacht?

Es funkeln auf mich alle Sterne
Mit glühendem Liebesblick,
Es redet trunken die Ferne
Wie von künftigem, großem Glück! —

Das zerbrochene Ringlein.

In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad,
Mein' Liebſte iſt verſchwunden,
Die dort gewohnet hat.

Sie hat mir Treu' verſprochen,
Gab mir einen Ring dabei;
Sie hat die Treu' gebrochen,
Mein Ringlein ſprang entzwei.

Ich möcht' als Spielmann reiſen
Weit in die Welt hinaus,
Und ſingen meine Weiſen,
Und gehn von Haus zu Haus.

Ich möcht' als Reiter fliegen
Wohl in die blut'ge Schlacht,
Um ſtille Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht.

Hör' ich das Mühlrad gehen:
Ich weiß nicht, was ich will —
Ich möcht' am liebſten ſterben,
Da wär's auf einmal ſtill!

Morgengebet.

O wunderbares, tiefes Schweigen,
Wie einſam iſt's noch auf der Welt!
Die Wälder nur ſich leiſe neigen,
Als ging' der Herr durch's ſtille Feld.

Ich fühl' mich recht wie neu geſchaffen,
Wo iſt die Sorge nun und Noth?
Was mich noch geſtern wollt' erſchlaffen,
Ich ſchäm' mich deß im Morgenroth.

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger, froh bereit
Betreten nur wie eine Brücke
Zu dir, Herr, über'n Strom der Zeit.

Und buhlt mein Lied, auf Weltgunſt lauernd,
Um ſchnöden Sold der Eitelkeit:
Zerſchlag mein Saitenſpiel, und ſchauernd
Schweig' ich vor dir in Ewigkeit.

Nachtlied.

Vergangen iſt der lichte Tag,
Von ferne kommt der Glocken Schlag;
So reiſ't die Zeit die ganze Nacht,
Nimmt Manchen mit, der's nicht gedacht.

Wo iſt nun hin die bunte Luſt,
Des Freundes Troſt und treue Bruſt,
Des Weibes ſüßer Augenſchein?
Will Keiner mit mir munter ſein?

Da 's nun ſo ſtille auf der Welt,
Ziehn Wolken einſam über's Feld,
Und Feld und Baum beſprechen ſich, —
O Menſchenkind! was ſchauert dich?

Wie weit die falſche Welt auch ſei,
Bleibt mir doch Einer nur getreu,
Der mit mir weint, der mit mir wacht,
Wenn ich nur recht an ihn gedacht.

Friſch auf denn, liebe Nachtigall,
Du Waſſerfall mit hellem Schall!
Gott loben wollen wir vereint,
Bis daß der lichte Morgen ſcheint.

Friſch auf!

Ich ſaß am Schreibtiſch bleich und krumm,
Es war mir in meinem Kopfe ganz dumm,
Vor Dichten, wie ich all' die Sachen
Sollte auf's allerbeſte machen.
Da guckt am Fenſter im Morgenlicht
Durch's Weinlaub ein wunderſchönes Geſicht,
Guckt und lacht, kommt ganz herein
Und kramt mir unter den Blättern mein.
Ich, ganz verwundert: „Ich ſollt' dich kennen" —
Sie aber, ſtatt ihren Namen zu nennen:
„Pfui, in dem Schlafrock ſiehſt ja aus
Wie ein verfallenes Schilderhaus!
Willſt du denn hier in der Tinte ſitzen,
Schau, wie die Felder da draußen blitzen!"
So drängt ſie mich fort unter Lachen und Streit,
Mir that's um die ſchöne Zeit nur leid.
Drunten aber unter den Bäumen
Stand ein Roß mit funkelnden Zäumen.
Sie ſchwang ſich luſtig mit mir hinauf,
Die Sonne draußen ging eben auf,
Und ehe ich mich konnte bedenken und faſſen,
Ritten wir raſch durch die ſtillen Gaſſen;

Und als wir kamen vor die Stadt,
Das Roß auf einmal zwei Flügel hatt';
Mir ſchauerte es recht durch alle Glieder:
„Mein Gott, iſt's denn ſchon Frühling wieder?“ —
Sie aber wies mir, wie wir ſo zogen,
Die Länder, die unten vorüberflogen,
Und hoch über dem allerſchönſten Wald
Machte ſie lächelnd auf einmal Halt.
Da ſah ich erſchrocken zwiſchen den Bäumen
Meine Heimath unten, wie in Träumen.
Das Schloß, den Garten und die ſtille Luft,
Die blauen Berge dahinter im Duft,
Und alle die ſchöne alte Zeit
In der wunderſamen Einſamkeit.
Und als ich mich wandte, war ich allein,
Das Roß nur wiehert' in den Morgen hinein;
Mir aber war's, als wär' ich wieder jung,
Und wüßte der Lieder noch genung!

Wanderlied der Prager Studenten.

Nach Süden nun ſich lenken
Die Vöglein allzumal,
Viel Wandrer luſtig ſchwenken
Die Hüt' im Morgenſtrahl.
Das ſind die Herrn Studenten,
Zum Thor hinaus es geht,
Auf ihren Inſtrumenten
Sie blaſen zum Valet:
Ade in die Läng' und Breite,
O Prag, wir ziehn in die Weite:
Et habeat bonam pacem,
Qui sedet post fornacem!

Nachts wir durch's Städtlein ſchweifen,
Die Fenſter ſchimmern weit,
Am Fenſter drehn und ſchleifen
Viel ſchön geputzte Leut'.
Wir blaſen vor den Thüren
Und haben Durſt genung,
Das kommt vom Muſiciren,
Herr Wirth, einen friſchen Trunk!
Und ſiehe über ein Kleines
Mit einer Kanne Weines
Venit ex sua domo —
Beatus ille homo!

Nun weht ſchon durch die Wälder
Der kalte Boreas,
Wir ſtreichen durch die Felder,
Von Schnee und Regen naß,
Der Mantel fliegt im Winde,
Zerriſſen ſind die Schuh,
Da blaſen wir geſchwinde
Und ſingen noch dazu:
Beatus ille homo
Qui sedet in sua domo
Et sedet post fornacem
Et habet bonam pacem!

Die Spielleute.

Frühmorgens durch die Klüfte
Wir blaſen Victoria!
Eine Lerche fährt durch die Lüfte:
„Die Spielleut' ſind ſchon da!"
Da dehnt ein Thurm und reckt ſich
Verſchlafen im Morgengrau,

Wie aus dem Traume ſtreckt ſich
Der Strom durch die ſtille Au,
Und ihre Aeuglein balde
Thun auf die Bächlein all'
Im Wald, im grünen Walde,
Das iſt ein luſt'ger Schall!

Das iſt ein luſt'ges Reiſen,
Der Eichbaum kühl und friſch
Mit Schatten, wo wir ſpeiſen,
Deckt uns den grünen Tiſch.
Zum Frühſtück muſiciren
Die muntern Vögelein,
Der Wald, wenn ſie pauſiren,
Stimmt wunderbar mit ein.
Die Wipfel thut er neigen,
Als geſegnet' er uns das Mahl,
Und zeigt uns zwiſchen den Zweigen
Tief unten das weite Thal.

Tief unten da iſt ein Garten,
Da wohnt eine ſchöne Frau,
Wir können nicht lange warten,
Durch's Gitterthor wir ſchaun,
Wo die weißen Statuen ſtehen,
Da iſt's ſo ſtill und kühl,
Die Waſſerkünſte gehen,
Der Flieder duftet ſchwül.
Wir ziehn vorbei und ſingen
In der ſtillen Morgenzeit;
Sie hört's im Traum erklingen,
Wir aber ſind ſchon weit.

Luſtige Muſikanten.

Der Wald, der Wald! daß Gott ihn grün erhalt',
Giebt gut Quartier und nimmt doch Nichts dafür.

Zum grünen Wald wir Herberg halten,
Denn Hoffart iſt nicht unſer Ziel,
Im Wirthshaus, wo wir nicht bezahlten,
Es war der Ehre gar zu viel,
Der Wirth, er wollt' uns gar nicht laſſen,
Sie ließen Kann' und Kartenſpiel,
Die ganze Stadt war in den Gaſſen,
Und von den Bänken mit Gebraus
Stürzt' die Schule heraus,
Wuchs der Haufe von Haus zu Haus,
Schwenkt' die Mützen und jubelt' und wogt',
Der Hatſchier, die Stadtwacht, der Bettelvogt,
Wie wenn ein Prinz zieht auf die Freit',
Gab Alles, Alles uns fürſtlich' Geleit'.
Wir aber ſchlugen den Markt hinab
Uns durch die Leut' mit dem Wanderſtab,
Und hoch mit dem Tamburin, daß es ſchallt', —

Zum Wald, zum Wald, zum ſchönen, grünen Wald!

Und da nun Alle ſchlafen gingen,
Der Wald ſteckt ſeine Irrlicht' an,
Die Fröſche tapfer Ständchen bringen,
Die Fledermaus ſchwirrt leis voran,
Und in dem Fluß auf feuchtem Steine
Gähnt laut der alte Waſſermann,
Strählt ſich den Bart im Mondenſcheine,
Und fragt ein Irrlicht, wer wir ſind?
Das aber duckt ſich geſchwind;
Denn über ihn weg im Wind
Durch die Wipfel der wilde Jäger geht.
Und auf dem alten Thurm ſich dreht

Und kräht der Wetterhahn uns nach:
Ob wir nicht einkehr'n unter ſein Dach?
O Gockel, verfallen iſt ja dein Haus,
Es ſieht die Eule zum Fenſter heraus,
Und aus allen Thoren rauſchet der Wald.

Der Wald, der Wald, der ſchöne, grüne Wald.

Und wenn wir müd' einſt, ſehn wir blinken
Eine goldne Stadt ſtill über'm Land,
Am Thor Sankt Peter ſchon thut winken:
„Nur hier herein, Herr Muſikant!“
Die Engel von den Zinnen fragen,
Und wie ſie uns erſt recht erkannt,
Sie gleich die ſilbernen Pauken ſchlagen,
Sankt Peter ſelbſt die Becken ſchwenkt,
Und voll Geigen hängt
Der Himmel, Cäcilia an zu ſtreichen fängt,
Dazwiſchen Hoch vivat! daß es praſſelt und pufft,
Werfen die Andern vom Wall in die Luft
Sternſchnuppen, Kometen,
Gar prächt'ge Raketen;
Verſengen Sankt Peter den Bart, daß er lacht,
Und wir ziehen heim, ſchöner Wald, gute Nacht!

Die zwei Geſellen.

Es zogen zwei rüſt'ge Geſellen
Zum erſtenmal von Haus,
So jubelnd recht in die hellen,
Klingenden, ſingenden Wellen
Des vollen Frühlings hinaus.

Die ſtrebten nach hohen Dingen,
Die wollten, trotz Luſt und Schmerz,
Was Rechts in der Welt vollbringen,
Und wem ſie vorüber gingen,
Dem lachten Sinnen und Herz. —

Der Erſte, der fand ein Liebchen,
Die Schwieger kauft Hof und Haus;
Der wiegte gar bald ein Bübchen,
Und ſah aus heimlichem Stübchen
Behaglich in's Feld hinaus.

Dem Zweiten ſangen und logen
Die tauſend Stimmen im Grund,
Verlockend' Sirenen, und zogen
Ihn in der buhlenden Wogen
Farbig klingenden Schlund.

Und wie er auftaucht' vom Schlunde,
Da war er müde und alt,
Sein Schiff das lag im Grunde,
So ſtill war's rings in die Runde,
Und über die Waſſer weht's kalt.

Es ſingen und klingen die Wellen
Des Frühlings wohl über mir;
Und ſeh' ich ſo kecke Geſellen,
Die Thränen im Auge mir ſchwellen, —
Ach Gott, führ' uns liebreich zu dir!

Sonſt.

Es glänzt der Tulpenflor, durchſchnitten von Alleen,
Wo zwiſchen Taxus ſtill die weißen Statuen ſtehen,
Mit goldnen Kugeln ſpielt die Waſſerkunſt im Becken,
Im Laube lauert Sphynx, anmuthig zu erſchrecken.

Die ſchöne Chloe heut ſpazieret in dem Garten,
Zur Seit' ein Kavalier, ihr höflich aufzuwarten,
Und hinter ihnen leis Kupido kommt gezogen,
Bald duckend ſich im Grün, bald zielend mit dem Bogen.

Es neigt der Kavalier ſich in galanten Koſen,
Mit ihrem Fächer ſchlägt ſie manchmal nach dem Loſen,
Es rauſcht der taftne Rock, es blitzen ſeine Schnallen,
Dazwiſchen hört man oft ein art'ges Lachen ſchallen.

Jetzt aber hebt vom Schloß, da ſich's im Weſt will röthen,
Die Spieluhr ſchmachtend an, ein Menuett zu flöten,
Die Laube iſt ſo ſtill, er wirft ſein Tuch zur Erde
Und ſtürzet auf ein Knie mit zärtlicher Geberde.

„Wie wird mir, ach, ach, ach, es fängt ſchon an zu dunkeln" —
„So angenehmer nur ſeh' ich zwei Sterne funkeln." —
„Verwegner Kavalier!" — „Ha Chloe, darf ich hoffen?" —
Da ſchießt Cupido los und hat ſie gut getroffen.

Der Schreckenberger.

Auf's Wohlſein meiner Dame,
Eine Windfahn' iſt ihr Panier,
Fortuna iſt ihr Name,
Das Lager ihr Quartier!

Und wendet ſie ſich weiter,
Ich kümmre mich nicht drum,
Da draußen ohne Reiter,
Da geht die Welt ſo dumm.

Statt Pulverblitz und Knattern
Aus jedem wüſten Haus
Gevattern ſehn und ſchnattern
Alle Luſt zum Land hinaus.

Fortuna weint vor Aerger,
Es rinnet Perl' auf Perl'.
„Wo iſt der Schreckenberger?
Das war ein andrer Kerl."

Sie thut den Arm mir reichen,
Fama bläſt das Geleit;
So zu dem Tempel ſteigen
Wir der Unſterblichkeit.

Der Schatzgräber.

Wenn alle Wälder ſchliefen,
Er an zu graben hub,
Raſtlos in Berges Tiefen
Nach einem Schatz er grub.

Die Engel Gottes ſangen
Derweil' in ſtiller Nacht,
Wie rothe Augen drangen
Metalle aus dem Schacht.

„Und wirſt doch mein!“ und grimmer
Wühlt er und wühlt hinab;
Da ſtürzen Steine und Trümmer
Ueber dem Narren herab.

Hohnlachen wild erſchallte
Aus der verfall'nen Kluft,
Der Engelgeſang verhallte
Wehmüthig in der Luft.

Im Alter.

Wie wird nun Alles ſo ſtille wieder!
So war mir's oft in der Kinderzeit,
Die Bäche gehen rauſchend nieder
Durch die dämmernde Einſamkeit,
Kaum noch hört man einen Hirten ſingen,
Aus allen Dörfern, Schluchten, weit
Die Abendglocken herüberklingen,
Verſunken nun mit Luſt und Leid
Die Thäler, die noch einmal blitzen;
Nur hinter dem ſtillen Walde weit
Noch Abendröthe an den Bergesſpitzen,
Wie Morgenroth der Ewigkeit.

Die Zeit geht ſchnell.

Lieb Vöglein, vor Blüthen
Sieht man dich kaum
Im dämmernd beglühten
Flüſternden Baum;

Wann in Morgenfunken
Sprühn Thäler und Quell,
Singſt du freudetrunken —
Aber die Zeit geht ſchnell.

Wie balde muß laſſen
Seine Blätter der Wald,
Die Blumen erblaſſen,
Die Gegend wird alt,
Erſtarrt iſt im Eiſe
Der muntere Quell —
Rüſt' die Flügel zur Reiſe;
Denn die Zeit geht ſchnell!

Götterdämmerung.

1.

Was klingt mir ſo heiter
Durch Buſen und Sinn?
Zu Wolken und weiter,
Wo trägt es mich hin?

Wie auf Bergen hoch bin ich
So einſam geſtellt
Und grüße herzinnig,
Was ſchön auf der Welt.

Ja Bacchus, dich ſeh' ich,
Wie göttlich biſt du!
Dein Glühen verſteh' ich,
Die träumende Ruh!

O roſenbekränztes
Jünglingsbild,
Dein Auge, wie glänzt es,
Die Flammen ſo mild!

Iſt's Liebe, iſt's Andacht,
Was ſo dich beglückt?
Rings Frühling dich anlacht,
Du ſinneſt entzückt. —

Frau Venus, du frohe,
So klingend und weich,
In Morgenroths Lohe
Erblick' ich dein Reich.

Auf ſonnigen Hügeln
Wie ein Zauberring. —
Zart Bübchen mit Flügeln
Bedienen dich flink,

Durchſäuſeln die Räume
Und laden, was ſein,
Als goldene Träume
Zur Königin ein.

Und Ritter und Frauen
Im grünen Revier
Durchſchwärmen die Auen
Wie Blumen zur Zier.

Und Jeglicher hegt ſich
Sein Liebchen am Arm,
So wirrt und bewegt ſich
Der ſelige Schwarm. —

Die Klänge verrinnen,
Es bleichet das Grün,
Die Frauen ſtehn ſinnend,
Die Ritter ſchaun kühn.

Und himmliſches Sehnen
Geht ſingend durchs Blau,
Da ſchimmert von Thränen
Rings Garten und Au. —

Und mitten im Feſte
Erblick' ich, wie mild!
Den ſtillſten der Gäſte. —
Woher, einſam Bild?

Mit blühendem Mohne,
Der träumeriſch glänzt,
Und mit Lilienkrone
Erſcheint er bekränzt.

Sein Mund ſchwillt zum Küſſen
So lieblich und bleich,
Als brächt er ein Grüßen
Aus himmliſchem Reich.

Eine Fackel wohl trägt er,
Die wunderbar prangt,
„Wo iſt Einer", frägt er,
„Dem heimwärts verlangt?"

Und manchmal da drehet
Die Fackel er um —
Tiefſchauernd vergehet
Die Welt und wird ſtumm.

Und was hier verſunken
Als Blumen zum Spiel,
Siehſt oben du funkeln
Als Sterne nun kühl. —

O Jüngling vom Himmel,
Wie biſt du ſo ſchön!
Ich laß das Gewimmel,
Mit dir will ich gehn!

Was will ich noch hoffen?
Hinauf, ach hinauf!
Der Himmel iſt offen,
Nimm, Vater, mich auf!

2.

Von kühnen Wunderbildern
Ein großer Trümmerhauf,
In reizendem Verwildern
Ein blüh'nder Garten drauf;

Verſunk'nes Reich zu Füßen,
Vom Himmel fern und nah,
Aus anderm Reich ein Grüßen —
Das iſt Italia!

Wenn Frühlingslüfte wehen
Hold übern grünen Plan,
Ein leiſes Auferſtehen
Hebt in den Thälern an.

Da will ſich's unten rühren
Im ſtillen Göttergrab,
Der Menſch kann 's ſchauernd ſpüren
Tief in die Bruſt hinab.

Verwirrend in den Bäumen
Gehn Stimmen hin und her,
Ein ſehnſuchtsvolles Träumen
Weht über's blaue Meer.

Und unterm duft'gen Schleier,
So oft der Lenz erwacht,
Webt in geheimer Feier
Die alte Zaubermacht.

Frau Venus hört das Locken,
Der Vögel heitern Chor,
Und richtet froh erſchrocken
Aus Blumen ſich empor.

Sie ſucht die alten Stellen,
Das luſt'ge Säulenhaus,
Schaut lächelnd in die Wellen
Der Frühlingsluft hinaus.

Doch öd' ſind nun die Stellen,
Stumm liegt ihr Säulenhaus,
Gras wächſt da auf den Schwellen,
Der Wind zieht ein und aus.

Wo ſind nun die Geſpielen?
Diana ſchläft im Wald,
Neptunus ruht im kühlen
Meerſchloß, das einſam hallt.

Zuweilen nur Sirenen
Noch tauchen aus dem Grund,
Und thun in irren Tönen
Die tiefe Wehmuth kund. —

Sie ſelbſt muß ſinnend ſtehen
So bleich im Frühlingsſchein,
Die Augen untergehen,
Der ſchöne Leib wird Stein. —

Denn über Land und Wogen
Erſcheint, ſo ſtill und mild,
Hoch auf dem Regenbogen
Ein andres Frauenbild.

Ein Kindlein in den Armen
Die Wunderbare hält,
Und himmliſches Erbarmen
Durchdringt die ganze Welt.

Da in den lichten Räumen
Erwacht das Menſchenkind,
Und ſchüttelt böſes Träumen
Von ſeinem Haupt geſchwind.

Und wie die Lerche ſingend,
Aus ſchwülen Zaubers Kluft
Erhebt die Seele ringend
Sich in die Morgenluft.

Friedrich Rückert,

geb. 16. Mai 1788 zu Schweinfurt, ſtudirte und docirte in Jena bis 1814, in Rom 1817; dann meiſtens in Coburg und Nürnberg, bis er 1826 Profeſſor der orientaliſchen Sprachen in Erlangen wurde; 1840 nach Berlin berufen, lebte ſeit 1846 in Neuſeß bei Coburg, wo er 31. Jan. 1866 ſtarb.

— Geſammelte Gedichte. Erlangen; C. Heyder. — Gedichte. Frankfurt a. M.; J. D. Sauerländer. — Die Weisheit des Brahmanen. Leipzig; Weidmannſche Buchhandlung. —

Das verſunkene Dorf.

Es iſt eine Wüſtung gelegen,
Iſt Abermannsdorf genannt;
Es heißt noch ein Dorf bis heute,
Aber die älteſten Leute
Haben das Dorf nicht gekannt.

Es iſt verſchlungen worden,
In den Erdboden hinein
Iſt es worden verſchlungen
Mit Alten und Jungen,
Mit Mann, Maus und Stein.

Kein Maalzeichen iſt blieben,
Kein Trumm und keine Spur;
Von den Häuſern kein Gebälke,
Von den Mauern kein Gekälke;
'S iſt ebene Wieſenflur.

Als Knab' hab' ich noch geſehen
Von der Dorflind' einen Stumpf;
Jetzt iſt auch der verſunken,
Es hat wie mit Armen den Strunken
Gezogen hinab in den Sumpf.

Wenn man's Ohr legt auf den Boden,
Höret man's drunten wohl,
Wie die heimlichen Waſſer brauſen,
Wie ſie freſſen mit Grauſen
Den Boden unter uns hohl.

Wohl hat es auf der Erde
Das Böſe weit gebracht.
Wenn ſie wollt' alle Schande
Verſchlingen, wer im Lande
Wär' ſicher bis Mitternacht?

Der fehlende Schöppe.

Zu Ebern hält man Hochgericht
Ueber Leben und Blut;
Zwölf Stühle ſind zugericht'
Für die zwölf Schöppen gut.
Elfe ſind gekommen,
Ha'n ihre Stühl' eingenommen.

Der zwölfte Stuhl bleibt unberührt,
Niemand drauf ſitzen darf;
Denn der Schöppe, dem er gehört,
Iſt aus Abermannsdorf;
Aber Abermannsdorf iſt verſunken,
Sein Schöpp' hält Gericht bei den Unken.

Da reitet von den elfen
Ein Bot' hinaus zu Roß,
Der den fehlenden zwölften
Herein laden muß.
Der Bot b'hält's Roß am Zügel,
Den linken Fuß im Bügel.

Mit dem rechten Fuß drei Mal
Stampft er auf den Grund,
Und den Schöppen drei Mal
Ruft er mit lautem Mund:
„Zu Ebern iſt Schöppengericht,
Schöppe, ſäume dich nicht!“

Da wird es unter der Erde laut
Von furchtbarem Getos.
Der Bot' nicht vor- noch rückwärts ſchaut,
Sondern ſpringt auf ſein Roß;
Und muß ſchnell fort ſich machen,
Sonſt verſchlingt ihn der Erde Rachen.

Das eine Lied.

Ich weiß der Lieder viele,
Und ſinge, was ihr liebt.
Das iſt wohl gut zum Spiele,
Weil Wechſel Freude giebt;
Doch hätte Lieb' und Friede
Genug an einem Liede,
Und fragte nicht, wo's hundert giebt.

Jüngſt ſah ich einen Hirten
Im ſtillen Wieſenthal,
Wo klare Bächlein irrten
Am hellen Sonnenſtrahl.
Er lag am ſchatt'gen Baume,
Und blies als wie im Traume
Ein Lied auf einem Blättlein ſchmal.

Das Lied, es mochte ſteigen
Nur wenig' Tön' hinauf,
Dann mußt' es hin ſich neigen
Und nahm denſelben Lauf.
Es freut' ihn immer wieder;
Gern hätt' ich meine Lieder
Geboten all' dafür zum Kauf.

Er blies ſein Lied, und ließ es,
Und ſah ſich um im Hag,
Hub wieder an und blies es,
Ich ſchaute, wie er lag:
Er ſah bei ſeinem Blaſen
Die ſtillen Lämmlein graſen,
Und langſam fliehn den Sommertag.

Aus der Jugendzeit.

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit,
Klingt ein Lied mir immerdar;
O wie liegt ſo weit, o wie liegt ſo weit,
Was mein einſt war!

Was die Schwalbe ſang, was die Schwalbe ſang,
Die den Herbſt und Frühling bringt;
Ob das Dorf entlang, ob das Dorf entlang,
Das jetzt noch klingt?

„Als ich Abſchied nahm, als ich Abſchied nahm,
Waren Kiſten und Kaſten ſchwer:
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War Alles leer.“

O du Kindermund, o du Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh,
Vogelſprachekund, vogelſprachekund
Wie Salomo!

O du Heimathflur, o du Heimathflur,
Laß zu deinem heil'gen Raum
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur
Entfliehn im Traum!

Als ich Abſchied nahm, als ich Abſchied nahm,
War die Welt mir voll ſo ſehr;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War Alles leer.

Wohl die Schwalbe kehrt, wohl die Schwalbe kehrt,
Und der leere Kaſten ſchwoll,
Iſt das Herz geleert, iſt das Herz geleert,
Wird's nicht mehr voll.

Keine Schwalbe bringt, keine Schwalbe bringt
Dir zurück, wonach du weinſt;
Doch die Schwalbe ſingt, doch die Schwalbe ſingt
Im Dorf wie einſt:

„Als ich Abſchied nahm, als ich Abſchied nahm,
Waren Kiſten und Kaſten ſchwer;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War Alles leer.“

Der verſpätete Schmetterling.

Ein Schmetterling, vom Froſt betäubt,
Hängt an dem welken Blatt,
Hebt ſeine Flügel halb entſtäubt,
Sie ſind zum Flug zu matt.

Er flattert nur, er flieget nicht,
Von Stern zu Sternchen fort,
Und ahnet ſelbſt nicht, daß er ſpricht,
Doch hör' ich dieſes Wort:

O weh, ich kam zur ſpäten Braut,
Ein ſpäter Bräutigam.
Von Himmel reift, was einſt gethaut,
Und alle Luſt ward Gram.

Die Sonne ſcheint, doch ohne Kraft,
Und leblos haucht die Luft.
Der Blume Kelch iſt ohne Saft,
Ihr Stengel ohne Duft.

Die Schwalb' iſt weggezogen, die
An unſern Schwingen naſcht;
Und ſelbſt der Knab' iſt nicht mehr hie,
Der meine Brüder haſcht.

Der Spinne Fäden ſchweben noch,
Allein das Netz iſt leer;
Gefahrlos iſt das Leben, doch
Es iſt kein Leben mehr.

Aus:
Fünf Märlein zum Einſchläfern für mein Schweſterlein, zum Chriſttag 1813.

Johannis 1835.

Einſt hab ich Märchen zum Einſchläfern dir geſungen,
Nun haben dich in Schlaf geſungen Engelzungen.

Um zu erwachen dort, biſt du hier eingeſchlafen;
Fahr wohl! Im Sturme ſind wir noch, du biſt im Hafen.

Vom Bäumlein, das andre Blätter hat gewollt.

Es iſt ein Bäumlein geſtanden im Wald,
In gutem und ſchlechtem Wetter;
Das hat von unten bis oben
Nur Nadeln gehabt ſtatt Blätter;
Die Nadeln, die haben geſtochen,
Das Bäumlein, das hat geſprochen:

Alle meine Kameraden
Haben ſchöne Blätter an,
Und ich habe nur Nadeln,
Niemand rührt mich an;
Dürft' ich wünſchen, wie ich wollt',
Wünſcht' ich mir Blätter von lauter Gold.

Wie's Nacht iſt, ſchläft das Bäumlein ein,
Und früh iſt's aufgewacht;
Da hatt' es goldne Blätter fein,
Das war eine Pracht!
Das Bäumlein ſpricht: Nun bin ich ſtolz;
Goldne Blätter hat kein Baum im Holz.

Aber wie es Abend ward,
Ging der Jude durch den Wald,
Mit großem Sack und großem Bart,
Der ſieht die goldnen Blätter bald;
Er ſteckt ſie ein, geht eilends fort,
Und läßt das leere Bäumlein dort.

Das Bäumlein ſpricht mit Grämen:
Die goldnen Blättlein dauern mich;
Ich muß vor den andern mich ſchämen,
Sie tragen ſo ſchönes Laub an ſich;
Dürft' ich mir wünſchen noch etwas,
So wünſcht' ich mir Blätter von hellem Glas.

Da ſchlief das Bäumlein wieder ein,
Und früh iſt's wieder aufgewacht;
Da hatt' es glaſene Blätter fein,
Das war eine Pracht!
Das Bäumlein ſpricht: Nun bin ich froh;
Kein Baum im Walde glitzert ſo.

Da kam ein großer Wirbelwind
Mit einem argen Wetter,
Der fährt durch alle Bäume geſchwind,
Und kommt an die glaſenen Blätter;
Da lagen die Blätter von Glaſe
Zerbrochen in dem Graſe.

Das Bäumlein ſpricht mit Trauern:
Mein Glas liegt in dem Staub,
Die andern Bäume dauern
Mit ihrem grünen Laub;
Wenn ich mir noch was wünſchen ſoll,
Wünſch' ich mir grüne Blätter wol.

Da ſchlief das Bäumlein wieder ein,
Und wieder früh iſt's aufgewacht;
Da hatt' es grüne Blätter fein,
Das Bäumlein lacht,
Und ſpricht: Nun hab' ich doch Blätter auch,
Daß ich mich nicht zu ſchämen brauch'.

Da kommt mit vollem Euter
Die alte Geiß geſprungen;
Sie ſucht ſich Gras und Kräuter
Für ihre Jungen;
Sie ſieht das Laub, und fragt nicht viel,
Sie frißt es ab mit Stumpf und Stiel.

Da war das Bäumlein wieder leer,
Es ſprach nun zu ſich ſelber:
Ich begehre nun keine Blätter mehr,
Weder grüner, noch rother, noch gelber!
Hätt' ich nur meine Nadeln,
Ich wollte ſie nicht tadeln.

Und traurig ſchlief das Bäumlein ein,
Und traurig iſt es aufgewacht;
Da beſieht es ſich im Sonnenſchein,
Und lacht, und lacht!
Alle Bäume lachen's aus;
Das Bäumlein macht ſich aber nichts draus.

Warum hat's Bäumlein denn gelacht,
Und warum denn ſeine Kameraden?
Es hat bekommen in einer Nacht
Wieder alle ſeine Nadeln,
Daß jedermann es ſehen kann;
Geh 'naus, ſieh's ſelbſt, doch rührs' nicht an.
Warum denn nicht?
Weil's ſticht.

Böſer Wunſch aus Liebe.

Ich wollte, daß du ſo häßlich würd'ſt,
Daß ich käme zu Sinnen,
Könnte dem Knoten, den du geſchürzt,
Entrinnen,
Und könnte ohne Neid es ſehen,
Wenn die Anderen zu dir gehen.

Ich wollte, daß du ſo häßlich würd'ſt,
Daß Alle es würden innen,
Daß alle ſtutzten, und wichen beſtürzt
Von hinnen;
Und ich könnte mit Luſt es ſehn,
Wie du müßteſt verlaſſen ſtehn.

Ich wollte, daß du ſo häßlich würd'ſt,
Daß du kämeſt von Sinnen,
Und kämeſt auf mich zugeſtürzt
Mit Minnen,
Und würdeſt, wenn ich erhörte dein Flehen,
So ſchön dann wieder, als wär' nichts geſchehen.

Aus: Liebesfrühling.

1821.

Er iſt gekommen
In Sturm und Regen,
Ihm ſchlug beklommen
Mein Herz entgegen.
Wie konnt' ich ahnen,
Daß ſeine Bahnen,
Sich einen ſollten meinen Wegen?

Er iſt gekommen
In Sturm und Regen,
Er hat genommen
Mein Herz verwegen.
Nahm er das meine?
Nahm ich das ſeine?
Die beiden kamen ſich entgegen

Er iſt gekommen
In Sturm und Regen.
Nun iſt entglommen
Des Frühlings Segen.
Der Freund zieht weiter,
Ich ſeh' es heiter,
Denn er bleibt mein auf allen Wegen.

O ihr Herren, o ihr werthen
Großen reichen Herren all!
Braucht in euren ſchönen Gärten
Ihr denn keine Nachtigall?

Hier iſt eine, die ein ſtilles
Plätzchen ſucht die Welt entlang.
Räumt mir eines ein, ich will es
Euch bezahlen mit Geſang.

Sie ſah den Liebſten ſchweigend an,
Sie ſucht ein Wort, auf das ſie ſann.
Sie dachte, und in Duft zerfloß
Des Denkens Faden, den ſie ſpann.
Empfindung tauchte auf als wie
Die Nymph' aus Fluthen dann und wann.

Und tauchte wieder in die Fluth,
Als ob es ſie zu reu'n begann.
Die Seele war der Knoſpe gleich,
Die will und ſich nicht aufthun kann.
Sie lächelte, als ſtaunte ſie
In ſich ein holdes Räthſel an.
Sie athmete, als ob auf's Herz
Ihr drück' ein ſüßer Zauberbann.
Sie blickte wie nach einem Traum,
Der ſchwimmend nicht Geſtalt gewann.
Sie flüſterte, es war kein Wort,
Ein Hauch nur, der in Duft zerrann.
Sie flüſtert' ihm das Wort ins Herz:
Du biſt ein ſehr geliebter Mann.
Du biſt ein ſehr geliebtes Weib.
So ſprachen ſie und ſchwiegen dann.

Aus: Oeſtliche Roſen.

Tritt herein.

Tritt herein zu der Thüre
Und erleuchte das Zimmer ganz!
Grüße rings und entführe
Alle Herzen in Himmelsglanz!

Vor dir gehet ein Schweigen,
Um dich anzumelden im Saal,
Und das Feld iſt dein eigen,
Eh' du noch aufgetreten einmal.

Sehet, o Schönheitskenner,
Ob ihr Schönheit ſchon habt gekannt.
Seht, o geiſtige Männer,
Was die Geiſter wohl übermannt.

Löſche du des Verſtandes
Flackernde Lampe mit deinem Schein,
Und belebenden Brandes
Laß hier Schönheit die Sonne ſein.

Sieh, es drehen planetiſch
Alle Strahlen ſich um dein Licht,
Und du zieheſt magnetiſch
Alle Blick' an dein Angeſicht.

Wo die Roſ' iſt erſchienen,
Neigt ſich ein ganzes Blumengefild.
Blick' mit Huld auf Jasminen,
Sprich mit ſchüchternen Veilchen mild.

Oeffne Lippen zum Reden
Und verſtröme des Geiſtes Duft.
Kommet Lüfte von Eden
Und durchwürzt euch in dieſer Luft.

Deine lächelnden Mienen
Sind ein würziger Blumenflor;
Honigſaugende Bienen
Deiner Lippen ſind Aug' und Ohr.

Sieh, du biſt nun die Kerze
Dieſer Geſellſchaft, hebe das Haupt,
Und dem Schmetterling Scherze
Sei um das Licht ſein Kreiſen erlaubt.

Wie du ſicher und leiſe
Blickeſt, zügelt Ordnung den Tanz,
Und ſich halten im Gleiſe
Herzen, welche verwirrt dein Glanz.

Die Ungnädige.

Ich bin auf ihrem Wege der Staub,
Sie hütet den Saum des Kleides vor mir,
Sie giebt ihr Gewand dem Winde zum Raub,
Nur daß ich nicht mög' haften an ihr.

Und wär' ich über den Fluß der Steg,
So bliebe ſie lieber am Ufer ſtehn,
Und wär' ich der Paradieſesweg,
So würde ſie lieber zur Hölle gehn.

Sie zeigt ihr lächelndes Angeſicht,
Wie eine Roſe, dem ganzen Reich;
Und ſag' ich: „Warum verhüllſt du dich nicht?"
So verhüllt ſie vor mir ſich gleich.

Was ich ihr thu' iſt ihr nicht recht,
Und was ſie mir thut, das iſt nicht fein.
Ich bin der unterthänige Knecht,
Sie will nicht gnädige Herrin ſein.

Was ich ihr auch zu gefallen thu',
Nichts zu gefallen thut ſie mir,
Und wäre ſie nicht ſo ſchön dazu,
So wär' es nicht auszuhalten bei ihr.

Kehr' ein bei mir.

Du biſt die Ruh,
Der Friede mild,
Die Sehnſucht du,
Und was ſie ſtillt.

Ich weihe dir
Voll Luſt und Schmerz
Zur Wohnung hier
Mein Aug' und Herz.

Kehr' ein bei mir,
Und ſchließe du
Still hinter dir
Die Pforten zu.

Treib andern Schmerz
Aus dieſer Bruſt!
Voll ſei dies Herz
Von deiner Luſt.

Dies Augenzelt
Von deinem Glanz
Allein erhellt,
O füll' es ganz.

Lachens und Weinens Grund.

Lachen und Weinen zu jeglicher Stunde
Ruht bei der Lieb' auf ſo mancherlei Grunde.
Morgens lacht' ich vor Luſt;
Und warum ich nun weine
Bei des Abendes Scheine
Iſt mir ſelbſt nicht bewußt.

Weinen und Lachen zu jeglicher Stunde
Ruht bei der Lieb' auf ſo mancherlei Grunde.
Abends weint' ich vor Schmerz;
Und warum du erwachen
Kannſt am Morgen mit Lachen,
Muß ich dich fragen, o Herz.

Aus: erotiſche Blumenleſe aus Dichtern verſchiedener Völker und Zeiten.

Eine Neige Wein,
Eine Neige Liebe;
Daß vom Abendſchein
Nun ſo viel mir bliebe,
Meinen Doppelreſt
Langſam auszutrinken,
Und zum Schlafe feſt
In die Nacht zu ſinken.

Auf der Stelle,
Wo ſie ſaß,
O wie ſchnelle
Wuchs das Gras!
Leiſe ſaß ſie auf ihm nieder,
Darum wuchs ſo ſchnell es wieder.

O darüber
Wuchs das Gras,
Und vorüber
Iſt nun das,
Und du haſt es längſt vergeſſen,
Daß du dort bei mir geſeſſen.

Aber eine
Blume dringt,
Schön wie keine
Rings entſpringt,
Aus dem Gras wo du geſeſſen,
Daß ich dich nicht kann vergeſſen.

Wo die feine
Blum' entſpringt,
Die mir deine
Grüße bringt,
Sitz' ich oft und denk' indeſſen,
Daß ich hier mein Glück beſeſſen.

Abendlied des Wanderers.

Wie ſich Schatten dehnen
Vom Gebirg zum See,
Fühlt das Herz ein Sehnen
Und ein ſüßes Weh.

Wie die Möven fliegen
Fluthher uferwärts,
Möcht' ich nun mich ſchmiegen
An ein treues Herz.

Froh im Morgenſchimmer
Zieht ein Wandrer aus;
Aber Abends immer
Möcht' er ſein zu Haus.

Herbſthauch.

Herz, nun ſo alt und noch immer nicht klug,
Hoffſt du von Tagen zu Tagen,
Was dir der blühende Frühling nicht trug,
Werde der Herbſt dir noch tragen!

Läßt doch der ſpielende Wind nicht vom Strauch,
Immer zu ſchmeicheln, zu koſen.
Roſen entfaltet am Morgen ſein Hauch,
Abends verſtreut er die Roſen.

Läßt doch der ſpielende Wind nicht vom Strauch,
Bis er ihn völlig gelichtet.
Alles, o Herz, iſt ein Wind und ein Hauch,
Was wir geliebt und gedichtet.

Wiegenlied.

In der Wiege lag der Knabe,
Von des Schlummers Duft umkreiſt,
Und mit ausgeſtrecktem Stabe
Bog ſich drüber hin ein Geiſt.
Wie des Unbewußtſeins Friede
Auf dem Augenlied ihm liegt,
Grüßt mit ernſtem Wiegenliede
Ihn der ſtrenge Geiſt, und wiegt:
Schlafe du! nicht deine Wahlen
Haben, ſondern dein Geſchick,
Zu des Lebens Luſt und Qualen
Aufgeſchloſſen deinen Blick.
Schlafe du! nicht deine Wahlen,
Sondern dein Geſchicke hat
Durch des Lebens Luſt und Qualen
Dir bezeichnet deinen Pfad.
Wie hier meinen Stab ich ſtrecke,
Zeich'n ich dir die Bahnen vor,
Die du von der Wiegendecke
Geheſt zu des Grabes Thor.
Hier mit andern, hier alleine,
Hier verirrt, hier grad, hier ſchief,

Hier auf Höhn im Sonnenſcheine,
Hier durch Nacht in Klüften tief.
Hier ein Stein, um dran zu ſtoßen;
Dich zu kühlen, hier ein Born;
Hier für deine Stirne Roſen,
Hier für deinen Fuß ein Dorn.
Hier an deinem Wege ſtehend,
Zielend mit dem Pfeil, ein Schmerz;
Hier ein Glück vorübergehend,
Das mit Sehnſucht greift ans Herz.
Hier am Abgrund, überm Stege,
Der nicht bricht, weil er nicht ſoll,
Schwankſt du; hier am Scheidewege
Stehſt du ſtill entſcheidungsvoll.
Aber ob du lange wähleſt,
Schon beſtimmt iſt deine Wahl;
Und ob du die Gründe zähleſt,
Auch bedingt iſt ihre Zahl.
Tauſend ſtrenge Hände greifen
Nach der deinen, daß ſie muß.
Tauſend unſichtbare Schleifen
Ziehen deinen freien Fuß.
Angewieſen ſind die Ziele,
Zugemeſſen jede Raſt,
Und gemeſſen auch, wie viele
Schritte du zur letzten haſt.
So gekreuzt ſind deine Bahnen,
So umſchnürt dein Lebenslauf;
So in deiner Zukunft Ahnen
Wache du mit Weinen auf.

Die ſterbende Blume.

Hoffe! du erlebſt es noch,
Daß der Frühling wiederkehrt
Hoffen alle Bäume doch,
Die des Herbſtes Wind verheert,
Hoffen mit der ſtillen Kraft
Ihrer Knospen winterlang,
Bis ſich wieder regt der Saft,
Und ein neues Grün entſprang.

„Ach, ich bin kein ſtarker Baum,
Der ein Sommertauſend lebt,
Nach verträumtem Wintertraum
Neue Lenzgedichte webt.
Ach, ich bin die Blume nur,
Die des Maien Kuß geweckt,
Und von der nicht bleibt die Spur,
Wie das weiße Grab ſie deckt.“

Wenn du denn die Blume biſt,
O beſcheidenes Gemüth,
Tröſte dich, beſchieden iſt
Samen allem, was da blüht.
Laß den Sturm des Todes doch
Deinen Lebensſtaub verſtreu'n,
Aus dem Staube wirſt du noch
Hundertmal dich ſelbſt erneu'n —

„Ja, es werden nach mir blühn
Andre, die mir ähnlich ſind,
Ewig iſt das ganze Grün,
Nur das Einzle welkt geſchwind.
Aber, ſind ſie, was ich war,
Bin ich ſelber es nicht mehr;
Jetzt nur bin ich ganz und gar,
Nicht zuvor und nicht nachher

Wenn einſt ſie der Sonne Blick
Wärmt, der jetzt noch mich durchflammt,
Lindert das nicht mein Geſchick,
Das mich nun zur Nacht verdammt.
Sonne, ja du äugelſt ſchon
Ihnen in die Fernen zu!
Warum noch mit froſt'gem Hohn
Mir aus Wolken lächelſt du?

Weh mir, daß ich dir vertraut,
Als mich wach geküßt dein Strahl,
Daß in's Aug' ich dir geſchaut,
Bis es mir das Leben ſtahl!
Dieſes Lebens armen Reſt
Deinem Mitleid zu entziehn,
Schließen will ich krankhaft feſt
Mich in mich, und dir entfliehn.

Doch du ſchmelzeſt meines Grimms
Starres Eis in Thränen auf;
Nimm mein fliehend' Leben, nimms,
Ewige, zu dir hinauf!
Ja, du ſonneſt noch den Gram
Aus der Seele mir zuletzt;
Alles, was von dir mir kam,
Sterbend dank' ich dir es jetzt:

Aller Lüfte Morgenzug,
Dem ich ſommerlang gebebt,
Aller Schmetterlinge Flug,
Die um mich im Tanz geſchwebt;
Augen, die mein Glanz erfriſcht,
Herzen, die mein Duft erfreut:
Wie aus Duft und Glanz gemiſcht
Du mich ſchufſt, dir dank' ich's heut.

Eine Zierde deiner Welt,
Wenn auch eine kleine nur,
Ließeſt du mich blühn im Feld,
Wie die Stern auf höh'rer Flur.
Einen Odem hauch' ich noch,
Und er ſoll kein Seufzer ſein,
Einen Blick zum Himmel hoch,
Und zur ſchönen Welt hinein.

Ew'ges Flammenherz der Welt,
Laß verglimmen mich an dir!
Himmel, ſpann' dein blaues Zelt,
Mein vergrüntes ſinket hier.
Heil, o Frühling, deinem Schein!
Morgenluft, Heil deinem Wehn!
Ohne Kummer ſchlaf' ich ein,
Ohne Hoffnung, aufzuſtehn!"

Parabel.

Es ging ein Mann im Syrerland,
Führt' ein Kamel am Halfterband.
Das Thier mit grimmigen Geberden
Urplötzlich anfing ſcheu zu werden,
Und that ſo ganz entſetzlich ſchnaufen,
Der Führer vor ihm mußt' entlaufen.
Er lief und einen Brunnen ſah
Von ungefähr am Wege da.
Das Thier hört er im Rücken ſchnauben,
Das mußt' ihm die Beſinnung rauben.
Er in den Schacht des Brunnens kroch,
Er ſtürzte nicht, er ſchwebte noch.
Gewachſen war ein Brombeerſtrauch
Aus des geborſtnen Brunnens Bauch;

Daran der Mann ſich feſt that klammern,
Und ſeinen Zuſtand drauf bejammern.
Er blickte in die Höh', und ſah
Dort das Kamelhaupt furchtbar nah,
Das ihn wollt oben faſſen wieder.
Dann blickt er in den Brunnen nieder;
Da ſah am Grund er einen Drachen
Aufgähnen mit entſperrtem Rachen,
Der drunten ihn verſchlingen wollte,
Wenn er hinunter fallen ſollte.
So ſchwebend in der beiden Mitte
Da ſah der Arme noch das Dritte.
Wo in die Mauerſpalte ging
Des Sträuchleins Wurzel, dran er hing,
Da ſah er ſtill ein Mäuſepaar,
Schwarz eine, weiß die andre war.
Er ſah die ſchwarze mit der weißen
Abwechſelnd an der Wurzel beißen.
Sie nagten, zauſten, gruben, wühlten,
Die Erd' ab von der Wurzel ſpülten;
Und wie ſie rieſelnd niederrann,
Der Drach' im Grund aufblickte dann,
Zu ſehn, wie bald mit ſeiner Bürde
Der Strauch entwurzelt fallen würde.
Der Mann in Angſt und Furcht und Noth,
Umſtellt, umlagert und umdroht,
Im Stand des jammerhaften Schwebens,
Sah ſich nach Rettung um vergebens.
Und da er alſo um ſich blickte,
Sah er ein Zweiglein, welches nickte
Vom Brombeerſtrauch mit reifen Beeren;
Da konnt er doch der Luſt nicht wehren.
Er ſah nicht des Kameles Wuth,
Und nicht den Drachen in der Fluth,
Und nicht der Mäuſe Tückeſpiel,
Als ihm die Beer' ins Auge fiel;

Er ließ das Thier von oben rauſchen,
Und unter ſich den Drachen lauſchen,
Und neben ſich die Mäuſe nagen,
Griff nach den Beerlein mit Behagen,
Sie däuchten ihm zu eſſen gut,
Aß Beer' auf Beerlein wohlgemuth,
Und durch die Süßigkeit im Eſſen
War alle ſeine Furcht vergeſſen.
Du fragſt: Wer iſt der thöricht Mann,
Der ſo die Furcht vergeſſen kann?
So wiß, o Freund, der Mann biſt du;
Vernimm die Deutung auch dazu.
Es iſt der Drach' im Brunnengrund
Des Todes aufgeſperrter Schlund;
Und das Kamel, das oben droht,
Es iſt des Lebens Angſt und Noth.
Du biſts, der zwiſchen Tod und Leben
Am grünen Strauch der Welt mußt ſchweben
Die beiden, ſo die Wurzel nagen,
Dich ſammt den Zweigen, die dich tragen,
Zu liefern in des Todes Macht,
Die Mäuſe heißen Tag und Nacht.
Es nagt die ſchwarze wohl verborgen
Vom Abend heimlich bis zum Morgen,
Es nagt vom Morgen bis zum Abend
Die weiße, wurzeluntergrabend,
Und zwiſchen dieſem Graus und Wuſt
Lockt dich die Beere Sinnenluſt,
Daß du Kamel die Lebensnoth,
Daß du im Grund den Drachen Tod,
Daß du die Mäuſe Tag und Nacht
Vergiſſeſt, und auf Nichts haſt Acht,
Als daß du recht viel Beerlein haſcheſt,
Aus Grabes Brunnenritzen naſcheſt.

Chidher.

Chidher, der ewig junge, ſprach:
Ich fuhr an einer Stadt vorbei,
Ein Mann im Garten Früchte brach;
Ich fragte, ſeit wann die Stadt hier ſei?
Er ſprach und pflückte die Früchte fort:
Die Stadt ſteht ewig an dieſem Ort,
Und wird ſo ſtehen ewig fort.
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich deſſelbigen Wegs gefahren.
Da fand ich keine Spur der Stadt;
Ein einſamer Schäfer blies die Schalmei,
Die Heerde weidete Laub und Blatt;
Ich fragte: Wie lang' iſt die Stadt vorbei?
Er ſprach, und blies auf dem Rohre fort:
Das eine wächſt, wenn das andre dorrt;
Das iſt mein ewiger Weideort.
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich deſſelbigen Wegs gefahren.
Da fand ich ein Meer, das Wellen ſchlug,
Ein Schiffer warf die Netze frei,
Und als er ruhte vom ſchweren Zug,
Fragt' ich, ſeit wann das Meer hier ſei?
Er ſprach, und lachte meinem Wort:
So lang' als ſchäumen die Wellen dort,
Fiſcht man und fiſcht man in dieſem Port.
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich deſſelbigen Wegs gefahren.
Da fand ich einen waldigen Raum,
Und einen Mann in der Siedelei,
Er fällte mit der Axt den Baum;
Ich fragte, wie alt der Wald hier ſei?
Er ſprach: Der Wald iſt ein ewiger Hort;
Schon ewig wohn' ich an dieſem Ort,
Und ewig wachſen die Bäum' hier fort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich deſſelbigen Wegs gefahren.
Da fand ich eine Stadt, und laut
Erſchallte der Markt vom Volksgeſchrei.
Ich fragte: Seit wann iſt die Stadt erbaut?
Wohin iſt Wald und Meer und Schalmei?
Sie ſchrien, und hörten nicht mein Wort:
So ging es ewig an dieſem Ort,
Und wird ſo gehen ewig fort.
Und aber nach fünfhundert Jahren
Will ich deſſelbigen Weges fahren.

Aus dem Lehrgedicht: Die Weisheit des Brahmanen.

(Der Perlenkranz.)

Vier Königstöchter ſind auf einem rings von Wogen
Umſpülten Lenzeiland von einer Fee erzogen.

Und morgen ſollen ſie zurück zur Heimath ziehn,
Weil ihnen aller Schmuck der Bildung iſt verliehn.

Da ſprach die Fee: Ich bin mit jeder wohl zufrieden,
Doch einer muß zuletzt der Vorzug ſein beſchieden.

Nun geht zur Ruh, und wann euch weckt des Morgens Glanz,
Iſt einer unter euch beſchert ein Perlenkranz.

Dieſelbe findet ihn am Grund des Körbchens liegen;
Den ſoll die Finderin bewahren hold verſchwiegen. —

Da blickten alle vier einander lächelnd an,
Und jede dachte: die wird wol den Preis empfahn.

Nicht eine dachte, daß ſie ſelber ſiegen ſollte,
Nur wie ſie ſich des Siegs der andern freuen wollte.

So träumten ſie die Nacht bis zu des Morgens Glanz,
Und an des Körbchens Grund fand jede einen Kranz.

Erröthend ließen ſie den Kranz im Körbchen liegen,
Und jede hätte gern ſich ſelbſt den Fund verſchwiegen.

Doch als der Abſchied kam, verrieth die holde Scham
Von jeder jeder wohl, was jede mit ſich nahm.

Sie brauchten ſich es nicht zu fragen noch zu ſagen,
Und fühlten ſich beglückt, all' einen Kranz zu tragen.

(Des Königs Denkmal.)

Der König auf der Pirſch' hat einen Hirſch erjagt;
Mit Zittern ſteht der Hirſch, der um ſein Leben zagt.

Der blickt den König an, und beugt vor ihm die Glieder,
Selbſt eine Thräne rann von ſeinem Auge nieder.

Der König will gerührt dem Thier das Leben ſchenken,
Und ſtiftet, wie's gebührt, davon ein Angedenken.

Man legt ums Hirſchgeweih ein Reiflein Gold, da war
Dem Königsnamen bei geſchrieben Tag und Jahr.

Der Hirſch enteilt mit Dank, und heim der König kehrt;
Bald wird der König krank, der Hirſch lebt unverſehrt.

Der König ſtirbt, ihm folgt ein Sohn, und dem ein Sohn;
Der jagt im ſelben Wald, wo einſt der Hirſch entflohn.

Da ſtellt der Hirſch ſich dar, den Nacken alterſteif,
Doch um die Stirne war noch hell der goldne Reif.

Verwundert ſchauet ihn der junge König an,
Bis dort ihm klar erſchien der Ruhm von ſeinem Ahn.

Und als man Jahr und Tag zuſammenzählte, war
Von damals der Betrag bis heute hundert Jahr'.

Die hundert Jahre froh hat in dem Wald gewohnt
Ein Lebendes, weil ſo ein König es geſchont.

Groß iſt des Königs Glück, der, wenn man ihn begräbt,
Ein Denkmal läßt zurück, das hundert Jahre lebt.

(Die Sterne.)

Auf jener Wieſe, wo ſtatt Blumen Sterne ſtehn,
Wird auch ein Frühlingswind, der Roſen wecket, wehn;
Und Knospen werden dort auch über Nacht aufgehn.
Mit bloßen Augen ſiehſt du nicht in jener Ferne,
Doch mit bewaffneten, o Sohn, die Nebelſterne,
Von außen dämmernd noch, doch ſtrahlend ſchon im Kerne.
Das ſind die Knospen, die noch nicht ſind aufgegangen,
Die aufgegangen einſt als Roſen werden prangen.
Wann? frage nicht. Ein Tag ſchmückt hier den Roſenhag:
Doch hunderttauſend Jahr' ſind dort ein Frühlingstag

Johann Chriſtian Freiherr von Zedlitz,

geb. 28. Februar 1790 zu Johannesberg in Oberſchleſien, in öſterreichiſchen Militairdienſten; ſeit 1810 k. k. Kammerherr, ſtarb zu Wien 16. März 1862.

— Gedichte. Stuttgart; Cotta. —

Die nächtliche Heerſchau.

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour ſein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht emſig auf und ab.

Mit ſeinen entfleiſchten Armen
Rührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveill' und Zapfenſtreich.

Die Trommel klinget ſeltſam,
Hat gar einen ſtarken Ton:
Die alten todten Soldaten
Erwachen im Grab davon.

Und die im tiefen Norden
Erſtarrt in Schnee und Eis,
Und die in Welſchland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß;

Und die der Nilſchlamm decket
Und der arabiſche Sand,
Sie ſteigen aus ihren Gräbern,
Sie nehmen 's Gewehr zur Hand.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter ſein Grab,
Und ſchmettert in die Trompete,
Und reitet auf und ab.

Da kommen auf luſtigen Pferden
Die todten Reiter herbei,
Die blutigen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.

Es grinſen die weißen Schädel
Wohl unter dem Helm hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr ſein Grab;
Kommt langſam hergeritten,
Umgeben von ſeinem Stab.

Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an ſeiner Seit'.

Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellt den weiten Plan:
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht ſich die Truppen an.

Die Reihen präſentiren
Und ſchultern das Gewehr;
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

Die Marſchäll' und Generäle
Schließen um ihn einen Kreis;
Der Feldherr ſagt dem Nächſten
In's Ohr ein Wörtlein leis.

Das Wort geht in die Runde,
Klingt wieder fern und nah:
„Frankreich“ iſt die Parole,
Die Loſung: „Sankt Helena!“ —

Dieß iſt die große Parade
Im elyſeiſchen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der todte Cäſar hält.

An Grillparzer.

„Laß, hehrer Aar, uns durch die Wolken dringen!
Du biſt der ſtärk're, ziehe Du voran! —
An Muth Dir gleich, an Kraft Dir unterthan,
Verſuch' auch ich's, und prüfe meine Schwingen.“ —

So ſprach ein Schwan. — Da hört er ſiegreich klingen
Des Aares Fittig, der den Flug begann,
In ſtiller Kraft hob er ſich ſonnenan;
Der Schwan, er ſah's, — da wollt' das Herz ihm ſpringen.

Doch wie den Aar die Lichtgefild' umweben,
Er auf dem Saum der Roſenwolke ruht,
Da rief der Schwan bald in Begeiſt'rungsgluth:

„Dein iſt der Sieg! Du kannſt zur Sonne ſchweben;
Mir ward ein dunkler Element gegeben." —
Und liebend taucht er nieder in die Fluth.

Carl Theodor Körner,

geb. 23. Septbr. 1791 zu Dresden, Hoftheater-Dichter zu Wien, trat 1813 in das Lützowſche Freicorps und fiel am 26. Auguſt deſſelben Jahres in einem Gefecht bei Gadebuſch.

— Leyer und Schwert. —

Lützows wilde Jagd.

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenſchein?
Hör's näher und näher brauſen.
Es zieht ſich herunter in düſteren Reih'n,
Und gellende Hörner ſchallen darein
Und erfüllen die Seele mit Grauſen.
Und wenn ihr die ſchwarzen Geſellen fragt:
Das iſt Lützow's wilde verwegene Jagd.

Was zieht dort raſch durch den finſtern Wald,
Und ſtreift von Bergen zu Bergen?
Es legt ſich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurrah jauchzt und die Büchſe knallt,
Es fallen die fränkiſchen Schergen.
Und wenn ihr die ſchwarzen Jäger fragt:
Das iſt Lützow's wilde verwegene Jagd.

Wo die Reben dort glühen, dort brauſt der Rhein,
Der Wüthrich geborgen ſich meinte;
Da naht es ſchnell mit Gewitterſchein,
Und wirft ſich mit rüſt'gen Armen hinein,
Und ſpringt an's Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die ſchwarzen Schwimmer fragt:
Das iſt Lützow's wilde verwegene Jagd.

Was brauſt dort im Thale die laute Schlacht,
Was ſchlagen die Schwerter zuſammen?
Wildherzige Reiter ſchlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit iſt glühend erwacht,
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die ſchwarzen Reiter fragt:
Das iſt Lützow's wilde verwegene Jagd.

Wer ſcheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht
Unter winſelnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angeſicht;
Doch die wackern Herzen erzittern nicht,
Das Vaterland iſt ja gerettet!
Und wenn ihr die ſchwarzen Gefallnen fragt:
Das war Lützow's wilde verwegene Jagd.

Die wilde Jagd, und die deutſche Jagd,
Auf Henkersblut und Tyrannen! —
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt;
Das Land iſt ja frei, und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur ſterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln ſei's nachgeſagt:
Das war Lützow's wilde verwegene Jagd.

Guſtav Schwab,

geb. den 19. Juni 1792 zu Stuttgart, geſt. daſelbſt als Oberconſiſtorialrath und Studienrath den 4. November 1850.

— Gedichte. Stuttgart, Cotta. —

Johannes Kant.

Den kategoriſchen Imperativus fand,
Das weiß ein jedes Kind, Immanuel Kant.
Dem kategoriſchen Imperativus treu,
Zwang durch ihn wilde Seelen zu frommer Scheu
Lang vor Immanuel Herr Johannes Kant;
Und wenige wiſſen's, wie die Sache bewandt.

Derſelb' ein Doctor Theologiä war,
In ſchwarzer Kutte, mit langem Bart und Haar,
So ſaß er zu Krakau auf dem Lehrerſitz,
So ging er einher gegürtet, in Kält' und Hitz',
Ein rein Gemüth, ein immer gleicher Sinn,
Dem Unrecht dulden, nicht thun, ſtets däuchte Gewinn.
Im grauen Alter zog ein Sehnen den Kant
Gen Schleſien, in ſein altes Vaterland.
Er ſchloß die Bücher in 'n Schrein, beſtellt' ſein Haus,
Den Seckel nahm er, und zog in die Fern' hinaus.
Gemächlich ritt in der ſchweren ſchwarzen Tracht
Der Doctor durch der polniſchen Wälder Nacht,
Doch in der Seele, da wohnt ihm lichter Schein,
Die goldnen Sprüche zogen aus und ein,

In's Herz ſchoß Strahlen ihm das göttliche Wort,
Voll innern Sonnenlichtes, ſo ritt er fort.
Auch merkt er nicht, wie das Thier in finſtrer Schlucht
Den Weg durch Abenddunkel und Dickicht ſucht,
Er hört nicht vor und hinter ſich Tritt und Trott,
Er iſt noch immer allein mit ſeinem Gott.
Da wimmelt's plötzlich um ihn zu Roß, zu Fuß,
Da flucht in's Ohr ihm der Wegelagerer Gruß;
Es ſtürmen auf den heiligen Mann ſie ein,
Es blinken Meſſer und Schwert im Mondenſchein.
Er weiß nicht wie ihm geſchieht, er ſteigt vom Roß,
Und eh' ſie's fordern, theilt er ſein Gut dem Troß;
Den vollen Reiſebeutel ſtreckt er dar,
Darin beim Groſchen manch' blanker Thaler war,
Vom Halſe löst er ab die güldne Kett',
Er reißt die ſchmucken Borten vom Barett;
Den Ring vom Finger und aus der Taſche zieht
Das Meßbuch er mit Silberbeſchläg' und Niet;
Daß ſie das Pferd abführen mit Sattel und Zaum,
Der arm' erſchrockne Mann, er ſieht es kaum;
Erſt wie er alles Schmuckes und Gutes baar,
Da flehet er um ſein Leben zu der Schaar.
Der bärtige Hauptmann faßt ihn an der Bruſt,
Und ſchüttelt ſie mit derber Räuberluſt.
„Gabſt Du auch Alles?“ brüllt's um ihn und murrt,
„Trägſt nichts verſteckt in Stiefel oder Gurt?“
Die Todesangſt ſchwört aus dem Doctor: „Nein!“
Und aber „Nein!“ Es zittert ihm Fleiſch und Bein.
Da ſtoßen ſie fort ihn in den ſchwarzen Wald;
Er eilt, als wär' er zu Roß noch, ohne Halt;
Doch fährt die Hand im Gehen ihm wie im Traum
Hinab an der langen Kutte vorderm Saum;
Mit Angſt fühlt ſie herum an allem Wulſt,
Und endlich findet ſie da die rechte Schwulſt,
Wo eingenäht, geborgen und unentdeckt
Der güldene Sparpfennig ſich verſteckt.

Nun will dem Mann es werden recht ſanft und leicht,
Mit all' dem Gold er die Heimath wohl erreicht,
Er mag mit Gottes Hülfe vom Schrecken ruhn,
Mit Freunden und Vettern ſich recht gütlich thun.
Da ſtand er plötzlich ſtill, denn in ihm rief
Mit lauter Stimme der heilige Imp'rativ:
„Leug nicht! leug nicht! du haſt gelogen, Kant!“
Das einzige Wort ihm auf der Seele brannt';
Vergeſſen war der Heimath fröhliche Luſt,
Er war allein der Lüge ſich bewußt.
Und ſchneller, als ihn getrieben der Freiheit Glück,
Trieb ihn der Sünde Pein nun zurück, zurück.
Schon winkt von ferne der unglückſel'ge Platz,
Die Räuber theilen dort noch immer den Schatz.
Am Mondlicht prüfen ſie ſich das Allerlei,
Die Pferde weiden zwiſchen den Büſchen frei.
Und wie ſie lagern im Gras und tauſchen, tritt
In ihre Mitte der Kant mit haſtigem Schritt.
Er ſtellt demüthig ſich vor die Räuber hin,
Er ſprach: „O wiſſet, daß ich ein Lügner bin!
Doch log der Schrecken aus mir, darum verzeiht!“
Mit dieſen Worten riß er den Saum vom Kleid,
In hohler Hand beut er ein Häuflein Gold,
Darüber des Mondſcheins blinkende Welle rollt;
Weil keiner zugreift, bittet er ganz beſchämt:
„Das hab' ich böslich vor euch verleugnet, nehmt!“
Den Räubern aber wirds wunderlich im Kopf,
Sie möchten lachen und ſpotten ob dem Tropf;
Und ihre Lippe findet doch keinen Laut,
Und ihr vertrocknetes ſtarres Auge thaut.
Und in dem bleiernen Schlummer, den er ſchlief,
Regt ſich in ihnen plötzlich der Imp'rativ,
Der wunderbare, das heil'ge Gebot: „Du ſollt —
Du ſollt nicht ſtehlen!“ und vor der Hand voll Gold
Aufſpringen ſie, dann werfen ſich All' aufs Knie,
Ein tiefes Schweigen waltet; denn Gott iſt hie.

Jetzt aber regt ſich emſig die ganze Schaar:
Der reicht den Beutel und der die Kette dar,
Ein dritter bringt das Pferd geſattelt, gerüſt't,
Das Meßbuch reicht der Hauptmann — er hat's geküßt,
Dann helfen ſie ihm zu Roß mit willigem Dienſt,
Nichts bleibt zurück vom neuen Räubergewinnſt;
Ja, mußte Herr Kant nur ſein auf ſeiner Hut,
Daß ſie ihm nicht auch ſchenkten geſtohlen Gut.

Er ſcheidet, er theilt den Segen aus vom Pferd,
Wünſcht ihnen gründliche Reu, die ſie bekehrt.
Nur dacht' er traurig, als um die Eck' er bog:
„Ihr armen Schelmen, ihr ſtehlet — und ich log!“
Doch als er kam zum finſtern Walde hinaus,
Da war verſchwunden der Sünde ganzer Graus;
Da ſtand der Morgenhimmel in rother Gluth,
Da ward dem frommen Wanderer froh zu Muth.
„Dein Wille geſcheh' im Himmel und auf der Erd'!“
So betet der Kant, und giebt die Sporen dem Pferd.

Das Gewitter.

Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
In dumpfer Stube beiſammen ſind;
Es ſpielet das Kind, die Mutter ſich ſchmückt,
Großmutter ſpinnet, Urahne gebückt
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl —
Wie wehen die Lüfte ſo ſchwül!

Das Kind ſpricht: „Morgen iſt's Feiertag,
Wie will ich ſpielen im grünen Hag,
Wie will ich ſpringen durch Thal und Höh'n,
Wie will ich pflücken viel Blumen ſchön;
Dem Anger, dem bin ich hold!“ —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Die Mutter ſpricht: „Morgen iſt's Feiertag,
Da halten wir alle fröhlich Gelag,
Ich ſelber ich rüſte mein Feierkleid.
Das Leben es hat auch Luſt nach Leid,
Dann ſcheint die Sonne wie Gold!“
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Großmutter ſpricht: „Morgen iſt's Feiertag,
Großmutter hat keinen Feiertag,
Sie kochet das Mahl, ſie ſpinnet das Kleid,
Das Leben iſt Sorg' und viel Arbeit;
Wohl dem, der thut was er ſollt'!“ —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Urahne ſpricht: „Morgen iſt's Feiertag,
Am liebſten morgen ich ſterben mag:
Ich kann nicht ſingen und ſcherzen mehr,
Ich kann nicht ſorgen und ſchaffen ſchwer,
Was thu ich noch auf der Welt?“ —
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?

Sie hören's nicht, ſie ſehen's nicht,
Es flammet die Stube wie lauter Licht.
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl mit einander getroffen ſind,
Vier Leben endet ein Schlag —
Und morgen iſt's Feiertag.

Der Reiter und der Bodenſee.

Der Reiter reitet durch's helle Thal,
Auf Schneefeld ſchimmert der Sonne Strahl.

Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Er will noch heut an den Bodenſee;

Noch heut mit dem Pferd in den ſichern Kahn,
Will drüben landen vor Nacht noch an.

Auf ſchlimmem Weg, über Dorn und Stein,
Er brauſt auf rüſtigem Roß feldein.

Aus den Bergen heraus, in's ebene Land,
Da ſieht er den Schnee ſich dehnen wie Sand.

Weit hinter ihm ſchwinden Dorf und Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.

In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus,
Die Bäume gingen, die Felſen aus;

So flieget er hin eine Meil' und zwei,
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei;

Es flattert das Waſſerhuhn empor,
Nicht anderen Laut vernimmt ſein Ohr;

Keinen Wandersmann ſein Auge ſchaut,
Der ihm den rechten Pfad vertraut.

Fort geht's, wie auf Sammt, auf dem weichen Schnee,
Wann rauſcht das Waſſer, wann glänzt der See?

Da bricht der Abend, der frühe, herein;
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.

Es hebt aus dem Nebel ſich Baum an Baum,
Und Hügel ſchließen den weiten Raum.

Er ſpürt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Roſſe giebt er den ſcharfen Sporn.

Und Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Heerd.

„Willkommen am Fenſter, Mägdelein,
An den See, an den See, wie weit mag's ſein?“

Die Maid ſie ſtaunet den Reiter an:
„Der See liegt hinter dir und der Kahn;

Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich ſpräch', aus dem Rachen ſtiegeſt du.“

Der Fremde ſchaudert, er athmet ſchwer:
„Dort hinten die Eb'ne, die ritt ich her!“

Da recket die Magd die Arm' in die Höh';
„Herr Gott! ſo ritteſt du über den See:

An den Schlund, an die Tiefe bodenlos,
Hat gepocht des raſenden Hufes Stoß!

Und unter dir zürnten die Waſſer nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?

Und du warbſt nicht die Speiſe der ſtummen Brut,
Der hungrigen Hecht' in der kalten Fluth?“

Sie rufet das Dorf herbei zu der Mähr,
Es ſtellen die Knaben ſich um ihn her;

Die Mütter, die Greiſe, ſie ſammeln ſich:
„Glückſeliger Mann, ja, ſegne du dich!

Herein zum Ofen, zum dampfenden Tiſch,
Brich mit uns das Brod und iß vom Fiſch!“

Der Reiter erſtarret auf ſeinem Pferd,
Er hat nur das erſte Wort gehört.

Es ſtocket ſein Herz, es ſträubt ſich ſein Haar,
Dicht hinter ihm grinſt noch die grauſe Gefahr.

Es ſiehet ſein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geiſt verſinkt in den ſchwarzen Grund.

Im Ohr ihm donnert's wie krachend Eis,
Wie die Well' umrieſelt ihn kalter Schweiß.

Da ſeufzt er, da ſinkt er vom Roß herab,
Da wird ihm am Ufer ein trocken Grab.

Der Saal.

Wie leuchten die Lichter im Schloſſe ſo helle!
Herr Chriſtoph von Ramſtein, der frohe Geſelle,
Der hält in dem Saale zum letztenmal Schmaus,
Denn morgen verkauft man ihm Güter und Haus.

Die Ahnen verthaten's, er hat's nicht verſchuldet,
Was er nicht verbrochen, gelaſſen er duldet,
Geht luſtig in's Elend, das Leid, er verzecht's,
Leicht endet der Letzte des leichten Geſchlechts.

Doch daß er ſo fröhlich vom Gute kann ſcheiden,
Kein Kummer die Luſt ihm des Lebens entleiden,
Das macht, ihn begleitet zur Hütt' aus dem Saal
Ein Engel des Himmels, ein lieblich Gemahl.

Kein Gram ihr umſchattet die blauenden Augen,
Draus mag er ſich Strahlen der Hoffnung entſaugen;
Ihr bleichet kein Schmerz auf der Wange das Roth,
Ihr ſchwellet den Buſen kein Seufzer der Noth.

Drum weil er den Schatz ſich, den edlen, gerettet,
So fühlt er auf Stroh wie auf Flaum ſich gebettet,
Und wandelt am Morgen den traurigen Pfad,
Als flög' er zum Tanze, gen Baſel zum Rath.

Das Haus und die Güter, die ſchönſten im Lande,
Er gab ſie ſchon lange den Herren zum Pfande,
Sie ſitzen mit Mantel und Kragen geſchmückt,
Der Ritter vor ihnen entblößt und gebückt.

Und doch nicht gebeugt im zufriedenen Herzen;
Es ſchließt ſich der Kauf unter Lachen und Scherzen,
Am Ende da ſpricht er: „Ihr würdigen Herrn,
Ein's gebet mir drein, und Ein's hätt' ich ſo gern!“

„Die blinkenden Thaler, ſie müſſen, ach! wandern;
Die goldenen Gülden gehören ſchon Andern;
Euch liegt in den Buden viel Glanz und viel Glaſt,
So ſchenkt mir ein einziges Stücklein Damaſt.“

„Ich ſelber, ich will nichts von Sammt und von Seiden,
Doch möcht ich mein eh'lich Gemahl mit bekleiden,
Sie iſt wie ein Engel aus himmliſchen Höhn,
Sie iſt für den Kittel der Armuth zu ſchön.“

Wohl rühret die Männer des Rathes die Bitte,
Bei ehrlichen Bürgern iſt gütige Sitte;
Und fließende Seide, gewichtig und echt,
Die macht ihm ein Schneider von Baſel zurecht.

Und knapp an die quellenden Glieder ſie fugend
Bekleidet der Ritter das Weib ſeiner Jugend,
Er führet ſie unter das niedrige Dach,
Als trät' er mit ihr in ein Fürſtengemach.

Er pflanzt und er erntet, ſie webet und ſpinnet,
Sie lächelt ſo lieblich, er küßt und er minnet;
Wohl altert das Kleid, wohl verblüht das Geſicht,
Doch Liebe nicht weicht und Genüge weicht nicht.

Wilhelm Müller,

geb. 7. October 1794 zu Deſſau, geſt. 30. September 1827 daſelbſt als herzoglicher Bibliothekar.

— Gedichte. Leipzig, Brockhaus. —

Der Prager Muſikant.

Mit der Fiedel auf dem Rücken,
Mit dem Käppel in der Hand,
Ziehn wir Prager Muſikanten
Durch das weite Chriſtenland.

Unſer Schutzpatron im Himmel
Heißt der heil'ge Nepomuk,
Steht mit ſeinem Sternenkränzel
Mitten auf der Prager Bruck.

Als ich da hinaus gewandert,
Hab' ich Reverenz gemacht,
Ein Gebet ihm aus dem Kopfe
Recht bedächtig hergeſagt.

Steht alſo in keinem Büchel,
Wie man's auf dem Herzen hat:
Wanderſchaft mit leerem Beutel
Und ein Schätzel in der Stadt.

Wenn das Mädel ſingen könnte,
Wär's gezogen mit hinaus,
Doch es hat 'ne heiſre Kehle,
Darum ließ ich es zu Haus.

Ei da gab es naſſe Augen,
'S war mir ſelbſt nicht einerlei;
Sprach ich: 'S iſt ja nicht für ewig,
Schönſtes Nannerl, laß mich frei!

Und ich ſchlüpft' aus ihren Armen,
Aus der Kammer, aus dem Haus,
Kennt' nicht wieder rückwärts ſchauen,
Bis ich war zur Stadt hinaus.

Da hab' ich dies Lied geſungen,
Hab' die Fiedel zu geſpielt,
Bis ich in den Morgenlüften
Auf der Bruſt mich leicht gefühlt.

Manches Vöglein hat's vernommen:
Flög' nur eins an Liebchens Ohr,
Säng' ihr, wenn ſie weinen wollte,
Dieſes friſche Liedel vor!

Wenn ich aus der Fremde komme,
Spiel' ich auf aus anderm Ton
Abends unter ihrem Fenſter:
Schätzel, Schätzel, ſchläfſt du ſchon?

Hoch geſchwenkt den vollen Beutel,
Das giebt eine Muſica!
'S Fenſter klirrt, es rauſcht der Laden,
Heilige Cäcilia!

All' ihr Prager Muſikanten,
Auf, heraus mit Horn und Baß,
Spielt den ſchönſten Hochzeitsreigen!
Morgen leeren wir ein Faß.

Der letzte Gaſt.

(Aus der Kellnerin von Bacharach.)

Ich bin der letzte Gaſt im Haus;
Komm leuchte mir zur Thür hinaus,
Und bieten wir uns gute Ruh',
So gieb mir einen Kuß dazu.

Du ſchenkteſt heut' mir trüben Wein
In meinen letzten Becher ein;
Ich ſchalt dich nicht und trank ihn aus:
Ich war ja letzter Gaſt im Haus.

Mir gegenüber ſaßeſt du,
Es fielen dir die Augen zu;
Ich dacht': Sie wünſcht dich wohl hinaus,
Du biſt der letzte Gaſt im Haus.

Ich bin der letzte Gaſt im Haus;
Der ſchöne friſche Roſenſtrauß,
Den ich dir gab beim erſten Glas,
Hängt dir am Buſen welk und blaß.

Nun gute Nacht! Nun gute Ruh'!
Und morgen früh wann öffneſt du?
Ich bin der letzte Gaſt im Haus,
Und eh' es dämmert, wandr' ich aus.

Ich bin der letzte Gaſt im Haus,
Den letzten Tropfen trink' ich aus;
Setz' mir mein grünes Glas beiſeit:
Zerbräch's ein Andrer, thät' mir's Leid.

Aus: „Die ſchöne Müllerin.“

(Lieder des wandernden Müllergeſellen.)

Wohin?

Ich hört' ein Bächlein rauſchen
Wohl aus dem Felſenquell,
Hinab zum Thale rauſchen
So friſch und wunderhell.

Ich weiß nicht, wie mir wurde,
Nicht, wer den Rath mir gab,
Ich mußte gleich hinunter
Mit meinem Wanderſtab.

Hinunter und immer weiter,
Und immer dem Bache nach,
Und immer friſcher rauſchte,
Und immer heller der Bach.

Iſt das denn meine Straße?
O Bächlein, ſprich, wohin?
Du haſt mit deinem Rauſchen
Mir ganz berauſcht den Sinn.

Was ſag' ich denn vom Rauſchen?
Das kann kein Rauſchen ſein:
Es ſingen wohl die Nixen
Dort unten ihren Reihn.

Laß ſingen, Geſell, laß rauſchen,
Und wandre fröhlich nach!
Es gehn ja Mühlenräder
In jedem klaren Bach.

Halt!

Eine Mühle ſeh' ich blicken
Aus den Erlen heraus,
Durch Rauſchen und Singen
Bricht Rädergebraus.

Ei willkommen, ei willkommen,
Süßer Mühlengeſang!
Und das Haus, wie ſo traulich!
Und die Fenſter, wie blank!

Und die Sonne, wie helle
Vom Himmel ſie ſcheint!
Ei, Bächlein, liebes Bächlein,
War es alſo gemeint?

Dankſagung an den Bach.

War es alſo gemeint,
Mein rauſchender Freund,
Dein Singen, dein Klingen,
War es alſo gemeint?

Zur Müllerin hin!
So lautet der Sinn.
Gelt, hab' ich's verſtanden?
Zur Müllerin hin!

Hat ſie dich geſchickt?
Oder haſt mich berückt?
Das möcht' ich noch wiſſen,
Ob ſie dich geſchickt.

Nun wie's auch mag ſein,
Ich gebe mich drein:
Was ich ſuch', iſt gefunden,
Wie's immer mag ſein.

Nach Arbeit ich frug,
Nun hab' ich genug,
Für die Hände, für's Herze
Vollauf genug!

Am Feierabend.

Hätt' ich tauſend
Arme zu rühren!
Könnt' ich brauſend
Die Räder führen!
Könnt' ich wehen
Durch alle Haine!
Könnt' ich drehen
Alle Steine!
Daß die ſchöne Müllerin
Merkte meinen treuen Sinn!

Ach wie iſt mein Arm ſo ſchwach!
Was ich habe, was ich trage,
Was ich ſchneide, was ich ſchlage,
Jeder Knappe thut es nach.

Und da ſitz' ich in der großen Runde,
Zu der ſtillen kühlen Feierſtunde,
Und der Meiſter ſpricht zu Allen:
Euer Werk hat mir gefallen;
Und das liebe Mädchen ſagt
Allen eine gute Nacht.

Aus: „Die Winterreiſe.“

Der Wegweiſer.

Was vermeid' ich denn die Wege,
Wo die andern Wandrer gehn,
Suche mir verſteckte Stege
Durch verſchneite Felſenhöhn?

Habe ja doch nichts begangen,
Daß ich Menſchen ſollte ſcheun —
Welch ein thörichtes Verlangen
Treibt mich in die Wüſtenein?

Weiſer ſtehen auf den Straßen,
Weiſen auf die Städte zu,
Und ich wandre ſonder Maßen,
Ohne Ruh', und ſuche Ruh'.

Einen Weiſer ſeh' ich ſtehen
Unverrückt vor meinem Blick;
Eine Straße muß ich gehen,
Die noch Keiner ging zurück.

Das Wirthshaus.

Auf einen Todtenacker
Hat mich mein Weg gebracht.
Allhier will ich einkehren:
Hab' ich bei mir gedacht.

Ihr grünen Todtenkränze
Könnt wohl die Zeichen ſein,
Die müde Wandrer laden
In's kühle Wirthshaus ein.

Sind denn in dieſem Hauſe
Die Kammern all' beſetzt?
Bin matt zum Niederſinken
Und tödtlich ſchwer verletzt.

O unbarmherz'ge Schenke,
Doch weiſeſt du mich ab?
Nun weiter denn, nur weiter,
Mein treuer Wanderſtab.

K. R. Tanner,

geb. zu Aarau 1794; als Präſident des dortigen Obergerichts geſt. 1849.

Die Wellen.

Eine Welle ſagt zur andern:
Ach, wie raſch iſt dieſes Wandern!
Und die zweite ſagt zur dritten:
Kurz gelebt iſt kurz gelitten.

Karl Immermann,

geb. 24. April 1796 zu Magdeburg, nahm 1815 an dem Feldzuge gegen Napoleon Theil,
ſtarb zu Düſſeldorf als Landgerichtsrath am 25. Auguſt 1840.

— Gedichte. Düſſeldorf; Schaub. — Neue Folge. Stuttgart; Cotta. —

Sehnſucht.

Könnt' ich ſie einmal treffen an
Im tiefen Wald, da Niemand ginge,
So wär' um allen Schmerz gethan,
Ach, daß es, daß es doch gelinge!

Wir ſchritten immer weiter ein,
Und ſähen nimmer mehr zurücke,
Und würden ſein geborgen ſein,
Und ſcheuten keines Menſchen Tücke.

Und Alle, die uns ſonſt gehöhnt,
Und ſchlimmen Sieg an uns erworben,
Sie wären Alle nun verſöhnt,
Und ſprächen ſanft: Sie ſind geſtorben.

'S iſt vorüber.

Ach, die Welt wird immer enger,
Ach, der Buſen immer bänger,
Immer näher zieht's wie Hauch der Grüfte,
Und des Himmels liebe klare Lüfte
Immer trüber!

Sie ſitzt ſtumm auf ihrem Zimmer,
Ich irr' um bei Sternenſchimmer,
Eines zu dem andern gerne möchte;
Aber beide, leider, ſind im Rechte,
'S iſt vorüber!

Geiſterelend.

Ich habe beſucht die waldige Haide,
Die zugeſehen bei unſern Küſſen;
Nun weiß ich um der Geiſter Leide,
Die, wo ſie gelebet, umgehn müſſen.

Karl Auguſt Georg Max Graf von Platen-Hallermünde,

geb. 24. Oktober 1796 zu Ansbach, machte 1815 den Feldzug gegen Napoleon mit, lebte mit kurzer Unterbrechung ſeit 1826 in Italien, wo er am 5. Dezbr. 1835 zu Syracus ſtarb.

— Gedichte. Stuttgart, Cotta. —

Der alte Gondolier.

Es ſonnt ſich auf den Stufen
Der ſeebeſpülten Schwelle
Ein Greis am Rand der Welle
In weißer Locken Zier:
Und gerne ſteht dem Fremdling,
Der müßig wandelt, Rede
Auf ſeiner Fragen jede
Der alte Gondolier.

Er ſpricht: Ich habe rüſtig
Lagun' und Meer befahren;
Doch hab' ich nun ſeit Jahren
Kein Ruder eingetaucht:
Es hangt die morſche Gondel
An Stricken in der Halle,
Wo Alles im Verfalle,
Wo Alles ungebraucht.

Es iſt der Herr des Hauſes
Nach fernen Himmelsſtrichen
Seit langer Zeit entwichen,
Für unſre Bitten taub;
Der Gute zog von hinnen
Am Tag, als Bonaparte
Der Republik Standarte
Ließ werfen in den Staub.

Er ſtand in beſten Jahren,
Als er von uns geſchieden;
Doch, lebt er noch hienieden,
So iſt's ein greiſer Mann.
Er ſprach: und ſoll ich dienen,
So ſei's in fremden Ländern:
Hier ſoll mit Ordensbändern
Mich ſchmücken kein Tyrann!

Wir blieben, ach, und ſchauten,
Wie Kirchenraub und Schande
Beging die ſchnöde Bande
Nach ſchnell gebrochnem Eid!
Wir ſahn, wie jene Wilden
Den Bucentaur zerſchlugen,
Und unſre Seelen trugen
Ein unerhörtes Leid!

Wir ſahn den Marcuslöwen
Zum fernen Strand entführen,
Wir ſahn, wie man mit Schwüren
Und mit Beſiegten ſcherzt!
Wir ſahn zerſtört von Frevlern
Was würdig ſchien der Dauer,
Wir ſahn an Thor und Mauer
Die Wappen ausgemerzt.

Doch leb' ich und betrachte
Die theure Stadt noch immer,
Erquickt im Morgenſchimmer
Die Glieder ſchwach und alt.
Von meines Herrn Palaſte
Vermocht' ich nicht zu weichen,
Auch läßt er gern mir reichen
Den kleinen Unterhalt.

Da denk' ich meiner Jugend,
Und wie ich als Matroſe
Gefolgt der Windesroſe
Bei Sturm und Sonnenſtrahl;
Und wie blokirte Tunis
Und jene Türkenrotte
Mit ſeiner ſchönen Flotte
Venedigs Admiral.

O holder Tag, als Emo's
Heimzug die Fluthen theilte,
Und ihm entgegen eilte
Der Doge Paul Renier!
Gedenk' ich jener Zeiten,
Wird meine Seele milder;
Es fliegen jene Bilder
Wie Engel um mich her!

Venedig.

Venedig liegt nur noch im Land der Träume,
Und wirft nur Schatten her aus alten Tagen;
Es liegt der Leu der Republik erſchlagen,
Und öde feiern ſeines Kerkers Räume.

Die ehrnen Hengſte, die durch ſalz'ge Schäume
Dahergeſchleppt, auf jener Kirche ragen,
Nicht mehr dieſelben ſind ſie, ach ſie tragen
Des korſikaniſchen Ueberwinders Zäume.

Wo iſt das Volk von Königen geblieben,
Das dieſe Mamorhäuſer durfte bauen,
Die nun verfallen und gemach verſtieben?

Nur ſelten finden auf der Enkel Brauen
Der Ahnen große Züge ſich geſchrieben,
An Dogengräbern in den Stein gehauen.

Es ſcheint ein langes, ew'ges Ach zu wohnen
In dieſen Lüften, die ſich leiſe regen,
Aus jenen Hallen weht es mir entgegen,
Wo Scherz und Jubel ſonſt gepflegt zu thronen.

Venedig fiel, wiewohl's getrotzt Aeonen,
Das Rad des Glücks kann nichts zurückbewegen:
Oed' iſt der Hafen, wen'ge Schiffe legen
Sich an die ſchöne Riva der Sclavonen.

Wie haſt du ſonſt, Venetia, geprahlet
Als ſtolzes Weib mit goldenen Gewändern,
So wie dich Paolo Veroneſe malet.

Nun ſteht ein Dichter an den Prachtgeländern
Der Rieſentreppe ſtaunend und bezahlet
Den Thränenzoll, der nichts vermag zu ändern.

Gaſelen.

Im Waſſer wogt die Lilie, die blanke, hin und her,
Doch irrſt du Freund, ſobald du ſagſt, ſie ſchwanke hin und her!
Es wurzelt ja ſo feſt ihr Fuß im tiefen Meeresgrund,
Ihr Haupt nur wiegt ein lieblicher Gedanke hin und her.

Wohl mir, es heilte die liebende Hand mich,
Die mit balſamiſchem Blatte verband mich;
Als mich in Flammen umdrohte Verzweiflung,
Deckte des Glaubens asbeſten Gewand mich;
Irrend durchſtrich ich das waldige Dickicht,
Doch Philomele, die zärtliche, fand mich;
Sterbend im Ocean ſchwamm ich, der Delphin
Segelte ruhig an's blumige Land mich;
Schlüpfrigen Höhen entglitt ich zum Abgrund,
Aber die Rebe des Berges umwand mich!

Es liegt an eines Menſchen Schmerz, an eines Menſchen Wunde nichts,
Es kehrt an das, was Kranke quält, ſich ewig der Geſunde nichts!
Und wäre nicht das Leben kurz, das ſtets der Menſch vom Menſchen erbt,
So gäb's Beklagenswertheres auf dieſem weiten Runde nichts!
Einförmig ſtellt Natur ſich her, doch tauſendförmig iſt ihr Tod,
Es fragt die Welt nach meinem Ziel, nach meiner letzten Stunde nichts;
Und wer ſich willig nicht ergiebt dem ehrnen Looſe, das ihm dräut,
Der zürnt in's Grab ſich rettungslos und fühlt in deſſen Schlunde nichts;
Dieß wiſſen Alle, doch vergißt es Jeder gerne jeden Tag,
So komme denn in dieſem Sinn hinfort aus meinem Munde nichts:
Vergeßt, daß euch die Welt betrügt, und daß ihr Wunſch nur Wünſche zeugt
Laßt eurer Liebe nichts entgehn, entſchlüpfen eurer Kunde nichts!
Es hoffe Jeder, daß die Zeit ihm gebe, was ſie Keinem gab,
Denn Jeder ſucht ein All zu ſein, und Jeder iſt im Grunde nichts

Johannes Wilhelm Meinhold,

geb. 27. Februar 1797 auf der Inſel Uſedom, Pfarrer zu Krummin daſelbſt, wo er ſeinen chronikaliſchen Roman „die Bernſteinhexe“ herausgab, ſpäter zu Rehwinkel in Pommern; legte nach 1848 ſein Amt nieder und ſtarb 1851 zu Charlottenburg.

— Gedichte. Leipzig, Brockhaus. —

Der Kraken.

(Nach Bartholinus hist. anatom.)

Was ſteiget in der ſtillen See
Vor Drontheim plötzlich in die Höh',
Gleich einem grauen Inſelfelſen,
Bedeckt mit Kabeljau und Welſen,
Mit tauſend Fiſchen groß und klein,
Die blitzend ſpringen im Sonnenſchein?
Das neue Land mit ſeinem grauen
Geſtad' iſt kaum zu überſchauen;
Wild wachſen Bäume drauf hervor
Und ragen maſtengleich empor,
Mit Seetang überdeckt oder
Mit grünen Muſcheln; grauer Moder
Tropft vom Gezweig, und um und an
Erhebt ein Dampf ſich himmelan. — —

Bald ſammeln ſich zahlloſe Schaaren,
Das Land in Kähnen zu befahren.
Der Biſchof ſteiget ſelbſt hinein,
Die neue Inſel Gott zu weihn.
Schon ätzen drauf ſich Möw' und Krähe
In friedlicher und trauter Nähe,
Auch fuhr der Adler ſchon hinauf
Und hält hier froh wohlfeilen Kauf;
Da landet man und ſucht mit Mühe,
Wie man die Kähn' an's Ufer ziehe;
Auch bindet man ſie wohl am Saum
Der Küſt' an einen nahen Baum;
Dann ſieht man jubelnd Alles gehn,
Das neue Eiland zu beſehn.

Es ſcheint ein kahler Fels und hat
Mehr Umfang als die ganze Stadt;
Doch, wie 's zu den ſeltſamen Bäumen
Gelangt, weiß Niemand ſich zu reimen.
Der eine ſcheint, als ob er lebt,
Weil in der ſtillen Luft er bebt.
Schröpfköpfen ähnlich haben oben
Sich rothe Warzen rings erhoben
Und muthig klettert gleich ein Mann
Den wunderbaren Baum hinan,
Indeß der Biſchof ſchon die Meſſe
Begonnen, — aber Todtenbläſſe
Bedeckt alsbald das Volk umher:

Es wirft der Baum den Mann in's Meer
Zehn Klafter weit; er ſchreit und ſinket,
Taucht auf, ſchreit nochmals, und ertrinket! —
Und, fürchterlich! zu gleicher Zeit
Zieht ſich der Boden eng und weit,
Und alle, die auf Hügeln eben
Noch ſtanden, ſtehn in tiefen Gräben.

Und die in Gruben ſtanden, ſehn
Sich wunderbar auf Hügeln ſtehn.
Sind das die Runzeln eines Thieres?
Die Hörner eines Rieſenſtieres? —
Ein lauter Schrei durchdringt die Luft,
Indeß ein alter Fiſcher ruft:
„Ich hab's gedacht, es iſt der Kraken!
Stoßt ab mit Rudern und mit Staken;
Stoßt ab, um Gotteswillen ab,
Sonſt iſt es unſer Aller Grab!
Herr Biſchof, laßt das Meſſeleſen,
Kommt, kommt! dieß iſt ein lebend Weſen!“ —

Jedoch der kühne Biſchof ſpricht:
„Die Meſſe unterbrech' ich nicht,
Was ich begann, das muß ich enden,
Und wie Gott will, ſo mag er's wenden;
Auch hier, auf dem Leviathan,
Gehört mein heilig Amt ihm an.
Sein iſt, was unter allen Himmeln:
Des Kraken Fahrt, des Fiſchleins Wimmeln
Regiert mein Gott; ich weiche nicht!“ —

Wie ſo der würd'ge Biſchof ſpricht,
Da iſt ſchon Alles in den Kähnen,
Und bald verſammelt ſich mit Thränen
Am nahen Ufer Mann an Mann
Und ſtaunt den kühnen Prieſter an.
„Sagt, könnt ihr ſolche Kühnheit faſſen?
Ganz einſam ſteht er und verlaſſen —
Ha, ſeht das Venerabile,
Jetzt hebt er's ſegnend in die Höh'!“ —
Es wirft das Volk ſich kreuzend nieder,
Schreit plötzlich auf, und hebt ſich wieder,
Denn — auch das Ungeheuer ſinkt: —
„Herr Jeſu Chriſt, hilf, er ertrinkt! —

O Wunder, nein, ſeht Gottes Treue!
Es ſteigt das Ungethüm auf's Neue,
Als hätt' es auch den Leib verehrt,
Der aller Welt anbetenswerth;
Seht ſeine Rieſenarme zittern,
Wie Tannenbäum' in Ungewittern. —
Gott, was iſt das, was ſtreckt er da,
Landzungen gleich, dem Ufer nah? —
Sind's ſeine ungeheuren Finnen?
Wie will der Biſchof ihm entrinnen? —
Doch, doch, jetzt ſteigt er in den Kahn,
Er rudert raſch, bald muß er nahn;
Gott, laß den heil'gen Biſchof leben! —
Herr Biſchof, unſre Kniee beben,
Kommt, heil'ger Vater, Gott erbarm',
Kommt eilends ſchnell in unſern Arm!"

Und hundert Kniee ſieht man waten
Zu dem ehrwürdigen Prälaten,
Man hebt ihn aus dem Kahn und trägt
An's Land ihn angſt- und furchtbewegt. —

Kaum iſt der Biſchof aus dem Kahne,
So kracht es auf dem Ozeane,
Als ſpaltete der Abgrund ſich.
Zwar brüllt Trollhätta fürchterlich,
Doch iſt ſein Donner gegen dieſen
Ein Mückenſummen auf Abendwieſen.
Haushoch klatſcht gleich das Meer den Strand,
Als abfährt das beſeelte Land;
Die Kähne alle, ſie zerſplittern,
Die Schiffe kentern, die Fenſter zittern,
Die Lüfte heulen, die Erde bebt,
Und es entſetzt ſich, was da lebt.
Der Adler fährt zu ſeinen Höhlen
Nicht heimwärts mehr in die Kiölen;

So wie der niedern Vögel Flug,
Bewältigt ihn der Lüfte Zug:
Er ſtürzet. — In dem Grau'ngetoſe
Erhebt ſich eine Waſſerhoſe
Zum Firmament, ſchwarz, blau und grün,
Und ſegelt zum Gebirge hin,
Derweil auf's Land ſie Fiſche regnet
Und rings verheert, was ihr begegnet.

Kein Menſch ein Wörtchen ſprechen kann,
So packt ihn das Entſetzen an;
Der Biſchof nur ſpricht ernſt-bedächtig:
„Seht, was es heißt: Gott iſt allmächtig!“ —

In der That berichtete der Biſchof Erich Falkendorf von Drontheim im Jahre 1520 an Papſt Leo X. über dieſen merkwürdigen Vorfall. Vergl. Malten's Bibl. der neueſten Weltkunde. IX. S. 99 ff.

Der Wurm am Meere.

Wie dies Gewürm aus unermeſſnem Meer,
Taucht auch der Menſch aus deinem dunklen Schooß,
Unendlichkeit, und ahnet nicht, woher! —
So klimmt er auch auf ſeinen Erdenklos,
Von Thränen feucht, und taſtet um ſich her,
Ob er ergreif ein wenig Gras und Moos
Für ſeinen Mund, und er ergreift's ſo ſchwer!
Der arme Menſch, wie trüb' iſt doch ſein Loos! —
Er ahnet nichts und mühet ſich ſo ſehr,
Da kommt die Fluth, da wird die Welle groß,
Und er verſinket wiederum in's Meer! — —

Wilibald Alexis,

(pſeudon. für Wilhelm Häring)

geb. 21. Juni 1797 zu Breslau.

Friedericus Rex.

(Vor dem Roman: Cabanis.)

Friedericus Rex, unſer König und Herr,
Der rief ſeine Soldaten alleſammt in's Gewehr,
Zweihundert Bataillons, und an die tauſend Schwadronen,
Und jeder Grenadier kriegt ſechzig Patronen.

„Ihr verfluchten Kerls", ſprach Seine Majeſtät,
„Daß jeder in der Bataille ſeinen Mann mir ſteht!
Sie gönnen mir nicht Schleſien und die Grafſchaft Glatz
Und die hundert Millionen in meinem Schatz.

Die Kaiſ'rin hat ſich mit den Franzoſen alliirt,
Und das Römiſche Reich gegen mich revoltirt,
Die Ruſſen ſind gefallen in Preußen ein,
Auf, laßt uns zeigen, daß wir brave Landskinder ſein.

Meine Generale Schwerin und Feldmarſchall von Keith
Und der Generalmajor von Ziethen ſind allemal bereit.
Kotz Mohren, Blitz und Kreuz-Element,
Wer den Fritz und ſeine Soldaten noch nicht kennt."

„Nun adjö, Lowiſe, wiſch' ab das Geſicht,
Eine jede Kugel die trifft ja nicht;
Denn träf' jede Kugel apart ihren Mann,
Wo kriegten die Könige ihre Soldaten dann!

Die Musketenkugel macht ein kleines Loch,
Die Kanonenkugel ein weit größeres noch;
Die Kugeln ſind alle von Eiſen und Blei,
Und manche Kugel geht Manchem vorbei.

Unſere Artillerie hat ein vortrefflich' Kaliber,
Und von den Preußen geht keiner zum Feinde nicht über,
Die Schweden, die haben verflucht ſchlechtes Geld,
Wer weiß, ob der Oeſtreicher beſſeres hält.

Mit Pomade bezahlt den Franzoſen ſein König,
Wir kriegen's alle Woche bei Heller und Pfennig.
Kotz Mohren, Blitz und Kreuz-Sakerment,
Wer kriegt ſo prompt wie der Preuße ſein Tractament.

Friedericus mein König, den der Lorbeerkranz ziert,
Ach hätt'ſt du nur öfters zu plündern permittirt,
Friedericus Rex, mein König und Held,
Wir ſchlügen den Teufel für dich aus der Welt."

Annette Eliſabeth Freiin von Droſte-Hülshoff,

geb. 12. Januar 1798 auf dem Gute Hülshoff bei Münſter, lebte nach dem Tode des Vaters mit ihrer Mutter auf deren Wittwenſitze Rüſchhaus ebendort, und zog ſpäter zu ihrem Schwager Freiherrn Joſeph v. Laßberg auf deſſen Meersburg am Bodenſee, wo ſie am 24. Mai 1848 ſtarb.

— Gedichte. Stuttgart; Cotta. — Letzte Gaben. Hannover; C. Rümpler. —

Des alten Pfarrers Woche.*)

Sonntag.

Das iſt nun ſo ein ſchlimmer Tag,
Wie der April ihn bringen mag
Mit Schlacken, Schnee und Regen.
Zum dritten Mal in das Gebraus
Streckt Jungfer Anne vor dem Haus
Ihr kupfern Blendlaternchen aus,
Und ſpäht längs allen Wegen.

„Wo nur der Pfarrer bleiben kann?
Ach ſicher iſt dem guten Mann
Was über'n Weg gefahren!
Ein Pfleger wohl, der Rechnung macht. —
Aus war der Gottesdienſt um acht:
Soll man ſo ſtreifen in der Nacht
Bei Gicht und grauen Haaren!"

---

*) Man hat ſich einen katholiſchen Pfarrer zu denken, welcher Confeſſion auch die Dichterin angehörte.

Sie ſchließt die Thüre, ſchüttelt baß
Ihr Haupt und wiſcht am Brillenglas;
So gut dünkt ihr die Stube;
Im Ofen kracht's, der Lampenſchein
Hellt über'm Tiſch den Sonntagswein,
Und lockend lädt der Seſſel ein
Mit ſeiner Kiſſengrube.

Pantoffeln, — Schlafrock, — alles recht!
Sie horcht auf's neu; doch hört ſie ſchlecht,
Es ſchwirrt ihr vor den Ohren.
„Wie? hat's geklingelt? Ei der Daus,
Zum zweiten Male! Schnell hinaus!“
Da tritt der Pfarrer ſchon in's Haus,
Ganz blau und ſteif gefroren.

Die Jungfrau blickt ein wenig quer,
Begütigend der Pfarrer her,
Wie's recht in dieſem Orden.
Dann huſtet er. „Nicht Mond noch Stern!
Der lahme Friedrich hört doch gern
Ein chriſtlich Wort am Tag des Herrn,
Es iſt mir ſpät geworden.“

Nun ſinkt er in die Kiſſen feſt,
Wirft ab die Kleider ganz durchnäßt,
Und ſchlürft der Traube Segen.
Ach Gott! nur wer jahraus, jahrein
In Andrer Dienſte lebt allein,
Weiß was es heißt, bei'm Sonntagswein
Sich auch ein wenig pflegen.

Montag.

„Wenn ich Montags früh erwache,
Wird mir's ganz behaglich gleich;
Montag hat ſo eigne Sache
In dem kleinen Wochenreich.
Denn die Predigt liegt noch ferne,
Alle Sorgen ſcheinen leicht;
Keiner kommt am Montag gerne,
Sei's zur Trauung, ſei's zur Beicht'."

„Und man darf mir's nicht verdenken,
Will ich in des Amtes Friſt
Dem ein freies Stündchen ſchenken,
Was doch auch zu loben iſt.
So erwacht denn ihr Geſellen
Meiner fleiß'gen Jugendzeit!
Wollt in Reih' und Glied euch ſtellen,
Alte Bilder, eingeſchneit!"

„Ilion will ich bekriegen,
Mit Horaz auf Reiſen gehn,
Will mit Alexander ſiegen
Und an Memnons Säule ſtehn;
Oder auch vergnügt ergründen,
Was das Vaterland gebracht,
Mich mit Kant und Wolf verbünden,
Ziehn mit Laudon in die Schlacht."

Auf der Bücherleiter traben
Sieh den Pfarrer, luſtentbrannt,
Sich verſchanzen, ſich vergraben
Unter Heft und Foliant.
Blättern ſieh ihn, — nicken, — ſpüren, —
Ganz verſunken ſitzen dann,
Daß mit einer Linie rühren
Du das Buch kannſt und den Mann.

Doch was kann ihn ſo bewegen?
Aufgeregt ſcheint ſein Gehirn!
Und das Käppchen ganz verwegen
Drückt er haſtig in die Stirn.
Nun beginnt er gar zu pfeifen,
Horch! das Lied vom Prinz Eugen;
Seinen weißen Buſenſtreifen
Seh' ich auf und niedergehn.

Ha, nun iſt der Türk' geſchlagen!
Und der Pfarrer ſpringt empor;
Höher ſeine Brauen ragen,
Senkrecht ſteht ſein Pfeifenrohr.
Im Triumph muß er ſich denken
Mit dem Kaiſer und dem Staat,
Sieht ſich ſelbſt den Säbel ſchwenken,
Fühlt ſich ſelber als Soldat.

Aber draußen klappern Tritte,
Nach dem Pfarrer fragt es hell,
Der, aus des Gefechtes Mitte
Huſcht in ſeinen Seſſel ſchnell.
„Ei! das wären ſaubre Kunden!
Beichtkind und Kommunikant!
Hätten ſie den Pfarr' gefunden
Mit dem Säbel in der Hand!“

Dienstag.

Auf der breiten Tenne drehn
Paar an Paar ſo nett,
Wo die Muſikanten ſtehn,
Geig' und Klarinett', —
Auch der Brummbaß rumpelt drein, —
Sieht man noch den Bräut'gamsſchrein
Und das Hochzeitsbett.

Etwas eigen, etwas ſchlau
Und ein wenig bleich,
Sittſam ſieht die junge Frau,
Würdevoll zugleich;
Denn ſie iſt des Hauſes Sproß,
Denn ſie führt den Eh'genoß
In ihr Erb' und Reich.

Sippſchaft iſt ein weites Band,
Geht gar viel hinein;
Hundert Kappen, goldentbrannt,
Kreuze funkeln drein;
Wie das drängt und wie das ſchiebt!
Was ſich kennt und was ſich liebt,
Will beiſammen ſein.

Nun ein ſchallend' Vivat bricht
In dem Schwarme aus,
Wo ſogar die Thiere nicht
Weigern den Applaus.
Ja, wie an der Krippe ſein
Brüllen Ochs und Eſelein
Ueber'n Trog hinaus.

Ganz verdutzt der junge Mann
Kaum die Flaſche hält,
Späße hageln drauf und dran,
Keiner neben fällt;
Doch er lacht und reicht die Hand.
Nun! er iſt für ſeinen Stand
Schon ein Mann von Welt.

Alte Frauen ſchweißbedeckt,
Junge Mägd' im Lauf,
Spenden, was der Korb verdeckt,
Reihen ab und auf.

Sieben Tiſche kann man ſehn,
Sieben Kaffeekeſſel ſtehn
Breit und glänzend drauf.

Aber freundlich, wie er kam,
Sucht der Pfarrer gut
Drüben unter tauſend Kram
Seinen Stab und Hut;
Dankt noch ſchön der Frau vom Haus,
In die Dämmerung hinaus
Trabt er wohlgemuth;

Wandelt durch die Abendruh',
Sinnend Allerlei:
„Ei dort ging es löblich zu,
Munter, und nicht frei.
Aber — aber — aber doch —“
Und ein langes Aber noch
Fügt er ſeufzend bei.

„Wie das flimmert! wie das lacht!
Kanten händebreit!“
Ach die ſchnöde Kleiderpracht
Macht ihm tauſend Leid.
Und nun gar — er war nicht blind —
Eines armen Mannes Kind;
Nein, das ging zu weit.

Kurz, er nimmt ſich's ernſtlich vor,
Heut' und hier am Steg, —
Ja, an der Gemeinde Ohr,
Wächter treu und reg',
Will er's tragen ungeſcheut;
O, er findet ſchon die Zeit
Und den rechten Weg.

Mittwoch.

Begleiteſt du ſie gern,
Des Pfarrers Luſt und Plagen:
Sich gleich an allen Tagen
Triffſt du den frommen Herrn.
Der gute Seelenhirt!
Tritt über ſeine Schwelle;
Da iſt er ſchon zur Stelle
Als des Kollegen Wirth.

In wohlgemeinten Sorgen,
Wie er geſchäftig thut!
Doch dämmert kaum der Morgen,
Dies dünkt ihm eben gut.
Am Abend kam der Freund,
Erſchöpft nach Art der Gäſte;
Nun ſäubre man auf's Beſte,
Daß Alles nett erſcheint.

Schon ſtrahlt die große Kanne,
Die Teller blitzen auf;
Noch ſcheuert Jungfer Anne
Und horcht mitunter auf.
Ach, ſollte ſie der Gaſt
Im alten Jäckchen finden,
Sie würde ganz verſchwinden
Vor dieſer Schande Laſt.

Und was zur Hand thut ſtehen,
Das reizt den Pfarrer ſehr,
Die Jungfer wird's nicht ſehen,
Er macht ſich drüber her;
Die Schlaguhr greift er an
Mit ungeſchickten Händen,
Und ſucht ſie ſacht zu wenden,
Der ungeſchickte Mann!

Schleppt Foliantenbürde,
Putzt Fenſterglas und Tiſch:
Fürwahr mit vieler Würde
Führt er den Flederwiſch.
Am Paradieſesbaum
Die Blätter zart aus Knochen,
Eins hat er ſchon zerbrochen,
Jedoch man ſieht es kaum.

Und als er juſt in Schatten
Die alte Klingel ſtellt —
Es kommt ihm wohl zu ſtatten. —
Da rauſcht es draußen, gelt!
Fidel ſchlägt an in Haſt,
Die Jungfer iſt geflüchtet,
Und ſtattlich aufgerichtet
Begrüßt der Pfarr' den Gaſt.

Wie dem ſo wohl gefallen
Die Ausſicht und das Haus,
Wie der entzückt von allen,
Nicht Worte drücken's aus!
Ich ſag' es ungenirt,
Sie kamen aus den Gleiſen,
Sich Ehre zu erweiſen,
Der Gaſt und auch der Wirth.

Und bei dem Mittageſſen,
Das man vortrefflich fand,
Da ward auch nicht vergeſſen
Der Lehr- und Ehrenſtand.
Ich habe viel gehört,
Doch nichts davon getragen,
Nur dieſes mag ich ſagen,
Sie ſprachen ſehr gelehrt.

Und ſieh nur! drüben ſchreitet
Der gute Pfarrer juſt,
Er hat den Gaſt geleitet
Und ſpricht aus voller Bruſt:
„Es iſt doch wahr! mein Haus,
So nett und blank da droben,
Ich muß es ſelber loben,
Es nimmt ſich einzig aus.“

Donnerſtag.

Winde rauſchen, Flocken tanzen,
Jede Schwalbe ſucht das Haus,
Nur der Pfarrer unerſchrocken
Segelt in den Sturm hinaus.
Nicht zum beſten ſind die Pfade,
Aber leidlich würd' es ſein,
Trüg' er unter ſeinem Mantel
Nicht die Aepfel und den Wein.

Ach ihm iſt ſo wohl zu Muthe,
Daß dem kranken Zimmermann
Er die längſt gegönnte Gabe
Endlich einmal bieten kann.
Immer muß er heimlich lachen,
Wie die Anne Aepfel las,
Und wie er den Wein ſtipitzte,
Während ſie im Keller ſaß.

Längs des Teiches ſieh ihn flattern,
Wie er rudert, wie er ſtreicht,
Kann den Mantel nimmer zwingen
Mit den Fingern ſtarr und feucht.
Oefters aus dem trüben Auge
Eine kalte Zähre bricht,
Wehn ihm ſeine grauen Haare
Spinnenwebig um's Geſicht.

Doch Gottlob! da iſt die Hütte,
Und nun öffnet ſich das Haus,
Und nun keuchend auf der Tenne
Schüttet er die Federn aus.
Ach wie freut der gute Pfarrer
Sich am blanken Feuerſchein!
Wie geſchäftig ſchenkt dem Kranken
Er das erſte Gläschen ein.

Setzt ſich an des Lagers Ende,
Stärkt ihm beſtens die Geduld,
Und von ſeinen frommen Lippen
Einfach fließt das Wort der Huld.
Wenn die abgezehrten Hände
Er ſo feſt in ſeine ſchließt,
Anders fühlt ſich dann der Kranke,
Meint, daß gar nichts ihn verdrießt

Mit der Einfalt, mit der Liebe
Schmeichelt er die Seele wach,
Kann an jedes Herz ſich legen,
Sei es kraftvoll oder ſchwach.
Aber draußen will es dunkeln,
Draußen tröpfelt es vom Dach; —
Lange ſehn ihm nach die Kinder,
Und der Kranke ſeufzt ihm nach.

Freitag.

Zu denken in geſtandnen Tagen
Der Sorge, die ſo treulich ſann,
Der Liebe, die ihn einſt getragen,
Wohl ziemt es jedem Ehrenmann.
Am Lehrer alt, am Schüler mild
Magſt du nicht ſelten es gewahren;
Und ſind ſie beide grau von Haaren,
Um deſto werther iſt das Bild.

Zu meiſt dem Prieſter wird beſchieden
Für frühe Treue dieſer Lohn;
Nicht einſam iſt des Alters Frieden,
Der Zögling bleibt ſein lieber Sohn.
Ja was erſtarrt im Lauf der Zeit,
Und wehrt dem Neuen einzudringen,
Des Herzens ſteife Flechten ſchlingen
Sich feſter um Vergangenheit.

So läßt ein wenig Putz gefallen
Sich heut' der gute Pfarrer gern,
Das ſpan'ſche Rohr, die Silberſchnallen,
Denn heute geht's zum jungen Herrn.
Der mag in reifen Jahren ſtehn,
Da ihn erwachſ'ne Kinder ehren,
Allein das kann den Pfarr' nicht ſtören,
Der ihn vor Zeiten klein geſehn.

Still wandelnd durch des Parkes Linden,
In deren Schutz das Veilchen blüht,
Der Alte muß es freundlich finden,
Daß man ſo gern ihn Freitags ſieht;
Er weiß, dem Junker ſind noch friſch
Die lieben längſt entſchwundnen Zeiten,
Und ſeines Lehrers ſchwache Seiten,
Ein Gläschen Wein, ein guter Fiſch.

Schon tritt er in des Thores Halle;
Da, wie aus reifem Erbſenbeet
Der Spatzenſchaar, ſo hinterm Walle
Hervor es flattert, lacht und kräht;
Der kleinen Junker wilde Schaar,
Die ſtill gelauſcht im Mauerbogen,
Und nun den Pfarrer ſo betrogen,
So überrumpelt ganz und gar.

Das ſtürmt auf ihn von allen Seiten,
Das klammert überall ſich an;
Fürwahr, mühſelig muß er ſchreiten,
Der müde und geduld'ge Mann.
Jedoch er hat ſie allzu gern,
Die ihn ſo unbarmherzig plagen,
Und faſt zu viel läßt er ſie wagen,
Die junge Brut des jungen Herrn.

Wie dann des Hauſes Wirth ſich freute,
Der Mann mit früh ergrautem Haar,
Nicht wich von ſeines Lehrers Seite,
Und rückwärts ging um dreißig Jahr;
Wie er in alter Zeiten Bann
Nur flüſternd ſprach nach Schüler Weiſe,
Man ſieht es an und lächelt leiſe,
Doch mit Vergnügen ſieht man's an.

Und ſpäter beim Spazierengehen
Die beiden hemmen oft den Schritt,
Nach jeder Blume muß man ſehen,
Und manche Pflanze wandert mit.
Der Eine iſt des Amtes baar,
Nichts hat der Andre zu regieren;
Sie gehn auf's Neu' botaniſiren,
Der Theolog und ſein Scholar.

Doch mit dem Abend naht das Scheiden,
Man ſchiebt es auf, doch kommt's heran,
Die Kinder wollen's gar nicht leiden.
Am Fenſter ſteht der Edelmann
Und ſpinnt noch lange, lange aus
Viel farb'ger Bilder bunt' Gezwirne;
Dann fährt er über ſeine Stirne,
Und athmet auf und iſt zu Haus.

Samstag.

Wie funkeln hell die Sterne,
Wie dunkel ſcheint der Grund,
Und aus des Teiches Spiegel
Steigt dort der Mond am Hügel
Grad' um die elfte Stund'.

Da hebt vom Predigthefte
Der müde Pfarrer ſich;
Wohl war er unverdroſſen,
Und endlich iſt's geſchloſſen,
Mit langem Federſtrich.

Nun öffnet er das Fenſter,
Er trinkt den milden Duft,
Und ſpricht: „Wer ſollt' es ſagen,
Noch Schnee vor wenig Tagen,
Und dies iſt Maienluft.“

Die ſtrahlende Rotunde
Sein ernſter Blick durchſpäht,
Schon will der Himmelswagen
Die Deichſel abwärts tragen.
„Ja, ja, es iſt ſchon ſpät!“

Und als dies Wort geſprochen,
Es fällt dem Pfarrer auf,
Als müßt' er eben deuten
Auf ſich der ganz zerſtreuten,
Argloſen Rede Lauf.

Nie ſchien er ſich ſo hager,
Nie fühlt' er ſich ſo alt,
Als ſeit er heut begraben
Den langen Moriz Raben,
Den Förſter dort vom Wald.

Am gleichen Tag geboren,
Getauft am gleichen Tag!
Das iſt ein ſeltſam Weſen,
Und läßt uns deutlich leſen,
Was wohl die Zeit vermag!

Der Nacht geheimes Funkeln,
Und daß ſich eben muß,
Wie Mondesſtrahlen ſteigen,
Der friſche Hügel zeigen,
Das Kreuz an ſeinem Fuß:

Das macht ihn ganz beklommen,
Den ſehr betagten Mann,
Er ſieht den Flieder ſchwanken,
Und längs des Hügels wanken
Die Schatten ab und an.

Wie oft ſprach nicht der Todte
Nach ſeiner Weiſe kühn:
„Herr Pfarr', wir alten Knaben,
Wir müſſen ſachte traben,
Die Kirchhofsblumen blühn."

„So mögen ſie denn blühen!"
Spricht ſanft der fromme Mann;
Er hat ſich aufgerichtet,
Sein Auge, mild umlichtet,
Schaut feſt den Aether an.

„Haſt du geſandt ein Zeichen
Durch meinen eignen Mund,
Und willſt mich gnädig mahnen
An unſer Aller Ahnen
Uralten ew'gen Bund;"

„Nicht läſſig ſollſt du finden
Den der dein Siegel trägt,
Doch nach dem letzten Sturme“ —
Da eben ſummt's vom Thurme
Und Zwölf die Glocke ſchlägt. —

„Ja, wenn ich bin entladen
Der Woche Laſt und Pein,
Dann führe, Gott der Milde,
Das Werk nach deinem Bilde
In deinen Sonntag ein.“

Aus: Die Krähen.

Heiß, heiß der Sonnenbrand
Drückt vom Zenith herunter,
Weit, weit der gelbe Sand
Zieht ſein Geſtäube drunter;
Nur wie ein grüner Strich
Am Horizont die Föhren;
Mich dünkt, man müßt' es hören,
Wenn nur ein Kranker ſchlich.

Der blaſſe Aether ſiecht,
Ein Ruhen rings, ein Schweigen,
Dem matt das Ohr erliegt;
Nur an der Düne ſteigen
Zwei Fichten, dürr, ergraut —
Wie Trauernde am Grabe —
Wo einſam ſich ein Rabe
Die rupp'gen Federn kraut.

Da zieht's in Weſten ſchwer
Wie eine Wetterwolke,
Kreiſt um die Föhren her
Und fällt am Haidekolke;
Und wieder ſteigt es dann,
Es flattert und es ächzet,
Und immer näher krächzet
Das Galgenvolk heran.

Recht, wo der Sand ſich dämmt,
Da lagert es am Hügel;
Es badet ſich und ſchwemmt,
Stäubt Aſche durch die Flügel,
Bis jede Jeder grau;
Dann raſten ſie im Bade,
Und horchen der Suade
Der alten Krähenfrau,

Die ſich im Sande reckt,
Das Bein lang ausgeſchoſſen,
Ihr eines Aug' gefleckt,
Das andre iſt geſchloſſen;
Zweihundert Jahr und mehr
Gehetzt mit allen Hunden,
Schnarrt ſie nun ihre Kunden
Dem jungen Volke her:

„Ja, ritterlich und kühn all ſein Gebahr!
Wenn er ſo herſtolzirte vor der Schaar,
Und ließ ſein bäumend Roß ſo drehn und ſchwenken,
Da mußt' ich immer an Sanct Görgen denken,
Den Wettermann, der — als am Schlot ich ſaß,
Ließ mir die Sonne auf den Rücken brennen —
Vom Wind getrillt mich ſchlug ſo hart, daß baß
Ich es dem alten Raben möchte gönnen,
Der dort von ſeiner Hopfenſtange ſchaut,
Als ſei ein Baum er, und wir andern Kraut! —

„Kühn war der Halberſtadt, das iſt gewiß!
Wenn er die Braue zog, die Lippe biß,
Dann ſtanden ſeine Landsknecht' auf den Füßen.
Wie Speere, ſolche Blicke konnt' er ſchießen.
Einſt brach ſein Schwert, er riß die Kuppel los,
Stieß mit der Scheide einen Mann vom Pferde.
Ich war nur immer froh, daß flügellos,
Ganz ſonder Witz der Menſch geboren werde:
Denn nie hab' ich geſehn, daß aus der Schlacht
Er eine Leber nur bei Seit' gebracht.

„An einem Sommertag, — heut ſind es grad'
Zweihundert fünfzehn Jahr, es lief die Schnat
Am Damme drüben damals bei den Föhren —
Da konnte man ein friſch' Drometen hören,
Ein Schwerterklirren und ein Feldgeſchrei,
Nabſchlagen ſah man Reuter von den Roſſen,
Und die Kanone fuhr ihr Hirn zu Brei;
Entlang die Gleiſe iſt das Blut gefloſſen,
Granat und Wachtel liefen kunterbunt
Wie junge Kibitze am ſand'gen Grund.

„Ich ſaß auf einem Galgen, wo das Bruch
Man überſchauen konnte recht mit Fug;
Dort an der Schnat hat Halberſtadt geſtanden,
Mit ſeinem Sehrohr ſtreifend durch die Banden,
Hat ſeinen Stab geſchwungen ſo und ſo;
Und wie er ſchwenkte, zogen die Soldaten —
Da plötzlich aus den Mörſern fuhr die Loh',
Es knallte, daß ich bin zu Fall gerathen;
Und als kopfüber ich vom Galgen ſchoß,
Da pfiff der Halberſtadt davon zu Roß.

„Mir ſtieg der Rauch in Ohr und Kehl', ich ſchwang
Mich auf, und nach der Qualm in Strömen drang;
Entlang die Haide fuhr ich mit Gekrächze.
Am Grunde, welch' Geſchrei, Geſchnaub', Geächze!

Die Roſſe wälzten ſich und zappelten,
Todtwunde zuckten auf, Landsknecht' und Reuter
Knirſchten den Sand, da näher trappelten
Schwadronen, manche krochen winſelnd weiter,
Und mancher hat noch einen Stich verſucht,
Als über ihn der Baier weggeflucht.

„Noch lange haben ſie getobt, geknallt,
Ich hatte mich geflüchtet in den Wald;
Doch als die Sonne färbt' der Föhren Spalten,
Ha welch' ein köſtlich Mahl ward da gehalten!
Kein Geier ſchmauſt', kein Weihe je ſo reich!
In achtzehn Schwärmen fuhren wir herunter,
Das gab ein Hacken, Picken, Leich' auf Leich' —
Allein der Halberſtadt war nicht darunter:
Nicht kam er heut', noch ſonſt mir zu Geſicht,
Wer ihn gefreſſen hat ich weiß es nicht."

Auguſt Heinrich Hoffmann (von Fallersleben),

geb. in dem Hannoverſchen Dorfe Fallersleben 2. April 1798, 1830 Profeſſor der deutſchen Sprache und Literatur zu Breslau, 1842 wegen Herausgabe ſeiner „Unpolitiſchen Lieder“ dieſes Amtes entſetzt, lebt als Bibliothekar zu Corvey in Weſtfalen.

Im Roſenbuſch die Liebe ſchlief.

Im Roſenbuſch die Liebe ſchlief,
Der Frühling kam, der Frühling rief;
Die Liebe hört's, die Lieb' erwacht,
Schaut aus der Knosp' hervor und lacht,
Und denkt, zu zeitig möcht's halt ſein,
Und ſchläft dann ruhig wieder ein.

Der Frühling aber läßt nicht nach,
Er küßt ſie jeden Morgen wach;
Er koſt mit ihr von früh bis ſpat,
Bis ſie ihr Herz geöffnet hat,
Und ſeine heiße Sehnſucht ſtillt
Und jeden Sonnenblick vergilt.

Chriſtian Friedrich Scheerenberg,

geb. 1798 zu Stettin, lebt in Berlin.

— Berlin; A. W. Hahns Erben. —

Die beiden Reiter.

Es ſchlief ein Reiter mit ſeinem Roß,
Und als es begann zu tagen,
Da ſchirrt' er auf, in den Sattel er ſchoß,
Wohl auf in den Tag zu jagen;
Und kalt und ſchweigend hinter ihm d'rauf
Schirrt noch ein Reiter das Rößlein auf.

Und ſorglos tummelt der erſte ſich hin,
Dem roſigen Morgen entgegen,
Ohn' Zaum und Zügel hinaus zu ziehn,
Wie's luſtigem Renner gelegen;
Der zweite ſpurlos hinter ihm her,
Wie wenn er die Spur des erſten wär'.

Der luſtige Vordermann ſah ihn nicht,
Aufjauchzend in Jubel und Wonnen,
Es tanzten vor ſeinem muntern Geſicht
Nur goldne Wolken und Sonnen;
Der Stille meint: „Du wirſt mich ſehn,
Wird erſt die Sonne hinter dir ſtehn.“

Und als die Sonne hinter ihm ſtand,
Und die roſigen Wolken verflogen,
Da hat er den Schatten des Stillen erkannt,
Vor den Hufſchlag düſter gezogen;
Und ſchwer und ſchwerer blickt er ihn an,
Und um das Tummeln da war's gethan.

Die Zügel faßt er mit ſorglicher Hand,
Dem Schatten da möcht' er entgehen,
Doch hat er den Renner nimmer gewandt,
Den Mann des Schattens zu ſehen.
Verſtohlen lenkt er in wechſelndem Schritt,
Doch wie er lenket, der Mann lenkt mit.

Und wie er ſpornt, Berg auf und ab,
Den Hintermann will's nicht ermatten,
Und tiefer ſinket die Sonne herab,
Und höher wachſen die Schatten;
Es fröſtelt den flüchtigen Reitersmann,
Und matter ſetzt er die Sporen an.

Und matter der Renner, und ſtumpf und müd',
Wie des Reiters Künſte auch treiben,
Als ob ihn der Hintermann rückwärts zieht,
Bis Reiter und Roß ſtehn bleiben.
Zum Abendroth ſchauet er heiß hinan,
Kalt über ihn reitet der Hintermann.

Oſtermorgen.

Ich ſang den Freunden Frühlingslieder,
Sie zogen aus auf blum'gen Pfad
Und brachten froh vom Zuge wieder
Mir eine Lerche aus der Saat.

Universitäts Bibliothek Leipzig

Mir eine Lerche, die gefangen?
Des Sängers Qual als Sanges Lohn?
Wie, ſeid ihr in den Lenz gegangen,
Daß heim ihr bringt mir dieſen Hohn?

Die Hand, die aus verborgner Saite
Entfeſſelt das gefangne Lied,
Daß frei es wandre in die Weite,
Die bannt dich nicht, befiedert' Lied!

Ein freier Geiſt kamſt du hernieder,
Und heilig Gaſtrecht ſoll dir ſein,
Und frei aus Sängers Händen wieder
Zieh' du in deine Himmel ein! —

Und wie vom warmen Neſt geborgen,
Trug zu der Saat ſie meine Hand;
Es war am heil'gen Oſtermorgen,
Wo der begrabne Gott erſtand.

Wir Sänger zogen ſtill ſelbander;
Noch dämmerte der heil'ge Tag,
Die Herzen ſchlugen in einander,
Ich maß den Schritt nach ihrem Schlag.

Mir war, als ob ein Tempel werde;
Aufſtiegen um mich Säulen grau,
Noch dunkel ſchlief die Saat der Erde,
Hoch über mir die Kuppel blau.

Vor mir erglomm die Morgenröthe,
Geläute wehte nah und fern:
Mir war's, wir traten zum Gebete
Hin vor das Angeſicht des Herrn.

„Du Vöglein, ſingſt, das iſt das deine,“
Hub leiſe ich zur Lerche an,
„Ich geb' dich frei, das iſt das meine;
Ein Jeder bete, wie er kann.“

Und wie Gott über Land und Meere
Aufthut die weite Segenshand,
So that auch ich zu ſeiner Ehre
Auf ſeine ſchwache Menſchenhand.

Da ſchwoll zum Licht auf und ſchwoll nieder
Der tauſendſtimmig — ein'ge Klang:
Der Schöpfung Auferſtehungslieder,
Ihr Oſtern-Hallelujaſang.

„Stimm ein!“ rief ich; „zu Gottes Ehren
Sing', freie Lerche, deinen Sang!“
Sie ſang — ein Ton — ich werd' ihn hören
Mein ganzes, ganzes Leben lang.

Auguſt Kopiſch,

geb. 26. Mai 1799 zu Breslau, wurde in ſeiner Abſicht ſich zum Maler auszubilden durch eine Verletzung der rechten Hand verhindert, ging ſpäter nach Wien, dann nach Italien, insbeſondere Neapel, wo er im vertrauten Umgange mit Platen lebte, entdeckte als fertiger Schwimmer die blaue Grotte auf Capri, ging 1828 nach Deutſchland zurück, und lebte mit einem Jahrgehalt und dem Titel als Profeſſor zu Berlin, ſpäter zu Potsdam, und ſtarb 6. Februar 1853.

— Geſammelte Werke. Berlin, Weidmanniſche Buchhandlung. —

Der Nöck.

Es tönt des Nöcken Harfenſchall:
Da ſteht der wilde Waſſerfall,
Umſchwebt mit Schaum und Wogen
Den Nöck im Regenbogen;
Die Bäume neigen
Sich tief und ſchweigen,
Und athmend horcht die Nachtigall. —

„O Nöck, was hilft das Singen dein?
Du kannſt ja doch nicht ſelig ſein!
Wie kann dein Singen taugen?“ —
Der Nöck erhebt die Augen,
Sieht an die Kleinen,
Beginnt zu weinen . . .
Und ſenkt ſich in die Fluth hinein.

Da rauſcht und brauſt der Waſſerfall,
Hoch fliegt hinweg die Nachtigall;
Die Bäume heben mächtig
Die Häupter grün und prächtig!
O weh, es haben
Die wilden Knaben
Den Nöck betrübt im Waſſerfall!

„Komm wieder, Nöck, du ſingſt ſo ſchön!
Wer ſingt, kann in den Himmel gehn!
Du wirſt, mit deinem Klingen,
Zum Paradieſe dringen!
O komm, es haben
Geſcherzt die Knaben:
Komm wieder, Nöck, und ſinge ſchön!“

Da tönt des Nöcken Harfenſchall,
Und wieder ſteht der Waſſerfall,
Umſchwebt mit Schaum und Wogen
Den Nöck im Regenbogen,
Die Bäume neigen
Sich tief und ſchweigen,
Und athmend horcht die Nachtigall.

Es ſpielt der Nöck und ſingt mit Macht
Von Meer und Erd' und Himmelspracht!
Mit Singen kann er lachen
Und ſelig weinen machen! —
Der Wald erbebet,
Die Sonn' entſchwebet . . .
Er ſingt bis in die Sternennacht.

Der Trompeter.

Wenn dieſer Siegesmarſch in das Ohr mir ſchallt,
Kaum halt' ich da die Thränen mir zurück mit Gewalt.
Mein Kamerad der hat ihn geblaſen in der Schlacht,
Auch ſchönen Mädchen oft als ein Ständchen gebracht;
Auch zuletzt, auch zuletzt in der grimmigſten Noth
Erſcholl er ihm vom Munde, bei ſeinem jähen Tod.
Das war ein Mann von Stahl, ein Mann von echter Art;
Gedenk' ich ſeiner, rinnet mir die Thrän' in den Bart.
Herr Wirth, noch einen Krug von dem feurigſten Wein!
Soll meinem Freund zur Ehr', ja zur Ehr' getrunken ſein.

Wir hatten muſicirt in der Frühlingsnacht
Und kamen zu der Elbe, wie das Eis ſchon erkracht';
Doch ſchritten wir mit Lachen darüber unverwandt,
Ich trug das Horn und er die Trompet' in der Hand.
Da erknarrte das Eis, und es bog, und es brach,
Ihn riß der Strom von dannen, wie der Wind ſo jach!
Ich konnt' ihn nimmermehr erreichen mit der Hand,
Ich mußte ſelbſt mich retten mit dem Sprung auf den Sand:
Er aber trieb hinab, auf die Scholle geſtellt,
Und rief: „Nun geht die Reiſ' in die weite, weite Welt!“

Drauf ſetzt' er die Trompet' an den Mund und ſchwang
Den Schall, daß rings der Himmel und die Erde erklang.
Er ſchmetterte gewaltig mit vollem Mannesmuth,
Als gält' es eine Jagd mit dem Eis in der Fluth.
Er trompetete klar, er trompetete rein,
Als ging's mit Vater Blücher nach Paris hinein!
Da donnerte das Eis, die Scholle ſie zerbrach,
Und wurde eine bange, bange Stille danach . . . .
Das Eis verging im Strom und der Strom in dem Meer —
Wer bringt mir meinen Kriegskameraden wieder her?

Blücher am Rhein.

Die Heere blieben am Rheine ſtehn:
Soll man hinein nach Frankreich gehn?
Man dachte hin und wieder nach,
Allein der alte Blücher ſprach:
„Generalkarte her!
Nach Frankreich gehn iſt nicht ſo ſchwer.
Wo ſteht der Feind?“ — „„Der Feind? — dahier!““ —
„Den Finger drauf! den ſchlagen wir!
Wo liegt Paris?“ — „„Paris? — dahier!““
„Den Finger drauf! das nehmen wir!
Nun ſchlagt die Brücken über'n Rhein,
Ich denke, der Champagnerwein
Wird, wo er wächſt, am beſten ſein!“

Hiſtorie von Noah.

Als Noah aus dem Kaſten war,
Da trat zu ihm der Herre dar;
Der roch des Noäh Opfer fein,
Und ſprach: „Ich will dir gnädig ſein,
Und weil du ein ſo frommes Haus,
So bitt' dir ſelbſt die Gnaden aus.“

Der Noah ſprach: „Ach lieber Herr,
Das Waſſer ſchmeckt mir garnicht ſehr,
Dieweil darin erſäufet ſind
All' ſündhaft Vieh und Menſchenkind;
Drum möcht ich armer, alter Mann,
Ein anderweit Getränke han!“ —

Da griff der Herr ins Paradies,
Und gab ihm einen Weinſtock ſüß:
Und ſprach: „Den ſollt Du pflegen ſehr!“
Und gab ihm guten Rath und Lehr,
Und wies ihm Alles ſo und ſo,
Der Noah ward ohn' Maßen froh.

Und rief zuſammen Weib und Kind,
Darzu ſein ganzes Hausgeſind,
Pflanzt Weinberg rings um ſich herum;
Der Noah war fürwahr nicht dumm!
Baut Keller dann und preßt den Wein,
Und füllt ihn gar in Fäſſer ein.

Der Noah war ein frommer Mann,
Stach ein Faß nach dem andern an
Und trank es aus zu Gottes Ehr':
Das macht' ihm eben kein Beſchwer.
Er trank, nachdem die Sündfluth war,
Dreihundert noch und fünfzig Jahr.

Nützliche Lehre.

Ein kluger Mann hieraus erſicht,
Daß Weins Genuß ihm ſchadet nicht,
Und item, daß ein guter Chriſt
In Wein niemalen Waſſer gießt:
Dieweil darin erſäufet ſind,
All ſündhaft Vieh und Menſchenkind.

Coeur-König.

Coeur-König fragt einmal ſo im Parliren
Seinen Herrn Miniſter:
Wie man das Volk wohl könne melioriren?
Es gäb' ſo viel Philiſter, ſo viel Philiſter, ſo viel Philiſter!
Da ging der Herr Miniſter,
Nahm Bücher und Regiſter,
Klappt auf und zu, wend't um und um,
Schreibt blind ſich, hockt ſich lahm und krumm,
Beſpricht es laut, bedenkt es ſtumm,
Und wird zuletzt mehr dumm wie dumm, mehr dumm wie
dumm! . . . (ad libitum.)

Da trat der luſt'ge Rath recht mit Manieren
Her und ſprach mit Lachen:
„Herr König, ließ't ihr mich einmal regieren,
Wollt' Euch das Ding ſchon machen, das Ding ſchon machen, das Ding ſchon machen!“
Coeur-König ſprach: „„Nun ſage
Wie brächteſt Du's zu Tage?““ —
„Ich nähm' zuerſt den Zoll vom Wein,
Kommt er umſonſt in's Maul hinein,
So ſingt das Volk und macht ſich fein, und macht ſich fein, und macht ſich fein! . . . (ad libitum.)

„Wein und Geſang, weg ſind da die Philiſter
Sammt den Unglücksunken!“
„„Still Narr,““ begann mit Ernſt der Herr Miniſter,
„„So wird das Land vertrunken, das Land vertrunken, das Land vertrunken!““
Coeur-König ſprach: „„Miniſter,
Ihr ſeid ein Erzphiliſter.
Der Narr hat Recht,
Geſang und Wein,
Sie ſollen frei heraus, herein!““
Da ſang, was ſingen konnte, ſein:
Coeur-König ſoll Herz-König ſein, Herz-König ſein, Herz-König ſein! . . . (ad libitum.)

Heinrich Heine,

12. Dezember 1799 zu Düſſeldorf von jüdiſchen Eltern geboren, widmete ſich erſt dem Kaufmannsſtande, ſtudirte dann zu Bonn, Berlin und Göttingen die Rechte, trat 1825 zum Chriſtenthum über, und lebte ſeit 1831 zu Paris, wo er ſich mit einer Franzöſin verheirathete und nach vieljährigem ſchmerzlichen Krankenlager am 16. Februar 1856 ſtarb.

— Buch der Lieder (zuerſt 1827). — Neue Gedichte. — Romanzero. — Letzte Gedichte. Band 18 der ſämmtlichen Werke. — Letzte Gedichte und Gedanken. — Sämmtlich Hamburg, Hoffmann und Campe. —

I.

Aus dem: Buch der Lieder (1827).

Die Grenadiere.

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Rußland gefangen.
Und als ſie kamen in's deutſche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.

Da hörten ſie beide die traurige Mär':
Daß Frankreich verloren gegangen,
Beſiegt und zerſchlagen das große Heer, —
Und der Kaiſer, der Kaiſer gefangen.

Da weinten zuſammen die Grenadier'
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der Eine ſprach: „Wie weh wird mir,
Wie brennt meine alte Wunde!“

Der Andre ſprach: „Das Lied iſt aus,
Auch ich möcht' mit dir ſterben,
Doch hab' ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben."

„Was ſcheert mich Weib, was ſcheert mich Kind,
Ich trage weit beſſres Verlangen;
Laß ſie betteln gehn, wenn ſie hungrig ſind, —
Mein Kaiſer, mein Kaiſer gefangen!

Gewähr mir, Bruder, eine Bitt':
Wenn ich jetzt ſterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab' mich in Frankreichs Erde.

Das Ehrenkreuz am rothen Band
Sollſt du auf's Herz mir legen;
Die Flinte gieb mir in die Hand,
Und gürt' mir um den Degen.

So will ich liegen und horchen ſtill,
Wie eine Schildwach, im Grabe,
Bis einſt ich höre Kanonengebrüll,
Und wiehernder Roſſe Getrabe.

Dann reitet mein Kaiſer wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen;
Dann ſteig' ich gewaffnet hervor aus dem Grab, —
Den Kaiſer, den Kaiſer zu ſchützen!"

Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten,
Daß ich ſo traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft iſt kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendſonnenſchein.

Die ſchönſte Jungfrau ſitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geſchmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldnes Haar.

Sie kämmt es mit goldenem Kamme
Und ſingt ein Lied dabei,
Das hat eine wunderſame
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er ſchaut nicht die Felſenriffe,
Er ſchaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verſchlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lore-Ley gethan.

Im Rhein, im heiligen Strome,
Da ſpiegelt ſich in den Well'n,
Mit ſeinem großen Dome
Das große, heilige Köln.

Im Dom da ſteht ein Bildniß,
Auf goldenem Leder gemalt;
In meines Lebens Wildniß
Hat's freundlich hineingeſtrahlt.

Es ſchweben Blumen und Englein
Um unſre liebe Frau;
Die Augen, die Lippen, die Wänglein,
Die gleichen der Liebſten genau.

Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht,
Ewig verlornes Lieb! ich grolle nicht.
Wie du auch ſtrahlſt in Diamantenpracht,
Es fällt kein Strahl in deines Herzens Nacht.

Das weiß ich längſt. Ich ſah dich ja im Traum,
Und ſah die Nacht in deines Herzens Raum,
Und ſah die Schlang', die dir am Herzen frißt,
Ich ſah, mein Lieb, wie ſehr du elend biſt.

Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen Andern erwählt;
Der Andre liebt eine Andre,
Und hat ſich mit dieſer vermählt.

Das Mädchen heirathet aus Aerger
Den erſten beſten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen;
Der Jüngling iſt übel dran.

Es iſt eine alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie immer neu;
Und wem ſie juſt paſſiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

Wir ſaßen am Fiſcherhauſe,
Und ſchauten nach der See;
Die Abendnebel kamen,
Und ſtiegen in die Höh'.

Im Leuchtthurm wurden die Lichter
Allmählich angeſteckt,
Und in der weiten Ferne
Ward noch ein Schiff entdeckt.

Wir ſprachen von Sturm und Schiffbruch,
Vom Seemann und wie er lebt,
Und zwiſchen Himmel und Waſſer,
Und Angſt und Freude ſchwebt.

Wir ſprachen von fernen Küſten,
Vom Süden und vom Nord,
Und von den ſeltſamen Menſchen,
Und ſeltſamen Sitten dort.

Am Ganges duftet's und leuchtet's
Und Rieſenbäume blühn;
Und ſchöne, ſtille Menſchen
Vor Lotosblumen knie'n.

In Lappland ſind ſchmutzige Leute,
Plattköpfig, breitmäulig und klein;
Sie kauern um's Feuer, und backen
Sich Fiſche, und quäken und ſchrei'n.

Die Mädchen horchten ernſthaft,
Und endlich ſprach Niemand mehr;
Das Schiff war nicht mehr ſichtbar,
Es dunkelte gar zu ſehr.

Das Meer erglänzte weit hinaus,
Im letzten Abendſcheine;
Wir ſaßen am einſamen Fiſcherhaus,
Wir ſaßen ſtumm und alleine.

Der Nebel ſtieg, das Waſſer ſchwoll,
Die Möve flog hin und wieder;
Aus deinen Augen, liebevoll,
Fielen die Thränen nieder.

Ich ſah ſie fallen auf deine Hand,
Und bin auf's Knie geſunken;
Ich hab' von deiner weißen Hand
Die Thränen fortgetrunken.

Seit jener Stunde verzehrt ſich mein Leib,
Die Seele ſtirbt vor Sehnen; —
Mich hat das unglückſel'ge Weib
Vergiftet mit ihren Thränen.

Am fernen Horizonte
Erſcheint, wie ein Nebelbild,
Die Stadt mit ihren Thürmen,
In Abenddämmrung gehüllt.

Ein feuchter Windzug kräuſelt
Die graue Waſſerbahn;
Mit traurigem Takte rudert
Der Schiffer in meinem Kahn.

Die Sonne hebt ſich noch einmal
Leuchtend vom Boden empor,
Und zeigt mir jene Stelle,
Wo ich das Liebſte verlor.

Du biſt wie eine Blume,
So hold und ſchön und rein;
Ich ſchau' dich an, und Wehmuth
Schleicht mir in's Herz hinein.

Mir iſt, als ob ich die Hände
Auf's Haupt dir legen ſollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und ſchön und hold.

Ueber die Berge ſteigt ſchon die Sonne,
Die Lämmerheerde läutet fern;
Mein Liebchen, mein Lamm, meine Sonne und Wonne,
Noch einmal ſäh' ich dich gar zu gern!

Ich ſchaue hinauf mit ſpähender Miene —
Leb' wohl, mein Kind, ich wandre von hier!
Vergebens! Es regt ſich keine Gardine; —
Sie liegt noch und ſchläft, und träumt von mir.

II.

Aus den Neuen Gedichten (1844).

Ach, ich ſehne mich nach Thränen,
Liebesthränen, ſchmerzensmild,
Und ich fürchte, dieſes Sehnen
Wird am Ende noch erfüllt.

Ach, der Liebe ſüßes Elend
Und der Liebe bittre Luſt
Schleicht ſich wieder himmliſch quälend,
In die kaum geneſ'ne Bruſt.

Durch den Wald im Mondenſcheine
Sah ich jüngſt die Elfen reuten;
Ihre Hörner hört' ich klingen,
Ihre Glöcklein hört' ich läuten.

Ihre weißen Rößlein trugen
Güldnes Hirſchgeweih und flogen
Raſch dahin; wie wilde Schwäne
Kam es durch die Luft gezogen.

Lächelnd nickte mir die Kön'gin,
Lächelnd, im Vorüberreuten.
Galt das meiner neuen Liebe,
Oder ſoll es Tod bedeuten?

Leiſe zieht durch mein Gemüth
Liebliches Geläute.
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling' hinaus in's Weite.

Kling' hinaus, bis an das Haus,
Wo die Blumen ſprießen.
Wenn du eine Roſe ſchauſt,
Sag', ich laß ſie grüßen.

In meinen Tagesträumen,
In meinem nächtlichen Wachen,
Stets klingt mir in der Seele
Dein allerliebſtes Lachen.

Denkſt du noch Montmorencis,
Wie du auf dem Eſel ritteſt,
Und von dem hohen Sattel
Hinab in die Diſteln glitteſt?

Der Eſel blieb ruhig ſtehen,
Fing an die Diſteln zu freſſen —
Dein allerliebſtes Lachen
Werde ich nie vergeſſen.

In meiner Erinn'rung erblühen
Die Bilder, die längſt verwittert —
Was iſt in deiner Stimme,
Das mich ſo tief erſchüttert?

Sag' nicht, daß du mich liebſt!
Ich weiß, das Schönſte auf Erden,
Der Frühling und die Liebe,
Es muß zu Schanden werden.

Sag' nicht, daß du mich liebſt!
Und küſſe nur und ſchweige,
Und lächle, wenn ich dir morgen
Die welken Roſen zeige.

Es ragt in's Meer der Runenſtein,
Da ſitz' ich mit meinen Träumen,
Es pfeift der Wind, die Möven ſchrei'n,
Die Wellen, die wandern und ſchäumen.

Ich habe geliebt manch' ſchönes Kind
Und manchen guten Geſellen —
Wo ſind ſie hin? Es pfeift der Wind,
Es ſchäumen und wandern die Wellen.

Begegnung.

Wohl unter der Linde erklingt die Muſik,
Da tanzen die Burſche und Mädel,
Da tanzen zwei, die Niemand kennt,
Sie ſchau'n ſo ſchlank und edel.

Sie ſchweben auf, ſie ſchweben ab,
In ſeltſamer fremder Weiſe,
Sie lachen ſich an, ſie ſchütteln das Haupt,
Das Fräulein flüſtert leiſe:

„Mein ſchöner Junker, auf Eurem Hut
Schwankt eine Neckenlilie,
Die wächſt nur tief im Meeresgrund —
Ihr ſtammt nicht aus Adams Familie.

„Ihr ſeid der Waſſermann, Ihr wollt
Verlocken des Dorfes Schönen.
Ich hab' Euch erkannt, beim erſten Blick,
An Euren fiſchgrätigen Zähnen."

Sie ſchweben auf, ſie ſchweben ab,
In ſeltſam fremder Weiſe,
Sie lachen ſich an, ſie ſchütteln das Haupt,
Der Junker flüſtert leiſe:

„Mein ſchönes Fräulein, ſagt mir warum
So eiskalt Eure Hand iſt?
Sagt mir, warum ſo naß der Saum
An Eurem weißen Gewand iſt?

„Ich hab Euch erkannt, beim erſten Blick,
An Eurem ſpöttiſchen Knixe —
Du biſt kein irdiſches Menſchenkind,
Du biſt mein Mühmchen, die Nixe."

Die Geigen verſtummen, der Tanz iſt aus,
Es trennen ſich höflich die Beiden.
Sie kennen ſich leider viel zu gut,
Suchen ſich jetzt zu vermeiden.

Ritter Olaf.

1.

Vor dem Dome ſtehn zwei Männer,
Tragen beide rothe Röcke,
Und der Eine iſt der König
Und der Henker iſt der Andre.

Und zum Henker ſpricht der König:
„Am Geſang der Pfaffen merk' ich,
Daß vollendet ſchon die Trauung —
Halt' bereit dein gutes Richtbeil.“

Glockenklang und Orgelrauſchen,
Und das Volk ſtrömt aus der Kirche;
Bunter Feſtzug, in der Mitte
Die geſchmückten Neuvermählten.

Leichenblaß und bang und traurig
Schaut die ſchöne Königstochter;
Keck und heiter ſchaut Herr Olaf
Und ſein rother Mund, der lächelt.

Und mit lächelnd rothem Munde
Spricht er zu dem finſtern König:
„Guten Morgen, Schwiegervater,
Heut iſt Dir mein Haupt verfallen.

„Sterben ſoll ich heut — O, laß mich
Nur bis Mitternacht noch leben,
Daß ich meine Hochzeit feire
Mit Banquett und Fackeltänzen.

„Laß mich leben, laß mich leben,
Bis geleert der letzte Becher,
Bis der letzte Tanz getanzt iſt —
Laß bis Mitternacht mich leben!"

Und zum Henker ſpricht der König:
„Unſerm Eidam ſei gefriſtet
Bis um Mitternacht ſein Leben —
Halt' bereit dein gutes Richtbeil."

2.

Herr Olaf ſitzt beim Hochzeitſchmaus,
Er trinkt den letzten Becher aus.
An ſeine Schulter lehnt
Sein Weib und ſtöhnt —
Der Henker ſteht vor der Thüre.

Der Reigen beginnt, und Herr Olaf erfaßt
Sein junges Weib, und mit wilder Haſt
Sie tanzen, bei Fackelglanz,
Den letzten Tanz —
Der Henker ſteht vor der Thüre.

Die Geigen geben ſo luſtigen Klang,
Die Flöten ſeufzen ſo traurig und bang!
Wer die Beiden tanzen ſieht,
Dem erbebt das Gemüth —
Der Henker ſteht vor der Thüre.

Und wie ſie tanzen im dröhnenden Saal,
Herr Olaf flüſtert zu ſeinem Gemahl:
„Du weißt nicht wie lieb ich dich hab —
So kalt iſt das Grab —“
Der Henker ſteht vor der Thüre.

3.

Herr Olaf es iſt Mitternacht,
Dein Leben iſt verfloſſen!
Du hatteſt eines Fürſtenkinds
In freier Luſt genoſſen.

Die Mönche murmeln das Todtengebet,
Der Mann im rothen Rocke,
Er ſteht mit ſeinem blanken Beil
Schon vor dem ſchwarzen Blocke.

Herr Olaf ſteigt in den Hof hinab,
Da blinken viel Schwerter und Lichter.
Es lächelt des Ritters rother Mund,
Mit lächelndem Munde ſpricht er:

„Ich ſegne die Sonne, ich ſegne den Mond,
Und die Stern', die am Himmel ſchweifen;
Ich ſegne auch die Vögelein,
Die in den Lüften pfeifen.

„Ich ſegne das Meer, ich ſegne das Land,
Und die Blumen auf der Aue;
Ich ſegne die Veilchen, ſie ſind ſo ſanft
Wie die Augen meiner Fraue.

Ihr Veilchenaugen meiner Frau,
Durch Euch verlier' ich mein Leben!
Ich ſegne auch den Hollunderbaum,
Wo Du Dich mir ergeben.

König Harald Harfagar.

Der König Harald Harfagar
Sitzt unten in Meeresgründen,
Bei ſeiner ſchönen Waſſerfee;
Die Jahre kommen und ſchwinden.

Von Nixenzauber gebannt und gefeit,
Er kann nicht leben, nicht ſterben;
Zweihundert Jahre dauert ſchon
Sein ſeliges Verderben.

Des Königs Haupt liegt auf dem Schooß
Der holden Frau, und mit Schmachten
Schaut er nach ihren Augen empor;
Kann nicht genug ſie betrachten.

Sein goldnes Haar ward ſilbergrau,
Es treten die Backenknochen
Geſpenſtiſch hervor aus dem gelben Geſicht,
Der Leib iſt welk und gebrochen.

Manchmal aus ſeinem Liebestraum
Wird er plötzlich aufgeſchüttert;
Denn droben ſtürmt ſo wild die Fluth
Und das gläſerne Schloß erzittert.

Manchmal iſt ihm, als hört' er im Wind
Normannenruf erſchallen;
Er hebt die Arme mit freudiger Haſt,
Läßt traurig ſie wieder fallen.

Manchmal iſt ihm, als hört' er gar
Wie die Schiffer ſingen hier oben,
Und den König Harald Harfagar
Im Heldenliede loben.

Der König ſtöhnt und ſchluchzt und weint
Alsdann aus Herzensgrunde.
Schnell beugt ſich hinab die Waſſerfee
Und küßt ihn mit lachendem Munde.

Nachtgedanken.

Denk ich an Deutſchland in der Nacht,
Dann bin ich um den Schlaf gebracht,
Ich kann nicht mehr die Augen ſchließen
Und meine heißen Thränen fließen.

Die Jahre kommen und vergehn!
Seit ich die Mutter nicht geſehn,
Zwölf Jahre ſind ſchon hingegangen;
Es wächſt mein Sehnen und Verlangen.

Mein Sehnen und Verlangen wächſt.
Die alte Frau hat mich behext,
Ich denke immer an die alte,
Die alte Frau, die Gott erhalte!

Die alte Frau hat mich ſo lieb,
Und in den Briefen, die ſie ſchrieb,
Seh' ich wie ihre Hand gezittert,
Wie tief das Mutterherz erſchüttert.

Die Mutter liegt mir ſtets im Sinn,
Zwölf lange Jahre floſſen hin,
Zwölf lange Jahre ſind verfloſſen,
Seit ich ſie nicht an's Herz geſchloſſen.

Deutſchland hat ewigen Beſtand,
Es iſt ein kerngeſundes Land;
Mit ſeinen Eichen, ſeinen Linden
Werd' ich es immer wiederfinden.

Nach Deutſchland lechzt' ich nicht ſo ſehr,
Wenn nicht die Mutter dorten wär';
Das Vaterland wird nie verderben,
Jedoch die alte Frau kann ſterben.

Seit ich das Land verlaſſen hab',
So viele ſanken dort in's Grab,
Die ich geliebt — wenn ich ſie zähle,
So will verbluten meine Seele.

Und zählen muß ich. — Mit der Zahl
Schwillt immer höher meine Qual,
Mir iſt als wälzten ſich die Leichen
Auf meine Bruſt — Gottlob! ſie weichen!

Gottlob! Durch meine Fenſter bricht
Franzöſiſch heit'res Tageslicht;
Es kommt mein Weib, ſchön wie der Morgen,
Und lächelt fort die deutſchen Sorgen.

Aus: Deutſchland ein Wintermärchen.

Den Paganini begleitete ſtets
Ein Spiritus Familiaris;
Manchmal als Hund, manchmal in Geſtalt
Des ſeligen Georg Harris.

Napoleon ſah einen rothen Mann
Vor jedem wicht'gen Ereigniß.
Socrates hatte ſeinen Dämon,
Das war kein Hirnerzeugniß.

Ich ſelbſt, wenn ich am Schreibtiſch ſaß
Des Nachts, hab ich geſehen
Zuweilen einen vermummten Gaſt
Unheimlich hinter mir ſtehen.

Unter dem Mantel hielt er etwas
Verborgen, das ſeltſam blinkte,
Wenn es zum Vorſchein kam, und ein Beil,
Ein Richtbeil zu ſein mir dünkte.

Er ſchien von unterſetzter Statur,
Die Augen wie zwei Sterne;
Er ſtörte mich im Schreiben nie,
Blieb ruhig ſtehn in der Ferne.

Seit Jahren hatte ich nicht geſehn
Den ſonderbaren Geſellen,
Da fand ich ihn plötzlich wieder hier
In der ſtillen Mondnacht zu Cöllen.

Ich ſchlenderte ſinnend die Straßen entlang,
Da ſah ich ihn hinter mir gehen,
Als ob er mein Schatten wäre, und ſtand
Ich ſtill, ſo blieb er ſtehen.

Blieb ſtehen, als wartete er auf was,
Und förderte ich die Schritte,
Dann folgte er wieder. So kamen wir
Bis auf des Domplatz Mitte.

Es ward mir unleidlich, ich drehte mich um
Und ſprach: Jetzt ſteh' mir Rede,
Was folgſt du mir auf Weg und Steg,
Hier in der nächtlichen Oede?

Ich treffe dich immer in der Stund',
Wo Weltgefühle ſprießen
In meiner Bruſt und durch das Hirn
Die Geiſtesblitze ſchießen.

Du ſiehſt mich an ſo ſtier und feſt —
Steh' Rede: was verhüllſt du
Hier unter dem Mantel, das heimlich blinkt?
Wer biſt du und was willſt du?

Doch jener erwiederte trockenen Tons,
Sogar ein bischen phlegmatiſch:
„Ich bitte dich, exorzire mich nicht,
Und werde nur nicht emphatiſch!

„Ich bin kein Geſpenſt der Vergangenheit,
Kein grabentſtiegener Strohwiſch,
Und von Rhetorik bin ich kein Freund,
Bin auch nicht ſehr philoſophiſch.

„Ich bin von praktiſcher Natur,
Und immer ſchweigſam und ruhig.
Doch wiſſe: was du erſonnen im Geiſt,
Das führ' ich aus, das thu ich.

„Und gehn auch Jahre drüber hin,
Ich raſte nicht, bis ich verwandle
In Wirklichkeit, was du gedacht;
Du denkſt, und ich, ich handle.

„Du biſt der Richter, der Büttel bin ich,
Und mit dem Gehorſam des Knechtes
Vollſtreck' ich das Urtheil, das du gefällt,
Und ſei es ein ungerechtes.

„Dem Conſul trug man ein Beil voran
Zu Rom, in alten Tagen.
Auch du haſt deinen Liktor; doch wird
Das Beil dir nachgetragen.

„Ich bin dein Liktor, und ich geh'
Beſtändig mit dem blanken
Richtbeile hinter dir — ich bin
Die That von deinem Gedanken."

III.

Aus dem Romanzero.

Schlachtfeld bei Haſtings.

Der Abt von Waltham ſeufzte tief,
Als er die Kunde vernommen,
Daß König Harold elendiglich
Bei Haſtings umgekommen.

Zwei Mönche, Asgod und Ailrik genannt,
Die ſchickt er aus als Boten,
Die ſollten ſuchen die Leiche Harold's
Bei Haſtings unter den Todten.

Die Mönche gingen traurig fort
Und kehrten traurig zurücke:
„Hochwürdiger Vater, die Welt iſt uns gram,
Wir ſind verlaſſen vom Glücke.

„Gefallen iſt der beßre Mann,
Es ſiegte der Bankert, der ſchlechte,
Gewappnete Diebe vertheilen das Land
Und machen den Freiling zum Knechte.

„Der lauſigſte Lump aus der Normandie
Wird Lord auf der Inſel der Britten;
Ich ſah einen Schneider aus Bayeux, er kam
Mit goldenen Sporen geritten.

„Weh' dem, der jetzt ein Sachſe iſt!
Ihr Sachſenheilige droben
Im Himmelreich, nehmt euch in Acht,
Ihr ſeid der Schmach nicht enthoben.

„Jetzt wiſſen wir, was bedeutet hat
Der große Komet, der heuer
Blutroth am nächtlichen Himmel ritt,
Auf einem Beſen von Feuer.

„Bei Haſtings in Erfüllung ging
Des Unſterns böſes Zeichen,
Wir waren auf dem Schlachtfeld dort,
Und ſuchten unter den Leichen.

„Wir ſuchten hin, wir ſuchten her,
Bis alle Hoffnung verſchwunden —
Den Leichnam des todten Königs Harold,
Wir haben ihn nicht gefunden.“

Asgod und Ailrik ſprachen alſo;
Der Abt rang jammernd die Hände,
Verſank in tiefe Nachdenklichkeit,
Und ſprach mit Seufzen am Ende:

„Zu Grandelfield am Bardenſtein,
Juſt in des Waldes Mitte,
Da wohnet Edith Schwanenhals,
In einer dürftigen Hütte.

„Man hieß ſie Edith Schwanenhals,
Weil wie der Hals der Schwäne,
Ihr Nacken war; der König Harold,
Er liebte die junge Schöne.

„Er hat ſie geliebt, geküßt und geherzt,
Und endlich verlaſſen, vergeſſen.
Die Zeit verfließt, wohl ſechzehn Jahr'
Verfloſſen unterdeſſen.

„Begebt euch, Brüder, zu dieſem Weib
Und laßt ſie mit euch gehen
Zurück nach Haſtings, der Blick des Weib's
Wird dort den König erſpähen.

„Nach Waltham-Abtei hierher alsdann
Sollt ihr die Leiche bringen,
Damit wir chriſtlich beſtatten den Leib
Und für die Seele ſingen."

Um Mitternacht gelangten ſchon
Die Boten zur Hütte im Walde:
„Erwache, Edith Schwanenhals,
Und folge uns alsbalde!"

„Der Herzog der Normannen hat
Den Sieg davon getragen,
Und auf dem Feld bei Haſtings liegt
Der König Harold erſchlagen.

„Komm' mit nach Haſtings; wir ſuchen dort
Den Leichnam unter den Todten,
Und bringen ihn nach Waltham-Abtei,
Wie uns der Abt geboten."

Kein Wort ſprach Edith Schwanenhals,
Sie ſchürzte ſich geſchwinde
Und folgte den Mönchen, ihr greiſendes Haar,
Das flatterte wild im Winde.

Es folgte barfuß das arme Weib
Durch Sümpfe und Baumgeſtrüppe.
Bei Tagesanbruch gewahrten ſie ſchon
Zu Haſtings die kreidige Klippe.

Der Nebel der das Schlachtfeld bedeckt
Als wie ein weißes Lailich,
Zerfloß allmählig; es flatterten auf
Die Dohlen und krächzten abſcheulich.

Viel tauſend Leichen lagen dort
Erbärmlich auf blutiger Erde,
Nackt ausgeplündert, verſtümmelt, zerfleiſcht,
Daneben die Aeſer der Pferde.

Es wadete Edith Schwanenhals
Im Blute mit nackten Füßen;
Wie Pfeile aus ihrem ſtieren Aug'
Die forſchenden Blicke ſchießen.

Sie ſuchte hin, ſie ſuchte her,
Oft mußte ſie mühſam verſcheuchen
Die fraßbegierige Rabenſchaar;
Die Mönche hinter ihr keuchen.

Sie ſuchte ſchon den ganzen Tag,
Es ward ſchon Abend — plötzlich
Bricht aus der Bruſt des armen Weib's
Ein geller Schrei entſetzlich.

Gefunden hat Edith Schwanenhals
Des todten Königs Leiche.
Sie ſprach kein Wort, ſie weinte nicht,
Sie küßte das Antlitz, das bleiche.

Sie küßte die Stirne, ſie küßte den Mund,
Sie hielt ihn feſt umſchloſſen;
Sie küßte auf des Königs Bruſt
Die Wunde blutumfloſſen.

Auf ſeiner Schulter erblickte ſie auch —
Und ſie bedeckt ſie mit Küſſen —
Drei kleine Narben, Denkmäler der Luſt,
Die ſie einſt hineingebiſſen.

Die Mönche konnten mittlerweil'
Baumſtämme zuſammenfugen;
Das war die Bahre, worauf ſie alsdann
Den todten König trugen.

Sie trugen ihn nach Waltham-Abtei,
Daß man ihn dort begrübe;
Es folgte Edith Schwanenhals
Der Leiche ihrer Liebe.

Sie ſang die Todtenlitanei'n
In kindiſch frommer Weiſe;
Das klang ſo ſchauerlich in der Nacht —
Die Mönche beteten leiſe. —

Frau Sorge.

In meines Glückes Sonnenglanz
Da gaukelte fröhlich der Mückentanz.
Die lieben Freunde liebten mich
Und theilten mit mir brüderlich
Wohl meinen beſten Braten
Und meinen letzten Ducaten.

Das Glück iſt fort, der Beutel leer,
Und hab' auch keine Freunde mehr;
Erloſchen iſt der Sonnenglanz,
Zerſtoben iſt der Mückentanz,
Die Freunde, ſo wie die Mücke,
Verſchwinden mit dem Glücke.

An meinem Bett in der Winternacht
Als Wärterin die Sorge wacht.
Sie trägt eine weiße Unterjack',
Ein ſchwarzes Mützchen, und ſchnupft Tabak.
Die Doſe knarrt ſo gräßlich,
Die Alte nickt ſo häßlich.

Mir träumt manchmal, gekommen ſei
Zurück das Glück und der junge Mai
Und die Freundſchaft und der Mückenſchwarm,
Da knarrt die Doſe — daß Gott erbarm';
Es platzt die Seifenblaſe,
Die Alte ſchneuzt die Naſe.

Auto-da-fe.

Welke Veilchen, ſtäub'ge Locken,
Ein verblichen' blaues Band,
Halb zerriſſene Billete,
Längſt vergeſſ'ner Herzenstand.

In die Flammen des Kamines
Werf' ich ſie verdroſſ'nen Blicks;
Aengſtlich kniſtern dieſe Trümmer
Meines Glücks und Mißgeſchicks.

Liebesſchwüre, flatterhafte
Falſche Eide, in den Schlott
Fliegen ſie hinauf — es kichert
Unſichtbar der kleine Gott.

Bei den Flammen des Kamines
Sitz ich träumend, und ich ſeh'
Wie die Fünkchen in der Aſche
Still verglühn — Gut Nacht — Ade.

Böſes Geträume.

Im Traume war ich wieder jung und munter —
Es war das Landhaus hoch am Bergesrand,
Wettlaufend lief ich dort den Pfad hinunter,
Wettlaufend mit Ottilien Hand in Hand.

Wie das Perſönchen ſein formirt! Die ſüßen
Meergrünen Augen zwinkern nixenhaft.
Sie ſteht ſo feſt auf ihren kleinen Füßen,
Ein Bild von Zierlichkeit vereint mit Kraft.

Der Ton der Stimme iſt ſo treu und innig,
Man glaubt zu ſchaun bis in der Seele Grund;
Und Alles was ſie ſpricht iſt klug und ſinnig;
Wie eine Roſenknospe iſt der Mund.

Es iſt nicht Liebesweh, was mich beſchleichet,
Ich ſchwärme nicht, ich bleibe bei Verſtand; —
Doch wunderbar ihr Weſen mich erweichet,
Und heimlich bebend küß' ich ihre Hand.

Ich glaub', am Ende brach ich eine Lilie,
Die gab' ich ihr und ſprach ganz laut dabei:
Heirathe mich und ſei mein Weib, Ottilie,
Damit ich fromm wie du und glücklich ſei.

Was ſie zur Antwort gab, das weiß ich nimmer,
Denn ich erwachte jählings — und ich war
Wieder ein Kranker, der im Krankenzimmer
Troſtlos danieder liegt ſeit manchem Jahr.

IV.

Aus den „Letzten Gedichten".

Die Söhne des Glückes beneid' ich nicht
Ob ihrem Leben — beneiden
Will ich ſie nur ob ihrem Tod,
Dem ſchmerzlos raſchen Verſcheiden.

Im Prachtgewand, das Haupt bekränzt
Und Lachen auf der Lippe,
Sitzen ſie froh beim Lebensbankett —
Da trifft ſie jählings die Hippe.

Im Feſtkleid und mit Roſen geſchmückt,
Die noch wie lebend blühten,
Gelangen in das Schattenreich
Fortuna's Favoriten.

Nie hatte Siechthum ſie entſtellt,
Sind Todte von guter Miene,
Und huldreich empfängt ſie an ihrem Hof
Zarewna Proſerpine.

Wie ſehr muß ich beneiden ihr Loos!
Schon ſieben Jahre mit herben,
Qualvollen Gebreſten wälz' ich mich
Am Boden, und kann nicht ſterben!

O Gott verkürze meine Qual,
Damit man mich bald begrabe;
Du weißt ja, daß ich kein Talent
Zum Märtyrthume habe.

Ob deiner Inconſequenz, o Herr,
Erlaube, daß ich ſtaune:
Du ſchufeſt den fröhlichſten Dichter und raubſt
Ihm jetzt ſeine gute Laune.

Der Schmerz verdumpft den heitern Sinn
Und macht mich melancholiſch,
Nimmt nicht der traurige Spaß ein End',
So werd' ich am Ende katholiſch.

Ich heule dir dann die Ohren voll,
Wie andre gute Chriſten —
O Miſerere! Verloren geht
Der beſte der Humoriſten!

V.

Aus dem Nachlaſſe.

Mir lodert und wogt im Hirn eine Fluth
Von Wäldern, Bergen und Fluren;
Aus dem tollen Wuſt tritt endlich hervor
Ein Bild mit feſten Konturen.

Das Städtchen, das mir im Sinne ſchwebt,
Iſt Godesberg, ich denke.
Dort wieder unter dem Lindenbaum
Sitz' ich vor der alten Schenke.

Der Hals iſt mir trocken, als hätt' ich verſchluckt
Die untergehende Sonne.
Herr Wirth! Herr Wirth! Eine Flaſche Wein
Aus Eurer beſten Tonne!

Es fließt der holde Rebenſaft
Hinunter in meine Seele,
Und löſcht bei dieſer Gelegenheit
Den Sonnenbrand der Kehle.

Und noch eine Flaſche, Herr Wirth! Ich trank
Die erſte in ſchnöder Zerſtreuung,
Ganz ohne Andacht! Mein edler Wein,
Ich bitte dich drob um Verzeihung.

Ich ſah hinauf nach dem Drachenfels,
Der, hochromantiſch beſchienen,
Vom Abendroth, ſich ſpiegelt im Rhein
Mit ſeinen Burgruinen.

Ich horchte dem fernen Winzergeſang
Und dem kecken Gezwitſcher der Finken —
So trank ich zerſtreut, und an den Wein
Dacht' ich nicht während dem Trinken.

Jetzt aber ſteck' ich die Naſe in's Glas,
Und ernſthaft zuvor beguck' ich
Den Wein, den ich ſchlucke; manchmal auch
Ganz ohne zu gucken, ſchluck' ich.

Doch ſonderbar! Während des Schluckens wird mir
Zu Sinne, als ob ich verdoppelt,
Ein andrer, armer Schlucker ſei
Mit mir zuſammengekoppelt.

Der ſieht ſo krank und elend aus,
So bleich und abgemergelt.
Gar ſchmerzlich verhöhnend ſchaut er mich an,
Wodurch er mich ſeltſam nergelt.

Der Burſche behauptet, er ſei ich ſelbſt,
Wir wären nur Eins, wir Beide,
Wir wären ein einziger armer Menſch,
Der jetzt am Fieber leide.

Nicht in der Schenke von Godesberg,
In einer Krankenſtube
Des fernen Paris befanden wir uns —
Du lügſt, du bleicher Bube.

Du lügſt, ich bin ſo geſund und roth
Wie eine blühende Roſe,
Auch bin ich ſtark, nimm dich in Acht,
Daß ich mich nicht erboſe!

Er zuckt die Achſeln und ſeufzt: „O Narr!“
Das hat meinen Zorn entzügelt;
Und mit dem verdammten zweiten Ich
Hab' ich mich endlich geprügelt.

Doch ſonderbar! jedweder Puff,
Den ich dem Burſchen ertheile,
Empfinde ich am eignen Leib,
Und ich ſchlage mir Beul' auf Beule.

Bei dieſer fatalen Balgerei
Ward wieder der Hals mir trocken,
Und will ich rufen nach Wein den Wirth,
Die Worte im Mund mir ſtocken.

Mir ſchwinden die Sinne, und traumhaft hör'
Ich von Kataplaſmen reden,
Auch von der Mixtur — ein Eßlöffel voll —
Zwölf Tropfen ſtündlich in jeden.

Franz Freiherr von Gaudy,

geb. am 19. April 1800 zu Frankfurt a. O., 1819 bis 1833 preußiſcher Offizier, bereiſte
1836 und 1838 Italien und ſtarb am 5. Febr. 1840 zu Berlin.

— Sämmtliche Werke. Berlin; Klemann. —

Tivoleſer Ständchen.

Hart am Sturz des Teverone
Steht ein alt' verräuchert' Haus,
Und die hohe Pinienkrone
Ragt darüber weit hinaus.

Mondbeglänzte Zweige breitet
Ueber's Dach der düſtre Baum
Und durch ſeine Nadeln gleitet
Ein gebrochner Schimmer kaum.

Dort iſt's bei des Schutzpatrones
Bild, vor dem das Lämpchen glimmt,
Wo ein Burſche leiſen Tones
Der Guitarre Saiten ſtimmt.

Vor des Liebchens Fenſter rauſchet
Seine Zither, tönt ſein Lied,
Und er weiß, die Schelmin lauſchet,
Wenn ſie Tags auch ſpröde flieht.

„Liebes Mädchen, holde Taube,
Oleanderblüthenmund,
Wie Olivenbaum der Traube
Reich' ich Dir die Hand zum Bund.

„Zählſt du gleich ſo viel als Finger
Freier hier in Tivoli,
Scheint mein Häuschen gleich geringer,
Mit den Andern tauſch' ich nie.

„Keiner weiß in den Ruinen
Trefflicher Beſcheid als ich;
Gilt es Fremde zu bedienen,
Keinen ſodert man als mich.

„Von dem Tempel der Sybylla
Führe ich den Foreſtier'
In die alte Kaiſervilla,
Durch die Trümmer kreuz und quer.

„Zeige ganz genau die Strecke,
Wo Horaz zur Leyer ſang;
Und mein Eſel trabt die Strecke
Wie ein Berberpferd entlang.

„Und dann klingen in der Taſche
Paoli, kehr' ich nach Haus;
Und bei neu gefüllter Flaſche
Lach' ich all' die Fremden aus.

„Zählſt Du gleich ſo viel als Finger
Freier hier in Tivoli,
Scheint mein Häuschen gleich geringer,
Mit den Andern tauſch' ich nie.“ — —

Donnernd ſtürzt der Teverone
In den finſtern Felſenſchacht,
Und die klagende Kanzone
Tönt einförmig durch die Nacht;

Bis das Rauſchen haſtiger Welle,
Bis der Klang der Melodie'n,
Waſſerfall und Ritornelle
In den Traum hinüberziehn.

Des Hageſtolzen Geburtstag.

Ein Brief? Von wem? Von meinem Neffen.
'Ne theure Sippſchaft! Was wird's ſein!
Die unfrankirten Schreiben treffen
Poſttag für Poſttag wieder ein.
Der kurze Sinn der langen Klagen
Iſt doch das leid'ge: Schicke Geld!
Ich werde 'mal Suſannen fragen,
Was ſie von dem Geſchreibſel hält.

Was Tauſend! Verſe! — das geſteh' ich —
Wird der Patron noch gar Poet?
Hm! Kurz und lang gereimt — was ſeh' ich?
„Geburtstag — Lenze — Kränze — ſpät —
Glück — Augenblick — in fernſten Tagen" —
Wo hat der Jung' in aller Welt —
Da will ich doch Suſannen fragen,
Was die von dem Gedichte hält.

'S iſt richtig. Zwei und ſechzig Jahre
Sind's heut' — — ich dachte nicht daran.
Doch ſtill davon. Kein Menſch erfahre
Ein Wort. Noch ſieht man mir's nicht an.

Feſt iſt mein Schlaf, geſund der Magen,
Wenn auch das Haar in's Graue fällt —
Ich will doch gleich Suſannen fragen,
Wie alt mich wohl die Alte hält.

Dem Neffen aber zwölf Dukaten —
Weiß Gott, der Schlingel hat Talent.
Dem Sohn der Schweſter, meinem Pathen
Muß ich doch manchmal ein Präſent —
Selbſt will zur Poſt den Brief ich tragen,
So kräht kein Hahn nach jenem Geld —
Doch will ich erſt Suſannen fragen,
Ob ſie's nicht für Verſchwendung hält.

Suſanne iſt ja ſonſt verſtändig —
Nur das Gebrumme meidet man
Wo möglich. Sagt ſie Nein, ſo wend ich
Ein neu' Merinokleid daran.
Kein Menſch darf mich zu meiſtern wagen —
Frei bin ich, kein Pantoffelheld —
Suſannen will ich auch nur fragen
Pro forma, was ſie davon hält.

Mein Gimpel pfeift mit leiſem Tone:
„God save the King," als wünſcht' er Glück.
Das alte treue Thier — ich lohne
Ihm mit dem größten Zuckerſtück.
Und Nachmittags nehm' ich 'nen Wagen
Vor's Thor — ja — nach dem türk'ſchen Zelt —
Nur will ich erſt Suſannen fragen,
Ob heute ſich das Wetter hält.

Georg Friedrich Daumer,

geb. 5. März 1800 zu Nürnberg, ſtudirte Theologie und Philologie, wurde Profeſſor am Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, welche Stellung er jedoch 1833 aufgab; 1858 trat er öffentlich zum Katholicismus über.

— Hafis, eine Sammlung perſiſcher Gedichte. Hamburg; Hoffmann und Campe. —

Aus der Vorrede. Mohammed Schemheddin, die Sonne des Glaubens, mit dem Beinamen Hafis, der Bewahrer des Korans, weil er dieß heilige Buch von einem Ende bis zum andern auswendig wußte, war geboren zu Schiras und lebte daſelbſt von den erſten bis zu den letzten Decennien des 14. Jahrhunderts, in Zeiten alſo, wo es bei uns im Occidente noch tief nachtete und an einen Luther, Voltaire, Göthe und ähnliche ein neues Weltalter großartig vorbereitende Genialitäten und Lichtaufgänge noch lange nicht zu denken war. Er gehörte zu einer Gemeinſchaft von Derwiſchen und Sofis oder contemplativen Weiſen und Myſtikern, beſchäftigte ſich mit theologiſchen und philologiſchen Arbeiten, ſtimmte in ſeiner aſcetiſchen Begeiſterung die erhabenſten alles Irdiſche und Sinnliche unter die Füße tretenden Lieder an, wurde die myſtiſche Zunge genannt, war ein großer berühmter eine Menge von Schülern um ſich verſammelnder Lehrer ſeiner Zeit, gab Unterricht am Hofe und ſtand ſo hoch in Gunſt, daß ihm der Großveſir Hadſchi Kawameddin Mohammed Ali eine beſondere Schule baute. Alle dieſe Beſtrebungen, Leiſtungen und Errungenſchaften ſeines Lebens, ſeine Weisheit und Wiſſenſchaft, ſeinen Stand und Beruf, ſeinen Glanz und Ruhm verhöhnt nun aber der einzige Mann in ſeinen einer ſpäteren, im Alter eingeſchlagenen Richtung angehörigen Gedichten in der freieſten, kühnſten und heiterſten Manier, ſo wie ſie nirgends ihres Gleichen hat; er erſcheint hier als der geſchworene Feind aller Pfaffen, Mönche, Myſtiker und Schulpedanten, einer Claſſe von Menſchen alſo, deren Zunftgenoß und College er ſelber iſt, zu der er aber innerlich den totalſten Gegenſatz bildet; er offenbart eine ſo unendliche Feſſelloſigkeit nach jener Seite hin und eine ſo reine ungetrübte, göttliche Seligkeit und Sicherheit in ſich ſelbſt; er entwickelt eine ſo herrliche heitere, objective Weltanſchauung und iſt zugleich ſo außerordentlich geiſtreich in Ausdruck und Form, daß man wohl ſagen kann, Niemand in der Welt habe das tiefwurzelnde Uebel einer abſtracten und negativen Denkart, ſowie ſie in Orient und Occident ihre leidigen Repräſentationen hat und ihren lebensfeindlichen Einfluß übt, vollſtändiger überwunden, und den entgegengeſetzten Standpunkt ingeniöſer vertreten, als dieſer mit wunderbarer Umkehrung des gewöhnlichen Laufs der Dinge ſtatt im Lenze des Lebens in deſſen Winter erblühende und in glänzender Jugend des Geiſtes daſtehende Dichtergreis. Gehaßt doch nicht beſchädigt von Zeloten und Finſterlingen, geliebt und verehrt von den Edleren und Verſtändigeren entſchlief der ſo zu hohen Jahren Gekommene ſanft und ruhig im Jahre 1389, und wurde, wiewohl es die Eiferer verſuchten, ihn der Ehre des Begräbniſſes zu berauben, in Moſella, einer ſchönen Vorſtadt von Schiras, wohin noch heute ſeine Verehrer wallfahrten, zur Erde beſtattet. Da man es unmöglich fand, ſeine freiſinnigen und lebensfrohen Geſänge und ihre verführeriſchen Wirkungen auf die Gemüther der Gläubigen durch äußere, brutale Gewaltſtreiche zu vernichten, ſo erklärte man ſie für geiſtliche Allegorien, die unter der Hülle des Sinnlichen und Irdiſchen ganz nur von deſſen Gegentheile, vom Ueberſinnlichen und Himmliſchen reden, ungefähr wie ſich unſere Theologen das hohe Lied, von deſſen wunderſamen Liebesgluthen in den Zugaben einige metriſche Proben zu finden, zurecht zu machen gewußt.

Aus: Hafis.

Sieh, es iſt Meſſiashauch
  In die Lande gekommen;
Um zu ſprengen iſt der Lenz
  Alle Bande gekommen.

Eine Schrift von Gottes Hand,
  Deren zierliche Lettern
Wunderſchöne Blüthen ſind,
  Iſt zu Stande gekommen.

Nachtigallen üben, horch,
  Ihre Coloraturen;
Von Verführern iſt, o weh,
  Eine Bande gekommen. —

Brenne, brenne, liebes Herz,
  Was nicht brennet, es lebt nicht.
Sieh, wie todt die Kerze ſtarrt,
  Aus dem Brande gekommen.

Aus dem Kloſter geht Hafis
In die Schenke, der Alte,
Von verrücktem Frömmlerrauſch
Zum Verſtande gekommen.

Enthalte dich der Nüchternheit,
So biſt du auf der rechten Bahn;
Denn daß der Rauſch zur Seligkeit
Unnütze ſei, das iſt ein Wahn.

Wahrhafter Offenbarung Licht,
Das wirſt du nur im Rauſch empfahn,
Denn daß der Unberauſchte nicht
Ganz finſter ſei, das iſt ein Wahn.

Sieh an den Mönch, den fluchenden,
Und nimm dir ein Exempel dran!
Denn daß er nicht mit Haut und Haar
Des Teufels ſei, das iſt ein Wahn.

Mit aller Andacht früh und ſpat
Lies in der Schönheit Alkoran!
Denn daß ein ander heilig Buch
Authentiſch ſei, das iſt ein Wahn.

Nur nicht dein Ich vergöttere;
Doch was du liebſt, o bet' es an!
Denn daß die Liebe Götzendienſt
Und Ketzerei, das iſt ein Wahn.

Wie kniet Hafis vor ſeinem Stern!
Und o wie iſt es wohlgethan!
Denn daß dem Gott der Liebe fern
Die Liebe ſei, das iſt ein Wahn.

Bezähme die Begier, ſo iſt es wohlgethan;
Leb' als ein Engel ſchier, ſo iſt es wohlgethan.

Doch weiß ich einen Rath, der iſt noch köſtlicher:
Verkaufe dein Brevier, ſo iſt es wohlgethan.

Bei Weinpokal und Flötenhauch und Tamburin
Aufſchlage dein Quartier, ſo iſt es wohlgethan.

In offnem Aufruhr wider alle Heuchelei
Aufſtecke dein Panier, ſo iſt es wohlgethan.

Es bete fromm der Eine da, der Andre dort
Und denke: „Bet' ich hier, ſo iſt es wohlgethan.“

Knie'n wir in Andacht vor geliebtem Angeſicht,
Vor ſchönem Auge wir, ſo iſt es wohlgethan. —

Nein, denke nicht: „Behandl' ich ihn in froſtiger,
Unfreundlicher Manier, ſo iſt es wohlgethan!“

Preiswürdig iſt die Milde nur, es werd', o Kind,
Ein Kuß der Milde mir, ſo iſt es wohlgethan.

Zwar wenn du dich in doppelt dichte Schleier hüllſt,
Naht das Gemeine dir, ſo iſt es wohlgethan.

Entflorſt du aber lichtgebornem Dichterblick
All' deine ſüße Zier, ſo iſt es wohlgethan.

Wenn einer mäßig trinket,
So ſoll ihm das gedeihlich ſein;
Wenn ohne Maaß, ſo ſoll es
Ihm ohne Maaß gedeihlich ſein.

Der Scheich, der alte Vater,
Wenn er zu Glas und Flaſche greift,
Laß Himmel ihm die Flaſche,
Laß ihm das Glas gedeihlich ſein!

Den Kuß auf zarte Munde
Laß in Pallaſt und Hütten uns,
Auf Kiſſen und auf Polſtern,
In Buſch und Gras gedeihlich ſein!

Doch ſperrt die Erde hungernd
Zehntauſend ſchwarze Rachen auf,
Laß ſie Zeloten freſſen
Und ihr den Fraß gedeihlich ſein!

Kehr' ich einmal aus der Erde
Moderigem Schlunde wieder,
Eilig, eilig in die Schenke
Wander' ich zur Stunde wieder.

Hier die wohlbekannten alten,
Oder neue gute Brüder
Treff' ich an und zech' jubelnd
In gewohnter Runde wieder.

Sind ſodann auch noch vorhanden
Liebliche Rubinenmunde,
O ſo küß' ich ohne Zweifel
Auch dergleichen Munde wieder.

Sollte noch Kapuz' und Kutte
Die betrogne Welt verdüſtern,
O gehaßt werd' ich gewißlich
Auch von dieſem Schunde wieder!

Tödtet dich, Hafis, die Liebe,
Richtet dich der Wein zu Grunde,
Geh', ſo oft du lebſt, durch dieſe
Süß berauſcht zu Grunde wieder.

Meine Verſe hab' ich immer
Spielend ohne Zwang gemacht;
Nimmer aber hab' ich etwas
Ohne ſüßen Drang gemacht.

Darum iſt ſo wohl gelitten
Schemſeddin mit ſeinem Lied,
Darum hat ihn oft ſo glücklich
Traulicher Empfang gemacht.

Jene ſchöne Roſenknospe —
Wenn ſie ſich für mich erſchließt,
Hat es einzig meiner Lieder
Wonnevoller Klang gemacht.

Wurde je die Welt gebeſſert,
Wurde je ein Herze froh,
Hat es einzig Lenz und Liebe,
Becher und Geſang gemacht.

Lange nach dem Rath der Myſtik
Harret' ich auf Heil und Licht;
Aber dieſe trügeriſche
Hat es mir zu lang gemacht.

Reich belohnt ſtudir' ich jetzo
Nur der Anmuth Alkoran;
Ihn ſtudirend hab' ich Alles,
Was mir je gelang, gemacht.

Es iſt ein Stern vom erhabenen Himmel gefallen,
Herab in's irdiſche tolle Getümmel gefallen.

Da ſah er umher die Kräuter und Blumen der Wieſe;
Ihm hat das luſtige bunte Gewimmel gefallen.

Er hörte die Glöckchen am Halſe der Heerde läuten;
Ihm hat das klingende, kleine Gebimmel gefallen.

Er ſah, wie ein Roß leicht über die Haide dahinflog,
Ihm hat der herrliche, fliegende Schimmel gefallen.

Ihm haben die traulichen Hütten, die laubigen Bäume,
Ihm ſelber im Wald ein ärmlicher Stümmel gefallen.

Nicht wieder empor zum erhabenen Himmel verlangt' er;
Er blieb, was er war, blieb gerne vom Himmel gefallen.

Hebräiſch.

Aus dem hohen Lied.

Gebadet und geſalbt von Myrrhe troff ich,
Von köſtlicher, balſamiſchen Geruchs;
Ich harrte des Geliebten in der Nacht,
Ich harrete vergeblich und entſchlief.
Da pocht es, horch! — des Freundes Stimme tönt:
„Thu' auf, o meine traute Schweſterſeele,
Thu' auf, o meine zarte Taube mir!
Feucht iſt mein Haupt, es träuft die Locke mir
Vom Thau der Nacht; o ſäume nicht und öffne!“
Beraubt der Sinne bin ich vor Entzücken
Ob dieſer Stimme Klang; es ſchlägt mein Herz
Mit lautem Schlage ſeinem Glück entgegen;
Ich fliege, reiße den Riegel raſch zurück

Und ſpäh' erſchrocken in die leere Nacht,
Entwichen iſt, verſchwunden ohne Spur
Mein ſüßes Heil. Ich rufe — Niemand hört!
Ich hülle mich in meinen Mantel ein,
Ich walle manche dunkle Straße hin,
Ich wage mich in's freie Gefild hinaus,
Ich ſuche meinen Freund und ſuch' umſonſt.
Da finden mich die Wächter, die die Mauern
Der Stadt umwandeln; ſie ergreifen mich,
Sie reißen mir den Mantel ab, ſie ſchlagen
Mich weh und wund mit ihrer rauhen Fauſt —
Da wach' ich auf und merk', es iſt ein Traum,
Ein böſer Traum. — O ich beſchwör' euch, Töchter
Jeruſalems, begegnet euch mein Freund,
Sagt ihm, daß ich vor Liebe matt und krank,
Thut ihm die Leiden meiner Seele kund,
Beſchwört ihn, ſo wie ich euch beſchwöre:
Er eile, komme, küſſe mich geſund!

Philipp Heinrich Welcker,

geb. zu Gotha zu Anfang dieſes Jahrhunderts; war Gymnaſiallehrer daſelbſt.

Die Singdroſſel.

In Weihrauch duftenden Föhrenkronen,
In immer grünenden Tannengärten,
Wo Balſamtropfen im Schatten ſich härten
Und ſtille Gedanken einſam wohnen,
Da weckſt du den ſchlafenden Wiederhall,
Gebirgestochter,
Waldnachtigall!

Begeiſternde Sängerin, deine Lieder
Vernahm ich ſchon früh in der Blätterklauſe.
Bei deinem Geſang im grünen Hauſe
Entſchlummert das Wild, erwacht es wieder;
Es ziehn deine Töne, ein lieblicher Traum,
Von Bergen zu Bergen,
Von Baum zu Baum.

Wann ſchneeig noch blitzen die Höhen im Norden,
Wann Nebel noch kämpft mit Sonnenglanze,
Wer weckt dann Erinn'rung am Hügelkranze
Und todte Luſt mit den Frühlingsaccorden?
Du weckſt den ſchlafenden Wiederhall
Vergangener Zeiten,
Waldnachtigall.

Viel hab' ich verloren an dieſem Ringe
Des Heimathdorfes. Wie Nebel entſteigen
Von fern mir geliebte Geſtalten und ſchweigen.
Ach, wenn mich ihr Arm doch wieder umfinge!
Hier bin ich allein; die Luft weht rauh;
Du aber noch ſingeſt
In meiner Au.

Sing' fort da, wo die ſmaragdenen Lohden
Verwandelt ſich haben in mächtige Stämme!
Belebend Haiden und Bergeskämme,
Sing' fort deine ſchallenden Frühlingsoden!
Herauf mir beſchwöre Geſtalt an Geſtalt,
Du Stimme der Kindheit
In meinem Wald!

Miſes,

(Pſeudonym für Guſtav Theodor Fechner)

geb. 19. April 1801 in der Niederlauſitz, wurde 1834 ordentlicher Profeſſor der Phyſik in Leipzig, welche Stelle er jedoch wegen Augenleidens 1840 niederlegte; lebt in Leipzig.

— Gedichte. Leipzig: Breitkopf u. Härtel. —

Der Mäuſchimmel.

Ein Mäuslein ſprach einſt zu der Maus:
Wenn ſein wird unſer Leben aus,
Das wir geführt auf dieſer Erden,
Was wird doch künftig aus uns werden?

Die Maus ſpricht: Mäuslein, haſt du hier
Gelebt in Tugend für und für,
Wirſt du zwei ſchöne Flügel kriegen,
Als Engel in den Himmel fliegen:

Wirſt finden dort ein voll Gedeck
Von himmliſchem ſtatt ird'ſchem Speck,
Wirſt ſchweben hoch ob allen Katzen
Und nimmer fürchten ihre Tatzen.

Das Mäuslein ſpricht: o Seligkeit,
Hätt' ich doch ſchon mein Engelskleid!
Doch ſprich, will's denn kein Engel gönnen,
Daß wir ihn hier ſchon ſchauen können?

Die Maus zum Mäuslein ſpricht darauf:
Wer ſchaut recht ſtät nach oben auf,
Dem mag's zuweilen wohl geſchehen,
Daß ſich ein Engel läſſet ſehen.

Das Mäuslein ſchrieb ſich's in den Sinn,
Lief manchen Tag noch her und hin,
Und kam verlockt durch Wohlgerüche,
Einſtmals auch auf den Heerd der Küche.

Als es da hat emporgeblickt,
Wie wird ſein ganzer Sinn entzückt!
Erfüllet iſt nun all' ſein Hoffen,
Den Himmel ſieht's auf einmal offen.

Der hänget ganz voll Himmelsſpeck,
Und wirkend an dem höhern Zweck
Schaut nieder auf die Welt voll Mängel
Die Fledermaus als Mäuſeengel.

Das Mäuslein, dem ward dieß Geſicht,
Vergaß es all' ſein Lebtag nicht;
Ein Maler ward's von heil'gen Bildern,
So ſchön wußt' Engel kein's zu ſchildern.

O Mäuslein, wie verdienſt du Neid!
Der Menſch niemals bracht' es ſo weit,
Daß er den Himmel, den er baute,
Auch leiblich hier mit Augen ſchaute.

Die vier Hühnchen.

Der Hahn hat mir heut morgen früh
Erzählet dieß Geſchichtchen hie.

Es iſt nun grade Jahr und Tag,
Wie ich mich wohl erinnern mag,
Da ſaßen vier Hühnchen auf einem Stackete,
Worüber ein grünes Zweiglein wehte.

Die Hühnchen, die wollten recht luſtig ſein,
Da fiel's dem einen der viere ein,
Hinauf zu ſpringen zum Zweiglein oben,
Das wollten die andern auch erproben.

Wohl dreien der Sprung ganz gut gelang,
Das vierte leider zu niedrig ſprang;
Die droben erhoben ein frohes Gekrähe,
Das unten, das ſchrie Zeter und Wehe.

Die dreie wollten recht luſtig ſein,
Da fiel's dem einen der dreie ein,
Zu ſpringen noch nach dem Zweiglein darüber;
Ei, riefen alle, je höher, je lieber!

Wohl zweien der Sprung ganz gut gelang,
Das eine leider zu niedrig ſprang;
Die oben erhoben ein frohes Gekrähe,
Die unten ſchrieen Zeter und Wehe.

Die zweie wollten recht luſtig ſein,
Da fiel's dem einen der zweie ein,
Hinauf zu ſpringen noch vollends zur Spitzen;
Das andere rief: da will ich mit ſitzen!

Dem einen der Sprung ganz gut gelang,
Das andere leider zu niedrig ſprang;
Das droben erhob ein frohes Gekrähe,
Die unten ſchrieen Zeter und Wehe.

Das Hühnchen, das jetzt ſaß oben drauf,
Seitdem zum großen Hahn wuchs auf;
Der hat ſich den Baum zum Sitz erwählet,
Das iſt der Hahn, der dieß erzählet.

Die unten ſchrieen noch lange Glucks,
Da kam und fraß ſie alle der Fuchs;
Den droben mußt' er ſich laſſen vergeben,
Der lacht' ihn aus von ſeinen Höhen.

So geht es zu in dem Hühnerreich,
Es will jedes auf einen grünen Zweig;
Doch alle können nicht oben ſitzen,
Drei fallen, eines gelangt zur Spitzen.

Die Begegnung.

Das Weib, das bleich und ſacht hinging am grünen Zaun,
Gleich kannt' ich wieder ſie, und dennoch ſind es traun
Wohl zwanzig Jahr, ſeitdem ich ihr nicht konnt' begegnen,
Dacht' auch kaum mehr an ſie am Orte, dem entlegnen.

Sonſt oftmals traf ich ſie auf dieſem ſelben Steg,
Sprach nie mit ihr ein Wort, ging gern doch dieſen Weg;
Uns blühten beiden wohl noch damals roth die Wangen,
Doch zwanzig Jahre ſind's, ſeit ich hier nicht gegangen.

Was thaten, armes Weib, die zwanzig Jahre dir?
Auch heute ohne Wort, ſpricht deine Miene mir:
In zwanzig Jahren Zeit genug iſt für den Kummer,
Für Tage voller Qual, für Nächte ohne Schlummer.

Mit herbem Mitleid ſahn wir beid' einander an,
Auch ſie ſah wohl an mir, was ſchwere Zeit gethan.
Im kurzen Blick, den wir begegnend tauſchten beide,
Wir tauſchten zwanzig Jahr voll bitterm Seelenleide.

Ich liebt' ſie nicht und doch kehrt mir in ihrem Blick
Die frühe Jugendzeit wie ein Geſpenſt zurück.
Gedanken, eingeſargt ſchon längſt, o fahret nieder!
Niemals deſſelben Wegs geh' ich zurücke wieder.

Aus den Bergliedern.

Hier bring' ich ſelber euch Hut und Stock,
Weil ihr doch einmal müſſet gehn;
Das Alpenröslein noch ſteckt an den Rock,
Und mögt zuweilen danach ſehn;
Und wenn's verwelkt iſt unten im Thal,
So denkt an mich zum letzten Mal,
Und werft's hinein in den grünen Bach,
Ein Stücklein ſchwimmt's euch doch noch nach.

Aus: Für's Tiſchlein ein Wiſchlein.

Pudding.

Ein Pudding, brennend aufgetragen,
Mag Jedermann gar wohl behagen,
Was iſt es, was uns dran ergötzt? —
Daß, wenn die Flamm' erliſcht zuletzt,
Der Pudding hinterbleibt uns gut,
Gekocht in ſeiner eignen Gluth.
Mög' Jugend nutzlos nicht verlodern,
Man wird zuletzt den Pudding fodern.

Kartoffeln.

Wie konnten doch die Menſchen leben,
Als es Kartoffeln nicht gegeben?
Ei, alle, die nicht konnten leben,
Die hat's auch damals nicht gegeben.

Schöpſenbraten.

Um Schöpſenbraten gut zu eſſen,
Will man nicht ſelber Gras auch freſſen;
Genug iſt's, daß der Schöps es fraß;
Zu Gründlicher, o merke das.

Gans.

Ein philoſophiſcher Begriff gebratner Gans entſpricht,
Daß ſie von ſelber Aepfel fräß', geſehen hab' ich's nicht;
Doch Jeder freut des Inhalts ſich, wenn man ſie bringt zum Schmaus:
Das, was man hat hineingethan, nimmt wieder man heraus.

Alexander Graf von Würtemberg,

geb. 5. November 1901 zu Kopenhagen, wo ſein Vater Herzog Wilhelm von Würtemberg in däniſchen Dienſten ſtand, kam noch als Kind nach Würtemberg, war dort eine Zeit lang in Militärdienſten, und ſtarb 7. Juli 1844 auf ſeinem Landſitze Sarach ebenda.

— Lieder des Sturmes. Stuttgart; Cotta. —

Aus: Lieder des Sturmes.

Sahara.

Des Nordpols rauher Froſt
Hat mir das Mark durchzogen,
Ich bin in einem Nu
Nach Afrika geflogen.

Die Brandung höher ſchlug
Ich auf an Nubiens Küſte,
Und hob mein Wolkenhaupt
Ueber der großen Wüſte.

Die alte Sahara ſchlief,
Es zogen Karawanen
Zu des Propheten Grab
Die trügeriſchen Bahnen.

Sie eilten ernſt dahin
In dicht gedrängten Schaaren,
Auf friedlichem Kameel,
Auf wilden Drommedaren.

Voran ein tapfrer Scheik
Auf hohem Berberroſſe,
Gebietet ernſten Blicks
Dem buntgemiſchten Troſſe.

Fürwahr, ein edel Roß,
Wohl werth, daß wir begännen
Auf Leben oder Tod
Ein vielgewagtes Rennen.

Ich ſchüttelte mein Haupt,
Die Pilger aufzuſchrecken,
Und aus dem langen Traum
Die Wüſte zu erwecken.

Am fernen Himmelsrand,
Mit Quell und friſchem Graſe,
Gleich einem Hafen, winkt
Die rettende Oaſe.

Seht dorten euer Ziel,
Dahin mögt ihr euch retten,
Sonſt hält euch Sahara feſt
Mit glühend heißen Ketten.

Im Flug begann ich nun
Den allertollſten Reigen
Und ließ den heißen Sand
Zu hohen Wirbeln ſteigen.

Bald war der lange Zug
Verhüllt in dichtem Staube;
Die Karawane fiel
Der Wüſte Brand zum Raube.

Der Scheik allein entflieht
Auf ſeinem flücht'gen Pferde;
Ein herrlich' Thier, zu gut
Für dieſe ſchlechte Erde.

Der Renner wäre wohl
Für meine Wolkenroſſe
Auf fernem Himmelszug
Ein würdiger Genoſſe.

Durch weite Nüſtern jagt,
Still gleich des Vogels Fluge,
Des Athems heißer Dampf
In lang gehaltnem Zuge.

In ſeinen Adern rinnt
Geſchmolzner Stahl in Gluthen,
Und tauſend Leben ihm
Das wilde Herz durchfluthen.

Der Widerriſt ſo ſcharf
Wie eines Schwertes Kanten
Der Hufe reines Horn
So hart wie Diamanten.

Der Muskeln ſchönes Spiel
Wetteifert mit dem Willen,
Des Reiters wilde Haſt
Durch ſchnellen Lauf zu ſtillen.

Die ſeidnen Mähnen ihm
Das leichte Haupt umwallen;
So fand ich nie zuvor
An einem Roß Gefallen!

In raſend ſchneller Flucht
Jagt' ich den edlen Schimmel,
Ich jagte ſchneller nie
Kometen durch den Himmel.

Es glüht ſein Augenſtern,
Und wie bei den Kometen
Fern hin im Silberglanz
Des Schweifes Haare wehten.

Ein Tiger rauſcht vorbei
Nach flüchtiger Gazelle,
Ich deckte beide zu
Mit heißer Sandeswelle.

Der Scheik auf ſeinem Roß
Iſt mir davon geflogen,
In der Oaſe Grün
Iſt ſingend er gezogen.

Ich aber ſtürmte fort,
Fort durch die heiße Wüſte,
Mit lautem Donnerwort
Den keckeu Reiter grüßte.

Karl Gottfried Ritter v. Leitner,

geboren 18. November 1800 zu Grätz, lebt daſelbſt.

— Gedichte. Hannover; B. Lohſe. —

Abendgang.

Ueber die Alpen hin, ein Friedensengel,
Schwebte lächelnd und ſtill der hohe Vollmond,
Auf des Dorfes Gräber in heil'ger Ruhe
Lilien ſtreuend.

Und in der Seele tief ergriffen, führt' ich
Sie durch flüſternde Friedhofgräſer heimwärts,
Den bethauten Pfad in gedankenvollem
Schweigen durchwandelnd.

Endlich erhob ſie ſanft das Aug', und ſagte
Leiſen, zitternden Ton's: „Ich ſterbe gerne;
Hier, nur hier nicht bette der Tod das fremde
Einſame Mädchen.

Fern in der Ecke ſchlicht behalmet läge
Und verlaſſen mein Grab, — ach! ohne Blumen.
Niemand weinte dort, als von lieber Heimath
Kommende Wolken.“

Und im Vorbeigehn an des Küſters Garten
Brach ich eine der Roſen ab vom Strauche,
Bot ſie ohne Worte der Jungfrau, und ſie
Sah mir in's Auge.

Sah mir in's Auge, das von Thränen glänzte,
Nahm den Strauß an die Bruſt und ſprach nicht weiter.
Ob ſie wohl errieth, wer ihr Blumen pflanzen
Würde und weinen? —

Nicolaus Lenau,

pſeudon. für Nicol. Niembſch Edler v. Strehlenau geb. 13. Auguſt 1802 in dem ungariſchen Dorfe Cſatad bei Temesvar, ſtudirte Philoſophie, Jurisprudenz, dann Medicin in Wien und Preßburg, ging 1832 nach Amerika, wovon er jedoch ſchon im folgenden Jahr zurückkehrte; lebte abwechſelnd in Wien, Iſchl und Stuttgart; wurde 1844 unheilbar wahnſinnig und ſtarb 22. Auguſt 1850 in einer Irrenanſtalt bei Wien.

— Gedichte. Stuttgart; Cotta. — Dichteriſcher Nachlaß. Ebenda. —

Bitte.

Weil' auf mir, du dunkles Auge,
Uebe deine ganze Macht.
Ernſte, milde, träumeriſche,
Unergründlich ſüße Nacht!

Nimm mit deinem Zauberdunkel
Dieſe Welt von hinnen mir,
Daß du über meinem Leben
Einſam ſchwebeſt für und für.

Schilflieder.

1.

Drüben geht die Sonne ſcheiden,
Und der müde Tag entſchlief.
Nieder hangen hier die Weiden
In den Teich, ſo ſtill, ſo tief.

Und ich muß mein Liebſtes meiden,
Quill, o Thräne, quill hervor!
Traurig ſäuſeln hier die Weiden,
Und im Winde bebt das Rohr.

In mein ſtilles tiefes Leiden
Strahlſt du, Ferne! hell und mild,
Wie durch Binſen hier und Weiden
Strahlt des Abendſternes Bild.

2.

Trübe wird's, die Wolken jagen,
Und der Regen niederbricht,
Und die lauten Winde klagen:
„Teich, wo iſt dein Sternenlicht?"

Suchen den erloſchnen Schimmer
Tief im aufgewühlten See.
Deine Liebe lächelt nimmer
Nieder in mein tiefes Weh.

3.

Auf geheimem Waldespfade
Schleich ich gern im Abendſchein
An das öde Schilfgeſtade,
Mädchen, und gedenke dein!

Wenn ſich dann der Buſch verdüſtert,
Rauſcht das Rohr geheimnißvoll,
Und es klaget und es flüſtert,
Daß ich weinen, weinen ſoll.

Und ich mein', ich höre wehen
Leiſe deiner Stimme Klang,
Und im Weiher untergehen
Deinen lieblichen Geſang.

4.

Sonnenuntergang;
Schwarze Wolken ziehn,
O wie ſchwül und bang
Alle Winde fliehn!

Durch den Himmel wild
Jagen Blitze, bleich;
Ihr vergänglich Bild
Wandelt durch den Teich.

Wie gewitterklar
Mein' ich dich zu ſehn,
Und dein langes Haar
Frei im Sturme wehn!

5.

Auf dem Teich, dem regungsloſen,
Weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend ſeine bleichen Roſen
In des Schilfes grünen Kranz.

Hirſche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor;
Manchmal regt ſich das Geflügel
Träumeriſch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick ſich ſenken;
Durch die tiefſte Seele geht
Mir ein ſüßes Deingedenken,
Wie ein ſtilles Nachtgebet!

Vergangenheit.

Hesperus der blaſſe Funken
Blinkt und winkt uns traurig zu.
Wieder iſt ein Tag geſunken
In die ſtille Todesruh'.

Leichte Abendwölkchen ſchweben
Hin im ſanften Mondenglanz
Und aus bleichen Roſen weben
Sie dem todten Tag den Kranz.

Friedhof der entſchlafnen Tage,
Schweigende Vergangenheit,
Du begräbſt des Herzens Klage,
Ach, und ſeine Seligkeit.

An den Wind.

Ich wandre fort in's ferne Land;
Noch einmal blickt' ich um, bewegt,
Und ſah, wie ſie den Mund geregt,
Und wie gewinket ihre Hand.

Wohl rief ſie noch ein freundlich Wort
Mir nach auf meinen trüben Gang,
Doch hört' ich nicht den liebſten Klang,
Weil ihn der Wind getragen fort.

Daß ich mein Glück verlaſſen muß,
Du rauher, kalter Windeshauch,
Iſt's nicht genug, daß du mir auch
Entreißeſt ihren letzten Gruß?

An die Entfernte.

Dieſe Roſe pflück' ich hier,
In der fremden Ferne;
Liebes Mädchen, dir, ach dir
Brächt' ich ſie ſo gerne.

Doch bis ich zu dir mag ziehn
Viele weite Meilen,
Iſt die Roſe längſt dahin;
Denn die Roſen eilen.

Nie ſoll weiter ſich in's Land
Lieb' von Liebe wagen,
Als ſich blühend in der Hand
Läßt die Roſe tragen;

Oder als die Nachtigall
Halme bringt zu Neſte,
Oder als ihr ſüßer Schall
Wandert mit dem Weſte.

Der offene Schrank.

Mein liebes Mütterlein war verreiſt,
Und kehrte nicht heim und lag in der Grube;
Da war ich allein und recht verwaiſt,
Und traurig trat ich in die Stube.

Ihr Schrank ſtand offen, ich fand ihn noch heut,
Wie ſie abreiſend ihn eilig gelaſſen,
Wie Alles man durcheinander ſtreut,
Wenn vor der Thür die Pferde ſchon paſſen.

Ein aufgeſchlagnes Gebetbuch lag
Bei mancher Rechnung, von ihr geſchrieben;
Von ihrem Frühſtück am Scheidetag
War noch ein Stücklein Kuchen geblieben.

Ich las das aufgeſchlagne Gebet,
Es war: wie eine Mutter um Segen
Für ihre Kinder zum Himmel fleht;
Mir pochte das Herz in bangen Schlägen.

Ich las ihre Schrift, und ich verbiß
Nicht länger meine gerechten Schmerzen,
Ich las die Zahlen, und ich zerriß
Die Freudenrechnung in meinem Herzen.

Zuſammen ſucht' ich den Speiſereſt,
Das kleinſte Krümlein, den letzten Splitter,
Und hätt' es mir auch den Hals gepreßt,
Ich aß vom Kuchen und weinte bitter.

Der Poſtillon.

Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölkchen flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.

Schlummernd lagen Wieſ' und Hain,
Jeder Pfad verlaſſen;
Niemand als der Mondenſchein
Wachte auf der Straßen.

Leiſe nur das Lüftchen ſprach,
Und es zog gelinder
Durch das ſtille Schlafgemach
All' der Frühlingskinder.

Heimlich nur das Bächlein ſchlich,
Denn der Blüthen Träume
Dufteten gar wonniglich
Durch die ſtillen Räume.

Rauher war mein Poſtillion,
Ließ die Geißel knallen,
Ueber Berg und Thal davon
Friſch ſein Horn erſchallen.

Und von flinken Roſſen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durch's blühende Revier
Trabten mit Behagen.

Wald und Flur im ſchnellen Zug
Kaum gegrüßt — gemieden;
Und vorbei wie Traumesflug
Schwand der Dörfer Frieden.

Mitten in dem Maienglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den raſchen Wanderblick
Hielt zu ernſtem Sinnen.

Hingelehnt an Bergesrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes ſtand
Hoch, in ſtummer Trauer.

Schwager ritt auf ſeiner Bahn
Stiller jetzt und trüber;
Und die Roſſe hielt er an,
Sah zum Kreuz hinüber:

„Halten muß hier Roß und Rad,
Mag's euch nicht gefährden;
Drüben liegt mein Kamerad
In der kühlen Erden!

Ein gar herzlieber Geſell!
Herr, 's iſt ewig Schade!
Keiner blies das Horn ſo hell,
Als mein Kamerade.

Hier ich immer halten muß,
Dem dort unter'm Raſen
Zum getreuen Brudergruß
Sein Leiblied zu blaſen!“

Und dem Kirchhof ſandt' er zu
Frohe Wanderſänge,
Daß es in die Grabesruh'
Seinem Bruder dränge.

Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wieder,
Ob der todte Poſtillion
Stimmt' in ſeine Lieder. —

Weiter ging's durch Feld und Hag
Mit verhängtem Zügel;
Lang mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.

Die drei Zigeuner.

Drei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Schlich durch ſandige Haide.

Hielt der Eine für ſich allein
In den Händen die Fiedel,
Spielte, umglüht vom Abendſchein,
Sich ein feuriges Liedel.

Hielt der Zweite die Pfeif' im Mund,
Blickte nach ſeinem Rauche,
Froh, als ob er vom Erdenrund
Nichts zum Glücke mehr brauche.

Und der Dritte behaglich ſchlief,
Und ſein Cimbal am Baum hing,
Ueber die Saiten der Windhauch lief,
Ueber ſein Herz ein Traum ging.

An den Kleidern trugen die Drei
Löcher und bunte Flicken,
Aber ſie boten trotzig frei
Spott den Erdengeſchicken.

Dreifach haben ſie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verraucht, verſchläft, vergeigt,
Und es dreimal verachtet.

Nach den Zigeunern lang noch ſchau'n
Mußt' ich im Weiterfahren,
Nach den Geſichtern dunkelbraun,
Den ſchwarzlockigen Haaren.

Blick in den Strom.

September 1844.

Sahſt du ein Glück vorübergehn,
Das nie ſich wiederfindet,
Iſt's gut in einen Strom zu ſehn,
Wo Alles wogt und ſchwindet.

O ſtarre nur hinein, hinein,
Du wirſt es leichter miſſen,
Was dir, und ſoll's dein Liebſtes ſein,
Vom Herzen ward geriſſen.

Blick' unverwandt hinab zum Fluß,
Bis deine Thränen fallen,
Und ſieh durch ihren warmen Guß
Die Fluth hinunterwallen.

Hinträumend wird Vergeſſenheit
Des Herzens Wunde ſchließen;
Die Seele ſieht mit ihrem Leid
Sich ſelbſt vorüberfließen.

Die nächtliche Fahrt.

Zu öd' und traurig ſelbſt den Haidewinden
Sind dieſe winterlichen Einſamkeiten,
Nur Schnee und Schnee ringsaus in alle Weiten,
Nur ſtiller, keuſcher, kalter Tod zu finden.

Hier iſt's umſonſt, nach frohem Ton zu lauſchen,
Singvögel ſind geflohn von dieſem Grabe,
Den Schnabel in die Federn hüllt der Rabe,
Und eingefroren iſt der Bäche Rauſchen.

Sieht man den Wald ſo tief in Tod verſunken,
Will man's nicht glauben, daß er jemals wieder
Aufgrünt im Lenz, daß je hier ſeine Lieder
Ein Vogel ſingt, vom Frühlingshauche trunken.

Es glänzt der Eichenwald in Eiſesklammern;
Jetzt Wölfe heulen am verſchneiten Grunde,
Wie Bettler, hungerwach, in nächt'ger Stunde
Am Grabe eines milden Königs jammern.

Dort fährt ein Schlitten auf der blanken Wüſte,
Der Kutſcher treibt die ausgeſtreckten Pferde,
Als ob mit ſeinem Fuhrwerk er die Erde
Vor Sonnenaufgang noch umrennen müßte.

Drei Hengſte ſind's raſch wie des Nordens Lüfte,
Ein jeder trägt das werthe Probezeichen
Der Schnelligkeit im rüſtigen Entweichen,
Die Narbe des Wolfsbiſſes an der Hüfte.

Ein Glöcklein trägt das Mittelroß der Gabel,
Zum Glöcklein tanzend fliehn vorbei die Bäume
Am Schlitten, trüb, wie ſchnellvergeßne Träume,
Der Wald entflieht wie eine bleiche Fabel.

Die ſchnellen Renner ſind mit Eis behangen,
Das klirrend an den ſchwarzen Mähnen zittert,
Der Roſſe Rücken iſt mit Eis umgittert:
Der Tod will ſie mit kaltem Netze fangen.

Gekauert ſitzt, gehüllt vom Bärenkragen,
Der Wojewod im Schlittenkorbgeflechte
Still hinter ſeinem pelzverhüllten Knechte,
Der manchmal pfeift, die Pferde anzujagen.

Dem Schlitten folgt in klarer Mondeshelle
Ein zweiter nach, mit gleichgeſchwinden Rennern,
Befrachtet auch mit zwei verhüllten Männern,
Und auf der Haide klingelt ſeine Schelle.

Die Nacht iſt grimmig kalt; o Wandrer, meide
Den Schlaf; hörſt du das Glöcklein nicht mehr ſchlagen,
So wird's vom Roſſe dir vorangetragen,
Dein wandernd Sterbeglöcklein auf der Haide.

Der Bäume Leben floh zum Grund hinunter;
Gieb, Wandrer, Acht, daß nicht auch deine Seele
Zu ihrem Grunde ſich hinunter ſtehle,
Wenn du einnickeſt; Wandrer, halt dich munter!

Biſt du ein Jäger, denke an ein Wildern;
Haſt du ein Lieb, denk' an ihr ſüßes Lager;
Wenn Haß dich wurmt, der ſcharfe Herzensnager,
So halt dich wach und warm mit Rachebildern! —

Ha! Wölfe! ſeht, ein ganzes Rudel Tode!
Sie folgen, eine nachgeſchleifte Kette;
Die Todesangſt, der Hunger rennen Wette,
Und ohne Furcht bleibt nur der Wojewode.

Es kracht der Schnee, ſchnell ſind die grauen Horden,
Doch ſchneller ſind, Gottlob! die braven Hengſte,
Die Rappen ſind im Drang der Todesängſte
Plötzlich wie junge Raben flügg geworden.

So fliehn ſie weite Strecken, angſtgetrieben;
Die Männer ſchießen ſchreckend die Gewehre
Vom Schlittenborde nach dem grauſen Heere,
Bis nach und nach es iſt zurückgeblieben.

Nun halten ſie; die Pferde dampfend ſchwitzen
Und ſchnauben aus den Nüſtern ſich das Bangen;
Drei treten in die Schenke und verlangen
'nen Becher Wein, doch bleibt der Woiwod ſitzen.

Da ſpringt der Wirth, ein Jude, an den Schlitten
Und macht dem Gaſte tiefe Reverenzen:
„Darf ich, Herr Wojewod, euch nicht kredenzen
Wein, Brod und einen feinen Bratenſchnitten?“

Und mit Gelächter ruft der Kutſcher drinnen:
„Dem ſchmeckt kein Braten und kein Gläschen Rother,
Der ißt nicht, trinkt nicht, friert nicht, iſt ein Todter,
An dem, Hebräer, wirſt du nichts gewinnen!

„Im Zweikampf iſt der gute Herr geblieben,
Sein Erzfeind, Ruſſe, hat ihn todtgeſchoſſen;
Ich fahre meinen ſchweigenden Genoſſen
Heim in die Gruft vorausgegangner Lieben.

„Bald aber hätt' ich ihm die Treu zerriſſen,
Denn wären uns die Wölfe näher kommen,
So hätt' ich ihn nicht weiter mit genommen,
Ich hätt' ihn, uns zu retten, hingeſchmiſſen.

„Ich meine immer noch ſein Blut zu ſchauen,
Wie's rauchend in den weißen Schnee gequollen,
Wie ſich's nicht bergen konnte in den Schollen;
Das Bluteis darf im Frühling erſt zerthauen.“

Sie fahren weiter mit verhängtem Zügel
Fort über Brücken, Zäune, Teich und Bäche,
Denn Alles hat der Schnee gefüllt zur Fläche,
Und gleich gefegt der Wind mit ſeinem Flügel.

Nur manchmal blickt der Kutſcher nach dem Todten;
Noch ſitzt er da, das Haupt vorunterneigend,
Wie er geſeſſen, unbekümmert, ſchweigend,
Als hinterher die grimmen Wölfe drohten.

Das Mordblei, das den Wojewoden fällte
Und ſtecken blieb in ſeinem Eingeweide;
Der Schnee, der rings bedeckt Podoliens Haide;
Sein Herz; — ſind alle drei von gleicher Kälte.

Der Wind erwacht und raſſelt an der Föhre,
Das Glöcklein ſchallt, es dunkelt vor den Roſſen,
Am Himmel zieht der bleiche Mond verdroſſen
Den Wolkenmantel zu, als ob ihn fröre.

Das mahnt uns an die Träume eines Czaren,
Der gerne möcht' in winternächt'gen Stunden,
Das Ruhmesglöcklein an ſein Roß gebunden,
Das todte Polen durch die Haide fahren.

Karl Simrock,

geb. 28. Auguſt 1802 zu Bonn, ſeit 1849 Profeſſor der deutſchen Sprache und Literatur an der dortigen Univerſität.

— Gedichte. Leipzig. —

Die Eichenſaat.

Wie waren die Mönche zu Dünwald ſo klug!
Sie ſuchten in den Briefen und fanden genug;
In alter Pergamente gebräunter Schrift
Laſen ſie von mancher blökenden Trift.

Sie zeigten auch dem Junker zu Schlebuſch eins,
Im krauſen Stile guten Kloſterlateins:
Des Kloſters ſeien, wie da geſchrieben ſtand,
Wohl hundert Morgen von des Junkers Land.

Das begriff der ſchlichte, biedre Junker ſchwer:
Was er beſeſſen von Urvätern her,
Worauf er geerntet ſo lang und ſo viel,
Wie der Acker plötzlich dem Kloſter verfiel.

Der Prior brachte den Handel vor Gericht;
Da wußten ſich die Schöffen zu rathen nicht.
Der Schultheiß dingte ſo manche Tagefahrt;
Der Verwicklung wurde kein Ende gewahrt.

Zuletzt der Junker übeln Muth gewann,
Als ihm die Mönche drohten mit Acht und Bann.
Man ſchürt' ihm von der Kanzel die Hölle ſo heiß;
Er dacht', ich will bezahlen das Lügengeſchmeiß.

„Wohlan, ich biete die Hand zum Frieden dar,
Ihr ſollt beſitzen, was niemals Euer war;
Doch weil ich ungezwungen Euch Abſtand that,
So ſei mir bewilligt noch eine letzte Saat.“

Da ſchmunzelten die Brüder und ſchlugen ein.
Den Vergleich verbrieften die Schöffen fein,
Ihn beſtärkten beide mit heil'gem Schwur,
Jedweder zufrieden dann nach Hauſe fuhr.

Das währte von Weihnachten bis Hagelzeit:
Da pflegen die Gläub'gen noch jetzt weit und breit
Mit Kreuz und Fahne die Felder zu umgehn,
Den Himmel um Gedeihen der Saaten zu flehn.

Als ſie nun kamen an das ſtreitige Feld,
Das im Herbſt der Junker zuletzt beſtellt,
Wohl haben die Mönche neugierig hingeſchaut,
Was doch auf ihren Acker für Frucht ſei gebaut?

„Zartgrüne Blättchen, buchtig ausgeſchweift:
Was iſt's, das der Ernte hier entgegenreift?
Es iſt nicht Korn, noch Weizen — o Schmach, in der That! —
Wie ſind wir betrogen — es iſt Eichelſaat!

„Uns wird kein Zahn mehr ſchmerzen, wenn man ſie mäht;
Ein Fuchs iſt der Junker, das ſehn wir jetzt zu ſpät.
Was hilft uns, zu verſchreien den häßlichen Streich?
Zu deutlich redet der unſelge Vergleich.“ —

Aber luſtig wuchſen die Eichen empor,
Bald knallte dort im Grünen des Junkers Rohr,
Noch ſah er zur Lohe ſchälen manchen Schaft,
Er trank ſich noch Stärkung aus braunem Eichelſaft.

Als aber weiter ſtürmte die Zeit im Saus,
Die Wipfel ſchauten über das Kloſterhaus,
Da ſahn ſie grüne Gräber, wo längſt in Ruh
Abt und Prior ſchliefen und die Mönche dazu.

Und höher hob ſich der ſtolze Eichenforſt;
Und als die grüne Rinde verkruſtend borſt,
Da ſchüttelten die Kronen ihr herbſtlich Laub
Auf des Kloſters Mauern in Schutt und Staub.

Johann Nepomuk Vogl,

geb. am 2. November 1802 zu Wien; ſtarb daſelbſt als Beamter der nieder-öſterreichiſchen Landſtände am 17. November 1866.

— Balladen. Wien: Wallishauſſer'ſche Buchhandlung. —

Heinrich der Vogler.

Herr Heinrich ſitzt am Vogelheerd
Recht froh und wohlgemuth;
Aus tauſend Perlen blinkt und blitzt
Der Morgenröthe Gluth.

In Wieſ' und Feld und Wald und Au —
Horch, welch' ein ſüßer Schall!
Der Lerche Sang, der Wachtel Schlag,
Die ſüße Nachtigall!

Herr Heinrich ſchaut ſo fröhlich drein:
„Wie ſchön iſt heut' die Welt!
Was gilt's? heut' giebt's 'nen guten Fang!"
Er lugt zum Himmelszelt.

Er lauſcht und ſtreicht ſich von der Stirn
Das blondgelockte Haar;
„Ei doch! was ſprengt denn dort herauf
Für eine Reiterſchaar?"

Der Staub wallt auf, der Hufſchlag dröhnt,
Es naht der Waffen Klang;
„Daß Gott! die Herrn verderben mir
Den ganzen Vogelfang.“

„Ei nun! was giebt's?“ — Es hält der Troß
Vor'm Herzog plötzlich an;
Herr Heinrich tritt hervor und ſpricht:
„Wen ſucht Ihr da, ſagt an?“

Da ſchwenken ſie die Fähnlein bunt
Und jauchzen: „Unſern Herrn! —
Hoch lebe Kaiſer Heinrich! — Hoch
Des Sachſenlandes Stern!“

Dieß rufend, knie'n ſie vor ihm hin
Und huldigen ihm ſtill,
Und rufen, als er ſtaunend fragt:
„'S iſt deutſchen Reiches Will'!“

Da blickt Herr Heinrich tiefbewegt
Hinauf zum Himmelszelt:
„Du gabſt mir einen guten Fang! —
Herr Gott, wie Dir's gefällt.“

Das Erkennen.

Ein Wanderburſch', mit dem Stab in der Hand,
Kommt wieder heim aus dem fremden Land.

Sein Haar iſt beſtäubt, ſein Antlitz verbrannt,
Von wem wird der Burſch' wohl zuerſt erkannt?

So tritt er in's Städtchen, durch's alte Thor;
Am Schlagbaum lehnt juſt der Zöllner davor.

Der Zöllner, der war ihm ein lieber Freund,
Oft hatte der Becher die beiden vereint.

Doch ſieh — Freund Zollmann erkennt ihn nicht,
Zu ſehr hat die Sonn' ihm verbrannt das Geſicht.

Und weiter wandert nach kurzem Gruß
Der Burſche, und ſchüttelt den Staub vom Fuß.

Da ſchaut aus dem Fenſter ſein Schätzel fromm:
„Du blühende Jungfrau, viel ſchönen Willkomm!"

Doch ſieh — auch das Mägdlein erkennt ihn nicht,
Die Sonn' hat zu ſehr ihm verbrannt das Geſicht.

Und weiter geht er die Straß' entlang,
Ein Thränlein hängt ihm an der braunen Wang'.

Da wankt von dem Kirchſteig ſein Mütterchen her.
„Gott grüß' Euch!" — ſo ſpricht er und ſonſt nichts mehr.

Doch ſieh — das Mütterchen ſchluchzet voll Luſt:
„Mein Sohn!" — und ſinkt an des Burſchen Bruſt.

Wie ſehr auch die Sonne ſein Antlitz verbrannt,
Das Mutteraug' hat ihn doch gleich erkannt.

Wilhelm Hauff,

geb. 29. Novbr. 1802 zu Stuttgart, geſt. daſelbſt 18. Novbr. 1827.

— Sämmtliche Werke. Stuttgart; Scheible. —

Reiters Morgengeſang.

(Nach einem ſchwäbiſchen Volksliede.)

Morgenroth,
Leuchteſt mir zum frühen Tod?
Bald wird die Trompete blaſen,
Dann muß ich mein Leben laſſen,
Ich und mancher Kamerad!

Kaum gedacht,
War der Luſt ein End' gemacht.
Geſtern noch auf ſtolzen Roſſen,
Heute durch die Bruſt geſchoſſen,
Morgen in das kühle Grab!

Ach, wie bald
Schwindet Schönheit und Geſtalt!
Thuſt du ſtolz mit deinen Wangen,
Die mit Milch und Purpur prangen?
Ach die Roſen welken all'!

Darum ſtill
Füg' ich mich, wie Gott es will.
Nun ſo will ich wacker ſtreiten,
Und ſollt' ich den Tod erleiden,
Stirbt ein braver Reitersmann.

Julius Moſen,

geb. 8. Juli 1803 zu Marienei im ſächſiſchen Voigtlande; 1834 Advokat in Dresden, 1845 Hofrath und Dramaturg in Oldenburg, wo er am 10. Octob. 1867 ſtarb.

— Gedichte. Leipzig: Brockhaus. —

Der Trompeter an der Katzbach.

Von Wunden ganz bedecket
Der Trompeter ſterbend ruht,
An der Katzbach hingeſtrecket,
Der Bruſt entſtrömt das Blut.

Brennt auch die Todeswunde,
Doch ſterben kann er nicht,
Bis neue Siegeskunde
Zu ſeinen Ohren bricht.

Und wie er ſchmerzlich ringet
In Todesängſten bang,
Zu ihm herüber dringet
Ein wohlbekannter Klang.

Das hebt ihn von der Erde,
Er ſtreckt ſich ſtarr und wild —
Dort ſitzt er auf dem Pferde
Als wie ein ſteinern' Bild.

Und die Trompete ſchmettert —
Feſt hält ſie ſeine Hand —
Und wie ein Donner wettert
Victoria in's Land.

Victoria — ſo klang es,
Victoria — überall,
Victoria — ſo drang es
Hervor mit Donnerſchall.

Doch als es ausgeklungen,
Die Trompete ſetzt er ab;
Das Herz iſt ihm zerſprungen,
Vom Roß ſtürzt er herab.

Um ihn herum im Kreiſe
Hielt's ganze Regiment,
Der Feldmarſchall ſprach leiſe:
Das heißt ein ſelig' End'!

Andreas Hofer.

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schaar;
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutſchland, ach, in Schmach und Schmerz!
Mit ihm das Land Tyrol!

Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging
Mit ruhig feſten Schritten,
Ihm ſchien der Tod gering;
Der Tod, den er ſo manchesmal
Vom Iſelberg geſchickt in's Thal
Im heilgen Land Tyrol!

Doch als aus Kerkergittern
Im feſten Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er ſtrecken ſah,
Da rief er laut: Gott ſei mit euch,
Mit dem verrathnen deutſchen Reich,
Und mit dem Land Tyrol!

Dem Tambur will der Wirbel
Nicht unter'm Schlegel vor,
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finſtre Thor.
Andreas noch in Banden frei,
Dort ſtand er feſt auf der Baſtei,
Der Mann vom Land Tyrol.

Dort ſoll er niederknieen;
Er ſprach: das thu' ich nit!
Will ſterben, wie ich ſtehe,
Will ſterben, wie ich ſtritt,
So wie ich ſteh' auf dieſer Schanz;
Es leb' mein guter Kaiſer Franz,
Mit ihm ſein Land Tyrol!

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal,
Andreas Hofer betet
Allhier zum letztenmal;
Dann ruft er: nun ſo trefft mich recht!
Gebt Feuer! ach, wie ſchießt ihr ſchlecht!
Ade, mein Land Tyrol!

Der Nußbaum.

Es grünet ein Nußbaum vor dem Haus,
Duftig,
Luftig
Breitet er blättrig die Aeſte aus.

Viel liebliche Blüthen ſtehen d'ran;
Linde
Winde
Kommen, ſie herzlich zu umfahn.

Es flüſtern je zwei zu zwei gepaart,
Neigend,
Beugend
Zierlich zum Kuſſe die Häuptchen zart.

Sie flüſtern von einem Mägdlein, das
Dächte
Nächte,
Tagelang, wüßte, ach! ſelber nicht was.

Sie flüſtern, — wer mag verſtehen ſo gar
Leiſe
Weiſe?
Flüſtern vom Bräut'gam und nächſtem Jahr.

Das Mägdlein horchet; es rauſcht im Baum!
Sehnend,
Wähnend
Sinkt es lächelnd in Schlaf und Traum.

Franz von Kobell,

geb. 19. Juli 1803 zu München, ſeit 1826 Profeſſor der Mineralogie an der dortigen Univerſität.

— Gedichte in oberbayeriſcher Mundart. München: Literär. artiſt. Anſtalt. —

Koa Troſt.

Es hat a Diendl viel g'ſcherzt und g'lacht
Is gweſt ſo luſti und froh,
Und auf amal wie über Nacht
Thuat ſ' nimmermehr a ſo.

Ha Diendl, ha ſag', was waar denn dees,
Ha ſag, was is dir g'ſchegn,
Is ebba dei ſchneeweiß's Katzl furt?
Dees d'gar ſo gern haſt mögn?

Hat ebba der Wind dein' Nagerlſtock
Von Fenſter abi 'keit?
'S ſan gweſt gar ſchöni Bliemln dra',
I' woaß's, die habn di' gfreut.

Hat ebber a böſer Schauer gſchlag'n,
Wie Kirter[1] gweſ'n is
Und habn d' Leut koa' Muſi ghabt,
Gel' dees verdrießt di' g'wiß.

---

[1] Kirchweih.

„Koa Katzl, na, koa Nagerlſtock,
Koa Schauer lo' dafür,
Mei' Bua der is mer untreu worn,
Mei' Bua der laßt vo' mir."

Mei'! Diendl, was is's um an Buabn,
Der dir ſei' Lieb verkehrt,
Schau oana, der koa Treu nit hat,
Der is ſcho z'erſcht nix werth.

Um ſo an Buabn is koa Schad',
Hat aa' koan Ehr in Leib,
Und wann er di' lang g'heuret hätt',
'S waar grad zum Zeitvertreib.

„O mei' Gott ja, Ees habts wohl recht
Und dengerſch[1], woaß nit wie,
So is ma', daß i' ſterb'n möcht',
Den Buabn vergiß i nie."

Da hat dees Diendl bitter gewoant,
Der Ander' aa' is ſtill. —
Es geit halt Sachan auf der Welt,
Da nutzt der Troſt nit viel.

Der Nußhecher.

In Griechaland hon i' an' Nußhecher g'ſegn,
Wie hat mi' der Vogl gfreut,
'S is a' guata boariſcher Nußhecher gweſt,
Nett wie er bei uns dahoam ſchreit.

---

[1] dennoch.

Mit ſeini Flügl ſchö' blau und weiß
Vor meiner is er g'hupſt,
O Nußhecher, hon i' mir denkt, gib Acht,
Daß di' koa Griech' d'errupſt!

Er hat mi nit dunkt gar bſunders wohlauf,
Ja no', dees glaab' i' ſcho',
Da drinn is 's anders, wie heraus,
Kunnt' aa' verzähln davo.

Da wachſt koa' Oachbaam wie bei uns
Friſch, wie'n a' Hecher liebt,
D' Oliv'n, die trauringa Felberbaam,[1]
Die macha oan's Herz grad betrübt;

Da hat er koa' Wieſn mit Bliemin drauf,
'S is Alls zum Tod verbrennt,
Und ſicht er an' Vogl, ſo mirkt er's glei',
Daß er dra' koan' Freund d' erkennt.

Die griechiſch'n Vögl, die mehrern ſan
Vom Habicht- und Adlergeſchlecht,
Bei ſelli Kammradn, no ja, da kimmt
A' boariſcher Nußhecher recht!

I' he's ihm aa' gſagt: o Hecher mach',
Daß d'wieder in's Boarn kimmſt,
Und i' kaaf dir aa' gern no' an' Ola[2] Hanf,
Schau, wanns d' mi' aa' mit nimmſt.

---

[1] Weidenbaum. [2] ein griechiſches Maaß, 2½ Pfund.

Traugott Wilhelm von Merckel,

geb. 1803 zu Friedland in Schleſien, ſtudirte in Heidelberg, ſeit 1850 Kammergerichtsrath zu Berlin, geſtorben daſelbſt 27. Dezbr. 1861.

— Gedichte. Berlin; Enslin. —

Eine Poſtillonsnacht.

(1847.)

1.

Das Poſthaus ſteht ſo dunkel und ſtumm,
Die Linden blühen ſo ſtill ringsum,
Es ziehen die Sterne in heller Pracht
Wohl drüber hin in der Sommernacht.

Und draußen ſtreckt die Beine lang
Der Poſtillon von der Fliederbank,
Er pfeift ſich Eins und gähnt gemach,
Und hängt ſo ſeinen Gedanken nach.

Wohl möcht' er drüben im Waldkrug ſein,
Wo Sie jetzt ſchläft im Kämmerlein;
Es hat ſich lange nicht mehr geſchickt —
Und drüber iſt er eingenickt.

2.

Da klingt's fernauf aus waldigem Plan,
Das ſchmetternde Zeichen: „Hans! Spann an!“
Er ſchrickt empor und ſtolpert ſchier,
Und horcht hinaus: „Ein, Zwei, Drei, Vier!“

Die Hunde bellen, die Peitſche knallt,
Die Räder knattern, der Hufſchlag ſchallt,
Und raſſelnd kommt das rollende Haus,
Vier friſche Schimmel führt er heraus.

Das ſtampft und ſchnauft und ſchüttelt und klirrt!
Die Züge ſind aus- und angeſchirrt,
Er mißt die Leine und prüft den Strang,
Und im Sattel faßt er die Viere lang.

Die kennen ſchon ſeinen Zügelgriff,
Sie ſpitzen die Ohren, es ſchrillt ſein Pfiff,
Es braucht keinen Hieb, es braucht kein Wort,
Sie greifen aus und fliegen fort.

3.

Polternd rollt mit Windeseile
Auf der Straße weißer Zeile
Vorwärts die bepackte Wucht,
Und vorbei am Wagenfenſter
Fliegen Bäume wie Geſpenſter
Rückwärts in geſchwinder Flucht.

Hügel auf und Hügel nieder,
Grad' aus auf der Eb'ne wieder
Hämmert der geſtreckte Trab;
Wie die Meilenſteine wandern,
Immer einer nach dem andern,
Läuft die Uhr der Meilen ab.

Eingewiegt in Schlafeswonne
Liegen Herrſchaft, Kind und Bonne
Zwiſchen Schachteln, Hut und Stock;
Staubige Lakaien ſchwanken
Bei des Wagens weichem Wanken
Schnarchend auf dem Kutſchenbock.

Werden ſo mit fortgeriſſen!
Ohne Wie und Wo zu wiſſen,
Sind ſie auf der Station.
Friſche Pferde, friſche Meilen!
Neuer Schlaf und neues Eilen!
Wachen muß der Poſtillon!

4.

Der Wald iſt ſtill, die dunkeln Gründe ſchweigen,
Am tiefen Himmel träumt das junge Licht,
Und nichts iſt wach, als in den lichten Zweigen
Der Morgenwind, der mit den Blättern ſpricht.

Es graut; die Lerche ſteigt aus Aehrenwogen
Und weckt den Tag im ſilbernen Nordoſt.
Und der vorhin im raſchen Ritt geflogen,
Jetzt heimwärts ſchlendernd ſpürt er Morgenfroſt.

Da ſchimmert fern die wohlbekannte Schenke,
Ein Magenſchluck gebührt ſich, wenn es tagt;
Der Schimmel wiehert witternd nach der Tränke,
Der Reiter aber denkt der ſchmucken Magd.

Ihm pocht der Muth der Liebe an die Rippen,
Im Bügel feſter rückt er ſtolz den Fuß,
Freiwerber wird das Horn an ſeinen Lippen,
Und ſchmetternd fliegt der luſt'ge Morgengruß.

5.

Auffährt die Dirn. Sie kennt den Hans
An ſeinem Lied, kein Andrer kann's.
Es fliegt ihr ſüß durch alle Glieder,
Sie ſputet ſich mit Schürz' und Mieder,
Und riegelt auf. Mit einem Satz
Vom Sattel klirrend ſpringt der Schatz.

Die Krippen rückt ſie ſonder Säumen
Mit lockrem Heu den Roſſen vor,
Löſ't die Gebiſſe aus den Zäumen
Und ſchiebt ſie ihnen hinter's Ohr.
Und ſchneidet auf die duft'gen Flocken
Vom ſchwarzen Brode ihnen Brocken,
Und weiß mit Klopfen und mit Streicheln
Den Durſtigen ſie einzuſchmeicheln.
Dann läßt ſie in des Brunnens Tiefen
Die Eimer an der Kette gleiten,
Die Schimmel hören's niedertriefen
Und lachen heiſer ſchon von weiten,
Und ſehn mit aufgeblähten Nüſtern
Sich nach ihr um, und drängen lüſtern
Die Köpfe zu dem vollen Troge
Und ſchlürfen ſtill die friſche Woge.

Dem Reiter aber aus der Truh
Den Imbiß trägt ſie ſchnell herzu,
Vom beſten Brod, vom reinſten Schmalz,
Zum Specke ſetzt ſie ihm das Salz,
Die Flaſche holt ſie aus dem Schrein,
Und bis zum Rande ſchenkt ſie ein.
Ach! daß ſie könnte jeden Morgen
Für ihren Hans, wie heute, ſorgen!

Und gern gehorchend ſeinem Wink
Den erſten Schluck kredenzt ſie flink;
Und wie er mit den rothen Lippen
Sie züchtig ſieht und lächelnd nippen,
Da wird ihm über und über warm,
Er ſchlingt um ihren Leib den Arm,
Und küßt ſie auf den friſchen Mund,
Und leert das Glas bis auf den Grund.

Doch wie ſie ſchwatzend ſelbſtvergeſſen
Zuſammen auf der Bank geſeſſen,
Da kräht der Hahn und ſcharrt der Schimmel,
Die Morgenröthe brennt am Himmel;
Er ſitzt zu Roß; ſie klopft den Bug
Des Thieres, das ihn zu ihr trug:
„Ade mein Schatz! Bis über's Jahr,
Will's Gott, ſind ich und du ein Paar!“

Sie reicht zum Sattel ihm die Hand,
Und ſieht ihm nach, bis er verſchwand.

An meinem Geburtstage.

Ein für allemal verbeten
Selbſt bei meinen beſten Freunden
Hatt' ich mir's ſeit manchen Jahren
Und noch heuer ganz auf's Neue,
Daß an meinem Wiegenfeſte
Irgendwer ſich Mühe gäbe,
Irgendwie mich dran zu mahnen.

Mögen's Andre Narrheit nennen
Oder Sonderling mich ſchelten —
Wem erſt ſeine zwei und fünfzig
Sommer hinter'm Rücken liegen,
Der entwöhnt ſich nachgerade,
Sich als Wiegenkind zu denken.

Vollends wer durch ſolche Friſt ſich
Mittelmäßig durchgeſtümpert,
Eben nur des Alltagsruhmes
Habhaft, nicht der Guten Einen,
Nur der Schlechten Keinen ſich zu
Wiſſen, — fragen mag der füglich,
Was da Feſtliches dabei ſei,
Daß er 'rumläuft hier auf Erden?

Item, heute voll Behagen,
Daß die Gratulanten meiner
Wünſche liebſten mir erfüllten,
Mich mit mir allein zu laſſen,
Heim von einem Gange kehrend
Tret' ich arglos in mein Zimmer.

Und auf meinem Tiſch — der erſte
Blick fällt dorthin unwillkührlich —
Seh' ich eine Blume ſtehen,
Die ſich heimlich eingeſchlichen,
Um mir ſtill zu gratuliren!
Runzeln wollt' ich ſchon die Stirne
Und mit des Verdruſſes ſchnödem
Dank der Grüßenden begegnen.

Doch wie ſie ſo lächelnd blühte,
Duftend ſchwieg, und harmlos blickte,
Nichts von meiner Laune ahnend,
— Wie Belehrung überkam's mich.
Sauber trug ich ſie an's Fenſter,
Tränkte ſorglich ſie mit Waſſer,
Und zu ihrem Freunde hatte
Schlau die Freundin mich verwandelt.

Lachend ſprach ich zu mir ſelber
Und gerührt zugleich: Von allen
Grillen doch die lächerlichſte
Iſt es und die unfruchtbarſte,
Sich der Lieb' erwehren wollen!

Ruhe.

(1855.)

Weit ſchon ſchlenderten wir! Unmerklich zog ſich die Stadt uns
Hinter die Eichen zurück, als wollte allein ſie uns laſſen.
Hier an dem buſchigen Rande des Abhangs werf' ich mich nieder,
Auch dieſe herbſtliche Sonne noch macht willkommen die Kühlung.
Wirf Dich neben mich, Freund, und laß uns der Stille genießen!
So auf dem Rücken geſtreckt, die Arme zu Häupten verſchlungen,
Tief in die ewige Bläue des All's die Blicke verſenkend,
Träum' ich ein Schwimmer zu ſein, auf wallende Fluthen gebettet,
Wie ihn der ſtrömende Zug in wiegendem Wanken dahin trägt.
Glücklich, wem die Götter die feiernde Stunde geſendet,
Welche den tobenden Geiſt einlullt in wachenden Schlummer
Und auf den heißen Vulkan ausgießt das ſanfte Vergeſſen!

Siehe! ein kleinerer Wald, als der uns eben beſchattet,
Steigen die Gräſer empor über uns, und es nicken der Blüthen
Bunte Geſichter herab, von fächelnden Lüften geſchaukelt;
Lautlos ſegelt der Falter mit glanzbefiederter Schwinge
Droben im ſonnigen Raum, und unten im Dunkel der Kräuter
Schwirrt die Harfe der Triſten, die nimmer müde Cicade.

Hörſt Du die rieſelnde Quelle? Dort unter dem Mooſe des Felsblocks
Tropfen kryſtallene Thränen herab und feuchten den Boden,
Der mit neidiſchem Durſte die kaum geborenen einſaugt.
Doch verſiegen ſie nicht; denn immer erneut ſie die Nymphe,
Bis der ermüdete Feind ſie entrinnen läßt in die Freiheit.

Hier ſchon eilt ſie vorbei, ein Wäſſerchen; über die Kieſel
Klingt ihr melodiſcher Fall; bald plaudert die kindiſche Welle
Mit ſich ſelber und bald mit der niederhängenden Staude,
Welche, den Weg ihr zu wehren, ſich beugt und wieder zurückweicht.
Wo das Erlengeſträuch die wallenden Wieſen umſäumet,
Bricht ſie gewundenen Lauf's ſich Bahn durch tiefere Ufer;
Dort ſchon hemmet ſie ſpottenden Muths des Wanderers Schritte,
Ueber das breitere Bett dann führen die Stiege hinüber.
Sorglos rauſcht ſie hinaus in die weiten Gebiete des Menſchen,
Der ſie mit liſtiger Kunſt empfängt zu ewiger Knechtſchaft;
Schäumend ſiehſt Du ſie drüben auf's Rad der Mühle ſich ſtürzen,
Dienſtbar bleibt ſie nun, bis ihr Loos im Ocean endet.
Denn, entronnen einmal dem Schooß der zeugenden Höhe,
Muß ſie hinab unaufhaltſam entgegenſtrömen der Tiefe,
Wie ihr Gebieter, der Menſch, von immer ſchlagenden Stunden
Raſtlos weiter gedrängt, auf ſinkenden Pfaden an's Grab eilt.

Doch was red' ich von Tod und von Knechtſchaft, wo die Natur lacht!
Hier auf blumigem Pfühl vor der weit aufleuchtenden Landſchaft
Ziemet ein leichtes Geſchwätz, das gleich der beweglichen Welle
Frohe Gedanken erregt und ſpielenden Wechſels entgleitet.

Krähen hör' ich den Hahn! — Mir weckt die heiſere Stimme
Immer die Bilder der Jugend und glücklicher Zeiten Gedächtniß;
Knabe dünk' ich mir noch. Ich ſehe die heimiſchen Berge,
Fichtenbedeckt, durch's Fenſter, darum ſich Jelängerjelieber
Rankte, — den Garten, darin die ſchmalen Rabatten der Buxbaum
Sauber umfaßte. Wie war es ſo hold, wenn die wärmere Sonne
Endlich geſchmolzen den Schnee und aus dem gelockerten Boden
Lenzverkündend hervor die goldbraun grünenden Spitzen
Brachen, darin Hyazinthen und Primeln und ſchlanke Narziſſen
Schlummerten. — Dann auf der Höhe, bedächtig die Pflugſchaar ziehend,
Schritten die Ochſengeſpanne entlang die röthlichen Furchen;
Langſam ſchwankte herein der Wagen voll wallenden Heues,
Zweige ſchmückten die Laſt, des Sommers grüne Standarten,
Thürhoch fiel ſie umher, und jauchzend gruben die Kinder

— Zuſchau'n durfte ich nur, denn ich war ein ſchwächlicher Knabe —
Tief ſich hinein mit wonnigem Grau'n in das duftende Dunkel.
Aber im Garten erſpähte geheim das lüſterne Auge,
Was zu pflücken der Hand verboten war: niedergebogen
Hingen am ſtachlichten Strauch die zierlichen Büſchel der Beeren,
Gelblich und purpurn, ſüße Verführer zu eiligem Diebſtahl;
Sicherer ſchwollen derweil, getauft mit ſeltſamen Namen,
Hoch im Wipfelgezweige die ſaftigen Glocken der Birnen,
Bis mitleidig der Wind eine frühgezeitigte knickte,
Und — willkommene Beute! — die Frucht durch's kniſternde Laub ſchlug.

Golden rauſchte das Korn, es zogen die Schnitter zu Felde,
Und in der Senſen Getön klang fern das Locken der Wachtel,
Wenn der Vater mit mir die Raine Abends entlang ging,
Prüfend der Ernte Ertrag und die Zeichen des morgenden Wetters.
Dann auf der Wange des Apfels erſchien die herbſtliche Röthe,
Welche das Sammeln gebot, ehe denn die Reiſe zu weit ſtieg;
Stangen reichten hinauf, und geſchüttelt warfen die Wipfel
Rings auf Beete und Gänge den hart aufklopfenden Hagel;
Aber zur feineren Art klomm, ſackumgürtet, der Gärtner
— Mir ein beneideter Mann des Glücks! — auf ſchwankender Leiter
Mitten in's Paradies, die verborgenen Wunder zu pflücken.
Zwiſchen den Körben, darein die würzigen Ladungen rollten,
Harrte die Mutter geſchürzt, und wählte mit kundigem Finger
Mir die bewährteſte Frucht, mein ſtilles Geduldeu zu lohnen.
Und, wenn Alles gethan, aufſchaute mit freundlichem Nicken
Sie zu jeglichem Baume und rief ihm dankenden Gruß zu,
Sonſt wohl möchte er ſchmollen und ferneren Segen verweigern;
Lächelnd hört' es der Vater und lüftete leiſe das Käppchen.

Düſterer gingen die Tage nunmehr und kürzer zu Rüſte;
Hof und Garten und Feld — wie lagen ſie einſam und ſchmucklos,
Nicht mehr der Freude Gebiet, nur noch die Stätte der Arbeit,
Welche dem ſterbenden Jahre die Kiſſen des Sarges zurecht legt!
Dennoch, wie pochte das kindiſche Herz von freudigem Schrecken,
Wenn vor dem pfeifenden Winde das Erſtlings-Flockengewimmel
Plötzlich, in wirbelndem Tanze ſich tummelnd, am Fenſter vorbei ſtob!

Gaſtlich praſſelte jetzt des Kamins hochzüngelnde Flamme,
Riegel verwahrten das Thor und Läden deckten die Scheiben;
Stiller Beſchäftigung hold, den Kreis der Fleißigen ſammelnd,
Warf vom eichenen Tiſche die ſpitz aufbrennende Kerze
Rings ihr ruhiges Licht in des Zimmers trauliche Schatten.
Zeitungen las mit Bedacht beim Dufte der Pfeiſe der Vater,
Aber die Mutter beiſeit, mit der Magd das Gemüſe für morgen
Fein zu putzen befliſſen, beſtand ein doppelt' Geduldwerk:
Märchen las ich ihr vor, eintönigen Klanges und mühſam;
Wohllaut dünkt' es ihr doch, von ihr ja hatt' ich's erlernet,
Und ſie erklärte dazwiſchen der Bilder tiefe Bedeutung.
Glücklicher eichener Tiſch! Du Reich voll Frieden und Freiheit,
Welt der Träume und Wunder! In Trümmer biſt du gegangen,
Wie deine ſelige Zeit! — — Zu früh ſtets wallte das Tiſchtuch
Ueber die Herrlichkeit hin und all' das bunte Vergnügen,
Das bis morgen verſchwand, doch bald verſchmerzt und vergeſſen
Ueber dem tröſtenden Dufte der hochaufdampfenden Schüſſel!

Oede war's draußen und ſtill. Aus der Himmel unendlichen Weiten
Schüttete leiſe die Nacht des Schnee's weichſchwellende Wogen,
Hohler ſchlug es vom Thurme, gedämpfter pfiffen die Wächter,
Und mit behaglichem Grau'n aufhorchte das Ohr in die Ferne,
Wo mit verlornem Gebell ihre Zwieſprach führten die Hunde.
Dann zur traulichen Kammer, von dämmernder Lampe gelichtet,
Trug die Mutter den Knaben; ſie drückte ihn ſanft in die Kiſſen,
Theilte ſein kurzes Gebet, erwartete ſtill ſeinen Schlummer,
Und, wenn über das Haupt der ſchweigende Engel ſich neigte,
Blickte ſie ſegnend darein und ſchlich ſich leiſe von hinnen.

Alſo rollten die Zeiten vorüber, gezählt und gemeſſen
Nicht nach der Pflichten Geſetz und der Mühſal nüchternem Kreislauf.
Denn aus jeglichem zieht das Kind mit reicher Erfindung
Sich ein glückliches Loos, und trifft den verborgenen Zauber,
Der das Alltägliche neu, und friſch das Gewelkte verwandelt;
Selbſt das ernſte Geſchick und die trauerbringende Stunde —
Ihm begegnen ſie nur, gleichwie aus ſchaurigem Märchen

Wundergeſtalten, ſeltſam und fremd; vorüber am Kinde
Schreiten ſie ſtumm und beſtellen an's Alter die finſtere Botſchaft!
Spät erſt wird die Erinnerung wach. Eine höhere Sonne
Löſ't vom Geſchehenen dann die Nebel, und klar in der Ferne
Taucht das Vergangene auf, wie wenn beim ſtrahlenden Morgen
Du vom Nachts überſtieg'nen Gebirg' in die Tiefe zurückblickſt;
Aber Du ſchaueſt nur noch eine längſt verlaſſene Heimath,
Ewiges Schweigen umfließt die fremd geword'nen Gefilde,
Wo die Geweſenen ruh'n. Vergebens ſuchſt Du das Leben;
Um eine Gräberſtatt ſtehn regungsloſe Cypreſſen.
Seufzend wendeſt Du Dich. Es führen die ſtäubenden Straßen
Weit in die Lande hinaus; doch keine führet zum Frieden!
Schön wohl trat ſich's hervor aus der Jugend offener Pforte,
Kühn und gerüſteten Sinn's, das Herz voll großer Entwürfe;
Stolz ausſpannte der Geiſt die ungeduldigen Schwingen,
Als er die ragenden Gipfel der Freiheit vor ſich erblickte
Und des erſchloſſenen Weltflugs kranzumflatterte Bahnen. —
Nichts gewährte das Glück, als den Muth der frühen Entſagung,
Welche vom weichenden Ziel heimlenkt zu ſtillen Aſylen,
Eh' an verzehrender Gluth der ikariſche Fittich zum Sturz ſchmilzt.

Viel doch gaben die Götter, daß unter dem Buchengewölbe
Hier ſie uns Muße gegönnt, verzeihlichem Wahne zu lächeln
Und in olympiſcher Ruhe den Wunſch und die Furcht zu vergeſſen.

Heimzukehren nun dünkt's an der Zeit mir! Ueber dem Plaudern
Neigte der Tag ſich gemach; die glühende Scheibe der Sonne
Gleitet am Himmel herab, und dunkel färbt ſich der Wald ſchon! —

Johann Gabriel Seidl,

geb. 21. Juni 1804 zu Wien, lebt daſelbſt als Kuſtos am k. k. Münz- und Antiken-Kabinett.

— Bifolien. Wien; Wallishauſerſche Buchhandlung. —

Der blinde Greis an ſeine Tochter.

Leg mir die Händ' auf meine Augen, Kind!
So! — Wie das kühlt! — Sie ſind ſo lieb, ſo lind,
Und jeden Pulsſchlag ſpür' ich! Heißt das gehn!
Dagegen meiner — matt zum Stilleſtehn.

Einmal, es iſt ſchon völlig nicht mehr wahr, —
Ich hatte da noch Augen hell und klar, —
Da ſaß ich draußen unter einem Baum,
Und blickte ſinnend in den grünen Raum.

Horch! Plötzlich rauſcht es hinter mir, — im Nu
Hielt mir's die Augen mit den Händen zu;
Ich kannte wohl die Hand, ſo lieb und lind,
Und blieb recht gern ſo lang als möglich blind.

Das Mädchen war's, das deine Mutter ward,
Damals wie du ſo jung, wie du ſo zart;
Den erſten Kuß trug mein Errathen mir,
Und bald darauf war ich vereint mit ihr. —

Wenn du nun manchmal deine Hände ſo
Mir auflegſt, macht es mich wehmüthig froh:
Mir iſt's, als fielen mir die Schuppen ab,
Als ſäh' ich ſie, die längſt ſchon ruht im Grab.

Ja, malen könnt' ich Zug für Zug ſie dann,
Und eine ſüße Sehnſucht faßt mich an;
Zu ſitzen glaub' ich unter jenem Baum,
Hinaus zu ſtarren in den grünen Raum:

Und fühl' ich deine Hände, liebes Kind,
So denk' ich mir, ich ſtelle mich nur blind,
Und ſie verhalte nur die Augen mir
Und bald darnach würd' ich vereint mit — ihr!

So ſoll's mit allem Sonnenſchein
Denn wirklich ſchon vorüber ſein?
Oft hab' ich es zu glauben Müh',
Und mein', es ſei denn doch zu früh.

Und mein', es komm', ehvor es ſchneit,
Gewiß noch einmal ſchöne Zeit
Mit blauem Himmel, blauem Licht
Und auch ohn' alle Blumen nicht.

Das iſt die Zeit, wo man nach Luſt
Noch einmal voll ſich ſchöpft die Bruſt,
Um auszudauern dann, wenn's friert,
Bis endlich wieder Frühling wird.

Und dieſe Zeit erwart' ich noch, —
Mir kam ſie noch nicht, — oder doch?
Liegt ſie vielleicht ſchon hinter mir,
Indeß mein Herz ſich ſehnt nach ihr?

Eduard Mörike,*)

geb. 8. Septbr. 1804 zu Ludwigsburg. 1834 Pfarrer zu Kleverſulzbach bei Weinsberg, gab dieſe Stelle auf und privatiſirte zuerſt in Mergentheim, ſeit 1851 in Stuttgart, wo er am Katharinen-Stift unterrichtete. Gegenwärtig lebt er zu Nürtingen.

— Gedichte. Stuttgart: Cotta. —

Schön-Rohtraut.

Wie heißt König Ringangs Töchterlein?
  Rohtraut, Schön-Rohtraut.
Was thut ſie denn den ganzen Tag,
Da ſie wohl nicht ſpinnen und nähen mag?
  Thut fiſchen und jagen.
O daß ich doch ihr Jäger wär'!
Fiſchen und jagen freute mich ſehr.
  — Schweig' ſtille, mein Herze!

Und über eine kleine Weil',
  Rohtraut, Schön-Rohtraut,
So dient der Knab' auf Ringangs Schloß
In Jägertracht und hat ein Roß,
  Mit Rohtraut zu jagen.
O daß ich doch ein Königsſohn wär'!
Rohtraut, Schön-Rohtraut lieb ich ſo ſehr.
  — Schweig' ſtille, mein Herze!

---

*) Es kann noch immer nicht ſtark genug betont werden, daß Mörikes Gedichte in keiner Bibliothek fehlen dürften, in der unſere poetiſche Literatur wenn auch nur andeutungsweiſe vertreten iſt.

Einsmals ſie ruhten am Eichenbaum,
Da lacht Schön-Rohtraut:
Was ſiehſt mich an ſo wunniglich?
Wenn du das Herz haſt, küſſe mich!
Ach! erſchrak der Knabe!
Doch denket er: mir iſt's vergunnt,
Und küſſet Schön-Rohtraut auf den Mund.
— Schweig' ſtille, mein Herze!

Darauf ſie ritten ſchweigend heim,
Rohtraut, Schön-Rohtraut;
Es jauchzt der Knab' in ſeinem Sinn:
Und würd'ſt du heute Kaiſerin,
Mich ſollt's nicht kränken:
Ihr tauſend Blätter im Walde wißt,
Ich hab' Schön-Rohtrauts Mund geküßt!
— Schweig' ſtille, mein Herze!

Das verlaſſene Mägdlein.

Früh, wann die Hähne krähn,
Eh' die Sternlein verſchwinden,
Muß ich am Herde ſtehn,
Muß Feuer zünden.

Schön iſt der Flammen Schein,
Es ſpringen die Funken,
Ich ſchaue ſo drein,
In Leid verſunken.

Plötzlich, da kommt es mir,
Treuloſer Knabe,
Daß ich die Nacht von dir
Geträumet habe.

Thräne auf Thräne dann
Stürzet hernieder,
So kommt der Tag heran, —
O ging' er wieder!

Agnes.

Roſenzeit! wie ſchnell vorbei,
Schnell vorbei,
Biſt du doch gegangen!
Wär' mein Lieb nur blieben treu,
Blieben treu,
Sollte mir nicht bangen.

Um die Ernte wohlgemuth,
Wohlgemuth,
Schnitterinnen ſingen.
Aber ach! mir kranken Blut,
Mir kranken Blut,
Will nichts mehr gelingen.

Schleiche ſo durch's Wieſenthal,
So durch's Thal,
Als im Traum verloren,
Nach dem Berg, da tauſend Mal,
Tauſend Mal,
Er mir Treu' geſchworen.

Oben auf des Hügels Rand,
Abgewandt,
Wein' ich bei der Linde,
An dem Hut mein Roſenband,
Von ſeiner Hand,
Spielet in dem Winde.

Früh im Wagen.

Es graut vom Morgenreif
In Dämmerung das Feld,
Da ſchon ein blaſſer Streif
Den fernen Oſt erhellt;

Man ſieht im Lichte bald
Den Morgenſtern vergehn,
Und doch am Fichtenwald
Den vollen Mond noch ſtehn:

So iſt mein ſcheuer Blick,
Den ſchon die Ferne drängt,
Noch in das Schmerzensglück
Der Abſchiedsnacht verſenkt.

Dein blaues Auge ſteht
Ein dunkler See vor mir,
Dein Kuß, dein Hauch umweht,
Dein Flüſtern mich noch hier.

An deinem Hals begräbt
Sich weinend mein Geſicht,
Und Purpurſchwärze webt
Mir vor dem Auge dicht.

Die Sonne kommt; — ſie ſcheucht
Den Traum hinweg im Nu,
Und von den Bergen ſtreicht
Ein Schauer auf mich zu.

Die Soldatenbraut.

Ach, wenn's nur der König auch wüßt',
Wie wacker mein Schätzelein iſt!
Für den König, da ließ' er ſein Blut,
Für mich aber eben ſo gut.

Mein Schatz hat kein Band und kein' Stern,
Kein Kreuz wie die vornehmen Herrn,
Mein Schatz wird auch kein General;
Hätt' er nur ſeinen Abſchied einmal!

Es ſcheinen drei Sterne ſo hell
Dort über Marien-Kapell;
Da knüpft uns ein roſenroth Band,
Und ein Hanskreuz iſt auch bei der Hand.

Nachts.

Wie ſüß der Nachtwind nun die Wieſe ſtreift!
Und klingend jetzt den jungen Hain durchläuft!
Da noch der freche Tag verſtummt,
Hört man der Erdenkräfte flüſterndes Gedränge,
Das aufwärts in die zärtlichen Geſänge
Der rein geſtimmten Lüfte ſummt.

Wie ein Gewebe zuckt die Luft manchmal,
Durchſicht'ger ſtets und leichter aufzuwehen;
Dazwiſchen hört man weiche Töne gehen,
Von ſel'gen Feen, die im Sternenſaal
Beim Sphärenklang,
Und fleißig mit Geſang
Die goldnen Spindeln hin und wieder drehen.

Peregrina.

Ein Irrſal kam in die Mondſcheingärten
Einer einſt heiligen Liebe.
Schaudernd entdeckt' ich verjährten Betrug.
Und mit weinendem Blick, doch grauſam,
Hieß ich das ſchlanke,
Zauberhafte Mädchen
Ferne gehen von mir.
Ach, ihre hohe Stirn,
Drin ein ſchöner, ſündhafter Wahnſinn
Aus dem dunkelen Auge blickte,
War geſenkt; denn ſie liebte mich;
Aber ſie zog mit Schweigen
Fort in die graue
Stille Welt hinaus.

Von der Zeit an
Kamen mir Träume voll ſchöner Trübe,
Wie geſponnen auf Nebelgrund;
Wußte nimmer, wie mir geſchah,
War nur ſchmachtend, ſeliger Krankheit voll.

Oft in Träumen zog ſich ein Vorhang
Finſter und groß in's Unendliche
Zwiſchen mich und die dunkle Welt;
Hinter ihm ahnt' ich ein Haideland,
Hinter ihm hört' ich's wie Nachtwind ſauſen;
Auch die Falten des Vorhangs
Fingen bald an ſich im Sturme zu regen:
Gleich einer Ahnung ſtrich er dahinten,
Ruhig blieb ich und bange doch:
Immer leiſer wurde der Haideſturm —
Siehe! da kam's.

Aus einer Spalte des Vorhangs guckte
Plötzlich der Kopf des Zaubermädchens,
Lieblich war er und doch ſo beängſtend.
Sollt' ich die Hand ihr nicht geben
In ihre liebe Hand?
Bat denn ihr Auge nicht,
Sagend: da bin ich wieder
Hergekommen aus weiter Welt?

An meinen Vetter.

Juni 1837.

Lieber Vetter! Er iſt eine
Von den freundlichen Naturen,
Die ich Sommerweſten nenne;
Denn ſie haben wirklich etwas
Sonniges in ihrem Weſen.
Es ſind weltliche Beamte,
Rechnungsräthe, Reviſoren,
Oder Kameralverwalter,
Auch wohl manchmal Herrn vom Handel,
Aber meiſt vom ältern Schlage,
Keineswegs Petitmaitres,
Haben manchmal hübſche Bäuche,
Und ihr Vaterland iſt Schwaben.

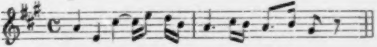
Neulich auf der Reiſe traf ich
Auch mit einer Sommerweſte
In der Poſt zu Beſigheim
Eben zu Mittag zuſammen
Und wir ſpeiſten eine Suppe,
Darin rothe Krebſe ſchwammen,
Rindfleiſch mit franzö'ſchem Senfe,
Dazu liebliche Radieschen,
Dann Gemüſe, und ſo weiter;

Schwatzten von der neuſten Zeitung,
Und daß es an manchen Orten
Geſtern ſtark gewittert habe.
Drüber zieht der wackre Herr ein
Silbern Büchslein aus der Taſche,
Sich die Zähne auszuſtochern;
Endlich ſtopft er ſich zum ſchwarzen
Kaffee ſeine Meerſchaumpfeife,
Dampft und discurrirt und ſchaut in-
mittelſt einmal nach den Pferden.

Und ich ſah ihm ſo von hinten
Nach und dachte: Ach, daß dieſe
Lieben, hellen Sommerweſten,
Die bequemen, angenehmen,
Endlich doch auch ſterben müſſen!

Ach nur einmal noch im Leben.

Adagio.



Im Fenſter jenes alt verblichnen Gartenſaals
Die Harfe, die, vom leiſen Windhauch angeregt,
Lang ausgezogne Töne traurig wechſeln läßt
In ungepflegter Spätherbſt-Blumen-Einſamkeit,
Iſt ſchön zu hören einen langen Nachmittag.
Nicht völlig unwerth ihrer holden Nachbarſchaft
Stöhnt auf dem grauen Zwingerthurm die Fahne dort,
Wenn ſtürmiſcher oft die Wolken ziehen überhin.

In meinem Garten aber (hieß' er nur noch mein!)
Ging ſo ein Hinterpförtchen frei in's Feld hinaus,
Abſeits vom Dorf. Wie manches liebe Mal ſtieß ich

Den Riegel auf an der geſchwärzten Gatterthür
Und bog das überhängende Geſträuch zurück,
Indem ſie ſich auf roſt'gen Angeln ſchwer gedreht.
Die Thür nun, muſikaliſch mannigfach begabt,
Für ihre Jahre noch ein ganz annehmlicher
Sopran (wenn ſie nicht eben wetterlauniſch war),
Verrieth mir eines Tages — plötzlich, wie es ſchien,
Erweckt aus einer lieblichen Erinnerung —
Ein ſchöneres Empfinden, höhere Fähigkeit.
Ich öffne ſie gewohnter Weiſe, da beginnt
Sie zärtlich eine Arie, die mein Ohr ſogleich
Bekannt anſprach. Wie? rief ich ſtaunend! träum' ich denn?
War das nicht „Ach nur einmal noch im Leben“ ganz?
Aus Titus, wenn mir recht iſt? — Alsbald ließ ich ſie
Die Stelle wiederholen; und ich irrte nicht!
Denn langſamer, beſtimmter, ſeelenvoller nun
Da capo ſang die Alte: „Ach nur einmal noch!“
Die fünf, ſechs erſten Noten nämlich, weiter kaum,
Hingegen war auch dieſer Anfang tadellos.
— Und was, frug ich nach einer kurzen Stille ſie,
Was denn noch einmal? Sprich, woher, Elegiſche,
Haſt du das Lied? Ging etwa denn zu deiner Zeit
(Die neunziger Jahre meint' ich) hier ein ſchönes Kind,
Des Pfarrers Enkeltochter, ſittſam aus und ein,
Und hörteſt du ſie durch das offne Fenſter oft
Am grünlackirten, goldbeblümten Pantalon
Hellſtimmig ſingen? Des geſtrengen Mütterchens
Gedenkſt du auch, der Hausfrau, die ſo reinlich ſtets
Den Garten hielt, gleich wie ſie ſelber war, wann ſie
Nach ſchwülem Tag am Abend ihren Kohl begoß;
Derweil der Pfarrherr ein paar Freunden aus der Stadt,
Die eben weggegangen, das Geleite gab;
Er hatte ſie bewirthet in der Laube dort,
Ein lieber Mann, redſeliger Weitſchweifigkeit.
Vorbei iſt nun das Alles, und kehrt nimmer ſo!
Wir Jüngern heutzutage treiben's ungefähr

Zwar gleichermaßen, wackre Leute ebenfalls;
Doch beſſer dünkt ja Allen was vergangen iſt.
Es kommt die Zeit, da werden wir auch ferne weg
Gezogen ſein, den Garten laſſend und das Haus;
Dann wünſcheſt du nächſt jenen Alten uns zurück,
Und ſchmückt vielleicht ein treues Herz vom Dorf einmal,
Mein denkend und der Meinen, im Vorübergehn
Dein morſches Holz mit hellem Ackerblumenkranz.

Der alte Thurmhahn.

Stillleben.*

Zu Cleverſulzbach im Unterland
Hundert und dreizehn Jahr ich ſtand,
Auf dem Kirchenthurm ein guter Hahn,
Als ein Zierrath und Wetterfahn.
In Sturm und Wind und Regennacht
Hab' ich allzeit das Dorf bewacht:
Manch falber Blitz hat mich geſtreift,
Der Froſt mein' rothen Kamm bereift,
Auch manchen lieben Sommertag,
Da man gern Schatten haben mag,
Hat mir die Sonne unverwandt
Auf meinen goldigen Leib gebrannt.
So ward ich ſchwarz für Alter ganz,
Und weg iſt aller Glitz und Glanz.
Da haben ſie mich denn zuletzt
Veracht't und ſchmählich abgeſetzt.
Meinthalb! ſo iſt der Welt ihr Lauf,
Jetzt thun ſie einen andern 'nauf.
Stolzir', prachtir' und dreh' dich nur!
Dir macht der Wind noch andre Cour.

---

*) Die Anekdote, auf die ſich dies kleine Gemälde bezieht, kann der Verfaſſer verbürgen. Der Hahn iſt noch (1853) in ſeinem Hauſe zu ſehen.

Ade, o Thal, du Berg und Thal!
Rebhügel, Wälder allzumal!
Herzlieber Thurn und Kirchendach,
Kirchhof und Steglein über'n Bach!
Du Brunnen, dahin ſpat und früh
Oechslein ſpringen, Schaf' und Küh',
Hans hinterdrein kommt mit dem Stecken,
Und Baſtes Evlein auf dem Schecken!
— Ihr Störch' und Schwalben, grobe Spatzen,
Euch ſoll ich nimmer hören ſchwatzen!
Lieb däucht mir jedes Drecklein itzt,
Damit ihr ehrlich mich beſchmitzt.
Ade, Hochwürden, Ihr Herr Pfarr,
Schulmeiſter auch, du armer Narr!
Aus iſt, was mich gefreut ſo lang,
Geläut' und Orgel, Sang und Klang.

Von meiner Höh' ſo ſang ich dort,
Und hätt' noch lang geſungen fort,
Da kam ſo ein krummer Teufelshöcker,
Ich ſchätz', es war der Schieferdecker,
Packt mich, kriegt nach manch' hartem Stoß
Mich richtig von der Stange los.
Mein alt preßhafter Leib ſchier brach,
Da er mit mir fuhr ab dem Dach
Und bei den Glocken ſchnurrt hinein,
Die glotzten ſehr verwundert drein,
Regt' ihnen doch weiter nicht den Muth,
Dachten eben, wir hangen gut.

Jetzt thät man mich mit altem Eiſen
Dem Meiſter Hufſchmied überweiſen;
Der zahlt zween Batzen und meint Wunder,
Wie viel es wär' für ſolchen Plunder.
Und alſo ich ſelben Mittag
Betrübt vor ſeiner Hütte lag.

Ein Bäumlein — es war Maienzeit —
Schneeweiße Blüthen auf mich ſtreut,
Hühner gackeln um mich her,
Unachtend, was das für ein Vetter wär'?
Da geht mein Pfarrherr nun vorbei,
Grüßt den Meiſter und lächelt: „Ei,
Wär's ſo weit mit uns, armer Hahn?
Andrees, was fangt Ihr mit ihm an?
Ihr könnt ihn weder ſieden noch braten,
Mir aber müßt' es ſchlimm gerathen,
Einen alten Kirchendiener gut
Nicht zu nehmen in Schutz und Huth.
Kommt! tragt ihn mir gleich vor in's Haus,
Trinket ein kühl Glas Wein mit aus."

Der rußig Lümmel, ſchnell bedacht,
Nimmt mich vom Boden auf und lacht.
Es fehlt' nicht viel, ſo that ich frei
Gen Himmel einen Freudenſchrei.

Im Pfarrhaus, ob dem fremden Gaſt
War Groß und Klein erſchrocken faſt;
Bald aber in jedem Angeſicht
Ging auf ein rechtes Freudenlicht.
Frau, Magd und Knecht, Mägdlein und Buben
Den großen Göckel in der Stuben
Mit ſiebenfacher Stimmen Schall
Begrüßen, begucken, betaſten all'.
Der Gottesmann drauf mildiglich
Mit eignen Händen trägt er mich
Nach ſeinem Zimmer, Stiegen auf,
Nachpolteret der ganze Hauf.

Hier wohnt der Frieden auf der Schwell'!
In den geweißten Wänden hell
Sogleich empfing mich ſondre Luft,
Bücher- und Gelahrten-Duft,

Gerani und Reſeda-Schmack,
Auch ein Rüchlein Rauchtaback.
(Dieß war mir all noch unbekannt.)
Ein alter Ofen aber ſtand
In der Ecke linker Hand.
Recht als ein Thurn thät er ſich ſtrecken
Mit ſeinem Gipfel bis zur Decken,
Mit Säulwerk, Blumwerk, kraus und ſpitz,
O anmuthsvoller Ruheſitz!
Zuöberſt auf dem kleinen Kranz
Der Schmied mich auf ein Stänglein pflanzt'.

Betrachtet mir das Werk genau!
Mir däucht's ein ganzer Münſterbau;
Mit Schildereien wohl geziert,
Mit Reimen chriſtlich ausſtaffirt;
Davon vernahm ich manches Wort,
Dieweil der Ofen ein guter Hort
Für Kind und Kegel und alte Leut',
Zu plaudern, wann es wind't und ſchneit.

Hier ſeht Ihr ſeitwärts auf der Platten
Eines Biſchofs Krieg mit Mäuſ' und Ratten,
Mitten im Rheinſtrom ſein Caſtell.
Das Zieſer kommt geſchwommen ſchnell,
Die Knecht' nichts richten mit Waffen und Wehr,
Der Schwänze werden immer mehr:
Viel Tauſend gleich in dicken Haufen
Frech an der Mauer auf ſie laufen,
Fallen dem Pfaffen in ſein Gemach;
Sterben muß er mit Weh und Ach,
Von den Thieren aufgefreſſen,
Denn er mit Meineid ſich vermeſſen.
— Sodann König Belſazers ſeinen Schmaus,
Weiber und Spielleut', Saus und Braus;
Zu großem Schrecken an der Wand

Räthſel ſchreibt eines Geiſtes Hand.
— Zuletzt da vorne ſtellt ſich für
Sara lauſchend an der Thür,
Als der Herr mit Abraham
Vor ſeiner Hütte zu reden kam,
Und ihme einen Sohn verſprach;
Sara ſich Lachens nicht entbrach,
Weil Beide ſchon ſehr hoch betaget.
Der Herr vernimmt es wohl und fraget:
Wie, lachet Sara? glaubt ſie nicht,
Was der Herr will, leicht geſchicht?
Das Weib hinwieder Flauſen machet,
Spricht: Ich habe nicht gelachet.
Das war nun wohl gelogen faſt,
Der Herr es doch paſſiren laßt,
Weil ſie nicht leugt aus arger Liſt,
Auch eine Patriarchin iſt.

Seit daß ich hier bin, dünket mir
Die Winterszeit die ſchönſte ſchier.
Wie ſanft iſt aller Tage Fluß
Bis zum geliebten Wochenſchluß!
Freitag zu Nacht, noch um die Neune,
Bei ſeiner Lampen Troſt alleine,
Mein Herr fangt an ſein Predigtlein
Studiren; anderſt mag's nicht ſeyn.
Eine Weil' am Ofen brütend ſteht,
Unruhig hin und dannen geht;
Sein Text ihm ſchon die Adern reget;
Drauf er ſein Werk zu Faden ſchläget.
Inmittelſt einmal auch etwan
Hat er ein Fenſter aufgethan —
Ah, Sternenlüfte-Schwall wie rein,
Mit Haufen dringet zu mir ein!
Den Berrenberg ich ſchimmern ſeh',
Den Schäferbühel dick mit Schnee!

Zu ſchreiben endlich er ſich ſetzet,
Ein Blättlein nimmt, die Feder netzet,
Zeichnet ſein Alpha und ſein O
Ueber dem Exordio.
Und ich von meinem Poſtament
Kein Aug' ab meinem Herrlein wend';
Seh', wie er, mit Blicken ſteif in's Licht,
Sinnt, prüfet jedes Worts Gewicht,
Einmal ſacht' eine Priſe greifet,
Vom Docht den rothen Butzen ſtreifet;
Auch dann und wann zieht er vor ſich
Ein Sprüchlein an vernehmentlich,
So ich mit vorgerecktem Kopf
Begierlich bringe gleich zu Kropf.
Gemachſam kämen wir alſo
Bis Anfang Applicatio.

Indeß der Wächter Elfe ſchreit.
Mein Herr denkt: es iſt Schlafenszeit;
Ruckt ſeinen Stuhl und nimmt das Licht;
„Gut' Nacht, Herr Pfarr!" — Er hört es nicht.

Im Finſtern wär' ich denn allein.
Das iſt mir eben keine Pein.
Ich hör' in der Regiſtratur
Erſt eine Weil' die Todtenuhr,
Lache den Marder heimlich aus,
Der ſcharrt ſich müd am Hühnerhaus;
Windwehen um das Dächlein ſtieben;
Ich höre wie im Wald da drüben, —
Man heißet es im Vogeltroſt —
Der grimmig Winter ſich erboſt,
Ein Eichlein ſpalt't jähling mit Knallen,
Eine Buche, daß die Thäler ſchallen.
— Du meine Güt', da lobt man ſich
So frommen Ofen dankbarlich!

Er wärmelt halt die Nacht ſo hin,
Es iſt ein wahrer Segen drin.
— Jetzt, denk' ich, ſind wohl hie und dort
Spitzbuben aus auf Raub und Mord;
Denk', was eine ſchöne Sach' es iſt
Brave Schloß und Riegel zu jeder Friſt!
Was ich wollt' machen herentgegen,
Wenn ich eine Leiter hört' anlegen;
Und ſonſt was ſo Gedanken ſind;
Ein warmes Schweißlein mir entrinnt.
Um Zwei, Gottlob, und um die Drei
Glänzet empor ein Hahnenſchrei,
Um Fünfe, mit der Morgenglocken,
Mein Herz ſich hebet unerſchrocken,
Ja voller Freuden auf es ſpringt,
Als der Wächter endlich ſingt:
„Wohlauf, im Namen Jeſu Chriſt,
Der helle Tag erſchienen iſt!"

Ein Stündlein drauf, wenn mir die Sporen
Bereits ein wenig ſteif gefroren,
Raſſelt die Liſ' im Ofen, brummt,
Bis 's Feuer angeht, ſauſt und ſummt.
Dann von der Küch' rauf gar nicht übel,
Die Supp' ich wittre, Schmalz und Zwiebel.
Endlich, gewaſchen und geklärt,
Mein Herr ſich friſch zur Arbeit kehrt.

Am Samſtag muß ein Pfarrer fein
Daheim in ſeiner Klauſe ſeyn,
Nicht viſiteln, herumkutſchiren,
Seine Faß einbrennen, ſonſt handthieren.
Meiner hat ſelten ſolch' Geluſt.
Einmal — Ihr ſagt's nicht weiter juſt —
Zimmert' er den ganzen Nachmittag
Dem Fritz an einem Meiſenſchlag.

Dort an dem Tiſch, und ſchwatzt' und ſchmaucht'
Mich alten Tropf kurzweilt' es auch.

Jetzt iſt der liebe Sonntag da.
Es läut't zur Kirchen fern und nah.
Man orgelt ſchon, mir wird dabei,
Als ſäß ich in der Sakriſtei.
Es iſt kein Menſch im ganzen Haus;
Ein Mücklein hör' ich, eine Maus.
Die Sonne ſich ins Fenſter ſchleicht,
Zwiſchen die Cactusſtöck' hinſtreicht
Zum kleinen Pult von Nußbaumholz,
Eines alten Schreinermeiſters Stolz;
Beſchaut ſich, was da liegt umher,
Concordanz und Kinderlehr',
Oblatenſchachtel, Amtsſigill;
Im Dintenfaß ſich ſpiegeln will,
Zutheuerſt Sand und Grus beſicht,
Sich an dem Federmeſſer ſticht,
Und gleitet über'n Armſtuhl frank
Hinüber an den Bücherſchrank.
Da ſteh'n in Pergament und Leder
Vornan die frommen Schwabenväter:
Andreä, Bengel, Rieger zween,
Sammt Oetinger ſind da zu ſeh'n.
Wie ſie die goldnen Namen liest,
Noch goldener ihr Mund ſie küßt,
Wie ſie rührt an Hiller's Harfenſpiel —
Horch! klingt es nicht? ſo fehlt nicht viel.

Inmittelſt läuft ein Spinnlein zart
An mir hinauf nach ſeiner Art,
Und hängt ſein Netz, ohn' erſt zu fragen,
Mir zwiſchen Schnabel auf und Kragen.
Ich rühr' mich nicht aus meiner Ruh,
Schau' ihm eine ganze Weile zu.

Darüber iſt es wohl geglückt,
Daß ich ein wenig eingenickt.
Nun ſagt, ob es in Dorf und Stadt
Ein alter Kirchhahn beſſer hat?

Ein Wunſch im Stillen dann und wann
Kommt einen freilich wohl noch an.
Im Sommer ſtünd' ich gern da draus
Bisweilen auf dem Taubenhaus,
Wo dicht dabei der Garten blüht,
Man auch ein Stück vom Flecken ſieht.
Dann in der ſchönen Winterzeit
Als zum Exempel eben heut:
Ich ſag' es grad' — da haben wir
Gar einen wackern Schlitten hier,
Grün, gelb und ſchwarz; — er ward verwichen
Erſt wieder ſauber angeſtrichen:
Vorn auf dem Bogen brüſtet ſich
Ein fremder Vogel hoffärtig —
Wenn man mich etwas putzen wollt',
Nicht daß es drum viel koſten ſollt',
Ich ſtünd' ſo gut dort als wie der
Und machet' Niemand nicht Unehr'!
— Narr! denk' ich wieder, du haſt dein Theil!
Willt du noch jetzo werden geil?
Mich wundert, ob dir nicht gefiel',
Daß man der Welt zum Spott und Ziel,
Deinen warmen Ofen gar zuletzt
Mitſammt dir auf die Läufe ſetzt',
Daß auf dem G'ſims da um dich ſäß'
Mann, Weib und Kind, der ganze Käs!
Du alter Scherb, ſchämſt du dich nicht,
Auf Eitelkeit zu ſeyn erpicht?
Geh' in dich, nimm dein Ende wahr!
Wirſt nit noch einmal hundert Jahr.

Loſe Waare.

„Tinte! Tinte kauft ab! Schön ſchwarze Tinte verkauf' ich,"
Rief ein Büblein gar hell Straßen hinauf und hinab.
Lachend traf ſein feuriger Blick mich oben im Fenſter,
Eh' ich mich's irgend verſah', huſcht er in's Zimmer herein.
Knabe, dich rief Niemand! — „Herr, meine Waare verſucht nur!"
Und ſein Fäßchen behend ſchwang er vom Rücken herum.
Da verſchob ſich das halbzerriſſene Jäckchen ein wenig
An der Schulter, und hell ſchimmert ein Flügel hervor.
Ei, laß ſehen, mein Sohn, du führſt auch Federn im Handel?
Amor, verkleideter Schelm, ſoll ich dich rupfen ſogleich?
Und er lächelt, entlarvt, und legt auf die Lippen den Finger:
„Stille! Sie ſind nicht verzollt — ſtört die Geſchäfte mir nicht!
Gebt das Gefäß, ich füll' es umſonſt, und bleiben wir Freunde!"
Dieß geſagt und gethan, ſchlüpft er zur Thüre hinaus. —
Angeführt hat er mich doch; denn will ich was Nützliches ſchreiben,
Gleich wird ein Liebesbrief, gleich ein Erotikon draus.

Denk' es o Seele.*)

Ein Tännlein grünet wo,
Wer weiß, im Walde;
Ein Roſenſtrauch, wer ſagt,
In welchem Garten?
Sie ſind erleſen ſchon,
Denk' es, o Seele,
Auf deinem Grab zu wurzeln
Und zu wachſen.

Zwei ſchwarze Rößlein weiden
Auf der Wieſe,
Sie kehren heim zur Stadt
In muntern Sprüngen.

---

*) Aus: „Mozart auf der Reiſe nach Prag" Novelle. Stuttgart u. Augsburg; Cotta.

Sie werden ſchrittweis gehn
Mit deiner Leiche;
Vielleicht, vielleicht noch eh'
An ihren Hufen
Das Eiſen los wird,
Das ich blitzen ſehe!

Erinna an Sapho.*)

(Erinna, eine hochgeprieſene junge Dichterin des griechiſchen Alterthums, um 600 v. Chr., Freundin und wohl auch Schülerin Sapho's zu Mytilene auf Lesbos. Sie ſtarb als Mädchen mit neunzehn Jahren. Ihr berühmteſtes Werk war ein epiſches Gedicht „die Spindel“, von dem man jedoch nichts Näheres weiß. Ueberhaupt haben ſich von ihren Poeſieen nur wenige kleine Bruchſtücke und drei Epigramme erhalten. Es wurden ihr zwei Statuen errichtet und die Anthologie hat mehrere Epigramme zu ihrem Ruhme von verſchiedenen Verfaſſern.)

„Vielfach ſind zum Hades die Pfade,“ — heißt ein
Altes Liedchen — „und Einen gehſt du ſelber,
Zweifle nicht!“ Wer, ſüßeſte Sapho, zweifelt?
Sagt es nicht jeglicher Tag?
Doch den Lebenden haftet nur leicht im Buſen
Solch' ein Wort; und dem Meer anwohnend ein Fiſcher von Kind auf
Hört im ſtumpferen Ohr der Wogen Geräuſch nicht mehr.
Wunderſam aber erſchrak mir heute das Herz. Vernimm!
Sonniger Morgenglanz im Garten,
Ergoſſen um der Bäume Wipfel,
Lockte die Langſchläferin (denn ſo ſchalteſt du jüngſt Erinna!)
Früh vom ſchwüligen Lager hinweg.
Stille war mein Gemüth; in den Adern aber
Unſtet klopfte das Blut bei der Wangen Bläſſe.
Als ich am Putztiſch jetzo die Flechten löſte,
Dann mit Narde duftendem Kamm vor der Stirn den Haar-
Schleier theilte, — ſeltſam betraf mich im Spiegel Blick in Blick.
Augen, ſagt' ich, ihr Augen, was wollt ihr?

---

*) Aus: „Deutſches Dichterbuch aus Schwaben“ von L. Seeger. Stuttgart; E. Ebner.

Mir aus der Tiefe was redet ihr?
Du, mein Geiſt, heute noch ſicher behauſt da drinnen,
Lebendigen Sinnen traulich vermählt,
Wie mit fremdendem Ernſt, lächelnd halb, ein Dämon,
Nickſt du mich an, Tod weiſſagend!
— Ha, da mit Eins durchzuckt es mich
Wie Wetterſchein! Wie wenn ſchwarzgefiedert ein tödtlicher Pfeil
Streifte die Schläfe hart vorbei,
Daß ich, die Hände gedeckt auf's Antlitz, lange
Staunend blieb in die nachtſchaurige Kluft ſchwindelnd hinab. —
Und das eigene Todesgeſchick erwog ich;
Trockenen Aug's noch erſt, bis da ich dein, o Sappho, dachte,
Und der Freundinnen all,
Und anmuthiger Muſenkunſt,
Gleich da quollen die Thränen mir.

Und dort blinkte vom Tiſch das ſchöne Kopfnetz, dein Geſchenk,
Köſtliches Byſſosgeweb' von goldnen Bienlein ſchwärmend.
Dieſes, wenn wir demnächſt das blumige Feſt
Feiern der herrlichen Tochter Demeter's,
Möcht' ich ihr weihn für meinen Theil und deinen;
Daß ſie hold uns bleibe, (denn viel vermag ſie!)
Daß du zu früh dir nicht die braune Locke mögeſt
Für Erinna vom lieben Haupte trennen.'

Robert Reinick,

Maler, geb. 22. Febr. 1805 zu Danzig, geſt. 7. Febr. 1852 zu Dresden.

— Lieder. Berlin; Ernſt und Korn. —

Des Mädchens Geſtändniß.

Der Abend war ſo wunderſchön,
Da gingen beide wir durch's Feld;
Die Sonne wollte untergehn,
Und ſchien noch freundlich in die Welt;
Die Vögel ſangen im Geſträuch,
Im Korn und in der blauen Luſt;
Die Blumen blühten voll und reich,
Und um uns her war lauter Duft.

Mir war gar feierlich zu Muth
Und doch dabei ohnmaßen froh;
Ich war der ganzen Welt ſo gut,
Gott weiß, mir war noch niemals ſo.
Da ſprachen wir denn allerlei,
Wovon, das weiß ich ſelbſt nicht mehr,
Und er auch war ſo gut dabei
Und ging ſo ſtille nebenher.

Doch als ich einmal mich gewandt,
Ich weiß nicht mehr, aus welchem Grund,
Da drückt' er plötzlich meine Hand
Und küßt' mich leiſe auf den Mund;
Und ich, ich konnt' nicht widerſtehn,
Ich habe wieder ihn geküßt,
Und kann noch immer nicht verſtehn,
Wie's mir nur eingefallen iſt.

Doch bin ich wirklich mir bewußt,
Daß dieſer Kuß nichts Böſes war;
War's doch nachher in meiner Bruſt
So rein, wie es geweſen war.
Ich hätt's auch jedem gern gethan,
Der irgend mir begegnet wär';
Und doch! — wär' es ein andrer Mann, —
Je nun, — das fragt ſich doch noch ſehr!

Der Bleicherin Nachtlied.

Wellen blinkten durch die Nacht,
Blaß der Mond am Himmel ſtand,
Mägdlein ſaß an Ufers Rand,
Hielt bei ihrem Leinen Wacht,
Sang in leiſen Melodei'n
In die weite Nacht hinein:

Bleiche, bleiche, weißes Lein,
In des ſtillen Mondes Huth!
Biſt du bleich, dann biſt du gut,
Biſt du bleich, dann biſt du rein. —
Bleiche, bleiche, weißes Lein!
Bleich muß alles Ende ſein.

Sonne giebt zu lichten Schein,
Läßt dem Herzen keine Raſt;
Iſt der Tag nur erſt erblaßt,
Wird das Herz auch ruhig ſein. —
Bleiche, bleiche, weißes Lein!
Bleich muß alles Ende ſein.

War ein thöricht' Mägdelein,
Roth und friſch mein Angeſicht;
Rothe Wangen taugen nicht,
Locken Unglück nur herein. —
Bleiche, bleiche, weißes Lein!
Bleich muß alles Ende ſein.

Eile dich und bleiche ſein!
Hab' ja treu gewartet dein;
Legt man mich in's Grab hinein,
Deck' in Frieden mein Gebein! —
Bleiche, bleiche, weißes Lein!
Bleich muß alles Ende ſein!

Juchhe!

Wie iſt doch die Erde ſo ſchön, ſo ſchön!
Das wiſſen die Vögelein:
Sie heben ihr leicht Gefieder,
Und ſingen ſo fröhliche Lieder
In den blauen Himmel hinein.

Wie iſt doch die Erde ſo ſchön, ſo ſchön!
Das wiſſen die Flüſſ' und Seen:
Sie malen im klaren Spiegel
Die Gärten und Städt' und Hügel,
Und die Wolken, die drüber gehn!

Und Sänger und Maler wiſſen es,
Und es wiſſen's viel andere Leut'!
Und wer's nicht malt, der ſingt es,
Und wer's nicht ſingt, dem klingt es
In dem Herzen vor lauter Freud'!

Blauer Montag.

'S iſt doch närriſch, wenn wir eben nur vom Wein einmal genippt,
Daß der Hut ſo wunderbarlich gleich nach einer Seiten kippt!
Doch das macht uns erſt Courage; denn die Mädel, ſeht doch an,
Lachen, wo ſie uns nur ſchauen, haben ihre Luſt daran.

Ach, du allerſchönſtes Mädel mit den blauen Augen dort,
Blauer Montag iſt ja heute, warum läufſt du uns denn fort?
Blauer Montag, blauer Himmel, blaue Augen — liebſter Schatz!
Was nur blau und luſtig, hat ja heut in unſerm Herzen Platz.

Zwar wir wackeln allzuſammen, unſer Liedel ſo wie wir,
Doch da können ſchlechte Schuſter und Poeten nur dafür;
Denn wir gehen ganz gerade, nur die Stiefel gehen krumm,
Und wir ſingen wie die Lerchen, doch was iſt das Liedel dumm!
Liedeldumm Liedeldumm Liedeldumm — — —!

Curioſe Geſchichte.

Ich bin einmal etwas hinaus ſpaziert,
Da iſt mir ein närriſch Ding paſſirt:
Ich ſah einen Jäger am Waldeshang,
Ritt auf und nieder den See entlang;
Viel Hirſche ſprangen am Wege dicht;
Was that der Jäger? — Er ſchoß ſie nicht,
Er blies ein Lied in den Wald hinein —
Nun ſagt mir, ihr Leut', was ſoll das ſein?

Und als ich weiter bin fort ſpaziert,
Iſt wieder ein närriſch Ding mir paſſirt:
In kleinem Kahn eine Fiſcherin
Fuhr ſtets am Waldeshange dahin;
Rings ſprangen die Fiſchlein im Abendlicht;
Was that das Mädchen? — Sie fing ſie nicht,
Sie ſang ein Lied in den Wald hinein —
Nun ſagt mir, ihr Leut', was ſoll das ſein?

Und als ich wieder zurück ſpaziert,
Da iſt mir das närriſchſte Ding paſſirt:
Ein leeres Pferd mir entgegen kam,
Im See ein leerer Nachen ſchwamm,
Und als ich ging an den Erlen vorbei,
Was hört' ich drinnen? — Da flüſterten Zwei,
Und 's war ſchon ſpät und Mondenſchein —
Nun ſagt mir, ihr Leut', was ſoll das ſein?

Adolph Schöll,

geb. 1805 in Brünn, ſeit 1843 Director der Kunſtanſtalten in Weimar.

Der Pilot.*)

Löſe die Ankerbande,
Stoße mein Schiff vom Strande,
Seliger Schiffer, Schlaf!
Nach deiner hohen See hinaus
Will ich die Segel ſtellen,
Ein Hauch der Sehnſucht füllt ſie aus
Mit Athmen, mit Schwellen,
Die Woge, die entgegenſträubt,
Muß weichen, tragen, treiben,
Die Brandung, die mich hier umtäubt,
Zurück im Nebel bleiben.

Löſe die Ankerbande,
Stoße mein Schiff vom Strande,
Seliger Schiffer, Schlaf!
Die ſtille Nacht bricht ſchon herein,
Es winkt ein Stern im Weſten;
Laß dieß zur Fahrt das Zeichen ſein,
Zur letzten, zur beſten,
Zur letzten, beſten Meeresfahrt,
Die ſollſt du ganz vollbringen,
Nicht mehr nach deiner halben Art
Zurück an's Land mich bringen.

---

*) Aus Chamiſſo's Muſenalmanach. 1937.

Löſe die Ankerbande,
Stoße mein Schiff vom Strande,
Seliger Schiffer, Schlaf!
Unaufgehalten laß uns fort
Von Fluth zu Fluthen fliegen,
Bis wo am grauen Felſenport
Die Fluthen verſiegen.
Da ſitzt der alte ſtille Mann,
Der nie ein Wort geſprochen,
Und ſchaut mich wie ein Vater an,
Bis mir das Herz gebrochen.

Löſe die Ankerbande,
Stoße mein Schiff vom Strande,
Seliger Schiffer, Schlaf!

Anaſtaſius Grün,

pſeudon. für Anton Alexander Graf von Auersperg,

geb. 11. April 1806 zu Laibach in Oeſterreich; ſtudirte Philoſophie und Jurisprudenz in Wien und Graz; 1848 Mitglied der Nationalverſammlung in Frankfurt a. M.; ſpäter Reichsrath; lebt auf ſeinem Erbgute Thurn a. Hart in Krain.

— Gedichte. Berlin; Weidmann. —

Sankt Hilarion.

Auf Cypern iſt es Leſezeit,
Der Jubel jauchzt von den Hügeln weit!

Vor ſeinem Weinberg ſteht ein Mann,
Sieht ſich die Fülle behaglich an,
Die Rebenreihen voll blauer Frucht,
Faſt bricht den Stock die ſüße Wucht,
Die durſtigen Schläuche, trunkbereit,
Die Kufen und Krüge weit hingereiht,
Denkt heimwärts auch an ſein Töchterlein,
Ihm geboren vor der Tage drei'n:
Das macht, daß über ſein Angeſicht
Es leuchtet wie freudiges Sonnenlicht.

Und aus der bauchigen Krüge Schaar
Wählt er die größten, wohl fünfzig Paar:
„Ihr Wänſte zecht mir vom köſtlichſten Wein,
Bald ſollt ihr wie Todte begraben ſein.

Im Erdengrunde da gährt und ruht,
Eint Altersmilde mit Jugendglut,
Bis jenes Bäumlein am Waldesſaum
Einſt ragt als ſchlanker Palmenbaum,
Bis in der Wiege mein Mägdlein traut
Einſt ragt und blüht als liebliche Braut.
Dann aber heraus aus dem Erdenſchrein,
Ausſteuer und Hochzeitgäſte zu ſein;
Dann wallet ans Licht und füllet hold
Die Herzen mit Luſt, die Kiſten mit Gold!“

Da wandelt, des Gottesſegens froh,
Vorbei des Weges Hilario.
Der Herr des Weinbergs zu ihm ſpricht:
„O ſeht rings Fülle, Glanz und Licht,
Daß fröhliches Aug' und Herz zum Feſt
Dem Frömmſten ſelber nicht übel läßt!
Drum ſeid, eh' der Winzer die Traube faßt,
Zur Vorkoſt morgen mein lieber Gaſt,
Und da die Freude nicht gern allein,
Laßt etliche Freunde mit euch ſein.“

Des Morgens im Weinberg ſteht der Mann,
Schon ſchreitet Hilarion hinan,
Doch hinter ihm wallt's von Schritten ſchwer,
Ein Menſchenſchwarm iſt's, doch nein, ein Heer!
In Talaren ſchwarz, in Kutten braun,
Bedächtig, ehrwürdig anzuſchaun,
Goldkreuz' an der Bruſt und Skapulier,
In Händen Roſenkranz oder Brevier:
Dem Manne ſcheint's, auf den Beinen ſei
Die ganze heilige Cleriſei.
Drauf lockig rothwangiger Kinder Zahl,
Die Hoffnung des Staats, der Schulbank Qual,
Das ſchäckert und balgt ſich, als wäre heut
Die Mähr vom Pygmäenkrieg erneut.

Dann ſchreitet ein Zug gar bunt geſchaart
In Farben und Stoffen aller Art,
Der Ein' im Faltenwurf ſtolz geputzt,
Der Andre im Wamms ſchlicht zugeſtutzt,
Goldketten und Stab von Elfenbein,
Schnappſack und Knotenſtock zwiſchen drein,
Die ganze Bürgerſchaft iſt da
Der guten Stadt Nicoſia!
Noch wogt es unabſehbar heran.
Wie's glitzert und funkelt im Thalesplan
Von Helmen bunt, von Schwertern hell,
Von Panzern blank, von Gewändern grell,
Geſchwader von Reitern traben in Reihn,
Legionen von Fußvolk hinterdrein!
Dem Manne däucht, es marſchire zur Schlacht
Des Kaiſers ſämmtliche Heeresmacht,
Es ſei um ſeinen Weinberg gebannt
Der ganze Lehr-, Nähr- und Wehreſtand.
Doch iſt dies nur, er merkt es ſchon,
Mit etlichen Freunden Hilarion.
Das macht, daß jenem vom Angeſicht
Fortzieht das freudige Sonnenlicht.

Und als es nun an's Koſten ging,
Zu tief, zu hoch kein Träublein hing;
Der keltert im Helm den ſüßen Moſt,
Der ſtopft die Kapuze mit Traubenkoſt,
Heimdenkt ein dritter an Weib und Kind
Und füllt die Tücher und Taſchen geſchwind,
Bis man im Weinberg nur hier und da
Manch Beerlein an dünnen Kämmen noch ſah:
Wo hundert Winzern Tagwerk g'nug,
Gibt's Arbeit kaum für Zwei mit Fug.
Des Weinbergs Herr läßt's geſchehen ſein,
Denkt heimwärts ſtill an ſein Töchterlein;

Das macht, daß um ſein Angeſicht
Faſt trübe ſich's, wie ein Wölkchen, flicht.

Auf des Berges Gipfel Hilarion ſtand,
Gen Himmel gewendet Aug' und Hand;
Um ſein Antlitz quoll ein ſonniger Glaſt,
Von den Fingern ihm funkt's wie Phosphor faſt:
„O Herr, dein Wille kann's nicht ſein,
Daß, wer Andre tränkt, verdurſte allein,
Daß, deſſen eignes Kind verwaiſt,
Der fremde Kinder gelabt, geſpeiſt;
Drum öffne des Segens Schleußen, wir flehn,
Laß deine Engel geſchäftig gehn,
Berühre des Weinſtocks Auge lind,
Wie Chriſtus die Wimpern des blinden Kind,
Erfülle die dürren Stengel mit Saft,
Wie Lazarus' Leiche mit Lebenskraft,
Und ſchwelle die lechzenden Krüge an,
Wie du auf Kana's Hochzeit gethan,
Mit köſtlichem Born, der, eingedenk
Des göttlichen Urſprungs, die Durſtgen tränk',
Mit deinem Lichte die Häupter erfüll',
Mit deiner Milde die Herzen umhüll'!
Und nun, ihr Winzer, wohlan getroſt,
Nun pflückt die Trauben und keltert den Moſt!“

Sie gehn ans Werk mit ſaurem Geſicht,
Schwer drücken werden die Körbe ſie nicht:
Sie denken: die Predigt war nicht ſchlecht,
Mehr Trauben aber wären auch recht!
Doch ſeltſam geht's den Winzern her,
Die dürren Kämme wiegen ſo ſchwer,
Noch hie und da in Blättern verſteckt
Manch Träublein ſchalkiſch die Suchenden neckt,
Und wie ſie das Laub hinweggedrängt,
Dahinter noch Traub' an Traube hängt;

Zuweilen ſcheint's, ſie ſchnitten vom Stab
Dieſelbe Traube ſchon zwölfmal ab,
Bis Kufen und Schläuche vollauf verſorgt,
Und Nachbar dazu noch die ſeinen borgt.
Der Gaſtfreund vergräbt die Krüge von Stein,
Statt hundert müſſen's dreihundert ſein;
Das macht, daß auf ſein Angeſicht
Heimkehrt das freudige Sonnenlicht.

Und zu Hilarion ſpricht er ſo:
„O bleibt des Gottesſegens froh,
Bis wir die Krüg einſt graben zu Tag,
Dann ſeid mein Gaſt zum Feſtgelag,
Und da die Freude nicht gern allein,
Laßt etliche Freunde mit euch ſein.“

Wilhelm Wackernagel,

geb. 23. April 1806 zu Berlin, Profeſſor an der Univerſität zu Baſel.

— Gedichte eines fahrenden Schülers. — Neuere Gedichte. Zürich und Frauenfeld; C. Beyel. — Weinbüchlein. Berlin; Weidmann. —

Junker Durſt.

Als der erſte Sonnenſtrahl
Heute kam zur Erde,
Saß ein Knabe ſchrittlings drauf
Wie ein Mann zu Pferde;
Durch mein Fenſter kam er ſo
Zu mir eingeritten,
Stieg dann ab und ſtellte ſich
In die Stube mitten.

Sprach: „Ich bin der Junker Durſt
Und bin hergekommen,
Alter Freund, mit gutem Rath
Heute dir zu frommen.
Fühle nur den Strahl hier an,
Wie er brennt und glühet;
Schaue nur die Sonne da,
Wie ſie flammt und ſprühet.

Willſt du heute ſicher ſein
Vor ſo großer Schwüle,
Suche dir ein Oertlein aus
Sonnenlos und kühle;
Ja, wenn du im Beutel haſt
Nur noch einen Heller,
Wend' ihn dran und miethe dich
Ein im tiefſten Keller."

Alſo ſprach er und verſchwand.
Aber ich vermeſſen
Hatte ſeinen guten Rath
Alſobald vergeſſen,
Rannte durch die ganze Stadt
Straßen auf und nieder:
Sieh, da ſtand auf eins vor mir
Junker Durſt ſchon wieder.

Jetzo war's kein Knabe mehr,
War ein tüchtiger Degen.
Und er ſprach: „Du willſt mir nicht
Folgen? Meinetwegen!"
Unverſehens hatt' er ſich
An mir aufgeſchwungen
Und da ging ich nun und trug
Dieſen großen Jungen.

Und er ſaß mit ſchwerer Wucht
Feſt mir auf dem Nacken.
Endlich ſtreckt' ich meine Fauſt,
Um ihn derb zu packen.
Alſo rangen wir. Indeß
Ward er gar zum Rieſen.
Was er für ein Recke war
Hat ſich bald erwieſen.

Und er gab mir Schlag auf Schlag
Schnell und immer ſchneller,
Bis wir endlich im Gefecht
Nahten einem Keller.
Da erſt ging er mir zu Leib,
Und ich mußt' erliegen;
Eh ich mir's verſah, ſo fuhr
Ich hinab die Stiegen.

Als ich nun hier unten war,
Faßt' er mich beim Schopfe,
Warf mich vor ein großes Faß,
Nahm mich dann beim Kopfe,
Lachte mich ganz freundlich an,
Sprach: „Ade, mein Kämpe!
Labe dich nach unſerm Strauß!“
Ging und zog die Krämpe.

Hier nun ſitz' ich ganz in Angſt
Bei dem großen Faſſe,
Daß der Kerl mich wieder packt,
Komm ich auf die Gaſſe.
Lieber wart' ich, bis es Nacht
Iſt geworden droben,
Bis dahin will ich den Wein
Wacker nagelproben.

Jarl Iron und Iſolde.

Aelteſte brandenburgiſche Sage.

Herr Iron ſprach: Iſolde,
Lang hab ich nicht gejagt;
Zu Walde will ich reiten
Bei Zeiten,
So wie der Morgen tagt.

„O ſtöre doch den Auern
Im Walde nicht die Maſt,
Und laß bei ihren Trebern
Den Ebern
Doch endlich einmal Raſt!

Iſts billig, daß du draußen
Im kalten Walde jagſt,
Wenn du in meinen Armen
Erwarmen,
Wenn du mich küſſen magſt?“

Nichts freut mich mehr, als rüſtig
Zu ziehn durchs Waldrevier,
Weit über Buſch und Dornen
Zu hornen,
Zu fällen manches Thier.

Ja morgen will ich reiten,
Zwei Wochen bleib ich aus;
Dann bring' ich dir von Auern
Und Hauern
Manch ſchönes Stück nach Haus.

Er ſprach's und war entſchlafen.
Ihr that die Rede weh;
Sie ſchlich mit leiſen Tritten,
Bis mitten
Sie draußen ſtand im Schnee.

Am Thor bei einer Linde
Warf ſie die Kleider ab
Und legte nackt ſich nieder,
Daß wieder
Der Schnee ihr Bildniß gab.

Dann ſchlüpfte ſie zurücke
In Hemd und Rock und Schuh
Und ſchlich in's Bett und ſtreckte
Und deckte
Sich leis und heimlich zu.

Wie's nun im Oſten graute,
Auf ſprang Herr Iron ſchnell:
Die Sterne ziehn hinunter,
Nun munter,
Nun munter mein Geſell!

Er ging von Bett zu Bette
Und weckte Mann für Mann.
Iſolde ſprach: „O bleibe
Beim Weibe!
Und reite nicht von dann!“

Warum ſollt' ich nicht reiten?
Warum nicht in den Wald?
Ja wenn die Eber kämen
Und nähmen
Im Schloß den Aufenthalt!

So aber muß ich ſuchen
Und reiten weit zu Roß.
Es laufen Hirſch' und Kälber
Von ſelber
Nicht zu mir her ins Schloß.

Iſolde ſprach: „Wohl weiß ich
Ganz nah das ſchönſte Thier;
Du magſt die Welt durchſtreichen,
Seinsgleichen
Begegnet nimmer dir.

Es ſtand vor unſerm Hauſe,
So eben ſah ichs nur;
Komm folge mir zur Linden,
Da finden
Wir ſicher noch die Spur.“

Sie ging und wies ihm draußen
Das wunderſchöne Bild:
„Will dich der Schuß verdrießen,
So ſchießen
Sich Andre dieſes Wild!“

Herr Iron ſprach und lachte:
Das Thier iſt mein allein,
Drum will ich auch, du holde
Iſolde,
Allein der Jäger ſein.

Führt Roß und Hund zu Stalle,
Geſellen, bleibet hier!
Ich hab' in dieſen Stunden
Gefunden
Das allerſchönſte Thier.

Nur ein Leben.

Ein Tropfen fällt: es klingt
Das Meer nur leiſe;
Die Stelle wird umringt
Von Kreiſ' an Kreiſe.

Und weiter, immer mehr;
Nun ruht es wieder.
Wo kam der Tropfen her?
Wo fiel er nieder?

Es war ein Leben nur
Und nur ein Sterben,
Und kam, auch eine Spur
Sich zu erwerben.

Ernſt Freiherr von Feuchtersleben,

geb. zu Wien 29. April 1806, Arzt daſelbſt, 1847 Vicedirector der mediciniſch chirurgiſchen Studien, 1848 Unterſtaatsſecretair im Miniſterium des öffentlichen Unterrichts, ſtarb, nachdem er dieſe Stelle aufgegeben, 3. Septbr. 1849.

— Sämmtliche Werke. Wien; Gerold. —

Nach altdeutſcher Weiſe.

Es iſt beſtimmt in Gottes Rath,
Daß man, was man am liebſten hat,
Muß meiden;
Wiewohl nichts in dem Lauf der Welt
Dem Herzen, ach! ſo ſauer fällt,
Als Scheiden! ja Scheiden!

So dir geſchenkt ein Knösplein was,
So thu' es in ein Waſſerglas, —
Doch wiſſe:
Blüht morgen dir ein Röslein auf,
Es welkt wohl noch die Nacht darauf;
Das wiſſe! ja wiſſe!

Und hat dir Gott ein Lieb beſcheert
Und hältſt du ſie recht innig werth,
Die Deine —
Es werden wohl acht Bretter ſein,
Da legſt du ſie, wie bald! hinein;
Dann weine, ja weine!

Nur mußt du mich auch recht verſtehn,
Ja recht verſtehn!
Wenn Menſchen auseinander gehn,
So ſagen ſie: auf Wiederſehn!
Ja Wiederſehn!

Guſtav Gardthauſen,

geb. 4. April 1807 zu Kopenhagen, Paſtor zu Ulkebüll auf Alſen.

— Die Oſtſee. Ein Gedicht in drei Geſängen. Kiel: Baumeiſter und Comp. —

Der Herbſt iſt da!

Vor Kurzem ſchüttete von dieſem Gipfel
Der Frühling noch ſein duftend Füllhorn aus,
Von Haupt und Händen, von des Mantels Zipfel
Entrieſelten ihm Blumen, Strauß um Strauß;
Er warf ſie lächelnd in der Bäume Wipfel,
Sang in die Welt: Sei meiner Wonne Haus!
Und ringsumher erwachten laue Lüfte,
Gefühl und Hoffnung, Melodien und Düfte.

Wo ſind ſie hin? Thut ſie Euch weh die Frage?
Iſt Irgendwer vielleicht im Stillen krank?
Wo ſind ſie hin die wonnevollen Tage,
Da Lipp' um Lippe Lieb' um Liebe trank?
Da unaufhaltſam wie Adonisklage
Die Wonnezähre von der Wimper ſank?
In Euren Blicken leſ' ich es geſchrieben:
Die Wonne ſchwand, die Thräne iſt geblieben.

Der Herbſt iſt da! Er hat dem Lenzeskinde
Sein königliches Diadem geraubt,
Und ſteht erhaben, ſtatt der Blumenbinde,
Phantaſtiſch ernſt mit wildem Wein umlaubt.
Den Thyrſus ſtreckt er herrſchend in die Winde,
Und hebt gebieteriſch ſein ſtrenges Haupt —
Sein ſtrenges? Ach, und doch bemerken Alle,
Daß Thau der Wehmuth ſeinem Aug' entfalle.

Und über Flur und Wald und Bergesrücken
Hat ſtill geſchäftig ſeine ſchöne Hand
(Noch ſchimmert's grünlich durch zerſtreute Lücken)
Den braunen Sterbeſchleier ausgeſpannt.
Bald, fühlt er, wird ſich Alles anders ſchmücken —
Vom weißen Kleid, vom ſchneeigen Gewand
Wird dieſer Schmuck, auch der verdränget werden;
Denn welches Reich beſtände wohl auf Erden!

Der Herbſt iſt da. Dahin ſind Anemonen,
Violen, Roſen und der ganze Flor;
Oed' ſteht der Garten, auf das Gartenthor,
Um kahle Stangen ranken naſſe Bohnen,
Der arme Vogel ſelbſt er will nicht wohnen,
Wo ſich die ſpäte Aſter ſchon verlor;
Zerſtreut entfliegt er in die nahe Koppel,
Und hüpft verlaſſen durch die falbe Stoppel.

Der Herbſt iſt da. Dahin ſind alle Lieder,
So einſt die bunten Sänger angeſtimmt;
Nur einzeln tönt noch aus vergeſſ'nem Flieder
Ein Droſſelſchlag, der bebend Abſchied nimmt.
Leb' wohl! Leb' wohl! ruft auf die Erde nieder
Der letzte Zug, der durch die Lüfte ſchwimmt;
Es flohen längſt, ihr Sonnenland zu finden,
Viel' hundert Züge vor den rauhen Winden.

Denn hin, dahin ſind deine holden Küſſe,
O Luſt! die ſonſt mein Augenlied erquickt;
Von allen Seiten kommen ſie geſchickt
Die Stürme und die ew'gen Regengüſſe;
Der Landſee ſchwillt, es treten aus die Flüſſe,
Und Wolken jagen, wohinaus man blickt;
In Wald und Forſt, die ſich erſchüttert neigen,
Peitſcht Stoß auf Stoß die Blätter von den Zweigen.

Dahin iſt nun mit ihren Turteltauben
Der Sommerſpiele wonnigliche Fee,
Dahin das Baden in der offnen See,
Dahin das Naſchen von verbot'nen Trauben;
Dahin mit ihrem wolluſtreichen Weh
Die hellen Nächte und die dunklen Lauben,
Dein ganzes Herz, du junge Schäferin,
Und was nicht ſonſt, es iſt dahin, dahin!

Der Herbſt iſt da. Schon ſtreckt er ſeine Hände
Nach meines Holſteins ferner Küſte aus.
Ein altes Schloß ſteht dort an Waldes Ende,
Und Nebel ſtürmen um das hohe Haus.
Scharf ſchlägt der Regen an die grauen Wände,
Es kreiſcht die Wetterfahne in's Geſaus
Der hingereihten Eſchen; wie Geſpenſter
Weht's von den Zweigen an die trüben Fenſter.

Und an dem Fenſter weilet in Gedanken
Ein Weib, das traurig in die Stube kam,
Sie hört das Wetter, ſieht die Bäume ſchwanken,
Und ſinkt zurück in ihren ſtillen Gram,
Denkt ihres Kindes nur, des nicht mehr kranken,
Des todten, das der Sommer mit ſich nahm —
Das kleine Weſen, glaubt ſie nun, empfinde
Die kalten Nebel und die naſſen Winde.

Am andern Fenſter hat in andern Träumen
Ihr ält'ſtes Töchterlein den Kopf geſtützt.
Sie blickt hinaus, ſieht fern die Oſtſee ſchäumen,
Sieht hell die Brandung, die gen Himmel ſprützt.
Wo bleibt er ab? Wie lange will er ſäumen?
Mein ew'ges Bitten hat es nichts genützt?
Dann muß ihr Finger die beſchlag'nen Scheiben,
Nur weiß ſie ſelber nicht womit, beſchreiben.

Der Vater kommt, hat ein Billet, das offen,
„Heut Abend kehren Lenzens bei uns vor,
Wenn's meinen Damen zuſagt, wie ſie hoffen.“
Der Abend kommt, da rollen ſie durch's Thor,
Sind mit dem Glockenſchlage eingetroffen,
Von Lenz und Frau, der alte Herr Major,
Und, die Gelegenheit einmal benutzend,
An Töchtern das gewohnte halbe Dutzend.

Erſchöpft iſt ſchon das Complimenten-Faß:
„Sieh' da! Willkommen! Endlich! Guten Abend!
In ſolchem Wetter, Beſte! O wie naß!“
Den warmen Thee, man findet ihn ſo labend,
So kurz die Tage, und ſo langſam trabend
Die langen Abende, und Dies und Das,
Und wie ſo glücklich doch für ſolche Abende
Der ſolche Freunde, ſolchen Nachbar Habende!

Der Herbſt iſt da. Den l'Hombretiſch hervor!
Das holde Kind, die Lichter zu beſtellen,
Durcheilt die Hausflur und den Corridor.
Die Thüren ſchlagen zu, die Winde gellen,
Die hellen Lichter flackern ihr um's Ohr.
Horch! wie im Hofe laut die Hunde bellen!
Da weht die Hausthür auf, und aus das Licht —
Im Finſtern ſchreit ſie laut: Er liebt mich nicht!

Er liebt Dich, ja! Er iſt es ſelber eben,
Der kam und Dich in ſeine Arme ſchloß,
Der Dir ſo plötzlich Kuß auf Kuß gegeben.
Er iſt's, er iſt's! — und ihre Thräne floß,
Und ihre Seufzer durch die Küſſe beben.
Stürmt! ſtürmt ihr Winde! Stürz' zuſammen, Schloß!
Geh' was da will, die ganze Welt zu Grunde —
Was iſt das Leben noch nach der Sekunde!

O Liebe! Licht in Nacht, im Sturme Frieden,
Im Herbſte Frühling, in der Unruh' Ruh',
Im Weinen Lächeln, Ewigkeit im Nu,
Im Tode Leben, Jenſeits im Hienieden —
Heil uns! du bleibſt, wenn Alles hingeſchieden,
Wenn Alles ſinkt, ſo überwindeſt du!
Die Welt, ſie fragte Gott was ewig bliebe?
Ich! ſcholl es in die Welt, Ich — und die Liebe!

Guſtav Pfizer,

geb. 29. Juli 1807 zu Stuttgart, Profeſſor am oberen Gymnaſium daſelbſt.

— Gedichte (zwei Sammlungen). Stuttgart; Neff. —

Die Sommergeiſter.

Sommers laufen in Mittagsgluth,
Ohne die Sohlen zu ritzen,
Luſtige Geiſter ohne Blut
Ueber der Aehren Spitzen.

Wenn die Erde recht dürr und heiß,
Werden ſie erſt lebendig,
Wenn der Himmel von Hitze weiß,
Spielen ſie fort beſtändig.

Jedes Wölkchen die Kinder verſcheucht,
Daß ſie ſich eilig verſchlupfen;
Wenn ihnen würden die Füßchen feucht,
Stürben ſie hin am Schnupfen.

Leicht gekleidet im güldenen Hemd,
Glänzen die weißen Gliedchen;
In ſilberner Sprache ſeltſam und fremd
Singen ſie köſtliche Liedchen.

Doch wenn die Sichel mit drohendem Schall
Schwingen gebräunte Hände,
Dann hat der glänzende Kinderball
Das Spiel des Sommers ein Ende.

Fröſtelnd in Höhlen kauern ſie
Sich jetzt im Herbſte zuſammen;
Sehnend und weinend betrauern ſie
Des Sommers liebliche Flammen.

Franz Theodor Kugler,

geb. 19. Jan. 1808 zu Stettin, geſt. zu Berlin als Geh. Regierungs- und vortragender Rath für Kunſtangelegenheiten im Kultus-Miniſterium am 18. März 1858.

— Gedichte. Stuttgart: Cotta. —

Rudelsburg.

An der Saale hellem Strande
Stehen Burgen ſtolz und kühn,
Ihre Dächer ſind zerfallen,
Und der Wind ſtreicht durch die Hallen,
Wolken ziehen drüber hin.

Zwar die Ritter ſind verſchwunden,
Nimmer klingen Speer und Schild;
Doch dem Wandersmann erſcheinen
In den altbemooſten Steinen
Oft Geſtalten zart und mild.

Droben winken ſchöne Augen,
Freundlich lacht manch rother Mund,
Wandrer ſchaut wohl in die Ferne,
Schaut in holder Augen Sterne;
Herz iſt heiter und geſund.

Und der Wandrer zieht von dannen,
Denn die Trennungsſtunde ruft;
Und er ſinget Abſchiedslieder,
Lebewohl tönt ihm hernieder,
Tücher wehen in der Luft.

Sophie Dethleffs,

geb. 10. Febr. 1809 zu Heide in Dithmarſchen, geſtorben im Schröder-Stift
zu Hamburg 13. März 1864.

— Gedichte. Hamburg; R. Kittler. —

Trennte Goder.[1]

Se harn ſo glücklich tohopen levt;
Se har dat Geld hat un he har ſträvt,
He weer beröhrig un ſtets op'n patt[2],
Un Kinner harn ſe tohopen nich hat.
Un as dat mit är keem to'n Starben,
Da wul ſe, he ſchull är bearben.

De Vagt un Schrieber de weeren dar,
He weer bedrövt in ſin witten Haar;
Kaffee un Pipen de gingen herum,
De Federn kniſtern un Alles weer ſtumm.
Un as ſe är Namen ſchall ſchrieben,
Da ſtorv ſe, — dat muß ünnerblieben.

Da muß de Ohle von Hof un Huus,
He war ſo arm as 'n Karkenmuus[3].
Mug[4] he ſik grämen, ſo väl as he wull;
Nu löpt he rumbi[5] mit de Slachtermull;
De ſlechten, de lachenden Arben[6],
De leten den Ohlen verdarben.

---

[1] Getrennte Güter. [2] im Gange, auf dem Platz. [3] Kirchenmaus. [4] mochte. [5] herum. [6] Erben.

Adolph Ritter von Tſchabuſchnigg,

geb. 20. Juli 1809 zu Klagenfurt; Hofrath am oberſten Gerichtshof zu Wien.

Zu ſpät.*)

Was willſt du, arme Roſe, noch am Hage,
Der ſchon in Froſt mit welken Blättern ſteht,
Voll Blüthen ſah'n ihn einſt des Lenzes Tage,
Sie ſind vorüber, und es iſt zu ſpät.

Ein Schmetterling auch da noch, eine Schwalbe,
Ihr Neſt umirrend, eh' ſie wandern geht,
Auch eine Lerche flattert noch um's falbe
Troſtloſe Stoppelfeld, — es iſt zu ſpät!

Es iſt zu ſpät! ein jedes Ding auf Erden
Hat ſeine Zeit zum Blüh'n und zum Vergehn;
Was wir geweſen, können wir nicht werden,
Und wo uns wohl iſt, bleiben wir nicht ſteh'n.

Wärſt du im jungen Lenze mir begegnet,
Gäb's einen Glücklichen auf Erden mehr;
Und doch die ſpäte Stunde ſei geſegnet,
Wo du vorüberſchwebſt verhängnißſchwer.

Der Erde Schönheit liegt in deinen Mienen,
Was Holdes aus den Himmeln niederweht,
Iſt mir verklärt in deinem Blick erſchienen,
Und doch — mich fröſtelt, ach, es iſt zu ſpät!

---

*) Aus dem deutſchen Künſtleralbum II.

Auguſt Schnezler,

geb. 4. Auguſt 1800 zu Freiburg im Breisgau, geſt. in München 11. April 1853.

— Gedichte. Karlsruhe; Creuzbauer. —

Die verlaſſene Mühle.

Das Waſſer rauſcht zum Wald hinein,
Es rauſcht im Wald ſo kühle,
Wie mag ich wohl gekommen ſein
Vor die verlaſſ'ne Mühle?
Die Räder ſtille, morſch, bemooſt,
Die ſonſt ſo fröhlich herumgetoſt,
Doch, Gäng' und Fenſter alle
In drohendem Verfalle.

Allein bei Sonnenuntergang
Da kniſterten die Aeſte,
Da ſchlichen ſich den Bach entlang
Gar ſonderbare Gäſte,
Viel Männlein grau, von Zwergenart,
Mit dickem Kopf und langem Bart,
Sie ſchleppten Müllerſäcke
Daher aus Buſch und Hecke.

Und alſobald im Müllerhaus
Beginnt ein reges Leben,
Die Räder drehen ſich im Saus,
Das Glöcklein ſchellt daneben;
Die Männlein laufen ein und aus,
Mit Sack hinein und Sack heraus,
Und jeder von den Kleinen
Scheint nur ein Sack mit Beinen.

Und immer toller ſchwärmten ſie
Wie Bienen um die Zellen,
Und immer toller lärmten ſie
Durch das Getos der Wellen;
Mit wilder Haſt das Glöcklein ſcholl,
Bis alle Säcke waren voll,
Und klar am Himmel oben
Der Vollmond ſich erhoben.

Da öffnet ſich ein Fenſterlein,
Das einzige noch ganze,
Ein ſchönes bleiches Mägdelein
Zeigt ſich im Mondesglanze,
Und ruft vernehmlich durch's Gebraus
Mit ſüßer Stimme Klang hinaus:
„Nun habt ihr doch, ihr Leute,
Genug des Mehls für heute!“

Da neigt das ganze Lumpenpack
Sich vor dem holden Bildniß,
Und jeder ſitzt auf ſeinem Sack,
Und reitet in die Wildniß;
Schön Müllerin ſchließt's Fenſter zu,
Und Alles liegt in alter Ruh',
Des Morgens Nebel haben
Die Mühle ganz begraben.

Und als ich kam am andern Tag
In trüber Ahnung Schauern,
Die Mühle ganz zerfallen lag
Bis auf die letzten Mauern;
Das Waſſer rauſchet neben mir hin,
Es weiß wohl was ich fühle,
Und nimmermehr will aus dem Sinn
Mir die zerfallene Mühle.

Ludwig Auguſt Frankl,

geb. 3. Februar 1810 zu Chraſt in Böhmen; ſtudirte Medicin zu Wien; Profeſſor der Aeſthetik am dortigen Conſervatorium der Muſik.

— Gedichte. Leipzig; Brockhaus. —

Der Wald von Gainfarn.*)

Iſt das ein Schreien und ein Rufen
Von Fuhrwerk; weiße Ochſen vor,
Zieht's ſchwerbeladen Felſenſtufen
Zu einem kahlen Berg empor.
In Lederhoſen, dunkeln Jacken,
Mit blauem Vortuch, grünem Latz
Gehn Bauern, unter Peitſchenknacken,
Langſam hinauf zum öden Platz.

Der Regen hat, der Stürme Toben
Das Erdreich mälig weggefegt;
Jetzt führen neues ſie nach oben.
Was wohl das Volk dazu bewegt?
Die Aelteſten im Dorf berichten,
In ihrer Jugend hörten ſie's:
Vor Zeiten ſtand ein Wald von Fichten
Friſch wipfelnd, wo jetzt harter Kies.

Als hier gehauſt die Türkenhorden,
Da haben ſie den Wald verbrannt,
Der ſpäter abgeſteckt geworden
Von der verarmten Dörfler Hand.

---

*) Aus dem deutſchen Künſtleralbum II.

Nicht lang' her iſt's, da ſprach ein Bauer:
„Laß't wieder pflanzen uns den Wald,
Ein Denkmal iſt er uns von Dauer,
Einſinkt das Kreuz am Friedhof bald.“

Der Alte ſprach's zu guter Stunde
Im Krug beim jungen rothen Wein,
Und Alle, wie aus einem Munde,
Sie ſagten drauf: „So ſoll es ſein!“
Sie führen, ohne nur zu raſten,
Bei Frühlingsſchein und Lerchenſchlag
Von ſchwarzer Erde tauſend Laſten
Hinauf zum Berge Tag um Tag.

Und der zum Bau gemahnt beim Kruge,
Der Alte zieht die Furchen dann,
In ſich vergnügt, mit einem Pfluge,
Voran ein Ochſen-Viergeſpann.
Und endlich lohnt das Werk die Mühe,
Da ziehn die Dörfler alleſammt
In Sonntagsſtaat bei Morgenfrühe
Hinan, als ging's zum heil'gen Amt.

Es gehn die älteſten der Greiſe
Den Bergesrücken langſam ab,
Aus blauem Vortuch in die Gleiſe
Waldſamen ſtreuen ſie hinab;
Die jungen Burſche treiben Rinder
Mit ſcharfen Eggen hinterdrein,
Nach ihnen glätten luſt'ge Kinder
Mit Rechen noch die Furchen rein.

Und da die Arbeit nun zu Ende,
Tritt auf des Berges höchſten Grat
Ein Mann und hebt empor die Hände:
„Laßt jetzt uns beten für die Saat!“

Die Dörfler alle knien nieder,
Und der als Richter treu ſie führt,
Baarhaupt, erhebt die Stimme wieder
Und ſpricht zur Erde, tief gerührt:

„So ſei mit frommem Segensſpruche
Dir anvertraut, was wir geſä't;
Wir werden ruhn im Leichentuche,
Bis hier ein Wald mit Wipfeln weht.
Laß weilen, Herr! in ſeinem Schatten
Ein ſtarkes friedliches Geſchlecht;
Auf Rebenhügeln, blüh'nden Matten
Soll dann kein Herr ſein und kein Knecht.

Laß Fiſche in den kalten Bächen,
Das edle Wild im Wald gedeihn,
Die goldne Ernte in den Flächen
Und auf den Höh'n den rothen Wein.
Gieb Vieh dem Stall und Flachs dem Rocken,
Der Jugend frohen Sinn und Scherz,
Und tönen zum Gebet die Glocken,
Laß fromm bewegt ſein auch ihr Herz.

Und wenn wir auferſtehen ſollen
Und des Gerichts Poſaune ſchallt,
Weck' Herr! uns nicht mit Donnerrollen,
Laß rauſchen, brauſen dieſen Wald!“
Jetzt ſchweigend ſteht er auf dem Steine,
Das greiſe Haupt im Sonnenſtrahl;
Und „Amen“ betet die Gemeine,
Und „Amen“ hallt's durch Berg und Thal.

Adolph Glasbrenner,

geb. 27. März 1810 zu Berlin; Herausgeber der „Montagspoſt“ daſelbſt.

— Gedichte. Berlin; E. Mecklenburg. —

Das Poſthorn.

Das Poſthorn ſchmettert, die Peitſche knallt;
Mir wird ſo weh um's Herz!
Sie fahren dahin, der Ton verhallt;
Verhalle nun auch mein Schmerz!
Sobald die linden Lüfte wehn,
Werd' ich ſie Alle wiederſehn,
Die ich geliebt,
Die mich geliebt.

Ich möchte wohl einſt ſo begraben ſein
Vom blaſenden Poſtillon;
Nach jenem Land ſo ſtill und rein
Sehn' ich mich lange ſchon.
Sobald die linden Lüfte wehn,
Werd' ich ſie Alle wiederſehn,
Die ich geliebt,
Die mich geliebt.

Der Zopf mit Orden.

Auf dem Balkon des Palaſtes
Steht ſeine Excellenz mit dem Zopf;
Dort unten harret die Maſſe
Des Volkes, Kopf an Kopf.

Der Topf — wohl über die falſche
Beſtimmung weinend — tropft,
Und iſt mit bunten Orden
Und Sternen vollgeſtopft.

Seine Excellenz, der Miniſter beugt ſich
Ueber's Geländer hinaus;
Dann ruft er warnend: Kopf weg!
Und gießt den Inhalt aus.

Dieſer Mann mit wicht'ger Miene.

Dieſer Mann mit wicht'ger Miene,
Einen Orden auf der Bruſt,
Trägt die Naſe hoch und rümpft ſie
Ueber die gemeine Luſt.

Wie ſie plaudern rings und lachen,
Er bleibt immer ernſt und ſtumm;
Er hat zweiunddreißig Ahnen
Und iſt ungeheuer dumm.

Weiter iſt er Nichts hienieden;
Doch iſt ſein Verdienſt nicht klein:
Wenn er ſelig einſt verſtorben,
Wird er auch ein Ahne ſein.

Julius Hammer,

geb. 7. Juni 1810 zu Dreſden, geſt. 23. Auguſt 1862 zu Pillnitz.

Stör' nicht den Traum der Kinder,
Wenn eine Luſt ſie herzt,
Ihr Weh ſchmerzt ſie nicht minder,
Als dich das deine ſchmerzt!

Es trägt wohl mancher Alte,
Deß Herz längſt nicht mehr flammt,
Im Antlitz eine Falte,
Die aus der Jugend ſtammt.

Leicht welkt die Blum', eh's Abend,
Weil achtlos du verwiſcht
Den Tropfen Thau, der labend
Am Morgen ſie erfriſcht.

Ferdinand Freiligrath,

geb. 17. Juni 1810 zu Detmold, widmete ſich dem Kaufmannsſtande, zu Soeſt, Amſterdam und Barmen, gab dieſen Beruf 1839 auf, lebte, nachdem er ſich verheirathet, in St. Goar, ging nach Veröffentlichung ſeines „Glaubensbekenntniſſes“ 1845 in die Schweiz, 1846 nach London, 1848 wieder nach Deutſchland, wo er ſich an der öffentlichen Bewegung („Ça ira.“ — Zwei Hefte ſocial-politiſcher Gedichte) betheiligte, 1851 nach London zurück, und lebt ſeit 1868 in Stuttgart.

— Gedichte. Stuttgart; Cotta. — Zwiſchen den Garben. Ebenda. —

~~~~~

Die Auswanderer.

Sommer 1832.

Ich kann den Blick nicht von euch wenden;
Ich muß euch anſchau'n immerdar;
Wie reicht ihr mit geſchäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brod beſchwert,
Das ihr, aus deutſchem Korn gebacken,
Geröſtet habt auf deutſchem Heerd;

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und ſchlank,
Wie ſorgſam ſtellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!
~~~~~

Das ſind dieſelben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimath Born gefüllt;
Wenn am Miſſouri Alles ſchwiege,
Sie malten euch der Heimath Bild;

Des Dorfes ſteingefaßte Quelle,
Zu der ihr ſchöpfend euch gebückt;
Des Heerdes traute Feuerſtelle,
Das Wandgeſims, das ſie geſchmückt.

Bald zieren ſie im fernen Weſten
Des leichten Bretterhauſes Wand;
Bald reicht ſie müden braunen Gäſten,
Voll friſchen Trunkes, eure Hand.

Es trinkt daraus der Tſcherokeſe,
Ermattet, von der Jagd beſtaubt;
Nicht mehr von deutſcher Rebenleſe
Tragt ihr ſie heim, mit Grün belaubt.

O ſprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald ſteht voll finſtrer Tannen,
Im Speſſart klingt des Aelplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimathberge Grün,
Nach Deutſchlands gelben Weizenfeldern,
Nach ſeinen Rebenhügeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer ſtillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele ſtehn.

Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden!
Gott ſchütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Bruſt beſchieden,
Und euren Feldern Reis und Mais!

„Prinz Eugen, der edle Ritter.“ *)

Zelte, Poſten, Werda-Rufer!
Luſt'ge Nacht am Donauufer!
Pferde ſtehn im Kreis umher
Angebunden an den Pflöcken;
An den engen Sattelböcken
Hangen Karabiner ſchwer.

Um das Feuer auf der Erde,
Vor den Hufen ſeiner Pferde
Liegt das öſtreich'ſche Piket.
Auf dem Mantel liegt ein Jeder;
Von den Tſchacko's weht die Feder,
Lieutnant würfelt und Kornet.

Neben ſeinem müden Schecken
Ruht auf einer wollnen Decken
Der Trompeter ganz allein:
„Laßt die Knöchel, laßt die Karten!
Kaiſerliche Feldſtandarten
Wird ein Reiterlied erfreun!

Vor acht Tagen die Affaire
Hab' ich, zu Nutz' dem ganzen Heere,
In gehör'gen Reim gebracht;
Selber auch geſetzt die Noten.
D'rum, ihr Weißen und ihr Rothen!
Merket auf und gebet Acht!“

---

*) Vergleiche unter den Volksliedern S. 153.

Und er ſingt die neue Weiſe
Einmal, zweimal, dreimal leiſe
Denen Reitersleuten vor;
Und wie er zum letzten Male
Endet, bricht mit einem Male
Los der volle, kräft'ge Chor:

„Prinz Eugen, der edle Ritter!“
Hei, das klang wie Ungewitter
Weit ins Türkenlager hin.
Der Trompeter thät den Schnurrbart ſtreichen,
Und ſich auf die Seite ſchleichen
Zu der Marketenderin.

Meerfahrt.

Da ſchwimm' ich allein auf dem ſtillen Meer;
Keine Welle rauſcht, es iſt eben und glatt.
Auf dem ſandigen Grunde prächtig und hehr
Glänzt die alte verſunkene Stadt.

In alter verſchollener Mährchenzeit
Verſtieß ein König ſein Töchterlein;
Da lebt' es über den Bergen weit
Im Walde bei ſieben Zwergen klein.

Und als es ſtarb durch des Giftes Kraft,
Ihm eingeflößt von der Mutter arg,
Da legt' es die kleine Genoſſenſchaft
In einen kryſtallenen Sarg.

Da lag es in ſeinem weißen Kleid,
Bekränzt mit Blumen, duftend und ſchön;
Da lag es in ſeiner Lieblichkeit,
Und ſie konnten es immer ſehn.

So liegſt du in deinem Sarg von Kryſtall,
Du geſchmückte Leiche, verſunknes Julin!
Der ſpielenden Fluth durchſichtiger Schwall
Zeigt deiner Paläſte Glühn!

Die Thürme ragen düſter empor,
Und geben ſchweigend ihr Trauern kund.
Die Mauer durchbricht das gewölbte Thor,
Es ſchimmern die Kirchenfenſter bunt.

Doch in der ſchauerlich ſtillen Pracht
Keines Menſchen Tritt, keine Luſt, kein Spiel;
Auf Straßen und Märkten ungeſchlacht
Treibt ſich der Fiſche Gewühl.

Sie glotzen mit glaſigen Augen dumm
In die Fenſter und in die Thüren hinein;
Sie ſehen die Bewohner ſchläfrig und ſtumm
In ihren Häuſern von Stein.

Ich will hinunter! ich will erneu'n
Die verſunkne Pracht, die ertrunkne Luſt!
Die Zauber des Todes will ich zerſtreu'n
Mit dem Odem meiner lebendigen Bruſt!

Er füll' aufs Neue zu Kampf und Kauf
Die Säulenhallen, des Marktes Raum!
Ihr Mädchen, ſchlaget die Augen auf,
Und preiſet den langen Traum!

Hinab! — Nicht rudert er fürder! Schlaff
Und reglos ſinken ihm Arm und Fuß;
Ueber ſeinem Haupte ſchließt ſich das Haff;
Er entbietet der Stadt ſeinen Gruß.

Er lebt in den Häuſern der alten Zeit,
Wo die Muſchel blitzt, wo der Bernſtein glüht.
Unten die alte Herrlichkeit,
Oben ein Fiſcherlied.

Eine Geuſenwacht.

Es war bei einem Zapfer
Im Weichbild Rotterdams,
Da becherten ſie tapfer
In Federhut und Wamms.
Sie ritten nach Vliſſingen,
Und wollten ziehn vor Tag;
Mit Trinken und mit Singen
Hält man ſich leichtlich wach.

Die Maas iſt zugefroren,
Von Eis glänzt jede Gracht.
Den Mantel um die Ohren,
Steht vor der Thür die Wacht.
Eiszapfen, Schneegeträufel
Liebt auch kein Hell'barbier:
„Die Zapfen hol' der Teufel!
Den Zapfen lob' ich mir!“

Doch drinnen, aufzuthauen
Den Frierer auf der Hut,
Schallt's: „Wilhelm von Naſſauen
Bin ich, von deutſchem Blut.
Ein Prinze von Oranien
Bin ich frei unverwehrt!
Den König von Hiſpanien
Hab' ich allzeit geehrt.“

Er ſtellt ſich vor die Scheiben
Und ſchaut in das Gemach:
Da iſt ein wüſtes Treiben,
Da ſpricht man von der Sach',
Für die man ziehn und fechten
Und Blut will laſſen gern.
Sie reden und ſie rechten,
Die knebelbärt'gen Herrn.

Geſcheuert an den Wänden
Reihn ſich die Fäſſer blank;
Die Wirthin mit behenden
Schenkmädchen übt den Schank.
Ihr Haar ſchmückt ſtatt des Bandes
Ein Goldblech, kriegriſch ſchier,
Der Frauen dieſes Landes
Gewohnte Schläfenzier.

Das eilt ſich — an den Tiſchen
Wird oft der Krug geleert,
Da ſitzen die Reiter, zwiſchen
Den Knien ihr gutes Schwerdt.
Wohl iſt des Hutes Feder
Von Pulverdampf vergilbt,
Doch keck hat ihn ein Jeder
Aufs blonde Haar geſtülpt;

Und keck wird er geſchwungen,
Der Wein ſpritzt in die Höh',
Von fünf und zwanzig Zungen
Vernimmt man: „Vivent les Gueux!"
Und wenn die Krüge tröpfeln,
Wenn jeder Kelch geleert,
Dann werden mit den Klöpfeln
Die Gläſer umgekehrt.

Dann gibt's ein helles Klingen,
Dann werden Glocken braus,
Dann läuten ſie mit Singen
König und Herzog aus.
Dann greift ein jeder Reiter
Von ſelbſt nach ſeinem Schwert,
Dann ſingt ein jeder Läuter,
Daß man es weithin hört:

„Raſch, ſiebenzehn Provinzen,
Stellt euch nun auf den Fuß!
Empfanget nun den Prinzen
Mit freundelichem Gruß!
Stellt euch zu ſein'n Panieren,
Jeder als treuer Mann!
Thut helfen verlogiren
Duc d'Alve, den Tyrann!

Nicht um euch zu verderben,
Kommt er, dies treulich glaubt!
Er läßt euch wied'rum erben,
Was man euch hat geraubt.
Zu gut dem König von Spanien
Thut offenen Beiſtand
Dem Prinzen von Oranien,
Als ſeinem Lieutenant.

Sein' Trommeln und Trompeten
Bringen euch kein Dangier!“
„Das klebt am Tiſch, wie Kletten!“
Spricht da der Hell'barbier.
Er ruft: „Nun laßt uns jagen
Zum Grafen von Lumé!
Es fängt ſchon an zu tagen,
Auch leuchtet uns der Schnee!“

Sie hören auf zu ſchellen:
„Ruft der uns ſchon zu Hauf?“ —
Sie ziehen aus den Ställen
Die Roſſ', und ſitzen auf.
Es geht im ſcharfen Trotte
Durch die bereifte Früh';
Gen Süden von der Rotte
Zur Schelde traben ſie.

Geſicht des Reiſenden.

Mitten in der Wüſte war es, wo wir Nachts am Boden ruhten;
Meine Beduinen ſchliefen bei den abgezäumten Stuten.
In der Ferne lag das Mondlicht auf der Nilgebirge Jochen;
Rings im Flugſand umgekommner Dromedare weiße Knochen.

Schlaflos lag ich; ſtatt des Pfühles diente mir mein leichter Sattel,
Dem ich unterſchob den Beutel mit der dürren Frucht der Dattel.
Meinen Kaftan ausgebreitet hatt' ich über Bruſt und Füße;
Neben mir mein bloßer Säbel, mein Gewehr und meine Spieße.

Tiefe Stille; nur zuweilen kniſtert das geſunkne Feuer;
Nur zuweilen kreiſcht verſpätet ein vom Horſt verirrter Geier;
Nur zuweilen ſtampft im Schlafe eins der angebundnen Roſſe;
Nur zuweilen fährt ein Reiter träumend nach dem Wurfgeſchoſſe.

Da auf einmal bebt die Erde; auf den Mondſchein folgen trüber
Dämm'rung Schatten; Wüſtenthiere jagen aufgeſchreckt vorüber.
Schnaubend bäumen ſich die Pferde; unſer Führer greift zur Fahne;
Sie entſinkt ihm, und er murmelt: „Herr, die Geiſterkarawane!“ —

Ja, ſie kommt! vor den Kameelen ſchweben die geſpenſt'ſchen Treiber;
Ueppig in den hohen Sätteln lehnen ſchleierloſe Weiber;
Neben ihnen wandeln Mädchen, Krüge tragend, wie Rebekka
Einſt am Brunnen; Reiter folgen — ſauſend ſprengen ſie nach Mekka.

Mehr noch! — nimmt der Zug kein Ende? — immer mehr! wer kann ſie zählen?
Weh', auch die zerſtreuten Knochen werden wieder zu Kameelen,
Und der braune Sand, der wirbelnd ſich erhebt in dunklen Maſſen,
Wandelt ſich zu braunen Männern, die der Thiere Zügel faſſen.

Denn dies iſt die Nacht, wo Alle, die das Sandmeer ſchon verſchlungen,
Deren ſturmverwehte Aſche heut' vielleicht an unſern Zungen
Klebte, deren mürbe Schädel unſrer Roſſe Huf zertreten,
Sich erheben und ſich ſchaaren, in der heil'gen Stadt zu beten.

Immer mehr! — noch ſind die Letzten nicht an uns vorbeigezogen,
Und ſchon kommen dort die Erſten ſchlaffen Zaums zurückgeflogen.
Von dem grünen Vorgebirge nach der Babelmandebenge
Sauſ'ten ſie, eh' noch ein Reitpferd löſen konnte ſeine Stränge.

Haltet aus! die Roſſe ſchlagen! jeder Mann zu ſeinem Pferde!
Zittert nicht, wie vor dem Löwen die verirrte Widderheerde!
Laßt ſie immer euch berühren mit den wallenden Talaren!
Rufet: Allah! — und vorüber ziehn ſie mit den Dromedaren.

Harret, bis im Morgenwinde eure Turbanfedern flattern!
Morgenwind und Morgenröthe werden ihnen zu Beſtattern.
Mit dem Tage wieder Aſche werden dieſe nächt'gen Zieher! —
Seht, er dämmert ſchon! Ermuth'gend grüßt ihn meines Thiers Gewieher.

O lieb', ſo lang du lieben kannſt!

O lieb', ſo lang du lieben kannſt!
O lieb', ſo lang du lieben magſt!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern ſtehſt und klagſt!

Und ſorge, daß dein Herze glüht
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
So lang ihm noch ein ander Herz
In Liebe warm entgegenſchlägt!

Und wer dir ſeine Bruſt erſchließt,
O thu' ihm, was du kannſt, zu lieb!
Und mach' ihm jede Stunde froh,
Und mach' ihm keine Stunde trüb!

Und hüte deine Zunge wohl,
Bald iſt ein böſes Wort geſagt!
O Gott, es war nicht bös gemeint, —
Der Andre aber geht und klagt.

O lieb', ſo lang du lieben kannſt!
O lieb', ſo lang du lieben magſt!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern ſtehſt und klagſt!

Dann knieſt du nieder an der Gruft,
Und birgſt die Augen, trüb und naß,
— Sie ſehn den Andern nimmermehr —
In's lange, feuchte Kirchhofsgras.

Und ſprichſt: O ſchau' auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint!
Vergib, daß ich gekränkt dich hab'!
O Gott, es war nicht bös gemeint!

Er aber ſieht und hört dich nicht,
Kommt nicht, daß du ihn froh umfängſt;
Der Mund, der oft dich küßte, ſpricht
Nie wieder: ich vergab dir längſt!

Er that's, vergab dir lange ſchon,
Doch manche heiße Thräne fiel
Um dich und um dein herbes Wort —
Doch ſtill — er ruht, er iſt am Ziel!

O lieb', ſo lang du lieben kannſt!
O lieb', ſo lang du lieben magſt!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern ſtehſt und klagſt!

Mit Unkraut.

1840.

Ich ſchritt allein hinab den Rhein,
Am Hag die Roſe glühte,
Und wunderſam die Luft durchſchwamm
Der Duft der Rebenblüthe.
Cyan' und Mohn erglänzten ſchon,
Der Südwind bog die Aehren;
Ueber Rolandseck, da ließ ſich keck
Eines Falken Luſtſchrei hören.

Und es kam das Lied mir in's Gemüth:
Wär' ich ein wilder Falke!
O du Melodei, wie ein Falk ſo ſcheu,
Und ſo dreiſt auch wie ein Falke!
Singe mit, wer kann! zur Sonn' hinan
Soll mich ſelbſt die Weiſe tragen!
An ein Fenſterlein, an ein Riegelein
Mit den Flügeln will ich ſchlagen!

Wo ein Röslein ſteht, wo ein Vorhang weht,
Wo am Ufer Schiffe liegen,
Wo zwei Augen braun über'n Strom hinſchaun —
O, da möcht' ich fliegen, fliegen!
Da mit ſcharfem Fang und mit Wildgeſang
Möcht' ich ſitzen ihr zu Füßen:
Möchte ſtolz und kühn ihre Stirn umziehn,
Möchte grüßen, grüßen, grüßen!

O, wohl ſang ich friſch und wohl ſprang ich friſch —
Keine Flügel konnt' ich breiten!
Und ich lief voll Zorn, und das gelbe Korn
Durch die Finger ließ ich gleiten;
Knickte Zweig und Aſt, knickte Blatt und Baſt,
Ließ nicht ab vom wilden Rauſen,
Bis die Hand zerfetzt, und ich matt zuletzt
Mich in's Gras warf, zu verſchnauſen.

Auf den Bergen Klang, auf der Fluth Geſang,
In den Wellen Buben ſchwammen.
Ich aber ſaß einſam im Gras,
Band mit Gras meinen Strauß zuſammen;
Meinen wilden Strauß, meinen Rankenſtrauß —
O, wohl mehr als Eine lachte!
Aber deine Hand nimmt ihn an als Pfand
Eines Tags, wo dein ich dachte!

Es iſt ein Strauß, wie er das Haus
Des Landmanns könnte ſchmücken:
Cyanen nur und Mohn der Flur,
Und was man ſonſt mag pflücken;
Eine Winde grün, eine Reb' im Blühn,
Eine Kleeblum' aus den Gründen,
Schlechtwildes Zeug, dem Wilden gleich,
Der ausging, es zu finden.

Sein Auge ſprüht, ſeine Wange glüht,
Seine Hände ballt er zitternd;
Sein Blut es kocht, und ſein Herz es pocht,
Seine Stirne droht gewitternd.
Seine Bruſt iſt ſchwer: — ſchlechtes Kraut und Er!
Verſtoßen und verlaſſen!
Seine Blumen ſieh'! — willſt du ihn und ſie
Am Boden liegen laſſen?

Ludwig Seeger,

geb. 30. October 1810 zu Wildbad, geſt. zu Stuttgart 22. März 1864.

— Geſammelte Dichtungen. Stuttgart; E. Ebner. —

Es iſt ein hergebrachtes Ding.

Es iſt ein hergebrachtes Ding:
In dunkler Zeit zum Abendſchmaus
Muß dienen der nächtliche Schmetterling
Der nächtlich grauen Fledermaus.
Die Eulen die ſich am Tage verſtecken,
Laſſen Nachts ſich die Fledermäuſe ſchmecken. —
Doch einmal jagt des Sturmes Gewalt
Die Eule hervor aus ihrem Spalt;
Sie hat in den lichten Morgenſtunden
Ein neues Verſteck noch nicht gefunden.
Wenn nun die lichte Majeſtät
Am hohen freien Himmel ſteht, —
Da ſitzt das Scheuſal unbedeckt,
Die Eule, da, der Räuber der Nacht,
Am Schandpfahl weidlich gerupft und geneckt,
Von Freunden und Feinden ausgelacht.
Laßt nur dem Geſindel der Nacht den Lauf,
Sie freſſen einander ſelber auf;
Was übrig dann von der ſchwarzen Brut,
Das ſtirbt an des Tages lichter Gluth.
Für die Nachtſcheuſäler, Kauz und Eule,
Sind des Lichtes Strahlen vernichtende Pfeile.

S. H. Moſenthal,

geb. 1812 zu Caſſel, lebt zu Wien.

Roſengeflüſter.*)

Herbſtwind das Roſenbeet
Streichelt und lüftet.
Roſe ſpricht: Schnell verweht!
— Doch — ſüß gedüftet.

---

*) Aus dem deutſchen Künſtler-Album II.

C. Reinhold,

(pſeudon. für R. Köſtlin)

geb. 29. Jan. 1813 in Tübingen; als Profeſſor der Rechte daſelbſt geſtorben 14. Septbr. 1856.

— Gedichte. Stuttgart; C. Mäcken. —

Pauſe.

Wolkenzug und Bäumeflüſtern
Dauert heut' den ganzen Tag;
Bald im Hellen, bald im Düſtern
Rollt verlorner Donnerſchlag.

Wohl der Vater droben wieder
Ruht und träumt nun auch einmal,
Siehet auf den Oelberg nieder
In des Kidrons ſtilles Thal.

Auf der Rieſenharf' indeſſen
Die das Lied der Schöpfung tönt,
Klimpern Engel holdvermeſſen,
Daß ſie manchmal leiſe dröhnt.

Das Paar.

Kommt ein Burſch gegangen,
Sieht ein Mädchen ſtehn;
Und er iſt gefangen,
Kann nicht weiter gehn.

Und ihr ſteckt der Odem,
Die noch kaum ſo froh,
Senkt den Blick zu Boden, —
Was erſchreckt ſie ſo?

Kinder, welch' ein Zagen!
Niemand kann euch ſehn;
Selbſt die Lüfte fragen,
Ob ſie dürfen wehn?

Auch die Vögel warten,
Was ſich hier begiebt?
Ahnend rings der Garten
Sinnt, ob ihr euch liebt?

Nur ein Hauch darf beben,
Blitzen nur ein Blick, —
Und die Engel weben
Fertig ein Geſchick.

Enttäuſchung.

Zurück, zurück zu Dir, o ſtille Klauſe,
Die ich in holdem Uebermuth verließ!
O ſieh, der Stolze kommt vom Götterſchmauſe,
Wovon man elend ihn mit Füßen ſtieß.

Als Bettler klopf' ich nun am eignen Hauſe, —
Ich bettl' um das verlorne Paradies.
Der Schatten meiner Jugend ſieht hernieder,
Und ſieht mich an, — und ſchließt das Fenſter wieder.

Ballnacht.*)

Verklungen ſind die Töne,
Zerſtoben iſt der Tanz.
Zu Hauſe ſitzt die Schöne,
Und nimmt vom Haupt den Kranz.

Ach, dieſe hellen Farben,
Wie bleich im Mondenſchein!
Und ach, wie eilig ſtarben
Die Freuden hinterdrein!

Der Nachtwind ſpricht am Fenſter:
„Wo haſt du Kind dein Herz?
O ſieh hier die Geſpenſter,
Sie treiben mit ihm Scherz.“

Auf fährt die Maid erſchrocken,
Der Athem hält ihr inn';
Mit aufgelöſten Locken
Zum Fenſter wankt ſie hin.

Da liegt im Schnee begraben
Die Welt; am Himmel hoch
Zieht nur ein Zug von Raben
Mit ſanftem Rauſchen noch.

---

*) Aus dem deutſch. Muſ. Almanach v. Echtermeyer und Ruge 1841.

„Hinweg mit dem Geſchmeide!
Hinweg den Gürtel auch!
Es brennt mich unter'm Kleide,
Komm ſüßer kalter Hauch!

Da, wo das Herz geſchlagen,
Im Buſen brennt es mich;
Dort eine Hölle tragen
Muß, Falſcher, ich durch dich!“

Es ſieht der Mond der Armen
Vom Nachbardache zu:
„Wie muß mich dein erbarmen!
Geh' holdes Kind zur Ruh'!

Das iſt nicht Frühlingskoſen,
Was rührt die Wipfel hier;
Jetzt iſt nicht Zeit für Roſen
Und zarter Wangen Zier.“

Sie hört die ſanften Worte
Mit ſtillem Trauern an,
Weiß nicht, vom kalten Orte
Warum ſie weg nicht kann; —

Bis vor des Morgens Toſen
Der Mond hinunterſchleicht,
Und weinet um die Roſen,
Die in der Nacht verbleicht.

Friedrich Hebbel,

geb. 18. März 1813 in dem Dorfe Weſſelburen in Dithmarſchen, von ſeinem 15. bis 22. Jahre Schreiber bei dem dortigen Kirchſpielsvogt, beſuchte dann mit Unterſtützung der Schriftſtellerin Amalie Schoppe geb. Weiſe die Univerſitäten Heidelberg und München, ging mit Hülfe eines ihm von König Chriſtian VIII. von Dänemark gewährten Reiſeſtipendiums nach Paris und Rom und machte ſich endlich, nachdem er ſich mit der Schauſpielerin Chriſtine Enghaus vermählt hatte, in Wien anſäſſig, wo er
13. Dezember 1863 ſtarb.

— Gedichte. Stuttgart; Cotta. —

Aus der Kindheit.

„Ja, das Kätzchen hat geſtohlen,
Und das Kätzchen wird ertränkt.
Nachbar's Peter ſollſt du holen,
Daß er es im Teich verſenkt!“

Nachbar's Peter hat's vernommen,
Ungerufen kommt er ſchon;
„Iſt die Diebin zu bekommen,
Gebe ich ihr gern den Lohn!“

Mutter, nein, er will ſie quälen,
Geſtern warf er ſchon nach ihr,
Bleibt nichts And'res mehr zu wählen,
So ertränk' ich ſelbſt das Thier.

Sieh, das Kätzchen kommt geſprungen;
Wie es glänzt im Morgenſtrahl!
Luſtig hüpft's dem kleinen Jungen
Auf den Arm zu ſeiner Qual.

Mutter, laß das Kätzchen leben,
Jedesmal, wenn's dich beſtiehlt,
Sollſt du mir kein Frühſtück geben,
Sieh nur, wie es artig ſpielt!

„Nein, der Vater hat's geboten,
Hundertmal iſt ihr verzieh'n!“
Hat ſie doch vier weiße Pfoten!
„Einerlei! Ihr Tag erſchien!“

„Nachbarin, ich folg' ihm leiſe,
Ob er es auch wirklich thut!“
Peter ſpricht es häm'ſcher Weiſe,
Und der Knabe hört's in Wuth.

Unterwegs auf manchem Platze
Bietet er ſein Liebchen aus,
Aber keiner will die Katze,
Jeder hat ſie längſt im Haus.

Ach, da iſt er ſchon am Teiche,
Und ſein Blick, ſein ſcheuer, ſchweift,
Ob ihn Peter noch umſchleiche —
Ja, er ſteht von fern und pfeift.

Nun, wir müſſen alle ſterben,
Großmama ging dir vorauf,
Und du wirſt den Himmel erben,
Kratze nur, ſie macht dir auf!

Jetzt, um ſie recht tief zu betten,
Wirft er ſie mit aller Macht;
Doch zugleich, um ſie zu retten,
Springt er nach, als er's vollbracht.

Eilte Peter nicht, der lange,
Gleich im Augenblick herzu,
Fände er, es iſt mir bange,
Hier im Teich die ew'ge Ruh'.

In das Haus zurückgetragen,
Hört er auf die Mutter nicht,
Schweigt auf alle ihre Fragen,
Schließt die Augen trotzig-dicht.

Von dem Zucker, den ſie brachte,
Nimmt er zwar zerſtreut ein Stück;
Doch den Thee, den ſie ihm machte,
Weiſt er ungeſtüm zurück.

Welch ein Ton! Er dreht ſich ſtutzend,
Und auf einer Fenſterbank,
Spinnend und ſich emſig putzend,
Sitzt ſein Kätzchen blink und blank.

„Lebt ſie, Mutter?“ Dem Verderben
Warſt du näher, Kind, als ſie!
„Und ſie ſoll auch nicht mehr ſterben?“
Trinke nur, ſo ſoll ſie's nie!

Sommerbild.

Ich ſah des Sommers letzte Roſe ſtehn,
Sie war als ob ſie bluten könne roth;
Da ſprach ich ſchauernd im Vorübergehn:
So weit im Leben iſt zu nah am Tod.

Es regte ſich kein Hauch am heißen Tag,
Nur leiſe ſtrich ein weißer Schmetterling;
Doch ob auch kaum die Luft ſein Flügelſchlag
Bewegte, ſie empfand es und verging.

Herbſtbild.

Dies iſt ein Herbſttag, wie ich keinen ſah!
Die Luft geht ſtill, als athmete ſie kaum,
Und dennoch fallen raſchelnd fern und nah
Die ſchönſten Früchte ab von jedem Baum.

O ſtör ſie nicht die Feier der Natur!
Dies iſt die Leſe, die ſie ſelber hält;
Denn heute löſt ſich von den Zweigen nur,
Was vor dem milden Strahl der Sonne fällt.

Meiſenglück.

Aus dem goldnen Morgen-Qualm
Sich hernieder ſchwingend,
Hüpft die Meiſe auf den Halm,
Aber noch nicht ſingend.

Doch der Halm iſt viel zu ſchwach,
Um nicht bald zu knicken,
Und nur wenn ſie flattert, mag
Sie ſich hier erquicken.

Ihre Flügel braucht ſie nun
Flink und unverdroſſen,
Und indeß die Füßchen ruhn,
Wird ein Korn genoſſen.

Einen kühlen Tropfen Thau
Schlürft ſie noch daneben,
Um mit Jubel dann in's Blau
Wieder aufzuſchweben.

Süße Täuſchung.

Oft wenn ich bei der Sterne Schein
Zum Kirchhof meine Schritte lenke,
Und mich ſo tief, ſo ganz hinein
In jene ſel'ge Zeit verſenke,
Wie wir zuſammen Hand in Hand
Hier wandelten in ſtillem Wehe,
Da iſt es mir, als ob das Band
Noch immer heiter fortbeſtehe.

Wir gehen fort und immer fort
Und ſchaun die Gräber in der Runde,
Du haſt für jegliches ein Wort
Und ſprichſt es aus mit ſanftem Munde,
Du ſprichſt vom frühen Schlafengeh'n
Und von der Eitelkeit der Erde,
Und von dem großen Wiederſehn,
Das Gott uns nicht verſagen werde.

Und kommt zuletzt dein eigen Grab,
So rufſt du aus: wir müſſen ſcheiden!
Der Vater ruft die Tochter ab,
Wir wußten's längſt und wollen's leiden!
Und ruhig wandle ich hinaus,
Wie einſt aus deines Vaters Garten,
Wenn er dich heimrief in das Haus,
Du aber ſprachſt, ich ſolle warten.

Spr[illegible]

Ich blicke hinab [illegible]ie Gaſſe;
Dort drüben hat ſie gewohnt!
Das öde, verlaſſene Fenſter,
Wie hell beſcheint's der Mond.

Es giebt ſo viel zu beleuchten;
O holde Strahlen des Lichts,
Was webt ihr denn geſpenſtiſch
Um jene Stätte des Nichts!

Dämmerempfindung.

Was treibt mich hier von hinnen?
Was lockt mich dort geheimnißvoll?
Was iſt's, das ich gewinnen,
Und was, womit ich's kaufen ſoll?

Trat unſichtbar mein Erbe,
Ein Geiſt, ein luſt'ger, ſchon heran,
Und drängt mich, daß ich ſterbe,
Weil er nicht eher leben kann?

Und winkt mir aus der Ferne
Die Traube ſchon, die mir gereift
Auf einem andern Sterne,
Und will, daß meine Hand ſie ſtreift?

Das Haus am Meer.

Hart an des Meeres Strande
Baut man ein feſtes Haus;
Als ſollt' es ewig dauern,
So heben die trotz'gen Mauern
Sich in das Land hinaus.

Mächtige Hammerſchläge
Erdröhnen ſchwer und voll;
Die Sägen knarren und ziſchen,
Verworren hört man dazwiſchen
Der Wogen dumpf Geroll.

Ich bin hineingetreten;
Daß ſolch' ein Werk gedeiht,
Das iſt an Gott gelegen;
Zu beten um ſeinen Segen
Nehm' ich mir gern die Zeit.

Die Fenſter gehen alle
Hinaus auf die wilde See;
Noch ſind ſie nicht verſchloſſen,
Eine Möve kommt geſchoſſen
Durch das, an dem ich ſteh'.

Hier will der Bewohner ſchlafen;
Schon wird in dem luft'gen Raum
Die Bettſtatt aufgeſchlagen;
Da ahn' ich mit ſtillem Behagen
Voraus gar manchen Traum.

Doch wende ich mein Auge,
Fällt's auf gar manches Riff;
Ich ſehe des Meeres Toſen,
Drüben im Grenzenloſen
Durchbricht den Nebel ein Schiff.

Wer iſt's denn, der am Strande,
Am Öden, ſein Haus ſich baut?
„Ein Schiffer; ſeit vielen Jahren
Hat er das Meer befahren,
Nun iſt's ihm lieb und vertraut.

Dies iſt die letzte Reiſe,
Ich fühl' mich alt und müd';
Daß ich mein Neſt dann finde,
Hobelt und hämmert geſchwinde!
So ſprach er, als er ſchied.

Jetzt kann er ſtündlich kehren,
Er iſt ſchon lange fort;
Drum müſſen wir Alle eilen!"
Des ſchwellenden Sturmwinds Heulen
Verſchlingt des Zimm'rers Wort.

Die Wolken ballen ſich dräuend,
Rieſige Wogen erſtehn
Aufgerüttelt von Stürmen,
Schrecklich, wenn ſie ſich thürmen,
Schrecklicher, wenn ſie zergehn.

Das Schiff dort, kraftlos ringend,
Ihr Spiel jetzt, bald ihr Raub,
Muß gegen die Felſen prallen,
Schon hör' ich den Nothſchuß fallen,
Was hilft es? Gott iſt taub.

Ich fürchte, das iſt der Schiffer,
Dem man dies Bett beſtellt,
Der Zimm'rer mit dem Hammer
Befeſtigt die letzte Klammer,
Während das Schiff zerſchellt.

Großmutter.

Mit Ehrfurcht ſtand ich einſt vor dir,
In einer ernſten Stunde;
Den Segen fromm erbat ich mir
Von deinem heil'gen Munde.
Du ſahſt nicht mehr, du hörteſt kaum,
Kalt waren deine Hände,
Und ſprachſt du, war's als ob im Traum
Ein Todter Worte fände.

Du ſtrichſt die Locken mir zurück,
Dann frugſt du manche Sachen,
Und bateſt mich, dein letztes Glück
Im Alter noch zu machen.
„Sie ſagten mir, du wäreſt todt!“
Dumpf riefſt du's aus und weinteſt;
Da war mir klar in deiner Noth,
Daß du den Vater meinteſt.

Von ſeinem Leben ſprachſt du nun,
Als wär's mein eignes Leben:
Ich ſah ihn in der Wiege ruhn,
Mit Wonne dich daneben;
Ich gab durch manches ſchöne Jahr
Gerührt ihm das Geleite;
Ich ſah ihn endlich am Altar,
An meiner Mutter Seite.

Manch ſchlichtes Glück erfreute ihn,
Ich wurde ihm geboren;
Mein Bruder dann; jetzt aber ſchien
Der Faden dir verloren.
Du ſtockteſt plötzlich, bracheſt ab
Und frugſt, was nun gekommen;
Ich dachte an ſein frühes Grab,
Doch ſchwieg ich, tief beklommen.

Du ſchluchzteſt aufgethaut und weich,
Als hätt'ſt du nichts vergeſſen,
Und doch beganneſt du zugleich
Von einer Frucht zu eſſen.
Den Stuhl zum Ofen ſchobſt du dann,
Dich wieder einſam wähnend,
Und fingeſt laut zu beten an,
Dein Haupt vorüberlehnend.

Ich aber ſah von fern die Zeit
Auch mein ſchon dunkel harren,
Wo mir die Welt nichts weiter beut,
Als Gräber aufzuſcharren,
Und, weil dem ſchlotternden Gebein
Sich noch verſagt das Bette,
Ich, ſelbſt verglüht, in Gottes Sein
Mich ſtill hinüber rette.

Der Haideknabe.

Der Knabe träumt, man ſchicke ihn fort
Mit dreißig Thalern zum Haide-Ort,
Er ward drum erſchlagen am Wege
Und war doch nicht langſam und träge.

Noch liegt er im Angſtſchweiß, da rüttelt ihn
Sein Meiſter und heißt ihm, ſich anzuziehn
Und legt ihm das Geld auf die Decke
Und fragt ihn, warum er erſchrecke.

„Ach Meiſter, mein Meiſter, ſie ſchlagen mich todt,
Die Sonne, ſie iſt ja wie Blut ſo roth!“
Sie iſt es für dich nicht alleine,
Drum ſchnell, ſonſt mach' ich dir Beine!

„Ach Meiſter, mein Meiſter, ſo ſprachſt du ſchon,
Das war das Geſicht, der Blick, der Ton,
Gleich greifſt du“ — zum Stock, will er ſagen,
Er ſagt's nicht, er wird ſchon geſchlagen.

„Ach Meiſter, mein Meiſter, ich geh', ich geh',
Bring' meiner Mutter das letzte Ade!
Und ſucht ſie nach allen vier Winden,
Am Weidenbaum bin ich zu finden!“

Hinaus aus der Stadt! Und da dehnt ſie ſich,
Die Haide, nebelnd, geſpenſtiglich!
Die Winde darüber ſauſend;
„Ach, wär' hier Ein Schritt, wie tauſend!“

Und Alles ſo ſtill, und Alles ſo ſtumm,
Man ſieht ſich umſonſt nach Lebendigem um;
Nur hungrige Vögel ſchießen
Aus Wolken, um Würmer zu ſpießen.

Er kommt an's einſame Hirtenhaus,
Der alte Hirt' ſchaut eben heraus;
Des Knaben Angſt iſt geſtiegen,
Am Wege bleibt er noch liegen.

„Ach Hirte, du biſt ja von frommer Art,
Vier gute Groſchen hab' ich erſpart;
Gieb deinen Knecht mir zur Seite,
Daß er bis zum Dorf mich begleite.

Ich will ſie ihm geben, er trinke dafür
Am nächſten Sonntag ein gutes Bier,
Dies Geld hier, ich trag' es mit Beben,
Man nahm mir im Traum drum das Leben!“

Der Hirt, der winkte dem langen Knecht,
Er ſchnitt ſich eben den Stecken zurecht,
Jetzt trat er hervor — wie graute
Dem Knaben, als er ihn ſchaute!

„Ach Meiſter Hirte, ach nein, ach nein,
Es iſt doch beſſer, ich geh' allein!"
Der Lange ſpricht grinſend zum Alten:
Er will die vier Groſchen behalten.

„Da ſind die vier Groſchen!" Er wirft ſie hin
Und eilt hinweg mit verſtörtem Sinn.
Schon kann er die Weide erblicken,
Da klopft ihn der Knecht in den Rücken.

Du hältſt es nicht aus, Du gehſt zu geſchwind,
Ei, Eile mit Weile, Du biſt ja noch Kind,
Auch muß das Geld Dich beſchweren,
Wer kann Dir das Ausruhn verwehren!

Komm', ſetz' Dich unter den Weidenbaum,
Und dort erzähl' mir den häßlichen Traum,
Mir träumte — Gott ſoll mich verdammen,
Trifft's nicht mit deinem zuſammen!

Er faßt den Knaben wohl bei der Hand,
Der leiſtet auch nimmermehr Widerſtand;
Die Blätter flüſtern ſo ſchaurig,
Das Wäſſerlein rieſelt ſo traurig!

Nun ſprich, Du träumteſt — „Es kam ein Mann" —
War ich das? Sieh mich doch näher an,
Ich denke, Du haſt mich geſehen!
Nun weiter, wie iſt es geſchehen?

„Er zog ein Meſſer!“ — War das, wie dies?
„Ach ja, ach ja!“ — Er zogs? — „Und ſtieß“ —
Er ſtieß Dir's wohl ſo durch die Kehle?
Was hilft es auch, daß ich Dich quäle!

Und fragt Ihr, wie's weiter gekommen ſei?
So fragt zwei Vögel, ſie ſaßen dabei;
Der Rabe verweilte gar heiter,
Die Taube konnte nicht weiter!

Der Rabe erzählt, was der Böſe noch that,
Und auch, wie's der Henker gerochen hat;
Die Taube erzählt, wie der Knabe
Geweint und gebetet habe.

Georg Büchner,

geb. 17. Oktober 1813 ohnweit Darmſtadt, ſtudirte Medicin, dann Geſchichte und Philoſophie, nahm 1833 und 34 an den revolutionären Beſtrebungen in ſeiner Heimath Theil, und ſtarb zu Zürich am 19. Februar 1837, nachdem er kurz zuvor zum Privatdocenten an der dortigen Univerſität ernannt war.

— Nachgelaſſene Schriften. Frankfurt a. M.; Sauerländer (1 Bändchen; darin das Drama „Dantons Tod.“). —

Aus dem Luſtſpiel Leonce und Lena.

Roſetta ſingt:

O meine müden Füße, ihr müßt tanzen
In bunten Schuhen,
Und möchtet lieber tief
Im Boden ruhen.

O meine heißen Wangen, ihr müßt glühen
In wilden Koſen,
Und möchtet lieber blühn —
Zwei weiße Roſen.

O meine armen Augen, ihr müßt blitzen
Im Strahl der Kerzen,
Und ſchlieft im Dunkel lieber aus
Von euren Schmerzen.

Eduard Ferrand,

(pſeudon. für Eduard Schulz) geb. 1813 zu Landsberg a. d. W.;
geſt. 1842 zu Berlin.

Einſt.[*]

Wir ſtanden vor einem Grabe,
Umweht von Fliederduft;
Still mit den Gräſern des Hügels
Spielte die Abendluft.

Da ſprach ſie bang und leiſe:
„Wenn von der Welt ich ſchied,
Und kaum mein Angedenken
Noch lebt in deinem Lied:

„Wenn du auf weiter Erde
Verlaſſen und einſam biſt,
Und nur im Traum der Nächte
Mein Geiſt dich leiſe küßt;

„Dann komm' zu meinem Grabe,
Von Flieder und Roſen umlaubt,
Und neig' auf die kühlen Gräſer
Das heiße, müde Haupt.

„Ein Sträußchen duftiger Blumen
Bringſt du wie ſonſt mir mit;
Mich weckt aus tiefem Schlummer
Dein lieber bekannter Schritt.

---

[*] Aus Chamiſſo's deutſchem Muſenalmanach für 1837.

„Dann will ich mit dir flüſtern
So heimlich und vertraut,
Wie damals, wo wir innig
In's Aug' uns noch geſchaut.

„Und wer vorübergehet,
Der denkt es iſt der Wind,
Der durch die Blüthen des Flieders
Hinſäuſelt leis' und lind.

„Und wie du lebſt, das Kleinſte
Berichten ſollſt du mir,
Und ich will dir erzählen,
Was ich geträumt von dir.

„Wenn dann der Abend gekommen
Und Stern an Stern erwacht,
Dann wünſchen wir uns leiſe
Und heimlich gute Nacht.

„Du gehſt getröſtet nach Hauſe
Im Abenddämmerſchein,
Und unter meinen Blumen
Schlaf' ſtill ich wieder ein."

Begegnung.*)

Mit mattem Blick, gebückt am Stabe,
Geht er die Straße ſtill entlang.
Man ſieht's ihm an, er geht zum Grabe
Wohl bald den ſchmerzlich ſchweren Gang.

---

*) Aus Echtermeyers und Ruges deutſchem Muſenalmanach für 1841.

Einſt glühte dieſe bleiche Wange,
In dieſer wehzerrißnen Bruſt
Schlug einſt ein Herz mit frohem Drange,
Mit ungeſtümer Lebensluſt.

Da geht ein Mädchen, hold und blühend,
Mit leichtem Schritt an ihm vorbei,
Die zarte Wange roſenglühend
In ihres Lebens Jugendmai.

Und über ſeine Züge gleitet
Des kindlich reinen Auges Licht;
Als heiter ſie vorüber ſchreitet,
Was ihn ergreift, ſie ahnt es nicht.

Sie ſahen ſich zum erſten Male
Und werden nie ſich wiederſehn;
Durchglüht von ihres Auges Strahle,
Nachſchauend bleibt er lange ſtehn.

Sie ſchwebt dahin — das Bild des kranken,
Des bleichen Mann's iſt ſchon verwiſcht
In ihren lächelnden Gedanken,
Wo Frohes nur ſich Frohem miſcht.

Was er wohl ſinnt — in heißem Beben
Pocht ihm das Herz ſo voll, ſo voll!
Beginnen möcht' er jetzt zu leben,
Wo er vom Leben ſcheiden ſoll.

Sein Herz treibt ſterbend neue Keime —
Sie aber geht, und ahnt es nicht,
Wie ſeine letzten Erdenträume
Ihr Bild verklärt mit ſüßem Licht.

Ein Grab.*)

„Hier ruht in Gott“ — nicht weiter leſen
Kann ich die alte Inſchrift dort.
Sie ſpricht von Tod wohl und Verweſen
Ein lichtes Auferſtehungswort.

Mit weißen Blüthen überhüllet
Ein ſchattiger Jasminenſtrauch
Des Kreuzes goldne Schrift, und füllet
Die Luft mit ſüßem Würzehauch.

Der dichte Strauch giebt lieben Gäſten
Willkommne Zuflucht, ſtill und traut:
Ein Hänfling hat in ſeinen Aeſten
Sein leichtes kleines Neſt gebaut.

Rings heil'ge Stille — nur das leiſe
Geſumm der Biene füllt die Luft —
Wohl mag ſich's von der Lebensreiſe
Hier ſelig ruhn im Blumenduft!

Du Todter, deine Blüthen hauchen
Mir linden Frieden in das Herz;
In liebliches Vergeſſen tauchen
Sie eitle Wünſche, eitlen Schmerz.

Wer möchte nicht, ſo ſüß geborgen
Wie du vor Sünde, Haß und Spott,
Entgegen ruhn dem ew'gen Morgen!
Schlaf wohl, ſchlaf wohl! „Du ruhſt in Gott!“

---

*) Aus Echtermeyers und Ruges deutſchem Muſenalmanach für 1841.

Hermann Kurtz,

geb. 1813 zu Reutlingen, ſtudirte in Tübingen Theologie, lebt zu Stuttgart.

— Dichtungen. Pforzheim; Dennig, Fink und Comp. —

Das Mühmchen.

Zweite Epiſtel.

Mein Lorchen, was ſchreibſt du mir ſeltſame Mären!
Was muß nur im heitern Köpfchen dir gähren?

Nun wollen beſcheidene Küſſe dich reuen?
Du mußt vor der würdigen Mutter dich ſcheuen?

Die heimliche Liebe, du kannſt ſie verdammen,
Und frevelhaft nennſt du die edelſten Flammen? —

Setz du mir einen Spiegel in's Herze hinein,
Daß du kannſt darin leſen, wie ſo treu ich es mein'!

Und trübe nicht ſeine lautere Schrift
Durch der Grillen und Zweifel entſtellendes Gift,

Und blicke nicht ſcheu nach den rauchigten Bildern,
Die die Ahnen ſo ſtreng und verbieteriſch ſchildern!

Jetzt ſehen ſie ſtarr von den Wänden herunter,
Doch einſt ſchlug auch ihnen der Puls voll und munter.

Zwar, als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war der Großvater ein Bräutigam.

Doch denke! bevor er zur Braut ſie genommen,
Iſt er oft auch heimlich zu ihr gekommen;

Und wie er zum erſten Mal ſie geküßt,
Hat Urgroßvater davon nichts gewußt.

Dann auch der Vater! der hat ſeiner Lieben
Gar manch' ein verſtohlenes Briefchen geſchrieben.

Jetzt ſchilt ſie die Mädchen und züchtigt die Knaben,
Doch wird ſie nicht Alles vergeſſen haben.

Ja, wollt' ich dir all' die Amuren berichten,
Es gäb' eine Leiter Familiengeſchichten!

Gäb' eine familiengeſchichtliche Leiter
Bis zu Adam und Eva hinauf und ſo weiter.

Und jede die würde beginnen: Es war —
Nun ſag', wie heißt's weiter? Es war 'mal ein Paar!

Es war 'mal ein Pärchen, die waren verliebt,
Und haben ſich fleißig im Küſſen geübt.

Und dieſe familiengeſchichtliche Leiter
Reicht auch in die künftigſte Ferne noch weiter.

Und Sproſſen auf Sproſſen noch kommen hinzu:
Sie machen es alle wie ich und wie du!

Dann hängen wir auch bei den Alten da droben,
Und Enkel und Enkelin werden geloben:

Feſt will ich und treu wie der Ahnherr ſein!
Und ich wie die Ahne ſo züchtig und rein!

Hermann Kletke,

geb. 1813 zu Breslau, lebt in Berlin.

— Gedichte. Berlin; C. H. Schröder. —

Der Liebe Obdach.

Die Liebe baut, ein thöricht Kind,
Ihr Haus aus Blum- und Blattgewinden;
Hier hofft ſie gegen Froſt und Wind
Ein freundlich' Obdach einſt zu finden.

Doch eine Herbſtnacht war genug,
Ihr Hoffen ganz in Leid zu kehren,
Das leichte Haus im wilden Flug
Mit Dach und Pfoſten zu zerſtören.

Nun irrt ſie, mit verzagtem Blick,
Zum Tod erſchöpft, im wüſten Wetter,
Und ſammelt aus verlornem Glück
Sich weinend noch die welken Blätter.

Franz Dingelſtedt,[*]

geb. 30. Juni 1814 zu Halsdorf bei Marburg, 1836 Gymnaſiallehrer in Kaſſel, dann in Fulda, nahm 1841, nachdem er ſeine „Lieder eines kosmopolitiſchen Nachtwächters“ herausgegeben, ſeinen Abſchied, bereiſte Frankreich, England, Belgien und Holland, wurde 1850 Intendant des Hoftheaters zu München, 1857 zu Weimar, ſeit 1867 Director der K. K. Hofoper in Wien.

— Gedichte. Stuttgart: Cotta. —

Herbſtlied.

Sieh ihn durch die Wolken ſtreichen,
Stürmiſch-ſchnell und ſchwarzgeballt;
Hör ihn ſeufzen in den Eichen,
Auf verwelkten Blättern ſchleichen,
Brauſen durch den bangen Wald.

Letzte Blume liegt im Staube,
Letzte Sonne wärmt ſie mild;
An der dürren Rebenlaube
Zittert die vergeſſ'ne Traube,
Und die Waſſer ſchwellen wild.

Raſch ein letztes Lied geſungen,
Eh' das Leben ganz entwich,
Eh' in grauen Dämmerungen
Winter Alles kalt verſchlungen,
Lieder, Blumen, Herbſt und — mich!

---

[*] Der Cyklus „Ein Roman“, der zu den bedeutendſten Erzeugniſſen der neueren deutſchen Lyrik gehört, entzieht ſich, leider, der Mittheilung an dieſem Orte.

John Brinkmann,

geb. 3. Juli 1814 zu Roſtock, ſtudirte daſelbſt Rechtswiſſenſchaft, ſpäter neuere Sprachen, bereiſte bis 1842 die Vereinigten Staaten, ſeit 1849 Lehrer an der Realſchule zu Güſtrow.

— Vagel Grip. En Doenkenbok. Güſtrow; Opitz und Comp. —

De krank Jan.

1.

— Hir, More! hir is goa ken Tog;
Hir achte ſchint de Sünn
Grar as in Mai ſo warming noch,
Dat's noch nich lat,[1] — du weſt[2] dat doch,
Wu girn ick buten[3] bün.

Grar hir bi ünſ' oll Immenſchur,
Wenn'k doa ſo ſitt un denk,
Un't ſümmſt ſo dichting voer min Ur,
Dat ſtimmt ſo recht to min Natur, —
Doa ſtell man hen de Bänk!

De Kirch voerbi un Kirchhoff lann'k,
Mi doa ſo wit ümſen,
De grote Wiſch un Schapdriſt lank,
De hel dep Grund noch aw un mank
De Hellbarg beir de Se'n.

Anmerkung. Der Verf. ſchreibt überall r ſtatt des weichen d, oe und ae ſtatt ö und ä und läßt die Dehnungsbuchſtaben h und e fort. — [1] ſpät. [2] weißt. [3] draußen.

Denn wad mi goa to ſchoen to Mod,
As wir ken Hoar mi krümmt, —
Ick denk denn goar nich an den Dot,
Ick men denn, all wad werre got,
Noch ir de Winte kümmt.

Un wenn de Sünn denn depe ſtiggt
Un geit to Rüſt doa ſtill,
Denn wad mi as ſonn Vagel licht,
De grar ſin irſt Swunkſerrern kriggt,
Un ſe verſoeken will. —

2.

— Sünd dat de Kronen,[1] More?
De Kronen, de doa ten[2]?
Furt is all lang de Areboar, —
Kik, du! mi is de Kopp ſo ſwoar,
Ick kann ſe ſo nich ſen.

Sünd dat de Kronen, More?
De Kronen, wat doa ſchrit?
Mi is, as roep en eben mal
Hoch ute Luft vun baben dal, —
Ick gloew, dat's all[3] er Tit.

Sünd dat de Kronen, More?
Mi droemt verlegen[4] Nacht,
Wenn erſt de Kron er Orre[5] kreg,
Wat ok min Fewe[6] aw denn weg,
Denn wärr'k noch bete ſacht.

Un wenn't de Kron is, More!
Voer[7] mi min Kopp to Hoech,
Ick will, ick moet dat ſülm mit ſen,
Wenn ſe doa hoch voraewe ten,
Ick ſtürw, wu 'k dat nich ſeg. —

---

[1] Kraniche. [2] ziehen. [3] ſchon. [4] vergangen. [5] Ordre. [6] Fieber. [7] heben.

3.

Ach More, More, ga nich furt
Un lat mi nich allen!
De gneteſwart oll Spenn de lurt
Un roegt er langen Ben.

Süſt nich? De gneteſwart oll Spenn, —
Doa löppt ſ' de Eck to Hoeg —
De kickt ſo nürig[1] na mi hen,
As wir 't ſonn arm lütt Fleg.

Ach More, More! wenn du geiſt,
Denn ſchütt ſe glik heran
Un ſett grar voer min Og mi meiſt
An't Hart er Farens an.

Un mennigmal un mennigmal,
Denn wad — denn is mi ſo,
As boegt er ſcharpen Taen ſe dal
Un bet un bet nu to.

Ach More — More, ga nich furt —
Un lat mi nich allen!
De gneteſwart oll Spenn de lurt
Un roegt er langen Ben.

---

[1] begierig.

Gottfried Kinkel,

geb. 11. Auguſt 1815 bei Bonn, Profeſſor am eidgenöſſiſchen Polytechnikum zu Zürich.

— Gedichte. (Zwei Sammlungen.) Stuttgart; Cotta. —

Ein Blatt aus der Kirchengeſchichte.

In den Ruinen des Biſchofspalaſtes zu Lamphey in Wales.

Das Salz ward dumm, die Zucht ward ſchlaff —
In dieſem Fenſterchen ſaß
Vor Alters manch' ein fröhlicher Pfaff,
Auf dem Tiſchchen daneben das volle Glas,
Das fleißig zu leeren er auch nicht vergaß.

Der Sitz iſt doppelt; genüber, ſieh,
Ein hübſches Aebtißchen im Fenſter ſaß;
Sie rührten beinah zuſammen die Knie',
Und eng im Fenſterchen ſaßen ſie.

So nach dem Eſſen, beim Veſperklang
Im engen Fenſterchen ſaßen ſie,
Und lauſchten der Amſel Abendgeſang
Und des Bächleins Flüſtern die Wieſen entlang.

Heim kommen zum Stall in der Dämmerung
Die Böckchen und Lämmchen die Wieſen entlang;
Die Rehe ſchlüpften vom Wald im Sprung
Und ſchäkerten luſtig, alt und jung.

Und die Beiden ſahen die Thierchen gehn,
Sie dachten, ſo machen's Alt und Jung;
Der Mond ging auf — und was da geſchehn,
Das haben die Rehchen allein geſehn.

Derweil die Beiden ſich ſo gefreut,
Eine Zeit kam, wie man noch keine geſehn;
Es war eine Zeit voll Sturmgeläut',
Und der Same ging auf, den der Luther geſtreut.

Bei uns die Pfaffen kamen zu Fall,
Doch in England trifft man geſcheidtere Leut',
Die Biſchöf' ſchlugen gewandt den Ball
Und thaten dem König den Willen all'.

So behielten ſie Land und Kirch' und Palaſt
Und thaten dem König den Willen all';
Die Aebtiſſin warf ab der Gelübde Laſt,
Und empfing nun als Hausfrau ſelber den Gaſt.

Und ſitzen ſie Abends im Fenſterlein
Mit manchem frohen Confrater als Gaſt,
Kein Rehchen ſpringt mehr in die Wieſ' hinein;
Denn da tanzen und halten die Kinderchen klein
Sich bei den Händchen gefaßt.

Emanuel Geibel,

geb. 18. Oktober 1815 zu Lübeck, ſtudirte in Bonn und Berlin Philologie, wurde Erzieher bei einem ruſſiſchen Geſandten in Athen, nach wechſelndem Aufenthalt an verſchiedenen Orten Deutſchlands 1852 Profeſſor der Aeſthetik zu München und lebt ſeit 1868 wieder in ſeiner Vaterſtadt.

— Gedichte. Berlin; A. Dunker. — Juniuslieder. — Neue Gedichte. — Gedichte und Gedenkblätter. Stuttgart: Cotta. —

Auf dem Anſtand.

An Ernſt C.

Grau iſt der Morgen, ſtreif'ge Nebel wallen,
Ein leiſer Regen ſpinnt ſich trüb' und kalt;
Die rothen Blätter ſeh' ich langſam fallen —
Jagdwetter ſchien's, drum zogen wir zu Wald.
Schon ſpürt die Meute fern, ſie bellt im Suchen,
Und ihr Gebell verheißet gute Pirſch;
Ich ſteh im feuchten Herbſtlaub an den Buchen,
Geſpannt die Büchſe paſſ' ich auf den Hirſch.

Mich fröſtelt. — Soll' in meiner Waidmannstaſche
Bei Blei und Pulver nicht Erquickung ſein?
Fürwahr, das iſt die korbumflocht'ne Flaſche!
Ein tücht'ger Zug! — Ha, das iſt Cyperwein!
Heiß rinnt er durch die Adern, durch die Glieder —
Floß durch die Wipfel plötzlich Sonnenglanz?
Die griech'ſche Feuertraube ruft mir wieder
Im Herzen wach die Bilder Griechenlands.

Zwei Jahre ſind's! Ei wie ſo anders ſchaute,
Wie froh der Herbſt mir damals ins Geſicht!
Lau war die Luft, der tiefe Himmel blaute,
Die Feige ſchwoll, die Traub' im Sonnenlicht.
Da ließen matt noch von des Sommers Gluthen,
Mein Ernſt, den Ernſt wir in Athen zu Haus,
Und zogen durch des Inſelmeeres Fluthen
Zwei ſel'ge Schwärmer abenteuernd aus.

Gedenkſt du, wie bei Paros durch die Brandung
Das Boot wir zwängten? — dämmernd ſtieg der Mond —
Und wie ſo ſchön uns dann die kühne Landung
Die rebumkränzte Marmorſtadt belohnt?
Denkſt du der Cithern, die die Nacht durchklangen,
Der Brunnen, die uns in den Schlaf gerauſcht,
Und jenes Mädchens, das mit glüh'nden Wangen
Für leichten Schmuck Orangen uns vertauſcht?

Denkſt du an Naxos noch? Ich ſeh' ſie liegen,
Die Klöſter und das Schloß auf hohem Stein,
Den Säulenhof, wo ſich die Palmen wiegen,
Die Felswand, übergrünt von eitel Wein,
Das reiche Thal, in deſſen bucht'ge Weiten
Ein buntgezäumtes Saumthier leicht uns trug;
Da blinkten Becher rings, da klangen Seiten,
Fürwahr, es war ein neuer Bacchuszug.

Und als wir ſonnverbrannt mit ſtaub'gen Ballen
Zur Ruh verlangten nach der heißen Fahrt,
Da nahm uns in die kühlen Kloſterhallen
Der wackre Pater mit dem langen Bart.
Hoch überm Meer auf ſeinem Laubenſitze
Wie ſchollen unſre Lieder da ſo friſch,
Wie floß der Quell des Nektars und der Witze
So unerſchöpft am ſaubern Abendtiſch!

Dort ſaß der Biſchof, dort der Kapuziner,
Wir zwei Poeten luſtig mittendrin;
Schlaulächelnd ſtellte der ſlavon'ſche Diener
Uns Beiden ſtets die vollſten Flaſchen hin.
O Jubel, wie wir einſt im Mönchsvereine
Gezecht, bis jenen die Geduld ſelbſt riß,
Und wie wir dann, noch voll von ſüßem Weine,
Verdeutſcht das Trinklied des Panyaſis!

Und mußten auf dem Chor die Prieſter ſäumen,
Dann ſuchten wir die Gärten am Geſtad,
Schlaftrunken wob's in den Citronenbäumen,
Die ſtille Felsbucht rief zum lauen Bad;
Dazu ein Trunk, ein Lied — ſo floß der Morgen,
So kam geſtirnt die duft'ge Nacht daher,
Wir lebten, ſchwärmten — zwiſchen unſern Sorgen
Und zwiſchen unſern Herzen lag das Meer.

Nur einſt — ein Sonntag war's, die Glocken gingen —
Da dachten wir an Lübecks Glockenklang,
Der Vaterſtadt — und an den Wimpern hingen
Uns plötzlich Thränen, und wir ſchwiegen lang'.
Ein Luftſchloß baut' ich für mein Zukunftleben,
So golden war's. Die Bruſt ſchlug heimathwärts —
Ach wenig hat die Heimath nun gegeben,
Ein Liederbuch und ein verwundet Herz.

Doch heilt es ſchon. Die Saiten, die zerſprungen,
Zu ew'ger Stummheit ſind ſie bald gedämpft.
Ich habe mir in Nächten bang durchrungen
Das ſchwere Gut der Heiterkeit erkämpft.
Du ſollſt es am Geſang aus meinem Munde
Kaum ſpüren, welche Hoffnung von mir ſchied,
Und bricht ſie einmal auf, die alte Wunde,
Laß bluten — auch der Schmerz will ja ſein Lied.

Muth! Muth! Dem Leid, der Luſt die Stirn entgegen!
Die Welt iſt immer noch des Schönen voll;
Ein kühnes Ringen gilt's auf meinen Wegen,
Ich ward ein Mann, ich fühle, was ich ſoll.
Ob's wieder Täuſchung? — Doch genug! Der Hunde
Gebell klingt nah — der Fels antwortet hohl,
Ein Schuß und wieder einer fällt im Grunde —
Der Hirſch bricht durch die Büſche — Lebe wohl!

Julin.

Es rauſcht der Wind, es rinnt die Welle,
Beflügelt ſchwebt das Schiff dahin;
An jenes Kreidefelſens Schwelle
Dort, ſagt der Schiffer, lag Julin.

Julin, die hohe Stadt am Sunde,
Die ſtill die Meerflut überſchwoll;
Wie klingt die fabelhafte Kunde
Mir heut an's Herz erinnrungsvoll!

Ich denk an meiner Kindheit Tage,
Da mir, von Märchenluſt beſeelt,
Die Schweſter jene Wunderſage
Des Abends vor der Thür erzählt.

Noch ſteht's mir deutlich im Gemüthe:
Wir ſaßen auf der Bank von Stein,
Am Nachbarhaus die Linde blühte,
Am Himmel quoll des Mondes Schein.

Die ſchlanken Zackengiebel hoben
So ernſt ſich, wo der Schatten fiel,
Und dann und wann erklang von oben
Von Sankt Marie'n das Glockenſpiel.

Dann ging's hinein zum Nachtgebete,
Und linder Schlaf umfing mich drauf;
Ich baute die verſunknen Städte
Im Traume prächtig wieder auf.

O Knabenträume rein und helle,
O Jugendluſt, wo gingt ihr hin! —
Es rauſcht der Wind, es rinnt die Welle,
Wo ſind Vineta und Julin?

Herbſtlich ſonnige Tage.

Herbſtlich ſonnige Tage
Mir beſchieden zur Luſt,
Euch mit leiſerem Schlage
Grüßt die athmende Bruſt

O wie waltet die Stunde
Nun in ſeliger Ruh!
Jede ſchmerzende Wunde
Schließet leiſe ſich zu.

Nur zu raſten, zu lieben,
Still an ſich ſelber zu baun
Fühlt ſich die Seele getrieben,
Und mit Liebe zu ſchaun.

Und ſo ſchreit' ich im Thale,
In den Bergen, am Bach,
Jedem ſegnenden Strahle,
Jedem verzehrenden nach.

Jedem leiſen Verfärben
Lauſch' ich mit ſtillem Bemühn,
Jedem Wachſen und Sterben,
Jedem Welken und Blühn.

Selig lern' ich es ſpüren,
Wie die Schöpfung entlang
Geiſt und Welt ſich berühren
Zu harmoniſchem Klang.

Was da webet im Ringe,
Was da blüht auf der Flur,
Sinnbild ewiger Dinge
Iſt's dem Schauenden nur.

Jede ſproſſende Pflanze,
Die mit Düften ſich füllt,
Trägt im Kelche das ganze
Weltgeheimniß verhüllt.

Schweigend blickt's aus der Klippe,
Spricht im Quellengebraus;
Doch mit heiliger Lippe
Deutet die Muſe es aus.

Eutin.

Vom alten Lübeck, wenn die Zeit der Pfingſten kommt,
Hinaus in's Weite treibt mich ſtets die Wanderluſt,
Im jungen Grün zu ſchwelgen; nach Eutin zumeiſt,
Dem waldumkränzten, zieht es mich, wo mir der Freund
Von Alters her, der rechtsgelehrte, heimiſch iſt.
Ein Stündchen Weges kommt er mir entgegen wohl
Und lenkt den offnen Wagen, der uns beide faßt,
Zum Thor des Gaſthofs, wo im kühlen Saale ſchon
Auf ſaubrer Tafel, die ein Kelch mit Roſen ſchmückt,
Das Mahl der Wirth vorſorglich uns gerüſtet hat.
Bei Tiſch behaglich plaudern wir, und nimmer geht
Der Stoff uns aus; denn ſind wir alte Knaben auch
An Sinn und Neigung unverſchieden: treu verknüpft
Der Boden uns, drin unſres Lebens Wurzeln ſtehn.

Und was iſt ſüßer, als der goldnen Jugendzeit
Beim Wein gedenken, manches tollen Knabenſtreichs
Und jener hohen Stunden, da ſehnſüchtig uns
Des Herzens Ueberfülle ſchier die Bruſt geſprengt!
So dehnt mit Luſt verzögert ſich das Mahl hinaus;
Erſt ſpät Nachmittags, wenn die Lüfte draußen ſich
Gemach verkühlten und der pflichtgetreue Freund
Gewiſſenhaft noch einmal zu den Acten kehrt,
Mach' ich mich auf in's Freie. Zwar der Ugley ward,
Der wie ein Schild aus Edelſtein im dunkeln Kranz
Des Waldes ruht, dem nächſten Abend aufgeſpart;
Doch hier iſt lieblich jeder Weg, den du betrittſt.

Die lange Straße geht's hinab; zur Rechten bleibt
Der Sitz der Stolbergs, ſtattlich, wie der Adel baut,
Mit Steingeſims und Wappenſchildern ausgeziert.
Doch nah dem Thor, im Lindenſchatten, winkt mir dort
Am Bug der Gaſſe ſtill zu ſtehn ein ander Haus,
Beſcheidnen Anſehns, aber gern von mir gegrüßt:
Das Haus, in deſſen ſeebeſpültem Garten einſt
Am Sommerabend, voll idylliſcher Heiterkeit
Aus ird'ner Pfeife Wölkchen dampfend, Heinrich Voß
Im Schlafrock zwiſchen Fliederbüſchen wandelte.
Sei mir geprieſen, Alter, der den Knaben du,
Ein treuer Dolmetſch, in die ſonnige Fabelwelt
Der Griechen führteſt, wenn ſich auch ihr Goldgeweb'
Ein wenig unter deiner Hand vergröberte,
Und oft zu ſchwer Joniens flüſſige Weiſe dir
Von niederdeutſcher Lippe quoll. Luiſens auch
Gedenk' ich gern, um deren ländlich' Angeſicht
Voll derber Friſche manch' homeriſch Lächeln ſpielt;
Nicht zu vergeſſen, daß an ihr emporgelehnt
Die ſchönere Schweſter, Dorothea, uns erwuchs,
Von anderm Vater freilich, deſſen Hoheit ihr
Die Stirn umleuchtet, aber ihre Schweſter ſtets.

Doch wo verweil' ich? Längſt ſchon aus des Städtchens Thor
Hat unvermerkt hingleitend mich der Pfad entführt.
In offner Landſchaft find' ich mich, wo See an See
Mit holdem Gruß blauäugig aus der Tiefe lacht,
Und über ſanften Hügeln ſchwebend, wipfelreich,
Der Buchenforſt auf ſäulenhohen Stämmen wogt.
Gelockt vom Schatten tret' ich in die Finſterniß
Des grünen Doms. O, welche Kühle ſäuſelt hier
Vom Laubgewölbe, welch' geheimnißvoller Duft
Umweht die braunen Quellen und den blühenden
Waldmeiſterteppich, der den ganzen Hang bedeckt,
Und füllt die Seele märchenhaft dem Raſtenden
Mit allem Zauber ſchauernder Waldeinſamkeit!
An dieſer Stätte grüßte wohl zum erſten Mal
Die Muſe deinen tonbegabten Sohn, Eutin,
Auf weißem Zelter ſchwebend, die romantiſche
Im wilden Laubkranz; hier erwuchs im Buſen ihm,
Den ihrer Locken weithin flatternd' Gold geſtreift,
Die tiefe Waldhornſtimme, die Precioſen uns,
Den Schützen Max und Euryanthens Liebe ſang,
Und dann in Englands Nebeln, ach, zu früh erloſch.

Gedenkſt du ſeiner, ſchwermuthvolle Nachtigall,
Die du vom See jetzt, ſilbern, durch die Blätterpracht
Dein ſchmelzend Gramlied ſtrömen läſſeſt, Ton an Ton
Wie Tropfen Thau's hinperlend? Oder klagſt du nur,
Daß wieder drüben jener Sonnen eine ſinkt,
Draus ſich dein kurzer Frühling webt? — Du mahnſt mich recht;
Auch unſre Tage ſind gezählt. So laß uns denn
Der Stunde froh ſein, die ſo ſchön nicht wiederkehrt!
Den Schritt beflügelnd tret' ich aus den Stämmen ſchon
Des Hügelforſtes auf den freien Rand hinaus,
Und wie ſich fluthend Heut'ges und Vergang'nes mir
Im Herzen miſchen, ſeh' ich dort im ſtillen See
Des Abends Goldgewölk' verglühn, doch über'm Wald,
Sein weißes Licht drein träufelnd, ſchwebt der Mond empor.

Volkers Nachtgeſang.

Die lichten Sterne funkeln
Hernieder kalt und ſtumm;
Von Waffen klirrt's im Dunkeln,
Der Tod ſchleicht draußen um.
Schweb' hoch hinauf mein Geigenklang,
Durchbrich die Nacht mit klarem Sang!
Du weißt den Spuk von dannen
Zu bannen.

Wohl finſter iſt die Stunde,
Doch hell ſind Muth und Schwerdt;
In meines Herzens Grunde
Steht aller Freuden Heerd.
O Lebensluſt, wie reich du blühſt,
O Heldenblut, wie kühn du glühſt!
Wie gleicht der Sonn' im Scheiden
Ihr beiden!

Ich denke hoher Ehren,
Sturmluſt'ger Jugendzeit,
Da wir mit ſcharfen Speeren
Hinjauchzten in den Streit.
Hei Schildgekrach im Sachſenkrieg!
Auf unſern Bannern ſaß der Sieg,
Als wir die erſten Narben
Erwarben.

Mein grünes Heimathleben,
Wie tauchſt du mir empor!
Des Schwarzwalds Wipfel weben
Herüber an mein Ohr;
So ſäuſelt's in der Rebenflur,
So brauſt der Rhein, darauf ich fuhr
Mit meinem Lieb zu zweien
Im Maien.

O Minne, wunderſüße,
Du Roſenhag in Bluſt,
Ich grüße dich, ich grüße
Dich heut' aus tiefſter Bruſt!
Du rother Mund, gedenk' ich dein,
Es macht mich ſtark, wie firner Wein,
Das ſollen Heunenwunden
Bekunden.

Ihr Kön'ge, ſonder Zagen
Schlaft ſanft, ich halte Wacht;
Ein Glanz aus alten Tagen
Erleuchtet mir die Nacht.
Und kommt die Früh' im blut'gen Kleid:
Gott grüß dich grimmer Schwerdterſtreit!
Dann magſt du, Tod, zum Reigen
Uns geigen!

Der Tod des Tiberius.

Bei Cap Miſenum winkt' ein fürſtlich Haus
Aus Lorbeerwipfeln zu des Meeres Küſten,
Mit Säulengängen, Moſaiken, Büſten
Und jedem Prunkgeräth zu Feſt und Schmaus.
Oft ſah es nächtlicher Gelage Glanz,
Wo lock'ge Knaben, Epheu um die Stirnen,
Mit Bechern flogen, ſilberfüßige Dirnen
Den Thyrſus ſchwangen in berauſchtem Tanz,
Und Jauchzen ſcholl, Gelächter, Saitenſpiel,
Bis auf die Gärten rings der Frühthau fiel.

Doch heut', wie ſtumm das Haus! Nur hier und dort
Ein Fenſter hell. — Und wo die Säulen düſtern,
Wogt am Portal der Sclaven Schwarm mit Flüſtern;
Es kommen Sänften; Boten ſprengen fort;

Und jedesmal dann zuckt umher im Kreiſe
Ein Fragen, das nur ſcheu um Antwort wirbt:
„Was ſagt der Arzt? Wie ſteht es?“ — Leiſe, leiſe!
Zu Ende geht's; der greiſe Tiger ſtirbt.

Bei matter Ampeln Zwielicht droben lag
Der kranke Cäſar auf den Purpurkiſſen.
Sein fahl Geſicht, von Schwären wild zerriſſen,
Erſchien noch grauſer heut, als ſonſt es pflag.
Hohl glomm das Auge. Durch die Schläfe wallte
Des Fiebers Glut, daß jede Ader ſchlug;
Niemand war bei ihm als der Arzt, der Alte,
Und Macro, der des Hauſes Schlüſſel trug.

Und jetzt mit halb erſticktem Schreckensruf
Aus ſeinen Decken fuhr empor der Sieche,
Hochauf ſich bäumend: „Schaff mir Kühlung, Grieche!
Eis! Eis! Im Buſen trag' ich den Veſuv.
O wie das brennt! Doch grimmer brennt das Denken
Im Haupt mir; ich verfluch' es tauſendmal,
Und kann's doch laſſen nicht zu meiner Qual,
O gieb mir Lethe, Lethe, mich zu tränken! —
Umſonſt! Dort wälzt ſich's wieder ſchon heran
Wie Rauchgewölk und ballt ſich zu Geſtalten —
Sieh, von den Wunden heben ſie die Falten
Und ſtarren mich gebrochnen Auges an,
Germanicus und Druſus und Sejan —
Wer rief euch her! Kann euch das Grab nicht halten?
Was ſaugt ihr mit dem Leichenblick, dem ſtieren,
An meinem Blut und dörrt mir das Gebein?
'S iſt wahr, ich tödtet euch; doch mußt' es ſein.
Wer hieß im Würfelſpiel euch auch verlieren!
Hinweg! — Weh mir! Wann endet dieſe Pein!“

Der Arzt bot ihm den Kelch; er ſog ihn leer,
Und ſank zurück in tödtlichem Ermatten;

Dann, aus den Kiſſen, blickt' er ſcheu umher,
Und frug verſtört: „Nicht wahr? Du ſiehſt nichts mehr?
Fort ſind ſie, fort, die fürchterlichen Schatten. —
Vielleicht auch war's nur Dunſt. — Doch glaube mir,
Sie kamen oft ſchon Nachts, und wie ſie quälen,
Das weiß nur ich. — Doch ſtill! — Komm, ſetz' dich hier,
Nah, nah; von Anderm will ich dir erzählen.

Auch ich war jung einſt, traut' auf meinen Stern
Und glaubt' an Menſchen. Doch der Wahn der Jugend
Zerſtob zu bald nur; und, in's Innre lugend,
Verfault erfand ich alles Weſens Kern.
Da war kein Ding ſo hoch und baar der Rüge,
Der Wurm ſaß drin; aus jeder Großthat ſahn
Der Selbſtſucht Züge mich verſteinernd an,
Lieb', Ehre, Tugend, Alles Schein und Lüge!
Nichts unterſchied vom reißenden Gethier
Dies Kothgeſchlecht, als im ehrloſen Munde
Der Falſchheit Honig und im Herzensgrunde
Die größre Feigheit und die wildre Gier.
Wo war ein Freund, der nicht den Freund verrieth?
Ein Bruder, der nicht Brudermord geſtiftet?
Ein Weib, das lächelnd nicht den Mann vergiftet?
Nichtswürdig Alle — ſtets daſſelbe Lied.
Da ward auch ich wie ſie. Und weil nur Schrecken
Sie zähmte, lernt' ich Schrecken zu erwecken;
Und Krieg mit ihnen führt' ich. Zum Genuß
Ward ihre Qual mir; ihr verendend' Röcheln.
Ich ſchritt in's Blut hinein, bis zu den Knöcheln —
Doch auch das Grauſen wird zum Ueberdruß.
Und jetzt, nur noch gequält vom Strahl des Lichts,
Matt, troſtlos, reulos ſtarr' ich in das Nichts."

Sein Wort ging tonlos aus; er keuchte leis,
Im Krampf von ſeinen Schläfen floß der Schweiß,
Und graß verſtellt, wie eine Larve, ſah

UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK LEIPZIG

Sein blutlos Antlitz. Zu des Lagers Stufen
Trat Macro da: „Soll ich den Cajus rufen
Herr, deinen Enkel, den Caligula?
Du biſt ſehr krank“ —
Doch Jener: „Schlange, falle
Mein Fluch auf dich! Was geht dich Cajus an!
Noch leb' ich, Menſch. Und Cajus iſt wie Alle
Ein Narr, ein Schurk, ein Lügner, nur kein Mann!
Und wär' er's, frommt es nicht; kein Held verjüngt
Rom und die Welt, wie er mit Blut ſie düngt.
Wenn's Götter gäb', auf dieſem Berg der Scherben
Vermöcht' ein Gott ſelbſt nicht mehr Frucht zu ziehn;
Und nun der blöde Knab'! Nein, nein, nicht ihn,
Die Rachegeiſter, welche mich verderben,
Die Furien, die der Abgrund ausgeſpien,
Sie und das Chaos ſetz' ich ein zu Erben.
Für ſie dies Scepter!“ —
Und im Schlafgewand
Jach ſprang er auf, und wie die Glieder flogen
Im Todesſchweiß, riß er vom Fenſterbogen
Den Vorhang fort und warf mit irrer Hand
Hinaus den Stab der Herrſchaft in die Nacht.
Dann ſchlug er ſinnlos hin.
Im Hofe ſtand
In ſich vertieft ein Kriegsknecht auf der Wacht,
Blondbärtig, hoch. Zu deſſen Füßen rollte
Des Scepters rundes Elfenbein, und ſprang
An ihm empor, als ob's ihn grüßen wollte.
Er nahm es auf, unwiſſend, was es ſei,
Und ſank zurück in ſeine Träumerei.
Er dacht' an ſeinen Wald im Weſerthal:
Die düſtern Wipfelkronen ſah er ragen;
Er ſah am Mahlſtein die Genoſſen tagen,
Blank jedes Wort, wie ihrer Streitaxt Stahl,
Und treu die Hand zum Sühnen, wie zum Schlagen.
Und an ſein liebes Weib gedacht er dann;

Er ſah ſie ſitzen an des Hüttleins Schwelle
Im langen gelben Haar, wie ſie, mit Schnelle
Die Spindel wirbelnd, in die Ferne ſann,
Wohl her zu ihm; und vor ihr ſpielt' am Rain
Sein Knabe, der den erſten Speer ſich ſchnitzte,
Und dem ſo kühn das blaue Auge blitzte,
Als ſpräch's: Ein Schwert nur, und die Welt iſt mein!
Und plötzlich floß dann — wie, verſtand er kaum —
Ein andres Bild in ſeinen Heimathstraum;
Vor ſeine Seele drängt' es ſich mit Macht,
Wie er dereinſt in heißen Morgenlanden
Als Wacht an eines Mannes Kreuz geſtanden,
Bei deſſen Tod die Sonn' erloſch in Nacht.
Wohl lag dazwiſchen manch' durchſtürmter Tag,
Doch konnt' er nie des Dulders Blick vergeſſen,
Darin ein Leidensabgrund unermeſſen
Und dennoch alles Segens Fülle lag. —
Und nun — wie kam's nur? — über ſeinen Eichen
Sah er dies Kreuz erhöht als Siegeszeichen,
Und ſeines Volks Geſchlechter ſah er ziehn,
Unzählig, stromgleich; über den Gefilden
Von Waffen wogt' es, und auf ihren Schilden
Stand jener Mann, und Glorie ſtrahlt' um ihn.

Da fuhr er auf. Aus des Palaſtes Hallen
Kam dumpf Geräuſch; der Herr der Welt war todt;
Er aber ſchaute kühn in's Morgenroth,
Und ſah's wie einer Zukunft Vorhang wallen.

Robert Ernſt Prutz,

geb. 30. Mai 1816 zu Stettin, ſtudirte Philologie und Philoſophie in Berlin, Breslau und Halle, betheiligte ſich an den von Echtermeier und Ruge herausgegebenen „Halleſchen“, ſpäter „Deutſchen Jahrbüchern“, 1849—50 außerordentlicher Profeſſor der Literatur zu Halle; gab, nachdem er ſeine Entlaſſung genommen, „Das deutſche Muſeum“ heraus, trat jedoch ſpäter von der Redaction zurück und lebt gegenwärtig in Stettin.

— Gedichte. Leipzig: O. Wigand. —

Von der Pumpe, die nicht mehr hat piepen wollen.

Das war der Oberhofmarſchall
Mit ſeiner Diener Troß und Schwall,
Der fegt heut' in des Königs Haus
Geſchäftig alle Winkel aus,
Dieweil des Königs Töchterlein
Wird nächſtens einen Prinzen frein:
„Auf Flur und Treppe, Bank und Tiſch,
Mit Haderlump und Flederwiſch,
Ihr Knecht' und Mägde, immer friſch!
Daß nirgendwo ein Stäubchen klebt,
Auch nirgend eine Spinne webt,
Kein Fenſter klappert, keine Thür
Im ganzen fürſtlichen Revier,
Und daß, ſo Ihr Eu'r Leben liebt,
Mir nirgends eine Pumpe piept!
  Nirgend, nirgend, nirgend, nirgend,
  Nirgend eine Pumpe piept!“

„Horch dieſe hier — potz Blitz noch mal
Die pfeift ja wirklich zum Skandal!
Und ſteht auch juſt — o Schaam und Schmach!
Juſt vor des Königs Schlafgemach?!
Und jeden Morgen Punkt Schlag vier
Füllt der Lakei den Eimer hier,
Und wie der Brunnen Waſſer giebt,
Das ächzt und ſtöhnt, das knirſcht und piept,
Wie eine Katze die verliebt?!
O toller Frevel unerhört!
So wird des Königs Schlaf geſtört?!
Der Morgenſchlaf — o heil'ger Chriſt,
Der juſt der allerbeſte iſt?!
Schnell Oel und Seife, Talg und Schmeer —
Gottlob, nun piept ſie ſchon nicht mehr:
　Freude, Freude, Freude, Freude,
　Unſre Pumpe piept nicht mehr!“

Allein, allein am Morgen drauf,
Herr Gott, wie ſieht der König aus!
Er, ſonſt ſo mild geſinnt und gut,
Schnaubt wie ein Tiger jetzt in Wuth;
Umſonſt wird ihm der Tiſch gedeckt;
Kein Trüffelhahn, kein Ungar ſchmeckt,
Das iſt ein Keifen, ein Gebrumm!
Er knurrt und murrt, flucht laut und ſtumm,
Und weiß doch ſelber nicht, warum —
Und geht zu Bett und liegt und wacht
Und brummt die liebe lange Nacht:
Bis daß es endlich viere ſchlägt
Und der Lakei das Waſſer trägt —
Da plötzlich wird's hell um ihn her:
„Verdammt! die Pumpe piept nicht mehr.
　Ja die Pumpe, ja die Pumpe,
　Ja die Pumpe piept nicht mehr!“

So geht's der Tage drei, auch vier,
Des Königs Auge leuchtet ſtier;
Schon auf der Zung' ſchwebt ihm das Wort,
Dann ſcheucht der Groll es wieder fort —
Bald ſteht die Staatsmaſchine ſtill,
Weil er von nichts mehr hören will;
Princeſſin Tochter ringt die Hand,
Der Eidam ſteht, bleich wie die Wand,
Es weint und klagt das ganze Land: —
Bis mit des fünften Morgens Licht
Er endlich jetzt ſein Schweigen bricht
Und murrt und knurrt: „Hm — Neuerung —
Das kommt davon — noch viel zu jung —
Kein Schlaf mehr Nachts — geht Alles quer —
Die Pumpe — hm — piept auch nicht mehr —
Meine Pumpe, meine Pumpe,
Meine Pumpe piept nicht mehr!“

Und alſogleich beim erſten Wort
Der Hofmarſchall wie närriſch fort.
Der ganze Hofſtaat hinterdrein,
Schon wird der Schloßhof faſt zu klein,
Mit Kratzen, Bürſten aller Art,
Der braucht die Finger, der den Bart,
Und wiſcht und wetzt und ſcharrt und nagt
Und dreht und biegt und zerrt und plagt
Am Pumpenſchwengel unverzagt!
Nun wird es ſein, nun kommt es ſchon —
Umſonſt! Kein Laut, kein kleinſter Ton!
Die Pumpe geht ſo leis, ſo ſacht,
Wie Elfentritt in Maiennacht,
Wie Mondesſtrahl auf glattem Meer —
Umſonſt, die Pumpe piept nicht mehr,
Jammer, Jammer, Jammer, Jammer,
Unſre Pumpe piept nicht mehr!

Und weil der König ſichtbarlich
Mit jedem Tag verſchlimmert ſich,
So faßt zuletzt, im höchſten Schmerz,
Das Miniſterium ſich ein Herz
Und ſchickt mit kräftigem Entſchluß
Zum Oberhofmechanicus:
„O Oberhofmechanice,
Sieh unſre Noth, ſieh unſer Weh,
Und hilf, o hilf citissime!
Der Hofmarſchall nahm zu viel Schmeer,
Die Pumpe, horch, ſie piept nicht mehr,
Der König welkt dem Grabe zu,
Die einz'ge Hoffnung noch biſt Du,
Bedenk, wer Lohn und Brod Dir giebt
Und mache, daß die Pumpe piept,
    Unſre Pumpe, unſre Pumpe,
    Daß die Pumpe wieder piept!“

Der Oberhofmechanicus,
Das war ein Erzpoliticus,
Der ſah als ein erfahrner Mann
Den Schaden ſich erſt gründlich an,
Und ſprach darauf: „Ihr Herrn, mit Gunſt,
Da iſt verloren alle Kunſt;
Und ob es um mein Leben wär',
Die Pumpe da, auf Wort und Ehr',
Die piept auf Erden niemals mehr!
Drum, rath' ich, ſetzen wir als Knauf
Ein eignes Piepwerk oben drauf,
Das ächzt und ſtöhnt, das knirſcht und pfeift,
Sobald den Schwengel man ergreift;
Der König iſt mal drin verliebt,
Drum hurtig, daß die Pumpe piept —
    Hurtig, hurtig, hurtig, hurtig,
    Daß die Pumpe wieder piept!“

Geſagt, gethan! Mit goldnem Knauf
Flugs kommt ein Piepwerk oben drauf,
Das pfeift ſo ſanft, das pfeift ſo lind,
Kann zetern wie ein Wiegenkind,
Kann knarren, kreiſchen, puſten, mau'n,
Kein Kater thut es beſſer traun!
Früh Morgens, wenn es viere ſchlägt,
Der König horcht, vor Luſt bewegt. —
Und dreht ſich um, ſchläft wieder ein,
Schläft ſchnarchend in den Tag hinein,
Ißt, trinkt, regiert in guter Ruh,
Beglückt ſein Land, ſich ſelbſt dazu,
Iſt abgeprieſen und geliebt —
Und Alles, weil die Pumpe piept,
Unſre Pumpe, unſre Pumpe,
Vivat, unſre Pumpe piept!!

Wo ſind die Lerchen hingeflogen?

1844.

Wo ſind die Lerchen hingeflogen,
Die ſonſt den jungen Tag begrüßt?
Hoch ſchwebten ſie am Himmelsbogen,
Vom Morgenlüftchen wach geküßt;
Es floß ein Regen ſüßer Lieder
Herab auf die beglückte Welt,
Und alle Herzen tönten wieder
Und jedes fühlte ſich ein Held.

Jetzt ſchweigt die Flur; lautloſe Schwüle
Liegt ausgegoſſen weit und breit,
Die Willkür ruht auf ſeidnem Pfühle
Und freut ſich ihrer Sicherheit:

Als hätte mit den freien Kehlen
Sie auch die Herzen ſtumm gemacht,
Als ſchwiegen zitternd alle Seelen,
Weil ſie die Lippen überwacht!

Ich aber ſeh' die Wolken ſteigen
Und Blitze zucken um den Thurm:
Ja, es iſt wahr, die Lerchen ſchweigen,
Allein ſie ſchweigen vor dem Sturm!
Ihr habt das Lied nicht hören wollen,
Euch hat die Lerche nichts gelehrt:
Wohlan, ſo wird der Donner rollen,
Und ſtatt der Saite klirrt das Schwert!

J. G. Fiſcher,

geb. 25. Oktober 1816 zu Groß-Süßen in Würtemberg, Profeſſor an der Ober-Realſchule in Stuttgart.

— Gedichte. (Zwei Sammlungen.) Stuttgart; Cotta. —

Balder Frühling.

Springt der Bube das Dorf hinaus:
„Vater, es iſt ſchon Frühling drauß,
Zum Schmetterlingsfang die beſte Zeit.“

Iſt zwar kein Frühling noch weit und breit,
Fing kaum der Staub des Märzen an;
Doch die Jugend will ihren Willen han. —

Wie, wenn ich nach dem Jungen ging',
Zu ſchauen, was er im Garne fing?
Freute mich ja ſo ein Falter ſelber,
So ein rother oder citronengelber!
Richtig! Da flattert's ſchon; — doch wie! —
Sah ich doch all' mein Leben nie
Einen ſo artlichen Schmetterling:
Ein milchjung, geſchlacht und huſchig Ding,
So ſcheu halb und ſo flüchtig noch,
So dreiſt halb und fürwitzig doch,
Minder im Fluge, mehr im Lauf,
Ein herziger Kindskopf obenauf.

Schwarzaugen, ſo funkelnd und feuernd ſchon,
Zöpfe, ſo lang als die ganze Perſon,
Eine rothe Maſche das Halsgeſchmeid,
Statt der Flügel ein fliegend Kleid,
Und ein luſtiges Kreuzband zum Beſchluß
Kurzweilig zeichnet den muntern Fuß.

Ein Extra-Märzenvogel der!
Mein luſtiger Aergſter hinterher,
Das Schmetterlingsgarn verächtlich weggeſchmiſſen.
Ja nun, nun freilich muß Frühling ſein,
Er blüht mir ja ſelber zum Haus herein; —
Was doch die Jungen Alles beſſer wiſſen!

Lebrecht Dreves,

1816 zu Hamburg geboren, ſtudirte in Jena und Heidelberg und lebt in ſeiner Vaterſtadt als Advokat und Notar.

— Gedichte. Berlin: A. Duncker. —

Vor Jena.

1842.

Auf den Bergen die Burgen,
Im Thale die Saale,
Die Mädchen im Städtchen
Einſt Alles wie heut'!
Ihr werthen Gefährten
Wo ſeid ihr zur Zeit mir,
Ihr lieben, geblieben?
Ach, alle zerſtreut!

Die Einen ſie weinen,
Die Andern ſie wandern,
Die Dritten noch mitten
Im Wechſel der Zeit,
Auch Viele am Ziele,
Zu den Todten entboten,
Verdorben, geſtorben
In Luſt oder Leid.

Ich alleine, der Eine,
Schau' wieder hernieder
Zur Saale im Thale,
Doch traurig und ſtumm;
Eine Linde im Winde
Die wiegt ſich und biegt ſich,
Rauſcht ſchaurig und traurig,
Ich weiß wohl, warum!

Georg Herwegh,

geb. 31. Mai 1817 zu Stuttgart, trat nach Abſolvirung des Gymnaſiums in das proteſtantiſch-theologiſche Stift Tübingen, verließ jedoch dieſes Studium, wurde Mitarbeiter an verſchiednen Zeitſchriften; gab 1841 ſeine derzeit mit ungemeſſenem Beifall aufgenommenen „Gedichte eines Lebendigen“ heraus, und lebt jetzt in Baden-Baden.

— Gedichte eines Lebendigen. Zürich und Winterthur; Verlagscomptoir. —

Reiterlied.

Die bange Nacht iſt nun herum,
Wir reiten ſtill, wir reiten ſtumm,
Und reiten in's Verderben.
Wie weht ſo ſcharf der Morgenwind!
Frau Wirthin, noch ein Glas geſchwind
Vor'm Sterben, vor'm Sterben.

Du junges Gras, was ſtehſt ſo grün?
Mußt bald wie lauter Röslein blühn,
Mein Blut ja ſoll dich färben.
Den erſten Schluck, an's Schwert die Hand,
Den trink ich, für das Vaterland
Zu ſterben, zu ſterben.

Und ſchnell den zweiten hinterdrein,
Und der ſoll für die Freiheit ſein,
Der zweite Schluck vom Herben!
Dies Reſtchen — nun, wem bring ich's gleich?
Dies Reſtchen dir, o römiſch Reich,
Zum Sterben, zum Sterben!

Dem Liebchen — doch das Glas iſt leer,
Die Kugel ſauſt, es blitzt der Speer;
Bringt meinem Kind die Scherben!
Auf! in den Feind wie Wetterſchlag!
O Reiterluſt, am frühen Tag
Zu ſterben, zu ſterben!

Hölderlin.

Den Klugen leiten ſicher ſtets die Horen,
Nur mit dem Genius ſpielen oft die Winde;
Daß er ſo Glück, wie Unglück früher finde,
Wird er mit Schwingen in die Welt geboren.

Doch bleibt ihm treu die Gottheit zugeſchworen;
Sie legt am böſen Tag dem armen Kinde
Mit weicher Hand um's Aug' des Wahnſinns Binde,
Daß es nie ſehe, was das Herz verloren.

Die Götter haben freundlich dein gedacht,
Die du ſo fromm gehalten einſt in Ehren,
Und lebend ſchon dich aus der Welt gebracht.

Nichts Irdiſches kann fürder dich verſehren,
Und reiner, denn ein Stern zum Schooß der Nacht,
Wirſt du zurück zur großen Mutter kehren.

Auf dem Berge.

Da wären ſie, der Erde höchſte Spitzen!
Doch wo iſt der, der einſt an ſie geglaubt?
Das Auge ſieht die Sonne näher blitzen,
Doch arm und ſonnenlos iſt dieſes Haupt.

Ich ſehe die granit'nen Säulen ragen,
Und endlos wölbt das Blau ſich drüber hin;
Doch will das Herz mir tief beklommen ſchlagen,
Wie unter einem Königsbaldachin.

Hier wollte ich als frommer Parſe beten,
Hier ſingen nach der Sterne reinem Takt,
Hier mit der Donnerſtimme des Profeten
Gotttrunken jauchzen in den Katarakt.

Ich wollte — ja, ich habe mich vermeſſen —
In dieſen Bergen ſuchen mir mein Glück;
Ich wollte, ach! und konnte nicht vergeſſen
Die Welt, die ich im Thale ließ zurück.

O wie verlangt mich nach dem Staub der Straßen,
Dem Druck der Noth da unten allzumal!
Wie nach den Feinden ſelbſt, die ich verlaſſen,
Und nach der Menſchheit vollſter, tiefſter Qual!

Ihr glänzt umſonſt, ihr Purpurwolkenſtreifen,
Und ladet mich, gleich ſel'gen Engeln, ein;
Ich kann den Himmel hier mit Händen greifen,
Und möcht' doch lieber auf der Erde ſein.

Theodor Storm,

geb. 14. Septbr. 1817 zu Huſum, mußte in Folge ſeiner Betheiligung an der deutſchen Bewegung 1853 ſeine Heimath verlaſſen, trat in Preuß. Juſtizdienſt zuerſt als Aſſeſſor in Potsdam, dann als Kreisrichter in Heiligenſtadt und lebt jetzt als Amtsrichter in ſeiner Vaterſtadt, wohin er 1864 von ſeinen Landsleuten zurückgerufen wurde.

— Gedichte. Berlin; Schindler. —

Ein grünes Blatt.

Ein Blatt aus ſommerlichen Tagen;
Ich nahm es ſo im Wandern mit,
Auf daß es einſt mir möge ſagen,
Wie laut die Nachtigall geſchlagen,
Wie grün der Wald, den ich durchſchritt.

Juli.

Klingt im Wind ein Wiegenlied,
Sonne warm herniederſieht,
Seine Aehren ſenkt das Korn,
Rothe Beere ſchwillt am Dorn,
Schwer von Segen iſt die Flur —
Junge Frau, was ſinnſt du nur?

Lied des Harfenmädchens.

Heute, nur heute
Bin ich ſo ſchön;
Morgen, ach morgen
Muß Alles vergehn!
Nur dieſe Stunde
Biſt du noch mein;
Sterben, ach ſterben
Soll ich allein.

Oktoberlied.

Der Nebel ſteigt, es fällt das Laub;
Schenk ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

Und geht es draußen noch ſo toll,
Unchriſtlich oder chriſtlich,
Iſt doch die Welt, die ſchöne Welt
So gänzlich unverwüſtlich.

Und wimmert auch einmal das Herz,
Stoß an, und laß es klingen!
Wir wiſſen's doch, ein rechtes Herz
Iſt gar nicht umzubringen.

Der Nebel ſteigt, es fällt das Laub,
Schenk ein den Wein den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

Wohl iſt es Herbſt; doch warte nur,
Doch warte nur ein Weilchen!
Der Frühling kommt, der Himmel lacht,
Es ſteht die Welt in Veilchen.

Die blauen Tage brechen an,
Und ehe ſie verfließen,
Wir wollen ſie, mein wackrer Freund,
Genießen, ja genießen!

Meeresſtrand.

An's Haf nun fliegt die Möve
Und Dämmrung bricht herein;
Ueber die feuchten Watten
Spiegelt der Abendſchein.

Graues Geflügel huſchet
Neben dem Waſſer her,
Wie Träume liegen die Inſeln
Im Nebel auf dem Meer.

Ich höre des gährenden Schlammes
Geheimnißvollen Ton,
Einſames Vogelrufen —
So war es immer ſchon.

Noch einmal ſchauert leiſe
Und ſchweiget dann der Wind;
Lebendig werden die Stimmen,
Die über der Tiefe ſind.

Abſchied.

1853.

Kein Wort, auch nicht das kleinſte kann ich ſagen,
Wozu das Herz den vollen Schlag verwehrt.
Die Stunde drängt, gerüſtet ſteht der Wagen,
Es iſt die Fahrt der Heimath abgekehrt.

Geht immerhin — denn eure That iſt euer —
Und widerruft, was einſt das Herz gebot;
Und kauft, wenn dieſer Preis euch nicht zu theuer,
Dafür euch in der Heimath euer Brod!

Ich aber kann des Landes nicht, des eignen,
In Schmerz verſtummte Klagen mißverſtehn;
Ich kann die ſtillen Gräber nicht verleugnen,
Wie tief ſie jetzt in Unkraut auch vergehn. —

Du, deren zarte Augen mich befragen,
Der dich mir gab, geſegnet ſei der Tag!
Laß nur dein Herz an meinem Herzen ſchlagen,
Und zage nicht! Es iſt derſelbe Schlag. —

Es ſtrömt die Luft — die Knaben ſtehn und lauſchen,
Vom Strand herüber dringt ein Mövenſchrei;
Das iſt die Fluth! Das iſt des Meeres Rauſchen;
Ihr kennt es wohl; wir waren oft dabei.

Von meinem Arm in dieſer letzten Stunde
Blickt einmal noch in's weite Land hinaus,
Und merkt es wohl, es ſteht auf dieſem Grunde,
Wo wir auch weilen, unſer Vaterhaus.

Wir ſcheiden jetzt, bis dieſer Zeit Beſchwerde
Ein andrer Tag, ein beſſerer, geſühnt;
Denn Raum iſt auf der heimathlichen Erde
Für Fremde nur, und was den Fremden dient.

Doch iſt's das flehendſte von den Gebeten,
Ihr mög't dereinſt, wenn mir es nicht vergönnt,
Mit feſtem Fuß auf dieſe Scholle treten,
Von der ſich jetzt mein heißes Auge trennt! —

Und du, mein Kind, mein jüngſtes, deſſen Wiege
Auch noch auf dieſem theuren Boden ſtand,
Hör mich! — denn alles Andere iſt Lüge —
Kein Mann gedeihet ohne Vaterland!

Kannſt du den Sinn, den dieſe Worte führen,
Mit deiner Kinderſeele nicht verſtehn,
So ſoll es wie ein Schauer dich berühren
Und wie ein Pulsſchlag in dein Leben gehn.

Troſt.

So komme, was da kommen mag,
So lang du lebeſt, iſt es Tag.

Und geht es in die Welt hinaus,
Wo du mir biſt, bin ich zu Haus.

Ich ſeh dein liebes Angeſicht,
Ich ſehe die Schatten der Zukunft nicht.

Bernhard von Lepel,

geb. 27. Mai 1818 zu Meppen in Hannover, trat in preußiſche Kriegsdienſte, machte 1848 den Feldzug in Schleswig-Holſtein mit, nahm dann ſeinen Abſchied und lebt gegenwärtig in Berlin.

— Lieder aus Rom. Berlin; A. Duncker. —

Das Fragment der Pſyche.

(Im Muſeum zu Neapel.)

Erſt war es Nacht auf Erden.
Im Chaos, unter'm Wogenſchlag,
Des Marmors Ader ſchlummernd lag.
Da rief ein Gott: Es werde Tag!
Da weideten die Heerden,
Das Volk der Menſchen lebt' und ſann,
Zur Schönheit reiften ſie heran,
Ihr Flügel trug ſie himmelan
Und ließ ſie Götter werden.

Da wacht aus tiefem Bette
Der Marmor auf, und dauernd hält
Er feſt das Bild der ſchönen Welt,
Daß, wenn die wandelbare fällt,
Er ihre Seele rette.
Er wies, was rings die Welt erfüllt,
In einem Weibe, ſchön und mild,
Daß er in dieſem edlen Bild
Des Ganzen Seele hätte.

Dem ſchönſten ſeiner Brüche
Entwuchs die ſchimmernde Figur,
Durch das Gewand, mit leiſer Spur,
Schlang ſich der blühende Contur;
Es ſchmiegt mit weichem Striche
Sich an die junge Stirn das Haar,
Die Lippen lächeln wunderbar,
Still blickt das ſanfte Augenpaar —
So ward das Bild der Pſyche.

Da lärmten Schwert und Keule,
Und wieder kehrt des Chaos Nacht,
Und wieder herrſcht die wildre Macht,
Sie galt allein in lauter Schlacht,
Der Horden Kriegsgeheule
Durchzog der Schönheit Heimathland,
Zerbrochen von gewalt'ger Hand
Der Marmor ſtürzte in den Sand,
Am Tempel brach die Säule.

Drauf iſt ein Licht erſchienen,
Das wieder neu die Welt belebt
Und neu zum Schönen ſie erhebt —
Und nach dem längſt Gefallnen gräbt
Die Schaufel in Ruinen.
Da ſteigt aus dunklem Sarkophag
Der Marmor lächelnd an den Tag;
Die Welt, die tief in Trümmern lag,
Blickt auf mit holden Mienen.

Iſt auch durch rauhe Brüche
Zerſtückt die liebliche Figur,
Und blieb den Trümmern kaum die Spur
Von jenem blühenden Contur —
Doch ſchmiegt mit weichem Striche

Noch an die Stirne ſich das Haar,
Die Lippen lächeln wunderbar,
Still blickt das ſanfte Augenpaar —
Es blieb das Bild der Pſyche.

Und ſtürzte um mich Neuen
Zum Chaos nieder dieſe Welt —
Woran der Geiſt ſich klammernd hält,
Was ewig mir die Seele ſchwellt,
Hat keinen Fall zu ſcheuen.
Es ſteigt aus jedem Sarkophag
Die Seele lächelnd an den Tag;
Und wie die Welt ihr drohen mag,
Sie fürchte nicht ihr Dräuen.

Julius von der Traun,

pſeudonym für Dr. Alexander Julius Schindler,

geb. 26. Septbr. 1818 in Wien; 1862 Notar daſelbſt; seit 1860 Mitglied des Reichstags.

— Roſenegger Romanzen. Wien; Gerold und Sohn. —

Jägermeiſter Hackelberg.

Im ganzen Sollingerwalde
Regt ſich am Zweig kein Blatt,
Das Wild ſteht auf der Halde,
Scheint ganz verdroſſen und matt.
Rings in den grünen Hallen
Kein Huf, kein Horn, kein Hund —
Der beſte Jäger von allen
Will ſterben in dieſer Stund.

Zu Freudenthal im Schloſſe
Thät er die Wimper neigen,
Hat all' ſeine Kugeln verſchoſſen,
Muß ſelbſt an den blaſſen Reigen.
Ein Eber hat ihm geſchlagen
Die Hauer in den Leib —
Herr Hackelberg kann's ertragen,
Er hat weder Kind noch Weib.

Wenn ſeine Geſchwiſter ſchliefen,
Entwich er auf die Pirſch;
Wenn ihn ſeine Lehrer riefen,
Hetzt' er den Hund auf den Hirſch.
Klang Abends auf den Straßen
Des Ständchens Melodie,
Hat er im Wald geblaſen
Einſam ſein Halali.

Nun geht er auf Gottes Wegen
Dahin aus dieſer Welt:
„Viel' ſind mir unterlegen,
Ein Stärk'rer hat mich gefällt.
Empor geſträubt die Borſte,
Wie mannlich ſprang er dar!
Begrabt mich dort im Forſte,
Wo die blutige Wahlſtatt war.

„Mit Menſchen hielt ich Frieden,
Lebt' frommen Chriſten gleich —
Ich hoff', mir iſt beſchieden
Ein Theil am Himmelreich —
Doch will ich dem entſagen,
Wenn Gott mir gönnen mag,
Im Sölling hier zu jagen
Bis an den jüngſten Tag."

Drauf brach das Aug' ihm balde;
Man weiß nicht mehr zur Friſt,
Wo er im Sollingerwalde
Begraben worden iſt.
Doch hört man Nachts noch reiten
Und jagen oft von fern
Mit Hörnern, Hunden und Leuten
Den gewaltigen Jäger des Herrn.

Sein Grabmal ſoll noch ſtehen
In einem dunklen Tann;
Wer's einmal hat geſehen,
Trifft's niemals wieder an.
Auf alt bemooſ'tem Steine
Liegt wachend der weiße Hund,
Jagdwaffen im blanken Scheine
Thuen den Waidmann kund.

Wenn Wolken ziehen nächtig,
Der Freiherr ſtößt in's Horn —
Er jagt einen Hirſch gar prächtig,
Doch iſt ſein Jagen verlor'n.
Denn kräht der Hahn, vom neuen
Muß er hinab zur Ruh',
Muß die Rüſtung in's Gras hinſtreuen —
Sein Hund legt ſich dazu.

Da liegen Peitſchen und Bügel
Aus eitel Silber gedreht,
Daneben Gurten und Zügel
Mit Gold und Seide genäht,
Jagdbüchſen, reich und gewaltig,
Schweinsfedern lang und ſcharf,
Jagdhörner, vielgeſtaltig,
Becher und andrer Bedarf.

Sie liegen, erſtarrten Händen
Entfallen beim Scheiden der Nacht;
Man kann das Auge nicht wenden
Von der alterthümlichen Pracht.
Die ſilbernen Koppeln der Meute,
Hirſchfänger, ſchwer und breit —
Sie mahnen an andere Leute,
An eine andere Zeit.

Der Thurmwächter.

Im Wald bin ich gelegen,
Ein armer Jägerknecht,
Den edlen Hirſch zu hegen
In dunklem Laubgeflecht.
Ich hegt' ihn Lenz und Sommer lang,
Bis meine ſchöne Herrin
Zu Roß in's Dickicht ſprang.

Das friſchte mein Gemüthe
Wohl für das ganze Jahr,
Wenn ſie in ihrer Blüthe
Bei uns zu jagen war.
Der Vogel ſang ſein letztes Lied,
Wenn ſie zu Herbſtes Ende
Vom Waldesrande ſchied.

Der Herbſt kam wieder balde,
Die Herrin nimmermehr;
Da trieb's mich aus dem Walde
Zu ihrem Schloſſe her.
Sie gab dieß Horn in meine Hand —
Da ſitz' ich nun und ſpähe
Von ihres Thurmes Rand.

Da ſitz' ich nun erhaben
Und habe ſtill erſpäht
Den blonden Edelknaben,
Der nächtens zu ihr geht.
Sie gab dieß Horn in meine Hand —
Ich mochte nicht drein ſtoßen,
Es wär' ihr nur zur Schand'.

Sie mag ſich ſtill erfreuen
Der Arme voll und jung.
Doch Oſten hellt vom neuen
Die junge Dämmerung;
Nun töne Horn recht friſch und klar,
Die Sichern mag es ſchrecken,
Der Tag droht mit Gefahr.

Liegt Jemand wo verborgen,
Der hebe ſich bei Zeit,
Daß er am lichten Morgen
Sein Säumen nicht bereut!
Schon regt ſich's über Berg und Thal
— O weh mein Herz im Buſen —
Schon ſingt Frau Nachtigall.

Hielt ich die Schlüſſel in Händen
Wohl von des Tages Thor,
Ich wollt' es lieblich wenden,
Ich ließ ihn nicht hervor.
Ich würfe ſie in den tiefen Rhein
— O weh mein Herz im Buſen —
Zu Lieb' der Herrin mein.

Liebesqual.

„Zur Vollendung iſt gediehen,
Dran ich längſt im Stillen ſchuf:
Meinen Quälern zu entfliehen
Und zu folgen deinem Ruf.

Als ſie ſchlummernd lag, der Alten
Nahm ich dieſen Zauberſtab;
Ihre heimlichen Gewalten
Sind's, die ich in Händen hab'.

Dorthin, wo die Nachtigallen
Singen an des Himmels Rand,
Laß uns, liebſter Roland, wallen
In dein ſchönes Heimathland.“

Unverwandt der Morgenröthe
Zogen die Beglückten zu,
Roland blies auf ſeiner Flöte
Und ſein Liebchen ſang dazu.

Sagt, warum der Flötentöne
Keiner mehr im Walde ſchallt?
Und warum ſo ſchnell die ſchöne
Mädchenſtimme iſt verhallt?

Stiefmutter, die böſe Hexe,
Iſt alleine Schuld daran,
Durch die dornigſten Gewächſe
Kommt ſie wüthend ſchon heran.

„Daß uns Unheil nicht erreiche,
Heb' den Zauberſtab ich auf:
Liebſter, werde du zum Teiche,
Ich zur bunten Ente drauf.“

Und die Ente ohne Sorgen
Wiegte ſich auf klarer Fluth —
Wer in beiden war verborgen,
Wußte doch die Hexe gut.

Stiefmutter, die böſe, lockte
An dem Ufer ſüß und weich,
Und Confekt und Torte brockte
Sie der Ente in den Teich.

Das Confekt die Fiſche kriegten,
Und das Locken fraß der Wind,
Und in ſichrer Ferne wiegten
Wellen ihre Ente lind.

Endlich nach der Ente ſprang die
Böſe Hexe ſchnaubend hin,
Doch des Teiches Fluth verſchlang die
Allzukühne Springerin.

Nun entzaubert zogen wieder
Beide nach dem ſchönen Ziel,
Sie begann die frühern Lieder
Und Roland ſein Flötenſpiel.

Tief im dunklen Eichenwalde
Froh als Rehe ſprangen ſie,
Schwebend über grüner Halde
Hoch als Lerchen ſangen ſie.

Und als Fiſche durch die Wogen
Aller Ströme ſchwamm das Paar,
Und als weiße Störche flogen
Ueber Städte ſie ſogar.

Schneller reiſten als die beſten
Eilboten mit Briefen ſie;
Und als Vöglein in den Aeſten
Hoher Tannen ſchliefen ſie;

Bis Roland nach vielen Tagen
Seines Vaters Haus erblickt:
„Laß voraus mich, ihm zu ſagen,
Daß die Hochzeit er beſchickt.“

„Geh nur hin, ich will indeſſen
Dich erwarten als ein Stein,
Doch Du mußt mich nicht vergeſſen
Hier am grünen Feldesrain.“

Lauſchend in das Laubgebrauſe
Hat Roland zurückgeblickt;
Doch ihn hat im Vaterhauſe
Bald ein ſchön'res Weib beſtrickt.

Konnt' er dieſem Küſſe weihen,
Fiel ihm ſeine Braut nicht ein,
Gleich als läge ſie im Freien
Draußen, wie ein andrer Stein.

Doch der Stein lag unbeweglich,
Träumend Hochzeitsfreud' und Kuß,
Täglich, ach, getäuſcht, und täglich
Wieder hoffend Rolands Gruß.

Alſo lag er voll Vertrauen,
Bis nach einem Vierteljahr
Er von Aehren und von blauen
Blumen überwachſen war.

Da erklang des Steines Klage:
„Luſtig wuchs der Waizen her!
Ach, das brauchte viele Tage —
Und er kommt jetzt nimmermehr!

Will mich nun als Blume ſtellen
An die offne Straße hin,
Hoffend, daß ich von den ſchnellen
Roſſen bald zertreten bin.“

Lange ſtand ſie an der Straße,
Nicht erſchien der ſchnelle Tod,
Unverſehrt beſchien die Blaſſe
Jedes neue Morgenroth.

Staub und Stürme, Thau und Regen,
Roß und Wagen, Weib und Mann
Zogen auf gewohnten Wegen;
Keines hat ihr Leid's gethan.

Einmal in der Mittagshitze
Nahte eine Hochzeitsſchaar;
Roland an des Zuges Spitze
Mit der Neuvermählten war.

„Nimmer will ich länger prangen“,
Dachte ſich die Blume ſtumm,
„Da mein Roland ſo gegangen
Kommt, — o trät' er mich doch um!“

Roland aber jauchzte munter,
Da er zog vorbei mit Klang;
In der Blume Kelch hinunter
Jeder Ton ein Stachel drang:

„Raſch ſind meines Herzens Schläge,
Und ſo glücklich bin ich heut',
Wie die Blume da am Wege,
Die mit Düften uns erfreut.

Meiner Seele gleicht die Süße!
Lenkt vorüber Euren Schritt,
Daß nicht Eurer ſchweren Füße
Einer ſie zu Boden tritt!“

So verſchont und gern geſehen
Wegen ihrer ſanften Pracht,
Hat die Arme müſſen ſtehen
Manchen Tag noch, manche Nacht;

Bis der Blumen Todesengel —
Ihr ein Troſt — der Nordwind kam,
Der ihr brach den ſchwanken Stengel
Und die Blätter von ihr nahm.

Nehmt es hin! Von ihrem Kelche
Iſt auch dieſes Lied ein Blatt,
Drauf die Leiden ſtehen, welche
Schweigend ſie getragen hat.

M. Solitaire,*)

pſeudon. für Woldemar Nürnberger,

geb. 1818 zu Sorau in der Niederlauſitz, ſtudirte in Berlin, Leipzig und Halle Medizin, machte Reiſen durch Deutſchland, Holland, die Schweiz, Iſtrien und Italien, lebte als Arzt zu Landsberg an der Warthe, wo er im Frühjahr 1869 ſtarb.

— Bilder der Nacht. Landsberg a. d. W.; Volger und Klein. —

Micha.

Der Bauer Anſelm Hederich und ſein treu Eheweib Rogat'
Gehn mit einander über Feld im allerblankſten Sonntagsſtaat;
Zum nächſten Dorfe wandeln ſie, des Vater Bruders jüngſter Sohn,
Der noch nicht lange iſt vermählt, lud heute ſie zur Taufe ſchon.

Und wie ſie gehn am Wieſenrain, wie hin ſie wallen an der Saat,
Am Rand des Baches andrer Seits, da ſtutzt das Mütterlein Rogat',
Und ſpricht: „O Anſelm, hörſt du Nichts? zum Haus des Täuflings iſt's noch weit,
Und iſt's mir nicht bei meiner Treu, als wenn es dort im Bache ſchreit!“

„Du Thörin, komm!“ erwidert der, „das iſt nichts weiter, als der Wind!
Der weht im Laub des Weidenbaums, der ächzt und wimmert wie ein Kind.
Der ſchreit und heult, der arme Wind, er klagt und greint zum Gottserbarm',
Du Thörin, komm, laß wehn den Wind, er hat genug an ſeinem Harm!“

---

*) Die ſchon 1847 erſchienenen „Bilder der Nacht“ denen die erſte der mitgetheilten Dichtungen angehört, ſind ſo wenig bekannt geworden, daß ſie ſelbſt in der Geſchichte der deutſchen Literatur von Heinrich Kurz, welche ſonſt auch dem Unbedeutendſten Rechnung trägt, (gleich den Dichtern S. 307, 384, 426, 465, 486, 540, 580, 636 u. A.) keine Erwähnung gefunden haben. Das hier Gegebene wird genügen, um auf die eigenthümliche Bedeutung dieſer Sammlung aufmerkſam zu machen.

„Das iſt kein Wind“, erwiedert ſie, „das iſt kein Wind, bei meiner Treu',
So ächzt kein Wind, ſo weint kein Wind, mein Anſelm, das iſt Kindsgeſchrei!
Ich kenn' den Ton, ich kenn' den Klang, wenn ich auch ſelbſt war Mutter nie,
Ich kenn' das Lied, ich kenn' den Sang, ich kenne dieſe Melodie.“

Und wie ſie traten näher hin dicht an den Bach, da liegt es blank,
Da liegt es weiß, da liegt es hold, das Ding, das machte dieſen Klang,
Da liegt ein kleiner Menſchenwurm, im Köpflein Augen ſchwarz wie Theer,
Da liegt ein Kerlchen mutternackt, und ſagt ſein traurig Sprüchlein her.

Die Wog' näßt ihm das ſchwarze Haar: ertrinken hat es wohl geſollt,
Gleich einem jungen Hund, allein die Waſſer haben's fortgerollt,
Mildthät'gen Sinns auf flachen Sand; da weint es nun für Hunger ſchier,
Denn, wenn zu trinken es verlangt, zu trinken giebt es reichlich hier.

Wohl bückt ſich die Frau Hederich, trotz ihrem ſteifen Sonntagsſtaat,
„O Anſelm, lieber Anſelm mein“, ſo ſpricht das Mütterlein Rogat',
„Laß heute Kindtauf' Kindtauf' ſein, laß Geigenſpiel und Tanz und Sang,
Wir nehmen mit dem armen Wurm nach Hauſe wieder unſern Gang.

In unſrer Wiege blank polirt wohl ſoll er ſchlafen ſanft und gut,
Da leider in dem weichen Bett doch nichts von unſrem Blute ruht.
Die ſchwarze Kuh, ſie giebt ihm Milch, ich trag's herum, es ſcheint ſo fromm,
Nun komm, du trauter Herzensbub', du ſchwarzgeäugter Engel komm!“

Sie tragen's heim, das nackte Kind, das in dem Bach zum Sterben lag,
Und Micha heißt der ſchöne Bub' gleich in der Tauf' am andern Tag.
Und Micha wächſt und Micha ſproßt auf Mütterlein Rogatens Arm,
Und Micha reckt und ſtrecket ſich an ihrem Buſen weich und warm.

Er wächſt heran zum Knaben hold, wie ſelten nur ein Knabe lebt,
Sein Leib iſt wie die Tanne ſchlank, die ihren Arm zum Himmel hebt,
Sein Auge iſt ſo ſeelenvoll, es brennt gleich einer Flamme licht,
Und jeder blickte gar zu gern in dieſes ſprechende Geſicht. —

Dahingerollt iſt manches Jahr, beinah ein Dutzend flog vorbei,
Da iſt einſt Anſelm früh erwacht, es war im Blüthenmonde Mai.
Und er hört bell'n, hört Roſſes Huf, der tönend in die Ferne weicht,
Doch eh' er noch ſich recht beſinnt, Schlaf ſchnell ihn wiederum beſchleicht.

Und als nachher das Mütterlein die Milch dem Micha bringt an's Bett,
Da find't ſie kalt, da find't ſie leer, wo er zu ruhen pflegt, die Stätt'.
„O Micha! Micha! — Er iſt fort; doch was liegt hier? Ein Zettel iſt's;
Ach Anſelm, komm und lies geſchwind!“ Und Anſelm kömmt geſchwind und lieſt's:

„Du lieber Anſelm Hederich! Rogate trautes Mütterlein!
Kann nicht dafür, Ihr mögt verzeihn, ich konnt' nicht länger bei Euch ſein.
Ihr glaubt, es war ein junger Hund, den Ihr im Bache aufgefiſcht,
Allein es war ein junger Wolf, dem Ihr ſo manches aufgetiſcht!

Ihr meintet, dieſe Gans war zahm, da ſie ſo bei der Heerde lief,
Allein, allein die Gans war wild und fliegt fort, wie's von oben rief,
Von oben her, vom luſtigen Schwarm, der keinen Heerd und Heimath hat,
Und der da wallt von Gau zu Gau und der da zieht von Stadt zu Stadt.

Mein Vater, der Zigeunerfürſt, er traf mich neulich in dem Wald,
Ein finſtrer, hoher, brauner Mann, und er erkannte mich alsbald
Am rothen Maal an meinem Hals, am Leberfleck auf meiner Bruſt,
Er ſprach: „„'S iſt Zeit! Nun komm mit uns, Du biſt mein Sohn, ich will's, Du mußt!““

Und Vieles ſprach er noch mit mir; doch ganz zuletzt hat er geſagt:
„Zum großen Dank für alles das, was Anſelm an Dich hat gewagt,
Pflanz' ihm auf's Dach den rothen Hahn, den Hahn, der munter Flügel ſchlägt;
Nimm ſeine beiden Pferde mit und, was ſich ſonſten leicht bewegt.

Du biſt ein ſtolzer Fürſtenſohn, und Anſelm iſt ein Bauernhund,
Zum Dank gieb ihm den rothen Hahn, und ſeng den Hof ihm in den Grund.
Dann komm zu uns, wir warten hier, wir lagern unten in der Schlucht,
Dann komm zu uns, und kommſt Du nicht, ſo biſt auf ewig Du verflucht!'"

Zwar ſah den Hahn nicht Euer Dach; es that um Euch mir gar ſo weh,
Doch, Anſelm, ſag' der Schimmelſtut' mit ihrem Fohlen heut Ade!
Dazu Eu'r gutes Silberzeug, die Pferdedecken blau karrirt,
Und manches noch hab' wohlgemuth zu beſtem Dank ich Euch entführt.

Lebt wohl, o Vater Hederich! leb wohl, Du trautes Mütterlein!
Und lieber künftig geht vorbei, hört Ihr ein Kind im Bache ſchrei'n.
Die Art ſie läßt nicht von der Art, der Wolf wird zahm, doch nie ein Hund;
Lebt wohl, lieb trautes Mütterlein, und bleibt mir beide recht geſund!"

Anſelm hat's fertig buchſtabirt, und kratzt ſich heftig hinter'm Ohr,
Und als er Feuer ſich geklopft, da bracht' er dieſen Eid hervor:
„Der Teufelsbub'! Die Schimmelſtut', das Fohlen noch dazu zum Dank,
Und hör' ich noch zehn Kinder ſchrei'n, heb' kein's mehr auf mein Lebelang.

Und wenn ſie ſchön wie Engel ſind, und Augen haben wie ein Stern,
Ein Krönlein auf dem Kopf dazu, ich zieh' vorbei und laß ſie plärr'n.
Ich zieh' vorbei! Die Schimmelſtut', das ſchöne Fohlen noch dazu!
Ei Micha! Micha! Arger Schelm, ei, Du verflixter Bube, Du!"

Rogate wiſcht die Thräne ſich aus ihrem Auge tiefbetrübt,
Den Micha, den gefund'nen Sohn, ſie hat ihn gar zu ſehr geliebt.
Die Thräne wiſcht ſie aus dem Aug', das Spinnrad rückt ſie zum Kamin,
Und für den Flüchtling ein Gebet ſummt leis der Mund der Spinnerin.

Und für den Flüchtling noch ein Wunſch, und noch ein Wunſch und noch ein Flehn:
„O Micha! Du mein ſüßes Kind! mag Dir es immer wohl ergehn;
Und Vater!“ ſpricht ſie dann zuletzt, „o Vater Anſelm Hederich!
So laß die Stute Stute ſein, ob des Verlornen tröſte Dich!

Gelt! gehn wir wieder über Feld, und finden in dem Bach ein Kind,
Ob Wolf, ob Hund, wir heben's auf und ziehn es groß, wenn's wie der Wind
Uns auch verläßt nach all der Müh; gelt, lieber Vater Hederich,
Du läßt die Pferde Pferde ſein, und ſegneſt ihn, ich bitte Dich!“

Der Bauer dampfet dicken Qualm, er huſtet, krächzt und ſpricht dann ſchwer:
„'S will dünken mich, 's wär ſicherer doch, wenn ſolch ein Kind das eigne wär.
Denn dann möcht's doch unmöglich ſein, daß unſern Bluts ein kleiner Hans
Urplötzlich ſich verwandelte in eine flücht'ge wilde Gans.“

Reflexe der Schwermuth.*)

Daß ſolch' ein brennend' Leiden
Ein Herz ertragen kann,
Ohn', daß alsbald ſein Scheiden
Vom Leben es gewann:
Erſchien mir's doch bis dieſe Zeit
Unmöglichſte Unmöglichkeit,
Daß ſolch' ein brennend' Leiden
Das Herz ertragen kann.

---

*) Nach handſchriftlicher, kurz vor des Dichters Tode empfangener Mittheilung.

Welch' ſchreckliches Empfinden
Gebar mir jene Stund',
Als ich zween Roſen ſchwinden
Sah von dem ſüßen Mund:
Wie wirbelt's wild in meinem Hirn!
Wie glüht' der Schmerz mir heiß die Stirn,
Als ich zween Roſen ſchwinden
Sah von dem ſüßen Mund!

Elektriſch in den Haaren
Wühlt noch Entſetzen mir,
Drob, daß ich's nie erfahren,
Wohin ſie ging von hier!
Ich weiß, daß ich ſo lang mich gräm',
Bis balde ich auch Abſchied nehm':
Weil ich es nie erfahren,
Wohin ſie ging von hier.

Es iſt vergeblich, daß die Menſchen ſtreben,
Des Leibes, das ſie drückt, ſich zu entheben;
Kaum iſt ein Schmerz, kaum iſt ein Weh verwunden,
Hat eine andere Schlange ſich gefunden:
Die grade ſo wie jene feſt dich hält,
Und gift'gen Zahns dein Daſein dir vergällt:
Drum ſei nur ſtill! Trag jeden Kummer gerne!
Das Leiden, das dich quält, hält andre Leiden ferne.

Zu leicht hab' ich dies Leben mir gedacht!
Ein Menſchenglück verdirbt in einer Nacht!
Wie ſag' ich: Nacht! In einer einz'gen Stunde
Geht auch das leuchtendſte Geſtirn zu Grunde!
Und aller deiner ſtolzen Wünſche Heer
Zerſtäubt in Nichts als wie der Sand am Meer!
Und was da bleibt? Es iſt nur Eins, das bleibt:
Die Feder, die den Jammer niederſchreibt.

Ich hab' der Wehe weheſtes erduldet,
Des Leidens Kelch bis auf den Grund getrunken.
Ich frag' den ſtummen Gott, wie ich's verſchuldet,
Daß ſo mein Glück und ſo mein Stern verſunken!
Da liegt das Bild zerſtückt zu meinen Füßen:
Der Traum zerrann, in dem es mir erſchienen!
Geſpenſter ſind die Tage, die verfließen. —
Wär' holdes Hoffen nicht nur leeres Wähnen,
Und gäb's dort überm Grab ein Wiederſehen,
Wie wollt ich mich nach dieſer Stunde ſehnen
Und für mich ſelbſt den letzten Tag erflehen!
Doch was bleibt mir! — Mit aufgehobnen Händen
Hinſtarr'nd gedenken der Vergangenheit,
In ſtummem Gram das ſtumme Sein beenden:
Denn Schmerzen ſprechen, doch es ſchweigt das Leid!

Wie Schlafen, Träumen ſchon ſo himmliſch iſt,
Da man ſo gänzlich ſeiner ſelbſt vergißt:
Da man erlöſt, von allem Leid befreit
Sanft ſelig ruht wie in der Ewigkeit!
Welch köſtliches Empfinden mag's erſt ſein,
Wenn man nun wirklich ſterbend ſchlummert ein;
Wenn ſanft es tönt, es bebt in dein Gehör:
Leg ſtill dich hin; denn du erwachſt nicht mehr.

Friedrich Bodenſtedt,

geb. 22. April 1819 zu Peine in Hannover, ſtudirte in Göttingen, München und Berlin Geſchichte, Philoſophie und Sprachen, wurde 1840 Erzieher bei dem Fürſten Galitzin in Moskau, ging 1844 nach Tiflis, wo er ſpäter am dortigen Gymnaſium unterrichtete, und lebt jetzt in München als Profeſſor der ſlaviſchen Sprachen und Literaturen an der dortigen Univerſität.

— Gedichte. Berlin; Decker. — Die Lieder des Mirza-Schaffy. Ebenda. —

Und ſteigen auch in der Jahre Lauf,
Wenn der Tag des Lebens vollbracht iſt,
Erinnerungen gleich Sternen auf,
Sie zeigen nur, daß es Nacht iſt.

Aus: die Lieder des Mirza-Schaffy.

(Nach Bodenſtedt's „Tauſend und ein Tag im Orient“ iſt Mirza-Schaffy ein türkiſcher Dichter, gebürtig aus Gjendſcha in der Provinz Karabagh in Georgien, der ihm während ſeines Aufenthalts in Tiflis Unterricht im Tatariſchen ertheilte. „Schaffy“ iſt übrigens nur ein Dichtername und bedeutet „Vermittler;“ „Mirza“ heißt ſo viel wie: „Herr.“)

Aus dem Feuerquell des Weines,
Aus dem Zaubergrund des Bechers
Sprudelt Gift und — ſüße Labung!
Sprudelt Schönes und — Gemeines:
Nach dem eignen Werth des Zechers,
Nach des Trinkenden Begabung!

In Gemeinheit tief verſunken
Liegt der Thor, vom Rauſch bemeiſtert!
Wenn er trinkt — wird er betrunken,
Trinken wir — ſind wir begeiſtert!

Sprühen hohe Witzesfunken,
Reden wie mit Engelzungen,
Und von Glut ſind wir durchdrungen,
Und von Schönheit ſind wir trunken!

Denn es gleicht der Wein dem Regen,
Der im Schmutze ſelbſt zu Schmutz wird,
Doch auf gutem Acker Segen
Bringt und Jedermann zu Nutz wird.

Höre was der Volksmund ſpricht:
Wer die Wahrheit liebt, der muß
Schon ſein Pferd am Zügel haben —
Wer die Wahrheit denkt, der muß
Schon den Fuß im Bügel haben —
Wer die Wahrheit ſpricht, der muß
Statt der Arme Flügel haben!
Und doch ſingt Mirza-Schaffy:
Wer da lügt, muß Prügel haben!

Als ich ſang: ſeid fröhlich mit den Frohen,
Beuget Euch nicht knechtiſch vor den Hohen,
Seid nicht ſtolz und herriſch mit den Niedern —
Rühmte man die Weisheit in den Liedern.

Als ich nach der Weisheit wollte handeln:
Sagten ſie, das ſei ein thöricht Wandeln!

Klaus Groth,

geb. 24. April 1819 zu Heide in Holſtein, beſuchte das Seminar zu Tondern, wurde Mädchenlehrer in Heide, und lebt gegenwärtig in Kiel als Docent an der dortigen Univerſität, mit dem Titel eines Profeſſors und Doctors der Philoſophie.

— Quickborn. Hamburg; Perthes, Beſſer und Mauke. —

Vorbemerkung. Das ę lautet wie ä, dagegen iſt œ der Umlaut des tiefen a und ein eigner plattdeutſcher Laut, wie er z. B. in Plön, Stör gehört wird.

Dat Moor.

De Borrn[1] bewęgt ſik op un dal,
As gingſt du langs en böken Bahl,[2]
Dat Water ſchülpert inne Graff,
De Grasnarv bęwert up un af;
Dat geit hęndal, dat geit tohöch
So liſen as en Kinnerweeg.

Dat Moor is brun, de Heid is brun,
Dat Wullgras ſchint ſo witt as Dun,
So weck as Sid, ſo rein as Snee:
Den Hadbar[3] reckt dat bet ant Knee.

Hier hüppt de Pock[4] int Reth hęntlank,
Un ſingt uns Abends ſin Geſank;
De Voſs' de bru't,[5] de Wachtel röppt,
De ganze Welt is ſtill un ſlöppt.

---

[1] Boden. [2] buchene Bohle. [3] Storch. [4] Froſch. [5] Der Fuchs brau't, ſprichwörtlich, wenn der Nebel auf den Wieſen ſteigt.

Du hörſt din Schritt ni, wenn du geiſt,
Du hörſt de Rüſchen,[1] wenn du ſteiſt,
Dat lewt un wewt int ganze Feld,
As weert bi Nacht en anner Welt.

Denn wart dat Moor ſo wit un grot,
Denn wart de Minſch ſo lütt to Mod:
Wull weet, wa lang he dær de Heid
Noch friſch un kräfti geit!

Orgeldreier.

Ik ſprung noch inne Kinnerbüx,[2]
De weer ik al en Daugenix,
Dat ſän ok alle Nawers gliks:
De Jung dat wart en Sleef.
Wat ſchert mi all dat Snæterſnack!
Ik ſing un dreih min Dudelſack,
Belach den ganzen Rummelpack,
De mi keen Süſſelnk[3] gev!

Min Vader ſchick mi hen na Schol,
Ik hal mi oft en Puckel vull
Un mak den Rekter ſplitterdull:
Min Lex den wuſs ik ſlech.
Sum sus — dat wull der gar nich 'rin;
Ik ſtök den Kram tum Döwel hin,
En Preeſter ſteek der doch nich in!
Mi ſtunn dat Swart inn Weg.

---

[1] Binſen. [2] Kinderhoſe. [3] Sechsling.

Min Vader leet mi'n netten Knüll[1]
Vull Wutteln un Kantüffelpüll;[2]
Dat weer er letzte gude Will:
Ik ſchull'n Plantaſche grünn'.
Harr ik man Luſt hatt, Gras to mei'n,
Ann Ellbagn ran inne Schit to klei'n,
Mitn Sack umme Nack den Rogg to ſei'n,
So kunn ik Goldkorns finn'.

Kantüffeln weern der as min Hot,
Un Wutteln as min Been ſo grot,
Un Dreck to klei'n in Aewerflot —
Dat weer di en Vergnögn!
Min Ol ſin Sœn de weer ni dumm:
Ik ſett den Knüll in Sülwer um
Un tęhr vun min Vermögn.

Juchheiſa! in en Reiterbüx!
Bequaſte Stęweln blank in Wichs!
Klar is de Kees, de Junker fix!
So gung ik denn to Mark.
Klei du in Dreck bet œwern Kopp!
Din Fru ſett die en Spint[3] derop,
Un hett ſe di de Jack utkloppt,
So humpel du to Kark![4]

Min Geld is all, min Knüll vertęhrt,
De Junker is keen Dreelnk weerth,
Min Knęp[5] heff ik von buten[6] lehrt:
Hus ſum — de Welt geit rum!
Wat ſchęrt mi all dat Rummelpack!
Ik hev min heel Muſik um Nack,
Ik ſing min Leed un mak min Snack
Un dreih min Orgel rum.

---

[1] Hochgelegnes Landſtück. [2] Wurzeln und Kartoffelbüſchel. [3] $^{1}/_{16}$ Tonnenmaaß, für: Hut. [4] Kirche. [5] Kniffe. [6] auswendig.

Spatz.

„Lütt Ebbe,[1] kumm rupper, hier babn na de Fęſt.[2]
Krup ünner, ja kik mal, hier bu't wi en Neſt.
Du ſittſt as Gardrutjen ęr Hahn ünnert Bett,
As en Mus in en Heebdies,[3] wa nett, o wa nett!“ —

Du Spitzbov, du Gaudeef, man weg, ga man weg!
Weeſt noch vergangn Jahr? O wa ſlech, o wa ſlech!
Wa ſeet ik un brö,[4] harr ni Korn oder Kröm,
Un Spatz flog to Dörp, räſonneer in de Böm.

Du Spitzbov! du Gaudeef! — „Lütt Ebbe, ſwig ſtill,
Vunt Jahr ward't ganz anners: will mi bętern — ik will!
Mi ſtęken de Fettdun — kumm kik mal wa ſchön!
Vuntjahr ward dat anners, ſchaſt[5] ſehn, ſchaſt man ſehn!

De Hadbar kumt bald, wahnt uns dicht œwern Kopp,
Bu't en Hus as en Korf, ſtellt ſick baben derop,
Op een Been, op't anner, de Næs inne Flünk!
Wa klappert he fründli: Gudn Morn, Nawer Lünk![6]

Un denn ſchint de Sünn hier lankt Dack rein ſo blank,
Un denn treckt de Rok[7] hier vunn Schöſteen hentlank,
Un denn kumt Anſtina mit Weten un Kaff:[8]
Tuck, tuck! — Kikriki! un wi beidn krigt wat af.

Ok heff ik man ſehn, hier de Koppel[9] int Gras:
Nawer Anton will Rogg ſei'n, dat kumt uns to paſs;
Un denn hier de Bom vœr uns Kinner to ſleegn,
Un wi merrn dermank,[10] watn Vergnögn, watn Vergnögn!“

---

[1] ſtatt: klein' Elſabe, Eliſabeth. [2] Firſte. [3] ein Haufen Heede. [4] brütete. [5] ſollſt. [6] Sperling. [7] zieht der Rauch. [8] Weizen und Spreu. [9] ein mit Wall oder Zaun eingefriedigtes Landſtück auf der Geeſt. [10] Mitten dazwiſchen.

Du Spitzbov, lat ſehn: dats dat Neſt? dats dat Neſt?
Mak to un hal Feddern un Dun, dats dat Beſt!
Ol Anton ſin Pudelmütz liggt gänd achtern Tun:[1]
Plück ok, mak man to, lats man[2] du'n, lats man du'n!

As ik wegging.

Du brochſt mi bet den Barg tohöch,
De Sünn de ſack hendal:
Do ſäſt du ſachen, dat war Tid,
Un wennſt di mit enmal.

Do ſtunn ik dar un ſeeg opt Holt
Grön inne Abendſünn,
Denn ſeeg ik langs den ſmallen Weg,
Dar gingſt du ruhi hin.

Do weerſt du weg, doch weer de Thorn
Noch ſmuck un blank to ſehn;
Ik gung de anner Sid hendal:
Dar weer ik ganz alleen. —

Nös[3] heff ik öfter Afſcheed nam',
Gott weet, wa menni mal!
Min Hart dat is dar baben blebn,
Süht vun den Barg hendal.

---

[1] dort hinter'm Zaun. [2] laß uns nur. [3] nachher.

Dagdeef.

Dær Buſch un Beek to ſnegeln,[1]
Mi in de Sünn to rękeln,
Dat ſünd min beſten Tæg;
Un mank de Blöm to dangeln[2]
Un oppen Knüll to rangeln,[3]
Dat is min grötttſte Hæg.[4]

Inn Krattbuſch[5] mank de Böken
In Schatten liggn un ſmöken,
Dat is min Husbedrif,
Un lingelank bi'n Quellborn
To drüßeln[6] ünnern Sleedorn,
Dat quickt mi Seel un Lif.

Wa nett dat Water riſſelt,
Wa ſach de Blæder piſſelt,
Wa rückt dat Holt ſo grön!
De Droßel fleit ſo nüdli,
Ik reck mi ſo gemüthli:
Wa is dat wunnerſchön!

Un ward mi oppe Duer
Dat Utraun gar to ſuer,
Un geit de Sünn to Beer:[7]
So ſtopp ik noch en Bræſel
Un ſchumpel na min Kæſel[8]
Un denn — na denn ni mehr.

---

[1] ſchleichen. [2] müßig einher gehen. [3] ſich behaglich im Liegen Dehnen und hin und her bewegen. [4] Vergnügen. [5] niedres Holz. [6] ſchlummern. [7] zu Bier d. h. geht unter. [8] Häuschen.

Min Platz vær Dær.[1]

De Weg an unſen Tun[2] hentlank
Dar weer dat wunnerſchön!
Dar weer des Morns min erſten Gank
Int Gras bet anne Kneen.

Dar ſpel ik bet to Schummern hin,
Dar gev dat Steen un Sand;
Des Abends hal mi Obbe[3] rin
Un harr mi bi de Hand.

Denn wünſch ik mi, ik weer ſo grot,
Dat ik der rœwer ſeh,
Un Obbe meen, un ſchütt den Hot,
Dat keem noch vęls to fröh.

Dat keem ſo wit, ik hef ſe ſehn,
De Welt dar buten vœr:
Ik wull, ſe weer man half ſo ſchön,
As do min Platz vœr Dœr.

De Mœl.[4]

De Dag geit to Rau,
Opt Gras liggt de Dau,
De Wulken ann Hęben[5] ward roth.
Dats Allens ſo ſtill,
Ik weet ni wa'k[6] will,
Ik lœv,[7] mi is truri to Mod.

---

[1] vor der Thür. [2] Zaun. [3] Großvater. [4] Mühle. [5] Himmel. [6] was ich. [7] glaube.

De Pock quarkt int Rohr,
De Voſs bru't int Moor,
Un wit inne Feern ſchallt Geſank.
Min Hart ſtiggt to Höch,
Ik weet ni wa'k ſeeg.[1]
De Thran lopt de Backen hentlank.

Dar achter[2] de Weid
Wit æwer de Heid[3]
Dar ſchimmert ann Himmel en Mæl:
Dat is mi, as weer
Ik dar vær de Dær,
Un ſeet oppen Mælnbarg un ſpęl.

Denn ſeeg dar Een rut,
Den kenn ik ſo gut,
Den ſeet ik ſo oft oppen Schot;
De Steen leep un klung,
De Mann ſeet un ſung,
Un Hęben de Wulken weern roth.

Do weer ik noch kleen,
Nu bün ik alleen,
Wull weet, ob de Ol dar noch ſteit?
De Luch[4] is ſo luri, —
Dat Leed is ſo truri:
Gottlof, dat de Mæl doch noch geit!

He ſä[5] mi ſo vęl.

He ſä mi ſo vęl, un ik ſä em keen Wort,
Un all wat ick ſä, weer: Jehann ik mutt fort!

He ſä mi vun Lev un vun Himmel un Eer,
He ſä mi vun allens — ik weet ni mal mehr!

---

[1] ſehe. [2] hinter. [3] der Marktflecken Heide. [4] Luft. [5] ſagte.

He ſä mi ſo vel, un ik ſä em keen Wort,
Un all, wat ik ſä, weer: Jehann ik mutt fort!

He heel mi de Hann', un he be mi ſo dull,
Ik ſchull em doch gut wen,[1] un ob ik ni wull?

Ik weer je ni bös, awer ſä doch keen Wort,
Un all wat ik ſä, weer: Jehann, ik mutt fort!

Nu ſitt ik un denk, un denk jümmer deran,
Mi düch, ik muſs ſeggt hebbn: Wa geern, min Jehann!

Un doch, kumt dat wedder, ſo ſegg ik keen Wort,
Un hollt he mi, ſegg ik: Jehann, ik mutt fort.

Vær Dær.

Lat mi gan, min Moder ſlöppt!
Lat mi gan, de Wächter röppt!
Hör! wa ſchallt dat ſtill un ſchön!
Ga un lat mi ſmuck alleen!

Sieh! dar liggt de Kark ſo grot!
An de Mür dar ſlöppt de Dod.
Slap du ſund un denk an mi!
Ik dröm de ganze Nacht vun di.

Moder lurt! ſe hört't gewis!
Nu's genog! — adüs! adüs!
Morgen Abend, wenn ſe ſlöppt,
Bliv ik, bet de Wächter röppt.

---

[1] ſein.

Ol Büſum.[1]

Ol Büſum liggt int wille Haff,
De Floth de keem un wöhl en Graff.

De Floth de keem un ſpöl un ſpöl,
Bet ſe de Inſel ünner wöhl.

Dar blev keen Steen, dar blev keen Pahl,
Dat Water ſchœl dat all hendal.

Dar weer keen Beeſt, dar weer keen Hund,
De liggt nu all in depen Grund.

Und Allens, wat der lev und lach,
Dat deckt de See mit depe Nach.

Mitünner in de holle Ebb
So ſüht man vunne Hüſ' de Köpp.

Denn dukt de Thorn herut ut Sand,
As weert en Finger vun en Hand.

Denn hört man ſach de Klocken klingn,
Denn hört man ſach de Kanter ſingn,

Denn geit dat liſen dœr de Luft:
„Begrabt den Leib in ſeine Gruft!“

---

[1] ein Kirchdorf an der Weſtſee.

Hans Iwer.*)

De Kath liggt dal,[1] de Krog liggt wöſt:
De arme Seel hett Gott erlöſt. —

Hans Iwer reep des Morgens fröh:
„Sta op! ſta op! un melk de Köh!"

Dat Mäden flog vær Schreck toſam':
„O ja Hans Iwer, ik will kam'!"

Se weer en arm verlaten Blot,
Se bę[2] toeerſt ton lewen Gott.

Ęr Hemd is dęker,[3] dünn de Rock,
Se bindt umt lange Haar en Dok.

Se ſchörtt umt ſmalle Lif en Egg,[4]
Se nimmt de Drach[5] un is torech.

Dat Mäden weer ſo junk un möd,
Ęr ſangeln[6] noch de weken Föt.

Dat Gras is kold vun Dak[7] un Dau,
Dat Feld liggt bleek int Morgengrau,

Do weet ſe gar ni, wa ęr ward,
Ęr kruppt de kole Angſt umt Hart.

---

*) Nach dem Volksglauben muß ein Wehrwolf, d. h. ein Menſch, der zu Zeiten als Wolf umgeht, — was für böſen Zauber, aber auch für ein ſchweres unheilbares Leiden gilt, — ſeine natürliche Geſtalt wieder annehmen, ſobald er erkannt und bei ſeinem rechten Namen angeredet wird, und iſt dann dem Tode verfallen, ſ. unſre Sagen, Märchen und Lieder. —

[1] nieder. [2] betete. [3] dünn, verſchliſſen. [4] Tuchkante. [5] Hölzernes Schulterjoch mit Ketten oder Stricken an den Enden, um Eimer u. dergl. daran zu tragen. [6] vor Schmerz brennen. [7] Nebel.

Is dat de Voß, de jankt[1] int Feld?
Is dat en Hund, de hult un bellt?

Se hört, as reep Hans Iwer fröh:
„Sta op! ſta op! un melk de Köh!“

Do ſpringt ſe ſchüchtern op dat Steg:
Herr Gott! dar ſteit en Wulf inn Weg!

In Newel ſteit he, hult un bellt,
Do klingt dat dær dat wide Feld!

Do ſchütt ſe as en Lamm toſam'
Un röppt: „Hans Iwer, ja! ik kam'!“ —

As ſe vær Schrecken ſik beſunn,
Do weer de böſe Wulf verſwunn'. —

Se keem to Hus mit Drach un Melk,
Do weer Hans Iwer leeg[2] un welk.

Denn is he ſtorbn, bi Nacht, alleen;
De Werwulf is ni wedder ſehn.

Gott hett ſin arme Seel erlöſt:
Sin Kath un Krog liggt wild un wöſt.

Minneſänger.

Geſchrieben nach Abſchluß der erſten Auflage des Quickborn im Herbſt 1852.

Das Laub beginnet fallen
Und Winter naht mit Macht.
Ergeht an dich die Frage:
Was haſt du für dich bracht?

---

[1] winſelt. [2] krank

Haſt du der rothen Aepfel?
Haſt du der ſüßen Birn?
Haſt du voll goldner Halme
Die Scheuern bis zur Firn?

Haſt Hölzer auf dem Boden?
Im Keller ſüßen Trunk?
Dann fürcht dich nicht zu ſehre,
Vorrath haſt du genung.

Ich ſah die Lilien blühen,
Dazu die Haideblum,
Die Nachtigall im Walde
Die ſang des Maien Ruhm.

Da blühte mein Gemüthe
Allauf aus ſchwerem Leid,
Gemahnte mitzuſingen
Des Maien Herrlichkeit.

Und ſangen wir ſelbander,
Frau Nachtigall und ich.
Da nahm ſie aber Flügel
Und flog zum Himmelrich.

Und flog zum blauen Himmel,
Sah fröhlich all umher,
Und flog zu neuen Blumen
Gen Süden über Meer.

Nun ſtand ich faſt betroffen
Und rief: Frau Muhme, halt!
Da ſtand ich ganz alleine
Zu ſingen in dem Wald.

Es fehlt mir ſehr an Schwingen,
Sonſt flög ich gerne mit,
Sonſt flög ich mit gen Süden,
Wenn ich zwei Flügel hätt.

Ich habe ſchier verſäumet
Der Früchte einzuſahn.
Doch der die Lilien kleidet,
Wird mich nicht durſen lan.

Gottfried Keller,

geb. 19. Juli 1819 zu Glattfelden bei Zürich, widmete ſich anfänglich der Landſchaftsmalerei, gab dieſen Beruf jedoch auf, ging 1848 nach Heidelberg, 1850 nach Berlin, wo er bis 1855 blieb und lebt ſeit 1861 in Zürich als erſter Staatsſchreiber des Kantons Zürich und Mitglied des Großen Raths.

— Gedichte. Heidelberg; Winter. — Neuere Gedichte. Braunſchweig; Fr. Vieweg u. Sohn. —

Im Wald.

Arm in Arm und Kron' an Krone ſteht der Eichenwald verſchlungen,
Heut hat er bei guter Laune mir ſein altes Lied geſungen.

Fern am Rand fing eine junge Eiche an ſich ſacht zu wiegen,
Und dann ging es immer weiter an ein Sauſen, an ein Biegen;

Kam es her in mächt'gem Zuge, ſchwoll es an zu breiten Wogen,
Hoch ſich durch die Wipfel wälzend, kam die Sturmesfluth gezogen.

Und nun ſang und pfiff es graulich in den Kronen, in den Lüften,
Und dazwiſchen knarrt' und dröhnt' es unten in den Wurzelgrüften.

Manchmal ſchwang die höchſte Eiche gellend ihren Schaft alleine:
Donnernder erſcholl nur immer drauf der Chor vom ganzen Haine.

Einer wilden Meeresbrandung hat das ſchöne Spiel geglichen,
Alles Laub war, weißlich ſchimmernd, ſtarr nach Süden hingeſtrichen.

Alſo ſtreicht die alte Geige Pan der Alte, laut und leiſe,
Unterrichtend ſeine Wälder in der alten Weltenweiſe.

In den ſieben Tönen ſchweift er, unerſchöpflich, auf und nieder,
In den ſieben alten Tönen, die umfaſſen alle Lieder.

Und es lauſchen ſtill die jungen Dichter und die jungen Finken,
Kauernd in den dunklen Büſchen ſie die Melodien trinken.

Winternacht.

Nicht ein Flügelſchlag ging durch die Welt;
Still und blendend lag der weiße Schnee,
Nicht ein Wölklein hing am Sternenzelt,
Keine Welle ſchlug im ſtarren See.

Aus der Tiefe ſtieg der Seebaum auf,
Bis ſein Wipfel in dem Eis gefror;
An den Aeſten klomm die Nix' herauf,
Schaute durch das grüne Eis empor.

Auf dem dünnen Glaſe ſtand ich da,
Das die ſchwarze Tiefe von mir ſchied;
Dicht ich unter meinen Füßen ſah
Ihre weiße Schönheit Glied für Glied.

Mit erſticktem Jammer taſtet' ſie
An der harten Decke her und hin.
Ich vergeſſ' das dunkle Antlitz nie,
Immer, immer liegt es mir im Sinn!

Jung gewohnt, alt gethan.

Die Schenke dröhnt, und an dem langen Tiſch
Ragt Kopf an Kopf verkommener Geſellen;
Man pfeift, man lacht; Geſchrei, Fluch und Geziſch
Ertönte an des Bieres trüben Wellen.

In dieſer Wüſte glänzt' ein weißes Brot,
Sah man es an, ſo ward dem Herzen beſſer;
Sie drehten eifrig draus ein ſchwarzes Schrot
Und wiſchten d'rauf die blinden Schenkelmeſſer.

Doch Einem, der da mit den Andern ſchrie,
Fiel unter'n Tiſch des Brots ein kleiner Biſſen;
Schnell fuhr er nieder, wo ſich Knie an Knie
Gebogen drängte in den Finſterniſſen.

Dort ſucht' er ſelbſtvergeſſen nach dem Brot;
Doch da begann's rings um ihn zu rumoren,
Sie brachten mit den Füßen ihn in Noth
Und ſchrie'n erboſt: „Was, Kerl! haſt du verloren?"

Erröthend taucht' er aus dem dunkeln Graus
Und barg das Brödchen in des Tiſchtuchs Falten.
Er ſann, und ſah ſein ehrlich Vaterhaus
Und einer edeln Mutter ſtrenges Walten. —

Nach Jahren aber ſaß derſelbe Mann
Bei Herrn und Damen an der Tafelrunde,
Wo Sonnenlicht das Silber überſpann,
Und in gewählten Worten floh die Stunde.

Auch hier lag Brot, weiß wie der Wirthin Hand,
Wohlſchmeckend in dem Dufte guter Sitten;
Er ſelber hielt's nun feſt und mit Verſtand,
Doch einem Fräulein war ein Stück entglitten.

„O laſſen Sie es liegen!" ſagt ſie ſchnell;
Zu ſpät, ſchon iſt er unter'n Tiſch gefahren
Und ſpäht und ſucht, der treffliche Geſell,
Wo kleine ſeid'ne Füßchen ſteh'n zu Paaren!

Die Herren lächeln, und die Damen zieh'n
Die Seſſel ſcheu zurück vor dem Beginnen;
Er taucht empor und legt das Brötchen hin,
Erröthend hin auf das damaſt'ne Linnen.

„Zu artig, Herr!“ dankt ihm das ſchöne Kind,
Indem ſie ſpöttiſch lächelnd ſich verneigte;
Er aber ſagte höflich und gelind,
Indem er ſich gar ſittſamlich verbeugte:

„Wohl einer Frau galt meine Artigkeit, —
Euch aber dießmal nicht, verehrte Dame!
Sie galt der Mutter, die vor langer Zeit
Entſchlafen iſt in Leid und bitt'rem Grame.“

Sommernacht.

Es wallt das Korn weit in die Runde
Und wie ein Meer dehnt es ſich aus;
Doch liegt auf ſeinem ſtillen Grunde
Nicht Seegewürm, noch andrer Graus:
Da träumen Blumen nur von Kränzen
Und trinken der Geſtirne Schein.
O goldnes Meer, dein friedlich' Glänzen
Saugt meine Seele gierig ein!

In meiner Heimath grünen Thalen
Da herrſcht ein alter ſchöner Brauch;
Wann hell die Sommerſterne ſtrahlen,
Der Glühwurm ſchimmert durch den Strauch:
Dann geht ein Flüſtern und ein Winken,
Das ſich dem Aehrenfelde naht,
Da geht ein nächtlich' Silberblinken
Von Sicheln durch die goldne Saat.

Das ſind die Burſche, jung und wacker,
Die ſammeln ſich im Feld zu Hauf
Und ſuchen den gereiften Acker
Der Wittwe oder Waiſe auf,
Die keines Vaters, keiner Brüder
Und keines Knechtes Hilfe weiß —
Ihr ſchneiden ſie den Segen nieder,
Die reinſte Luſt ziert ihren Fleiß.

Schon ſind die Garben feſtgebunden
Und ſchön in einen Kranz gebracht;
Wie lieblich floh'n die ſtillen Stunden,
Es war ein Spiel in kühler Nacht!
Nun wird geſchwärmt und hell geſungen
Im Garbenkreis, bis Morgenduft
Die nimmer müden, braunen Jungen
Zur eignen ſchweren Arbeit ruft.

Friedrich Eggers,

geb. 27. Novbr. 1819 zu Roſtock, von 1850—1858 zu Berlin Redacteur des deutſchen Kunſtblatts, gegenwärtig Profeſſor der Kunſtgeſchichte, Literatur und Aeſthetik an der Kunſt-, der Gewerbe- und der Bau-Akademie daſelbſt.

De Gaſt.

De Markgraf von Sleswik ſatt bi Diſch,
Do kamm de Bur von Bocklunden;
De bröch em Kurn un Botter un Fiſch,
Was en von ſin beſten Kunden.

De Graf was en niederträchtig' Herr,
He mugg den Bur'n wull liden,
He nörig[1] em in, he nörig em dal,
He deer[2] dat wull to Tiden.

Hüt wier he ſpräkſch, klaen[3] bit un dat
Un gav em wat Schön's un wat Leckers,
Un ſchenk' em ok in, un wiſ' em dat all:
De ſülvern Schöttels un Bäkers.

Denn leet he ens upſpel'n, dat hall man ſo rech,
De Baen[4] was wölwt, as in Karken,
De Bur von Bocklund at[5] ſtill vör ſik weg
Un leet ſik lang nix marken.

---

[1] nöthigte. [2] that. [3] plauderte. [4] Boden, Decke. [5] aß.

Don ſeggt he: „Herr Markgraf, Jüm Brad' un Win,
Dat ſünd de richtigen Twilling,
Jüm Kaekentüg' un de ſchöne Muſik
De koſten wull 'n düchtigen Schilling;

Un doch getru' ik mi, Jüm un de Fru
Un de Hoflüd ſo to gaſtiren,
Dat mine Tafel noch koſtbarer is,
As düſſe — Jüm Eten in Ihren.[1]

Ok ſchall de Muſik noch dürer ſin —
— Jüm Kunſtpipers ok in Ihren." —
De Markgraf meen', dat wier em to krus,
Davon müſſ' he ſik aewerführen.

Dat was eens Dags, in de Himbeerntid,
Do ſadelten ſe all[2] bi Tiden,
De Markgraf kam mit all ſine Lüd'
Na Bocklund herut to riden.

Do ſtunn up de Schündael ling un lang
En Diſch mit apptitliche Saken,
Do ſtunn up den Diſch heel[3] blink un blank
Gott's Gaw' up de ſlowitten Laken.

De Markgraf ſatt an den breden Diſch,
Dat ſmeckt em aewer de Maten,
Dat Fleſch was mör[4] un dat Bier was friſch,
He künn hüt gewaltig wat laten.

He ſtrikt ſik den Bort, ens rechts, ens linkſch,
Un ſeggt: „Nu kann ik nich mirer;
Din Gaſt'bott is vull ſo got as min,
Woans aewer is dat denn dürer?" —

---

[1] Ehren. [2] hier: ſchon. [3] ganz. [4] mürbe.

„Herr Markgraf, kiekt mal ünner den Diſch!“ —
De Markgraf deer as em heten:
Dor ſtunn'n dree lange Regen von Säck,
Dree Regen von Säck mit Weten.[1]

Se wir'n ſtif vull, ſe ſtunn'n ſo dicht,
Dor könn keen Hand nich dertwiſchen,
Do harr de Bur hölten Bräd' up leggt,
Dat gew heel beſtige Diſchen.

De Markgraf grien: „Den Diſch kann ich nich
Mit ſülwern Töllers betahlen,
Un gev' ick di all min Sülvertüg,
Ick dörf den Weten nich mahlen;

Wo is dat nu äwer mit de Muſik?“ —
„Hübſch en na'n annern“, ſeggt de Bur.
He wohrſchug[2] de Knechts un de Mätens glik,
De ſtunn'n all up de Lur.

De makten nu jedwer Stalldör up,
Dat lewe Veh kamm na buten,
De Oſſen un Käu un de Schaap un Swien
Un de Höhner un Göſ' un de Puten.

Donn hiſſ'he Waſſern un Sultan drupp,
Dat gaff enen Höllenſpectakel,
De Markgraf höll' ſik de Uhren to
Un lach, dat de Buk em wackel.

„Son degten[3] Diſch, ſon Muſikantenvolk
Dat was ick nich kumpabel,
Din ſünd nich alleen noch eens ſo dür,
De ſünd ok noch eens ſo durabel.“

---

[1] Weizen. [2] winkte. [3] tüchtigen.

Theodor Fontane,

geb. 30. November 1819 zu Neu-Ruppin, anfänglich Pharmazeut, gab indeß bald dieſen Beruf auf, um ſich ganz der Poeſie und Literatur zu widmen; lebt in Berlin.

— Gedichte. Berlin; Reimarus. — Balladen. Berlin; W. Hertz. —

Der alte Deſſauer.

Ich will ein Lied euch ſingen!
Mein Held iſt eigner Art:
Ein Zopf vor allen Dingen
Und Puder nicht geſpart,
Blitzblank der Rock vom Bürſten
Und jeder Knopf wie Gold, —
Ihr merkt, es gilt dem Fürſten,
Dem alten Leopold.

All' Wiſſenſchaft und Dichtung
Sein Lebtag er vermied,
Und ſprach er je von „Richtung“,
Meint er, in Reih' und Glied;
Statt Opern aller Arten
Hatt' er nur einen Marſch,
Und ſelbſt mit Schriftgelahrten
Verfuhr er etwas barſch.

Nicht mocht' er Phraſen thürmen
Von Fortſchritt, glatt und ſchön,
Er wußte nur zu ſtürmen
Die Keſſelsdorfer Höh'n;
Er hielt nicht viel vom Zweifel
Und wen'ger noch vom Spott;
Er war ein dummer Teufel,
Und glaubte noch an Gott.

Ja, ja! Er war im Leben,
Was man ſo „Schwachkopf“ heißt,
Und ſoll ich Antwort geben,
Warum mein Lied ihn preiſt?
Nun denn, weil nie mit Worten
Er ſeine Feinde fraß,
Und weil ihm rechter Orten
So Herz, als Galle ſaß.

Wir haben viel von Nöthen
Trotz allem guten Rath,
Und ſollten ſchier erröthen
Vor ſolchem Mann der That;
Verſchnittnes Haar im Schopfe
Macht nicht allein den Mann, —
Ich halt' es mit dem Zopfe,
Wenn ſolche Männer brav.

Monmouth.

Es zieht ſich eine blutige Spur
Durch unſer Haus von Alters,
Meine Mutter war ſeine Buhle nur,
Die ſchöne Lucy Walters.

Am Abend war's, leis wogte das Korn,
Sie küßten ſich unter der Linde,
Eine Lerche klang und ein Jägerhorn, —
Ich bin ein Kind der Sünde.

Meine Mutter hat mir oft erzählt
Von jenes Abends Sonne;
Ihre Lippen ſprachen: „Ich habe gefehlt!"
Ihre Augen lachten vor Wonne.

Ein Kind der Sünde, ein Stuartkind,
Es blitzt wie Beil von weiten;
Den Weg, den alle geſchritten ſind,
Ich werd' ihn auch beſchreiten.

Das Leben geliebt und die Krone geküßt
Und den Frauen das Herz gegeben,
Und den letzten Kuß auf das ſchwarze Gerüſt, —
Das iſt ein Stuart-Leben.

Archibald Douglas.

„Ich hab' es getragen ſieben Jahr'
Und ich kann es nicht tragen mehr,
Wo immer die Welt am ſchönſten war,
Da war ſie öd' und leer.

„Ich will hintreten vor ſein Geſicht
In dieſer Knechtsgeſtalt,
Er kann meine Bitte verſagen nicht,
Ich bin ja worden alt.

„Und trüg' er noch den alten Groll,
Friſch wie am erſten Tag,
So komme, was da kommen ſoll,
Und komme, was da mag."

Graf Douglas ſpricht's. Am Weg ein Stein
Lud ihn zu harter Ruh,
Er ſah in Wald und Feld hinein,
Die Augen fielen ihm zu.

Er trug einen Harniſch, roſtig und ſchwer,
Darüber ein Pilgerkleid, —
Da, horch, vom Waldrand ſcholl es her
Wie von Hörnern und Jagdgeleit.

Und Kies und Staub aufwirbelte dicht,
Herjagte Meute und Mann,
Und ehe der Graf ſich aufgericht't,
Waren Roß und Reiter heran.

König Jacob ſaß auf hohem Roß,
Graf Douglas grüßte tief,
Dem König das Blut in die Wange ſchoß,
Der Douglas aber rief:

„König Jacob, ſchaue mich gnädig an
Und höre mich in Geduld,
Was meine Brüder dir angethan,
Es war nicht meine Schuld.

„Denk nicht an den alten Douglasneid,
Der trotzig dich bekriegt,
Denk lieber an deine Kinderzeit,
Wo ich dich auf den Knieen gewiegt.

„Denk lieber zurück an Stirlingſchloß,
Wo ich Spielzeug dir geſchnitzt,
Dich gehoben auf deines Vaters Roß
Und Pfeile dir zugeſpitzt.

„Denk lieber zurück an Linlithgow,
An den See und den Vogelheerd,
Wo ich dich fiſchen und jagen froh
Und ſchwimmen und ſpringen gelehrt.

„O denk an Alles was einſtens war,
Und ſänftige deinen Sinn,
Ich hab' es gebüßet ſieben Jahr,
Daß ich ein Douglas bin."

„„Ich ſehe dich nicht, Graf Archibald,
Ich hör' deine Stimme nicht,
Mir iſt als ob ein Rauſchen im Wald
Von alten Zeiten ſpricht.

„„Mir klingt das Rauſchen ſüß und traut,
Ich lauſch' ihm immer noch,
Dazwiſchen aber klingt es laut:
Er iſt ein Douglas doch.

„„Ich ſehe dich nicht, ich höre dich nicht,
Das iſt Alles, was ich kann,
Ein Douglas vor meinem Angeſicht
Wär' ein verlorner Mann.""

König Jacob gab ſeinem Roß den Sporn,
Bergan ging jetzt ſein Ritt,
Graf Douglas faßte den Zügel vorn
Und hielt mit dem Könige Schritt.

Der Weg war ſteil und die Sonne ſtach
Und ſein Panzerhemd war ſchwer,
Doch ob er ſchier zuſammenbrach,
Er lief doch nebenher.

„König Jacob, ich war dein Seneſchall,
Ich will es nicht fürder ſein,
Ich will nur tränken dein Roß im Stall
Und ihm ſchütten die Körner ein.

„Ich will ihm ſelber machen die Streu
Und es tränken mit eigner Hand,
Nur laß mich athmen wieder auf's Neu
Die Luft im Vaterland.

„Und willſt du nicht, ſo hab' einen Muth,
Und ich will es danken dir,
Und zieh dein Schwert, und triff mich gut
Und laß mich ſterben hier."

König Jacob ſprang herab vom Pferd,
Hell leuchtete ſein Geſicht,
Aus der Scheide zog er ſein breites Schwert,
Aber fallen ließ er es nicht.

„„Nimm's hin, nimm's hin und trag es neu
Und bewache mir meine Ruh,
Der iſt in tiefſter Seele treu,
Wer die Heimath liebt wie du.

„„Zu Roß, wir reiten nach Linlithgow
Und du reiteſt an meiner Seit',
Da wollen wir fiſchen und jagen froh,
Als wie in alter Zeit.""

Königin Eleonorens Beichte.

Frei nach dem Engliſchen.

Todtkrank lag Königin Eleonor',
Sie wußte, daß ſchlecht es ſtünde:
„Schickt mir zwei Mönche von Frankreich her,
Daß ich beichte meine Sünde."

Der König rief ſeine **Haushalt-Lords**,
Seinen erſten und ſeinen zweiten:
„„Ich will Leonorens Beichtiger ſein,
Lord Marſchall, du ſollſt mich begleiten.""

Lord Marſchall erſchrak und ſank in die Knie:
„Woll't mir zuvor verſprechen,
Was auch die Königin beichten mag,
An mir es nicht zu rächen."

„„Lord Marſchall, ſteh auf, ich verpfände mein Wort
Und ganz England zu meinen Füßen,
Was auch die Königin beichten mag,
Du ſollſt es nimmer büßen.

„„Wir legen an ein mönchiſch Gewand, —
In Kapuze und grauem Kleide,
So kommen wir betend von Frankreich her
Und hören die Beichte beide.""

Sie legten an ein mönchiſch Gewand,
Als gen Whitehall ſie ſchritten,
Des Volkes Menge begleitete ſie
Mit Kniefall und frommen Bitten.

Sie traten hin vor die Königin
Und ſprachen mit Händefalten:
„Vergieb, es haben Wetter und Wind
Unſren Dienſt zurückgehalten."

„„Wenn ihr zwei Mönche von Frankreich ſeid,
Kann ich euer Säumen nicht ſchelten;
Wenn ihr zwei engliſche Mönche ſeid,
Sollt ihr's am Leben entgelten.““

„Wir ſind zwei Mönche von Frankreich her,
Drum beichte ohne Bangen,
Wir haben noch keine Meſſe gehört,
Seit wir zu Schiff gegangen.“

„„Die erſte Sünde, die ich beging,
Hat andre groß gezogen,
Lord Marſchall hab' ich zuvor geliebt,
Und den König hab' ich betrogen.““

„Eine ſchwere Sünde! Ich löſe ſie doch
In Gottes und Chriſti Namen;“
Der König ſpricht's, Lord Marſchall bebt
Und murmelt: „Amen, Amen.“

„„Die zweite Sünde, die ich beging,
Die will ich zum andern bekennen,
Ich miſcht' einen Trunk, der ſollte mich raſch
Von König Heinrich trennen.““

„Eine ſchwere Sünde! Ich löſe ſie doch
In Gottes und Chriſti Namen;“
Der König ſpricht's, Lord Marſchall bebt
Und murmelt: „Amen, Amen.“

„„Die dritte Sünde, die ich beging,
Die will zum dritten ich beichten,
Meine Hände waren's, die Becher und Gift
An Roſamunden reichten.““

„Eine ſchwere Sünde! Ich löſe ſie doch
In Gottes und Chriſti Namen;“
Der König ſpricht's, Lord Marſchall bebt
Und murmelt: „Amen, Amen.“

„„Seht in der Halle den Knaben dort,
Wie er ſpielt mit dem Federballe,
Das iſt Lord Marſchalls älteſter Sohn
Und ich lieb ihn mehr als alle.

„„Seht in der Halle den Knaben dort,
Wie er haſcht nach dem fliegenden Balle,
Das iſt König Heinrichs jüngſter Sohn
Und ich haſſ' ihn mehr als alle.

„„Er hat einen Kopf wie ein Warwick-Stier
Und iſt täppiſch wie ein Bär;““
„Mag ſein“, rief König Heinrich da,
„Ich lieb' ihn deſto mehr.“

Abriß er Kapuze und Mönchsgewand,
Sein Antlitz war blutroth,
Lenore ſchrie auf und rang die Händ', —
Ihre Beichte war ihr Tod.

Der König über die Schulter ſah,
Vielgrimmig ſah er drein:
„Lord Marſchall, wär's nicht um mein Wort,
Du ſollteſt gehangen ſein.“

Hermann Lingg,

geb. 22. Januar 1820 zu Lindau; ſtudirte Medizin, wurde Militärarzt, und lebt jetzt, nachdem er als ſolcher 1851 ſeine Entlaſſung genommen, in München.

— Gedichte (Erſte Sammlung). Stuttgart; Cotta. —

Hochſommer.

O Frühling, holder fahrender Schüler,
Wo zogſt du hin? Die Linden blühn,
Die Nächte werden ſtiller, ſchwüler,
Und dichter ſchwillt das dunkle Grün.

Doch ach! Die ſchönen Stunden fehlen,
Wo jedes Leben überquoll,
Wo trunken alle Schöpfungsſeelen
In's Blaue ſchwärmten wolluſtvoll.

Nicht ſingt mehr, wie am Maienfeſte,
Die Nachtigall, die Roſenbraut,
Sie fliegt zum tief verborgnen Neſte
Mit mütterlich beſorgtem Laut.

Der goldne längſte Tag iſt nieder,
Der Himmel voll Gewitter glüht;
Verklungen ſind die erſten Lieder,
Die ſchönſten Blumen ſind verblüht.

Eismeer.

Im höchſten Nordmeer liegt ein Schiff an Schollen Eiſes feſtgeſchraubt,
Die Mannſchaft auf dem Decke ſchläft, der Schnee liegt über ihrem Haupt;
Wie gellend auch der Nordwind pfeift, die Segel hängen eisumſtarrt;
Kein Maſt und keine Planke ſtöhnt, kein Tau und auch kein Ruder knarrt.

Doch jede Nacht das Nordlicht ſcheint und leuchtet in den weißen Tod,
Die hohlen Augen glühen hell, die bleichen Wangen werden roth;
Es malen ſich in's Segeltuch Eisblumen, rieſig, tropengroß,
Kryſtallne Blüthen, geiſterhaft, kalt, unbewegt und düftelos.

Vom dunklen Eisgebirge ſehn gewalt'ge Schatten ſchwarz herab,
Wie von der Urwelt Thieren, die verſteint hier ruhn im Felſengrab,
Und gleich, als gähnte jetzt noch tief, tief unter'm Schnee die Feuerkraft,
So rollt ein tiefer Donner oft, daß weit das Eis in Schluchten klafft.

Lied.

1.

Immer leiſer wird mein Schlummer,
Nur wie Schleier liegt mein Kummer
Zitternd über mir.
Oft im Traume hör' ich dich
Rufen draus vor meiner Thür,
Niemand wacht und öffnet dir,
Ich erwach' und weine bitterlich.

Ja ich werde ſterben müſſen,
Eine andre wirſt du küſſen,
Wenn ich bleich und kalt,
Eh' die Maienlüfte wehen,
Eh' die Droſſel ſingt im Wald;
Willſt du mich noch einmal ſehen,
Komm, o komme bald!

2.

Kalt und ſchneidend
Weht der Wind,
Und mein Herz iſt bang und leidend
Deinetwegen, ſchönes Kind!

Deinetwegen,
Süße Macht,
Iſt mein Tagwerk ohne Segen,
Und iſt ſchlaflos meine Nacht.

Stürme toſen
Winterlich;
Aber blühten auch ſchon Roſen,
Was ſind Roſen ohne dich?

An meine pompejaniſche Lampe.

Werd' ich von dir mich müſſen ſcheiden,
Trauliche Leuchte, holdes Licht?
Wie mild dein Glanz in meine Leiden
Verſöhnung bringt und ruhig ſpricht:
Verzage nicht!

Ich will mit friſchem Oel dich netzen:
Es quillt ein Schlummer aus dem Mohn;
Was könnte mir dein Licht erſetzen?
Es leuchtet mir zum Helikon
Aus dunklem Thon.

Wenn heim der Wandrer vom Beſuve
Dich Todtenlampe mitgebracht,
So war's zum freundlichen Berufe,
Daß du ihm leuchteſt, neuentfacht
In ſtiller Nacht!

Gedenkſt du auch noch deines Hauſes?
Aus einer Marmorlarve ſprang
Ein Brunnen fröhlichen Gebrauſes
Und rauſchte ſchöne Nächte lang
Im Säulengang.

Erinnerſt du dich noch des Alten,
Vor Rollen in dem Schlafgemach,
Der ſorglich dich emporgehalten,
Die Siegel auf dem Brief erbrach
Und griechiſch ſprach?

Bei Schatten, Freundin meiner Muße,
Verſchlieſſt du ein Jahrtauſend, taub
Dem Licht und ſeinem holden Gruße,
Im Grabmal bei der Flammen Raub,
In Schutt und Staub?

Nun horchſt du wieder Menſchenträumen,
Der Nachtluft ſtillem Athemzug,
Es kommt zu dir aus Blüthebäumen
Die Motte, die zu dir im Flug
Begierde trug.

Doch ach, anſtatt zu fernen Liedern,
Scheinſt du vielleicht bald meiner Gruft,
Den kalten Gruß mußt du erwiedern
Der Leichenkerze, ſtatt dem Duft
Der Frühlingsluft.

Die Seele, der dein Licht jetzt funkelt,
Tauſcht, kleine Leuchte, dann mit dir,
Und wandelt unten, tief umdunkelt,
Indeß du oben leuchteſt hier
Und zeugſt von ihr.

Kommt dann ein Schmetterling geflogen,
Fragſt du, wo iſt der Freund denn jetzt,
Mit dem ich oft Geſpräch gepflogen,
Der ſpät ſich noch zu mir geſetzt
Und mich genetzt?

Nein, wache nur ob einem Schlummer,
Der Tagesmühen unterbricht,
In Traum verſinke Gram und Kummer —
Du traute Leuchte, holdes Licht,
Erliſch noch nicht!

Mittagszauber.

Vor Wonne zitternd hat die Mittagsſchwüle
Auf Thal und Höh' in Stille ſich gebreitet,
Man hört nur, wie der Specht im Tannicht ſcheitet,
Und wie durch's Tobel rauſcht die Sägemühle.

Und ſchneller fließt der Bach, als ſuch' er Kühle,
Die Blume ſchaut ihm durſtig nach und ſpreitet
Die Blätter ſehnend aus, und trunken gleitet
Der Schmetterling vom ſeidnen Blüthenpfühle.

Am Ufer ſucht der Fährmann ſich im Nachen
Aus Weidenlaub ein Sonnendach zu zimmern
Und ſieht in's Waſſer, was die Wolken machen.

Jetzt iſt die Zeit, wo oft im Schilf ein Wimmern
Den Fiſcher weckt; der Jäger hört ein Lachen,
Und golden ſieht der Hirt die Felſen ſchimmern.

Kürzeſte Nacht.

Noch ſprüht des längſten Tages warme Quelle
Lebendig fort, es wagen ſich verſtohlen
Die Träume nur, und nur mit ſcheuen Sohlen
Die Stern' auf dieſer Nacht ſaphirne Schwelle.

Kaum ſank der Abend in die Dämmerwelle,
Da ſucht ihn ſchon der Morgen einzuholen,
Kaum öffnen ihren Kelch die Nachtviolen,
Da hebt die Sonnenblume ſich zur Helle.

In Furcht, daß ſich ſchon hell die Berge ſchmücken,
Singt ſchöner jetzt aus thaugenetzter Kehle
Die Nachtigall ihr klagendes Entzücken;

In Furcht, daß bald das ſüße Dunkel fehle,
Eilt Liebe heißer Bruſt an Bruſt zu drücken,
Und tauſcht im Kuſſe lechzend Seel' um Seele.

Adolph Schults,

geb. 5. Juni 1820 zu Elberfeld, geſt. 2. April 1858 als Comptoriſt in einem dortigen Handlungshauſe.

Wenig, wenig begehr' ich im Leben,
Wenig, wenig und doch ſo viel!
Gütige Götter! wollet mir's geben
Bis an all' meiner Tage Ziel!

Rüſtige Hand zu jeglichem Werke,
Das die Stunde mich ſchaffen heißt,
Friſchen Muth und freudige Stärke,
Klare Stirn und klaren Geiſt.

Alle den Meinen, groß und kleine,
Roſige Wang' und ein lachend' Aug'!
Feuer am Heerde, Brod im Schreine
Und ein Tröpfelein Weins im Schlauch!

Frieden im Haus und im Herzen Frieden,
Und ein klingendes Saitenſpiel!
Wenig, wenig begehr' ich hienieden,
Wenig, wenig und doch ſo viel!

Hugo Freiherr von Blomberg,

Maler, geb. 26. Septbr. 1820 zu Berlin, lebt ſeit 1866 in Weimar.

— Bilder und Romanzen. Breslau; E. Trewendt. —

Die Freske zu San Gregorio.

Ich bin ein Künſtler, darum leſ' ich gerne
Von jenen Meiſtern der vergangnen Zeit,
Die nun für jede ſind der Künſtler Sterne!

Wie Solche, hoch in Ehren, tief in Leid,
Hier Einer ſiegte, Andre dort erlagen,
Das macht den Buſen ſeltſam eng und weit;

Verſtummen macht es unfruchtbare Klagen,
Wie ſie des eignen Seins Beſchränkung ſchafft, —
Das Ringen kühner, leichter das Entſagen.

Auch leſ' ich gern von mancher tücht'gen Kraft,
Die kühn gefolgt der Größten ew'gem Schimmer
Und noch nach ihnen einen Kranz errafft.

So jener Pouſſin, von den Franken immer
Der Erſte noch, wie Männiglich bewußt,
Fern von des heut'gen Weſens eitlem Flimmer!

Ich las von ihm mit Sehnſucht und mit Luſt,
Wie, Schwalben gleich, gen Süden ihn gezogen
Der wohlbekannte Trieb der Malerbruſt.

Wie war Dir Pouſſin, als aus grünen Wogen,
Gleich Amphitriten im Korallenſchmuck,
Venezia den üpp'gen Arm gebogen;

Als gält' es, Dich mit ſeinem ſanften Druck
Zu ihrem Sklaven ewig zu beſtricken!
Wer ſpräch', umfaßt von ſolchem Arm: Genug!

Wie war Dir, als mit königlichen Blicken
Sich Roma, auf dem Siebenhügelthron,
Entſchleierte zu Staunen und Entzücken!

Sanct Peters Kuppel ihres Hauptes Kron',
Die gelbe Tiberſchlang' ihr Gürtelknoten,
Urbino's Urn' im Schooß, das Pantheon!

O Stadt des Ruhms, der Schönheit und der Todten!
Siegſtrahlend noch im Einſturz Deiner Macht,
Die zweimal bis an Tellus' Rand geboten! —

— Doch wohin kam ich? Nicht von Roma's Pracht,
Von Niclas Pouſſin wollt' ich Euch erzählen,
Der ſeine Zeit in Welſchland wohl bedacht.

Von früh bis ſpät ließ er's an Müh' nicht fehlen,
Sah, und copirte durſtig, was er ſah,
Beſtrebt, vom Schönen Schönſtes auszuwählen.

Nun wieſen ihm vor vielen Bildern da
Die Kunſtgenoſſen eins mit großem Ruhme,
Das Guido Reni, kurz eh' dieß geſchah,

Gemalt in San Gregorio's Heiligthume,
Und zahlreich ſah er dort ſich Schüler mühn
Mit Farb' und Pinſel wie mit Stift und Krume.

Doch mehr zu einem andern zog es ihn,
Das gegenüber auf die Wand getragen:
Den Maler nannten ſie Dominichin,

Und wußten weiter nichts von ihm zu ſagen.
Der Eine ſchrie: „Der iſt ſchon lange todt!“
Das ſchienen Alle wenig zu beklagen.

Der Pouſſin ſchwieg. Wie göttliches Gebot
Sprach's ihm von dieſer Wand. Und unverdroſſen
Kam er von nun an, wenn beim Morgenroth

Der Sacriſtan das Heiligthum erſchloſſen,
Saß vor dem Bild und ſchuf es brünſtig nach:
Was kümmert ihn das Spötteln der Genoſſen!

Oft blieb er, bis des Tages Auge brach,
Und in dem bleichen Zwielicht die Geſtalten
— Es war des Sanct Andreas Geißelſchmach —

Ein eignes Leben ſchienen zu erhalten:
Dann wunderbar fühlt' er das eigne Sein
Sich an dem fremden Meiſterwerk entfalten.

So war er eines Abends auch allein.
Die Dämmrung ſchwell bis an der Pfeiler Mitte,
Doch auf dem Bilde war noch goldner Schein.

Da hört' er hinter ſich mühſame Tritte
Und wandte ſich. Es war ein alter Mann
In einem armen Kleid von altem Schnitte.

Der ſah ihn wunderſam und freundlich an
Aus tiefen Augen, in ſo eigner Weiſe,
Wie er ſich keines Lebenden beſann.

„Verzeiht mein werther Jüngling," ſprach er leiſe,
Wie wer auf's eigne Urtheil wenig hält,
„Verzeiht ſo dreiſtes Fragen einem Greiſe:

Was iſt's, das Euch zu dieſem Bild geſellt,
Obwohl ſich, vielſtudirt und hochgeprieſen,
Der ſchönſte Guido gegenüberſtellt?

Roms ganze Künſtlerſchaft hält ſich an dieſen;
Ihr aber habt gewiß in Eurer Wahl
Nicht ohne Grund Euch andern Sinns erwieſen!"

Der Jüngling ſprach: „Mein Herr, ſchon manches Mal
Hört' ich von Dem und Jenem Gleiches fragen,
Und manchen Spott daneben, ſeicht und ſchal.

Ich ſchwieg dazu; Euch aber will ich ſagen: —
(Denn bieder ſcheint Ihr, werdet darum nicht
Der Ueberhebung, hoff' ich, mich verklagen!)

Der Guido, dem man ſo viel Kränze flicht,
Iſt gegen ihn, der hier den Pinſel führte,
Nach meinem ſchwachen Urtheil nur ein Wicht!"

— Der Alte zuckt', als wenn ihn Schmerz berührte,
Dann kam ein mildes Lächeln aus dem Weh,
Das wunderbar ſein welkes Antlitz zierte.

Er ſprach: „Nicht hört' ich ſolche Meinung je!
Doch ſagt mein Jüngling, wie Ihr ſie begründet!
Ich bin nicht Kenner, wie ich gern geſteh'!"

Aufblitzte da der Jüngling liebentzündet:
„Blickt hin", rief er begeiſtert, „blickt empor,
Ob auch der Glanz der Farben ſchon verſchwindet!

Den kann's entbehren! Mächt'ger denn zuvor
Wird Euch der Linien großer Zug erſcheinen,
In ſich harmoniſch, ein gewalt'ger Chor!

Seht dort den Schergen dräu'n, die Frauen weinen!
Seht im Apoſtel auf der Marterbank
Sich Körperſchmerz mit Seelenruh vereinen!

Seht jenen Geißelſchwinger, muskelſchlank!
Den Alten, der des Heilgen Füße bindet!
Seht um die Säulen dort des Volkes Drang!

Dann ſprecht: ſind Roma's Künſtler nicht erblindet
Die ſolchem Wunderwerk vorübergehn,
Nicht taub dem Geiſte, der ſich hier verkündet?"

Hier ward er ſtumm. Was war dem Greis geſchehn,
Der Anfangs traurig mit dem Kopf geſchüttelt,
Wie wer ſich ſträubt, die Wahrheit einzuſehn?

Jetzt zittert er von innerm Sturm gerüttelt,
Und auf den falt'gen blaſſen Zügen ſtand
Abwechſelnd Freud' und Kummer, unvermittelt.

Drauf mühſam ſprach er, wehrend mit der Hand:
„Mein Jüngling, trefflich haſt Du ausgebreitet,
Was bei dem Werk Dein wackres Herz empfand!

Doch aller Zeitgenoſſen Meinung ſtreitet
Dawider, die dem Maler ſtets gegrollt:
Gelang's ihm hier, hat Zufall ihn geleitet!"

Der Jüngling rief: „O nein! Was er gewollt,
Hat er gewußt, und herrlich iſt's gelungen,
Und jede Linie ſpricht, was ſie geſollt!

Ich weiß nicht, ob er mühſam es errungen:
Das aber weiß ich, daß ſeit Raphael
Die heil'ge Fackel Keiner ſo geſchwungen!

Der Kunſt geweihte Fackel, ſtrahlenhell,
Die alſo der Gemeinheit Augen blendet,
Daß die drauf ſchimpft mit zornigem Gebell!

Nicht wird für Alle der Prophet geſendet,
Doch Ein'ge ſind — und Ein'ge ſind genug! —
Die nach dem rechten Ziel ſein Leuchten wendet!

Er frage nicht nach ſeines Kreuzes Druck,
Nicht, was die Neider und die Blinden ſagen!
Die Nachwelt bringt ihm den verdienten Schmuck!

Ob es auch nachte, wieder muß es tagen!
Am Raphael entglomm Dominichin:
Gott helfe mir den Funken weiter tragen!“

Da ſchien der Greis ein Phönix aufzuglüh'n;
Die Augen leuchten, und die Lippen beben:
„Nun Herr, laß Deinen Knecht in Frieden ziehn!“

Die welken Hände ſegnend ſich erheben:
Zu ſterben ſcheint der Leib, und wunderſam
Der Geiſt emporzublühn zu neuem Leben!

— Und Bangen, Ahnung, Staunen überkam
Den fränkſchen Jüngling: nieder wollt' er knieen,
Als ihn der Greis in ſeine Arme nahm.

„Ja!“ ſprach er, „Sohn! Laß Du ſie weiter ſprühen,
Die heilge Fackel, die ich ehrlich trug
Durch eines langen Lebens Noth und Mühen!

Gott zeuge mir's: ſie ward mir ſchwer genug,
Doch ließen nie das Trägeramt mich reuen
Ribera's Dolch, der Andern Gift und Lug!

Auch Dich, mein Sohn, wird ſie nicht immer freuen,
Die holde Kunſt, auch Dir wird mancher Wicht
Den Ernſt des wahren Strebens nicht verzeihen!

Dann halte feſt! Dann weich' und wanke nicht,
Und ſage Dir, wie Du es mir verkündet,
Daß einſt die Nachwelt Deine Palme flicht!

— Laß jetzt mich ſcheiden! Meine Stärke ſchwindet:
Ich fühl' es, mit dem langerſehnten Tod
Hat dieſe letzte Freude ſich verbündet.

Drob ſegn' ich zwiefach Dich, der mir ſie bot!
Und will Dir je Dein Künſtlermuth erſchlaffen,
So denk an mich und meines Lebens Noth!

Ich bin Dominichin, der dies geſchaffen!“

Rococo.

Fürwahr, ich liebe ſie, die ſtolzen Avenüen,
Die Masken, die ihr Naß in weite Muſcheln ſprühen,
Indeß der Strahl empor aus Tritons Backen ſteigt; —
Das Buchen-Labyrinth, Alleen ohne Ende,
Geſchnitten nach der Kunſt, in deren grüne Wände
Der alten Bäume Laub wie ein Gewölk ſich neigt.

Die Schlöſſer lieb' ich auch — die ſeltſamen Façaden,
Mit Statuen, Feſtons und Muſchelwerk beladen,
Auf die das Schieferdach mit ſchwerer Maſſe drückt;
— Die Eſſen hoch und ſchlank, die ausgeſchweiften Giebel,
— Die Rampen ab und auf — die Reihen mächt'ger Kübel,
Drin der Orangenbaum mit Blüth' und Frucht ſich ſchmückt.

Doch nicht bei Sonnenſchein, noch bei des Frühlings Wehen,
Wo Alles ſich verjüngt, was kann, mag ich ſie ſehen:
Dann lächeln ſie frivol, verbuhlten Alten gleich,
Die ihrer Runzeln Gelb mit Blüthenfarben decken;
Doch kann die Schmink', es kann das Lächeln nicht verſtecken,
Was ihnen Zeit gethan mit manchem Senſenſtreich.

Nein, nicht bei Frühlingswind und nicht im Sonnenſcheine,
— Am ſpäten Nachmittag, im Herbſt mag ich alleine
Durch die verfallne Pracht mit meinen Träumen gehn.
Wenn welkes Laub hintanzt in Gängen und auf Treppen,
Und niedrig drüber hin die düſtern Wolken ſchleppen,
Dann träum' ich ſie mir jung, dann ſind ſie wieder ſchön.

Dann reden ſie mit mir von ihren guten Tagen;
Sie beichten manche Schuld, mit Reu' — und mit Behagen:
Denn eine ſünd'ge Zeit, voll Trug und Schimmer war's!
Ein Märchen nur war Treu', ein Spielzeug war die Ehre;
Doch ſiegreich lächelte die Göttin von Cythere,
Und manch' bepudert Haupt umkränzt' Apoll und Mars.

Dann mein' ich wieder auch die blanken Prachtkaroſſen,
Die Damen hochfriſirt, die zierlich drin verſchloſſen,
Wie eine heil'ge Pupp' im gold-kryſtallnen Schrein, —
Ich meine ſie zu ſehn! Die Iſabellenpferde,
Die Mähne bandgeſchmückt — kaum rühren ſie die Erde!
— Die Pagen auf dem Tritt, bedeckt mit Stickerei'n!

Der Läufer fliegt voran mit Blumenhut und Schürze,
Als ob von Jovis Thron Merkur ſich eilig ſtürze:
Der Schweizer ſalutirt mit goldbekranztem Speer.
Es drängen — eine Schaar erwachſ'ner Amoretten —
Die Cavalier' in Seid', in Puder und Manſchetten
Sich um den Wagenſchlag der Huldgöttinnen her.

Nun wandeln ſeh' ich ſie dort zwiſchen den Orangen:
Der ſchwere Damaſt rauſcht, es flattern die Fontangen,
Auf hohen Schuhen ſchwankt's, ein wandelnd' Malvenbeet.
Ein Neger trägt den Mops, den Schirm nach Japans Mode,
Und lispelnd declamirt die neu'ſte Liebesode
Im ſchwarzen Mäntelchen ein geiſtlicher Poet.

Welch' blitzende Bonmots! Welch' Lachen und welch' Kichern!
Welch' ſchmachtend' Girren dort, welch' Schwören und Verſichern!
— Der Herbſtwind rauſcht um mich und ſtreut das braune Laub.
Verſchwunden Luſt und Pracht! Der Abend ſenkt ſich dichter:
Kein Leben rings, als meins! Im Schloſſe keine Lichter!
— Und Alles, was gelebt und leben wird, iſt Staub!

Nächtliche Wanderung.

Der Mond kommt ſpät. Er glotzt mir tief
Durch's Unterholz entgegen;
Sein Antlitz roth, verſtört und ſchief,
Als käm' er von Trunk und Schlägen.

Ich weiß, es wird durch dieſen Grund
Bei Nacht nicht gern gegangen,
Seit ſich der alte Vagabund
An jener Kiefer gehangen.

Dort ſteht ſie zackig im fahlen Licht:
Ich meint', ich wär' ſchon weiter!
Sie ſagen, man hätte den todten Wicht
Waldauswärts zum Begleiter,

Er ginge zur Seite, ſchlotternd und blau,
Juſt wie er ſich gehangen;
Der Förſter ſagt's und die Wurzelfrau:
— Ich wollt', er käm' gegangen!

Ich weiß nicht, ob er Rede ſteht
Auf eines Lebendigen Fragen:
Er ſollte, ſo lang' er mit mir geht,
Von ſeinen Fahrten mir ſagen!

Was ihn für ein Paar in die Welt geſetzt,
Was er verſucht' und verübte,
Wer ihn verlockt, wer ihn gehetzt,
Und ob ihn je Was liebte;

Von ſeinem guten und böſen Glück,
Von ſeinem Schweifen und Wandern
In dieſem Leben, und nach dem Strick
— Gott gnad' ihm! noch im andern!

— Die Hunde bellen im Dorf fernab,
Die Nacht iſt ſtill und öde;
Die Todten ſchlafen ruhig im Grab,
Die Todten ſtehn nicht Rede.

Alexander Kaufmann,

geb. 15. Mai 1821 zu Bonn; ſeit 1850 Archivrath zu Wertheim.

— Gedichte. Düſſeldorf; Arnz u. Comp. —

Idyll.

Es war in lauer linder Sommerzeit,
Daß unſre Liebe luſtig aufgeblüht —
Du trugeſt noch das waſſerblaue Kleid —
Wir lebten, wie man lebt im ſchönen Süd.

Der Strom war unſer, Berg und Thal und Feld,
Im Walde ſchattete ein kühles Haus;
Der junge Morgen traf uns ſchon geſellt,
Und bis zum Abend blieben wir oft aus.

Und wo die alte Waldkapelle ſteht —
Die Vögel niſteten im Hochaltar —
Da brachteſt du dein flüchtiges Gebet
Dem ſchwarzen Muttergottesbilde dar.

Da kniet' ich öfter dir zur Seite, legt'
Still deine Hand in meine, und es ſchien,
Als habe ſich das treue Bild geregt
Und blicke ſegnend nach dem Paare hin.

Wie oft vergaßen wir dein Hütchen dann,
Das weiße Hütchen mit dem rothen Band!
Man ſah dir bald den Sommervogel an,
Und „braunes Mädchen“ hab' ich dich genannt.

Auch war es lange mit dem „Sie“ vorbei,
Dies ſteife Wort, wie hätt' es uns geſtört!
Als ob mein Mädchen ſchon mein Bräutchen ſei,
Ward leis ein „Du“, das trauteſte, gehört.

Doch mußten Abends wir zurück in's Schloß,
Wie ward es anders! Ernſthaft ging es her,
Es kam Beſuch, ein Strom von Strahlen floß
So hell, als ob es Tag bei Nachtzeit wär'.

Dann galt es wohl, daß ſich in Trauer nicht
Uns wandelte der Liebe frohes Feſt;
Doch haben wir uns auch beim Sternenlicht
Verſtohlen oft an's warme Herz gepreßt.

O dieſer Sommer — keinen zweiten mehr
Hat uns das Leben ſo mit Luſt gekränzt,
Bei der Erinnrung wird mein Herz ſo ſchwer,
Daß mir das Aug' von Thränenperlen glänzt.

Noch ſchweif' ich im Gebirg, durch Wald und Feld,
Oft ſchauert's mich vor tiefer Einſamkeit,
Und dennoch geht ein Schimmer durch die Welt,
Nachſchimmer jener ſchönen Sommerzeit.

Moritz Hartmann,

geb. 15. Oktober 1821 in dem böhmiſchen Dorfe Duſchnick, 1848 Mitglied der Nationalverſammlung; lebt in Wien.

— Reimchronik des Pfaffen Maurizius. Frankfurt a. M.; Liter. Anſtalt. 1849. —

Die 150 Huſaren.

(Aus der Reimchronik des Pfaffen Maurizius.)

In der böhmiſchen Schenke ſitzen
Fünf Huſaren ſtill und ſtumm —
Traurig ihre Augen blitzen,
Aber ſie wiſſen ſelbſt nicht warum.

Ferne ſind ſie der Heimath, ferne,
Schwer iſt ihr Herz, von Kummer ſchwer —
Manchmal dünkt ihnen, ob die Kaſerne
Für ſie nur ein Gefängniß wär.'

Ach ſo ferne dem Vaterlande,
Und doch haben ſie mancherlei
Schon gehört, wie am Thißaſtrande
Kampf und wildes Raufen ſei.

Iſt es wahr, was ſchon kluge Leute
Ihnen geſagt, daß man ſie hinaus
Hat geſchickt aus Ungarn ins Weite,
Daß ſie nicht helfen den Brüdern zu Haus? —

Ach ſie wagen nicht auszuſprechen,
Wie ihr Herz das Heimweh klemmt —
Und im Lande der düſtern Czechen
Iſt es ihnen ſo kalt und ſo fremd.

Wie ſie da ſitzen und ins Getränke
Schauen düſter und ſchweigend hinein —
Sieh, da tritt in die einſame Schenke
Leiſe und ſchüchtern ein Männlein herein.

Kaum daß man ſeine Schritte höret,
Wie er hineinſchleicht und wie er ſchaut,
Ob kein arger Lauſcher ihn ſtöret,
Wenn er ſich zu reden getraut.

Meiſtens nennt man Emiſſäre
Solche Männlein, wie dieſer war,
Und die wiſſen oft gute Lehre
Ueber Dinge, die nicht klar.

Prüfend ſchaut er, forſchend und lange
Jenen Fünfen ins Geſicht —
Und es wird ihnen wehe und bange,
Wie er auf Ungriſch zu ihnen ſpricht:

„Brave Magyaren, arme Huzaren,
Ach gewiß ihr wißt es nicht,
Seid ja fort ſeit langen Jahren,
Was zu Hauſe Traurig's geſchicht.

Wißt es nicht, daß die Pußten wimmeln,
Daß es lärmt auf dem Rakoſchfeld*),
Daß auf Rappen und auf Schimmeln
Sich der Czikos zum Landſturm ſtellt.

---

*) Die ehemalige Wahlſtatt der Könige, unweit von Peſth.

Denn es iſt ſehr traurig im Lande,
Wie in der alten Türkenzeit,
Kirchen und Hütten ſtehen im Brande
Und das Blut fließt weit und breit.

Und die Traube verdirbt an den Reben,
Und der Wolf zerreißt das Schaf,
Und das thut uns der König eben,
Aber die Brüder ſchlagen ſich brav."

Schweigend hören's die Ungarſöhne,
Schweigend und traurig, aber es drängt
Aus den Augen ſich die Thräne,
Rollt und fließt, bis im Schnurbart ſie hängt.

Weiter das Männlein: „Brave Huzaren,
Groß iſt die Schmach und groß der Verrath;
In dem heilgen Land der Magyaren
Schaltet und waltet der Dieb, der Kroat."

„„Baſamteremte, auf ungriſcher Erde
Der Kroat, der diebiſche Hund —
Der Kroat — zu Pferde! zu Pferde!
Da ſchlag' gleich das Wetter in Grund!""

Und am Morgen frühe reiten
Hundert und fünfzig Huzaren hinaus —
Zwar ſie kennen den Weg nicht, den weiten —
Finden ihn doch, er führt ja nach Haus.

Durch die Schluchten der böhmiſchen Berge
Geht es dahin und durchs Mährenland —
Ueberall verfolgt ſie der Scherge,
Ueberzählig, gewaffneter Hand.

Ueberall erhebt ſich der Slave,
Ungarns Feind, der ſie halten will,
Oeſtreichs allergetreuſter Sklave —
Aber das Häuflein hält nicht ſtill.

Fort in Trab und Schritt geht's weiter,
Kämpfend, hungernd, blutend gar —
Ob auch verblutet ſchon mancher Reiter,
Fort, immer fort zieht die übrige Schaar.

Und um den Brüdern daheim zu ſchaffen,
Was ſie brauchen, auf ihrem Ritt
Nehmen ſie gerne allerlei Waffen,
Flinten und Kanonen mit.

Endlich, endlich nach langer Beſchwerde,
Iſt die theuere Heimath erreicht,
Niederſtürzen ſie, küſſen die Erde
Und die Augen ſind thränenfeucht.

„Mutter," ſie rufen, „als brave Huſaren
Aus der Ferne kommen wir,
Für dich zu ſterben, o Land der Magyaren,
Ja für dich und bei dir, bei dir!"

Und als das der Landtag hörte,
Rief er ihnen ein „Eljen"*) mit Macht,
„Daß ſie ſich" — der Landtag erklärte,
„Um die Heimath verdient gemacht."**)

Und ich über die Fünfzig und hundert
Hab' wie gerne dies Lied gemacht —
Hab' ſie nicht als Helden bewundert,
Aber es hat mir das Herz gelacht.

---

*) Das ungariſche „Hoch" — „vivat".
**) Hiſtoriſch.

Ludwig Pfau,

geb. 1821 zu Heilbronn; lebt in Stuttgart.

— Gedichte. Stuttgart; Frankh. —

Mädchenlied.

O Blätter, dürre Blätter,
Wie trauert ihr ſo ſehr!
Als ihr noch gabet grünen Schein,
Da war mein lieber Schatz noch mein:
Den hab' ich nimmermehr.

O Blätter, dürre Blätter!
Ihr habt ihn oft geſehn,
Wie er ſo heiß geküßt mich hat.
Ach, kann denn Liebe wie ein Blatt
In einem Jahr vergehn?

O Blätter, dürre Blätter,
Es war ein falſcher Knab'!
Euch klag' ich es, — ihr ſchweiget ſtill —
Weil ich ſonſt Niemand ſagen will,
Wie lieb ich ihn noch hab'.

Der Todesengel ſingt:

Der Abend kommt, der Tag entwich,
Die Schatten wehn und weben;
Schon wächſt ein langer Schattenſtrich
Dir langſam über's Leben.
Gemach verſinkt in Dämmerſchein
Gebirg und Thal und Feld und Hain —
Schlaf, müdes Herz, ſchlaf ein!

Und Luſt und Leid, dir wohlbekannt,
Verlaſſen den Genoſſen;
Und Alles, was du dein genannt,
Iſt wie in Duft zerfloſſen.
Wie war der Tag voll heißer Pein,
Wie nah'n die Sterne mild und rein —
Schlaf, müdes Herz, ſchlaf ein!

Am Himmel flammt die letzte Gluth
Und flackert trüb und trüber;
Es haucht der Wind, es rauſcht die Fluth,
Und Alles iſt vorüber.
Die Nacht bricht wie ein Meer herein,
Du wiegeſt auf den Wellen fein —
Schlaf, müdes Herz, ſchlaf ein!

Moritz Graf von Strachwitz,

geb. 13. März 1822 zu Frankenſtein in Schleſien, ſtudirte zu Breslau und Berlin und ſtarb, nachdem er auf einer Reiſe nach Italien in Venedig erkrankt war, am 11. Dezember 1847 zu Wien.

— Gedichte. Breslau; Trewendt. —

Mein altes Roß.

Mein altes Roß,
Mein Spielgenoß,
Was ſiehſt du mich wiehernd an?
Deine Sehne, wie lahm,
Meine Seele, wie zahm,
Wir reiten nicht mehr hindan!

Du ſchüttelſt dein Haupt,
Deine Nüſter ſchnaubt!
Ich glaube, du träumſt, Kamerad:
Wir fliegen zuſamm'
Ueber'n Bergeskamm,
Den alten geliebten Pfad!

Ein knarrendes Thor,
Du ſcharrſt davor,
Deine ſchäumende Stange tropft!
Ein rauſchend' Gewand,
Eine weiße Hand,
Die den funkelnden Hals dir klopft!

Es ſtäubt der Kies,
Schlaf ſüß, ſchlaf ſüß,
Und hinaus in die blauende Nacht!
Auf thauigem Rain
Im Mondenſchein,
Dahin mit Macht, mit Macht!

Verhängt den Zaum,
Im Herzen ein Traum,
Auf der Lippe den letzten Kuß;
Dumpfſchallender Huf
Und Wachtelruf,
Und fern ein rauſchender Fluß!

Der Nachtwind haucht,
Das Mondlicht taucht
In das ſilberwogende Korn.
Voll blüht der Mohn,
Und mit ſchläfrigem Ton
Flüſtert der Hagedorn!

Einen letzten Blick
Zurück, zurück
Auf der Liebſten ſchlafendes Haus!
Mein Kamerad,
Wie Schad', wie Schad',
Das Alles, Alles iſt aus!

Mein Kamerad,
Den geliebten Pfad,
Den hat verweht der Schnee!
Und das Thor verbaut
Und verloren die Braut,
Und mein Herz ſo weh, ſo weh!

Das Herz von Douglas.

„Graf Douglas, preſſe den Helm in's Haar,
Gürt' um dein lichtblau Schwert,
Schnall' an dein ſchärfſtes Sporenpaar
Und ſattle dein ſchnellſtes Pferd!
„Der Todtenwurm pickt in Scone's Saal,
Ganz Schottland hört ihn hämmern,
König Robert liegt in Todesqual,
Sieht nimmer den Morgen dämmern!“ —
Sie ritten vierzig Meilen faſt
Und ſprachen Worte nicht vier,
Und als ſie kamen vor Königs Palaſt,
Da blutete Sporn und Thier.
König Robert lag im Norberthurn,
Sein Auge begann zu zittern:
„Ich höre das Schwert von Bannockburn
Auf der Treppe raſſeln und ſchüttern!
„Ha Gottwillkomm, mein tapfrer Lord,
Es geht mit mir zu End',
Und du ſollſt hören mein letztes Wort
Und ſchreiben mein Teſtament: —
„Es war am Tag von Bannockburn,
Da aufging Schottlands Stern,
Es war am Tag von Bannockburn,
Da ſchwur ich's Gott dem Herrn;
„Ich ſchwur, wenn der Sieg mir ſei verliehn
Und feſt mein Diadem,
Mit tauſend Lanzen wollt' ich ziehn
Hin gen Jeruſalem.
„Der Schwur wird falſch, mein Herz ſteht ſtill,
Es brach in Müh' und Streit,
Es hat, wer Schottland bänd'gen will,
Zum Pilgern wenig Zeit.
„Du aber, wenn mein Wort verhallt
Und aus iſt Stolz und Schmerz,

Sollſt ſchneiden aus meiner Bruſt alsbald
Mein ſchlachtenmüdes Herz.
„Du ſollſt es hüllen in rothen Sammt,
Und ſchließen in gelbes Gold,
Und es ſei, wenn geleſen mein Todtenamt,
Im Banner das Kreuz entrollt.
„Und nehmen ſollſt du tauſend Pferd'
Und tauſend Helden frei
Und geleiten mein Herz in des Heiland's Erd',
Damit es ruhig ſei!“ —

„Nun vorwärts, Angus und Lothian,
Laßt flattern den Buſch vom Haupt,
Der Douglas hat des Königs Herz,
Wer iſt es, der's ihm raubt!
„Mit den Schwertern ſchneidet die Taue ab,
Alle Segel in die Höh',
Der König fährt in das ſchwarze Grab
Und wir in die ſchwarzblaue See!“
Sie fuhren Tage neunzig und neun,
Gen Oſt war der Wind gewandt,
Und bei dem hundertſten Morgenſchein
Da ſtießen ſie an das Land.
Sie ritten über die Wüſte gelb,
Wie im Thale blitzt der Fluß,
Die Sonne ſtach durch's Helmgewölb'
Als wie ein Bogenſchuß.
Und die Wüſte ward voll, und die Luſt erſcholl
Und es hob ſich Wolk' an Wolk',
Aus jeder berſtenden Wolke quoll
Speerwerſendes Reitervolk.
Zehntauſend Lanzen funkelten rechts,
Zehntauſend funkelten links,
Allah, il Allah! ſcholl es rechts,
Il Allah! ſcholl es links. —

Der Douglas zog die Zügel an,
Und ſtill ſtand Herr und Knecht:
„Beim heiligen Kreuz und St. Alban,
Das giebt ein grimmig' Gefecht!“
Eine Kette von Gold um den Hals ihm ging,
Dreimal umging ſie rund,
Eine Kapſel an der Kette hing,
Die zog er an den Mund:
„Du biſt mir immer gegangen voran,
O Herz! bei Tag und Nacht,
Drum ſollſt du auch heut', wie du ſtets gethan,
Vorangehn in die Schlacht.
„Und verlaſſe der Herr mich drüben nicht,
Wie ich dir treu verblieb,
Und gönne mir noch auf das Heidengezücht
Einen chriſtlichen Schwerteshieb.“
Er warf den Schild auf die linke Seit'
Und band den Helm herauf,
Und als zum Würgen er ſaß bereit,
In den Bügeln ſtand er auf:
„Wer dies Geſchmeid' mir wieder ſchafft,
Des Tages Ruhm ſei ſein!“
Da warf er das Herz mit aller Kraft
In die Feinde mitten hinein.
Sie ſchlugen das Kreuz mit dem linken Daum',
Die Rechte den Schaft legt' ein,
Die Schilde zurück und los den Zaum!
Und ſie ritten drauf und drein. —
Und es war ein Stoß und es war eine Flucht,
Und raſender Tod rundum,
Und die Sonne verſank in die Meeresbucht,
Und die Wüſte war wieder ſtumm.
Und der Stolz des Oſtens, er lag gefällt
Im meilenweiten Kreis,
Und der Sand ward roth auf dem Leichenfeld,
Der nie mehr wurde weiß.

Von den Heiden allen, durch Gottes Huld
Entrann nicht Mann noch Pferd;
Kurz iſt die ſchottiſche Geduld
Und lang ein ſchottiſch Schwert!
Doch wo am dickſten ringsumher
Die Feinde lagen im Sand,
Da hatte ein falſcher Heidenſpeer
Dem Grafen das Herz durchrannt.
Und er ſchlief mit klaffendem Kettenhemd,
Längſt aus war Stolz und Schmerz,
Doch unter dem Schilde feſtgeklemmt
Lag König Robert's Herz.

Robert Waldmüller,

pſeudon. für Charles Edouard Duboc,

geb. 17. Septbr. 1822 zu Hamburg, widmete ſich Anfangs dem Kaufmannsſtande, lebte ſpäter einige Jahre in Italien, jetzt zu Wachwitz bei Dresden.

— Dorfidyllen. Stuttgart; Cotta. —

Die Beichte.

(Aus den: Dorfidyllen.)

Ihr fragt, Herr Pfarrer, was mich drückt, Ihr fraget, wie's geſchehe,
Daß ich an dieſem Grabe hier ſo manche Stunde ſtehe?
Ich hab' es Keinem noch geſagt, und werd's auch Keinem ſagen.
Wo fing' ich an, wo hört' ich auf, ging's einmal erſt an's Klagen?
Wo fände ich das rechte Wort? Ich brächt's ja nie zu Stande,
Und ſtünd' das ſalz'ge Waſſer auch im Herzen bis zum Rande.

Erleichtern, ſagt Ihr, würd' es mich, wenn ich's erſt ausgeſprochen?
Mich drückt und quält ja kein Vergehn, ich hab ja Nichts verbrochen.
Bin meinem Manne gut und treu, laß Nichts im Weg' ihm ſtehen,
Und keines meiner Kinder braucht baarfuß zur Stadt zu gehen.
Ich thue meine Schuldigkeit, und Manches noch daneben —
Laßt mich nur meiner Wege geh'n — 's wird ſich ſchon Alles geben.

Ihr nickt dazu? Ihr nennt mich brav? Ach brav! Was will's bedeuten?
'S iſt gar ein recht erbärmlich Ding, das Bravſein vor den Leuten!
Wie mancher Baum, zum Schiff gebaut, fügt ſich in's Laſtentragen,
Und hat doch, da man mit der Axt ihn fällte, wen erſchlagen.
Wie manches Waſſer fließt im Thal ſo ſtill und unbekümmert,
Und hat doch oben im Gebirg ein friedlich' Haus zertrümmert.

Das Waſſer war nicht ſelber Schuld, der Baum hat's nicht begangen,
Sie hatten ihre Meiſter ſchon, die mit Gewalt ſie zwangen.
Doch wenn ſie denken könnten, gelt! der Bach dort in den Gründen,
Das Schiff da drüben auf dem See, ſie würden's nicht verwinden.
Sie trügen's in den Gliedern noch, und könnten's nicht verſchmerzen;
So etwas bleibt, ſo etwas nagt — man bringt's nicht aus dem Herzen.

Nun liegt er drunten ſtill und kühl in ſeinem Tannenkaſten,
Das grüne Kränzlein iſt verwelkt, und Blum' und Band verblaßten.
Der Hügel hat ſich übergrast, 's iſt kaum noch zu erkennen,
Wie von den alten Waſen dort ſich hier die neuen trennen.
Faſt eine Elle hoch, ſeht ſelbſt, 's iſt kaum zu unterſcheiden;
Wenn's nur noch einmal Regen giebt, da taugt's zum Futterſchneiden.

Ja, ja, er liegt wohl ſtill und kühl, ich ſag' mir's immer wieder,
Grad' unter ſeinem Lieblingsbaum, grad' unter einem Flieder.
Es thut ihm nicht ein Finger weh, er braucht nicht mehr zu wandern,
Zieht nicht mit ſeiner Fiedel mehr von einem Haus zum andern.
Das ſag ich mir und Andres noch, was nur zum Troſt mag taugen —
Was hilft's? Der Brunnen iſt verſiegt. Kein Tropfen kühlt die Augen.

Ach laßt mich gehn! ich ſchwatze ſchon und lieg' Euch in den Ohren,
Als wär' ein Kind ich, das im Bach ein bunt' Stück Glas verloren.
Da ſagt man auch, was härmſt du dich, mußt nicht die Augen reiben,
Und meinet Wunder, was man nützt durch's bloße Stehenbleiben.
Nur ein Stück Glas, du liebe Zeit, brauchſt darum nicht zu weinen!
Derweil bleibt's aber wie es iſt, und Niemand hilft dem Kleinen.

'S iſt eben Manches ſolch' Stück Glas, 's iſt Manches bloße Scherbe —
Ich ſelber bin's, wenn ich dereinſt mein Plätzchen hier erwerbe.
Und war doch auch einſt jung und ſchmuck mit pfirſichrothen Wangen,
Hätt' keines Vogelleims bedurft, um Spatzen einzufangen.
Hätt', wenn ich einen Goldfiſch ſah, nicht Netz gebraucht noch Hamen,
Und führt' dabei das Nein im Mund, wie Ihr das Amen, Amen.

Der drunten liegt, der hat's erprobt, der iſt's nicht los geworden.
Den trieb das Wort nach Oſt und Weſt, nach Süden und nach Norden.
In Hof und Haus, in Feld und Hag hat's ihm nicht Ruh' gelaſſen,
Hat immer neu hinausgejagt auf Straßen ihn und Gaſſen.
Verwildert iſt er und verweht, verhungert und verdorben,
Das eine Wort verwand er nicht — daran iſt er geſtorben.

O lieber Herr, zum Fluche ward's, weil es der Mund gelogen,
Ausſtrecken wollte ich die Hand und hab' ſie eingezogen.
Ja! klang es, ja! in meiner Bruſt und Nein hab' ich geſprochen,
Der Dünkel ſaß im Nacken mir, die Hoffahrt hat's verbrochen.
Er ahnt' es — doch er ließ mich ſtehn, die bittre Reu im Herzen,
Vergiftet ſelber, gönnt' er mir, was nimmer auszumerzen.

Da habe ich gelacht, zuerſt aus Zorn, gereizt, erbittert,
Aus Leichtſinn dann und Uebermuth — noch hatt' mich nichts erſchüttert.
Ich hab' getollt, getanzt, gefreit, Vergangenes vergeſſen.
Der Splitter aber tief im Fleiſch, der ſaß wo er geſeſſen,
Der ſaß und ſchwärte Tag und Nacht, es kamen böſe Stunden,
Die Saat der Lüge ſtand im Feld; ich ſollte nicht geſunden.

Im Wohlſtand ich, im Sinken er, ich oben, er am Boden;
Im goldgeſtickten Mieder ich, er in zerriſſ'nen Loden.
Roh, ungebändigt, was er trieb, ſein Weg in Nacht begraben,
Nicht mehr zu retten faſt, ſo ſchien's, ein ſichres Mahl den Raben.
O Herr, das Alles anzuſehn, und doch nicht helfen können —
Nicht meinem allerſchlimmſten Feind möcht' ich die Marter gönnen.

Dann war er plötzlich auf und fort; hat Keiner ihn geſehen,
Hat keine Seele nachgefragt, ob ihm ein Leid's geſchehen.
Doch wo ein Raub gelungen war, ihm ward er zugeſchrieben,
Wo nur ein Menſch erſchlagen ward, er that's, er hatt's betrieben.
Kam irgendwo ein Feuer aus, er trug dazu den Funken —
Ich habe manchen bittern Trank Jahr aus, Jahr ein getrunken.

Allmählig aber ward es ſtill, es ſchwieg das alte Grollen.
Der Nachwuchs fragte Andrem nach; ſein Name war verſchollen.
Die Zeit verſtrich, das Haar erblich, die Winter wurden kälter,
Die Sonne ſtrahlte minder hell, das Aug', das Herz ward älter.
Es gab zu ſchaffen und zu thun an jedem neuen Morgen,
Die alte böſe Sorge wich den neuen Alltagsſorgen.

Da iſt er wieder aufgetaucht, verkümmert und gebrochen.
'S war Winterzeit, am Krückenſtock iſt er um's Haus gekrochen.
Hat meine Kinder ausgeforſcht mit unverſtandnen Fragen,
Und, weil ich fern war, unter'm Thor ſein Lager aufgeſchlagen.
Hat bis zum Abend dort gegeigt und leis dazu geſungen —
Ich kam erſt mit den Sternen heim, als Geig' und Lied verklungen.

Ob ihm nicht noch zu helfen war, wenn ich mich ſein erbarmte,
Wenn die erſtarrte Lebenskraft in treuer Hut erwarmte?
Ob er nicht noch zu retten war im gutgeſchützten Bette,
Wenn von dem alten Geiger ich ein Wort vernommen hätte?
Ob mir's nicht zu erſparen war, mir, die von Nichts ich wußte,
Daß hülflos er vor meiner Thür dem Froſt erliegen mußte?

Ach wiſcht den Tropfen nicht vom Aug', gönnt ſeinem Grab die Zähre,
Wer weiß, ob ihn da droben nicht noch freut die letzte Ehre.
Das trockne Auge nur thut weh, das ſtarr wie meines ſchauet,
Wo ſchon der Regen lindernd wirkt, der aus den Wolken thauet.
Reicht mir die Hand! mir wird ſo bang — mir glühn die Augenlider — —
O Gott, da bricht der Quell ſich Bahn — ich habe Thränen wieder!

Alfred Meißner,

geb. 15. October 1822 zu Töplitz, Dr. med., lebt in Prag.

— Gedichte. Leipzig: Herbig. —

In Verona.

Nacht war's, doch eine blutige, rothe,
Schaurige Nacht, am Himmelsſaum lohte
Feuer, und ſchlug in die Lüfte hinein;
Himmel und Erde ſchienen zu trauern
Und auf des Circus verfallenen Mauern
Schritt ich verlaſſen, ſchritt ich allein.

In des Gemäuers zerklüfteten Spalten
Rauſchten die Feigenbäume, die alten,
Zuckte die Viper, rollte der Kies;
Weiß, wie der Dampf aus der Tiefe des Kraters,
Qualmte im Grunde des Amphitheaters
Nebel aus einem verborgnen Verließ.

Plötzlich — hell ward es von zuckenden Blitzen —
Sah ich die Tauſend und Tauſende ſitzen,
Rings um mich her wie in römiſcher Zeit;
Beſtienheulen zerriß meine Ohren,
Herolde riefen und Gladiatoren
Maßen ſich grimmig, zum Kampfe bereit.

Wie die Drommeten des Kampfes erklangen,
Wie ſich die Thracier, die nackten, umſchlangen,
Bleichten die Wangen, bangte die Bruſt;
Still ward's im Kreiſe; doch als das erhitzte,
Schwärzliche Blut der Erdroſſelten ſpritzte —
Jauchzte die Menge in thieriſcher Luſt!

Und einen Geiſt hört' ich rufen zur Rechten,
Längſt mir bekannt aus ſchlafloſen Nächten:
„Siehe die Menſchen, die du geliebt!
Wie ſich die Tiger, die herrlichen, weiden
An der Comödie von gräßlichen Leiden,
Weiden, wo Kampf und Verbrechen es giebt!

Schon auf des Theſpis ärmlichen Brettern
Sah man ſo gern, wie ſich Helden zerſchmettern;
Wollüſtig lauſchte das menſchliche Ohr,
Wenn Philoktet vom verlaſſenen Strande
Klagen zum Himmel, zum ehernen, ſandte,
Götter verfluchte und Menſchen beſchwor!

Doch man wird müde der glänzenden Lügen,
Späteren Tagen kann nimmer genügen
Tod auf den Brettern, melodiſcher Schmerz;
Töne von lydiſcher Leier getragen,
Selbſt Iphigeniens eurhythmiſche Klagen
Rühren nicht mehr ein römiſches Herz!

Wirkliche Leiden, daran ſich zu laben,
Muß nun die Menſchheit, die alternde, haben,
Beſtien und Menſchen in Kampf und in Wuth;
Fürſten erbauen die großen Arenen,
Menſchen und Tiger bekämpfen Hyänen, —
Quadern von Marmor, Mörtel von Blut!“

Spätergeborner, ich höre dich ſagen:
Wir ſtehen ferne ſolch' blutigen Tagen,
Mild ſind die Zeiten, zahm unſer Erz.
Ich, der ich kühn bin, ich muß widerſprechen:
Still ſind die Zeiten, doch ſehnt nach Verbrechen
Gräßlich, doch ſchön ſich das menſchliche Herz!

Wehe dem Schwächling, der ſeiner vergeſſen,
Tiefen der menſchlichen Bruſt will ermeſſen;
Denn wie ein Taucher im greulvollen Meer
Trifft er zutiefſt eine gräßliche Wüſte,
Grauſamkeit, Wolluſt und dunkle Gelüſte,
Bleicher Lemuren troſtloſes Heer."

Sprach's und verſchwand; und plötzlich verloren
Zuſchauer ſich und Gladiatoren;
Hoch in die Lüfte wogte der Dampf.
Ich ſtieg hinab, mich brannt' eine Wunde,
Als ob ich ſelber in nächtiger Stunde
Grimmig gerungen im tödtlichen Kampf.

Georg Scherer,

geb. 16. März 1824 zu Dennenlohe bei Ansbach. Docent der Aeſthetik und Literaturgeſchichte am Polytechnikum zu Stuttgart.

— Gedichte. Stuttgart; G. Scherer. —

Hedwig.

Hoch droben über'm Walde
Da ſteht auf ſonn'ger Halde
Einſam das Förſterhaus;
Dort ging ſie unter Bäumen
Und ſah in ſtillen Träumen
Weit, weit in's duft'ge Land hinaus.

Dann wie in tiefem Leide
Schritt ſie hinab zur Heide,
Ihr zahmes Reh voran;
Oft ſtund ſie ſtill, zu lauſchen
Der Wipfel dunklem Rauſchen
Und fernem Kukuksruf im Tann.

Auch hab' ich ſie geſehen
Allein am Fenſter ſtehen,
Von wildem Wein umlaubt;
Und kluge Tauben kamen,
Die ſich das Futter nahmen,
Doch ſie ſtund mit geſenktem Haupt.

Es ſchwand auf ihren Wangen
Das letzte Roſenprangen
Dahin von Tag zu Tag,
Bis daß ſie auf der Bahre,
Den Myrtenkranz im Haare,
Faſt ſchöner als im Leben, lag.

Bei'm Kirchlein nun im Thale
Ruht tief ſie unter'm Male,
Darauf ihre Name ſteht.
Dort mag ihn der einſt leſen,
Dem ſie ſo treu geweſen,
Und niederknieen zum Gebet.

Joſeph Victor Scheffel,

geb. zu Karlsruhe 16. Febr. 1826, ſtudirte 1843—1847 in München, Heidelberg und Berlin Geſchichte und Rechtswiſſenſchaft, lebte eine Zeit lang in Italien; war 1857—1859 Vorſtand der fürſtlichen Bibliothek in Donaueſchingen und lebt jetzt zu Karlsruhe.

— Frau Aventiure. Lieder aus Heinrich von Ofterdingen's Zeit.
Stuttgart: Metzler. —

Aus der Vorrede: Stelle Dir vor, geneigter Leſer in jenen weltlich fröhlichen geräuſchvollen Tagen, die den asketiſch ſtrengen der Eliſabeth vorausgingen, ſei ein ſchriftkundiger Mann, der mit ritterlichen Sängern und Singerknaben, mit Mönchen, Spielleuten und fahrenden Schülern bunten Verkehr hatte, auf den Einfall gekommen, eine Sammlung von Liedern, wie der Zufall ſie ihm zutrug, anzulegen. So Du freudigen Sinn haſt für alterthümliche Weiſen, ſo laß Dich umſummen von ihrem Getön und verſetze Dich ein Stündlein oder zweie in luſtige Träume im Rundbogenſtyl.

Fingerhut.[*]

An einem heißen Sommertag
Stach mich die Sonne vom Pferde,
Daß ich in einem Waldthal lag
Auf ſchattenkühler Erde;
Moosflechten umſpannen das Trümmergeſtein
Der Schlucht als ſammtgrüner Rahmen,
Eine einzige Blume blühte am Rain,
Fingerhut hieß ſie mit Namen:

---

[*] Walther von der Vogelweide beigelegt.

Als ich die Purpurglöcklein ſah
An hohem Stengel erſchwanken,
Viel große Verträumniß mir geſchah
Und Wirrwarr aller Gedanken.
Und all' mein Sinnen ward ſeligen Muths,
Und alle Sorge geringer:
Ich dacht' eines andern Fingerhuts,
Der ſchmückte den ſchönſten Finger!

Der Finger gehörte der ſchönſten Hand,
Die Hand der ſchönſten der Frauen,
Die je in des Königs von Frankreich Land
Ein Troubadur durft' ſchauen;
Sie weilt zur Stund' in der Stadt Paris
In hohen Züchten und Ehren:
Mög' ihr der Heilige Dionys
Stets Heil und Saelde*) gewähren.

Denn jene fingerhuttragende Hand
Hat den ſchönſten Gürtel bereitet,
Den je ein Ritter als Minnepfand
Dem Waffenrock übergeſpreitet;
Ein Epheublatt iſt darein gewirkt
Mit der feinſten ſeidenen Maſche;
Kennt ihr den Sinn, den Epheu birgt:
„Je meurs ou je m'attache!“

Und wem ſie den Gürtel zu eigen beſcheert,
Das hat kein Späher erfahren,
Der Packſattel dort auf dem graſenden Pferd
Weiß manch' Geheimniß zu wahren. .
. . Hei, ſchönſte der Frauen, hei ſchönſte Hand,
Hei, Hütlein am ſchönſten der Finger!
Nun ſagt, ihr Blumen am Bachesrand,
Bin ich nicht ein ſeliger Singer?

---

*) Glück, Heil.

Dorpertanzweiſe

(zu Ehren Heinrichs von Ofterdingen gedichtet).

„Ich vernibe mich niuwer maere,
Uns komt der Stiurnere!"
Kunech Luarin V.

Den Finken des Waldes die Nachtigall ruft:
„Von Geigenſtrich ſchallt es goldrein durch die Luft,
Ihr Zwitſchrer, ihr Schreier, nun ſpart den Diskant,
Der Heini von Steier iſt wieder im Land!"

Flickſchuſter im Gaden ſchwingt's Käpplein und ſpricht:
„Der Himmel in Gnaden vergißt unſer nicht,
Sohlleder wird theuer, Bundſchuh platzt am Rand,
Der Heini von Steier iſt wieder im Land."

Schon ſchwirren zur Linde, berückt und entzückt,
Die lieblichen Kinde mit Kränzen geſchmückt:
„Wo ſäumen die Freier? Manch' Herz ſteht im Brand. . .
Der Heini von Steier iſt wieder im Land."

Und wer ſchürzt mit Schmunzeln den Rock ſich zum Sprung?
Großmutter in Runzeln, auch ſie wird heut jung . .
Sie ſtelzt wie ein Reiher dürrbeinig im Sand . . .
Der Heini von Steier iſt wieder im Land.

Der Hirt läßt die Heerde, der Wirth läßt den Krug,
Der Knecht läßt die Pferde, der Bauer den Pflug,
Der Vogt und der Maier kommt ſcheltend gerannt:
„Der Heini von Steier iſt wieder im Land!"

Der aber hebt ſchweigend die Fiedel zur Bruſt . .
Halb brütend, halb geigend — des Volks unbewußt.
Leis kniſternd ſtrömt Feuer um Bogen und Hand . . .
Der Heini von Steier iſt wieder im Land!

. . . Im Gärtlein der Nonnen auf blumiger Höh'
Lehnt Eine am Bronnen und weint in den Klee:
„O Gürtel und Schleier . . o ſchwarzes Gewand . .
Der Heini von Steier iſt wieder im Land!"

Carl Heinrich Preſſer.

— Neunzig Lieder. Hamburg: Hoffmann und Campe. 1851. —

Genrebild.

Auf dem Landweg, zwiſchen zwei Gebüſchen
Geht ein Mann in einem grünen Tuchrock.
Langſam geht er, und die Sonne brennt ihm
Auf den Rücken und der Staub beſchwert ihn.
Funfzig Jahre mag er etwa zählen,
Seine Kindheit hat er längſt durchmeſſen,
Seine mühevolle Jugend auch längſt.
Werktags hat er ſtets viel Schweiß vergoſſen,
Sonntags iſt er manchmal — froh geweſen.
Wie er langſam geht, und ſo bedächtig
Seine Pfeife raucht im heißen Wetter!
Denken mag er wohl an Korn und Rindvieh,
Die ſind immer ſein Erwerb geweſen,
Auf's Erwerben war er angewieſen.
Noch iſt er zu ſehn! wie geht er langſam! —

Hinter ihm liegt Arbeit, vor ihm Arbeit,
Hinter ihm liegt Sorge, vor ihm Sorge,
Hinter ihm Geſpielen, vor ihm Erben —
Warum ſoll er große Schritte machen?

Herman Grimm,

Sohn Wilhelm Grimms, geb. 6. Januar 1828 in Heſſen-Caſſel; lebt in Berlin.

— Novellen (darin außer andern Gedichten das nachfolgende). Berlin: W. Hertz. —

Die Schlange.

Zum Gebirge, das im Norden aufſteigt,
Fliehn die Abendwinde durch die Ebne,
Und es zittern aller Gräſer Spitzen,
Alle Steine werfen lange Schatten
Und die Vögel ſenken ſich hernieder.
Durch die Ebne ſprengt dahin ein Jüngling,
Sieht das Gold erbleichen der Gewölke,
Sieht in Nebel hüllen ſich die Ferne,
Sieht ein Mädchen an der Straße ſitzen.
Einſam ſitzt ſie da auf einem Steine,
Hebt die Wimpern nicht, als er ſie anblickt,
Nicht die weißen Hände, die gefaltet
Ihr im Schooße liegen, und es regt ſich
Nur das Haar, um das die Lüfte ſchmeicheln.
Und der Jüngling grüßt ſie, reitet vorwärts,
Kehrt zurück und grüßt ſie wieder; leiſe
Giebt ſie Antwort; und zum dritten Male
Kehrt er um, ſpringt aus dem Sattel nieder,
Und er ſagt, ihr an die Schultern rührend:
„Mädchen, wie ſo einſam an der Straße
Treff ich dich am Abend, und es zeigt ſich
Nirgends doch ein Obdach in der Runde?“

„Laß mich", ſagt ſie. — „Mädchen," ſpricht der Jüngling,
„Schön biſt du, und willſt du mich begleiten,
Will ich dich auf meinem Roſſe mit mir
In die Heimath führen als Gemahlin." —
Und ſie blickt empor und redet alſo:
„Nicht bekümmern laß dich meine Heimath,
Nicht von meiner Schönheit dich bethören,
Nicht, vermählt zu ſein mir, dich gelüſten!
Deine Straße ſollſt du fürder reiten,
In der Heimath dir ein Mädchen wählen
Und vergeſſen, daß du mir begegnet."
Aber er in ihren Blick verſinkend:
„Wie vergäß ich jemals deine Schönheit?
Wie erwählt' ich jemals eine andere?
Wie verließ ich dich, um heimzureiten? —
Du ſollſt mir vermählt ſein, ich gelob' es;
Widerſtrebſt du, greif' ich dich gewaltſam,
In die Heimath dich hinwegzuführen!"
Und er faßt ſie an den weißen Händen;
Aber willig folgt ihm da das Mädchen,
Läßt von ihm ſich in den Sattel heben,
Schlingt um ihn die Arme, und es trägt ſie
Windeseile durch die Ebne weiter.
Und wie um ſie her die Lüfte ſauſen,
„Höre mich", ſpricht ſie nach einer Weile,
„Beſſer wär's, du ſchleuderteſt zur Seite
Mich aus deinen Armen, ritteſt einſam,
Wie du kameſt, deine Wege weiter."
Aber lächelnd fühlt an ſeinem Herzen
Er das ihre ſchlagen. — „Jüngling", ſagt ſie
Da zum zweiten Male, „beſſer wär' es,
Daß du niemals mir in's Auge ſchauteſt;
Beſſer wär's, du zögeſt aus dem Gürtel
Deinen Dolch, ihn mir in's Herz zu ſtoßen;
Denn wenn du mich von dir ſchleudern wollteſt,
Ließ ich dich nicht mehr aus meinen Armen." —

„Jüngling“, ſprach ſie da zum dritten Male,
„Eine Schlange bin ich, nicht ein Mädchen;
Eine Yukha bin ich; meine Augen
Haben dich bezwungen, doch du wollteſt's,
Und du zwangſt mich, ſie emporzuheben.
Meine Arme zwangſt du, deinen Nacken
Zu umſchließen: wie ich jetzt dich halte,
Jüngling, ſo verlaß ich dich nicht wieder.
Meine Seele trankſt du von den Lippen,
Nicht weil ich die meine dir geboten;
Wie die Biene ſich zur Roſe eindrängt,
Schlürfteſt du von meinem Lebensathem.
Deine Seele iſt hinfort die meine,
Folgen muß ich dir in deine Heimath,
Mit dir will ich als Gemahlin leben,
Und im Leben wählſt du keine andre“. —
„Keine andre“, wiederholt der Jüngling.
Unter ſeines Roſſes Hufen flüchtet
Schimmernd hin die Ebne, und ſie reiten
Vorwärts zu dem Hauſe, wo er wohnte.
In das Haus trat ſie, in dem er wohnte,
An das Feuer, Speiſe zu bereiten.
Morgens nahm er Abſchied, wenn er austritt,
Abends warf ſie raſch die Spindel nieder,
Wenn ſie, an der Thüre ſitzend, ferne
Seines Roſſes Huftritt ſchallen hörte.
Immer ſchöner, wenn er ſie erblickte,
Immer lieblicher, wenn er vom Sattel
Niederſpringend ihr die Wangen küßte,
Immer reizender, wenn ſie im Hauſe,
Dicht an ſeiner Seite ſitzend, fragte,
Ob er müde wäre von der Reiſe.
Freundlich blickten wieder die Verwandten,
Neidiſch aber blickten ſeine Freunde,
Und die Gäſte, die ein Obdach ſuchten,
Segneten das Haus, wenn ſie's verließen.

Wartend ſaß ſie alſo eines Abends,
Doch allein kam nicht ihr Gatte diesmal,
Einen Fremden führt' er an der Seite,
Gaſtfreundſchaft ihm für die Nacht zu bieten,
Und ſie ging, ihm Speiſe zu bereiten,
Legt' ihm vor und ihrem Gatten, ſetzte
Wohlgefüllte Becher hin und drehte
An dem Heerde ſitzend ihren Faden.
Doch der Fremde ſah bei jedem Biſſen
Heimlich nach der Frau, bei jedem Trunke
Setzt' er ab, auf ſie die Augen lenkend.
Schweigend ſchüttelt er das Haupt bisweilen,
Einen Ring betrachtet er verſtohlen,
Den er trug, und der in hellem Golde
Einen ſchön geſchnittnen Onyx faßte.
Und am Morgen, als mit ihrem Gatten
Er die Straße zog, da hemmt' er plötzlich
Seine Schritte und begann zu ſprechen:
„Wehe dir! denn eine Yukha iſt es,
Die du dir vermählt haſt, eine Schlange,
Die allnächtlich dort dein Lager theilet.
Sie erwartet nur die ſieben Jahre,
Die ſie dich beſitzen muß, damit ſie
Dann das Blut aus deinem Herzen ſauge!“
Zornig ſprach der Andre: „Hab' ich darum
Obdach dir gegeben, daß du jene,
Die mein einzig Glück iſt, alſo anklagſt?
Keine Schlange iſt ſie, keine Yukha,
Meine Gattin iſt ſie, die ich wählte,
Und im Leben lieb' ich keine andre!“
„Wehe deinem Herzen!“ gab er Antwort,
„Denn du biſt verloren!“ —
„Nein du biſt es“,
Rief der Mann „wenn du mir nicht beweiſeſt,
Was du ausgeſprochen, arger Lügner!“
„Leicht“, ſprach jener, „will ich dir's beweiſen.

Sieh den Stein, den ich am Finger trage:
Milchweiß ward er plötzlich, doch die Zeichen,
Die hineingeſchnittnen, wurden dunkel!
Da erkannt' ich ſicher die Verwandlung:
Eine Schlange iſt ſie, die dein Blut trinkt,
Eine Schlange ſoll ſie dir erſcheinen,
Daß du zitternd meiner Worte Wahrheit
Nicht bezweifeln wirſt, weil du's erlebteſt.
Wenn ihr Abends bei der Mahlzeit ſitzet,
Wirf ihr heimlich, daß ſie's nicht bemerket,
Eine Hand voll Salz auf ihren Antheil.
Schließ die Thüre feſt an jenem Abend,
Schließ die Läden alle an den Fenſtern;
Doch, bevor du's thateſt, trage alles
Waſſer aus dem Hauſe, daß kein Tröpfchen
Mehr zu finden ſei in den Gefäßen;
Und am nächſten Abend triff mich wieder
Hier, um mir zu ſagen, was du ſchauteſt." —
Und der Mann trug, was der Fremde ſagte,
Sinnend in der Seele, ſtreute Abends
Salz ihr auf die Speiſe, ſchüttet ſorgſam
Alles Waſſer aus, die Läden riegelt
Er bedächtig zu, die Thüre aber
Schloß er und verſteckte dann die Schlüſſel.
Und es kam die Nacht. Sie lag getreulich
Still an ſeiner Seite und ſie ſchliefen.
Da bewegt ſich etwas, da erwacht er; —
Bei des Heerdes mattem Schimmer ſah er,
Wie ſie leiſe von dem Lager aufſtand,
Hierhin tappend, dorthin tappend emſig
Etwas ſuchte, die Gefäße aufnahm
Und unhörbar wieder niederſetzte,
An der Thüre rüttelt' leiſe, leiſe,
An den Läden, die verſchloſſen waren,
Immer ängſtlicher in der Bewegung,
Stöhnend leiſe und die Hände windend.

Bei des Heerdes faſt verlöſchtem Scheine
Sah's der Mann, und athemlos bemerkt' er,
Daß ſie plötzlich anders ward: es ſtreckte
Sich ihr Hals in grünen Schuppen aufwärts,
Ihre Arme ſchwanden, ihre Füße;
Schwellend immer mehr und mehr, und gierig
Leckt ihr Haupt mit feingeſpaltner Zunge
Ringsum, hierhin, dorthin, hebt ſich endlich
Zu dem Rauchfang, ringelt zu der Höhe
Sich empor, und weiter wachſend reicht es
Zu dem Bache, der an ihrem Hauſe
Friſch vorüber rauſchte. Aber drinnen
Sah er, wie ſie trank, wie durch den Leib ihr
Reichlich Kühlung ſtrömte, ſie behaglich
Als ein Wurm ſich auf und nieder dehnte.
  Alſo trank ſie. Als ſie ſatt getrunken,
Rückwärts ſchwindend glitt ſie, kleiner wurde
Ihre Rieſengröße, bis ſich endlich
Ihre Schönheit aus den Schuppen wieder
Löſte, wie er immer ſie erblickte.
Leiſen Schrittes ſchlürfte ſie zum Lager,
Beugt ſich über ihn und hört ihn athmen,
Rüttelt ſich die Kiſſen, und er hörte,
Wie ſie wieder einſchlief. Aber wachend,
Kalten Schauder tief ins Herz geſchleudert,
Immer ſieht er wieder ihre Schönheit,
Immer wieder, wie ſie ringelnd giftig
Mit dem Schlangenkopfe um ſich her fuhr. —
  Und den Fremden fand er an der Stelle,
Wo er ihn verlaſſen. — „Ja, jetzt glaub' ich“,
Rief er, „deinen Worten, jetzt beſchwör' ich
Dich, zu retten mich!“ Und jener ſagte:
„Nichts darf ſie an deinen Mienen merken,
Denn verloren biſt du, wenn ſie Mißtrau'n
Gegen dich empfände. Bis ſie wieder
Brod backt, das erwarte; aber ſchiebt ſie

In den Ofen dann den Teig, ergreife
Sie gewaltig, ſtoß ſie in die Gluth dann
Und verſchließ die Thüre; aber hüte
Dich, ſie anzuhören, wenn ſie bittet,
Wenn ſie ſagt, daß du betrogen worden,
Wenn ſie dich bei deiner Liebe anfleht,
Nicht ſie zu verderben; denn verloren
Biſt du, wenn ihr Schmeicheln dir das Herz rührt!
Aber wenn die Gluth ſie aufgezehrt hat,
Will ich kommen, ihre Aſche nehmen
Und zerſtreu'n, denn aus der Aſche hebt ſie
Sich verderbenbringend neulebendig.“ —
Und der Mann, wie ihm geheißen, ſchweigend
Ging er heimwärts, ſeine Gattin fand er
Weißes Mehl in einer Mulde knetend,
Aufgeſtreift das Kleid an ihren Armen,
An den weißen Armen, die ſo emſig
Bei der Arbeit waren. Lächelnd ruft ſie:
„Heute, Liebſter, kann ich dir die Hände
Um den Hals nicht ſchlingen, komm und laß mich
Nicht entgelten, was ich ſo verliere.“
Ihre Wangen ſtreckt ſie ihm entgegen,
Blühend wie ein Roſenblatt und lieblich
Wie ein Pfirſich in des Laubes Dämmrung.
Und er küßt ſie. Aber kühl durchläuft ihn
Die Erinnrung an die gift'gen Augen,
An die Zunge, die geſpalten züngelnd
Aus den halbgeſchloßnen Kiefern ſpielte.
Und ſie formt den Teich. Bedächtig ordnet
Sie auf einem Brette ihre Brote,
Trägt ſie leicht zum Ofen hinterm Hauſe,
Steht vor ſeiner Thüre, ſtößt die Kohlen
Rückwärts tief hinein, um auf die heißen
Steine ihre Brote dann zu legen.
Aber er, auf leiſen Sohlen folgt er
Ihren Schritten, ſpringt hinzu, ergreift ſie

Mit den beiden Armen, hebt ſie, ſtößt ſie
In den Ofen und die Thüre drückt er
Zu mit ſtarken Händen. —
Da ertönt es
Flehendlich von innen: „Liebſter," ruft es,
„Wehe mir! was thuſt du? O, mein Gatte,
Hab' ich denn die Treue dir gebrochen?
Hab' ich dich erzürnt? Hab ich nicht immer
Dich geliebt von Herzen? die Gewänder,
Die du trägſt, gewoben? nicht dein Lager
Weich gedeckt? hab ich in langen Nächten
Nicht die Stirn gekühlt dir, wenn du krank warſt?
Haſt du nicht ſo oft, an meinem Buſen
Ruhend, mir erzählt, wie du mich liebteſt?
Haſt du nicht den Tag geſegnet, wo du
Mich gefunden, mich auf's Roß gehoben? —
O, jetzt weiß ich, jener Fremdling konnte
Dir den Sinn berücken! Ja ihm glaubſt du,
Einem Fremden mehr nach kurzen Stunden,
Als mir ſelbſt, die dir in langen Jahren
Treu vermählt geweſen, die ich immer
Deine Ankunft wie mein Heil erwartet,
Deine Nähe als mein Glück geſegnet!"
Alſo klagt ſie; zärtlich und ergreifend,
Wie die Nachtigall in lauen Nächten,
Klang die Stimme, an das Herz ihm tönend,
Weich wie Frühlingsathem, Sehnſucht hauchend
Ihm durch alle Adern, daß ermattet
Faſt die Hände ſanken. —
„O Geliebter,"
Rief die Stimme ſchwächer, „ſchon verzehrt mir
Gluth mein Leben! Meine Wangen, die du
Oft an deine lehnteſt, meine Schultern,
Meine Hände brennen, und die Augen
Starren in die Flammen! O, am Herzen
Wühlt es furchtbar ſich hinan!"

Entſetzen
Faßt ihn; aller Schauder, den er fühlte
Nachts, da er als Schlange ſie erblickte,
Schwand, und ihre Schönheit ſtieg ſo herrlich
Wie die Morgenröthe aus den Bergen
Vor ihm auf. Sehnſüchtiges Verlangen
Flammt im Buſen, von der Thüre reißt er
Schon die Riegel — doch da tönt es ſchneidend
Aus der Gluth:
„Ja, eine Schlange bin ich!
Doch ich ſagt es! Eine Yukha bin ich!
Doch du wußteſt's! Hab' ich dich belogen?
Wollteſt du mich dennoch nicht zum Weibe?
Zwangſt mein Schickſal, da ich widerſtrebte?
Hättſt du nicht die Treue mir gebrochen,
Still an deiner Seite lebend wär' ich
Da zu dem geworden, das du liebteſt;
Aus den Adern wäre mir geſchwunden,
Was mich von dir ſchied; verwandelt wär' ich
Ohne daß du's ahnteſt, rein geworden.
Ohne daß du's wußteſt, hätt' ich ewig
Abgeſtreift die Schuppen und den Schauder,
Den der Gottheit Wille mir verliehn hat!“
„Aber liſtig wolltſt du mich belauſchen,
Treulos haſt du mich gezwungen, wieder
Das zu werden, was auf ew'ge Zeiten
Mir genommen wäre, wenn du ſchuldlos
Deiner Liebe trauend, die dich führte,
Und dem Himmel trauend, der dich ſchützte,
Die Verſuchung von mir fern gehalten!
Glücklich mich an deine Seele klammernd,
Wär' ich ſo mit dir den finſtern Mächten
Doch entronnen, die mich an ſich reißen.
Nun hinabgeſtoßen abwärts wieder,
Zwing' ich dich, zu folgen. Nicht die Flammen
Trennen mich von dir, dem ich vermählt bin;

Deine Seele trag' ich mit hinunter,
Sehnſucht wird verzehrend dich ergreifen,
Tief im Herzen wurzelnd wird mein Bildniß
Dir die Ruhe aus den Adern ſaugen.
Thränen wirſt du Tags um mich vergießen,
Nachts empor aus Träumen mich begehren,
Nach mir rufen wirſt du, bis wir endlich
Tief in Finſterniſſen uns begegnen!"
Da verſtummt ſie völlig. Machtlos wankte
Er ins Haus, und unerreichbar reizend
Schwebt in tauſend Bildern die Geliebte
Ihm durch die Gedanken. Aber jener,
Der ſie tödten lehrte, ſtreut die Aſche
In die Winde, die ſie mit ſich führten.

Julius Große,

geb. 25. April 1828 zu Erfurt, lebt in München.

— Gedichte. Göttingen; G. H. Wigand. — Aus bewegten Tagen. Stuttgart; Cotta. —

Sehnſucht, auf den Knieen
Schauteſt du himmelwärts —
Einzelne Wolken ziehen,
Kommen und entfliehen,
Ewig hofft das Herz.

Liebe — himmliſch Wallen
Goldener Jugendzeit —
Einzelne Strahlen fallen
Wie durch Pfeilerhallen
In das Leben weit.

Einſam in alten Tagen
Lächelt Erinnerung;
Einzelne Wellen ſchlagen,
Rauſchen herauf wie Sagen:
Herz, auch du warſt jung! —

Es mußte wohl ſo kommen, weil wir Menſchen ſind.

Es mußte wohl ſo kommen, weil wir Menſchen ſind.
Ich weiß es wohl, weil ich geweiht dir Göttlichkeit —
Und dich verehrt wie ein erhabnes Himmelsbild,
Drum blickteſt du mit Scheue auf den Gläubigen,
Beſorgt vor jenem Tage, da ſein trunkenes
Gemüth mit Schrecken inne ward, daß ſein Idol
Ein irdiſch Weſen und ein Weib wie Alle ſei. —
Ach, zu gerecht nur haſt du mich zurückgeſchreckt
Und nur mich ſelber klag' ich an des Uebermuths:
Das Bildniß deines Götterthums, das ich verehrt,
Wohl war es herrlich, doch nur eigner Schöpfung Werk,
Zwar ernſt und heilig ſah es aus den Augen dir,
Umſtrahlend deine Sterblichkeit mit Aetherglanz.
Doch ſeit du mich verſtoßen haſt, ſeit jenem Tag
Verließ dich auch dein Himmelsbild, dein zürnendes.
Mir aber blieb's in allem Grame treu geſellt
Und flüſterte bei Nacht mir ſüße Tröſtungen,
Indeß dich Schlaf umfangen hielt — doch hoheitvoll
In ſtolzer Ruhe blickt' es, wenn du fröhlich warſt
Mit Andern auf dem Tanzplatz. Sieh, ſo büß' ich nun,
Weil dich mein Aug' verklärte göttlich, ſchöpferiſch,
Bin ich verlobt dem weſenloſen Geiſterbild,
Unſelig und voll Sehnſucht nach dem Erdenglück,
Wo warmes Blut lebendig durch die Pulſe ſtürmt.
Doch warten will ich Jahre lang, bis du dereinſt
In Eiferſucht erglühen wirſt auf dein Idol.
Dann ſoll es wieder dein ſein und mit Zauberkraft
Dein ſterblich Theil verklären zur Unſterblichkeit.

Schon Jenſeits.

Sieh, die Jugend ſtirbt und welkt und ſchwindet.
Schon ein Jenſeits ſind die Tage, da wir
Wandern auf den Gräbern unſrer Träume
Gleichwie Schatten, die nun übrig blieben,
Schatten jener lebensvollen Jugend,
Da wir göttlich fühlten, dachten, liebten. —

Ach, die Sage iſt's der alten Griechen,
Die im Nebelland, am Strom der Lethe
Ihres Lebens Scheinbild wiederholten.
Sieh dies Nebelland, es iſt das Alter,
Und die Schatten ſind wir ſelbſt im Leben,
Wenn die roſige Jugendzeit verblutet.
Ach wir wiſſen kaum, wie glücklich einſt wir
Waren in dem Sommertraum der Liebe,
Wiſſen kaum die Flammen jener Tage —
Hier umwogt uns des Vergeſſens Strom ſchon,
Und des Lebens Farben ſind erloſchen. —
Zwar wir kennen uns noch gleichwie Schatten,
Die ſich treffen an dem ſchwarzen Strome.
Nur ein blaſſes Leuchten ward die Flamme,
Nur ein leiſes Flüſtern und ein Seufzen
Ward die Sprache im Vorüberſchweben.
Alſo leben wir in grauen Tagen
Nun fortan vereint und doch geſchieden. —
Oben fern im goldnen Roſenlichte
Wogt die neue Welt im Sommertraume,
Wo nun andre Paare ſich bekränzen,
Weinen, lieben und an Götter glauben. —

Aus dem Hochland.

Ein altes Pärchen.

Allſommerlich kommt der alte Profeſſor zur Jachenau,
Im Einſpänner ſitzet ſein Hündchen und ſeine verwitterte Frau. —
Sie wohnen beim Kloſterbauer hinten am Bienenhaus,
Sie ſchlafen zum lichten Mittag, und Abends gehen ſie aus.
Die Frau trägt ihren Strickſtrumpf, er trägt das Parapluie,
Auch Thermometer und Fernrohr im ledernen Etui.
Damit erſpäht er die Gemſen auf ſteilen Felſenhöhn,
Und an dem Barometer voraus ſieht er den Föhn.
Auch manchmal ſucht er Schwämme im tiefſten Walddickicht,
Die kocht ihm ſeine Frau dann Sonntags als Leibgericht.
Sie haben keine Kinder — einſam ſchon fünfzig Jahr
Blieb dieſes Profeſſorpärchen, gleichwie ein bräutlich Paar.
Schon als des Kloſterbauers Vater Hochzeit gemacht,
Da haben ſie um die Linde mitgetanzt bei Nacht.
Drum küſſen die Enkel die Hand ihm und ziehen die Kappe ab,
Und wenn der Bauer ſie heimfährt, kutſchirt er ſtets im Trab.
Das Parapluie und das Fernrohr, der Barometer zugleich
Die geben ihm hohes Anſehn im ganzen Thalbereich.
Wer je ihn ſteigen geſehn hat auf Schmugglerpfaden kühn,
Auf Felſenkegeln ſchwindelnd im rothen Abendglühn,
Der ſollte wirklich glauben, und ſolches glaub' auch ich,
Er ſei Aſtrolog und Geheimrath des Königs Alberich.

Bruder Steffen.

Weiter hinauf, nur weiter hinauf. Willkommen du Wildniß —
Wildzerklüftet die Schlucht und ausgewaſchen die Wände.
Fernes Brauſen ertönt wie tief vom Schooße der Felſen,
Aber ſchauſt du zurück, in dem Abgrund leuchtet der Bergſee
Gleichwie ein anderer Himmel herauf; hier hauſet zu Zeiten
Bruder Steffen im Fels, Einſiedel und würdiger Klausner,

Gleichwie ein freundlicher Geiſt des Gebirgs, halb Felſen und Erde,
Halb ein ſtrauchig Gebüſch, ſo grau und zerzauſt und verwildert
Schleicht er zuweilen heraus. Doch ſcheu vor den Menſchen der Thäler
Birgt er ſich Monden hindurch in dem Schooße der rauſchenden Wildniß,
Gleichwie ein Bär des Gebirgs, ein Mankei oder ein Steinbock.
Kommt ſein Stündlein dereinſt, einſam in der Klauſe zu ſterben,
Singt Lebewohl ihm ein Vöglein vielleicht auf ſchwankem Gezweige,
Wolken ſie leuchten herab, und Blätter ſie decken ihn warm zu;
Aber es ſtirbt hier nichts; noch tauſendjährige Stämme
Leuchten aus funkelndem Waſſer hervor und Formen der Urwelt
Lauſchen verſteinert im Fels. So wird auch Steffen dereinſtmals
Mählig verwachſen mit Felſen und Stein. Das verwitterte Antlitz
Grau wie Granit und von Mooſe der Bart und die Augen von Glimmer,
Alſo wird er herniederſchau'n auf die ziehenden Wolken
Und auf die rollende Zeit. Jahrhunderte rauſchen vorüber,
Menſchengeſchlechter ſie tauchen herauf, ſie ſinken hinunter,
Er doch blicket als heiliger Stein in die dämmernde Zukunft,
Gleichwie Aegyptens Sphinx und tönende Säule des Memnon.

Bernhard Endrulat,

geb. am 21. Auguſt 1828 in Berlin; lebt in Itzehoe als Redacteur der Itzehoer Nachrichten.

— Geſchichten und Geſtalten. Hamburg; A. H. Neſtler u. Melle. —

Das Glück.

Was iſt das Glück? —
Nach jahrelangem Ringen,
Nach ſchwerem Lauf ein kümmerlich Gelingen,
Auf greiſe Locken ein vergoldend Licht,
Ein ſpätes Ruhen mit gelähmten Schwingen —?
Das iſt es nicht!

Das iſt das Glück:
Kein Werben, kein Verdienen!
Im tiefſten Traum, da iſt es dir erſchienen,
Und Morgens, wenn du glühend aufgewacht,
Da ſteht's an deinem Bett mit Göttermienen
Und lacht und lacht!

Emil Kuh,

geb. 1828 zu Wien, lebt daſelbſt als Profeſſor der deutſchen Sprache und Literatur an der Handelsakademie.

— Gedichte. Braunſchweig: G. Weſtermann. —

In Ewigkeit.

Sie hatt' ihn lieb, wie keinen ſonſt im Leben,
Sie hatt' ihm Alles, was er bat, gegeben.

Sie fühlte froh ſich nur und reich im Schenken,
Sie kam zur Erde nur, um ihn zu denken.

Doch hatte kaum ein Mond ihr Glück geſehen,
Da faßte ſie der Tod, mit ihm zu gehen.

Vor'm Scheiden wollte ſie nur Eins noch ſagen,
Schon aber war das Pförtlein zugeſchlagen.

Er lebte lang noch trüb und froh hienieden,
Es ward ihm lang noch Luſt und Gram beſchieden.

Der Todten Bild erſchien ihm noch zu Zeiten,
Der Blick, in dem ſie bat: Sollſt mich begleiten!

Und als er ſtarb und eintrat in den Himmel,
Durchſchritt er bang der Sel'gen bunt Gewimmel.

Und als ſich endlich trafen ſein und ihr Geſicht,
Da ſprach ſie nur das ird'ſche Wort: „Vergiß mein nicht!“

Dieß wollte ſie vor'm Scheiden noch ihm ſagen;
Sie hatt' es durch die Ewigkeit getragen.

Paul Heyſe,

geb. 15. März 1830 zu Berlin, ſtudirte daſelbſt und in Bonn claſſiſche und romaniſche Philologie, hielt ſich eine Zeit lang in Italien auf und wurde 1854 vom König Maximilian II. von Baiern nach München berufen.

— Novellen und Terzinen. Berlin; W. Hertz. — Braut v. Cypern. (Lyriſcher Anhang.) Stuttgart; Cotta. —

Die Schlange.

(Aus: Der Salamander.)

Wenn ich das Tollkraut dir vom Munde pflücke,
Das mir den Sinn verwirrt, und ſo umgraut
Von Nacht und Glück mich treffen deine Blicke,

Frag' ich mich oft: Wo hab' ich doch geſchaut
Ein Auge, ſowie dies, nicht zu ergründen?
Ein Auge war's, das nie ein Gram bethaut,

Ein Blick, wie aus den tiefſten Todesſchlünden,
Der, ſeelenlos, die Seele magiſch zwang,
Kalt, und doch mächtig, Fieber zu entzünden,

Daß man hinein ſich tauchte ſtundenlang,
Als leucht' ein Weltgeheimniß draus entgegen,
Unheimlich, unausſprechlich groß und bang;

Wie todte Flammen im Smaragd ſich regen,
Wie Meeresleuchten aus der Tiefe ſprüht,
Goldadern glühn auf unterirdſchen Wegen.

Und heute, da ich einſam im Gemüth
Zurückſann, ſtand mir's auf einen Schlag
Vor Augen wieder, was mich lang bemüht.

Ich hatt' am heißen Frühlingsnachmittag
In Roms Campagna ſchweifend mich verirrt,
Da ein Gewitter ſchwer in Lüften lag.

Kein Schattendach, nicht Heerde, Hund und Hirt,
Kein Vogelruf, kein Laut, als der Cicade
Eintönig Ritornell, das heiſer ſchwirrt.

Und ich, erſchöpft vom Wandern, wo ſich grade
Ein Sitz mir bot, ſtreck' ich die Glieder hin,
Erwartend, daß die Schwüle ſich entlade.

Mir war ſo weltentrückt, ſo fremd zu Sinn,
So fern von allem Heimlichen und Schönen,
Vergehn und Nichtſein ſchien allein Gewinn.

Und plötzlich weckte mich ein heftig Dröhnen;
In Flammen lodernd ſtand das Firmament,
Und Sturm fuhr über's öde Feld mit Stöhnen.

Und wie ein neuer Blitz die Wolken trennt,
Seh' ich, dicht vor mir, eine braune Schlange
Auf dornumranktem Felſen-Poſtament.

Geringelt lag ſie da, — wer ſagt, wie lange? —
Die grauen Augen traurig und erſtaunt
Auf mich geheftet, die geſchuppte Wange

Dicht auf den Stein gedrückt, nicht wohl gelaunt,
Doch müde, ſchien's, und ohne Mordbegier,
Vielleicht vom Donnerton in Schlaf geraunt.

Und ich blieb ſtill. Der Athem ſtockte mir;
Ich mußt' in dies gefeite Auge ſchauen,
Und ſo wohl eine Stunde ruhten wir.

Da erſt begann die Wolkennacht zu thauen,
Sacht ſtand ich auf. Sie aber, regungslos,
Blieb wo ſie war. Ich wandte mich voll Grauen.

Furchtbar vom Himmel rauſchte das Getos
Des Lenzorkans. Doch wie die Blitze flammten,
Ich ſah im Geiſt das Schlangenauge bloß.

So, dacht' ich, glühn die Augen der Verdammten,
Die niederfahren aller Hoffnung bar,
Für immer fern dem Licht, dem ſie entſtammten;

So blickt, Erlöſung hoffend immerdar
Die niedre Creatur mit ſtummem Flehn,
Der eine Seele nicht erſchaffen war. —

Und erſt bei milder Herbſteslüfte Wehn,
So oft auch früher ein Gelüſte ſich regte,
Konnt' ich hinaus, die Stätte wiederſehn.

Ich fand den Ort, wo ich mich niederlegte,
Und — wunderſam! da ruhte noch das Thier,
Das Auge offen, das ſich nicht bewegte.

Mich faßt' ein Schauder. Hat die Feindin hier
Gelauert ſommerlang, mich doch zu faſſen?
Und wieder Aug' in Auge ſtaunten wir.

Und feige ſchien mir's, ihr das Feld zu laſſen.
Ich ſchlug nach ihr; da fielen ihre Ringe
In Staub. Nur aus dem Auge, das gelaſſen

In's Leere ſtierte, war mir's, als entſchwinge
Sich ein gefangner Blitz. Da ließ ich ſie,
Daß ſie nicht noch im Tode mich bezwinge,

Und ihren Scheideblick vergeß ich nie.

Das Thal des Espingo.

Sie zogen zu Berg, an den Bächen dahin,
Mauriſches Volk, reiſig und ſtolz.
Auf Kampf mit den Franken ſtand ihr Sinn,
In Fähnlein ging's an den Bächen dahin,
Drin Schnee der Pyrenäen ſchmolz.

In der feuchten Schlucht ihre Mäntel wehn,
Scharf von den Höhn tönet der Wind.
Ihre Lanzen drohn, ihre Augen ſpähn —
Kein baskiſcher Hut in den Klippen zu ſehn,
Und die Baskenpfeile, die fliegen geſchwind.

Sie reiten über den ganzen Tag
Traurigen Pfad, haſtigen Ritt.
Endlos dünkt ſie der Tannenhag,
Und das Maulthier braucht ſchon der Geißel Schlag,
Und das ſchnaufende Roß geht müden Schritt.

Da neigt ſich der Weg. Aus den Klüften wild
Plötzlich geſenkt führt er zu Thal.
Da liegt zu Füßen, ein ſchimmernd' Bild,
An die Berge geſchmiegt das weite Gefild;
Falter ſtiegen im Sonnenſtrahl.

Der Abend wie lau, und die Wieſen wie grün;
Ulmengezweig wieget die Luft;
Jasmin und gelbe Narciſſen blühn
Und die Halden entlang die Roſen glühn —
Die Näh' und Weite ſchwimmen in Duft.

Da wird den Mauren das Herz bewegt.
Seliger Zeit gedenken ſie,
Wo ſie Haurans ſchlanke Gazellen erlegt,
Wo ſie Märchen gelauſcht und der Liebe gepflegt
Und die Roſen gepflückt von Engadi.

Und ſie ſteigen hinab und es löſt ſich das Heer.
Liebliche Luft ſäuſelt ſie an;
Wie in Roſenhainen um Bagdad her,
Wo die Schwüle lindert der Hauch vom Meer,
So haucht aus dem Grunde der See heran.

Ihre klugen Sorgen — wie bald ſie vergehn!
Waffen und Wehr werfen ſie ab.
Ihre Sinne berauſcht wie von Wiederſehn;
Sie ſchweifen umher, wo die Roſen ſtehn,
Sie tauchen zum Bad in den See hinab.

O Heimathwonne! Die Wachen im Zelt
Lauſchen mit Neid dem Jubel umher.
So friedlich dünkt ſie die ſchöne Welt;
Es lockt ſie hinaus in das duftige Feld,
Und die wachen ſollen — ſie wachen nicht mehr.

Sie wachen nicht mehr! Es wacht in der Nacht
Tücke, der Nacht lauerndes Kind.
Sie ſchleicht ſich hervor aus der Waldung ſacht,
Sie kriecht zu den Zelten – habt Acht, habt Acht!
Die Baskenpfeile, die fliegen geſchwind.

Zu ſpät! Zu nah die grauſe Gefahr.
Waffenentblößt, unter Roſen roth
Zu Boden ſinken ſie, Schaar um Schaar.
O ſeliger Traum, der ſo tückiſch war!
O Heimathwonne, du brachteſt den Tod!

Ueber ein Stündlein.

Dulde, gedulde dich fein!
Ueber ein Stündlein
Iſt deine Kammer voll Sonne.

Ueber den Firſt, wo die Glocken hangen,
Iſt ſchon lange der Schein gegangen,
Ging in Thürmers Fenſter ein.
Wer am nächſten dem Sturm der Glocken,
Einſam wohnt er, oft erſchrocken,
Doch am frühſten tröſtet ihn Sonnenſchein.
Wer in tiefen Gaſſen gebaut,
Hütt' an Hüttlein lehnt ſich traut,
Glocken haben ihn nie erſchüttert,
Ueber ihm iſt's, wenn's gewittert,
Aber ſpät ſein Morgen graut.

Höh' und Tiefe hat Luſt und Leid.
Sag' ihm ab dem thörigen Neid;
Andrer Gram birgt andre Wonne.

Dulde, gedulde dich fein!
Ueber ein Stündlein
Iſt deine Kammer voll Sonne.

Mädchenlied.

Drunten auf der Gaſſen
Stand ich ſein zu paſſen;
Schlugen Nachtigallen
Aus den Fenſtern allen,
Und ich blieb alleine
Bei der Blitze Scheine,
Bis die Nacht gewichen,
Und da bin ich frierend heimgeſchlichen.

Ueber meine Wangen
Iſt der Thau gegangen,
Und nun löſ' ich ſtille
Meiner Locken Fülle.
Daß ein Sturm erginge,
Sich darin verfinge,
Mich zum Himmel trüge,
Weit hinweg aus dieſer Welt der Lüge!

Albert Traeger,

geb. 12. Juni 1830 zu Augsburg, Rechtsanwalt und Notar zu Coelleda.

— Gedichte. Leipzig: E. Keil. —

Einſt wirſt du ſchlummern.

Ob Nachts auch thränenfeucht dein Pfühl,
Und heiß die ruheloſen Lider,
Einſt wirſt du ſchlummern ſanft und kühl,
Und keine Sorge weckt dich wieder.

Vergehe nicht in Angſt und Qual,
Es eilt die Stunde, dich zu retten;
Vier Bretter nur braucht's dünn und ſchmal,
Ein müdes Menſchenherz zu betten.

Und du auch findeſt eine Hand,
Die Augen ſanft dir zuzudrücken,
Mit einer Blume, einem Band
Dir deinen Sarg noch auszuſchmücken:

Der Tod bringt Ruhe deinem Harm,
Die dir das Leben nie vergönnte,
Halt aus: es iſt kein Menſch ſo arm,
Daß er nicht endlich ſterben könnte.

Friedrich Marx,

geb. 1830; k. k. Hauptmann; lebt zu Graz.

— Gemüth und Welt. Hamburg: J. F. Richter. —

Frühlingsblätter.

Schon deckt ſchneeweiße Blüthe
Die Bäumchen, und es bricht
Ein Strahl von Huld und Güte
Aus jedem Angeſicht.

Die öde zertrümmerte Mauer
Umſpinnt ſchon ein grünender Flor,
Da ſteht mir in meiner Trauer
Gewiß auch was Liebes bevor.

O Sehnſucht, Vöglein treues,
So kommſt du jedes Jahr,
Dein Lied, dein ewig neues,
Zu ſingen wunderbar.

Doch ach, vor keinem Hauſe,
Auf keinem Blüthenaſt,
In ſtiller Kirchhofsklauſe
Nun hältſt du deine Raſt.

Von holdem Schmerze trunken
Gen Himmel fliegſt du auf,
Zur Sonne, die geſunken,
Zu richten deinen Lauf.

Aus grünen Zweigen.

(Die Verfaſſerin hat ſich nicht genannt.)

Nachts.

Der Strom nur rauſchet leiſe
Und gönnt ſich keine Ruh,
Ich ſitz' nach alter Weiſe
Vor unſrer Thür; — und du? —
Du biſt in fernen Landen,
Vielleicht in neuen Banden —
Ich weine immerzu.

Die Nacht wirft eine Hülle
Wohl über jeglich Leid, —
Ich wollt', es wäre ſtille
Und dunkel allezeit;
Und, wer da trägt Beſchwerde,
Er fände in der Erde
Ein kühles Bett bereit.

Als in raſchem Wirbeltanze
Glühend wir dahin geflogen,
Hat die Roſ' in meinem Kranze
Deinen Athem eingeſogen.

Ach, und welkte ſo geſchwinde,
Die ſo lebensdurſtig glühte,
Gleich als hätten böſe Winde
Angehaucht die zarte Blüthe.

Iſt mir's beſſer denn ergangen,
Als der Roſ' in meinem Kranze?
Sind nicht meine friſchen Wangen
Auch verblüht ſeit jenem Tanze?

Robert Hamerling,

geb. 21. März 1832 zu Kirchberg am Walde in Niederöſterreich, war Gymnaſial-Profeſſor in Trieſt und lebt, nachdem er von dort ſeine Entlaſſung genommen, in Graz.

— Sinnen und Minnen. Hamburg: Richter. —

Nächtliches Ungewitter.

Horch, Donner rollen durch die finſtere Nacht
Und vom Himmel ſtürzt das rauſchende Waſſer
Und ſchlägt in großen klatſchenden Tropfen
Aus hohe Fenſter,
Und grelle Blitze beleuchten
Mit unerfreulicher Helle
Das einſame Gemach mir,
Und ich wälze mich ſchlaflos auf dem Lager.

Wie unerquicklich, mitternächtiger Weile
So preisgegeben zu ſein hinter den hohen, hellen Fenſtern
Dem Donnergeroll, dem Regengepraſſel, dem grellen Lichtſchein!
Glücklicher preiſ' ich jetzo die Thiere des Walds,
Die draußen unter den breiten Eichenbäumen,
Vergraben in's weiche Moos,
In Klüften ſchlummern oder in Erdhöhlen,
In hohlen Baumſtämmen und unter dichteſten Laubdächern,
Von Blitzen ungeblendet und nichts hörend!
O dieſe ſchlummern friedlich und unbekümmert!
Heiſa, der Sturmwind, der erſt wie ein Wolf nur
Heulte draußen im Feld, nun kommt er

Hyänengleich und reißt die Entſchlummerten
Empor aus der heilgen Gräberſtille des Traums.
Hu, hu, wie brüllt's
Und heult und winſelt und pfeift! Geſpenſter flüchten
Vom Friedhof ſich in die Schornſteine,
Und wimmern
Und ſchlagen die dürren Klapperbeine zuſammen;
Denn toll geworden finden ſie
Die ſonſt ſo friedliche Mitternacht,
Und werden ſelber toll,
Und hinter ihnen herjagend keucht's
Und bellt
Wie eine hölliſche Meute. Vergebens brummt
Zwölf ſalbungsvolle Schläge die Thurmuhr drein.
Was will das metall'ne Gebimmel
Im Brauſen der Urgewalten? Laß ab
Kirchenglocke, fromme Gevatterin!
Es will ja doch
Zu Zeiten ſich auch austoben die Hölle!

Hans Hopfen,

geb. 3. Januar 1835 zu München, lebt in Berlin.

— Nachſtehende Gedichte hier aus Scherers „deutſcher Dichterwald.“ —

Hörbar und faulen Ganges ſchleicht die Zeit
Dahin in meinem ſtillen Krankenzimmer;
Wie ſehn' ich mich aus dieſer Einſamkeit
Nach deiner Augen zauberiſchem Schimmer!

Als ich zuletzt dich ſah — 's iſt lange her —
Bin trotzigen Sinnes ich hinweggegangen;
Seitdem lag ich danieder lang und ſchwer,
Sehnſucht nach dir nahm all' mein Sein gefangen.

Und weil ich nun nach mancher Leidensnacht
Geneſung fühle durch die Adern rinnen,
So wähnt mein Herz, du habeſt mein gedacht,
Aus Zufall nur, doch in geneigtem Sinnen.

Denn alles Erdenglück und jede Luſt
Scheint mir von dir ein lächelnder Gedanke,
So daß ich alle Freuden meiner Bruſt
Nur deiner freundlichen Erinnrung danke.

Ja, tritt dereinſt der Tod an mich heran,
Fürwahr, ich werd' es anders nicht ermeſſen,
Als daß ich nun nicht länger leben kann,
Dieweil du meiner ganz und gar vergeſſen.

Zuweilen dünkt es mich, als hört'
Ich eures Hofhunds heiſeres Gebelle,
Den ich ſo oft des Nachts aus ſeinem Schlaf geſtört,
Wenn ich durch's thauige Gras zur wohlbekannten Stelle
Mich ſchlich, vom ſüßen Wahn bethört.

Wie trieb im Pappelbaum der Wind ſein Spiel,
Daß Blatt um Blatt geſpenſtiſch rauſchte,
Wenn ich empor zu deinem Fenſter lauſchte,
Aus dem ein Liſpelwort der Liebe fiel!
Wir lachten, ſeufzten, lachten wieder;
Ein Blumenſtrauß, den du am Tag gepflückt,
Ein Handſchuh, drauf du einen Kuß gedrückt,
Flog unverſehens in den Kies hernieder.
Nach oben ſchaut' ich unverrückt,
Und doch, ich ſah dich nicht, undeutlich nur
Hob ſich das weiße Nachtkleid aus dem Dunkeln,
Derweil hoch über'm Dach durch der Auguſtnacht Funkeln
Ein Wetterleuchten um das andre fuhr —
Juſt wie geheimſtes Sehnen ſich verräth,
Aufblitzt und ſchweigt und wiederkommt und geht.

Wer bringt uns nun in ferner Einſamkeit
Ein Stündlein nur zurück aus jener ſchönen Zeit?
Mir iſt es juſt, als ſeiſt auch du erwacht
Und ſähſt hinab zum Garten in die Nacht.
Der Hofhund bellt; warum? Es regt ſich nichts —
Nur über's lange Gras im Glanz des Mondenlichts
Schwebt elfenhaft vom Säuſelwind getragen
Ein Traum von Lieb' und Glück aus halbverſchollnen Tagen.

Die Noth.

Ich ſah gar oft im Traum, bevor die Hähne krähen,
Ein hünenhaftes Weib durch meine Nächte gehen,

Das von dem Schild des Reichs den Duft der Jahre blies
Und mir ein flammend' Bild in finſterm Rahmen wies.

Die Wipfel meines Traums verfärbten ſich wie Gluthen,
Es ſcholl von draußen her wie Ueberſchwemmungsfluthen.

Im Rücken dämmerte der Brauch der heut'gen Welt;
Was rings um mich erklang, vertraut war's, doch entſtellt

Entwöhnt ſeit lange ſchon von Hammer, Pflug und Feder,
Trug blutig Handwerkszeug in ſeiner Hand ein Jeder.

Ich ſelber war entſtellt, ergraut in Bart und Haar,
Mein Denken kurz und karg, mein Herz der Sehnſucht bar;

Verloren war mein Lied, vergeſſen war mein König,
Nur ein erſtaunlich' Lied, ſchwertſcharf und glockentönig,

Zog brauſend vor uns her, ein Lied ſo wunderſam,
Zorntriefend, opferfromm, wie ich es nie vernahm.

Millionen ſangen es, durch die verhüllte Gegend
In rother Dörfer Qualm ſich rüſtig fortbewegend.

Am Weg zuweilen fand ein Haus ich, ein Geſicht,
Das dünkte mir bekannt und dennoch kannt' ich's nicht;

Ei was, es ging vorbei, nicht mocht' ich mich beſinnen,
Verloren war ſo viel und Eins nur zu gewinnen.

Und jener grauſe Sang im heil'gen Einerlei
War uns Gebet und Fluch, Grablied und Freudenſchrei.

Wenn dann mein Blick voraus in's Weite ſich verſenkte,
Sah ich das Rieſenweib, das die Millionen lenkte.

In kargen Ringeln fiel ihr Haar um's hohe Haupt,
Von einem ſtolzen Kranz aus engem Stahl umlaubt;

Die Lippen ernſt und ſchmal, gewöhnt wie an's Verſagen,
Lippen, wie ich ſie ſehr geliebt in ſchönen Tagen;

Ihr Auge feucht, jedoch der Fuß mit Erz beſchuht,
Deß Tritt wie glühnden Stahls in feſtgefrornem Blut.

Und donnernd ging das Wort der rieſigen Walkyre
Die Tauſende hinab: „Folgt mir, wie ich euch führe!

„Ihr habt das bunte Reich der Möglichkeit durchſucht,
Bis jedes Mittel ihr erkannt als taube Frucht,

„Bis ihr in mir erwählt den Spruch des alten Weiſen:
Wo keine Kunſt mehr heilt, hilft Feuer oder Eiſen.

„Hie Brand und Stahl! Wohlan, erfüllt des Herrn Gebot;
Sein Zorn fegt durch die Welt. Ich bin die harte Noth."

— So rauſcht das Rieſenweib einher in meinen Nächten,
Das Weib mit ſtrengem Mund und erzumſchloßnen Flechten.

Ich weiß, manch' Eines Traum hat nicht ſo böſen Schwung,
Iſt farblos wie er ſelbſt, wie ew'ge Dämmerung.

Ich kann euch euren Schlaf nicht von den Wimpern rauben,
Doch wer den Schmerz nicht ſcheut, darf an die Flamme glauben.

Sei's denn, Walkyre komm! Wann wird der Tag erſtehn,
Da wir bei Sonnenſchein uns Aug' in Auge ſehn?

Wilhelm Jenſen,

geb. zu Heiligenhafen in Holſtein am 15. Febr. 1837, lebt in Flensburg als Redacteur der Flensb. Norddeutſch. Zeitung.

— Gedichte. Stuttgart; A. Kröner. —

Am erſten Sarge.

Es war in ſchwüler Julizeit; die Gaſſen
Im Städtchen draußen lagen ſtumm verlaſſen,
Und ſchläfrig klang vom Thurm das Glockenſpiel
In's Schulgemach, wo ſchmal wie goldener Duft
Ein Sonnenſtreif an's Wandgetäfel fiel.
Die Fliegen ſummten müde durch die Luft,
Und müde lag es auf den Knabenlidern,
Die auf des alten Römers Weisheit tief
Herniedernickten, nur ein Flüſtern lief
Verſtohlen rund, ein Blick, ein kurz Erwiedern,
Und Alles ſtill, und ſelbſt der Lehrer ſchlief.
Die Blicke alle aber ſtreiften ſcheu
Den Platz zur Rechten mir, der leer heut war;
Dort ſaß mein Nachbar ſonſt; wir hielten treu
Zuſammen ſtets in Noth und in Gefahr,
Wie Kinderſpiel und Ernſt es mit ſich bringen.
Wir hatten's nie geſagt und kaum gedacht,
Daß unſere Herzen an einander hingen,
Daß unſere Augen nach einander gingen,
Und wer's geſagt, wir hätten drob gelacht.

Und langſam von der Wand herniederſank
Der Sonnenſtreifen auf die leere Bank,
Es war der Zeiger der erharrten Stunde;
Wir ließen Cäſar mitten in der Schlacht,
Der Lehrer ſchloß, faſt eh' wir's noch gedacht,
Das Buch, und blickte flüchtig in die Runde
Und ſagte: „Heinrich Wolf iſt heute Nacht
Geſtorben; wer ihn etwa ſehn noch will,
Der muß es heut, die Eltern laſſen's ſagen."
Er ging; ſonſt drängte wohl in wildem Jagen
Jedweder nach der Thür, heut blieb es ſtill;
Der Klang der letzten Worte nur lief ſchrill
Noch an der Wand entlang und wie im Traum
Verklangen leiſe auf dem Flur die Schritte;
Ich ſelbſt gedankenlos in ihrer Mitte —
Todt war er — todt — was war's? Sie wußten's kaum.
Doch lag es ſeltſam auf den Kinderwangen,
Wie Neugier halb und halb wie heimlich Bangen.
Nur mir war's ſo, als ob der warme Strahl
Des Sonnenlichts mit kaltem Flor verhangen,
Und drinnen fühlt' ich's, daß zum erſtenmal
Ein Schauer durch die warme Welt gegangen.
Am Rand der ſtillen Gaſſe lag das Haus,
Ein Garten dran, und in ein dicht Gewirr
Von Blumen ſah ſein Fenſter ſtumm hinaus.
Ringsum ein ſonnenwogendes Geſchwirr —
Sie ſtanden lautlos an des Sarges Rand,
Nur weißer war als ſonſt ſein Angeſicht,
Nur ſeine blauen Augen lachten nicht. –
Und nach einander ſeine kalte Hand
Erfaßten ſie und legten haſtig wieder
Sie auf des Bettes weiße Linnen nieder.
Es war der Tod, der keinen wiedergiebt,
Sie ſahn's und ſchauten doch ungläubig drauf;
Nur mir ſchrie plötzlich es im Herzen auf,
Als hätt' ich nichts ſonſt auf der Welt geliebt,

An dieſen ſtummen Lippen nur gehangen,
Als müßten ſie nach mir zurückverlangen,
Als müßte dieſes Aug', eh es gebrochen,
Nur einmal ſprechen, was es nie geſprochen,
Nur einmal hören, was es nie vernommen,
Was über meine Lippen nie gekommen.
Und wie die todten Augen auf mich ſah'n,
Da mit der Jugend wunderſamem Wahn
Ergriff es mich, als wär' allein von Allen
Dem Tod ich mächtig in den Arm zu fallen,
Als müßte eines Menſchenherzens Sehnen
Allmächtiger ſein als Tod und Grabeshallen;
Und mit der Liebe glaubensſtarkem Wähnen
Bog ich mich auf das kalte Angeſicht
Und ſchloß die Lippen auf den ſtarren Mund.
Umſonſt — die blauen Augen ſah'n mich nicht,
Und keine Antwort gab die Lippe kund. —
Und wie in jener ſagenhaften Stunde,
Da Gott verſchied am Kreuz zu Golgatha,
Fühlt' ſchaudernd ich in ihrem feſten Grunde
Die Erd' um mich erbeben, und ich ſah
Die Sonne ſtürzen, Nacht umzog die Welt,
Ein Riß zerſpaltete des Himmels Zelt,
Auflodernd ſchlugen um mein Haupt die Flammen,
Und an dem Todtenbett brach ich zuſammen.

Ada Chriſten,

pſeudon. für Chriſtine v. Neupauer geb. Friderik,

geb. 1841 in Wien; war nach einer verhängnißſchweren Jugend längere Zeit Schauſpielerin bei ambulanten Truppen, heirathete dann einen ungariſchen Adeligen, der bald darauf im Wahnſinn ſtarb, und lebt jetzt als Schriftſtellerin in ihrer Vaterſtadt.

— Lieder einer Verlorenen. Hamburg: Hoffmann und Campe. — Aus der Aſche. Ebenda. —

Mein letzter Stern ging unter
Als du dich von mir gewandt:
Da bin ich mit vollem Herzen
In's leere Leben gerannt.

Wiedervereinigung.

I.

Küſſe mich; denn, ach! ſie bluten
Alle noch die alten Wunden,
Küſſe mich, daß ich vergeſſe
Alle die verfluchten Stunden.

Laß mich von den ſüßen Lippen
Wieder Glück und Liebe ſaugen,
Laß mich ſterben, überſtrahlet
Von dem Himmel deiner Augen!

II.

Nein ich will dich nimmer fragen,
Ob du mich auch wirklich liebſt;
Mit geſchloſſ'nen Augen nehmen
Will ich, was du gnädig giebſt.

Mit gebundnen Händen ſtelle
Ich mich ſchweigend deiner Macht,
Nichts mehr hoffend, nur befürchtend
Einer Trennung ew'ge Nacht.

Am Teich.

Ich kenne dich, du ſchwarzer Teich,
Genau weiß ich den Tag,
Als eine Todte ſtill und bleich
An deinem Rande lag.

Und als der Pöbel ſcheu und ſtumm
Sich langſam nahte dir
Und abergläubig, feig und dumm
Bekreuzte ſich vor ihr.

Als Knechteshand den ſchönen Leib
Am Haken an ſich riß,
Der rohe Hauf' das todte Weib
Ein gottverdammtes hieß. —

Das ſtarre Antlitz hold und bleich
Schaut' ich ſo manche Nacht;
In ſchwarzen Stunden, ſchwarzer Teich,
Hab' oft ich dein gedacht.

Es pfeift der Wind ſein froſtig Lied,
Und eiserſtarrte Tropfen
Wirft klirrend an die Scheiben er,
Um Kranke wach zu klopfen.

Die alte Frau an meinem Bett
Nickt müd', in Schlaf verſunken,
Die Kohlen im Kamine ſprühn
Bei jedem Windſtoß Funken.

Aufhorchend knurrt der kleine Hund,
Um ächzend fortzuträumen,
Das Lampenlicht ſpielt flackernd roth
Mit der Tapete Bäumen.

Der nackten Göttin weißes Bild
Lacht höhniſch auf mich nieder.
Es pfeift der Wind — Gedanken ziehn —
Ich find' den Schlaf nicht wieder.

Ueber meinem Lager hängt
Welk, beſtaubt und abgeſtorben
Ein beflorter Lorbeerkranz
Neben Myrthen, längſt verdorben.

Und in meinem Fiebertraum
Schaute ich ſie wieder blühen —
Und mich ſelber jugendfreudig
Unter ihrem Duft erglühen.

Aber ach, das Fieber ſchwand.
Welk, ſo wie mein eignes Leben,
Schaue ich die Kränze dort
Nur an dünnen Fäden ſchweben.

Nachtrag zu Seite 331.

Im Mooſe.

Als jüngſt die Nacht dem ſonnenmüden Land
Der Dämmrung leiſe Boten hat geſandt,
Da lag ich einſam noch in Waldes Mooſe.
Die dunklen Zweige nickten ſo vertraut,
An meiner Wange flüſterte das Kraut,
Unſichtbar duftete die Haideroſe.

Und flimmern ſah ich, durch der Linde Raum,
Ein mattes Licht, das im Gezweig der Baum
Gleich einem mächt'gen Glühwurm ſchien zu tragen.
Es ſah ſo dämmernd wie ein Traumgeſicht;
Doch wußte ich, es war der Heimath Licht,
In meiner eignen Kammer angeſchlagen.

Ringsum ſo ſtill, daß ich vernahm im Laub
Der Raupe Nagen, und wie grüner Staub
Mich leiſe wirbelnd Blätterflöckchen trafen.
Ich lag und dachte, ach, ſo Manchem nach,
Ich hörte meines eignen Herzens Schlag,
Faſt war es mir, als ſei ich ſchon entſchlafen.

Gedanken tauchten aus Gedanken auf,
Das Kinderſpiel, der friſchen Jahre Lauf,
Geſichter, die mir lange fremd geworden;
Vergeßne Töne ſummten um mein Ohr,
Und endlich trat die Gegenwart hervor,
Da ſtand die Welle, wie an Ufers Borden.

Dann, gleich dem Bronnen, der verrinnt im Schlund,
Und drüben wieder ſprudelt aus dem Grund,
So ſtand ich plötzlich in der Zukunft Lande;

Ich ſah mich ſelber, gar gebückt und klein,
Geſchwächten Auges, am ererbten Schrein
Sorgfältig ordnen ſtaub'ge Liebespfande.

Die Bilder meiner Lieben ſah ich klar,
In einer Tracht, die jetzt veraltet war,
Mich ſorgſam löſen aus verblichnen Hüllen;
Löckchen, vermorſcht, zu Staub zerfallen ſchier;
Sah über die gefurchte Wange mir
Langſam herab die karge Thräne quillen.

Und wieder an des Friedhofs Monument,
Dran Namen ſtanden die mein Lieben kennt,
Da lag ich betend, mit gebrochnen Knieen,
Und — horch, die Wachtel ſchlug! Kühl ſtrich der Hauch —
Und noch zuletzt ſah ich, gleich einem Rauch,
Mich leiſe in der Erde Poren ziehen.

Ich fuhr empor, und ſchüttelte mich dann,
Wie Einer, der dem Scheintod erſt entrann,
Und taumelte entlang die dunklen Hage;
Noch immer zweifelnd, ob der Stern am Rain,
Sei wirklich meiner Schlummerlampe Schein,
Oder das ew'ge Licht am Sarkophage.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Waldwinkel.

Pole Poppenſpäler.

Novellen

von

Theodor Storm.

Braunſchweig,
Druck und Verlag von George Weſtermann.
1875.

ZENTRALBIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN KLASSIK
N.F.G.

GSt

F 2509

Inhalt.

Seite.
Waldwinkel (1874) 1
Pole Poppenſpäler (1873/4) 113

Waldwinkel.

Ueber dem Dache des Rathhauſes, das zugleich die Wohnung des ſtädtiſchen Bürgermeiſters bildete, kreuzten die erſten Schwalben in der Frühjahrsſonne; auf der Vorſtraße ſtanden die „Bürgermeiſtersbuben“ und ſuchten vergebens die Königin der Luft mit den Lehmkugeln ihres Puſtrohrs zu erreichen. Drinnen aber in ſeinem Geſchäfts- und Arbeitszimmer ſaß der Geſtrenge ſelbſt, der außer dem genannten Amte auch das eines Gerichtsdirectors und Polizeimeiſters in ſeiner Perſon vereinigte, vertieft in einen dicken Actenfascikel, nicht achtend des heiteren Glanzes, der durch die Fenſter zu ihm hereinſtrömte. Da wurde draußen flüchtig an die Thür gepocht, und auf das verdroſſene „Herein“ des Beamten trat ein brauner ſtattlicher Mann über die Schwelle, der indeß die erſte Hälfte der Vierziger ſchon erreicht haben mochte.

Der Bürgermeiſter erhob das rothe behagliche Geſicht aus ſeinen Acten, warf einen flüchtigen Blick auf den Eintretenden und ſagte, als er die feinere Kleidung desſelben bemerkt hatte, mit einer runden Handbewegung: „Wollen Sie gefälligſt Platz nehmen; ich werde gleich zu Ihren Dienſten ſein.“ Dann ſteckte er den Kopf wieder in die Acten.

Der Andere aber war einen Schritt näher getreten. „Biſt du jetzt immer ſo fleißig, Fritz?“ ſagte er. „Du litteſt ehemals nicht an dieſer Krankheit.“

Der Bürgermeiſter fuhr empor, hakte die Brille von der Naſe und ſtarrte den Sprecher aus ſeinen kleinen gutmüthigen Augen an. „Richard, du biſt es!“ rief er. „Mein Gott, wie gut du mich noch kennſt! Und doch, mein Scheitel iſt kahl und der Reſt des Haares grau geworden! Ja, ja, ein ſolches Bürgermeiſteramt!“

Die kleine, beleibte Geſtalt war hinter dem Actentiſch hervorgekommen. Voll Erſtaunen blickte er in das Antlitz des ihn faſt um Kopfeshöhe überragenden Freundes: „Das,“ ſagte er und tätſchelte mit ſeiner kurzen Hand über das noch glänzende braune Haar deſſelben, „das iſt natürlich nur Perrücke; aber die Augen, dieſe unnatürlich jungen Augen, das ſind doch wohl noch die echten, alten aus unſeren luſtigen Tagen!“

Der Gaſt ließ lächelnd dieſen Strom des Geplauders über ſich ergehen, während der Bürgermeiſter ihn neben ſich auf's Sopha niederzog. „Und nun,“ fuhr der Letztere fort, „wo kommſt du her, was biſt du, was treibſt du?“

„Ich, Fritz?“ erwiderte ſcherzend der Andere, „ich ſuche einen Inhalt für das noch immer leere Gefäß meines Lebens; oder vielmehr,“ fügte er etwas ernſter hinzu, „ich ſuche ihn nicht, ich leide nur ein wenig an dieſer Leere.“

Der Bürgermeiſter ſah ihm treuherzig in die Augen. „Du, Richard?“ ſagte er, „der auf der Univerſität alle Facultäten abgeweidet hat! Will doch ein alter Camerad unter einem gewiſſen Anonymus ſogar deine Feder in einer botaniſchen Zeitſchrift entdeckt haben!“

„Wirklich, Fritz? — Er hat nicht fehl geſehen.“

Der kleine dicke Mann beſann ſich. „Du biſt noch ledig?“ fragte er. „Ja? noch immer? Hm! Du warſt ein Schwärmer, Richard! Weißt du noch, als wir Studenten auf der Dornburg tanzten? Du hatteſt derzeit die Braut zu Hauſe; du wollteſt nicht tanzen; du ſaßeſt in der Ecke bei dem langen Waſſermann, der wegen ſeiner großen Stiefeln nicht tanzen konnte, und trankeſt nur Wein, ſehr viel Wein, Richard! Du wollteſt die ſeligen Tänze nicht entweihen, die du daheim mit ihr getanzt hatteſt!"

Der Andere war ein wenig ſtill geworden, während der Bürgermeiſter in plötzlicher Unruhe ſeine goldene Uhr aus dem Abgrund ſeiner Taſche zog. „Sag' mir, Liebſter," begann er wieder, „du ſchenkſt mir doch den heutigen Tag?"

„Ich muß am Nachmittag noch weiter."

„Immer noch der alte Meiſter Unruh?"

„Verzeih, die Extrapoſt iſt ſchon beſtellt! Ihr habt hier einige Meilen nördlich zwiſchen Haideſumpf und Wald noch eine wenig abgeſuchte Flora!"

„Aha!" rief der Bürgermeiſter, „bei Föhrenſchwarzeck, wo die verrückten Junker wohnen, die weder einen Baum fällen, noch ein Stück Haide aufbrechen wollen!"

Der Gaſt nickte. „So ſagte man mir. Es ſoll dort in heimlichen Gründen noch allerlei ſonſt Verſchwundenes zu finden ſein.“

„Nun, Richard, da könnteſt du dich ja im Narrenkaſten einquartieren!“

„Im Narrenkaſten?“

„Freilich! Der Vater der jetzigen Herren hatte noch ſeine Specialtollheit! Da ihm ſein Schloß zu groß wurde, ſo baute er ſich hinaus zwiſchen Haide und Wald; ein Häuslein, alle Fenſter nach einer Seite und drum herum eine Ringmauer, zwanzig Fuß hoch! Und dies Caſtellchen nannte er den „Waldwinkel“, die Leute aber nennen's noch heut' den „Narrenkaſten“. Dort hat er mitten zwiſchen all' dem Unkraut ſeine letzten Jahre abgelebt.“

Der Andere hatte aufmerkſam zugehört. „Wer wohnt denn jetzt darin?“ fragte er.

„Jetzt? Ich denke, Niemand; oder doch nur Eulen und Iltiſſe.“

— — Im Nebenzimmer ſchlug eine Uhr. Der Bürgermeiſter war aufgeſprungen. „Schon elf!“ ſagte er. „Weißt du, Alter! Ich habe noch einen gerichtlichen Actus vor mir; du warſt ja in der Verbindung unſer

Schriftwart,“ und ſchmunzelnd fuhr er fort: „da du ſo eilig biſt, wir würden noch ein Plauderſtündchen mehr gewinnen, wenn du heute dieſes Amt noch einmal im Dienſte unſerer hochnothpeinlichen Gerichtsbarkeit verrichten wollteſt!“

Richard lachte. „Haſt du denn keinen Protocollführer?“

„Nein, Liebſter; da ich die Würde und das Salarium eines Stadtſecretarius ebenfalls in meiner Perſon vereinige, ſo muß ich auch die Laſten dieſes Amtes tragen, wenn nicht der Zufall einen ſo fähigen und gefälligen Freund mir in das Haus bringt.“

— — Einige Minuten ſpäter ſaßen Beide am grünen Tiſch in dem nebenan liegenden Gerichtszimmer. „Du wirſt dich vielleicht noch des gelbhaarigen Theologen erinnern,“ ſagte der Bürgermeiſter, während er ſich mit behaglicher Würde in dem etwas erhöhten Präſidentenſeſſel niederließ, „den wir ſeiner Zeit wohl nicht mit Unrecht den Denuncianten nannten! Wir haben ihn ſeit Jahren hier am Ort; der Herr Magiſter betreibt ein einträgliches Penſionat und ſteht bei Adel und Honoratioren in hohem Anſehen; man wollte ihn eben auch noch mit dem Gottesdienſt an unſerem Landeszuchthaus hier betrauen.“

„Was iſt mit ihm?“ fragte der improviſirte Actuarius, der ſchon ſeine Feder geſchnitzt und den gebrochenen Bogen vor ſich hingelegt hatte. „Ich entſinne mich eigentlich nur ſeines abgetragenen Frackes und ſeiner großen rothen Hände.“

„Du wirſt ihn gleich erſcheinen ſehen,“ ſagte der Bürgermeiſter, mit der einen Hand den über dem grünen Tiſch hängenden Glockenſtrang erfaſſend; „er hatte die Vormundſchaft über ein elternloſes Mädchen; ſie iſt Jahre lang in ſeinem Hauſe geweſen, und er hat ſie theilweiſe mit durch ſeine Schule laufen laſſen. Jetzt iſt er eines verſuchten Verbrechens gegen dieſes Mädchen auf das Kläglichſte verdächtig; es handelt ſich heut' nur noch um eine Gegenüberſtellung Beider.“

Der Bürgermeiſter zog die Klingel, und der eintretende Gefangenwärter erhielt Befehl, den Magiſter vorzuführen.

Es war eine widerwärtige Erſcheinung, die ſich jetzt, dem an der Thür zurückbleibenden Gefängnißwärter vorbei, mit einem geſchmeidigen Bückling in das Zimmer hineinwand.

„Sie brauchen nicht zu weit vorzutreten!“ ſagte der Bürgermeiſter, und der Magiſter zuckte ſogleich um einige Fuß breit wieder rückwärts; gleich darauf erhob er ſeinen platten Kopf mit dem wie angeklebten Gelbhaar gegen die Zimmerdecke und begann ſich zu den ſchwerſten Eiden für ſeine Unſchuld zu erbieten.

Ohne darauf zu achten, zog der Bürgermeiſter aufs Neue die Glocke, und „Franziska Fedders“ trat herein.

Es war die ſchmächtige Geſtalt eines eben aufgeblühten Mädchens; ſie war nicht grade hübſch zu nennen; den Kopf mit den aufgeſteckten dunkelblonden Flechten trug ſie etwas vorgebeugt, der Mund war vielleicht zu voll, die Naſe ein wenig zu ſcharf geriſſen; und als ſie jetzt ihre tiefliegenden grauen Augen aufſchlug, murmelte der Actuarius unwillkürlich vor ſich hin: „Scientes bonum et malum.“

Mit abgewandtem Kopf und mit Gluth übergoſſen, aber mit unverrückter Sicherheit wiederholte ſie jetzt die Hauptangaben ihrer früheren Ausſagen gegen ihren einſtigen Vormund, während dieſer ſeine knochigen Hände rang und ſeufzende Betheuerungen ausſtieß.

Als ſie geendet hatte, begann der Magiſter erſt andeutungsweiſe, dann immer deutlicher ſie eines Verhältniſſes mit ſeinem Gehülfen zu beſchuldigen; ſie ſeien verſchworen, ihn zu ſtürzen, um dann ſelbſt das einträgliche Penſionat zu übernehmen.

Mit offenem Munde und vorgeſtrecktem Halſe horchte das Mädchen dieſen Beſchuldigungen. Richard, der die Feder hingelegt hatte, glaubte zu ſehen, wie von der Gluth des Haſſes ihre Augen dunkler wurden. Plötzlich warf ſie den Kopf empor. „Sie lügen, Sie!“ rief ſie, und wie eine ſcharfe Schneide fuhr es aus dieſer jungen Stimme. Aber, wie über ſich ſelbſt erſchrocken, flogen ihre Blicke unſtät und hülfeſuchend umher, bis ſie in den ernſten Männeraugen haften blieben, die ſo ruhig zu ihr hinüberblickten.

Der Magiſter hatte beide Arme zum Himmel aufgeſtreckt. „Sie! du nennſt mich Sie, Franziska! Du, die ich in der Liebe des Lammes —“ Er brach in ſentimentale Thränen aus; er hatte etwas vom winſelnden Affen an ſich.

„Ich nenne Sie gar nicht mehr!“ ſagte Franziska ruhig, und ihre Augenſterne ruhten noch immer in denen des ihr fremden Mannes, als habe ſie hier einen Halt gefunden, den ſie nicht mehr zu verlaſſen wage.

— — Ueber deſſen Seele fuhr es wie ein Traum, das ſtille Haus am Waldesrand tauchte vor ſeinem inneren Auge auf; ein einſamer Mann und ein verlaſſenes Mädchen wohnten dort. Sie waren nicht mehr einſam und verlaſſen; aber um ſie her in der lauen Sommerluft war nur der ſchwimmende Duft der Kräuter, das Rufen der Vögel und fernab aus der ſtillen Lichtung der unabläſſige Geſang der Grillen. — —

Der Klang der Botenglocke ſchrillte durch das Zimmer. Als Richard aufblickte, ſah er eben das Mädchen aus der Thür verſchwinden, der Magiſter wurde vom Gefängnißwärter abgeführt. — — „Ein geſcheidtes Rackerchen, dieſe Franziska,“ ſagte der Bürgermeiſter, indem er das ſauber abgefaßte Protocoll durch ſeine Namensunterſchrift vollzog. „Schade, daß ſie nichts in bonis hat; wir wiſſen nicht recht, wohin mit ihr; für den gewöhnlichen Mägdedienſt hat ſie zu viel, für eine höhere Stellung zu wenig gelernt.“

Sein Gaſt war im Zimmer auf und ab gegangen. „Freilich, ein anziehendes Köpfchen!“ ſagte er; aber ſeine Worte klangen tonlos, als ſei in der Tiefe die Seele noch mit Anderem beſchäftigt.

„Hm, Richard,“ fuhr der Bürgermeiſter, ſeine Acten zuſammenbindend, fort, „da ſtimmſt du mit unſerem Phyſikus; er meint — er hat mitunter ſolche Einfälle — die Augen ſeien ein halbes Dutzend Jahre älter, als das Mädchen ſelbſt.“

„Und wer iſt jetzt ihr Vormund, Fritz?“

„Ihr Vormund? — ſie hat keinen Verwandten; wir hatten augenblicklich keinen Anderen, es iſt der Schuſtermeiſter an der Hafenecke; ſeit Beginn der Unterſuchung wohnt ſie auch bei ihm.“

— — Eine Stunde ſpäter ſah man den Gaſt des Bürgermeiſters aus einem kleinen Hauſe an der Hafenecke treten und durch eine gegenüberliegende Straße aus der Stadt hinausſchreiten.

Draußen vor den letzten Häuſern hielt ein offener Wagen. Ein großer, löwengelber Hund, den der auf dem Kutſcherſitze nickende Poſtillon an der Leine hatte, riß ſich los und ſprang, freudewinſelnd und mit der mächtigen Ruthe den Staub der Straße peitſchend, dem Kommenden entgegen.

„Leo, mein Hund, biſt du da? Ja, ich komme, ich komme ſchon!“ Ein lebensfroher Ton klang aus dieſen Worten, unter denen der Hund die Liebkoſungen ſeines Herrn entgegennahm.

Vor ihnen, im hellſten Sonnenſcheine breitete ſich ein weites Tiefland aus, zu dem in Wellenlinien ſich der Weg hinunterſenkte. Bald ſaß der Wanderer auf dem Wagen, und während der Hund in großen Sätzen nebenher ſprang, rollte das Gefährte in den jungen Frühling hinaus, der blauen Waldferne zu, die in kaum erkennbaren Zügen den Horizont begrenzte.

* * *

Oben in den Eichbäumen, die vor dem Kruge des Dorfes Föhrenſchwarzeck ſtanden, lärmten die Elſtern, welche ihr Neſt gegen zwei rothbrüſtige Thurmfalken zu vertheidigen ſuchten; die Gäſte in der Schenkſtube konnten kaum ihr eigenes Wort verſtehen.

„Weiß der Henker!“ rief der Krämer aus dem Nachbarſtädtchen, der eben mit dem gegenüberſitzenden Wirthe ſein Quartalgeſchäft gemacht hatte, „was Euch hier alles für Raubzeug um die Ohren fliegt!. Dürfen auch die Falken nicht geſchoſſen werden, Inſpector?“

Der alte graubärtige Mann in brauner Joppe, an den dieſe Worte gerichtet waren, nahm mit der kleinen Meſſingzange eine Kohle aus dem auf dem Tiſche ſtehenden Becken, legte ſie auf ſeine eben geſtopfte kurze Pfeiſe und ſagte dann, während er inmittelſt die erſten Dampfwolken ſtoßweiſe über den Tiſch blies: „Ich weiß nicht, Pfeffers, ich bin nicht für die Falken; da müßt Ihr den neuen Förſter fragen.“ Er ſchien, obſchon es noch in der Morgenfrühe war, ſchon weit im Feld umher geweſen und nur zu kurzer Raſt hier eingekehrt zu ſein; denn die hellen Schweißperlen ſtanden noch auf ſeiner Stirn und ſeinen Strohhut hatte er vor ſich auf dem Schooße liegen.

„Ein neuer Förſter?“ fragte der Krämer. „Wo habt Ihr den denn her bekommen?“

„Weiß nicht genau," erwiderte der Alte; „droben aus dem Reich, mein' ich; aber ſchießen kann e wie gehext, und auf die Dirnen iſt er, wie der Teufel!

„Oho, Casper-Ohm! Da nehmt Eure Ann-Margreth in Obacht!"

„Wird ſich ſchon von ſelber wehren, Pfeffers, meinte der Wirth.

Aber der Krämer hatte noch mehr zu frage „Hm, Inſpector!" ſagte er, „Ihr bekommt ja alle lei Neues in Euren Wald; Eure Herren müſſen a einmal ganz umgängliche Leute geworden ſein! Ha Ihr denn wirklich den alten „Narrenkaſten" an eine Fremden, an einen ganz landfremden Mann vermi thet?"

„Diesmal trefft Ihr ins Schwarze, Pfeffers," ſag der Alte, indem er einen ungeheuren, roh gearbeitete Schlüſſel aus der Seitentaſche ſeiner Joppe hervorzog „ein paar Wagen mit Ingut ſind ſchon geſtern au und eingepackt worden; hab' des Teufels Arbeit mit gehabt, und muß auch jetzt wieder hin, um Fe ſter aufzuſperren und nach dem Rechten zu ſehe meinen Phylax hab' ich geſtern Abend hinter die ho

Hofmauer geſperrt, damit doch eine vernünftige Creaturenſeele bei all' den Siebenſachen über Nacht bliebe."

„Und woher iſt dieſer Miethsmann denn gekommen?" fragte der Krämer wieder.

„Weiß nicht, Pfeffers; kümmert mich auch nicht," erwiderte der Alte; „kann's ſelbſt nicht klein kriegen. Aber der Herr ſoll ein Botanikus ſein; dergleichen Schlages liebt ja auch Alles, was wild zuſammenwächſt."

Der Wirth, der inzwiſchen ſeine mit Kreide auf die Tiſchplatte geſchriebene Abrechnung mit dem Krämer noch einmal revidirt hatte, beugte ſich jetzt vor und ſagte, ſeine Stimme zu vertrautem Flüſtern dämpfend, obgleich Niemand außer den Dreien im Zimmer war: „Wißt Ihr noch, vor Jahren, als in den Blättern ſo viel von der großen Studentenverſchwörung geſchrieben wurde, als ſie die Könige all' vom Leben bringen wollten, — da ſoll er mit dabei geweſen ſein!"

Der Krämer ließ einen langgezogenen Pfiff ertönen. „Da liegt's, Inſpector!" ſagte er, „ich weiß, Ihr hört's nicht gern; aber die Junker, wenn ſie jung ſind, haben ſchon mitunter ſolche Mucken; Euer Junker Wolff iſt ja derzumalen auch bei dem Wartburgſtanze mit geweſen."

Der Alte ſagte nichts darauf; aber der Wirth wußte noch Weiteres zu erzählen, als wenn ſeine klugen Elſtern ihm's von allen Seiten zugetragen hätten. — Hier aus der Gegend ſollte der Fremde ſein; aber drüben bei den Preußen hatte man ihn jahrelang in einem dunklen Kerkerloch gehalten; weder die Sonne, noch die Sterne der Nacht hatte er dort geſehen; nur der qualmige Schein einer Thranlampe war ihm vergönnt geweſen; dabei hatte er ohne Kunde, ob Morgen oder Mitternacht, Tag aus Tag ein geſeſſen und viele dicke Bücher durchſtudirt.

„Aber, Caſper-Ohm," ſagte der Krämer und hielt dem Wirthe ſeine offene Tabaksdoſe hin, „Ihr ſeid doch nicht etwa wieder in einen Grenzproceß verzwirnet?"

„Ich? Wie meint Ihr das, Pfeffers?"

„Nun, ich dachte, Ihr wärt wieder einmal in der Stadt bei dem Winkeladvocaten, dem Actuariatsſchreiber geweſen, bei dem man für die Koſten die Lügen ſcheffelweis drauf zu bekommt."

Caſper-Ohm nahm die dargebotene Priſe. „Ja, ja, Pfeffers,“ ſagte er, einen Blick durchs Fenſter werfend, „wenn ſie einen nicht in Frieden leben laſſen! Hört einmal, wie die armen Heiſters ſchreien!“

„Freilich, Caſper-Ohm. Aber wie ging's denn weiter mit dem Herrn Botanikus?“

„Mit dem? — Nun, glaubt es oder nicht! Eines Tages iſt er plötzlich zu Hauſe angekommen; aber es iſt für ihn doch immer noch zu früh geweſen; denn als er mit ſeinen blinden Augen über die Straße ſtolpert, wird er von einer Carriole zu Boden gefahren, die eben luſtig über das Pflaſter raſſelt.“

„Das verdammte Gejage!“ rief der Krämer.

„Ja, ja, Pfeffers; Ihr kennt das nicht, Ihr ſeid ein lediger Menſch; aber der Herr und die feine Dame, die darin ſaßen, konnten nicht zwiſchen die Pferdeohren hindurch ſehen; ſie hatten zu viel an ihren eigenen Augen zu beobachten.“

„Und hatte er Schaden genommen, der arme Herr?“

„Nein, Pfeffers, nein, das nicht! Aber es iſt ſeine eigene Frau geweſen, die Dame, die mit dem Baron in der Carriole ſaß.“

Der Krämer ließ wieder ſeinen langen Pfiff ertönen. „Das iſt 'ne Sache; ſo iſt er verheirathet geweſen, als die Preußen ihn gefangen haben! Nun, die Frau wird er wohl nicht mit ſich bringen!“

„Sollte man nicht glauben,“ meinte Kasper-Ohm; „denn er ſoll ſich's noch einen meilenlangen Proceß haben koſten laſſen, um nur den Kopf aus dieſem Eheknoten frei zu kriegen.“

„Und der Baron, was iſt mit dem geworden?“

„Den Baron, Pfeffers? Den hat er todtgeſchoſſen; und dann iſt er in die weite Welt gegangen, um ſich all' den Verdruß an den Füßen wieder abzulaufen. Nein, Freundchen, die feine Dame wird er wohl nicht mit her bringen, aber die alte taube Wieb Lewerenz aus Eurer Stadt, und das iſt auch eine gute Frau. Sie hat ihren Dienſt als Waiſenmutter quittirt und kommt nun auf ihre alten Tage in den Narrenkaſten.“

Der Inſpector war inzwiſchen aufgeſtanden. — „Schwatzt Ihr und der Teufel!“ ſagte er, indem er lachend auf die beiden Anderen herabſah; dann trank er ſein Glas aus und ſchritt, den ſchweren Schlüſſel in der Hand, zur Thür hinaus.

— — Unter dem Eichbaum durch, auf welchem der Falke von dem indeß eroberten Neſte auf ihn herabſah, ging er aus dem Gehöfte auf den Weg hinaus, welcher hier, vom Nordende des Dorfes, zwiſchen dicht mit Haſelnußbüſchen bewachſenen Wällen auf die Hauptlandſtraße hinausführte. Schon auf der Mitte deſſelben aber bog er durch eine Lücke des Walles nach links in einen Fußweg ein; in der ſchon drückenden Sonne ſchritt er auf dieſem über einige grüne, wellenförmig ſich erhebende Saatfelder einer mit Eichenbuſch beſetzten Moorſtrecke zu, hinter welcher in breitem Zuge, und noch in dem bläulichen Duft des Morgens ein aus Eichen und ſtattlichen Buchen gemiſchter Laubwald ſeine weichen Linien gegen den blauen Himmel abzeichnete. Der Alte trocknete mit ſeinem Tuch den Schweiß ſich von der Stirn, als er endlich in dieſe kühlen Schatten eintrat; über ihm aus einer hohen Baumkrone ſchmetterte eine Singdroſſel ihren Geſang ins weite Land hinaus.

Ein Viertelſtündchen mochte er ſo gewandert ſein, und der ihn umgebende Laubwald hatte inzwiſchen einem Tannenforſte Platz gemacht, als ſich, aus einem

Seitenſteige kommend, zwei andere Wanderer zu ihm geſellten.

„Geht's denn recht hier nach dem Narrenkaſten?"

Ein Bauernburſche fragte es, der einem zwar einfach, aber ſtädtiſch gekleideten Mädchen ihren Koffer nachtrug.

Der Alte nickte. „Ihr könnt nur mit mir gehen."

„Aber ich will zum Waldwinkel," ſagte das Mädchen.

„Wird wohl auf Eins hinauslaufen. Wenn Sie im Waldwinkel was zu beſtellen haben, ſo iſt's ſchon richtig hier."

„Ich gehöre dort zum Hauſe," erwiderte ſie.

Der Alte, der bisher ſeinen Weg ruhig fortgeſetzt hatte, wandte ſich nach ihr zurück und ſeine Augen blickten immer munterer, während er ſich das junge Weſen anſah. „Nun," ſagte er, „die Frau Lewerenz hätte ich mir, ſo zu verſtehen, um ein paar Jährchen älter vorgeſtellt."

Aber das Mädchen ſchien für ſolche Späße wenig eingenommen. Sie ſah ihn mit ihren großen Augen an und ſagte: „Ich heiße Franziska Fedders. Die

Frau Lewerenz wird wohl mit dem Herrn ſchon dort ſein."

„Da irren Sie denn doch, Mamſellchen," meinte der Alte, indem er mit der einen Hand vor ihr den Hut zog und mit der anderen ihr den großen Schlüſſel zeigte; „die Herrſchaft kommt erſt heute Abend; aber Einlaß ſollen Sie drum doch ſchon bekommen."

Sie ſtutzte; aber nur einen Augenblick ruhte der Zeigefinger an der Lippe. „Es iſt gut," ſagte ſie, „es paßte nicht anders mit dem Fuhrmann; laſſen Sie uns gehen, Herr Inſpector!"

Und ſo wanderten ſie auf dem ſchattigen, mit trockenen Tannennadeln beſtreuten Steige mit einander fort; immer rieſiger wurden die Föhren, die zu beiden Seiten aufſtiegen und ihre Zweige über ſie hinſtreckten. Plötzlich öffnete ſich das Dickicht; eine mit Wieſenkräutern bewachſene, muldenartige Vertiefung, gleich dem Bette eines verlaſſenen Fluſſes, zog ſich quer zu ihren Füßen hin, während jenſeits auf der Höhe wiederum ein Eichen- und Buchenwald ſeine Laubmaſſen ausbreitete. Nur ihnen gegenüber zeigte ſich eine Lücke, durch welche man bis zum Horizont auf ein braunes Haideland hinausblickte. Zur Linken dieſer Durchſicht aber, mit der anderen Seite ſich hart an den Wald hinandrängend, ragte ein altes Backſteingebäude, das durch ſein hohes Dach ein faſt thurmartiges Ausſehen erhielt; eine Mauer, über welche nur die vier Fenſter des oberen Stockwerks ſichtbar waren, trat, von den beiden Ecken der Fronte auslaufend, in ovaler Rundung faſt an den Rand der Wieſenmulde hinaus.

Der Alte, der während des Gehens Franziska von ſeinen Einzugsmühen unterhalten hatte, war ſtehen geblieben und wies ſchweigend nach dem mit ſchwerem Metallbeſchlag bedeckten Thore, das ſich gegenüber in der Mitte der Mauer zeigte. Oberhalb desſelben in einer Sandſteinverzierung befand ſich eine Inſchrift, deren einſt vergoldete Buchſtaben bei dem ſcharfen Sonnenlichte auch aus der Ferne noch erkennbar waren. „Waldwinkel“ buchſtabirte Franziska.

„Oho, Phylax!“ rief der Inſpector. „Hören Sie ihn, Mamſellchen; er hat ſchon meinen Schritt erkannt!“

Aus dem verſchloſſenen Hofe drüben hatte ſich das Bellen eines Hundes hören laſſen; zugleich erhob ſich von einem Eichenaſte, der aus dem Walde auf das Dach hinüberlangte, ein großer Raubvogel und kreiſte jetzt, ſeinen wilden Schrei ausſtoßend, hoch über dem einſamen Bauwerk.

Sie waren indeß auf der kaum noch ſichtbaren Fortſetzung des Waldſteiges in die Wieſenmulde hinabgegangen. Die nach Süden gelegene Frontſeite des immer näher vor ihnen aufſteigenden Gebäudes war von der Sonne hell beleuchtet, ſogar an den Drachenköpfen der Waſſerrinnen, welche unterhalb des Daches gegen den Wald hinausragten, ſah man die Reſte einſtiger Vergoldung ſchimmern. Von den beiden Wetterfahnen, mit welchen an den Endpunkten die kurze Firſt des Daches geziert war, hatte die eine ſich faſt ganz im grünen Laub verſteckt, während die andere ſich regungslos am blauen Himmel abzeichnete.

Und jetzt war das jenſeitige Ufer erſtiegen, und der Inſpector hatte den Schlüſſel in dem Bohlenthore umgedreht.

Ein ſchattiger, mit Steinplatten ausgelegter Hof empfing ſie, während der Pudel mit Freudenſprüngen an ſeinem Herrn emporſtrebte. — Zur Linken des Eingangs war ein ſteinerner Brunnen, neben dem ein augenſcheinlich neu angefertigter mit Waſſer gefüllter Eimer ſtand; an der Mauer des Hauſes, an welcher eben der Sonnenſchein hinabrückte, wucherten hohe, mit Knoſpen überſäete Roſenbüſche; die zu beiden Seiten der Hausthür auf den Hof gehenden Fenſter wurden faſt davon bedeckt. „Der alte Herr,“ ſagte der Inſpector, „hat ſie ſelber noch gepflanzt.“

Dann traten ſie über ein paar Stufen in das Haus. — Zur Linken des Flurs lag die Küche; zur Rechten ein einfenſteriges Zimmer, deſſen Ausrüſtung ſchon die künftige Bewohnerin erkennen ließ. Zwar das hohe Bettgerüſt dort entbehrte noch des Umhanges wie des ſchwellenden Inhalts; aber in der Ecke ſtanden Spinnrad und Haspel und über der altfränkiſchen Commode hing ein desgleichen Spiegelchen, hinter welchem nur noch die kreuzweis aufgeſteckten Pfauenfedern fehlten. „Alſo, das iſt nicht Ihr Zimmer, Mamſellchen!“ ſagte der Alte, noch einmal einen Scherz verſuchend.

Als er keine Antwort erhielt, deutete er auf ſeinen Pudel, der luſtig die zum oberen Stockwerk führende Treppe hinaufſprang. „Folgen wir ihm!“ ſagte er; „dort hinten ſind nur noch die Vorrathskammern.“

Oben angekommen, ſchloß er die Thür zu einem mäßig großen Zimmer auf, das bis auf die Vorhänge völlig eingerichtet ſchien. Die beiden Fenſter, mit denen es über die Wieſenmulde auf den Tannenwald hinausſah, waren die mittleren von den vieren, welche ſie von drüben aus erblickt hatten. Vor dem zur Linken ſtand ein weich gepolſterter Ohrenlehnſtuhl, an der Seitenwand des anderen ein Schreibtiſch mit vielen Fächern und Schiebladen; neben dieſem, bereits im Ticktack ihren Pendel ſchwingend, hing eine kleine Kukuksuhr, wie ſie ſo zierlich weit droben im Schwarzwalde verfertigt werden. Eine altmodiſche, aber noch wohl erhaltene Tapete, mit roth und violett blühendem Mohn auf dunkelbraunem Grund, bekleidete die Wände.

Schweigend, aber aufmerkſam betrachtete Franziska Alles, während ſie dem Alten die Fenſterflügel öffnen half.

Zu jeder Seite dieſes Blumenzimmers und durch eine Thür damit verbunden, lag ein ſchmäleres; beide nur mit einem Fenſter auf den Tannenwald hinausgehend. In dem zur Linken befanden ſich außer einigen Stühlen nur noch ein eiſernes Feldbett und ein paar hohe Reiſekoffer. Franziska warf nur einen flüchtigen Blick hinein, während ihr Führer ſchon die Thür des gegenüberliegenden geöffnet hatte.

„Und nun giebt's was zu leſen!“ rief dieſer. „Der Herr Doctor iſt ſelbſt hier außen geweſen und hat einen ganzen Tag da drinn' geſeſſen.“

Und wirklich, es war eine ſtattliche Hausbibliothek, die hier in ſauberem Einband auf offenen Regalen an den Wänden aufgeſtellt war. Aber während das Mädchen einen Band von Okens Iſis herauszog, der ihr aus des Magiſters Penſionat bekannt war, hatte der Alte dem Fenſter gegenüber ſchon eine weitere Thür erſchloſſen.

Das Zimmer, in welches ſie hineinführte, lag gegen Weſten und im Gegenſatz zu den ſonnigen Räumen der Vorderſeite noch in der Schattendämmerung des unmittelbar daran grenzenden Waldes.

„Sie müſſen nicht erſchrecken, Mamſellchen," ſagte der Alte, indem er auf ein Eiſengitter zeigte, womit das einzige Fenſter nach außen hin verſehen war. „Es iſt kein Gefängniß, ſondern auch nur ſo eine Liebhaberei vom alten Herrn geweſen."

„Ich erſchrecke nicht ſo leicht," ſagte das Mädchen, indem ſie, ihm nach, über die Schwelle trat.

„Nun, ſo wollen wir den Burſchen Ihr Gepäck heraufbringen laſſen; denn dort das Bettchen und das Jungfernſpiegelchen hier auf der Commode werden doch wohl für Sie dahin beordert ſein."

Als Franziska ihre Sachen in Empfang genommen und den Burſchen abgelohnt hatte, meinte der Alte: „Und jetzt, Mamſellchen, werd' ich Sie ins Dorf zurück begleiten; es iſt zwar ein Stündchen Wandern, aber einen guten Eierkuchen wird Ihnen Casper's Marg'reth ſchon zu Mittag backen, und gegen Abend wird der Herr Doctor dort zu Wagen einkehren, um von mir den Schlüſſel in Empfang zu nehmen."

Allein das Mädchen ſchüttelte den Kopf. „Ich bin nun einmal hier; zu eſſen habe ich noch in meiner Reiſetaſche."

Der Alte rieb ſich das bärtige Kinn mit ſeiner Hand. „Aber ich werde Sie einſchließen müſſen; ich muß dem Herrn Doctor ſelbſt den Schlüſſel überliefern.“

„Schließen Sie nur, Herr Inſpector!“

„Hm! — Soll ich Ihnen auch den Phylax hier laſſen?“

„Den Phylax? Weshalb das? Da könnt's am Ende doch noch auf eine Hungersnoth hinauslaufen.“

„Nun, nun, ich dachte nur, er iſt ſo unterhaltſam.“

„Aber ich habe keine lange Weile.“

„Ja, ja; Sie haben Recht.“

„Alſo, Herr Inſpector!“

„Alſo, Mamſellchen, ſoll ich ſchließen?“

Sie nickte ernſthaft; dann, ruhig hinter ihm her ſchreitend, begleitete ſie den Alten auf den Hof hinab. Als dieſer aus der Ringmauer hinausgetreten und das ſchwere Thor hinter ihr abgeſchloſſen war, flog ſie behende in das Haus zurück. Mit dem Kopf an den Fenſterballen lehnend, blickte ſie droben vom Wohnzimmer aus dem Fortgehenden nach, der eben durch die Kräuter an der jenſeitigen Höhe emporſchritt. Als er nebſt ſeinem Hunde drüben zwiſchen den Föhren verſchwunden war, trat ſie in die Mitte des Zimmers zurück; ſie erhob ihre kleine Geſtalt auf den Zehen, athmete tief auf, und langſam um ſich blickend, drückte ſie beide Hände auf ihr Herz. Ein zufriedenes Lächeln flog über das in dieſem Augenblicke beſonders ſcharf gezeichnete Geſichtchen.

Gleich darauf ging ſie durch die Bibliothek in ihre Kammer, wohin nun auch der Sonnenſchein den Weg gefunden hatte. Vor den Spiegel tretend, löſte ſie ihre ſchweren Flechten, daß das dunkelblonde Haar wie Wellen an ihr herabfluthete. So kniete ſie vor ihren Koffer hin, kramte zwiſchen ihren Habſeligkeiten und räumte ſie in die leeren Schubladen der Commode. Ein Käſtchen mit Saftfarben, Pinſeln und Zeichenſtiften, einige Blätter mit nicht ungeſchickten Blumenmalereien waren dabei auch zum Vorſchein gekommen. Als Alles geordnet war, flocht ſie ſich das Haar aufs Neue und kleidete ſich dann ſo zierlich, als der mitgebrachte Vorrath es nur geſtatten wollte.

Wie beiläufig hatte ſie inzwiſchen ein Paar Butterbrödchen aus ihrer Reiſetaſche verzehrt; jetzt, als müſſe ſie innerhalb dieſer Mauern jedes Fleckchen kennen lernen, ſchlüpfte ſie auf leichten Füßen noch einmal durch das ganze Haus; durch alle Zimmer, in die Küche, in den von dort hinabführenden Keller; dann ſtieg ſie auf einer bald von ihr erſpähten Treppe auf den Hausboden, über welchem hoch und düſter ſich das Dach erhob. Es huſchte etwas an ihr vorbei, es mochte ein Iltis oder ein Marder geweſen ſein; ſie achtete nicht darauf, ſondern tappte ſich nach einer der insgeſammt geſchloſſenen Luken und rüttelte daran, bis ſie aufflog. Es war die Hinterſeite des Daches, und unter ihr unabſehbar dehnte ſich die Haide aus, immer breiter aus dem Walde herauswachſend.

Hier in dem dunklen Rahmen der Dachöffnung kauerte ſie ſich nieder; nur ihre grauen Falkenaugen ſchweiſten lebhaft hin und her, bald zur Seite über die in der Mittagsgluth wie ſchlummernd ruhenden Wälder, bald hinab auf die kargen Räderſpuren, welche über die Haide zu der ſo eben von ihr verlaſſenen Welt hinausliefen.

* * *

In der Zeit, die hierauf ſolgte, erfuhr das Wild in der Umgebung des „Narrenkaſtens" eine ihm dort ganz ungewohnte Beunruhigung in der Stille ſeines Sommerlebens. Aus den Kräutern der jungen Tannenſchonung ſpringt plötzlich der Hirſch empor und ſtürmt, nicht achtend ſeines knospenden Geweihes, in das nahe Waldesdickicht; draußen im Moorgrund fliegen zwei ſtahlblaue Birkhähne gluckſend in die Höhe, die ſeit Jahren hier unbehelligt ihre Tänze aufführen durften; ſelbſt Meiſter Reinecke bleibt nicht ungeſtört. In einem alten Raſenhügel hat er ſein Malepartus aufgeſchlagen und ſitzt jetzt in der warmen Mittagsſonne vor einem ſeiner Ausgänge, bald behaglich nach den über der Haide ſpielenden Mücken blinzelnd, bald auf ſeine jungen Füchslein ſchauend, die um ihn her ihre erſten Purzelbäume verſuchen. Da plötzlich ſtreckt er den Kopf und bewegt horchend ſeine ſpitzen Ohren; drüben, vom Saum des Buchenwaldes, hat die Luft einen ungehörigen Laut ihm zugetragen.

Einige Minuten ſpäter ſchreitet ein nicht mehr junger, aber kräftiger Mann über die Haide; ein großer, löwengelber Hund ſpringt ihm voraus und ſteckt die Schnauze in den Eingang des Hünengrabes, durch welchen kurz vorher der Fuchs und ſeine Brut verſchwunden ſind; doch ſein Herr ruft ihn zurück, und er gehorcht ihm augenblicklich. Sie kommen eben aus dem Walde; jetzt ſchreiten ſie weiter über die Haide; bald werden ſie zuſammen dort den Sumpf durchwaten. Sie ſind unzertrennlich, ſie thun das alle Tage; aber die Thiere brauchen ſich vor ihnen nicht zu fürchten; denn der Hund hat nur Augen für ſeinen Herrn und dieſer nur für die ſtille Welt der Pflanzen, welche, einmal aufgefunden, ſeiner Hand nicht mehr entfliehen können; heute ſind es beſonders die Mooſe und einige Zwergbildungen des Binſengeſchlechts, die er unbarmherzig in ſeine grüne Kapſel ſperrt.

Mitunter geht auch ein Mädchen an ſeiner Seite; doch dies geſchieht nur ſelten und bei kürzeren Wanderungen. Meiſtens iſt ſie drüben an der Wieſenmulde, hinter den hohen Mauern des „Waldwinkels“; dort geht ſie in Küch' und Keller einer alten Frau zur Hand, deren gutmüthiges Geſicht ſchon durch die Einförmigkeit ſeines Ausdrucks eine langjährige Taubheit verrathen würde, wenn dies nicht noch deutlicher durch ein Hörrohr geſchähe, das ſie wie ein Jägerhörnchen am Bande über der Schulter trägt. Das Mädchen weiß, daß die Alte einſt die Wärterin ihres jetzigen Herrn geweſen iſt; ſie zeigt ſich ihr überall gefällig und ſucht ihr Alles an den Augen abzuſehen. — Anders ſteht ſie mit dem Herrn ſelber; er hat keinen Blick wieder von ihr erhalten, wie damals in der Gerichtsſtube, als er der Actuar des Bürgermeiſters war, ſo ungeduldig er auch oft darauf zu warten ſcheint. Zuweilen, wenn ſie nach dem Mittagstiſche die Zimmer oben geordnet hat, was ſtets mit pünktlicher Sauberkeit geſchieht, ſitzt ſie auch wohl am Fenſter des kleinen Bibliothekzimmers und malt auf bräunliche Papierblättchen eine Riſpe oder einen Blüthenſtengel, den der Doctor allein oder ſie mit ihm aus der Wildniß draußen heimgebracht hat. Dieſer ſelbſt ſteht dann oft lange neben ihr und blickt ſchweigend und wie verzaubert auf die kleine, regſame Hand.

So war es auch eines Nachmittags, da ſchon manche Woche ihres Zuſammenlebens hingefloſſen war. Er hatte einen Strauß aus Wollgras und geſterntem Bärenlauch vor ihr zurecht gelegt, und ſie war emſig beſchäftigt, ihn auf's Papier zu bringen. Mitunter hatte er ein kurzes Wort zu ihr geſprochen, und ſie hatte ebenſo, und ohne aufzublicken, ihm geantwortet.

„Aber ſind Sie denn auch gern hierher gekommen?" fragte er jetzt.

„Gewiß! Weshalb denn nicht? Bei dem Schuſter roch das ganze Haus nach Leder; und Bettelleute waren es auch."

„Bettelleute? — Weshalb ſprechen Sie ſo hart, Franziska?" — Es ſchien, als wenn er ihr zu zürnen ſuche; aber er vermochte es ſchon längſt nicht mehr. Eine Weile ließ er ſeine Augen auf ihr ruhen, während ſie eifrig an einem Blättchen fortſchattirte; als keine Antwort erfolgte, ſagte er: „Ich bin kein Bettelmann, aber einſam iſt es hier für Sie."

„Das hab' ich gern," erwiderte ſie leiſe und tauchte wieder den Pinſel in die Farbe.

Neben ihr auf dem Tiſche lagen mehrere fertige Blättchen; er nahm eines derſelben, auf dem eine

Blüthe der Cornus suecica gemalt war, und ſchrieb mit Bleiſtift darunter:

Eine andre Blume hatt' ich geſucht —
Ich konnte ſie nimmer finden;
Nur da, wo Zwei beiſammen ſind,
Taucht ſie empor aus den Gründen.

Er hatte das ſo beſchriebene Blatt vor ſie hingelegt; aber ſie warf nur einen raſchen Blick darauf und ſchob es dann, ohne aufzuſehen, wieder unter die anderen Blätter, indem ſie ſich tief auf ihre Zeichnung bückte.

Noch eine Weile ſtand er neben ihr, als könne er nicht fort; da ſie aber ſchweigend in ihrer Arbeit fortfuhr, ſo pfiff er ſeinem Hunde und ſchritt mit ihm ſchweigend in den Wald hinaus.

* * *

Es war ihm ſeltſam ergangen mit dem Mädchen. In augenblicklicher Laune, faſt gedankenlos, hatte er ſie in den Kreis ſeines Lebens hineingezogen; eine Zuthat nur, eine Bereicherung für die einförmigen

Tage hatte ſie ihm ſein ſollen; — und wie anders war es nun geworden! Freilich, die alte Frau Wieb, für die trotz ihrer Taubheit die Welt kein ſtörendes Geheimniß barg, vermochte es nicht zu ſehen; aber ſelbſt der löwengelbe Hund ſah es, daß ſein Herr in den Bann dieſes fremden Kindes gerathen, daß er ihr ganz verfallen ſei; denn mehr wie je drängte er ſich an ihn und blickte ihn mit faſt vorwurfsvollen Augen an.

Lange waren ſie zweck- und ziellos mit einander umhergeſtreift; jetzt, da ſchon die Dämmerung in den Wald herabſank, lagerten Herr und Hund unweit des Fußſteiges unter einem großen Eichenbaum, in dem um dieſe Zeit die Nebelkrähen ſich zu verſammeln pflegten, bevor ſie zu ihren noch abgelegeneren Schlafplätzen flogen.

Der Doctor hatte den Kopf gegen einen moosbewachſenen Granitblock gelehnt, auf dem Franziska ſich einige Male ausgeruht, wenn ſie mit ihm von einem Ausfluge hier vorbeigekommen war. Seine Augen blickten in das Geäſt des Baumes über ihm, wo Vogel um Vogel niederrauſchte, wo ſie durch einander hüpften und krächzten, als hätten ſie die Chronik des Tages mit einander feſtzuſtellen; aber die ſchwarzgrauen Geſellen kümmerten ihn im Grunde wenig; durch ſeine Phantaſie ging der leichte Tritt eines Mädchens, deſſelben, deren müde Füßchen noch vor Kurzem an dieſem Steine herabgehangen hatten, gegen den er jetzt ſeinen grübelnden Kopf drückte.

Was hatte eine Bethörung über ihn gebracht, wie er ſie nie im Leben noch empfunden hatte? — Alles Andere, was er ein halbes Leben lang wie ein unerträgliches Leid mit ſich umhergeſchleppt, es war wie ausgelöſcht, er begriff es faſt nicht mehr. War es nur der Taumel, nach einem letzten Jugendglück zu greifen? Oder war es das Geheimniß jener jungen Augen, die mitunter plötzlich in jähe Abgründe hinabzublicken ſchienen? — So Manches hatte er an ihr bemerkt, das ſeinem Weſen widerſprach; es blitzten Härten auf, die ihn empörten, es war eine Selbſtſtändigkeit in ihr, die faſt verachtend jede Stütze abwies. Aber auch das ließ ihm keine Ruhe; es war ein Feindſeliges, das ihn zum Kampf zu fordern ſchien, ja, von dem er zu ahnen glaubte, es werde, wenn er es bezwungen hätte, mit deſto heißeren Liebeskräften ihn umfangen.

Er war aufgeſprungen; er ſtreckte die Arme mit geballten Fäuſten in die leere Luft, als müſſe er ſeine Sehnen prüfen, um ſogleich auf Leben und Tod den Kampf mit der geliebten Feindin zu beſtehen.

Ueber ihm in der Eiche rauſchten noch immer die Vögel durch einander; da ſchlug der Hund an, und die ganze Schaar erhob ſich mit lautem Krächzen in die Luft. Aber aus dem Walde hörte er ein anderes Geräuſch; kleine leichte Schritte waren es, die eilig näher kamen, und bald gewahrte er zwiſchen den Baumſtämmen das Flattern eines Frauenkleides. Er drückte die Fauſt gegen ſeine Bruſt, als könnte er das raſende Klopfen ſeines Blutes damit zurückdrängen.

Athemlos ſtand ſie vor ihm.

„Franziska!“ rief er. „Wie blaß Sie ausſehen!“

„Ich bin gelaufen,“ ſagte ſie, „ich habe Sie geſucht.“

„Mich, Franziska? Es wird ſchon dunkel hier im Walde.“

Sie mochte die Antwort, nach der ihn dürſtete, in ſeinem Antlitz leſen; aber ſie ſagte einfach — und es war der Ton der Dienerin, welche ihrem Herrn eine Beſtellung ausrichtet: „Es iſt Jemand da, der Sie zu ſprechen wünſcht.“

„Der mich zu ſprechen wünſcht, Franziska?“

Sie nickte. „Es iſt der Vormund, der Schuſter,“ ſagte ſie beklommen, als fühle ſie das Pech an ihren Fingern.

„Ihr Vormund! Was kann der von mir wollen?“

„Ich weiß es nicht; aber ich habe Angſt vor ihm.“

„So kommen Sie, Franziska!“

Und raſch ſchritten ſie den Weg zurück.

— — Es war ein unterſetztes Männlein mit wenig intelligentem, ſtumpfnaſigem Antlitz, das in dem Stübchen der Frau Lewerenz auf ſie gewartet hatte. Richard führte ihn nach dem Wohnzimmer hinauf, wohin Franziska ſchon vorangegangen war.

„Nun, Meiſter, was wünſchen Sie von mir?“ ſagte er, indem er ſich auf den Seſſel vor ſeinem Schreibtiſch niederließ.

Der Handwerker, der trotz des angebotenen Stuhles wie verlegen an der Thür ſtehen blieb, brachte zuerſt in ziemlicher Verworrenheit einige Redensarten vor, mit denen er die Veranlaſſung ſeines heutigen Beſuches zum Voraus zu entſchuldigen ſuchte. Endlich aber kam er doch zur Hauptſache. Ein alter Bäckermeiſter, reich, — ſehr reich und ohne Kinder, wollte Franziska zu ſich nehmen; er hatte fallen laſſen, daß er ſie ſogar in ſeinem Teſtament bedenken werde, wenn ſie treulich bei ihm aushalte; für ihn, den Vormund, ſei es Gewiſſensſache, ein ſolches Glück für ſeine Mündel nicht von der Hand zu weiſen.

Richard hatte, wenigſtens ſcheinbar, geduldig zugehört. „Ich muß Ihre Fürſorglichkeit anerkennen, Meiſter,“ ſagte er jetzt, indem er gewaltſam ſeine Erregung unterdrückte; „aber Franziska wird nicht ſchlechter geſtellt ſein in meinem Hauſe; ich bin bereit, Ihnen die nöthigen Garantien dafür zu geben.“

Der Mann drehte eine Weile den Hut in ſeinen Händen. „Ja,“ ſagte er endlich, „es wird denn doch nicht anders gehen.“

„Und weshalb denn nicht?“

Er erhielt keine Antwort; der Angeredete blickte mürriſch auf den Boden.

Das Mädchen hatte während dieſer Verhandlung laut- und regungslos am Fenſter geſtanden. Als Richard jetzt den Kopf zurückwandte, ſah er ihre großen grauen Augen weit geöffnet; angſtvoll, in flehender Hingebung, alles Sträuben von ſich werfend, blickte ſie ihn an.

„Franziska!“ murmelte er. Einen Augenblick war es todtenſtill im Zimmer.

Dann wandte er ſich wieder an den Vormund; ſein Herz ſchlug ihm, daß er nur in Abſätzen die Worte hervorbrachte. „Sie verſchweigen mir den wahren Grund, Meiſter,“ ſagte er; „erklären Sie ſich offen, wir werden ſchon zuſammen fertig werden.“

Der Andere erwiderte nur: „Ich habe nichts weiter zu erklären.“

Franziska, die mit vorgebeugtem Kopf und offenem Munde den Beiden zugehört hatte, war hinter des Doctors Stuhl getreten. „Soll ich den Grund ſagen, Vormund?“ fragte ſie jetzt; und aus ihrer Stimme klang wieder jener ſchneidende Ton, der wie ein verborgenes Meſſer daraus hervorſchoß.

„Sagen Sie, was Sie wollen,“ erwiderte der

Handwerker, ſeine Augen trotzig auf die Seite wendend.

„Nun denn, wenn Sie es ſelbſt nicht ſagen wollen, — der Bäckermeiſter hat eine Hypothek auf Ihrem Hauſe; ich weiß, Sie werden jetzt von ihm gedrängt!“

Richard athmete auf. „Iſt dem ſo?“ fragte er.

Der Mann mußte es bejahen.

„Und wie hoch beläuft ſich Ihre Schuld?“

Es wurde eine Summe angegeben, die für die Verhältniſſe eines kleinen Handwerkers immerhin beträchtlich war.

„Nun, Meiſter,“ erwiderte Richard raſch; aber bevor er ſeinen Satz vollenden konnte, fühlte er wie einen Hauch Franziska's Stimme in ſeinem Ohr: „Nicht ſchenken! Bitte, nicht ſchenken!“ Und eben ſo leiſe, aber wie in Angſt, fühlte er ſeinen Arm von ihr umklammert.

Er beſann ſich; er hatte ſie ſofort verſtanden.

„Meiſter,“ begann er wieder; „ich werde Ihnen das Geld leihen; Sie können es ſofort erhalten und brauchen mir nur einen Schuldſchein auszuſtellen.

Verſtehen Sie mich wohl — ſo lange Ihre Mündel ſich in meinem Hauſe befindet, verlange ich keine Zinſen! Sind Sie das zufrieden?“

Der Mann hatte noch allerlei Bedenken, aber es war nur des ſchicklichen Rückzugs halber; nach einigem Hin- und Widerreden erklärte er ſich damit einverſtanden.

„So gedulden Sie ſich einen Augenblick! Ich werde Ihnen den erforderlichen Auftrag an meinen Anwalt mitgeben.“

Franziska hatte ſich aufgerichtet; Richard rückte ſeinen Seſſel an den Schreibtiſch. Man hörte die Feder kritzeln; denn die Hand flog, die jene Worte ſchrieb. Raſch war der Brief verſiegelt und wurde von begierigen Händen in Empfang genommen.

Gleich darauf hatte Richard den Mann zur Thür geleitet; Franziska ſtand noch an derſelben Stelle. Wie gebannt, ohne ſich zu rühren, blickten Beide auf die Thür, die ſich eben wieder geſchloſſen hatte, als käme es darauf an, ſich der ſchwerfälligen Schritte zu verſichern, die jetzt langſam die Treppe hinab verhallten. Einen Augenblick noch, und auch das Auf-

und Zuſchlagen der Hausthür und nach einer Weile das des Hofthores klang zu ihnen herauf.

Da wandte er ſich gegen ſie. „Komm!“ ſagte er leiſe und öffnete die Arme.

Es mußte laut genug geweſen ſein; denn ſie flog an ſeine Bruſt, und er preßte ſie an ſich, als müſſe er ſie zerſtören, um ſie ſicher zu beſitzen. „Franzi! Ich bin krank nach dir; wo ſoll ich Heilung finden?“

„Hier!“ ſagte ſie und gab ihm ihre jungen rothen Lippen. — —

Ungehört von ihnen war die Zimmerthür zurückgeſprungen; ein ſchöner ſchwarzgelber Hundekopf drängte ſich durch die Spalte, und bald ſchritt das mächtige Thier ſelbſt faſt unhörbar in das Zimmer. Sie bemerkten es erſt, als es den Kopf an die Hüfte ſeines Herrn legte und mit den ſchönen braunen Augen wie anklagend zu ihm aufblickte.

„Biſt du eiferſüchtig, Leo?“ ſagte Richard, den Kopf des Thieres ſtreichelnd; „armer Camerad, gegen die ſind wir beide wehrlos.“

— — Auch auf dieſen Abend war die Nacht gefolgt. Auf der Schwarzwälder Uhr hatte eben der kleine Kunſtvogel zehn Mal unter Flügelſchlagen ſein „Kukuk“ gerufen, und Richard holte den großen Schlüſſel aus ſeiner Schlafkammer, um, wie jeden Abend, das große Hofthor in der Mauer abzuſchließen.

Als unten auf dem Flur Franziska aus der Küche trat, haſchte er im Dunkeln ihre Hand und zog ſie mit ſich auf den Hof hinab. Schweigend hing ſie ſich an ſeinen Arm. So blickten ſie aus dem geöffneten Thor noch eine Weile in die Nacht hinaus.

Es ſtürmte; die Tannen ſauſten, hinter dem Wald herauf jagte ſchwarzes Gewölk über den bleichen Himmel; aus dem Dickicht ſcholl das Geheul des großen Waldkauzes. Das Mädchen ſchauderte. „Hu, wie das wüſt iſt!“

„Du, haſt du Furcht?“ ſagte er. „Ich dachte, du könnteſt dich nicht grauen.“

„Doch! Jetzt!“ Und ſie drängte ihren Kopf an ſeine Bruſt.

Er trat mit ihr zurück und warf den ſchweren Riegel vor die Pforte; von oben aus den Fenſtern fiel der Lampenſchimmer in den umſchloſſenen Hof hinab. „Der nächtliche Graus bleibt draußen!“ ſagte er.

Sie lachte auf. „Und auch der Vormund!“ raunte ſie ihm ins Ohr.

Er nahm ſie wie berauſcht auf beide Arme und trug ſie in das Haus. — Und auch hier drehte ſich nun der Schlüſſel, und wer draußen geſtanden hätte, würde es gehört haben, wie auf dieſen Klang der große Hund ſich innen vor der Hausthür niederſtreckte.

Bald war auch in den Fenſtern oben das Licht erloſchen, und das Haus lag wie ein kleiner dunkler Fleck zwiſchen unzähligen anderen in der großen Einſamkeit der Waldnacht.

* * *

Franziska war mit dürftiger Kleidung in ihre neue Stellung eingetreten, und obgleich Richard bei ſeiner erſten Verhandlung mit dem Vormunde in dieſer Beziehung alle Fürſorge auf ſich genommen hatte, ſo war bei dem abwehrenden Weſen des Mädchens doch noch kein Augenblick gekommen, in dem er Näheres hierüber hätte mit ihr reden mögen. Freilich war auch dies Gepräge der Armuth und die Scham, womit ſie ſtets bemüht war, es zu verdecken, nur zu einem neuen Reiz für ihn geworden; ein ſüßes, ſchmerzliches Licht ſchien ihm bei ſolchen Anläſſen von ihrem jungen, ſonſt ein wenig herben Antlitz auszuſtrahlen. — Jetzt aber durfte es ſo nicht länger bleiben.

Drei Meilen ſüdlich von ihrem Waldhäuschen lag eine große Handelsſtadt, und eines Morgens in der Frühe hielt draußen vor dem Thore ein leichter, wohlbeſpannter Wagen, um ſie dorthin zu bringen. Leo war im Hinterhauſe eingeſperrt worden. Frau Wieb, nachdem ſie von Beiden noch einige freundliche Worte durch ihr Hörrohr in Empfang genommen hatte, nickte munter nach dem Wagenſitz hinauf, und fort rollten ſie über die holperigen Geleiſe der Haide in die Welt hinaus.

Auf halbem Wege waren ſie in einem Dorfkruge abgeſtiegen. Als die Wirthin die beſtellte Milch brachte, fragte ſie, auf Richard zeigend: „Der Herr Vater nimmt doch auch ein Glas?“

„Freilich,“ wiederholte Franziska, „der Herr Vater nimmt das andere Glas.“

Mit übermüthiger Schelmerei blickte ſie zu ihm hinauf.

Es war noch früh am Vormittage, als ſie die große Stadt erreichten.

Zuerſt wurde für die Oberkleider eingekauft; klare, feingeblümte Stoffe für die heißen, weiche, einfarbige Wollenſtoffe für die kalten Tage. Die Anfertigung der Kleider wurde in demſelben Geſchäfte beſorgt, und Franziska mußte mit einer Schneiderin in ein anliegendes Cabinet gehen, um ſich die Maße nehmen zu laſſen. Zuvor aber waren von Richard, unter lebhafter Mißbilligung der Verkäufer, die einfachſten Schnitte zur Bedingung gemacht: „Fürs Haus und für den Wald!“ Und Franzi hatte die mitleidigen Blicke, womit die jungen Herren des Ladens ſie über den Eigenſinn des „Herrn Vaters“ zu tröſten ſuchten, ohne eine Miene zu verziehen, über ſich ergehen laſſen.

Sie gaben ihre Adreſſe ab und gingen weiter.

Nachdem unterwegs Franziska's Malgeräth vervollſtändigt und bei einer Modiſtin zwei einfache aber zierliche Strohhüte eingehandelt waren, traten ſie in ein Weißwaarengeſchäft. Bevor noch Franziska ein

Wort darein reden konnte, hatte er ein Dutzend fertiger Hemden eingekauft.

„Sie ſind ein Verſchwender!“ ſagte ſie; „das hätt' ich Alles ſelber nähen können.“

„Du haſt Recht!“ erwiderte er, und kaufte das Zeug zu einem zweiten Dutzend.

„Wenn Sie ſo fortfahren, Richard, ſo gehe ich in keinen Laden mehr.“

„Nur noch zum Schuhmacher! — Aber was ſoll das „Sie“? Biſt du mir böſe, Franzi?“

„Nein, du; aber du ſiehſt mir heut' ſo vornehm aus.“

„Weiter!“ ſagte er.

Bald darauf ſtanden ſie in dem eleganteſten Schuhwaaren-Magazin; und die Ladendame, nachdem ſie etwas herabſehend die unſcheinbare Geſtalt des Mädchens gemuſtert hatte, breitete gleichgültig einen Haufen Schuhwerk vor ihnen aus.

Ein Zug der Verachtung ſpielte um Franzi's Lippen, als ſie auf dieſe Mittelwaare blickte; denn ſie beſaß eine Schönheit, welche an dieſem Orte als die höchſte gelten mußte, und deren ſie ſich vollſtändig bewußt war. Aber ſie ſetzte ſich gleichwohl auf den bereit ſtehenden Seſſel und zog ihr Kleid bis an die Knöchel in die Höhe.

Das Frauenzimmer, das mit dem Schuhwerk vor ihr hingekniet war, ſtieß einen Ruf des Entzückens aus. „Ah! Welch' ein Aſchenbrödelfüßchen! Da muß ich Kinderſchuhe bringen."

Wie eine Fürſtin ſaß Franzi auf ihrem Seſſel; Richard, der dieſen Sieg vorausgeſehen hatte, verſchlang den triumphirenden Blick, den ſie zu ihm hinaufſandte.

Die Ladendame aber erſchien ganz wie verwandelt; ihre Käufer waren offenbar plötzlich in die Ariſtokratie der Kundſchaft hinaufgerückt; ſie holte eifrig eine Menge zierlicher Stiefelchen von allen Farben und Arten aus den Glasſchränken hervor, die aber ſämmtlich nach dem Gebot der Mode mit hohen Abſätzen verſehen waren.

„Nein, nein," ſagte Richard lächelnd, „das mag für gewöhnliche Damenfüße gut genug ſein; Füße aus dem Märchen dürfen nicht auf ſolchen Klötzen gehen!"

„Sie haben Recht, mein Herr," ſagte die Ladendame, „aber für die gewöhnliche Kundſchaft müſſen wir uns nach der Mode richten." Dann kramte ſie wieder in ihren Schränken; und nun brachte ſie Stiefelchen, ſo leicht, ſo weich; die Elfen hätten darauf tanzen können; gleich das erſte Paar glitt wie angegoſſen über Franzi's ſchlanke Füßchen.

Noch einige Paare wurden ausgeſucht, auch für die gemeinſchaftlichen Wanderungen zu hoch hinaufreichenden ledernen Waldſtiefelchen das Maß genommen; dann trieben die Beiden weiter durch die wimmelnde Menſchenfluth der großen Stadt. Sie hing an ſeinem Arm; er fühlte mit Entzücken jeden ihrer leichten Schritte, und unwillkürlich ging er immer raſcher, als wolle er den Vorübergehenden jeden Blick auf das bezaubernde Geheimniß dieſer Füßchen unmöglich machen, die nur ihm und keinem Anderen je gehören ſollten.

Mit ſinkendem Abend hielt der Wagen wieder vor dem Hauſe des Waldwinkels.

— — Einige Tage ſpäter brachte die Botenfrau große Packen aus der Stadt; alle Beſtellungen waren auf einmal eingetroffen. Franziska trug die Herrlichkeiten auf ihr Zimmer und ſchloß ſich darin ein. Als ſie nach geraumer Zeit in die Wohnſtube trat, ging ſie auf Richard zu, nahm ihn ſchweigend um den Hals und küßte ihn; dann lief ſie in die Küche, um Frau Wieb heraufzuholen.

Es war aber nur noch ein Theil der Sachen und nur das Einfachſte, das jetzt, auf Bett und Commode ausgebreitet, der gutmüthigen Alten zur Bewunderung vorgezeigt wurde. Dagegen hatte Franziska derzeit nicht vergeſſen, Richard an den Einkauf eines guten Kleiderſtoffs und einer bunten Sonntagshaube für die Alte zu erinnern. Und jetzt, trotz deren Bitten, ſie möge ihr eigen Weißzeug darum nicht verſäumen, gab ſie keine Ruhe, bis ſie zu dem neuen Staat ihr Maß genommen hatte und anderen Tages ſchon zwiſchen zerſchnittenen Stoffen und Papiermuſtern in Frau Wieb's Kämmerchen am Schneidertiſche ſaß. So geſchickt wußte ſie es der alten Frau vorzuſtellen, daß ſie noch keineswegs zu alt ſei, um hier eine Roſette, dort eine Puffe oder Schleife aufgeſetzt zu bekommen, daß dieſe immer öfter aus ihrer Küche in die Zauberwerkſtatt hinüberlief und ihrem Herrn betheuerte, die Franziska mache ſie noch einmal wieder jung.

Richard ſchien kaum dies Treiben zu beachten; nur einmal, als er dem Mädchen auf dem Flur begegnete, da ſie eben mit allerlei Nähgeräth die Treppe herabgekommen war, hielt er ſie an und ſagte: „Aber Franzi, was ſtellſt du denn mit unſerer guten Alten auf? Sie wird ja eitel wie Bathſeba auf ihre alten Tage.“

Franziska ließ eine Weile ihre Augen in den ſeinen ruhen. „Laß nur,“ ſagte ſie dann, „die Alte muß auch ihre Freude haben!“ Und ſchon war ſie durch die Kammerthür verſchwunden.

* * *

Sie wohnten zwiſchen der Haide und dem Walde, in welche ſeit hundert Jahren keine Menſchenhand hineingegriffen hatte; rings um ſie her waltete frei und üppig die Natur.

Die Menſchen waren fern, nur die Bienen kamen und ſummten einſam über die Haide. Einmal zwar

war der alte Inſpector eingekehrt und hatte wegen der nöthigen Feuerung mit der alten Frau Wieb einen Zwieſprach in deren Stübchen abgehalten; dann ein paar Tage ſpäter war ein mächtiges Fuder ſchwarzen Torfes durch den Wald daher gekommen und vor dem Hauſe abgeladen worden; einmal auch hatte der Krämer aus der Stadt mit ſeinen neugierigen Augen ſich herangedrängt, hatte glücklich ein Geſchäft gemacht, war dann aber mit der Weiſung entlaſſen worden, daß in Zukunft Alles brieflich ſolle beſtellt werden. Sonſt war Niemand da geweſen, als die Botenfrau, die zweimal wöchentlich Briefe und Blätter, und was ihr ſonſt zu bringen aufgetragen war, unten in der Küche niederlegte. Einen Beſuch auf dem jenſeit des Waldes liegenden Schloſſe hatte Richard den Junkern zwar verſprochen, aber er wurde immer wieder hinausgeſchoben. So kam auch von dort Niemand herüber. Selbſt die Zeitungen, welche von draußen aus der Welt Kunde bringen ſollten, wurden ſeit Wochen ungeleſen in einem unteren Fache des Schreibtiſches aufgehäuft.

— — Aber an jedem Morgen faſt ſchritten jetzt die Beiden mit einander in die würzige Sommerluft hinaus; Franzi in ihren hohen ledernen Waldſtiefelchen, die Kleider aufgeſchürzt, über der Schulter eine kleine Botaniſirtrommel, die er für ſie hatte anfertigen laſſen. Meiſtens ſprang auch der große Hund an ihrer Seite; mitunter aber, wenn der Himmel mit Duſt bedeckt war, wenn ſtill, wie heimlich träumend, die Luft über der Haide ruhte und der Wald wie dämmerndes Geheimniß lockte, dann wurde wohl der Löwengelbe, wenn er neben ihnen aus der Hausthür ſtürmte, in ſchweigendem Einverſtändniß von ihnen zurück getrieben; haſtig warfen ſie dann das ſchwere Hofthor zurück und achteten nicht des Winſelns und Bellens, das von dem verſchloſſenen Hofe aus hinter ihnen herſcholl. Eilig gingen ſie fort, und endlich zwiſchen Buſch und Haide erreichte es ſie nicht mehr. Nichts unterbrach die ungeheure Stille um ſie her, als mitunter das Gleiten einer Schlange oder von fern das Brechen eines dürren Aſtes: im Laube verſteckt ſaßen die Vögel, mit gefalteten Flügeln hingen die Schmetterlinge an den Sträuchern.

Am Waldesrande waren jetzt in ſeltener Fülle die tiefrothen Hageroſen aufgebrochen. Wenn gar ſo ſchwül der Duft auf ihrem Wege ſtand, ergriffen ſie ſich wohl an den Händen und erhoben ſchweigend die glänzenden Augen gegen einander. Sie athmeten die Luft der Wildniß, ſie waren die einzigen Menſchen, Mann und Weib, in dieſer träumeriſchen Welt.

— — Einmal, nach langer Wanderung, da die Sonne funkelte und ſchon ſenkrecht ihre Mittagsſtrahlen herabſandte, waren ſie unerwartet an den Rand des Waldes gekommen. Sanft anſteigend breitete ein unabſehbares Kornfeld ſich vor ihnen aus; es war in der Blüthezeit des Roggens; mitunter wehten leichte Duftwolken darüber hin; bis gegen den Horizont erblickte man nichts, als das leiſe Wogen dieſer bläulich ſilbernen Fluthen.

Da klang von fern das Gebimmel einer Glocke; weit hinten, drüben aus dem Grunde, wo wohl das Schloß gelegen ſein mochte; gleich einem Rufen klang es durch die ſtille Mittagsluft, und wie hingezogen von den Lauten ſchritt Franziska in das wogende Aehrenfeld hinein, während Richard, an einen Buchenſtamm gelehnt, ihr nachblickte. — Immer weiter ſchritt ſie; es wallte und fluthete um ſie her; und immer ferner ſah er ihr Köpfchen über dem unbekannten Meere ſchwimmen. Da überfiel's ihn plötzlich, als könne ſie ihm durch irgend welche heimliche Gewalt darin verloren gehen. Was mochte auf dem unſichtbaren Grunde liegen, den ihre kleinen Füße jetzt berührten? -- Vielleicht war es keine bloße Fabel, das Erntekind, von dem die alten Leute reden, das dem, der es im Korne liegen ſah, die Augen brechen macht! Es lauert ja ſo Manches, um unſere Hand, um unſeren Fuß zu fangen und uns dann hinabzureißen. — — „Franzi!“ rief er; „Franzi!“

Sie wandte den Kopf. „Die Glocke!“ kam es zurück. „Ich will nur wiſſen, wo die Glocke läutet!“

„Das gilt nicht uns, Franzi; das iſt die Mittagsglocke auf dem Schloß!“

Sie wandte ſich um und kam zurück. Er ſchloß ſie leidenſchaftlich in die Arme. „Weißt du nicht, daß das gefährlich iſt, ſo tief in das Aehrenfeld hineinzugehen?“

„Gefährlich?“ Sie ſah ihn ſeltſam lächelnd an. Dann tauchten ſie in ihren Wald zurück.

— — Ein ander Mal, nach einem ſchwülen Tage, waren ſie erſt ſpät am Nachmittag hinausgegangen. — Als der Abend ſchon tief herabſank, ruhten ſie am Ufer eines großen Waldwaſſers, das rings von hohen Buchen eingefaßt war. Zu ihren Füßen, trotz der regungsloſen Stille, ſchwankte das Schilf mit leiſem Rauſchen an einander; drüben hinter dem jenſeitigen Walde, der ſeine Schatten auf den Waſſerſpiegel warf, zuckte dann und wann ein Wetterſchein empor; Irisduft wehte über den See, und ein lautloſer Blitz erleuchtete ihn.

Er hatte ſich über ſie gebeugt und ließ es wie ein Spiel an ſich vorübergehen, wenn ihr blaſſes Antlitz aus dem Dunkel auftauchte und wieder darin verſchwand. „Weißt du,“ ſagte er, — „es heißt, man ſolle in den Augen eines Weibes noch mitunter das Schillern der Paradieſesſchlange ſehen. Eben, da der Blitz flammte, ſah ich es in deinen Augen.“

„Schillerte es denn ſchön?“ fragte ſie, und hielt ihre Augen offen ihm entgegen.

„Bethörend ſchön.“

Und wieder flammte ein Blitz.

„Du biſt ein Thor, Richard!“

„Ich glaube es ſelber, Franzi.“

Und er legte den Kopf in ihren Schooß, und, zu ihr emporblickend, ſah er wieder und wieder die Wetterſcheine in ihren dunklen Augen zucken.

— — So floß die Zeit dahin. Eines Vormittags aber, als von den Fenſtern des Wohnzimmers aus vor dem niederrauſchenden Regen der Tannenwald nur noch wie eine graue Nebelwand erſchien und die Drachenköpfe unaufhörlich Waſſer von ſich ſpieen, ſtand Richard ſinnend und allein an ſeinem Schreibtiſche, nur mitunter wie abweſend in den trüben Tag hinausblickend.

Franzi trat herein; er hatte ſie heute noch nicht geſehen; am Frühſtückstiſche hatte er vergebens auf ſie gewartet. Jetzt ging ſie ſchweigend auf ihn zu, drückte ihre Augen gegen ſeine Bruſt und hing an ſeinem Halſe, als ſei ſie nur ein Theil von ihm. Er legte ſeinen Arm um ſie, aber er küßte ſie nicht; ſeine Gedanken waren bei anderen Dingen. Er merkte es kaum, als ſie plötzlich wieder aus ſeinem Arm und aus dem Zimmer ſich hinweggeſtohlen hatte.

Als bald darauf wegen einer wirthſchaftlichen Beſtellung Frau Wieb ins Zimmer trat, fand ſie ihren Herrn vor einer aufgezogenen Schieblade ſtehen, aus der er allerlei Papiere auf die Tiſchplatte hervorgekramt hatte. Es waren zum Theil Scheine, deren Vorlegung bei gewiſſen Lebensacten die bürgerliche Ordnung von ihren Mitgliedern zu verlangen pflegt.

„Sag' mir, Wieb,“ rief er der Eintretenden zu, „in welcher Kirche bin ich denn getauft? Du biſt ja damals doch dabei geweſen.“

„Wie?“ fragte die Alte und hielt ihr Hörrohr hin. „In welcher Kirche?“

„Nun ja; mir fehlt der Taufſchein; man muß ſeine Papiere doch in Ordnung haben.“

Nachdem er noch einmal in das Hörrohr gerufen hatte, nannte ſie ihm die Kirche.

Aber er hörte ſchon kaum mehr darauf.

„Nein, nein!“ ſagte er mit leiſen, aber ſcharfen Lauten vor ſich hin, indem er wie abwehrend ſeine Hand ausſtreckte. „Wen geht's was an! Es ſoll mir Niemand daran rühren!“

Als er ſich umwandte, ſtand ſeine alte Wirthſchafterin noch im Zimmer; das Muſter der Tapete, das ſie mit Aufmerkſamkeit betrachtete, ſchien ſie feſtgehalten zu haben. Er fragte ſie: „Was ſiehſt du denn an den verblichenen Blumen, Wieb?“

Die Alte nickte. „Die ſitzen da nicht von ungefähr,“ erwiderte ſie. „Der Herr Inſpector, da er neulich wegen der Feuerung da war, hat es mir erzählt. Vergeſſen und Vergeſſenwerden, Herr Richard!

Wer lange lebt auf Erden,
Der hat wohl dieſe Beiden
Zu lernen und zu leiden!

Der alte Herr vom Schloſſe drüben — der Großvater iſt's geweſen von dem jetzigen — hat nur einen Sohn gehabt, den aber hat er faſt übermäßig geliebt und ihn nimmer, auch da er ſchon in die reiferen Jahre gekommen war, aus ſeiner Nähe laſſen wollen; der junge Herr wäre darüber faſt zum Hageſtolz geworden. Endlich gab's denn doch noch eine Hochzeit, und wie der Vater in ihn, ſo iſt der Sohn in ſeine junge Frau vernarrt geweſen. Der alte Herr aber hat es nicht verwinden können, daß ſeines Kindes Augen jetzt immer nur nach einer Fremden gingen;

er hat den Beiden das Schloß gelaſſen und hat ſich in die Einſamkeit hinausgebaut. Die Tapete hier in dieſem Zimmer, wo er noch Jahre lang gelebt, iſt derzeit von ihm ſelber ausgewählt; es ſeien die Blumen des Schlafes und der Vergeſſenheit, ſo ſoll er oft geſagt haben. — Haben Sie noch etwas zu befehlen, Herr Richard?"

Er hatte nichts.

Als die Alte hinausgegangen war, blickte auch er noch eine Weile auf die rothen und violetten Mohnblumen; dann fielen ſeine Augen auf ein Wandgemälde, das oberhalb der vom Flur hereinführenden Thür die Tapetenbekleidung des Zimmers unterbrach. Es war eine weite Haidelandſchaft, vielleicht die an dem Waldwinkel ſelbſt belegene, hinter welcher eben der erſte rothe Sonnenduft herauſſtieg; in der Ferne ſah man, gleich Schattenbildern, zwei jugendliche Geſtalten, eine weibliche und eine männliche, die Arm in Arm, wie ſchwebend gegen den Morgenſchein hinausgingen; ihnen nachblickend, auf einen Stab gelehnt, ſtand im Vordergrunde die gebrochene Geſtalt eines alten Mannes.

Als Richard jetzt von dem Bilde auf die Umrahmung deſſelben hinüberblickte, trat ihm dort, halb verſteckt zwiſchen allerlei Arabesken, eine Schrift entgegen, die bei näherem Anſchauen in phantaſtiſchen Buchſtaben um das ganze Bild herumlief.

Dein jung' Genoß in Pflichten
Nach dir den Schritt thät' richten;

Da kam ein and'rer junger Schritt,
Nahm deinen jung' Genoſſen mit;

Sie wandern nach dem Glücke,
Sie ſchau'n nicht mehr zurücke.

— Lange ſtand Richard vor dem Bilde, das er früher kaum beachtet hatte.

Würde das Antlitz jenes einſamen Alten, wenn es ſich plötzlich zu ihm wendete, die Züge des Erbauers dieſer Räume zeigen, oder war dieſe Geſtalt das Alter ſelbſt, und würde ſie — nur eines vermeſſenen Worts bedurfte es vielleicht — ſein eigenes Angeſicht ihm zukehren? — Wehte nicht ſchon ein geſpenſtiſch kalter Hauch von dem Bilde zu ihm herab? — Unwillkürlich griff er ſich in Bart und Haar und richtete ſich raſch und ſtraff empor. — Nein, nein; es hatte ihn noch nicht berührt. Aber wie lange noch, ſo mußte es dennoch kommen. Und dann? — —

Er wandte ſich langſam ab und trat an ſeinen Schreibtiſch. Die Papiere, die dort noch umher lagen, legte er in die Schublade zurück, aus der er ſie vorhin genommen hatte. — Draußen ſtrömte unabläſſig noch der Regen.

* * *

In den nächſten Tagen ſchien wieder die Sonne; nur der Wald war noch nicht zu begehen. Aber durch die Haide hatten Richard und Franziska am Nachmittage einen weiten Ausflug gemacht; auf dem Rieſenhügel, in welchem Meiſter Reinecke wohnte, hatten ſie ihr mitgenommenes Vesperbrod verzehrt, während Leo, der diesmal nicht zurückgetrieben war, an den Eingängen des geheimnißvollen Baues ſeine vergeblichen Unterſuchungen fortgeſetzt hatte.

Mit der Dämmerung waren ſie heimgekehrt. —

Als Franzi in das Wohnzimmer trat, ging ſie ſchon wieder in den leichten Stiefeln, die ſie ſtets im Hauſe zu tragen pflegte.

„Du biſt blaß,“ ſagte Richard; „es iſt zu weit für dich geweſen.“

„O, nicht zu weit.“

„Aber du biſt ermüdet, komm'!“ Und er drückte ſie in den großen Polſterſtuhl, der dicht am Fenſter ſtand.

Sie ließ ſich das gefallen und legte den Kopf zurück an die eine Seitenlehne; die ſchmächtige Geſtalt verſchwand faſt in dem breiten Seſſel.

„Wie jung du biſt!“ ſagte er.

„Ich? — Ja, ziemlich jung.“

Sie hatte ihr Füßchen vorgeſtreckt, und er ſah wie verzaubert darauf hinab. „Und was für eine Wilde du biſt,“ ſagte er; „da geht ſchon wieder quer über den Spann ein Riß!“ Er hatte ſich gebückt und ließ ſeine Finger über die wunde Stelle gleiten. „Wie viel Paar ſolcher Dinger verbrauchſt du denn im Jahr, Prinzeßchen?“

Aber ſie legte nur ihren kleinen Fuß in ſeine Hand, löſte ihre ſchwere Haarflechte, die ſie drückte, ſo daß ſie lang in ihren Schooß hinabfiel, und ſtreckte ſich dann mit geſchloſſenen Augen in die weichen Polſter.

Im Zimmer dunkelte es allgemach; draußen in der Wieſenmulde ſtiegen weiße Dünſte auf, und drüben im Tannenwalde war ſchon die Schwärze der Nacht. — Da ſchlug draußen im Hofe der Hund an und Franzi fuhr empor und riß ihre großen, grauen Augen auf.

Nein, es war wieder ſtill; aber von jenſeit des Waldes kam jetzt mit dem Abendwind Muſik herübergeweht.

„Laß doch,“ ſagte Richard, „das kommt nicht zu uns.“

Aber ſie hatte ſich vollends aufgerichtet und ſah neugierig in die Abenddämmerung hinaus.

„Es iſt nur eine Hochzeit, Franzi; ſie werden mit der Ausſteuer drüben am Waldesrand herumfahren.“

„Eine Hochzeit! Wer heirathet denn?“

„Wer? Ich glaube: des Bauervogts Tochter; ich weiß es nicht. Was kümmert es uns; wir kennen ja die Leute nicht.“

„Freilich.“

Sie ſtanden jetzt Beide am Fenſter; er hatte den Arm um ſie gelegt, ſie lehnte den Kopf an ſeine Bruſt. Ein paar Mal, aber immer ſchwächer, wehten noch die Töne zu ihnen her; dann wurde Alles ſtill, ſo ſtill, daß er es hörte, wie ihr der Athem immer ſchwerer ging.

„Fehlt dir etwas, Franzi?“ fragte er.

„Nein; was ſollte mir fehlen?“

Er ſchwieg; aber ſie drängte ihr Köpfchen feſter an ſeine Bruſt. „Du!“ ſagte ſie, als brächte ſie es mühſam nur hervor.

„Ja, Franzi?“

„Du — warum heirathen wir uns nicht?“

Es durchfuhr ihn wie ein elektriſcher Schlag; eine Kette qualvoller Erinnerungen tauchte in ihm auf; die Welt ſtreckte ihre grobe Hand nach ſeinem Glücke aus.

„Wir, Franzi?“ wiederholte er, ſcheinbar ruhig. „Wozu? — Was würde dadurch anders werden?“

„Freilich!“ Sie ſann einen Augenblick nach. „Aber wir lieben uns ja doch!“

„Ja, Franzi! Aber“ — er blickte ihr tief in die

Augen, und ſeine Stimme ſank zu einem Flüſtern, als wage er die Worte nicht laut werden zu laſſen — „es könnte einmal ein Ende haben — plötzlich!“

Sie ſtarrte ihn an. „Ein Ende? — Dann müßte ich wohl fort von hier!“

„Müſſen, Franzi? Weh' mir, wenn du es müßteſt!“

Sie ſchwiegen Beide.

„Wie alt biſt du, Franzi?“ begann er wieder.

„Du weißt es ja, ich werde achtzehn.“

„Ja, ja, ich weiß es, achtzehn; ich bin ein Menſchenalter dir voraus. Ueber dieſen Abgrund biſt du zu mir hinübergeflogen, mußt du immer zu mir hinüber. — Es könnte ein Augenblick kommen, wo dir davor ſchauderte.“

„Was ſprichſt du da?“ ſagte ſie. „Ich verſtehe das nicht.“

„Verſtehe es nimmer, Franzi!“

Aber während ſie athemlos zu ihm emporblickte, zuckte es plötzlich um ihren jungen Mund; es war, als flöhe etwas in ihr Innerſtes zurück.

Hatten ſeine Worte die Schärfe ihres Blicks geweckt und ſah ſie, was ihr bisher entgangen war, einen Zug beginnenden Verfalls in ſeinem Antlitz? — Doch ſchon hatte ſie ſein Haupt zu ſich herabgezogen und erſtickte ihn faſt mit ihren Küſſen. Dann riß ſie ſich los und ging raſch hinaus.

Als ſie fort war, machte er ſich an ſeinem Schreibtiſche zu thun. Mit einem beſonders künſtlichen Schlüſſel öffnete er ein Fach deſſelben, in welchem er ſeine Werthpapiere verwahrt hielt. Er nahm aus den verſchiedenen Päckchen einzelne hervor, ſchlug einen weißen Bogen darum und ſetzte eine Schrift darauf. Als das geſchehen war, nahm er einen zweiten, dem, womit er das Fach geöffnet hatte, völlig gleichen Schlüſſel, paßte ihn in das Schlüſſelloch und legte ihn dann neben die Papiere auf die Tiſchplatte.

Der Abend war ſchon ſo weit hereingebrochen, daß er Alles faſt im Dunkeln that; über den Tannen drüben war ſchon der letzte Hauch des braunen Abendduftſ verglommen.

Als Franziska nach einer Weile mit der brennenden Lampe hereingetreten war und ſchweigend das Zimmer wieder verlaſſen wollte, ergriff er ihre Hand und zog ſie vor den Schreibtiſch.

„Kennſt du das, Franziska?“ fragte er, indem er einige der Papiere vor ihr entfaltete.

Sie blickte ſcharf darauf hin. „Ich kenne es wohl,“ erwiderte ſie; „es iſt ſo gut wie Geld.“

„Es ſind Staatspapiere.“

„Ja, ich weiß; ich habe bei dem Magiſter einmal zu ſolchen ein Verzeichniß machen müſſen.“

Er zeigte ihr ein Convolut, worauf in friſcher Schrift ihr Name ſtand, und nannte ihr den Betrag, der darin enthalten war. „Es iſt dein Eigenthum,“ ſagte er.

„Mein, das viele Geld!“ Sie blickte mit ſcharfen Augen auf das verſchloſſene Päckchen.

„Verſteh' mich, Franzi,“ begann er wieder; „ſchon jetzt iſt es dein; am allermeiſten aber“ — und er verſchlang die junge Geſtalt mit ſeinen Blicken — „in dem Augenblicke, wo du ſelber nicht mehr mein biſt. Du wirſt dann völlig frei ſein; du ſollſt es jetzt ſchon ſein.“

Er ſah ſie an, als erwartete er von ihr eine Frage, eine Bitte um Erklärung; da ſie aber ſchwieg, ſagte er in einem Tone, der wie ſcherzend klingen ſollte:

„Da du jetzt eine Capitaliſtin biſt, ſo muß ich dir auch den nöthigen Eigenthumsſinn einzupflanzen ſuchen."

Und er nahm eine von den Zeitungen, die umherlagen, zog die Geliebte auf ſeinen Schooß und begann die Rubrik der Curſe mit ihr durchzugehen. Dann aber, als ſie ihm aufmerkſam zuzuhören ſchien, lachte er ſelbſt über ſein ſchulmeiſterliches Bemühen. „Es iſt ſpaßhaft! Du und Staatspapiere, Franzi! Du haſt natürlich kein Wort von alle dem verſtanden!"

Aber ſie lachte nicht mit ihm; ſie war von ſeinem Schooße herabgeglitten und begann eingehende Fragen über das eben Gehörte an ihn zu richten.

Er ſah ſie verwundert an. „Du biſt gefährlich klug, Franzi!" ſagte er.

„Magſt du lieber, daß ich's nicht verſtehe, wenn du mich belehrſt?"

„Nein, nein; wie ſollte ich!" — —

Sie wollte gehen, aber er rief ſie zurück. „Vergiß den Schlüſſel nicht!" Und indem er ſie an den Schreibtiſch führte, ſetzte er hinzu: „Dieſes Fach enthält jetzt mein und auch dein Eigenthum. Möge es nie getrennt werden!"

Sie hatte indeſſen eine Schnur von ihrem Halſe genommen, woran ſie eine kleine goldene Kapſel mit den Haaren einer früh verſtorbenen Schweſter auf der Bruſt trug, und war eben im Begriff, daneben auch den Schlüſſel zu befeſtigen; aber ihre geſchäftigen Hände wurden zurückgehalten.

„Nein, nein, Franzi,“ ſagte er. „Was beginnſt du!“ — Er hatte das Mädchen zu ſich herangezogen und küßte ſie mit Leidenſchaft. — „Leg ihn fort, weit fort! zu deinen anderen Dingen. Was denkſt du denn! Soll ich den Caſſenſchlüſſel an deinem Herzen finden?“

Sie wurde roth. „Was du auch gleich nur für Gedanken haſt,“ ſagte ſie und ſteckte den Schlüſſel in die Taſche.

* * *

Es war in der erſten Hälfte des Auguſt. Schwül waren die Tage, trübſelig in der Mauſer ſaßen die Vögel im Walde; nur einzelne prüften ſchon das neue Federkleid zum weiten Abſchiedsfluge; aber deſto ſchöner waren die Nächte mit ihrer erquickenden Kühle;

draußen im Waldwaſſer, wo vordem die Iris blühten wie auf dem Hofe in der Tiefe des offenen Brunnens ſpiegelten ſich jetzt die ſchönſten Sterne; im Nordoſten des nächtlichen Himmels ergoß die Milchſtraße ihre breiten, leuchtenden Ströme.

Richard hatte während einiger Tage den nächſten Umkreis des Waldwinkels nicht verlaſſen; ein Körperleiden aus den Jahren ſeiner Kerkerhaft, die nicht nur im Kopfe des Winkeladvocaten ſpukte, war wieder aufgetaucht und hatte wie eine lähmende Hand ſich auf ihn gelegt.

Jetzt ſaß er, die linde Nacht erwartend, auf einer Holzbank, welche draußen vor der Umfaſſungsmauer angebracht war; an ſeiner Seite lag ſein löwengelber Hund. Stern um Stern brach über ihm aus der blauen Himmelsferne; er mußte plötzlich ſeines Jugendglücks gedenken. — Wo — was war Franziska zu jener Zeit geweſen? — Ein Nichts, ein ſchlafender Keim; wie lange hatte er ſchon gelebt! — — Die Thalmulde entlang begann ein kühler Hauch zu wehen; er hätte wohl lieber nicht in der Abendluft dort ſitzen ſollen.

Da ſchlug der Hund an und richtete ſich auf. Gegenüber aus den Tannen ließen ſich Schritte vernehmen, und bald erſchien die ſchlanke Geſtalt eines Mannes, raſch auf dem Fußſteige hinabſchreitend. „Ruhig, Leo!“ ſagte Richard, und der Hund legte ſich gehorſam wieder an ſeine Seite.

Der Fremde war indeſſen näher gekommen, und Richard erkannte einen jungen Mann in herkömmlicher Jägertracht, mit dunklem krauſen Haar und keckem Geſichtszügen; ſehr weiße Zähne blinkten unter ſeinem ſpitzen Zwickelbärtchen, als er jetzt, leichthin die Mütze rückend, „guten Abend“ bot.

„Sie wünſchen etwas von mir?“ ſagte Richard, indem er ſich erhob.

„Von Ihnen nicht, mein Herr; ich wünſchte das junge Mädchen in Ihrem Hauſe zu ſprechen.“

Es war eine Zuverſichtlichkeit des Tons in dieſen Worten, die Richard das Blut in Wallung brachte. „Und was wünſchen Sie von ihr?“ fragte er.

„Wir jungen Leute haben auf Sonntag einen Tanz im Städtchen drüben; ich bin gekommen, um ſie dazu einzuladen.“

„Darf ich erfahren, wem ſie dieſe Ehre danken ſollte? Ihrer Sprache nach ſind Sie nicht aus dieſer Gegend.“

„Ganz recht,“ erwiderte in ſeiner unbekümmerten Weiſe der Andere; „ich verwalte nur während der Vacanz die erledigte Förſterei der Herrſchaft.“

„Aber Sie irren ſich, Herr Förſter; die junge Dame, die in meinem Hauſe lebt, beſucht nicht ſolche Tänze.“

„O, mein Herr, es iſt die anſtändigſte Geſellſchaft!“

„Ich zweifle nicht daran.“

Der Andere ſchwieg einen Augenblick. „Ich möchte doch die junge Dame ſelber fragen!“

„Es wird nicht nöthig ſein.“

Richard wandte ſich nach der Pforte. Da der Förſter auf ihn zutrat, als wollte er ihn zurückhalten, ſtreckte der Hund ſeinen mächtigen Nacken und knurrte ihn drohend an.

„Bemühen Sie ſich nicht weiter, Herr Förſter!“ ſagte Richard.

Ein ſcharfer Blitz fuhr aus den Augen des jungen Geſellen; er biß in ſeinen Zwickelbart; dann rückte er, wie zuvor, leichthin die Mütze und ging, ohne ein Wort zu ſagen, den Fußſteig, den er gekommen war, zurück. Auf halbem Wege wandte er ſich noch einmal und warf einen Blick nach den Fenſtern des Waldwinkels; bald darauf verſchwand er drüben in dem ſchwarzen Schatten der Tannen.

— Während der Hund, wie zur Wache, noch unbeweglich an dem Rand der Wieſenmulde ſtand, war Richard ins Haus zurückgegangen. Als er oben in das Wohnzimmer trat, ſah er Franziska am Fenſter ſtehen, die Stirn gegen eine der Glasſcheiben gedrückt; ein Staubtuch, das ſie vorher gebraucht haben mochte, hing von ihrer Hand herab.

„Franzi!“ rief er.

Sie kehrte ſich, wie erſchrocken, zu ihm.

„Sahſt du den jungen Menſchen, Franzi?“ fragte er wieder; „es war derſelbe, der uns in letzter Zeit ein paar Mal im Oberwald begegnet iſt.“

„Ja, ich bemerkte es wohl.“

„Haſt du ihn ſonſt geſehen?“

In Richard's Stimme klang etwas, das ſie früher nie darin gehört hatte. Sie blickte ihn forſchend an.

„Ich?“ ſagte ſie. „Wo ſollte ich ihn ſonſt geſehen haben?“

„Nun — er war ſo gütig, dich zum Tanz zu laden.“

„Ach! Tanzen!“ Und ein Blitz von heller Jugendluſt ſchoß durch ihre grauen Augen.

Er ſah ſie faſt erſchrocken an. „Was meinſt du, Franzi?“ ſagte er. „Ich habe ihn natürlich abgewieſen.“

„Abgewieſen!“ wiederholte ſie tonlos, und der Glanz in ihren Augen war plötzlich ganz erloſchen.

„War das nicht recht, Franzi? Soll ich ihn zurückrufen?“

Aber ſie winkte nur abwehrend mit der Hand. — Ohne ihn anzuſehen, doch mit jenem ſcharfen Klang der Stimme, der ſich zum erſten Mal jetzt gegen ihn wandte, fragte ſie nach einer Weile: „Haſt du je getanzt, Richard?“

„Ich, Franzi? Warum fragſt du ſo? — Ja, ich habe einſt getanzt.“

„Nicht wahr, und es iſt dir eine Luſt geweſen?“

„Ja, Franzi,“ ſagte er zögernd, „ich glaube wohl, daß ich es gern gethan.“

„Und jetzt,“ fuhr ſie in demſelben Tone fort, „jetzt tanzeſt du nicht mehr?“

„Nein, Franzi; wie ſollte ich? das iſt vorbei. — Aber du nimmſt mich ja förmlich ins Verhör!“

Er verſuchte zu lächeln; aber als er ſie anblickte, ſtanden die grauen Augen ſo kalt ihm gegenüber. „Vorbei,“ ſagte er leiſe zu ſich ſelber, „der Schauder hat ſie ergriffen; ſie kommt nicht mehr herüber.“

Er ließ es ſtill geſchehen, als ſie nach einer Weile an ſeinem Halſe hing und ihm eifrig ins Ohr flüſterte: „Vergieb! Ich habe dumm geſprochen! Ich will ja gar nicht tanzen.“

* * *

Richard's Unwohlſein hatte in einigen Wochen ſo zugenommen, daß er das Zimmer nicht verlaſſen konnte. Ein Arzt wurde nicht zugezogen, da ihm aus früheren Zufällen die Behandlung ſelbſt geläufig war; ſogar Frau Wieb's aus Wachs und Baumöl gekochte

Salben wurden unerbittlich zurückgewieſen. Beſſer wußte Franziska es zu treffen. Sie ſaß neben ſeinem Lehnſtuhl, wo er, an einem künſtlich von ihr aufgebauten Pulte, einen Aufſatz über hier aufgefundene, ſeltene Doldenpflanzen begonnen hatte; ſie holte ihm die betreffenden Exemplare aus dem mit ihrer Hülfe angelegten Herbarium oder aus der Bibliothek die Bücher, deren er bedurfte; ſie ſuchte darin die einſchlagenden Stellen für ihn auf und las ſie vor. „Wenn ich noch einmal Profeſſor werde,“ ſagte er heiter, „welch' einen Famulus beſitz' ich ſchon!“ Aber ſie war nicht nur ſein Famulus, ſie war auch das Weib, deren ſtille Nähe ihm wohlthat, die ſchweigend ſeine Hand, wenn ſie von der Arbeit ruhte, in die ihre nahm, die ihm die Polſter und den Schemel rückte und ihm mit ſanfter Stimme den Troſt auf baldige Geneſung zuſprach.

Heute — es war am Nachmittag — hatte er ſie fortgeſchickt, um ein buntes Lippenblümchen aufzuſuchen, das nach ſeiner Rechnung ſich jetzt erſchloſſen haben mußte; am Waldwaſſer, das ſie Beide zu allen Tageszeiten oft beſucht hatten, ſtanden hier und da die

Pflänzchen. — Er ſelbſt war in ſeinem Lehnſeſſel bei der begonnenen Arbeit zurückgeblieben; auf Stühlen um ihn her lagen Bücher und Blätter, von Franziska's Hand vor ihrem Weggange ſorgſam nahe gerückt und geordnet. Eben hatte er eine ihrer Zeichnungen hervorgeſucht, die nach ſeiner Abſicht dem Aufſatze beigedruckt werden ſollte; aber ſeine Gedanken gingen über das Blatt nach der Malerin ſelbſt, die jetzt dort drüben der Wald vor ihm verbarg. Ihre hingebende Sorge an ſeinem Krankenſtuhle wollte ihm auf einmal faſt unheimlich ſcheinen; denn — er konnte es ſich nicht verhehlen — Franzi hatte ſich in letzter Zeit ihm zu entziehen geſucht, ſie war faſt wieder ſcheu geworden wie ein Mädchen. Sollte dies demüthige Dienen ein Erſatz ſein? Es war etwas Müdes in ihrem ganzen Thun und Weſen.

Richard hatte den Kopf zurückgelehnt und blickte aus dem Fenſter, in deſſen Nähe ſeine Krankenſtatt aufgeſchlagen war. Durchdie klare Luft flog eben ein Zug von Wandervögeln; als der verſchwunden war, fielen ſeine Augen auf einen Vogelbeerbaum, der drüben vor den Tannen an der Wieſenmulde ſtand; eine Schaar von Droſſeln tummelte ſich flatternd und kreiſchend zwiſchen den ſchon rothen Traubenbüſcheln, die in dem ſcharfen Strahl der Nachmittagsſonne aus dem Grün hervorleuchteten.

Fern aus dem Walde hallte ein Schuß.

„Bartholomäustag!“ ſagte Richard bei ſich ſelbſt; „die Junker haben ihre Jagd eröffnet. — Wenn nur Franzi ſchon zurück wäre!“

Eine ungeduldige Sehnſucht nach ihr ergriff ihn. Er hatte ihr etwas verſagt, woran ſie nur einmal und nie wieder erinnert hatte; aber es ſchien ihm plötzlich klar geworden, dies Verſagen drückte ſie. Wenn er nur erſt geſund wäre! Sie konnten hier nicht ewig bleiben; auch er fühlte jetzt mitunter eine Beklommenheit in dieſer Stille, einen Drang, an den Dingen da draußen wieder friſchen Antheil zu nehmen. Dann, wenn ſie unter Menſchen lebten, mußte ſchon Alles nachgeholt ſein; was er ihr und ſich ſelber einſt entgegengeſetzt hatte, er ſchalt es kranke Träume, die den Dünſten des öden Moors entſtiegen ſeien. Nein, nein! Sein junges Weib zur Seite, wollte er wieder ins volle Leben hinaus; ein ganz froher Mann, befreit von allem grauen Spinngewebe der Vergangenheit. „Franzi, ſüße Franzi!“ rief er und ſtreckte beide Arme nach ihr aus.

Aber ſie kam noch nicht.

Er verſuchte es, ſeine Arbeit wieder aufzunehmen, er blätterte in den umherliegenden Büchern, er ſchrieb eine Zeile, dann legte er die Feder wieder hin. — Von den Eichbäumen, die zu Weſten der Umfaſſungsmauer ſtanden, fielen die Schatten ſchon über den ganzen Hof; nur ſeitwärts durch die oberen Scheiben drang noch ein Sonnenſtrahl ins Zimmer. Da ſah er es drüben aus den Tannen ſchimmern; Franziska trat aus dem Dunkel und ſchritt langſam auf dem Fußſteige hin; ein paar Mal blieb ſie wie aufathmend ſtehen, während ſie durch die Wieſenmulde heraufkam.

Als ſie dann zu ihm ins Zimmer getreten war, legte ſie einen Strauß von blauem Enzian und Haideblüthen vor ihm hin, auch ein Stengel jenes Lippenblümchens war dabei, aber die Knospen waren noch nicht erſchloſſen; vergebens — ſo ſagte ſie — habe ſie ſich überall nach einer aufgeblühten Pflanze umgeſehen; aber morgen oder übermorgen werde ſie gewiß ſchon eine bringen können.

Ihre Augen glänzten, ihre Wangen waren heiß. Er ergriff ihre Hand und wollte ſie an ſich ziehen.

„Du haſt wohl ſehr weit umher geſucht!“ ſagte er. Aber er fühlte ein leiſes Widerſtreben. „O, ziemlich weit! Es war ein wenig feucht, ich muß die Schuhe wechſeln.“

„So thue das erſt, komm' aber bald zurück! Ich habe faſt um dich geſorgt.“

„Um mich? Das war nicht nöthig.“

„Ja, Franzi, wenn man krank im Lehnſtuhl ſitzt! — Ich hörte ſchießen, drüben vom Waldwaſſer her. Haſt du es nicht gehört?“

„Ich? Nein, ich hörte nichts.“ Sie hatte im ſelben Augenblick den Kopf gewandt. „Ich komme gleich zurück,“ ſagte ſie, ohne umzuſehen, und ging raſch zur Thür hinaus.

Als ſie gegangen war, kam der Hund herein, der es bald gelernt hatte, mit ſeiner breiten Pfote die Zimmerthür zu öffnen. Er legte den Kopf auf ſeines Herrn Schooß und blickte ihn wie fragend mit den braunen Augen an. Richard ließ ſeine Hand liebkoſend über den Nacken des ſchönen Thieres gleiten.

„Sei ruhig, Leo!“ ſagte er, „wir Beide bleiben doch beiſammen!“ — Er theilte mit den Fingern das ſeidenweiche Haar unter dem Behang des Kopfes. „Laß ſehen! Haſt du denn die Narbe noch? — Das war ein wilder Strauß mit dem lombardiſchen Strauchdieb damals! So tolle Wege gehen wir nun nicht mehr! — Aber ſchön wird doch auch die neue Fahrt mit deiner jungen Herrin, wenn ſie mit ihren lichten Falkenaugen in die vorüberfliegende Landſchaft blickt, und du, mein Hund, voran in weiten Sprüngen, wie einſtens, da wir noch allein die Welt durchſtreiſten! Denn hinaus wollen wir wieder, weit hinaus, und du, mein Thier — gewiß, wir bleiben bei einander!“

Er hatte ſich hinabgebeugt, aber Leo ſchloß wie beruhigt ſeine Augen und nur die Fahne des mächtigen Schweifes bekundete in ſanften Bewegungen die Zufriedenheit ſeines Innern. So ſaßen ſie ſtill beiſammen, wie ſie es ſonſt ſo oft gethan, Tags an der offenen Landſtraße, wie Abends im behaglichen Quartier. Der reichbegabte Mann und die ſcheinbar ſo weit von ihm getrennte Creatur — in dieſem Augenblicke legte ſich das Gefühl der gegenſeitigen Treue wie erquickender Thau auf beider Haupt.

— — Richard war nicht dazu gekommen, Franzi ſeinen ſo freudig gefaßten Entſchluß mitzutheilen; auch als ſie bald darauf wieder eintrat, und ſelbſt in den folgenden Tagen gelangte er nicht dazu. — Franzi ging wiederholt in den Wald hinaus. Sie brachte ihm die erſchloſſene Blume, um derentwillen ſie zuerſt hinausgegangen war; ſie brachte auch andere, die zu ſeiner Arbeit in Beziehung ſtanden; jedes Mal hatte ſie etwas Neues vorzulegen. In der Vaſe, welche auf dem Schreibtiſche ſtand, ordnete ſie faſt täglich einen neuen Strauß von Gräſern und wilden Blumen, zwiſchen denen jetzt auch ſchon Zweige mit rothen und ſchwarzen Beeren glänzten.

Wenn ſie ihn verlaſſen hatte, fühlte er eine Unruhe, die er ſich ſelber zu geſtehen ſchämte. Denn was konnte ihr geſchehen hier im Walde! — Einen Schuß hatte er nicht wieder gehört; die Jagd mußte, wenn ſie überhaupt betrieben wurde, nach einem entfernteren Theile des Reviers verlegt ſein.

Aber allmälig und immer raſcher fühlte er ſich geneſen; bald ging er im Hauſe, bald mit Leo oder Franzi auch ſchon draußen in der nächſten Umgebung deſſelben umher; mit vollen Zügen athmete er die klare, würzige Herbſtluft. Und jetzt erfaßte ihn aufs Neue eine Ungeduld, bevor noch hier die Blätter fielen, ſeine Pläne zu verwirklichen. Mit raſchem Entſchluß ſetzte er ſich an den Schreibtiſch und theilte ſeinem Freunde, dem Bürgermeiſter, ſeine Abſicht nebſt einer deſſen Perſönlichkeit entſprechenden Begründung mit, zugleich kündigte er ſeinen Beſuch auf die nächſten Tage an. Neben ihm unter dem Briefbeſchwerer lag die jüngſt verfaßte Arbeit, in ſauberer Reinſchrift von Franziska's Hand und fertig zur Verſendung an die Redaction einer botaniſchen Zeitſchrift. Alles ſollte noch heute die Botenfrau zur Poſt bringen.

Als er die Abhandlung hervorzog, um ſie einzuſiegeln, kreuzte beim flüchtigen Einblick ein Gedanke ſeinen Kopf, der ihn antrieb, noch einmal ein in ſeiner Bibliothek befindliches Fachwerk nachzuſchlagen.

Gleich, nachdem er das Zimmer verlaſſen hatte, kam Franziska durch die Außenthür herein. Als ſie den offenen, friſch geſchriebenen Brief auf dem Tiſche liegen ſah, trat ſie auf leiſen Sohlen näher; vorſichtig reckte ſie den Kopf und ihre Augen flogen darüber hin, als wollten ſie die Schrift einſaugen. Ein paar Secunden ſtand ſie noch, ihre Finger fuhren an die Zähne, ein heftiges Erſchrecken lag auf ihrem Antlitz. Dann, als nebenan in der Bibliothek ſich Schritte rührten, entfloh ſie, aus dem Zimmer, aus dem Hauſe und draußen über den Hof; an die Mauer gedrückt, lief ſie in die Haide hinaus, die an der Rückſeite des Gebäudes lag. Eine Weile ſaß ſie hier zwiſchen dem Eichengebüſch auf dem Boden, die Hände um die Knie gefaltet; ihre Blicke flogen von den Wetterfahnen des Hauſes, welche goldſchimmernd in der Morgenſonne aus dem Laub hervorragten, nach dem Wald hinüber und vom Wald zurück zu dem alten Gemäuer, das dort ſo friedlich in dem Grün der Bäume ſtand. Plötzlich ſprang ſie auf; die ganze ſchmächtige Geſtalt bebte, aber ihre Augen blickten entſchloſſen nach dem Walde hinüber. Durch das Gebüſch der Haide lief ſie ſeitwärts an der Wieſenmulde entlang. Als ſie beim Zurückblicken das Haus nicht mehr gewahren konnte, ging ſie durch die wuchernden Kräuter in dieſelbe hinab und verſchwand dann jenſeits zwiſchen den Stämmen der Waldbäume.

— Als ſie nach reichlich einer Stunde wieder ins Haus trat, ſchien jede Spur einer Aufregung aus ihrem Angeſicht verſchwunden.

„Biſt du endlich da, Franzi?“ ſagte Richard, der ihr auf dem Flur entgegenkam; „ich ſuche dich ſeit einer Stunde.“

Franziska drückte ihm leicht die Hand. „Verzeih', daß ich dir's nicht ſagte. Mir war der Kopf benommen, ich mußte einen Gang ins Freie machen.“

Er legte ihren Arm in ſeinen. „Komm!“ ſagte er und zog ſie mit ſich die Treppe hinauf nach dem Wohnzimmer.

Hier faßte er ſie an beiden Händen und blickte ſie lang und liebevoll mit ſeinen ernſten Augen an.

Sie ſenkte den Kopf ein wenig und fragte: „Was haſt du, Richard? Du biſt ſo feierlich.“

„Franzi,“ ſagte er, „gedenkſt du wohl noch der Hochzeitsmuſik, die Abends vom Waldesrand zu uns herüberwehte?“

Sie nickte ohne aufzuſehen.

„Und jener Worte, die ich damals zu dir ſprach? — Ich war ein Thor, Franzi; die ungewohnte Einſamkeit hatte mir den Muth gelähmt. Doch jetzt bin ich ein eigenſüchtiger Menſch; ich kann nicht anders, ich muß dich halten, unauflöslich feſt, auch wenn du gehen wollteſt! Ich ertrag's nicht länger, daß du frei biſt. — Das iſt Selbſterhaltung, Franzi, ich kann nicht leben ohne dich.“

Immer inniger ruhten ſeine Augen auf ihr, immer näher hatte er ſie an ſich gezogen.

Bebend hing ſie in ſeinen Armen. „Wann,“ ſagte ſie, „wann denkſt du, daß es ſein ſollte?“

„Macht's dich beklommen, Franzi?“ — Er legte ſeine Hand auf ihre dicke, ſeidene Flechte, und drückte ihren Kopf zurück, daß er ihr Antlitz ſehen konnte. „Ich hab' dich überraſcht, beſinne dich! — Wir brauchen keine Hochzeitsmuſik; in dieſer Stille, wo du mein geworden biſt, mag auch die Außenwelt ihr Recht bekommen. Die alte gute Wieb, ihr Freund, der Inſpector; wir brauchen keine anderen Zeugen! Und übermorgen reiſe ich zu deinem Vormund, zu unſerem

Freund, dem Bürgermeiſter; die paar Tage noch biſt du Strohwittwe; dann, Franzi, dann verlaſſen wir uns nicht mehr.“

Er ſchwieg.

Sie öffnete die Lippen; aber es war, als wenn die Worte nicht hinüber wollten. „Und wann,“ ſagte ſie endlich, „wirſt du wiederkommen?“

„Am Sonnabend reiſe ich; am Dienstag bin ich wieder da. Dann hoff' ich, Alles mitzubringen: die nöthigen Scheine, die Licenz, das Hochzeitskleid. — — Ja, Franzi, die Tage deiner Freiheit ſind gezählt! Du wirſt mir doch indeß nicht etwa fortgeflogen ſein?“ —

Mit dem glücklichſten Lächeln blickte er ſie an. „Und nun geh', mein geliebtes Weib! Ich hab' noch Mancherlei für uns zu ordnen.“

* * *

Die letzte Nacht vor der Abreiſe war gekommen. — Die drei Bewohner des Waldwinkels befanden ſich in ihren Schlafgemächern; Leo, der treue Wächter, lag, wie ſtets um dieſe Zeit, unten im Flur quer vor der Hausthür hingeſtreckt. Im Hauſe war Alles ſtill, wenn nicht mitunter ein Huſten der alten Frau Wieb aus deren Gardinenbett hervorbebte, oder droben im Wohnzimmer der Uhrenkukuk von Stunde zu Stunde die Stationen der Nacht in die ſchweigenden Räume hinausrief. — Draußen aber wühlte der Wind in den Bäumen; die Wetterfahnen kreiſchten auf dem Dache, und allerlei Stimmen ſchwebten, wenn der Sturm zu neuem Zuge den Athem anhielt, aus dem Walde herüber.

— — Horch! Klang da nicht ein Fenſter? Das einzige an der Weſtſeite des Hauſes, wo die Eichenzweige die Mauer faſt berühren?

Nein, nur in den Lüften brauſte es ſtärker; es ſchien ſich weiter nichts zu rühren; die alte Frau Wieb huſtete; oben rief der Kukuk Eins! – Die Nacht rückte weiter; nichts, was nicht ſonſt auch da war, ließ ſich hören. Die wenigen Sterne, die durch die vorüberjagenden Wolken blinkten, erblichen nach und nach.

— — In der erſten Dämmerung ſtand Franziska vor Richard's Bette. Er ſchlief noch; ſie kniete nieder und küßte ſeine Hand, die über den Rand des Bettes herabhing; und als er die Augen aufſchlug, ſagte ſie: „Du mußt aufſtehen, Richard; der Wagen wird bald da ſein!“

„Franzi!“ rief er, die Augen zu ihr aufſchlagend, und nach einer Weile, da der Nebel des Schlafs von ſeiner Stirn gewichen war, ſetzte er hinzu: „Haſt du den Eulenſchrei gehört heut' Nacht? Auf der Uhr drinnen rief es juſt zu Eins.“

Sie zuckte leiſe in den Schultern. „Das hören wir ja jede Nacht,“ ſagte ſie.

„Nein, nein, Franzi; es war nicht der Waldkauz, den wir hier herum haben; es klang ganz anders, ſeltſam! Ich zweifelte zuerſt, ob's auch nur einer ſeiner Vettern ſei; drunten vom Flur herauf hörte ich, wie Leo ſich aufrichtete, und einige Male hin und wieder ging.“

„Ich hab' es nicht bemerkt,“ ſagte ſie leiſe.

„Dann haſt du feſt geſchlafen, Franzi; denn das Thier muß in einem der nächſten Bäume hier geſeſſen haben.“

Sie ſaßen noch beim Frühſtück mit einander, aber Franzi brachte kaum ein Krümchen über ihre Lippen. Dann ſtieg er in den Wagen. „Vergiß es nicht; drei Tage!“ rief er ihr noch zurück, und fort rollte das Gefährte über die Haide; mit lautem Bellen ſprang der Hund voraus.

Lange ſtand ſie und blickte mit unbeweglichen Augen hinterher, bis nur noch die dunkle Linie des Steppenzuges ſich am Horizonte abhob.

* * *

Am Nachmittag trat Richard zu ſeinem Freunde, dem Bürgermeiſter, in das Zimmer.

„Nun, Waldmenſch!“ rief dieſer, ihm drohend die kleine runde Hand entgegenſchüttelnd; „was treibſt du denn für Streiche?“

„Du haſt alſo meinen Brief erhalten?“

„Freilich! Wie du Einen alteriren kannſt! Es ſind natürlich lauter Scherze!“

„Ich bin in vollem Ernſt zu dir gekommen.“

„Höchſt merkwürdig!“ ſagte der Bürgermeiſter;

„romantiſch, ganz romantiſch! — Ich wette, du weißt noch nicht einmal, wer Vater und Mutter zu dem Mädchen geweſen ſind.“

„Was geht das mich an!“

„Nun, nun; du brauchſt aber doch einen Taufſchein — —“

„Ich brauche noch mehr, Fritz! Vielleicht gar deine obervormundſchaftliche Hülfe, wenn der wackere Schuſter ſeine Mündel etwa wieder bei einem reichen Bäcker ſollte in Verſorgung geben wollen.“

„Meine Hülfe, Richard? Nein, nein; wo denkſt du hin? Das ginge denn doch gegen mein Gewiſſen.“

Richard lächelte. „Aber du biſt ja nicht mein Obervormund; iſt dir der Mann nicht gut genug für deine Mündel?“

„Bei Gott, du haſt Recht, Richard! Mir war in dieſem Augenblick, als ſeiſt du noch mein Leibfuchs. Da werd' ich freilich nichts dagegen machen können.“ Der Bürgermeiſter hatte ſeine goldene Brille von der Naſe genommen, putzte die Gläſer mit ſeinem gelbſeidenen Schnupftuche und ſah dabei den Freund kopfſchüttelnd aus ſeinen kleinen Augen an. „Hm, ſolch' ein Schwärmer!“ ſagte er; „es iſt doch ſeltſam, daß Eure Sorte immer — —“

Aber Richard ergriff den kleinen guten Mann bei beiden Händen. „Du disputirſt ſie mir nicht ab,“ ſagte er innig. „Laß gut ſein, Fritz; ſprich lieber, wie ſteht es mit dem Herrn Magiſter?“

„Er ſitzt!“ erwiederte der Bürgermeiſter mit einem höchſt fröhlichen Erwachen ſeiner Stimme.

„Aber ſein Proceß?“

„Still; weck' ihn nicht! Der ſchläft.“

„Und Franziska?“

„Wird nicht mehr beunruhigt werden. Die Acten ſind eingeſandt; das Urthel kommt ſchon zu ſeiner Zeit.“

„Nun, Fritz, ſo hilf mir und laß uns Alles raſch beſorgen!“

— — Und Alles wurde beſorgt; ſchon am nächſten Vormittage hatte Richard die Licenz und alle nöthigen Scheine in ſeinen Händen. Es war ſein Plan geweſen, die Reiſe noch auf jene Großſtadt auszudehnen; aber wieder befiel ihn eine faſt angſtvolle Sehnſucht und trieb ihn nach dem Wald zurück; die beabſichtigten

Einkäufe ließen ſich ja auch am beſten in Gemeinſchaft mit Franziska machen.

So befahl er denn die Heimkehr.

„Friſch zu, Kutſcher,“ ſagte er; „es gilt ein doppeltes Trinkgeld!“

Der Kutſcher brauchte ſeine Peitſche; noch am Nachmittag erreichten ſie das Dorf; aber auf dem holperigen Steinpflaſter lief ein Rad von der Achſe, und zur Ausbeſſerung bedurfte es einer halbſtündigen Arbeit in der Dorfſchmiede. Richard, von Leo begleitet, war nach dem Krug hinübergegangen. Bei ſeinem Eintritt in die Außendiele ſtieß der Hund ein dumpfes Knurren aus, und in demſelben Augenblick ging der junge Förſter, der eben aus der Gaſtſtube trat, ohne Gruß an ihm vorüber aus der Hausthür; nur ein flüchtiger Blick der blanken Augen hatte ihn geſtreift.

Richard blieb unwillkürlich ſtehen. Als er durch die offene Hausthür wahrnahm, daß der Andere den Hof verlaſſen hatte, ging auch er wieder hinaus und ſah ihn eilig auf dem nach Norden führenden Landwege dahinſchreiten. Der Menſch war ihm verhaßt;

er wußte ſelber kaum, weshalb er hier am Wege ſtand, ihm nachzublicken.

Er wandte ſich raſch wieder nach dem Hauſe. Dort hörte er von der Gaſtſtube aus lebhaftes und vielſtimmiges Geſpräch, wovon er bei ſeiner erſten Einkehr nichts bemerkt hatte. Als er mit ſeinem Hunde eintrat, fand er viele Gäſte an den Tiſchen ſitzen, denn es war Sonntag Nachmittag. Aber das Geſpräch verſtummte plötzlich; ſtatt deſſen kam der Wirth ihm entgegen und erkundigte ſich gefliſſentlich nach ſeiner Reiſe-Ungelegenheit. Von einem der Tiſche her hörte er noch den Namen des Förſters, den er zufällig erfahren hatte; doch der Sprecher erhielt von ſeinem Nachbar einen Stoß mit dem Ellenbogen; und allmälig kam wieder ein lautes Geſpräch in Gang, wie es die Bauern über Ernte und Fruchtpreiſe um ſolche Jahreszeit zu führen pflegen.

Endlich war die Achſe hergeſtellt, und der Wagen rollte fort. Richard ſaß in ſich verſunken; eine unklare, unbehagliche Stimmung hatte ihn ergriffen; er konnte ſich nicht freuen auf die Heimkehr; formloſe geſpenſtiſche Gebilde aus irgend einem fernen grauen

Nebel drangen auf ihn ein. Wenn er nur erſt da wäre, nur erſt Franziska's Antlitz wieder ſähe!

Und weiter ging es, und immer näher kam er zu den Wäldern. Schon rumpelte der Wagen zwiſchen dem Eichenbuſch über den harten Haideboden, und endlich ſtieg das Dach des Hauſes vor ihm auf und er ſah die Wetterfahnen in der Abendſonne ſchimmern.

Aber dort, was ſeitwärts aus dem Schatten des Waldes trat, das war ſie ja ſelbſt; ihr helles Kleid, ihr Strohhütchen, ganz deutlich hatte er es erkannt. Sie ſchien den Wagen nicht bemerkt zu haben, denn ſie ſchlug die Richtung nach dem Hauſe ein; aber er beugte ſich vor und rief über die Haide: „Franzi! Franzi!“ — Da blieb ſie ſtehen, und als er noch einmal gerufen hatte, wandte ſie ſich und kam langſam näher. Endlich konnte er ihr Antlitz ſehen; die Augen ſtanden ſo groß und dunkel über den blaſſen Wangen; er meinte, ſie noch niemals ſo geſehen zu haben. Bevor der Wagen hielt, war er ſchon hinabgeſprungen und ſchloß ſie in die Arme. „Gott ſei gedankt!“ rief er und athmete auf, als fiele eine Bergeslaſt von ſeiner Bruſt; „mir war, als könnt' ich dich verloren haben!"

Sie ſagte nur: „Was du für Träume haſt!"

Aber während ihr Kopf an ſeinem Herzen lag, waren ihre Augen auf den an ihrer Seite ſtehenden Hund gefallen. Der hatte die Naſe nach dem Walde ausgeſtreckt, aus welchem ſie ſoeben hergekommen war, und ſchnoberte immer heftiger in der Luft umher. Faſt mechaniſch griff ihre kleine Hand in das metallene Halsband des Thieres. „Laß uns heim, Richard," ſagte ſie haſtig; „und halte den Hund, damit er nicht, wie neulich, nach den Rehen jagt!"

Er ſah nicht hin, er hatte nur Augen für die junge Geſtalt, die er in ſeinen Armen hielt, die er wie ein Kind jetzt in den Wagen hob. Dann pfiff er ſeinem Hunde und bald hatten ſie die kurze Strecke bis zum Hauſe zurückgelegt.

Er fand dort Alles in gewohnter Ordnung; die alte Wieb trat im ſauberſten Sonntagsanzug ihm entgegen, voll Freude über ſeine unerwartet ſchnelle Heimkehr. Aber er ſagte ihr, daß der Wagen ſchon auf morgen wieder beſtellt ſei, daß er in der großen

Stadt zu thun habe und daß Franziska mit ihm reiſen werde. Und dieſer flüſterte er zu: „Du biſt es doch zufrieden, Franzi? Wir gehen wieder zu der entzückten Ladendame: kleine ſeidene Stiefelchen ſoll ſie dir anmeſſen! Du ſollſt dir Alles ſelber ausſuchen — doch nein! Du biſt zu anſpruchslos, du würdeſt doch nur Kleider für dich kaufen. — Ich aber — in weißen Duft will ich dich hüllen, ſo leicht wie ein Nichts, ſo zart, daß auch eine Wolke davon das Leuchten einer Roſe nicht verbergen könnte.“

Er ſah es nicht, wie ſie die weißen Zähnchen aufeinander biß und wie ihre Lippen zitterten.

„Nun, Franzi,“ fuhr er fort, „was meinſt du, biſt du es zufrieden?“

Sie zog ſchweigend ſeine Hand an ihre Lippen; dann ſagte ſie mit jenem ſcharfen Klang der Stimme: „Ich meine, daß du wieder einmal verſchwenden willſt, und daß du dich täuſcheſt über mich arme Dirne, die ich bin.“

„Und ich meine, daß jetzt du die Thörin biſt.“

* * *

Der Abend kam. Richard hatte, wie gewöhnlich, das äußere Bohlenthor und die Hausthür abgeſchloſſen; vor der letzteren auf dem Hausflur lag der Hund, der große Schlüſſel zu dem erſteren hing an dem Thürpfoſten in ſeinem Schlafgemache. Dann legte er ſanft den Arm um Franzi's Leib, die müßig am Fenſter des Wohnzimmers ſtand und nach dem dunklen Wald hinüberſchaute, und führte ſie durch die Bibliothek bis an die Schwelle ihrer Kammer. Sie war ihm wie eine unberührte Braut, er überſchritt die Schwelle nicht. „Schlaf' ſüß, meine Franzi!“ ſagte er. „Mir iſt auf einmal wieder, als ſtünde das Glück mir noch in ungewiſſer Ferne.“

Sie hatte ſchon die Thür geöffnet; da riß er ſie noch einmal an ſich. „Gute Nacht, gute Nacht, Franzi!“

Dann war ſie fort; nur ihre kleinen, leichten Schritte hörte er noch hinter der geſchloſſenen Thür.

Langſam ging er durch das Wohnzimmer. Im Vorübergehen hob er die brennende Kerze, welche er dort vom Tiſch genommen hatte, gegen das alte Thürbild und warf einen flüchtigen Blick darauf; dann trat er in ſein Schlafgemach.

Und bald, nach den Ermüdungen dieſer letzten Tage, lag er in feſten Schlaf geſunken. Weder das Rauſchen der Wälder draußen in der dunklen Herbſtnacht, noch der Zeitruf des kleinen Kunſtvogels aus der nebenan liegenden Stube drang in die Tiefe ſeines Schlummers. Schon war die höchſte Stufe der Nacht erklommen; zwölf Mal hatte es drüben von der Uhr gerufen; er ſchlief traumlos weiter, und weiter rückte die Nacht. Eins rief es von der Uhr; — dann Zwei; — dann Drei! Da kamen die Träume; und was am Tage nur wie beängſtigender Nebel vor ſeinem Blick geſchwommen, jetzt wurde es zu farbigen Geſtalten, von grellem oder fahlem Licht beleuchtet, das keiner Zeit des Tages angehörte. — Wie bleich ihm Franzi in den Armen hing! Und ſeltſam, immer wollten ihre Augen ihn nicht anſehen! Aber dort hinter den Bäumen ſtand der Jäger. — —

Stöhnend warf er ſich umher auf ſeinem Lager; aus ſeinem Munde brachen heftige, zuſammenhangsloſe Laute. Plötzlich fuhr er empor und ſaß aufgerichtet in den Kiſſen; der Nachhall irgend eines Schalles lag in ſeinen Ohren; und jetzt ſchon wußte er es, vom Hofe drunten mußte es gekommen ſein. Im ſelben Augenblicke ſtand er auch am Fenſter; kaum die erſte graue Dämmerung war angebrochen; aber dennoch ſah er es, wie eben das ſchwere Hofthor zuſchlug. Wie noch im Traume hatte er eine ſeiner beiden Piſtolen von der Wand geriſſen; eine Fenſterſcheibe klirrte, und klatſchend fuhr die Kugel drunten in das Bohlenthor.

Dann blieb Alles ſtill. Er riß die andere Piſtole von der Wand, und ohne Kleidung, im nackten Hemde, ſtürzte er aus dem Zimmer; im Hinausgehen griff er nach dem Haken an der Thür, aber der Schlüſſel fehlte.

„Leo, Leo!“ rief er auf der Treppe draußen. „Mein Hund, wo biſt du?“ — Nichts regte ſich. Noch einmal rief er und ſtieg dann in den noch dunkeln Hausflur hinab.

Da wurden ſeine Füße durch etwas aufgehalten, was nicht weichen wollte; als er ſich bückte, fuhr ſeine Hand über langes, ſeidenweiches Haar. — Er ſtieß einen lauten Schrei aus. Noch einmal bückte er ſich; dann rannte er — er wußte ſelbſt nicht weshalb — in die Kammer ſeiner alten Dienerin; aber die taube alte Frau lag ruhig athmend in ihrem Bette; er nahm das auf dem Tiſche ſtehende Licht, zündete es an und trat wieder auf den Flur hinaus. Da lag ſein Hund, die Beine ſteif geſtreckt, die braunen Augenſterne groß und offen. — Er warf ſich nieder und leuchtete mit der Kerze dicht hinan; ein bläulicher Flor ſchien den Glanz der Augen zu bedecken; kalt und wie in ſtummer Klage ſtarrten ſie ihn an. — — Auf einmal war ihm, als würden die Mauern durchſichtig, als ſähe er zwei jugendliche Geſtalten über die Haide fliehen und im brennenden Morgenſchein verſchwinden.

Er ſprang auf und ſtand im nächſten Augenblicke in Franziska's Kammer. — Sie war leer, das Bett nur leicht berührt; man ſah, ſie hatte nur zu flüchtiger Raſt ſich auf die Decke hingeſtreckt; das Kiſſen zeigte noch den Eindruck, wo ſie ihren Arm geſtützt hatte. Er hätte es nicht laſſen können, er legte ſeine Hand hinein, als liebkoſte er noch die letzte Spur ihres Lebens. Da klirrte durch eine zufällige Berührung die Waffe in ſeiner anderen Hand, und jäh ſchoß ein neuer Gedankenſtrom durch ſeinen Kopf. Schon war er draußen auf der Treppe; aber er kam nicht weiter. — Was wollte er denn noch? — Schon einmal waren ſeine Hände roth geworden. Langſam ſtieg er die Treppe hinauf nach ſeiner Schlafkammer; er hängte die Schußwaffe an ihren Platz; dann kleidete er ſich völlig an. Als er fertig war, trat er in das Wohnzimmer, zog die Vorhänge der Fenſter auf und öffnete dann mit ſeinem Schlüſſel das Fach des Schreibtiſches, worin die Werthpapiere ihren Platz hatten.

Er wußte vorher ſchon, was er finden würde. Was ihm gehörte, lag unberührt; das Päckchen mit Franziska's Namen war verſchwunden. — Eine Weile ſuchte er noch nach einem Zettelchen von ihrer Hand, einem Wort des Abſchieds oder was es immer ſei; er räumte das ganze Fach aus, aber es fand ſich nichts. —

Durch die Fenſter brach der erſte Morgenſchein und ließ das alte Thürbild aus der Dämmerung hervortreten. Als er zufällig den Blick dahin warf, überkam ihn ein wunderlicher Sinnentrug; der einſame Alte dort am Wege hatte ja den Kopf gewandt und ſah ihn an.

Die Sonne ſtieg höher, an den Tapeten leuchteten die Blumen der Vergeſſenheit. Richard hatte die Augen noch immer nach dem Bilde. Es war ſein eigenes Angeſicht, in das er blickte.

* * *

Der October war ins Land gekommen. Im Kruge zu Föhrenſchwarzeck ſaßen eines Nachmittags der Wirth und der kleine Krämer aus der Stadt ſich gegenüber. Der ganze Tiſch war voll von Kreidezahlen, ſie hatten wieder einmal Quartalstag gehalten; das Facit war gezogen und genehmigt worden; die noch übrige Zeit gehörte vergnüglicheren Geſprächen, und ſie waren auch ſchon in vollem Gange.

Casper-Ohm begann ſoeben von dem Boden der gemeinen Wirklichkeit emporzuſteigen. „Ihr mögt mir's glauben,“ ſagte er geheimnißvoll, „es iſt ſein eigen Blut geweſen; freilich hat er's nicht Wort haben wollen, denn ſie iſt auf den Namen Fedders getauft und bei einem Magiſter aufgezogen worden; ſogar einen eigenen Vormund hat er ihr von Gerichtswegen ſetzen laſſen!“

„Casper-Ohm!“ ſagte der kleine Krämer, „Ihr ſeid wieder einmal bei Eurem Advocaten in der Stadt geweſen!“

„Nun, nun, Pfeffers, glaubt's oder glaubt's nicht! Der Vormund iſt ſelbſt bei mir eingekehrt geweſen; da, wo Ihr jetzt ſitzt, hat er geſeſſen und ſeinen Schnaps getrunken; ſie haben's drüben im Narrenkaſten eben mitſammen fertig gehabt, daß das arme Kind einen reichen Bäckermeiſter freien ſollte, ſo einen alten wurmſtichigen Mehlkneter; denn ſie iſt was wild geweſen, und die alte Waiſen-Wieb hat nicht recht mehr mit ihr hauſen können. — Nun, Pfeffers, was ſoll man dazu ſagen, daß ſie lieber mit dem ſchwarzen Krauskopf“ — — Er nickte dem Krämer zu und blies bedeutſam durch ſeine ausgeſpreizten Finger.

„Das iſt eine gewaltige Geſchichte, die Ihr da erzählt, Casper-Ohm,“ meinte der Andere, „und ſtimmt nicht ganz mit dem Kalender; denn der Doctor iſt bei der Geburt des Mädels ja ſchon drei Jahr' außer Landes geweſen! Aber laßt uns einmal anſtoßen, und freut Euch, daß der Krauskopf Eure Ann'-Margareth' nicht auch noch mitgenommen hat; denn er ſah mir juſt nicht aus, als wenn er lange mit einer Einzigen zufrieden wäre.“

Casper-Ohm lachte und blickte durch die Fenſterſcheiben. „Da kommt auch der Inſpector!“ ſagte er.

Der Genannte war eben in Begleitung ſeines Pudels unter der alten Eiche durchgegangen, in deren Wipfel jetzt das leere Neſt zwiſchen den ſchon gelichteten Zweigen ſichtbar war.

Der Wirth empfing ihn an der Stubenthür. „Nun, Herr Inſpector!“ rief er munter, „Alles wieder auf dem alten Stand?“

„Ausgekehrt und abgeſchloſſen!“ erwiederte der Alte, indem er den großen Schlüſſel zum Außenthor des Waldwinkels auf den Tiſch und ſich ſelbſt auf einen Stuhl warf. „Geſtern ging das letzte Fuder nach der Stadt, um dort unter'm Hammer weggeſchlagen zu werden; all' das ſchöne Ingut! Die alte Lewerenz bekommt das ganze Geld dafür.“

„Und der Herr Doctor?“ fragte der Wirth. „Wo iſt denn der geblieben?“

„Weiß nicht,“ ſagte der Alte, „kümmert mich auch nicht; — fort — in die weite Welt.“

Der kleine Pfeffers nahm den Schlüſſel von der Tiſchplatte und hielt ihn über den Köpfen der beiden Anderen: „Wer bietet auf den Narrenkaſten? — Nummer Eins: der alte Herr; Nummer Zwei: der Herr Botanicus — wer bietet zum dritten auf den Narrenkaſten?“

„Laßt die Poſſen, Pfeffers!“ ſagte der Alte und nahm ihm den Schlüſſel aus der Hand. „Mir thut's nur leid um den Löwengelben; ich ſag' Euch, es war ein Capitalvieh; er ging noch über meinen Phylax.“

Pole Poppenſpäler.

Ich hatte in meiner Jugend einige Fertigkeit im Drechſeln, und beſchäftigte mich ſogar wohl etwas mehr damit, als meinen gelehrten Studien zuträglich war; wenigſtens geſchah es, daß mich eines Tags der Subrector bei Rückgabe eines nicht eben fehlerloſen Exercitiums ſeltſamer Weiſe fragte, ob ich vielleicht wieder eine Nähſchraube zu meiner Schweſter Geburtstag gedrechſelt hätte. Solche kleine Nachtheile wurden indeſſen mehr als aufgewogen durch die Bekanntſchaft mit einem trefflichen Manne, die mir in Folge jener Beſchäftigung zu Theil wurde. Dieſer Mann war der Kunſtdrechsler und Mechanikus Paul Paulſen, auch deputirter Bürger unſerer Stadt. Auf die Bitte meines Vaters, der für Alles, was er mich unternehmen ſah, eine gewiſſe Gründlichkeit forderte, verſtand er ſich dazu, mir die für meine kleine Arbeiten erforderlichen Handgriffe beizubringen.

Paulſen beſaß mannigfache Kenntniſſe und war dabei nicht nur von anerkannter Tüchtigkeit in ſeinem eigenen Handwerk, ſondern er hatte auch eine Einſicht in die künftige Entwickelung der Gewerke überhaupt, ſo daß bei Manchem, was jetzt als neue Wahrheit verkündigt wird, mir plötzlich einfällt: das hat dein alter Paulſen ja ſchon vor vierzig Jahren geſagt. — Es gelang mir bald ſeine Zuneigung zu erwerben, und er ſah es gern, wenn ich noch außer den feſtgeſetzten Stunden am Feierabend einmal zu ihm kam. Dann ſaßen wir entweder in der Werkſtätte, oder Sommers — denn unſer Verkehr hat Jahre lang gedauert — auf der Bank unter der großen Linde ſeines Gärtchens. In den Geſprächen, die wir dabei führten, oder vielmehr, welche mein älterer Freund dabei mit mir führte, lernte ich Dinge kennen und auf Dinge meine Gedanken richten, von denen, ſo wichtig ſie im Leben ſind, ich ſpäter ſelbſt in meinen Primaner-Schulbüchern keine Spur gefunden habe.

Paulſen war ſeiner Abkunft nach ein Frieſe und der Charakter dieſes Volksſtammes aufs Schönſte in ſeinem Antlitz ausgeprägt; unter dem ſchlichten blonden Haar die denkende Stirn und die blauen ſinnenden Augen; dabei hatte, vom Vater ererbt, ſeine Stimme noch etwas von dem weichen Geſang ſeiner Heimathſprache.

Die Frau dieſes nordiſchen Mannes war braun und von zartem Gliederbau, ihre Sprache von unverkennbar ſüddeutſchem Klange. Meine Mutter pflegte von ihr zu ſagen, ihre ſchwarzen Augen könnten einen See ausbrennen, in ihrer Jugend aber ſei ſie von ſeltener Anmuth geweſen. — Trotz der ſilbernen Fädchen, die ſchon ihr Haar durchzogen, war auch jetzt die Lieblichkeit dieſer Züge noch nicht verſchwunden, und das der Jugend angeborene Gefühl für Schönheit veranlaßte mich bald, ihr, wo ich immer konnte, mit kleinen Dienſten und Gefälligkeiten an die Hand zu gehen.

„Da ſchau mir nur das Buberl,“ ſagte ſie dann wohl zu ihrem Mann; „wirſt doch nit eiferſüchtig werden, Paul!“

Dann lächelte Paul. Und aus ihren Scherzworten und aus ſeinem Lächeln ſprach das Bewußtſein innigſten Zuſammengehörens.

Sie hatten außer einem Sohne, der damals in der Fremde war, keine Kinder, und vielleicht war ich den Beiden zum Theil deshalb ſo willkommen, zumal Frau Paulſen mir wiederholt verſicherte, ich habe grad' ein ſo luſtigs Naſerl wie ihr Joſeph. Nicht verſchweigen will ich, daß Letztere auch eine mir ſehr zuſagende, in unſerer Stadt aber ſonſt gänzlich unbekannte Mehlſpeiſe zu bereiten verſtand und auch nicht unterließ, mich dann und wann darauf zu Gaſte zu bitten. — So waren denn dort der Anziehungskräfte für mich genug. Von meinem Vater aber wurde mein Verkehr in dem tüchtigen Bürgerhauſe gern geſehen. „Sorge nur, daß du nicht läſtig fällſt!" war das Einzige, woran er in dieſer Beziehung zuweilen mich erinnerte. Ich glaube indeſſen nicht, daß ich meinen Freunden je zu oft gekommen bin.

Da geſchah es eines Tages, daß in meinem elterlichen Hauſe einem alten Herrn aus unſerer Stadt das neueſte und wirklich ziemlich gelungene Werk meiner Hände vorgezeigt wurde.

Als dieſer ſeine Bewunderung zu erkennen gab, bemerkte mein Vater dagegen, daß ich ja aber auch ſchon ſeit faſt einem Jahr bei Meiſter Paulſen in der Lehre ſei.

„So, ſo," erwiederte der alte Herr; „bei Pole Poppenſpäler!"

Ich hatte nie gehört, daß mein Freund einen ſolchen Beinamen führe, und fragte, vielleicht ein wenig naſeweis, was das bedeuten ſolle.

Aber der alte Herr lächelte nur ganz hinterhaltig und wollte keine weitere Auskunft geben. —

Zum kommenden Sonntag war ich von den Paulſen'ſchen Eheleuten auf den Abend eingeladen, um ihnen ihren Hochzeitstag feiern zu helfen. Es war im Spätſommer, und da ich mich frühzeitig auf den Weg gemacht und die Hausfrau noch in der Küche zu wirthſchaften hatte, ſo ging Paulſen mit mir in den Garten, wo wir uns zuſammen unter der großen Linde auf die Bank ſetzten. Mir war das „Pole Poppenſpäler" wieder eingefallen, und es ging mir ſo im Kopf herum, daß ich kaum auf ſeine Reden Antwort gab; endlich, da er mich faſt ein wenig ernſt wegen meiner Zerſtreuung zurechtgewieſen hatte, fragte ich ihn gradezu, was jener Beiname zu bedeuten habe.

Er wurde ſehr zornig. „Wer hat dich das dumme Wort gelehrt?“ rief er, indem er von ſeinem Sitze aufſprang. Aber, bevor ich noch zu antworten vermochte, ſaß er ſchon wieder neben mir. „Laß, laß!“ ſagte er ſich beſinnend; „es bedeutet ja eigentlich das Beſte, was das Leben mir gegeben hat. — Ich will es dir erzählen; wir haben wohl noch Zeit dazu. —

In dieſem Haus und Garten bin ich aufgewachſen, meine braven Eltern wohnten hier, und hoffentlich wird einſt mein Sohn hier wohnen! — Daß ich ein Knabe war, iſt nun ſchon lange her; aber gewiſſe Dinge aus jener Zeit ſtehen noch. wie mit farbigem Stift gezeichnet, vor meinen Augen.

Neben unſerer Hausthür ſtand damals eine kleine weiße Bank mit grünen Stäben in den Rück- und Seitenlehnen, von der man nach der einen Seite die lange Straße hinab bis an die Kirche, nach der anderen aus der Stadt hinaus bis in die Felder ſehen konnte. An Sommerabenden ſaßen meine Eltern hier, der Ruhe nach der Arbeit pflegend; in den Stunden vorher aber pflegte ich ſie in Beſchlag zu nehmen, und hier in der freien Luft und unter erquickendem

Ausblick nach Oſt und Weſt meine Schularbeiten anzufertigen.

So ſaß ich auch eines Nachmittags — ich weiß noch gar wohl, es war im September, eben nach unſerem Michaelis-Jahrmarkte — und ſchrieb für den Rechenmeiſter meine Algebra-Exempel auf die Tafel, als ich unten von der Straße ein ſeltſames Gefährt heraufkommen ſah. Es war ein zweirädriger Karren, der von einem kleinen rauhen Pferde gezogen wurde. Zwiſchen zwei ziemlich hohen Kiſten, mit denen er beladen war, ſaß eine große blonde Frau mit ſteifen hölzernen Geſichtszügen und ein etwa neunjähriges Mädchen, das ſein ſchwarzhaariges Köpfchen lebhaft von einer Seite nach der anderen drehte; nebenher ging, den Zügel in der Hand, ein kleiner, luſtig blickender Mann, dem unter ſeiner grünen Schirmmütze die kurzen ſchwarzen Haare wie Spieße vom Kopfe abſtanden.

So, unter dem Gebimmel eines Glöckchens, das unter dem Halſe des Pferdes hing, kamen ſie heran. Als ſie die Straße vor unſerem Hauſe erreicht hatten, machte der Karren Halt. „Du Bub'," rief die

Frau zu mir herüber; „wo iſt denn die Schneider herberg'?“

Mein Griffel hatte ſchon lange geruht; nun ſprang ich eilfertig auf und trat an den Wagen. „Ihr ſeid grad' davor,“ ſagte ich und wies auf das alte Haus mit der viereckig geſchorenen Linde, das, wie du weißt, noch jetzt hier gegenüber liegt.

Das feine Dirnchen war zwiſchen den Kiſten aufgeſtanden, ſtreckte das Köpfchen aus der Capuze ihres verſchoſſenen Mäntelchens und ſah mit ihren großen Augen auf mich herab; der Mann aber, mit einem „Sitz ruhig, Diendl!“ und „Schönen Dank, Bub!“ peitſchte auf den kleinen Gaul und fuhr vor die Thür des bezeichneten Hauſes, aus dem auch ſchon der dicke Herbergsvater in ſeiner grünen Schürze ihm entgegen trat.

Daß die Ankömmlinge nicht zu den zunftberechtigten Gäſten des Hauſes gehörten, mußte mir freilich klar ſein; aber es pflegten dort — was mir jetzt, wenn ich es bedenke, mit der Reputation des wohlehrſamen Handwerks ſich keineswegs reimen will — auch andere, mir viel angenehmere Leute einzukehren. Droben im zweiten Stock, wo noch heute ſtatt der Fenſter nur einfache Holzluken auf die Straße gehen, war das hergebrachte Quartier aller fahrenden Muſikanten, Seiltänzer oder Thierbändiger, welche in unſerer Stadt ihre Kunſt zum Beſten gaben.

Und richtig, als ich am anderen Morgen oben in meiner Kammer vor dem Fenſter ſtand und meinen Schulſack ſchnürte, wurde drüben eine der Luken aufgeſtoßen; der kleine Mann mit den ſchwarzen Haarſpießen ſteckte ſeinen Kopf ins Freie und dehnte ſich mit beiden Armen in die friſche Luft hinaus; dann wandte er den Kopf hinter ſich nach dem dunklen Raum zurück und ich hörte ihn „Liſei! Liſei!“ rufen. — Da drängte ſich unter ſeinem Arm ein roſiges Geſichtlein vor, um das wie eine Mähne das ſchwarze Haar herabfiel. Der Vater wies mit dem Finger nach mir herüber, lachte und zupfte ſie ein paarmal an ihren ſeidenen Strähnen. Was er zu ihr ſprach, habe ich nicht verſtehen können; aber es mag wohl ungefähr gelautet haben: „Schau dir ihn an, Liſei! Kennſt ihn noch, den Bubn von geſtern? — Der arme Narr, da muß er nun gleich mit dem Ranzen in die Schule traben! — Was du für ein glücklichs Diendl biſt, die du allweg' nur mit unſerem Braunen Land ab Land auf zu fahren brauchſt!" — Wenigſtens ſah die Kleine ganz mitleidig zu mir herüber, und als ich es wagte, ihr freundlich zuzunicken, nickte ſie ſehr ernſthaft wieder.

Bald aber zog der Vater ſeinen Kopf zurück und verſchwand im Hintergrund ſeines Bodenraumes. Statt ſeiner trat jetzt die große blonde Frau zu dem Kinde; ſie bemächtigte ſich ihres Kopfes und begann ihr das Haar zu ſtrählen. Das Geſchäft ſchien ſchweigend vollzogen zu werden und das Liſei durfte offenbar nicht muckſen, obgleich es mehrmals, wenn ihr der Kamm ſo in den Nacken hinabfuhr, die eckigſten Figuren mit ihrem rothen Mäulchen bildete. Nur einmal hob ſie den Arm und ließ ein langes Haar über die Linde draußen in die Morgenluft hinausfliegen. Ich konnte von meinem Fenſter aus es glänzen ſehen; denn die Sonne war eben durch den Herbſtnebel gedrungen und ſchien drüben auf den oberen Theil des Herberghauſes.

Auch in den vorhin undurchdringlich dunklen Bodenraum konnte ich jetzt hineinſehen. Ganz deutlich erblickte ich in einem dämmerigen Winkel den Mann an einem Tiſche ſitzen; in ſeiner Hand blinkte etwas wie Gold oder Silber; dann wieder war's wie ein Geſicht mit einer ungeheuren Naſe; aber ſo ſehr ich meine Augen anſtrengte, ich vermochte nicht klug daraus zu werden. Plötzlich hörte ich, als wenn etwas Hölzernes in einen Kaſten geworfen würde, und nun ſtand der Mann auf und lehnte aus einer zweiten Luke ſich wieder auf die Straße hinaus.

Die Frau hatte indeſſen der kleinen ſchwarzen Dirne ein verſchoſſenes rothes Kleidchen angezogen und ihr die Haarflechten wie einen Kranz um das runde Köpfchen gelegt.

Ich ſah noch immer hinüber. „Einmal,“ dachte ich, „könnte ſie doch wieder nicken!“

— — „Paul, Paul!“ hörte ich plötzlich unten aus unſerem Hauſe die Stimme meiner Mutter rufen.

„Ja, ja, Mutter!“

Es war mir ordentlich wie ein Schrecken in die Glieder geſchlagen.

„Nun,“ rief ſie wieder, „der Rechenmeiſter wird dir ſchön die Zeit verdeutſchen! Weißt du denn nicht, daß es lang ſchon Sieben geſchlagen hat?"

Wie raſch polterte ich die Treppe hinunter!

Aber ich hatte Glück; der Rechenmeiſter war gerade dabei, ſeine Bergamotten abzunehmen, und die halbe Schule befand ſich in ſeinem Garten, um mit Händen und Mäulern ihm dabei zu helfen. Erſt um neun Uhr ſaßen wir Alle mit heißen Backen und luſtigen Geſichtern an Tafel und Rechenbuch auf unſeren Bänken.

Als ich um Elf, die Taſchen noch von Birnen ſtarrend, aus dem Schulhofe trat, kam eben der dicke Stadt-Ausrufer die Straße herauf. Er ſchlug mit dem Schlüſſel an ſein blankes Meſſingbecken und rief mit ſeiner Bierſtimme:

„Der Mechanikus und Puppenſpieler Herr Joſeph Tendler aus der Reſidenzſtadt München iſt geſtern hier angekommen und wird heute Abend im Schützenhof-Saale ſeine erſte Vorſtellung geben. Vorgeſtellt wird Pfalzgraf Siegfried und die heilige Genovefa, Puppenſpiel mit Geſang in vier Aufzügen."

Dann räuſperte er ſich und ſchritt würdevoll in der meinem Heimwege entgegengeſetzten Richtung weiter. Ich folgte ihm von Straße zu Straße, um wieder und wieder die entzückende Verkündigung zu hören; denn niemals hatte ich eine Komödie, geſchweige denn ein Puppenſpiel geſehen. — Als ich endlich umkehrte, ſah ich ein rothes Kleidchen mir entgegenkommen; und wirklich, es war die kleine Puppenſpielerin; trotz ihres verſchoſſenen Anzuges ſchien ſie mir von einem Märchenglanz umgeben.

Ich faßte mir ein Herz und redete ſie an: „Willſt du ſpazieren gehen, Liſei?“

Sie ſah mich mißtrauiſch aus ihren ſchwarzen Augen an. „Spazieren?“ wiederholte ſie gedehnt. „Ach du! — du biſt g'ſcheidt!“

„Wohin willſt du denn?“

— „Zum Ellen-Kramer will i!“

„Willſt du dir ein neues Kleid kaufen?“ fragte ich tölpelhaft genug.

Sie lachte laut auf. „Geh! laß mi aus! — Nein; nur ſo Fetzl'n!“

„Fetzl'n, Liſei?“

— „Freili! Halt nur ſo Reſteln zu G'wandl' für die Pupp'n; 's koſt't immer nit viel!“

Ein glücklicher Gedanke fuhr mir durch den Kopf. Ein alter Onkel von mir hatte damals am Markte hier eine Ellenwaarenhandlung, und ſein alter Ladendiener war mein guter Freund. „Komm mit mir!“ ſagte ich kühn; „es ſoll dir gar nichts koſten, Liſei!“

„Meinſt?“ fragte ſie noch; dann liefen wir Beide nach dem Markt und in das Haus des Onkels. Der alte Gabriel ſtand wie immer in ſeinem pfeffer- und ſalzfarbenen Rock hinter dem Ladentiſch, und als ich ihm unſer Anliegen deutlich gemacht hatte, kramte er gutmüthig einen Haufen „Reſter“ auf den Tiſch zuſammen.

„Schau, das hübſch Brinnroth!“ ſagte Liſei, und nickte begehrlich nach einem Stückchen franzöſiſchen Kattuns hinüber.

„Kannſt es brauchen?“ fragte Gabriel. — Ob ſie es brauchen konnte! Der Ritter Siegfried ſollte ja auf den Abend noch eine neue Weſte geſchneidert bekommen.

„Aber da gehören auch die Treſſen noch dazu,“

ſagte der Alte, und brachte allerlei Endchen Gold- und Silberflittern. Bald kamen noch grüne und gelbe Seidenläppchen und Bänder, endlich ein ziemlich groſses Stück braunen Plüſches. „Nimm's nur, Kind!“ ſagte Gabriel; „das giebt ein Thierfell für Eure Genovefa, wenn das alte vielleicht verſchoſſen wäre!“ Dann packte er die ganze Herrlichkeit zuſammen und legte ſie der Kleinen in den Arm.

„Und es koſt't nix?“ fragte ſie beklommen.

Nein, es koſtete nichts. Ihre Augen leuchteten. „Schön' Dank, guter Mann! Ach, wird der Vater ſchauen!“

Hand in Hand, Liſei mit ihrem Päckchen unter dem Arm, verließen wir den Laden; als wir aber in die Nähe unſerer Wohnung kamen, ließ ſie mich los und rannte über die Straße nach der Schneiderherberge, daß ihr die ſchwarzen Flechten in den Nacken flogen.

— — Nach dem Mittageſſen ſtand ich vor unſerer Hausthür und erwog unter Herzklopfen das Wagniß, ſchon heute zur erſten Vorſtellung meinen Vater um das Eintrittsgeld anzugehen; ich war ja mit der Gallerie zufrieden, und die ſollte für uns Jungens nur einen Doppelſchilling koſten. Da, bevor ich's noch bei mir ins Reine gebracht hatte, kam das Liſei über die Straße zu mir her geflogen. „Der Vater ſchickt's!" ſagte ſie, und eh' ich mich's verſah, war ſie wieder fort; aber in meiner Hand hielt ich eine rothe Karte, darauf ſtand mit großen Buchſtaben: Erſter Platz.

Als ich aufblickte, winkte auch von drüben der kleine ſchwarze Mann mit beiden Armen aus der Bodenluke zu mir herüber. Ich nickte ihm zu; was mußten das für nette Leute ſein, dieſe Puppenſpieler! „Alſo heute Abend," ſagte ich zu mir ſelber; „heute Abend, und — Erſter Platz!"

* * *

— — Du kennſt unſeren Schützenhof in der Süderſtraße; auf der Hausthür ſah man damals noch einen ſchön gemalten Schützen, in Lebensgröße, mit Federhut und Büchſe; im Uebrigen war aber der alte Kaſten damals noch baufälliger, als er heute iſt. Die Geſellſchaft war bis auf drei Mitglieder herabgeſunken; die vor Jahrhunderten von den alten Landesherzögen geſchenkten ſilbernen Pocale, Pulverhörner und Ehrenketten waren nach und nach verſchleudert; den großen Garten, der, wie du weißt, auf den Bürgerſteig hinausläuft, hatte man zur Schaf- und Ziegengräſung verpachtet. Das alte zweiſtöckige Haus wurde von Niemandem weder bewohnt noch gebraucht; windriſſig und verfallen ſtand es da zwiſchen den munteren Nachbarhäuſern; nur in dem öden weißgekalkten Saale, der faſt das ganze obere Stockwerk einnahm, producirten mitunter ſtarke Männer oder durchreiſende Taſchenſpieler ihre Künſte. Dann wurde unten die große Hausthür mit dem gemalten Schützenbruder knarrend aufgeſchloſſen.

— — Langſam war es Abend geworden; und — — das Ende trug die Laſt, denn mein Vater wollte mich erſt fünf Minuten vor dem angeſetzten Glockenſchlage laufen laſſen; er meinte, eine Uebung in der Geduld ſei ſehr vonnöthen, damit ich im Theater ſtille ſitze.

Endlich war ich an Ort und Stelle. Die große Thür ſtand offen, und allerlei Leute wanderten hinein;

denn derzeit ging man noch gern zu ſolchen Vergnügungen; nach Hamburg war eine weite Reiſe, und nur Wenige hatten ſich die kleinen Dinge zu Hauſe durch die dort zu ſchauenden Herrlichkeiten leid machen können. — Als ich die eichene Wendeltreppe hinaufgeſtiegen war, fand ich Liſei's Mutter am Eingange des Saales an der Kaſſe ſitzen. Ich näherte mich ihr ganz vertraulich und dachte, ſie würde mich ſo recht als einen alten Bekannten begrüßen; aber ſie ſaß ſtumm und ſtarr, und nahm mir meine Karte ab, als wenn ich nicht die geringſte Beziehung zu ihrer Familie hätte. — Etwas gedemüthigt trat ich in den Saal; der kommenden Dinge harrend, plauderte Alles mit halber Stimme durch einander; dazu fiedelte unſer Stadtmuſikus mit drei ſeiner Geſellen. Das Erſte, worauf meine Augen fielen, war in der Tiefe des Saales ein rother Vorhang oberhalb der Muſikantenplätze. Die Malerei in der Mitte deſſelben ſtellte zwei lange Trompeten vor, die kreuzweiſe über einer goldenen Leyer lagen; und, was mir damals ſehr ſonderbar erſchien, an dem Mundſtück einer jeden hing, wie mit dem leeren Auge darauf geſchoben, hier eine finſter, dort eine lachend ausgeprägte Maske. — Die drei vorderſten Plätze waren ſchon beſetzt; ich drängte mich in die vierte Bank, wo ich einen Schulkameraden bemerkt hatte, der dort neben ſeinen Eltern ſaß. Hinter uns bauten ſich die Plätze ſchräg anſteigend in die Höhe, ſo daß der letzte, die ſogenannte Gallerie, welche nur zum Stehen war, ſich faſt mannshoch über dem Fußboden befinden mochte. Auch dort ſchien es wohl gefüllt zu ſein; genau vermochte ich es nicht zu ſehen, denn die wenigen Talglichter, welche in Blechlampetten an den beiden Seitenwänden brannten, verbreiteten nur eine ſchwache Helligkeit; auch dunkelte die ſchwere Balkendecke des Saales. Mein Nachbar wollte mir eine Schulgeſchichte erzählen; ich begriff nicht, wie er an ſo etwas denken konnte, ich ſchaute nur auf den Vorhang, der von den Lampen des Podiums und der Muſikantenpulte feierlich beleuchtet war. Und jetzt ging ein Wehen über ſeine Fläche, die geheimnißvolle Welt hinter ihm begann ſich ſchon zu regen; noch einen Augenblick, da erſcholl das Läuten eines Glöckchens, und während unter den Zuſchauern das ſummende Geplauder wie mit einem Schlage verſtummte, flog der Vorhang in die Höhe. -- Ein Blick auf die Bühne verſetzte mich um tauſend Jahre rückwärts. Ich ſah in einen mittelalterlichen Burghof mit Thurm und Zugbrücke; zwei kleine ellenlange Leute ſtanden in der Mitte und redeten lebhaft mit einander. Der eine mit dem ſchwarzen Barte, dem ſilbernen Federhelm und dem goldgeſtickten Mantel über dem rothen Unterkleide war der Pfalzgraf Siegfried; er wollte gegen die heidniſchen Mohren in den Krieg reiten, und befahl ſeinem jungen Hausmeiſter Golo, der in blauem ſilbergeſtickten Wamſe neben ihm ſtand, zum Schutze der Pfalzgräfin Genovefa in der Burg zurückzubleiben. Der treuloſe Golo aber that gewaltig wild, daß er ſeinen guten Herrn ſo allein in das grimme Schwerterſpiel ſollte reiten laſſen. Sie drehten bei dieſen Wechſelreden die Köpfe hin und her und fochten heftig und ruckweiſe mit den Armen. — Da tönten kleine langgezogene Trompetentöne von draußen hinter der Zugbrücke, und zugleich kam auch die ſchöne Genovefa in himmelblauem Schleppkleide hinter dem Thurm hervorgeſtürzt und ſchlug beide Arme über des Gemahls Schultern: „O mein herzallerliebſter Siegfried, wenn dich die grauſamen Heiden nur nicht maſſakriren!“ Aber es half ihr nichts; noch einmal ertönten die Trompeten, und der Graf ſchritt ſteif und würdevoll über die Zugbrücke aus dem Hofe; man hörte deutlich draußen den Abzug des gewappneten Trupps. Der böſe Golo war jetzt Herr der Burg. –

Und nun ſpielte das Stück ſich weiter, wie es in deinem Leſebuche gedruckt ſteht. — Ich war auf meiner Bank ganz wie verzaubert; dieſe ſeltſamen Bewegungen, dieſe feinen oder ſchnarrenden Puppenſtimmchen, die denn doch wirklich aus ihrem Munde kamen, — es war ein unheimliches Leben in dieſen kleinen Figuren, das gleichwohl meine Augen wie magnetiſch auf ſich zog.

Im zweiten Aufzuge aber ſollte es noch beſſer kommen. — Da war unter den Dienern auf der Burg einer im gelben Nankinganzug, der hieß Kasperl. Wenn dieſer Burſche nicht lebendig war, ſo war noch niemals etwas lebendig geweſen; er machte die ungeheuerſten Witze, ſo daß der ganze Saal vor Lachen bebte; in ſeiner Naſe, die ſo groß wie eine

Wurſt war, mußte er jedenfalls ein Gelenk haben; denn wenn er ſo ſein dumm-pfiffiges Lachen herausſchüttelte, ſo ſchlenkerte der Naſenzipfel hin und her, als wenn auch er ſich vor Luſtigkeit nicht zu laſſen wüßte; dabei riß der Kerl ſeinen großen Mund auf und knackte, wie eine alte Eule, mit den Kinnbackenknochen. „Pardauz!“ ſchrie es; ſo kam er immer auf die Bühne geſprungen; dann ſtellte er ſich hin und ſprach erſt bloß mit ſeinem großen Daumen; den konnte er ſo ausdrucksvoll hin und wieder drehen, daß es ordentlich ging, wie „Hier nix und da nix; kriegſt du nix, ſo haſt du nix!“ Und dann ſein Schielen; — das war ſo verführeriſch, daß im Augenblick dem ganzen Publicum die Augen verquer im Kopfe ſtanden. Ich war ganz vernarrt in den lieben Kerl!

Endlich war das Spiel zu Ende, und ich ſaß wieder zu Hauſe in unſerer Wohnſtube und verzehrte ſchweigend das Aufgebratene, das meine gute Mutter mir warm geſtellt hatte. Mein Vater ſaß im Lehnſtuhl und rauchte ſeine Abendpfeife. „Nun, Junge,“ rief er, „waren ſie lebendig?“

„Ich weiß nicht, Vater,“ ſagte ich und arbeitete weiter in meiner Schüſſel; mir war noch ganz verwirrt zu Sinne.

Er ſah mir eine Weile mit ſeinem klugen Lächeln zu. „Höre, Paul," ſagte er dann, „du darfſt nicht zu oft in dieſen Puppenkaſten; die Dinger könnten dir am Ende in die Schule nachlaufen."

* * *

Mein Vater hatte nicht Unrecht. Die Algebra-Aufgaben geriethen mir in den beiden nächſten Tagen ſo mäßig, daß der Rechenmeiſter mich von meinem erſten Platz herabzuſetzen drohte. — Wenn ich in meinem Kopfe rechnen wollte: „a + b gleich x — c", ſo hörte ich ſtatt deſſen vor meinen Ohren die feine Vogelſtimme der ſchönen Genovefa: „Ach, mein herzallerliebſter Siegfried, wenn dich die böſen Heiden nur nicht maſſakriren!" Einmal — aber es hat Niemand geſehen — ſchrieb ich ſogar „x + Genovefa" auf die Tafel. — Des Nachts in meiner Schlafkammer rief es einmal ganz laut „Pardauz!" und mit einem Satz kam der liebe Kasperl in ſeinem Nankinganzug zu mir ins Bett geſprungen, ſtemmte ſeine Arme zu beiden Seiten meines Kopfes in das Kiſſen und rief grinſend auf mich herabnickend: „Ach, du liebs Brüderl, ach, du herztauſig liebs Brüderl!“ dabei hackte er mir mit ſeiner langen rothen Naſe in die meine, daß ich davon erwachte. Da ſah ich denn freilich, daß es nur ein Traum geweſen war.

Ich verſchloß das Alles in meinem Herzen und wagte zu Hauſe kaum den Mund aufzuthun von der Puppenkomödie. Als aber am nächſten Sonntag der Ausrufer wieder durch die Straßen ging, an ſein Becken ſchlug und laut verkündigte: „Heute Abend auf dem Schützenhof: Doctor Fauſt's Höllenfahrt, Puppenſpiel in vier Aufzügen!“ — da war es doch nicht länger auszuhalten. Wie die Katze um den ſüßen Brei, ſo ſchlich ich um meinen Vater herum, und endlich hatte er meinen ſtummen Blick verſtanden. — „Pole,“ ſagte er, „es könnte dir ein Tropfen Blut vom Herzen gehen; vielleicht iſt's die beſte Cur, dich einmal gründlich ſatt zu machen.“ Damit langte er in die Weſtentaſche und gab mir einen Doppelſchilling.

Ich rannte ſofort aus dem Hauſe; erſt auf der Straße wurde es mir klar, daß ja noch acht lange Stunden bis zum Anfang der Komödie abzuleben waren. So lief ich denn hinter den Gärten auf den Bürgerſteig. Als ich an den offenen Grasgarten des Schützenhofs gekommen war, zog es mich unwillkürlich hinein; vielleicht, daß gar einige Puppen dort oben aus den Fenſtern guckten; denn die Bühne lag ja an der Rückſeite des Hauſes. Aber ich mußte dann erſt durch den oberen Theil des Gartens, der mit Linden- und Kaſtanienbäumen dicht beſtanden war. Mir wurde etwas zag zu Muthe; ich wagte doch nicht weiter vorzudringen. Plötzlich erhielt ich von einem großen hier angepflockten Ziegenbock einen Stoß in den Rücken, daß ich um zwanzig Schritte weiter flog. Das half! als ich mich umſah, ſtand ich ſchon unter den Bäumen.

Es war ein trüber Herbſttag; einzelne gelbe Blätter ſanken ſchon zur Erde; über mir in der Luft ſchrieen ein Paar Strandvögel, die ans Haff hinausflogen; kein Menſch war zu ſehen noch zu hören. Langſam ſchritt ich durch das Unkraut, das auf den

Steigen wucherte, bis ich einen ſchmalen Steinhof erreicht hatte, der den Garten von dem Hauſe trennte. — Richtig! dort von oben ſchauten zwei große Fenſter in den Hof herab; aber hinter den kleinen in Blei gefaßten Scheiben war es ſchwarz und leer, keine Puppe war zu ſehen. Ich ſtand eine Weile, mir wurde ganz unheimlich in der mich rings umgebenden Stille.

Da ſah ich, wie unten die ſchwere Hofthür von innen eine Hand breit geöffnet wurde, und zugleich lugte auch ein ſchwarzes Köpfchen daraus hervor.

„Liſei!“ rief ich.

Sie ſah mich groß mit ihren dunklen Augen an. „B'hüt' Gott!“ ſagte ſie; „hab i doch nit gewußt, was da auſſa rum kraxln thät! Wo kommſt denn du daher?“

„Ich? — Ich geh' ſpazieren, Liſei! — Aber ſag mir, ſpielt Ihr denn ſchon jetzt Komödie?“

Sie ſchüttelte lachend den Kopf.

„Aber, was machſt du denn hier?“ fragte ich weiter, indem ich über den Steinhof zu ihr trat.

„I wart' auf den Vater,“ ſagte ſie; „er iſt ins

Quartier, um Band und Nagel zu holen; er macht's halt firti für heunt Abend.“

„Biſt du denn ganz allein hier, Liſei?“

— „O nei; du biſt ja aa no da!“

„Ich meine,“ ſagte ich, „ob nicht deine Mutter oben auf dem Saal iſt?“

Nein, die Mutter ſaß in der Herberge und beſſerte die Puppenkleider aus; das Liſei war hier ganz allein.

„Hör',“ begann ich wieder, „du könnteſt mir einen Gefallen thun; es iſt unter Euern Puppen einer, der heißt Kasperl; den möcht ich gar zu gern einmal in der Nähe ſehen.“

„Den Wurſt'l meinſt?“ ſagte Liſei, und ſchien ſich eine Weile zu bedenken. „Nu, es ging ſcho; aber g'ſchwind mußt ſein, eh' denn der Vater wieder da iſt!“

Mit dieſen Worten waren wir ſchon ins Haus getreten und liefen eilig die ſteile Wendeltreppe hinauf. — Es war faſt dunkel in dem großen Saale; denn die Fenſter, welche ſämmtlich nach dem Hofe hinaus lagen, waren von der Bühne verdeckt; nur einzelne Lichtſtreifen fielen durch die Spalten des Vorhangs.

„Komm!“ ſagte Liſei und hob ſeitwärts an der Wand die dort aus einem Teppich beſtehende Verkleidung in die Höhe; wir ſchlüpften hindurch, und da ſtand ich in dem Wundertempel. — Aber, von der Rückſeite betrachtet, und hier in der Tageshelle ſah er ziemlich kläglich aus; ein Gerüſt aus Latten und Brettern, worüber einige bunt bekleckſte Leinwandſtücke hingen: das war der Schauplatz, auf welchem das Leben der heiligen Genovefa ſo täuſchend an mir vorübergegangen war. — Doch, ich hatte mich zu früh beklagt; dort, an einem Eiſendrahte, der von einer Couliſſe nach der Wand hinübergeſpannt war, ſah ich zwei der wunderbaren Puppen ſchweben; aber ſie hingen mit dem Rücken gegen mich, ſo daß ich ſie nicht erkennen konnte.

„Wo ſind die anderen, Liſei?“ fragte ich; denn ich hätte gern die ganze Geſellſchaft auf einmal mir beſehen.

„Hier im Kaſt'l,“ ſagte Liſei und klopfte mit ihrer kleinen Fauſt auf eine im Winkel ſtehende Kiſte; „die zwei da ſind ſcho zug'richt; aber geh nur her dazu und ſchau's dir a; er is ſchon dabei, dei Freund, der Kasperl!“

Und wirklich, er war es ſelber. „Spielt denn der heute Abend auch wieder mit?“ fragte ich.

„Freili, der is allimal dabei!“

Mit untergeſchlagenen Armen ſtand ich und betrachtete meinen lieben luſtigen Allerweltskerl. Da baumelte er, an ſieben Schnüren aufgehenkt; ſein Kopf war vorn übergeſunken, daß ſeine großen Augen auf den Fußboden ſtierten, und ihm die rothe Naſe wie ein breiter Schnabel auf der Bruſt lag. „Kasperle, Kasperle,“ ſagte ich bei mir ſelber, „wie hängſt du da elendiglich!“ Da antwortete es ebenſo: „Wart' nur, lieb's Brüderl, wart' nur bis heut Abend!“ — War das auch nur ſo in meinen Gedanken oder hatte Kasperl ſelbſt zu mir geſprochen? —

Ich ſah mich um. Das Liſei war fort; ſie war wohl vor die Hausthür, um die Rückkehr ihrer Vaters zu überwachen. Da hörte ich ſie eben noch von dem Ausgang des Saales rufen: „Daß d'mir aber nit an die Puppen rührſt!“ — — Ja, — nun konnte ich es aber doch nicht laſſen. Leiſe ſtieg ich auf eine neben mir ſtehende Bank und begann erſt an der einen, dann an der anderen Schnur zu ziehen; die Kinnladen fingen an zu klappen, die Arme hoben ſich, und jetzt fing auch der wunderbare Daumen an ruckweiſe hin- und herzuſchießen. Die Sache machte gar keine Schwierigkeit; ich hatte mir die Puppenſpielerei doch kaum ſo leicht gedacht. — Aber die Arme bewegten ſich nur nach vorn und hinten aus; und es war doch gewiß, daß Kasperle ſie in dem neulichen Stück auch ſeitwärts ausgeſtreckt, ja daß er ſie ſogar über dem Kopfe zuſammengeſchlagen hatte! Ich zog an allen Drähten, ich verſuchte mit der Hand die Arme abzubiegen; aber es wollte nicht gelingen. Auf einmal that es einen leiſen Krach im Innern der Figur. „Halt!“ dachte ich; „Hand vom Brett! Da hätteſt du können Unheil anrichten!“

Leiſe ſtieg ich wieder von meiner Bank herab, und zugleich hörte ich auch Liſei von außen in den Saal treten.

„G'ſchwind, g'ſchwind!“ rief ſie und zog mich durch das Dunkel an die Wendeltreppe hinaus; „'s is eigentli nit Recht,“ fuhr ſie fort, „daß i di eilaſſ'n hab'; aber, gel', du haſt doch dei Gaudi g'habt!“

Ich dachte an den leiſen Krach von vorhin. „Ach, es wird ja nichts geweſen ſein!“ Mit dieſer Selbſttröſtung lief ich die Treppe hinab und durch die Hinterthür ins Freie.

So viel ſtand feſt, der Kasper war doch nur eine richtige Holzpuppe; aber das Liſei — was das für eine allerliebſte Sprache führte! und wie freundlich ſie mich gleich zu den Puppen mit hinaufgenommen hatte! — Freilich, und ſie hatte es ja auch ſelbſt geſagt, daß ſie es ſo heimlich vor ihrem Vater gethan, das war nicht völlig in der Ordnung. Unlieb — zu meiner Schande muß ich's geſtehen — war dieſe Heimlichkeit mir grade nicht; im Gegentheil, die Sache bekam für mich dadurch noch einen würzigen Beigeſchmack, und es muß ein recht ſelbſtgefälliges Lächeln auf meinem Geſicht geſtanden haben, als ich durch die Linden- und Kaſtanienbäume des Gartens wieder nach dem Bürgerſteig hinabſchlenderte.

Allein zwiſchen ſolchen ſchmeichelnden Gedanken hörte ich von Zeit zu Zeit vor meinem inneren Ohre immer jenen leiſen Krach im Körper der Puppe; was ich auch vornahm, den ganzen Tag über konnte ich dieſen, jetzt aus meiner eigenen Seele herauftönenden unbequemen Laut nicht zum Schweigen bringen.

* * *

Es hatte ſieben Uhr geſchlagen; im Schützenhofe war heute, am Sonntag Abend, Alles beſetzt; ich ſtand diesmal hinten, fünf Schuh hoch über dem Fußboden, auf dem Doppelſchillingsplatze. Die Talglichter brannten in den Blechlampetten, der Stadtmuſikus und ſeine Geſellen fiedelten; der Vorhang rollte in die Höhe.

Ein hochgewölbtes gothiſches Zimmer zeigte ſich. Vor einem aufgeſchlagenen Folianten ſaß im langen ſchwarzen Talare der Doctor Fauſt und klagte bitter, daß ihm all' ſeine Gelehrſamkeit ſo wenig einbringe; keinen heilen Rock habe er mehr am Leibe und vor Schulden wiſſe er ſich nicht zu laſſen; ſo wolle er denn jetzo mit der Hölle ſich verbinden. — „Wer ruft nach mir?“ ertönte zu ſeiner Linken eine furchtbare Stimme von der Wölbung des Gemaches herab. — „Fauſt, Fauſt, folge nicht!“ kam eine andere feine Stimme von der Rechten. — Aber Fauſt verſchwor ſich den hölliſchen Gewalten. — „Weh, weh deiner armen Seele!“ Wie ein ſeufzender Windeshauch klang es von der Stimme des Engels; von der Linken ſchallte eine gellende Lache durchs Gemach. — — Da klopfte es an die Thür. „Verzeihung, Eure Magnificenz!“ Fauſt's Famulus Wagner war eingetreten. Er bat, ihm für die grobe Hausarbeit die Annahme eines Gehülfen zu geſtatten, damit er ſich beſſer aufs Studiren legen könne. „Es hat ſich,“ ſagte er, „ein junger Mann bei mir gemeldet, welcher Kasperl heißt und gar fürtreffliche Qualitäten zu beſitzen ſcheint.“ — Fauſt nickte gnädig mit dem Kopfe und ſagte: „Sehr wohl, lieber Wagner, dieſe Bitte ſei Euch gewährt.“ Dann gingen Beide mit einander fort. — —

„Pardauz!“ rief es; und da war er. Mit einem Satz kam er auf die Bühne geſprungen, daß ihm das Felleiſen auf dem Buckel hüpfte.

— — „Gott ſei gelobt!“ dachte ich; „er iſt noch ganz geſund; er ſpringt noch ebenſo, wie vorigen

Sonntag in der Burg der ſchönen Genovefa!“ Und ſeltſam, ſo ſehr ich ihn am Vormittage in meinen Gedanken nur für eine ſchmähliche Holzpuppe erklärt hatte, — mit ſeinem erſten Worte war der ganze Zauber wieder da.

Emſig ſpazierte er im Zimmer auf und ab. „Wenn mich jetzt mein Vater-Papa ſehen thät,“ rief er, „der würd' ſich was Rechts freuen! Immer pflegt' er zu ſagen: Kasperl, mach', daß du dein' Sach' in Schwung bringſt! — O jetzund hab' ich's in Schwung; denn ich kann mein' Sach' haushoch werfen!“ — Damit machte er Miene, ſein Felleiſen in die Höhe zu ſchleudern; und es flog auch wirklich, da es am Draht gezogen wurde, bis an die Deckenwölbung hinauf; aber — Kasperle's Arme waren an ſeinem Leibe kleben geblieben; es ruckte und ruckte, aber ſie kamen um keine Hand breit in die Höhe.

Kasperl ſprach und that nichts weiter. — Hinter der Bühne entſtand eine Unruhe, man hörte leiſe aber heftig ſprechen, der Fortgang des Stückes war augenſcheinlich unterbrochen.

Mir ſtand das Herz ſtill; da hatten wir die Beſcherung! Ich wäre gern fortgelaufen, aber ich ſchämte mich. Und wenn gar dem Liſei meinetwegen etwas geſchähe!

Da begann Kasperl auf der Bühne plötzlich ein klägliches Geheule, wobei ihm Kopf und Arme ſchlaff herunterhingen, und der Famulus Wagner erſchien wieder und fragte ihn, warum er denn ſo lamentire.

„Ach, mei Zahnerl, mei Zahnerl!“ ſchrie Kasperl.

„Guter Freund,“ ſagte Wagner, „ſo laß Er ſich einmal in das Maul ſehen!“ — Als er ihn hierauf bei der großen Naſe packte und ihm zwiſchen die Kinnladen hineinſchaute, trat auch der Doctor Fauſt wieder in das Zimmer. — „Verzeihen Eure Magnificenz,“ ſagte Wagner, „ich werde dieſen jungen Mann in meinem Dienſt nicht gebrauchen können; er muß ſofort in das Lazareth geſchafft werden!“

„Is das a Wirthshaus?“ fragte Kasperle.

„Nein, guter Freund,“ erwiederte Wagner, „das iſt ein Schlachthaus. Man wird ihm dort einen Weisheitszahn aus der Haut ſchneiden, und dann wird er ſeiner Schmerzen ledig ſein.“

„Ach, du lieb's Herrgottl,“ jammerte Kasper,

„muß mi arm'ſ Viecherl ſo ein Unglück treffen! Ein Weisheitszahnerl, ſagt Ihr, Herr Famulus? Das hat noch Keiner in der Famili gehabt! Da geht's wohl auch mit meiner Kasperlſchaft zu End'?"

„Allerdings, mein Freund," ſagte Wagner; „eines Dieners mit Weisheitszähnen bin ich baß entrathen; die Dinger ſind nur für uns gelehrte Leute. Aber Er hat ja noch einen Bruderſsohn, der ſich auch bei mir zum Dienſt gemeldet hat. Vielleicht," und er wandte ſich gegen den Doctor Fauſt, „erlauben Eure Magnificenz!"

Der Doctor Fauſt machte eine würdige Drehung mit dem Kopfe.

„Thut, was Euch beliebt, mein lieber Wagner," ſagte er; „aber ſtört mich nicht weiter mit Euren Lappalien in meinem Studium der Magie!"

— — „Heere, mei Guteſter," ſagte ein Schneidergeſell, der vor mir auf der Brüſtung lehnte, zu ſeinem Nachbar, „das geheert ja nicht zum Stück; ich kenn's, ich hab' es vor ä Weilchen erſt in Seifersdorf geſehn." — Der Andere aber ſagte nur: „Halt's Maul, Leipziger!" und gab ihm einen Rippenſtoß.

— — Auf der Bühne war indeſſen Kasperle, der zweite, aufgetreten. Er hatte eine unverkennbare Aehnlichkeit mit ſeinem kranken Onkel, auch ſprach er ganz genau wie dieſer; nur fehlte ihm der bewegliche Daumen, und in ſeiner großen Naſe ſchien er kein Gelenk zu haben.

Mir war ein Stein vom Herzen gefallen, als das Stück nun ruhig weiter ſpielte, und bald hatte ich Alles um mich her vergeſſen. Der teufliſche Mephiſtopheles erſchien in ſeinem feuerfarbenen Mantel, das Hörnchen vor der Stirn, und Fauſt unterzeichnete mit ſeinem Blute den hölliſchen Vertrag:

„Vierundzwanzig Jahre ſollſt du mir dienen; dann will ich dein ſein mit Leib und Seele.“

Hierauf fuhren Beide in des Teufels Zaubermantel durch die Luft davon. Für Kasperle kam eine ungeheure Kröte mit Fledermausflügeln aus der Luft herab. „Auf dem hölliſchen Sperling ſoll ich nach Parma reiten?“ rief er, und als das Ding wackelnd mit dem Kopfe nickte, ſtieg er auf und flog den Beiden nach.

— — Ich hatte mich ganz hinten an die Wand geſtellt, wo ich beſſer über alle die Köpfe vor mir hinwegſehen konnte. Und jetzt rollte der Vorhang zum letzten Aufzug in die Höhe.

Endlich iſt die Friſt verſtrichen. Fauſt und Kasper ſind Beide wieder in ihrer Vaterſtadt. Kasper iſt Nachtwächter geworden; er geht durch die dunklen Straßen und ruft die Stunden ab:

„Hört ihr Herr'n und laßt euch ſagen,
Meine Frau hat mich geſchlagen;
Hüt't euch vor dem Weiberrock!
Zwölf iſt der Klock! Zwölf iſt der Klock!“

Von fern hört man eine Glocke Mitternacht ſchlagen. Da wankt Fauſt auf die Bühne; er verſucht zu beten; aber nur Heulen und Zähneklappen tönt aus ſeinem Halſe. Von oben ruft eine Donnerſtimme:

„Fauste, Fauste, in aeternum damnatus es!“

Eben fuhren in Feuerregen drei ſchwarzhaarige Teufel herab, um ſich des Armen zu bemächtigen; da fühlte ich eins der Bretter zu meinen Füßen ſich verſchieben. Als ich mich bückte, um es zurecht zu bringen, glaubte ich aus dem dunklen Raume unter mir ein Geräuſch zu hören; ich horchte näher hin; es klang wie das Schluchzen einer Kinderſtimme. — „Liſei!“ dachte ich; „wenn es Liſei wäre!“ Wie ein Stein fiel meine ganze Unthat mir wieder auf's Gewiſſen; was kümmerte mich jetzt der Doctor Fauſt und ſeine Höllenfahrt!

Unter heftigem Herzklopfen drängte ich mich durch die Zuſchauer und ließ mich ſeitwärts an dem Brettergerüſt herabgleiten. Raſch ſchlüpfte ich in den darunter befindlichen Raum, in welchem ich an der Wand entlang ganz aufrecht gehen konnte; aber es war faſt dunkel, ſo daß ich mich an den überall untergeſtellten Latten und Balken ſtieß. „Liſei!“ rief ich. Das Schluchzen, das ich eben noch gehört hatte, wurde plötzlich ſtill; aber dort in dem tiefſten Winkel ſah ich etwas ſich bewegen. Ich taſtete mich weiter bis an das Ende des Raumes, und — da ſaß ſie, zuſammengekauert, das Köpfchen in den Schooß gedrückt.

Ich zupfte ſie am Kleide. „Liſei!“ ſagte ich leiſe, „biſt du es? Was machſt du hier?“

Sie antwortete nicht, ſondern begann wieder vor ſich hin zu ſchluchzen.

„Liſei!“ fragte ich wieder; „was fehlt dir? So ſprich doch nur ein einziges Wort!“

Sie hob den Kopf ein wenig. „Was ſoll i da red'n!“ ſagte ſie; „du weißt's ja von ſelber, daß du den Wurſtl haſt verdreht.“

„Ja, Liſei!“ antwortete ich kleinlaut; „ich glaub' es ſelber, daß ich das gethan habe.“

— „Ja, du! — Und i hab dir's doch g'ſagt!“

„Liſei, was ſoll ich thun?“

— „Nu, halt nix!“

„Aber was ſoll denn daraus werden?“

— „Nu, halt aa nix!“ Sie begann wieder laut zu weinen. „Aber i, — wenn i z' Haus komm — da krieg i die Peitſch'n!“

„Du die Peitſche, Liſei!“ — Ich fühlte mich ganz vernichtet. „Aber iſt dein Vater denn ſo ſtrenge?“

„Ach, mei gut's Vaterl!“ ſchluchzte Liſei.

Alſo die Mutter! O wie ich, außer mir ſelber, dieſe Frau haßte, die immer mit ihrem Holzgeſichte an der Kaſſe ſaß!

Von der Bühne hörte ich Kasperl, den zweiten, rufen: „Das Stück iſt aus! Komm Gret'l, laß uns

Kehraus tanzen!“ Und in demſelben Augenblicke begann auch über unſeren Köpfen das Scharren und Trappeln mit den Füßen, und bald polterte Alles von den Bänken herunter und drängte ſich dem Ausgange zu; zuletzt kam der Stadtmuſikus mit ſeinen Geſellen, wie ich aus dem Tönen des Brummbaſſes hörte, mit dem ſie beim Fortgehen an den Wänden anſtießen. Dann allmälig wurde es ſtill, nur hinten auf der Bühne hörte man noch die Tendler'ſchen Eheleute mit einander reden und wirthſchaften. Nach einer Weile kamen auch ſie in den Zuſchauerraum; ſie ſchienen erſt an den Muſikantenpulten, dann an den Wänden die Lichter auszuputzen; denn es wurde allmälig immer finſterer.

„Wenn i nur wüßt', wo die Liſei abblieben iſt!“ hörte ich Herrn Tendler zu ſeiner an der gegenüberliegenden Wand beſchäftigten Frau hinüberrufen.

„Wo ſollt' ſie ſein!“ rief dieſe wieder; „'s iſt 'n ſtörrig Ding; ins Quartier wird ſie gelaufen ſein!“

„Frau,“ antwortete der Mann, „du biſt auch zu wüſt mit dem Kind geweſen; ſie hat doch halt ſo a weich's Gemüth!“

„Ei was,“ rief die Frau; „ihr' Straf muß ſie hab'n; ſie weiß recht gut, daß die ſchöne Marionett' noch von mei'm Vater ſelig iſt! Du wirſt ſie nit wieder kuriren, und der zweit' Kasper iſt doch halt nur ein Nothknecht!“

Die lauten Wechſelreden hallten in dem leeren Saale wieder. Ich hatte mich neben Liſei hingekauert; wir hatten uns bei den Händen gefaßt und ſaßen mäuschenſtille.

„G'ſchieht mir aber ſchon recht,“ begann wieder die Frau, die eben grade über unſeren Köpfen ſtand, „warum hab ich's gelitten, daß du das gottesläſterlich' Stück heute wieder aufgeführt haſt! Mein Vater ſelig hat's nimmer wollen in ſeinen letzten Jahren!“

„Nu, nu, Reſel!“ rief Herr Tendler von der anderen Wand; „dein Vater war ein b'ſondrer Mann. Das Stück giebt doch allfort eine gute Caſſa; und ich mein', es iſt doch auch a Lehr' und Beiſpiel für die vielen Gottloſen in der Welt!“

„Iſt aber bei uns zum letzten Mal heut geb'n. Und nu red mir nit mehr davon!“ erwiederte die Frau.

Herr Tendler ſchwieg. — Es ſchien jetzt nur noch ein Licht zu brennen, und die beiden Eheleute näherten ſich dem Ausgange.

„Liſei!“ flüſterte ich, „wir werden eingeſchloſſen.“

„Laß!“ ſagte ſie, „i kann nit; ich geh ni furt!“

„Dann bleib ich auch!“

— „Aber dei Vater und Mutter!“

„Ich bleib' doch bei dir!“

Jetzt wurde die Thür des Saales zugeſchlagen; dann ging's die Treppe hinab und dann hörten wir, wie draußen auf der Straße die große Hausthür abgeſchloſſen wurde.

Da ſaßen wir denn. Wohl eine Viertelſtunde ſaßen wir ſo, ohne auch nur ein Wort mit einander zu reden. Zum Glück fiel mir ein, daß ſich noch zwei Heißewecken in meiner Taſche befanden, die ich für einen meiner Mutter abgebettelten Schilling auf dem Herwege gekauft und über all' dem Schauen ganz vergeſſen hatte. Ich ſteckte Liſei den einen in ihre kleinen Hände; ſie nahm ihn ſchweigend, als verſtehe es ſich von ſelbſt, daß ich das Abendbrod beſorge, und wir ſchmauſten eine Weile. Dann war auch das zu

Ende. — Ich ſtand auf und ſagte: „Laß uns hinter die Bühne gehen; da wird's heller ſein; ich glaub', der Mond ſcheint draußen!“ Und Liſei ließ ſich geduldig durch die kreuz und quer ſtehenden Latten von mir in den Saal hinausleiten.

Als wir hinter der Verkleidung in den Bühnenraum geſchlüpft waren, ſchien dort vom Garten her das helle Mondlicht in die Fenſter.

An dem Drahtſeil, an dem am Vormittag nur die beiden Puppen gehangen hatten, ſah ich jetzt alle, die vorhin im Stücke aufgetreten waren. Da hing der Doctor Fauſt mit ſeinem ſcharfen blaſſen Geſicht, der gehörnte Mephiſtopheles, die drei kleinen ſchwarzhaarigen Teufelchen, und dort neben der geflügelten Kröte waren auch die beiden Kasperls. Ganz ſtille hingen ſie da in der bleichen Mondſcheinbeleuchtung; faſt wie Verſtorbene kamen ſie mir vor. Der Hauptkasperl hatte zum Glück wieder ſeinen breiten Naſenſchnabel auf der Bruſt liegen, ſonſt hätte ich geglaubt, daß ſeine Blicke mich verfolgen müßten.

Nachdem Liſei und ich eine Weile, nicht wiſſend, was wir beginnen ſollten, an dem Theatergerüſte umhergeſtanden und geklettert waren, lehnten wir uns neben einander auf die Fenſterbank. — Es war Unwetter geworden; am Himmel, gegen den Mond ſtieg eine Wolkenbank empor; drunten im Garten konnte man die Blätter zu Haufen von den Bäumen wehen ſehen.

„Guck,“ ſagte Liſei nachdenklich, „wie's da aufi g'ſchwomma kimmt! Da kann mei alte gute Baſ' nit mehr vom Himm'l abi ſchaun.“

„Was für eine alte Baſ', Liſei?“ fragte ich.

— „Nu, wo i g'weſt bin, bis ſie halt g'ſtorb'n iſt.“

Dann blickten wir wieder in die Nacht hinaus. — Als der Wind gegen das Haus und' auf die kleinen undichten Fenſterſcheiben ſtieß, fing hinter mir an dem Drahtſeil die ſtille Geſellſchaft mit ihren hölzernen Gliedern an zu klappern. Ich drehte mich unwillkürlich um und ſah nun, wie ſie, vom Zugwind bewegt, mit den Köpfen wackelten und die ſteifen Arm' und Beine durch einander regten. Als aber plötzlich der kranke Kasperl ſeinen Kopf zurückſchlug und mich mit ſeinen weißen Augen anſtierte, da dachte ich, es ſei doch beſſer, ein wenig an die Seite zu gehen.

Unweit vom Fenſter, aber ſo, daß die Couliſſen dort vor dem Anblick dieſer ſchwebenden Tänzer ſchützen mußten, ſtand die große Kiſte; ſie war offen; ein paar wollene Decken, vermuthlich zum Verpacken der Puppen beſtimmt, lagen nachläſſig darüberhin geworfen.

Als ich mich eben dorthin begeben hatte, hörte ich Liſei vom Fenſter her ſo recht aus Herzensgrunde gähnen.

„Biſt du müde, Liſei?“ fragte ich.

„O, nei,“ erwiederte ſie, indem ſie ihre Aermchen feſt zuſammenſchränkte; „aber i frier' halt!“

Und wirklich, es war kalt geworden in dem großen leeren Raume, auch mich fror. „Komm hierher!“ ſagte ich, „wir wollen uns in die Decken wickeln.“

Gleich darauf ſtand Liſei bei mir und ließ ſich geduldig von mir in die eine Decke wickeln; ſie ſah aus wie eine Schmetterlingspuppe, nur daß oben noch das allerliebſte Geſichtchen herausguckte. „Weißt,“ ſagte ſie, und ſah mich mit zwei großen müden Augen an, „i ſteig' ins Kiſtl, da hält's warm!“

Das leuchtete auch mir ein; im Verhältniß zu der wüſten Umgebung winkte hier ſogar ein traulicher

Raum, faſt wie ein dichtes Stübchen. Und bald ſaßen wir armen thörichten Kinder wohlverpackt und dicht an einander geſchmiegt in der hohen Kiſte. Mit Rücken und Füßen hatten wir uns gegen die Seitenwände geſtemmt; in der Ferne hörten wir die ſchwere Saalthür in den Falzen klappen; wir aber ſaßen ganz ſicher und behaglich.

„Friert dich noch, Liſei?“ fragte ich.

„Ka Bißerl!“

Sie hatte ihr Köpfchen auf meine Schulter ſinken laſſen; ihre Augen waren ſchon geſchloſſen. „Was wird mei gut's Vater'l — — —“ lallte ſie noch; dann hörte ich an ihren gleichmäßigen Athemzügen, daß ſie eingeſchlafen war.

Ich konnte von meinem Platze aus durch die oberen Scheiben des einen Fenſters ſehen. Der Mond war aus ſeiner Wolkenhülle wieder hervorgeſchwommen, in der er eine Zeit lang verborgen geweſen war; die alte Baſ' konnte jetzt wieder vom Himmel herunterſchauen, und ich denke wohl, ſie hat's recht gern gethan. Ein Streifen Mondlicht fiel auf das Geſichtchen, das nahe an dem meinen ruhte; die ſchwarzen Augenwimpern lagen wie ſeidene Franſen auf den Wangen, der kleine rothe Mund athmete leiſe, nur mitunter zuckte noch ein kurzes Schluchzen aus der Bruſt herauf; aber auch das verſchwand; die alte Baſ' ſchaute gar ſo mild vom Himmel. — Ich wagte mich nicht zu rühren. „Wie ſchön müßte es ſein," dachte ich, „wenn das Liſei deine Schweſter wäre, wenn ſie dann immer bei dir bleiben könnte!" Denn ich hatte keine Geſchwiſter, und wenn ich auch nach Brüdern kein Verlangen trug, ſo hatte ich mir doch oft das Leben mit einer Schweſter in meinen Gedanken ausgemalt, und konnte es nie begreifen, wenn meine Kameraden mit denen, die ſie wirklich beſaßen, in Zank und Schlägerei geriethen.

Ich muß über ſolchen Gedanken doch wohl eingeſchlafen ſein; denn ich weiß noch, wie mir allerlei wildes Zeug geträumt hat. Mir war, als ſäße ich mitten in dem Zuſchauerraum; die Lichter an den Wänden brannten, aber Niemand außer mir ſaß auf den leeren Bänken. Ueber meinem Kopfe, unter der Balkendecke des Saales, ritt Kasperl auf dem hölliſchen Sperling in der Luft herum und rief ein Mal über's andere: „Schlimm's Brüderl! Schlimm's Brüderl!“ oder auch mit kläglicher Stimme: „Mein Arm! Mein Arm!“

Da wurde ich von einem Lachen aufgeweckt, das über meinem Kopfe erſchallte, vielleicht auch von dem Lichtſchein, der mir plötzlich in die Augen fiel. „Nun ſeh mir einer dieſes Vogelneſt!“ hörte ich die Stimme meines Vaters ſagen, und dann etwas barſcher: „Steig' heraus, Junge!“

Das war der Ton, der mich ſtets mechaniſch in die Höhe trieb. Ich riß die Augen auf und ſah meinen Vater und das Tendler'ſche Ehepaar an unſerer Kiſte ſtehen; Herr Tendler trug eine brennende Laterne in der Hand. Meine Anſtrengung, mich zu erheben, wurde indeſſen durch Liſei vereitelt, die, noch immer fortſchlafend, mit ihrer ganzen kleinen Laſt mir auf die Bruſt geſunken war. Als ſich aber jetzt zwei knochige Arme ausſtreckten, um ſie aus der Kiſte herauszuheben, und ich das Holzgeſicht der Frau Tendler ſich auf uns niederbeugen ſah, da ſchlug ich die Arme ſo ungeſtüm um meine kleine Freundin, daß ich dabei der guten Frau faſt ihren alten italieniſchen Strohhut vom Kopfe geriſſen hätte.

„Nu nu, Bub!“ rief ſie und trat einen Schritt zurück; ich aber, aus unſerer Kiſte heraus, erzählte mit geflügelten Worten, und ohne mich dabei zu ſchonen, was am Vormittag geſchehen war.

„Alſo, Madame Tendler,“ ſagte mein Vater, als ich mit meinem Bericht zu Ende war, und machte zugleich eine ſehr verſtändliche Handbewegung, „da könnten Sie es mir ja wohl überlaſſen, dieſes Geſchäft allein mit meinem Jungen abzumachen.“

„Ach ja, ach ja!“ rief ich eifrig, als wenn mir ſoeben der angenehmſte Zeitvertreib verheißen wäre.

Liſei war indeſſen auch erwacht und von ihrem Vater auf den Arm genommen worden. Ich ſah, wie ſie die Arme um ſeinen Hals ſchlang und ihm bald eifrig ins Ohr flüſterte, bald ihm zärtlich in die Augen ſah oder wie betheuernd mit dem Köpfchen nickte. Gleich darauf ergriff auch der Puppenſpieler die Hand meines Vaters. „Lieber Herr,“ ſagte er, „die Kinder bitten für einander. Mutter, du biſt ja auch nit gar ſo ſchlimm! Laſſen wir es diesmal halt dabei!“

Madame Tendler ſah indeß noch immer unbeweglich aus ihrem großen Strohhute. „Du magſt ſelb' ſchauen, wie du ohne den Kasperl fertig wirſt!“ ſagte ſie mit einem ſtrengen Blick auf ihren Mann.

In dem Antlitz meines Vaters ſah ich ein gewiſſes luſtiges Augenzwinkern, das mir Hoffnung machte, es werde das Unwetter diesmal ſo an mir vorüberziehen; und als er jetzt ſogar verſprach, am anderen Tage ſeine Kunſt zur Herſtellung des Invaliden aufzubieten und dabei Madame Tendler's italieniſcher Strohhut in die holdſeligſte Bewegung gerieth, da war ich ſicher, daß wir beiderſeits im Trocknen waren.

Bald marſchirten wir unten durch die dunklen Gaſſen, Herr Tendler mit der Laterne voran, wir Kinder Hand in Hand den Alten nach. — Dann: „Gut' Nacht, Paul! Ach, will i ſchlafa!“ Und weg war das Liſei; ich hatte gar nicht gemerkt, daß wir ſchon bei unſeren Wohnungen angekommen waren.

* * *

Am anderen Vormittage, als ich aus der Schule gekommen war, traf ich Herrn Tendler mit ſeinem Töchterchen ſchon in unſerer Werkſtatt. „Nun, Herr College,“ ſagte mein Vater, der eben das Innere der Puppe unterſuchte, „das ſollte denn doch ſchlimm zugehen, wenn wir zwei Mechanici den Burſchen hier nicht wieder auf die Beine brächten!“

„Gel', Vater,“ rief das Liſei, „da werd' aa die Mutter nit mehr brummin.“

Herr Tendler ſtrich zärtlich über das ſchwarze Haar des Kindes; dann wendete er ſich zu meinem Vater, der ihm die Art der beabſichtigten Reparatur aus einander ſetzte. „Ach, lieber Herr,“ ſagte er, „ich bin kein Mechanikus, den Titel hab' ich nur ſo mit den Puppen überkommen; ich bin eigentlich meines Zeichens ein Holzſchnitzer aus Berchtesgaden. Aber mein Schwiegervater ſelig — Sie haben gewiß von ihm gehört — das war halt einer, und mein Reſerl hat noch allweg ihr klein's Gaudi, daß ſie die Tochter vom berühmten Puppenſpieler Geiſelbrecht iſt. Der hat auch die Mechanik in dem Kasperl da g'macht; ich hab' ihm derzeit nur's G'ſichtl ausgeſchnitten.“

„Ei nun, Herr Tendler," erwiederte mein Vater, „das iſt ja auch ſchon eine Kunſt. Und dann — ſagt mir nur, wie war's denn möglich, daß Ihr Euch gleich zu helfen wußtet, als die Schandthat meines Jungen da ſo mitten in dem Stück zum Vorſchein kam?"

Das Geſpräch begann mir etwas unbehaglich zu werden; in Herrn Tendler's gutmüthigem Angeſichte aber leuchtete plötzlich die ganze Schelmerei des Puppenſpielers. „Ja, lieber Herr," ſagte er, „da hat man halt für ſolche Fäll' ſein Gſpaßerl in der Taſchen! Auch iſt da noch ſo ein Brudersſöhnerl, ein Wurſtl Nummer Zwei, der grad 'ne ſolche Stimm' hat, wie dieſer da!"

Ich hatte indeſſen die Liſei am Kleid gezupft und war glücklich mit ihr nach unſerem Garten entkommen. Hier unter der Linde ſaßen wir, die auch über uns Beide jetzt ihr grünes Dach ausbreitet; nur blühten damals nicht mehr die rothen Nelken auf den Beeten dort; aber ich weiß noch wohl, es war ein ſonniger Septembernachmittag. Meine Mutter kam aus ihrer Küche und begann ein Geſpräch mit dem

Puppenſpielerkinde; ſie hatte denn doch auch ſo ihre kleine Neugierde.

Wie es denn heiße, fragte ſie, und ob es denn ſchon immer ſo von Stadt zu Stadt gefahren ſei? — — Ja, Liſei heiße es — ich hatte das meiner Mutter auch ſchon oft genug geſagt — aber dies ſei ſeine erſte Reiſ'; drum könne es auch das Hochdeutſch noch nit ſo völlig firti krieg'n. — — Ob es denn auch zur Schule gegangen ſei? — — Freili; es ſei ſcho zur Schul gang'n; aber das Nähen und Stricken habe es von ſeiner alten Baſ' gelernt; die habe auch ſo a Gärtl g'habt, da drin hätten ſie zuſammen auf dem Bänkerl geſeſſen; nun lerne es bei der Mutter, aber die ſei gar ſtreng!

Meine Mutter nickte beifällig. — Wie lange ihre Eltern denn wohl hier verweilen würden? fragte ſie das Liſei wieder. — — Ja, das wüßt es nit, das käme auf die Mutter an; doch pflegten ſie ſo ein vier Wochen am Ort zu bleiben. — — Ja, ob's denn auch ein warmes Mäntelchen für die Weiterreiſe habe? denn ſo im October würde es ſchon kalt auf dem offenen Wägelchen. — — Nun, meinte Liſei, ein Mäntelchen habe ſie ſchon, aber ein dünnes ſei es nur; ſie hab' auch ſchon darin gefroren auf der Herreiſ'.

Und jetzt befand ſich meine gute Mutter auf dem Fleck, wonach ich ſie ſchon lange hatte zuſtreben ſehen. „Hör', kleine Liſei," ſagte ſie, „ich habe einen braven Mantel in meinem Schranke hängen, noch von den Zeiten her, da ich ein ſchlankes Mädchen war; ich bin aber jetzt herausgewachſen und habe keine Tochter, für die ich ihn noch zurechtſchneidern könnte. Komm nur morgen wieder, Liſei, da ſteckt ein warmes Mäntelchen für dich darin."

Liſei wurde roth vor Freude und hatte im Umſehen meiner Mutter die Hand geküßt, worüber dieſe ganz verlegen wurde; denn, du weißt, hier zu Lande verſtehen wir uns ſchlecht auf ſolche Narretheien! — Zum Glück kamen jetzt die beiden Männer aus der Werkſtatt. „Für diesmal gerettet," rief mein Vater; „aber!" — — der warnend gegen mich geſchüttelte Finger war das Ende meiner Buße.

Fröhlich lief ich ins Haus und holte auf Geheiß meiner Mutter deren großes Umſchlagetuch; denn, um den kaum Geneſenen vor dem zwar wohlgemeinten, aber immerhin unbequemen Zujauchzen der Gaſſenjugend zu bewahren, das ihn auf ſeinem Herwege begleitet hatte, wurde der Kasper jetzt ſorgſam eingehüllt; dann nahm Liſei ihn auf den Arm, Herr Tendler das Liſei an der Hand und ſo, unter Dankesverſicherungen, zogen ſie vergnügt die Straße nach dem Schützenhof hinab.

* * *

Und nun begann eine Zeit des ſchönſten Kinderglückes. — Nicht nur am anderen Vormittage, ſondern auch an den folgenden Tagen kam das Liſei; denn ſie hatte nicht abgelaſſen, bis ihr geſtattet worden, auch ſelbſt an ihrem neuen Mäntelchen zu nähen. Zwar war's wohl mehr nur eine Scheinarbeit, die meine Mutter in ihre kleinen Hände legte; aber ſie meinte doch, das Kind müßte recht ordentlich angehalten ſein. Ein paar Mal ſetzte ich mich daneben und las aus einem Bande von Weißens Kinderfreunde vor, den mein Vater einmal auf einer Auction für mich gekauft hatte, zum Entzücken Liſei's, der ſolche

Unterhaltungsbücher noch unbekannt waren. „Das is' g'ſchickt!“ oder „Ei du, was geit's für Sachan auf der Welt!“ Dergleichen Worte rief ſie oft dazwiſchen und legte die Hände mit ihrer Näharbeit in den Schooß. Mitunter ſah ſie mich auch von unten mit ganz klugen Augen an und ſagte: „Ja, wenn's Geſchichtl nur nit derlog'n is!“ — Mir iſt's, als hörte ich es noch heute.“

— — Der Erzähler ſchwieg, und in ſeinem ſchönen männlichen Antlitz ſah ich einen Ausdruck ſtillen Glückes, als ſei das Alles, was er mir erzählte, zwar vergangen, aber keineswegs verloren. Nach einer Weile begann er wieder.

„Meine Schularbeiten machte ich niemals beſſer, als in jener Zeit; denn ich fühlte wohl, daß das Auge meines Vaters mich ſtrenger als je überwachte und daß ich mir den Verkehr mit den Puppenſpielerleuten nur um den Preis eines ſtrengen Fleißes erhalten könne. „Es ſind reputirliche Leute, die Tendlers,“ hörte ich einmal meinen Vater ſagen; „der Schneiderwirth drüben hat ihnen auch heute ein ordentliches Stübchen eingeräumt; ſie zahlen jeden Morgen ihre

Zeche; nur, meinte der Alte, ſei es leider blitzwenig, was ſie draufgehen ließen. — Und das,“ ſetzte mein Vater hinzu, „gefällt mir beſſer, als dem Herbergsvater; ſie mögen an den Rothpfennig denken, was ſonſt nicht die Art ſolcher Leute iſt.“ — — Wie gern hörte ich meine Freunde loben! Denn das waren ſie jetzt Alle; ſogar Madame Tendler nickte ganz vertraulich aus ihrem Strohhute, wenn ich — keiner Einlaßkarte mehr bedürftig — Abends an ihrer Kaſſe vorbei in den Saal ſchlüpfte. — Und wie rannte ich jetzt Vormittags aus der Schule! Ich wußte wohl, zu Hauſe traf ich das Liſei entweder bei meiner Mutter in der Küche, wo ſie allerlei kleine Dienſte für ſie zu verrichten wußte, oder es ſaß auf der Bank im Garten, mit einem Buche oder mit einer Näharbeit in der Hand. Und bald wußte ich ſie auch in meinem Dienſte zu beſchäftigen; denn nachdem ich mich genügend in den inneren Zuſammenhang der Sache eingeweiht glaubte, beabſichtigte ich nichts Geringeres, als nun auch meinerſeits ein Marionetten-Theater einzurichten. Vorläufig begann ich mit dem Ausſchnitzen der Puppen, wobei Herr Tendler, nicht ohne eine gutmüthige Schelmerei in ſeinen kleinen Augen, mir in der Wahl des Holzes und der Schnitzmeſſer mit Rath und Hülfe zur Hand ging; und bald ragte auch in der That eine mächtige Kasperle-Naſe aus dem Holzblöckchen in die Welt. Da aber andererſeits der Nankinganzug des „Wurſtel“ mir zu wenig intereſſant erſchien, ſo mußte indeſſen das Liſei aus „Fetzeln“, die wiederum der alte Gabriel hatte hergeben müſſen, gold- und ſilberbeſetzte Mäntel und Wämſer für Gott weiß welche andere künftige Puppen anfertigen. Mitunter trat auch der alte Heinrich mit ſeiner kurzen Pfeife aus der Werkſtatt zu uns, ein Geſelle meines Vaters, der, ſo lang ich denken konnte, zur Familie gehörte; er nahm mir dann wohl das Meſſer aus der Hand und gab durch ein paar Schnitte dem Dinge hie und da den rechten Schick. Aber ſchon wollte meiner Phantaſie ſelbſt der Tendler'ſche Haupt- und Principalkasperl nicht mehr genügen; ich wollte noch ganz etwas Anderes leiſten; für den meinigen erſann ich noch drei weitere, nie dageweſene und höchſt wirkungsvolle Gelenke, er ſollte ſeitwärts mit dem Kinne wackeln, die Ohren hin- und herbewegen und die

Unterlippe auf- und abklappen können; und er wäre auch jedenfalls ein ganz unerhörter Prachtkerl geworden, wenn er nur nicht ſchließlich über all' ſeinen Gelenken ſchon in der Geburt zu Grunde gegangen wäre. Auch ſollte leider weder der Pfalzgraf Siegfried, noch irgend ein anderer Held des Puppenſpiels durch meine Hand zu einer fröhlichen Auferſtehung gelangen. — Beſſer glückte es mir mit dem Bau einer unterirdiſchen Höhle, in der ich an kalten Tagen mit Liſei auf einem Bänkchen zuſammenſaß und ihr bei dem ſpärlichen Lichte, das durch eine oben angebrachte Fenſterſcheibe fiel, die Geſchichten aus dem Weiße'ſchen Kinderfreunde vorlas, die ſie immer von Neuem hören konnte. Meine Kameraden neckten mich wohl und ſchalten mich einen Mädchenknecht, weil ich ſtatt wie ſonſt mit ihnen, jetzt mit der Puppenſpielertochter meine Zeit zubrachte. Mich kümmerte das wenig, wußte ich doch, es redete nur der Neid aus ihnen; und wo es mir zu arg wurde, da brauchte ich denn auch einmal ganz wacker meine Fäuſte.

— — Aber Alles im Leben iſt nur für eine Spanne Zeit. Die Tendlers hatten ihre Stücke durchgeſpielt; die Puppenbühne auf dem Schützenhofe wurde abgebrochen; ſie rüſteten ſich zum Weiterziehen.

Und ſo ſtand ich denn an einem ſtürmiſchen Octobernachmittage draußen vor unſerer Stadt auf dem hohen Haiderücken, ſah bald traurig auf den breiten Sandweg, der nach Oſten in die kahle Gegend hinausläuft, bald ſehnſüchtig nach der Stadt zurück, die in Dunſt und Nebel in der Niederung lag. Und da kam es herangetrabt, das kleine Wägelchen mit den zwei hohen Kiſten darauf und dem munteren braunen Pferdchen in der Gabeldeichſel. Herr Tendler ſaß jetzt vorn auf einem Brettchen, hinter ihm Liſei in dem neuen warmen Mäntelchen neben ihrer Mutter. — Ich hatte ſchon vor der Herberge von ihnen Abſchied genommen; dann aber war ich vorausgelaufen, um ſie Alle noch einmal zu ſehen und um Liſei, wozu ich von meinem Vater die Erlaubniß erhalten hatte, den Band von Weißens Kinderfreunde als Angedenken mitzugeben; auch eine Düte mit Kuchen hatte ich um einige erſparte Sonntags-Sechslinge für ſie eingehandelt. — „Halt! Halt!“ rief ich jetzt und ſtürzte von meinem Haidehügel auf das Fuhrwerk zu. — Herr Tendler zog die Zügel an, der Braune ſtand, und ich reichte Liſei meine kleinen Geſchenke in den Wagen, die ſie neben ſich auf den Stuhl legte. Als wir uns aber, ohne ein Wort zu ſagen, an beiden Händen griffen, da brachen wir armen Kinder in ein lautes Weinen aus. Doch in demſelben Augenblicke peitſchte auch ſchon Herr Tendler auf ſein Pferdchen. „Ade, mein Bub! Bleib' brav, und dank aa no ſchön bei'm Vaterl und bei'm Mütterl!“

„Ade! Ade!“ rief das Liſei; das Pferdchen zog an, das Glöckchen an ſeinem Halſe bimmelte; ich fühlte die kleinen Hände aus den meinen gleiten, und fort fuhren ſie, in die weite Welt hinaus.

Ich war wieder am Rande des Weges emporgeſtiegen, und blickte unverwandt dem Wägelchen nach, wie es durch den ſtäubenden Sand dahinzog. Immer ſchwächer hörte ich das Gebimmel des Glöckchens; einmal noch ſah ich ein weißes Tüchelchen um die Kiſten flattern; dann allmälig verlor es ſich mehr und mehr in den grauen Herbſtnebeln. — Da fiel es plötzlich wie eine Todesangſt mir auf das Herz: du ſiehſt ſie nimmer, nimmer wieder! — — „Liſei!“ ſchrie ich,

„Liſei!“ — Als aber deſſen ungeachtet, vielleicht wegen einer Biegung der Landſtraße, der nur noch im Nebel ſchwimmende Punkt jetzt völlig meinen Augen entſchwand, da rannte ich wie unſinnig auf dem Wege hinterdrein. Der Sturm riß mir die Mütze vom Kopfe, meine Stiefel füllten ſich mit Sand; aber ſo weit ich laufen mochte, ich ſah nichts Anderes, als die öde baumloſe Gegend und den kalten grauen Himmel, der darüber ſtand. — Als ich endlich bei einbrechender Dunkelheit zu Hauſe wieder angelangt war, hatte ich ein Gefühl, als ſei die ganze Stadt indeſſen ausgeſtorben. Es war eben der erſte Abſchied meines Lebens.

Wenn in den nun folgenden Jahren der Herbſt wiederkehrte, wenn die Krammetsvögel durch die Gärten unſerer Stadt flogen, und drüben vor der Schneiderherberge die erſten gelben Blätter von den Lindenbäumen wehten, dann ſaß ich wohl manches Mal auf unſerer Bank und dachte, ob nicht endlich einmal das Wägelchen mit dem braunen Pferdchen wie damals wieder die Straße heraufgebimmelt kommen würde.

Aber ich wartete umſonſt; das Liſei kam nicht wieder.

Es war um zwölf Jahre ſpäter. – Ich hatte nach der Rechenmeiſterſchule, wie es damals manche Handwerkerſöhne zu thun pflegten, auch noch die Quarta unſerer Gelehrtenſchule durchgemacht und war dann bei meinem Vater in die Lehre getreten. Auch dieſe Zeit, in der ich mich, außer meinem Handwerk, vielfach mit dem Leſen guter Bücher beſchäftigte, war vorübergegangen. Jetzt, nach dreijähriger Wanderſchaft, befand ich mich in einer mitteldeutſchen Stadt. Es war ſtreng katholiſch dort, und in dem Punkte verſtanden ſie keinen Spaß; wenn man vor ihren Proceſſionen, die mit Geſang und Heiligenbildern durch die Straßen zogen, nicht ſelbſt den Hut abnahm, ſo wurde er einem auch wohl herunter geſchlagen; ſonſt aber waren es gute Leute. — Die Frau Meiſterin, bei der ich in Arbeit ſtand, war eine Wittwe, deren Sohn gleich mir in der Fremde arbeitete, um die nach den Zunftgeſetzen vorgeſchriebenen Wanderjahre bei der ſpäteren Bewerbung um das Meiſterrecht nachweiſen zu können. Ich hatte es gut in dieſem Hauſe; die Frau that mir, wovon ſie wünſchen mochte, daß es in der Ferne andere Leute an ihrem Kinde thun möchten, und bald war unter uns das Vertrauen ſo gewachſen, daß das Geſchäft ſo gut wie ganz in meinen Händen lag. — Jetzt ſteht unſer Joſeph dort bei ihrem Sohn in Arbeit, und die Alte, ſo hat er oft geſchrieben, hätſchelt mit ihm, als wäre ſie die leibhaftige Großmutter zu dem Jungen. — — Nun, damals ſaß ich eines Sonntagnachmittags mit meiner Frau Meiſterin in der Wohnſtube, deren Fenſter der Thür des großen Gefangenhauſes gegenüberlagen. Es war im Januar; das Thermometer ſtand zwanzig Grade unter Null; draußen auf der Gaſſe war kein Menſch zu ſehen; mitunter kam der Wind pfeifend von den nahen Bergen herunter und jagte kleine Eisſtücke klingend über das Straßenpflaſter.

„Da behagt'n warmes Stübchen und'n heißes Schälchen Kaffee,“ ſagte die Meiſterin, indem ſie mir die Taſſe zum dritten Male vollſchenkte.

Ich war ans Fenſter getreten. Meine Gedanken gingen in die Heimath; nicht zu lieben Menſchen, die hatte ich dort nicht mehr, das Abſchiednehmen hatte ich jetzt gründlich gelernt. Meiner Mutter war mir noch vergönnt geweſen ſelbſt die Augen zuzudrücken;

vor einigen Wochen hatte ich nun auch den Vater verloren, und bei dem damals noch ſo langwierigen Reiſen hatte ich ihn nicht einmal zu ſeiner Ruheſtatt begleiten können. Aber die väterliche Werkſtatt wartete auf den Sohn ihres heimgegangenen Meiſters. Indeß, der alte Heinrich war noch da und konnte mit Genehmigung der Zunftmeiſter die Sache ſchon eine kurze Zeit lang aufrecht halten; und ſo hatte ich denn auch meiner guten Meiſterin verſprochen, noch ein paar Wochen bis zum Eintreffen ihres Sohnes bei ihr auszuhalten. Aber Ruhe hatte ich nicht mehr, das friſche Grab meines Vaters duldete mich nicht mehr länger in der Fremde.

In dieſen Gedanken unterbrach mich eine ſcharfe ſcheltende Stimme drüben von der Straße her. Als ich aufblickte, ſah ich das ſchwindſüchtige Geſicht des Gefängnißinſpectors ſich aus der halb geöffneten Thür des Gefangenhauſes hervorrecken; ſeine erhobene Fauſt drohte einem jungen Weibe, das, wie es ſchien, faſt mit Gewalt in dieſe ſonſt gefürchteten Räume einzudringen ſtrebte.

„Wird wohl was Liebes drinnen haben,“ ſagte die

Meiſterin, die von ihrem Lehnſtuhle aus ebenfalls dem Vorgange zugeſehen hatte; „aber der alte Sünder drüben hat kein Herz für die Menſchheit.“

„Der Mann thut wohl nur ſeine Pflicht, Frau Meiſterin,“ ſagte ich, noch immer in meinen eigenen Gedanken.

„Ich möcht' nicht ſolche Pflicht zu thun haben,“ erwiederte ſie, und lehnte ſich faſt zornig in ihren Stuhl zurück.

Drüben war indeß die Thür des Gefangenhauſes zugeſchlagen, und das junge Weib, nur mit einem kurzen wehenden Mäntelchen um die Schultern und einem ſchwarzen Tüchelchen um den Kopf geknotet, ging langſam die übereiſ'te Straße hinab. — Die Meiſterin und ich waren ſchweigend auf unſerem Platz geblieben; ich glaube — denn auch meine Theilnahme war jetzt erweckt —, es war uns Beiden, als ob wir helfen müßten und nur nicht wüßten, wie.

Als ich eben vom Fenſter zurücktreten wollte, kam das Weib wieder die Straße herauf. Vor der Thür des Gefangenhauſes blieb ſie ſtehen und ſetzte zögernd einen Fuß auf den zur Schwelle führenden Treppenſtein; dann aber wandte ſie den Kopf zurück, und ich ſah ein junges Antlitz, deſſen dunkle Augen mit dem Ausdruck rathloſeſter Verlaſſenheit über die leere Gaſſe ſtreiften; ſie ſchien doch nicht den Muth zu haben, noch einmal der drohenden Beamtenfauſt entgegenzutreten. Langſam und immer wieder nach der geſchloſſenen Thür zurückblickend, ſetzte ſie ihren Weg fort; man ſah es deutlich, ſie wußte ſelbſt nicht, wohin. Als ſie jetzt aber an der Ecke der Gefangenanſtalt in das nach der Kirche hinaufführende Gäßchen einbog, riß ich unwillkürlich meine Mütze vom Thürhaken um ihr nachzugehen.

„Ja, ja, Paulſen, das iſt das Rechte!“ ſagte die gute Meiſterin; „geht nur, ich werde derweil den Kaffee wieder heiß ſetzen!“

Es war grimmig kalt, als ich aus dem Hauſe trat; Alles ſchien wie ausgeſtorben; von dem Berge, der am Ende der Straße die Stadt überragt, ſah faſt drohend der ſchwarze Tannenwald herab; vor den Fenſterſcheiben der meiſten Häuſer ſaßen die weißen Eisgardinen; denn nicht Jeder hatte, wie meine Meiſterin, die Gerechtigkeit von fünf Klaftern Holz auf ſeinem Hauſe. — Ich ging durch das Gäßchen nach dem Kirchenplatz; und dort vor dem großen hölzernen Crucifixe auf der gefrorenen Erde lag das junge Weib, den Kopf geſenkt, die Hände in den Schooß gefaltet. Ich trat ſchweigend näher; als ſie aber jetzt zu dem blutigen Antlitz des Gekreuzigten aufblickte, ſagte ich: „Verzeiht mir, wenn ich Eure Andacht unterbreche; aber Ihr ſeid wohl fremd in dieſer Stadt?“

Sie nickte nur, ohne ihre Stellung zu verändern.

„Ich möchte Euch helfen,“ begann ich wieder; „ſagt mir nur, wohin Ihr wollt!“

„I weiß nit mehr, wohin,“ ſagte ſie tonlos und ließ das Haupt wieder auf ihre Bruſt ſinken.

„Aber in einer Stunde iſt es Nacht; in dieſem Todtenwetter könnt Ihr nicht länger auf der offenen Straße bleiben!“

„Der liebi Gott wird helfen,“ hörte ich ſie leiſe ſagen.

„Ja, ja,“ rief ich, „und ich glaube faſt, er hat mich ſelbſt zu Euch geſchickt!“

Es war, als habe der ſtärkere Klang meiner

Stimme ſie erweckt; denn ſie erhob ſich und trat zögernd auf mich zu; mit vorgeſtrecktem Halſe näherte ſie ihr Geſicht mehr und mehr dem meinen, und ihre Blicke drangen auf mich ein, als ob ſie mich damit erfaſſen wollte. „Paul!“ rief ſie plötzlich, und wie ein Jubelruf flog das Wort aus ihrer Bruſt — „Paul! ja di ſchickt mir der liebi Gott!“

Wo hatte ich meine Augen gehabt! Da hatte ich es ja wieder, mein Kindsgeſpiel, das kleine Puppenſpieler-Liſei! Freilich, eine ſchöne ſchlanke Jungfrau war es geworden, und auf dem ſonſt ſo lachenden Kindergeſicht lag jetzt, nachdem der erſte Freudenſtrahl darüberhin geflogen, der Ausdruck eines tiefen Kummers.

„Wie kommſt du ſo allein hierher, Liſei?“ fragte ich. „Was iſt geſchehen? wo iſt dein Vater?“

„Im Gefängniß, Paul.“

„Dein Vater, der gute Mann! — Aber komm mit mir; ich ſtehe hier bei einer braven Frau in Arbeit; ſie kennt dich, ich habe ihr oft von dir erzählt.“

Und Hand in Hand, wie einſt als Kinder, gingen wir nach dem Hauſe meiner guten Meiſterin, die uns ſchon vom Fenſter aus entgegenſah. „Das Liſei iſt's!“ rief ich, als wir in die Stube traten, „denkt Euch, Frau Meiſterin, das Liſei!“

Die gute Frau ſchlug die Hände über ihre Bruſt zuſammen. „Heilige Mutter Gottes, bitt' für uns! das Liſei! — alſo ſo hat's ausgeſchaut! — Aber,“ fuhr ſie fort, „wie kommſt denn du mit dem alten Sünder da zuſammen?“ — und ſie wies mit dem ausgeſtreckten Finger nach dem Gefangenhauſe drüben — „der Paulſen hat mir doch geſagt, daß du ehrlicher Leute Kind biſt!“

Gleich darauf aber zog ſie das Mädchen weiter in die Stube hinein und drückte ſie in ihren Lehnſtuhl nieder, und als jetzt Liſei ihre Frage zu beantworten anfing, hielt ſie ihr ſchon eine dampfende Taſſe Kaffee an die Lippen.

„Nun trink einmal,“ ſagte ſie, „und komm erſt wieder zu dir; die Händchen ſind dir ja ganz verklommen.“

Und das Liſei mußte trinken, wobei ihr zwei helle Thränen in die Taſſe rollten, und dann erſt durfte ſie erzählen.

Sie ſprach jetzt nicht, wie einſt und wie vorhin in der Einſamkeit ihres Kummers, in dem Dialekt ihrer Heimath, nur ein leichter Anflug war ihr davon geblieben; denn waren ihre Eltern auch nicht mehr bis an unſere Küſte hier hinabgekommen, ſo hatten ſie ſich doch meiſtens in dem mittleren Deutſchland aufgehalten. Schon vor einigen Jahren war die Mutter geſtorben. „Verlaß den Vater nicht!“ das hatte ſie der Tochter im letzten Augenblicke noch ins Ohr geflüſtert, „ſein Kindsherz iſt zu gut für dieſe Welt.“

Liſei brach bei dieſer Erinnerung in heftiges Weinen aus; ſie wollte nicht einmal von der aufs Neue vollgeſchenkten Taſſe trinken, mit der die Meiſterin ihre Thränen zu ſtillen gedachte, und erſt nach einer ziemlichen Weile konnte ſie weiter berichten.

Gleich nach dem Tode der Mutter war es ihre erſte Arbeit geweſen, an deren Stelle ſich die Frauenrollen in den Puppenſpielen von ihrem Vater einlernen zu laſſen. Dazwiſchen waren die Beſtattungsfeierlichkeiten beſorgt und die erſten Seelenmeſſen für die Todte geleſen; dann, das friſche Grab hinter ſich laſſend, waren Vater und Tochter wiederum ins Land hineingefahren und hatten, wie vorhin, ihre Stücke abgeſpielt, den verlorenen Sohn, die heilige Genovefa und wie ſie ſonſt noch heißen mochten.

So waren ſie geſtern auf der Reiſe in ein großes Kirchdorf gekommen, wo ſie ihre Mittagsraſt gehalten hatten. Auf der harten Bank vor dem Tiſche, an welchem ſie ihr beſcheidenes Mahl verzehrten, war Vater Tendler ein halbes Stündchen in einen feſten Schlaf geſunken, während Liſei draußen die Fütterung ihres Pferdes beſorgt hatte. Kurz darauf, in wollene Decken wohlverpackt, waren ſie aufs Neue in die grimmige Winterkälte hinausgefahren.

„Aber wir kamen nit weit,“ erzählte Liſei; „gleich hinterm Dorf iſt ein Landreiter auf uns zugeritten und hat gezetert und gemordio't. Aus dem Tiſchkaſten ſollt' dem Wirth ein Beutel mit Geld geſtohlen ſein, und mein unſchuldigs Vaterl war doch allein in der Stube dort geweſen! Ach, wir haben kei Heimath, kei Freund, kei Ehr; es kennt uns Niemand nit!“

„Kind, Kind,“ ſagte die Meiſterin, indem ſie zu mir hinüberwinkte, „verſündige dich auch nicht!“

Ich aber ſchwieg, denn Liſei hatte ja nicht Unrecht mit ihrer Klage. — Sie hatten in das Dorf zurückgemußt; das Fuhrwerk mit Allem, was darauf geladen, war vom Schulzen dort zurückgehalten worden; der alte Tendler aber hatte die Weiſung erhalten, den Weg zur Stadt neben dem Pferde des Landreiters herzutraben. Liſei, von dem Letzteren mehrfach zurückgewieſen, war in einiger Entfernung hinterher gegangen, in der Zuverſicht, daß ſie wenigſtens, bis der liebe Gott die Sache aufkläre, das Gefängniß ihres Vaters werde theilen können. Aber — auf ihr ruhte kein Verdacht; mit Recht hatte der Inſpector ſie als eine Zudringliche von der Thür gejagt, die auf ein Unterkommen in ſeinem Hauſe nicht den geringſten Anſpruch habe.

Liſei wollte das zwar noch immer nicht begreifen; ſie meinte, das ſei ja härter als alle Strafe, die ſpäter doch gewiß den wirklichen Spitzbuben noch ereilen würde; aber, fügte ſie gleich hinzu, ſie wolle ihm auch ſo harte Straf' nit wünſchen, wenn nur die Unſchuld von ihrem guten Vaterl an den Tag komme; ach, der werd's gewiß nit überleben!

Ich beſann mich plötzlich, daß ich ſowohl dem alten

Corporal da drüben, als auch dem Herrn Criminalcommiſſarius eigentlich ein unentbehrlicher Mann ſei; denn dem Einen hielt ich ſeine Spinnmaſchinen in Ordnung, dem Anderen ſchärfte ich ſeine koſtbaren Federmeſſer; durch den Einen konnte ich wenigſtens Zutritt zu dem Gefangenen erhalten, bei dem Anderen konnte ich ein Leumundszeugniß für Herrn Tendler ablegen und ihn vielleicht zur Beſchleunigung der Sache veranlaſſen. Ich bat Liſei ſich zu gedulden, und ging ſofort in das Gefangenhaus hinüber.

Der ſchwindſüchtige Inſpector ſchalt auf die unverſchämten Weiber, die immer zu ihren ſpitzbübiſchen Männern oder Vätern in die Zellen wollten. Ich aber verbat mir in Betreff meines alten Freundes ſolche Titel, ſo lange ſie ihm nicht durch das Gericht „von Rechts wegen“ beigelegt ſeien, was, wie ich ſicher wiſſe, nie geſchehen werde; und endlich, nach einigem Hin- und Widerreden, ſtiegen wir zuſammen die breite Treppe nach dem Oberbau hinauf.

In dem alten Gefangenhauſe war auch die Luft gefangen, und ein widerwärtiger Dunſt ſchlug uns entgegen, als wir oben durch den langen Corridor ſchritten, von welchem aus zu beiden Seiten Thür an Thür in die einzelnen Gefangenzellen führte. An einer derſelben, faſt zu Ende des Ganges, blieben wir ſtehen; der Inſpector ſchüttelte ſein großes Schlüſſelbund, um den rechten herauszufinden; dann knarrte die Thür und wir traten ein.

In der Mitte der Zelle, mit dem Rücken gegen uns, ſtand die Geſtalt eines kleinen mageren Mannes, der nach dem Stückchen Himmel hinaufzublicken ſchien, das grau und trübſelig durch ein oben in der Mauer angebrachtes Fenſter auf ihn herabdämmerte. An ſeinem Haupte bemerkte ich ſogleich die kleinen abſtehenden Haarſpieße; nur hatten ſie, wie jetzt draußen die Natur, ſich in die Farbe des Winters gekleidet. Bei unſerem Eintritt wandte der kleine Mann ſich um.

„Sie kennen mich wohl nicht mehr, Herr Tendler?“ ſagte ich.

Er ſah flüchtig nach mir hin. „Nein, lieber Herr,“ erwiederte er, „hab' nicht die Ehre.“

Ich nannte ihm den Namen meiner Vaterſtadt und ſagte: „Ich bin der unnütze Junge, der Ihnen damals Ihren kunſtreichen Kasperl verdrehte!“

„O, ſchad't nichts, gar nichts!“ erwiederte er verlegen und machte mir einen Diener; „iſt lange ſchon vergeſſen.“

Er hatte offenbar nur halb auf mich gehört; denn ſeine Lippen bewegten ſich, als ſpräche er zu ſich ſelber von ganz anderen Dingen.

Da erzählte ich ihm, wie ich vorhin ſein Liſei aufgefunden habe, und jetzt erſt ſah er mich mit offenen Augen an. „Gott Dank! Gott Dank!“ ſagte er und faltete die Hände. „Ja, ja, das kleine Liſei und der kleine Paul, ſie ſpielten derzeit mit einander! — Der kleine Paul! Seid Ihr der kleine Paul! O, i glaub's Euch ſchon; das herzige Gſichtl von dem friſchen Bubn, das ſchaut da no heraus!“ Er nickte mir ſo innig zu, daß die weißen Haarſpießchen auf ſeinem Kopfe bebten. „Ja, ja, da drunten an der See bei Euch; wir ſind nit wieder hinkommen; das war no gute Zeit dermal; da war aa noch mein Weib, die Tochter vom großen Geiſelbrecht dabei! „„Joſeph!““ pflegte ſie zu ſagen, „„wenn nur die Menſchen aa ſo Dräht' an ihre Köpf' hätten, da könnt'ſt du aa mit ihne firti werdn!““ — Hätt' ſie nur heute noch gelebt, ſie hätten mich nicht eingeſperrt. Du lieber Gott; ich bin kein Dieb, Herr Paulſen."

Der Inſpector, der draußen vor der angelehnten Thür im Gange auf- und abging, hatte ſchon ein paar Mal mit ſeinem Schlüſſelbunde geraſſelt. Ich ſuchte den alten Mann zu beruhigen und bat ihn, ſich bei ſeinem erſten Verhöre auf mich zu berufen, der ich hier bekannt und wohl geachtet ſei.

Als ich wieder zu meiner Meiſterin in die Stube trat, rief dieſe mir entgegen: „Das iſt ein trotzigs Mädel, Paulſen; da helft mir nur gleich ein wenig; ich hab' ihr die Kammer zum Nachtquartier geboten; aber ſie will fort, in die Bettelherberg' oder Gott weiß wohin!"

Ich fragte Liſei, ob ſie ihre Päſſe bei ſich habe.

„Mein Gott, die hat der Schulz im Dorf uns abgenommen!"

„So wird kein Wirth dir ſeine Thür aufmachen," ſagte ich, „das weißt du ſelber wohl."

Sie wußte es freilich, und die Meiſterin ſchüttelte ihr vergnügt die Hände. „Ich denk' wohl," ſagte ſie, „daß du dein eignes Köpfchen haſt; der da hat mir's haarklein erzählt, wie Ihr zuſammen in der Kiſte habt geſeſſen; aber ſo leicht wärſt du doch nicht von mir fortgekommen!“

Das Liſei ſah etwas verlegen vor ſich nieder; dann aber fragte ſie mich haſtig aus nach ihrem Vater. Nachdem ich ihr Beſcheid gegeben hatte, erbat ich mir ein paar Bettſtücke von der Meiſterin, nahm von den meinigen noch etwas hinzu, und trug es ſelbſt hinüber in die Zelle des Gefangenen, wozu ich vorhin von dem Inſpector die Erlaubniß erhalten hatte. — So konnten wir, als nun die Nacht herankam, hoffen, daß im warmen Bette und auf dem beſten Ruhekiſſen, das es in der Welt giebt, auch unſeren alten Freund in ſeiner öden Kammer drüben ein ſanfter Schlaf erquicken werde.

* * *

Am anderen Vormittage, als ich eben, um zum Herrn Criminalcommiſſarius zu gehen, auf die Straße trat, kam von drüben der Inſpector in ſeinen Morgenpantoffeln auf mich zugeſchritten. „Ihr habt Recht gehabt, Paulſen," ſagte er mit ſeiner gläſernen Stimme, „für dies Mal iſt's kein Spitzbube geweſen; den richtigen haben ſie ſoeben eingebracht; Euer Alter wird noch heute entlaſſen werden."

Und richtig, nach einigen Stunden öffnete ſich die Thür des Gefangenhauſes und der alte Tendler wurde von der commandirenden Stimme des Inſpectors zu uns hinübergewieſen. Da das Mittagseſſen eben aufgetragen war, ſo ruhte die Meiſterin nicht, bis auch er ſeinen Platz am Tiſche eingenommen hatte; aber er berührte die guten Speiſen kaum, und wie ſie ſich auch um ihn bemühen mochte, er blieb wortkarg und in ſich gekehrt neben ſeiner Tochter ſitzen; nur mitunter bemerkte ich, wie er deren Hand nahm und ſie zärtlich ſtreichelte. Da hörte ich draußen vom Thore her ein Glöckchen bimmeln; ich kannte es ganz genau, aber es läutete mir weit her aus meiner Kinderzeit.

„Liſei!" ſagte ich leiſe.

„Ja, Paul, ich hör' es wohl."

Und bald ſtanden wir Beide draußen vor der Hausthür. Siehe, da kam es die Straße herab, das Wägelchen mit den beiden hohen Kiſten, wie ich daheim es mir ſo oft gewünſcht hatte. Ein Bauerburſche ging nebenher mit Zügel und Peitſche in der Hand; aber das Glöckchen bimmelte jetzt am Halſe eines kleinen Schimmels.

„Wo iſt das Braunchen geblieben?“ fragte ich Liſei.

„Das Braunchen,“ erwiederte ſie, „das iſt uns eines Tags vor'm Wagen hingefallen; der Vater hat ſogleich den Thierarzt aus dem Dorf geholt; aber es hat nimmer leben können.“

Bei dieſen Worten ſtürzten ihr die Thränen aus den Augen.

„Was fehlt dir, Liſei?“ fragte ich; „es iſt ja nun doch Alles wieder gut!“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Mein Vaterl gefallt mir nit; er iſt ſo ſtill; die Schand', er verwind't es nit.“

— — Und Liſei hatte mit ihren treuen Tochteraugen recht geſehen. Als kaum die Beiden in einem kleinen Gaſthauſe untergebracht waren, und der Alte ſchon ſeine Pläne zur Weiterfahrt entwarf — denn hier wollte er jetzt nicht vor die Leute treten — da zwang ihn ein Fieber, im Bett zu bleiben! Bald mußten wir einen Arzt holen, und es entwickelte ſich ein längeres Krankenlager. In Beſorgniß, daß ſie dadurch in Noth gerathen könnten, bot ich Liſei meine Geldmittel zur Hülfe an; aber ſie ſagte: „I nimm's ja gern von dir; doch ſorg nur nit, wir ſind nit gar ſo karg.“ Da blieb mir denn nichts Anderes zu thun, als in der Nachtwache mit ihr zu wechſeln, oder, als es dem Kranken beſſer ging, am Feierabend ein Stündchen an ſeinem Bett zu plaudern.

So war die Zeit meiner Abreiſe herangenaht, und mir wurde das Herz immer ſchwerer. Es that mir faſt weh, das Liſei anzuſehen; denn bald fuhr es ja auch mit ſeinem Vater von hier wieder in die weite Welt hinaus. Wenn ſie nur eine Heimath gehabt hätten! Aber wo waren ſie zu finden, wenn ich Gruß und Nachricht zu ihnen ſenden wollte! Ich dachte an die zwölf Jahre ſeit unſerem erſten Abſchied; — ſollte wieder ſo lange Zeit vergehen, oder am Ende gar das ganze Leben?

„Und grüß mir aa dein Vaterhaus, wenn du heimkommſt!“ ſagte Liſei, da ſie am letzten Abend mich an die Hausthür begleitet hatte. „I ſeh's mit mein' Augen, das Bänkerl vor der Thür, die Lind' im Gartl; ach, i vergiß es nimmer; ſo lieb hab ich's nit wieder g'ſunden in der Welt!"

Als ſie das ſagte, war es mir, als leuchte aus dunkler Tiefe meine Heimath zu mir auf; ich ſah die zärtlichen Augen meiner Mutter, das feſte ehrliche Antlitz meines Vaters. „Ach Liſei," ſagte ich, „wo iſt denn jetzt mein Vaterhaus! es iſt ja Alles öd und leer."

Liſei antwortete nicht; ſie gab mir nur die Hand und blickte mich mit ihren guten Augen an.

Da war mir, als hörte ich die Stimme meiner Mutter ſagen: „Halte dieſe Hand feſt, und kehre mit ihr zurück, ſo haſt du deine Heimath wieder!" — und ich hielt die Hand feſt und ſagte: „Kehr du mit mir zurück, Liſei, und laß uns zuſammen verſuchen, ein neues Leben in das leere Haus zu bringen, ein ſo gutes, wie es die geführt haben, die ja auch dir einſt lieb geweſen ſind!"

„Paul," rief ſie, „was meinſt du? I verſteh di nit."

Aber ihre Hand zitterte heftig in der meinen, und ich bat nur: „Ach, Liſei, verſteh mich doch!“

Sie ſchwieg einen Augenblick. „Paul,“ ſagte ſie dann, „i kann nit von mei'm Vaterl gehen.“

„Der muß ja mit uns, Liſei! Im Hinterhauſe, die beiden Stübchen, die jetzt leer ſtehen, da kann er wohnen und wirthſchaften; der alte Heinrich hat ſein Kämmerchen dicht daneben.“

Liſei nickte. „Aber, Paul, wir ſind landfahrende Leut'. Was werden ſie ſagen bei dir daheim?“

„Sie werden mächtig reden, Liſei!“

„Und du haſt nit Furcht davor?“

Ich lachte nur dazu.

„Nun,“ ſagte Liſei, und wie ein Glockenlaut ſchlug es aus ihrer Stimme, „wenn du ſie haſt, — i hab ſchon di Kuraſchi!“

„Aber thuſt du's denn auch gern?“

— „Ja, Paul, wenn i's nit gern thät',“ — und ſie ſchüttelte ihr braunes Köpſchen gegen mich — „gel', da thät' i's nimmermehr!“ —

„Und, mein Junge,“ unterbrach ſich hier der Erzähler, „wie einen bei ſolchen Worten ein Paar ſchwarze

Mädchenaugen anſehen, das ſollſt du nun noch lernen, wenn du erſt ein Stieg Jahre weiter biſt!“

„Ja, ja,“ dachte ich, „zumal ſo ein Paar Augen, die einen See ausbrennen können!“

„Und nicht wahr,“ begann Paulſen wieder, „nun weißt du auch nachgerade, wer das Liſei iſt?“

„Das iſt die Frau Paulſen!“ erwiederte ich. „Als ob ich das nicht längſt gemerkt hätte! Sie ſagt ja noch immer „nit“ und hat auch noch die ſchwarzen Augen unter den fein gepinſelten Augenbrauen.“

Mein Freund lachte, während ich mir im Stillen vornahm, die Frau Paulſen, wenn wir in's Haus zurückkämen, doch einmal recht darauf anzuſehen, ob noch das Puppenſpieler-Liſei in ihr zu erkennen ſei. — „Aber,“ fragte ich, „wo iſt denn der alte Herr Tendler hingekommen?“

„Mein liebes Kind,“ erwiederte mein Freund, „wohin wir ſchließlich Alle kommen. Drüben auf dem grünen Kirchhof ruht er neben unſerem alten Heinrich; aber es iſt noch Einer mehr in ſein Grab mit hineingekommen, der andere kleine Freund aus meiner Kinderzeit. Ich will dir's wohl erzählen; nur laß uns ein wenig hinausgehen; meine Frau könnte nachgerade einmal nach uns ſehen wollen, und ſie ſoll die Geſchichte doch nicht wieder hören.“

Paulſen ſtand auf, und wir gingen auf den Spazierweg hinaus, der auch hier hinter den Gärten der Stadt entlang führt. Nur wenige Leute kamen uns entgegen; denn es war ſchon um die Vesperzeit.

„Siehſt du“ — begann Paulſen ſeine Erzählung wieder — „der alte Tendler war derzeit mit unſerem Verſpruch gar wohl zufrieden; er gedachte meiner Eltern, die er einſt gekannt hatte, und er faßte auch zu mir Vertrauen. Ueberdies war er des Wanderns müde; ja, ſeit es ihn in die Gefahr gebracht hatte, mit den verworfenſten Vagabunden verwechſelt zu werden, war in ihm die Sehnſucht nach einer feſten Heimath immer mehr heraufgewachſen. Meine gute Meiſterin zwar zeigte ſich nicht ſo einverſtanden; ſie fürchtete, bei allem guten Willen möge doch das Kind des umherziehenden Puppenſpielers nicht die rechte Frau für einen ſeßhaften Handwerksmann abgeben. — Nun, ſie iſt ſeit lange ſchon bekehrt worden!

— — Und ſo war ich denn nach kaum acht Tagen wieder hier, von den Bergen an die Nordſeeküſte, in unſerer alten Vaterſtadt. Ich nahm mit Heinrich die Geſchäfte rüſtig in die Hand und richtete zugleich die beiden leer ſtehenden Zimmer im Hinterhauſe für den Vater Joſeph ein. — Vierzehn Tage weiter — es ſtrichen eben die Düfte der erſten Frühlingsblumen über die Gärten — da kam es die Straße heraufgebimmelt. „Meiſter, Meiſter,“ rief der alte Heinrich, „ſie kommen, ſie kommen!“ Und da hielt ſchon das Wägelchen mit den zwei hohen Kiſten vor unſerer Thür. Das Liſei war da, der Vater Joſeph war da, Beide mit munteren Augen und rothen Wangen; und auch das ganze Puppenſpiel zog mit ihnen ein; denn ausdrückliche Bedingung war es, daß dies den Vater Joſeph auf ſein Altentheil begleiten ſolle. Das kleine Fuhrwerk dagegen wurde in den nächſten Tagen ſchon verkauft.

Dann hielten wir die Hochzeit; ganz in der Stille; denn Blutsfreunde hatten wir weiter nicht am Ort; nur der Hafenmeiſter, mein alter Schulkamerad, war als Trauzeuge mit zugegen. Liſei war, wie ihre Eltern, katholiſch; daß aber das ein Hinderniß für unſere Ehe ſein könne, iſt uns niemals eingefallen. In den erſten Jahren reiſte ſie wohl zur öſterlichen Beichte nach unſerer Nachbarſtadt; wo, wie du weißt, eine katholiſche Gemeinde iſt; nachher hat ſie ihre Kümmerniſſe nur noch ihrem Mann gebeichtet.

Am Hochzeitsmorgen legte Vater Joſeph zwei Beutel vor mir auf den Tiſch, einen größeren voll alter Harzdrittel, einen kleinen mit Kremnitzer Ducaten.

„Du haſt nit danach fragt, Paul!“ ſagte er. „Aber ſo völlig arm is doch mein' Liſei dir nit zubracht. Nimm's! i brauch's allfurt nit mehr.“ —

Das war der Sparpfennig, von dem mein Vater einſt geſprochen, und er kam jetzt ſeinem Sohne beim Neubeginn ſeines Geſchäfts zu ganz gelegener Zeit. Freilich hatte Liſei's Vater damit ſein ganzes Vermögen hingegeben und ſich ſelbſt der Fürſorge ſeiner Kinder anvertraut; aber er war dabei nicht müßig; er ſuchte ſeine Schnitzmeſſer wieder hervor und wußte ſich bei den Arbeiten in der Werkſtatt nützlich zu machen.

Die Puppen nebſt dem Theater-Apparat waren in einem Verſchlage auf dem Boden des Nebenhauſes untergebracht. Nur an Sonntagnachmittagen holte er bald die eine, bald die andere in ſein Stübchen herunter, revidirte die Drähte und Gelenke und putzte oder beſſerte dies und jenes an denſelben. Der alte Heinrich ſtand dann mit ſeiner kurzen Pfeife neben ihm und ließ ſich die Schickſale der Puppen erzählen, von denen faſt jede ihre eigene Geſchichte hatte; ja, wie es jetzt herauskam, der ſo wirkungsvoll geſchnitzte Kasper hatte einſt für ſeinen jungen Verfertiger ſogar den Brautwerber um Liſei's Mutter abgegeben. Mitunter wurden zur beſſeren Veranſchaulichung der einen oder anderen Scene auch wohl die Drähte in Bewegung geſetzt; Liſei und ich haben oftmals draußen an den Fenſtern geſtanden, die ſchon aus grünem Weinlaub gar traulich auf den Hof hinausſchauten; aber die alten Kinder drinnen waren meiſt ſo in ihr Spiel vertieft, daß ihnen erſt durch unſer Beifallklatſchen die Gegenwart der Zuſchauer bemerklich wurde. — — Als das Jahr weiter rückte, fand Vater Joſeph eine andere Beſchäftigung; er nahm den Garten unter ſeine Obhut, er ſäete und pflanzte, und am Sonntage wandelte er, ſauber angethan, zwiſchen den Rabatten auf und ab, putzte an den Roſenbüſchen oder band Nelken und Levkojen an ſeine ſelbſtgeſchnitzte Stäbchen.

So lebten wir einig und zufrieden; mein Geſchäft hob ſich mehr und mehr. Ueber meine Heirath hatte unſere gute Stadt ſich ein paar Wochen lebhaft ausgeſprochen; da aber faſt Alle über die Unvernunft meiner Handlungsweiſe einig waren, und dem Geſpräche ſo die gedeihliche Nahrung des Widerſpruches vorenthalten blieb, ſo hatte es ſich bald ſelber ausgehungert.

Als es dann abermals Winter wurde, holte Vater Joſeph an den Sonntagen auch wieder die Puppen aus ihrem Verſchlage herunter, und ich dachte nicht anders, als daß in ſolchem ſtillen Wechſel der Beſchäftigung ihm auch künftig die Jahre hingehen würden. Da trat er eines Morgens mit gar ernſthaftem Geſichte zu mir in die Wohnſtube, wo ich eben allein an meinem Frühſtück ſaß. „Schwiegerſohn,“ ſagte er, nachdem er ſich wie verlegen ein paar Mal mit der Hand durch ſeine weißen Haarſpießchen gefahren war, „ich kann's doch nit wohl länger anſehen, daß ich allweil ſo das Gnadenbrod an Euerm Tiſch ſoll eſſen.“

Ich wußte nicht, wo das hinaus ſollte, aber ich fragte ihn, wie er auf ſolche Gedanken komme; er ſchaffe ja mit in der Werkſtatt, und wenn mein Geſchäft jetzt einen größeren Gewinn abwerfe, ſo ſei dies weſentlich der Zins ſeines eigenen Vermögens, das er an unſerem Hochzeitsmorgen in meine Hand gelegt habe.

Er ſchüttelte den Kopf. Das reiche Alles nicht; aber eben jenes kleine Vermögen habe er zum Theil einſt in unſerer Stadt gewonnen; das Theater ſei ja noch vorhanden, und die Stücke habe er auch alle noch im Kopfe.

Da merkte ich's denn wohl, der alte Puppenſpieler ließ ihm keine Ruhe; ſein Freund, der gute Heinrich, genügte ihm nicht mehr als Publicum, er mußte einmal wieder öffentlich vor verſammeltem Volke ſeine Stücke aufführen.

Ich ſuchte es ihm auszureden; aber er kam immer wieder darauf zurück. Ich ſprach mit Liſei, und am Ende konnten wir nicht umhin, ihm nachzugeben. Am liebſten hätte nun freilich der alte Mann geſehen, wenn Liſei wie vor unſerer Verheirathung die Frauenrollen in ſeinen Stücken geſprochen hätte; aber wir waren übereingekommen, ſeine dahin zielenden Anſpielungen nicht zu verſtehen; für die Frau eines Bürgers und Handwerksmeiſters wollte ſich das denn doch nicht ziemen.

Zum Glück — oder, wie man will, zum Unglück — war derzeit ein ganz reputirliches Frauenzimmer in der Stadt, die einſt bei einer Schauſpielertruppe als Souffleuſe gedient hatte und daher in derlei Dingen nicht unbewandert war. Dieſe — Kröpel-Lieſchen nannten ſie die Leute von wegen ihrer Kreuzlahmheit — ging ſofort auf unſer Anerbieten ein, und bald entwickelte ſich am Feierabend und an den Sonntagnachmittagen die lebhafteſte Thätigkeit in Vater Joſeph's Stübchen. Während vor dem einen Fenſter der alte Heinrich an den Gerüſtſtücken des Theaters zimmerte, ſtand vor dem anderen zwiſchen friſch angemalten Couliſſen, die von der Zimmerdecke herunterhingen, der alte Puppenſpieler und exercirte mit Kröpel-Lieſchen eine Scene nach der anderen. Sie ſei ein dreimal gewürztes Frauenzimmer, verſicherte er ſtets nach ſolcher Probe; nicht einmal die Liſei hab' es ſo ſchnell capirt; nur mit dem Singen ginge es nit gar ſo ſchön; ſie grunze mit ihrer Stimme immer in der Tiefe, was für die ſchöne Suſanne, die das Lied zu ſingen habe, nicht eben harmonirlich ſei.

Endlich war der Tag der Aufführung feſtgeſetzt. Es ſollte Alles möglichſt reputirlich vor ſich gehen; nicht auf dem Schützenhofe, ſondern auf dem Rathhausſaale, wo auch die Primaner um Michaelis ihre Redeübungen hielten, ſollte jetzt der Schauplatz ſein; und als am Sonnabend Nachmittags unſere guten Bürger ihr friſches Wochenblättchen aus einander falteten, ſprang ihnen in breiten Lettern die Anzeige in die Augen:

„Morgen Sonntag Abend ſieben Uhr auf dem Rathhausſaale Marionetten-Theater des Mechanikus Joſeph Tendler hierſelbſt.

Die ſchöne Suſanna, Schauſpiel mit Geſang in 4 Aufzügen.“

Es war aber damals in unſerer Stadt nicht mehr die harmloſe ſchauluſtige Jugend aus meinen Kinderjahren; die Zeiten des Koſakenwinters lagen dazwiſchen, und namentlich war unter den Handwerkslehrlingen eine arge Zügelloſigkeit eingeriſſen; die früheren Liebhaber unter den Honoratioren aber hatten ihre Gedanken jetzt auf andere Dinge. Dennoch wäre vielleicht Alles gut gegangen, wenn nur der ſchwarze Schmidt und ſeine Jungen nicht geweſen wären.“

Ich fragte Paulſen, wer das ſei; denn ich hatte niemals von einem ſolchen Menſchen in unſerer Stadt gehört.

„Das glaub' ich wohl,“ erwiederte er, „der ſchwarze Schmidt iſt ſchon vor Jahren im Armenhaus verſtorben; damals aber war er Meiſter gleich mir; nicht ungeſchickt, aber lüderlich in ſeiner Arbeit wie im Leben; der ſparſame Verdienſt des Tages wurde Abends im Trunk und Kartenſpiel verthan. Schon gegen meinen Vater hatte er einen Haß gehabt, nicht allein, weil deſſen Kundſchaft die ſeinige bei Weitem überſtieg, ſondern ſchon aus der Jugend her, wo er deſſen Nebenlehrling geweſen und wegen eines ſchlechten Streiches gegen ihn vom Meiſter fortgejagt worden war. Seit dem Sommer hatte er Gelegenheit gefunden, dieſe Abneigung in erhöhtem Maße auch auf mich auszudehnen; denn bei der damals hier neu errichteten Kattunfabrik war, trotz ſeiner eifrigen Bemühung um dieſelbe, die Arbeit an den Maſchinen allein mir übertragen worden, in Folge deſſen er und ſeine beiden Söhne, die bei dem Vater in Arbeit ſtanden und dieſen an wüſtem Treiben wo möglich überboten, ſchon nicht verfehlt hatten, mir ihren Verdruß durch allerlei Neckereien kund zu geben. Ich hatte indeſſen jetzt keine Gedanken an dieſe Menſchen.

So war der Abend der Aufführung herangekommen. Ich hatte noch an meinen Büchern zu ordnen und habe, was geſchah, erſt ſpäter durch meine Frau und Heinrich erfahren, welche zugleich mit unſerem Vater nach dem Rathhausſaale gingen.

Der erſte Platz dort war faſt gar nicht, der zweite nur mäßig beſetzt geweſen; auf der Gallerie aber hatte es Kopf an Kopf geſtanden. — Als man vor dieſem Publicum das Spiel begonnen, war anfänglich Alles in der Ordnung vorgegangen; die alte Lieſchen hatte ihren Part feſt und ohne Anſtoß hingeredet. — Dann aber kam das unglückſelige Lied! Sie bemühte ſich vergebens, ihrer Stimme einen zarteren Klang zu geben; wie Vater Joſeph vorhin geſagt hatte, ſie grunzte wirklich in der Tiefe. Plötzlich rief eine Stimme von der Gallerie: „Höger up, Kröpel-Lieſchen! Höger up!“ Und als ſie, dieſem Rufe gehorſam, die unerreichbaren Discanttöne zu erklettern ſtrebte, da ſcholl ein raſendes Gelächter durch den Saal.

Das Spiel auf der Bühne ſtockte, und zwiſchen den Couliſſen heraus rief die bebende Stimme des alten Puppenſpielers: „Meine Herrſchaft'n, i bitt g'wogentlich um Ruhe!“ Kasperl, den er eben an ſeinen Drähten in der Hand hielt und der mit der ſchönen Suſanna eine Scene hatte, ſchlenkerte krampfhaft mit ſeiner kunſtvollen Naſe.

Neues Gelächter war die Antwort. „Kasperl ſoll ſingen!“ — „Ruſſiſch! Schöne Minka, ich muß ſcheiden!“ — „Hurrah für Kasperl!“ — „Nichts doch; Kasperl ſein' Tochter ſoll ſingen!“ — „Ja wohl, wiſcht euch's Maul! Die iſt Frau Meiſterin geworden, die thut's halt nimmermehr!“

So ging's noch eine Weile durch einander. Auf einmal flog, in wohlgezieltem Wurfe, ein großer Pflaſterſtein auf die Bühne. Er hatte die Drähte des Kasperl getroffen; die Figur entglitt der Hand ihres Meiſters und fiel zu Boden.

Vater Joſeph ließ ſich nicht mehr halten. Trotz Liſei's Bitten hat er gleich darauf die Puppenbühne betreten. — Donnerndes Händeklatſchen, Gelächter, Fußtrampeln empfing ihn, und es mag ſich freilich ſeltſam genug präſentirt haben, wie der alte Mann, mit dem Kopf oben in den Suffiten, unter lebhaftem Händearbeiten ſeinem gerechten Zorne Luft zu machen ſuchte. — Plötzlich unter allem Tumult fiel der Vorhang; der alte Heinrich hatte ihn herabgelaſſen.

— — Mich hatte indeß zu Hauſe bei meinen Büchern eine gewiſſe Unruhe befallen; ich will nicht ſagen, daß mir Unheil ahnte, aber es trieb mich dennoch fort, den Meinigen nach. — Als ich die Treppe zum Rathhausſaal hinaufſteigen wollte, drängte eben die ganze Menge von oben mir entgegen. Alles ſchrie und lachte durch einander. „Hurrah! Kasper is dod; Lott is dod. Die Kamedie iſt zu End'!“ — Als ich aufſah, erblickte ich die ſchwarzen Geſichter der

Schmidt-Jungen über mir. Sie waren augenblicklich ſtill und rannten an mir vorbei zur Thür hinaus; ich aber hatte für mich jetzt die Gewißheit, wo die Quelle dieſes Unfugs zu ſuchen war.

Oben angekommen, fand ich den Saal faſt leer. Hinter der Bühne ſaß mein alter Schwiegervater wie gebrochen auf einem Stuhl und hielt mit beiden Händen ſein Geſicht bedeckt. Liſei, die auf den Knien vor ihm lag, richtete ſich, da ſie mich gewahrte, langſam auf. „Nun, Paul," fragte ſie, mich traurig anſehend, „haſt du noch die Kuraſchi?"

Aber ſie mußte wohl in meinen Augen geleſen haben, daß ich ſie noch hatte; denn, bevor ich noch antworten konnte, lag ſie ſchon an meinem Halſe. „Laß uns nur feſt zuſammenhalten, Paul!" ſagte ſie leiſe.

— — Und, ſiehſt du! Damit und mit ehrlicher Arbeit ſind wir durchgekommen.

— — Als wir am anderen Morgen aufgeſtanden waren, da fanden wir jenes Schimpfwort „Pole Poppenſpäler" — denn ein Schimpfwort ſollte es ja ſein — mit Kreide auf unſere Hausthür geſchrieben.

Ich aber habe es ruhig ausgewiſcht, und als es dann ſpäter noch ein paar Mal an öffentlichen Orten wieder lebendig wurde, da habe ich einen Trumpf darauf geſetzt; und weil man wußte, daß ich nicht ſpaße, ſo iſt es danach ſtill geworden. — — Wer dir es jetzt geſagt hat, der wird nichts Böſes damit gemeint haben; ich will ſeinen Namen auch nicht wiſſen.

Unſer Vater Joſeph aber war ſeit jenem Abend nicht mehr der Alte. Vergebens zeigte ich ihm die unlautere Quelle jenes Unfugs und daß derſelbe ja mehr gegen mich, als gegen ihn gerichtet geweſen ſei. Ohne unſer Wiſſen hatte er bald darauf alle ſeine Marionetten auf eine öffentliche Auction gegeben, wo ſie zum Jubel der anweſenden Jungen und Trödelweiber um wenige Schillinge verſteigert waren; er wollte ſie niemals wieder ſehen. — Aber das Mittel dazu war ſchlecht gewählt; denn als die Frühlingsſonne erſt wieder in die Gaſſen ſchien, kam von den verkauften Puppen eine nach der anderen aus den dunklen Häuſern an das Tageslicht. Hier ſaß ein Mädchen mit der heiligen Genovefa auf der Hausthürſchwelle, dort ließ ein Junge den Doctor Fauſt auf ſeinem ſchwarzen Kater reiten; in einem Garten in der Nähe des Schützenhofes hing eines Tages der Pfalzgraf Siegfried neben dem hölliſchen Sperling als Vogelſcheuche in einem Kirſchbaume. Unſerem Vater that dieſe Entweihung ſeiner Lieblinge ſo weh, daß er zuletzt kaum noch Haus und Garten bei uns verlaſſen mochte. Ich ſah es deutlich, daß dieſer übereilte Verkauf an ſeinem Herzen nagte, und es gelang mir, die eine und die andere Puppe zurückzukaufen; aber als ich ſie ihm brachte, hatte er keine Freude daran; das Ganze war ja überdies zerſtört. Und, ſeltſam, trotz aller aufgewendeten Mühe konnte ich nicht erfahren, in welchem Winkel ſich die werthvollſte Figur von allen, der kunſtreiche Kasperl verborgen hatte. Und was war ohne ihn die ganze Puppenwelt!

Aber vor einem anderen, ernſteren Spiele ſollte bald der Vorhang fallen. Ein altes Bruſtleiden war bei unſerem Vater wieder aufgewacht, ſein Leben neigte ſich augenſcheinlich zu Ende. Geduldig und voll Dankbarkeit für jeden kleinen Liebesdienſt lag er auf ſeinem Bette. „Ja, ja,“ ſagte er lächelnd und hob ſo heiter ſeine Augen gegen die Bretterdecke des Zimmers, als ſähe er durch dieſelbe ſchon in die ewigen Fernen des Jenſeits, „es is ſcho richtig g'weſ'n: mit den Menſchen hab' ich nit immer könne firti werdn; da drobn mit den Engeln wird's halt beſſer gehen; und — auf alle Fäll', Liſei, i find' ja doch die Mutter dort.“

— — Der gute kindliche Mann ſtarb; Liſei und ich, wir haben ihn bitterlich vermißt; auch der alte Heinrich, der ihm nach wenigen Jahren folgte, ging an ſeinen noch übrigen Sonntagnachmittagen umher, als wiſſe er mit ſich ſelber nicht wohin, als wolle er zu einem, den er doch nicht finden könne.

Den Sarg unſeres Vaters bedeckten wir mit allen Blumen des von ihm ſelbſt gepflegten Gartens; ſchwer von Kränzen wurde er auf den Kirchhof hinausgetragen, wo unweit von der Umfaſſungsmauer das Grab bereitet war. Als man den Sarg hinabgelaſſen hatte, trat unſer alter Propſt an den Rand der Gruft und ſprach ein Wort des Troſtes und der Verheißung; er war meinen ſeligen Eltern ſtets ein treuer Freund und Rather geweſen; ich war von ihm confirmirt, Liſei und ich von ihm getraut worden. Ringsum auf dem Kirchhofe war es ſchwarz von Menſchen; man ſchien von dem Begräbniſſe des alten Puppenſpielers noch ein ganz beſonderes Schauſpiel zu erwarten. — Und etwas Beſonderes geſchah auch wirklich; aber es wurde nur von uns bemerkt, die wir der Gruft zunächſt ſtanden. Liſei, die an meinem Arme mit hinausgegangen war, hatte eben krampfhaft meine Hand gefaßt, als jetzt der alte Geiſtliche dem Brauche gemäß den bereit geſtellten Spaten ergriff und die erſte Erde auf den Sarg hinabwarf. Dumpf klang es aus der Gruft zurück. „Von der Erden biſt du genommen,“ erſcholl jetzt das Wort des Prieſters; aber kaum war es geſprochen, als ich von der Umfaſſungsmauer her über die Köpfe der Menſchen etwas auf uns zufliegen ſah. Ich meinte erſt, es ſei ein großer Vogel; aber es ſenkte ſich und fiel gerade in die Gruft hinab. Bei einem flüchtigen Umblick — denn ich ſtand etwas erhöht auf der aufgeworfenen Erde — hatte ich einen der Schmidt-Jungen ſich hinter die Kirchhofmauer ducken und dann davonlaufen ſehen, und ich wußte plötzlich, was geſchehen war. Liſei hatte einen Schrei an meiner Seite ausgeſtoßen, unſer alter Propſt hielt wie unſchlüſſig den Spaten zum zweiten Wurfe in den Händen. Ein Blick in das Grab beſtätigte meine Ahnung: oben auf dem Sarge, zwiſchen den Blumen und der Erde, die zum Theil ſie ſchon bedeckte, da hatte er ſich hingeſetzt, der alte Freund aus meiner Kinderzeit, Kasperl, der kleine luſtige Allerweltskerl. — Aber er ſah jetzt gar nicht luſtig aus; ſeinen großen Naſenſchnabel hatte er traurig auf die Bruſt geſenkt; der eine Arm mit dem kunſtreichen Daumen war gegen den Himmel ausgeſtreckt, als ſolle er verkünden, daß, nachdem alle Puppenſpiele ausgeſpielt, da droben nun ein anderes Stück beginnen werde.

Ich ſah das Alles nur auf einen Augenblick, denn ſchon warf der Propſt die zweite Scholle in die Gruft: „Und zur Erde wieder ſollſt du werden!“ — Und wie es von dem Sarg hinabrollte, ſo fiel auch Kasperl aus ſeinen Blumen in die Tiefe und wurde von der Erde überdeckt.

Dann klang es zum dritten Mal dumpf aus der Gruft herauf. „Und von der Erden ſollſt du auferſtehen!“

Als das Vaterunſer geſprochen war, und die Menſchen ſich verlaufen hatten, trat der alte Propſt zu uns, die wir noch immer in die Grube ſtarrten. „Es hat eine Ruchloſigkeit ſein ſollen,“ ſagte er, indem er liebreich unſere Hände faßte. „Laßt uns es anders nehmen! In ſeiner Jugendzeit, wie Ihr es mir erzähltet, hat der ſelige Mann die kleine Kunſtfigur geſchnitzt, und ſie hat einſt ſein Eheglück begründet; ſpäter, ſein ganzes Leben lang, hat er durch ſie, am Feierabend nach der Arbeit, gar manches Menſchenherz erheitert, auch manches Gott und den Menſchen wohlgefällige Wort der Wahrheit dem kleinen Narren in den Mund gelegt; — ich habe ſelbſt der Sache einmal zugeſchaut, da Ihr noch Beide Kinder waret. — Laßt nun das kleine Werk ſeinem Meiſter folgen; das ſtimmt gar wohl zu den Worten unſerer heiligen Schrift! Und ſeid getroſt; denn die Guten werden ruhen von ihrer Arbeit.“

— Und ſo geſchah es. Still und friedlich gingen wir nach Hauſe; den kunſtreichen Kasperl aber, wie unſeren guten Vater Joſeph, haben wir niemals wiedergeſehen.

— — Alles das — ſetzte nach einer Weile mein Freund hinzu — hat uns manches Weh bereitet; aber geſtorben ſind wir beiden jungen Leute nicht daran. Nicht lange nachher wurde unſer Joſeph uns geboren, und wir hatten nun Alles, was zu einem vollen Menſchenglück gehört. An jene Vorgänge aber werde ich noch jetzt Jahr um Jahr durch den älteſten Sohn des ſchwarzen Schmidt erinnert. Er iſt einer jener ewig wandernden Handwerksgeſellen geworden, die, verlumpt und verkommen, ihr elendes Leben von den Geſchenken friſten, die nach Zunftgebrauch auf ihre Anſprache die Handwerksmeiſter ihnen zu verabreichen haben. Auch meinem Hauſe geht er nie vorbei.“

Mein Freund ſchwieg und blickte vor ſich in das Abendroth, das dort hinter den Bäumen des Kirchhofs ſtand; ich aber hatte ſchon eine Zeit lang über der Gartenpforte, der wir uns jetzt wieder näherten, das freundliche Geſicht der Frau Paulſen nach uns ausblicken ſehen. „Hab ich's nit denkt!“ rief ſie, als wir nun zu ihr traten. „Was habt Ihr wieder für ein Langes abzuhandeln? Aber nun kommt ins Haus!

Die Gottesgab' ſteht auf dem Tiſch; der Hafenmeiſter is auch ſchon da; und ein Brief vom Joſeph und der alt' Meiſterin! — — Aber was ſchauſt mi denn ſo an, Bub?"

Der Meiſter lächelte. „Ich hab' ihm was verrathen, Mutter. Er will nun ſehen, ob du auch richtig noch das kleine Puppenſpieler-Liſei biſt!"

„Ja freili!" erwiederte ſie, und ein Blick voll Liebe flog zu ihrem Mann hinüber. „Schau nur richti zu, Bub! Und wenn du es nit kannſt find'n, — der da, der weiß es gar genau!"

Und der Meiſter legte ſchweigend ſeinen Arm um ſie. Dann gingen wir ins Haus zur Feier ihres Hochzeitstages. —

Es waren prächtige Leute, der Paulſen und ſein Puppenſpieler-Liſei.

Nachwort

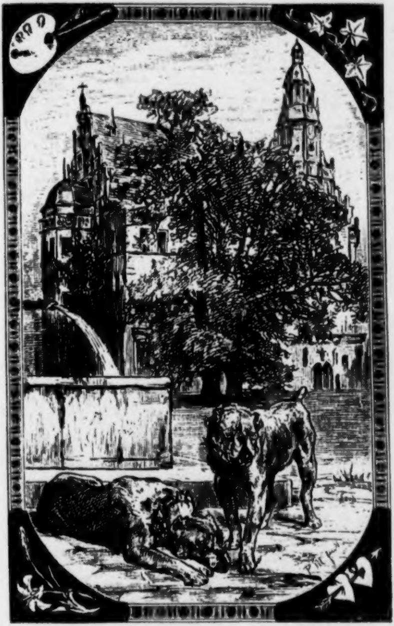
Als bei Begründung der Zeitſchrift „Deutſche Jugend“ auch meine Mitarbeiterſchaft gewünſcht wurde, vermochte ich, ungeachtet meiner Theilnahme für das ſo reich ausgeſtattete Unternehmen, dem Verlangen der Herren Herausgeber nach einer novelliſtiſchen Arbeit erſt nach geraumer Zeit zu genügen.

Die Schwierigkeit der „Jugendſchriftſtellerei“ war in ihrer ganzen Größe vor mir aufgeſtanden. „Wenn du für die Jugend ſchreiben willſt,“ — in dieſem Paradoxon formulirte es ſich mir — „ſo darfſt du nicht für die Jugend ſchreiben! — Denn es iſt unkünſtleriſch, die Behandlung eines Stoffes ſo oder anders zu wenden, je nachdem du dir den großen Peter oder den kleinen Hans als Publicum denkſt.“

Durch dieſe Betrachtungsweiſe aber wurde die große Welt der Stoffe auf ein nur kleines Gebiet beſchränkt. Denn es galt einen Stoff zu finden, der, unbekümmert um das künftige Publicum und nur ſeinen inneren Erforderniſſen gemäß behandelt, gleichwohl, wie für den reifen Menſchen, ſo auch für das Verſtändniß und die Theilnahme der Jugend geeignet war.

Endlich wurde die vorſtehende Novelle geſchrieben. — Ob nun darin die aufgeſtellte Theorie auch praktiſch bethätigt worden, oder, wenn dies auch im Weſentlichen, ob nicht im Einzelnen hie und da die Phantaſie mir einen Streich geſpielt, ſo daß ich unbewußt dem zunächſt beſtimmten jungen Hörerkreiſe beim Erzählen gegenüber geſeſſen habe, — Beides wird der geneigte Leſer beſſer als der Verfaſſer ſelbſt zu beurtheilen im Stande ſein.

Ein paar nicht eben erhebliche Stellen, welche in der Jugendzeitung, wenn auch unter Zuſtimmung des Verfaſſers, ſo doch nach deſſen Ueberzeugung ohne zureichenden Grund, unterdrückt wurden, ſind in dem vorſtehenden Abdruck wieder hergeſtellt.



AQUIS SUBMERSUS.

Novelle

von

Theodor Storm.

Mit einem Titelbilde

von

Paul Meyerheim.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1877.

U. LANDESBIB

AB 150109

Alle Rechte vorbehalten.

Seinem Landsmann

Wilhelm Jenſen

ſendet dieſes Buch

als Gruß aus der Heimath

der Verfaſſer.

In unſerem zu dem früher herzoglichen Schloſſe gehörigen, ſeit Menſchengedenken aber ganz vernachläſſigten „Schloßgarten“ waren ſchon in meiner Knabenzeit die einſt im altfranzöſiſchen Stile angelegten Hagebuchenhecken zu dünnen, geſpenſtiſchen Alleen ausgewachſen; da ſie indeſſen immerhin noch einige Blätter tragen, ſo wiſſen wir Hieſigen, durch Laub der Bäume nicht verwöhnt, ſie gleichwol auch in dieſer Form zu ſchätzen; und zumal von uns nachdenklichen Leuten wirds immer der Eine oder Andere dort zu treffen ſein. Wir pflegen dann unter dem dürftigen Schatten nach dem ſogenannten „Berg“ zu wandeln, einer kleinen Anhöhe in der nordweſtlichen Ecke des Gartens oberhalb dem ausgetrockneten Bette eines Fiſchteiches, von wo aus der weiteſten Ausſicht nichts im Wege ſteht.

Die Meiſten mögen wol nach Weſten blicken, um ſich an dem lichten Grün der Marſchen und darüberhin an der Silberfluth des Meeres zu ergötzen, auf welcher das Schattenſpiel der langgeſtreckten Inſel ſchwimmt; meine Augen wenden unwillkürlich ſich nach Norden, wo, kaum eine Meile fern, der graue, ſpitze Kirchthurm aus dem höher belegenen, aber öden Küſtenlande aufſteigt; denn dort liegt eine von den Stätten meiner Jugend.

Der Paſtorsſohn aus jenem Dorfe beſuchte mit mir die „Gelehrtenſchule“ meiner Vaterſtadt, und unzählige Male ſind wir am Sonnabendnachmittage zuſammen dahinausgewandert, um dann am Sonntagabend oder Montags früh zu unſerem Nepos, oder ſpäter zu unſerem Cicero nach der Stadt zurückzukehren. Es war damals auf der Mitte des Weges noch ein gut Stück ungebrochener Haide übrig, wie ſie ſich einſt nach der einen Seite bis faſt zur Stadt, nach der anderen ebenſo gegen das Dorf erſtreckt hatte. Hier ſummten auf den Blüthen des duftenden

Haidekrauts die Immen und weißgrauen Hummeln und rannte unter den dürren Stengeln desſelben der ſchöne, goldgrüne Laufkäfer; hier in den Duftwolken der Eriken und des harzigen Gagelſtrauches ſchwebten Schmetterlinge, die nirgends ſonſt zu finden waren. Mein ungeduldig dem Elternhauſe zuſtrebender Freund hatte oft ſeine liebe Noth, ſeinen träumeriſchen Genoſſen durch all' die Herrlichkeiten mit ſich fort zu bringen; hatten wir jedoch das angebaute Feld erreicht, dann ging es auch um deſto munterer vorwärts, und bald, wenn wir nur erſt den langen Sandweg hinaufwateten, erblickten wir auch ſchon über dem dunklen Grün einer Fliederhecke den Giebel des Paſtorhauſes, aus dem das Studirzimmer des Paſtors mit ſeinen kleinen, blinden Fenſterſcheiben auf die bekannten Gäſte hinabgrüßte.

Bei den Paſtorsleuten, deren einziges Kind mein Freund war, hatten wir allezeit, wie wir hier zu ſagen pflegen, fünf Quartier auf der Elle, ganz abgeſehen von der wunderbaren Naturalverpflegung. Nur die Silberpappel, der einzig hohe und alſo auch einzig verlockende Baum des Dorfes, welche ihre Zweige ein gut Stück oberhalb des bemooſten Strohdaches rauſchen ließ, war gleich dem Apfelbaum des Paradieſes uns verboten und wurde daher nur heimlich von uns erklettert; ſonſt war, ſo viel ich mich entſinne, Alles erlaubt und wurde je nach unſerer Altersſtufe beſtens von uns ausgenutzt.

Der Hauptſchauplatz unſerer Thaten war die große „Prieſterkoppel“, zu der ein Pförtchen aus dem Garten führte. Hier wußten wir mit dem den Buben angebornen Inſtincte die Neſter der Lerchen und der Grauammern aufzuſpüren, denen wir dann die wiederholteſten Beſuche abſtatteten, um nachzuſehen, wie weit in den letzten zwei Stunden die Eier oder die Jungen nun gediehen ſeien; hier auf einer tiefen und, wie ich jetzt meine, nicht weniger als jene Pappel gefährlichen Waſſergrube, deren Rand mit alten Weidenſtümpfen dicht umſtanden war, fingen wir die flinken ſchwarzen Käfer, die wir „Waſſerfranzoſen“ nannten, oder ließen wir ein ander Mal unſere auf einer eigens angelegten Werft erbaute Kriegsflotte aus Wallnußſchaalen und Schachteldeckeln ſchwimmen. Im Spätſommer geſchah es dann auch wol, daß wir aus unſerer Koppel einen Raubzug nach des Küſters Garten machten, welcher gegenüber dem des Paſtorates an der anderen Seite der Waſſergrube lag; denn wir hatten dort von zwei verkrüppelten Apfelbäumen unſeren Zehnten einzuheimſen, wofür uns freilich gelegentlich eine freundſchaftliche Drohung von dem gutmüthigen alten Manne zu Theil wurde. — So viele Jugendfreuden wuchſen auf dieſer Prieſterkoppel, in deren dürrem Sandboden andere Blumen nicht gedeihen wollten; nur den ſcharfen Duft der goldknopfigen Rainfarren, die hier haufenweis auf allen Wällen ſtanden, ſpüre ich noch heute in der Erinnerung, wenn jene Zeiten mir lebendig werden.

Doch alles Dieſes beſchäftigte uns nur vorübergehend; meine dauernde Theilnahme dagegen erregte ein Anderes, dem wir ſelbſt in der Stadt nichts an die Seite zu ſetzen hatten. — Ich meine damit nicht etwa die Röhrenbauten der Lehmweſpen, die überall aus den Mauerfugen des Stalles hervorragten, obſchon es anmuthig genug war, in beſchaulicher Mittagsſtunde das Aus- und Einfliegen der emſigen Thierchen zu beobachten; ich meine den viel größeren Bau der alten und ungewöhnlich ſtattlichen Dorfkirche. Bis an das Schindeldach des hohen Thurmes war ſie von Grund auf aus Granitquadern aufgebaut und beherrſchte, auf dem höchſten Punkt des Dorfes ſich erhebend, die weite Schau über Haide, Strand und Marſchen. — Die meiſte Anziehungskraft für mich hatte indeß das Innere der Kirche; ſchon der ungeheure Schlüſſel, der von dem Apoſtel Petrus ſelbſt zu ſtammen ſchien, erregte meine Phantaſie. Und in der That erſchloß er auch, wenn wir ihn glücklich dem alten Küſter abgewonnen hatten, die Pforte zu manchen wunderbaren Dingen, aus denen eine längſt vergangene Zeit hier wie mit finſteren, dort mit kindlich frommen Augen, aber immer in geheimnißvollem Schweigen zu uns Lebenden aufblickte.

Da hing mitten in die Kirche hinab ein ſchrecklich übermenſchlicher Crucifixus, deſſen hagere Glieder und verzerrtes Antlitz mit Blute überrieſelt waren; dem zur Seite an einem Mauerpfeiler haftete gleich einem Neſt die braungeſchnitzte Kanzel, an der aus Frucht- und Blattgewinden allerlei Thier- und Teufelsfratzen ſich hervorzudrängen ſchienen. Beſondere Anziehung aber übte der große, geſchnitzte Altarſchrank im Chor der Kirche, auf dem in bemalten Figuren die Leidensgeſchichte Chriſti dargeſtellt war; ſo ſeltſam wilde Geſichter, wie das des Kaiphas oder die der Kriegsknechte, welche in ihren goldenen Harniſchen um des Gekreuzigten Mantel würfelten, bekam man draußen im Alltagsleben nicht zu ſehen; tröſtlich damit contraſtirte nur das holde Antlitz der am Kreuze hingeſunkenen Maria; ja, ſie hätte leicht mein Knabenherz mit einer phantaſtiſchen Neigung beſtricken können, wenn nicht ein Anderes mit noch ſtärkerem Reize des Geheimnißvollen mich immer wieder von ihr abgezogen hätte.

Unter all' dieſen ſeltſamen oder wol gar unheimlichen Dingen hing im Schiff der Kirche das unſchuldige Bildniß eines todten Kindes, eines ſchönen, etwa fünfjährigen Knaben, der, auf einem mit Spitzen beſetzten Kiſſen ruhend, eine weiße Waſſerlilie in ſeiner kleinen, bleichen Hand hielt. Aus dem zarten Antlitz ſprach neben dem Grauen des Todes, wie hülfeflehend, noch eine letzte holde Spur des Lebens; ein unwiderſtehliches Mitleid befiel mich, wenn ich vor dieſem Bilde ſtand.

Aber es hing nicht allein hier; dicht daneben ſchaute aus dunklem Holzrahmen ein finſterer ſchwarzbärtiger Mann in Prieſterkragen und Sammar. Mein Freund ſagte mir, es ſei der Vater jenes ſchönen Knaben; dieſer ſelbſt, ſo gehe noch heute die Sage, ſolle einſt in der Waſſergrube unſerer Prieſterkoppel ſeinen Tod gefunden haben. Auf dem Rahmen laſen wir die Jahrzahl 1666; das war lange her. Immer wieder zog es mich zu dieſen beiden Bildern; ein phantaſtiſches Verlangen ergriff mich, von dem Leben und Sterben des Kindes eine nähere wenn auch noch ſo karge Kunde zu erhalten; ſelbſt aus dem düſtern Antlitz des Vaters, das trotz des Prieſterkragens mich faſt an die Kriegsknechte des Altarſchranks gemahnen wollte, ſuchte ich ſie herauszuleſen.

— — Nach ſolchen Studien in dem Dämmerlicht der alten Kirche erſchien dann das Haus der guten Paſtorsleute nur um ſo gaſtlicher. Freilich war es gleichfalls hoch zu Jahren, und der Vater meines Freundes hoffte, ſo lange ich denken konnte, auf einen Neubau; da aber die Küſterei an derſelben Altersſchwäche litt, ſo wurde weder hier noch dort gebaut. — Und doch, wie freundlich waren trotzdem die Räume des alten Hauſes; im Winter die kleine Stube rechts, im Sommer die größere links vom Hausflur, wo die aus den Reformationsalmanachen herausgeſchnittenen Bilder in Mahagonirähmchen an der weißgetünchten Wand hingen, wo man aus dem weſtlichen Fenſter nur eine ferne Windmühle, außerdem aber den ganzen weiten Himmel vor ſich hatte, der ſich Abends in roſenrothem Schein verklärte und das ganze Zimmer überglänzte! Die lieben Paſtorsleute, die Lehnſtühle mit den rothen Plüſchkiſſen, das alte tiefe Sopha, auf dem Tiſch beim Abendbrod der traulich ſauſende Theekeſſel, — es war Alles helle, freundliche Gegenwart. Nur eines Abends — wir waren derzeit ſchon Secundaner — kam mir der Gedanke, welch' eine Vergangenheit an dieſen Räumen haſte, ob nicht gar jener todte Knabe einſt mit friſchen Wangen hier leibhaftig umhergeſprungen ſei, deſſen Bildniß jetzt wie mit einer wehmüthig holden Sage den düſteren Kirchenraum erfüllte.

Veranlaſſung zu ſolcher Nachdenklichkeit mochte geben, daß ich am Nachmittage, wo wir auf meinen Antrieb wieder einmal die Kirche beſucht hatten, unten in einer dunkelen Ecke des Bildes vier mit rother Farbe geſchriebene Buchſtaben entdeckt hatte, die mir bis jetzt entgangen waren.

„Sie lauten C. P. A. S.“, ſagte ich zu dem Vater meines Freundes; „aber wir können ſie nicht enträthſeln.“

„Nun,“ erwiederte dieſer; „die Inſchrift iſt mir wohl bekannt; und nimmt man das Gerücht zu Hülfe, ſo möchten die beiden letzten Buchſtaben wol mit ‚Aquis Submersus‘, alſo mit ‚Ertrunken‘ oder wörtlich ‚Im Waſſer verſunken‘ zu deuten ſein; nur mit dem vorangehenden C. P. wäre man dann noch immer in Verlegenheit! Der junge Adjunctus unſeres Küſters, der einmal die Quarta paſſirt iſt, meint zwar, es könne ‚Casu Periculoso‘, ‚Durch gefährlichen Zufall‘ heißen; aber die alten Herren jener Zeit dachten logiſcher; wenn der Knabe dabei ertrank, ſo war der Zufall nicht nur blos gefährlich.“

Ich hatte begierig zugehört. „Casu“ ſagte ich; „es könnte auch wol ‚Culpa‘ heißen?“

„Culpa?“ wiederholte der Paſtor. „Durch Schuld? — aber durch weſſen Schuld!“

Da trat das finſtere Bild des alten Predigers mir vor die Seele, und ohne viel Beſinnen rief ich: „Warum nicht: ‚Culpa Patris?‘“

Der gute Paſtor war faſt erſchrocken. „Ei, ei, mein junger Freund,“ ſagte er und erhob warnend den Finger gegen mich. „Durch Schuld des Vaters? — So wollen wir trotz ſeines düſteren Anſehens meinen ſeligen Amtsbruder doch nicht beſchuldigen. Auch würde er dergleichen wol ſchwerlich von ſich haben ſchreiben laſſen.“

Dies Letztere wollte auch meinem jugendlichen Verſtande einleuchten; und ſo blieb denn der eigentliche Sinn der Inſchrift nach wie vor ein Geheimniß der Vergangenheit.

Daß übrigens jene beiden Bilder ſich auch in der Malerei weſentlich vor einigen alten Predigerbildniſſen auszeichneten, welche gleich daneben hingen, war mir ſelbſt ſchon klar geworden; daß aber Sachverſtändige in dem Maler einen tüchtigen Schüler altholländiſcher Meiſter erkennen wollten, erfuhr ich freilich jetzt erſt durch den Vater meines Freundes. Wie jedoch ein ſolcher in dieſes arme Dorf verſchlagen worden, oder woher er gekommen und wie er geheißen habe, darüber wußte auch er mir nichts zu ſagen. Die Bilder ſelbſt enthielten weder einen Namen, noch ein Malerzeichen.

Die Jahre gingen hin. Während wir die Univerſität beſuchten, ſtarb der gute Paſtor, und die Mutter meines Schulgenoſſen folgte ſpäter ihrem Sohne auf deſſen inzwiſchen anderswo erreichte Pfarrſtelle; ich hatte keine Veranlaſſung mehr, nach jenem Dorfe zu wandern. — Da, als ich ſelbſt ſchon in meiner Vaterſtadt wohnhaſt war, geſchah es, daß ich für den Sohn eines Verwandten ein Schülerquartier bei guten Bürgersleuten zu beſorgen hatte. Der eigenen Jugendzeit gedenkend, ſchlenderte ich im Nachmittagsſonnenſcheine durch die Straßen, als mir an der Ecke des Marktes über der Thür eines alten, hochgegiebelten Hauſes eine plattdeutſche Inſchrift in die Augen fiel, die verhochdeutſcht etwa lauten würde:

Gleich ſo wie Rauch und Staub verſchwindt,
Alſo ſind auch die Menſchenkind'.

Die Worte mochten für jugendliche Augen wol nicht ſichtbar ſein; denn ich hatte ſie nie bemerkt, ſo oft ich auch in meiner Schulzeit mir einen Heißewecken bei dem dort wohnenden Bäcker geholt hatte. Faſt unwillkürlich trat ich in das Haus; und in der That, es fand ſich hier ein Unterkommen für den jungen Vetter. Die Stube ihrer alten „Möddersch“ (Mutterſchweſter) — ſo ſagte mir der freundliche Meiſter —, von der ſie Haus und Betrieb geerbt hätten, habe ſeit Jahren leer geſtanden; ſchon lange hätten ſie ſich einen jungen Gaſt dafür gewünſcht.

Ich wurde eine Treppe hinaufgeführt, und wir betraten dann ein ziemlich niedriges, alterthümlich ausgeſtattetes Zimmer, deſſen beide Fenſter mit ihren kleinen Scheiben auf den geräumigen Marktplatz hinausgingen. Früher, erzählte der Meiſter, ſeien zwei uralte Linden vor der Thür geweſen; aber er habe ſie ſchlagen laſſen, da ſie allzuſehr in's Haus gedunkelt und auch hier die ſchöne Ausſicht ganz verdeckt hätten.

Ueber die Bedingungen wurden wir bald in allen Theilen einig; während wir dann aber noch über die jetzt zu treffende Einrichtung des Zimmers ſprachen, war mein Blick auf ein im Schatten eines Schrankes hängendes Oelgemälde gefallen, das plötzlich meine ganze Aufmerkſamkeit hinwegnahm. Es war noch wohl erhalten und ſtellte einen älteren, ernſt und milde blickenden Mann dar, in einer dunklen Tracht, wie in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts ſie diejenigen aus den vornehmeren Ständen zu tragen pflegten, welche ſich mehr mit Staatsſachen oder gelehrten Dingen, als mit dem Kriegshandwerke beſchäftigten.

Der Kopf des alten Herrn, ſo ſchön und anziehend und ſo trefflich gemalt er immer ſein mochte, hatte indeſſen nicht dieſe Erregung in mir hervorgebracht; aber der Maler hatte ihm einen blaſſen Knaben in den Arm gelegt, der in ſeiner kleinen ſchlaff herabhängenden Hand eine weiße Waſſerlilie hielt; — und dieſen Knaben kannte ich ja längſt. Auch hier war es wol der Tod, der ihm die Augen zugedrückt hatte.

„Woher iſt dieſes Bild?“ fragte ich endlich, da ich plötzlich inne wurde, daß der vor mir ſtehende Meiſter mit ſeiner Auseinanderſetzung innegehalten hatte.

Er ſah mich verwundert an. „Das alte Bild? Das iſt von unſerer Möbderſch,“ erwiederte er: „es ſtammt von ihrem Urgroßonkel, der ein Maler geweſen und vor mehr als hundert Jahren hier gewohnt hat. Es ſind noch andre Siebenſachen von ihm da.“

Bei dieſen Worten zeigte er nach einer kleinen Lade von Eichenholz, auf welcher allerlei geometriſche Figuren recht zierlich eingeſchnitten waren.

Als ich ſie von dem Schranke, auf dem ſie ſtand, herunternahm, fiel der Deckel zurück, und es zeigten ſich mir als Inhalt einige ſtark vergilbte Papierblätter mit ſehr alten Schriftzügen.

„Darf ich die Blätter leſen?“ fragte ich.

„Wenn's Ihnen Plaiſir macht,“ erwiederte der Meiſter, „ſo mögen Sie die ganze Sache mit nach Hauſe nehmen; es ſind ſo alte Schriften; Werth ſteckt nicht darin.“

Ich aber erbat mir und erhielt auch die Erlaubniß, dieſe werthloſen Schriften hier an Ort und Stelle leſen zu dürfen; und während ich mich dem alten Bilde gegenüber in einen mächtigen Ohrenlehnſtuhl ſetzte, verließ der Meiſter das Zimmer, zwar immer noch erſtaunt, doch gleichwol die freundliche Verheißung zurücklaſſend, daß ſeine Frau mich bald mit einer guten Taſſe Kaffee regaliren werde.

Ich aber las, und hatte im Leſen bald Alles um mich her vergeſſen.

So war ich denn wieder daheim in unſerm Holſtenlande; am Sonntage Cantate war es anno 1661! — Mein Malgeräth und ſonſtiges Gepäcke hatte ich in der Stadt zurückgelaſſen und wanderte nun fröhlich fürbaß, die Straße durch den maiengrünen Buchenwald, der von der See in's Land hinaufſteigt. Vor mir her flogen ab und zu ein paar Waldvöglein und letzeten ihren Durſt an dem Waſſer, ſo in den tiefen Radgeleiſen ſtund; denn ein linder Regen war gefallen über Nacht und noch gar früh am Vormittage, ſo daß die Sonne den Waldesſchatten noch nicht überſtiegen hatte.

Der helle Droſſelſchlag, der von den Lichtungen zu mir scholl, fand ſeinen Widerhall in meinem Herzen. Durch die Beſtellungen, ſo mein theurer Meiſter van der Helſt im letzten Jahre meines Amſterdamer Aufenthalts mir zugewendet, war ich aller Sorge quitt geworden; einen guten Zehrpfennig und einen Wechſel auf Hamburg trug ich noch itzt in meiner Taſchen; dazu war ich ſtattlich angethan: mein Haar fiel auf ein Mäntelchen mit feinem Grauwerk, und der Lütticher Degen fehlte nicht an meiner Hüfte.

Meine Gedanken aber eileten mir voraus; immer ſah ich Herrn Gerhardus, meinen edlen großgünſtigen Protector, wie er von der Schwelle ſeines Zimmers mir die Hände würd' entgegenſtrecken, mit ſeinem milden Gruße: „So ſegne Gott Deinen Eingang, mein Johannes!“

Er hatte einſt mit meinem lieben, ach, gar zu früh in die ewige Herrlichkeit genommenen Vater zu Jena die Rechte ſtudiret und war auch nachmals den Künſten und Wiſſenſchaften mit Fleiße obgelegen, ſo daß er dem Hochſeligen Herzog Friedrich bei ſeinem edlen, wiewol wegen der Kriegsläufte vergeblichen Beſtreben um Errichtung einer Landesuniverſität ein einſichtiger und eifriger Berather geweſen. Obſchon ein adeliger Mann, war er meinem lieben Vater doch ſtets in Treuen zugethan blieben, hatte auch nach deſſen ſeligem Hintritt ſich meiner verwaiſeten Jugend mehr, als zu verhoffen, angenommen und nicht allein meine ſparſamen Mittel aufgebeſſert, ſondern auch durch ſeine fürnehme Bekanntſchaft unter dem Holländiſchen Adel es dahin gebracht, daß mein theurer Meiſter van der Helſt mich zu ſeinem Schüler angenommen.

Meinte ich doch zu wiſſen, daß der verehrte Mann unverſehrt auf ſeinem Herrenhofe ſitze; wofür dem Allmächtigen nicht genug zu danken; denn, derweilen ich in der Fremde mich der Kunſt befliſſen, war daheim die Kriegsgreuel über das Land gekommen; ſo zwar, daß die Truppen, die gegen den kriegswüthigen Schweden dem Könige zum Beiſtand hergezogen, faſt ärger als die Feinde ſelbſt gehauſet, ja ſelbſt der Diener Gottes mehrere in jämmerlichen Tod gebracht. Durch den plötzlichen Hintritt des Schwediſchen. Carolus war nun zwar Friede; aber die grauſamen Stapfen des Krieges lagen überall; manch' Bauern- oder Käthnerhaus, wo man mich als Knaben mit einem Trunke ſüßer Milch bewirthet, hatte ich auf meiner Morgenwandrung niedergeſenget am Wege liegen ſehen und manches Feld in ödem Unkraut, darauf ſonſt um dieſe Zeit der Roggen ſeine grünen Spitzen trieb.

Aber ſolches beſchwerete mich heut nicht allzuſehr; ich hatte nur Verlangen, wie ich dem edlen Herrn durch meine Kunſt beweiſen möchte, daß er Gab' und Gunſt an keinen Unwürdigen verſchwendet habe; dachte auch nicht an Strolche und verlauſen Geſindel, das vom Kriege her noch in den Wäldern Umtrieb halten ſollte. Wol aber tückete mich ein Anderes, und das war der Gedanke an den Junker Wulf. Er war mir nimmer hold geweſen, hatte wol gar, was ſein edler Vater an mir gethan, als einen Diebſtahl an ihm ſelber angeſehen; und manches Mal, wenn ich, wie öfters nach meines lieben Vaters Tode, im Sommer die Vacanz auf dem Gute zubrachte, hatte er mir die ſchönen Tage vergället und verſalzen. Ob er anitzt in ſeines Vaters Hauſe ſei, war mir nicht kund geworden, hatte nur vernommen, daß er noch vor dem Friedensſchluſſe bei Spiel und Becher mit den Schwediſchen Offiziers Verkehr gehalten, was mit rechter Holſtentreue nicht zu reimen iſt.

Indem ich dieß bei mir erwog, war ich aus dem Buchenwalde in den Richtſteig durch das Tannenhölzchen geſchritten, das ſchon dem Hofe nahe liegt. Wie liebliche Erinnerung umhauchte mich der Würzeduft des Harzes; aber bald trat ich aus dem Schatten in den vollen Sonnenſchein hinaus; da lagen zu beiden Seiten die mit Haſelbüſchen eingehegten Wieſen, und nicht lange, ſo wanderte ich zwiſchen den zwo Reihen gewaltiger Eichbäume, die zum Herrenſitz hinaufführen.

Ich weiß nicht, was für ein bang' Gefühl mich plötzlich überkam, ohn' alle Urſach', wie ich derzeit dachte; denn es war eitel Sonnenſchein umher, und vom Himmel herab klang ein gar herzlich und ermunternd Lerchenſingen. Und ſiehe, dort auf der Koppel, wo der Hofmann ſeinen Immenhof hat, ſtand ja auch noch der alte Holzbirnenbaum und flüſterte mit ſeinen jungen Blättern in der blauen Luft.

„Grüß dich Gott!" ſagte ich leis, gedachte dabei aber weniger des Baumes, als vielmehr des holden Gottesgeſchöpfes, in dem, wie es ſich nachmals fügen mußte, all' Glück und Leid, und auch all' nagende Buße meines Lebens beſchloſſen ſein ſollte, für jetzt und alle Zeit. Das war des edlen Herrn Gerhardus Töchterlein, des Junkers Wulfen einzig Geſchwiſter.

Item, es war bald nach meines lieben Vaters Tode, als ich zum erſten Mal die ganze Vacanz hier verbrachte; ſie war derzeit ein neunjährig Dirnlein, die ihre braunen Zöpfe luſtig fliegen ließ; ich zählte um ein paar Jahre weiter. So trat ich eines Morgens aus dem Thorhaus; der alte Hofmann Dietrich, der ober der Einfahrt wohnt, und neben dem als einem getreuen Mann mir mein Schlafkämmerlein eingeräumt war, hatte mir einen Eſchenbogen zugerichtet, mir auch die Bolzen von tüchtigem Blei dazu gegoſſen, und ich wollte nun auf die Raubvögel, deren genug bei dem Herrenhaus umherſchrieen; da kam ſie vom Hofe auf mich zugeſprungen.

„Weißt Du, Johannes," ſagte ſie; „ich zeig' Dir ein Vogelneſt; dort in dem hohlen Birnbaum; aber das ſind Rothſchwänzchen, die darfſt Du ja nicht ſchießen!"

Damit war ſie ſchon wieder vorausgeſprungen; doch eh' ſie noch dem Baum auf zwanzig Schritte nah' gekommen, ſah ich ſie jählings ſtille ſtehn. „Der Buhz, der Buhz!" ſchrie ſie und ſchüttelte wie entſetzt ihre beiden Händlein in der Luft.

Es war aber ein großer Waldkauz, der ober dem Loche des hohlen Baumes ſaß und hinabſchauete, ob er ein ausfliegend Vögelein erhaſchen möge. „Der Buhz, der Buhz!" ſchrie die Kleine wieder. „Schieß, Johannes, ſchieß!“ — Der Kauz aber, den die Freßgier taub gemacht, ſaß noch immer und ſtierete in die Hohlung. Da ſpannte ich meinen Eſchenbogen und ſchoß, daß das Raubthier zappelnd auf dem Boden lag; aus dem Baume aber ſchwang ſich ein zwitſchernd Vöglein in die Luſt.

Seit der Zeit waren Katharina und ich zwei gute Geſellen miteinander; in Wald und Garten, wo das Mägdlein war, da war auch ich. Darob aber mußte mir gar bald ein Feind erſtehen; das war Kurt von der Riſch, deſſen Vater eine Stunde davon auf ſeinem reichen Hofe ſaß. In Begleitung ſeines gelahrten Hofmeiſters, mit dem Herr Gerhardus gern der Unterhaltung pflag, kam er oftmals auf Beſuch; und da er jünger war, als Junker Wulf, ſo war er wol auf mich und Katharinen angewieſen; inſonders aber ſchien das braune Herrentöchterlein ihm zu gefallen. Doch war das ſchier umſonſt; ſie lachte nur über ſeine krumme Vogelnaſe, die ihm, wie bei faſt Allen des Geſchlechtes, unter buſchigem Haupthaar zwiſchen zwo merklich runden Augen ſaß. Ja, wenn ſie ſeiner nur von fern gewahrte, ſo reckte ſie wol ihr Köpfchen vor und rief: „Johannes, der Buhz! der Buhz!“ Dann verſteckten wir uns hinter den Scheunen oder rannten wol auch ſpornſtreichs in den Wald hinein, der ſich in einem Bogen um die Felder und danach wieder dicht an die Mauern des Gartens hinanzieht.

Darob, als der von der Riſch deß inne wurde, kam es oftmals zwiſchen uns zum Haarraufen, wobei jedoch, da er mehr hitzig denn ſtark war, der Vortheil meiſt in meinen Händen blieb.

Als ich, um von Herrn Gerhardus Urlaub zu nehmen, vor meiner Ausfahrt in die Fremde zum letzten Mal, jedoch nur kurze Tage, hier verweilte, war Katharina ſchon faſt wie eine Jungfrau; ihr braunes Haar lag itzt in einem goldnen Netz gefangen; in ihren Augen, wenn ſie die Wimpern hob, war oft ein ſpielend Leuchten, das mich ſchier beklommen machte. Auch war ein alt' gebrechlich Fräulein ihr zur Obhut beigegeben, ſo man im Hauſe nur „Baſ'

Urſel“ nannte; ſie ließ das Kind nicht aus den Augen und ging überall mit einer langen Tricotage neben ihr.

Als ich ſo eines Octobernachmittags im Schatten der Gartenhecken mit Beiden auf und ab wandelte, kam ein lang aufgeſchoſſener Geſell, mit ſpitzenbeſetztem Lederwamms und Federhut ganz à la mode gekleidet, den Gang zu uns herauf; und ſiehe da, es war der Junker Kurt, mein alter Widerſacher. Ich merkte allſogleich, daß er noch immer bei ſeiner ſchönen Nachbarin zu Hofe ging; auch, daß inſonders dem alten Fräulein ſolches zu gefallen ſchien. Das war ein „Herr Baron“ auf alle Frag' und Antwort; dabei lachte ſie höchſt obligeant mit einer widrig feinen Stimme und hob die Naſe unmäßig in die Luft; mich aber, wenn ich ja ein Wort dazwiſchen gab, nannte ſie ſtetig „Er“ oder kurzweg auch „Johannes“, worauf der Junker dann ſeine runden Augen einkniff und im Gegentheile that, als ſähe er auf mich herab, obſchon ich ihn um halben Kopfes Länge überragte.

Ich blickte auf Katharinen; die aber kümmerte ſich nicht um mich, ſondern ging ſittig neben dem Junker, ihm manierlich Red' und Antwort gebend; den kleinen rothen Mund aber verzog mitunter ein ſpöttiſch ſtolzes Lächeln, ſo daß ich dachte: „Getröſte Dich, Johannes; der Herrenſohn ſchnellt itzo deine Wage in die Luft!“ Trotzig blieb ich zurück und ließ die andern Dreie vor mir gehen. Als aber dieſe in das Haus getreten waren und ich davor noch an Herrn Gerhardus' Blumenbeeten ſtand, darüber brütend, wie ich, gleich wie vormals, mit dem von der Riſch ein tüchtig Haarrauſen beginnen möchte, kam plötzlich Katharina wieder zurückgelaufen, riß neben mir eine Aſter von den Beeten und flüſterte mir zu: „Johannes, weißt Du was? Der Buhz ſieht einem jungen Adler gleich; Baſ' Urſel hat's geſagt.“ Und fort war ſie wieder, eh' ich mich's verſah. Mir aber war auf einmal all' Trotz und Zorn wie weggeblaſen. Was kümmerte mich itzund der Herr Baron! Ich lachte hell und fröhlich in den güldnen Tag hinaus;

denn bei den übermüthigen Worten war wieder jenes ſüße Augenſpiel geweſen. Aber dieß Mal hatte es mir gerad' in's Herz geleuchtet.

Bald danach ließ mich Herr Gerhardus auf ſein Zimmer rufen; er zeigte mir auf einer Karte noch einmal, wie ich die weite Reiſe nach Amſterdam zu machen habe, übergab mir Briefe an ſeine Freunde dort und ſprach dann lange mit mir, als meines lieben ſeligen Vaters Freund. Denn noch ſelbigen Abends hatte ich zur Stadt zu gehen, von wo ein Bürger mich auf ſeinem Wagen mit nach Hamburg nehmen wollte.

Als nun der Tag hinabging, nahm ich Abſchied. Unten im Zimmer ſaß Katharina an einem Stickrahmen; ich mußte der Griechiſchen Helena gedenken, wie ich ſie jüngſt in einem Kupferwerk geſehen: ſo ſchön erſchien mir der junge Nacken, den das Mädchen eben über ihre Arbeit neigte Aber ſie war nicht allein; ihr gegenüber ſaß Baſ' Urſel und las laut aus einem franzöſiſchen Geſchichtenbuche. Da ich näher trat, hob ſie die Naſe nach mir zu: „Nun, Johannes,“ ſagte ſie, „Er will mir wol Ade ſagen! So kann Er auch dem Fräulein gleich ſeine Reverenze machen!“ — Da war ſchon Katharina von ihrer Arbeit aufgeſtanden; aber, indem ſie mir die Hand reichte, traten die Junker Wulf und Kurt mit großem Geräuſch in's Zimmer; und ſie ſagte nur: „Lebwohl, Johannes!“ Und ſo ging ich fort.

Im Thorhaus drückte ich dem alten Dieterich die Hand, der Stab und Ranzen ſchon für mich bereit hielt; dann wanderte ich zwiſchen den Eichbäumen auf die Waldſtraße zu. Aber mir war dabei, als könne ich nicht recht fort, als hätt' ich einen Abſchied noch zu Gute, und ſtand oft ſtill und ſchaute hinter mich. Ich war auch nicht den Richtweg durch die Tannen, ſondern, wie von ſelber, den viel weiteren auf der großen Fahrſtraße hingewandert. Aber ſchon kam vor mir das Abendroth überm Wald herauf, und ich mußte eilen, wenn mich die Nacht nicht überfallen ſollte. „Ade, Katharina, ade!“ ſagte ich leiſe und ſetzte rüſtig meinen Wanderſtab in Gang.

Da, an der Stelle, wo der Fußſteig in die Straße mündet — in ſtürmender Freude ſtund das Herz mir ſtill — plötzlich aus dem Tannendunkel war ſie ſelber da; mit glühenden Wangen kam ſie hergelaufen, ſie ſprang über den trocknen Weggraben, daß die Fluth des ſeidenbraunen Haars dem güldnen Netz entſtürzete; und ſo fing ich ſie in meinen Armen auf. Mit glänzenden Augen, noch mit dem Odem ringend, ſchaute ſie mich an. „Ich — ich bin ihnen fortgelaufen!“ ſtammelte ſie endlich; und dann, ein Päckchen in meine Hand drückend, fügte ſie leis hinzu: „Von mir, Johannes! Und du ſollſt es nicht verachten!“ Auf einmal aber wurde ihr Geſichtchen trübe; der kleine ſchwellende Mund wollte noch was reden, aber da brach ein Thränenquell aus ihren Augen, und wehmüthig ihr Köpfchen ſchüttelnd, riß ſie ſich haſtig los. Ich ſah ihr Kleid im finſtern Tannenſteig verſchwinden; dann in der Ferne hört' ich noch die Zweige rauſchen, und dann ſtand ich allein. Es war ſo ſtill, die Blätter konnte man fallen hören. Als ich das Päckchen aus einander faltete, da war's ihr güldner Pathenpfennig, ſo ſie mir oft gezeiget hatte; ein Zettlein lag dabei, das las ich nun beim Schein des Abendrothes. „Damit Du nicht in Noth geratheſt," ſtund darauf geſchrieben. — Da ſtreckt' ich meine Arme in die leere Luft: „Ade, Katharina, ade, ade!" wol hundert Mal rief ich es in den ſtillen Wald hinein; — und erſt mit ſinkender Nacht erreichte ich die Stadt.

— — Seitdem waren faſt fünf Jahre dahingegangen. — Wie würd' ich heute Alles wiederfinden?

Und ſchon ſtund ich am Thorhaus, und ſah drunten im Hof die alten Linden, hinter deren lichtgrünem Laub die beiden Zackengiebel des Herrenhauſes itzt verborgen lagen. Als ich aber durch den Thorweg gehen wollte, jagten vom Hofe her zwei fahlgraue Bullenbeißer mit Stachelhalsbändern gar wild gegen mich heran; ſie erhuben ein erſchreckliches Geheul und der eine ſprang auf mich und fletſchete ſeine weißen Zähne dicht vor meinem Antlitz. Solch' einen Willkommen hatte ich noch niemalen hier empfangen. Da, zu meinem Glück, rief aus den Kammern ober dem Thore eine rauhe, aber mir gar traute Stimme: „Halloh!" rief ſie; „Tartar, Türk!" Die Hunde ließen von mir ab, ich hörte es die Stiege herabkommen, und aus der Thür, ſo unter dem Thorgang war, trat der alte Dieterich.

Als ich ihn anſchaute, ſahe ich wol, daß ich lang in der Fremde geweſen ſei; denn ſein Haar war ſchloweiß geworden und ſeine ſonſt ſo luſtigen Augen blickten gar matt und betrübſam auf mich hin. „Herr Johannes!" ſagte er endlich und reichte mir ſeine beiden Hände.

„Grüß ihn Gott, Dieterich!" entgegnete ich. „Aber ſeit wann haltet Ihr ſolche Bluthunde auf dem Hof, die die Gäſte anfallen gleich den Wölfen?"

„Ja, Herr Johannes," ſagte der Alte, „die hat der Junker hergebracht."

„Iſt denn der daheim?"

Der Alte nickte.

„Nun," ſagte ich; „die Hunde mögen ſchon vonnöthen ſein; vom Krieg her iſt noch viel verlaufen Volk zurückgeblieben."

„Ach, Herr Johannes!" Und der alte Mann ſtund immer noch, als wolle er mich nicht zum Hof hinauflaſſen. „Ihr ſeid in ſchlimmer Zeit gekommen!"

Ich ſah ihn an, ſagte aber nur: „Freilich, Dieterich; aus mancher Fenſterhöhlung ſchaut ſtatt des Bauern itzt der Wolf heraus; hab' dergleichen auch geſehen; aber es iſt ja Frieden worden, und der gute Herr im Schloß wird helfen, ſeine Hand iſt offen."

Mit dieſen Worten wollte ich, obſchon die Hunde mich wieder anknurreten, auf den Hof hinausgehen; aber der Greis trat mir in den Weg. „Herr Johannes," rief er, „ehe Ihr weiter gehet, höret mich an! Euer Brieflein iſt zwar richtig mit der Königlichen Poſt von Hamburg kommen; aber den rechten Leſer hat es nicht mehr finden können."

„Dieterich!" ſchrie ich. „Dieterich!"

„— Ja, ja, Herr Johannes! Hier iſt die

gute Zeit vorbei; denn unſer theurer Herr Gerhardus liegt aufgebahret dort in der Kapellen, und die Gueridons brennen an ſeinem Sarge. Es wird nun anders werden auf dem Hofe; aber — ich bin ein höriger Mann, mir ziemet Schweigen.“

Ich wollte fragen: „Iſt das Fräulein, iſt Katharina noch im Hauſe?“ Aber das Wort wollte nicht über meine Zunge.

Drüben, in einem hinteren Seitenbau des Herrenhauſes war eine kleine Kapelle, die aber, wie ich wußte, ſeit lange nicht benutzt war. Dort alſo ſollte ich Herrn Gerhard ſuchen.

Ich fragte den alten Hofmann: „Iſt die Kapelle offen?“ und als er es bejahete, bat ich ihn, die Hunde anzuhalten; dann ging ich über den Hof, wo Niemand mir begegnete; nur einer Grasmücke Singen kam oben aus den Lindenwipfeln.

Die Thür zur Kapellen war nur angelehnt, und leis und gar beklommen trat ich ein. Da ſtund der offene Sarg, und die rothe Flamme der Kerzen warf ihr flackernd Licht auf das edle

Antlitz des geliebten Herrn; die Fremdheit des Todes, ſo darauf lag, ſagte mir, daß er itzt eines andern Land's Genoſſe ſei. Indem ich aber neben dem Leichnam zum Gebete hinknieen wollte, erhub ſich über den Rand des Sarges mir genüber ein junges blaſſes Antlitz, das aus ſchwarzen Schleiern faſt erſchrocken auf mich ſchaute.

Aber nur, wie ein Hauch verweht, ſo blickten die braunen Augen herzlich zu mir auf, und es war faſt wie ein Freudenruf: „O, Johannes, ſeid Ihr's denn! Ach, Ihr ſeid zu ſpät gekommen!“ Und über dem Sarge hatten unſere Hände ſich zum Gruß gefaßt; denn es war Katharina, und ſie war ſo ſchön geworden, daß hier im Angeſicht des Todes ein heißer Puls des Lebens mich durchfuhr. Zwar, das ſpielende Licht der Augen lag itzt zurückgeſchrecket in der Tiefe; aber aus dem ſchwarzen Häubchen drängten ſich die braunen Löcklein, und der ſchwellende Mund war um ſo röther in dem blaſſen Antlitz.

Und faſt verwirret auf den Todten ſchauend ſprach ich: „Wol kam ich in der Hoffnung, an ſeinem lebenden Bilde ihm mit meiner Kunſt zu danken, ihm manche Stunde genüber zu ſitzen und ſein mild und lehrreich Wort zu hören. Laßt mich denn nun die bald vergehenden Züge feſtzuhalten ſuchen.“

Und als ſie unter Thränen, die über ihre Wangen strömten, ſtumm zu mir hinüber nickte, ſetzte ich mich in ein Geſtühlte und begann auf einem von den Blättchen, die ich bei mir führte, des Todten Antlitz nachzubilden. Aber meine Hand zitterte; ich weiß nicht, ob alleine vor der Majeſtät des Todes.

Während dem vernahm ich draußen vom Hofe her eine Stimme, die ich für die des Junker Wulf erkannte; gleich danach ſchrie ein Hund wie nach einem Fußtritt oder Peitſchenhiebe; und dann ein Lachen und einen Fluch von einer andern Stimme, die mir gleicherweiſe bekannt beuchte.

Als ich auf Katharinen blickte, ſah ich ſie mit ſchier entſetzten Augen nach dem Fenſter ſtarren; aber die Stimmen und die Schritte gingen vorüber. Da erhub ſie ſich, kam an meine Seite und ſahe zu, wie des Vaters Antlitz unter meinem Stift entſtund. Nicht lange, ſo kam draußen ein einzelner Schritt zurück; in demſelben Augenblick legte Katharina die Hand auf meine Schulter und ich fühlte, wie ihr junger Körper bebte.

Sogleich auch wurde die Kapellenthür aufgeriſſen; und ich erkannte den Junker Wulf, obſchon ſein ſonſten bleiches Angeſicht itzt roth und aufgedunſen ſchien.

„Was huckſt Du allfort an dem Sarge!“ rief er zu der Schweſter. „Der Junker von der Riſch iſt da geweſen, uns ſeine Condolenze zu bezeigen; Du hätteſt ihm wol den Trunk kredenzen mögen!“

Zugleich hatte er meiner wahrgenommen und bohrete mich mit ſeinen kleinen Augen an. — „Wulf,“ ſagte Katharina, indem ſie mit mir zu ihm trat; „es iſt Johannes, Wulf.“

Der Junker fand nicht vonnöthen, mir die Hand zu reichen; er muſterte nur mein violenfarben

Wamms und meinte: „Du trägſt da einen bunten Federbalg; man wird Dich ‚Sieur‘ nun tituliren müſſen!“

„Nennt mich, wie's Euch gefällt!“ ſagte ich, indem wir auf den Hof hinaustraten. „Obſchon mir dorten, von wo ich komme, das ‚Herr‘ vor meinem Namen nicht gefehlet, — Ihr wißt wol, Eueres Vaters Sohn hat großes Recht an mir.“

Er ſah mich was verwundert an, ſagte dann aber nur: „Nun wol, ſo magſt Du zeigen, was Du für meines Vaters Gold erlernet haſt; und ſoll dazu der Lohn für Deine Arbeit Dir nicht verhalten ſein.“

Ich meinete, was den Lohn anginge, den hätte ich längſt voraus bekommen; da aber der Junker entgegnete, er werd' es halten, wie ſich's für einen Edelmann gezieme, ſo fragte ich, was für Arbeit er mir aufzutragen hätte.

„Du weißt doch,“ ſagte er, und hielt dann inne, indem er ſcharf auf ſeine Schweſter blickte — „wenn eine adelige Tochter das Haus verläßt, ſo muß ihr Bild darin zurückbleiben.“

Ich fühlte, daß bei dieſen Worten Katharina, die an meiner Seite ging, gleich einer Taumelnden nach meinem Mantel haſchte; aber ich entgegnete ruhig: „Der Brauch iſt mir bekannt; doch, wie meinet Ihr denn, Junker Wulf?“

„Ich meine,“ ſagte er hart, als ob er einen Gegenſpruch erwarte; „daß Du das Bildniß der Tochter dieſes Hauſes malen ſollſt!“

Mich durchfuhr's faſt wie ein Schrecken; weiß nicht, ob mehr über den Ton oder die Deutung dieſer Worte; dachte auch, zu ſolchem Beginnen ſei itzt kaum die rechte Zeit.

Da Katharina ſchwieg, aus ihren Augen aber ein flehentlicher Blick mir zuflog, ſo antwortete ich: „Wenn Eure edle Schweſter es mir vergönnen will, ſo hoffe ich Eueres Vaters Protection und meines Meiſters Lehre keine Schande anzuthun. Räumet mir nur wieder mein Kämmerlein ober dem Thorweg bei dem alten Dieterich, ſo ſoll geſchehen, was Ihr wünſchet.“

Der Junker war das zufrieden, und ſagte auch ſeiner Schweſter, ſie möge einen Imbiß für mich richten laſſen.

Ich wollte über den Beginn meiner Arbeit noch eine Frage thun; aber ich verſtummte wieder, denn über den empfangenen Auftrag war plötzlich eine Entzündung in mir aufgeſtiegen, daß ich fürchtete; ſie könne mit jedem Wort hervorbrechen. So war ich auch der zwo grimmen Köter nicht gewahr worden, die dort am Brunnen ſich auf den heißen Steinen ſonnten. Da wir aber näher kamen, ſprangen ſie auf und fuhren mit offenem Rachen gegen mich, daß Katharina einen Schrei that, der Junker aber einen ſchrillen Pfiff, worauf ſie heulend ihm zu Füßen krochen. „Beim Höllenelemente,“ rief er lachend, „zwo tolle Kerle; gilt ihnen gleich, ein Sauſchwanz oder Flandriſch Tuch!“

„Nun, Junker Wulf,“ — ich konnte der Rede mich nicht wohl enthalten — „ſoll ich noch einmal Gaſt in Eueres Vaters Hauſe ſein, ſo möget Ihr Euere Thiere beſſere Sitte lehren!“

Er blitzte mich mit ſeinen kleinen Augen an und riß ſich ein paar Mal in ſeinen Zwickelbart. „Das iſt nur ſo ihr Willkommsgruß, Sieur Johannes;“ ſagte er dann, indem er ſich bückte, um die Beſtien zu ſtreicheln. „Damit Jedweder wiſſe, daß ein ander Regiment allhier begonnen; denn — wer mir in die Quere kommt, den hetz' ich in des Teufels Rachen!“

Bei den letzten Worten, die er heftig ausgeſtoßen, hatte er ſich hoch aufgerichtet; dann pfiff er ſeinen Hunden und ſchritt über den Hof dem Thore zu.

Ein Weilchen ſchaute ich hinterdrein; dann folgte ich Katharinen, die unter dem Lindenſchatten ſtumm und geſenkten Hauptes die Freitreppe zu dem Herrenhaus emporſtieg; eben ſo ſchweigend gingen wir mitſammen die breiten Stufen in das Oberhaus hinauf, allwo wir in des ſeligen Herrn Gerhardus Zimmer traten. — Hier war noch Alles, wie ich es vordem geſehen; die goldgeblümten Ledertapeten, die Karten an der Wand, die ſaubern Pergamentbände auf den Regalen, über dem Arbeitstiſche der ſchöne Waldgrund von dem älteren Ruysdael — und dann davor der leere Seſſel. Meine Blicke blieben daran haften; gleich wie drunten in der Kapellen der Leib des Entſchlafenen, ſo ſchien auch dieß Gemach mir itzt entſeelet, und, obſchon vom Walde draußen der junge Lenz durch's Fenſter leuchtete, doch gleichſam von der Stille des Todes wie erfüllet.

Ich hatte auch Katharinen in dieſem Augenblicke faſt vergeſſen. Da ich mich umwandte, ſtand ſie ſchier reglos mitten in dem Zimmer, und ich ſah, wie unter den kleinen Händen, die ſie darauf gepreßt hielt, ihre Bruſt in ungeſtümer Arbeit ging. „Nicht wahr,“ ſagte ſie leiſe, „hier iſt itzt Niemand mehr; Niemand, als mein Bruder und ſeine grimmen Hunde?“

„Katharina!“ rief ich; „was iſt Euch? Was iſt das hier in Eueres Vaters Haus?“

„Was es iſt, Johannes?“ und faſt wild ergriff ſie meine beiden Hände; und ihre jungen Augen ſprühten wie in Zorn und Schmerz.

„Nein, nein; laß erſt den Vater in ſeiner

Gruſt zur Ruhe kommen! Aber dann — Du ſollſt mein Bild ja malen, Du wirſt eine Zeit lang hier verweilen — dann, Johannes, hilf mir; um des Todten willen, hilf mir!“

Auf ſolche Worte, von Mitleid und von Liebe ganz bezwungen, fiel ich vor der Schönen, Süßen nieder und ſchwur ihr mich und alle meine Kräfte zu. Da löſete ſich ein ſanfter Thränenquell aus ihren Augen, und wir ſaßen neben einander und ſprachen lange zu des Entſchlafenen Gedächtniß.

Als wir ſodann wieder in das Unterhaus hinabgingen, fragte ich auch dem alten Fräulein nach.

„O,“ ſagte Katharina, „Baſ' Urſel! Wollt Ihr ſie begrüßen? Ja, die iſt auch noch da; ſie hat hier unten ihr Gemach; denn die Treppen ſind ihr ſchon längſthin zu beſchwerlich.“

Wir traten alſo in ein Stübchen, das gegen den Garten lag, wo auf den Beeten vor den grünen Heckenwänden ſo eben die Tulpen aus der Erde brachen. Baſ' Urſel ſaß, in der ſchwarzen

Tracht und Krebbhaube nur wie ein ſchwindend Häuſchen anzuſchauen, in einem hohen Seſſel und hatte ein Nonnenſpielchen vor ſich, das, wie ſie nachmals mir erzählte, der Herr Baron — nach ſeines Vaters Ableben war er ſolches itzund wirklich — ihr aus Lübeck zur Verehrung mitgebracht.

„So," ſagte ſie, da Katharina mich genannt hatte, indeß ſie behutſam die helfenbeinern Pflöcklein umeinander ſteckte, „iſt Er wieder da, Johannes? — Nein, es geht nicht aus! Oh, c'est un jeu très compliqué!"

Dann warf ſie die Pflöcklein übereinander und ſchauete mich an. „Ei," meinte ſie; „Er iſt gar ſtattlich angethan; aber weiß Er denn nicht, daß Er in ein Trauerhaus getreten iſt?"

„Ich weiß es, Fräulein; entgegnete ich; „aber da ich in das Thor trat, wußte ich es nicht."

„Nun," ſagte ſie und nickte gar begütigend; „ſo eigentlich gehöret Er ja auch nicht zur Dienerſchaft."

Ueber Katharinens blaſſes Antlitz flog ein

Lächeln, wodurch ich mich jeder Antwort wol enthoben halten mochte. Vielmehr rühmte ich der alten Dame die Anmuth ihres Wohngemaches; denn auch der Epheu von dem Thürmchen, das draußen an der Mauer aufſtieg, hatte ſich nach dem Fenſter hingeſponnen und wiegete ſeine grünen Ranken vor den Scheiben.

Aber Baſ' Urſel meinete, ja, wenn nur nicht die Nachtigallen wären, die itzt ſchon wieder anhüben mit ihrer Nachtunruhe; ſie könne ohnedem den Schlaf nicht finden; und dann auch ſei es ſchier zu abgelegen; das Geſinde ſei von hier aus nicht im Aug' zu halten; im Garten draußen aber paſſire eben nichts, als etwan, wann der Gärtnerburſche an den Hecken oder Buxrabatten putze.

— Und damit hatte der Beſuch ſeine Endſchaft; denn Katharina mahnte, es ſei nachgerade an der Zeit, meinen wegemüden Leib zu ſtärken.

Ich war nun in meinem Kämmerchen ober dem Hofthor einlogiret, dem alten Dieterich zur ſondern Freude; denn am Feyerabend ſaßen wir auf ſeiner Tragkiſt', und ließ ich mir, gleichwie in der Knabenzeit, von ihm erzählen. Er rauchte dann wol eine Pfeife Tabak, welche Sitte durch das Kriegsvolk auch hier in Gang gekommen war, und holete allerlei Geſchichten aus den Drangſalen, ſo ſie durch die fremden Truppen auf dem Hof und unten in dem Dorf erleiden müſſen; einmal aber, da ich ſeine Rede auf das gute Frölen Katharina gebracht und er erſt nicht hatt' ein Ende finden können, brach er gleichwol plötzlich ab und ſchauete mich an.

„Wiſſet Ihr, Herr Johannes," ſagte er, „'s iſt grauſam Schad', daß Ihr nicht auch ein Wappen habet gleich dem von der Riſch da drüben!"

Und da ſolche Rede mir das Blut in's Geſicht jagete, klopfte er mit ſeiner harten Hand mir auf die Schulter, meinend: „Nun, nun, Herr Johannes; 's war ein dummes Wort von mir; wir müſſen freilich bleiben, wo uns der Herrgott hingeſetzet.“

Weiß nicht, ob ich derzeit mit Solchem einverſtanden geweſen, fragete aber nur, was der von der Riſch denn itzund für ein Mann geworden.

Der Alte ſah mich gar pfiffig an und paffte aus ſeinem kurzen Pfeiflein, als ob das theure Kraut am Feldrain wüchſe. „Wollet Ihr's wiſſen, Herr Johannes?“ begann er dann. „Er gehöret zu denen muntern Junkern, die im Kieler Umſchlag den Bürgersleuten die Knöpfe von den Häuſern ſchießen; Ihr möget glauben, er hat treffliche Piſtolen! Auf der Geigen weiß er nicht ſo gut zu ſpielen; da er aber ein luſtig Stücklein liebt, ſo hat er letzthin den Rathsmuſikanten, der über'm Holſtenthore wohnt, um Mitternacht mit ſeinem Degen aufgeklopfet, ihm auch nicht Zeit gelaſſen, ſich Wamms und Hoſen anzuthun. Statt der Sonnen ſtand aber der Mond am Himmel, es war octavis trium regum, und fror Pickelſteine; und hat alſo der Muſikante, den

Junker mit dem Degen hinter ſich, im blanken Hemde vor ihm durch die Gaſſen geigen müſſen! — — Wollet Ihr mehr noch wiſſen, Herr Johannes?“

„— Zu Haus bei ihm freuen ſich die Bauern, wenn der Herrgott ſie nicht mit Töchtern geſegnet; und dennoch — — aber nach ſeines Vaters Tode hat er Geld, und unſer Junker, Ihr wiſſet's wol, hat ſchon vorher von ſeinem Erbe aufgezehrt.“

Ich wußte freilich nun genug; auch hatte der alte Dietrich ſchon mit ſeinem Spruche: ‚Aber ich bin nur ein höriger Mann‘, ſeiner Rede Schluß gemacht.

— — Mit meinem Malgeräth war auch meine Kleidung aus der Stadt gekommen, wo ich im goldenen Löwen Alles abgeleget, ſo daß ich anitzt, wie es ſich ziemete, in dunkler Tracht einherging. Die Tagesſtunden aber wandte ich zunächſt in meinen Nutzen. Nämlich, es befand ſich oben im Herrenhauſe neben des ſeligen Herrn Gemach ein Saal, räumlich und hoch, deſſen

Wände faſt völlig von lebensgroßen Bildern verhänget waren, ſo daß nur noch neben dem Kamin ein Platz zu zweien offen ſtund. Es waren das die Voreltern des Herrn Gerhardus, meiſt ernſt und ſicher blickende Männer und Frauen, mit einem Antlitz, dem man wol vertrauen konnte; er ſelbſten in kräftigem Mannesalter und Katharinens frühverſtorbene Mutter machten dann den Schluß. Die beiden letzten Bilder waren gar trefflich von unſerem Landsmanne, dem Eiderſtedter Georg Ovens, in ſeiner kräftigen Art gemalet; und ich ſuchte nun mit meinem Pinſel die Züge meines edlen Beſchützers nachzuſchaffen; zwar in verjüngtem Maaßſtabe und nur mir ſelber zum Genügen; doch hat es ſpäter zu einem größeren Bildniß mir gedienet, das noch itzt hier in meiner einſamen Kammer die theuerſte Geſellſchaft meines Alters iſt. Das Bildniß ſeiner Tochter aber lebt mit mir in meinem Innern

Oft, wenn ich die Palette hingelegt, ſtand ich noch lange vor den ſchönen Bildern. Katharinens Antlitz fand ich in dem der beiden Eltern wieder:

des Vaters Stirn, der Mutter Liebreiz um die Lippen; wo aber war hier der harte Mundwinkel, das kleine Auge des Junker Wulf? — Das mußte tiefer aus der Vergangenheit heraufgekommen ſein! Langſam ging ich die Reih' der älteren Bildniſſe entlang, bis über hundert Jahre weit hinab. Und ſiehe, da hing im ſchwarzen, von den Würmern ſchon zerfreſſenen Holzrahmen ein Bild, vor dem ich ſchon als Knabe, als ob's mich hielte, ſtillgeſtanden war. Es ſtellete eine Edelfrau von etwa vierzig Jahren vor; die kleinen grauen Augen ſahen kalt und ſtechend aus dem harten Antlitz, das nur zur Hälfte zwiſchen dem weißen Kinntuch und der Schleierhaube ſichtbar wurde. Ein leiſer Schauer überfuhr mich vor der ſo lang ſchon heimgegangenen Seele; und ich ſprach zu mir: „Hier, dieſe iſt's! Wie räthſelhafte Wege gehet die Natur! Ein saeculum und drüber rinnt es heimlich wie unter einer Decke im Blute der Geſchlechter fort; dann, längſt vergeſſen, taucht es plötzlich wieder auf, den Lebenden zum Unheil.

Nicht vor dem Sohn des edlen Gerhardus; vor dieſer hier und ihres Blutes nachgeborenem Sprößling ſoll ich Katharinen ſchützen.“ Und wieder trat ich vor die beiden jüngſten Bilder, an denen mein Gemüthe ſich erquickte.

So weilte ich derzeit in dem ſtillen Saale, wo um mich nur die Sonnenſtäublein ſpielten, unter den Schatten der Geweſenen.

Katharinen ſah ich nur beim Mittagstiſche, das alte Fräulein und den Junker Wulf zur Seiten; aber woſern Baſ' Urſel nicht in ihren hohen Tönen redete, ſo war es ſtets ein ſtumm und betrübſam Mahl, ſo daß mir oft der Biſſen im Munde quoll. Nicht die Trauer um den Abgeſchiedenen war deß Urſach, ſondern es lag zwiſchen Bruder und Schweſter, als ſei das Tiſchtuch durchgeſchnitten zwiſchen ihnen. Katharina, nachdem ſie faſt die Speiſen nicht berührt, entfernte ſich allzeit bald, mich kaum nur mit den Augen grüßend; der Junker aber, wenn ihm die Laune ſtund, ſuchte mich dann beim Trunke feſtzuhalten; hatte mich alſo hiegegen und, ſo ich nicht hinaus wollte über mein geſtecktes Maaß, überdem wider allerart Flosculn zu wehren, welche gegen mich geſpitzet wurden.

Inzwiſchen, nachdem der Sarg ſchon mehrere Tage geſchloſſen geweſen, geſchahe die Beiſetzung des Herrn Gerhardus drunten in der Kirche des Dorfes, allwo das Erbbegräbniß iſt, und wo itzt ſeine Gebeine bei denen ſeiner Voreltern ruhen, mit denen der Höchſte ihnen dereinſt eine fröhliche Urſtänd wolle beſcheeren!

Es waren aber zu ſolcher Trauerfeſtlichkeit zwar mancherlei Leute aus der Stadt und den umliegenden Gütern gekommen, von Angehörigen aber faſt wenige und auch dieſe nur entfernte, maaßen der Junker Wulf der Letzte ſeines Stammes war und des Herrn Gerhardus Ehgemahl nicht hieſigen Geſchlechts geweſen; darum es auch geſchahe, daß in der Kürze Alle wieder abgezogen ſind.

Der Junker drängte nun ſelbſt, daß ich mein aufgetragen Werk begönne, wozu ich droben in dem Bilderſaale an einem nach Norden zu belegenen Fenſter mir ſchon den Platz erwählet hatte. Zwar kam Baſ' Urſel, die wegen ihrer Gicht die Treppen nicht hinauf konnte, und meinete, es möge am Beſten in ihrer Stuben oder im Gemach daran geſchehen, ſo ſei es uns beiderſeits zur Unterhaltung; ich aber, ſolcher Gevatterſchaft gar gern entrathend, hatte an der dortigen Weſtſonne einen rechten Malergrund dagegen, und konnte alles Reden ihr nicht nützen. Vielmehr war ich am andern Morgen ſchon dabei, die Nebenfenſter des Saales zu verhängen und die hohe Staffelei zu ſtellen, ſo ich mit Hülfe Dieterichs mir ſelber in den letzten Tagen angefertigt.

Als ich eben den Blendrahmen mit der Leinewand darauf gelegt, öffnete ſich die Thür aus Herrn Gerhardus' Zimmer, und Katharina trat herein. — Aus was für Urſach', wäre ſchwer zu ſagen; aber ich empfand, daß wir uns diesmal faſt erſchrocken gegenüberſtanden; aus der ſchwarzen Kleidung, die ſie nicht abgeleget, ſchaute das junge Antlitz in gar ſüßer Verwirrung zu mir auf.

„Katharina,“ ſagte ich, „Ihr wiſſet, ich ſoll Euer Bildniß malen; duldet Ihr's auch gern?“

Da zog ein Schleier über ihre braunen Augenſterne und ſie ſagte leiſe: „Warum doch fragt Ihr ſo, Johannes?“

Wie ein Thau des Glückes ſank es in mein Herz. „Nein, nein, Katharina! Aber ſagt, was iſt, worin kann ich Euch dienen? — Setzet Euch, damit wir nicht ſo müßig überraſcht werden, und dann ſprecht! Oder vielmehr, ich weiß es ſchon. Ihr braucht mir's nicht zu ſagen!“

Aber ſie ſetzte ſich nicht, ſie trat zu mir heran. „Denket Ihr noch, Johannes, wie Ihr einſt den Buhz mit Euerem Bogen niederſchoſſet? Das thut diesmal nicht noth, obſchon er wieder ob dem Neſte lauert; denn ich bin kein Vöglein, das ſich von ihm zerreißen läßt. Aber, Johannes, — ich habe einen Blutsfreund! — Hilf mir wider den!“

„Ihr meinet Eueren Bruder, Katharina!“

— „Ich habe keinen andern. — — Dem Manne, den ich haſſe, will er mich zum Weibe geben! Während unſeres Vaters langem Siechbett habe ich den ſchändlichen Kampf mit ihm geſtritten, und erſt an ſeinem Sarg hab' ich's ihm abgetrotzt, daß ich in Ruhe um den Vater trauern mag; aber ich weiß, auch das wird er nicht halten.“

Ich gedachte eines Stiftsfräuleins zu Preetz, Herrn Gerhardus' einzigen Geſchwiſters, und meinete, ob die nicht um Schutz und Zuflucht anzugehen ſei.

Katharina nickte. „Wollt Ihr mein Bote ſein, Johannes? — Geſchrieben habe ich ihr ſchon, aber in Wulf's Hände kam die Antwort, und auch erfahren habe ich ſie nicht; nur die ausbrechende Wuth meines Bruders, die ſelbſt das Ohr des Sterbenden erfüllet hätte, wenn es noch offen geweſen wäre für den Schall der Welt; aber der gnädige Gott hatte das geliebte Haupt ſchon mit dem letzten Erdenſchlummer zugedecket.“

Katharina hatte ſich nun doch auf meine Bitte mir genüber geſetzet, und ich begann die Umriſſe auf die Leinewand zu zeichnen. So kamen wir zu ruhiger Berathung; und da ich, wenn die Arbeit weiter vorgeſchritten, nach Hamburg mußte, um bei dem Holzſchnitzer einen Rahmen zu beſtellen, ſo ſtelleten wir feſt, daß ich alsdann den Umweg über Preetz nähme und alſo meine Botſchaft ausrichtete. Zunächſt jedoch ſei emſig an dem Werk zu fördern.

* * *

Es iſt gar oft ein ſeltſam Widerſpiel im Menſchenherzen. Der Junker mußte es ſchon wiſſen, daß ich zu ſeiner Schweſter ſtand; gleichwol — hieß nun ſein Stolz ihn mich gering zu ſchätzen oder glaubte er mit ſeiner erſten Drohung mich genug geſchrecket — was ich beſorget, traf nicht ein; Katharina und ich waren am erſten wie an den andern Tagen von ihm ungeſtöret. Einmal zwar trat er ein und ſchalt mit Katharinen wegen ihrer Trauerkleidung, warf aber dann die Thür hinter ſich, und wir hörten ihn bald auf dem Hofe ein Reiterſtücklein pfeifen.

Ein ander Mal noch hatte er den von der Riſch an ſeiner Seite. Da Katharina eine heftige Bewegung machte, bat ich ſie, auf ihrem Platz zu bleiben, und malete ruhig weiter. Seit dem Begräbnißtage, wo ich einen fremden Gruß mit ihm getauſchet, hatte der Junker Kurt ſich auf dem Hofe nicht gezeigt; nun trat er näher und beſchauete das Bild und redete gar ſchöne Worte, meinete aber auch, weshalb das Fräulein ſich ſo ſehr vermummet und nicht vielmehr ihr ſeidig Haar in ſeinen Locken auf den Nacken habe wallen laſſen; wie es ein Engelländiſcher Poet ſo trefflich ausgedrücket, „rückwärts den Winden leichte Küſſe werfend?“ Katharina aber, die bisher geſchwiegen, wies auf Herrn Gerhardus' Bild und ſagte: „Ihr wiſſet wol nicht mehr, daß das mein Vater war!“

Was Junker Kurt hierauf entgegnete, iſt mir nicht mehr erinnerlich; meine Perſon aber ſchien ihm ganz nicht gegenwärtig oder doch nur gleich einer Maſchine, wodurch ein Bild ſich auf die Leinewand malete. Von letzterem begann er über meinen Kopf hin dies und jenes noch zu reden; da aber Katharina nicht mehr Antwort gab, ſo nahm er alsbald ſeinen Urlaub, der Dame angenehme Kurzweil wünſchend.

Bei dieſem Wort jedennoch ſah ich aus ſeinen Augen einen raſchen Blick gleich einer Meſſerſpitzen nach mir zücken.

— — Wir hatten nun weitere Störniß nicht zu leiden, und mit der Jahreszeit rückte auch die Arbeit vor. Schon ſtand auf den Waldkoppeln draußen der Roggen in ſilbergrauem Bluhſt und unten im Garten brachen ſchon die Roſen auf; wir beide aber — ich mag es heut wol niederſchreiben — wir hätten itzund die Zeit gern ſtille ſtehen laſſen; an meine Botenreiſe wagten, auch nur mit einem Wörtlein, weder ſie noch ich zu rühren. Was wir geſprochen, wüßte ich kaum zu ſagen; nur daß ich von meinem Leben in der Fremde ihr erzählte und wie ich immer heimgedacht; auch daß ihr güldener Pfennig mich in Krankheit einſt vor Noth bewahrt, wie ſie in ihrem Kinderherzen es damals fürgeſorget, und wie ich ſpäter dann geſtrebt und mich geängſtet, bis ich das Kleinod aus dem Leihhaus mir zurückgewonnen hatte. Dann lächelte ſie glücklich; und dabei blühete aus dem dunkeln Grund des Bildes immer ſüßer das holde Antlitz auf; mir ſchien's, als ſei es kaum mein eigenes Werk. — Mitunter war's, als ſchaue mich etwas heiß aus ihren Augen an; doch wollte ich es dann faſſen, ſo floh es ſcheu zurück; und dennoch floß es durch den Pinſel heimlich auf die Leinewand, ſo daß mir ſelber kaum bewußt ein ſinneberückend Bild entſtand, wie nie zuvor und nie nachher ein ſolches aus meiner Hand gegangen iſt. — — Und endlich war's doch an der Zeit und feſtgeſetzet, am andern Morgen ſollte ich meine Reiſe antreten.

Als Katharina mir den Brief an ihre Baſe eingehändiget, ſaß ſie noch einmal mir genüber. Es wurde heute mit Worten nicht geſpielet; wir ſprachen ernſt und ſorgenvoll mitſammen; indeſſen ſetzete ich noch hie und da den Pinſel an, mitunter meine Blicke auf die ſchweigende Geſellſchaft an den Wänden werfend, deren ich in Katharinens Gegenwart ſonſt kaum gedacht hatte.

Da, unter dem Malen, fiel mein Auge auch auf jenes alte Frauenbildniß, das mir zur Seite hing und aus den weißen Schleiertüchern die ſtechend grauen Augen auf mich gerichtet hielt. Mich fröſtelte, ich hätte nahezu den Stuhl verrückt.

Aber Katharinens ſüße Stimme drang mir in das Ohr: „Ihr ſeid ja faſt erbleichet; was flog Euch über's Herz, Johannes?“

Ich zeigte mit dem Pinſel auf das Bild. „Kennet ihr die, Katharine? Dieſe Augen haben hier all' die Tage auf uns hingeſehen.“

„Die da? — Vor der hab' ich ſchon als Kind eine Furcht gehabt, und gar bei Tage bin ich oft wie blind hier durchgelaufen. Es iſt die Gemahlin eines früheren Gerhardus; vor weit über hundert Jahren hat ſie hier gehauſet.“

„Sie gleicht nicht Euerer ſchönen Mutter,“ entgegnete ich; „dies Antlitz hat wol vermocht, einer jeden Bitte nein zu ſagen.“

Katharina ſah gar ernſt zu mir herüber. „So heißt's auch,“ ſagte ſie; „ſie ſoll ihr einzig Kind verfluchet haben; am andern Morgen aber hat man das blaſſe Fräulein aus einem Gartenteich gezogen, der nachmals zugedämmet iſt. Hinter den Hecken, dem Walde zu, ſoll es geweſen ſein.“

„Ich weiß, Katharina; es wachſen heut noch Schachtelhalm und Binſen aus dem Boden.“

„Wiſſet Ihr denn auch, Johannes, daß eine unſeres Geſchlechtes ſich noch immer zeigen ſoll, ſobald dem Hauſe Unheil droht? Man ſieht ſie erſt hier an den Fenſtern gleiten, dann draußen in dem Gartenſumpf verſchwinden.“

Ohnwillens wandten meine Augen ſich wieder auf die unbeweglichen des Bildes. „Und weßhalb,“ fragte ich, „verfluchete ſie ihr Kind?“

„Weßhalb?“ — Katharina zögerte ein Weilchen und blickte mich faſt verwirret an mit allem ihrem Liebreiz. „Ich glaub', ſie wollte den Vetter ihrer Mutter nicht zum Ehgemal.“

— „War's denn ein gar ſo übler Mann?“

Ein Blick faſt wie ein Flehen flog zu mir herüber, und tiefes Roſenroth bedeckte ihr Antlitz. „Ich weiß nicht,“ ſagte ſie beklommen; und leiſer, daß ich's kaum vernehmen mochte, ſetzte ſie hinzu: „Es heißt, ſie hab' einen Andern lieb gehabt; der war nicht ihres Standes.“

Ich hatte den Pinſel ſinken laſſen; denn ſie ſaß vor mir mit geſenkten Blicken; wenn nicht die kleine Hand ſich leis aus ihrem Schooße auf ihr Herz geleget, ſo wäre ſie ſelber wie ein leblos Bild geweſen.

So hold es war, ich ſprach doch endlich: „So kann ich ja nicht malen; wollet Ihr mich nicht anſehen, Katharina?“

Und als ſie nun die Wimpern von den braunen Augenſternen hob, da war kein Hehlens mehr; heiß und offen ging der Strahl zu meinem Herzen. „Katharina!“ Ich war aufgeſprungen. „Hätte jene Frau auch Dich verflucht?“

Sie athmete tief auf. „Auch mich, Johannes!“ — Da lag ihr Haupt an meiner Bruſt, und feſt umſchloſſen ſtanden wir vor dem Bild der Ahnfrau, die kalt und feindlich auf uns niederſchauete.

Aber Katharina zog mich leiſe fort. „Laß uns nicht trotzen, mein Johannes!“ ſagte ſie. — Mit Selbigem hörte ich im Treppenhauſe ein Geräuſch, und war es, als wenn etwas mit dreien Beinen ſich mühſelig die Stiegen heraufarbeitete. Als Katharina und ich uns deshalb wieder an unſern Platz geſetzet und ich Pinſel und Palette zur Hand genommen hatte, öffnete ſich die Thür, und Baſ' Urſel, die wir wol zuletzt erwartet hätten, kam an ihrem Stock hereingehuſtet. „Ich höre,“ ſagte ſie, „Er will nach Hamburg, um den Rahmen zu beſorgen: da muß ich mir nachgerade doch Sein Werk beſehen!“

Es iſt wol männiglich bekannt, daß alte Jungfrauen in Liebesſachen die allerfeinſten Sinne haben und ſo der jungen Welt gar oft Bedrang und Trübſal bringen. Als Baſ' Urſel auf Katharinens Bild, das ſie bislang noch nicht geſehen, kaum einen Blick geworfen hatte, zuckte ſie gar ſtolz empor mit ihrem runzeligen Angeſicht und frug mich allſogleich: „Hat denn das Fräulein Ihn ſo angeſehen, als wie ſie da im Bilde ſitzet?"

Ich entgegnete, es ſei ja eben die Kunſt der edlen Malerei, nicht bloß die Abſchrift des Geſichts zu geben. Aber ſchon mußte an unſern Augen oder Wangen ihr Sonderliches aufgefallen ſein, denn ihre Blicke gingen ſprühend hin und wieder: „Die Arbeit iſt wol bald am Ende?" ſagte ſie dann mit ihrer höchſten Stimme. „Deine Augen haben kranken Glanz, Katharina; das lange Sitzen hat Dir nicht wohl gedienet."

Ich entgegnete, das Bild ſei bald vollendet, nur an dem Gewande ſei noch hie und da zu ſchaffen.

„Nun, da braucht Er wol des Fräuleins Gegenwart nicht mehr dazu! — Komm, Katharina, Dein Arm iſt beſſer, als der dumme Stecken hier!"

Und ſo mußt' ich von der dürren Alten meines Herzens holdſelig Kleinod mir entführen ſehen, da ich es eben mir gewonnen glaubte;

kaum daß die braunen Augen mir noch einen ſtummen Abſchied ſenden konnten.

* * *

Am andern Morgen, am Montage vor Johannis, trat ich meine Reiſe an. Auf einem Gaule, den Dieterich mir beſorget, trabte ich in der Frühe aus dem Thorweg; als ich durch die Tannen ritt, brach einer von des Junkers Hunden herfür und fuhr meinem Thiere nach den Flechſen, wann ſchon ſelbiges aus ihrem eigenen Stalle war; aber der oben im Sattel ſaß, ſchien ihnen allzeit noch verdächtig. Kamen gleichwol ohne Bleſſur davon, ich und der Gaul, und langeten Abends bei guter Zeit in Hamburg an. Am andern Vormittage machte ich mich auf und befand auch bald einen Schnitzer, ſo der Bilderleiſten viele fertig hatte, daß man ſie nur zuſammenzuſtellen und in den Ecken die Zierrathen darauf zu thun brauchte. Wurden alſo handelseinig, und verſprach der Meiſter, mir das Alles wohlverpacket nachzuſenden.

Nun war zwar in der berühmten Stadt vor einen Neubegierigen gar Vieles zu beſchauen: ſo in der Schiffer-Geſellſchaft des Seeräubern Störtebeker ſilberner Becher, welcher das zweite Wahrzeichen der Stadt genennet wird, und ohne den geſehen zu haben, wie es in einem Buche heißet, Niemand ſagen dürfe, daß er in Hamburg ſei geweſen; ſodann auch der Wunderfiſch mit eines Adlers richtigen Krallen und Fluchten, ſo eben um dieſe Zeit in der Elbe war gefangen worden und den die Hamburger, wie ich nachmalen hörete, auf einen Seeſieg wider die türkiſchen Piraten deuteten; allein, obſchon ein rechter Reiſender ſolcherlei Seltſamkeiten nicht vorbeigehen ſoll, ſo war doch mein Gemüthe, beides, von Sorge und von Herzensſehnen, allzuſehr beſchweret. Derohalben, nachdem ich bei einem Kaufherrn noch meinen Wechſel umgeſetzet und in meiner Nachtherbergen Richtigkeit getroffen hatte, beſtieg ich um Mittage wieder meinen Gaul und hatte allſobald allen Lärmen des großen Hamburg hinter mir.

Am Nachmittage danach langete ich in Preetz an, meldete mich im Stifte bei der hochwürdigen Dame und wurde auch alsbald vorgelaſſen. Ich erkannte in ihrer ſtattlichen Perſon allſogleich die Schweſter meines theueren ſeligen Herrn Gerhardus; nur, wie es ſich an unverehelichten Frauen oftmals zeiget, waren die Züge des Antlitzes gleichwol ſtrenger, als die des Bruders. Ich hatte, ſelbſt nachdem ich Katharinens Schreiben überreichet, ein lang und hart Examen zu beſtehen; dann aber verhieß ſie ihren Beiſtand und ſetzete ſich zu ihrem Schreibgeräthe, indeß die Magd mich in ein ander Zimmer führen mußte, allwo man mich gar wohl bewirthete.

Es war ſchon ſpät am Nachmittage, da ich wieder fortritt; doch rechnete ich, obſchon mein Gaul die vielen Meilen hinter uns bereits verſpürete, noch gegen Mitternacht beim alten Dieterich anzuklopfen. — Das Schreiben, das die alte Dame mir für Katharinen mitgegeben, trug ich wohlverwahret in einem Ledertäſchlein unterm Wammſe auf der Bruſt. So ritt ich fürbaß in die aufſteigende Dämmerung hinein; gar bald an ſie, die Eine, nur gedenkend, und immer wieder mein Herz mit neuen lieblichen Gedanken ſchreckend.

Es war aber eine lauwarme Juninacht; von den dunkelen Feldern erhub ſich der Ruch der Wieſenblumen, aus den Knicken duſtete das Geißblatt; in Luſt und Laub ſchwebete ungeſehen das kleine Nachtgeziefer oder flog auch wol ſurrend meinem ſchnaubenden Gaule an die Nüſtern; droben aber an der blauſchwarzen ungeheueren Himmelsglocke über mir ſtrahlte im Süd-Oſt das Sternenbild des Schwanes in ſeiner unberührten Herrlichkeit.

Da ich endlich wieder auf Herrn Gerhardus' Grund und Boden war, reſolvirte ich mich ſofort, noch nach dem Dorfe hinüberzureiten, welches ſeitwärts von der Fahrſtraßen hinterm Wald belegen iſt. Denn ich gedachte, daß der Krüger Hans Ottſen einen paßlichen Handwagen habe; mit dem ſolle er morgen einen Boten in die Stadt ſchicken, um die Hamburger Kiſte für mich abzuholen; ich aber wollte nur an ſein Kammerfenſter klopfen, um ihm ſolches zu beſtellen.

Alſo ritte ich am Waldesrande hin, die Augen faſt verwirret von den grünlichen Johannisfünkchen, die mit ihren ſpieleriſchen Lichtern mich hier umflogen. Und ſchon ragete groß und finſter die Kirche vor mir auf, in deren Mauern Herr Gerhardus bei den Seinen ruhte; ich hörte, wie im Thurm ſo eben der Hammer ausholete, und von der Glocken ſcholl die Mitternacht in's Dorf hinunter. „Aber ſie ſchlafen Alle;“ ſprach ich bei mir ſelber, „die Todten in der Kirchen oder unter dem hohen Sternenhimmel hieneben auf dem Kirchhof, die Lebenden noch unter den niedern Dächern, die dort ſtumm und dunkel vor Dir liegen.“ So ritt ich weiter. Als ich jedoch an den Teich kam, von wo aus man Hans Ottſens Krug gewahren kann, ſahe ich von dorten einen dunſtigen Lichtſchein auf den Weg hinausbrechen, und Fiedeln und Klarinetten ſchalleten mir entgegen.

Da ich gleichwol mit dem Wirthe reden wollte, ſo ritt ich herzu und brachte meinen Gaul im Stalle unter. Als ich danach auf die Tenne trat, war es gedrangvoll von Menſchen, Männern und Weibern, und ein Geſchrei und wüſt' Getreibe, wie ich ſolches, auch beim Tanz, in früheren Jahren nicht vermerket. Der Schein der Unſchlittkerzen, ſo unter einem Balken auf einem Kreuzholz ſchwebten, hob manch' bärtig und verhauen Antlitz aus dem Dunkel, dem man lieber nicht allein im Wald begegnet wäre. — Aber nicht nur Strolche und Bauernburſche ſchienen hier ſich zu vergnügen; bei den Muſikanten, die drüben vor der Döns auf ihren Tonnen ſaßen, ſtund der Junker von der Riſch; er hatte ſeinen Mantel über dem einen Arm, an dem andern hing ihm eine derbe Dirne. Aber das Stücklein ſchien ihm nicht zu gefallen; denn er riß dem Fiedler ſeine Geigen aus den Händen, warf eine Hand voll Münzen auf ſeine Tonne und verlangte, daß ſie ihm den neumodiſchen Zweitritt aufſpielen ſollten. Als dann die Muſikanten ihm gar raſch gehorchten und wie toll die neue Weiſe klingen ließen, ſchrie er nach Platz und ſchwang ſich in den dichten Haufen; und die Bauerburſchen glotzten drauf hin, wie ihm die Dirne im Arme lag, gleich einer Tauben vor dem Geier.

Ich aber wandte mich ab und trat hinten in die Stube, um mit dem Wirth zu reden. Da ſaß der Junker Wulf beim Kruge Wein und hatte den alten Ottſen neben ſich, welchen er mit allerhand Späßen in Bedrängniß brachte; ſo drohete er, ihm ſeinen Zins zu ſteigern, und ſchüttelte ſich vor Lachen, wenn der geängſtete Mann gar jämmerlich um Gnad' und Nachſicht ſupplicirte. — Da er mich gewahr worden, ließ er nicht ab, bis ich ſelb dritt mich an den Tiſch geſetzet; frug nach meiner Reiſe und ob ich in Hamburg mich auch wol vergnüget; ich aber antwortete nur, ich käme eben von dort zurück, und werde der Rahmen in Kürze in der Stadt eintreffen, von wo Hans Ottſen ihn mit ſeinem Handwäglein leichtlich möge holen laſſen.

Indeß ich mit Letzterem ſolches nun verhandelte, kam auch der von der Riſch hereingeſtürmet und ſchrie dem Wirthe zu, ihm einen kühlen Trunk zu ſchaffen. Der Junker Wulf aber, dem bereits die Zunge ſchwer im Munde wühlete, faßte ihn am Arm und riß ihn auf den leeren Stuhl hernieder.

„Nun Kurt!“ rief er. „Biſt Du noch nicht ſatt von Deinen Dirnen! Was ſoll die Katharina dazu ſagen? Komm, machen wir alamode ein ehrbar hazard mitſammen!“ Dabei hatte er ein Kartenſpiel unterm Wamms hervorgezogen. „Allons donc! — Dix et dame! — dame et valet!“

Ich ſtand noch und ſah dem Spiele zu, ſo dermalen eben Mode worden; nur wünſchend, daß die Nacht vergehen und der Morgen kommen möchte. — Der Trunkene ſchien aber dieſes Mal des Nüchternen Uebermann; dem von der Riſch ſchlug nach einander jede Karte fehl.

„Tröſte Dich Kurt!“ ſagte der Junker Wulf, indeß er ſchmunzelnd die Speciesthaler auf einen Haufen ſcharrte:

„Glück in der Lieb'
Und Glück im Spiel,
Bedenk, für Einen
Iſt's zuviel!

Laß den Maler Dir hier von Deiner ſchönen Braut erzählen! Der weiß ſie auswendig; da kriegſt Du's nach der Kunſt zu wiſſen.“

Dem Andern, wie mir am beſten kund war, mochte aber noch nicht viel von Liebesglück bewußt ſein; denn er ſchlug fluchend auf den Tiſch und ſah gar grimmig auf mich her.

„Ei, Du biſt eiferſüchtig, Kurt;“ ſagte der Junker Wulf vergnüglich, als ob er jedes Wort auf ſeiner ſchweren Zunge ſchmeckete; „aber getröſte Dich, der Rahmen iſt ſchon fertig zu dem Bilde; Dein Freund der Maler kommt eben erſt von Hamburg.“

Bei dieſem Worte ſahe ich den von der Riſch aufzucken gleich einem Spürhund bei der Witterung. „Von Hamburg heut? — So muß er Fauſti Mantel ſich bedienet haben; denn mein Reitknecht ſah ihn heut zu Mittag noch in

Preetz! Im Stift, bei Deiner Baſe iſt er auf Beſuch geweſen.“

Meine Hand fuhr unverſehens nach der Bruſt, wo ich das Täſchlein mit dem Brief verwahret hatte; denn die trunkenen Augen des Junkers Wulf lagen auf mir; und war mir's nicht anders, als ſähe er damit mein ganz Geheimniß offen vor ſich liegen. Es währete auch nicht lange, ſo flogen die Karten klatſchend auf den Tiſch. „Oho!“ ſchrie er. „Im Stift, bei meiner Baſe! Du treibſt wol gar doppelt Handwerk, Burſch! Wer hat Dich auf den Botengang geſchickt?“

„Ihr nicht, Junker Wulf!“ entgegnet' ich; „und das muß Euch genug ſein!“ — Ich wollt' nach meinem Degen greifen; aber er war nicht da; fiel mir auch bei nun, daß ich ihn an den Sattelknopf gehänget, da ich vorhin den Gaul zu Stalle brachte.

Und ſchon ſchrie der Junker wieder zu ſeinem jüngeren Kumpan: „Reiß ihm das Wamms auf, Kurt! Es gilt den blanken Haufen hier, Du findeſt eine ſaubere Briefſchaft, die Du ungern möchteſt beſtellet ſehen!“

Im ſelbigen Augenblick fühlte ich auch ſchon die Hände des von der Riſch an meinem Leibe, und ein wüthend Ringen zwiſchen uns begann. Ich fühlte wol, daß ich ſo leicht, wie in der Bubenzeit, ihm nicht mehr über würde; da aber fügete es ſich zu meinem Glücke, daß ich ihm beide Handgelenke packte, und er alſo wie gefeſſelt vor mir ſtund. Es hatte keiner von uns ein Wort dabei verlauten laſſen; als wir uns aber itzund in die Augen ſahen, da wußte Jeder wol, daß er's mit ſeinem Todtfeind vor ſich habe.

Solches ſchien auch der Junker Wulf zu meinen; er ſtrebte von ſeinem Stuhl empor, als wolle er dem von der Riſch zu Hülfe kommen; mochte aber zu viel des Weins genoſſen haben, denn er taumelte auf ſeinen Platz zurück. Da ſchrie er, ſo laut ſeine lallende Zung es noch vermochte: „He, Tartar! Türk! Wo ſteckt ihr! Tartar, Türk!“ Und ich wußte nun, daß die zwo grimmen Köter, ſo ich vorhin auf der Tenne an dem Ausſchank hatte lungern ſehen, mir an die nackte Kehle ſpringen ſollten. Schon hörete ich ſie durch das Getümmel der Tanzenden daher ſchnaufen, da riß ich mit einem Rucke jählings meinen Feind zu Boden, ſprang dann durch eine Seitenthür aus dem Zimmer, die ich ſchmetternd hinter mir zuwarf, und gewann alſo das Freie.

Und um mich her war plötzlich wieder die ſtille Nacht und Mond- und Sternenſchimmer. In den Stall zu meinem Gaul wagt' ich nicht erſt zu gehen, ſondern ſprang flugs über einen Wall und lief über das Feld dem Walde zu. Da ich ihn bald erreichet, ſuchte ich die Richtung nach dem Herrenhofe einzuhalten; denn es zieht ſich die Holzung bis hart zur Gartenmauer. Zwar war die Helle der Himmelslichter hier durch das Laub der Bäume ausgeſchloſſen; aber meine Augen wurden der Dunkelheit gar bald gewohnt, und da ich das Täſchlein ſicher unter meinem Wammſe fühlte, ſo tappte ich rüſtig vorwärts; denn ich gedachte den Reſt der Nacht noch einmal in meiner Kammer auszuruhen, dann aber mit dem alten Dieterich zu berathen, was allſort geſchehen ſolle; maaßen ich wol ſahe, daß meines Bleibens hier nicht fürder ſei.

Bisweilen ſtund ich auch und horchte; aber ich mochte bei meinem Abgang wol die Thür in's Schloß geworfen und ſo einen guten Vorſprung mir gewonnen haben: von den Hunden war kein Laut vernehmbar. Wol aber, da ich eben aus dem Schatten auf eine vom Mond erhellete Lichtung trat, hörete ich nicht gar fern die Nachtigallen ſchlagen; und von wo ich ihren Schall hörte, dahin richtete ich meine Schritte; denn mir war wohl bewußt, ſie hatten hier herum nur in den Hecken des Herrengartens ihre Neſter; erkannte nun auch, wo ich mich befand, und daß ich bis zum Hofe nicht gar weit mehr hatte.

Ging alſo dem lieblichen Schallen nach, das immer heller vor mir aus dem Dunkel drang. Da plötzlich ſchlug was Anderes an mein Ohr, das jählings näher kam und mir das Blut erſtarren machte. Nicht zweifeln konnt' ich mehr, die Hunde brachen durch das Unterholz; ſie hielten feſt auf meiner Spur, und ſchon hörete ich deutlich hinter mir ihr Schnaufen und ihre gewaltigen Sätze in dem dürren Laub des Waldbodens. Aber Gott gab mir ſeinen gnädigen Schutz; aus dem Schatten der Bäume ſtürzte ich gegen die Gartenmauer und an eines Fliederbaums Geäſte ſchwang ich mich hinüber. — Da ſangen hier im Garten immer noch die Nachtigallen; die Buchenhecken warfen tiefe Schatten. In ſolcher Mondnacht war ich einſt vor meiner Ausfahrt in die Welt mit Herrn Gerhardus hier gewandelt. „Sieh Dir's noch einmal an, Johannes!“ hatte dermalen er geſprochen; „es könnt' geſchehen, daß Du bei Deiner Heimkehr mich nicht daheim mehr fändeſt, und daß alsdann ein Willkomm nicht für Dich am Thor geſchrieben ſtünde; — ich aber möcht' nicht, daß Du dieſe Stätte hier vergäßeſt.“

Das flog mir itzund durch den Sinn, und ich mußte bitter lachen; denn nun war ich hier als ein gehetzet Wild; und ſchon hörete ich die Hunde des Junker Wulf gar grimmig draußen an der Gartenmauer rennen. Selbige aber war, wie ich noch Tags zuvor geſehen, nicht überall ſo hoch, daß nicht das wüthige Gethier hinüber konnte; und rings im Garten war kein Baum, nichts als die dichten Hecken und drüben gegen das Haus die Blumenbeete des ſeligen Herrn. Da, als eben das Bellen der Hunde wie ein Triumphgeheule innerhalb der Gartenmauer ſcholl, erſahe ich in meiner Noth den alten Epheu-Baum, der ſich mit ſtarkem Stamme an dem Thurm hinaufreckt; und da dann die Hunde aus den Hecken auf den mondhellen Platz hinausraſeten, war ich ſchon hoch genug, daß ſie mit ihrem Anſpringen mich nicht mehr erreichen konnten; nur meinen Mantel, ſo von der Schulter geglitten, hatten ſie mit ihren Zähnen mir herabgeriſſen.

Ich aber, alſo angeklammert und fürchtend, es werde das nach oben ſchwächere Geäſte mich auf die Dauer nicht ertragen, blickte ſuchend um mich, ob ich nicht irgend beſſern Halt gewinnen möchte; aber es war nichts zu ſehen, als die dunklen Epheublätter um mich her. — Da, in ſolcher Noth, hörete ich ober mir ein Fenſter öffnen, und eine Stimme ſcholl zu mir herab — möcht' ich ſie wieder hören, wenn Du, mein Gott, mich bald nun rufen läßt aus dieſem Erdenthal! — „Johannes!“ rief ſie; leis doch deutlich hörete ich meinen Namen, und ich kletterte höher an dem immer ſchwächeren Gezweige, indeß die ſchlafenden Vögel um mich auffuhren, und die Hunde von unten ein Geheul heraufſtießen. — „Katharina! Biſt Du es wirklich, Katharina?“

Aber ſchon kam ein zitternd Händlein zu mir herab und zog mich gegen das offene Fenſter; und ich ſah in ihre Augen, die voll Entſetzen in die Tiefe ſtarrten.

„Komm!“ ſagte ſie. „Sie werden Dich zerreißen.“ Da ſchwang ich mich in ihre Kammer. — Doch als ich drinnen war, ließ mich das Händlein los, und Katharina ſank auf einen Seſſel, ſo am Fenſter ſtund, und hatte ihre Augen dicht geſchloſſen. Die dicken Flechten ihres Haares lagen über dem weißen Nachtgewand bis in den Schooß hinab; der Mond, der draußen die Gartenhecken überſtiegen hatte, ſchien voll herein und zeigete mir Alles. Ich ſtund wie feſt gezaubert vor ihr; ſo lieblich fremde und doch ſo ganz mein eigen ſchien ſie mir; nur meine Augen tranken ſich ſatt an all' der Schönheit. Erſt als ein Seufzen ihre Bruſt erhob, ſprach ich zu ihr: „Katharina, liebe Katharina, träumet Ihr denn?"

Da flog ein ſchmerzlich Lächeln über ihr Geſicht: „Ich glaub' wol faſt, Johannes! — Das Leben iſt ſo hart; der Traum iſt ſüß!"

Als aber von unten aus dem Garten das Geheul auf's Neu heraufkam, fuhr ſie erſchreckt empor. „Die Hunde, Johannes!" rief ſie. „Was iſt das mit den Hunden?"

„Katharina," ſagte ich, „wenn ich Euch dienen ſoll, ſo glaub' ich, es muß bald geſchehen; denn es fehlt viel, daß ich noch einmal durch die Thür in dieſes Haus gelangen ſollte." Dabei hatte ich den Brief aus meinem Täſchlein hervorgezogen und erzählete auch, wie ich im Kruge drunten mit den Junkern ſei in Streit gerathen.

Sie hielt das Schreiben in den hellen Mondenſchein und las; dann ſchaute ſie mich voll und herzlich an, und wir beredeten, wie wir uns morgen in dem Tannenwalde treffen wollten; denn Katharina ſollte noch zuvor erkunden, auf welchen Tag des Junker Wulfen Abreiſe zum Kieler Johannismarkte feſtgeſetzt ſei.

„Und nun, Katharina,“ ſprach ich; „habt Ihr nicht etwas, das einer Waffe gleichſieht, ein eiſern Ellenmaaß oder ſo dergleichen, damit ich der beiden Thiere drunten mich erwehren könne?“

Sie aber ſchrak jäh wie aus einem Traum empor: „Was ſprichſt Du, Johannes!“ rief ſie; und ihre Hände, ſo bislang in ihrem Schooß geruhet, griffen nach den meinen. „Nein, nicht fort, nicht fort! da drunten iſt der Tod; und gehſt Du, ſo iſt auch hier der Tod!“

Da war ich vor ihr hingeknieet und lag an ihrer jungen Bruſt, und wir umfingen uns in großer Herzensnoth. „Ach, Käthe,“ ſprach ich,

„was vermag die arme Liebe denn! Wenn auch Dein Bruder Wulf nicht wäre; ich bin kein Edelmann, und darf nicht um Dich werben.“

Sehr ſüß und ſorglich ſchauete ſie mich an; dann aber kam es wie Schelmerei aus ihrem Munde: „Kein Edelmann, Johannes? — Ich dächte, Du ſeieſt auch das! Aber — ach nein! Dein Vater war nur der Freund des meinen — das gilt der Welt wol nicht!“

„Nein, Käthe; nicht das, und ſicherlich nicht hier;“ entgegnete ich und umfaßte feſter ihren jungfräulichen Leib; „aber drüben in Holland, dort gilt ein tüchtiger Maler wol einen deutſchen Edelmann; die Schwelle von Minheer van Dyks Pallaſte zu Amſterdam iſt wol dem Höchſten ehrenvoll zu überſchreiten. Man hat mich drüben halten wollen, mein Meiſter van der Helſt und Andre! Wenn ich dorthin zurückginge, ein Jahr noch oder zwei; dann — wir kommen dann ſchon von hier fort; bleib mir nur feſte gegen Eure wüſten Junker!“

Katharinens weiße Hände ſtrichen über meine

Locken; ſie herzete mich und ſagte leiſe: „Da ich in meine Kammer Dich gelaſſen, ſo werd' ich doch Dein Weib auch werden müſſen."

— — Ihr ahnete wol nicht, welch' einen Feuerſtrom dieß Wort in meine Adern goß, darin ohnedieß das Blut in heißen Pulſen ging. — Von dreien furchtbaren Dämonen, von Zorn und Todesangſt und Liebe ein verfolgter Mann, lag nun mein Haupt in des vielgeliebten Weibes Schooß.

Da ſchrillte ein geller Pfiff; die Hunde drunten wurden jähling ſtille, und da es noch einmal gellte, hörete ich ſie wie toll und wild davon rennen.

Vom Hofe her wurden Schritte laut; wir horchten auf, daß uns der Athem ſtille ſtund. Bald aber wurde dorten eine Thür erſt auf-, dann zugeſchlagen und dann ein Riegel vorgeſchoben „Das iſt Wulf," ſagte Katharina leiſe; „er hat die beiden Hunde in den Stall geſperrt." — Bald hörten wir auch unter uns die Thür des Hausflurs gehen, den Schlüſſel drehen, und danach Schritte in dem untern Corridor, die ſich verloren, wo der Junker ſeine Kammer hatte. Dann wurde Alles ſtill.

Es war nun endlich ſicher, ganz ſicher; aber mit unſerm Plaudern war es mit einem Male ſchier zu Ende. Katharina hatte den Kopf zurückgelehnt; nur unſer Beider Herzen hörete ich klopfen. — „Soll ich nun gehen, Katharina?“ ſprach ich endlich.

Aber die jungen Arme zogen mich ſtumm zu ihrem Mund empor; und ich ging nicht.

Kein Laut war mehr, als aus des Gartens Tiefe das Schlagen der Nachtigallen und von fern das Rauſchen des Wäſſerleins, das hinten um die Hecken fließt. — —

Wenn, wie es in den Liedern heißt, mitunter noch in Nächten die ſchöne heidniſche Frau Venus auferſteht und umgeht, um die armen Menſchenherzen zu verwirren, ſo war es dazumalen eine ſolche Nacht. Der Mondſchein war am Himmel ausgethan, ein ſchwüler Ruch von Blumen hauchte durch das Fenſter und dorten überm

Walde ſpielete die Nacht in ſtummen Blitzen. — O Hüter, Hüter, war Dein Ruf ſo fern?

— — Wol weiß ich noch, daß vom Hofe her plötzlich ſcharf die Hähne krähten, und daß ich ein blaß und weinend Weib in meinen Armen hielt, die mich nicht laſſen wollte, unachtend, daß überm Garten der Morgen dämmerte und rothen Schein in unſre Kammer warf. Dann aber, da ſie deß' inne wurde, trieb ſie, wie von Todesangſt geſchreckt, mich fort.

Noch einen Kuß, noch hundert; ein flüchtig Wort noch: wann für das Geſind zu Mittage geläutet würde, dann wollten wir im Tannenwald uns treffen; und dann — ich wußte ſelber kaum, wie mir's geſchehen — ſtund ich im Garten, unten in der kühlen Morgenluft.

Noch einmal, indem ich meinen von den Hunden zerfetzten Mantel aufhob, ſchaute ich empor und ſah ein blaſſes Händlein mir zum Abſchied winken. Nahezu erſchrocken aber wurd' ich, da meine Augen bei einem Rückblick aus dem Gartenſteig von ungefähr die unteren Fenſter neben dem Thurme ſtreiſten; denn mir war, als ſähe hinter einem derſelbigen ich gleichfalls eine Hand; aber ſie drohete nach mir mit aufgehobenem Finger und ſchien mir farblos und knöchern gleich der Hand des Todes. Doch war's nur wie im Huſch, daß ſolches über meine Augen ging; dachte zwar erſtlich des Märleins von der wiedergehenden Urahne; redete mir dann aber ein, es ſeien nur meine eigenen aufgeſtörten Sinne, die ſolch' Spiel mir vorgegaukelt hätten.

So, deß' nicht weiter achtend, ſchritt ich eilends durch den Garten, merkete aber bald, daß in der Haſt ich auf den Binſenſumpf gerathen; ſank auch der eine Fuß bis über's Aenkel ein, gleichſam als ob ihn was hinunterziehen wollte. „Ei," dachte ich, „faßt das Hausgeſpenſte doch nach Dir!" Machte mich aber auf und ſprang über die Mauer in den Wald hinab.

Die Finſterniß der dichten Bäume ſagte meinem träumenden Gemüthe zu; hier um mich her war noch die ſelige Nacht, von welcher meine Sinne ſich nicht löſen mochten. — Erſt da ich nach geraumer Zeit vom Waldesrande in das offene Feld hinaustrat, wurd' ich völlig wach. Ein Häuflein Rehe ſtund nicht fern im ſilbergrauen Thau, und über mir vom Himmel ſcholl das Tageslied der Lerche. Da ſchüttelte ich all' müßig Träumen von mir ab; im ſelbigen Augenblick ſtieg aber auch wie heiße Noth die Frage mir in's Hirn: „Was weiter nun Johannes? Du haſt ein theures Leben an Dich riſſen; nun wiſſe, daß Dein Leben nichts gilt, als nur das ihre!“

Doch was ich ſinnen mochte, es deuchte mir allſort das Beſte, wenn Katharina im Stifte ſichern Unterſchlupf gefunden, daß ich dann zurück nach Holland ginge, mich dort der Freundeshülf' verſicherte und alſobald zurückkäm', um ſie nachzuholen. Vielleicht, daß ſie gar der alten Baſe Herz erweichet; und ſchlimmſten Falles — es mußt' auch gehen ohne das!

Schon ſahe ich uns auf einem fröhlichen Barkſchiff die Wellen des grünen Zuiderſees befahren, ſchon hörete ich das Glockenſpiel vom

Rathhausthurme Amſterdams und ſah am Hafen meine Freunde aus dem Gewühl hervorbrechen und mich und meine ſchöne Frau mit hellem Zuruf grüßen und im Triumph nach unſerem kleinen, aber trauten Heim geleiten. Mein Herz war voll von Muth und Hoffnung; und kräftiger und raſcher ſchritt ich aus, als könnte ich bälder ſo das Glück erreichen.

— Es iſt doch anders kommen.

In meinen Gedanken war ich allmählich in das Dorf hinabgelanget und trat hier in Hans Ottſens Krug, von wo ich in der Nacht ſo jählings hatte flüchten müſſen. — „Ei, Meiſter Johannes,“ rief der Alte auf der Tenne mir entgegen; „was hattet Ihr doch geſtern mit unſeren geſtrengen Junkern? Ich war juſt draußen bei dem Ausſchank; aber da ich wieder eintrat, flucheten ſie ſchier grauſam gegen Euch; und auch die Hunde raſeten an der Thür, die Ihr hinter Euch in's Schloß geworfen hattet.“

Da ich aus ſolchen Worten abnahm, daß der Alte den Handel nicht wohl begriffen habe, ſo entgegnete ich nur: „Ihr wiſſet, der von der Riſch und ich, wir haben uns ſchon als Jungen oft einmal gezauſet; da mußt's denn geſtern noch ſo einen Nachſchmack geben.“

„Ich weiß, ich weiß!“ meinete der Alte; „aber der Junker ſitzt heut auf ſeines Vaters Hof; Ihr ſolltet Euch hüten, Herr Johannes; mit ſolchen Herren iſt nicht ſauber Kirſchen eſſen.“

Dem zu widerſprechen hatte ich nicht Urſach', ſondern ließ mir Brod und Frühtrunk geben und ging dann in den Stall, wo ich mir meinen Degen holete, auch Stift und Skizzenbüchlein aus dem Ranzen nahm.

Aber es war noch lange bis zum Mittagläuten. Alſo bat ich Hans Ottſen, daß er den Gaul mit ſeinem Jungen mög' zum Hofe bringen laſſen, und als er mir ſolches zugeſaget, ſchritt ich wieder hinaus zum Wald. Ich ging aber bis zu der Stelle auf dem Heidenhügel, von wo man die beiden Giebel des Herrenhauſes über die Gartenhecken ragen ſieht, wie ich ſolches ſchon für den Hintergrund zu Katharinens Bildniß ausgewählet hatte. Nun gedachte ich, daß, wann in zu verhoffender Zeit ſie ſelber in der Fremde leben und wol das Vaterhaus nicht mehr betreten würde, ſie ſeines Anblicks doch nicht ganz entrathen ſolle; zog alſo meinen Stiſt herfür und begann zu zeichnen, gar ſorgſam jedes Winkelchen, woran ihr Auge einmal mocht' gehaftet haben. Als farbig Schilderei ſollt' es dann in Amſterdam gefertigt werden, damit es ihr ſofort entgegengrüße, wann ich ſie dort in unſre Kammer führen würde.

Nach ein paar Stunden war die Zeichnung fertig. Ich ließ noch wie zum Gruß ein zwitſchernd Vögelein darüber fliegen; dann ſuchte ich die Lichtung auf, wo wir uns finden wollten, und ſtreckte mich nebenan im Schatten einer dichten Buche; ſehnlich verlangend, daß die Zeit vergehe.

Ich mußte gleichwol darob eingeſchlummert ſein; denn ich erwachte von einem fernen Schall und wurd' deß inne, daß es das Mittagläuten von dem Hofe ſei. Die Sonne glühte ſchon heiß hernieder und verbreitete den Ruch der Himbeeren, womit die Lichtung überdeckt war. Es fiel mir bei, wie einſt Katharina und ich uns hier bei unſern Waldgängen ſüße Wegzehrung geholet hatten; und nun begann ein ſeltſam Spiel der Phantaſie: bald ſahe ich drüben zwiſchen den Sträuchen ihre zarte Kindsgeſtalt, bald ſtund ſie vor mir, mich anſchauend mit den ſeligen Frauenaugen, wie ich ſie letztlich erſt geſehen, wie ich ſie nun gleich, im nächſten Augenblicke ſchon leibhaftig an mein klopfend Herze ſchließen würde.

Da plötzlich überfiel mich's wie ein Schrecken. Wo blieb ſie denn? Es war ſchon lang, daß es geläutet hatte. Ich war aufgeſprungen, ich ging umher, ich ſtund und ſpähete ſcharf nach aller Richtung durch die Bäume; die Angſt kroch mir zum Herzen; aber Katharina kam nicht; kein Schritt im Laube raſchelte; nur oben in den Buchenwipfeln rauſchte ab und zu der Sommerwind.

Böſer Ahnung voll ging ich endlich fort und nahm einen Umweg nach dem Hofe zu. Da ich unweit dem Thore zwiſchen die Eichen kam, begegnete mir Dieterich. „Herr Johannes,“ ſagte er und trat haſtig auf mich zu: „Ihr ſeid die Nacht ſchon in Hans Ottſens Krug geweſen; ſein Junge brachte mir Euren Gaul zurück; — was habet Ihr mit unſern Junkern vorgehabt?“

„Warum fragſt Du, Dieterich?“

— „Warum, Herr Johannes? — Weil ich Unheil zwiſchen Euch verhüten möcht'.“

„Was ſoll das heißen, Dieterich?“ frug ich wieder; aber mir war beklommen, als ſollte das Wort mir in der Kehle ſticken.

„Ihr werdet's ſchon ſelber wiſſen, Herr Johannes!“ entgegnete der Alte. „Mir hat der Wind nur ſo einen Schall davon gebracht; vor einer Stunde mag's geweſen ſein; ich wollte den Burſchen rufen, der im Garten an den Hecken putzte. Da ich an den Thurm kam, wo droben unſer Fräulein ihre Kammer hat, ſah ich dorten die alte Baſ' Urſel mit unſerem Junker dicht beiſammen ſtehen. Er hatte die Arme unterſchlagen und ſprach kein einzig Wörtlein; die

Alte aber redete einen um ſo größeren Haufen und jammerte ordentlich mit ihrer feinen Stimme. Dabei wies ſie bald nieder auf den Boden, bald hinauf in den Epheu, der am Thurm hinaufwächſt. — Verſtanden, Herr Johannes, hab' ich von dem Allen nichts; dann aber, und nun merket wohl auf, hielt ſie mit ihrer knöchern Hand, als ob ſie damit drohete, dem Junker was vor Augen; und da ich näher hinſah, war's ein Fetzen Grauwerk, juſt wie Ihr's da an Euerem Mantel traget."

„Weiter, Dieterich!" ſagte ich; denn der Alte hatte die Augen auf meinen zerriſſenen Mantel, den ich auf dem Arme trug.

„Es iſt nicht viel mehr übrig;" erwiederte er; „denn der Junker wandte ſich jählings nach mir zu und frug mich, wo Ihr anzutreffen wäret. Ihr möget mir es glauben, wäre er in Wirklichkeit ein Wolf geweſen, die Augen hätten blutiger nicht funkeln können."

Da frug ich: „Iſt der Junker im Hauſe, Dieterich?"

— „Im Haus? Ich denke wol; doch was ſinnet Ihr, Herr Johannes?“

„Ich ſinne, Dieterich, daß ich allſogleich mit ihm zu reden habe.“

Aber Dieterich hatte bei beiden Händen mich ergriffen. „Gehet nicht, Johannes,“ ſagte er dringend; „erzählet mir zum wenigſten, was geſchehen iſt; der Alte hat Euch ja ſonſt guten Rath gewußt!“

„Hernach, Dieterich, hernach!“ entgegnete ich. Und alſo mit dieſen Worten riß ich meine Hände aus den ſeinen.

Der Alte ſchüttelte den Kopf. „Hernach, Johannes,“ ſagte er, „das weiß nur unſer Herrgott!“

Ich aber ſchritt nun über den Hof dem Hauſe zu. — Der Junker ſei eben in ſeinem Zimmer, ſagte eine Magd, ſo ich im Hausflur drum befragte.

Ich hatte dieſes Zimmer, das im Unterhauſe lag, nur einmal erſt betreten. Statt wie bei ſeinem Vater ſeel. Bücher und Karten, war hier vielerlei Gewaffen, Handröhre und Arkebuſen, auch allerart Jagdgeräthe an den Wänden angebracht; ſonſt war es ohne Zier und zeigete an ihm ſelber, daß Niemand auf die Dauer und mit ſeinen ganzen Sinnen hier verweile.

Faſt wär' ich an der Schwelle noch zurückgewichen, da ich auf des Junkers „Herein“ die Thür geöffnet; denn, als er ſich vom Fenſter zu mir wandte, ſahe ich eine Reiterpiſtole in ſeiner Hand, an deren Radſchloß er handtirete. Er ſchauete mich an, als ob ich von den Tollen käme. „So!“ ſagte er gedehnet; „wahrhaftig, Sieur Johannes, wenn's nicht ſchon ſein Geſpenſte iſt!“

„Ihr dachtet, Junker Wulf,“ entgegnet' ich, indem ich näher zu ihm trat, „es möcht' der Straßen noch andre für mich geben, als die in Euere Kammer führen!“

— „So dachte ich, Sieur Johannes! Wie Ihr gut rathen könnt! Doch immerhin, Ihr kommt mir eben recht; ich hab' Euch ſuchen laſſen!“

In ſeiner Stimme bebte was, das wie ein lauernd Raubthier auf dem Sprunge lag, ſo daß die Hand mir unverſehens nach dem Degen fuhr. Jedennoch ſprach ich: „Höret mich und gönnet mir ein ruhig Wort, Herr Junker!“

Er aber unterbrach meine Rede: „Du wirſt gewogen ſein, mich erſtlich auszuhören! Sieur Johannes,“ — und ſeine Worte, die erſt langſam waren, wurden allmählich gleichwie ein Gebrüll — „vor ein paar Stunden, da ich mit ſchwerem Kopf erwachte, da fiel's mir bei und reuete mich gleich einem Narren, daß ich im Rauſch die wilden Hunde Dir auf die Ferſen geſetzet hatte; — ſeit aber Baſ' Urſel mir den Fetzen vorgehalten, den ſie Dir aus Deinem Federbalg geriſſen, — beim Höllenelement! mich reut's nur noch, daß mir die Beſtien ſolch' Stück Arbeit nachgelaſſen!“

Noch einmal ſuchte ich zu Worte zu kommen; und, da der Junker ſchwieg, ſo dachte ich, daß er auch hören würde. „Junker Wulf,“ ſagte ich, „es iſt ſchon wahr, ich bin kein Edelmann; aber ich bin kein geringer Mann in meiner Kunſt und hoffe, es auch wol noch einmal den Größeren gleich zu thun; ſo bitte ich Euch geziementlich, gebet Eure Schweſter Katharina mir zum Ehgemahl“ — —

Da ſtockte mir das Wort im Munde. Aus ſeinem bleichen Antlitz ſtarrten mich die Augen des alten Bildes an; ein gellend Lachen ſchlug mir in das Ohr, ein Schuß — — — dann brach ich zuſammen und hörete nur noch, wie mir der Degen, den ich ohn' Gedanken faſt gezogen hatte, klirrend aus der Hand zu Boden fiel.

* * *

Es war manche Woche danach, daß ich in dem ſchon bleicheren Sonnenſchein auf einem Bänkchen vor dem letzten Haus des Dorfes ſaß; mit matten Blicken nach dem Wald hinüberſchauend, an deſſen jenſeitigem Rande das Herrenhaus belegen war. Meine thörichten Augen ſuchten ſtets auf's Neue den Punkt, wo, wie ich mir vorſtellete, Katharinens Kämmerlein von drüben auf die ſchon herbſtlich gelben Wipfel ſchaue; denn von ihr ſelber hatte ich keine Kunde.

Man hatte mich mit meiner Wunde in dieß Haus gebracht, das von des Junkers Waldhüter bewohnt wurde; und außer dieſem Mann und ſeinem Weibe und einem mir unbekannten Chirurgus war während meines langen Lagers Niemand zu mir kommen. — Von wannen ich den Schuß in meine Bruſt erhalten, darüber hat mich Niemand befragt, und ich habe Niemandem Kunde gegeben; des Herzogs Gerichte gegen Herrn Gerhardus' Sohn und Katharinens Bruder anzurufen, konnte nimmer mir zu Sinne kommen. Er mochte ſich deſſen auch wol getröſten; noch glaubhafter jedoch, daß er allen dieſen Dingen trotzete.

Nur einmal war mein guter Dieterich dageweſen; er hatte mir in des Junkers Auftrage zwei Rollen Ungariſcher Dukaten überbracht als Lohn für Katharinens Bild, und ich hatte das Geld genommen, in Gedanken, es ſei ein Theil von deren Erbe, von dem ſie als mein Weib wol ſpäter nicht zu viel empfahen würde. Zu einem traulichen Geſpräch mit Dieterich, nach dem mich ſehr verlangete, hatte es mir nicht gerathen wollen, maaßen das gelbe Fuchsgeſicht meines Wirthes allaugenblicks in meine Kammer ſchaute; doch wurde ſo viel mir kund, daß der Junker nicht nach Kiel gereiſet, und Katharina ſeither von Niemandem weder in Hof noch Garten war geſehen worden; kaum konnte ich noch den Alten bitten, daß er dem Fräulein, wenn ſich's treffen möchte, meine Grüße ſage, und daß ich bald nach Holland zu reiſen, aber bälder noch zurückzukommen dächte, was alles in Treuen auszurichten er mir dann gelobete.

Ueberfiel mich aber danach die allergrößeſte Ungeduld, ſo daß ich gegen den Willen des Chirurgus und bevor im Walde drüben noch die letzten Blätter von den Bäumen fielen, meine Reiſe in's Werk ſetzete; langete auch ſchon nach kurzer Friſt wohlbehalten in der Holländiſchen Hauptſtadt an, allwo ich von meinen Freunden gar liebreich empfangen wurde, und mochte es auch ferner vor ein glücklich Zeichen wol erkennen, daß zwo Bilder, ſo ich dort zurückgelaſſen, durch die hülfsbereite Vermittelung meines theueren

Meiſters van der Helſt beide zu anſehnlichen Preiſen verkaufet waren. Ja, es war deſſen noch nicht genug: ein mir ſchon früher wohlgewogener Kaufherr ließ mir ſagen, er habe nur auf mich gewartet, daß ich für ſein nach dem Haag verheirathetes Töchterlein ſein Bildniß malen möge; und wurde mir auch ſofort ein reicher Lohn dafür verſprochen. Da dachte ich, wenn ich ſolches noch vollendete, daß dann genug des helfenden Metalles in meinen Händen wäre, um auch ohne andere Mittel Katharinen in ein wohlbeſtellet Heimweſen einzuführen.

Machete mich alſo, da mein freundlicher Gönner deſſelbigen Sinnes war, mit allem Eifer an die Arbeit, ſo daß ich bald den Tag meiner Abreiſe gar fröhlich nah und näher rücken ſahe, unachtend, mit was vor üblen Anſtänden ich drüben noch zu kämpfen hätte.

Aber des Menſchen Augen ſehen das Dunkel nicht, das vor ihm iſt. — Als nun das Bild vollendet war und reichlich Lob und Gold um deſſen willen mir zu Theil geworden, da konnte ich nicht fort. Ich hatte in der Arbeit meiner Schwäche nicht geachtet, die ſchlecht geheilte Wunde warf mich wiederum danieder. Eben wurden zum Weihnachtsfeſte auf allen Straßenplätzen die Waffelbuden aufgeſchlagen, da begann mein Siechthum und hielt mich länger als das erſte Mal gefeſſelt. Zwar der beſten Arzteskunſt und liebreicher Freundespflege war kein Mangel, aber in Aengſten ſahe ich Tag um Tag vergehen, und keine Kunde konnte von ihr, keine zu ihr kommen.

Endlich nach harter Winterzeit, da der Zuiderſee wieder ſeine grünen Wellen ſchlug, geleiteten die Freunde mich zum Hafen; aber ſtatt des frohen Muthes nahm ich itzt ſchwere Herzenſorge mit an Bord. Doch ging die Reiſe raſch und gut von Statten.

Von Hamburg aus fuhr ich mit der Königlichen Poſt; dann, wie vor nun faſt einem Jahre hiebevor, wanderte ich zu Fuße durch den Wald, an dem noch kaum die erſten Spitzen grüneten. Zwar probten ſchon die Finken und die Ammern ihren Lenzgeſang; doch was kümmerten ſie mich heute! — Ich ging aber nicht nach Herrn Gerhardus' Herrengut; ſondern, ſo ſtark mein Herz auch klopfete, ich bog ſeitwärts ab und ſchritt am Waldesrand entlang dem Dorfe zu. Da ſtund ich bald in Hans Ottſens Krug und ihm gar ſelber gegenüber.

Der Alte ſah mich ſeltſam an, meinete aber dann, ich laſſe ja recht munter. „Nur,“ fügte er bei, „mit Schießbüchſen müſſet Ihr nicht wieder ſpielen; die machen ärgere Flecken, als ſo ein Malerpinſel.“

Ich ließ ihn gern bei ſolcher Meinung, ſo, wie ich wol merkete, hier allgemein verbreitet war, und that vor's Erſte eine Frage nach dem alten Dieterich.

Da mußte ich vernehmen, daß er noch vor dem erſten Winterſchnee, wie es ſo ſtarken Leuten wol paſſiret, eines plötzlichen wenn auch gelinden Todes verfahren ſei. „Der freuet ſich,“ ſagte Hans Ottſen, „daß er zu ſeinem alten Herrn da droben kommen; und iſt für ihn auch beſſer ſo.“

„Amen!“ ſagte ich; „mein herzlieber alter Dieterich!“

Indeß aber mein Herz nur, und immer banger, nach einer Kundſchaft von Katharinen ſeufzete, nahm meine furchtſame Zunge einen Umweg, und ich ſprach beklommen: „Was machet denn Euer Nachbar, der von Riſch?“

„Oho,“ lachte der Alte; „der hat ein Weib genommen, und eine, die ihn ſchon zu Richte ſetzen wird.“

Nur im erſten Augenblick erſchrak ich; denn ich ſagte mir ſogleich, daß er nicht ſo von Katharinen reden würde; und da er dann den Namen nannte, ſo war's ein ältlich' aber reiches Fräulein aus der Nachbarſchaft; forſchete alſo muthig weiter, wie's drüben in Herrn Gerhardus' Haus beſtellet ſei, und wie das Fräulein und der Junker mit einander hauſeten.

Da warf der Alte mir wieder ſeine ſeltſamen Blicke zu. „Ihr meinet wol,“ ſagte er, „daß alte Thürm' und Mauern nicht auch plaudern könnten!“

„Was ſoll's der Rede?“ rief ich; aber ſie fiel mir centnerſchwer auf's Herz.

„Nun, Herr Johannes,“ und der Alte ſahe mir gar zuverſichtlich in die Augen, „wo das Fräulein hinkommen, das werdet doch Ihr am beſten wiſſen! Ihr ſeid derzeit im Herbſt ja nicht zum Letzten hier geweſen; nur wundert's mich, daß Ihr noch einmal wiederkommen; denn Junker Wulf wird, denk' ich, nicht eben gute Mien' zum böſen Spiel gemachet haben.“

Ich ſahe den alten Menſchen an, als ſei ich ſelber hinterſinnig worden; dann aber kam mir plötzlich ein Gedanke. „Unglücksmann!“ ſchrie ich! „Ihr glaubet doch nicht etwan, das Fräulein Katharina ſei mein Eheweib geworden?“

„Nun, laſſet mich nur los!“ entgegnete der Alte — denn ich ſchüttelte ihn an beiden Schultern. — „Was geht's mich an! Es geht die Rede ſo! Auf alle Fäll'; ſeit Neujahr iſt das Fräulein im Schloß nicht mehr geſehen worden.“

Ich ſchwur ihm zu, derzeit ſei ich in Holland krank gelegen; ich wiſſe nichts von alle dem.

Ob er's geglaubet, weiß ich nicht zu ſagen; allein er gab mir kund, es ſolle dermalen ein unbekannter Geiſtlicher zur Nachtzeit und in großer Heimlichkeit auf den Herrenhof gekommen ſein; zwar habe Baſ' Urſel das Geſinde ſchon zeitig in ihre Kammern getrieben; aber der Mägde eine, ſo durch den Thürſpalt gelauſchet, wolle auch mich über den Flur nach der Treppe haben gehen ſehen; dann ſpäter hätten ſie deutlich einen Wagen aus dem Thorhaus fahren hören, und ſeien ſeit jener Nacht nur noch Baſ' Urſel und der Junker in dem Schloß geweſen.

— — Was ich von nun an Alles und immer doch vergebens unternommen, um Katharinen oder auch nur eine Spur von ihr zu finden, das ſoll nicht hier verzeichnet werden. Im Dorfe war nur das thörichte Geſchwätz, davon Hans Ottſen mich die Probe ſchmecken laſſen; darum machete ich mich auf nach dem Stifte zu Herrn Gerhardus' Schweſter; aber die Dame wollte mich nicht vor ſich laſſen; wurde im Uebrigen mir auch berichtet, daß keinerlei junges Frauenzimmer bei ihr geſehen worden. Da reiſete ich wieder zurück und demüthigte mich alſo, daß ich nach dem Hauſe des von der Riſch ging und als ein Bittender vor meinen alten Widerſacher hintrat. Der ſagte höhniſch, es möge wol der Buhz das Vöglein ſich geholet haben; er habe dem nicht nachgeſchaut; auch halte er keinen Aufſchlag mehr mit denen von Herrn Gerhardus' Hofe.

Der Junker Wulf gar, der davon vernommen haben mochte, ließ nach Hans Ottſens Kruge ſagen, ſo ich mich unterſtünde, auch zu ihm zu bringen, er würde mich noch einmal mit den Hunden hetzen laſſen. — Da bin ich in den Wald gegangen und hab' gleich einem Strauchdieb am Weg auf ihn gelauert; die Eiſen ſind von der Scheide bloß geworden; wir haben gefochten, bis ich die Hand ihm wund gehauen und ſein Degen in die Büſche flog. Aber er ſahe mich nur mit ſeinen böſen Augen an; geſprochen hat er nicht. — Zuletzt bin ich zu längerem Verbleiben nach Hamburg kommen, von wo aus ich ohne Anſtand und mit größerer Umſicht meine Nachforſchungen zu betreiben dachte.

Es iſt Alles doch umſonſt geweſen.

* * *

Aber ich will vor's Erſte nun die Feder ruhen laſſen. Denn vor mir liegt Dein Brief, mein lieber Joſias; ich ſoll Dein Töchterlein, meiner Schweſter ſeel. Enkelin, aus der Taufe heben. — Ich werde auf meiner Reiſe dem Walde vorbeifahren, ſo hinter Herrn Gerhardus' Hof belegen iſt. Aber das Alles gehört ja der Vergangenheit.

* * *

Hier ſchließt das erſte Heft der Handſchrift. — Hoffen wir, daß der Schreiber ein fröhliches Tauffeſt gefeiert und inmitten ſeiner Freundſchaft an friſcher Gegenwart ſein Herz erquickt habe!

Meine Augen ruhten auf dem alten Bild mir gegenüber: ich konnte nicht zweifeln, der ſchöne ernſte Mann war Herr Gerhardus. Wer aber war jener todte Knabe, den ihm Meiſter Johannes hier ſo ſanft in ſeinen Arm gebettet hatte? — Sinnend nahm ich das zweite und zugleich letzte Heft, deſſen Schriftzüge um ein Weniges unſicherer erſchienen. Es lautete, wie folgt:

Geliek as Rook un Stoof verſwindt,
Alſus ſind ock de Minſchenkind.

Der Stein, darauf dieſe Worte eingehauen ſtehen, ſaß ob dem Thürſims eines alten Hauſes. Wenn ich daran vorbei ging, mußte ich allezeit meine Augen dahin wenden, und auf meinen einſamen Wanderungen iſt dann ſelbiger Spruch oft lange mein Begleiter blieben. Da ſie im letzten Herbſte das alte Haus abbrachen, habe ich aus den Trümmern dieſen Stein erſtanden, und iſt er heute gleicherweiſe ob der Thüre meines Hauſes eingemauert worden, wo er nach mir noch Manchen, der vorübergeht, an die Nichtigkeit des Irdiſchen erinnern möge. Mir aber ſoll er eine Mahnung ſein, ehbevor auch an meiner Uhr der Weiſer ſtille ſteht, mit der Aufzeichnung meines Lebens fortzufahren. Denn

Du, meiner lieben Schweſter Sohn, der Du nun bald mein Erbe ſein wirſt, mögeſt mit meinem kleinen Erdengute dann auch mein Erdenleid dahin nehmen, ſo ich bei meiner Lebzeit Niemandem, auch, aller Liebe ohnerachtet, Dir nicht habe anvertrauen mögen.

Item; anno 1666 kam ich zum erſten Mal in dieſe Stadt an der Nordſee; maaßen von einer reichen Branntweinbrenner-Wittwen mir der Auftrag worden, die Auferweckung Lazari zu malen, welches Bild ſie zum ſchuldigen und freundlichen Gedächtniß ihres Seligen, der hieſigen Kirchen aber zum Zierrath zu ſtiften gedachte, allwo es denn auch noch heute über dem Tauffteine mit den vier Apoſteln zu ſchauen iſt. Daneben wünſchte auch der Bürgermeiſter, Herr Titus Axen, ſo früher in Hamburg Thumherr und mir von dort bekannt war, ſein Contrefey von mir gemalet, ſo daß ich für eine lange Zeit allhier zu ſchaffen hatte. — Mein Loſament aber hatte ich bei meinem einzigen und älteren Bruder, der ſeit lange ſchon das Sekretariat der Stadt bekleidete; das Haus, darin er als unbeweibter Mann lebte, war hoch und räumlich, und war es daſſelbig' Haus mit den zwo Linden an der Ecken von Markt und Krämerſtraße, worin ich, nachdem es durch meines lieben Bruders Hintritt mir angeſtorben, anitzt als alter Mann noch lebe und der Wiedervereinigung mit den vorangegangenen Lieben in Demuth entgegenharre.

Meine Werkſtätte hatte ich mir in dem großen Peſel der Wittwe eingerichtet; es war dorten ein gutes Oberlicht zur Arbeit und bekam Alles gemacht und geſtellet, wie ich es verlangen mochte. Nur daß die gute Frau ſelber gar zu gegenwärtig war; denn allaugenblicklich kam ſie draußen von ihrem Schenktiſch zu mir hergetrottet mit ihren Blechgemäßen in der Hand; drängte mit ihrer Wohlbeleibtheit mir auf den Malſtock und roch an meinem Bild herum; gar eines Vormittages, da ich ſo eben den Kopf des Lazarus untermalet hatte, verlangte ſie mit viel überflüſſigen Worten, der auferweckte Mann ſolle das Antlitz ihres Seligen zur Schau ſtellen, obſchon ich dieſen Seligen doch niemalen zu Geſicht bekommen, von meinem Bruder auch vernommen hatte, daß ſelbiger, wie es die Brenner pflegen, das Zeichen ſeines Gewerbes als eine blaurothe Naſen im Geſicht herumgetragen; da habe ich denn, wie man glauben mag, dem unvernünftigen Weibe gar hart den Daumen gegenhalten müſſen. Als dann von der Außendiele her wieder neue Kundſchaft nach ihr gerufen und mit den Gemäßen auf den Schank geklopfet und ſie endlich von mir laſſen müſſen, da ſank mir die Hand mit dem Pinſel in den Schooß, und ich mußte plötzlich des Tages gedenken, da ich eines gar andern Seligen Antlitz mit dem Stifte nachgebildet, und wer da in der kleinen Kapelle ſo ſtill bei mir geſtanden ſei. — Und alſo rückwärts ſinnend ſetzete ich meinen Pinſel wieder an; als aber ſelbiger eine gute Weile hin und wieder gegangen, mußte ich zu eigener Verwunderung gewahren, daß ich die Züge des edlen Herrn Gerhardus in des Lazari Angeſicht hineingetragen hatte. Aus ſeinem Lailach blickte des Todten

Antlitz gleichwie in ſtummer Klage gegen mich, und ich gedachte: ſo wird er dir einſtmals in der Ewigkeit entgegentreten!

Ich konnte heute nicht weiter malen; ſondern ging fort und ſchlich auf meine Kammer ober der Hausthür, allwo ich mich an's Fenſter ſetzte und durch den Ausſchnitt der Lindenbäume auf den Markt hinabſah. Es gab aber groß' Gewühl dort, und war bis drüben an die Rathswage und weiter bis zur Kirchen Alles voll von Wagen und Menſchen; denn es war ein Donnerstag und noch zur Stunde, daß Gaſt mit Gaſte handeln durfte, alſo daß der Stadtknecht mit dem Griper müßig auf unſeres Nachbaren Beiſchlag ſaß, maaßen es vor der Hand keine Brüchen zu erhaſchen gab. Die Oſtenfelder Weiber mit ihren rothen Jaden, die Mädchen von den Inſeln mit ihren Kopftüchern und feinem Silberſchmuck, dazwiſchen die hochgethürmeten Getreidewagen und darauf die Bauern in ihren gelben Lederhoſen — dies Alles mochte wol ein Bild für eines Malers Auge geben, zumal wenn ſelbiger, wie ich, bei den Holländern in die Schule gegangen war; aber die Schwere meines Gemüthes machte das bunte Bild mir trübe. Doch war es keine Reu', wie ich vorhin an mir erfahren hatte; ein ſehnend Leid kam immer gewaltiger über mich; es zerfleiſchete mich mit wilden Krallen und ſah mich gleichwol mit holden Augen an. Drunten lag der helle Mittag auf dem wimmelnden Markte; vor meinen Augen aber dämmerte ſilberne Mondnacht, wie Schatten ſtiegen ein paar Zackengiebel auf, ein Fenſter klirrte, und gleich wie aus Träumen ſchlugen leis und fern die Nachtigallen. O du mein Gott und mein Erlöſer, der du die Barmherzigkeit biſt, wo war ſie in dieſer Stunde, wo hatte meine Seele ſie zu ſuchen? — —

Da hörete ich draußen unter dem Fenſter von einer harten Stimme meinen Namen nennen, und als ich hinausſchaute, erſahe ich einen großen hageren Mann in der üblichen Tracht eines Predigers, obſchon ſein herriſch und finſter Antlitz mit dem ſchwarzen Hauptthaar und dem tiefen Einſchnitt ob der Naſe wol eher einem Kriegsmann angeſtanden wäre. Er wies ſo eben einem andern, unterſetzten Manne von bäueriſchem Ausſehen, aber gleich ihm in ſchwarzwollenen Strümpfen und Schnallenſchuhen, mit ſeinem Handſtocke nach unſerer Hausthür zu, indem er ſelbſt zumal durch das Marktgewühle von dannen ſchritt.

Da ich dann gleich darauf die Thürglocke ſchellen hörte, ging ich hinab und lud den Fremden in das Wohngemach, wo er von dem Stuhle, darauf ich ihn genöthigt, mich gar genau und aufmerkſam betrachtete.

Alſo war ſelbiger der Küſter aus dem Dorfe norden der Stadt, und erfuhr ich bald, daß man dort einen Maler brauche, da man des Paſtors Bildniß in die Kirche ſtiften wolle. Ich forſchete ein wenig, was für Verdienſt um die Gemeine dieſer ſich erworben hätte, daß ſie ſolche Ehr' ihm anzuthun gedächten, da er doch ſeines Alters halben noch nicht gar lang im Amte ſtehen könne; der Küſter aber meinete, es habe der Paſtor freilich wegen eines Stück Ackergrundes einmal einen Proceß gegen die Gemeinde angeſtrenget, ſonſt wiſſe er eben nicht, was Sondres könne vorgefallen ſein; allein es hingen allbereits die drei Amtsvorweſer in der Kirchen, und da ſie, wie er ſagen müſſe, vernommen hätten, ich verſtünde das Ding gar wohl zu machen, ſo ſollte der guten Gelegenheit wegen nun auch der vierte Paſtor mit hinein; dieſer ſelber freilich kümmere ſich nicht eben viel darum.

Ich hörete dem Allen zu; und da ich mit meinem Lazarus am liebſten auf eine Zeit pauſiren mochte, das Bildniß des Herrn Titus Aren aber wegen eingetretenen Siechthums deſſelbigen nicht beginnen konnte, ſo hub ich an, dem Auftrage näher nachzufragen.

Was mir an Preis für ſolche Arbeit nun geboten wurde, war zwar gering, ſo daß ich erſtlich dachte: ſie nehmen Dich für einen Pfennigmaler, wie ſie im Kriegstroſſe mitziehen, um die Soldaten für ihre heimgebliebenen Dirnen abzumalen; aber es muthete mich plötzlich an, auf eine Zeit allmorgentlich in der goldnen Herbſtesſonne über die Haide nach dem Dorf hinauszuwandern, das nur eine Wegſtunde von unſerer Stadt belegen iſt. Sagete alſo zu, nur mit dem Beding, daß die Malerei draußen auf dem Dorfe vor ſich ginge, da hier in meines Bruders Hauſe paßliche Gelegenheit nicht befindlich ſei.

Deß ſchien der Küſter gar vergnügt, meinend, das ſei Alles hiebevor ſchon fürgeſorget; der Paſtor hab' ſich ſolches gleichfalls ausbedungen; item, es ſei dazu die Schulſtube in ſeiner Küſterei erwählet; ſelbige ſei das zweite Haus im Dorfe und liege nah am Paſtorate, nur hintenaus durch die Prieſterkoppel davon geſchieden, ſo daß alſo auch der Paſtor leicht hinübertreten könne. Die Kinder, die im Sommer doch nichts lernten, würden dann nach Haus geſchicket.

Alſo ſchüttelten wir uns die Hände, und da der Küſter auch die Maaße des Bildes fürſorglich mitgebracht, ſo konnte alles Malgeräth, deß ich bedurfte, ſchon Nachmittages mit der Prieſterfuhr hinausbeſördert werden.

Als mein Bruder dann nach Hauſe kam —

erſt ſpät am Nachmittage; denn ein Ehrſamer Rath hatte dermalen viel Bedrängniß von einer Schinder-Leichen, ſo die ehrlichen Leute nicht zu Grabe tragen wollten — meinete er, ich bekäme da einen Kopf zu malen, wie er nicht oft auf einem Prieſterkragen ſitze, und möchte mich mit Schwarz und Braunroth wohl verſehen; erzählete mir auch, es ſei der Paſtor als Feldcapellan mit den Brandenburgern hier in's Land gekommen, als welcher er's faſt wilder als die Offiziers getrieben haben ſolle; ſei übrigens itzt ein ſcharfer Streiter vor dem Herrn, der ſeine Bauern gar meiſterlich zu packen wiſſe. — Noch merkete mein Bruder an, daß bei deſſelbigen Amtseintritt in unſerer Gegend adelige Fürſprach' eingewirket haben ſolle, wie es heiße, von drüben aus dem Holſteiniſchen her; der Archi-Diakonus habe bei der Kloſterrechnung ein Wörtlein davon fallen laſſen. War jedoch Weiteres meinem Bruder darob nicht kund geworden.

* * *

So ſahe mich denn die Morgenſonne des nächſten Tages rüſtig über die Haide ſchreiten, und war mir nur leid, daß letztere allbereits ihr rothes Kleid und ihren Würzeduft verbrauchet und alſo dieſe Landſchaft ihren ganzen Sommerſchmuck verloren hatte; denn von grünen Bäumen war weithin nichts zu erſehen; nur der ſpitze Kirchthurm des Dorfes, dem ich zuſtrebte — wie ich bereits erkennen mochte, ganz von Granitquadern auferbauet — ſtieg immer höher vor mir in den dunkelblauen Oktoberhimmel. Zwiſchen den ſchwarzen Strohdächern, die an ſeinem Fuße lagen, krüppelte nur niedrig Buſch- und Baumwerk; denn der Nordweſtwind, ſo hier friſch von der See herauf kommt, will freien Weg zu fahren haben.

Als ich das Dorf erreichet und auch alsbald mich nach der Küſterei gefunden, ſtürzete mir ſofort mit luſtigem Geſchrei die ganze Schul' entgegen; der Küſter aber hieß an ſeiner Hausthür mich willkommen. „Merket Ihr wol, wie gern ſie von der Fibel laufen!“ ſagte er. „Der eine

Bengel hatte Euch ſchon durch's Fenſter kommen ſehen."

In dem Prediger, der gleich danach in's Haus trat, erkannte ich denſelbigen Mann, den ich ſchon Tags zuvor geſehen hatte. Aber auf ſeine finſtere Erſcheinung war heute gleichſam ein Licht geſetzet; das war ein ſchöner blaſſer Knabe, den er an der Hand mit ſich führete; das Kind mochte etwan vier Jahre zählen und ſahe faſt winzig aus gegen des Mannes hohe knochige Geſtalt.

Da ich die Bildniſſe der früheren Prediger zu ſehen wünſchte, ſo gingen wir mitſammen in die Kirche, welche alſo hoch belegen iſt, daß man nach den anderen Seiten über Marſchen und Haide, nach Weſten aber auf den nicht gar fernen Meeresſtrand hinunterſchauen kann. Es mußte eben Fluth ſein; denn die Watten waren überſtrömet und das Meer ſtund wie ein lichtes Silber. Da ich anmerkete, wie oberhalb deſſelben die Spitze des Feſtlandes und von der andern Seite diejenige der Inſel ſich gegen einander ſtreckten, wies der Küſter auf die Waſſerfläche, ſo dazwiſchen liegt. „Dort,“ ſagte er, „hat einſt meiner Eltern Haus geſtanden; aber anno 34 bei der großen Fluth trieb es gleich hundert anderen in den grimmen Waſſern; auf der einen Hälfte des Daches ward ich an dieſen Strand geworfen, auf der anderen fuhren Vater und Bruder in die Ewigkeit hinaus.“

Ich dachte: „So ſtehet die Kirche wol am rechten Ort; auch ohne den Paſtor wird hier vernehmentlich Gottes Wort geprediget.“

Der Knabe, welchen Letzterer auf den Arm genommen hatte, hielt deſſen Nacken mit beiden Aermchen feſt umſchlungen und drückte die zarte Wange an das ſchwarze bärtige Geſicht des Mannes, als finde er ſo den Schutz vor der ihn ſchreckenden Unendlichkeit, die dort vor unſeren Augen ausgebreitet lag.

Als wir in das Schiff der Kirche eingetreten waren, betrachtete ich mir die alten Bildniſſe und ſahe auch einen Kopf darunter, der wol eines guten Pinſels werth geweſen wäre; jedennoch war es Alles eben Pfennigmalerei, und ſollte demnach der Schüler van der Helſts hier in gar ſondere Geſellſchaft kommen.

Da ich ſolches eben in meiner Eitelkeit bedachte, ſprach die harte Stimme des Paſtors neben mir: „Es iſt nicht meines Sinnes, daß der Schein des Staubes dauere, wenn der Odem Gottes ihn verlaſſen; aber ich habe der Gemeine Wunſch nicht widerſtreben mögen; nur, Meiſter, machet es kurz; ich habe beſſeren Gebrauch für meine Zeit.“

Nachdem ich dem finſteren Manne, an deſſen Antlitz ich gleichwol für meine Kunſt Gefallen fand, meine beſte Bemühung zugeſaget, fragete ich einem geſchnitzten Bilde der Maria nach, ſo von meinem Bruder mir war gerühmet worden.

Ein faſt verachtend Lächeln ging über des Predigers Angeſicht. „Da kommet Ihr zu ſpät,“ ſagte er, „es ging in Trümmer, da ich's aus der Kirche ſchaffen ließ.“

Ich ſah ihn faſt erſchrocken an. „Und wolltet

Ihr des Heilands Mutter nicht in Euerer Kirche dulden?“

„Die Züge von des Heilands Mutter,“ entgegnete er, „ſind nicht überliefert worden.“

— „Aber wollet Ihr's der Kunſt mißgönnen, ſie in frommem Sinn zu ſuchen?“

Er ſahe eine Weile finſter auf mich herab; denn, obſchon ich zu den Kleinen nicht zu zählen, ſo überragte er mich doch um eines halben Kopfes Höhe; — dann ſprach er heftig: „Hat nicht der König die holländiſchen Papiſten dort auf die zerriſſene Inſel herberufen; nur um durch das Menſchenwerk der Deiche des Höchſten Strafgericht zu trotzen? Haben nicht noch letztlich die Kirchenvorſteher drüben in der Stadt ſich zwei der Heiligen in ihr Geſtühlte ſchnitzen laſſen? Betet und wachet! Denn auch hier geht Satan noch von Haus zu Haus! Dieſe Marienbilder ſind nichts als Säugammen der Sinnenluſt und des Papismus; die Kunſt hat allezeit mit der Welt gebuhlt!“

Ein dunkles Feuer glühte in ſeinen Augen, aber ſeine Hand lag liebkoſend auf dem Kopf des blaſſen Knaben, der ſich an ſeine Kniee ſchmiegte.

Ich vergaß darob des Paſtors Worte zu erwidern; mahnete aber danach, daß wir in die Küſterei zurückgingen, wo ich alsdann meine edele Kunſt an ihrem Widerſacher ſelber zu erproben anhub.

* * *

Alſo wanderte ich faſt einen Morgen um den andern über die Haide nach dem Dorfe, wo ich allezeit den Paſtor ſchon meiner harrend antraf. Geredet wurde wenig zwiſchen uns; aber das Bild nahm deſto raſcheren Fortgang. Gemeiniglich ſaß der Küſter neben uns und ſchnitzete allerlei Geräthe gar ſäuberlich aus Eichenholz, dergleichen als eine Hauskunſt hier überall betrieben wird; auch habe ich das Käſtlein, woran er derzeit arbeitete, von ihm erſtanden und darin vor Jahren die erſten Blätter dieſer Niederſchrift hinterleget, alswie denn auch mit Gotteswillen dieſe letzten darin ſollen beſchloſſen ſein.

— In des Predigers Wohnung wurde ich nicht geladen und betrat ſelbige auch nicht; der Knabe aber war allzeit mit ihm in der Küſterei; er ſtand an ſeinen Knieen oder er ſpielte mit Kieſelſteinchen in der Ecke des Zimmers. Da ich ſelbigen einmal fragte, wie er heiße, antwortete er: „Johannes!“ — „Johannes?“ entgegnete ich, „ſo heiße ich ja auch!“ — Er ſah mich groß an, ſagte aber weiter nichts.

Weßhalb rühreten dieſe Augen ſo an meine Seele? — Einmal gar überraſchete mich ein finſterer Blick des Paſtors, daß ich den Pinſel müſſig auf der Leinewand ruhen ließ. Es war etwas in dieſes Kindes Antlitz, das nicht aus ſeinem kurzen Leben kommen konnte; aber es war kein froher Zug. So, dachte ich, ſieht ein Kind, das unter einem kummerſchweren Herzen ausgewachſen. Ich hätte oft die Arme nach ihm breiten mögen; aber ich ſcheuete mich vor dem harten Manne, der es gleich einem Kleinod zu behüten ſchien. Wol dachte ich oft: „Welch eine Frau mag dieſes Knaben Mutter ſein?“ —

Des Küſters alte Magd hatte ich einmal nach des Predigers Frau befraget; aber ſie hatte mir kurzen Beſcheid gegeben: „Die kennt man nicht; in die Bauernhäuſer kommt ſie kaum, wenn Kindelbier und Hochzeit iſt.“ — Der Paſtor ſelbſt ſprach nicht von ihr. Aus dem Garten der Küſterei, welcher in eine dichte Gruppe von Fliederbüſchen ausläuft, ſahe ich ſie einmal langſam über die Prieſterkoppel nach ihrem Hauſe gehen; aber ſie hatte mir den Rücken zugewendet, ſo daß ich nur ihre ſchlanke jugendliche Geſtalt gewahren konnte, und außerdem ein paar gekräuſelte Löckchen, in der Art, wie ſie ſonſt nur von den Vornehmeren getragen werden, und die der Wind von ihren Schläſen wehte. Das Bild ihres finſteren Ehgeſponſen trat mir vor die Seele, und mir ſchien, es paſſe dieſes Paar nicht wohl zuſammen.

— — An den Tagen, wo ich nicht da draußen war, hatte ich auch die Arbeit an meinem Lazarus wieder aufgenommen, ſo daß nach einiger Zeit dieſe Bilder mit einander nahezu vollendet waren.

So ſaß ich eines Abends nach vollbrachtem Tagewerke mit meinem Bruder unten in unſerem Wohngemache. Auf dem Tiſch am Ofen war die Kerze faſt herabgebrannt und die holländiſche Schlaguhr hatte ſchon auf Eilf gewarnt; wir aber ſaßen am Fenſter und hatten der Gegenwart vergeſſen; denn wir gedachten der kurzen Zeit, die wir mitſammen in unſerer Eltern Haus verlebet hatten; auch unſeres einzigen lieben Schweſterleins gedachten wir, das im erſten Kindbette verſtorben und nun ſeit lange ſchon mit Vater und Mutter einer fröhlichen Auferſtehung entgegenharrete. — Wir hatten die Läden nicht vorgeſchlagen; denn es that uns wohl, durch das Dunkel, ſo draußen auf den Erdenwohnungen der Stadt lag, in das Sternenlicht des ewigen Himmels hinaufzublicken.

Am Ende verſtummeten wir Beide in uns ſelber, und wie auf einem dunklen Strome trieben meine Gedanken zu ihr, bei der ſie allzeit Raſt und Unraſt fanden. — — Da, gleich einem Stern aus unſichtbaren Höhen, fiel es mir jählings in die Bruſt: Die Augen des ſchönen blaſſen Knaben, es waren ja ihre Augen! Wo hatte ich meine Sinne denn gehabt! — — Aber dann, wenn ſie es war, wenn ich ſie ſelber ſchon geſehen! — Welch' ſchreckbare Gedanken ſtürmten auf mich ein!

Indem legte ſich die eine Hand meines Bruders mir auf die Schulter, mit der andern wies er auf den dunkeln Markt hinaus, von wannen aber itzt ein heller Schein zu uns herüberſchwankte. „Sieh nur!" ſagte er. „Wie gut, daß wir das Pflaſter mit Sand und Haide ausgeſtopfet haben! Die kommen von des Glockengießers Hochzeit; aber an ihren Stockleuchten ſieht man, daß ſie gleichwol hin und wieder ſtolpern."

Mein Bruder hatte Recht. Die tanzenden Leuchten zeugeten deutlich von der Trefflichkeit des Hochzeitſchmauſes; ſie kamen uns ſo nahe, daß die zwei gemalten Scheiben, ſo letzlich von meinem Bruder als eines Glaſers Meiſterſtück erſtanden waren, in ihren ſatten Farben wie in Feuer glühten. Als aber dann die Geſellſchaft, an unſerem Hauſe laut redend in die Krämerſtraße einbog, hörete ich Einen unter ihnen ſagen: „Ei freilich; das hat der Teufel uns verpurret! Hatte mich leblang darauf geſpitzet, einmal eine richtige Hex' ſo in der Flammen ſingen zu hören!“

Die Leuchten und die luſtigen Leute gingen weiter, und draußen die Stadt lag wieder ſtill und dunkel.

„O weh!“ ſprach mein Bruder; „den trübet, was mich tröſtet.“

Da fiel es mir erſt wieder bei, daß am nächſten Morgen die Stadt ein grauſam Spektakul vor ſich habe. Zwar war die junge Perſon, ſo wegen einbekannten Bündniſſes mit dem Satan zu Aſchen ſollte verbrannt werden, am heutigen Morgen vom Frohne todt in ihrem Kerker aufgefunden worden; aber dem todten Leibe mußte gleichwol ſein peinlich Recht geſchehen.

Das war nun vielen Leuten gleich einer kalt geſtellten Suppen. Hatte doch auch die Buchführer-Wittwe Liebernickel, ſo unter dem Thurm der Kirche den grünen Bücherſchranken hat, mir am Mittage, da ich wegen der Zeitung bei ihr eingetreten, auf's Heftigſte geklaget, daß nun das Lied, ſo ſie im Voraus darüber habe anfertigen und drucken laſſen, nur kaum noch paſſen werde, wie die Fauſt auf's Auge. Ich aber, und mit mir mein viel lieber Bruder, hatte ſo meine eigenen Gedanken von dem Hexenweſen; und freuete mich, daß unſer Herrgott — denn der war es doch wol geweſen — das arme junge Menſch ſo gnädiglich in ſeinen Schooß genommen hatte.

Mein Bruder, welcher weichen Herzens war, begann gleichwol der Pflichten ſeines Amts ſich zu beklagen; denn er hatte drüben von der Rathhaustreppe das Urthel zu verleſen, ſobald der Racker den todten Leichnam davor aufgefahren, und hernach auch der Juſtification ſelber zu aſſiſtiren. „Es ſchneidet mir ſchon itzund in das Herz;" ſagte er, „das greuelhafte Gejohle, wenn ſie mit dem Karren die Straße herabkommen; denn die Schulen werden ihre Buben und die Zunftmeiſter ihre Lehrburſchen loslaſſen. — An

Deiner Statt," fügete er bei, „der Du ein freier Vogel biſt, würde ich auf's Dorf hinausmachen, und an dem Conterfey des ſchwarzen Paſtors weiter malen!"

Nun war zwar feſtgeſetzet worden, daß ich am nächſtfolgenden Tage erſt wieder hinauskäme; aber mein Bruder redete mir zu, unwiſſend, wie er die Ungeduld in meinem Herzen ſchürete; und ſo geſchah es, daß Alles ſich erfüllen mußte, was ich getreulich in dieſen Blättern niederſchreiben werde.

* * *

Am andern Morgen, als drüben vor meinem Kammerfenſter nur kaum der Kirchthurmhahn in rothem Frühlicht blinkte, war ich ſchon von meinem Lager aufgeſprungen; und bald ſchritt ich über den Markt, allwo die Bäcker, vieler Käufer harrend, ihre Brodſchragen ſchon geöffnet hatten; auch ſahe ich, wie an dem Rathhauſe der Wachtmeiſter und die Fußknechte in Bewegung waren, und hatte Einer bereits einen ſchwarzen Teppich über das Geländer der großen Treppe aufgehangen; ich aber ging durch den Schwiebbogen, ſo unter dem Rathhauſe iſt, eilends zur Stadt hinaus.

Als ich hinter dem Schloßgarten auf dem Steige war, ſahe ich drüben bei der Lehmkuhle, wo ſie den neuen Galgen hingeſetzet, einen mächtigen Holzſtoß aufgeſchichtet. Ein paar Leute handtirten noch daran herum, und mochten das der Frohn und ſeine Knechte ſein, die leichten Brennſtoff zwiſchen die Hölzer thaten; von der Stadt her aber kamen ſchon die erſten Buben über die Felder ihnen zugelaufen. — Ich achtete deß nicht weiter, ſondern wanderte rüſtig fürbaß, und da ich hinter den Bäumen hervortrat, ſahe ich mir zur Linken das Meer im erſten Sonnenſtrahl entbrennen, der im Oſten über die Haide emporſtieg. Da mußte ich meine Hände falten:

„O Herr, mein Gott und Chriſt,
Sei gnädig mit uns Allen,
Die wir in Sünd' gefallen,
Der Du die Liebe biſt!“ — —

Als ich draußen war, wo die breite Landſtraße durch die Haide führt, begegneten mir viele Züge von Bauern; ſie hatten ihre kleinen Jungen und Dirnen an den Händen und zogen ſie mit ſich fort

„Wohin ſtrebet Ihr denn ſo eifrig?“ fragte ich den einen Haufen; „es iſt ja doch kein Markttag heute in der Stadt.“

Nun, wie ich's wol zum Voraus wußte, ſie wollten die Hexe, das junge Satansmenſch, verbrennen ſehen.

— „Aber die Hexe iſt ja todt!“

„Freilich, das iſt ein Verdruß;“ meineten ſie; „aber es iſt unſerer Hebamme, der alten Mutter Siebzig, ihre Schweſtertochter; da können wir nicht außen bleiben und müſſen mit dem Reſte ſchon fürlieb nehmen.“

— — Und immer neue Schaaren kamen daher; und itzund taucheten auch ſchon Wagen aus dem Morgennebel, die ſtatt mit Kornfrucht heut mit Menſchen vollgeladen waren. Da ging ich abſeits über die Haide, obwol noch der Nachtthau von dem Kraute rann; denn mein Gemüth verlangte nach der Einſamkeit; und ich ſahe von fern, wie es den Anſchein hatte, das ganze Dorf des Weges nach der Stadt ziehen. Als ich auf dem Hünenhügel ſtund, der hier inmitten der Haide liegt, überfiel es mich, als müſſe auch ich zur Stadt zurückkehren oder etwan nach links hinab an die See gehen, oder nach dem kleinen Dorfe, das dort unten hart am Strande liegt; aber vor mir in der Luft ſchwebete etwas, wie ein Glück, wie eine raſende Hoffnung, und es ſchüttelte mein Gebein, und meine Zähne ſchlugen aneinander. „Wenn ſie es wirklich war, ſo letztlich mit meinen eigenen Augen ich erblicket, und wenn dann heute“ — — Ich fühlte mein Herz gleich einem Hammer an den Rippen; ich ging weit um durch die Haide; ich wollte nicht ſehen, ob auf der Wagen einem auch der Prediger nach der Stadt fahre. — Aber ich ging dennoch endlich ſeinem Dorfe zu.

Als ich es erreichet hatte, ſchritt ich eilends nach der Thür des Küſterhauſes. Sie war verſchloſſen. Eine Weile ſtund ich unſchlüſſig; dann hub ich mit der Fauſt zu klopfen an. Drinnen blieb Alles ruhig; als ich aber ſtärker klopfte, kam des Küſters alte halbblinde Trienke aus einem Nachbarhauſe.

„Wo iſt der Küſter?“ fragte ich.

— „Der Küſter? Mit dem Prieſter in die Stadt gefahren.“

Ich ſtarrete die Alte an; mir war, als ſei ein Blitz durch mich dahin geſchlagen.

„Fehlet Euch etwas, Herr Maler?“ fragte ſie.

Ich ſchüttelte den Kopf und ſagte nur: „So iſt wol heute keine Schule, Trienke?“

— „Bewahre! Die Hexe wird ja verbrannt!“

Ich ließ mir von der Alten das Haus aufſchließen, holte mein Malergeräthe und das faſt vollendete Bildniß aus des Küſters Schlafkammer und richtete, wie gewöhnlich, meine Staffelei in dem leeren Schulzimmer. Ich pinſelte etwas an der Gewandung; aber ich ſuchte damit nur mich ſelber zu belügen: ich hatte keinen Sinn zum

Malen; war ja um deſſen willen auch nicht hieher gekommen.

Die Alte kam hereingelaufen, ſtöhnte über die arge Zeit und redete über Bauern- und Dorfſachen, die ich nicht verſtund; mich ſelber drängete es, ſie wieder einmal nach des Predigers Frau zu fragen, ob ſelbige alt oder jung, und auch, woher ſie gekommen ſei; allein ich brachte das Wort nicht über meine Zungen. Dagegen begann die Alte ein lang Geſpinnſte von der Hex' und ihrer Sippſchaft hier im Dorfe und von der Mutter Siebenzig, ſo mit Vorſpuk-Sehen behaftet ſei; erzählete auch, wie ſelbige zur Nacht, da die Gicht dem alten Weibe keine Ruh' gelaſſen, drei Leichlaken über des Paſtors Hausdach habe fliegen ſehen; es gehe aber ſolch' Geſichte allzeit richtig aus, und Hoffart komme vor dem Falle; denn ſei die Frau Paſtorin bei aller ihrer Vornehmheit doch nur eine blaſſe und ſchwächliche Kreatur.

Ich mochte ſolch' Geſchwätz nicht fürder hören; ging daher aus dem Hauſe und auf dem Wege herum, da wo das Paſtorat mit ſeiner Fronte gegen die Dorfſtraße liegt; wandte auch unter bangem Sehnen meine Augen nach den weißen Fenſtern, konnte aber hinter den blinden Scheiben nichts gewahren, als ein paar Blumenſcherben, wie ſie überall zu ſehen ſind. — Ich hätte nun wol umkehren mögen; aber ich ging dennoch weiter. Als ich auf den Kirchhof kam, trug von der Stadtſeite der Wind ein wimmernd Glockenläuten an mein Ohr; ich aber wandte mich und blickte hinab nach Weſten, wo wiederum das Meer wie lichtes Silber am Himmelsſaume hinfloß, und war doch ein tobend Unheil dort geweſen, worin in einer Nacht des Höchſten Hand viel tauſend Menſchenleben hingeworfen hatte. Was krümmete denn ich mich ſo gleich einem Wurme? — Wir ſehen nicht, wie ſeine Wege führen!

Ich weiß nicht mehr, wohin mich damals meine Füße noch getragen haben; ich weiß nur, daß ich in einem Kreis gegangen bin: denn da die Sonne faſt zur Mittagshöhe war, langete ich wieder bei der Küſterei an. Ich ging aber nicht in das Schulzimmer an meine Staffelei, ſondern durch das Hinterpförtlein wieder zum Hauſe hinaus. — —

Das ärmliche Gärtlein iſt mir unvergeſſen, obſchon ſeit jenem Tage meine Augen es nicht mehr geſehen. — Gleich dem des Predigerhauſes von der anderen Seite, trat es als ein breiter Streifen in die Prieſterkoppel; inmitten zwiſchen beiden aber war eine Gruppe dichter Weidenbüſche, welche zur Einfaſſung einer Waſſergrube dienen mochten; denn ich hatte einmal eine Magd mit vollem Eimer wie aus einer Tiefe daraus hervorſteigen ſehen.

Als ich ohne viel Gedanken, nur mein Gemüthe erfüllet von nicht zu zwingender Unraſt, an des Küſters abgeheimſeten Bohnenbeeten hinging, hörete ich von der Koppel draußen eine Frauenſtimme von gar holdem Klang, und wie ſie liebreich einem Kinde zuſprach.

Unwillens ſchritt ich ſolchem Schalle nach; ſo mochte einſt der griechiſche Heidengott mit ſeinem Stabe die Todten nach ſich gezogen haben. Schon war ich am jenſeitigen Rande des Hollundergebüſches, das hier ohne Verzäunung in die Koppel ausläuft, da ſahe ich den kleinen Johannes mit einem Aermchen voll Moos, wie es hier in dem kümmerlichen Graſe wächſt, gegenüber hinter die Weiden gehen; er mochte ſich dort damit nach Kinderart ein Gärtchen angeleget haben. Und wieder kam die holde Stimme an mein Ohr: „Nun heb nur an; nun haſt du einen ganzen Haufen! Ja, ja; ich ſuch' derweil noch mehr; dort am Hollunder wächſt genug!"

Und dann trat ſie ſelber hinter den Weiden hervor; ich hatte ja längſt ſchon nicht gezweifelt. — Mit den Augen auf dem Boden ſuchend, ſchritt ſie zu mir her, ſo daß ich ungeſtöret ſie betrachten durfte; und mir war, als gliche ſie nun gar ſeltſam dem Kinde wieder, das ſie einſt geweſen war, für das ich den „Buhz" einſt von dem Baum herabgeſchoſſen hatte; aber dieſes Kinderantlitz von heute war bleich, und weder Glück noch Muth darin zu leſen.

So war ſie mählich näher kommen, ohne meiner zu gewahren: dann kniecte ſie nieder an einem Streifen Moos, der unter den Büſchen hinlief; doch ihre Hände pflückten nicht davon; ſie ließ das Haupt auf ihre Bruſt ſinken, und es war, als wolle ſie nur ungeſehen vor dem Kinde in ihrem Leide ausruhen.

Da rief ich leiſe: „Katharina!“

Sie blickte auf; ich aber ergriff ihre Hand und zog ſie gleich einer Willenloſen zu mir unter den Schatten der Büſche. Doch als ich ſie endlich alſo nun gefunden hatte und keines Wortes mächtig vor ihr ſtund, da ſahen ihre Augen weg von mir, und mit faſt einer fremden Stimme ſagte ſie: „Es iſt nun einmal ſo, Johannes! Ich wußte wol, Du ſeieſt der fremde Maler; ich dachte nur nicht, daß Du heute kommen würdeſt.“

Ich hörete das, und dann ſprach ich es aus: „Katharina, — — — ſo biſt Du des Predigers Eheweib?“

Sie nickte nicht; ſie ſah mich ſtarr und ſchmerzlich an. „Er hat das Amt dafür bekommen,“ ſagte ſie, „und Dein Kind den ehrlichen Namen.“

— „Mein Kind, Katharina?“

„Und fühlteſt Du das nicht? Er hat ja doch auf Deinem Schooß geſeſſen; einmal doch, er ſelbſt hat es mir erzählet.“

— — Möge keines Menſchen Bruſt ein ſolches Weh zerfleiſchen! — „Und Du, Du und mein Kind, Ihr ſolltet mir verloren ſein!“

Sie ſah mich an, ſie weinte nicht, ſie war mir gänzlich todtenbleich.

„Ich will das nicht!“ ſchrie ich; „ich will“ ... Und eine wilde Gedankenjagd raſete mir durch's Hirn.

Aber ihre kleine Hand hatte gleich einem kühlen Blatte ſich auf meine Stirn gelegt, und ihre braunen Augenſterne aus dem blaſſen Antlitz ſahen mich flehend an. „Du, Johannes,“ ſagte ſie, „Du wirſt es nicht ſein, der mich noch elender machen will.“

— „Und kannſt denn Du ſo leben, Katharina?“

„Leben? — — Es iſt ja doch ein Glück dabei; er liebt das Kind; — was iſt denn mehr noch zu verlangen?"

— „Und von uns, von dem, was einſt geweſen iſt, weiß er denn?" — —

„Nein, nein!" rief ſie heftig. „Er nahm die Sünderin zum Weibe: mehr nicht. O Gott, iſt's denn nicht genug, daß jeder neue Tag ihm angehört!"

In dieſem Augenblicke tönete ein zarter Geſang zu uns herüber. — „Das Kind," ſagte ſie. „Ich muß zu dem Kinde; es könnte ihm ein Leids geſchehen!"

Aber meine Sinne zieleten nur auf das Weib, das ſie begehrten. „Bleib doch;" ſagte ich, „es ſpielet ja fröhlich dort mit ſeinem Mooſe."

Sie war an den Rand des Gebüſches getreten und horchete hinaus. Die goldene Herbſtſonne ſchien ſo warm hernieder, nur leichter Hauch kam von der See herauf. Da höreten wir von jenſeit durch die Weiden das Stimmlein unſeres Kindes ſingen:

„Zwei Englein, die mich decken,
Zwei Englein, die mich ſtrecken,
Und zweie ſo mich weiſen,
In das himmliſche Paradeiſen."

Katharina war zurückgetreten und ihre Augen ſahen groß und geiſterhaft mich an. „Und nun leb' wohl, Johannes,“ ſprach ſie leiſe; „auf Nimmerwiederſehen hier auf Erden!“

Ich wollte ſie an mich reißen; ich ſtreckte beide Arme nach ihr aus; doch ſie wehrete mich ab und ſagte ſanft: „Ich bin des anderen Mannes Weib; vergiß das nicht.“

Mich aber hatte auf dieſe Worte ein faſt wilder Zorn ergriffen. „Und weſſen, Katharina,“ ſprach ich hart, „biſt Du geweſen, ehe bevor Du ſein geworden?“

Ein weher Klaglaut brach aus ihrer Bruſt: ſie ſchlug die Hände vor ihr Angeſicht und rief: „Weh mir! O wehe, mein entweihter armer Leib!“

Da wurd' ich meiner ſchier unmächtig; ich riß ſie jäh an meine Bruſt, ich hielt ſie wie mit Eiſenklammern und hatte ſie endlich, endlich wieder! Und ihre Augen ſanken in die meinen, und ihre rothen Lippen duldeten die meinen; wir umſchlangen uns inbrünſtiglich; ich hätte ſie ödten mögen, wenn wir alſo miteinander hätten ſterben können. Und als dann meine Blicke voll Seligkeit auf ihrem Antlitz weideten, da ſprach ſie, faſt erſtickt von meinen Küſſen: „Es iſt ein langes, banges Leben! O, Jeſu Chriſt, vergieb mir dieſe Stunde!“

— — Es kam eine Antwort; aber es war die harte Stimme jenes Mannes, aus deſſen Munde ich itzt zum erſten Male ihren Namen hörte. Der Ruf kam von drüben aus dem Predigergarten, und noch einmal und härter rief es: „Katharina!“

Da war das Glück vorbei; mit einem Blicke der Verzweiflung ſahe ſie mich an; dann ſtille wie ein Schatten war ſie fort.

— — Als ich in die Küſterei trat, war auch ſchon der Küſter wieder da. Er begann ſofort von der Juſtification der armen Hexe auf mich einzureden. „Ihr haltet wol nicht viel davon;“ ſagte er; „ſonſt wäret Ihr heute nicht auf's Dorf gegangen, wo der Herr Paſtor gar die Bauern und ihre Weiber in die Stadt getrieben.“

Ich hatte nicht die Zeit zur Antwort; ein gellender Schrei durchſchnitt die Luft; ich werde ihn leblang in den Ohren haben.

„Was war das Küſter?“ rief ich.

Der Mann riß ein Fenſter auf und horchete hinaus; aber es geſchah nichts weiter. „So mir Gott,“ ſagte er, „es war ein Weib, das ſo geſchrieen hat; und drüben von der Prieſterkoppel kam's.“

Indem war auch die alte Trienke in die Thür gekommen. „Nun, Herr?“ rief ſie mir zu. „Die Leichlaken ſind auf des Paſtors Dach gefallen!“

— „Was ſoll das heißen, Trienke?“

„Das ſoll heißen, daß ſie des Paſtors kleinen Johannes ſo eben aus dem Waſſer ziehen.“

Ich ſtürzete aus dem Zimmer und durch den Garten auf die Prieſterkoppel; aber unter den Weiden fand ich nur das dunkle Waſſer und Spuren feuchten Schlammes daneben auf dem Graſe. — Ich bedachte mich nicht, es war ganz wie von ſelber, daß ich durch das weiße Pförtchen in des Paſtors Garten ging. Da ich eben in's Haus wollte, trat er ſelber mir entgegen.

Der große knochige Mann ſah gar wüſte aus; ſeine Augen waren geröthet und das ſchwarze Haar hing wirr ihm in's Geſicht. „Was wollt Ihr?“ ſagte er.

Ich ſtarrete ihn an; denn mir fehlete das Wort. Was wollte ich denn eigentlich?

„Ich kenne Euch!“ fuhr er fort. „Das Weib hat endlich Alles ausgeredet.“

Das machte mir die Zunge frei. „Wo iſt mein Kind?“ rief ich.

Er ſagte: „Die beiden Eltern haben es ertrinken laſſen.“

— „So laßt mich zu meinem todten Kinde!“

Allein, da ich an ihm vorbei in den Hausflur wollte, drängete er mich zurück. „Das Weib,“ ſprach er, „liegt bei dem Leichnam und ſchreit zu Gott aus ihren Sünden. Ihr ſollt nicht hin, um ihrer armen Seelen Seligkeit.“

Was dermalen ſelber ich geſprochen, iſt mir ſchier vergeſſen; aber des Predigers Worte gruben ſich in mein Gedächtniß. „Höret mich!“ ſprach er. „So von Herzen ich Euch haſſe, wofür dereinſt mich Gott in ſeiner Gnade wolle büßen laſſen, und Ihr vermuthendlich auch mich, — noch iſt Eines uns gemeinſam. — Geht itzo heim und bereitet eine Tafel oder Leinewand! Mit ſolcher kommet morgen in der Frühe wieder und malet darauf des todten Knaben Antlitz. Nicht mir oder meinem Hauſe; der Kirchen hier, wo er ſein kurz unſchuldig Leben ausgelebet, möget Ihr das Bildniß ſtiften. Mög' es dort die Menſchen mahnen, daß vor der knöchern' Hand des Todes Alles Staub iſt!“

Ich blickte auf den Mann, der kurz vordem die edle Malerkunſt ein Buhlweib mit der Welt geſcholten; aber ich ſagte zu, daß Alles ſo geſchehen möge.

— — Daheim indeſſen wartete meiner eine Kunde, ſo meines Lebens Schuld und Buße gleich einem Blitze jählings aus dem Dunkel hob, ſo daß ich Glied um Glied die ganze Kette vor mir leuchten ſahe.

Mein Bruder, deſſen ſchwache Conſtitution von dem abſcheulichen Spectakul, dem er heute aſſiſtiren müſſen, hart ergriffen war, hatte ſein Bette aufgeſucht. Da ich zu ihm eintrat, richtete er ſich auf. „Ich muß noch eine Weile ruhen;“ ſagte er, indem er ein Blatt der Wochenzeitung in meine Hand gab: „aber lies doch dieſes! Da wirſt Du ſehen, daß Herrn Gerhardus' Hof in fremde Hände kommen, maaßen Junker Wulf ohn' Weib und Kind durch eines tollen Hundes Biß gar jämmerlichen Todes verfahren iſt.“

Ich griff nach dem Blatte, das mein Bruder mir entgegenhielt; aber es fehlte nicht viel, daß ich getaumelt wäre. Mir war's bei dieſer Schreckenspoſt, als ſprängen des Paradieſes Pforten vor mir auf; aber ſchon ſahe ich am Eingange den Engel mit dem Feuerſchwerdte ſtehen, und aus meinem Herzen ſchrie es wieder: O Hüter, Hüter, war Dein Ruf ſo fern! — — Dieſer Tod hätte uns das Leben werden können; nun war's nur ein Entſetzen zu den andern.

Ich ſaß oben auf meiner Kammer. Es wurde

Dämmerung, es wurde Nacht; ich ſchaute in die ewigen Geſtirne, und endlich ſuchte auch ich mein Lager. Aber die Erquickung des Schlafes ward mir nicht zu Theil. In meinen erregten Sinnen war es mir gar ſeltſamlich, als ſei der Kirchthurm drüben meinem Fenſter nah gerückt; ich fühlte die Glockenſchläge durch das Holz der Bettſtatt dröhnen, und ich zählete ſie alle die ganze Nacht entlang. Doch endlich dämmerte der Morgen. Die Balken an der Decke hingen noch wie Schatten über mir, da ſprang ich auf, und ehbevor die erſte Lerche aus den Stoppelfeldern ſtieg, hatte ich allbereits die Stadt im Rücken.

Aber ſo frühe ich auch ausgegangen, ich traf den Prediger ſchon auf der Schwelle ſeines Hauſes ſtehen. Er geleitete mich auf den Flur und ſagte, daß die Holztafel richtig angelanget, auch meine Staffelei und ſonſtiges Malergeräth aus dem Küſterhauſe herübergeſchaffet ſei. Dann legte er ſeine Hand auf die Klinke einer Stubenthür.

Ich jedoch hielt ihn zurück und ſagte: „Wenn es in dieſem Zimmer iſt, ſo wollet mir vergönnen, bei meinem ſchweren Werk allein zu ſein!“

„Es wird Euch Niemand ſtören;“ entgegnete er und zog die Hand zurück. „Was Ihr zur Stärkung Eures Leibes bedürfet, werdet Ihr drüben in jenem Zimmer finden.“ Er wies auf eine Thür auf der anderen Seite des Flures; dann verließ er mich.

Meine Hand lag itzund ſtatt der des Predigers auf der Klinke. Es war todtenſtill im Hauſe; eine Weile mußte ich mich ſammeln, bevor ich öffnete.

Es war ein großes, faſt leeres Gemach, wol für den Confirmanden-Unterricht beſtimmt, mit kahlen weißgetünchten Wänden; die Fenſter ſahen über öde Felder nach dem fernen Strand hinaus. Inmitten des Zimmers aber ſtund ein weißes Lager aufgebahret. Auf dem Kiſſen lag ein bleiches Kinderangeſicht; die Augen zu; die kleinen Zähne ſchimmerten gleich Perlen aus den blaſſen Lippen.

Ich fiel an meines Kindes Leiche nieder und ſprach ein brünſtiglich Gebet. Dann rüſtete ich Alles, wie es zu der Arbeit nöthig war; und dann malte ich; — raſch, wie man die Todten malen muß, die nicht zum zweiten Mal daſſelbig' Antlitz zeigen. Mitunter wurd' ich wie von der andauernden großen Stille aufgeſchrecket; doch wenn ich inne hielt und horchte, ſo wußte ich bald, es ſei nichts dageweſen. Einmal auch war es, als drängen leiſe Odemzüge an mein Ohr. — Ich trat an das Bette des Todten, aber da ich mich zu dem bleichen Mündlein niederbeugete, berührte nur die Todeskälte meine Wangen.

Ich ſahe um mich; es war noch eine Thür im Zimmer; ſie mochte zu einer Schlafkammer führen, vielleicht daß es von dort gekommen war! Allein ſo ſcharf ich lauſchte, ich vernahm nichts wieder; meine eigenen Sinne hatten wol ein Spiel mit mir getrieben.

So ſetzete ich mich denn wieder, ſahe auf den kleinen Leichnam und malete weiter; und da ich die leeren Händchen anſahe, wie ſie auf dem

Linnen lagen, ſo dachte ich: „Ein klein Geſchenk doch mußt du deinem Kinde geben!“ Und ich malete auf ſeinem Bildniß ihm eine weiße Waſſer-Lilie in die Hand, als ſei es ſpielend damit eingeſchlafen. Solcher Art Blumen gab es ſelten in der Gegend hier, und mocht es alſo ein erwünſchet Angebinde ſein.

Endlich trieb mich der Hunger von der Arbeit auf, mein ermüdeter Leib verlangte Stärkung. Legete ſonach den Pinſel und die Palette fort und ging über den Flur nach dem Zimmer, ſo der Prediger mir angewieſen hatte. Indem ich aber eintrat, wäre ich vor Ueberraſchung bald zurückgewichen; denn Katharina ſtund mir gegenüber, zwar in ſchwarzen Trauerkleidern, und doch in all' dem Zauberſchein, ſo Glück und Liebe in eines Weibes Antlitz wirken mögen.

Ach, ich wußte es nur zu bald; was ich hier ſahe, war nur ihr Bildniß, das ich ſelber einſt gemalet. Auch für dieſes war alſo nicht mehr Raum in ihres Vaters Haus geweſen. — Aber wo war ſie ſelber denn? Hatte man ſie fortgebracht oder hielt man ſie auch hier gefangen? — Lang, gar lange ſahe ich das Bildniß an; die alte Zeit ſtieg auf und quälete mein Herz. Endlich, da ich mußte, brach ich einen Biſſen Brod und ſtürzete ein paar Gläſer Wein hinab; dann ging ich zurück zu unſerem todten Kinde.

Als ich drüben eingetreten und mich an die Arbeit ſetzen wollte, zeigete es ſich, daß in dem kleinen Angeſicht die Augenlider um ein Weniges ſich gehoben hatten. Da bückete ich mich hinab, im Wahne, ich möchte noch einmal meines Kindes Blick gewinnen; als aber die kalten Augenſterne vor mir lagen, überlief mich Grauſen; mir war, als ſähe ich die Augen jener Ahne des Geſchlechtes, als wollten ſie noch hier aus unſeres Kindes Leichenantlitz künden: „Mein Fluch hat doch Euch Beide eingeholet!“ — Aber zugleich — ich hätte es um alle Welt nicht laſſen können — umfing ich mit beiden Armen den kleinen blaſſen Leichnam und hob ihn auf an meine Bruſt und herzete unter bitteren Thränen zum erſten Male mein geliebtes Kind. „Nein, nein, mein armer

Knabe, Deine Seele, die gar den finſtern Mann zur Liebe zwang, die blickte nicht aus ſolchen Augen; was hier herausſchaut, iſt alleine noch der Tod. Nicht aus der Tiefe ſchreckbarer Vergangenheit iſt es heraufgekommen; nichts Anderes iſt da, als Deines Vaters Schuld; ſie hat uns alle in die ſchwarze Fluth hinabgeriſſen.“

Sorgſam legte ich dann wieder mein Kind in ſeine Kiſſen und drückte ihm ſanft die beiden Augen zu. Dann tauchete ich meinen Pinſel in ein dunkles Roth und ſchrieb unten in den Schatten des Bildes die Buchſtaben: C. P. A. S. Das ſollte heißen: Culpa Patris Aquis Submersus, „Durch Vaters Schuld in der Fluth verſunken.“ — Und mit dem Schalle dieſer Worte in meinem Ohre, die wie ein ſchneidend Schwert durch meine Seele fuhren, malete ich das Bild zu Ende.

Während meiner Arbeit hatte wiederum die Stille im Hauſe fortgedauert, nur in der letzten Stunde war abermalen durch die Thür, hinter welcher ich eine Schlafkammer vermuthet hatte, ein leiſes Geräuſch hereingedrungen. — War Katharina dort, um ungeſehen bei meinem ſchweren Werk mir nah zu ſein? — Ich konnte es nicht enträthſeln.

Es war ſchon ſpät. Mein Bild war fertig, und ich wollte mich zum Gehen wenden; aber mir war, als müſſe ich noch einen Abſchied nehmen, ohne den ich nicht von hinnen könne. — So ſtand ich zögernd und ſchaute durch das Fenſter auf die öden Felder draußen, wo ſchon die Dämmerung begunnte ſich zu breiten; da öffnete ſich vom Flure her die Thür, und der Prediger trat zu mir herein.

Er grüßte ſchweigend; dann mit gefalteten Händen blieb er ſtehen und betrachtete wechſelnd das Antlitz auf dem Bilde und das des kleinen Leichnams vor ihm, als ob er ſorgſame Vergleichung halte. Als aber ſeine Augen auf die Lilie in der gemalten Hand des Kindes fielen, hub er wie im Schmerze ſeine beiden Hände auf, und ich ſahe, wie ſeinen Augen jählings ein reicher Thränenquell entſtürzete.

Da ſtreckte auch ich meine Arme nach dem Todten und rief überlaut: „Lebwohl, mein Kind! O mein Johannes, lebewohl!“

Doch in demſelben Augenblicke vernahm ich leiſe Schritte in der Nebenkammer; es taſtete wie mit kleinen Händen an der Thür; ich hörte deutlich meinen Namen rufen — oder war es der des todten Kindes? — Dann rauſchte es wie von Frauenkleidern hinter der Thüre nieder, und das Geräuſch vom Falle eines Körpers wurde hörbar.

„Katharina!“ rief ich. Und ſchon war ich hinzugeſprungen und rüttelte an der Klinke der feſtverſchloſſenen Thür; da legte die Hand des Paſtors ſich auf meinen Arm. „Das iſt meines Amtes!“ ſagte er. „Gehet itzo! Aber gehet in Frieden; und möge Gott uns allen gnädig ſein!“

— — Ich bin dann wirklich fortgegangen; ehe ich es ſelbſt begriff, wanderte ich ſchon draußen auf der Haide auf dem Weg zur Stadt.

Noch einmal wandte ich mich um und ſchaute nach dem Dorf zurück, das nur noch wie Schatten aus dem Abenddunkel ragte. Dort lag mein todtes Kind — Katharina — Alles, Alles! — Meine alte Wunde brannte mir in meiner Bruſt; und ſeltſam, was ich niemals hier vernommen, ich wurde plötzlich mir bewußt, daß ich vom fernen Strand die Brandung toſen hörete. Kein Menſch begegnete mir, keines Vogels Ruf vernahm ich; aber aus dem dumpfen Brauſen des Meeres tönete es mir immerfort, gleich einem finſteren Wiegenliede: Aquis submersus — aquis submersus!

— — — — — — — — — — — — — —

Hier endete die Handſchrift.

Deſſen Herr Johannes ſich einſtens im Vollgefühle ſeiner Kraft vermeſſen, daß er's wol auch einmal in ſeiner Kunſt den Größeren gleich zu thun verhoffe, das ſollten Worte bleiben, in die leere Luft geſprochen.

Sein Name gehört nicht zu denen, die genannt werden, kaum dürfte er in einem Künſtlerlexikon zu finden ſein; ja ſelbſt in ſeiner engeren Heimath weiß Niemand von einem Maler ſeines

Namens. Des großen Lazarus-Bildes thut zwar noch die Chronik unſerer Stadt Erwähnung, das Bild ſelbſt aber iſt zu Anfang dieſes Jahrhunderts nach dem Abbruch unſerer alten Kirche gleich den anderen Kunſtſchätzen derſelben verſchleudert und verſchwunden.

Aquis submersus.

Pierer'ſche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Carſten Curator.

Von

Theodor Storm.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1878.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Carſten Curator.

Eigentlich hieß er Carſten Carſtens und war der Sohn eines Kleinbürgers, von dem er ein ſchon vom Großvater erbautes Haus an der Twiete des Hafenplatzes ererbt hatte, und außerdem einen Handel mit geſtrickten Wollwaaren und ſolchen Kleidungsſtücken, wie deren die Schiffer von den umliegenden Inſeln auf ihren Seefahrten zu gebrauchen pflegten. Da er indeß von etwas grübelnder Gemüthsart und ihm, wie manchem Nordfrieſen, eine Neigung zur Gedankenarbeit angeboren war, ſo hatte er ſich von jung auf mit allerlei Büchern und Schriftwerk beſchäftigt und war allmälig unter ſeines Gleichen in den Ruf gekommen, daß er ein Mann ſei, bei dem man ſich in zweifelhaften Fällen ſicheren Rath erholen möge. Geriethen, was wohl geſchehen konnte, durch ſeine Leſerei ihm die Gedanken auf einen Weg, wo ſeine Umgebung ihm nicht hätte folgen können, ſo lud er auch Niemanden dazu ein und erregte folglich dadurch auch Niemandes Mißtrauen. So war er denn der Curator einer Menge von verwittweten Frauen und ledigen Jungfrauen geworden, welche nach der damaligen Geſetzgebung bei allen Rechtsgeſchäften noch eines ſolchen Beiſtandes bedurften.

Da bei ihm, wenn er die Angelegenheiten Anderer ordnete, nicht der eigene Gewinn, ſondern die Theilnahme an der Arbeit ſelbſt voranſtand, ſo unterſchied er ſich weſentlich von denen, welche ſonſt derartige Dinge zu beſorgen pflegten; und bald wußten auch die Sterbenden als Vormund ihrer Kinder und die Gerichte als Verwalter ihrer Concurs- und Erbmaſſen keinen beſſeren Mann als Carſten Carſtens an der Twiete, der jetzt unter dem Namen „Carſten Curator“ als ein unantaſtbarer Ehrenmann allgemein bekannt war.

Der kleine Handel freilich ſank bei ſo vielen Vertrauensämtern, welche ſeine Zeit in Anſpruch nahmen, zu einer Nebenſache herab und lag faſt nur in den Händen einer unverheiratheten Schweſter, welche mit ihm im elterlichen Hauſe zurückgeblieben war.

Im Uebrigen war Carſten ein Mann von wenig Worten und kurzem Entſchluß und, wo er eine niedrige Abſicht ſich gegenüber fühlte, auch auf eigene Koſten unerbittlich. Als eines Tages ein ſogenannter „Ochſengräſer“, der ſeit Jahren eine Fenne Landes, nach derzeitigen Verhältniſſen zu billigem Zinſe, von ihm in Heuer gehabt hatte, unter Betheuerungen verſicherte, daß er für das nächſte Jahr bei ſolchem Preiſe nicht beſtehen könne, und endlich, als er damit kein Gehör fand, ſich dennoch zu dem früheren und, da jetzt auch dieſes Angebot zurückgewieſen wurde, ſogar zu einem höheren Heuerzinſe verſtand, erklärte Carſtens ihm, daß es keineswegs ſeine Sache ſei, Jemanden mit ſeiner Fenne in unbedachten Schaden zu bringen, und gab hierauf das Landſtück zu dem alten Preiſe an einen Bürger, der ihn früher darum angegangen war.

Und dennoch hatte es einen Zeitraum in ſeinem Leben gegeben, wo man auch über ihn die Köpfe ſchüttelte. Nicht, als ob er in den ihm anvertrauten Angelegenheiten etwas verſehen hätte, ſondern weil er in der Leitung ſeiner eigenen unſicher zu werden ſchien; aber der Tod, bei einer Gelegenheit, die er öfters wahrnimmt, hatte nach ein paar Jahren Alles wieder ins Gleiche gebracht. — Es war während der Continentalſperre, in der hier ſogenannten Blokadezeit, wo die kleine Hafenſtadt ſich mit däniſchen Offizieren und franzöſiſchem Seevolk und andererſeits mit mancher Art fremder Speculanten gefüllt hatte, als einer der Letzteren auf dem Boden ſeines Speichers erhängt gefunden wurde. Daß dies durch eigene Hand geſchehen, war nicht anzuzweifeln; denn die Verhältniſſe des Todten waren durch raſch folgende Verluſte in Ruin gerathen; der einzige Activbeſtand ſeines Nachlaſſes, ſo wurde geſagt, ſei ſeine Tochter, die hübſche Juliane; aber bis jetzt hätten ſich viele Beſchauer und noch keine Käufer gefunden.

Schon am anderen Vormittag gelangte von dieſer die Bitte an Carſtens, ſich der Regulirung ihrer Angelegenheiten zu unterziehen; aber er wies das Anſuchen kurz zurück: „Ich will mit den Leuten nichts zu thun haben.“ Als indeſſen der alte Hafenarbeiter, der daſſelbe überbracht hatte, am Nachmittage wieder kam: „Seid nicht ſo hart, Carſtens; es iſt ja nur noch das Mädchen da; ſie ſchreit, ſie müſſe ſich ein Leides thun,“ da ſtand er raſch auf, nahm ſeinen Stock und folgte dem Boten in das Sterbehaus.

In der Mitte des Zimmers, wohinein ihn dieſer führte, ſtand der offene Sarg mit dem Leichnam; daneben auf einem niedrigen Schemel, mit angezogenen Knieen ſaß halb angekleidet ein ſchönes Mädchen. Sie hatte einen ſchildpattenen Friſirkamm in der Hand und ſtrich ſich damit durch ihr ſchweres goldblondes Haar, das aufgelöſt über ihren Rücken herabhing; dabei waren ihre Augen geröthet, und ihre Lippen zuckten von heftigem Weinen; ob aus Rathloſigkeit oder aus Trauer über ihren Vater, mochte ſchwer entſcheidbar ſein.

Als Carſtens auf ſie zuging, ſtand ſie auf und empfing ihn mit Vorwürfen: „Sie wollen mir nicht helfen?“ rief ſie; „und ich verſtehe doch nichts von alle dem. Was ſoll ich machen? Mein Vater hat viel Geld gehabt; aber es wird wohl nichts mehr da ſein! Da liegt er nun; wollen Sie, daß ich auch ſo liegen ſoll?“

Sie ſetzte ſich wieder auf ihren Schemel, und Carſtens ſah ſie faſt ſtaunend an. „Sie ſehen ja, Mamſell,“ ſagte er dann, „ich bin eben hier, um Ihnen zu helfen; wollen Sie mir die Bücher Ihres Vaters anvertrauen?“

„Bücher? Ich weiß nichts davon; aber ich will ſuchen.“ Sie ging in ein Nebenzimmer und kam bald wieder mit einem Schlüſſelbund zurück. „Da“, ſagte ſie, indem ſie es vor Carſtens auf den Tiſch legte; „Sie ſollen ein guter Mann ſein; machen Sie, was Sie wollen; ich kümmere mich nun um nichts.“

Carſtens ſah verwundert, wie anmuthig es ihr ließ, da ſie dieſe leichtfertigen Worte ſprach; denn ein Aufathmen ging durch ihren ganzen Körper und ein Lächeln wie plötzlicher Sonnenſchein über ihr hübſches Angeſicht.

Und wie ſie es geſagt hatte, ſo ward es: Carſtens arbeitete, und ſie kümmerte ſich um nichts; wozu ſie eigentlich ihre Zeit verbrauchte, konnte er nie erforſchen. Aber die friſchen rothen Lippen lachten wieder, und der ſchwarze Traueranzug ward an ihr zum verführeriſchen Putze. Einmal, da er ſie ſeufzen hörte, fragte er, ob ſie Kummer habe; ſie möge es ihm ſagen. Sie ſah ihn mit einem halben Lächeln an: „Ach, Herr Carſtens,“ ſagte ſie und ſeufzte noch einmal; „es iſt ſo langweilig, daß man in den ſchwarzen Kleidern gar nicht tanzen darf!“ Dann, wie ein ſpielluſtiges Kind, fragte ſie ihn, was er meine, ob ſie dieſelben nicht bald, mindeſtens für einen Abend, einmal würde wechſeln können; der Vater hab' ſie immer tanzen laſſen, und nun ſei er ja auch längſtens ſchon begraben.

Als Carſtens demungeachtet es verneinte, ging ſie ſchmollend fort. Sie hatte längſt gemerkt, daß ſie ihn ſo für ſeine Sittenſtrenge am beſten ſtrafen könne; denn während unter ſeiner Hand die Vermögensverwirrung des Todten ſich wenigſtens in ſo weit gelöſt hatte, daß Gut und Schuld ſich auszugleichen ſchienen, war er ſelbſt in eine andere Verwirrung hineingerathen; die lachenden Augen der ſchönen Juliane hatten den vierzigjährigen Mann bethört. Was ihn ſonſt wohl ſtutzen gemacht hätte, erſchien in dieſer Zeit, wo der gleichmäßige Gang des bürgerlichen Lebens ganz zurückgedrängt war, weit weniger bedenklich, und da andererſeits das der Arbeit ungewohnte Mädchen einen ſicheren Unterſchlupf den ſie ſonſt erwartenden Mühſeligkeiten vorzog, ſo kam trotz Schweſter Brigittens Kopfſchütteln zwiſchen dieſen beiden ungleichen Menſchen ein raſch geſchloſſener Ehebund zu Stande. Die Schweſter freilich, die jetzt in der Wirthſchaft nur um ſo unentbehrlicher war, hatte nichts als eine doppelte Arbeitslaſt dadurch empfangen; den Bruder aber erfüllte der plötzliche Beſitz von ſo viel Jugend und Schönheit, worauf er nach ſeiner Meinung weder durch ſeine Perſon noch durch ſeine Jahre einen Anſpruch hatte, mit einem überſtrömenden Dankgefühl, das ihn nur zu nachgiebig gegen die Wünſche ſeines jungen Weibes machte. So geſchah es, daß man den ſonſt ſo ſtillen Mann bald auf allen Feſtlichkeiten finden konnte, mit denen die ſtadt- und landfremden Offiziere bemüht waren, die Ueberfülle ihrer müßigen Stunden zu beſeitigen; eine Geſelligkeit, die nicht nur über ſeinen Stand und ſeine Mittel hinausging, ſondern in die man ihn auch nur ſeines Weibes wegen hineinzog, während er ſelbſt dabei eine unbeachtete und unbeholfene Rolle ſpielte.

Doch Juliane ſtarb im erſten Kindbett. — „Wenn ich erſt wieder tanzen kann!“ hatte ſie während ihrer Schwangerſchaft mehrmals geäußert; aber ſie ſollte niemals wieder tanzen; und ſomit war für Carſten die Gefahr beſeitigt. Freilich auch zugleich das Glück; denn mochte ſie auch kaum ihm angehört haben, wie ſie vielleicht Niemandem angehören konnte, und wie man ſie auch ſchelten mochte, ſie war es doch geweſen, die mit dem Licht der Schönheit in ſein Werktagsleben hineingeleuchtet hatte; ein fremder Schmetterling, der über ſeinen Garten hinflog, und dem ſeine Augen noch immer nachſtarrten, nachdem er längſt ſchon ſeinem Blick entſchwunden war. Im Uebrigen wurde Carſtens wieder, und mehr noch, als er es zuvor geweſen, der verſtändige, ruhig abwägende Mann. Den von der Todten nachgelaſſenen Knaben, der ſich bald als der körperliche und allmälig auch als der geiſtige Erbe ſeiner ſchönen Mutter herausſtellte, erzog er mit einer ſeinem Herzen abgekämpften Strenge; dem gutmüthigen, aber leicht verführbaren Liebling wurde keine verdiente Züchtigung erſpart; nur wenn die ſchönen Kinderaugen, wie es in ſolchen Fällen ſtets geſchah, mit einer Art rathloſen Entſetzens zu ihm aufblickten, mußte der Vater ſich Gewalt thun, um nicht den Knaben gleich wieder mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit in ſeine Arme zu ſchließen.

* * *

Seit Julianens Tode waren über zwanzig Jahre vergangen. Heinrich — ſo hatte man nach ſeines Vaters Vater den Knaben getauft — war in die Schule, und aus der Schule in die Kaufmannslehre gekommen; aber in ſeinem angeborenen Weſen hatte ſich nichts Merkliches verändert. Seine Anſtelligkeit ließ ihn ſich leicht an jedem Platz zurecht finden; aber auch ihm, wie einſt ſeiner Mutter, ſtand es hübſch, wenn er den Kopf mit den lichtbraunen Locken zurückwarf und lachend ſeinen Kameraden zurief: „Muß gehen! Wir kümmern uns um nichts!“ Und in der That war dies der einzige Punkt, in dem er gewiſſenhaft ſein Wort zu halten pflegte; er kümmerte ſich um nichts oder doch nur um Dinge, um die er beſſer ſich nicht gekümmert hätte. Tante Brigitte weinte oftmals ſeinetwegen, und auch mit Carſten legte ſich Abends in ſeinem Alkovenbette etwas auf das Kiſſen, was ihm, er wußte nicht wie, den Schlaf verwehrte; und wenn er ſich aufrichtete und ſich beſann, ſo ſah er ſeinen Knaben vor ſich, und ihm war, als ſähe er mit Angſt ihn größer werden.

Aber Heinrich blieb nicht das einzige Kind des Hauſes. — Ein entfernter Verwandter, der mit Carſtens durch gegenſeitige Anhänglichkeit verbunden war, ſtarb plötzlich mit Hinterlaſſung eines achtjährigen Mädchens; und da das Kind die Mutter bereits bei ſeiner Geburt verloren hatte, ſo wurde nach dem Wunſche des Verſtorbenen Carſtens nicht nur der Vormund der kleinen Anna, ſondern ſie kam auch völlig zu Koſt und Pflege in ſein Haus. Seine Treue gegen den Heimgegangenen aber bewies er insbeſondere damit, daß er durch Leiſtung von Vorſchüſſen und derzeit nicht gefahrloſer Bürgſchaft für deſſen Tochter derſelben einen kleinen Landbeſitz erhielt, der ſpäter unter verbeſſerten Zeitläuften zu erhöhtem Werthe veräußert werden konnte.

Anna war einer anderen Mutter nachgeartet, als als der um ein Jahr ältere Heinrich. Dieſer, trotz des beſten Willens, brachte es nie zu Stande, ſo wenig wie ſein eigenes, ſo auch nur der Allernächſten Wohl und Wehe bei ſeinem Treiben zu bedenken; bei Anna dagegen — wie oft griff Tante Brigitte in die Taſche und gab ihr zur Schadloshaltung einen Dreiling und einen derben Schmatz dazu. „Du dumme Trine haſt dich denn richtig wieder ſelbſt vergeſſen!“ Zu ihrem Bruder aber, wenn ſie ihn erwiſchen konnte, ſprach ſie dann wohl: „Der Vetter Martin hat's doch gut mit uns gemeint; er hat uns ſeinen Segen nachgelaſſen!“

Bei aller Herzensgüte war das Weſen des Mädchens doch von einer frohen Sicherheit, und wenn Carſtens auf ſeine mitunter ängſtliche Erkundigung nach Heinrich von Brigitte die Antwort erhielt: „Er iſt bei Anna; ſie näht ihm Segel zu ſeinen Schiffen,“ oder: „Sie hat ihn ſich geholt; er muß ihr die Kirſchbaumnetze flicken helfen,“ dann nickte er und ſetzte ſich beruhigt an ſeine Arbeit. — — Zur Zeit, wo wir dieſe Erzählung weiter führen, an einem Spätſommer-Vormittage, war das Mädchen eben mündig geworden und ſtand, eine voll ausgewachſene blonde Jungfrau, mit ihrem grauhaarigen Vormunde auf dem Rathhauſe vor dem Bürgermeiſter, um die in Folge deſſen nöthigen Handlungen zu vollziehen.

„Ohm,“ hatte ſie vor dem Eintritt in das Gerichtszimmer geſagt; „ich fürcht' mich.“

— „Du, Kind? Das iſt nicht deine Art.“

„Ja, Ohm; aber auf Herrendiele!“

Der alte hagere Mann, der dort ganz zu Hauſe war, hatte lächelnd auf das friſche Mädchenantlitz geblickt, das mit heißen Wangen zu ihm aufſah, und dann die Thür des Gerichtszimmers aufgedrückt.

Aber der Bürgermeiſter war ein alter jovialer Herr. „Mein liebes Kind,“ ſagte er, mit Wohlgefallen ſie betrachtend, „Sie wiſſen doch, daß Sie noch einmal wieder unmündig werden müſſen; freilich nur, wenn Sie ſich den goldenen Ring an den Finger ſtecken laſſen! Mög' dann Ihr Leben in eben ſo getreue Hand kommen!“

Er warf einen herzlichen Blick zu Carſtens hinüber. Dem Mädchen aber, obgleich ein leichtes Roth ihr hübſches Antlitz überflog, war bei dieſem Lobe ihres Vormundes alle Befangenheit vergangen. Ruhig ließ ſie ſich den Beſtand ihres Vermögens vorlegen und ſah, wie man es von ihr verlangte, Alles ſorgfältig und verſtändig durch; dann aber ſagte ſie faſt beklommen: „Achttauſend Thaler! Nein, Ohm, das geht nicht.“

— „Was geht nicht, Kind?“ fragte Carſtens.

„Das da, Ohm, das mit den vielen Thalern —“ und ſie richtete ſich in ihrer ganzen jugendlichen Geſtalt vor ihm auf — „was ſoll ich damit machen? Ihr habt mich das nicht lernen laſſen; nein, Herr Bürgermeiſter, verzeiht, ich kann heute noch nicht mündig werden.“

Da lachten die beiden Alten und meinten, das hülfe ihr nun nichts; mündig ſei ſie und mündig müſſe ſie auch bleiben. Aber Carſtens ſagte: „Sei ruhig, Anna; ich werde dein Curator; bitte nur den Herrn Bürgermeiſter, daß er mich dazu beſtelle.“

— „Curator, Ohm? Ich weiß wohl, daß die Leute Euch ſo heißen.“

„Ja, Kind; aber diesmal iſt es ſo: du behältſt mein und meiner alten Schweſter Leib und Seele in deiner Obhut; und ich helfe dir wie bisher die böſen Thaler tragen; ſo wird's wohl richtig ſein.“

„Amen,“ ſagte der alte Bürgermeiſter; dann wurde die Quittung über richtige Verwaltung des Vermögens von Anna durch ihre ſaubere Namensunterſchrift vollzogen.

Während ſie und Carſten ſich hierauf beurlaubten, hatte der Bürgermeiſter, wie von Geſchäften aufathmend, einen Blick auf die Straße hinaus gethan.

„O weh!“ rief er; „Herr Makler Jaspers! Was mag der Stadtunheilsträger mir wieder aufzutiſchen haben!“

Carſten lächelte und faßte unwillkürlich die Hand ſeiner Pflegetochter.

Als die Beiden draußen die breite Treppe ins Unterhaus hinabzuſteigen begannen, ſtieg ein kleiner ältlicher Mann in einem braunen abgeſchliſſenen Rock dieſelbe in die Höhe. Auf dem Treppenabſatz angelangt, ſtützte er ſich keuchend auf ſein ſchwankes Stöckchen und ſtarrte aus kleinen grauen Augen zu den Herabſteigenden hinauf, indem er ein paar Mal ſeinen hohen Cylinderhut über einer fuchſigen Perrücke lüftete.

Carſten wollte mit einem kurzen „Guten Tag“ vorbeipaſſiren; aber der Andere ſtreckte ſeinen Stock vor den Beiden aus. „Oho, Freundchen!“ — und es war eine wirkliche Altweiberſtimme, die aus dem kleinen faltigen Geſicht herauskrähte — „So kommt Ihr mir nicht durch!“

„Der Bürgermeiſter wartet ſchon auf Euch,“ ſagte Carſten und ſchob den Stock zur Seite.

„Der Bürgermeiſter?“ Herr Jaspers lachte ganz vergnüglich. „Laßt ihn warten! Dieſes Mal war's auf Euch abgeſehen, Freundchen; ich wußte, daß Ihr hier herum zu haben waret.“

„Auf mich, Jaspers?“ wiederholte Carſtens, und aus ſeiner Stimme klang eine Unſicherheit, die ihm ſonſt nicht eigen war. Wie ſchon ſeit lange bei allem Unerwarteten, das ihm angekündigt wurde, war der Gedanke an ſeinen Heinrich ihm durch den Kopf gefahren. Derſelbe ſtand ſeit Kurzem bei einem hieſigen Senator im Geſchäft; aber der ſtrenge alte Herr, mit dem Carſtens ſelbſt einſt bei deſſen Vater in der Kaufmannslehre geweſen war, hatte ſich bis jetzt zufrieden gezeigt und nur einmal ein ſcharfes Wort über den jungen Menſchen fallen laſſen. Erſt geſtern, am Sonntag, war Heinrich von einer Geſchäftsreiſe für ſeinen Principal zurückgekehrt. Nein, nein; von Heinrich konnte Herr Jaspers nichts zu erzählen haben.

Dieſer hatte indeß mit offenem Munde zu dem weit größeren Carſtens aufgeblickt und voll augenſcheinlichen Behagens deſſen wechſelnden Geſichtsausdruck beobachtet. „He, Freundchen!“ rief er jetzt, und es klang eine einladende Munterkeit aus ſeiner Stimme. „Ihr wißt ja, 's kann immer noch ſchlimmer kommen; und wenn der Kopf auch weggeht, es bleibt doch immer noch ein Stummel ſitzen.“

„Was wollt Ihr von mir, Jaspers?“ ſagte Carſtens düſter. „Thut's nur hier gleich von Euch, ſo ſeid Ihr die Laſt ja los.“

Doch Herr Jaspers zog ihn am Rockſchooß zu ſich herab. „Das ſind nicht Dinge, von denen man hier im Rathhaus ſpricht.“ Dann ſich zu dem Mädchen wendend, ſetzte er hinzu: „Die Mamſell Anna findet wohl allein den Weg nach Hauſe.“

Und mit ſeiner haspeligen Hand, die immer nach etwas zu greifen ſchien, noch einmal den Cylinder lüftend, ſtapfte er geſchäftig die Treppe wieder hinab.

Als ſie aus dem Hauſe getreten waren, wies er mit ſeinem Stöckchen nach einer Nebengaſſe, an deren Ecke ſeine Wohnung lag. Anna blickte fragend ihren Vormund an; der aber winkte ihr ſchweigend mit der Hand und folgte wie unter lähmendem Bann dem „Stadtunheilsträger", der jetzt an ſeiner Seite eifrig die Straße hinaufſtrebte.

* * *

In dem kleinen Hofe hinter dem Hauſe an der Twiete ſtand außer dem Kirſchbaum, für den die Kinder einſt die Netze flickten, an der Längsſeite eines ſchmalen Bleichplätzchens ein mächtiger Birnenbaum, der die Freude der Nachbarkinder und zugleich eine Art Familienheiligthum war; denn der Großvater des jetzigen Beſitzers hatte ihn gepflanzt, der Vater ſelbſt in ſeiner Lehrzeit ihn aus den in der Stadt beliebteſten Sorten mit drei verſchiedenen Reiſern gepfropft, die jetzt, zu viel verzweigten Aeſten aufgewachſen, je nach der ihnen eigenen Zeit eine Fülle ſaftiger Früchte reiften. Was davon mit der Brunnenſtange zu erreichen war, das pflegte freilich nicht ins Haus zu kommen; ſonſt hätten die Kinder bei Jungfer Anna nicht ſo freien Anlauf haben müſſen. So aber, wenn von den nach Weſten anliegenden Höfen aus die Nachbarn ein herzliches Mädchenlachen hörten, wußten ſie auch ſchon, daß Anna an dem Baum zu Gange war, und daß die junge Brut ſich auf dem Raſen um die herabgeſchlagenen Früchte balgte.

Auch jetzt, als ſie vom Rathhaus kommend ins Haus treten wollte, hatte Anna ein ſolches Nachbars-Pummelchen ſich aufgeſackt. Im Peſel, einem kühlen mit Flieſen ausgelegten Raume hinter dem Hausflur, legte ſie Hut und Tuch ab und trat dann, das Kind rittlings vor ſich auf den Armen haltend, durch die von hier nach dem Hofe führende Thür in den Schatten des mächtigen Baumes.

„Siehſt du, Levke," ſagte ſie, „da oben liegt die Katz'; die möchte auch die ſchöne gelbe Birne haben! Aber wart' nur, ich will die Stange holen."

Als ſie ſich aber hierauf dem hinter der Hofthür des Hauſes befindlichen Brunnen zuwandte, ſtieß ſie einen Schrei aus und ließ das Kind faſt hart zu Boden fallen. Auf der vermorſchten Holzeinfaſſung, deren Erneuerung nur durch einen Zufall verzögert war, ſaß ihr Jugendgenoſſe, ihr Kindsgeſpiel, die Füße über der Tiefe hängend, den Kopf wie ſchon zum Sturze vorgebeugt.

Im ſelben Augenblicke aber war ſie ſchon dort, hatte von hinten mit beiden Armen ihn umſchlungen und zog ihn rückwärts, daß die morſchen Bretter krachend unter ihm zuſammenbrachen. Sie war in die Kniee geſunken, während der blaſſe, faſt weiblich hübſche Kopf des jungen Menſchen noch an ihrer Bruſt ruhte

Dieſer rührte ſich nicht; es war, als wenn er ſich Allem, was ihm geſchähe, willenlos überlaſſen habe. Auch als das Mädchen endlich aufſprang, blieb er, ohne ſie anzuſehen, mit aufgeſtütztem Kopfe zwiſchen den Bretter-Trümmern liegen. Sie aber ſah ihn faſt zornig an, indem ein paar Thränen in ihre blauen Augen ſprangen. „Was fehlt dir, Heinrich? Warum haſt du mich ſo erſchreckt? Weshalb biſt du nicht auf deinem Comptor beim Senator?“

Da ſtrich er ſich das ſeidenweiche Haar aus der Stirn und ſah ſie müde an. „Zum Senator geh' ich nicht wieder,“ ſagte er.

„Nicht wieder zum Senator?“

„Nein; denn ich habe nur noch zwei Wege; entweder hier in den Brunnen oder zum Büttel ins Gefängniß.“

„Was ſprichſt du für dummes Zeug! Steh' auf, Heinrich! Biſt du toll geworden?“

Er ſtand gehorſam auf und ließ ſich von ihr nach der kleinen Bank unter dem Birnbaum führen. — Aber da war noch das Kind, das mit verwunderten

Augen dem Allen zugeſehen hatte. „Armes Ding,“ ſagte Anna, „haſt noch immer keine Birne! Da, kauf' dir heute einen Dreilingskuchen!“

Und als das Kind mit der geſchenkten Münze davongelaufen war, ſtand das Mädchen wieder vor dem jungen Menſchen.

„Nun ſprich!“ ſagte ſie, während ſie ſich den dicken blonden Zopf wieder aufſteckte, der ihr vorhin in den Nacken geſtürzt war. „Sprich raſch, bevor dein Vater wieder da iſt!“

Mit fliegendem Athem harrte ſie einer Antwort; aber er ſchwieg und ſah zur Erde.

„Du kamſt am Sonnabend von Flensburg!“ ſagte ſie dann. „Du hatteſt Geld für den Senator einzucaſſiren!“

Er nickte, ohne aufzublicken.

„Sag's nur! Ich kann's ſchon denken — du biſt einmal wieder leichtſinnig geweſen; du haſt das Geld umherliegen laſſen, im Gaſtzimmer oder ſonſt wo! Und nun iſt's fort!“

„Ja, es iſt fort,“ ſagte er.

„Aber vielleicht iſt es noch wieder zu bekommen! Warum ſprichſt du nicht? So erzähl' doch!“

„Nein, Anna — es iſt nicht ſo verloren, wie du es meinſt. Wir waren luſtig; es wurde geſpielt —“

„Verſpielt, Heinrich? verſpielt?“ Die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen, und ſie warf ſich an ſeine Bruſt, mit beiden Armen ſeinen Hals umſchlingend.

Oben in der Krone des Baumes rauſchte ein leiſer Wind in den Blättern; ſonſt war nichts hörbar, als dann und wann ein tiefes Schluchzen des Mädchens, in der alle kurz zuvor entwickelte Thätigkeit gebrochen ſchien.

Aber der junge Menſch ſelbſt ſuchte ſie jetzt mit ſanfter Abwehr zu entfernen; die ſchöne Laſt, die das Mitleid ihm an die Bruſt geworfen hatte, ſchien ihn zu erdrücken. „Weine nicht ſo,“ ſagte er; „ich kann das nicht ertragen.“

Es hätte dieſer Mahnung nicht bedurft; Anna war ſchon von ſelber aufgeſprungen und ſuchte eilig ihre Thränen abzutrocknen. „Heinrich,“ rief ſie, „es iſt ſchrecklich, daß du es gethan haſt; aber ich habe Geld, ich helfe dir.“

„Du, Anna?“

„Ja, ich! Ich bin ja mündig geworden. Sag' nur, wie viel du dem Senator abzuliefern haſt.“

„Es iſt viel,“ ſagte er zögernd.

„Wie viel denn? Sprich nur raſch!“

Er nannte eine eben nicht kleine Summe.

„Nicht mehr? Gott ſei Dank! Aber —“ und ſie ſtockte, als ſei ein neues Hinderniß ihr aufgeſtiegen —

„du hätteſt heute auf deinem Comptor ſein ſollen. Wenn er fragt, was willſt du dem Senator ſagen?“

Heinrich ſchüttelte ſich die weichen Locken von der Stirn, und ſchon flog wieder der alte Ausdruck ſorgloſen Leichtſinns über ſein Geſicht. „Dem Senator, Anna? O, der wird nicht fragen; und wenn auch, das laß meine Sorge ſein.“

Sie blickte ihn ernſthaft an. „Siehſt du; nun müſſen wir auch ſchon lügen!“

„Nur ich, Anna; und, ich verſprech' es dir, nicht mehr, als nöthig iſt. Und das Geld —“

„Ja, das Geld!“

„Ich verzinſ' es dir, ich ſtelle dir einen Schuldſchein aus; du ſollſt keinen Schaden bei mir leiden.“

„Sprich nicht wieder ſo dummes Zeug, Heinrich. Bleib hier im Garten; wenn dein Vater kommt, werd' ich ihn um die Summe bitten.“

Er wollte etwas erwiedern; aber ſie war ſchon ins Haus zurückgegangen. Behutſam ſchlich ſie an der Küche vorüber, wo heute Tante Brigitte für ſie am Heerd hantirte, und dann hinauf in ihre Kammer, um ſich zunächſt die verweinten Augen klar zu waſchen.

* * *

Nicht viel jüngeren Datums als der alte Birnbaum waren Einrichtung und Geräth des ſchmalen Wohnzimmers, das mit ſeinen Ausbau-Fenſtern nach dem Hafenplatz hinauslag. In dem Alkovenbette, dort in der Tiefe desſelben, deſſen Glasthüren über Tag geſchloſſen waren, hatten ſchon die Eltern des Hausherrn ſich zum nächtlichen und nach einander auch zum ewigen Schlafe hingelegt; ſchon derzeit, wie noch heute, ſtand in der Weſtecke des Ausbaues der lederbezogene Lehnſtuhl, in dem nach beendigtem Einlauf die alten Capitäne vor dem ihnen gegenüberſitzenden Hausherrn ihr Geſpinnſte abzuwickeln pflegten. Die Sachen waren dieſelben geblieben; nur den Menſchen hatten ſich unmerklich andere untergeſchoben; und während einſt dem weiland Vater Carſtens derlei Berichte aus fremden Welten nur einen Stoff zum behaglichen Weitererzählen geliefert hatten, regten ſie in dem Sohne oft eine Kette von Gedanken an, für deren Verarbeitung er nur auf ſich ſelber angewieſen war.

Auch der Tiſch, der zwiſchen einem Stuhle und dem Lederſeſſel unter den Ausbau-Fenſtern ſtand, hatte ſeinen alten Platz behauptet; nur waren die ausländiſchen Muſcheln, welche jetzt auf demſelben als Papierbeſchwerer für allerlei Schriftwerk dienten, früher eine Zierde der ſeitwärts ſtehenden Schatulle geweſen; ſtatt deſſen hatte auf dieſer der jetzige Beſitzer ein kleines Regal errichten laſſen, auf welchem außer einzelnen mathematiſchen Werken und den Chroniken von Stadt und Umgegend auch Bücher, wie Leſſing's „Nathan“ und Hippel's „Lebensläufe in auf- und abſteigender Linie“, zu finden waren.

Ein Canapee war nicht ins Zimmer gekommen; es wäre auch kein Platz dazu geweſen. Andererſeits aber fehlte es nicht an einem ziemlich ſtattlichen Ahnenbilde, in deſſen Anſchauung der kleinbürgerliche Mann, wenn auch nicht in der franzöſiſchen Formulirung „noblesse oblige“, in ſchweren Stunden ſein wankendes Gemüth zu ſtärken pflegte.

Es war dies freilich kein farbenbrennendes Oelbild, ſondern ganz im Gegentheil nur eine mächtig große Silhouette, welche, in braun untermalten Glasleiſten eingerahmt, an der weſtlichen Wand zunächſt dem Ausbaue hing, ſo daß der Hausherr von ſeinem Arbeitstiſche aus die Augen darauf ruhen laſſen konnte. Sein Vater, von dem freilich nicht viel mehr zu ſagen iſt, als daß er ein einfacher und ſittenſtrenger Mann geweſen, hatte es bald nach dem Tode ſeiner Ehefrau von einem durchreiſenden Künſtler anfertigen laſſen; ſo zwar, daß es einen Abendſpaziergang der nun halb verwaiſten Familie darſtellte. Voran ging der Vater ſelbſt, wie jetzt der Sohn, eine hagere Geſtalt, im Dreiſpitz und langem Rockelor, eine gebückte alte Frau, die Mutter der Verſtorbenen, am Arme führend; dann kam ein hoher Baum von unbeſtimmter Gattung, ſonſt aber augenſcheinlich auf den Spätherbſt deutend; denn ſeine Aeſte waren faſt entlaubt, und unter dem Glaſe der Schilderei klebten hier und dort kleine ſchwarze Fetzchen, die man mit einiger Phantaſie als herabgewehte Blätter erkennen mochte. Dahinter folgte ein etwa vierjähriger Junge, gar munter mit geſchwungener Peitſche auf einem Steckenpferde reitend; den Beſchluß machten ein ſtakig aufgeſchoſſenes Mädchen und ein anderer etwa zehnjähriger Knabe mit einer tellerrunden Mütze, welche Beiden, wie es ſchien, in bewundernder Betrachtung des munteren Steckenreiters, keinen Blick für die Anmuth der Abendlandſchaft übrig hatten. Und doch war hierzu juſt die rechte Stunde, und ſolches auch in dem Bilde ſinnig ausgeführt; denn während im Vordergrunde Baum und Menſchen aus tiefſchwarzem Papier geſchnitten waren, zogen ſich dahinter, abendliche Ferne andeutend, die Linien einer ſanft gehobenen Ebene, aus dunklem und dann aus lichtgrauem Löſchpapier gebildet. Das Uebrige aber hatte die Malerei vollendet; hinter der letzten Ferne ergoß ſich durch den ganzen Horizont ein mild leuchtendes Abendroth, das die Schatten der ſämmtlichen Spaziergänger nur um ſo ſchärfer hervortreten ließ; darüber in braunvioletter Dämmerung kam dann die Nacht herab.

Das luſtige Reiterlein war bald nach Anfertigung des Bildes von den ſchwarzen Blattern hingerafft, und nur ſein Steckenpferdchen hatte noch lange in dem Gehäuſe der Wanduhr geſtanden, die dem Bilde gegenüber noch jetzt wie damals mit gleichmäßigem Ticktack die fliegende Zeit zu meſſen ſuchte. Von den fünf Abendſpaziergängern lebten nur noch die beiden älteren Geſchwiſter, wie damals unter demſelben Dache und, ſelbſt während der kurzen Ehe des Bruders, ungetrennt. Manchmal, in ſtiller Abendſtunde oder wenn ein Leid ſie überfiel, hatten ſie — ſie wußten ſelbſt kaum wie — ſich vor dem Bilde Hand in Hand gefunden und ſich der Eltern Thun und Weſen aus der Erinnerung wachgerufen. „Da ſind wir Uebrigen denn noch beiſammen,“ hatte der Vater geſagt, als er das Bild an demſelben Stifte an die Wand hing, der es auch noch heute trug; „eure Mutter iſt nicht mehr da, dafür iſt nun das Abendroth am Himmel“; und dann nach einer Weile, nachdem er den Kindern ſein Antlitz abgewendet und einige ſtarke Hammerſchläge auf den Stift gethan: „Auch von den Todten bleibt auf Erden noch ein Schein zurück; und die Nachgelaſſenen ſollen nicht vergeſſen, daß ſie in ſeinem Lichte ſtehen, damit ſie ſich Hände und Antlitz rein erhalten.“

Tante Brigitte, die als alte Jungfer von etwas ſeufzender Gemüthsart war und es liebte, mit völliger Uneigennützigkeit Luftſchlöſſer in die Vergangenheit hineinzubauen, pflegte nach ſolchen Erinnerungen, auf den Schatten des kleinen Steckenreiters deutend, wohl hinzuzuſetzen:

„Ja, Carſten, wenn nur unſer Bruder Peter noch am Leben wäre! Meinſt du nicht auch, daß er von uns Dreien doch der Klügſte war?“ Und das Geſpräch der Geſchwiſter mochte dann etwa folgenden Verlauf nehmen.

„Wie meinſt du das, Brigitte?“ entgegenredete der Bruder. „Er ſtarb ja ſchon in ſeinem fünften Jahre.“

„Freilich ſtarb er leiderdeſſen, Carſten; aber du weißt doch, wie unſere große gelbbunte Henne immer ihre Eier hinter dem Aſchberg weglegte! Er war erſt vier Jahre alt, aber er war ſchon klüger als die Henne; er ließ ſie erſt ihre Eier legen, und dann eines ſchönen Morgens brachte er ſein ganzes Schürzchen voll mir in die Küche. Ach, Carſten, des Senators Vater hatte ja zu ihm Gevatter geſtanden; er würde gewiß auf die lateiniſche Schule gekommen ſein und nicht, wie du, bloß beim Rechenmeiſter.“

Und der lebende Bruder ließ ſich eine ſolche Bevorzugung des früh Verſtorbenen allzeit gern gefallen. — —

Das Zimmer mit ſeinem alten Geräthe und ſeinen alten Erinnerungen war noch immer leer, obgleich nur die vor dem Hauſe ſtehende Lindenreihe die Strahlen der ſchon hoch geſtiegenen Mittagsſonne abhielt. Der weiße Seeſand, womit Anna vor ihrem Gange nach dem Rathhauſe die Dielen beſtreut hatte, zeigte noch faſt keine Fußſpur, und die alte Wanduhr tickte in der Einſamkeit ſo laut, als wolle ſie ihren Herrn an die gewohnte Arbeit rufen. Da endlich ſchellte die Hausthürglocke, und Anna, die oben harrend in ihrer Kammer ſaß, hörte den Schritt ihres Pflegevaters, der gleich darauf unten in dem Wohnzimmer verſchwand. Noch eine kleine Weile, dann richtete ſie ſich zu raſchem Entſchluß auf, drückte noch ein paar Mal mit einem feuchten Tuch auf ihre Augen und ging ins Unterhaus hinab.

Als ſie das Wohnzimmer betrat, ſah ſie ihren Pflegevater noch mit Hut und Stock in der Hand ſtehen, faſt als müſſe er ſich erſt beſinnen, was er in ſeinen eigenen Wänden jetzt beginnen ſolle. Eine Furcht befiel das Mädchen; es kam ihr vor, als ſei er auf einmal unſäglich alt geworden. Gern wäre ſie unbemerkt wieder fortgeſchlichen; aber ſie hatte ja keine Zeit zu verlieren.

„Ohm!“ ſagte ſie leiſe.

Der Ton ihrer Stimme machte ihn faſt zuſammenſchrecken; als er aber das Mädchen vor ſich ſtehen ſah, trat ein freundliches Licht in ſeine Augen. „Was willſt du von mir, mein Kind?“ ſagte er milde.

„Ohm!“ — nur zögernd brachte ſie es heraus. „Ich bin doch mündig; ich möchte etwas von meinem Vermögen haben; ich brauche es ganz nothwendig.“

„Jetzt ſchon, Anna? Das geht ja ſchnell.“

„Nicht viel, Ohm; das heißt, ich habe ja noch ſo viel mehr; nur etwa hundert Thaler!“

Sie ſchwieg; und der alte Mann ſah eine Weile ſtumm auf ſie herab. „Und wozu wollteſt du das viele Geld gebrauchen?“ fragte er dann.

Ein flehender Blick traf ihn aus ihren Augen; ſie murmelte etwas, das er nicht verſtand.

Er faßte ihre Hand. „So ſag' es doch nur laut, mein Kind!“

„Ich wollte es nicht für mich,“ erwiederte ſie zögernd.

„Nicht für dich, für wen denn anders?“

Sie hob wie ein bittendes Kind beide Hände gegen ihn auf. „Laß mich's nicht ſagen, Ohm! O, ich muß, ich muß es aber haben.“

„Und nicht für dich, Anna?“ — Wie in plötzlichem Verſtändniß ließ er die Augen auf ihr ruhen. „Wenn du es für Heinrich wollteſt, — da ſind wir Beide ſchon zu ſpät gekommen.“

„O nein, Ohm! o nein!“ Und ſie ſchlang ihre Arme um den Hals des alten Mannes.

„Doch, Kind! Was meinſt du, daß Herr Jaspers mir anders zu erzählen hatte? Schon geſtern war der Senator von Allem unterrichtet.“

„Aber wenn doch Heinrich ihm das Geld nun bringt?“

„Ich habe es ihm ſelber bringen wollen; aber er wollte weder mein Geld, noch meinen Sohn. Und was das Letzte anbelangt, — ich konnte nichts dawider ſagen.“

„Ach, Ohm, was wird mit ihm geſchehen?“

„Mit ihm, Anna? Er wird mit Schande das ehrenwerthe Haus verlaſſen.“

Als ſie erſchreckt das reine Antlitz zu dem ihres Pflegevaters emporhob, blickte ihr daraus ein Gram entgegen, wie ſie ihn nie in einem Menſchenangeſichte noch geſehen hatte. „Ohm, Ohm!“ rief ſie. „Was aber habt denn Ihr verbrochen?“ Und aus den jungfräulichen Augen brach ein ſo mütterliches Erbarmen, daß der alte Mann den grauen Kopf auf ihren Nacken ſenkte.

Dann aber, ſich wieder aufrichtend und die Hand auf ihren blonden Scheitel legend, ſprach er ruhig: „Ich, Anna, bin ſein Vater. Geh' nun und rufe mir meinen Sohn!“

* * *

Auch dieſer Tag verging. Nach dem ſchweren Vormittag eine Mittags- und ſpäter ebenſo eine Abendmahlzeit, bei der die Speiſen faſt, wie ſie aufgetragen, wieder abgetragen wurden; dazwiſchen ein nicht enden wollender Nachmittag, während deſſen Heinrich, durch den überlegenen Willen des Vaters gezwungen, noch einmal zum Senator mußte und von dem entlaſſen wurde. — Auch dieſer Tag war endlich nun vergangen und die Nacht gekommen. Nur der Hausherr wanderte noch unten im Zimmer auf und ab; mitunter blieb er vor dem Bilde mit den Familienſchatten ſtehen: bald aber ſtrich er mit der Hand über die Stirn und ſetzte ſein unruhiges Wandern fort. Daß Anna in raſchem jugendlichem Entſchluſſe ebenfalls bei dem Senator geweſen war, davon hatte er eben ſo wenig etwas erfahren, als daß dieſer ihr gegenüber nur kaum, aber ſchließlich dennoch ſeine Unerbittlichkeit behauptet hatte.

Die kleine Schirmlampe, welche auf dem Arbeitstiſche brannte, beleuchtete zwei Briefe, der eine nach Kiel, der andere nach Hamburg adreſſirt; denn für Heinrich mußten auswärts neue Wege aufgeſucht werden.

Carſten war ans Fenſter getreten und blickte in die mondhelle Nacht hinaus; es war ſo ſtill, daß er weit unten das Rinnenwaſſer in den Hafen ſtrömen hörte, mitunter ein mattes Flattern in den Wimpeln der Halligſchiffe. Jenſeits des Hafens zog ſich der Seedeich wie eine ſchimmernde Nebelbank; wie oft an der Hand ſeines Vaters war er als Knabe dort hinaus gewandert, um ihre derzeit erworbene Fenne zu beſichtigen!

Carſten wandte ſich langſam um; dort lagen die beiden Briefe auf ſeinem Arbeitstiſche; er hatte ja jetzt ſelber einen Sohn.

In der Tiefe des Zimmers waren die Glasthüren des Alkovens, wie jeden Abend, von Anna offen geſtellt, und die abgedeckten Kiſſen des darin ſtehenden Bettes ſchienen den an gute Bürgerszeit Gewöhnten einzuladen, dem überlangen Tag ein Ende zu machen. Er nahm auch ſeine große ſilberne Taſchenuhr aus dem Gehäuſe und zog ſie auf. „Mitternacht!“ ſagte er, indem er in den Alkoven trat. Als er aber, wie er zu thun pflegte, die Uhr am Bettpfoſten aufhängen wollte, hatte die ſtählerne Kette ſich in einen goldnen Ring verhäkelt, den er am kleinen Finger trug, ſo daß dieſer herabgeriſſen wurde und klirrend auf dem Boden fortrollte. Mit faſt jugendlicher Raſchheit bückte ſich der alte Mann danach, und als der Ring wieder in ſeiner Hand war, trat er in das Zimmer zurück und hielt ihn ſorgſam unter den Schirm der Lampe. Seine Augen ſchienen nicht los zu können von dem Weibernamen, der auf der inneren Seite eingegraben war; aber aus ſeinem Munde brach ein Stöhnen, wie um Erlöſung flehend.

Da hörte er auf dem Flur die Stiegen der Treppe krachen. Er machte eine haſtige Bewegung, als wolle er den Ring an den Finger ſtecken, als eine Hand ſich ſanft auf ſeinen Arm legte. „Bruder Carſten!“ ſagte ſeine alte Schweſter, die in ihrem Nachtgewande zu ihm eingetreten war, „ich hörte dich hier unten wandern; willſt du noch nicht zur Ruhe gehen?“

Er ſah ihr wie erwägend in die Augen. „Es giebt Gedanken, Brigitte, die uns keine Ruhe gönnen, die immer wieder ins Gehirn ſteigen, weil ſie nie herausgelaſſen werden.“

Die alte Jungfrau blickte ihren Bruder völlig rathlos an. „Ach, Carſten,“ ſagte ſie, „ich bin eine alte einfältige Perſon! Wäre unſer Bruder Peter nur am Leben geblieben; vielleicht wäre er jetzt unſer Paſtor und hätte unſeren Heinrich getauft und confirmirt; der hätte gewiß auch heute Rath gewußt.“

„Vielleicht, Brigitte,“ erwiederte der Bruder ſanft; „vielleicht auch hätten wir uns nicht ſo ganz verſtanden; du aber lebſt und biſt meine alte treue Schweſter.“

„Ja, ja, Carſten, leider Gottes! Wir Beide ſind allein noch übrig.“

Er hatte ihre Hand gefaßt. „Brigitte,“ ſagte er haſtig, „ſahſt du, wie blaß der Junge heute Abend war, als er in ſeine Kammer hinaufging? Noch nimmer hat er ſeiner Mutter ſo geglichen; ſo ſah Juliane in ihren letzten Tagen aus, als ſchon der Tod die irdiſchen Gedanken von ihr genommen hatte.“

„Sprich nicht von ihr, Bruder; das thut dir jetzt nicht gut; ſie ruht ja längſt.“

„Längſt, Brigitte; — aber nicht hier, hier nicht!“ Und er drückte die Hand, in der er noch den Ring umſchloſſen hielt, an ſeine Bruſt. „Es kommt mir Alles immer wieder; am letzten Oſterſonntag waren es grade dreiundzwanzig Jahre!“

„Am letzten Oſterſonntage? Ja, ja, Bruder, ich weiß es nun wohl; ihr waret dazumal Beide, wo ihr nimmer hättet ſein ſollen.“

„Schilt jetzt nicht, Schweſter,“ ſagte Carſten; „du ſelber konnteſt nicht die Augen von ihr wenden, als du ihr damals die blaue Schärpe umgeknüpft hatteſt. Ich weiß jetzt wohl, daß ſie nicht für mich ihr ſchönes Haar aufſteckte und die Atlasſchuhe über ihre kleinen Füße zog; ich gehörte nicht in dieſe Geſellſchaft vornehmer und ausgelaſſener Leute, wo ſich Niemand um mich kümmerte, am wenigſten mein eigenes Weib.

Nein, nein!“ rief er, da die Schweſter ihn unterbrechen wollte, „laß mich es endlich einmal ſagen! — Siehſt du, ich wollte zwar auch meinen Platz ausfüllen, ich tanzte ein paar Mal mit meiner Frau; aber ſie wurde mir immer von den Offizieren fortgeholt. Und wie anders tanzte ſie mit dieſen Menſchen! Ihre Augen leuchteten vor Luſt; ſie ging von Hand zu Hand; ich fürchtete, ſie würden mir mein Weib zu Tode tanzen. Sie aber konnte nicht genug bekommen und lachte nur dazu, wenn ich ſie bat, daß ſie ſich ſchonen möchte. Ich ertrug das nicht länger und konnt' es doch nicht ändern; darum ſetzte ich mich in die Nebenſtube, wo die alten Herren an ihrem L'Hombre ſaßen, und nagte an meinen Nägeln und an meinen eigenen Gedanken.

„Du weißt, Brigitte; der franzöſiſche Capercapitän, den die Anderen den „ſchönen Teufel“ nannten — wenn ich je zuweilen in den Saal hineinguckte, immer war ſie mit ihm am Tanzen. Als es gegen drei Uhr und der Saal ſchon halb geleert war, ſtand ſie neben ihm am Schenktiſch; Beide mit einem vollen Glas Champagner in der Hand. Ich ſah, wie ſie raſch athmete, und wie ſeine Worte, die ich nicht verſtehen konnte, einmal über das andere ein fliegendes Roth über ihr blaſſes Geſicht jagten; ſie ſelber ſagte nichts, ſie ſtand nur ſtumm vor ihm; aber als Beide jetzt das Glas an ihre Lippen hoben, ſah ich, wie ihre Augen in einander gingen. — Ich ſah das Alles wie ein Bild, als ſei es hundert Meilen von mir; dann aber plötzlich überfiel es mich, daß jenes ſchöne Weib dort mir gehöre, daß ſie mein Weib ſei; und dann trat ich zu ihnen und zwang ſie, mit mir nach Hauſe zu gehen.“

Carſten ſtockte, als habe er die Grenze ſeiner Erzählung erreicht; ſeine Bruſt hob ſich mühſam, ſein hageres Geſicht war geröthet. Aber er war noch nicht zu Ende; nur blickte er nicht, wie vorhin, zur Schweſter hinab, er ſprach über ihren Kopf weg in die leere Luft.

„Und als wir dann in unſerer Kammer waren, als ſie mir keinen Blick gönnte, ſondern wie zornig Gürtel und Mieder von ſich warf, und als ſie dann mit einem Ruck den Kamm aus ihren Haaren riß, daß es wie eine goldene Fluth über ihre Hüften ſtürzte — es iſt nicht immer, wie es ſein ſollte, Schweſter — denn, was mich hätte von ihr ſtoßen ſollen, — ich glaub' faſt, daß es mich nur mehr bethörte."

Die Schweſter legte ſanft die Hand auf ſeinen Arm. „Laß das Geſpenſt in ſeiner Gruft, Bruder; laß ſie, ſie gehörte nicht zu uns."

Er achtete nicht darauf. „So" — ſprach er weiter — „hatte ich nimmer ſie geſehen; nicht in unſerer kurzen Ehe und auch im Brautſtande nicht. Aber es war nicht die Schönheit, die unſer Herrgott ihr gegeben hatte, es war die böſe Luſt, die ſie ſo ſchön machte, die noch in ihren Augen ſpielte. — Und ſo wie an jenem Abend und in jener Nacht war es noch viele Male, viele Wochen und Monde, bis nur ein halbes Jahr vor ihrem Tode übrig war; — als alle dieſe Fremden unſere Stadt verließen."

„Bruder Carſten," ſagte Brigitte wieder, „haſt du nicht neues Leid genug? Wenn du ſchwach warſt gegen dein Weib, weil du ſie lieber hatteſt, als dir gut war — es iſt ſchon bald ein Menſchenleben darüber hin; was quälſt du dich noch jetzt damit!"

„Jetzt, Brigitte? Ja, warum ſprech' ich denn dies Alles jetzt zu dir? — War ſie mein Eheweib in jener

Zeit, wo ihre Sinne von leichtfertigen Gedanken taumelten, die nichts mit mir gemein hatten? — Und doch — aus dieſer Ehe wurde jener arme Junge dort geboren. Meinſt du“ — und er bückte ſich hinab zum Ohr der Schweſter — „daß die Stunde gleich ſei, in der unter des allweiſen Gottes Zulaſſung ein Menſchenleben aus dem Nichts hervorgeht? — Ich ſage dir, ein jeder Menſch bringt ſein Leben fertig mit ſich auf die Welt; und Alle, in die Jahrhunderte hinauf, die nur einen Tropfen zu ſeinem Blute gaben, haben ihren Theil daran.“

Draußen vom Kirchthurm ſchlug es Eins. „Stell' es dem lieben Gott anheim, Bruder,“ ſagte Brigitte; „ich verſteh' das nicht, was aus deinen Büchern dir im Kopf herumgeht; ich weiß nur, daß der Junge, leider Gottes, nach der Mutter eingeſchlagen iſt.“

Carſten fühlte wohl, daß er eigentlich nur mit ſich ſelbſt geſprochen habe, und daß er nach wie vor mit ſich allein ſei. „Geh' ſchlafen, meine gute alte Schweſter,“ ſagte er und drängte ſie ſanft auf den Flur hinaus; „ich will es auch verſuchen.“

Auf der unterſten Treppenſtiege, wo Brigitte es zuvor gelaſſen hatte, brannte ein Licht mit langer Schnuppe. Sie blickte noch einmal mit feſtgeſchloſſenen Lippen und gefalteten Händen den Bruder an; dann nickte ſie ihm zu und ging mit dem Lichte in das Oberhaus hinauf.

Aber Carſten dachte nicht an Schlaf; nur allein hatte er wieder ſein wollen. Noch einmal nahm er den kleinen Ring und hielt ihn vor ſich hin; durch den engen Rahmen ſah er, wie tief in der Vergangenheit, die Luftgeſtalt des ſchönen Weibes, deren außer ihm kein Menſch auf Erden noch gedachte. Ein ſeliges Selbſtvergeſſen lag auf ſeinem Antlitz; dann aber zuckte plötzlich ein Schmerz darüber hin: ſie ſchien ſogar verlaſſen ihm dortunten. — Als er ſich aufrichtete, ſteckte er den Ring an ſeinen Finger; und es geſchah das mit einer feierlichen Innigkeit, als wolle er die Todte ſich noch einmal, und feſter als zuvor im Leben, anvermählen; ſo wie ſie einſt geweſen war, in ihrer Schönheit und in ihrer Schwäche und mit der kargen Liebe, die ſie einſt für ihn gehegt hatte. Dann ſchritt er zur Thür und horchte auf den Flur hinaus; als Alles ruhig blieb, ging er zur Treppe und ſtieg behutſam zur Kammer ſeines Sohnes hinauf. Er fand den jungen Menſchen ruhig athmend und in tiefem Schlafe, obgleich der Mond ſein volles Licht über das unter dem Fenſter ſtehende Bett ausgoß. Bei dem gelockten lichtbraunen Haar, das ſich ſeidenweich an die Schläfen legte, hätte man das hübſche blaſſe

Antlitz des Schlafenden für das eines Weibes halten können.

Carſten war dicht herangetreten; ein leiſes Zittern lief durch ſeinen Körper. „Juliane!“ ſagte er. „Dein Sohn! Auch er wird mir das Herz zerreißen!“ Und gleich darauf: „Mein Herr und Gott, ich will ja leiden für mein Kind, nur laß ihn nicht verloren gehen!“

Bei dieſen unwillkürlich laut geſprochenen Worten ſchlug der Schlafende die Augen auf; ſeine Seele aber mochte ſchlummernd in den Schreckniſſen des vergangenen Tages fortgeträumt haben; denn als er plötzlich in der Nacht die brennenden Augen und den zitternd über ihn erhobenen Arm des alten Mannes erblickte, ſtieß er einen Schrei aus, als ob er den Todesſtoß von ſeines Vaters Hand erwarte; dann aber ſtreckte er flehend beide Arme zu ihm auf.

Und mit einem Laut, als müſſe es ihm die Bruſt zerſprengen: „Mein Kind, mein einziges Kind!“ brach der Vater an dem Bette des verbrecheriſchen Sohns zuſammen.

* * *

Durch einen Freund in Hamburg hatte Carſtens es möglich gemacht, ſeinen Sohn dort in einem kleineren

Geſchäfte unterzubringen. Indeſſen war, trotz der Achtung, der er ſich erfreute, dies Ereigniß ſeines Hauſes ſchonungslos genug in der kleinen Stadt beſprochen, freilich bei dieſer Gelegenheit auch das Gedächtniß der armen Juliane nicht eben ſanft aus ihrer Gruft hervorgeholt worden. Nur Carſten ſelbſt erfuhr nichts davon. Als er eines Tages aus einem befreundeten Bürgerhauſe auffallend gedrückt nach Haus gekommen war, fragte Brigitte ihn beſorgt: „Was iſt dir, Carſten? Du haſt doch nichts Schlimmes über unſeren Heinrich gehört?“ — „Schlimmes?“ erwiederte der Bruder; „o nein, Brigitte; man hat, ſeit er fort iſt, auch nicht einmal ſeinen Namen gegen mich genannt.“ — Und mit geſenktem Haupte ging er an ſeinen Arbeitstiſch.

Briefe von Heinrich kamen ſelten, und oftmals forderten ſie Geld, da mit dem geringen Gehalte ſich dort nicht auskommen laſſe. — Sonſt ging das Leben ſeinen ſtillen Gang; der alte Birnbaum im Hofe hatte wieder einmal geblüht und dann zur rechten Zeit und zur Freude der Nachbarkinder ſeine Frucht getragen. Beſonderes war nicht vorgefallen, wenn nicht, daß Anna den Heirathsantrag eines wohlſtehenden jungen Bürgers abgelehnt hatte; ſie war keine von den Naturen, die durch ihr Blut der Ehe zugetrieben werden: ſie hatte ihre alten Pflegeeltern noch nicht verlaſſen wollen.

Als aber kurz vor Weihnachten Carſtens ſeinem Sohne den plötzlich eingetroffenen Tod des Senators gemeldet hatte, erfolgte in einigen Tagen ſchon eine Antwort, worin Heinrich ſeinen Beſuch zum Weihnachtsabend anſagte. Eine Geldforderung enthielt der Brief nicht; nicht einmal die Reiſekoſten hatte er ſich ausgebeten.

Es war doch eine Freudenbotſchaft, die ſofort im Hauſe verkündigt wurde. Und wie eine glückliche Unruhe kam es über Alle, da nun das Feſt heranrückte; die Händedrücke, die Carſten im Vorbeigehen mit ſeiner alten Schweſter zu wechſeln pflegte, wurden inniger; mitunter haſchte er ſich die geſchäftige Pflegetochter, hielt ſie einen Augenblick an beiden Händen und ſah ihr zärtlich in die heiteren Augen.

Endlich war der Nachmittag des heiligen Abends herangekommen. Im Hauſe hatte eine erwartungsvolle Thätigkeit gewaltet; doch bald ſchien Alles zum Empfange des Chriſtkinds und des Gaſtes vorbereitet. Vom Arbeitstiſche, der heute von allen Rechnungs- und Contobüchern entlaſtet war, blinkte auf ſchneeweißem Damaſt das Theegeſchirr mit goldenen Sternchen, während daneben die friſchgebackenen Weihnachtskuchen dufteten. Der Thür gegenüber auf der Commode war

Heinrich's Beſcheerung von den Frauen ausgebreitet: ein Dutzend Strümpfe aus feinſter Zephyrwolle, woran die ſorgſame Tante das ganze Jahr geſtrickt hatte; daneben von Anna's ſauberen Händen eine reich geſtickte Atlasweſte und eine grünſeidene Börſe, durch deren Maſchen die von Carſten geſpendeten Ducaten blinkten. Dieſer ſelbſt ging eben in den Keller, um aus ſeinem beſcheidenen Vorrath zwei ganz beſondere Flaſchen herauf zu holen, die er vor Zeiten von einem dankbaren Schutzbefohlenen zum Geſchenk erhalten hatte; es ſollte heute einmal nichts geſpart werden.

Statt ſeiner trat Tante Brigitte herein, zwei blank polirte Leuchter in den Händen, auf denen ſchneeweiße ruſſiſche Lichter in eben ſo weißen Papiermanſchetten ſteckten; denn ſchon war die Dämmerung des heiligen Abends hereingebrochen; draußen zogen ſchon die Schaaren der kleinen Weihnachtsbettler, und ihr Geſang tönte durch die Straßen: „Vom Himmel hoch, da komm ich her.“

Als Carſten wieder eintrat, brannten auch die Lichter ſchon; die Stube ſah ganz feſtlich aus. Die alten Geſchwiſter wandten die Geſichter gegen einander und blickten ſich herzlich an. „Es wird auch Zeit, Carſten!“ ſagte Brigitte; „die Poſt pflegt immer ſchon um Vier zu kommen.“

Carſten nickte, und nachdem er noch eilig ſeine Flaſchen hinter dem warmen Ofen aufgepflanzt hatte, langte er mit zitternder Hand ſeinen Hut vom Thürhaken. „Soll ich nicht mit Euch, Ohm?“ rief Anna; „hier iſt für mich nichts mehr zu thun.“

— „Nein, nein, mein Kind; das muß ich ganz allein.“ Mit dieſen Worten nahm er ſein Bambusrohr aus dem Uhrgehäuſe und ging hinaus.

Das Poſtgebäude lag derzeit hoch oben in der Norderſtraße; aber es war völlig windſtill, ein leichter Froſtſchnee ſank ebenmäßig herab. Carſten ſchritt rüſtig vorwärts, ohne rechts oder links zu ſehen; als er jedoch faſt ſein Ziel erreicht hatte, hörte er ſich plötzlich angerufen: „He, Freundchen! Freundchen, nehmt mich mit!“ Und Herrn Jasper's ſelbſt in der Dunkelheit nicht zu verkennende Geſtalt ſchritt aus einer Nebenſtraße, munter mit dem Schnupftuche winkend, auf ihn zu. „Merk's ſchon,“ ſagte er, „Ihr wollt Euern Heinrich von der Poſt holen? Hab' nur gehört, ſoll ein Staatskerl geworden ſein, der junge Schwerenöther!“

„Aber,“ ſagte Carſten, indem er längere Schritte machte, denen der Andere, mit beiden Armen ſchaukelnd, nachzukommen ſtrebte, „ich dächte, Jaspers, Ihr hättet Niemanden zu erwarten!“

„Nein, Gott ſei Dank, Carſten! Nein, Niemanden! Aber — zum Henker, Ihr braucht nicht ſo zu rennen — man muß doch ſehen, was zum lieben Feſt für Gäſte kommen.“

Sie waren an einer Straßenecke in der Nähe des Poſthauſes angelangt, wo ſich bereits eine Anzahl Menſchen angeſammelt hatte, um die Ankunft der Poſt hier abzuwarten, als Herr Jaspers von einem vorübergehenden Amtsſchreiber angerufen wurde.

„Hört Ihr nicht, Jaspers? Der Mann wünſcht Euch zu ſprechen,“ ſagte Carſten, der eben aus der Tiefe der Straße das Rummeln eines ſchweren Wagens heraufkommen hörte.

Aber der Andere ſtand wie gemauert. „Ei, Gott bewahre, Carſten! Laßt den Haſenfuß laufen! Ich bleibe bei Euch, Freundchen; wer weiß, was noch paſſiren kann! Ihr kennt doch die Geſchichte von dem Flensburger Candidaten, der ſeine Liebſte aus der Kutſche heben wollte, und dem ein ſchwarzer Negerjunge auf den Nacken ſprang!“

„Ich kenne alle Eure Geſchichten, Jaspers,“ erwiederte Carſten ungeduldig; „aber, wenn Ihr's denn wiſſen wollt, ich wünſche meinen Sohn allein zu empfangen; ich brauche Euch nicht dabei!“

Herrn Jaspers unerſchütterliche Antwort wurde von Peitſchenknall und dem ſchmetternden Klang eines Poſthorns übertönt; und gleich darauf rollte auch der ſchwerfällige Wagen vor die Thür des Poſthauſes, in den matten Schein, den die darüber befindliche Laterne auf die leicht beſchneite Straße hinauswarf. Dann ſprang der Poſtillon vom Bock, vom Schirrmeiſter wurde die Wagenthür aufgeriſſen, und die Leute drängten ſich herzu, um die Fahrgäſte ausſteigen zu ſehen.

Carſten war etwas zurück im Schatten der Mauer ſtehen geblieben. Da er von hoher Statur war, ſo konnte er auch von hier aus die in Mäntel und Pelze vermummten Geſtalten, welche eine nach der anderen aus dem Wagenkaſten auf die Straße traten, deutlich genug erkennen.

„Niemand mehr darin?“ frug der Schirrmeiſter.

„Nein, nein!“ tönte es von mehreren Seiten; und die Wagenthür wurde zugeworfen.

Carſten umklammerte die Krücke ſeines Stockes und ſtützte ſich darauf; ſein Heinrich war nicht gekommen. — Er blickte wie abweſend auf die dampfenden Pferde, die auf dem Pflaſter ſcharrten und klirrend ihre Meſſingbehänge ſchüttelten, und wollte ſich endlich ſchon zum Gehen wenden, als er bemerkte, daß er hier nicht der einzige Getäuſchte ſei. Eine junge Dirne hatte ſich an den Poſtillon herangemacht, der eben die Decken über ſeine Thiere warf, und ſchien ihn mit aufgeregten Fragen zu bedrängen. „Ja, ja, Mamſellchen,“ hörte er dieſen antworten, „es kann noch immer ſein; es kommt noch eine Bei-Chaiſe.“

„Noch eine Bei-Chaiſe!“ Carſten wiederholte die Worte unwillkürlich; ein tiefer Athemzug entrang ſich ſeiner Bruſt. Der Poſtillon war ihm bekannt; er hätte ihn fragen können: „Sitzt denn mein Heinrich mit darin?“ Aber er vermochte ſich nicht vom Fleck zu rühren; mit geſchloſſenen Lippen ſtand er und ſah bald darauf den Wagen fortfahren und blickte auf die leeren Geleiſe, die im Schnee abgedrückt waren, auf die leiſe und unaufhaltſam neuer Schnee herabſank und ſie bald bedeckte.

Um ihn her war es ganz ſtill geworden, ſelbſt Herr Jaspers ſchien verſchwunden, das Mädchen hatte ſich ſchweigend neben ihn geſtellt, die Arme in ihr Umſchlagetuch gewickelt. Mitunter klingelte eine Thürſchelle, dann ſangen die Kinderſtimmen: „Vom Himmel hoch, da komm ich her!“ Die kleinen Weihnachtsbettler mit ihrem tröſtlichen Verkündigungsliede zogen noch immer von Haus zu Haus.

Endlich kam es abermals die Straße herauf, näher und näher kam es, noch einmal knallte die Peitſche und ſchmetterte das Poſthorn, und jetzt rollte die verheißene Bei-Chaiſe in den Laternenſchein des Poſthauſes hinein.

Und ehe die Pferde noch zum Stehen gebracht waren, ſah Carſten die Geſtalt eines hohen Mannes behende aus dem Wagen ſpringen und gegen ſich herankommen. „Heinrich!“ rief er und ſtürzte vorwärts, daß er faſt geſtrauchelt wäre; aber der Mann wandte ſich zu dem Mädchen, die jetzt mit einem Freudenſchrei an ſeinem Halſe hing. — „Ich dachte ſchon, du wärſt nicht mehr gekommen!“ — „Ich? Nicht kommen am Weihnachtsabend? Oh!“

Carſten blickte den Beiden nach, wie ſie durch den fallenden Schnee Arm in Arm die Straße hinabgingen; als er ſich umwandte, war auch der Platz vor dem Hauſe leer, wo vorhin die Chaiſe gehalten hatte. „Er iſt nicht gekommen, er wird krank geworden ſein,“ ſagte er halblaut zu ſich ſelber

Da legte ſich eine breite Hand auf ſeinen Arm. „Oho, Freundchen!“ ſprach dicht neben ihm Herrn Jaspers’ wohlbekannte Stimme, „dachte ich’s nicht, daß Ihr Euch Grillen fangen würdet! Krank meint Ihr? Nein, Carſten, das laßt Euch den heiligen Abend nicht verderben. Ihr wißt doch, in Hamburg giebt’s ganz andere Weihnachten für die jungen Burſche als in Eurem alten Urgroßvaterhauſe an der Twiete. Aber, ſeht Ihr, war's nicht hübſch, daß ich Euch warten half? Da habt Ihr doch Geſellſchaft auf dem Rückweg!"

Herrn Jaspers' Stimme hatte einen faſt zärtlichen Ausdruck angenommen; aber Carſten hörte nicht darauf. Auch auf dem Rückwege ließ er Herrn Jaspers ungeſtört an ſeiner Seite traben; er war ein geduldiger Mann geworden.

Als er wieder in ſein Haus trat, hörte er raſch die Stubenthür von innen anziehen. „Noch einen Augenblick Geduld!" rief Anna's helle Stimme; dann gleich darauf wurde die Thür weit aufgeſchlagen, und die ſchlanke Mädchengeſtalt ſtand wie in einem Bilderrahmen auf der Schwelle. Sie ſchritt auch nicht hinaus, ſie ſtarrte regungslos auf ihren alten Pflegevater.

„Allein, Ohm?" fragte ſie endlich.

„Allein, mein Kind."

Dann gingen Beide zu Tante Brigitte in die feſtlich aufgeſchmückte Stube, und die Frauen, während Carſten ſchweigend in dem Lederſeſſel daneben ſaß, erſchöpften ſich in immer neuen Muthmaßungen, was es nur geweſen ſein könne, das ihnen alle Freude ſo zerſtört habe, bis endlich der Abend vergangen war, und ſie ſtill die Lichter löſchten und die Geſchenke wieder forträumten, welche ſie kurz zuvor ſo geſchäftig zuſammengetragen hatten.

* * *

Auch die Weihnachtsfeiertage verfloſſen, ohne daß Heinrich ſelbſt oder ein Lebenszeichen von ihm erſchienen wäre. Als auch der Neujahrsabend herankam und die lang erwartete Poſtſtunde wieder ſo vorüberging, hatten in dem alten Mann die Sorgen der letzten Tage ſich zu einer faſt erſtickenden Angſt geſteigert. Was konnte geſchehen ſein? Wenn Heinrich krank läge dort in der großen fremden Stadt! Die dieſesmal ruhigere Ueberlegung der Frauen vermochte ihn nicht zurückzuhalten, er mußte ſelber hin und ſehen. Vergebens ſtellten ſie ihm die Beſchwerlichkeit der langen Reiſe bei dem eingetretenen ſcharfen Froſt vor Augen; er ſuchte ſich das nöthige Reiſegeld zuſammen und hieß Brigitte ſeinen Koffer packen; dann ging er in die Stadt, um ſich zum anderen Morgen Fuhrwerk zu verſchaffen.

Als er nach vielfachem Umherrennen erſchöpft nach Hauſe kam, war ein Brief von Heinrich da; ein Verſehen des Poſtboten hatte die Abgabe verſpätet. Haſtig riß er das Siegel auf; die Hände flogen ihm, daß er kaum ſeine Brille aus der Taſche ziehen konnte. Aber es war ein ganz munterer Brief; Herr Jaspers hatte Recht gehabt, mit Heinrich war nichts Beſonderes vorgefallen; er hatte nur gedacht, es ſei doch richtiger, den Weihnachtsmarkt in Hamburg zu genießen und dann ſpäter nach Haus zu kommen, wenn erſt im Hof der große Birnbaum blühe und ſie mit einander auf den Deich hinausſpazieren könnten; dann folgte die luſtige Beſchreibung verſchiedener Feſte und Schauſtellungen; von den Kümmerniſſen, die er den Seinen zugefügt, ſchien ihm keine Ahnung gekommen zu ſein.

Auch eine Nachſchrift enthielt der Brief: er habe auf eigene Hand mit einem guten Freunde einig Geſchäfte eingefädelt, die ſchon hübſchen Gewinn abgeworfen hätten; er wiſſe jetzt, wo Geld zu holen ſei ſie würden bald noch Anderes von ihm hören. — Wie gewagt, nach mehr als einer Seite hin, dieſe Geſchäftsverbindung ſei, davon freilich war nichts geſchrieben

Carſten, da er Alles einmal und noch einmal geleſe hatte, lehnte ſich müde in ſeinen Stuhl zurück; de Name „Juliane“ drängte ſich unwillkürlich über ſein Lippen. Aber jedenfalls — Heinrich war geſund; e war nichts Schlimmes vorgefallen.

„Nun, Ohm?“ fragte Anna, die auf Mittheilun harrend mit Tante Brigitte vor ihm ſtand.

Er reichte ihnen den Brief. „Leſet ſelbſt,“ ſagte er, „vielleicht daß ich heute einmal beſſer ſchlafe! Und dann, Anna, beſtelle mir den Fuhrmann ab, meine alten Beine können nun nicht mehr!“ Er ſah faſt glücklich aus bei dieſen Worten; ein Ruhepunkt war eingetreten, und er wollte ihn redlich zu benutzen ſuchen.

Am anderen Morgen wurden die Weihnachtsgeſchenke aus den Schubladen wieder hervorgeholt und ſorgſam in ein Kiſtchen verpackt an Heinrich auf die Poſt gegeben; obenauf lag ein Brief von Anna, voll herzlichen Zuredens und voll ehrlicher Entrüſtung. Als Antwort erhielt ſie nach einigen Monaten ein Oſterei von Zucker, aus welchem, da es ſich öffnen ließ, eine goldene Vorſtecknadel zum Vorſchein kam; einige neckende Knittelverſe, welche für die guten Lehren dankten, waren auf einem Papierſtreifchen darumgewunden.

Wenn die goldene Nadel ein Ertrag der eingefädelten Geſchäfte war, ſo blieb ſie jedenfalls das einzige Zeichen, das davon nach Haus gelangte; in den ſpärlichen Briefen geſchah derſelben entweder gar nicht oder nur noch in allgemeinen Andeutungen Erwähnung.

Die Zeit rückte weiter, und nach den Oſtern war jetzt der Nachmittag des Pfingſtfeſtes herangekommen. Die Frauen befanden ſich beide auf dem ſonnigen Hausflur in emſiger Beſchäftigung; Tante Brigitte hatte das Gardinenbrett des Ladenfenſters vor ſich auf dem Zahltiſch liegen, bemüht, einen blüthenweißen Vorhang daran feſtzunadeln; Anna, der eine Anzahl grüner Waldmeiſterkränze über dem einen Arm hingen, ſuchte gegenüber an der friſch getünchten Wand nach Haken oder Nägeln, um daran den Feſtſchmuck zu befeſtigen. Zwei der Kränze waren glücklich angebracht; bei dem dritten ſaß der Nagel doch zu hoch, als daß der ausgeſtreckte Arm des ſchlanken Mädchens ihn mit dem Kranz erreichen konnte.

„Kind, Kind!“ rief Tante Brigitte vom Ladentiſch herüber; „du wirſt ja kochheiß, ſo hol' doch einen Schemel!“

„Nein, Tante, es muß!“ erwiederte Anna lachend und begann unter herzlichem Stöhnen ihre vergeblichen Anſtrengungen zu erneuern.

Plötzlich wurde die Hausthür aufgeriſſen, daß das Läuten der Schelle betäubend durch den Flur ſchallte; dazwiſchen rief eine jugendliche Männerſtimme: „Mannshand oben!“ und zugleich war auch der Kranz aus Anna's aufgeſtreckter Hand genommen und hing im ſelben Augenblicke oben an dem Nagel. Anna ſelbſt ſah ſich in den Armen eines ſchönen Mannes mit gebräuntem Antlitz und ſtattlichem Backenbarte, deſſen Kleidung den Großſtädter nicht verkennen ließ. Aber ſchon hatte ſie mit einer ſo kräftigen Bewegung ihn von ſich geſtoßen, daß er geradewegs auf Tante Brigitte zuflog, die vor ihrem Gardinenbrett beide Hände über dem Kopf zuſammenſchlug. Da brach der Mißhandelte in ein luſtiges Gelächter aus, das noch das Ausläuten der Thürſchelle übertönte.

„Heinrich, Heinrich! du biſt es!“ riefen die Frauen wie aus einem Munde.

„Nicht wahr, Tante Brigitte, das nennt man überraſchen!“

„Junge,“ ſagte die Alte noch halb erzürnt; „in deinem modiſchen Rock ſteckt doch noch der alte Hans Dampf; wenn du dich anſagſt, kann man ſich zu Tode warten, und wenn du kommſt, könnte man vor Schreck den Tod davon haben.“

„Nun, nun, Tante Brigitte; ihr ſollt mich auch bald genug ſchon wieder los werden; unſereiner hat nicht lange Zeit zu feiern.“

„Ei, Heinrich,“ ſagte die gute Tante, indem ſie ihn mit ſichtlicher Zufriedenheit betrachtete, „ſo ſollte es nicht gemeint ſein! Was du geſund ausſiehſt, Junge! Nun aber hilf auch mir noch ein paar Augenblicke mit deiner hübſchen Leibeslänge!“

Mit einem Satz war Heinrich über den Ladentiſch hinüber und ſtand gleich darauf auf der Fenſterbank, das Gardinenbrett mit den daranhängenden weißen Fahnen in den Händen.

Als kurz darauf ein gemeſſenes Läuten der Thürſchelle die Ankunft des bisher abweſenden Hausherrn

ſchelle die Ankunft des bisher abweſenden Hausherrn

anzeigte, ſaß Heinrich bereits wohl verſorgt im Zimmer vor dem Kaffeetiſche, den aufhorchenden Frauen die Wunder der Großſtadt und ſeiner eigenen Thätigkeit verkündend. Gleich darauf ſtand er dem Vater gegenüber, und dieſer ergriff ſeine beiden Hände und ſah ihm mit verhaltenem Athem in die Augen. „Mein Sohn!“ ſagte er endlich, und Heinrich fühlte, wie aus dem Körper des alten Mannes ein Zittern in den ſeinen überging.

Noch lange, als ſie ſchon mit den Anderen am Tiſche ſaßen, hingen ſo die Blicke des Vaters an des Sohnes Antlitz, während deſſen bald wieder in Fluß gekommene Reden faſt unverſtanden an ſeinem Ohr vorübergingen. Heinrich ſchien ihm äußerlich faſt ein Fremder; die Aehnlichkeit mit Juliane war zurückgetreten, er ſagte ſich das mit ſchmerzlicher Befriedigung; die Zeit ſeines Fortganges aus der Vaterſtadt, obgleich nur wenige Jahre ſeitdem vergangen waren, lag jetzt weit dahinter. Ein freudiger Gedanke erfüllte plötzlich das Herz des Vaters: was auch damals geſchehen war, es war nur der Fehler eines in der Entwickelung begriffenen, noch knabenhaften Jünglings, wofür die Verantwortlichkeit dem jetzt vor ihm ſitzenden Manne nicht mehr aufgebürdet werden konnte. Carſten faltete

unwillkürlich ſeine Hände; als Anna's Blicke ſich zu-

unwillkürlich ſeine Hände; als Anna's Blicke ſich zufällig auf ihn wandten, hörte auch ſie nicht mehr auf Heinrich's Wunderdinge: ihr alter Ohm ſaß da, als ob er betete.

Später freilich, als Sohn und Vater ſich allein gegenüberſaßen, mußte Heinrich auch dieſem Rede ſtehen. Er war jetzt auf einer Geſchäftsreiſe für ſeine Firma; am zweiten Feſttag ſchon mußte er weiter, dem Norden zu. Aus dem eleganten Taſchenbuche, das Heinrich hervorzog, wurde Carſten in manche Einzelnheiten eingeweiht, und er nickte zufrieden, da er den Sohn in wohlgeordneter Thätigkeit erblickte. Weniger deutlich waren die Mittheilungen, die Heinrich über ſeine auf eigene Hand betriebenen Geſchäfte machte; er verſtand es, über dieſe ſelbſt mit leichter Andeutung fortzugehen und ſich dagegen ausführlich über neue Unternehmungen auszulaſſen, die mit dem unzweifelhaften Gewinn der erſteren begonnen werden ſollten. Carſten war in ſolchen Dingen nicht erfahren; aber wenn in Heinrich's wortreicher Darlegung die Projecte immer höher ſtiegen, und das Gold aus immer reicheren Quellen floß, dann war es ihm mitunter, als blickten plötzlich wieder Julianens Züge aus des Sohnes Antlitz, und zugleich in Angſt und Zärtlichkeit ergriff er deſſen Hände, als könnte er ihn ſo auf feſtem Boden halten.

feſtem Boden halten.

Dennoch, als ſie am anderen Vormittage mit einander in der Kirche ſaßen, konnte er ſich einer kleinen Genugthuung nicht erwehren, wenn über den Geſangbüchern in allen Bänken ſich die Köpfe nach dem ſtattlichen jungen Mann herumwandten; ja, es war ihm faſt leid, daß heute nicht auch Herr Jaspers aus ſeinem gewohnten Stuhl herüberpſalmodirte.

Am Nachmittage, während drinnen Carſten und Brigitte ihr Schläſchen hielten, ſaßen Heinrich und Anna draußen auf der Bank unter dem Birnbaume. Auch ſie hielten Mittagsruhe, nur daß die jungen Augen nicht zufielen wie die alten drinnen; zwar ſprachen ſie nicht, aber ſie hörten auf den Sommergeſang der Bienen, der tönend aus dem mit Blüthen überſchneiten Baume zu ihnen herabklang. Bisweilen, und dann immer öfter, wandte Anna den Kopf und betrachtete verſtohlen das Geſicht ihres Jugendgeſpielen, der mit ſeinem Spazierſtöckchen den Namen einer berühmten Kunſtreiterin in den Sand ſchrieb. Sie konnte ſich noch immer nicht zurechtfinden; der bärtige Mann an ihrer Seite, deſſen Stimme einen ſo ganz anderen

Klang hatte, war das der Heinrich noch von ehedem? — Da flog ein Staar vom Dach herab auf die Einfaſſung des Brunnens, blickte ſie mit ſeinen blanken Augen an und begann mit geſchwellter Kehle zu
Augen an und begann mit geſchwellter Kehle zu
ſchnattern, als wollte er ihr ins Gedächtniß rufen, wer dort ſtatt ſeiner einſt geſeſſen habe. Anna öffnete die Augen weit und blickte hinauf nach einem Stückchen blauen Himmels, das durch die Zweige des Baumes ſichtbar war; ſie fürchtete den Schatten, der drunten aus der Brunnenecke in dieſen goldenen Sommertag hineinzufallen drohte.

Aber auch Heinrich's Erinnerung war durch den geſchwätzigen Vogel geweckt worden; nur ſahen ſeine Augen keinerlei Schatten aus irgend einer Ecke. „Was meinſt du, Anna,“ ſagte er, mit ſeinem Stöckchen nach dem Brunnen zeigend; „glaubſt du, daß ich damals wirklich in das dumme Ding hineingeſprungen wäre?“

Sie erſchrak faſt über dieſe Worte. „Wenn ich es glauben müßte,“ erwiederte ſie, „ſo wärſt du jedenfalls nicht werth geweſen, daß ich dich davon zurückgeriſſen hätte.“

Heinrich lachte. „Ihr Frauen ſeid ſchlechte Rechenmeiſter! Dann hätteſt du mich ja jedenfalls nur ſitzen laſſen können!“

„O Heinrich, ſage lieber, daß ſo etwas nie — nie wieder geſchehen könne!“

Statt der Antwort zog er ſeine koſtbare goldene Uhr aus der Taſche und ließ dieſe und die Kette vor ihren Augen ſpielen. „Wir machen jetzt ſelbſt Geſchäfte,“ ſagte er dann; „nur noch einige Monate weiter, da werfe ich den Erben des Senators die paar lumpigen Thaler vor die Füße; wollen ſie's nicht aufheben, ſo mögen ſie es bleiben laſſen; denn freilich, bezahlt muß ſo was werden.“

ſagte er dann; „nur noch einige Monate weiter, da

„Sie werden es ſchon nehmen, wenn du es beſcheiden bieteſt,“ ſagte Anna.

„Beſcheiden?“ Er hatte ſich vor ſie hingeſtellt und ſah ihr ins Geſicht, das ſie ſitzend zu ihm erhoben hatte. „Nun, wenn du meinſt,“ ſetzte er wie gedankenlos hinzu, während ſeine Augen den Ausdruck aufmerkſamer Betrachtung annahmen. „Weißt du wohl, Anna,“ rief er plötzlich, „daß du eigentlich ein verflucht hübſches Mädchen biſt!“

Die Worte hatten ſo ſehr den Ton unwillkürlicher Bewunderung, daß Anna faſt verlegen wurde. „Du haſt dir wohl andere Augen aus Hamburg mitgebracht,“ ſagte ſie.

„Freilich, Anna; ich verſtehe mich jetzt darauf! Aber weißt du auch wohl, daß du nun bald dreiundzwanzig Jahre alt biſt! Warum haſt du noch immer keinen Mann?“

„Weil ich keinen wollte. Was ſind das für Fragen, Heinrich!"

„Ich weiß wohl, was ich frage, Anna; heirathe mich, dann biſt du aus aller Verlegenheit."

mich, dann biſt du aus aller Verlegenheit.

Sie ſah ihn zornig an. „Das ſind keine ſchönen Späße!"

„Und warum ſollen es denn Späße ſein?„ erwiederte er und ſuchte ihre Hand zu faſſen.

Sie richtete ſich faſt zu gleicher Höhe vor ihm auf. „Nimmer, Heinrich, nimmer." Und, als ſie dieſe Worte, heftig mit dem Kopfe ſchüttelnd, ausgeſtoßen hatte, machte ſie ſich los und ging ins Haus zurück; aber ſie war blutroth dabei geworden bis in ihr blondes Stirnhaar hinauf.

* * *

Die Geſchäfte, von denen Heinrich ſich goldene Berge verſprochen hatte, mußten doch einen anderen Erfolg gehabt haben. Kaum einen Monat nach ſeiner Abreiſe kamen Briefe aus Hamburg, von ihm ſelbſt und auch von Dritten, deren Inhalt Carſten den Frauen zu verbergen wußte, der ihn aber veranlaßte, ſich bei ſeinem Gönner, dem ſowohl im bürgerlichen als im peinlichen Rechte wohlerfahrenen alten Bürgermeiſter eine vertrauliche Beſprechung zu erbitten. Und ſchon am nächſten Abend im Rathsweinkeller raunte Herr Jaspers bei ſeinem Spitzglas Rothen ſeinem Nachbar, dem Stadtwagemeiſter, zu, der alte Carſtens — der Narr mit ſeinem liederlichen Jungen — es ſei aus guter Quelle, daß er Vormittags mehrere ſeiner beſten Hypothekverſchreibungen mit einer hübſchen Draufgabe gegen Baares umgeſetzt habe. Der Stadtwagemeiſter wußte ſchon noch mehr: das Geld, eine große Summe, war bereits am Nachmittage nach Hamburg auf die Poſt gegeben. Man kam überein, es müſſe dort etwas geſchehen ſein, das raſche und unabweisbare Hülfe erfordert habe. „Hülfe!“ wiederholte Herr Jaspers, mit den dünnen Lippen behaglich den Reſt ſeines Rothen ſchlürfend; „Hans Chriſtian wollte auch der Katze helfen und füllte kochend Waſſer in die Keſſelfalle!“

Jedenfalls, wenn eine Gefahr vorhanden geweſen war, ſo ſchien ſie für dies Mal abgewendet; ſelbſt Herr Jaspers konnte nichts Weiteres erkundſchaften, und was an Geſprächen darüber in der kleinen Stadt geſummt hatte, verſtummte allmälig. Nur an Carſten zeigte ſich von dieſer Zeit an eine auffallende Veränderung; ſeine noch immer hohe Geſtalt ſchien plötzlich zuſammengeſunken, die ruhige Sicherheit ſeines Weſens war wie ausgelöſcht; während er das eine Mal erſichtlich den Blicken der Menſchen auszuweichen ſuchte, ſchien er ein ander Mal in ihnen faſt ängſtlich eine Zuſtimmung zu ſuchen, die er ſonſt nur in ſich ſelbſt gefunden hatte. Ueber mancherlei unbedeutende Dinge konnte er in jähem Schreck zuſammenfahren; ſo wenn unerwartet an ſeine Stubenthür geklopft wurde, oder wenn der Poſtbote Abends zu ihm eintrat, ohne daß er ihn vom Fenſter aus vorher geſehen hatte. Man hätte glauben können, der alte Carſten habe ſich noch in ſeinen hohen Jahren ein böſes Gewiſſen zugelegt.

Die Frauen ſahen das; ſie hatten auch wohl ihre eigenen Gedanken, im Uebrigen aber trug Carſten ſeine Laſt allein; nur ſprach er mitunter ſein Bedauern aus, daß er ſtatt aller anderen Dinge nicht lieber ſeine ganze Kraft auf die Vergrößerung des ererbten Geſchäftes gelegt habe, ſo daß Heinrich es jetzt übernehmen und in ihrer Aller Nähe leben könnte. — Es ſtand nicht zum beſten in dem Hauſe an der Twiete; denn auch Tante Brigitte, deren ſorgende Augen ſtets an ihrem Bruder hingen, kränkelte; nur aus Anna's Augen leuchtete immer wieder die unbeſiegbare Heiterkeit der Jugend.

Es war an einem heißen Septembernachmittag, als die Glocke an der Hausthür läutete und gleich darauf Tante Brigitte aus der Küche, wo ſie mit Anna beſchäftigt war, auf den Flur hinaustrat [illegible] Namen!“ rief ſie, „da kommt der Stadtunheilsträger, wie der Herr Bürgermeiſter ihn nennt! Was will der von uns!“

„Fort mit Schaden!“ ſagte Anna und klopfte mit dem Meſſer, das ſie in der Hand hielt, unter den Tiſch. „Nicht wahr, Tante, das hilft?“

Mittlerweile ſtand der Berufene ſchon vor der offenen Küchenthür. „Ei ſchönſten guten Tag miteinander!“ rief er mit ſeiner Altweiberſtimme, indem er mit ſeinem blaucarrirten Taſchentuche ſich die Schweißtropfen von den Haarſpitzen ſeiner fuchſigen Perrücke trocknete. „Nun, wie geht's, wie geht's? Freund Carſtens zu Hauſe? Immer fleißig an der Arbeit?“ — Aber bevor er noch eine Antwort bekommen konnte, hatte er die alte Jungfrau mit einem neugierigen Blick gemuſtert. „Ei, ei, Brigittchen, Ihr ſeht übel aus; Ihr habt verſpielt, ſeit wir uns nicht geſehen.“

Tante Brigitte nickte. „Freilich, es will nicht mehr ſo recht; aber der Phyſikus meint, jetzt bei dem ſchönen Wetter werd' es beſſer werden.“

Herr Jaſpers ließ ein vergnügliches Lachen hören. „Ja, ja, Brigittchen, das meinte der Phyſikus auch bei der kleinen däniſchen Marie im Kloſter, als ſie die Schwindſucht hatte. Ihr wißt, ſie nannte ihr Stübchen immer „min lütje Paradies“ — er lachte wieder höchſt vergnüglich — „aber ſie mußte doch fort aus dat lütje Paradies.“

„Gott bewahr' uns in Gnaden,“ rief Tante Brigitte, „Ihr alter Menſch könntet einem ja mit Euren Reden den Tod auf den Hals jagen.“

„Nun, nun, Brigittchen; alte Jungfern und Eſchenſtangen, die halten manche Jahre!“

„Jetzt aber macht, daß Ihr aus meiner Küche kommt, Herr Jaſpers,“ ſagte Brigitte; „mein Bruder wird Euch beſſer auf Eure Complimente dienen.“

Herr Jaſpers retirirte; zugleich aber hob er ſich die dampfende Perrücke von ſeinem blanken Schädel und reichte ſie auf einem Finger gegen Anna hin. „Jungfer,“ ſagte er, „ſei Sie doch ſo gut und hänge Sie mir derweile das Ding zum Trocknen auf Ihren Plankenzaun; aber paſſ' Sie auch ein wenig auf, daß es die Katz' nicht holt.“

Anna lachte. „Nein, nein, Herr Jaſpers; tragt Euer altes Scheuſal nur ſelbſt hinaus! Und unſere Katz', die frißt ſolche rothe Ratzen nicht.“

„So, ſo? Ihr ſeid ja ein naſeweiſes Ding!“ ſagte der Stadtunheilsträger, beſah ſich einen Augenblick ſeinen abgehobenen Haarſchmuck, trocknete ihn mit ſeinem blaucarrirten Taſchentuche, ſtülpte ihn wieder auf und verſchwand gleich darauf in der Thür des Wohnzimmers.

Als Carſten, der bei ſeinen Rechnungsbüchern ſaß, Herrn Jaspers’ vor Geſchäftigkeit funkelnde Aeuglein durch die Stubenthür erſcheinen ſah, legte er mit einer haſtigen Bewegung ſeine Feder hin. „Nun, Jaspers,“ ſagte er, „was für Botſchaft führt Ihr denn heute wiederum ſpazieren?“

„Freilich, freilich, Freundchen,“ erwiederte Herr Jaspers, „aber, Ihr wißt ja, des Einen Tod, des Anderen Brot!“

„Nun, ſo macht es kurz und ſchüttet Eure Taſchen aus!“

Herr Jaspers ſchien den geſpannten Blick nicht zu beachten, der aus den großen, tiefliegenden Augen auf ſein kleines, faltenreiches Geſicht gerichtet war. „Geduld, Geduld, Freundchen!“ ſagte er und zog ſich behaglich einen Stuhl herbei — „alſo: der kleine Krämer in der Süderſtraße, wo die Oſtenfelder immer ihre Nothdurft holen — Ihr kennt ihn ja; das Kerlchen hatte immer eine blanke wohlgekämmte Haartolle; aber das hat ihm nichts geholfen, Carſten, nicht für einen Sechsling! Ich hoffe nicht, daß Ihr mit dieſem kleinen Kiebitz irgendwo verwandt ſeid."

„Ihr meint durch meinen Geldbeutel? Nein, nein, Jaspers; aber was iſt mit dem? Es war bei ſeinen Eltern eine gute Brotſtelle."

„Allerdings, Carſten; aber eine gute Brotſtelle und ein dummer Kerl, die bleiben doch nicht lang' zuſammen; er muß verkaufen. Ich hab's in Händen; viertauſend Thaler Anzahlung, fünftauſend protocollirte Schulden gehen in den Kauf. — Nun? Guckt Ihr mich an? — Aber ich dachte gleich, das wäre ſo etwas für Euren Heinrich, wie es Euch nicht alle Tage in die Hände läuft!"

Carſten hörte das; er wagte nicht zu antworten; unruhig ſchob er die Papiere, die vor ihm lagen, durch einander. Dann aber ſagte er, und die Worte ſchienen ihm ſchwer zu werden: „Das geht noch nicht; mein Heinrich muß erſt noch älter werden!"

„Aelter werden?" Herr Jaspers lachte wieder höchſt vergnüglich. „Das meinte auch unſer Paſtor von ſeinem Jungen; aber, Freundchen, was zu einem Eſel geboren iſt, das wird ſein' Tage nicht kein Pferd."

Carſten ſpürte ſtarken Drang, gegen ſeinen Gaſt ſein Hausrecht zu gebrauchen; aber er fürchtete unbewußt, die Sache ſelber mit zur Thür hinauszuwerfen.

„Nein, nein, Freundchen,“ fuhr der Andere unbeirrt fort; „ich weiß Euch beſſeren Rath: eine Frau müßt Ihr dem Heinrich ſchaffen, verſteht mich, eine fixe; und eine, die auch noch ſo ein paar Tauſende in bonis hat! Nun“ — und er machte mit ſeiner Stockkrücke eine Bewegung nach der Gegend der Küche hin — „Ihr habt ja Alles nahe bei.“

Carſten ſagte faſt mechaniſch: „Was Ihr Euch doch um anderer Leute Kinder für Sorgen macht!“

Aber Herr Jaspers war aufgeſtanden und ſah mit einem ſchlauen Blick auf den Sitzenden hinab. „Ueberlegt's Euch, Freundchen, ich muß noch auf die Kämmerei; bis morgen halt' ich Euch die Sache offen.“

Er war bei dieſen Worten ſchon zur Thür hinaus. Carſten blieb mit aufgeſtütztem Kopf an ſeinem Tiſche ſitzen; er ſah es nicht, wie gleich darauf, während Herrn Jaspers' hoher Cylinder ſich draußen an den Fenſtern vorüberſchob, die kleinen zudringlichen Augen noch einen ſcharfen Blick ins Zimmer warfen.

* * *

Die Vorſchläge des „Stadtunheilträgers“ ſchienen dennoch nachgewirkt zu haben. — Das war es ja, wonach Carſten ſich ſo lange umgeſehen; das zu Kauf geſtellte, jetzt zwar herabgekommene Geſchäft konnte bei guter Führung und ohne zu hohe Zinſenlaſt als eine ſichere Verſorgung gelten. Hier am Orte konnte der Vater ſelbſt ein Auge darauf halten, und Heinrich würde allmälig auf ſich ſelber ſtehen lernen. Carſten faßte ſich ein Herz; mit zitternder Hand holte er noch einmal aus ſeinem Schreibpult jene Hamburger Briefe, die ihm vor nicht langer Zeit den größten Theil ſeines kleinen Vermögens gekoſtet hatten, und las ſie, einen nach dem anderen, ſorgſam durch. Dem letzten lag ein quittirter Wechſel bei; der Name unter dem Accept war mit vielen Strichen unleſerlich gemacht.

Wie oft hatte er jene Briefe nicht ſchon durchgeſehen, um immer aufs Neue ſich zu überzeugen, daß Alles geordnet ſei, daß für die Zukunft kein Unheil mehr daraus entſtehen könne! Aber ſie ſollten endlich nun vernichtet werden. Er zerriß ſie in kleine Fetzen und warf ſie in den Ofen, wo dann das erſte Winterfeuer ſie ganz verzehren mochte.

Als habe er heimlich eine böſe That begangen, ſo leiſe drückte er die Thür des Ofens wieder zu. Dann ſtand er lange noch vor ſeinem offenen Pulte, den Schlüſſel in der Hand; er athmete mühſam, und ſein grauer Kopf ſank immer tiefer auf die Bruſt. Aber dennoch — und immer wieder ſtand ihm das vor

Augen — wozu die Verhältniſſe der Großſtadt den ſchwachen Sohn verführt hatten, hier in der kleinen Stadt war das unmöglich! Wenn er ihn nur bald, nur gleich zur Stelle hätte! Eine fieberhafte Angſt befiel ihn, ſein Sohn könne noch jetzt, im letzten Augenblick, wo doch vielleicht der ſichere Hafen ihm bereit ſtehe, noch einmal ſich in jenen Strudel wagen.

Das Pult zwar wurde endlich abgeſchloſſen; aber wohl eine Stunde lang ging der ſonſt nie müßige Mann wie zwecklos in Haus und Hof umher, ſprach bald mit den Frauen ein Wort über Dinge, um die er ſich nie zu kümmern pflegte, bald ging er durch den Peſel in den Hof, um die ſeit lange hergeſtellte Brunneneinfaſſung zu beſichtigen. Von hier zurückkommend, öffnete er eine Thür, die aus dem Peſel in einen Seitenbau und in deſſen oberem Stockwerk zu Julianens Sterbekammer führte. Die ſchmale, ſeit Jahren nicht gebrauchte Treppe krachte unter ſeinen Tritten, als führe die alte Zeit aus ihrem Schlafe auf. Droben in der Kammer, unter dem Fenſter, das auf die düſtere Twiete ging, ſtand ein leeres, von Würmern halb zerſtörtes Bettgeſtell. Carſten zog den einzigen Stuhl heran und blieb hier ſitzen. Vor ſeinen Augen füllten ſich die nackten Bretter; aus weißen Kiſſen ſah ein blaſſes Antlitz, zwei brechende

Augen blickten ihn an, als wollten ſie ihm jetzt verheißen, was zu gewähren doch zu ſpät war.

Erſt ſpät am Nachmittage ſaß Carſten wieder an ſeinem Arbeitstiſch. Doch waren es nicht die gewohnten Dinge, die er heute vornahm; eine Curatelrechnung, obwohl ſie morgen zur Concursſache eingereicht werden ſollte, war bei Seite geſchoben und dagegen ein kleines Buch aus dem Pult genommen, das den Nachweis des eigenen Vermögensſtandes enthielt; die großen dunkeln Augen irrten unſtät über die aufgeſchlagenen Paginas Der Alte ſeufzte; über die beſten Nummern war ein rother Strich gezogen. Dennoch begann er ſorgſam ſeinen status aufzuſtellen: was gegenwärtig an Mitteln noch vorhanden war, worauf er in Zukunft noch zu rechnen hatte. Da es nicht reichen wollte, calculirte er überdies den Werth ſeiner kleinen Marſchfenne, die er bisher noch immer feſtgehalten hatte; aber die Landpreiſe waren in jener Zeit nur unerheblich. Er dachte daran, zu ſeinen übrigen Arbeiten noch ein ſtädtiſches Amt zu übernehmen, das man ihm neulich angeboten, das er aber ſeiner geſchwächten Geſundheit halber nicht anzunehmen gewagt hatte; nun meinte er, er ſei zu zag geweſen; gleich morgen wolle er ſich zu der noch immer unbeſetzten Stelle melden. Und aufs Neue machte er ſeine Berechnung; aber das gehoffte Reſultat wollte nicht erſcheinen. Er legte die Feder hin und wiſchte ſich den Schweiß aus ſeinen grauen Haaren.

Da klang ihm vor den Ohren, was Herr Jaspers ihm gerathen hatte, und ſeine Gedanken begannen in den wohlhabenden Bürgerhäuſern herum zu wandern. Freilich, es waren ſchon Mädchen dort zu finden, wirthſchaftlich und ſittſam, und einzelne — ſo dachte er — wohl feſt genug, um einen ſchwachen Mann zu ſtützen; aber würde er für ſeinen Heinrich dort anzuklopfen wagen?

Während er ſich ſelbſt zur Antwort langſam ſeinen Kopf ſchüttelte, trat Anna in der ganzen heiteren Entſchloſſenheit ihres Weſens in die Stube; wie ein Aufleuchten flog es über ſeine Augen, und unwillkürlich ſtreckte er beide Arme nach ihr aus.

Anna ſah ihn befremdet an. „Wolltet Ihr was, Carſten Ohm?“ fragte ſie freundlich.

Carſten ließ die Arme ſinken. „Nein Kind,“ ſagte er faſt beſchämt, „ich wollte nichts; laß dich nicht ſtören; du wollteſt wohl zum Vesperbrote anrichten.“

Er nahm wieder die Feder, als wolle er in der vor ihm liegenden Berechnung fortfahren; aber ſeine Augen blieben an dem Mädchen hängen, während dieſe den Klapptiſch von der Wand ins Zimmer rückte und dann, kaum hörbar, mit ihrer ſicheren Hand die Dinge zum gewohnten Abendthee zurecht ſetzte. Ein Bild der Zukunft ſtieg in ſeiner Seele auf, vor dem er alle ſeine Sorgen niederlegte. — — Aber nein; er hatte immer treu für dieſes Kind geſorgt! Ja, wenn das Letzte nicht geſchehen wäre!

Er war aufgeſtanden und vor ſein beſcheidenes Familienbild getreten. Als er es anſah, ſchien ihm das gemalte Abendroth zu flammen, und die Schattengeſtalten begannen einen Körper anzunehmen. Er nickte ihnen zu; ja, ja, das war ſein Vater, ſeine Großmutter; das waren ehrliche Leute, die da ſpazieren gingen!

— — Als bald darauf die Hausgenoſſen beim Abendbrot zuſammenſaßen, forſchten Brigittens ſchweſterliche Augen immer eindringlicher in des Bruders Antlitz, das den Ausdruck der Verſtörung nicht verhehlen konnte. „Thu's von dir, Carſten!“ ſagte ſie endlich, ſeine Hand erfaſſend. „Was für eine Tracht Unheils hat der elende Menſch denn dieſes Mal auf dich abgeladen?“

„Kein Unheil juſt, Brigitte,“ erwiederte Carſten, „nur eine Hoffnung, die ſich nicht erfüllen kann.“ Und dann berichtete er den Frauen von dem Anbot des Geweſes, von ſeinen Wünſchen, und endlich — daß es ſich denn doch nicht zwingen laſſe.

Es folgte eine Stille nach dieſen Worten. Anna ſchaute auf das Theekraut in ihrer leeren Taſſe; aber ſie fand kein Orakel darin, wie die alten Weiber das verſtehen. Ihr kleiner Reichthum drückte ſie wieder einmal; endlich faßte ſie ſich Muth, und die Augen zu ihrem Pflegevater aufhebend, ſagte ſie leiſe: „Ohm!“

„Was meinſt du, Kind?“

— „Zürnt mir nicht, Ohm! Aber Ihr habt nicht gut gerechnet!“

„Nicht gut gerechnet! Anna? Willſt du es etwa beſſer machen?“

„Ja, Ohm!“ ſagte ſie feſt, und ein paar helle Thränen ſprangen aus ihren blauen Augen; „ſind meine dummen Thaler denn auch dieſes Mal nicht zu gebrauchen?“

Carſten blickte eine Weile ſchweigend zu ihr hinüber. „Ich hätte es mir von dir wohl denken ſollen,“ ſagte er dann; „aber, nein, Anna, auch dies Mal nicht.“

— „Weshalb nicht? Saget nur, weshalb nicht?“

„Weil eine ſolche Vermögensanlage keine Sicherheit gewährt.‘

„Sicherheit?“ — — Sie war aufgeſprungen, und ſeine beiden Hände ergreifend, war ſie vor ihm hingekniet; ihr junges Antlitz, das ſie jetzt zu ihm erhob, war ganz von Thränen überſtrömt. „Ach, Ohm, Ihr ſeid ſchon alt; Ihr haltet das nicht aus; Ihr ſolltet nicht ſo viele Sorgen haben!“

Aber Carſten drängte ſie von ſich. „Kind, Kind, du willſt mich in Verſuchung führen; weder ich, noch Heinrich dürfen ſolches annehmen.“

Hülfe ſuchend wandte Anna den Kopf nach Tante Brigitte; die aber ſaß wie ein Bild, die Hände vor ſich auf den Tiſch gefaltet. „Nun, Ohm,“ ſagte ſie, „wenn Ihr mich zurückſtoßet, ſo werde ich an Heinrich ſelber ſchreiben.“

Carſten legte ſanft die Hand auf ihren Kopf. „Gegen meinen Willen, Anna? Das wirſt du nimmer thun.“

Das Mädchen ſchwieg einen Augenblick; dann ſchüttelte ſie leiſe den Kopf unter ſeiner Hand. „Nein, Ohm, das iſt wohl wahr, nicht gegen Euren Willen. Aber ſeid nicht ſo hart; es gilt ja doch ſein Glück!“

Carſten hob ihr Antlitz von ſeinen Knieen zu ſich auf und ſagte: „Ja, Anna, das denk’ ich auch; aber den Einſatz darf nur Einer geben; der Eine, der ihm auch das Leben gab. Und nun, mein liebes Kind, nichts mehr von dieſer Sache!“

Er drückte ſie ſanft von ſich ab; dann ſchob er ſeinen Stuhl zurück und ging hinaus.

Anna blickte ihm nach; bald aber ſprang ſie auf und warf ſich Tante Brigitte in die Arme.

„Wir wollen es dem lieben Gott anheimſtellen,“ ſagte die alte Frau; „ich habe dieſes Mal meinen Bruder wohl verſtanden.“ Dann hielt ſie das große Mädchen noch lange in ihren Armen.

— — Carſten war in den Hof gegangen. In der ſchon eingetretenen Dunkelheit ſaß er unter dem alten Familienbaum, der längſt von Früchten leer war, und aus deſſen Krone er jetzt Blatt um Blatt neben ſich zu Boden fallen hörte. Er dachte rückwärts in die Vergangenheit; und bald waren es Bilder, die von ſelber kamen und vergingen. Die Geſtalt ſeines ſchönen Weibes zog an ihm vorüber, und er ſtreckte die Arme in die leere Luft; er wußte ſelbſt nicht, ob nach ihr oder nach dem fernen Sohn, der ihn noch unauflöslicher an ihren Schatten band. Dann wieder ſah er ſich ſelber auf der Bank ſitzen, wo er gegenwärtig ſaß; aber als einen Knaben, mit einem Buche in der Hand, aus dem Hauſe hörte er die Stimme ſeines Vaters, und der kleine Peter kam auf ſeinem Steckenpferde in den Hof geritten. Bald aber mußte er ſich fragen, weshalb dieſes friedensvolle Bild ihn jetzt mit ſolchem Weh erfüllte. Da überkam's ihn plötzlich: „Damals — — ja, damals hatte er ſein Leben ſelbſt gelebt;

jetzt that ein Anderer das; er hatte nichts mehr, das ihm ſelbſt gehörte, — — keine Gedanken, — — keinen Schlaf —“

Er ließ ſeinen müden Körper gegen den Stamm des Baumes ſinken; faſt beruhigend klang der leiſe Fall der Blätter ihm ins Ohr.

— — Aber es ſollte noch ein Anderes geſchehen, ehe dieſer Tag zu Ende ging. — Drinnen hatte Brigitte ſich endlich in gewohnter Weiſe an ihr Spinnrad geſetzt, und Anna begann den Tiſch abzuräumen. Als ſie mit dem Geſchirr auf den Flur hinaustrat, ging eben der Poſtbote vorüber. „Für die Mamſell,“ ſagte er und reichte ihr einen Brief durch die halb offene Hausthür. Bei dem Lichte, das auf dem Ladentiſch brannte, erkannte Anna mit Verwunderung in der Adreſſe Heinrich's Handſchrift; er hatte niemals ſo an ſie geſchrieben. Nachdenklich nahm ſie das Licht und zog, als ſie hinein getreten war, die Thür der Küche hinter ſich ins Schloß.

Es dauerte lange, bevor ſie wieder in die Stube kam; aber Brigitte hatte es nicht gemerkt; ihr Spinnrad ſchnurrte gleichmäßig weiter, während Anna, wie alle Tage, jetzt den Tiſch zuſammenklappte und wieder an die Wand ſetzte. Nur etwas unſicherer und lauter geſchah das heute; von dem Briefe ſagte ſie weder der alten Frau noch ihrem Pflegevater, als dieſer nach einiger Zeit ins Zimmer kam und ſich an ſeine Bücher ſetzte.

Endlich gingen die Frauen in das Oberhaus nach ihrer gemeinſchaftlichen Schlafkammer, welche gegen den Hof hinaus lag. Die Fenſter hatten offen geſtanden und die Abendfriſche eingelaſſen; aber Anna konnte den Schlaf nicht finden; in das Rauſchen des Birnbaums trug der Wind in langen gemeſſenen Pauſen den Schall der Kirchenuhr herüber, und ſie zählte eine Stunde nach der anderen.

Auch Brigitte ſchien heute nicht zu ihrem Recht zu kommen; denn ſie ſetzte ſich auf und ſah nach dem Bette des Mädchens, das dem ihrigen gegenüber an der Wand ſtand. „Kind, haſt du noch immer nicht geſchlafen?“ fragte ſie.

— „Nein, Tante Brigitte.“

„Nicht wahr, du grämſt dich um meinen alten Bruder? Aber ich kenne ihn, bitte ihn nicht mehr darum; es wäre ganz um ſeine Ruh' geſchehen, wenn du ihn bereden könnteſt.“

Anna antwortete nicht.

„Schläfſt du, Kind?“ fragte Brigitte wieder.

— „Ich will es verſuchen, Tante.“

Brigitte fragte nicht mehr; Anna hörte ſie bald im ruhigen Schlummer athmen.

* * *

Es war faſt Vormittag, als das junge Mädchen aus einem tiefen Schlaf erwachte, den ſie endlich doch gefunden und aus dem die gute Tante ſie nicht hatte wecken wollen. Raſch war ſie in den Kleidern und ging ins Vorderhaus hinab, wo ſie durch die offene Thür des Peſels Brigitte an einem der dort befindlichen großen Schränke beſchäftigt ſah; aber ſie ging nicht zu ihr, ſondern in die Küche und ließ ſich auf dem hölzernen Stuhl am Heerde nieder. Nachdem ſie von dem Kaffee, der für ſie warm geſtellt war, in eine Taſſe geſchenkt, eine Weile müßig davor geſeſſen und dann dieſelbe zur Hälfte ausgetrunken hatte, ſtand ſie mit einer entſchloſſenen Bewegung auf und trat gleich darauf ins Wohnzimmer.

Carſten ſtand am Fenſter und ſchaute müßig auf den Hafenplatz hinaus. Jetzt wandte er ſich langſam zu der Eintretenden: „Du haſt nicht ſchlafen können,“ ſagte er, ihr die Hand reichend.

— „O doch, Ohm; ich hab' ja nachgeſchlafen.“

„Aber du biſt blaß, Anna. Du biſt zu jung, um für anderer Leute Sorgen deinen Schlaf zu geben.“

„Anderer Leute, Ohm?“ Sie ſah ihm eine Weile ruhig in die Augen. Dann ſagte ſie: „Ich habe auch für mich ſelber viel zu denken gehabt.“

— „So ſprich es aus, wenn du meinſt, daß ich dir rathen kann!“

„Sagt mir nur,“ erwiederte ſie haſtig, „iſt das Geweſe in der Süderſtraße noch zu kaufen? Ich hab's doch nicht verſchlafen? Herr Jaspers iſt doch nicht ſchon wieder hier geweſen?“

Carſten ſagte faſt hart: „Was ſoll das, Anna? Du weißt, daß ich es nicht kaufen werde.“

— „Das weiß ich, Ohm, aber — —“

„Nun, Anna, was denn: aber?“

Sie war dicht vor ihn hingetreten. „Ihr ſagtet geſtern, ich dürfe nicht zu Heinrich's Glück den Einſatz geben; aber — wenn Ihr geſtern Recht hattet, es iſt nun anders geworden über Nacht.“

„Laß das Kind!“ ſagte Carſten; „du wirſt mich nicht bereden.“

„Ohm, Ohm!“ rief Anna, und eine freudige Zärtlichkeit klang aus ihrer Stimme; „es hilft Euch nun nichts mehr; denn Euer Heinrich hat mich zur Frau verlangt, und ich werde ihm mein Jawort geben.“

Carſten ſtarrte ſie an, als ſei der Blitz durch ihn hindurchgeſchlagen. Er ſank auf den neben ihm ſtehenden Lederſeſſel, und mit den Armen um ſich fahrend, als müſſe er unſichtbare Feinde von ſich abwehren, rief er heftig: „Du willſt dich uns zum Opfer bringen! Weil ich dein Geld allein nicht wollte, ſo giebſt du dich nun ſelber in den Kauf!“

Aber Anna ſchüttelte den Kopf: „Ihr irrt Euch, Ohm! So lieb Ihr mir auch Alle ſeid, das könnt' ich nimmer; danach bin ich nicht geſchaffen.“

Zaghaft, als könne ſein Wort das nahende Glück zerſtören, entgegnete Carſten: „Wie iſt denn das? Ihr waret doch alle Zeit nur wie Geſchwiſter!“

„Ja, Ohm!“ und ein faſt ſchelmiſches Lächeln flog über ihr hübſches Angeſicht; „ich habe das auch gemeint; aber auf einmal war's doch nicht mehr ſo.“ Dann plötzlich ernſt werdend, zog ſie einen Brief aus ihrer Taſche „Da leſet ſelbſt,“ ſagte ſie, „ich erhielt ihn geſtern vor dem Schlafengehen.“

Seine Hände griffen danach; aber ſie bebten, daß ſeine Augen kaum die Zeilen faſſen konnten.

Was ſie ihm gegeben hatte, war der Brief eines Heimwehkranken. „Ich tauge nicht hier!“ ſchrieb Heinrich; „ich muß nach Hauſe; und wenn du bei mir bleiben willſt, du, Anna, mein ganzes Leben lang, dann werde ich gut ſein, dann wird Alles gut werden.“

Der Brief war auf den Tiſch gefallen; Carſten hatte mit beiden Armen das Mädchen zu ſich herabgezogen. „Mein Kind, mein liebes Kind,“ flüſterte er ihr zu, während unaufhörlich Thränen aus ſeinen

Augen quollen, „ja, bleibe bei ihm, verlaß ihn nicht; er war ja doch ein ſo guter kleiner Junge!“

Aber plötzlich, wie vor einem inneren Schrecken getrieben, drückte er ſie nieder von ſich. „Haſt du es bedacht, Anna?“ ſagte er; — „ich könnte dir nicht rathen, meines Sohnes Frau zu werden.“

Ein leichtes Zucken flog über das Geſicht des Mädchens, während der alte Mann mit geſchloſſenen Lippen vor ihr ſaß. Ein paar Mal nickte ſie ihm zu: „Ja, Ohm,“ ſagte ſie dann, „ich weiß wohl, er iſt nicht der Bedachteſte, ſonſt hättet Ihr ja keine Sorgen; aber was damals, vor Jahren hier geſchah, Ihr ſagtet ſelbſt einmal, Ohm, es war ein halber Bubenſtreich; und wenn er auch den Erſatz noch nicht geleiſtet hat, ſo etwas iſt doch nicht mehr vorgekommen.“

Carſten erwiderte nichts. Unwillkürlich gingen ſeine Blicke nach dem Ofen, worin die Fetzen jener Briefe lagen. — Wenn er ſie jetzt hervorholte! Wenn er vor ihren Augen ſie jetzt wieder Stück für Stück zuſammenfügte! — Weder Anna noch Brigitte wußten von dieſen Dingen.

Seine Thränen waren verſiegt; aber er nahm ſein Schnupftuch, um ſich die hervorbrechenden Schweißperlen von der Stirn zu trocknen. Er verſuchte zu ſprechen; aber die Worte wollten nicht über ſeine Lippen.

Das ſchöne blonde Mädchen ſtand wieder aufgerichtet vor ihm; mit ſteigender Angſt ſuchte ſie die Gedanken von ſeinem ſtummen Antlitz abzuleſen.

„Ohm, Ohm!“ rief ſie. „Was iſt geſchehen? Ihr waret ſo ſtill und ſorgenvoll die letzte Zeit!“ — Aber als er wie flehend zu ihr aufblickte, da ſtrich ſie mit der Hand ihm die gefurchte Wange. „Nein, ſorget Euch nur nicht ſo ſehr; nehmt mich getroſt zur Tochter an; Ihr ſollet ſehen, was eine gute Frau vermag!“

Und als er jetzt in ihre jungen muthigen Augen blickte, da vermochte er das Wort nicht mehr hervorzubringen, vor dem mit einem Schlag ſeines Kindes Glück verſchwinden konnte.

Plötzlich ergriff Anna, die einen Blick durchs Fenſter gethan hatte, ſeine Hände. „Da kommt Herr Jaspers!“ ſagte ſie. „Nicht ſo? Ihr macht nun Alles richtig?“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, ging ſie raſch zur Thür hinaus.

Da wurde ihm die Zunge frei. „Anna, Anna!“ rief er; wie ein Hülferuf brach es aus ſeinem Munde. Aber ſie hörte es nicht mehr; ſtatt ihrer ſchob ſich Herrn Jaspers' Fuchsperrücke durch die Stubenthür, und mit ihm hinein drängten ſich wieder die ſchmeichelnden Zukunftsbilder und halfen, unbekümmert um das Dunkel hinter ihnen, den Handel abzuſchließen.

* * *

Mit dem Eckhauſe an der anderen Seite der Twiete beginnt vom Hafenplatz nach Oſten zu die Krämerſtraße, deren gegenüberliegende Häuſerreihe, am Markt vorüber, ſich in der langen Süderſtraße fortſetzt. Dort, in einem geräumigen Hauſe, wohnten Heinrich und Anna. Vor dem Laden auf dem geräumigen Hausflur wimmelte es an den Markttagen jetzt wieder von einkaufenden Bauern, und Anna hatte dann vollauf zu thun, die Gewichtigeren von ihnen in die Stube zu nöthigen, zu bewirthen und zu unterhalten; denn das gewandte und umgängliche Weſen ihres Mannes hatte die Kundſchaft nicht nur zurückgebracht, ſondern auch vermehrt.

Carſten konnte es ſich nicht verſagen, täglich einmal bei ſeinen Kindern vorzugucken. Von dem Hafenplatze, dort wo die Schleuſe nach Oſten zu die Häuſerreihe unterbricht, führte ein anmuthiger Fußweg hinter den Gärten jener Straßen, auf welchem man derzeit zu einer beſtimmten Vormittagsſtunde ihn unfehlbar wandern ſehen konnte. Aber er gönnte ſich Weile; geſtützt auf ſeinen treuen Bambus, ſtand er oftmals im Schatten der hohen Gartenhecken und ſchaute nach der anderen Seite auf die Wieſen, durch welche der Meeresſtrom ſich ins grüne Land hinausdrängt; jetzt zwar gebändigt durch die Schleuſe, im Herbſt oder Winter aber auch wohl darüber hinſtürzend, die Wieſen überſchwemmend und die Gärten arg verwüſtend. — Bei ſolchem Gedanken kamen Stock und Beine des Alten wieder in Bewegung: er mußte ſogleich doch Anna warnen, daß ſie zum October ihre ſchönen Sellerie zeitig aus der Erde nehme. Hatte er dann das Lattenpförtchen zu Anna's Garten erreicht, ſo kam die hohe Frauengeſtalt ihm meiſtens auf dem langen Steige ſchon entgegen; ja, als es zum zweiten Male Sommer wurde, kam ſie nicht allein; ſie trug einen Knaben auf ihrem Arm, der ihr eigen und der auf den Namen ſeines Vaters getauft war. Und wie gut ihr das mütterliche Weſen ließ, wenn ſie, die friſche Wange an die ihres Kindes lehnend, leiſe ſingend den Gartenſteig hinabſchritt! Selbſt Carſten hatte jetzt Geſellſchaft; denn durch das Kind war, trotz ihrer vorgeſchrittenen Altersſchwäche, auch Brigitte in Bewegung gebracht. Unten am Pförtchen ſchon, wenn droben kaum die junge Frau mit dem Kinde aus den Bäumen trat, riefen die alten Geſchwiſter den Beiden zärtliche Worte zu. Brigitte nickte und Carſten winkte grüßend mit ſeinem Bambusrohr, und wenn ſie endlich nahe gekommen waren, ſo konnte Brigitte an dem Anblick des Kindes, Carſten noch mehr an dem der Mutter ſich kaum erſättigen.

— — Das Glück ging vorüber, ja, es war ſchon fort, als Carſten und Brigitte noch in ſeinem Schein zu wandeln glaubten; ihre Augen waren nicht mehr ſcharf genug, um die feinen Linien zu gewahren, die ſich zwiſchen Mund und Wangen allmälig auf Anna's klarem Antlitz einzugraben begannen.

Heinrich, der anfänglich mit ſeinem raſch verfliegenden Feuereifer das Geſchäft aufgefaßt hatte, wurde bald des Kleinhandels und des dabei vermachten perſönlichen Verkehrs mit dem Landvolke überdrüſſig. Zu mehrerem Unheil war um jene Zeit wieder einmal ein großſprechender Speculant in die Stadt gekommen, nur wenig älter als Heinrich und deſſen Verwandter von mütterlicher Seite; er war zuletzt in England geweſen und hatte von dort zwar wenig Mittel, aber einen Kopf voll halbreifer Pläne mit herübergebracht, für die er bald Heinrichs lebhafte Theilnahme zu entzünden wußte.

Zunächſt verſuchte man es mit einem Vieh-Export auf England, der bisher in den Händen einer günſtig belegenen Nachbarſtadt geweſen war. Nachdem dies mißlungen war, wurde draußen vor der Stadt unter dem Seedeich ein Auſterbehälter angelegt, um mit den Engliſchen Natives den hieſigen Pächtern Concurrenz zu machen, aber dem an ſich ausſichtsloſen Unternehmen fehlte überdies die ſachkundige Hand, und Carſten, deſſen Warnung man vorher verachtet, mußte einen Poſten nach dem anderen decken und eine Schuld über die andere auf ſeine Grundſtücke einſchreiben laſſen.

Anna ſah jetzt ihren Mann nur ſelten einen Abend noch im Hauſe; denn der unverheirathete Vetter nahm ihn mit in eine Wirthsſtube, in der er den Beſchluß ſeines Tagewerkes zu machen pflegte. Hier beim heißen Glaſe wurden die Unternehmungen berathen, womit man demnächſt die kleine Stadt in Staunen ſetzen wollte; nachher, wenn dazu der Kopf nicht mehr taugte, kamen die Karten auf den Tiſch, wo Einſatz und Erfolg ſich raſcher zeigte.

Heinrich hatte bei alle dem die Augen für ſein Weib noch nicht verloren. Warf das Glück ihm einen augenblicklichen Gewinn zu, der ihn in ſeinem Sinne ſtets zum reichen Manne machte, ſo gab er wohl die Hälfte davon hin, ſei es für Ketten oder Ringe oder für einen koſtbaren Stoff, um ihren ſchönen Leib damit zu ſchmücken. Aber was ſollte Anna, als die Frau eines Kleinhändlers, mit dieſen Dingen, zumal da nach und nach die ganze Leitung des Ladengeſchäftes auf ihre Schultern gekommen war?

Eines Sonntags — die erſte Ladung Auſtern war damals eben raſch und glücklich ausverkauft — da ſie, ihren Knaben auf dem Arm, im Zimmer auf und ab ging, trat Heinrich raſch und fröhlich zu ihr ein. Nachdem er eine Weile ſeine Augen auf ihrem Antlitz hatte ruhen laſſen, führte er ſie vor den Spiegel und legte dann plötzlich ein Halsband mit à jour gefaßten Saphiren um ihren Nacken; glücklich wie ein Kind betrachtete er ſie. „Nun, Anna? — Laß dir's gefallen, bis ich dir Diamanten bringen kann!"

Der Knabe griff nach den funkelnden Steinen und ſtieß Laute des Entzückens aus, aber Anna ſah ihren Mann erſchrocken an. „O Heinrich, du haſt mich lieb; aber du verſchwendeſt! Denk an dich, an unſer Kind!"

Da war die Freude auf ſeinem Antlitz ausgelöſcht; er nahm den Schmuck von ihrem Halſe und legte ihn wieder in die Kapſel, aus der er ihn zuvor genommen hatte. „Anna!" ſagte er nach einer Weile und ergriff faſt demüthig die Hand ſeiner Frau, „ich habe meine Mutter nicht gekannt, aber ich habe von ihr gehört — nicht zu Hauſe, mein Vater hat mir nie von ihr geſprochen, ein alter Capitän in Hamburg, der in ſeiner Jugend einſt ihr Tänzer war, erzählte mir von ihr — ſie iſt ſchön geweſen; aber ſie hat auch nichts Anderes wollen, als nur ſchön und fröhlich ſein; für meinen Vater iſt ihr Tod vielleicht ein Glück geweſen — ich hatte oftmals Sehnſucht nach dieſer Mutter; aber, Anna — ich glaube, ihren Sohn den hätteſt du beſſer nicht zum Mann genommen."

In leidenſchaftlicher Bewegung ſchlang das junge Weib den freien Arm um ihres Mannes Nacken. „Heinrich, ich weiß es, ich bin anders als du, als deine Mutter; aber darum eben bin ich dein und bin bei dir; wolle auch du nur bei mir ſein, geh' nur Abends nicht immer fort, auch um deines alten Vaters willen thu' das nicht! Er grämt ſich, wenn er dich in der Geſellſchaft weiß."

Aber bei Heinrich hatte in Folge der letzten Worte die Stimmung ſchon gewechſelt. Er löſte Anna's Arm von ſeinem Halſe, und mit einem Scherz, der etwas unſicher über ſeine Lippen kam, ſagte er: „Was kann denn ich dafür, wenn der Wein, den ich trinke, meinem Vater Kopfweh macht?"

Mit einer heftigen Bewegung ſchloß Anna den Knaben an ihre Bruſt. „Sei verſichert, Heinrich, ich werde treulich ſorgen, daß dieſes Kind das nicht dereinſt von ſeinem Vater ſage!"

„Nun, nun, Anna! Es war ja nicht ſo bös gemeint."

— — Wie es immer gemeint ſein mochte, anders war es deshalb nicht geworden. Der Nachtwächter, wenn er derzeit auf ſeiner Runde ſich Heinrichs Hauſe näherte, ſah oft den Kopf der jungen Frau aus dem offenen Fenſter in die nächtlich ſtille Gaſſe hinaushorchen; er kannte ſie wohl, denn er war der Vater jenes Nachbarkindes, mit dem Anna ſich einſt ſo liebreich umhergeſchleppt hatte. Ehrerbietig, ohne von ihr bemerkt zu werden, zog er im Vorübergehen ſeinen Hut und rief erſt weit hinter ihrem Hauſe die ſpäte Stunde ab. Aber Anna hatte doch jeden Glockenſchlag gezählt, und wenn endlich der bekannte Schritt von unten aus der Straße ihr entgegenſcholl, ſo war er meiſtens nicht ſo ſicher, als ſie ihn am Tage doch noch zu hören gewohnt war. Dann floh ſie ins Zimmer zurück und warf angſtvoll die Arme über die Wiege ihres Kindes.

In der Stadt ſchüttelten ſchon längſt die klugen, wie die dummen Leute ihre Köpfe, und Abends im Rathskeller konnte man von vergnüglichem Lachen die Fuchsperrücke auf Herrn Jaspers Haupte hüpfen ſehen; ja, er konnte ſich nicht enthalten, ſeinem Freunde, dem Stadtswagemeiſter, wiederholt die tröſtliche Zuverſicht auszuſprechen, daß das Haus in der Süderſtraße bald noch einmal durch ſeine ſchmutzigen Maklerhände gehen werde.

Indeſſen hatte Carſten einen ſtillen, immer wiederkehrenden Kampf mit ſeinem eigenen Kinde zu beſtehen. Damals bei Eingehung der Ehe hatte er es bei den Brautleuten durchgeſetzt, daß ein Theil von Anna's Vermögen als deren Sondergut unter ſeiner Verwaltung geblieben war; jetzt ſollte auch dieſes in das Compagnie-Geſchäft hineingeriſſen werden; aber Anna, welche, ſeit ſie Mutter geworden war, dieſen Reſt als das Eigenthum ihres Kindes betrachtete, hatte Alles in ihres Ohms und Vaters treue Hand gelegt. — Stöhnend, wenn nach ſolcher Verhandlung der Sohn ihn unwillig verlaſſen hatte, blickte der Greis wohl nach dem Ofen, in dem vor Jahren die Reſte jener Briefe verbrannt waren, oder er ſtand vor ſeinem Familienbilde und hielt ſtummen, ſchmerzlichen Zwieſprach mit dem Schatten ſeiner eigenen Jugend.

Ein anſcheinend unbedeutender Umſtand kam noch hinzu. In einer Nacht, es mochte ſchon gegen zwei Uhr Morgens ſein, erkrankte die alte Brigitte plötzlich, und da nur über Tag eine Aushülfsfrau im Hauſe war, ſo machte Carſten ſich ſelber auf, den Arzt zu holen.

Sein Rückweg führte ihn an jener vorerwähnten Wirthsſtube vorüber, aus deren Fenſtern allein in der dunkeln Häuſerreihe noch ein Lampenſchein auf die Straße hinausfiel. Gäſte ſchienen nicht mehr dort zu ſein; denn es war ganz ſtill darinnen; und ſchon hatte Carſten das Haus im Rücken, da drang von dort ein heiſerer Laut in ſeine Ohren, der ihn plötzlich ſtill ſtehen machte; in dieſer häßlichen Menſchenſtimme, in der ſich eine andere ihm bekannte zu verſtecken ſchien, war etwas, das ihn auf den Tod erſchreckte. Er konnte nicht weiter, er mußte zurück; lauernd und gierig, noch einmal und genauer dann zu hören, ſtand er unter dem Fenſter der verrufenen Kneipe. Und noch einmal kam es, müde wie von lallender Zunge ausgeſtoßen. Da ſchlug der Alte beide Hände über den Kopf zuſammen, und ſein Stock fiel ſchallend auf die Steine.

Brigitte genas allmälig, ſoweit man im fünfundſiebzigſten Jahre noch geneſen kann; Carſten aber hatte ſeit jener Nacht auch ſeinen letzten Schlaf verloren. Immer meinte er von jener Trinkſtube her, die doch mehrere Straßen weit entfernt lag, die heiſere Stimme ſeines Sohnes zu hören; er ſetzte ſich auf in ſeinen Kiſſen und horchte auf die Stille der Nacht; aber immer wieder in kleinen Pauſen löſte ſich aus ihr jener furchtbare Ton; ſeine hagere Hand griff in das Dunkel hinein, als wolle ſie die des Sohnes faſſen; aber ſchlaff fiel ſie alsbald über den Rand des Bettes nieder.

Seine Gedanken flohen zurück in Heinrichs Kinderzeit; er ſuchte ſich das glückliche Geſicht des Knaben zurückzurufen, wenn es hieß: „Am Deich ſpazieren gehen;“ er ſuchte ſeinen Jubel zu hören, wenn ein Lerchenneſt gefunden oder eine große Seeſpinne von der Fluth ans Ufer getrieben wurde. Aber auch hier kam etwas, um ſeinen kargen Schlaf mit ihm zu theilen. Nicht nur, wenn es von den Nordſee-Watten her an ſein Fenſter wehte, ſondern auch in todtſtiller Nacht, immer war jetzt das eintönige Toſen des Meeres in ſeinen Ohren; wie zur Ebbezeit von weit draußen, hinter der Schmaltiefe ſchien es herzukommen; ſtatt des glücklichen Geſichtes ſeines Knaben ſah er die bloßgelegten Strecken des gährenden Wattenſchlamms im Mondſchein blänkern, und daraus flach und ſchwarz erhob ſich eine öde Hallig. Es war dieſelbe, bei der er einſt mit Heinrich angefahren, um Möven- oder Kiebitzeier dort zu ſuchen. Aber ſie hatten keine gefunden; nur den aufgeſchwemmten Leichnam eines Ertrunkenen. Er lag zwiſchen dem urweltlichen Kraut des Queller, von großen Vögeln umflogen, die Arme ausgeſtreckt, das furchtbare Todtenantlitz gegen den Himmel gekehrt. Schreiend, mit entſetzten Augen hatte bei dieſem Anblick der Knabe ſich an den Vater angeklammert.

Immer wieder, ja ſelbſt im Traum, wohin dieſe Vorſtellungen ihn verfolgten, ſuchte der Greis ſeine Gedanken nach friedlicheren Orten hinzulenken; aber jedes Wehen der Luft führte ihn zurück auf jenes furchtbare Eiland.

Auch die Tage waren anders geworden; der alte Carſten Curator führte zwar noch dieſen ſeinen Beinamen; aber er führte ihn faſt nur noch wie ein penſionirter Beamter ſeinen Amtstitel, und freilich ohne alle Penſion. Die meiſten ſeiner derartigen Geſchäfte waren in jüngere Hände übergegangen; nur das kleine ſtädtiſche Amt, das er derzeit wirklich erhalten hatte, wurde noch von ihm bekleidet, und auch der Wollwaarenhandel ging in Brigittens alternder Hand ſeinen, freilich immer ſchwächeren Gang.

* * *

Es war an einem Nachmittag zu Anfang des November. Der Wind kam ſteif aus Weſten; der Arm, mit dem die Nordſee in Geſtalt des ſchmalen Hafens in die Stadt hineinlangt, war von trübgrauem Waſſer angefüllt, das kochend und ſchäumend ſchon die Hafentreppen überfluthet hatte und die kleinen vor Anker liegenden Inſelſchiffe hin und wieder warf.

Hier und da begann man ſchon vor Hausthüren und Kellerfenſtern die hölzernen Schotten einzulaſſen, zwiſchen deren doppelte Wände dann der Dünger eingeſtampft wurde, der ſchon ſeit Wochen auf allen Vorſtraßen lagerte.

Aus dem Hauſe an der Twiete trat, von Brigitte zur Thür geleitet, ein junger Schiffer, der ſich mit einer wollenen Jacke für den Winter ausgerüſtet hatte; aber der Sturm riß ihm das Papier von ſeinem Packen und den Hut vom Kopfe. „Oho, Jungfer Brigitte,“ rief er, indem er ſeinem Hute nachlief, „der Wind iſt umgeſprungen; das giebt bös Waſſer heut’!“

„Herr du mein Jeſus!“ ſchrie die Alte; „ſie dämmen überall ſchon vor! Chriſtinchen, Chriſtinchen!“ — ſie wandte ſich zu einem Nachbarskinde, das ſie in Abweſenheit der Eltern in ihrer Obhut hatte — „die Schotten müſſen aus dem Keller! Lauf in die Krämerſtraße; der lange Chriſtian, er muß ſogleich herüberkommen!“

Das Kind lief; aber der Sturm faßte es und hätte es wie einen armen Vogel gegen die Häuſer geworfen, wenn nicht zum Glück der lange Chriſtian ſchon gekommen wäre und es mit zurückgebracht hätte.

Die Schotten wurden herbeigeholt und vor der Hausthür bis zu halber Manneshöhe eingelaſſen. Als die Dämmerung herabfiel, war faſt der ganze Hafenplatz ſchon überfluthet; aus den dem Bollwerk nahe gelegenen Häuſern brachte man mit Böten die Bewohner nach den höheren Stadttheilen. Die Schiffe drunten riſſen an den Ankerketten, die Maſten ſchlugen gegen einander; große weiße Vögel wurden mitten zwiſchen ſie hineingeſchleudert oder klammerten ſich ſchreiend an die ſchlotternden Taue.

Brigitte und das Kind hatten eine Zeit lang der Arbeit des langen Chriſtian zugeſehen; jetzt ſaßen ſie im Dunkeln in der Stube hinter den feſt angeſchrobenen Fenſterläden. Draußen das Klatſchen des Waſſers, das Pfeifen in den Schiffstauen, das Rufen und Schreien der Menſchen; wie grimmig zerrte es an den Läden, als wollte es ſie herunterreißen. „Hu,“ ſagte das Kind, „es kommt herein, es holt mich!“

„Kind, Kind,“ rief die Alte, „was ſprichſt du da? Was ſoll herein kommen?“

„Ich weiß nicht, Tante; das, was da außen iſt!“

Brigitte nahm das Kind auf ihren Schooß.

„Das iſt der liebe Gott, Chriſtinchen; was der thut, das iſt wohl gethan. — Aber komm, wir wollen oben nach meiner Kammer gehen!“

Während deſſen war Carſten hinten im Peſel beſchäftigt; er packte die in dem einen Schranke lagernden alten Papiere und Rechnungsbücher aus und trug ſie nach der Kammer des Seitenbaues hinauf; denn erſt nach etwa einer Stunde war hohe Fluth; das untere Haus war heute nicht ſicher vor dem Waſſer.

Eben trat er, eine brennende Unſchlittkerze in der Hand, wieder in den Peſel; das im Zuge qualmende Licht, welches er in Ermangelung eines Tiſches auf die Fenſterbank niederſetzte, ließ den hohen Raum mit den mächtigen Schränken nur um ſo düſterer erſcheinen; bei dem ſchräg von Weſten einfallenden Sturme raſſelten die in Blei gefaßten Scheiben, als ſollten ſie jeden Augenblick auf die Flieſen hineingeſchleudert werden.

Der Greis ſchien es desungeachtet und trotz der Schreie und Rufe, die von der Straße zu ihm hereindrangen, nicht eben eilig mit ſeiner Arbeit zu haben. Sein Haus, das ſteinerne, würde ſchon ſtehen bleiben; ein anderer Untergang ſeines Hauſes ſtand ihm vor der Seele, dem er nicht zu wehren wußte. Am Vormittage war Anna dageweſen und hatte, als letzte Rettung ihres Mannes, nun ſelbſt die Auslieferung ihrer Werthpapiere von ihm verlangt; aber auch ihr, die zu dieſer Forderung berechtigt war, hatte er ſie abgeſchlagen. „Verklage mich; dann können ſie mir gerichtlich abgenommen werden!“ Er wiederholte ſich jetzt dieſe Worte, mit denen er ſie entlaſſen hatte, und Anna's gramentſtelltes Antlitz ſtand vor ihm auf, eine ſtumme Anklage, der er nicht entgehen konnte.

Als er ſich endlich wieder an dem Schranke niederbückte, hörte er draußen die Thür, welche von der Twiete in den Hof führte, gewaltſam aufreißen; bald darauf wurde auch die Hofthür des Peſels aufgeklinkt, und wie vom Sturm hereingeworfen, ſtand mitten in dem düſteren Raume eine Geſtalt, in der Carſten allmälig ſeinen Sohn erkannte.

Aber Heinrich ſprach nicht und machte auch keine Anſtalt, die Thür, durch welche der Sturm hereinblies, wieder zu ſchließen. Erſt, nachdem ſein Vater ihn aufgefordert hatte, that er das; doch war ihm mehrmals die Klinke dabei aus der Hand geflogen.

„Du haſt mir noch keinen guten Abend geboten, Heinrich,“ ſagte der Alte.

„Guten Abend, — Vater.“

Carſten erſchrak, als er den Ton dieſer Stimme hörte. „Was willſt du?“ fragte er. „Weshalb biſt du nicht bei Frau und Kind? Das Waſſer wird ſchon längſt in eurem Garten ſein.“

Was Heinrich hierauf erwiederte, war bei dem Toſen, das von allen Seiten um das Haus fuhr, kaum zu hören.

„Ich verſtehe dich nicht! Was ſagſt du?“ rief der Greis. — „Das Geld? Die Papiere deiner Frau? — Nein, die gebe ich nicht!“

„Aber — ich bin bankerott — ſchon morgen!“ Die Worte waren gewaltſam hervorgeſtoßen, und Carſten hatte ſie verſtanden.

„Bankerott!“ Wie betäubt wiederholte er das eine Wort. Aber bald danach trat er dicht zu ſeinem Sohn, und die hagere Hand wie zu eigener Stütze gegen ſeine Bruſt preſſend, ſagte er faſt ruhig: „Ich bin weit mit dir gegangen, Heinrich; Gott und dein armes Weib wollen mir das verzeihen! Ich gehe nun nicht weiter; was morgen kommt, — wir büßen beide dann für eigene Schuld.“

„Vater! mein Vater!“ ſtammelte Heinrich. Er ſchien die Worte, die zu ihm geſprochen wurden, nicht zu faſſen.

In jähem Andrang ſtreckte der Greis beide Arme nach dem Sohne aus; und wenn die in dem großen Raume herrſchende Dämmerung es geſtattet hätte, und wenn ſeine Augen klar genug geweſen wären, Heinrich hätte vor dem Ausdruck in ſeines Vaters Angeſicht erſchrecken müſſen; aber die Schwäche, welche dieſen für einen Augenblick überwältigt hatte, ging vorüber. „Dein Vater?“ ſagte er, und ſeine Worte klangen hart.

„Ja, Heinrich! — Aber ich war noch etwas Anderes — die Leute nannten mich danach — nur ein Stück noch habe ich davon behalten; ſieh' zu, ob du es aus meinen alten Händen reißen kannſt! Denn — betteln gehen, das ſoll dein Weib doch nicht, weil ihr Curator ſie für ſeinen ſchlechten Sohn verrathen hat!" Von draußen drang ein Geſchrei herein, und aus entfernten Straßen ſcholl der dumpfe herkömmliche Nothruf: „Water! Water!"

„Hörſt du nicht?" rief der Alte; „die Schleuſe iſt gebrochen! Was ſtehſt du noch? Ich habe keine Hülfe mehr für dich!"

Aber Heinrich antwortete nicht; er ging auch nicht; mit ſchlaff herabhängenden Armen blieb er ſtehen.

Da, wie in plötzlicher Anwandlung, griff Carſten nach der flackernden Unſchlittkerze und hielt ſie dicht vor ſeines Sohnes Angeſicht.

Zwei ſtumpfe gläſerne Augen ſtarrten auf ihn hin.

Der Greis taumelte zurück. „Betrunken!" ſchrie er, „du biſt betrunken!"

Er wandte ſich ab; mit der einen Hand die qualmende Kerze vor ſich haltend, die andere abwehrend hinter ſich geſtreckt, wankte er nach der Thür des Seitenbaues. Als er hindurchſchritt, fühlte er ſich an ſeinem Rock gezerrt; aber er machte ſich los, und es wurde finſter im Peſel, und von der anderen Seite drehte ſich der Schlüſſel in der Thür.

Der Trunkene war plötzlich ſeiner Sinne mächtig geworden. Wie aus dem Nebel eines Traumes erwachend, fand er ſich allein in dem ihm wohlbekannten dunklen Raum; er wußte mit einem Male jedes Wort, das zu ihm geſprochen war. Er taſtete an der verſchloſſenen Thür, er rüttelte daran. „Vater! hör' mich!" rief er, „hilf mir, mein Vater! nur noch dies eine, letzte Mal!" Und wieder rüttelte er, und noch einmal mit lauter Stimme rief er es. Aber, ob der Sturm es verwehte, oder ob ſeines Vaters Ohr für ihn verſchloſſen war, ihm wurde nicht geöffnet; nichts hörte er als das Toben in den Lüften und zwiſchen den Schluchten der Höfe und der Häuſer.

Eine Weile noch ſtand er, das Ohr gegen die Thür gedrückt; dann endlich ging er fort. Aber nicht durch den Hof nach der Twiete, wo die Thür vielleicht noch frei von Waſſer war; er ging durch den Flur an die Schotten der offenen Hausthür, an denen ſchon bis zur halben Höhe das Waſſer hinaufklatſchte. Der Mond war aufgeſtiegen; aber am Himmel flogen die Wolken; Licht und Dunkel jagten abwechſelnd über die ſchäumenden Waſſer. Vor ihm über der Schleuſe, wo es oſtwärts durch die Häuſerlücke nach den Gärten und

Wieſen geht, ſchien jetzt ein mächtiger Strom hinabzuſchießen; er glaubte den Todesſchrei der Thiere zu hören, welche die erbarmungsloſen Naturgewalten wie im Taumel dort vorüberriſſen. Ihn ſchauderte; — was wollte er hier? — Aber gleich darauf warf er den bleichen, noch immer jugendlich ſchönen Kopf zurück. „Oiho, Jens!“ rief er plötzlich; er hatte ſeitwärts unter den Häuſern ein mit zwei Leuten bemanntes Boot erblickt, das zu einem der früheren Auſterſchiffe gehörte. Ein trotziger Uebermuth ſprühte aus ſeinen eben noch ſo ſtumpfen Augen. „Gieb mir das Boot, Jens! Oder habt Ihr ſelbſt noch was damit?“

„Diesmal nicht!“ ſcholl es zurück. „Aber wohin will der Herr?“

„Wohin? Ja, wohin? Dort, nur querüber nach der Krämerſtraße!“

Das winzige Boot legte ſich an die Schotten.

„Steigt ein, Herr; aber ſetzt uns hier nebenan beim Schlachter ab!“

Heinrich ſtieg ein, und die beiden Anderen wurden wie ſie es verlangten, ausgeſetzt. Als ſie aber dort hinter den Schotten in der Hausthür ſtanden, ſahen ſie bald, daß das Boot nicht, wie Heinrich angegeben, in den ſicheren Paß der Straße lenkte. „Herr, zum Teufel,“ ſchrie der Eine, „wo wollt Ihr hin?“

Heinrich war noch im Schutze der Häuſerreihe.

„Nach Haus!“ rief er zurück. „Hintenum nach Haus!“

„Herr, ſeid Ihr toll! Das geht nicht; das Boot kentert, eh' Ihr um die Schleuſe ſeid!“

„Muß gehen!“ kam es noch einmal halbverweht zurück; dann ſchoß das Boot in den wüſten Waſſerſchwall hinaus. Noch eine Weile ſahen ſie es wie einen Schatten von den Wellen auf- und abgeworfen; als es über der Schleuſe in die Häuſerlücke gelangte, wurde es vom Strom gefaßt. Die Leute ſtießen einen Schrei aus; das Boot war jählings ihrem Blick verſchwunden. — —

„War mir doch,“ ſagte Brigitte oben in ihrer Kammer zu dem Kinde, „als hätte ich vorhin des Onkel Heinrich's Stimme gehört! Aber wie ſollte der hierher kommen!“ Dann ging ſie hinaus und rief von der Treppe in den dunklen Flur hinab: „Heinrich, biſt du da, Heinrich?“ — Als keine Antwort kam, ſchüttelte ſie den Kopf und horchte noch einmal; aber nur das Waſſer klatſchte gegen die Schotten.

Sie ging vollends in das Unterhaus hinab, entzündete mit Mühe ein Licht und ſtellte es in das Ladenfenſter; dann, nachdem ſie den Waſſerſtand beſichtigt hatte, ſtieg ſie wieder hinauf in ihre Kammer.

„Sei ruhig, Chriſtinchen, das Waſſer kommt heute nicht ins Haus; aber der Onkel Heinrich iſt auch nicht dageweſen.“

Wohl eine Viertelſtunde war vergangen; draußen ſchien es ruhiger zu werden, die Leute ſaßen abwartend in ihren Häuſern. Da ſetzte Brigitte plötzlich das Kind von ihrem Schoße: „Was war das? Hörteſt du das, Chriſtinchen?“ Und wieder lief ſie nach der Treppe. „Iſt Jemand unten?“ rief ſie in den Flur hinab.

Eine Männerſtimme antwortete durch die offene Hausthür.

„Was wollt Ihr? Seid Ihr's denn, Nachbar?“ fragte die Alte. „Wie ſeid Ihr an das Haus gekommen?“

„Ich hab' ein Boot, Brigitte; aber kommt einmal herab!“

So raſch ſie vor dem Kinde konnte, das ſich wieder an ihren Rock geklammert hatte, ſtieg ſie die Treppe hinab. „Was iſt denn, Nachbar? Gott ſchütze uns vor Unglück!“

„Ja, ja, Brigitte, Gott ſchütze uns! Aber hinter der Krämerſtraße auf den Fennen iſt ein Menſch in Noth.“

„Allbarmherziger Gott, ein Menſch! Wollt Ihr das große Tau von unſerem Boden?“

Der Mann ſchüttelte den Kopf. „Es iſt zu weit, der Menſch ſitzt auf dem hohen Scheuerpfahl, der nur noch eben über Waſſer iſt. Hört nur! Man kann ihn ſchreien hören! — Nein, nein, es war nur der Wind. Aber drüben von des Bäckers Hausboden können ſie ihn ſehen.“

„Bleibt noch!“ ſagte die Alte. „Ich will Carſten rufen; vielleicht weiß der noch Rath.“

Ein paar Worte noch wechſelten ſie; dann lief Brigitte nach dem Peſel. Aber es war dunkel, Carſten war nicht dort. Als ſie ſich mit dem Kinde nach der Ecke des Seitenbaues hingetaſtet hatte, fand ſie die Thür verſchloſſen.

„Carſten, Carſten!“ rief ſie und ſchlug mit beiden Händen darauf los. Endlich kam es die Treppe herab, der Schlüſſel drehte ſich, und Carſten mit der heruntergebrannten Kerze in der Hand trat ihr todtenbleich entgegen.

„Um Gotteswillen, Bruder, wie ſiehſt du aus! Warum verſchließt du dich? Was haſt du oben in der Todtenkammer aufgeſtellt?“

Er ſah ſie ruhig, aber wie abweſend aus ſeinen großen Augen an.

„Was willſt du, Schweſter?“ fragte er. „Iſt denn das Waſſer ſchon im Fallen?“

„Nein, Bruder; aber es hat ein Unglück gegeben!" Und ſie berichtete mit fliegenden Worten, was der Nachbar ihr erzählt hatte.

Die ſteinerne Geſtalt des Alten wurde plötzlich lebendig. „Ein Menſch? Ein Mann, Brigitte?" rief er und packte den Arm ſeiner alten Schweſter.

„Freilich, freilich; ein Mann, Bruder!"

Das Kind, das Brigittens Rock nicht losgelaſſen hatte, ſtreckte jetzt ſein Köpſchen vor. „Ja, Carſten Ohm," ſagte es wichtig, „und der Mann ruft immer nach ſeinem Vater! Von Nachbar Bäcker ſeinem Boden können ſie ihn ſchreien hören!"

Carſten ließ das Licht auf die Flieſen fallen und ſtürzte fort. Er war ſchon drunten vor den Schotten und wäre in das Waſſer hinausgeſtiegen, wenn ihm der Nachbar nicht noch zur Noth ins Boot geholfen hätte.

Einige Augenblicke ſpäter ſtand er drüben in der Krämerſtraße auf dem dunklen Boden des Bäckers und ließ durch die offene Luke ſeine Blicke in den nächtlichen Graus hinausirren.

„Wo? wo?" fragte er zitternd.

„Guckt nur gerade aus! Der Pfahl auf Peter Hanſen's Fenne!" antwortete der dicke Bäcker, der, mit den Daumen in den Armlöchern ſeiner Weſte, neben ihm ſtand; „'s iſt nur zu dunkel jetzt; Ihr müßt warten, bis der Mond wieder vorkommt! Aber ich geh' nach unten; ich bin zu weich; ich halt's nicht aus, das Schreien hier mit anzuhören."

„Schreien? Ich höre nichts!"

„Nicht? Nun, helfen kann's Dem drüben auch nicht weiter."

Eine blendende Mondhelle brach durch die vorüberjagenden Wolken und beleuchtete das geiſterbleiche Geſicht des Greiſes, der ſein fliegendes Haar mit beiden Händen hielt, während die großen Augen angſtvoll über die ſchäumende Waſſerwüſte ſchweiſten.

Plötzlich zuckte er zuſammen.

„Carſten, alle Teufel, Carſten!" rief der Bäcker, der trotz ſeines weichen Herzens noch zur Stelle war; denn in demſelben Augenblicke war Carſten lautlos in die Arme des dicken Mannes hingefallen.

„Ja, ſo," ſetzte der hinzu, als er nun auch einen Blick durch die Luke that; „der Pfahl iſt, bei meiner armen Seele, leer! Aber was zum Henker ging denn das den Alten an!"

* * *

Es iſt zwar nie ermittelt worden, wer der Menſch geweſen, deſſen Nothſchrei derzeit von der Fluth erſtickt wurde; gewiß aber iſt es, daß Heinrich weder in jener Nacht noch ſpäter wieder nach Hauſe gekommen oder überhaupt geſehen worden iſt.

Im Uebrigen hat Herrn Jaspers' fröhliche Zuverſicht ſich mehr noch als bewährt; nicht nur das Haus in der Süderſtraße, auch das an der Twiete ging bald durch ſeine Hände. Nur Tante Brigittens Sarg ſtand noch im kühlen Peſel und wurde von da zur ewigen Ruhe hinausgetragen. Carſten mußte ausziehen; während drinnen der Auctionshammer ſchallte, ging er, von Anna geſtützt, aus ſeinem alten Hauſe, um es niemals wieder zu betreten. Oben in der Süderſtraße, weit hinter Heinrich's früherem Geweſe, dort wo die letzten kleinen Häuſer mit Stroh gedeckt ſind, war jetzt ihre gemeinſchaftliche Heimath. Ein Amt bekleidete Carſten nicht mehr, auch ſonſt betrieb er keine Geſchäfte; denn in jener Nacht war er vom Schlage getroffen worden, und ſein Kopf hatte gelitten; dagegen war er noch wohl geeignet, den kleinen Heinrich zu warten, welcher den halben Tag auf ſeines Großvaters Schoße zubrachte. Noth litt der Alte nicht, obgleich Anna auch den letzten Bruchtheil ihres Vermögens um des Gedächtniſſes ihres Mannes willen hingegeben hatte; aber ihre Hände und ihr Muth waren nimmer müde. Sie war völlig verblüht, nur ihr ſchönes blondes

Haar hatte ſie noch behalten; aber eine geiſtige Schönheit leuchtete jetzt von ihrem Antlitz, die ſie früher nicht beſeſſen hatte; und wer ſie damals in ihrer hohen Geſtalt zwiſchen dem Kinde und dem zum Kind gewordenen Manne erblickt hat, dem mußten die Worte der Bibel ins Gedächtniß kommen: Stirbt auch der Leib, doch wird die Seele leben!

Für den Greis aber bildete es eine täglich wiederkehrende Luſt, die Züge der Mutter in dem kleinen Antlitz ſeines Enkels aufzuſuchen. „Dein Sohn, Anna; ganz dein Sohn!“ pflegte er nach längerer Betrachtung auszurufen. „Er hat ein glückliches Geſicht!“ Dann nickte Anna und ſagte lächelnd: „Ja, Großvater; aber der Junge hat ganz Eure Augen.“

* * *

Und ſo geht es fort in den Geſchlechtern: die Hoffnung wächſt mit jedem Menſchen auf; aber Keiner denkt daran, daß er mit jedem Biſſen ſeinem Kinde zugleich ein Stück des eigenen Lebens hingiebt, das von demſelben bald nicht mehr zu löſen iſt.

Heil Dem, deſſen Leben in ſeines Kindes Hand geſichert iſt; aber auch Dem noch, welchem von Allem, was er einſt beſeſſen, nur eine barmherzige Hand geblieben iſt, um ſeinem armen Haupte die letzten Kiſſen aufzuſchütteln.

Druck von Gebrüder Grunert in Berlin.

Neue Novellen

von

Theodor Storm.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1878.

Alle Rechte vorbehalten.

Sächsische
Landesbibliothek
12. SEP. 1977

Inhalt.

	Seite
Renate	1
Carſten Curator	109

Renate.

1877—78.

In einiger Entfernung von meiner Vaterſtadt, doch ſo, daß es für Luſtfahrten dahin nicht zu weit iſt, liegt das Dorf Schwabſtedt, welcher Name nach einigen Chroniſten ſo viel heißen ſoll als: Suavestätte d. i. lieblicher Ort. Hoch oberhalb des weiten wieſenreichen Treenethales, durch welches ſich der Fluß in ſchönen Krümmungen windet, iſt der alte Kirchſpielskrug, deſſen Wirth bis zu der neueſten, alle Traditionen aufhebenden Zeit immer Peter Behrens hieß, und wo „Mutter Behrens“, je nach den Geſchlechtern eine andere, aber immer eine ſaubere ſei es junge oder alte Frau, als eine wahre Mutter für die Leibesnothdurft ihrer Gäſte ſorgte. Die lange Lindenlaube mit dem „ſchloweiß“ gedeckten Kaffeetiſch darunter, die ſteile granitne Treppe, die unter den alten Silberpappeln zum Fluß hinabführte, die Kahnfahrten zwiſchen den ſchwimmenden Teichroſen, dieſe Dinge werden bei vielen älteren Leuten ein hübſches Abſeits ihres Jugendparadieſes bilden.

Und Schwabſtedt bot noch Anderes für die jugendliche Phantaſie; denn Sage und halberloſchene Geſchichte flechten ihren dunklen Epheu um dieſen Ort. Freilich wenn man ſichtbare Spuren aufſuchen wollte, ſo mußte man genügſam ſein: wo einſt oſten dem Dorfe ein Hafen der gefürchteten Vitalienbrüder geweſen ſein ſollte, ſah man jetzt nur aus dem Flußthal eine Schlucht in's Land hinein; von dem feſten Hauſe der Schleswigſchen Biſchöfe, welches ſich einſt oberhalb des Fluſſes hart am Dorf erhob, war nichts mehr übrig, als die Vertiefungen der Burggräben, und karge Mauerreſte, die hie und da aus dem Raſen hervorſahen; wenn man nicht etwa die Zähne von Wildſchweinen hinzurechnen will, deren wir Knaben einmal eine Menge unter der Grasnarbe hervorwühlten, ſo daß wir das Zeugniß des großen Wild- und Waldreichthums, der einſt hier geherrſcht haben ſollte, leibhaftig in den Händen hielten.

Aber mehr noch, als durch dieſe Oertlichkeiten, wurde meine Neugier durch ein ſichtlich dem Verfalle preisgegebenes Gehöft erregt, das ſeitwärts von der Biſchofshöhe lag, faſt verſteckt unter uralten hohen Eichbäumen. Das Haus, das ſchon durch ſeine zwei Stockwerke ſich von den übrigen Bauernhäuſern unterſchied, gewann allmälig eine geheimnißvolle Anziehungskraft für mich, aber mit der Blödigkeit der Jugend ſcheute ich mich heranzugehen. Ich mochte ſchon ein hochaufgeſchoſſener

Junge ſein, als ich dieſes Wagſtück ausführte; ich entſinne mich deſſen noch mit allen Umſtänden.

Während ich zögernd auf der einſamen Hofſtätte umherging und bald auf die blinden Fenſter des Hauſes blickte, bald hinauf in das Gezweig der alten Bäume, wo ein paar Elſtern über ihrem Neſte ſchrieen, kam ein altes Weib um die Ecke, die von dem herabgefallenen Aſtholz in ihre Schürze ſammelte. Als ich ihr unter den groben Strohhut guckte, erkannte ich das braune ſcharfe Geſicht der allbekannten „Mutter Pottſackſch“, welche je nach der Jahreszeit mit Maililien und Waldmeiſterkränzen oder Nüſſen und Moosbeeren in der Stadt hauſiren ging.

„Mutter Pottſackſch!“ rief ich: „Wohnt Sie hier in dem großen Hauſe?“

„Je, junge Herr,“ erwiderte in ihrem Platt die Alte; „ick hol de Kram hier man wat uprecht!“

Und auf weitere Fragen erfuhr ich, daß einſt ein großes Bauerngut bei dieſem Hauſe geweſen, daß aber ſchon vor hundert Jahren das Land davongekommen ſei, und in nächſter Zeit auch der Hof — denn ſo werde das Haus noch jetzt genannt — auf Abbruch verkauft, und die Bäume niedergeſchlagen werden ſollten.

Mich dauerten die armen Elſtern, die droben ſo mühſam ſich ihr Neſt gebaut hatten; dann aber fragte ich: „Und vor hundert Jahren, wer hat denn damals hier gewohnt?“

„Dotomal?“ rief die Alte und ſtemmte die freie Hand in ihre Seite. „Dotomal hätt de Hex hier wahnt!“

„De Hex?“ wiederholte ich. „Hat's denn Hexen hier bei Euch gegeben?“

Die Alte winkte mit der Hand. „Oha! Lät de Herr dat man betämen!“ womit ſie ſagen wollte, ich ſolle das nur ſachte angehen laſſen, es ſei damit auch heut noch nicht geheuer.

Als ich frug, ob jene Hexe denn verbrannt ſei, ſchüttelte ſie heftig ihren alten Kopf. „Oha, Oha!“ rief ſie wieder und gab dann zu verſtehen, der Amtmann und der Landvogt hätten nur nicht heranwollen; denn — na ich verſtünde wohl — —; und nun machte ſie unter bedeutſamem Kopfnicken die Gebärde des Geldzählens. Die Zerſtückelung des Gutes ſei nämlich erſt nach dem Tode der Hexe vor ſich gegangen, ſie ſelber habe noch ihre Wirthſchaft ſtreng betrieben und ſei eine gewaltige Bäuerin geweſen.

Was dieſe Hexe denn aber eigentlich gehext habe, davon ſchien Mutter Pottſackſch nichts zu wiſſen. „Düwelswark, Herr!“ ſagte ſie. „Wat ſo'n Slag bedrivt!“ Soviel jedoch ſei ſicher: Sonntags, wenn andre Chriſtenmenſchen in der Kirche geſeſſen hätten, um Gottes Wort zu hören, dann habe ſie ſich auf ein Pferd geſetzt und ſei nach Norden zu in Haide und Moor hinaus geritten; was ſie dort betrieben habe davon ſei wol übel Nachricht einzuholen. Plötzlich aber habe dieſes aufgehört, und ſeitdem habe ſie Sonntags ihr großes düſteres Zimmer nicht mehr verlaſſen; noch Mutter Pottſackſchs Urgroßmutter habe das blaſſe Geſicht mit den großen brennenden Augen hinter den kleinen Fenſterſcheiben ſitzen ſehen.

Mehr vermochte ich von der Alten nicht herauszubringen.

„Und war das Pferd, worauf ſie ritt, denn ſchwarz?“ fragte ich endlich, um mein ſchnell geſchaffenes Phantaſiebild doch in etwas zu vervollſtändigen.

„Swart?“ ſchrie Mutter Pottſackſch, wie entrüſtet über eine ſo überflüſſige Frage. „Gnidderſwart! Dat mag de Herr wull löwen!“ (glauben.)

Noch lange mußte ich an die Schwabſtedter Hexe denken; auch that ich nach verſchiedenen Seiten hin noch manche Fragen nach ihrem näheren Geſchick; allein was Mutter Pottſackſch nicht erzählt hatte, das konnten auch Andere nicht erzählen. Mir ahnte freilich nicht, daß ich die Antwort in nächſter Nähe, daß ich ſie auf dem Boden meines elterlichen Hauſes hätte ſuchen ſollen.

Viele Jahre nachher, da ich dieſe Dinge längſt vergeſſen hatte, ſaß ich vor einer dort bei Seite geſtellten Schatulle aus meines Großvaters Hausrath und kramte in ihren Schubfächern nach deſſen Bräutigamsbriefen an meine Großmutter. Bei dieſer Gelegenheit fiel mir ein Heft in augenſcheinlich noch viel älterer Schrift in die Hände, welches ich, nachdem ſpäter noch ein demnächſt zu erwähnender Fund hinzugekommen, nunmehr in Nachſtehendem mittheile. An der Schreib- und Vortragsweiſe habe ich ſo viel geändert, als zur lebendigern Darſtellung des Inhalts nöthig erſchien; an einzelnen Stellen für manche Leſer vielleicht kaum genug; an dem Inhalte ſelbſt iſt nicht von mir gerührt worden.

Und ſomit möge der Schreiber jenes alten Aufſatzes ſelbſt das Wort nehmen.

* * *

1700. Um dieſe Zeit war mein lieber nun in Gott ruhender Vater Kapellan oder Diaconus im Dorfe Schweſen, allwo er ſeine dürftige Einkünfte, als mehrentheils an Butter, Korn und Fleiſch, von Haus zu Hauſe einſammeln und überdies zu ſeinem

Predigtdienſt auch noch die Schule halten mußte. Da aber meine lieben Eltern ſich Alles an ihrem Munde abſparten, und anderſeits wohlgeſinnte Leute mir Mittags einen Platz an ihrem Tiſche gönneten, ſo kam ich auf die lateiniſche Schule zu Huſum, welcher derzeit der treffliche Nicolaus Rudlof als Rector vorſtund, und hatte bei einer frommen Schneiderswittwen mein Quartier. War auch mit Gottes Hülfe ſchon in die Secunda aufgerücket, als mir eine Leibesgefahr widerfuhr, welche gar leicht allen Studien eine plötzliche Endſchaft hätte bereiten können.

So war es am Nachmittage letzten Sonntages Octobris, daß ich nach der gewöhnten Sonnabendseinkehr unter mein elterlich Dach von unſerem Dorfe wieder nach der Stadt zurückwanderte! Ich hatte mich jedoch zuvor ſchon müd gelaufen; denn da die Gemeinde einen Schweinehirten, wie mein Vater ſelig zu ſagen pflegte, einen Gergeſener, in den letzten Jahren nicht mehr dulden wollen, ſo waren unſere Ferkel von dem grünen Weideplane äußerſt des Dorfes ausgeriſſen, alſo daß wir an dieſem letzten heißen Tage des Jahres eine gar tolle Jagd hatten anſtellen müſſen. Schritt aber deßunerachtet auch itzt, da es über ſolchem Beginnen ſpät geworden, und ſchon die ſinkende Sonne einen rothen Dunſt über die Haide warf, mit eilenden

Schritten fürbaß; ſtreiſete nemlich nach dem erſt jüngſt verglichenen Kriege mit dem Könige von Dännemark allerlei loſes Volk umher und verübte Raub und Einbruch: auch ſollten drüben nach dem Holze zu, wo die alten Weiber die Moosbeeren holen, in voriger Nacht die Irrwiſch gar arg getanzet haben, deſſen Anblick in alle Wege beſſer zu umgehen.

Da ich endlich in die Stadt und nach dem Markt hinunter kam, ſtunden ſchon die Giebel der Häuſer dunkel gegen den Abendhimmel, und war ob des Sonntages eine große Stille auf der Gaſſen; nur aus der alten Kirche hinter den Lindenbäumen tönete ein ſanftes Orgelſpiel.

Ich wußte wol, es ſei der Organiſte Georg Bruhn, des noch berühmteren Nicolaus Bruhn Bruder und successor, der es liebte, in den Schummerſtunden nur für ſich und ſeinen Gott ſeine meiſterliche Kunſt zu üben; und da ich inne ward, daß die Kirchthür unter der ſogenannten Mutterlinden offen ſtund, ſo ging ich hinein und ſetzete mich in der Nordſeite ſtill in eines der alten Mönchsgeſtühlte. Es war aber, wenngleich die Bäume draußen ſchon die meiſten Blätter abgeworfen hatten, hier innen eine Dämmerung, daß ich die Bilder und Figuren an den Epitaphien, ſo dieſe gewaltige Kirche zieren, nur kaum erkennen mochte.

Gleichwol ſpielte da droben der unvergleichliche Meiſter noch immer zu; und wie ich ſo in meiner Ecken ſaß, ganz allein hier unten, und von dem Dunkel immer mehr umhüllet ward, in das hinein die lieblichen Tongänge der Flöten und Oboen gleich ſanften Lichtern ſpielten, da war mir, als wenn die beiden Engel drüben von dem Crucifix des Altarbildes zu mir herabflögen und mich mit ihren güldenen Flügeln deckten. Wie lange ich in ſolcher Huth geruhet, iſt mir unbewußt; ſchreckte aber itzt davon empor, daß der Schlag der Thurmuhr dröhnend in den weiten Raum hinunter hallte. Durch die nahezu kahlen Bäume ſchien der Mond in die hohen Fenſter; inſonders war das mächtige Reiter-Standbild des St. Jürgen mit dem Drachen, ſo eigentlich dem Gaſthaus angehörte, zur Zeit aber hier neben dem Altar aufgeſtellet war, in einer ſo hellen Beleuchtung, daß ich das grimme Antlitz des Ritters und unter den Hufen des bäumenden Hengſtes gleicherweiſe den aufgeſperrten Schlund des Drachen von meinem Sitze aus gar wohl erkennen mochte.

Aber das Tonſpiel droben von der Orgel hatte aufgehört, und drüben an dem Altarbilde ſchwebten wieder die Engel zur Seiten des Gekreuzigten. Es war eine große Stille um mich her; nur da ich, um hinauszugehen, die Thür des Geſtühltes öffnete, ſcholl es von meinen Tritten weithin durch das Schiff der Kirchen. Eilends rannte ich, erſt an die Norder-, dann an die Thurm-, dann an die Süderthür, fand aber alle feſtgeſchloſſen, und alles Klopfen, ſo ich mit meinen Fäuſten itzt vollführete, ſchien an keines Menſchen Ohr zu reichen. Da ich mich dann rathlos umwandte, fielen meine Blicke auf das große Epitaphium, das ſich gegenüber an dem Pfeiler zeigt, bei deſſen Fuße der alte Bürgermeiſter Aegidius Herfort begraben lieget. Man hatte aber an ſelbigem vorgeſtellet, daß der Tod, als ein natürliches Gerippe ganz aus Holz geſchnitzt, gleich einer ungeheueren Spinnen an dem Conterfey des ſeligen Mannes heraufkriechet. Solches wollte mir anitzt nicht eben wohl gefallen; denn durch die Schatten der vor den Fenſtern wankenden Gezweige, ſo mit den Mondlichtern ihr Spiel darüber trieben, wollte mich faſt bedünken, als ob das grimmig Unweſen mit dem Kopfe rucke und die ſpitzen Knochenfinger an des Seligen Geſicht hinaufſtrecke. Da fuhr es mir gar noch durch den Sinn, ſelbiges könne auch wol einmal abwärts an dem Pfeiler hinunterklettern, oder ſich gar umwenden und auf das nächſte Geſtühlte zuſpringen. Wußte zwar, es ſei das nur ein thörichtes Phantasma, drückte mich aber doch längs dem Steige nach dem großen Reiterbilde des Heiligen; faſt unwillens wähnend, daß ich bei ſelbigem Schutz und Hülfe finden müſſe. Freilich fiel mir bei, daß dieß papiſtiſche Gedanken, und das hölzern Standbild nur gleichſam als ein symbolum zu betrachten ſei, legte aber doch meine Hand um den geſpornten Fuß des Ritters. Da vernahm ich, wie drüben in der Vorderthür der große Schlüſſel raſſelte, und wollte ſchon dem Ausgange zuſtürzen, als ich die ſchwere Thür ſich aufthun, aber in ſelbigem Augenblick ſich wieder ſchließen ſahe. Darauf vermochte ich hier innen weder etwas zu ſehen, noch eines Menſchen Tritte zu vernehmen. Däuchte mir aber gleichwol, daß etwas mit mir in der Kirchen ſei, und itzo, da ich mit beklommenem Odem lauſchte, hörte ich es deutlich ſchnaufen und drunten durch den Quergang trotten. Zitternd ſetzte ich meinen Fuß auf den des Reiterbildes, um ſolcher Weiſe mich auf das hölzern Roß hinaufzuſchwingen. Es mochte dabei einiges Geräuſch erfolget ſein; denn mit ſelbigem erſcholl ein furchtbar dröhnend Geheul, und in weiten Sprüngen ſahe ich einen ſchwarzen gar gewaltigen Hund gegen mich daher rennen. Aber ſchon ſtund ich oben auf dem Bug des Pferdes; die eine Hand hatte ich um des Ritters Hals geleget, mit der andern nach des barmherzigen Gottes

Eingebung deſſen Lanze herausgeriſſen, ſo nur loſe durch den Handſchuh ſteckte.

Da gab es einen Kampf zwiſchen einem vierzehnjährigen Buben und einer gar grimmigen und ſtarken bestia. Mit funkelnden Augen ſprang das Unthier an mir auf, mit ſeinen Tatzen riß es an meinem Schuhzeug, und ich ſahe in den offenen Rachen mit der rothen dampfenden Zunge; nur einer Spannen Weite brauchte es, ſo hatten die weißen Zähne, ſo gegen mich gefletſchet waren, mich gefaßt und auf den Grund geriſſen. Aber ich wehrte mich meines Leibes und ſtach dem Unthier mit meiner Lanzen in ſein zottig Fell, daß es mehrmals heulend auf die Seite flog.

Mir iſt nicht bewußt, daß ich in ſolcher Noth der Menſchen Hülfe angerufen; nur ein ſtumm und heiß Gebet zu Gott und ſeinen Engeln ſtieg aus meiner Bruſt; auch meiner lieben Eltern gedachte ich, wenn ſie mich hier an Gottes Altar ſo elendiglich zerriſſen finden ſollten. Denn da das Thier unter heiſerem Geſchnaufe allzeit auf's Neue gegen mich ſprang, ſo ſahe ich wol, daß ich auf's Letzt ihm doch zur Beute werden mußte. Schon begunnten die Sinne mir zu ſchwinden, und war mir, als ſei es nun nicht mehr der Hund, ſondern der Tod ſelber ſei von dem Epitaphio herabgeklommen und von einem der Geſtühlte auf mich zugeſprungen. Schon packten die knöchern Hände meine Lanze, da vernahm ich drunten in der Kirchen ein Rufen und Getöſe, und wurde mir allzugleich, als flöge oben von dem Crucifix der eine Engel wiederum zu mir herab und riſſe mit ſeinen Armen den grimmen Tod von meinem jungen Leibe.

„Türk, Türk, du Mordshund!“ hörte ich eine kleine tapfere Stimme unter mir, und als ich ſchwindelnd niederblickte, ſahe ich hart an dem rauhen Kopf des Unthiers ein gar lieblich Angeſicht, das mit zwei dunklen Augen angſtvoll zu mir emporſtarrete. Wol ſtrebte das Unthier noch mit Gewinſel zu mir auf; aber zwei braune Aermchen hatten ſich um ſeinen Hals geklammert und ließen es nicht los; auch leckte des Thieres Zunge ein paar Mal wie liebkoſend nach dem ſchönen Antlitz hin. Das Alles gewahrete ich gleichſam mit einem Blick, da der Mond noch hell durch die Kirchenfenſter leuchtete; noch hörte ich eine Männerſtimme rufen: „Ein Kind, ein Knabe, des Paſtors Sohn aus Schweſen!“ Dann vergingen mir die Sinne, und ich ſtürzte von dem hölzern Roß herab.

— — Da ich meiner wieder mächtig worden, fand ich mich in meinem Logement in meiner Bettſtatt liegend und ſahe meine alte Schneiderswittwen neben mir auf dem Stuhle, ihr grünes Fläſchchen mit den Herztropfen auf dem Schooße. Ich that aber gleichwol, als ob ich noch in Ohnmacht läge; denn das Geſichtlein neben dem Kopf des grimmen Thieres ſtand mir gar lieblich vor, ſobald ich nur die Augen ſchloß; erwog auch bei mir ſelber, wenn es ein Engel möge geweſen ſein, ſo hab es doch das Haar unter ein goldglitzernd Käpplein zurückgeſtrichen gehabt, wie es am Sonntag hier herum die Dirnen auf den Dörfern tragen; ja, überkam mich faſt die Luſt, noch einmal auf St. Jürgens Gaul hinaufzuklettern. Erſt als das gute Mütterchen mit der qualmenden Lampe mir unter die Naſe fuhr, richtete ich mich auf in meinen Kiſſen. Da rief ſie einmal über das andere ein großes Lobe-Gott; dann zapfte ſie mir aus ihrer grünen Flaſchen und ſagte: „Es iſt gut, Joſias, daß Du heut Morgen bei Deinem Vater Gottes Wort gehört; denn unter dem Thurm bei dem alten Taufſtein ſoll unterweilen itzt der Teufel ſitzen, und bös Ding ſein, mit weltlichen Gedanken ihm vorbei zu kommen."

Ich aber frug gar ängſtlich, ob ſie mich denn dort hinaus getragen.

„Freilich, Joſias," entgegnete ſie; „'s war ja der Küſter; wer im Beruf gehet, der braucht ſich nicht zu fürchten."

Da freute ich mich, daß ich meiner Sinne ganz unmächtig geweſen; denn ob meine Engel-Gedanken, die ich aus der Kirchen mitgenommen, geiſtlich oder aber weltlich ſeien, das wollte mir allganz nicht deutlich werden. Im Uebrigen fiel mir bei, daß der grauſame Quadrupede, mit welchem ich gekämpfet, des Küſters Albert Carſtens' ſeiner müſſe geweſen ſein; er hatte, wie ich wußte, einem däniſchen Capitän gehört, der bei Letzterem in Quartier gelegen, bei der Berennung der Finkenhaus-Schanze aber ſein Leben hatte laſſen müſſen. Und erzählete mir auch das gute Mütterlein, daß der vielen Einbrüch wegen ſie den Hund zur Wache hätten in die Kirchen eingelaſſen. Woher aber der Engel kommen, der mich vor ihm bewahret, das wurde mir nicht kund; mochte auch ſpäterhin, aus weß Urſach war mir ſelber nicht bewußt, bei anderen Leuten mich nicht darum befragen. Und iſt mir in meiner noch übrigen Schulzeit, ſoviel ich an den Markttagen danach ſpähete, das lieblich Antlitz mit dem glitzernden Käpplein niemalen mehr begegnet.

Anno Dom. 1705. Es gab zwar zu Zeiten des Administratoris, Hochfürſtlichen Durchlaucht Chriſtian Auguſt, mit denen geiſtlichen Aemtern ſonderbaren Umgang; hatte doch der gewaltige Rath von Goertz das Paſtorat zu Böel in Angeln auf der Hamburger Börſen an den Meiſtbietenden verkaufen laſſen; an einen Schlemmer und Spielbruder, dem man, da es hernach mit ihm zum Sterben ging, die Karten vorgehalten, ob er daran die Farben noch erkennen möge. Gleichwol glückete es meinem lieben Vater, daß er aus ſeinem elendigen Diaconat zu Schweſen in das einträglichere Paſtorat zu Schwabſtätte gelangte und darin beſtätiget wurde. Da ich bereits auf der Univerſität zu Kiel inſcribiret war, ſo machten mich die von meinen lieben Eltern nun viel reichlicher fließende Subſidien für eine Weile gar übermüthig; denn ich ſtolzirte in hohen Stiefeln und einem rothen Rockelor mit einem Degen an der Seiten; ja, hatte gar einmal einen Ehrenhandel mit einem aus dem Adel, maaßen ſelbiger meins Hauswirths ehrbare Tochter, ſo mich aber ſonſten nichts anging, vor eine Studentenmetze proclamiret hatte. Im Uebrigen blieb ich nicht dahinter, weder in theologicis noch in philosophicis; hielt mich in Erſteren aber meiſt zu denen älteren professoribus; denn inſonders unter den magistri legentes waren derer, ſo entgegen der Lehre Pauli und unſers Dr. Martini die Macht des Teufels zu verkleinern und ſein Reich bei den

Kindern dieſer Welt aufzuheben trachteten. Solches aber war nicht in meinem und meines lieben Vaters Sinne.

Weil nun aber nach dem alten Spruche die Repetition die Mutter der Studien iſt, ſo wurde nach abſolvirtem biennio unter uns beſchloſſen, daß ich zu ſolchem Zwecke den Sommer des obbezeichneten Jahres im elterlichen Hauſe verleben, ſodann aber zu weiterer Erudition für eine Zeit lang noch die berühmte Univerſität zu Halle beziehen ſolle. Langte alſo eines Nachmittages mit guter Gelegenheit in Huſum an, und bedienete mich für die noch übrige zwo Meilen der Beförderung der heiligen Apoſtel.

Ich war freilich bislang in Schwabſtätte noch nicht geweſen und des Weges unbekannt; es führete ſelbiger aber zuerſt durch die Marſch, wo er auf dem Lagedeiche geradehin läuft; und wo es aufwärts dann in Sand und Haide ging, zeigte ſich wohl hie und da eine Kathe, ſo daß ich mich leichtlich weiter fragen mochte. Plötzlich, da der Weg ſich zu einer Anhöhe hinauf gewunden, und ſchon der Abend ſeine Schatten warf, ſahe ich unter mir das Dorf mit ſeinen rauchenden Dächern, wie es zwiſchen Buſch und Bäumen längs dem Ufer des lieblichen Treenefluſſes hingeſtrecket lag. Da klopfte mir das Herz, daß ich zu meinen lieben Eltern käme, und warf nur kaum noch einen Blick auf den Thurm des alten Biſchofshauſes, der im Abendgeleucht wie gülden an der Waſſerſeite aufragete, ſondern ſchwang meinen Stab und ſang gar luſtig:

„Hier oben von der Höhe
Da kommt der Herr Student!
Herr Vater, o Frau Mutter,
Nun ſchüttelt mir die Händ!"

Mit ſolchem war ich auch ſchon unten; und die Dorfshunde fuhren bellend nach meinen Stiefeln, die Weiber, ſo vor den Thüren ſtunden, glotzeten nach meinem rothen Rocke und ſtießen ſich mit den Ellenbogen. Da ich aber durch die kleinen Häuſer in das Dorf hineinſchritt, erblickte ich hinter denſelben, nach dem Fluſſe zu, ein groß und zweiſtöckig Gebäu, das lag wie in Einſamkeit und nahezu verſteckt unter gewaltigen Bäumen; war auch kein lebend Weſen dort zu ſehen, weder am Hauſe noch an der Scheune, ſo dahinter lag; nur oben aus den Baumkronen erhub ſich groß Gevögel und flog dazwiſchen hin und wieder.

Da frug ich einen Alten: „Wer wohnet denn dort unten?"

— „Das wiſſet Ihr nicht?„

„Nein; ich frage Euch eben derohalben."

— „Dort wohnet der Hofbauer," entgegnete er, ſtrich mit der Hand um ſeinen Stoppelbart und ging in ſeine Kathen.

Schritt alſo mit ſolchem Beſcheide fürbaß; wandte aber, unwillens faſt, wiederholentlich den Kopf und ſahe rückwärts nach den Fenſtern, die dorten ſo ſchwarz und heimlich unter den düſteren Bäumen glitzerten. Da, wie ich ſo eine Weile faſt in Gedanken fortgegangen, hörete ich plötzlich: „Joſias, Joſias!“ wie aus der Luft zu mir herabgerufen. Und war es mein lieb Mütterlein, die ſtund oberhalb des Kirchhofes auf der Höhe, darauf ſie das Glockenhaus gebaut, und hatte durch den Abend nach mir ausgeſehen. Da war ich flugs an ihrer Seiten und hielt ſie an meiner Bruſt und frug alsbald, wo unſere Heimſtätte itzo denn belegen ſei; und da ſie mir über den Weg hinüber auf ein freundlich Haus und Garten zeigte, hub ich die fein und handlich Frau auf meine Arme und trug ſie den Berg hinab.

Und wiederum, aber ſolches Mal vom Hauſe her, rief es: „Joſias, Joſias!“ und unter herzlichem Lachen: „Aber gehet man ſo mit ſeiner Mutter um!“ Das war mein lieber Vater; der war vor die Thür getreten und nahm ſich nun die Mutter aus des Sohnes Armen; denn er war von Denen, welche wol wiſſen, was ein Scherz bedeute, der aus reiner Herzensfreude quillet. Da aber mein Mütterlein nach ihrer lebhaften Art ihn drängte, ihren ſtattlichen Sohn gleich ihr mit Worten zu bewundern, entgegnete er fürſichtig: „Ja, ja, Mutter; ich ſehe, der Bruder studiosus iſt gar wohl gerathen; wollen ſehen, ob der theologus darum nicht ſchlechter ſei.“

Dann führten die Eltern mich in meine Kammer; die lag anmuthig nach dem Wald hinaus, und hat ſelbiger mich dorten oftmals nach meinem Nachtgebete ſanft in Schlaf gerauſchet. Zwar war der Fußboden nur mit Backſteinen ausgelegt; aber mein Mütterlein hatte eine Decken übergebreitet, wie ſolche von den kleinen Leuten hier aus den Flußbinſen angefertigt werden.

Bald ſtellte ich meine Bücher und die wohlgebundenen Collegienhefte auf den großen Tiſch und ſaß zu meines lieben Vaters Freude mit großem Eifer über meiner Arbeit. Meine Mutter aber ſtörete mich dann wol, ſuchte mich in's Freie hinauszutreiben und ſprach: „Was ſollten doch die Leute denken, ſo Dir in Deiner Mutter Pflege die friſchen Wangen einfielen!“ Und eines Abends, da es eben neun vom Glockenthurm geſchlagen hatte, rief ſie gar: „Da ſitzeſt Du noch, Joſias, und weißt doch, daß des Kirchenälteſten Tochter Hochzeit hält! Da will es ſich ſchicken, daß auch des Paſtors Sohn mit der Braut ein Tänzchen mache!" Dann hub ſie meinen Rock vom Nagel, bürſtete ihn ſäuberlich und ſteckte mir einen Hochzeitsthaler in die Taſchen. Und itzt vernahm ich auch von fern das Fiedeln und Trompetten, und währete es nicht lang, ſo war ich mitten in der Hochzeit.

Es ſind aber nach altſächſiſcher Art die Häuſer hier gebaut, alſo daß das Vieh, welches, wie dazumal im Sommer, auf den Koppeln oder Fennen weidet, zur Winterszeit zu beiden Seiten der großen Diele ſeinen Stand hat, die Stuben für den Bauern und ſeine Leute aber, was ſie „Döns" benennen, der Thorfahrt gegenüber zu unterſt an der Dielen liegen.

Da ich nun von draußen aus der ſommerlichen Abendſtille eintrat, war mir erſtan, als ſehe ich in ein ſeltſam und beweglich Schattenſpiel; denn die Unſchlittkerzen an den Ständern warfen nur karge rothe Lichter über die Köpfe Derer, die hier ſich durch einander drängten oder zu Paaren ihren Zweitritt tanzten und mit Juchzen und Geſtampf den Muſikanten Hülfe gaben. Und da der große Raum mit Gäſten faſt gefüllt war, ſo dauerte es eine Weile, ehe ich die Flitterkrone der Braut daraus emportauchen ſahe; machte dann meine Reverenz und drehte mich, obſchon in dem Gedrang eine eigene Baurenkunſt dazu gehörte, ein Dutzend Male mit ſelbiger hindurch. Hienach aber ſetzete ich mich zu einem Krämer aus der Stadt, ſo von der Schulzeit mir bekannt war, oder zu dem und jenen von denen älteren Bauren, die unter den Tonnen der Muſikanten oder drinnen in der Döns an ihrem Bierkrug ſaßen.

Es mochte ſolcherweiſe die Zeit bis Mitternacht verfloſſen ſein, da ſahe ich auf dem Tritt zur Oberſtuben eine Dirne ſtehen, abſeits von den andern, als zieme ihr nicht, ſich in den Haufen zu verlieren; und da ich ihr im Rücken näher trat, gewahrte ich, daß ſie zwar in Baurentracht gekleidet, ihr Röcklein aber von ſchwarzem Seidentaffet und das Käppchen auf ihrem braunen Haar von rothem Sammet und gar reich mit Gold geſticket war. Mit dem, da itzt die Muſikanten auf einen neuen Tanz anhuben, war ein junger Knecht zu ihr herangetreten; der ſtieß einen Juchzer aus und winkte ihr, daß ſie mit ihm in die Reihe träte. Aber ſie wandte nur leichthin den Kopf, als ſähe ſie ihn kaum, und rührte ſich nicht von ihrem Platze. Da ſtampfte der Burſche gar grimmig und mit einem Fluche auf den Boden; und dauerte es nicht lang, ſo ſahe ich ihn mit einer Andern im Gedrang verſchwinden.

Die zierliche Dirn aber ſtund noch an dem Thürgerüſte; und hatte ich, da ſie vorhin den Kopf gewandt, bemerket, daß ſie die Kinderſchuh noch nicht gar lang verworfen habe; denn ihre bräunlichen Wangen waren noch wie von zartem Pfirſichflaum bedecket.

„Saget mir,“ frug ich ein altes Weib, ſo eben mit einem Fäßchen Bier an mir vorüber wollte, „wer iſt die feine Dirne dort?“

„Die, Jungherr? Das iſt die Renate vom Hof.“

— „Vom Hof? da norden vor dem Dorf?“

„Ja, ja, Herr! O die iſt ſtolz! Wollen immer was Beſſer's ſein die vom Hof; ſind aber auch nur Bauern, ſind ſie!“

— „Und wer war,“ frug ich wieder, „der junge Knecht, den ſie ſo eben fortſchickte?“

„Hab's nicht geſehen, Herr; wird aber wol nicht hoch genug geweſen ſein.“

Nach ſolchem ſahe ich gar fröhlich auf meinen rothen Rock und meine hohen Stiefel, zu mir ſelber ſprechend: „Du biſt der Rechte!“ Ging alſo näher, und indem ich ſanft mit der Hand an ihren Arm faſſete, ſprach ich: „Mit Verlaub, Jungfer, wir tanzen wol einmal mitſammen!“ Erhielt aber auf ſo zierliche Anrede von dem kleinen Ellenbogen einen Stoß, daß ich faſt getaumelt wäre. „Was will der dumme

Jung!" rief ſie; und als ſie dabei das Köpfchen zu mir kehrte, da blickten ein Paar großer dunkler Augen gar zornig auf mich hin.

Da ich dann entgegnete: „Das war nicht fein, Jungfer: aber ich hab' Dich wol erſchrecket;" geſchah es mit einem Male, als fiele es mir wie Schuppen von den Augen: der Engel von St. Jürgens Standbild, er war es, und hatte mich gar eben kräftiglich gegrüßet! Da ſie aber noch ſtumm mit offenem Mündlein mir in's Antlitz blickte, rief ich: „Ja, ja, Jungfer, gucket nur; ich bin's, und habe den Engel nicht vergeſſen!"

Bei ſolchen Worten flog ein lieblich Roth über ihr junges Geſicht; da ich nun aber dachte, ſie zum Tanze friſchweg von ihrem Tritt herabzuziehen, ſetzten jählings die Muſikanten ihre Geigen und Trompetten ab, und lief Alles in großem Tumulte auf der Dielen durcheinander; angeſehen nunmehro die Ueberreichung der Hochzeitsgaben vor ſich gehen ſollte. War auch bald eine Tafel hergerichtet; dahinter ſaßen Braut und Bräutigam, jeder von ihnen mit einer irden Schüſſeln vor ſich. Da drängte Alles ſich heran und brachte, wie es Brauch iſt, der Eine einen Kronthaler, der Andere ein lübiſch Markſtück, die Fürnehmeren auch wol ein ſilbern Geräthſtück; und in weſſen Schüſſel es geleget wurde, der trank dem Geber aus einem Glaſe zu, ſo neben einer Flaſche Weines gleichfalls vor ihrer jedem ſtund. Griff alſo auch in meine Taſchen und hatte nicht groß Mühe, das ſchöne Silberſtück darin zu finden; doch waren meine Gedanken bei dem Dirnlein, das ich ſchier nirgendwo erſchauen mochte. So trat ich auf die Stufen, da ſie zuvor geſtanden; und ſiehe, mitten im Gedrange glitzerte das güldne Käpplein; gewahrete auch einen ſilbern Suppenlöffel, ſo von einer kleinen Fauſt emporgehalten wurde. Aber hart vor dem Mädchen ſpreizete ſich der junge Knecht, dem ſie zuvor den Tanz verſagt hatte; der winkte ſeinen Kameraden, worauf Alle ſich feſt zuſammenſchloſſen, und alſo das Mädchen nicht mehr vorwärts konnte.

Ei Tauſend, war ich raſch von meinem Tritt herunter und brauchte meine Arme, bis ich gar bald an ihrer Seiten war. „Renate," frug ich, „darf ich Dir helfen?"

Da nickte ſie faſt ſcheu zu mir hinüber; ich aber in dem dichten Haufen, wo wir ſtunden, ſuchte ihre freie Hand und ſprach: „Nun danke ich Dir auch herzlich für dazumalen an St. Jürgens Reiterbildniß."

Sie ſchlug die Augen nieder und entgegnete: „O ja, Ihr hattet meinem armen Türk gar jämmerlich das Fell zerſtochen!“

„Und wollteſt Du denn lieber, daß mich das grimmig Vieh zerriſſen hätte?“

Da lachte ſie leiſe auf; dann aber ſprach ſie traurig: „Das war ja gar kein grimmig Vieh; das war der frömmſte Hund im ganzen Dorf!“

„Möchte ihm doch lieber nicht begegnen!“ ſagte ich.

„Begegnet ihm hier auch Keiner mehr,“ entgegnete ſie; „die Tatern haben ihn über Nacht verlockt; er muß nun wol ihre Karren ziehen oder ihre ſchmutzigen Kinder auf ſich reiten laſſen.“

Indem ſie dieſes ſagte, rückten vor uns die Burſche nach dem Brauttiſche zu. Da faſſete ich ihre kleine Hand feſt in die meine. „Jetzt!“ raunte ich ihr in's Ohr, und mit einem Rucke brach ich für uns Beide Bahn; merkete aber noch, wie Renate das Näschen hob, als wolle ſie ihrer Keinen ſehen, ſo da mit einem Fluche oder höhniſchem Lachen auf die Seiten wichen. Dann aber traten wir mitſammen vor die Hochzeitleute. Ich warf mein Silberſtück in des Bräutigams Schüſſel, und leerte das Glas, daraus er mir zutrank, auf einen Zug; da ich mich aber nach dem Mädchen wandte, ſahe ich wol, daß ſie von ihrem Munde das volle Glas der Braut zurückgab.

Als wir ſodann uns wieder rückwärts durch den Haufen drängten, erhub ſich wiederum ein ſpöttlich Reden hinter uns, ſo daß ich ſagte: „Du haſt Dir übel Feindſchaft gemacht, Renate; war Dir der junge Knecht nicht gut genug zum Tanze?“

Da ſahe ſie mich gar fürnehm aus ihren dunkeln Augen an: „Den kennet Ihr nicht, Herr Studioſi; das iſt des Bauervogten Sohn; der iſt ein Prunkhans, er trotzet auf ſeines Vaters Geldſack und meinet, er brauche nur zu winken.“

Gläubete wol ihrer Rede; denn es koſtete dazumal noch die Laſt Gerſte hundert und der Waizen mehr denn hundert und fünfzig Thaler; das machte die Bauern überthätig, die Jungen mehr noch, denn die Alten.

Wir ſtunden aber wiederum in dem offenen Thürgerüſte zu der Oberſtuben, darin von den ſtädtiſchen Gäſten mit den fürnehmeren Bauern am Kartentiſche ſaßen und viele Lichter brannten. So konnte ich in rechter Muße ihr Angeſicht betrachten.

Betrachtete es alſo, ſo daß ich es von Stund an nimmer hab vergeſſen können; deß klage ich zu Gott und danke ihm doch dafür. Es war aber von lieblich ovaler Bildung, die Stirn faſt ſchmal und die obere Lippe ihres Mündleins ein wenig aufgeworfen, als hebe es eben an zu ſprechen: „Ja, glaubet nur, ich laß mir ſo nicht winken!“

Schon war der Brauttiſch fortgeräumt und die Muſikanten von ihren hohen Sitzen probirten wieder ihre Inſtrumente. „Wie wird’s, Renate,“ wollte ich eben fragen, „tanzen wir denn itzo mit einander?“ Da hörte ich neben aus der Stuben des Mädchens Namen rufen; und da ich den Kopf wandte, ſahe ich ſie ſchon am Stuhle eines hageren Mannes ſtehen, der hatte gleich ihr ſo dunkle, ſpitze Wimpern an den Augen, und dachte wol, daß es ihr Vater wäre. Sie hatte aber ihren Arm um des Mannes Nacken und er den ſeinen um ihren Leib geleget; ſo hielt er müßig in der Hand ſein Kartenſpiel und ſchaute in ſeines Kindes Angeſicht, unachtend, daß die Andern Trumpf und Herzendaus von ihm verlangten. Da Renate aber meines Vaters Namen nannte, ſo trat ich näher und grüßete den Mann.

Selbiger ſtreifte mit einem ſcharfen Blick an meinem prunkenden Habit und ſprach: „Ihr ſchaut gar luſtig aus, Herr Studioſi; werden aber wol bald die ſchwarzen Federn darüber wachſen!“

Worauf in gleichem Scherz ich gegenredete, die müßten freilich noch ſchon wachſen; gäb’s ohne ſolche ja auch keinen ausgewachſenen Raben, der doch, wie wohlbekannt, der Paſtor unter dem Vogelvolke ſei.

Hierauf ſah er mich wieder mit ſeinen ſcharfen Augen an und meinete, er kenne auch ſo was die modi auf denen Univerſitäten; „denn,“ ſagte er, „Ihr wiſſet wol, drüben in Huſum meines Schwagers Sohn gehöret auch zu Euerem Orden.“

Da frug ich geziementlich, wie denn der Name ſei und erhielt die Antwort: „Es iſt der Küſter Albert Carſtens; meine Renate war das letzte Jahr in ſeinem Hauſe, damit ſie ein wenig mehr erlerne, als hier in der Bauernſchul zu kaufen iſt.“

Hierüber erſchrak ich ſehr und dachte: „Weh deinem armen Engel, daß er unter eines ſolchen Atheiſten Dach gerathen!“ War mir nemlich bewußt, daß ſelbiger Carſtens, als derzeit noch ein studiosus, hier im Dorf geweſen und gar heftig gegen den exorcismum geredet, auch ein alt mandatum, ſo die Gottorpiſchen Calviniſten im vorigen saeculo zu Wege gebracht, wieder vorgekramet habe, wonach es in der Taufeltern Belieben war geſtellet worden, ob ſie den Antichriſt in ihrem Kinde wollten beſchworen haben oder nicht. Deß hatte mein Vater als bei ſeinem hieſigen Amtsantritte große Noth gehabt, maaßen der redefertige Neuerer auch den Diaconum und manchen ſonſt gläubigen Chriſten in ſeine Schwärmerei hineingezogen hatte.

Da mir nun ſolches gar widerwärtig meinen Sinn durchkreuzete, fühlte ich plötzlich meine Hand ergriffen: „Aber, Herr Studioſi,“ ſprach Renate, „Ihr wolltet ja mit des Hofbauern Tochter tanzen!“

„Ja, ja,“ fügte der Bauer bei, „tanzet nun mit einander; Renate hat es in der Stadt gelernt. Und beſuchet uns einmal, Herr Studioſi; der Hofbauer hat wol noch eine Flaſche Rheiniſchen in ſeinem Keller.“

Da flogen all ſchwere Gedanken fort. Mit dem ſchönen Dirnlein an der Hand tauchte ich gleichſam in das dunkele Gedräng hinab, ſo daß mir däuchte, wir ſeien ſchier darin verloren. Ueber uns weg von ihren Tonnen blieſen und fiedelten die Muſikanten; und um uns her ſtampfeten und ſchrieen die jungen Knechte und Dirnen. Kümmerte aber das Alles uns nicht ſehr; ſo nur ein freier Raum entſtund, faſſete ich ſie um und ſchwenkte das leichte Kind in meinen Armen, und wenn's nicht weiter gehen wollte, ſtunden wir ſtill und ſchaueten uns voll Freud und Neugier in die Augen. Und wenn ich heut zurücke denke, ſo wüßt ich nicht zu ſagen, wobei ſich mein Herz zumeiſt ergötzete; auch nicht, wie in ſolch anmuthigem Wechſel uns die Nacht zerronnen; denn, da ich einmal über der Tänzer Köpfen nach dem offenen Thore blickte, waren am Himmel ſchier die Stern erblichen und ſtreifete ein bleicher Schein die Balken an der Bodendecke. „Sieh, Renate,“ ſprach ich, „da geht die Luſt zu End.“

Da fühlete ich, daß ſie ſich leiſe an mich drängte; aber ſie entgegnete nichts und ſchaute auch nicht auf. Als ich aber gewahrete, wie ihre Wangen glühten, frug ich: „Dürſtet Dich auch, Renate? So wollen wir drüben zu dem Tiſche gehen.“

Und da ſie nickte, gingen wir hin; und ich nahm einer friſchen Dirne, ſo eben dort getrunken hatte, das Glas aus der Hand, um es aus einem Bierkrug wiederum zu füllen. Aber Renate ergriff ein anderes, das auf dem Tiſche ſtund, und bückte ſich damit zu einem Eimer Waſſer.

„Ei,“ rief ich lachend, „trinkſt Du mit den Vögeln, was unſer Herrgott ſelbſt gebrauet?“ Doch ſie hatte das Glas nur ausgeſchwenkt. „O nein, Herr Studioſi,“ entgegnete ſie faſt verſchämet; „ſchenket nur ein; ich trink ſchon, was die Männer trinken!“

Da ſie dann aber ihr Hälschen aufreckte und gar durſtig trank, kam eine ſehr alte Frau mit einer ſchwarzen Kappen auf dem greiſen Haar gelaufen, zupfte ſie an ihrem Taffetröckchen und raunete: „Der Bauer iſt ſchon heim; der Bauer iſt ſchon heim!“

Und als Renate ihr Glas hinſetzte, rufend: „Marik, ich komme ſchon, Marik!“ da war die Alte nimmermehr zu ſchauen.

Ich aber haſchte des Mädchens Hand und ſagte: „Du wollteſt mir doch alſo nicht entlaufen? Ich gehe ſchon mit Dir, Renate, ſo Du gehſt!“

Und ſo gingen wir ſchweigend mitſammen aus dem Hochzeithauſe. Und da wir auf die Höhe vor dem Biſchofshauſe kamen, wo der Steig hinüber führt, blieben wir unter dem Thurme ſtehen und ſchauten in die Tiefe unter uns; denn vor dem aufſteigenden Morgen floß dorten der Strom mit dunkelrothem Glanze in das noch dämmerige Land hinaus. Zugleich aber wehete eine ſcharfe Luft von Oſten her, und da Renaten ſchauderte, legte ich meinen Arm ihr um das nackte Hälschen und zog ihre Wange dicht zu mir heran. Da wehrete ſie mir ſanft: „Laſſet, Herr Studioſi,“ ſprach ſie, „ich muß nun heim!“ und wies hinab nach ihres Vaters Hauſe, ſo ſeitwärts unter den düſteren Bäumen lag. Und als nun gar ein heller Hahnenkraht daraus emporſtieg, da ſahe ich ſie ſchon den Berg hinunterlaufen; dann aber wandte ſie ſich und ſchaute unverholen mit ihren dunkeln Augen zu mir auf.

„Renate!“ rief ich.

Da nickte ſie noch einmal und ſchritt dann eilig über die bethauten Wieſen nach dem Hofe zu. Ich aber ſtund noch lange oben in der ſcharfen Morgenluſt und ſtarrete hinunter auf die düſteren Eichen, aus deren dürrer Krone itzt ein Paar Elſtern aufflogen und krächzend den Nachtſchlaf von den ſchweren Flügeln ſchüttelten.

Andern Tages fiel die Sonne ſchon hoch in meine Kammer, da mein Mütterlein mir die Morgenſuppe an meine Bettſtatt brachte; und da ſie in ihrer liebreichen Weiſe mich über die Luſtbarkeit befragte, hörete ſie nicht ungern von der Bekanntſchaft mit des reichen Hofbauren Tochter und ſpann, wie die Mütter pflegen, ſchon ihre feſten Fäden für die Zukunft. Als ſie dann aber Nachmittags, da ihr Geſpinnſte nahezu fertig war, ſolches voll Freudigkeit vor meinem lieben Vater auszubreiten begann, ſchien ſelbiger nicht völlig gleichen Sinnes, ſondern rieb ſich, wie er in Zweifelsfällen es gewöhnt war, bedächtig mit dem Finger an der Naſen und wiegte ſchweigend ſeinen Kopf dazu.

„Wie, Vater,“ brauſete die Mutter auf, „iſt Dir die liebe Gottesgabe, das Geld und Gut, etwan im Wege? Und meineſt Du, daß ein künftiger Diener

Gottes müſſe alle Mal in Armuth leben, weil ſolches, leider Gottes, unſer Theil geweſen iſt?“

„Nein, oh nein, Mutter!“ entgegnete er. „Nein, das gewißlich nicht!“

„Nun, Gott ſei gedanket!“ rief die Mutter. „Was iſt denn nun noch für ein Aber?“

— „Ja, Mutter, Ihr Weiber wollet Euch gar am eignen Sohn den Kuppelpelz verdienen; aber — ich denke, der Joſias geht wol andre Wege.“

Damit ging er in ſeine Kammer und ſetzete ſich zu ſeiner morgenden Sonntagspredigt; und hatte ich, der faſt beſchämt dabei geſtanden, nun wohl vermerket, daß mein lieber Vater von dieſen Dingen nicht meh wolle geredet haben; — nicht minder, daß wegen de Hofleute was immer für eine Bedenklichkeit in ihm verſire.

Ich war aber hiedurch in eine gar üble Unruh verſetzet worden. Ich lief aus dem Hauſe und übe den Weg auf den Glockenberg und ſahe hinüber nac dem Schloßthurm, von wo ich in der Frühe mi Renaten in das ſtille Land hinausgeblicket; lief wiederu zurücke, warf mich an meine Arbeit und brachte abe nichts zu Stande, als daß ich den Buchſtaben R wo hundert Mal in meine Hefte malte, gleichſam als hät ich's wegen dieſes einen noch von der Schreibſtu nachzuholen.

Drum, als es Abend wurde, trieb mich's nach dem Kruge, der oberhalb der Treene liegt, ob ich dorten was erfahren möchte; redete auch mit dem und jenem und kehrete dann gelegentlich das Wort auch auf den Hofbauren. Da ſahe ich wol, daß er geringen Anhang hatte; redeten ihm nach, obſchon er, weit gefehlet, kein Bauer aus dem Fundamente ſei, ſo ſchlage Alles ihm doch zu; denn da vor Jahren hier die Seuche in das Vieh gekommen, ſo ſei in ſeinem Stalle ihm kein Stück gefallen; und wenn auf ihrem Boden die Mäus und Ratzen ihnen das Korn zerſchroten, ſo habe in einer mondhellen Herbſtnacht der Feldhüter es mit leiblichen Augen angeſehen, wie aus des Hofbauren Scheune, gar greulich anzuſchauen, ſothanes Geſchmeiß in hellen Haufen zur Treene hinabgerannt und ſich mit Quiekſen und Gepfeife in das Waſſer geſtürzet habe. Zog mich ſogar der blaſſe Dorfſchneider bei einem Rockknopf in die Ecken und ſprach gar heimlich: „Jungherr, Jungherr! Wiſſet Ihr, was die ſchwarze Kunſt bedeutet!" Schlug ſich dann auf's Maul und zeigte mit der Hand dahin, als wo der Hof belegen.

War mir nun zwar bewußt, daß ſelbſten geiſtliche Herren ſich mit ſolcher Kunſt befaſſet, wie denn der vorig Paſtor in Medelbye darin gar ſonderbar geſchickt ſollte geweſen ſein; auch daß ſolches, wenn gleich kein endgültig pactum mit dem Seelenfeinde, ſo doch ein frevelig Spiel um Seel und Seligkeit ſei, ſo bei der menſchlichen Schwachheit gar leicht in das ewige Verderben führen könne; ſahe aber gleicherweiſe, daß dieſe Leute dem Hofbauren ſeinen Reichthum neideten, ihm auch aufſätzig waren wegen ſeiner Hofart und ſchon von ſeines Vaters wegen nicht vergeſſen konnten, daß ſelbiger gegen der Gemeinde Willen ſich einen Emporſtuhl in der Kirchen durchgeſetzet.

— — Schritt alſo, wie ich dem Hofbauren das verſprochen, am andren Nachmittage nach der Predig über die Biſchofshöhe den Fußſteig zu dem Hof hinab. Da ich herzutrat, lag das große Gebäu gar ſtill unter ſeinen alten Eichbäumen; bellte auch kein Hun vom Flur heraus; nur droben in den Wipfeln erhuben die Elſtervögel ein Gekrächze, als ob ſie hie die Wacht am Hauſe hätten. Indem vernahm ic einen Tritt von drinnen, und das alte Bauerweib ſo in der Nacht Renaten von der Hochzeit abgerufe hatte, öffnete die Hausthür; dabei hatte ſie eine langen Wollenſtrumpf in Händen, an welchem ſie ſogleich wieder zu ſtricken fortfuhr.

„Iſt Er des Prieſters Sohn?" frug ſie; und al ich das bejahete, that ſie ein Zimmer auf und ſagt

„Geh Er nur hinein; da ſteht auch eine Faulbank; ich will den Bauren rufen.“

Und war das ein breit und hoch, aber gleichwol düſteres Gemach; denn zu Nord und Oſten, überall vor den Fenſtern hing das Gezweig herab, ſo daß man aus den letzteren nur kaum noch an den Fluß hinunter ſchauen mochte. Unter den Stühlen war wol auch ein Kanapé; ſonſt aber an den weiß getünchten Wänden ein paar große Tragkiſten und ſonſtig Bauerngeräth; doch prunkete auf einer Schatullen eine Theekanne mit einem halben Dutzend Taſſen, desgleichen ich bei Bauren bislang nur noch auf den großen Marſchhöfen geſehen hatte. Daneben aber erblickte ich, und deuchte mir ſolches wol ein ſeltſam Zierrath, ein unförmlich und ſcheußlich Graunbild, faſt eines Fußes hoch und wie mir ſchien, aus rothem Ton gebildet. Da ich ſolch Unding noch mit widerwilliger Neubegier betrachtete, trat der Bauer in die Stuben. „Ja, ja, Herr Studioſi,“ ſprach er und reichte mir die Hand, „beſchaut's Euch nur! Wird in der Welt zu allerlei Ding gebetet! Der Rothe hier, das iſt ein Heidengötze, den hat mein Vaterbruder, ſo ein Steuermann geweſen, mit über See gebracht.“

Ich ſahe nun erſt, welch ein groß gewachſener Mann es war, der ſolches redete. Sein Antlitz war etwas bleich; aber er trug ſeinen Kopf mit dem ſchwarzen Bart und dem dunkelen, kurz geſchorenen Haupthaar gar hoch auf ſeinen Schultern.

Das alte Weib, das mit dem Bauren eingetreten und mit ihrem langen Strickſtrumpf auf und ab gewandert war, zeigete mit ſelbigem auf den Götzen und raunte mir in's Ohr: „Das iſt der Fingaholi! Der Paſtor darf's nicht wiſſen; aber gläub' Er's mir, der iſt gar gut gegen die Mäus und Ratten.“

Mir fielen die Reden des Schneiders bei; aber der Bauer, der es wol vernommen hatte, lachete und ſprach: „Ich meint, daß Du mir die vertrieben hättſt, Marike!“

Die Alte warf ihm einen böſen Blick zu und begann vor ſich hin ſcheltend und ſtrickend wieder auf- und abzuwandern.

Draußen in den Bäumen ſchrachelten die Elſtern; mir war's mit einem Mal gar einſam in dem großen, düſteren Gemache.

Da that die Thür ſich abermalen auf und geſchahe mir, als ſei es itzt jählings helle worden; und war doch nur ein braun und bläßlich Dirnlein, ſo herein getreten. Ein Brett mit Flaſch und Gläſern ſetzete ſie vor dem Kanapé auf den Tiſch, worauf der Bauer rief: „Da kommt der Rheiniſche, Herr

Studioſi; ſetzet Euch nun, ſo wollen wir Eins mitſammen reden.“

Renate aber, welche ein ſorglich Auge auf die alte Frau gewendet, hing ſich an deren Arm und redete ihr leiſe zu, indeß ſie einige Male mit ihr auf und ab wanderte. So wurde die Alte wieder ruhig und ging gar bald hinaus. „Es iſt meines Vaters Kindsmagd, Herr Studioſi,“ ſprach das Mädchen; „ſie meinet noch immer, ſie allein nur könne ihm die Strümpfe ſtricken. Sonſt aber iſt ſie nur ſchwach — wiſſet, da, hier herum!“ und dabei ſtrich ſie mit dem Finger über ihre Stirn. Dann trat ſie zu dem Bauren, der ſchon den hellen Wein in die Gläſer goß, und wie im Scherze mit ihrer kleinen Fauſt ihm drohend, ſprach ſie: „Vater, Vater, was hat Er mit Seiner Marike wieder angeſtellt.“

Der aber ſahe ſie unwirrſch an und ſagte: „Laß gut ſein, Renate; das alte Tropf, es könnt' mich noch zu Ding und Recht reden! Kommet, Herr Studioſi,“ fügte er bei, „und probet einmal! Weiß nicht, ob im Paſtorshauſe beſſerer zu haben iſt.“

That alſo Beſcheid, und entgegnete, im Paſtorshauſe ſei der Wein gar ſelten; aber daß in dem dumpfen Keller gar das Bier verderben müſſe, deß habe mein lieber Vater arge Noth.

Da lachte der Mann und griff ſich in die ſilbern Knöpfe ſeines Wamſes: „Laſſet den Paſtor nur mit dem Hofbauren reden; er ſoll bald einen Keller für ſein Bier bekommen.“

Ich ſahe auf Renaten, die am Fenſter ſaß und an einem Namentüchlein ſtichelte. Dachte immer, ſie ſolle einmal wieder die großen Augen auf mich wenden; aber ſie ſchaute nur auf ihre Arbeit, und ich, des jungfräulichen Herzens unkundig, wurde in mir faſt unwillig, daß ſie unſere Bekanntſchaft alſo verleugnen mochte. Dachte aber, ich müſſe der höflichen Anerbietung des Bauren Eins entgegenbringen und begann alſo die anmuthige Lage ſeines Hofes oberhalb des Treenefluſſes in das Licht zu ſtellen, was er gar gern zu hören ſchien.

„Das möget Ihr wol ſagen, Herr Studioſi,“ hub er an, „und hat auch ſeine eigene Bewandtniß. Der ſtammet noch aus der katholiſchen Zeit vom alten Gottorpſchen Biſchof Schondeleff, der drüben in dem wüſten Thurmgebäu reſidiret, wo ſpäter der König ſeinen Amtmann ſitzen hatte. Müſſet nemlich wiſſen, bevor ſie anno 1621 da drunten die Stadt und die große Eiderſchleuße bauten, kam die Fluth auch hier herauf, und was Ihr drunten durch das Fenſter ſehet, war damals ein breit und mächtig Waſſer, ſo mit ſeinen Buchten in den Wald hineinging. Trieb ſich aber damals auf un[illegible] Meeren ein wild und gefährlich Geſindel um, die ſich Likedeler hießen; Ihr wiſſet, die Vitallienbrüder unter dem Godeke Michels und dem Störtebeker, dem ſie auf dem Hamburger Grasbrooke den Kopf herunterſchlugen.“

Von denen hatte ich denn freilich wol vernommen. Nicht minder, daß ſelbige, ſo ſie von den Hanſeſtädten oder den Meklenburgern gejaget wurden, ſich oftmalen mit ihren Schiffen die Treene hier herauf retiriret hätten, allwo ihnen der dicke Wald im Rücken war. Merkte das alſo an und ſagte auch: „Es wird aber erzählet, der Biſchof ſelber habe hier den Räubern einen Hafen angewieſen.“

Da lachte der Bauer und griff in ſeinen ſchwarzen Bart: „Ihr meinet nach der Regel, wo der Marder ſein Neſt hat, da holet er die Hühner nicht! Iſt aber Altweiberrede; der alte Schondeleff hatte gar übeln Vertrag mit denen und hätte wol gar ſein Leben an ſie laſſen müſſen, wenn meiner Mutter Urahn ihn nicht mit ſeiner guten Axt herausgehauen hätte. Derohalben aber hat er ihn mit dieſem Hof nebſt Wald und Gründen begabt und ihm den Namen ‚Ohm‘ beigeleget, weil er nicht als ein Diener, ſondern als ein Freund und Ohm an ihm gehandelt habe.“

Und da ich frug, wo ſolche Kriegsthat denn geſchehen ſei, antwortete der Bauer: „Es iſt nur ein Viertelſtündchen oſten dem Dorfe, an dem Vitallienhafen, der freilich itzo nichts als eine leere Höhlung iſt, darum ſie es auch ‚Holbek‘ zu nennen pflegen; aber hart dahinter ſtehet noch der Wald wie dazumal, und von der Höhe iſt ein Ausblick weit in das Dithmarſcher Land hinaus.“

Muß wol bekennen, daß bei ſolchem Zwieſprach meine Gedanken nur halb zugegen waren; ſie gingen nach drüben zu dem Fenſter, daran Renate ſaß, noch immer über ihre Nähterei geneiget. Hier innen war's noch düſterer geworden; aber draußen hinter den Bäumen ſpieleten die Lichter der Nachmittagsſonne, daß ſich der Abriß ihres lieblichen Angeſichtes gleich einem Schattenbilde auf grüngüldenem Grunde abhub.

„Nun, Herr Studioſi,“ rief der Bauer, da ich im Hinſchauen wol ſchier mochte verſtummet ſein, „was gucket Ihr ſo an's Fenſter? Ihr meinet auch wol, ich ſolle ein paar Klaftern Holz aus meinen alten Bäumen hauen?“

Da ſtürzte ich raſch mein Glas herunter; war es mir doch ſchier, als ſei ich auf verbotenem Weg ertappet worden; ingleichen aber, als ob der Bauer mit ſeinem Rheiniſchen mich hier am Tiſch gefangen halte. Sprang alſo von meinem Stuhle auf und ſprach: „Was meinet Ihr, Hofbauer; draußen iſt noch lichter Tag; kommet mit Eurer Tochter und zeiget mir, wo Euer Ohm den Biſchof freigehauen!“

Der Bauer entgegnete, er wolle ſchon mit durch's Dorf hinaus; danach aber habe er noch einen Gang auf's Moor, wo die Woche ſeine Leute bei dem Torf gearbeitet; doch werde ſeine Tochter mir den Weg ſchon weiſen.

Und als ich hinſah, nickte Renate ihrem Vater zu und ſtund von ihrem Stuhle auf; der Bauer aber ging noch erſt mit mir auf ſeine Hofſtelle und durch Stall und Scheuer; und gewahrete ich darinnen Manches, das deuchte mir anders und auch verſtändiger, als wie es ſonſt von Vater auf den Sohn die Bauren ſich herzurichten pflegen.

„Sehet einmal hier, Herr Studioſi,“ ſagte der Hofbauer, „Ihr mögt's mir glauben, um dieſer Rinne willen möchten die Kerle hier mich gar am liebſten freſſen; nur weil ich letzt beim Neubau den alten Ungeſchick nicht wiederum verneuern wollte. Aber, 's iſt ſchon richtig, die Ochſen, wenn ſie ziehen ſollen, müſſen das Brett vor'm Kopfe haben.“ Er nahm eine Furke, ſo am Wege lag, und warf ſie mit kraftvollem Schwung in eine Ecken.

Als wir aus dem Stalle traten, kam Renate zu uns, und wir ſchritten mit einander durch das Dorf. Einen Büchſenſchuß dahinter, unweit des Waldes, nahm der Bauer ſeinen Abſchied. „Ihr kennet nun den Hof," ſagte er; „und vergeſſet das Wiederkommen nicht; ich muß hier nach Norden zu. In Huſum der Rathsverwandte Fedderſen ſoll ein Dutzend Tagesgriſt für ſeine Brauerei geliefert haben, da muß ich ſchauen, ob auch die richtige Stückzahl in den Ringeln iſt."

Und dann gingen wir zu zweien weiter.

Nur das Moor liegt zwiſchen hier und dorten, ein Vogel mag ſich bald hinüberſchwingen; aber auch wol dreißig Jahre ſind ſeit jenem Tag zur Ewigkeit gegangen — ohne ſie zu mehren; denn nur der Menſch iſt in der Zeitlichkeit — im Dorfe Oſtenfelde ſitze ich hier als ein zu früh mit Körperſchwäche befallener emeritus und leidiger Koſtgänger bei dem pastor loci, meinem lieben kerngeſunden Vetter Chriſtian Mercatus. Hätte ſomit der Muße genug, um, wie meine übrige Lebensumſtände, ſo auch die Vorgänge jenes Nachmittages aufzuzeichnen. Lieget mir ſelbiger doch gleich einem Ueberſchwang holdſeliger Erinnerung im Gemüthe; habe auch einen ganzen Bogen Papieres dazu hergerichtet und mir die Federn von dem Küſter ſchneiden laſſen, und nun vermag mein inneres Auge nichts zu ſehen, als vor mir einen einſamen Weg zwiſchen grünen Knicken, der ſich allgemach zum Wald hinaufwindet. Weiß aber wol, es iſt der Weg, den wir dazumal an jenem Nachmittage gingen, und iſt mir, als wehe noch ein ſommerlich Düften von Geißblatt und Hageroſen um mich her. — —

„Renate!“ ſagte ich, nachdem wir lange ſtumm dahin geſchritten.

„Ja, Herr Studioſi?“ Sie hatte den Kopf gewandt und hielt die dunkeln Augen mir entgegen.

Da wußt ich nimmer, was ich ſagen ſollte, und dachte doch: „Es muß nicht gelten, daß ein Studirter und zukünftiger Kanzelmann einem Bauerdirnlein gegenüber alſo den Text verlieret.“ Aber ſelbiges Dirnlein war ja der Engel von St. Jürgens Bildniß, und ſo fiel's mir bei: „Renate,“ frug ich, „habet Ihr denn itzo keinen Hund auf Euerem Hofe?“

„Einen Hund? Nein, Herr Studioſi; es wollt nicht gehen mit dem Aufziehn. Ich mag auch keinen, ſeit ſie meinen Türk geſtohlen haben.“

— „Ich mein aber, der Türk habe dem Küſter in Huſum zugehört?“

„Freilich; aber er hatte ſich mir zugewöhnt und iſt mir nachgelaufen; da hat ihn der Vetter mir gelaſſen.“

— „Und nun,“ ſagte ich, „habet Ihr nur die Krähenvögel in Eueren alten Bäumen.“

„Ihr ſpaßet, Herr Studioſi,“ entgegnete ſie; „aber es braucht bei uns kaum eines Hundes; mein armer Vater leidet an der Luft und ſchläft allzeit nur leis. Wenn es arg ihn überfällt, rufet er wol nach mir; wir wandern dann gar manche Stunde mit einander; in der Stube und über den Flur in den Peſel, wo das Bild vom Schloß und von dem alten Biſchof hängt. Da ſind die draußen nimmer ſicher, daß nicht ein paar Augen durch's Fenſter in die Nacht hinausſchauen.“

Sie ſahe gar bekümmert aus, da ſie ſolches erzählte, und ich ſagte: „Du biſt doch noch ſo jung, Renate!“

— „Ja; aber mein Vater hat gar Niemanden ſonſt; meine Mutter iſt lang ſchon todt.“

Und ſomit waren wir unter die breiten Buchen in den Wald geſchritten; da ſchlug noch eine Droſſel aus dem Wipfel eines Baumes, und in der Ferne hörten wir es durch die Büſche brechen. „Das ſind die Hirſche,“ ſagte das Mädchen; „zu Herzog Adolphs Zeiten ſoll die Unmenge hier geweſen ſein.“

Dann theilete ſie mit den Händen das Gezweige von einander und ſprach: „Hier iſt's, Herr Studioſi!“ —

Und wir ſtanden oben an Störtebekers Hafen und ſahen unter uns in das weite Treenethal hinaus. Es war aber nur eine Höhlung, ſo in das ſandige Hochland hier hineinging; das Waſſer floß itzt fern davon in ſeinem ſchön geſchlängelten Laufe durch die Wieſen. Renate führte mich zu einer dicken ſchrundigen Eichen, und zeigete auf einen ſchier vernarbten Spalt in deren Stamme. „Sehet, Herr Studioſi, hier hat der Urahn ſeine Axt hineingehauen, als die Kriegsarbeit gethan war, und die Räuber da hinab zu ihren Schiffen rannten. Er hat auch eine Tochter gehabt, die hat, wie ich, Renate geheißen, und weil ihr Vater im Gefecht es ſo gelobet, ſo hat ſie in ein Kloſter ſollen; da ſie aber aufgewachſen, hat ſie dazu nein geſprochen, und iſt hernach dann meine Ahne worden.“

Sie hatte ſich an den Baum gelehnt und ihre Hände vor ſich in den Schoß gefaltet; ſo ſchauete ſie in das Abendgold hinaus, das itzo allgemach am Erdenrand emporglomm. Ich aber blickte auf dieß junge ernſte Antlitz und mußte mich faſt ſorglich fragen, was denn wol ſie in ſolchem Fall geſprochen haben würde; und lobete im Stillen unſeren Vater, Dr. Martinum, daß er dem Unweſen der Klöſter bei uns ein Ziel geſetzet.

Indem ich ſolches dachte, richtete ſie ſich jählings auf. „Nehmt's nicht für ungut," ſprach ſie haſtig; „aber ich bitt Euch, wollet itzo mit mir durch das Holz gehen; es führt von hier ein Richtſteig nach dem Moor hinüber."

Und da ich eine Unruhe auf ihrem Antlitz las, ſo frug ich, ob ſie etwan um ihren Vater ſorge.

Da ſchüttelte ſie ſich als wie aus einem Traume und ſagte: „Es wird nichts ſein, Herr Studioſi; aber wenn Ihr wollt, ſo laſſet uns eilen; vielleicht, er mag uns dann entgegen kommen!"

So gingen wir in den tiefen Wald hinein. Immer ſtiller ward es um uns her, und immer mächtiger wuchs die Dunkelheit; nur kaum noch mochte ich Renatens anmuthige Geſtalt erkennen, wie ſelbige unter den hohen Stämmen ſo raſch vor mir dahin ſchritt. War mir mitunter, als gaukele vor mir dort mein Glück, und müſſe ich es halten, wenn ich's nicht verlieren wolle. Wußte aber gar wohl, daß des Mädchens Sinnen itzo auf nichts, als einzig nur auf ihren Vater zielete.

Endlich dämmerte es durch die Bäume wie graues Abendlicht, der Wald hörte auf, und da lag es vor uns — weit und dunſtig; hie und da blänkerte noch ein Waſſertümpel und ſchwarze Torfringeln ragten daneben auf; ein großer dunkler Vogel, als ob er

Verlorenes ſuchte, revierte mit trägem Flügelſchlage über dem Boden hin. An meiner Seite ſtund Renate; ich hörte ihren Odem gehen und konnte gewahren, wie ihre Augen angſtvoll und nach allen Seiten in die vor uns hingeſtreckete Nacht hinausſchauten; denn uns im Rücken hinter den gewaltigen Schatten des Waldes lag das letzte Tageleuchten. Da mußte ich mit dem Pſalmiſten ſprechen: „Herr, Du macheſt Finſterniß, und es wird Nacht; aber Himmel und Erde ſind Dein: denn Du haſt ſie gegründet und Alles, was darinnen iſt!“

Indem aber rührete Renate mit der einen Hand an meine Schulter, und mit der anderen wies ſie auf das Moor hinaus.

„Was meineſt Du, Renate?“ frug ich.

— „Sehet Ihr nicht? Dort?“

Und da ich meine Augen anſtrengte, meinete ich fern im Dufte einen Schatten ſchreiten zu ſehen; aber nur eines Athemzuges lang. „War das Dein Vater?“ frug ich wieder.

Da nickte ſie und ſprach: „Verzeihet, meine Angſt war thöricht; er iſt ſchon jenſeits unſeres Moores auf der feſten Geeſt.“

„So laſſet uns eilen“, rief ich; „ob wir ihn noch erreichen mögen!“

Aber ſie ergriff mit beiden Händen meinen Arm: „Das Moor, Herr Studioſi, kennet Ihr das Moor? Wir können nimmermehr hinüber!“ Dann, als ob ein plötzlich Grauen ſie befiele, zog ſie mich zurück und ſagte: „Kommet, hier führt der Weg am Wald hinab!“ und ließ meine Hand nicht los, ſo lange wir den düſtern Ungrund an der Seiten . . . .

Die Handſchrift iſt hier lückenhaft; zunächſt fehlen einige Blätter gänzlich, das dann Folgende iſt durch Waſſerflecke faſt zerſtört. Doch iſt zu erſehen, daß der studiosus Josias ein Muſikfreund und mit ſeinem Vater der Anſicht Dr. Luthers war, die lateiniſche Sprache habe viel feiner musica und Geſanges in ſich, daher man ſie keineswegs aus dem Gottesdienſte ſolle wegkommen laſſen. — Schon als Knabe hatte er zu den auserwählten Schülern gehört, welche dem derzeitigen Huſumer Cantor Petrus Steinbrecher vor der Frühpredigt aſſiſtirten und „zur Ehre Gottes und zur Erweckung eines jeden Chriſten Devotion“ von der Orgel in die damalige gewaltige Kirche hinab das Te Deum laudamus mitgeſungen. Hier in Schwabſtedt werden derzeit ſich auch noch Reſte des lateiniſchen Kirchengeſanges erhalten haben; denn es gelingt ihm — wo, iſt nicht erſichtlich — eine Anzahl junger

Kirchenſänger und Sängerinnen um ſich zu verſammeln, wie es heißt, „zur beſſeren Einübung der bekannten, ſowie Erlernung einiger neu hinzugebrachter Lieder." Renatens Stimme, welche „gleich einem ſilbern Licht ob allen andern ſchwebete", ſcheint den Zauber noch verſtärkt zu haben, den die Bauerntochter ſo unbewußt auf unſeren Gottesgelahrten ausübte. Worauf ſonſt in jenem Sommer der Verkehr der beiden jungen Menſchen ſich erſtreckt habe, iſt nicht erkennbar; erſt mit dem Ende deſſelben beginnen wieder die bis zu einem gewiſſen Punkte fortlaufend erhaltenen Theile der Handſchrift, der nun wieder wie vorhin das Wort gelaſſen wird.

. . . . war es eines Abends Ende Septembris, als ich mit meinem Vater ſel. in deſſen Studierſtüblein über Abfaſſung einer Supplik an unſern allergnädigſten Herzog beiſammen ſaß; denn da meinem lieben Vater wegen übermäßiger studia in ſeiner Jugend eine Augenſchwäche befallen, ſo hatte er es gern, wenn ich für ihn die Feder führete. Wollte nemlich die Angelegenheit mit unſerem Keller noch immer keinen Fortgang nehmen. Zwar hatte der Hofbauer, nur auf meine frühere Rede — denn mein Vater wollte ihn nicht um ſeine Dienſte angehen — die Sache noch einmal in der Gemeinde fürbracht;

aber die Bauern hatten ihm erwidert, der alte Paſtor habe bei ſeinem Bier gut predigen können, ſo werd der Keller auch wol für den neuen reichen.

Es war nun an dieſem Abend ein gar wüſtes Wetter, und brauſete es draußen von dem Walde her, daß man hier innen oft die Worte kaum erfaſſen konnte.

„Schreibe nun ſo;“ ſagte mein Vater, indem er zu mir rückte: „Obgleich die meiſten meiner Beichtkinder mir herzlich gern einen beſſren Keller gönneten, ſo waren doch derer, die halsſtarrig dawider ſtritten; von Mitten Maji bis hieher habe kein friſch und kühl, ſondern nur ſauer Bier gehabt und was mir das vor eine Plage geweſen, iſt Got am beſten bekannt; wie viel aber von ſolchen Gaben Gottes, salvo honore, zum Schweinetrank hingießen laſſen, will ich hier ſeufzend übergehen.“

Ich entſinne mich noch aller dieſer Worte meines lieben Vaters; denn ich ſetzete die Feder ab, weil mich ein Bedenken anwandelte, Hochfürſtliche Gnaden alſo wegen des pastoris ſauerem Bier in Compaſſion zu nehmen. Als ich aber ſolches eben nur geäußert, hörte ich draußen auf der Hausdiele ein laut Gerede mit unſerer alten Margreth. Wurde dann auch unſere Stubenthür gewaltſam aufgeriſſen, und erſchien ein

Mann in ſchier beſchmutzten Reiſekleidern, ſcheinbar von meines Vaters Alter und auch wol geiſtlichen Standes; aber mit vollem braunrothen Antlitz, daraus ein paar kleine blanke Augen gar hurtige Blicke über uns hinlaufen ließen. „Salve, Christiane, confrater dilectissime!“ ſchrie er; „komme gar ſpät unter Dein gaſtlich Dach! aber der Teufel, der mir als ſeinem ſcharfen Widerſacher allzeit auf den Hacken iſt, hatte mit ſeiner hölliſchen Kunſt meinen Gaul vom Wege in das Moor hineingegaukelt, alſo daß ich ihn durch ein paar Käthner zwiſchen den Bülten habe müſſen herausgraben laſſen; der Unſaubere hatte es wol gerochen, daß ich unter meinem Wamſe eine neugeſchmiedete Waffen gegen ihn am Leibe trug.“ Und dabei ſchlug der heftige Mann gegen ſeine Bruſt und zog alsdann unter ſeinem Mantel ein dick manuscriptum herfür; das warf er vor uns auf den Tiſch in meine Schreiberei hinein. „Siehe da,“ rief er, „mein ‚hölliſcher Morpheus‘ hat zwar dem holländiſchen Schwarmgeiſt, dem unverſchämten Dr. Balthaſar Beckern und ſeiner ‚Bezauberten Welt‘ den Text gefeget; aber der verworfenen Zauberer- und Hexenadvokaten erſtehen immer mehr. Nitimur in vetitum, Herr Bruder! Es thut Noth der unvernünftigen Vernunft den Daumen gegenzuhalten!“

Aus ſolcher Rede ward mir inne, daß ein gar hochgelahrter Mann in unſer Haus getreten; und war es Herr Petrus Goldſchmidt, derzeitiger Paſtor zu Sterup, welcher als ein Huſumer einſtmals mit meinem lieben Vater auf dortiger Schulen und ſpäter auf der Univerſität beiſammen geweſen. Er hatte aber nach ſeinem hochberühmten ‚Morpheus‘ ein zweites Werk fertig geſtellet, und zwar gegen den Halliſchen Profeſſor Thomaſius, der in ſeinem derzeit erſt verdeutſcheten Buche ‚De crimine magiae‘ all Teufelsbündniß vor ein Hirngeſpinnſt erkläret, und ſolcher Weiſe als ein rechter advocatus das unſelige Hexen- und Trudenvolk der irdiſchen Gerechtigkeit zu entreißen ſtrebte. Fehlete dem Herrn Petrus zur Edirung ſeines neuen Werkes nur noch die Einſicht etlicher Schriften, ſo er ſelber nicht beſaß, aber wußte, daß ſelbige unter meines Vaters Büchern ſeien; ad exemplum des Remigii Daemonologia, des Chriſt. Kortholdi Tractätlein von dem glüenden Ringe und etliche andere.

„Habe zwar einen feſten Kopf, Christiane,“ rief er; „mißtraue aber weislich der menſchlichen Schwachheit; und würde doch dem Paſtor zu Sterup übel anſtehen, ſich von dem Vater der Lügen über faulen Citaten ertappen zu laſſen.“

Da nun mein Vater ihn willkommen hieß, warf er Hut und Mantel hochvergnüget von ſich, und hörete ich mit Attention der beeden wohlerfahrenen Männer Wechſelreden, ſo bald emſig hin und wieder gingen. Zwar hatte ich wegen meiner Studien und um jugendlicher allotria willen, mit denen ich meine Zeit erfüllet, weder den Goldtſchmidtiſchen Morpheus, noch ſeiner Widerſacher Schriften geleſen, faſſete aber gegen letztere, da der gelahrte Mann ſie explicirte, gar bald einen lebhaften Abſcheu, und wurde auch, da ich ſolchen kund that, von ſelbigem weidlich belobt und verwarnet, daß ich auch künftig hin mich nicht zu denen Atheiſten und Schwarmgeiſtern geſellen möge.

Auch über dem Reisbrei, den meine liebe Mutter dem Gaſte zu Ehren auf die Abendtafel brachte, nahmen dieſe Geſpräche ihren Fortgang, ſo daß mein Mütterlein wol gern von Anderem gehört hätte, und ſie lieber anhub, ihr mäßig Bier mit vielen Worten zu entſchuldigen und die Elendigkeit des Kellers zu beklagen.

Der Mann Gottes aber ergriff den vor ihm ſtehenden vollen Krug, ſtürzete ihn mit Eins hinunter und ſprach mit gravitätiſcher Verbeugung: „Frau Paſtorin, man ſoll auch ſo der Gottesgabe nicht verſchmähen!“ Dann ſtäubte er ſich mit der Hand die Tropfen aus dem Barte und begann ein neu Geſpräch vom exorcismo, ſo daß meiner lieben Mutter nichts verblieb, als den geleerten Krug zu neuer Füllung an das Faß zu tragen. Herr Petrus aber frug nun meinen Vater, was eine formula bei der Taufen allhier gebräuchlich ſei, und da dieſer entgegnete, daß er zum Täufling rede: „Entſageſt Du dem böſen Geiſt und ſeinen Werken?“ ſo ſprang der gewaltige Mann von ſeinem Stuhle auf, daß ihm der Löffel über den Tiſch hinüberflog. »Christiane, eheu Christiane!« rief er. „Was weiß denn ſolch ein Saugkalb, ob es den Widerchriſt in ſeinen dünnen Därmen hat! Exi immunde spiritus! Fahre aus, unſauberer Geiſt! So ſollt Du ſprechen! Dann mag es Dir wol glücken, daß Du den Argen als einen ſtinkenden Rauch aus des Täuflings Mündlein herfürgehen ſieheſt!“ Er ergriff auf's Neue ſeinen Löffel, den meine Mutter auf ſeinen Platz zurückgelegt, und that der wohlmeinenden Gaſtfreundſchaft meiner lieben Eltern nochmals alle Ehre an. Da aber mein Vater geziementlich fürbrachte, daß doch das Kind durch der Gevattern Mund die Antwort gebe, da ſchüttelte der Herr Petrus nur ſeinen Löwenkopf und meinete: „Ja, wenn die Klotzköpfe der unſauberen Geiſter nur nicht in ihrem eigenen Leibe hätten!“

Ueber ſolcher Materie war es nach Mitternacht worden, daß wir den verehrten Mann zum Schlaf in ſeine Kammer brachten.

„Laß Dich nicht ſtören, Petro, ſo Du etwas hören ſollteſt,“ ſagte mein Vater, indem er ihm das Nachtlicht auf den Tiſch ſetzte; „es ſind nur die Ratten, die auf unſerem Boden hauſen.“

Da entfuhr mir das Wort, das ich im Scherze ſagte: „Wir müſſen den Hofbauren nur um ſeinen Fingaholi bitten!“

Auf ſolches ſtutzete der Gaſt und frug: „Was iſt das mit dem Fingaholi?“

Und da ich's ihm erzählet hatte, kniff er mit Daumen und Zeigefinger ſich ſeine ſtarken Lippen und ſagte: „Der Fingaholi, wie Ihr ihn nennet, junger Mann, iſt nur ein Fetiſch; aber dem mit unſeres Gottes Zulaſſung die Herrſchaft über das Geſchmeiß verliehen wurde, iſt gar ein Anderer und kein leblos und unmächtig Bild gleich dieſem Heidengötzen oder den papiſtiſchen Heiligen.“

Hierauf entgegnete ich, es ſei das nur ein alt und ſchwachſinnig Weib, das dieſe Dinge hingeredet habe. Er aber wandte ſich zu meinem Vater und rief abermalen: ›Christiane, Christiane! Siehe zu in der Gemeinde! Und packe den hölliſchen Gaukelnarren, ſo Du ihn findeſt, feſte bei den Ohren, daß Du ihn ſammt ſeinem Sauſchwanze fundatim exſtirpiren mögeſt!“

— — In dieſer Nacht lag ich gar lange wachend in meiner Bettſtatt, ſahe durch die Scheiben die ſchwarzen Wolken über den hellen Himmel fliegen und hörte auf das Brauſen, das vom Wald herüberfuhr. Wollte mich faſt reuen, daß ich das von dem Fingaholi gegen unſern Gaſt herausgeredet; denn, an die leutſelige Art meines lieben Vaters gewöhnet, wollte deſſen gewaltige Rede mir nicht ſogleich gefallen, obſchon ſeine geiſtliche Weisheit und Eifer für das Reich Gottes meine gerechte Ehrerbietung heiſcheten.

Er ſelber aber ſchien indeſſen eines gar kräftigen Schlafes zu genießen; denn da gegen Morgen draußen das Toben ſich geleget hatte, hörte ich durch Böden und Wände von der Gaſtkammer herauf ſein mächtig und ebenmäßig Schnarchen.

In den zweien Tagen, welche Herr Petrus Goldſchmidt noch bei uns verblieb, ſaß ſelbiger am Vormittage eifrig unter meines Vaters Büchern, wobei er, wenn ich zu ihm eintrat, durch ſeine promte Kenntniß der ſonderbarſten loci mein gerechtes Staunen herausforderte. Meine Anerbietung, ihm dabei zu dienen, wies er mit einer ruhevollen Bewegung ſeiner Hand zurück: „Betreibet Euere eigenen studia, junger Mann! Was Einer vermag, dazu ſoll man nicht Zweie brauchen!“

Am Nachmittage aber, wenn mein lieber Vater der Ruhe pflegte, nahm er ſeinen Stock und Dreiſpitz und wanderte im Dorf umher, redete mit Weibern und Greiſen und klopfete die Kinder auf ihre blonden Köpfe, daß am anderen Tage ſchon Alles vor die Thüren lief, da er wieder mit ſeinem tönenden Räuſpern nur von fern daher geſchritten kam.

Als ſodann am dritten Tage der merkwürdige Mann ſeinen Gaul beſtiegen hatte und davon geritten war, wurde es gar ſtill in unſerem Hauſe. Mein lieber Vater ſahe ein wenig müde aus, und meine Mutter ſagte ſcherzend: „Ich muß Dich pflegen, Chriſtian; eine ſo gewaltige und robuſte Gottesgelahrtheit iſt nicht vor eines Jeden Conſtitution!“

Im Dorfe aber war es wie in einem Bienenſtocke, der da ſchwärmen ſoll; überall ein Gemunkel, welches nicht laut werden wollte und doch nicht ſtumm ſein konnte; die Aelteren redeten wieder von der Hexen, ſo ſie vor zwanzig Jahren in Huſum hätten einäſchern ſehen ſollen, der aber die Nacht zuvor in der Frohnerei ihr Herr und Meiſter das Genick gebrochen; aus Flensburg kam Einer, der hatte auf dem Südermarkt gehört, die Hexen hätten wieder einmal in der Föhrde alle Fiſch vergiftet; im Dorfe ſelber wurde Unheimliches auf den und jenen gedeutet; ſo faſt beklommen ich aber aufmerkete, des Hofbauren geſchah darunter nicht Erwähnung.

So rückete die Zeit heran, daß auch ich, und auf gar lange, meinen Abſchied nehmen ſollte. Renate war ſeit etlichen Tagen bei dem Huſumer Küſter auf Beſuch, und da ich Abends vor meiner Abreiſe auf den Hof kam, war ſie noch nicht wieder da. „Ich hätt ſie heut erwartet,“ ſagte der Bauer; „nun wird's wol morgen werden; da möget Ihr ſie unterweges treffen oder in Huſum zu dem Küſter gehen!“

Mit dem kam die alt Marike mit ihrem langen Strickſtrumpf in die Thür, ſahe den Bauer faſt verſtöret an und wollte wieder fort. Der aber rief ihr zu, ſie ſolle heut als wie zum Abſchiedstrunke noch eine von den Rheiniſchen aus dem Keller holen; und die Alte brummelte ſo etwas für ſich hin und lief zur Thür hinaus. Nach einer Weile kam auch die Jungmagd und ſetzete eine Flaſche auf den Tiſch; aber der gute Wein wollte mir heut gar übel munden, da wir in dem weiten Gemache ſo allein beiſammen ſaßen. Nahm deßhalben auch bald meinen Abſchied, und war mir gar ſeltſam im Gemüthe, da ich aus dem Hauſe unter die alten Eichen hinaustrat, welche mit ihrem gelben Herbſtlaub ſchon den Grund beſtreuet hatten.

Der Hofbauer ſtund noch und hatte meine Hand gefaßt. „Lebet wohl, Herr Studioſi,“ ſagte er; „habet nur da draußen recht die Augen offen; und wenn Ihr heim kommet, ich denke, des Hofbauren Thür, die werdet Ihr wol wiederfinden!“

Er ſchaute mich mit ſeinen dunklen Augen an, als wolle er mich noch zurückhalten, oder als habe er noch etwas mir zu ſagen. Aber er ſprach nichts mehr, und ich ging fort, ohn Ahnung, daß ich dieſen Mann niemalen ſollte wiederſehen.

— — Da ich an dieſem Abend meinen lieben Eltern gute Nacht gegeben hatte, öffnete ich mein Kammerfenſter und ſchaute auf das Dorf hinaus. Eine Weile ſahe ich nach einem einzeln Lichtſchein drüben in des diaconi Hauſe, bis auch der erloſch; aber mein Gemüthe war voll Unruh, und endlich, da es vom Glockenthurm die eilfte Stunde ſchlug, war ich ſchon draußen in der freien Nacht und ſchritt bald danach über die Biſchofshöhe den bekannten Steig hinab.

Es war aber Anfang Octobris, und eine klare Mondhelle ſtund über der ſchönen Gotteswelt; der Hof unter ſeinen düſteren Bäumen lag, als ob er ſchließe, in dem mit ſanften Licht erfüllten Erdenraume. Es war ſo ſtill, daß ich nur das Fallen der Blätter hörte und unterweilen den Schrei eines Hirſchen aus dem Wald herüber. Ich horchte nach dem Hauſe; aber dorten war kein Laut zu hören; dann trat ich unter die Bäume und ſchaute durch ein Fenſter in die große Stube. Dicht vor mir ſahe ich die Lehne von Renatens Stuhle ragen; ſonſt war es ſtill und finſter drinnen. Ich konnte gleichwol nicht von hinnen finden und ging hart an der Mauer und um die Ecke herum, bis wo die Hausthür iſt. Dort, in dem tiefen Schatten, regete ſich etwas, und ein Freudenſchauer überſtrömete mein Herz; denn obſchon ich nichts gewahren konnte, ſo wußte ich doch, es war das Rauſchen ihres Kleides, welches ich vernommen hatte.

„Renate!“ rief ich.

Da lagen ein paar warme Hände in den meinen. „Ich wußte wohl, Joſias, daß Ihr kommen würdet!“

Sie horchte noch einmal in die Thür; dann zog ich ſie in den hellen Mondenſchein hinaus; denn mich verlangte ſehr nach ihrem Anblick.

Wir ſchloſſen unſere Hände in einander und ſchritten ſo mitſammen über die weite Hofſtatt nach dem Fluſſe zu. Was wir ſprachen, mag nicht viel geweſen ſein;

doch iſt mir noch bewußt, wir ſahen Beid auf unſere Schatten, wie ſie vereinet vor uns auf den Raſen fielen, und ſo das Mondlicht zwiſchen ihnen Platz gewinnen wollte, neigeten wir uns ſchweigend zu einander und ſchaueten darauf hin, wie ſie auf's Neu in Eins zuſammenfloſſen. Dann ſtunden wir auf der Uferhöhe und ſahen ſchweigend in das Land hinaus und hörten auf das Strömen des Fluſſes, der darunten mit ſeinen Waſſern nach dem Meer hinabzog.

Da ſchlug es Mitternacht vom Dorf herüber; und mit jedem Schlage, auf den wir mit verhaltenem Odem lauſchten, ſchloſſen unſere Hände ſich feſter ineinander. „Renate," ſagte ich leiſe; „das war der letzte Tag."

„Ja, Joſias!" entgegnete ſie ebenſo.

— „Und werde ich Dich denn hier noch finden, ſo ich wieder heimgekommen?"

„Ich denke; wer ſollte mich denn holen?"

— „Wer, Renate? Verſuch' es nur, ſie nicht mehr fortzuſtoßen!"

Ich weiß nicht, was mich alſo zwang zu reden; denn einem Geyer gleich hatte plötzlich die Angſt der Eiferſucht mich überfallen. Sie aber warf das Köpfchen in den Nacken, daß das Gold auf ihrem Käpplein glitzerte.

„Was redet Ihr, Joſias!“ ſprach ſie. „Mit denen Lümmeln hab' ich nichts zu ſchaffen; ſie mögen kommen oder nicht!“

Das war nun wol ein hoffärtig Wort; und müßte doch lügen, daß es ſich mir derzeit nicht wie Balſam auf mein Herz geleget.

Aber es kam itzt ein Anderes, das ſolche Gedanken jählings von mir nahm.

Wir ſtunden nemlich, da wir ſolches ſprachen, vor dem großen Scheunenthor, welches faſt taghell vom Mond beleuchtet war. Vor etlichen Wochen hatte ich dort unter Peitſchenknall den ſchweren Gottesſegen einfahren ſehen; nun lag Alles da in großer Stille.

Und doch; oder hatte mich mein Ohr getäuſcht? Da drinnen in der Scheuer rührete es ſich; Renatens Hand zuckte in der meinen und ihre Augen ſtarreten; und itzt, gleich einem breiten grauen Schatten quoll es unter dem Scheunenthor herfür, immer mehr und mehr, als ob's von unhörbarem Peitſchenſchlag getrieben würde. Das rannte, daß wir kaum die Füße wahreten, an uns vorbei und über die bethaueten Wieſen nach dem Fluß hinab; und weiß ich nimmer, wo es in der Nacht verſchwunden blieb.

Wol merkte ich, wie Renate am ganzen Leibe bebte; ich aber ſchwieg lange Zeit, denn was meine Augen hier geſehen, das konnte ich fürder nicht vor mir verleugnen. Endlich ſagte ich: „Das war gar wunderbar, Renate; Du biſt gar ſehr erſchrocken!“

Da richtete ſie ſich auf und ſprach: „Die Ratten machen mich nicht fürchten; die laufen hier und überall; aber ich weiß gar wohl, was ſie von meinem Vater reden; ich weiß es gar wohl! Aber ich haſſe ſie, das dumm und übergläubig Volk! Wollt nur, daß er über ſie käme, den ſie allezeit in ihren böſen Mäulern führen!“

Wegen ſolcher Rede entſetzete ich mich arg; denn das Mädchen hatte dräuend ihre kleine Fauſt zum Himmel aufgehoben. „Renate!“ rief ich, „Renate!“

„Ja, ja; ich wollt' es!“ ſprach ſie wieder. „Aber er iſt unmächtig; er kann nicht kommen!“

Ich hatte ihre erhobene Hand herabgezogen. „Berufe ihn nicht, Renate,“ rief ich; „bete zu Gott und unſerem Heiland, daß ſie ihn von Dir halten! Aber es iſt der Geiſt des Huſumer Atheiſten, der aus Deinem jungen Munde redet.“

„Atheiſt?“ frug ſie. „Ich kenne das Wort nicht; wen wollt Ihr damit ſchelten?“

Was Art Erklärung ich ihr hierauf gegeben, entſinne mich nicht mehr. Aber ſie ſchüttelte nur den

Kopf und ſagte traurig: „Und unſer arm alt Mariken, das haben ſie mir nun auch allganz verwirret, daß ſchier nicht mehr mit ihr zu hauſen iſt! Es wird gar einſam werden, wenn auch Ihr nun nicht mehr kommt, Joſias.“

Ich nahm ihr Antlitz in meine beiden Hände, und da ich es gegen das volle Mondlicht wandte, ſahe ich, daß es ſehr blaß war und ihre Augen voll von Thränen ſtunden. Da konnte ich es nicht laſſen, daß ich ſie an mich zog; und ſie duldete es und legte ihren Kopf, als ob ſie müde ſei, in meinen Arm, und ſahe zu mir auf, als ob ſie alſo ruhen möchte.

In ſelbigem Augenblick aber wurde aus der Tiefe des Hauſes, ſo daß ich ſchier davor erſchrak, mit einer angſtvollen und ſtöhnenden Stimme ihr Namen wiederholentlich gerufen.

„Mein Vater! Mein armer lieber Vater!“ ſtieß ſie da herfür. Dann fühlte ich ihre Arme um meinen Hals und einen warmen Kuß auf meinem Munde. „Leb' wohl, Joſias! Lieber Joſias, lebe wohl!“

Und da ſich dann von innen auch die Hausthür ſchloß, ſo ſtund ich alleine auf der Hofſtatt und hörete wieder nur den Fall des Laubes und den leiſen nächtlichen Geſang der Waſſer. Aber das unheimlich Weſen, das vorhin ich hatte tagen ſehen, lag noch gleich einem Schauder auf mir und ſtritt wider meines jungen Herzens Seligkeit.

Am andern Morgen, da ich von meinen lieben Eltern Abſchied genommen hatte und ſchon auf den Wagen ſteigen wollte, kam der blaſſe Schneider angelaufen, bittend, er ſolle zur Stadt zum Ellenkrämer, ob er mit dem Jungherrn die Gelegenheit benützen dürfe. Hatte alſo einen Reiſegefährten; dazu einen, dem allezeit das Maul überlief, während ich doch lieber mit meinem bedrängten Herzen allein dahin gefahren wäre. Wickelte mich auch in meinen Mantel und hörete nur halb im Traum, wie ſeine unruhige Zunge in allem Unholden rührete, was die letzte Zeit unter den Dorfleuten war im Schwang geweſen.

Als wir aber eben von der Sandgeeſt in die Marſch hinunterfuhren, hub er an, und mochte wol wiſſen, daß er damit ſich Gehör erwerbe: „Ja, Jungherr," ſprach er; „Ihr kennet ihn ja beſſer als wie ich, den fremden Paſtor; aber das iſt Einer, ſo ein Allerweltskerl! Auch dem alt' Mariken auf dem Hofe hat er das Maul aufgethan. Ihr habet wol geſehen, Jungherr, wie dem Bauren allzeit der eine Strumpf um ſeine Hacke ſchlappet! Hat immer ſchon geheißen, er dürfe nur ein Knieband tragen, ſonſt ſei es mit all ſeinem Reichthum und mit ihm ſelbſt am böſen Ende; möcht Euch aber gerathen haben, rühret nicht daran; denn da mich eines Tages der Fürwitz plagte, fuhr er mir über's Maul: „Ja, Schneider‘, ſprach er, ‚das eine hat die Katz geholt; willt Du das ander haben, um Deinen dürren Hals daran zu henken?‘“

Als ich entgegnete, daß ich dergleichen an des Bauren Strümpfen nicht geſehen, meinte er: „Ja ja; Ihr kommet nur des Sonntags auf den Hof, da trägt der Bauer ſeine hohen Stiefeln!“

Da ſich das in Wahrheit alſo verhielt, ſo ſchwieg ich; der Schneider ſchob ſich einen Schrot Tabak hinter ſeine magere Wange und ſagte, ſeinen Hals zu meinem Ohre reckend: „Es liegen wol oftmalen zwei der Strumpfbänder vor ſeinem Bette; aber der Bauer hütet ſich; er weiß es wol, wer ihm das zweite hingelegt! Die alt Marike hat zwar verſucht, die Strümpf ihm eng zu ſtricken, damit ſie nicht herunterfallen; aber wenn ſie dran kommt — ſie hat's mir geſtern ſelbſt erzählt — ſo tanzet es ihr wie Fliegen vor den Augen oder wimmelt wie Unzeug über ihren alten Leib. Will auch wol ſcheinen, als ob dem — Ihr wiſſet, wen ich meine, Jungherr — das Spiel ſchon allzu lange währe; denn der Bauer hat Nächtens oft harte Anfechtungen zu beſtehen, daß er in ſeinem Bett nicht dauern kann; es wälzet ſich was über ihn und dränget ihm den Odem ab; dann ſpringt er auf und wandert umher in ſeinen finſteren Stuben und ſchreit nach ſeinem Kinde.“

Als ich bei dieſen Worten mich in meinem Sitze aufhub, ſagte der Schneider: „Ich weiß, Jungherr, Ihr habet vielen Aufſchlag gehabt mit dem Mädchen; wüßt auch kein Unthätlein an ihr, als daß ſie gar ſtolz thut gegen unſer Einen; mag aber auch beſſer zu Eures Gleichen paſſen!“

Der Mann redete in ſolcher Art noch lange fort, obſchon ich fürder mit keinem Wörtlein ihn ermunterte. War aber eine üble Wegzehrung, welche ich alſo mitbekommen. Zwar ſagte ich mir zu hundert Malen: es war ein Schwätzer, der dir ſolches zutrug, ſo Einer, der die ſchwimmenden Gerüchte ſich fetzenweiſe aus der Luft herunterholet, um ſeinen leeren Kopf damit zu füllen; wollte aber gleichwol der bittere Schmack mir nicht von meiner Zungen weichen.

1706. In Anbetracht meiner Studien zu Halle will hier nur anmerken, daß ich dort manche hochberühmte Theologos und andere zu meinem Zwecke arbeitende Männer hörte und deren collegia gewiſſenhaft frequentirte, ſo daß ich hoffen durfte, in Kurzem eine ſolide ſyſtematiſche Erudition mir anzueignen. Spürete auch kein Verlangen, meinen ſchwarzen Habi ſo ich vor meiner Abreiſe mir von dem blaſſen Schneide hatte anmeſſen laſſen, auf's Neu mit einem rothen z vertauſchen.

Nur unterweilen, zumal wenn ich zum abendlichen Spaziergange dem Ufer der Saale entlang wandelte wenn die Waſſer ſich rötheten, und ihr ſanftes Strömen an mein Ohr klang, überfielen mich wol ſchwer ſehnende Gedanken nach der Heimath; und wenn dann im Südoſt der Mond emporſtieg und mit ſeinem bleichen Licht die Gegend füllte, ſo ſahe ich in jedem düſtern Fleck den Hof am fernen Treene-Fluſſe, und mein Herz ſchrie nach dem Mädchen, ſo ich dort verlaſſen hatte.

Nach einem ſolchen Gange, da ſchon ein Jahr verfloſſen und wiederum der Herbſt ſein rothes Laub verſtreute, kam ich eines Abends heim auf meine Kammer, und da ich das Licht mir angezündet, fand ich einen dicken Brief mit meines lieben Vaters Handſchrift auf dem Tiſche liegen. Ich brach das Siegel, und meine Hände zitterten vor Freude; denn auch meine Mutter pflegt' ſtets ein Blättlein anzulegen, und wenn auch nur ein kurz und unterlaufend Wörtlein von Renaten drinnen ſtand, ſo konnt ich's wol zu hundert Malen leſen. Aber das Schreiben, ſo ich gleich den wenigen, welche ich noch von dieſer verehrten Hand erhalten ſollte, getreulich aufbewahret, war allein von meinem Vater und lautete nach viel herzlichen Worten, wie hier folget:

„Was aber die Gemeinde in ſolche Wirrniß ſetzet, daß ſelbſt mein mahnend Wort nur kaum gehöret wird, das darf auch Dir, mein Joſias, nicht gar verſchwiegen bleiben.

Es war am letzten Sonnabend, da ich Nachmittages an meiner Predigt ſaß, als der Höſtmann Hanſen mit ungeſtümen Schritten zu mir eintrat. „Was habt Ihr, Höſtmann,“ ſagte ich; „Ihr wiſſet, daß ich um dieſe Zeit ungern geſtöret bin?“

„Ja, ja, Herr Paſtor,“ ſprach er; „wiſſet Ihr's denn ſchon? Fort iſt er, und wird nicht wieder kommen!“

Und da ich ſchier erſchrocken nachfrug: „Wer iſt denn fort?“ entgegnete er: „Wer anders, als der Hofbauer! Hab's mir ſchon lang gedacht, daß es ſo kommen müſſe!“

„So ſprecht, Höſtmann,“ ſagte ich und ſchob mein Schreibewerk zurück; „was iſt's mit dem?“

„Weiß nicht, Herr Paſtor; aber ein Stöhnen und Namenten haben die Mägde Nachts von ſeiner Kammer aus gehört; doch die Tochter iſt nicht daheim, und hat keine ſich hinein getrauet; erſt als die alt Mari aufgeſtanden, haben ſie der ſich an den Rock gehange Iſt auch ein groß Geſchrei geworden, da ſie in d Kammerthür getreten; denn als ſei die ganze Be ſtatt umgeſtürzet, ſo hat Alles, Pfühl und Kiſſen üb den Fußboden hin verſtreut gelegen; das alte We aber iſt auf ihren Knieen in dem Wuſt umherg rutſchet, hat darin umhergefunſelt und jedes Häufle Bettſtroh ſorgſam aufgehoben, als wolle ſie darun ihren Bauren ſuchen, von dem doch keine Spur finden war."

„Nun, Höftmann," ſagte ich fürſichtig; „es iſt n früh am Tage; der Hofbauer wird ſchon wie kommen."

Der aber ſchüttelte den Kopf: „Herr Paſtor; iſt ſchon über eine Stunde Mittag."

Da ich dann erfuhr, daß die Tochter wieder e mal bei dem Küſter und Kloſterprediger Carſtens Huſum auf Beſuch ſei, ſo vermochte ich den Höftma ihres Vaters Wagen mit Botſchaft nach der Stadt ſchicken. Aber ſchon um 3 Uhr iſt ſie von ſelber wie auf dem Hof geweſen; und hat es die Weiber, we dort zuſammengelaufen, ſchier verwundert, daß Mädchen, ſo doch kaum achtzehn Jahre alt, ſo ſchweig zwiſchen ihnen hingegangen und nicht geweinet, noch eine Klage um den Vater ausgeſtoßen; nur ihre Augen ſeien noch viel dunkler in dem blaſſen Angeſicht geſtanden. In den alten Bäumen — ſo wird erzählet — habe es von den Vögeln an dieſem Tag gelärmet, als ſeien alle Elſtern aus dem ganzen Wald dahin berufen worden.

Das Mädchen hat aber fürgeben, ihr Vater müſſe auf dem Moor bei ſeinem Torf verunglückt ſein, wo er die letzten Tage noch habe fahren laſſen; da ſie jedoch außer ihren beiden Knechten noch Leute aus dem Dorf hat aufbieten wollen, ſo ſind nur gar Wenige ihr dahin gefolget, denn ſie fand keinen Glauben mit ihren Worten; und auch die Wenigen ſind ſchon vor Dunkelwerden heimgekehret; denn bei den Torfgruben ſei vom Bauer keine Spur zu finden, und ſei das Moor zu unermeßlich groß, um alle Sümpf und Tümpel darin durchzuſuchen.

Als nun der allmächtige Gott Wald und Felder und auch das wüſte Moor mit Finſterniß gedecket, iſt der Schmidt Held Carſtens, der ſeine Schwiegermutter, ſo ihrer Tochter in den Wochen beigeſtanden, nach Oſtenfeld zurückgebracht, um Mitternacht am Rand des Waldes wieder heimgefahren. Der Mann hat ſein alt treuherzig Geſpann am Zügel gehabt und

iſt ſchier ein wenig eingenicket; da aber die ſonſt
frommen Gäule plötzlich unruhig worden und m
Schnauben nach der Waldſeite zu gedränget, ſo h
er ſich ermuntert, und iſt nun ſelber ſchier erſchrocke
denn drüben auf dem Moore hat aus der Finſterni
ein Schein gleich einem Licht gezucket; das iſt ba
ſtill geſtanden, bald hat es hin und her gewank
Er hat gemeinet, daß die Irrwiſch ihren Tanz b
ginnen würden, hat aber als ein beherzter Ma
während dem Fahren noch mehrmals hingeſehen, u
da es letzlich näher kommen, iſt eine dunkle Geſt
ihm kenntlich worden, ſo neben dem Irrſchein zwiſch
den ſchwarzen Gruben und Bülten umgegangen.
hat er ein ſtill Gebet geſprochen und auf ſeine Gä
losgepeitſchet, damit er nur nach Hauſe komme. A
andern Morgen in der Frühe aber haben die Le
drunten an der Straße des Hofbauren Tochter oh
Kappe, mit zerzauſetem Haar und eine zertrümme
Laterne in der Hand, langſam nach ihres Vaters H
zuſchreiten ſehen.

Als ich am Vormittage dann dahin ging, wie
meine Amtspflicht heiſchet, vernahm ich, daß ſie abe
malen mit ihren Knechten nach dem Moor hina
ſei; da ich aber ſpät am Nachmittage wiederkam, t
ſie in ſchier zerriſſenen und beſudelten Kleidern n

entgegen und ſahe mich faſt finſter aus ihren dunkeln Augen an. Ich wollte ſie auf den verweiſen, ohn deſſen Hülf und Willen all unſre Kraft nur eitel Unmacht iſt; allein ſie ſprach: „Habet Dank, Herr Paſtor, für die gute Meinung; aber es iſt nicht Zeit zu dem; ſchaffet mir Leute, ſo Ihr helfen wollet!“ Was ich entgegnete, hörte ſie ſchon nicht mehr; denn ſie war nach Leitern und Stricken mit ihren Knechten der Scheune zugegangen. Auf dem Heimweg, den ich alſo nothgedrungen antrat, glückte es mir, ihr ein paar junge Burſchen nachzuſenden; und auf Deiner guten Mutter Zureden, dem jungen Blut zum Troſte, wie ſie meinte, hat auch unſere Margreth ſich denſelben angeſchloſſen. Dieſe verſtändige und, wie auch Dir bekannt, in keine Wege ſchreckbare Perſon iſt jedoch am ſpäten Abend mit wankenden Knieen und verſtürzetem Antlitz wieder heimgekommen. Das Suchen nach dem verlorenen Mann — ſo berichtete ſie, alsbald ſie ihres Odems wieder Herr geworden — ſei ganz umſonſt geweſen. Aber da endlich alle jungen Knechte ſchier verdroſſen fortgegangen, und Margreth mit dem Mädchen, das nicht wegzubringen geweſen, nun dorten ganz allein verblieben, ſo iſt mit Dunkelwerden ein Irrwiſch nach dem andern aus dem Moore aufgeduket, und ein Gemunkel und Geflimmer angegangen, daß ſie das Blänkern des Waſſertümpels habe ſehen können, an welchem dieſer gräueliche Tanz ſich umgedrehet. — Laſſe das dahin geſtellet. Es iſt aber noch ein Anderes geſchehen, und will Dir zuvor in's Gedächtniß bringen, daß wir unſre Margreth auf einer Lügen niemals noch betreten haben.

Als nemlich die Irrwiſch ſo getanzet, hat des Bauren Tochter gleich einer ſtummen Säulen darauf hingeſchaut; da aber Margreth ſie bei der Hand gezogen, daß ſie ſchleunig mit ihr heimgehe, hat ſie plötzlich überlaut um ihren Vater gejammert und wie in das Leere hineingeſchrieen, ob ihr etwas von ihm Kunde geben möchte. Und hat es darauf eine kurze Weile nur gedauert, ſo iſt aus der finſteren Luft gleichwie zur Antwort ein erſchreckliches Geheul herabgekommen, und iſt es geweſen, als ob hundert Stimmen durch einander riefen, und eine mehr noch habe künden wollen, als die andere.

Da hat die Alte Gott und ſeine Heerſchaaren angerufen, hat aber das Mädchen, als ob es angeſchmiedet geweſen, mit ihren ſtarken Armen nicht vom Platze bringen können, als bis das Toben über ihnen, gleich wie es gekommen, ſo wieder in der Finſterniß verſchollen war.

Wenn Dich, mein Joſias, ſchmerzet, was ich hier hab ſchreiben müſſen, da des Mädchens irdiſche Schönheit, wie mir wohl bewußt, Dein unerfahren Herz bethöret hat, ſo gedenke deſſen und baue auf ihn, welcher geſprochen: „Wer ſein Leben verlieret um meinetwillen, der findet es.“ Und ſinne dieſem nach, daß Du das Rechte wähleſt!

Will dann zum Schluſſe noch Erwähnung thun, daß unſer Gaſtfreund Petrus Goldſchmidt, welchen in meiner geiſtlichen Bedrängniß wegen obbemeldter Dinge ich mir vielmals hergewünſchet, letzthin zum Superintendenten in der Stadt Güſtrow, ſo wie ob ſeiner Gelahrtheit und Verdienſte um das Reich Gottes von der . . . . . (die Handſchrift iſt hier unleſerlich) Facultät zum Doctor honoris causa iſt creiret worden.‘

— — Alſo lautete meines lieben Vaters Brief. Und will hier nicht vermerken, was Herzensſchwere ich davon empfangen, wie ich in vielen ſchlafloſen Nächten mit mir und meinem Gott gerungen, auch gemeinet, ich könne nicht anders, als daß ich heim müſſe, um der Armen Leib und Seel zu retten, und wie dann immer das erwachend Tageslicht mir die Unmöglichkeit für ſolch Beginnen klar geleget.

Aber, wie die Rede iſt, es ſei das eine Leid ein Helfer für das andre, ſo geſchahe es auch mir. Denn noch vor dem heil. Chriſtfeſte empfing ich von meiner

Mutter einen Brief, daß mein lieber Vater mit unvermutheter Schwachheit befallen ſei, und ſelbige allen gebraucheten irdiſchen Mitteln entgegen ihn faſt ſehr entkräftet habe; und dann nach wenig Wochen einen zweiten, der mich drängte, meine Studien zu vollenden, da der theuere und getreue Mann nicht lang mehr ſelber ſeines Amtes werde warten können.

Solche mein Herz auf's Neu erſchütternde Nachrichten trieben mich früh und ſpät zu ſtrenger Arbeit, und wurd ich bald auch deſſen inne, daß ich nur ſo den Weg zur Heimkehr kürzen könne.

1707. Es währete doch noch bis gegen den Märtz des beigefügeten Jahres, daß ich als ordinirter Adjunctus meines Vaters in meiner lieben Eltern Hauſe eintraf. Nur noch zum Troſte, nicht zur Freude; denn ich fand meinen Vater auf ſeinem Siechbette, von dem ich wol ſahe, daß er nach Gottes allweiſem Rathſchluß nicht mehr erſtehen ſolle. Da er nun in den Tagen, die er als ſeine letzten wohl erkannte, ſeines einzigen Kindes nicht entbehren mochte, ſo hatte ich Niemanden aus dem Dorfe noch geſehen; auch Renaten nicht. Meine Eltern itzt nach ihr zu fragen, trug ich billig Scheu, und ſo hörete ich nur noch einmal von unſerer alten Margreth, was ich in meines Vaters Briefe ſchon geleſen hatte.

Es war aber am Sonntage Reminiscere, an welchem ich zum erſten Male für meinen lieben Vater predigen ſollte. Er hatte das heilige Abendmahl ſeit lange nicht ertheilen können, und ſo hatten Viele ſich gemeldet, um es bei ſeinem Sohne zu empfangen. Dachte auch, Renate würde unter ihnen kommen; aber ſie kam nicht.

Die Nacht zuvor, in welcher mit meiner lieben Mutter ich die Krankenwacht getheilet, hatte der Sturm gar laut gebrauſt; nun aber lag Alles in der lichten Morgenſonne, und eben da ich in den Kirchhof eintrat, ſcholl mir gleich Auferſtehungsgruß ein Droſſelſchlag vom Wald herüber. Und währete es nicht lange, ſo ſtund ich in der Kirchen vor dem Altar und ſprach aus inbrünſtigem Herzen das: „Ostende nobis, Domine, misericordiam tuam;“ und die Gemeinde reſpondirte andächtig: „Et salutare tuum da nobis!“ „Ja, Gott Vater,“ ſprach ich leiſe nach, „dein Heil ſchenke uns; und auch ihr, für die ich hier im Staube zu dir flehe!“ Und da itzt der Geſang anhub: „Benedicamus Domino,“ wobei die rauhen Kehlen der Männer mit darein ſangen, da ſchwamm gleich einem ſilbern Lichtlein ein Ton dazwiſchen, der leuchtete hinab in mein bekümmert Herz; denn ich wußte, welche Stimme ich gehöret hatte.

Alſo in faſt freudigem Muthe erſtieg ich die Stufen zu der Kanzel, und da ich die Augen aufhub, ſahe ich gegenüber in dem Emporſtuhl ein blaſſes Angeſicht, das ich des Gitters ohnerachtet wohl erkennen mochte. Da hub ich meine Predigt an: „Und ſiehe, ein kananäiſch Weib ſchrie ihm nach: ‚Ach Herr, Du Sohn Davids, erbarme Dich meiner; meine Tochter wird vom Teufel übel geplaget!‘ und er entgegnete ihr kein Wort. Da aber die Jünger ſprachen: ‚Laß ſie von Dir, Herr; denn ſie ſchreiet uns nach!‘ antwortete er und ſprach: ‚Ich bin nicht geſandt, denn nur zu den verlorenen Schafen von dem Hauſe Iſrael!‘“ — Und mein Herz ſchwoll mir, und das Wort kam auf meine Lippen; was ich daheim für meine Predigt angemerket, war nur ein Staub, darüber meine Seele ſich erhob, und meine Rede ging hervor einem Strome gleich aus heiligen Quellen. In der vollen Kirchen war kaum eines Odems Leben; Männer und Greiſe ſahen zu mir auf, und die Weiber in ihren Geſtühlten ſahen mit betenden Angeſicht. Neben mir in dem Stundenglaſe verrann der Sand; aber ich merkte es nicht und wußte nicht, wie ich an das Ende meiner Rede kam: „Herr, Herr! Locke ſie mit deiner lieblichen Stimme;

denn dein Tiſch ſteht bereitet, wo ſie dich empfahen mögen und dein Heil und deine Gnade. Amen.“

Und da ich noch dem [illegible] einen Blick gegenüber nach dem Gitter warf, ſahe ich in dem blaſſen Angeſicht die großen, dunklen Augen ſtarr auf mich gerichtet.

„Mit deiner Stimme, Herr, o locke ſie!“ So betete ich nochmals und ſchritt dann hinab in die Sacriſtei, um mit dem feierlichen Meßgewand mich zu bekleiden, ſo derzeit noch gebräuchlich war.

Da ich dann vor den Altar trat, brannten auf ſelbigem ſchon die Kerzen in den großen Leuchtern, und aus den Geſtühlen drängten ſie ſich heran, Mann und Weib, Alt und Jung; doch indeß ich den Leib des Herrn austheilete und den Kelch an Aller Lippen reichte, rief es unaufhörlich in meinem Herzen: „Herr, bringe auch ſie, auch ſie zu deinem Tiſche!“ Aber über dem Geſang der Gemeinde ſchwebte noch immerfort der ſilberne Ton ihrer Stimme. Da plötzlich, als ſchon die Letzten ſich dem Altar naheten, verſtummte er, und ich vernahm einen leichten Schritt die Stufen des Emporſtuhles herabkommen. — Aber noch waren Andre, ſo auch des Heils begehrten; ein Greis und eine Greiſin, von ihren Enkeln unterſtützet, kamen heran gewankt und ſchauten mit blöden Augen zu mir auf; und da ich ihnen den Kelch bot, vermochten ihre zitternden Lippen den Rand deſſelben kaum zu faſſen.

Sie wurden hinweggeführt; und dann ſtand ſie, Renate, vor mir; blaß und mit geſenkten Augen, in ſchwarz Gewand gekleidet, ein ſchwarzes Käpplein auf den braunen Haaren. Nach faſt zwei Jahren ſahe ich ſie hier zum erſten Male wieder; ich zögerte, denn mein Herz wallete mir über; und indem ich dann die Hoſtie aus der Patene nahm und zwiſchen ihre Lippen legte, betete ich: „Herr, mache meine Seele heilig!“ Dann erſt ſprach ich: „Nimm hin! dieß iſt mein Leib, der für Euch gegeben wurde!“

Ich wandte mich zum Altare und nahm den Kelch. Da ich aber ſelbigen an ihre Lippen brachte, ſahe ich, wie ihr ſchönes Antlitz ſich verzog, und wie ſie ſchauderte ob dem Tranke, der darinnen war. Da ſprach ich die Einſetzungsworte: „Das iſt mein Blut, das für Euch vergoſſen wurde!“ Und ſie neigete ihr Antlitz in den faſt geleerten Kelch; ob ihre Lippen ihn berühret, vermochte ich nicht zu ſehen. Da ich aber — aus weß Urſach, vermag ich nicht zu ſagen — auf die Seite blickte, gewahrete ich die Hoſtie in dem Schmutz des Fußbodens; ihre Lippen hatten ſie verſchmähet, und die Spitze ihres Schuhes trat das Brod, ſo als den Leib des Herren ſie empfangen hatte.

Mein Gebein erzitterte, und faſt wäre der Kelch aus meiner Hand geſtürzet. „Renate!“ rief ich leiſe; in Todesangſt brach dieſer Ruf aus meinem Munde; „Renate!“

Wol ſahe ich, daß ein Zittern über die ſchöne Geſtalt des Mädchens hinlief; dann aber, ohne aufzuſehen, ihr weißes Sacktuch in die Hände preſſend, wandte ſie ſich ab, und bei dem Schlußgeſange der Gemeinde ſahe ich ſie langſam den langen Steig hinabſchreiten.

— — Wie ich mein Meßgewand abgelegt und in meiner Eltern Haus zurückgekommen, vermöchte ich kaum zu ſagen; wußte nur, als ich daheim an meinem Pulte ſtand, daß auch wol ein junger Prediger, der ich war, nicht mit alſo ungeſtümen Schritten über den Kirchſteig hätte dahinſtürmen ſollen. An meines Vaters Krankenbette vermochte ich ihn nicht zu treten; ich ſtützte den Kopf in beide Hände, und mit geſchloſſenen Augen ſpähete ich nach dem Weg der Pflicht, den ich zu gehen hatte.

Aber nur eine kurze Weile; dann ſchritt ich den wohlbekannten Fußſteig nach dem Hof hinab. Wieder, wie vor Jahren, ſchrieen die Elſtern oben in den Bäumen; und da ich links vom Flur in das Zimmer eingetreten war, ſchien es mir weiter und einſamer, als ich es zuvor geſehen. Dennoch hatte ich Renaten ſogleich erblickt; ſie ſaß drüben auf ihrem Platz am Fenſter, den Kopf geſenkt, die Hände vor ſich hingefaltet. Da ich denn näher trat, erhub ſie ſich langſam, als ob ſie müde ſei; und in dem langen, ſchwarzen Gewande, das ſie itzo trug, erſchien ſie mir größer und faſt gleich einer Fremden. Als ich aber ſtehen blieb und ſie mit ihrem Namen anredete, rief auch ſie: „Joſias!“ und ſtreckte beide Arme gegen mich.

War es die Liebe, ſo Gott zwiſchen Mann und Weib geſetzet, die aus ihrer Stimme klang, oder war es ein Hülferuf, ich vermochte das nicht zu erkennen; aber ich zog ſie nicht an meine Bruſt, wozu mein Herz mich mit gewaltigen Schlägen drängte, ſondern beharrete auf meinem Platz und ſprach: „Du irrſt, Renate; es iſt nicht Joſias, es iſt der Prieſter, der hier vor Dir ſtehet.“

Da ließ ſie die Arme ſinken und ſagte dumpfen Tones: „So ſprecht! Was habt Ihr mir zu ſagen?“

Und wie ſie mich itzt aus dem ernſten Antlitz mit ihren großen Augen anſah, da ſchrie es in mir auf: „Du kannſt ſie nimmer laſſen; in dieſem Weibe iſt all Dein irdiſch Glück!“ Aber ich rief zu meinem Gott, und er half mir, bei meinem heiligen Amte die weltlichen Gedanken in die Tiefe bannen.

„Renate!“ ſprach ich; „wer war es, der Dich zu der Todſünde verſuchte, daß Du den Leib des Herrn von Deinen Lippen ſtießeſt? Nenne ſeinen Namen, daß wir mit Gottes Engeln ihn beſiegen!“

Aber ſie wiegte nur das Haupt. „O die armen alten Leute!“ rief ſie. „Ich weiß, es war eine Sünde! Aber da ich ihr Antlitz ſahe, von den greiſenhaften Gebreſten ſo ganz entſtellt, da ſchauderte mich, daß ich mit ihnen aus einem Kelche trinken ſollte, und die heilige Hoſtie entfiel meinen Lippen in den Staub. Bete für mich, Joſias, daß ich dieſer Schuld entlaſtet werde!“

Ich glaubte ihren Worten nicht. „So,“ dachte ich, „will der Verſucher Dir entrinnen“; und ſprach laut: „Vor einem Schenkenglaſe mag Dir ekeln; aber der Kelch des Herrn iſt rein für Alle, denen er geboten wird! Ein hölliſch Blendwerk hat Dein Aug verwirret; und es kommt von dem, mit welchem auch Dein Vater ſein unſelig Spiel getrieben, bis Leib und Seele ihm dabei verloren worden.“

Bei dieſen meinen Worten ſtürzte ſie auf ihre Kniee und hub die Arme auf und ſchrie:

„Mein Vater, o mein armer Vater!“

„Ja, ſchreie nur um ihn, Renate!“ ſprach ich. „Und möge unſeres Gottes Allbarmherzigkeit in ſeinen tiefen Pfuhl hinunterleuchten!“

Sie ſahe zu mir auf und ſprach mit feſter Stimme: „Die wird ihm leuchten, Joſias, ſo gut wie allen Andern, die ein jäher Tod ereilet!“

Ich aber rief: „Das iſt des Teufels Hochmuth, der von Deinen Lippen redet! Demüthige Dich gegen den, bei dem alleine Rettung iſt, und ſchütte Dein Herz aus vor mir, der hier ſtehet an ſeiner Statt!“ Und da ſie hierauf ſchwieg, ſo ſprach ich weiter: „Da Du mit unſerer alten Margreth nächtens auf dem Moore gingeſt, wen haſt Du angerufen, daß er Dir von Deinem Vater Kunde brächte, und was war es, das aus der leeren Luft herab mit ſchrecklichem Geheul Dir Antwort gab?“

„Ich weiß von keinem Geheul,“ entgegnete ſie; „aber Du, Prieſter Gottes,“ — und ein trotzig Feuer brannte in ihren ſchönen Augen — „ſo ich wüßte, daß dort Kunde wär, zur Stund noch ging ich und ſchrie meine Noth in’s Moor hinaus und fragete nicht viel, von wannen mir die Antwort käme!“

„Renate!“ rief ich. »Exi immunde ſpiritus!« und ſpreizte beide Hände ihr entgegen. „Bekenne! Bekenne, mit welch argen Geiſtern haſt auch Du Dein Spiel getrieben!“

Sie hatte ſich vom Boden aufgerichtet; und da ich ſie anſchaute, war ein kalter Glanz in ihren Augen.

Sie ſtrich mit den Händen über ihr Gewand und ſagte: „Ich verſtehe nicht, was Ihr redet; aber mir iſt, als ſei das große Gemach hier ſo düſter, wie es nimmer noch geweſen.“ und da in dieſem Augenblicke an die Stubenthür gepocht ward, welcher ich den Rücken wandte, und ſelbige ſich aufthat, ſetzte ſie hinzu: „Tretet näher, Margreth! Euer Herr iſt hier!“

Ich aber wandte mich um und ſahe unſre alte Margreth vor mir ſtehen; die ſchaute mich gar ernſthaft an und ſprach nach einer Weile: „Kommet heim, Herr Joſias; denn Euer lieber Vater will nun ſterben, und ihn verlangt nach einem letzten Wort mit Euch.“

Da war mir, als bräche der Boden unter mir zuſammen, und ich verließ Renaten und eilete nach meines Vaters Sterbekammer.

Da ich eintrat, ſaß er laut redend in ſeinen Kiſſen; aber ſeine Stimme deuchte mir fremd, gleich als hätt ich nimmer ſie gehöret.

„Es iſt Dein Großvater, von dem er redet;“ raunete mir meine Mutter zu.

„Er ſieht mich nicht, Mutter!“ entgegnete ich leiſe.

„Nein, Joſias, er iſt bei denen, die ihm zu Gottes Thron vorangegangen.“

Und mein Vater ſahe mit glänzenden Augen vor ſich hin und redete weiter: „Lang, gar lange habe ich für ihn gepredigt — Joſias thäte das gar gerne auch für mich — denn er wurde ſehr alt; ſein leiblich Angeſicht war erloſchen und der Schall der Welt drang nur verworren noch zu ſeinem Ohr. Aber da er ſeine Stunde nahen fühle, hieß er mich und meine Schweſtern ihn in die Kirch führen, und wir geleiteten ihn auf die Kanzel. Da wandte er ſein Antlitz rings umher und grüßte unmerklich mit der Hand; und ſein ſilbern Haar hing über ſeine blinden Augen. Er meinete, es ſei Sonntag, und die Gemeinde ſei verſammelt. Er irrte; die Schweſtern waren oben an ſeiner Seiten, und drunten war nur ich allein. Aber der Greis auf der Kanzel erhub ſeine Stimme und ſie ſcholl ſtark in der leeren Kirchen; denn er nahm Abſchied und redete erſchütternd zu Allen, die hier nicht zugegen waren."

Der Kranke hatte die Arme über das Deckbett hingeſtrecket, und ſein abgezehrtes Antlitz leuchtete wie von innerem Lichte. „Ja, mein Vater," rief er, „aus der Ewigkeit herüber hör ich Deine Stimme, wie Du ſpracheſt: ‚Und ſo wie einſt herauf, ſo führe an Deiner Hand mich jetzt hinab von dieſer Stätte! Aber, mein Gott und Herr, Du helleſt das Dunkel vor mir; gleich meinen Vätern werden Sohn und Enkelſöhne von Deinem Stuhle aus Dein Wort verkünden. Laß ſie Dein ſein, o Herr! Nimm ihren ſchwachen Geiſt in Deiner Gnaden Schutz!“ ·

Nach dieſen Worten ſchwieg mein lieber Vater, und als nun meine Mutter ihre Arme um ihn ſchlang, da ſank ſein Haupt zurück auf ihre Schulter. — Aber er erhub es wieder; und da ſie zu ihm redete: „Mein Chriſtian, ſpare Deine Kräfte, und ruhe nur“; da ſchüttelte er leiſe mit dem Haupt und ſagte nur: „Nachher; nachher, Maria!“ Dann ſahe er liebevoll, aber mit faſt flehentlichen Blicken, zu mir auf, und ſprach langſam und wie mit großer Mühe: „Du kommſt vom Hof, Joſias; ich weiß es. Der Bauer iſt nicht mehr, und möge Gott ihm ein barmherziger Richter ſein — aber ſeine Tochter lebt! Joſias, das rechte Leben iſt erſt das, wozu der Tod mir ſchon die Pforten aufgethan!“

Die Hand des Sterbenden haſchete in’s Leere nach der meinen und da ich ſie ihm gegeben, hielt er ſie ſehr feſt in ſeinen magern Fingern.

Noch einmal begann er: „Wir ſind ein alt Geſchlecht von Predigern; die Erſten von den Unſern ſaßen zu Dr. Martins und Melanchthons Füßen. Joſias!“ er rief meinen Namen, daß es gleich Schwerdtesſchnitt durch meine Seele ging — „vergiß nicht unſeres heiligen Berufes! — — Des Hofbauern

Haus iſt keines, daraus der Diener Gottes ſich ein Weib zur Ehe holen ſoll!“

Der Odem des Sterbenden wurde ſtärker; aber ſeine Stimme ſank zu einem Flüſtern, und da wir lautlos horchten, kamen wie fernhin verhallend noch die Worte: „Verſprich — — das Irdiſche iſt eitel — —“

Darauf verſtummete er ganz; ſeine Finger löſeten ſich von meiner Hand und der Friede des Herrn ging über ſein erbleichend Angeſicht. Ich aber neigete mich zu dem Ohr des Todten und rief: „Ich gelobe es, mein Vater! Mög die entfliehende Seele noch Deines Sohnes Wort vernehmen!“

Da ſahe meine Mutter mich voll Mitleid an; dann zog ſie das Laken über das geliebte Todtenantlitz, fiel an dem Bette nieder und ſprach: „Gott gebe uns ſelige Nachfolge und ſammle uns wieder in der frohen Ewigkeit.“

Als meines lieben Vaters Grab geſchloſſen war, kamen noch mehr der erſten Frühlingstage; von dem Strohdach unſeres Hauſes tropfete der Schnee herab, und die Vögel trugen den Sonnenſchein auf ihren Schwingen; aber das Schöpfungswort: „Es werde Licht!“ wollte ſich noch nicht an mir bewähren. Da geſchahe es am Sonntage danach, Nachmittags, daß ich von dem Dorfe Hude auf dem Fußſteig nach Schwabſtedte zurückging; ich war in meiner Amtstracht, denn ich hatte einen Kranken mit den Tröſtungen unſerer heiligen Religion verſehen. Die erſten Tage meines Amtes waren ſchwer geweſen, und ich ging dahin in tiefem Sinnen.

Unweit vom Dorfe aber ſchneidet ein Bach den Weg, der aus dem Walde zu dem Treenefluß hinabgeht. An ſelbigem pflegen die Vögel ſich zu ſammeln, welche das Waſſer lieben, und war auch itzt von Finken und Amſeln hier ein fröhlich Schallen, als wollten ſie ſchon des Maien Ankunft melden. Und ſo von des Orts Lieblichkeit gehalten, ſchritt ich nicht über den Steg, der von dem Fußweg hinüber führet, ſondern ging dieſſeits ein paar Schritte an den Wald hinauf, und ſetzte mich an das Ufer, wo ſich der Bach zu einem kleinen Teich erweitert. Das Waſſer aber, wie es um dieſe Zeit zu ſein pflegt, war ſo klar, daß ich am tiefen Grunde das Wurzelgeflecht der Teichroſen und die daran keimenden Blätter gar leicht erkennen und alſo Gottes Weisheit auch in dieſen kleinen Dingen bewundern mochte, ſo für gewöhnlich unſerem Aug verborgen ſind.

Da ward ich jählings aufgeſchrecket, und auch die Vögel, die eben ihren durch meine Ankunft geſtöreten

Geſang auf's Neue anhuben, rauſchten auf und flogen fort. Denn von jenſeit des Baches kam ein Geſchrei: Hoidoh! Hoidoh! und war es, als wie bei der Koppjagd die Bauerkerle den Hirſch zu jagen pflegen. Da ich aber den Kopf wandte, ſahe ich drüben aus den Tannen einen Haufen junger Knechte hervorbrechen. „Schwimmen! Schwimmen!" ſchrieen ſie. „In's Waſſer mit der Hex!" Und jetzt erſt gewahrte ich unter ihnen ein Frauenbild, das geſcheuchet vor dem Einen und dem Anderen floh und nach dem Stege zu entkommen ſuchte. Aber Einer von den Burſchen ſprang voran dahin und verſperrte ihr ſo den Weg. Ich kannte ihn wohl, von Zeit der großen Hochzeit ſchon; denn es war der Sohn des Bauervogten; und das Wild, ſo hier gejaget wurde, war Renate.

Nun kam ich eilends auf die Füße, lief zu dem Steg hinab und rief hinüber: „Ihr dort, was wollet Ihr beginnen!"

Da ſchrieen ſie hinwieder: „Die Hex! Die Hex!"

Ich aber frug ſie: „Wollet Ihr richten? Wer hat zu Richtern Euch beſtellt?"

Und als ſie hierauf ſchwiegen, trat Einer aus dem Haufen und ſprach: „Das Brennholz iſt theuer worden; die Unholden laufen frei herum, und der Amtmann und der Landvogt faſſen ſie nicht an."

Und Alle ſchrieen wieder: „Hoidoh! Hoidoh! In's Waſſer mit der Hex!"

Da ſetzete ich meinen Fuß auf den Steg und rief: „Rühret ſie nicht an! Im Namen Gottes, ich gebiete es Euch!"

Aber der Burſche, welcher auf dem Stege war, drängte mich zurück. „Ihr trotzet auf Euer Prieſterkleid!" ſprach er. „Ihr würdet ſonſt die großen Worte ſparen; ich rath Euch, thut das nicht zu ſicher!" Und dabei ſtand er vor mir mit gekniffenen Fäuſten, und unter ſeinem Kraushaar funkelten die kleinen Augen.

Da überkam es mich, und ich löſete mein geiſtlich Gewand und warf es von mir auf den Boden; denn das junge Blut war damals noch in meinen Adern. Und als ich einen Blick nach drüben that, ſahe ich, daß einer von den Burſchen Renaten gefaßt hatte und ihr die Hände über ihrem Rücken hielt; ihre Augen aber ruheten auf mir und waren wie leuchtend in dem blaſſen Angeſicht.

„Gieb Raum!" ſchrie ich und packte den Burſchen mit meinen beiden Fäuſten; und ich bin mir heut noch wohl bewußt, in den tiefſten Abgrund hätt ich ihn geſtürzet, ſo ich das vermocht und ſolcher unter uns geweſen wäre.

Einen Augenblick ward eine Todtenſtille; denn er hatte auch mich ergriffen und wir ſtunden wie in Erz gegoſſen an einander. Da gewahrte ich, daß ſie Renaten an den Bach hinabzuzerren ſtrebten; und, ohne Laut zu geben, rang ich mit meinem Feinde, Knie an Knie und Aug in Auge. „Geduld, Du Hexenprieſter!“ ſchrie er mit heiſerer Stimme. „Erſt ſoll ſie ſchwimmen, eh' ſie der Teufel Dir in's Brautbett leget!“

Ein laut Gelächter und Hoidoh! von drüben ſcholl als Antwort; vergebens ſuchte ich Renaten zu erblicken. Aber ſchon hatte ich den Burſchen auf den Steg zurückgedrängt und griff nach ſeinem Hals, um ihn hinabzuwerfen, da empfing ich ſelber einen Stoß auf meine Bruſt, und mit einem Schrei, der mir unwillens von dem jähen Schmerz entfuhr, ſank ich zu Boden.

Es mochte ein Schrecken dadurch in die ganze Schaar gefallen ſein; denn ich fühlte nicht, daß eine fremde Hand noch an mir ſei, und hörte, wie jenſeit des Waſſers der Trupp von dannen zog.

Als ich aber mich mühſelig aufgerichtet hatte, da ſchlangen zwei Weiberarme ſich um meinen Hals, und die Stimme, welche ich niemalen hab vergeſſen können, ſprach leiſe meinen Namen: „Joſias, ach, Joſias!“ Und da ich mit der Hand des Mädchens

Haar zurückſtrich, ſo ihr wirr auf Stirn und Augen fiel, da ſahe ich um ihren Mund, was ich noch itzt ein ſelig Lächeln nennen muß, und ihr Antlitz erſchien mir in unſäglicher Schönheit.

„Renate!“ rief ich leiſe, und meine Augen hingen in ſehnſüchtiger Begier an ihren Lippen.

Sie regten ſich noch einmal, als wollten ſie mir Antwort geben; aber ich lauſchte vergebens; des Mädchens Arme ſanken von meinem Halſe, ein Zittern flog um ihren Mund und ihre Augen ſchloſſen ſich.

Ich ſtarrte angſtvoll auf ſie hin und wußte nicht, was ich beginnen ſollte. Als ich aber auf dem ſchönen Antlitz das Leben alſo in den Tod vergehen ſahe, wurd mir mit einem Male, als blickten meine Augen weithin über den Rand der Erde, und vor meinen Ohren hörte ich meines ſterbenden Vaters Stimme: „Vergiß nicht unſeres heiligen Berufs! — — — das Irdiſche iſt eitel!“

Und da ich noch die ohnmächtige Geſtalt in meinen Armen hielt, gewahrete ich, daß unſer Nachbar, der Schmidt Held Carſtens, mit ſeinem Weibe von dieſſeits des Weges daher gegangen kam. Da erzählete ich ihnen, wie von den jungen Knechten das Mädchen ſei geſchrecket worden, und bat, daß ſie ſich um ſie annehmen möchten; denn es ſei eine andre Pflicht, ſo mich von hinnen rufe.

Der Schmidt aber trat nur zögend näher; und auf die Ohnmächtige hinblickend, ſprach er: „Die da? — — Nun, wenn Ihr es heiſchet, Herr Joſias?"

Da bat ich abermalen; und itzt kam auch das Weib herzu, welches als gar verſtändig im ganzen Dorf berufen iſt. Als ich dann aber des Mädchens Leib aus meinen Armen in die ihren ſinken ließ, durchſtach mir ein jäher Schmerz die Bruſt, daß nicht viel fehlete, es hätte mich auf's Neu dahin geworfen.

Und ſo, zwiefach verwundet, ging ich heim und ſahe nicht mehr hinter mich zurück. Aber in meines Vaters Sterbekammer hab ich an dieſem Abend lang inbrünſtiglich gebetet.

Was meine liebe Mutter auch dagegen reden mochte, und obſchon die Nachfolge in meines Vaters Amte mir ſo gut wie zugeſaget war, ich wußte doch, daß meines Bleibens nicht mehr hier am Orte ſei. Und ſo reiſete ich ſchon anderen Tags nach Schleswig, um mich nach einem anderen Amte umzuſehen. Aber dort angekommen, befiel mich eine Schwäche, daß meine Mutter zu meinem Krankenbett herbeigeholet werden mußte. Und als dann eines Nachts gar ein Blutſtrom aus meinem Mund hervorbrach, da ſchrie ſie laut, daß ſie anitzo auch ihr einzig Kind dahin geben müſſe.

Aber ich genas mit Gottes Hülfe, erhielt auch ein geiſtlich Amt im Norden unſeres Landes, von Schwabſtedte viele Meilen fern, und dienete noch über zwanzig Jahre dieſer Gemeinde mit redlichem Willen und nach meinen beſten Kräften. Ich begrub dort meine liebe Mutter und beweinete ſie ſehr; nach ihrem Tode hatte ich Keine, in der die Liebe ſo ſichtbarlich an meiner Seite ging.

Von Renaten hörete ich noch einige Male; zunächſt und bald nach meinem Fortgange, daß ſie derzeit über das Waſſer und auf den Blättern der Teichroſen, welche ſie getragen hätten, zu mir hingelaufen ſei. Ich aber weiß von ſolchem nichts; müßte auch ein Gaukelwerk des argen Geiſtes geweſen ſein, maaßen ich ja ſelbſt die Mummelblätter unter dem Kryſtall des Waſſers noch in ihren Hüllen hatte liegen ſehen.

Dann, wol fünf Jahre ſpäter, von einem Manne, der mit Binſenmatten durch das Land ging, wurde mir erzählet, daß eines Abends ein mächtig großer ſchwarzer Hund auf ihren Hof gekommen ſei, beſchmutzt und abgemagert und mit einem abgeriſſenen Strick an ſeinem Halſe. Da ſei ſie zu ihm hingekniet, und habe mit beiden Armen das alte Thier umfangen und ſeinen rauhen Kopf an ihre Bruſt gezogen. — Ob ſie noch itzt auf dieſer Erde iſt, ob Gott ſich ihrer ſchon barmherzig angenommen, darüber iſt mir keine Kunde mehr geworden.

* * *

Soweit die Handſchrift.

Aber der Zufall, der uns vergönnt hat, das Bahrtuch über einem verſchollenen Menſchenleben aufzuheben, läßt es noch einmal; wenn auch weniger, als Manche, die dies leſen, wünſchen mögen.

Die zu Anfang der Erzählung erwähnte Schatulle auf dem Boden unſeres alten Erbhauſes ward eine tönende Vergangenheit, ſobald man Muth und Geduld hatte, den Staub in ihrem Innern aufzuregen. Ich hatte das nicht immer. Aber ein paar Jahre nach dem Funde unſerer Handſchrift, an einem herbſtlichen Sonntagnachmittage, ſaß ich doch wieder einmal vor ihren eingeklemmten Schubfächern und zog, oft mühſam, eines um das andere auf. Papiere über Papiere; und faſt überall jene anheimelnde leſerliche Schrift des vorigen Jahrhunderts. Von vielen Päckchen hatte ich ſchon die Bindfäden aufgelöſt, und ſie, nachdem ich dies und das darin geleſen, wiederum zu ihrer Ruh' gelegt. Da kam ich an eines, welches allerlei Papiere über die Erbſchaft eines alten Predigers in Oſtenfeld enthielt; ein Bruder meines Urgroßvaters, wie ich aus beiliegenden, an ihn gerichteten Briefen ſah, hatte ſich dieſer Angelegenheit für eine in Huſum wohnende Predigerwittwe angenommen. Und bald nahm ein ungewöhnlich langes Schreiben, datirt von 1778 aus einem oſtſchleswigſchen Dorfe, und unterſchrieben „Jenſen past." meine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch; denn es war augenſcheinlich der Begleitbrief, mit dem einſt das Manuſcript des Paſtor Joſias, allerdings sub pet. rem., an meinen Urgroßonkel überſandt war.

Die erſten Seiten beſchäftigten ſich unter Beifügung eines ſauber ausgeführten Stammbaumes nur mit den Erbverhältniſſen jenes Oſtenfelder Paſtors, wie bald erſichtlich, des Vetters unſeres Joſias, in deſſen Hauſe er das Gedächtniß ſeines Jugendlebens niederſchrieb. Dann aber hieß es weiter:

Unſeres von Dir erwähnten Schülerbeſuches bei meinen Junggeſellen-Onkeln in dem Oſtenfelder Paſtorate entſinne ich mich gar wohl; und daß Du den Onkel Joſias in ſo warmer Affection behalten, hat mir inſonders wohlgethan; die Fragen aber, die Du über ihn geſtellet, wirſt Du in deſſen hier angeſchloſſener eigener Handſchrift insgeſammt beantwortet finden.

In Wahrheit, es waren zwei recht verſchiedene Menſchen, der Herr Joſias mit ſeinem Johanneskopfe und der derbe aufbrauſende pastor loci. Oftmals in meiner eigenen Amtsthätigkeit habe ich des erſten Sonntags dort gedenken müſſen; Du kameſt erſt des Abends zu uns, ich aber ſaß ſchon Vormittags an Onkel Joſias' Seite in der Kirche. Noch ſehe ich unter den Abendmahlsgäſten die leidtragenden Frauen vor dem Altare, welche nach damaliger Sitte bis über das Kinn in ſchwarze Decken eingehüllt waren; und wie der Onkel Paſtor der Einen mit den durch die ganze Kirche hin vernehmlichen Worten: „Weg, weg damit!" die Decken voll Ungeduld zur Seite riß, indeß er mit der anderen Hand den Kelch emporhielt. Onkel Joſias aber ſchüttelte ſtill den Kopf und lehnte mit einem Lächeln ſich in ſeinen Stuhl zurück. Gleichwol, wie ich ſpäter beobachtet, da ich den letzten Sommer vor dem großen Examen dort meine Repetitionen machte, lebten die beiden Verwandten in guter Eintracht mit einander. Beide waren Männer, die, wie man ſagt, das Ihrige gelernet hatten und dies nicht in Vergeſſenheit gerathen laſſen wollten. Sie unterhielten ſich oft über gelehrte Gegenſtände und disputirten. dann, auch wohl lateiniſch, mit einander.

In einem Punkte aber ſtimmten ſie völlig überein; ſie beide glaubten noch an Teufelsbündniſſe und an ſchwarze Kunſt und erachteten ſolch thörichten Wahn für einen nothwendigen Theil des orthodoxen Chriſtenglaubens. Der Oſtenfelder Paſtor that dies im zornigen Bewußtſein eines wohlgerüſteten Kämpfers, der Onkel Joſias dagegen, zu deſſen zarter Gemüthsbeſchaffenheit dieſer wilde Glaube gar übel paßte, ſchien ſelbigen mir gleich einer Laſt zu tragen. Deshalb ſuchte ich oft, wenn wir alleine waren, mit Gründen aus der heiligen Schrift, wie aus der menſchlichen Vernunft ihm ſolches auszureden; allein mit allem ſeinem Scharfſinn, wenngleich als wie in ſchmerzlicher Ergebung, vertheidigte er die gottloſe Macht des Erzfeindes.

Als der Sommer zu Ende ging, wurde für ſeine Geſundheit die ſtrengſte Vorſicht nöthig; er durfte Sonntags die Kirche nicht mehr beſuchen, kaum noch das Haus verlaſſen; aber ſeine milde Freundlichkeit und ſeine, ich möchte ſagen, ſchwermuthsvolle Heiterkeit blieben ſich auch dann noch gleich.

Da war es kurz vor meiner Abreiſe an einem Morgen im Oktober; der erſte Reif war gefallen und eine friſche Klarheit durch die Luft verbreitet. Ich wandelte im Garten auf und ab und ſah dabei bisweilen in die Zeitung, welche der Stadtbote mir ſoeben durch den Zaun gereicht hatte. Als ich nun las, daß der einſt vielberühmte, aber ſeit lange ſeines Amtes wegen Simonie entſetzte Petrus Goldſchmidt als ein Schenkenwirth bei Hamburg das Zeitliche geſegnet habe, eilete ich in's Haus und dachte, nicht ohne eine kleine Schadenfreude, ſolches dem Onkel Joſias zu verkünden.

Als ich zu ihm eintrat, war mir, als ſei auch in dieſes ſonſt etwas dunkle Zimmer der ſchöne lichte Morgen eingedrungen; denn trotz des brennenden Ofenfeuers ſtanden beide Fenſterflügel offen, und der Schall von den benachbarten Dreſchtennen und von hellen Kinderſtimmen hatte freien Eingang.

Aber zu meiner beabſichtigten Mittheilung kam ich nicht.

Feierlich, mit ſtrahlendem Antlitz trat Herr Joſias mir entgegen. „Mein Andreas,“ rief er, „wir werden fürder nicht mehr disputiren; ich weiß es itzt in dieſem Augenblick: der Teufel iſt nur ein im Abgrund liegender unmächtiger Geiſt!“

Indeß ich vor Erſtaunen ſchier verſtummte, gewahrte ich das Buch des Thomaſius von dem Laſter der Zauberei auf ſeinem Tiſche aufgeſchlagen. Ich hatte es nach unſerer letzten Disputation dort heimlich hingelegt, und frug nun, ob ihm daraus die heilvolle Erkenntniß zugekommen.

Aber Herr Johannes ſchüttelte den Kopf. „Nein,“ ſprach er, „nicht aus jenem guten Buche; es hat das Licht ſich plötzlich in mein Herz ergoſſen. Ich denke ſo, Andreas: die Schatten des Todes wachſen immer höher; da will der Allbarmherzige die anderen Schatten von mir nehmen.“

Seine Augen leuchteten wie in überirdiſcher Verklärung; er wandte ſich gegen das Licht und breitete die Arme aus. „O, Gott der Gnaden,“ rief er, „aus meiner Jugend tritt ein Engel auf mich zu; verwirf mich nicht ob meiner finſteren Schuld!“

Ich wollte ihn ſtützen; denn er wurde todtenbleich, und mir war, als ſähe ich ihn wanken; er aber lächelte und ſprach: „Ich bin nicht ſchwach in dieſem Augenblick.“

Dann ging er an ſeinen Schrank und reichte mir daraus daſſelbe manuscriptum, welches Du mit dieſem Brief empfängſt.

„Nimm es, mein Andreas,“ ſagte er, „und bewahre es zu meinem Gedächtniß; ich bedarf deſſelbigen nun nicht mehr.“

— — Kurz darauf reiſte ich ab; und was nun folget, hat mir erſt lange nachher der Sohn des dortigen Küſters erzählt, welcher einige Jahre hier im Dorfe Lehrer war.

Noch in dem Monat meiner Abreiſe nämlich verbreitete ſich das Gerücht im Dorfe: wenn Sonntags Alles in der Kirche und die Straßen leer ſeien, ſo ſtehe ein fahlgraues Pferd, desgleichen man ſonſt in der Gemeinde nicht geſehen, vor der Pforte des Paſtorates angebunden; und bald danach: es komme von Süden her ein Weib über die Haide geritten, die binde ihr Pferd an den Mauerring und kehre im Paſtorate ein; wenn aber der Paſtor und der Strom der Gemeinde aus der Kirche heimkomme, dann ſei ſie jedesmal ſchon wieder fortgeritten.

Daß dieſes Weib den Herrn Joſias beſuche, war unſchwer zu errathen; denn um ſolche Stunde weilte Niemand außer ihm im Hauſe. Dabei aber ereignete ſich gar Sonderliches; denn obſchon ſie unzweifelhaft ſchon in älteren Jahren geſtanden, ſo iſt doch von Etlichen, welche ſie geſehen haben, dawider geſtritten und behauptet worden, daß ſie noch jung, von Anderen, daß ſie auch ſchön geweſen ſei; wenn man aber des Näheren nachgefragt, ſo hatten ſie nichts wahrgenommen, als zwei dunkle Augen, aus denen das Weib ſie im Vorüberreiten angeblicket.

Im ganzen Dorfe iſt nur ein Einziger geweſen, der von dieſen Dingen nichts erfahren hat, und zwar der Paſtor ſelber; denn Alle haben des Mannes aufflammende Heftigkeit gefürchtet, und Alle haben den Onkel Joſias lieb gehabt.

Aber eines Sonntages, da es wieder Frühling worden und die Veilchen in den Gärten ſchon geblüht haben, iſt die Haidefrau auch wieder da geweſen; und auch dies Mal, da der Paſtor aus der Kirche heimgekommen, hat er weder ſie, noch ihren Gaul geſehen; es iſt, wie immer, Alles ſtill und einſam geweſen, da er ſeinen Hof und dann ſein Haus betreten hat. Und da er, wie er itzo nach der Kirche pflegte, in ſeines Verwandten Zimmer ging, war es auch dort ſehr ſtill. Die Fenſter ſtanden offen, ſo daß von draußen aus dem Garten die Frühlingsdüfte den ganzen Raum erfüllet hatten, und der Eintretende ſah Herrn Joſias in ſeinem großen Lehnſtuhl ſitzen; doch, was ihn Wunder nahm, ein kleiner Vogel ſaß furchtlos auf einer ſeiner Hände, die er vor ſich auf dem Schoß gefaltet hatte. Aber der Vogel flog fort und in die freie Himmelsluft hinaus, als der Paſtor itzt mit ſeinem ſchweren Schritt herankam und ſich über den Lehnſtuhl beugete.

Herr Joſias ſaß noch immer unbeweglich, und ſein Angeſicht war voller Frieden; nur war derſelbe nicht von dieſer Welt.

— Nun aber hat es bald ein laut Gerücht im Dorf gegeben, und auch dem Onkel Paſtor haben Alle es erzählt, von denen er es hat hören wollen; man wiſſe nun, die Hexe von Schwabſtedte ſei es geweſen, die auf ihrem Roß all Sonntags in das Dorf gekommen; ja derer Etliche hatten ſichere Kunde, daß ſie, unter Vorſpiegelung trügeriſcher Heilkunſt, dem armen Herrn Joſias das Leben abgewonnen habe.

Wir aber, wenn Du Alles nun geleſen, Du und ich, wir wiſſen beſſer, wer ſie war, die ſeinen letzten Hauch ihm von den Lippen nahm.

Carſten Curator.

1877.

Eigentlich hieß er Carſten Carſtens und war der Sohn eines Kleinbürgers, von dem er ein ſchon vom Großvater erbautes Haus an der Twiete des Hafenplatzes ererbt hatte, und außerdem einen Handel mit geſtrickten Wollwaaren und ſolchen Kleidungsſtücken, wie deren die Schiffer von den umliegenden Inſeln auf ihren Seefahrten zu gebrauchen pflegten. Da er indeß von etwas grübelnder Gemüthsart und ihm, wie manchem Nordfrieſen, eine Neigung zur Gedankenarbeit angeboren war, ſo hatte er ſich von jung auf mit allerlei Büchern und Schriftwerk beſchäftigt und war allmälig unter ſeines Gleichen in den Ruf gekommen, daß er ein Mann ſei, bei dem man ſich in zweifelhaften Fällen ſicheren Rath erholen möge. Geriethen, was wohl geſchehen konnte, durch ſeine Leſerei ihm die Gedanken auf einen Weg, wo ſeine Umgebung ihm nicht hätte folgen können, ſo lud er auch Niemanden dazu ein und erregte folglich dadurch auch Niemandes Mißtrauen. So war er denn der Curator einer Menge von verwittweten Frauen und ledigen Jungfrauen geworden, welche nach der damaligen Geſetzgebung bei allen Rechtsgeſchäften noch eines ſolchen Beiſtandes bedurften.

Da bei ihm, wenn er die Angelegenheiten Anderer ordnete, nicht der eigene Gewinn, ſondern die Theilnahme an der Arbeit ſelbſt voranſtand, ſo unterſchied er ſich weſentlich von denen, welche ſonſt derartige Dinge zu beſorgen pflegten; und bald wußten auch die Sterbenden als Vormund ihrer Kinder und die Gerichte als Verwalter ihrer Concurs- und Erbmaſſen keinen beſſeren Mann als Carſten Carſtens an der Twiete, der jetzt unter dem Namen „Carſten Curator“ als ein unantaſtbarer Ehrenmann allgemein bekannt war.

Der kleine Handel freilich ſank bei ſo vielen Vertrauensämtern, welche ſeine Zeit in Anſpruch nahmen, zu einer Nebenſache herab und lag faſt nur in den Händen einer unverheiratheten Schweſter, welche mit ihm im elterlichen Hauſe zurückgeblieben war.

Im Uebrigen war Carſten ein Mann von wenig Worten und kurzem Entſchluß und, wo er eine niedrige Abſicht ſich gegenüber fühlte, auch auf eigene Koſten unerbittlich. Als eines Tages ein ſogenannter „Ochſengräſer“, der ſeit Jahren eine Fenne Landes, nach derzeitigen Verhältniſſen zu billigem Zinſe, von ihm in Heuer gehabt hatte, unter Betheuerungen verſicherte, daß er für das nächſte Jahr bei ſolchem Preiſe nicht beſtehen könne, und endlich, als er damit kein Gehör fand, ſich dennoch zu dem früheren und, da jetzt auch dieſes Angebot zurückgewieſen wurde, ſogar zu einem höheren Heuerzinſe verſtand, erklärte Carſtens ihm, daß es keinesweges ſeine Sache ſei, Jemanden mit ſeiner Fenne in unbedachten Schaden zu bringen, und gab hierauf das Landſtück zu dem alten Preiſe an einen Bürger, der ihn früher darum angegangen war.

Und dennoch hatte es einen Zeitraum in ſeinem Leben gegeben, wo man auch über ihn die Köpfe ſchüttelte. Nicht, als ob er in den ihm anvertrauten Angelegenheiten etwas verſehen hätte, ſondern weil er in der Leitung ſeiner eigenen unſicher zu werden ſchien; aber der Tod, bei einer Gelegenheit, die er öfters wahrnimmt, hatte nach ein paar Jahren Alles wieder in's Gleiche gebracht. — Es war während der Continentalſperre, in der hier ſogenannten Blokadezeit, wo die kleine Hafenſtadt ſich mit däniſchen Offizieren und franzöſiſchem Seevolk und andererſeits mit mancher Art fremder Speculanten gefüllt hatte, als einer der Letzteren auf dem Boden ſeines Speichers erhängt gefunden wurde. Daß dies durch eigene

Hand geſchehen, war nicht anzuzweifeln; denn die Verhältniſſe des Todten waren durch raſch folgende Verluſte in Ruin gerathen; der einzige Activbeſtand ſeines Nachlaſſes, ſo wurde geſagt, ſei ſeine Tochter, die hübſche Juliane; aber bis jetzt hätten ſich viele Beſchauer und noch keine Käufer gefunden.

Schon am anderen Vormittag gelangte von dieſer die Bitte an Carſtens, ſich der Regulirung ihrer Angelegenheiten zu unterziehen; aber er wies das Anſuchen kurz zurück: „Ich will mit den Leuten nichts zu thun haben.“ Als indeſſen der alte Hafenarbeiter, der daſſelbe überbracht hatte, am Nachmittage wieder kam: „Seid nicht ſo hart, Carſtens; es iſt ja nur noch das Mädchen da; ſie ſchreit, ſie müſſe ſich ein Leides thun,“ da ſtand er raſch auf, nahm ſeinen Stock und folgte dem Boten in das Sterbehaus.

In der Mitte des Zimmers, wohinein ihn dieſer führte, ſtand der offene Sarg mit dem Leichnam; daneben auf einem niedrigen Schemel, mit angezogenen Knieen ſaß halb angekleidet ein ſchönes Mädchen. Sie hatte einen ſchildpattenen Friſirkamm in der Hand und ſtrich ſich damit durch ihr ſchweres goldblondes Haar, das aufgelöſt über ihren Rücken herabhing; dabei waren ihre Augen geröthet, und ihre Lippen zuckten von heftigem Weinen; ob aus Rathloſigkeit oder aus Trauer über ihren Vater, mochte ſchwer entſcheidbar ſein.

Als Carſtens auf ſie zuging, ſtand ſie auf und empfing ihn mit Vorwürfen: „Sie wollen mir nicht helfen?“ rief ſie; „und ich verſtehe doch nichts von alle dem. Was ſoll ich machen? Mein Vater hat viel Geld gehabt; aber es wird wohl nichts mehr da ſein! Da liegt er nun; wollen Sie, daß ich auch ſo liegen ſoll?“

Sie ſetzte ſich wieder auf ihren Schemel, und Carſtens ſah ſie faſt ſtaunend an. „Sie ſehen ja, Mamſell,“ ſagte er dann, „ich bin eben hier, um Ihnen zu helfen; wollen Sie mir die Bücher Ihres Vaters anvertrauen?“

„Bücher? Ich weiß nichts davon; aber ich will ſuchen.“ Sie ging in ein Nebenzimmer und kam bald wieder mit einem Schlüſſelbunde zurück. „Da“, ſagte ſie, indem ſie es vor Carſtens auf den Tiſch legte; „Sie ſollen ein guter Mann ſein; machen Sie, was Sie wollen; ich kümmere mich nun um nichts.“

Carſtens ſah verwundert, wie anmuthig es ihr ließ, da ſie dieſe leichtfertigen Worte ſprach; denn ein Aufathmen ging durch ihren ganzen Körper und ein Lächeln wie plötzlicher Sonnenſchein über ihr hübſches Angeſicht.

Und wie ſie es geſagt hatte, ſo ward es: Carſtens arbeitete, und ſie kümmerte ſich um nichts; wozu ſie eigentlich ihre Zeit verbrauchte, konnte er nie erforſchen. Aber die friſchen rothen Lippen lachten wieder, und der ſchwarze Traueranzug ward an ihr zum verführeriſchen Putze. Einmal, da er ſie ſeufzen hörte, fragte er, ob ſie Kummer habe; ſie möge es ihm ſagen. Sie ſah ihn mit einem halben Lächeln an: „Ach, Herr Carſtens,“ ſagte ſie und ſeufzte noch einmal; „es iſt ſo langweilig, daß man in den ſchwarzen Kleidern gar nicht tanzen darf!“ Dann, wie ein ſpielluſtiges Kind, fragte ſie ihn, was er meine, ob ſie dieſelben nicht bald, mindeſtens für einen Abend, einmal würde wechſeln können; der Vater hab' ſie immer tanzen laſſen, und nun ſei er ja auch längſtens ſchon begraben.

Als Carſtens demungeachtet es verneinte, ging ſie ſchmollend fort. Sie hatte längſt gemerkt, daß ſie ihn ſo für ſeine Sittenſtrenge am beſten ſtrafen könne; denn während unter ſeiner Hand die Vermögensverwirrung des Todten ſich wenigſtens in ſo weit gelöſt hatte, daß Gut und Schuld ſich auszugleichen ſchienen, war er ſelbſt in eine andere Verwirrung hineingerathen; die lachenden Augen der ſchönen Juliane hatten den vierzigjährigen Mann bethört. Was ihn ſonſt wohl ſtutzen gemacht hätte, erſchien in dieſer Zeit, wo der gleichmäßige Gang des bürgerlichen Lebens ganz zurückgedrängt war, weit weniger bedenklich, und da andererſeits das der Arbeit ungewohnte Mädchen einen ſicheren Unterſchlupf den ſie ſonſt erwartenden Mühſeligkeiten vorzog, ſo kam trotz Schweſter Brigittens Kopfſchütteln zwiſchen dieſen beiden ungleichen Menſchen ein raſch geſchloſſener Ehebund zu Stande. Die Schweſter freilich, die jetzt in der Wirthſchaft nur um ſo unentbehrlicher war, hatte nichts als eine doppelte Arbeitslaſt dadurch empfangen; den Bruder aber erfüllte der plötzliche Beſitz von ſo viel Jugend und Schönheit, worauf er nach ſeiner Meinung weder durch ſeine Perſon noch durch ſeine Jahre einen Anſpruch hatte, mit einem überſtrömenden Dankgefühl, das ihn nur zu nachgiebig gegen die Wünſche ſeines jungen Weibes machte. So geſchah es, daß man den ſonſt ſo ſtillen Mann bald auf allen Feſtlichkeiten finden konnte, mit denen die ſtadt- und landfremden Offiziere bemüht waren, die Ueberfülle ihrer müßigen Stunden zu beſeitigen; eine Geſelligkeit, die nicht nur über ſeinen Stand und ſeine Mittel hinausging, ſondern in die man ihn auch nur ſeines Weibes wegen hineinzog, während er ſelbſt dabei eine unbeachtete und unbeholfene Rolle ſpielte.

Doch Juliane ſtarb im erſten Kindbett. — „Wenn ich erſt wieder tanzen kann!“ hatte ſie während ihrer Schwangerſchaft mehrmals geäußert; aber ſie ſollte niemals wieder tanzen; und ſomit war für Carſten die Gefahr beſeitigt. Freilich auch zugleich das Glück; denn mochte ſie auch kaum ihm angehört haben, wie ſie vielleicht Niemandem angehören konnte, und wie man ſie auch ſchelten mochte, ſie war es doch geweſen, die mit dem Licht der Schönheit in ſein Werktagsleben hineingeleuchtet hatte; ein fremder Schmetterling, der über ſeinen Garten hinflog, und dem ſeine Augen noch immer nachſtarrten, nachdem er längſt ſchon ſeinem Blick entſchwunden war. Im Uebrigen wurde Carſtens wieder, und mehr noch, als er es zuvor geweſen, der verſtändige, ruhig abwägende Mann. Den von der Todten nachgelaſſenen Knaben, der ſich bald als der körperliche und allmälig auch als der geiſtige Erbe ſeiner ſchönen Mutter herausſtellte, erzog er mit einer ſeinem Herzen abgekämpften Strenge; dem gutmüthigen, aber leicht verführbaren Liebling wurde keine verdiente Züchtigung erſpart; nur wenn die ſchönen Kinderaugen, wie es in ſolchen Fällen ſtets geſchah, mit einer Art rathloſen Entſetzens zu ihm aufblickten, mußte der Vater ſich Gewalt thun, um nicht den Knaben gleich wieder mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit in ſeine Arme zu ſchließen.

* * *

Seit Julianens Tode waren über zwanzig Jahre vergangen. Heinrich — ſo hatte man nach ſeines Vaters Vater den Knaben getauft — war in die Schule, und aus der Schule in die Kaufmannslehre gekommen; aber in ſeinem angeborenen Weſen hatte ſich nichts Merkliches verändert. Seine Anſtelligkeit ließ ihn ſich leicht an jedem Platz zurecht finden; aber auch ihm, wie einſt ſeiner Mutter, ſtand es hübſch, wenn er den Kopf mit den lichtbraunen Locken zurückwarf und lachend ſeinen Kameraden zurief: „Muß gehen! Wir kümmern uns um nichts!“ Und in der That war dies der einzige Punkt, in dem er gewiſſenhaft ſein Wort zu halten pflegte; er kümmerte ſich um nichts oder doch nur um Dinge, um die er beſſer ſich nicht gekümmert hätte. Tante Brigitte weinte oftmals ſeinetwegen, und auch mit Carſten legte ſich Abends in ſeinem Alkovenbette etwas auf das Kiſſen, was ihm, er wußte nicht wie, den Schlaf verwehrte; und wenn er ſich aufrichtete und ſich beſann, ſo ſah er ſeinen Knaben vor ſich, und ihm war, als ſähe er mit Angſt ihn größer werden.

Aber Heinrich blieb nicht das einzige Kind des Hauſes. — Ein entfernter Verwandter, der mit Carſtens durch gegenſeitige Anhänglichkeit verbunden war, ſtarb plötzlich mit Hinterlaſſung eines achtjährigen Mädchens; und da das Kind die Mutter bereits bei ſeiner Geburt verloren hatte, ſo wurde nach dem Wunſche des Verſtorbenen Carſtens nicht nur der Vormund der kleinen Anna, ſondern ſie kam auch völlig zu Koſt und Pflege in ſein Haus. Seine Treue gegen den Heimgegangenen aber bewies er insbeſondere damit, daß er durch Leiſtung von Vorſchüſſen und derzeit nicht gefahrloſer Bürgſchaft für deſſen Tochter derſelben einen kleinen Landbeſitz erhielt, der ſpäter unter verbeſſerten Zeitläuften zu erhöhtem Werthe veräußert werden konnte.

Anna war einer anderen Mutter nachgeartet, als der um ein Jahr ältere Heinrich. Dieſer, trotz des beſten Willens, brachte es nie zu Stande, ſo wenig wie ſein eigenes, ſo auch nur der Allernächſten Wohl und Wehe bei ſeinem Treiben zu bedenken; bei Anna dagegen — wie oft griff Tante Brigitte in die Taſche und gab ihr zur Schadloshaltung einen Dreiling und einen derben Schmatz dazu. „Du dumme Trine haſt dich denn richtig wieder ſelbſt vergeſſen!“ Zu ihrem Bruder aber, wenn ſie ihn erwiſchen konnte, ſprach ſie dann wohl: „Der Vetter Martin hat's doch gut mit uns gemeint; er hat uns ſeinen Segen nachgelaſſen!"

Bei aller Herzensgüte war das Weſen des Mädchens doch von einer frohen Sicherheit, und wenn Carſtens auf ſeine mitunter ängſtliche Erkundigung nach Heinrich von Brigitte die Antwort erhielt: „Er iſt bei Anna; ſie näht ihm Segel zu ſeinen Schiffen," oder: „Sie hat ihn ſich geholt; er muß ihr die Kirſchbaumnetze flicken helfen," dann nickte er und ſetzte ſich beruhigt an ſeine Arbeit. — — Zur Zeit, wo wir dieſe Erzählung weiter führen, an einem Spätſommer-Vormittage, war das Mädchen eben mündig geworden und ſtand, eine voll ausgewachſene blonde Jungfrau, mit ihrem grauhaarigen Vormunde auf dem Rathhauſe vor dem Bürgermeiſter, um die in Folge deſſen nöthigen Handlungen zu vollziehen.

„Ohm," hatte ſie vor dem Eintritt in das Gerichtszimmer geſagt; „ich fürcht' mich."

— „Du, Kind? Das iſt nicht deine Art."

„Ja, Ohm; aber auf Herrendiele!"

Der alte hagere Mann, der dort ganz zu Hauſe war, hatte lächelnd auf das friſche Mädchenantlitz geblickt, das mit heißen Wangen zu ihm aufſah, und dann die Thür des Gerichtszimmers aufgedrückt.

Aber der Bürgermeiſter war ein alter jovialer Herr. „Mein liebes Kind,“ ſagte er, mit Wohlgefallen ſie betrachtend, „Sie wiſſen doch, daß Sie noch einmal wieder unmündig werden müſſen; freilich nur, wenn Sie ſich den goldenen Ring an den Finger ſtecken laſſen! Mög' dann Ihr Leben in eben ſo getreue Hand kommen!“

Er warf einen herzlichen Blick zu Carſtens hinüber. Dem Mädchen aber, obgleich ein leichtes Roth ihr hübſches Antlitz überflog, war bei dieſem Lobe ihres Vormundes alle Befangenheit vergangen. Ruhig ließ ſie ſich den Beſtand ihres Vermögens vorlegen und ſah, wie man es von ihr verlangte, Alles ſorgfältig und verſtändig durch; dann aber ſagte ſie faſt beklommen: „Achttauſend Thaler! Nein, Ohm, das geht nicht.“

— „Was geht nicht, Kind?“ fragte Carſtens.

„Das da, Ohm, das mit den vielen Thalern —“ und ſie richtete ſich in ihrer ganzen jugendlichen Geſtalt vor ihm auf — „was ſoll ich damit machen? Ihr habt mich das nicht lernen laſſen; nein, Herr Bürgermeiſter, verzeiht, ich kann heute noch nicht mündig werden.“

Da lachten die beiden Alten und meinten, das hülfe ihr nun nichts; mündig ſei ſie und mündig müſſe ſie auch bleiben. Aber Carſtens ſagte: „Sei ruhig, Anna; ich werde Dein Curator; bitte nur den Herrn Bürgermeiſter, daß er mich dazu beſtelle.“

— „Curator, Ohm? Ich weiß wohl, daß die Leute Euch ſo heißen.“

„Ja, Kind; aber diesmal iſt es ſo: Du behältſt mein und meiner alten Schweſter Leib und Seele in deiner Obhut; und ich helfe Dir wie bisher die böſen Thaler tragen; ſo wird's wohl richtig ſein.“

„Amen,“ ſagte der alte Bürgermeiſter; dann wurde die Quittung über richtige Verwaltung des Vermögens von Anna durch ihre ſaubere Namensunterſchrift vollzogen.

Während ſie und Carſten ſich hierauf beurlaubten, hatte der Bürgermeiſter, wie von Geſchäften aufathmend, einen Blick auf die Straße hinaus gethan.

„O weh!“ rief er; „Herr Makler Jaspers! Was mag der Stadtunheilsträger mir wieder aufzutiſchen haben!“

Carſten lächelte und faßte unwillkürlich die Hand ſeiner Pflegetochter.

Als die Beiden draußen die breite Treppe in's Unterhaus hinabzuſteigen begannen, ſtieg ein kleiner ältlicher Mann in einem braunen abgeſchliffenen Rock dieſelbe in die Höhe. Auf dem Treppenabſatz angelangt, ſtützte er ſich keuchend auf ſein ſchwankes Stöckchen und ſtarrte aus kleinen grauen Augen zu den Herabſteigenden hinauf, indem er ein paar Mal ſeinen hohen Cylinderhut über einer fuchſigen Perrücke lüftete.

Carſten wollte mit einem kurzen „Guten Tag" vorbeipaſſiren; aber der Andere ſtreckte ſeinen Stock vor den Beiden aus. „Oho, Freundchen!" — und es war eine wirkliche Altweiberſtimme, die aus dem kleinen faltigen Geſicht herauskrähte — „So kommt Ihr mir nicht durch!"

„Der Bürgermeiſter wartet ſchon auf Euch," ſagte Carſten und ſchob den Stock zur Seite.

„Der Bürgermeiſter?" Herr Jaspers lachte ganz vergnüglich. „Laßt ihn warten! Dieſes Mal war's auf Euch abgeſehen, Freundchen; ich wußte, daß Ihr hier herum zu haben waret."

„Auf mich, Jaspers?" wiederholte Carſtens, und aus ſeiner Stimme klang eine Unſicherheit, die ihm ſonſt nicht eigen war. Wie ſchon ſeit lange bei allem Unerwarteten, das ihm angekündigt wurde, war der Gedanke an ſeinen Heinrich ihm durch den Kopf gefahren. Derſelbe ſtand ſeit Kurzem bei einem hieſigen Senator im Geſchäft; aber der ſtrenge alte Herr, mit dem Carſtens ſelbſt einſt bei deſſen Vater in der Kaufmannslehre geweſen war, hatte ſich bis jetzt zufrieden gezeigt und nur einmal ein ſcharfes Wort über den jungen Menſchen fallen laſſen. Erſt geſtern, am Sonntag, war Heinrich von einer Geſchäftsreiſe für ſeinen Principal zurückgekehrt. Nein, nein; von Heinrich konnte Herr Jaspers nichts zu erzählen haben.

Dieſer hatte indeß mit offenem Munde zu dem weit größeren Carſtens aufgeblickt und voll augenſcheinlichen Behagens deſſen wechſelnden Geſichtsausdruck beobachtet. „He, Freundchen!“ rief er jetzt, und es klang eine einladende Munterkeit aus ſeiner Stimme. „Ihr wißt ja, 's kann immer noch ſchlimmer kommen; und wenn der Kopf auch weggeht, es bleibt doch immer noch ein Stummel ſitzen.“

„Was wollt Ihr von mir, Jaspers?“ ſagte Carſtens düſter. „Thut's nur hier gleich von Euch, ſo ſeid Ihr die Laſt ja los.“

Doch Herr Jaspers zog ihn am Rockſchoß zu ſich herab. „Das ſind nicht Dinge, von denen man hier im Rathhaus ſpricht.“ Dann ſich zu dem Mädchen wendend, ſetzte er hinzu: „Die Mamſel Anna findet wohl allein den Weg nach Hauſe.“

Und mit ſeiner haspeligen Hand, die immer nach etwas zu greifen ſchien, noch einmal den Cylinder lüftend, ſtapfte er geſchäftig die Treppe wieder hinab.

Als ſie aus dem Hauſe getreten waren, wies er mit ſeinem Stöckchen nach einer Nebengaſſe, an deren Ecke ſeine Wohnung lag. Anna blickte fragend ihren Vormund an; der aber winkte ihr ſchweigend mit der Hand und folgte wie unter lähmendem Bann dem „Stadtunheilsträger“, der jetzt an ſeiner Seite eifrig die Straße hinaufſtrebte.

* * *

In dem kleinen Hofe hinter dem Hauſe an der Twiete ſtand außer dem Kirſchbaum, für den die Kinder einſt die Netze flickten, an der Längsſeite eines ſchmalen Bleichplätzchens ein mächtiger Birnenbaum, der die Freude der Nachbarkinder und zugleich eine Art Familienheiligthum war; denn der Großvater des jetzigen Beſitzers hatte ihn gepflanzt, der Vater ſelbſt in ſeiner Lehrzeit ihn aus den in der Stadt beliebteſten Sorten mit drei verſchiedenen Reiſern gepfropft, die jetzt, zu viel verzweigten Aeſten aufgewachſen, je nach der ihnen eigenen Zeit eine Fülle ſaftiger Früchte reiften. Was davon mit der Brunnenſtange zu erreichen war, das pflegte freilich nicht in's Haus zu kommen; ſonſt hätten die Kinder bei Jungfer Anna nicht ſo freien Anlauf haben müſſen. So aber, wenn von den nach Weſten anliegenden Höfen aus die Nachbarn ein herzliches Mädchenlachen hörten, wußten ſie auch ſchon, daß Anna an dem Baum zu Gange war, und daß die junge Brut ſich auf dem Raſen um die herabgeſchlagenen Früchte balgte.

Auch jetzt, als ſie vom Rathhaus kommend in's Haus treten wollte, hatte Anna ein ſolches Nachbars-Pummelchen ſich aufgeſackt. Im Peſel, einem kühlen mit Flieſen ausgelegten Raume hinter dem Hausflur, legte ſie Hut und Tuch ab und trat dann, das Kind rittlings vor ſich auf den Armen haltend, durch die von hier nach dem Hofe führende Thür in den Schatten des mächtigen Baumes.

„Siehſt Du, Levke,“ ſagte ſie, „da oben liegt die Katz'; die möchte auch die ſchöne gelbe Birne haben! Aber wart' nur, ich will die Stange holen.“

Als ſie ſich aber hierauf dem hinter der Hofthür des Hauſes befindlichen Brunnen zuwandte, ſtieß ſie einen Schrei aus und ließ das Kind faſt hart zu Boden fallen. Auf der vermorſchten Holzeinfaſſung, deren Erneuerung nur durch einen Zufall verzögert war, ſaß ihr Jugendgenoſſe, ihr Kindsgeſpiel, die Füße über der Tiefe hängend, den Kopf wie ſchon zum Sturze vorgebeugt.

Im ſelben Augenblicke aber war ſie ſchon dort, hatte von hinten mit beiden Armen ihn umſchlungen und zog ihn rückwärts, daß die morſchen Bretter krachend unter ihm zuſammenbrachen. Sie war in die Kniee geſunken, während der blaſſe, faſt weiblich hübſche Kopf des jungen Menſchen noch an ihrer Bruſt ruhte.

Dieſer rührte ſich nicht; es war, als wenn er ſich Allem, was ihm geſchähe, willenlos überlaſſen habe. Auch als das Mädchen endlich aufſprang, blieb er, ohne ſie anzuſehen, mit aufgeſtütztem Kopfe zwiſchen den Bretter-Trümmern liegen. Sie aber ſah ihn faſt zornig an, indem ein paar Thränen in ihre blauen Augen ſprangen. „Was fehlt Dir, Heinrich? Warum haſt Du mich ſo erſchreckt? Weshalb biſt Du nicht auf Deinem Comptor beim Senator?"

Da ſtrich er ſich das ſeidenweiche Haar aus der Stirn und ſah ſie müde an. „Zum Senator geh' ich nicht wieder," ſagte er.

„Nicht wieder zum Senator?"

„Nein; denn ich habe nur noch zwei Wege; entweder hier in den Brunnen oder zum Büttel in's Gefängniß."

„Was ſprichſt Du für dummes Zeug! Steh' auf, Heinrich! Biſt Du toll geworden?"

Er ſtand gehorſam auf und ließ ſich von ihr nach der kleinen Bank unter dem Birnbaum führen. — Aber da war noch das Kind, das mit verwunderten

Augen dem Allen zugeſehen hatte. „Armes Ding,“ ſagte Anna, „haſt noch immer keine Birne! Da, kauf' Dir heute einen Dreilingskuchen!“

Und als das Kind mit der geſchenkten Münze davongelaufen war, ſtand das Mädchen wieder vor dem jungen Menſchen.

„Nun ſprich!“ ſagte ſie, während ſie ſich den dicken blonden Zopf wieder aufſteckte, der ihr vorhin in den Nacken geſtürzt war. „Sprich raſch, bevor Dein Vater wieder da iſt!“

Mit fliegendem Athem harrte ſie einer Antwort; aber er ſchwieg und ſah zur Erde.

„Du kamſt am Sonnabend von Flensburg!“ ſagte ſie dann. „Du hatteſt Geld für den Senator einzucaſſiren!“

Er nickte, ohne aufzublicken.

„Sag's nur! Ich kann's ſchon denken — Du biſt einmal wieder leichtſinnig geweſen; Du haſt das Geld umherliegen laſſen, im Gaſtzimmer oder ſonſt wo! Und nun iſt's fort!“

„Ja, es iſt fort,“ ſagte er.

„Aber vielleicht iſt es noch wieder zu bekommen! Warum ſprichſt Du nicht? So erzähl' doch!“

„Nein, Anna — es iſt nicht ſo verloren, wie Du es meinſt. Wir waren luſtig; es wurde geſpielt —“

„Verſpielt, Heinrich? verſpielt?“ Die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen, und ſie warf ſich an ſeine Bruſt, mit beiden Armen ſeinen Hals umſchlingend.

Oben in der Krone des Baumes rauſchte ein leiſer Wind in den Blättern; ſonſt war nichts hörbar, als dann und wann ein tiefes Schluchzen des Mädchens, in der alle kurz zuvor entwickelte Thätigkeit gebrochen ſchien.

Aber der junge Menſch ſelbſt ſuchte ſie jetzt mit ſanfter Abwehr zu entfernen; die ſchöne Laſt, die das Mitleid ihm an die Bruſt geworfen hatte, ſchien ihn zu erdrücken. „Weine nicht ſo,“ ſagte er; „ich kann das nicht ertragen.“

Es hätte dieſer Mahnung nicht bedurft; Anna war ſchon von ſelber aufgeſprungen und ſuchte eilig ihre Thränen abzutrocknen. „Heinrich,“ rief ſie, „es iſt ſchrecklich, daß Du es gethan haſt; aber ich habe Geld, ich helfe Dir.“

„Du, Anna?“

„Ja, ich! Ich bin ja mündig geworden. Sag' nur, wie viel Du dem Senator abzuliefern haſt.“

„Es iſt viel,“ ſagte er zögernd.

„Wie viel denn? Sprich nur raſch!“

Er nannte eine nicht eben kleine Summe.

„Nicht mehr? Gott ſei Dank! Aber —“ und ſie ſtockte, als ſei ein neues Hinderniß ihr aufgeſtiegen —

„Du hätteſt heute auf Deinem Comptor ſein ſollen. Wenn er fragt, was willſt Du dem Senator ſagen?“

Heinrich ſchüttelte ſich die weichen Locken von der Stirn, und ſchon flog wieder der alte Ausdruck ſorgloſen Leichtſinns über ſein Geſicht. „Dem Senator, Anna? O, der wird nicht fragen; und wenn auch, das laß meine Sorge ſein.“

Sie blickte ihn ernſthaft an. „Siehſt Du; nun müſſen wir auch ſchon lügen!“

„Nur ich, Anna; und, ich verſprech' es dir, nicht mehr, als nöthig iſt. Und das Geld —“

„Ja, das Geld!“

„Ich verzinſ' es Dir, ich ſtelle Dir einen Schuldſchein aus; Du ſollſt keinen Schaden bei mir leiden.“

„Sprich nicht wieder ſo dummes Zeug, Heinrich. Bleib hier im Garten; wenn Dein Vater kommt, werd' ich ihn um die Summe bitten.“

Er wollte etwas erwidern; aber ſie war ſchon in's Haus zurückgegangen. Behutſam ſchlich ſie an der Küche vorüber, wo heute Tante Brigitte für ſie am Heerd hantirte, und dann hinauf in ihre Kammer, um ſich zunächſt die verweinten Augen klar zu waſchen.

* * *

Nicht viel jüngeren Datums als der alte Birnbaum waren Einrichtung und Geräth des ſchmalen Wohnzimmers, das mit ſeinen Ausbau-Fenſtern nach dem Hafenplatze hinauslag. In dem Alkovenbette, dort in der Tiefe deſſelben, deſſen Glasthüren über Tag geſchloſſen waren, hatten ſchon die Eltern des Hausherrn ſich zum nächtlichen, und nach einander auch zum ewigen Schlafe hingelegt; ſchon derzeit, wie noch heute, ſtand in der Weſtecke des Ausbaues der lederbezogene Lehnſtuhl, in dem nach beendigtem Einkauf die alten Capitäne vor dem ihnen gegenüberſitzenden Hausherrn ihr Geſpinnſte abzuwickeln pflegten. Die Sachen waren dieſelben geblieben; nur den Menſchen hatten ſich unmerklich andere untergeſchoben; und während einſt dem weiland Vater Carſtens derlei Berichte aus fremden Welten nur einen Stoff zum behaglichen Weitererzählen geliefert hatten, regten ſie in dem Sohne oft eine Kette von Gedanken an, für deren Verarbeitung er nur auf ſich ſelber angewieſen war.

Auch der Tiſch, der zwiſchen einem Stuhle und dem Lederſeſſel unter den Ausbau-Fenſtern ſtand, hatte ſeinen alten Platz behauptet; nur waren die ausländiſchen Muſcheln, welche jetzt auf demſelben als Papierbeſchwerer für allerlei Schriftwerk dienten, früher eine Zierde der ſeitwärts ſtehenden Schatulle geweſen; ſtatt deſſen hatte auf dieſer der jetzige Beſitzer ein kleines Regal errichten laſſen, auf welchem außer einzelnen mathematiſchen Werken und den Chroniken von Stadt und Umgegend auch Bücher, wie Leſſing's „Nathan“ und Hippel's „Lebensläufe in auf- und abſteigender Linie“, zu finden waren.

Ein Canapé war nicht in's Zimmer gekommen; es wäre auch kein Platz dazu geweſen. Andererſeits aber fehlte es nicht an einem ziemlich ſtattlichen Ahnenbilde, in deſſen Anſchauung der kleinbürgerliche Mann, wenn auch nicht in der franzöſiſchen Formulirung „noblesse oblige“, in ſchweren Stunden ſein wankendes Gemüth zu ſtärken pflegte.

Es war dies freilich kein farbenbrennendes Oelbild, ſondern ganz im Gegentheil nur eine mächtig große Silhouette, welche, in braun untermalten Glasleiſten eingerahmt, an der weſtlichen Wand zunächſt dem Ausbaue hing, ſo daß der Hausherr von ſeinem Arbeitstiſche aus die Augen darauf ruhen laſſen konnte. Sein Vater, von dem freilich nicht viel mehr zu ſagen iſt, als daß er ein einfacher und ſittenſtrenger Mann geweſen, hatte es bald nach dem Tode ſeiner Ehefrau von einem durchreiſenden Künſtler anfertigen laſſen; ſo zwar, daß es einen Abendſpaziergang der nun halb verwaiſten Familie darſtellte. Voran ging der Vater ſelbſt, wie jetzt der Sohn, eine hagere Geſtalt, im Dreiſpitz und langem Rockelor, eine gebückte, alte Frau, die Mutter der Verſtorbenen, am Arme führend; dann kam ein hoher Baum von unbeſtimmter Gattung, ſonſt aber augenſcheinlich auf den Spätherbſt deutend; denn ſeine Aeſte waren faſt entlaubt, und unter dem Glaſe der Schilderei klebten hier und dort kleine ſchwarze Fetzchen, die man mit einiger Phantaſie als herabgewehte Blätter erkennen mochte. Dahinter folgte ein etwa vierjähriger Junge, gar munter mit geſchwungener Peitſche auf einem Steckenpferde reitend; den Beſchluß machten ein ſtackig aufgeſchoſſenes Mädchen und ein anderer etwa zehnjähriger Knabe mit einer tellerrunden Mütze, welche Beiden, wie es ſchien, in bewundernder Betrachtung des munteren Steckenreiters, keinen Blick für die Anmuth der Abendlandſchaft übrig hatten. Und doch war hierzu juſt die rechte Stunde, und ſolches auch in dem Bilde ſinnig ausgeführt; denn während im Vordergrunde Baum und Menſchen aus tiefſchwarzem Papier geſchnitten waren, zogen ſich dahinter, abendliche Ferne andeutend, die Linien einer ſanft gehobenen Ebene, aus dunklem und dann aus lichtgrauem Löſchpapier gebildet. Das Uebrige aber hatte die Malerei vollendet; hinter der letzten Ferne ergoß ſich durch den ganzen Horizont ein mild leuchtendes Abendroth, das die Schatten der ſämmtlichen Spaziergänger nur um ſo ſchärfer hervortreten ließ; darüber in braunvioletter Dämmerung kam dann die Nacht herab.

Das luſtige Reiterlein war bald nach Anfertigung des Bildes von den ſchwarzen Blattern hingerafft, und nur ſein Steckenpferdchen hatte noch lange in dem Gehäuſe der Wanduhr geſtanden, die dem Bilde gegenüber noch jetzt wie damals mit gleichmäßigem Ticktack die fliegende Zeit zu meſſen ſuchte. Von den fünf Abendſpaziergängern lebten nur noch die beiden älteren Geſchwiſter, wie damals unter demſelben Dache und, ſelbſt während der kurzen Ehe des Bruders, ungetrennt. Manchmal, in ſtiller Abendſtunde oder wenn ein Leid ſie überfiel, hatten ſie — ſie wußten ſelbſt kaum wie — ſich vor dem Bilde Hand in Hand gefunden und ſich der Eltern Thun und Weſen aus der Erinnerung wachgerufen. „Da ſind wir Uebrigen denn noch beiſammen,“ hatte der Vater geſagt, als er das Bild an demſelben Stifte an die Wand hing, der es auch noch heute trug; „eure Mutter iſt nicht mehr da, dafür iſt nun das Abendroth am Himmel“; und dann nach einer Weile, nachdem er den Kindern ſein Antlitz abgewendet und einige ſtarke Hammerſchläge auf den Stift gethan: „Auch von den Todten bleibt auf Erden noch ein Schein zurück; und die Nachgelaſſenen ſollen nicht vergeſſen, daß ſie in ſeinem Lichte ſtehen, damit ſie ſich Hände und Antlitz rein erhalten.“

Tante Brigitte, die als alte Jungfer von etwas ſeufzender Gemüthsart war und es liebte, mit völliger Uneigennützigkeit Luftſchlöſſer in die Vergangenheit hineinzubauen, pflegte nach ſolchen Erinnerungen, auf den Schatten des kleinen Steckenreiters deutend, wohl hinzuzuſetzen:

„Ja, Carſten, wenn nur unſer Bruder Peter noch am Leben wäre! Meinſt Du nicht auch, daß er von uns Dreien doch der Klügſte war?“ Und das Geſpräch der Geſchwiſter mochte dann etwa folgenden Verlauf nehmen.

„Wie meinſt Du das, Brigitte?“ entgegenredete der Bruder. „Er ſtarb ja ſchon in ſeinem fünften Jahre.“

„Freilich ſtarb er leiderdeſſen, Carſten; aber Du weißt doch, wie unſere große, gelbbunte Henne immer ihre Eier hinter dem Aſchberg weglegte! Er war erſt vier Jahre alt, aber er war ſchon klüger als die Henne; er ließ ſie erſt ihre Eier legen, und dann eines ſchönen Morgens brachte er ſein ganzes Schürzchen voll mir in die Küche. Ach, Carſten, des Senators Vater hatte ja zu ihm Gevatter geſtanden; er würde gewiß auf die lateiniſche Schule gekommen ſein und nicht, wie Du, bloß beim Rechenmeiſter.“

Und der lebende Bruder ließ ſich eine ſolche Bevorzugung des früh Verſtorbenen allzeit gern gefallen. — —

Das Zimmer mit ſeinem alten Geräthe und ſeinen alten Erinnerungen war noch immer leer, obgleich nur die vor dem Hauſe ſtehende Lindenreihe die Strahlen der ſchon hoch geſtiegenen Mittagsſonne abhielt. Der weiße Seeſand, womit Anna vor ihrem Gange nach dem Rathhauſe die Dielen beſtreut hatte, zeigte noch faſt keine Fußſpur, und die alte Wanduhr tickte in der Einſamkeit ſo laut, als wolle ſie ihren Herrn an die gewohnte Arbeit rufen. Da endlich ſchellte die Hausthürglocke, und Anna, die oben harrend in ihrer Kammer ſaß, hörte den Schritt ihres Pflegevaters, der gleich darauf unten in dem Wohnzimmer verſchwand. Noch eine kleine Weile, dann richtete ſie ſich zu raſchem Entſchluß auf, drückte noch ein paar Mal mit einem feuchten Tuch auf ihre Augen und ging in’s Unterhaus hinab.

Als ſie das Wohnzimmer betrat, ſah ſie ihren Pflegevater noch mit Hut und Stock in der Hand ſtehen, faſt als müſſe er ſich erſt beſinnen, was er in ſeinen eigenen Wänden jetzt beginnen ſolle. Eine Furcht befiel das Mädchen; es kam ihr vor, als ſei er auf einmal unſäglich alt geworden. Gern wäre ſie unbemerkt wieder fortgeſchlichen; aber ſie hatte ja keine Zeit zu verlieren.

„Ohm!“ ſagte ſie leiſe.

Der Ton ihrer Stimme machte ihn faſt zuſammenſchrecken; als er aber das Mädchen vor ſich ſtehen ſah, trat ein freundliches Licht in ſeine Augen. „Was willſt Du von mir, mein Kind?“ ſagte er milde.

„Ohm!“ — nur zögernd brachte ſie es heraus. „Ich bin doch mündig; ich möchte etwas von meinem Vermögen haben; ich brauche es ganz nothwendig.“

„Jetzt ſchon, Anna? Das geht ja ſchnell.“

„Nicht viel, Ohm; das heißt, ich habe ja noch ſo viel mehr; nur etwa hundert Thaler!“

Sie ſchwieg; und der alte Mann ſah eine Weile ſtumm auf ſie herab. „Und wozu wollteſt Du das viele Geld gebrauchen?“ fragte er dann.

Ein flehender Blick traf ihn aus ihren Augen; ſie murmelte etwas, das er nicht verſtand.

Er faßte ihre Hand. „So ſag' es doch nur laut, mein Kind!“

„Ich wollte es nicht für mich,“ erwiderte ſie zögernd.

„Nicht für Dich, für wen denn anders?“

Sie hob wie ein bittendes Kind beide Hände gegen ihn auf. „Laß mich's nicht ſagen, Ohm! O, ich muß, ich muß es aber haben.“

„Und nicht für Dich, Anna?“ — Wie in plötzlichem Verſtändniß ließ er die Augen auf ihr ruhen. „Wenn Du es für Heinrich wollteſt, — da ſind wir Beide ſchon zu ſpät gekommen.“

„O nein, Ohm! o nein!“ Und ſie ſchlang ihre Arme um den Hals des alten Mannes.

„Doch, Kind! Was meinſt Du, daß Herr Jaspers mir anders zu erzählen hatte? Schon geſtern war der Senator von Allem unterrichtet.“

„Aber wenn doch Heinrich ihm das Geld nun bringt?“

„Ich habe es ihm ſelber bringen wollen; aber er wollte weder mein Geld, noch meinen Sohn. Und was das Letzte anbelangt, — ich konnte nichts dawider ſagen.“

„Ach, Ohm, was wird mit ihm geſchehen?“

„Mit ihm, Anna? Er wird mit Schande das ehrenwerthe Haus verlaſſen.“

Als ſie erſchreckt das reine Antlitz zu dem ihres Pflegevaters emporhob, blickte ihr daraus ein Gram entgegen, wie ſie ihn nie in einem Menſchenangeſichte noch geſehen hatte. „Ohm, Ohm!“ rief ſie. „Was aber habt denn Ihr verbrochen?“ Und aus den jungfräulichen Augen brach ein ſo mütterliches Erbarmen, daß der alte Mann den grauen Kopf auf ihren Nacken ſenkte.

Dann aber, ſich wieder aufrichtend, und die Hand auf ihren blonden Scheitel legend, ſprach er ruhig: „Ich, Anna, bin ſein Vater. Geh' nun und rufe mir meinen Sohn!“

* * *

Auch dieſer Tag verging. Nach dem ſchweren Vormittag eine Mittags- und ſpäter ebenſo eine Abendmahlzeit, bei der die Speiſen faſt, wie ſie aufgetragen, wieder abgetragen wurden; dazwiſchen ein nicht enden wollender Nachmittag, während deſſen Heinrich, durch den überlegenen Willen des Vaters gezwungen, noch einmal zum Senator mußte und von dem entlaſſen wurde. — Auch dieſer Tag war endlich nun vergangen und die Nacht gekommen. Nur der Hausherr wanderte noch unten im Zimmer auf und ab; mitunter blieb er vor dem Bilde mit den Familienſchatten ſtehen: bald aber ſtrich er mit der Hand über die Stirn und ſetzte ſein unruhiges Wandern fort. Daß Anna in raſchem jugendlichem Entſchluſſe ebenfalls bei dem Senator geweſen war, davon hatte er eben ſo wenig etwas erfahren, als daß dieſer ihr gegenüber nur kaum, aber ſchließlich dennoch ſeine Unerbittlichkeit behauptet hatte.

Die kleine Schirmlampe, welche auf dem Arbeitstiſche brannte, beleuchtete zwei Briefe, der eine nach Kiel, der andere nach Hamburg adreſſirt: denn für Heinrich mußten auswärts neue Wege aufgeſucht werden.

Carſten war an's Fenſter getreten und blickte in die mondhelle Nacht hinaus; es war ſo ſtill, daß er weit unten das Rinnenwaſſer in den Hafen ſtrömen hörte, mitunter ein mattes Flattern in den Wimpeln der Halligſchiffe. Jenſeits des Hafens zog ſich der Seedeich wie eine ſchimmernde Nebelbank; wie oft an der Hand ſeines Vaters war er als Knabe dort hinaus gewandert, um ihre derzeit erworbene Fenne zu beſichtigen!

Carſten wandte ſich langſam um; dort lagen die beiden Briefe auf ſeinem Arbeitstiſche; er hatte ja jetzt ſelber einen Sohn.

In der Tiefe des Zimmers waren die Glasthüren des Alkovens, wie jeden Abend, von Anna offen geſtellt, und die abgedeckten Kiſſen des darin ſtehenden Bettes ſchienen den an gute Bürgerszeit Gewöhnten einzuladen, dem überlangen Tag ein Ende zu machen. Er nahm auch ſeine große ſilberne Taſchenuhr aus dem Gehäuſe und zog ſie auf. „Mitternacht!“ ſagte er, indem er in den Alkoven trat. Als er aber, wie er zu thun pflegte, die Uhr am Bettpfoſten aufhängen wollte, hatte die ſtählerne Kette ſich in einen goldnen Ring verhäkelt, den er am kleinen Finger trug, ſo daß dieſer herabgeriſſen wurde und klirrend auf dem Boden fortrollte. Mit faſt jugendlicher Raſchheit bückte ſich der alte Mann danach, und als der Ring wieder in ſeiner Hand war, trat er in das Zimmer zurück und hielt ihn ſorgſam unter den Schirm der Lampe. Seine Augen ſchienen nicht los zu können von dem Weibernamen, der auf der inneren Seite eingegraben war; aber aus ſeinem Munde brach ein Stöhnen, wie um Erlöſung flehend.

Da hörte er auf dem Flur die Stiegen der Treppe krachen. Er machte eine haſtige Bewegung, als wolle er den Ring an den Finger ſtecken, als eine Hand ſich ſanft auf ſeinen Arm legte. „Bruder Carſten!“ ſagte ſeine alte Schweſter, die in ihrem Nachtgewande zu ihm eingetreten war, „ich hörte Dich hier unten wandern; willſt Du noch nicht zur Ruhe gehen?“

Er ſah ihr wie erwägend in die Augen. „Es giebt Gedanken, Brigitte, die uns keine Ruhe gönnen, die immer wieder in's Gehirn ſteigen, weil ſie nie herausgelaſſen werden.“

Die alte Jungfrau blickte ihren Bruder völlig rathlos an. „Ach, Carſten," ſagte ſie, „ich bin eine alte einfältige Perſon! Wäre unſer Bruder Peter nur am Leben geblieben; vielleicht wäre er jetzt unſer Paſtor und hätte unſeren Heinrich getauft und confirmirt; der hätte gewiß auch heute Rath gewußt."

„Vielleicht, Brigitte," erwiderte der Bruder ſanft; „vielleicht auch hätten wir uns nicht ſo ganz verſtanden; Du aber lebſt und biſt meine alte treue Schweſter."

„Ja, ja, Carſten, leider Gottes! Wir Beide ſind allein noch übrig."

Er hatte ihre Hand gefaßt. „Brigitte," ſagte er haſtig, „ſahſt Du, wie blaß der Junge heute Abend war, als er in ſeine Kammer hinaufging? Noch nimmer hat er ſeiner Mutter ſo geglichen; ſo ſah Juliane in ihren letzten Tagen aus, als ſchon der Tod die irdiſchen Gedanken von ihr genommen hatte."

„Sprich nicht von ihr, Bruder; das thut dir jetzt nicht gut; ſie ruht ja längſt."

„Längſt, Brigitte; — aber nicht hier, hier nicht!" Und er drückte die Hand, in der er noch den Ring umſchloſſen hielt, an ſeine Bruſt. „Es kommt mir Alles immer wieder; am letzten Oſterſonntag waren es grade dreiundzwanzig Jahre!"

„Am letzten Oſterſonntage? Ja, ja, Bruder, ich weiß es nun wohl; ihr waret dazumal Beide, wo ihr nimmer hättet ſein ſollen.“

„Schilt jetzt nicht, Schweſter,“ ſagte Carſten; „Du ſelber konnteſt nicht die Augen von ihr wenden, als Du ihr damals die blaue Schärpe umgeknüpft hatteſt. Ich weiß jetzt wohl, daß ſie nicht für mich ihr ſchönes Haar aufſteckte und die Atlasſchuhe über ihre kleinen Füße zog; ich gehörte nicht in dieſe Geſellſchaft vornehmer und ausgelaſſener Leute, wo ſich Niemand um mich kümmerte, am wenigſten mein eigenes Weib.

Nein, nein!“ rief er, da die Schweſter ihn unterbrechen wollte, „laß mich es endlich einmal ſagen! — Siehſt Du, ich wollte zwar auch meinen Platz ausfüllen, ich tanzte ein paar Mal mit meiner Frau; aber ſie wurde mir immer von den Offizieren fortgeholt. Und wie anders tanzte ſie mit dieſen Menſchen! Ihre Augen leuchteten vor Luſt; ſie ging von Hand zu Hand; ich fürchtete, ſie würden mir mein Weib zu Tode tanzen. Sie aber konnte nicht genug bekommen und lachte nur dazu, wenn ich ſie bat, daß ſie ſich ſchonen möchte. Ich ertrug das nicht länger und konnt' es doch nicht ändern; darum ſetzte ich mich in die Nebenſtube, wo die alten Herren an ihrem L'Hombre ſaßen, und nagte an meinen Nägeln und an meinen eigenen Gedanken.

„Du weißt, Brigitte; der franzöſiſche Capercapitän, den die Anderen den „ſchönen Teufel“ nannten — wenn ich je zuweilen in den Saal hineinguckte, immer war ſie mit ihm am Tanzen. Als es gegen drei Uhr und der Saal ſchon halb geleert war, ſtand ſie neben ihm am Schenktiſch; Beide mit einem vollen Glas Champagner in der Hand. Ich ſah, wie ſie raſch athmete, und wie ſeine Worte, die ich nicht verſtehen konnte, einmal über das andere ein fliegendes Roth über ihr blaſſes Geſicht jagten; ſie ſelber ſagte nichts, ſie ſtand nur ſtumm vor ihm; aber als Beide jetzt das Glas an ihre Lippen hoben, ſah ich, wie ihre Augen in einander gingen. — Ich ſah das Alles wie ein Bild, als ſei es hundert Meilen von mir; dann aber plötzlich überfiel es mich, daß jenes ſchöne Weib dort mir gehöre, daß ſie mein Weib ſei; und dann trat ich zu ihnen und zwang ſie, mit mir nach Hauſe zu gehen.“

Carſten ſtockte, als habe er die Grenze ſeiner Erzählung erreicht; ſeine Bruſt hob ſich mühſam, ſein hageres Geſicht war geröthet. Aber er war noch nicht zu Ende; nur blickte er nicht, wie vorhin, zur Schweſter hinab, er ſprach über ihren Kopf weg in die leere Luft.

„Und als wir dann in unſerer Kammer waren, als ſie mir keinen Blick gönnte, ſondern wie zornig Gürtel und Mieder von ſich warf, und als ſie dann mit einem Ruck den Kamm aus ihren Haaren riß, daß es wie eine goldene Fluth über ihre Hüften ſtürzte — es iſt nicht immer, wie es ſein ſollte, Schweſter — denn, was mich hätte von ihr ſtoßen ſollen, — ich glaub' faſt, daß es mich nur mehr bethörte."

Die Schweſter legte ſanft die Hand auf ſeinen Arm. „Laß das Geſpenſt in ſeiner Gruſt, Bruder; laß ſie, ſie gehörte nicht zu uns."

Er achtete nicht darauf. „So" — ſprach er weiter — „hatte ich nimmer ſie geſehen; nicht in unſerer kurzen Ehe und auch im Brautſtande nicht. Aber es war nicht die Schönheit, die unſer Herrgott ihr gegeben hatte, es war die böſe Luſt, die ſie ſo ſchön machte, die noch in ihren Augen ſpielte. — Und ſo wie an jenem Abend und in jener Nacht war es noch viele Male, viele Wochen und Monde, bis nur ein halbes Jahr vor ihrem Tode übrig war; — als alle dieſe Fremden unſere Stadt verließen."

„Bruder Carſten," ſagte Brigitte wieder, „haſt Du nicht neues Leid genug? Wenn Du ſchwach warſt gegen Dein Weib, weil Du ſie lieber hatteſt, als Dir gut war — es iſt ſchon bald ein Menſchenleben darüber hin; was quälſt Du Dich noch jetzt damit!"

„Jetzt, Brigitte? Ja, warum ſprech' ich denn dies Alles jetzt zu Dir? — War ſie mein Eheweib in jener

Zeit, wo ihre Sinne von leichtfertigen Gedanken taumelten, die nichts mit mir gemein hatten? — Und doch — aus dieſer Ehe wurde jener arme Junge dort geboren. Meinſt Du" — und er bückte ſich hinab zum Ohr der Schweſter — „daß die Stunde gleich ſei, in der unter des allweiſen Gottes Zulaſſung ein Menſchenleben aus dem Nichts hervorgeht? — Ich ſage Dir, ein jeder Menſch bringt ſein Leben fertig mit ſich auf die Welt; und Alle, in die Jahrhunderte hinauf, die nur einen Tropfen zu ſeinem Blute gaben, haben ihren Theil daran."

Draußen vom Kirchthurm ſchlug es Eins. „Stell' es dem lieben Gott anheim, Bruder," ſagte Brigitte; „ich verſteh' das nicht, was aus Deinen Büchern Dir im Kopf herumgeht; ich weiß nur, daß der Junge, leider Gottes, nach der Mutter eingeſchlagen iſt."

Carſten fühlte wohl, daß er eigentlich nur mit ſich ſelbſt geſprochen habe, und daß er nach wie vor mit ſich allein ſei. „Geh' ſchlafen, meine gute alte Schweſter," ſagte er und drängte ſie ſanft auf den Flur hinaus; „ich will es auch verſuchen."

Auf der unterſten Treppenſtiege, wo Brigitte es zuvor gelaſſen hatte, brannte ein Licht mit langer Schnuppe. Sie blickte noch einmal mit feſtgeſchloſſenen Lippen und gefalteten Händen den Bruder an; dann nickte ſie ihm zu und ging mit dem Lichte in das Oberhaus hinauf.

Aber Carſten dachte nicht an Schlaf; nur allein hatte er wieder ſein wollen. Noch einmal nahm er den kleinen Ring und hielt ihn vor ſich hin; durch den engen Rahmen ſah er, wie tief in der Vergangenheit, die Luftgeſtalt des ſchönen Weibes, deren außer ihm kein Menſch auf Erden noch gedachte. Ein ſeliges Selbſtvergeſſen lag auf ſeinem Antlitz; dann aber zuckte plötzlich ein Schmerz darüber hin: ſie ſchien ſogar verlaſſen ihm dortunten. — Als er ſich aufrichtete, ſteckte er den Ring an ſeinen Finger; und es geſchah das mit einer feierlichen Innigkeit, als wolle er die Todte ſich noch einmal, und feſter als zuvor im Leben, anvermählen; ſo wie ſie einſt geweſen war, in ihrer Schönheit und in ihrer Schwäche und mit der kargen Liebe, die ſie einſt für ihn gehegt hatte. Dann ſchritt er zur Thür und horchte auf den Flur hinaus; als Alles ruhig blieb, ging er zur Treppe und ſtieg behutſam zur Kammer ſeines Sohnes hinauf. Er fand den jungen Menſchen ruhig athmend und in tiefem Schlafe, obgleich der Mond ſein volles Licht über das unter dem Fenſter ſtehende Bett ausgoß. Bei dem gelockten lichtbraunen Haar, das ſich ſeidenweich an die Schläfen legte, hätte man das hübſche blaſſe

Antlitz des Schlafenden für das eines Weibes halten können.

Carſten war dicht herangetreten; ein leiſes Zittern lief durch ſeinen Körper. „Juliane!“ ſagte er. „Dein Sohn! Auch er wird mir das Herz zerreißen!“ Und gleich darauf! „Mein Herr und Gott, ich will ja leiden für mein Kind, nur laß ihn nicht verloren gehen!“

Bei dieſen unwillkürlich laut geſprochenen Worten ſchlug der Schlafende die Augen auf; ſeine Seele aber mochte ſchlummernd in den Schrecknisſen des vergangenen Tages fortgeträumt haben; denn als er plötzlich in der Nacht die brennenden Augen und den zitternd über ihn erhobenen Arm des alten Mannes erblickte, ſtieß er einen Schrei aus, als ob er den Todesſtoß von ſeines Vaters Hand erwarte; dann aber ſtreckte er flehend' beide Arme zu ihm auf.

Und mit einem Laut, als müſſe es ihm die Bruſt zerſprengen: „Mein Kind, mein einziges Kind!“ brach der Vater an dem Bette des verbrecheriſchen Sohns zuſammen.

* * *

Durch einen Freund in Hamburg hatte Carſtens es möglich gemacht, ſeinen Sohn dort in einem kleineren

Geſchäfte unterzubringen. Indeſſen war, trotz der Achtung, der er ſich erfreute, dies Ereigniß ſeines Hauſes ſchonungslos genug in der kleinen Stadt beſprochen, freilich bei dieſer Gelegenheit auch das Gedächtniß der armen Juliane nicht eben ſanft aus ihrer Gruft hervorgeholt worden. Nur Carſten ſelbſt erfuhr nichts davon. Als er eines Tages aus einem befreundeten Bürgerhauſe auffallend gedrückt nach Haus gekommen war, fragte Brigitte ihn beſorgt: „Was iſt Dir, Carſten? Du haſt doch nichts Schlimmes über unſeren Heinrich gehört?“ — „Schlimmes?“ erwiderte der Bruder; „o nein, Brigitte; man hat, ſeit er fort iſt, auch nicht einmal ſeinen Namen gegen mich genannt.“ — Und mit geſenktem Haupte ging er an ſeinen Arbeitstiſch.

Briefe von Heinrich kamen ſelten, und oftmals forderten ſie Geld, da mit dem geringen Gehalte ſich dort nicht auskommen laſſe. — Sonſt ging das Leben ſeinen ſtillen Gang; der alte Birnbaum im Hofe hatte wieder einmal geblüht und dann zur rechten Zeit und zur Freude der Nachbarkinder ſeine Frucht getragen. Beſonderes war nicht vorgefallen, wenn nicht, daß Anna den Heirathsantrag eines wohlſtehenden jungen Bürgers abgelehnt hatte; ſie war keine von den Naturen, die durch ihr Blut der Ehe zugetrieben werden: ſie hatte ihre alten Pflegeeltern noch nicht verlaſſen wollen.

Als aber kurz vor Weihnachten Carſtens ſeinem Sohne den plötzlich eingetroffenen Tod des Senators gemeldet hatte, erfolgte in einigen Tagen ſchon eine Antwort, worin Heinrich ſeinen Beſuch zum Weihnachtsabend anſagte. Eine Geldforderung enthielt der Brief nicht; nicht einmal die Reiſekoſten hatte er ſich ausgebeten. Es war doch eine Freudenbotſchaft, die ſofort im Hauſe verkündigt wurde. Und wie eine glückliche Unruhe kam es über Alle, da nun das Feſt heranrückte; die Händedrücke, die Carſten im Vorbeigehen mit ſeiner alten Schweſter zu wechſeln pflegte, wurden inniger; mitunter haſchte er ſich die geſchäftige Pflegetochter, hielt ſie einen Augenblick an beiden Händen und ſah ihr zärtlich in die heitern Augen.

Endlich war der Nachmittag des heiligen Abends herangekommen. Im Hauſe hatte eine erwartungsvolle Thätigkeit gewaltet; doch bald ſchien Alles zum Empfange des Chriſtkinds und des Gaſtes vorbereitet. Vom Arbeitstiſche, der heute von allen Rechnungs- und Contobüchern entlaſtet war, blinkte auf ſchneeweißem Damaſt das Theegeſchirr mit goldenen Sternchen, während daneben die friſchgebackenen Weihnachtskuchen dufteten. Der Thür gegenüber auf der Commode war

Heinrich's Beſcheerung von den Frauen ausgebreitet: ein Dutzend Strümpfe aus feinſter Zephyrwolle, woran die ſorgſame Tante das ganze Jahr geſtrickt hatte; daneben von Anna's ſaubern Händen eine reich geſtickte Atlasweſte und eine grünſeidene Börſe, durch deren Maſchen die von Carſten geſpendeten Ducaten blinkten. Dieſer ſelbſt ging eben in den Keller, um aus ſeinem beſcheidenen Vorrath zwei ganz beſondere Flaſchen herauf zu holen, die er vor Zeiten von einem dankbaren Schutzbefohlenen zum Geſchenk erhalten hatte; es ſollte heute einmal nichts geſpart werden.

Statt ſeiner trat Tante Brigitte herein, zwei blank polirte Leuchter in den Händen, auf denen ſchneeweiße ruſſiſche Lichter in eben ſo weißen Papiermanſchetten ſteckten; denn ſchon war die Dämmerung des heiligen Abends hereingebrochen; draußen zogen ſchon die Schaaren der kleinen Weihnachtsbettler, und ihr Geſang tönte durch die Straßen: „Vom Himmel hoch, da komm ich her.“

Als Carſten wieder eintrat, brannten auch die Lichter ſchon; die Stube ſah ganz feſtlich aus. Die alten Geſchwiſter wandten die Geſichter gegen einander und blickten ſich herzlich an. „Es wird auch Zeit, Carſten!“ ſagte Brigitte; „die Poſt pflegt immer ſchon um Vier zu kommen.“

Carſten nickte, und nachdem er noch eilig ſeine Flaſchen hinter dem warmen Ofen aufgepflanzt hatte, langte er mit zitternder Hand ſeinen Hut vom Thürhaken. „Soll ich nicht mit Euch, Ohm?“ rief Anna; „hier iſt für mich nichts mehr zu thun.“

— „Nein, nein, mein Kind; das muß ich ganz allein.“ Mit dieſen Worten nahm er ſein Bambusrohr aus dem Uhrgehäuſe und ging hinaus.

Das Poſtgebäude lag derzeit hoch oben in der Norderſtraße; aber es war völlig windſtill, ein leichter Froſtſchnee ſank ebenmäßig herab. Carſten ſchritt rüſtig vorwärts, ohne rechts oder links zu ſehen; als er jedoch faſt ſein Ziel erreicht hatte, hörte er ſich plötzlich angerufen: „He, Freundchen! Freundchen, nehmt mich mit!“ Und Herrn Jaspers' ſelbſt in der Dunkelheit nicht zu verkennende Geſtalt ſchritt aus einer Nebenſtraße, munter mit dem Schnupftuche winkend, auf ihn zu. „Merk's ſchon,“ ſagte er, „Ihr wollt Euern Heinrich von der Poſt holen? Hab' nur gehört, ſoll ein Staatskerl geworden ſein, der junge Schwerenöther!“

„Aber,“ ſagte Carſten, indem er längere Schritte machte, denen der Andere, mit beiden Armen ſchaukelnd, nachzukommen ſtrebte, „ich dächte, Jaspers, Ihr hättet Niemanden zu erwarten!“

„Nein, Gott ſei Dank, Carſten! Nein, Niemanden! Aber — zum Henker. Ihr braucht nicht ſo zu rennen — man muß doch ſehen, was zum lieben Feſt für Gäſte kommen.“

Sie waren an einer Straßenecke in der Nähe des Poſthauſes angelangt, wo ſich bereits eine Anzahl Menſchen angeſammelt hatte, um die Ankunft der Poſt hier abzuwarten, als Herr Jaspers von einem vorübergehenden Amtsſchreiber angerufen wurde.

„Hört Ihr nicht, Jaspers? Der Mann wünſcht Euch zu ſprechen,“ ſagte Carſten, der eben aus der Tiefe der Straße das Rummeln eines ſchweren Wagens heraufkommen hörte.

Aber der Andere ſtand wie gemauert. „Ei, Gott bewahre, Carſten! Laßt den Haſenfuß laufen! Ich bleibe bei Euch, Freundchen; wer weiß, was noch paſſiren kann! Ihr kennt doch die Geſchichte von dem Flensburger Candidaten, der ſeine Liebſte aus der Kutſche heben wollte, und dem ein ſchwarzer Negerjunge auf den Nacken ſprang!“

„Ich kenne alle Eure Geſchichten, Jaspers,“ erwiderte Carſten ungeduldig; „aber, wenn Ihr's denn wiſſen wollt, ich wünſche meinen Sohn allein zu empfangen; ich brauche Euch nicht dabei!“

Herrn Jaspers unerſchütterliche Antwort wurde von Peitſchenknall und dem ſchmetternden Klang eines Poſthorns übertönt; und gleich darauf rollte auch der ſchwerfällige Wagen vor die Thür des Poſthauſes, in den matten Schein, den die darüber befindliche Laterne auf die leicht beſchneite Straße hinauswarf. Dann ſprang der Poſtillon vom Bock, vom Schirrmeiſter wurde die Wagenthür aufgeriſſen, und die Leute drängten ſich herzu, um die Fahrgäſte ausſteigen zu ſehen.

Carſten war etwas zurück im Schatten der Mauer ſtehen geblieben. Da er von hoher Statur war, ſo konnte er auch von hier aus die in Mäntel und Pelze vermummten Geſtalten, welche eine nach der anderen aus dem Wagenkaſten auf die Straße traten, deutlich genug erkennen.

„Niemand mehr darin?“ frug der Schirrmeiſter.

„Nein, nein!“ tönte es von mehreren Seiten; und die Wagenthür wurde zugeworfen.

Carſten umklammerte die Krücke ſeines Stockes und ſtützte ſich darauf; ſein Heinrich war nicht gekommen. — Er blickte wie abweſend auf die dampfenden Pferde, die auf dem Pflaſter ſcharrten und klirrend ihre Meſſingbehänge ſchüttelten, und wollte ſich endlich ſchon zum Gehen wenden, als er bemerkte, daß er hier nicht der einzige Getäuſchte ſei. Eine junge Dirne hatte ſich an den Poſtillon herangemacht, der eben die Decken über ſeine Thiere warf, und ſchien ihn mit aufgeregten Fragen zu bedrängen. „Ja, ja, Mamſellchen,“ hörte er dieſen antworten, „es kann noch immer ſein; es kommt noch eine Bei-Chaiſe.“

„Noch eine Bei-Chaiſe!“ Carſten wiederholte die Worte unwillkürlich; ein tiefer Athemzug entrang ſich ſeiner Bruſt. Der Poſtillon war ihm bekannt; er hätte ihn fragen können: „Sitzt denn mein Heinrich mit darin?“ Aber er vermochte ſich nicht vom Fleck zu rühren; mit geſchloſſenen Lippen ſtand er und ſah bald darauf den Wagen fortfahren und blickte auf die leeren Geleiſe, die im Schnee abgedrückt waren, auf die leiſe und unaufhaltſam neuer Schnee herabſank und ſie bald bedeckte.

Um ihn her war es ganz ſtill geworden, ſelbſt Herr Jaspers ſchien verſchwunden, das Mädchen hatte ſich ſchweigend neben ihn geſtellt, die Arme in ihr Umſchlagetuch gewickelt. Mitunter klingelte eine Thürſchelle, dann ſangen die Kinderſtimmen: „Vom Himmel hoch, da komm ich her!“ Die kleinen Weihnachtsbettler mit ihrem tröſtlichen Verkündigungsliede zogen noch immer von Haus zu Haus.

Endlich kam es abermals die Straße herauf, näher und näher kam es, noch einmal knallte die Peitſche und ſchmetterte das Poſthorn, und jetzt rollte die verheißene Bei-Chaiſe in den Laternenſchein des Poſthauſes hinein.

Und ehe die Pferde noch zum Stehen gebracht waren, ſah Carſten die Geſtalt eines hohen Mannes behende aus dem Wagen ſpringen und gegen ſich herankommen. „Heinrich!“ rief er und ſtürzte vorwärts, daß er faſt geſtrauchelt wäre; aber der Mann wandte ſich zu dem Mädchen, die jetzt mit einem Freudenſchrei an ſeinem Halſe hing. — „Ich dachte ſchon, du wärſt nicht mehr gekommen!“ — „Ich? Nicht kommen am Weihnachtsabend? Oh!“

Carſten blickte den Beiden nach, wie ſie durch den fallenden Schnee Arm in Arm die Straße hinabgingen; als er ſich umwandte, war auch der Platz vor dem Hauſe leer, wo vorhin die Chaiſe gehalten hatte. „Er iſt nicht gekommen, er wird krank geworden ſein,“ ſagte er halblaut zu ſich ſelber.

Da legte ſich eine breite Hand auf ſeinen Arm. „Oho, Freundchen!“ ſprach dicht neben ihm Herrn Jaspers' wohlbekannte Stimme, „dachte ich's nicht, daß Ihr Euch Grillen fangen würdet! Krank meint Ihr? Nein, Carſten, das laßt Euch den heiligen Abend nicht verderben. Ihr wißt doch, in Hamburg giebt's ganz andere Weihnachten für die jungen Burſche als in Eurem alten Urgroßvaterhauſe an der Twiete. Aber, ſeht Ihr, war's nicht hübſch, daß ich Euch warten half? Da habt Ihr doch Geſellſchaft auf dem Rückweg!"

Herrn Jaspers' Stimme hatte einen faſt zärtlichen Ausdruck angenommen; aber Carſten hörte nicht darauf. Auch auf dem Rückwege ließ er Herrn Jaspers ungeſtört an ſeiner Seite traben; er war ein geduldiger Mann geworden.

Als er wieder in ſein Haus trat, hörte er raſch die Stubenthür von innen anziehen. „Noch einen Augenblik Geduld!" rief Anna's helle Stimme; dann gleich darauf wurde die Thür weit aufgeſchlagen, und die ſchlanke Mädchengeſtalt ſtand wie in einem Bilderrahmen auf der Schwelle. Sie ſchritt auch nicht hinaus, ſie ſtarrte regungslos auf ihren alten Pflegevater.

„Allein, Ohm?" fragte ſie endlich.

„Allein, mein Kind."

Dann gingen Beide zu Tante Brigitte in die feſtlich aufgeſchmückte Stube, und die Frauen, während Carſten ſchweigend in dem Lederſeſſel daneben ſaß, erſchöpften ſich in immer neuen Muthmaßungen, was es nur geweſen ſein könne, das ihnen alle Freude ſo zerſtört habe, bis endlich der Abend vergangen war, und ſie ſtill die Lichter löſchten und die Geſchenke wieder fortträumten, welche ſie kurz zuvor ſo geſchäftig zuſammengetragen hatten.

* * *

Auch die Weihnachtsfeiertage verfloſſen, ohne daß Heinrich ſelbſt oder ein Lebenszeichen von ihm erſchienen wäre. Als auch der Neujahrsabend herankam und die lang erwartete Poſtſtunde wieder ſo vorüberging, hatten in dem alten Manne die Sorgen der letzten Tage ſich zu einer faſt erſtickenden Angſt geſteigert. Was konnte geſchehen ſein? Wenn Heinrich krank läge dort in der großen fremden Stadt! Die diesmal ruhigere Ueberlegung der Frauen vermochte ihn nicht zurückzuhalten, er mußte ſelber hin und ſehen. Vergebens ſtellten ſie ihm die Beſchwerlichkeit der langen Reiſe bei dem eingetretenen ſcharfen Froſt vor Augen; er ſuchte ſich das nöthige Reiſegeld zuſammen und hieß Brigitte ſeinen Koffer packen; dann ging er in die Stadt, um ſich zum anderen Morgen Fuhrwerk zu verſchaffen.

Als er nach vielfachem Umherrennen erſchöpft nach Hauſe kam, war ein Brief von Heinrich da; ein Verſehen des Poſtboten hatte die Abgabe verſpätet. Haſtig riß er das Siegel auf; die Hände flogen ihm, daß er kaum ſeine Brille aus der Taſche ziehen konnte. Aber es war ein ganz munterer Brief; Herr Jaspers hatte Recht gehabt, mit Heinrich war nichts Beſonderes vorgefallen; er hatte nur gedacht, es ſei doch richtiger, den Weihnachtsmarkt in Hamburg zu genießen und dann ſpäter nach Haus zu kommen, wenn erſt im Hof der große Birnbaum blühe und ſie mit einander auf den Deich hinausſpazieren könnten; dann folgte die luſtige Beſchreibung verſchiedener Feſte und Schauſtellungen; von den Kümmerniſſen, die er den Seinen zugefügt, ſchien ihm keine Ahnung gekommen zu ſein.

Auch eine Nachſchrift enthielt der Brief: er habe auf eigene Hand mit einem guten Freunde einige Geſchäfte eingefädelt, die ſchon hübſchen Gewinn abgeworfen hätten; er wiſſe jetzt, wo Geld zu holen ſei, ſie würden bald noch Anderes von ihm hören. — Wie gewagt, nach mehr als einer Seite hin, dieſe Geſchäftsverbindung ſei, davon freilich war nichts geſchrieben.

Carſten, da er Alles einmal und noch einmal geleſen hatte, lehnte ſich müde in ſeinen Stuhl zurück; der Name „Juliane“ drängte ſich unwillkürlich über ſeine Lippen. Aber jedenfalls — Heinrich war geſund; es war nichts Schlimmes vorgefallen.

„Nun, Ohm?“ fragte Anna, die auf Mittheilung harrend mit Tante Brigitte vor ihm ſtand.

Er reichte ihnen den Brief. „Leſet ſelbſt," ſagte er, „vielleicht daß ich heute einmal beſſer ſchlafe! Und dann, Anna, beſtelle mir den Fuhrmann ab, meine alten Beine können nun nicht mehr!" Er ſah faſt glücklich aus bei dieſen Worten; ein Ruhepunkt war eingetreten, und er wollte ihn redlich zu benutzen ſuchen.

Am anderen Morgen wurden die Weihnachtsgeſchenke aus den Schubladen wieder hervorgeholt und ſorgſam in ein Kiſtchen verpackt an Heinrich auf die Poſt gegeben; obenauf lag ein Brief von Anna, voll herzlichen Zuredens und voll ehrlicher Entrüſtung. Als Antwort erhielt ſie nach einigen Monaten ein Oſterei von Zucker, aus welchem, da es ſich öffnen ließ, eine goldene Vorſtecknadel zum Vorſchein kam; einige neckende Knittelverſe, welche für die guten Lehren dankten, waren auf einem Papierſtreifchen darumgewunden.

Wenn die goldene Nadel ein Ertrag der eingefädelten Geſchäfte war, ſo blieb ſie jedenfalls das einzige Zeichen, das davon nach Haus gelangte; in den ſpärlichen Briefen geſchah derſelben entweder gar nicht oder nur noch in allgemeinen Andeutungen Erwähnung.

Die Zeit rückte weiter, und nach den Oſtern war jetzt der Nachmittag des Pfingſtfeſtes herangekommen. Die Frauen befanden ſich beide auf dem ſonnigen Hausflur in emſiger Beſchäftigung; Tante Brigitte hatte das Gardinenbrett des Ladenfenſters vor ſich auf dem Zahltiſch liegen, bemüht, einen blüthenweißen Vorhang daran feſtzunadeln; Anna, der eine Anzahl grüner Waldmeiſterkränze über dem einen Arm hingen, ſuchte gegenüber an der friſch getünchten Wand nach Haken oder Nägeln, um daran den Feſtſchmuck zu befeſtigen. Zwei der Kränze waren glücklich angebracht; bei dem dritten ſaß der Nagel doch zu hoch, als daß der ausgeſtreckte Arm des ſchlanken Mädchens ihn mit dem Kranz erreichen konnte.

„Kind, Kind!“ rief Tante Brigitte vom Ladentiſch herüber; „Du wirſt ja kochheiß, ſo hol' doch einen Schemel!“

„Nein, Tante, es muß!“ erwiderte Anna lachend und begann unter herzlichem Stöhnen ihre vergeblichen Anſtrengungen zu erneuern.

Plötzlich wurde die Hausthür aufgeriſſen, daß das Läuten der Schelle betäubend durch den Flur ſchallte; dazwiſchen rief eine jugendliche Männerſtimme: „Mannshand oben!“ und zugleich war auch der Kranz aus Anna's aufgeſtreckter Hand genommen und hing im ſelben Augenblicke oben an dem Nagel. Anna ſelbſt ſah ſich in den Armen eines ſchönen Mannes mit gebräuntem Antlitz und ſtattlichem Backenbarte, deſſen Kleidung den Großſtädter nicht verkennen ließ. Aber ſchon hatte ſie mit einer ſo kräftigen Bewegung ihn von ſich geſtoßen, daß er geradewegs auf Tante Brigitte zuflog, die vor ihrem Gardinenbrett beide Hände über dem Kopf zuſammenſchlug. Da brach der Mißhandelte in ein luſtiges Gelächter aus, das noch das Ausläuten der Thürſchelle übertönte.

„Heinrich, Heinrich! Du biſt es!“ riefen die Frauen wie aus einem Munde.

„Nicht wahr, Tante Brigitte, das nennt man überraſchen!“

„Junge,“ ſagte die Alte noch halb erzürnt; „in Deinem modiſchen Rock ſteckt doch noch der alte Hans Dampf; wenn Du Dich anſagſt, kann man ſich zu Tode warten, und wenn Du kommſt, könnte man vor Schreck den Tod davon haben.“

„Nun, nun, Tante Brigitte; Ihr ſollt mich auch bald genug ſchon wieder los werden; unſereiner hat nicht lange Zeit zu feiern.“

„Ei, Heinrich,“ ſagte die gute Tante, indem ſie ihn mit ſichtlicher Zufriedenheit betrachtete, „ſo ſollte es nicht gemeint ſein! Was Du geſund ausſiehſt, Junge! Nun aber hilf auch mir noch ein paar Augenblicke mit Deiner hübſchen Leibeslänge!“

Mit einem Satz war Heinrich über den Ladentiſch hinüber und ſtand gleich darauf auf der Fenſterbank, das Gardinenbrett mit den daranhängenden weißen Fahnen in den Händen.

Als kurz darauf ein gemessenes Läuten der Thürſchelle die Ankunft des bisher abweſenden Hausherrn anzeigte, ſaß Heinrich bereits wohl verſorgt im Zimmer vor dem Kaffeetiſche, den aufhorchenden Frauen die Wunder der Großſtadt und ſeiner eigenen Thätigkeit verkündend. Gleich darauf ſtand er dem Vater gegenüber, und dieſer ergriff ſeine beiden Hände und ſah ihm mit verhaltenem Athem in die Augen. „Mein Sohn!“ ſagte er endlich; und Heinrich fühlte, wie aus dem Körper des alten Mannes ein Zittern in den ſeinen überging.

Noch lange, als ſie ſchon mit den Anderen am Tiſche ſaßen, hingen ſo die Blicke des Vaters an des Sohnes Antlitz, während deſſen bald wieder in Fluß gekommene Reden faſt unverſtanden an ſeinem Ohr vorübergingen. Heinrich ſchien ihm äußerlich faſt ein Fremder; die Aehnlichkeit mit Juliane war zurückgetreten, er ſagte ſich das mit ſchmerzlicher Befriedigung; die Zeit ſeines Fortganges aus der Vaterſtadt, obgleich nur wenige Jahre ſeitdem vergangen waren, lag jetzt weit dahinter. Ein freudiger Gedanke erfüllte plötzlich das Herz des Vaters: was auch damals geſchehen war, es war nur der Fehler eines in der Entwickelung begriffenen, noch knabenhaften Jünglings, wofür die Verantwortlichkeit dem jetzt vor ihm ſitzenden Manne nicht mehr aufgebürdet werden konnte. Carſten faltete unwillkürlich ſeine Hände; als Anna's Blicke ſich zufällig auf ihn wandten, hörte auch ſie nicht mehr auf Heinrich's Wunderdinge: ihr alter Ohm ſaß da, als ob er betete.

Später freilich, als Sohn und Vater ſich allein gegenüberſaßen, mußte Heinrich auch dieſem Rede ſtehen. Er war jetzt auf einer Geſchäftsreiſe für ſeine Firma; am zweiten Feſttag ſchon mußte er weiter, dem Norden zu. Aus dem eleganten Taſchenbuche, das Heinrich hervorzog, wurde Carſten in manche Einzelnheiten eingeweiht, und er nickte zufrieden, da er den Sohn in wohlgeordneter Thätigkeit erblickte. Weniger deutlich waren die Mittheilungen, die Heinrich über ſeine auf eigene Hand betriebenen Geſchäfte machte; er verſtand es, über dieſe ſelbſt mit leichter Andeutung fortzugehen und ſich dagegen ausführlich über neue Unternehmungen auszulaſſen, die mit dem unzweifelhaften Gewinn der erſteren begonnen werden ſollten. Carſten war in ſolchen Dingen nicht erfahren; aber wenn in Heinrich's wortreicher Darlegung die Projecte immer höher ſtiegen, und das Gold aus immer reicheren Quellen floß, dann war es ihm mitunter, als blickten plötzlich wieder Julianens Züge aus des Sohnes Antlitz, und zugleich in Angſt und Zärtlichkeit ergriff er deſſen Hände, als könnte er ihn ſo auf feſtem Boden halten.

Dennoch, als ſie am anderen Vormittage mit einander in der Kirche ſaßen, konnte er ſich einer kleinen Genugthuung nicht erwehren, wenn über den Geſangbüchern in allen Bänken ſich die Köpfe nach dem ſtattlichen jungen Mann herumwandten; ja, es war ihm faſt leid, daß heute nicht auch Herr Jaspers aus ſeinem gewohnten Stuhl herüberpſalmodirte.

Am Nachmittage, während drinnen Carſten und Brigitte ihr Schläſchen hielten, ſaßen Heinrich und Anna draußen auf der Bank unter dem Birnbaume. Auch ſie hielten Mittagsruhe, nur daß die jungen Augen nicht zufielen wie die alten drinnen; zwar ſprachen ſie nicht, aber ſie hörten auf den Sommergeſang der Bienen, der tönend aus dem mit Blüthen überſchneiten Baume zu ihnen herabklang. Bisweilen, und dann immer öfter, wandte Anna den Kopf und betrachtete verſtohlen das Geſicht ihres Jugendgeſpielen, der mit ſeinem Spazierſtöckchen den Namen einer berühmten Kunſtreiterin in den Sand ſchrieb. Sie konnte ſich noch immer nicht zurechtfinden; der bärtige Mann an ihrer Seite, deſſen Stimme einen ſo ganz anderen

Klang hatte, war das der Heinrich noch von ehedem? — Da flog ein Staar vom Dach herab auf die Einfaſſung des Brunnens, blickte ſie mit ſeinen blanken Augen an und begann mit geſchwellter Kehle zu ſchnattern, als wollte er ihr in's Gedächtniß rufen, wer dort ſtatt ſeiner einſt geſeſſen habe. Anna öffnete die Augen weit und blickte hinauf nach einem Stückchen blauen Himmels, das durch die Zweige des Baumes ſichtbar war; ſie fürchtete den Schatten, der drunten aus der Brunnenecke in dieſen goldenen Sommertag hineinzufallen drohte.

Aber auch Heinrich's Erinnerung war durch den geſchwätzigen Vogel geweckt worden; nur ſahen ſeine Augen keinerlei Schatten aus irgend einer Ecke. „Was meinſt Du, Anna," ſagte er, mit ſeinem Stöckchen nach dem Brunnen zeigend; „glaubſt Du, daß ich damals wirklich in das dumme Ding hineingeſprungen wäre?"

Sie erſchrak faſt über dieſe Worte. „Wenn ich es glauben müßte," erwiderte ſie, „ſo wäreſt Du jedenfalls nicht werth geweſen, daß ich Dich davon zurückgeriſſen hätte."

Heinrich lachte. „Ihr Frauen ſeid ſchlechte Rechenmeiſter! Dann hätteſt Du mich ja jedenfalls nur ſitzen laſſen können!"

„O Heinrich, ſage lieber, daß ſo etwas nie — nie wieder geſchehen könne!"

Statt der Antwort zog er ſeine koſtbare goldene Uhr aus der Taſche und ließ dieſe und die Kette vor ihren Augen ſpielen. „Wir machen jetzt ſelbſt Geſchäfte,“ ſagte er dann; „nur noch einige Monate weiter, da werfe ich den Erben des Senators die paar lumpigen Thaler vor die Füße; wollen ſie's nicht aufheben, ſo mögen ſie es bleiben laſſen; denn freilich, bezahlt muß ſo was werden.“

„Sie werden es ſchon nehmen, wenn Du es beſcheiden bieteſt,“ ſagte Anna.

„Beſcheiden?“ Er hatte ſich vor ſie hingeſtellt und ſah ihr in's Geſicht, das ſie ſitzend zu ihm erhoben hatte. „Nun, wenn Du meinſt,“ ſetzte er wie gedankenlos hinzu, während ſeine Augen den Ausdruck aufmerkſamer Betrachtung annahmen. „Weißt Du wohl, Anna,“ rief er plötzlich, „daß Du eigentlich ein verflucht hübſches Mädchen biſt!“

Die Worte hatten ſo ſehr den Ton unwillkürlicher Bewunderung, daß Anna faſt verlegen wurde. „Du haſt Dir wohl andere Augen aus Hamburg mitgebracht,“ ſagte ſie.

„Freilich, Anna; ich verſtehe mich jetzt darauf! Aber weißt Du auch wohl, daß Du nun bald dreiundzwanzig Jahre alt biſt! Warum haſt Du noch immer keinen Mann?“

„Weil ich keinen wollte. Was ſind das für Fragen, Heinrich!“

„Ich weiß wohl, was ich frage, Anna; heirathe mich, dann biſt Du aus aller Verlegenheit.“

Sie ſah ihn zornig an. „Das ſind keine ſchönen Späße!“

„Und warum ſollen es denn Späße ſein?“ erwiderte er und ſuchte ihre Hand zu faſſen.

Sie richtete ſich faſt zu gleicher Höhe vor ihm auf. „Nimmer, Heinrich, nimmer.“ Und als ſie dieſe Worte, heftig mit dem Kopfe ſchüttelnd, ausgeſtoßen hatte, machte ſie ſich los und ging in's Haus zurück; aber ſie war blutroth dabei geworden bis in ihr blondes Stirnhaar hinauf.

* * *

Die Geſchäfte, von denen Heinrich ſich goldene Berge verſprochen hatte, mußten doch einen anderen Erfolg gehabt haben. Kaum einen Monat nach ſeiner Abreiſe kamen Briefe aus Hamburg, von ihm ſelbſt und auch von Dritten, deren Inhalt Carſten den Frauen zu verbergen wußte, der ihn aber veranlaßte, ſich bei ſeinem Gönner, dem ſowohl im bürgerlichen als im peinlichen Rechte wohlerfahrenen alten Bürgermeiſter eine vertrauliche Beſprechung zu erbitten. Und ſchon am nächſten Abend im Rathsweinkeller raunte Herr Jaspers bei ſeinem Spitzglas Rothen ſeinem Nachbar, dem Stadtwagemeiſter, zu, der alte Carſtens — der Narr mit ſeinem liederlichen Jungen — es ſei aus guter Quelle, daß er Vormittags mehrere ſeiner beſten Hypothekverſchreibungen mit einer hübſchen Draufgabe gegen Baares umgeſetzt habe. Der Stadtwagemeiſter wußte ſchon noch mehr: das Geld, eine große Summe, war bereits am Nachmittage nach Hamburg auf die Poſt gegeben. Man kam überein, es müſſe dort etwas geſchehen ſein, das raſche und unabweisbare Hülfe erfordert habe. „Hülfe!“ wiederholte Herr Jaspers, mit den dünnen Lippen behaglich den Reſt ſeines Rothen ſchlürfend; „Hans Chriſtian wollte auch der Katze helfen und füllte kochend Waſſer in die Keſſelfalle!“

Jedenfalls, wenn eine Gefahr vorhanden geweſen war, ſo ſchien ſie für dies Mal abgewendet; ſelbſt Herr Jaspers konnte nichts Weiteres erkundſchaften, und was an Geſprächen darüber in der kleinen Stadt geſummt hatte, verſtummte allmälig. Nur an Carſten zeigte ſich von dieſer Zeit an eine auffallende Veränderung; ſeine noch immer hohe Geſtalt ſchien plötzlich zuſammengeſunken, die ruhige Sicherheit ſeines Weſens war wie ausgelöſcht; während er das eine Mal erſichtlich den Blicken der Menſchen auszuweichen ſuchte, ſchien er ein ander Mal in ihnen faſt ängſtlich eine Zuſtimmung zu ſuchen, die er ſonſt nur in ſich ſelbſt gefunden hatte. Ueber mancherlei unbedeutende Dinge konnte er in jähem Schreck zuſammenfahren; ſo wenn unerwartet an ſeine Stubenthür geklopft wurde, oder wenn der Poſtbote Abends zu ihm eintrat, ohne daß er ihn vom Fenſter aus vorher geſehen hatte. Man hätte glauben können, der alte Carſten habe ſich noch in ſeinen hohen Jahren ein böſes Gewiſſen zugelegt.

Die Frauen ſahen das; ſie hatten auch wohl ihre eigenen Gedanken, im Uebrigen aber trug Carſten ſeine Laſt allein; nur ſprach er mitunter ſein Bedauern aus, daß er ſtatt aller anderen Dinge nicht lieber ſeine ganze Kraft auf die Vergrößerung des ererbten Geſchäftes gelegt habe, ſo daß Heinrich es jetzt übernehmen und in ihrer Aller Nähe leben könnte. — Es ſtand nicht zum beſten in dem Hauſe an der Twiete; denn auch Tante Brigitte, deren ſorgende Augen ſtets an ihrem Bruder hingen, kränkelte; nur aus Anna's Augen leuchtete immer wieder die unbeſiegbare Heiterkeit der Jugend.

Es war an einem heißen Septembernachmittag, als die Glocke an der Hausthür läutete und gleich darauf Tante Brigitte aus der Küche, wo ſie mit Anna beſchäftigt war, auf den Flur hinaustrat. „In Chriſti Namen!“ rief ſie, „da kommt der Stadtunheilsträger, wie der Herr Bürgermeiſter ihn nennt! Was will der von uns!“

„Fort mit Schaden!“ ſagte Anna und klopfte mit dem Meſſer, das ſie in der Hand hielt, unter den Tiſch. „Nicht wahr, Tante, das hilft?“

Mittlerweile ſtand der Berufene ſchon vor der offenen Küchenthür. „Ei ſchönſten guten Tag miteinander!“ rief er mit ſeiner Altweiberſtimme, indem er mit ſeinem blaucarrirten Taſchentuche ſich die Schweißtropfen von den Haarſpitzen ſeiner fuchſigen Perrücke trocknete. „Nun, wie geht's, wie geht's? Freund Carſtens zu Hauſe. Immer fleißig an der Arbeit?“ — Aber bevor er noch eine Antwort bekommen konnte, hatte er die alte Jungfrau mit einem neugierigen Blick gemuſtert. „Ei, ei, Brigittchen, Ihr ſeht übel aus; Ihr habt verſpielt, ſeit wir uns nicht geſehen.“

Tante Brigitte nickte. „Freilich, es will nicht mehr ſo recht; aber der Phyſikus meint, jetzt bei dem ſchönen Wetter werd' es beſſer werden.“

Herr Jaspers ließ ein vergnügliches Lachen hören. „Ja, ja, Brigittchen, das meinte der Phyſikus auch bei der kleinen däniſchen Marie im Kloſter, als ſie die Schwindſucht hatte. Ihr wißt, ſie nannte ihr Stübchen immer „min lütje Paradies“ — er lachte wieder höchſt vergnüglich — „aber ſie mußte doch fort aus dat lütje Paradies.“

„Gott bewahr' uns in Gnaden,“ rief Tante Brigitte, „Ihr alter Menſch könntet einem ja mit Euren Reden den Tod auf den Hals jagen.“

„Nun, nun, Brigittchen; alte Jungfern und Eſchenſtangen, die halten manche Jahre!“

„Jetzt aber macht, daß Ihr aus meiner Küche kommt, Herr Jaspers,“ ſagte Brigitte; „mein Bruder wird Euch beſſer auf Eure Complimente dienen.“

Herr Jaspers retirirte; zugleich aber hob er ſich die dampfende Perrücke von ſeinem blanken Schädel und reichte ſie auf einem Finger gegen Anna hin. „Jungfer,“ ſagte er, „ſei Sie doch ſo gut und hänge Sie mir derweile das Ding zum Trocknen auf Ihren Plankenzaun; aber paſſ' Sie auch ein wenig auf, daß es die Katz' nicht holt.“

Anna lachte. „Nein, nein, Herr Jaspers; tragt Euer altes Scheuſal nur ſelbſt hinaus! Und unſere Katz', die frißt ſolche rothe Katzen nicht.“

„So, ſo? Ihr ſeid ja ein naſeweiſes Ding!“ ſagte der Stadtunheilsträger, beſah ſich einen Augenblick ſeinen abgehobenen Haarſchmuck, trocknete ihn mit ſeinem blaucarrirten Taſchentuche, ſtülpte ihn wieder auf und verſchwand gleich darauf in der Thür des Wohnzimmers.

Als Carſten, der bei ſeinen Rechnungsbüchern ſaß, Herrn Jaspers' vor Geſchäftigkeit funkelnde Aeuglein durch die Stubenthür erſcheinen ſah, legte er mit einer haſtigen Bewegung ſeine Feder hin. „Nun, Jaspers,“ ſagte er, „was für Botſchaft führt Ihr denn heute wiederum ſpazieren?“

„Freilich, freilich, Freundchen,“ erwiderte Herr Jaspers, „aber Ihr wißt ja, des Einen Tod, des Anderen Brot!“

„Nun, ſo macht es kurz und ſchüttet Eure Taſchen aus!“

Herr Jaspers ſchien den geſpannten Blick nicht zu beachten, der aus den großen, tiefliegenden Augen auf ſein kleines, faltenreiches Geſicht gerichtet war. „Geduld, Geduld, Freundchen!“ ſagte er und zog ſich behaglich einen Stuhl herbei — „alſo: der kleine Krämer in der Süderſtraße, wo die Oſtenfelder immer ihre Nothdurft holen — Ihr kennt ihn ja; das Kerlchen hatte immer eine blanke wohlgekämmte Haartolle; aber das hat ihm nichts geholfen, Carſten, nicht für einen Sechsling! Ich hoffe nicht, daß Ihr mit dieſem kleinen Kiebitz irgendwo verwandt ſeid.“

„Ihr meint durch meinen Geldbeutel? Nein, nein, Jaspers; aber was iſt mit dem? Es war bei ſeinen Eltern eine gute Brotſtelle.“

„Allerdings, Carſten; aber eine gute Brotſtelle und ein dummer Kerl, die bleiben doch nicht lang' zuſammen; er muß verkaufen. Ich hab's in Händen; viertauſend Thaler Anzahlung, fünftauſend protocollirte Schulden gehen in den Kauf. — Nun? Guckt Ihr mich an? — Aber ich dachte gleich, das wäre ſo etwas für Euren Heinrich, wie es Euch nicht alle Tage in die Hände läuft!“

Carſten hörte das; er wagte nicht zu antworten; unruhig ſchob er die Papiere, die vor ihm lagen, durch einander. Dann aber ſagte er, und die Worte ſchienen ihm ſchwer zu werden: „Das geht noch nicht; mein Heinrich muß erſt noch älter werden!“

„Aelter werden?“ Herr Jaspers lachte wieder höchſt vergnüglich. „Das meinte auch unſer Paſtor von ſeinem Jungen; aber, Freundchen, was zu einem Eſel geboren iſt, das wird ſein' Tage nicht kein Pferd.“

Carſten ſpürte ſtarken Drang, gegen ſeinen Gaſt ſein Hausrecht zu gebrauchen; aber er fürchtete unbewußt, die Sache ſelber mit zur Thür hinauszuwerfen.

„Nein, nein, Freundchen,“ fuhr der Andere unbeirrt fort; ich weiß Euch beſſeren Rath: eine Frau müßt Ihr dem Heinrich ſchaffen, verſteht mich, eine fixe; und eine, die auch noch ſo ein paar Tauſende in bonis hat! Nun“ — und er machte mit ſeiner Fuchsperrücke eine Bewegung nach der Gegend der Küche hin — „Ihr habt ja Alles nahe bei.“

Carſten ſagte faſt mechaniſch: „Was Ihr Euch doch um anderer Leute Kinder für Sorgen macht!“

Aber Herr Jaspers war aufgeſtanden und ſah mit einem ſchlauen Blick auf den Sitzenden hinab. „Ueberlegt's Euch, Freundchen, ich muß noch auf die Kämmerei; bis morgen halt' ich Euch die Sache offen.“

Er war bei dieſen Worten ſchon zur Thür hinaus. Carſten blieb mit aufgeſtütztem Kopf an ſeinem Tiſche ſitzen; er ſah es nicht, wie gleich darauf, während Herrn Jaspers' hoher Cylinder ſich draußen an den Fenſtern vorüberſchob, die kleinen zudringlichen Augen noch einen ſcharfen Blick in's Zimmer warfen.

* * *

Die Vorſchläge des „Stadtunheilträgers“ ſchienen dennoch nachgewirkt zu haben. — Das war es ja, wonach Carſten ſich ſo lange umgeſehen; das zu Kauf geſtellte, jetzt zwar herabgekommene Geſchäft konnte bei guter Führung und ohne zu hohe Zinſenlaſt als eine ſichere Verſorgung gelten. Hier am Orte konnte der Vater ſelbſt ein Auge darauf halten, und Heinrich würde allmälig auf ſich ſelber ſtehen lernen. Carſten faßte ſich ein Herz; mit zitternder Hand holte er noch einmal aus ſeinem Schreibpult jene Hamburger Briefe, die ihm vor nicht langer Zeit den größten Theil ſeines kleinen Vermögens gekoſtet hatten, und las ſie, einen nach dem anderen, ſorgſam durch. Dem letzten lag ein quittirter Wechſel bei; der Name unter dem Accept war mit vielen Strichen unleſerlich gemacht.

Wie oft hatte er jene Briefe nicht ſchon durchgeſehen, um immer auf's Neue ſich zu überzeugen, daß Alles geordnet ſei, daß für die Zukunft kein Unheil mehr daraus entſtehen könne! Aber ſie ſollten endlich nun vernichtet werden. Er zerriß ſie in kleine Fetzen und warf ſie in den Ofen, wo dann das erſte Winterfeuer ſie ganz verzehren mochte.

Als habe er heimlich eine böſe That begangen, ſo leiſe drückte er die Thür des Ofens wieder zu. Dann ſtand er lange noch vor ſeinem offenen Pulte, den Schlüſſel in der Hand; er athmete mühſam, und ſein grauer Kopf ſank immer tiefer auf die Bruſt. Aber dennoch — und immer wieder ſtand ihm das vor

Augen — wozu die Verhältniſſe der Großſtadt den ſchwachen Sohn verführt hatten, hier in der kleinen Stadt war das unmöglich! Wenn er ihn nur bald, nur gleich zur Stelle hätte! Eine fieberhafte Angſt befiel ihn, ſein Sohn könne eben jetzt, im letzten Augenblick, wo doch vielleicht der ſichere Hafen ihm bereit ſtehe, noch einmal ſich in jenen Strudel wagen.

Das Pult zwar wurde endlich abgeſchloſſen, aber wohl eine Stunde lang ging der ſonſt nie müßige Mann wie zwecklos in Haus und Hof umher, ſprach bald mit den Frauen ein Wort über Dinge, um die er ſich nie zu kümmern pflegte, bald ging er durch den Peſel in den Hof, um die ſeit lange hergeſtellte Brunneneinfaſſung zu beſichtigen. Von hier zurückkommend, öffnete er eine Thür, die aus dem Peſel in einen Seitenbau und in deſſen oberem Stockwerk zu Julianens Sterbekammer führte. Die ſchmale, ſeit Jahren nicht gebrauchte Treppe krachte unter ſeinen Tritten, als führe die alte Zeit aus ihrem Schlafe auf. Droben in der Kammer, unter dem Fenſter, das auf die düſtere Twiete ging, ſtand ein leeres, von Würmern halb zerſtörtes Bettgeſtell. Carſten zog den einzigen Stuhl heran und blieb hier ſitzen. Vor ſeinen Augen füllten ſich die nackten Bretter; aus weißen Kiſſen ſah ein blaſſes Antlitz, zwei brechende

Augen blickten ihn an, als wollten ſie ihm jetzt verheißen, was zu gewähren doch zu ſpät war.

Erſt ſpät am Nachmittage ſaß Carſten wieder an ſeinem Arbeitstiſch. Doch waren es nicht die gewohnten Dinge, die er heute vornahm; eine Curatelrechnung, obwohl ſie morgen zur Concursſache eingereicht werden ſollte, war bei Seite geſchoben und dagegen ein kleines Buch aus dem Pult genommen, das den Nachweis des eigenen Vermögensſtandes enthielt; die großen dunkeln Augen irrten unſtät über die aufgeſchlagenen Paginas. Der Alte ſeufzte; über die beſten Nummern war ein rother Strich gezogen. Dennoch begann er ſorgſam ſeinen status aufzuſtellen: was gegenwärtig an Mitteln noch vorhanden war, worauf er in Zukunft noch zu rechnen hatte. Da es nicht reichen wollte, calculirte er überdies den Werth ſeiner kleinen Marſchfenne, die er bisher noch immer feſtgehalten hatte; aber die Landpreiſe waren in jener Zeit nur unerheblich. Er dachte daran, zu ſeinen übrigen Arbeiten noch ein ſtädtiſches Amt zu übernehmen, das man ihm neulich angeboten, das er aber ſeiner geſchwächten Geſundheit halber nicht anzunehmen gewagt hatte; nun meinte er, er ſei zu zag geweſen; gleich morgen wolle er ſich zu der noch immer unbeſetzten Stelle melden. Und auf's Neue machte er ſeine Berechnung; aber das gehoffte Reſultat wollte nicht erſcheinen. Er legte die Feder hin und wiſchte ſich den Schweiß aus ſeinen grauen Haaren.

Da klang ihm vor den Ohren, was Herr Jaſpers ihm gerathen hatte, und ſeine Gedanken begannen in den wohlhabenden Bürgerhäuſern herum zu wandern. Freilich, es waren ſchon Mädchen dort zu finden, wirthſchaftlich und ſittſam, und einzelne — ſo dachte er — wohl feſt genug, um einen ſchwachen Mann zu ſtützen; aber würde er für ſeinen Heinrich dort anzuklopfen wagen?

Während er ſich ſelbſt zur Antwort langſam ſeinen Kopf ſchüttelte, trat Anna in der ganzen heiteren Entſchloſſenheit ihres Weſens in die Stube; wie ein Aufleuchten flog es über ſeine Augen, und unwillkürlich ſtreckte er beide Arme nach ihr aus.

Anna ſah ihn befremdet an. „Wolltet Ihr was, Carſten Ohm?" fragte ſie freundlich.

Carſten ließ die Arme ſinken. „Nein, Kind," ſagte er faſt beſchämt, „ich wollte nichts; laß Dich nicht ſtören; Du wollteſt wohl zum Veſperbrote anrichten."

Er nahm wieder die Feder, als wolle er in der vor ihm liegenden Berechnung fortfahren; aber ſeine Augen blieben an dem Mädchen hängen, während dieſe den Klapptiſch von der Wand in's Zimmer rückte und dann, kaum hörbar, mit ihrer ſicheren Hand die Dinge zum gewohnten Abendthee zurecht ſetzte. Ein Bild der Zukunft ſtieg in ſeiner Seele auf, vor dem er alle ſeine Sorgen niederlegte. — — Aber nein, nein; er hatte immer treu für dieſes Kind geſorgt! Ja, wenn das Letzte nicht geſchehen wäre!

Er war aufgeſtanden und vor ſein beſcheidenes Familienbild getreten. Als er es anſah, ſchien ihm das gemalte Abendroth zu flammen, und die Schattengeſtalten begannen einen Körper anzunehmen. Er nickte ihnen zu; ja, ja, das war ſein Vater, ſeine Großmutter; das waren ehrliche Leute, die da ſpazieren gingen!

— — Als bald darauf die Hausgenoſſen beim Abendbrot zuſammenſaßen, forſchten Brigittens ſchweſterliche Augen immer eindringlicher in des Bruders Antlitz, das den Ausdruck der Verſtörung nicht verhehlen konnte. „Thu's von Dir, Carſten!“ ſagte ſie endlich, ſeine Hand erfaſſend. „Was für eine Tracht Unheils hat der elende Menſch denn dieſes Mal auf Dich abgeladen?“

„Kein Unheil juſt, Brigitte,“ erwiderte Carſten, „nur eine Hoffnung, die ſich nicht erfüllen kann.“ Und dann berichtete er den Frauen von dem Anbot des Geweſes, von ſeinen Wünſchen, und endlich — daß es ſich denn doch nicht zwingen laſſe.

Es folgte eine Stille nach dieſen Worten. Anna ſchaute auf das Theekraut in ihrer leeren Taſſe; aber ſie fand kein Orakel darin, wie die alten Weiber das verſtehen. Ihr kleiner Reichthum drückte ſie wieder einmal; endlich faßte ſie ſich Muth, und die Augen zu ihrem Pflegevater aufhebend, ſagte ſie leiſe: „Ohm!"

„Was meinſt Du, Kind?"

— „Zürnt mir nicht, Ohm! Aber Ihr habt nicht gut gerechnet!"

„Nicht gut gerechnet! Anna? Willſt Du es etwa beſſer machen?"

„Ja, Ohm!" ſagte ſie feſt, und ein paar helle Thränen ſprangen aus ihren blauen Augen; „ſind meine dummen Thaler denn auch dieſes Mal nicht zu gebrauchen?"

Carſten blickte eine Weile ſchweigend zu ihr hinüber. „Ich hätte es mir von Dir wohl denken ſollen," ſagte er dann; „aber, nein, Anna, auch dies Mal nicht."

— „Weshalb nicht? Saget nur, weshalb nicht?"

„Weil eine ſolche Vermögensanlage keine Sicherheit gewährt."

„Sicherheit?" — — Sie war aufgeſprungen, und ſeine beiden Hände ergreifend, war ſie vor ihm hingekniet; ihr junges Antlitz, das ſie jetzt zu ihm erhob, war ganz von Thränen überſtrömt. „Ach, Ohm, Ihr ſeid ſchon alt; Ihr haltet das nicht aus; Ihr ſolltet nicht ſo viele Sorgen haben!“

Aber Carſten drängte ſie von ſich. „Kind, Kind, Du willſt mich in Verſuchung führen; weder ich, noch Heinrich dürfen ſolches annehmen.“

Hülfe ſuchend wandte Anna den Kopf nach Tante Brigitte; die aber ſaß wie ein Bild, die Hände vor ſich auf den Tiſch gefaltet. „Nun, Ohm,“ ſagte ſie, „wenn Ihr mich zurückſtoßet, ſo werde ich an Heinrich ſelber ſchreiben.“

Carſten legte ſanft die Hand auf ihren Kopf. „Gegen meinen Willen, Anna? Das wirſt Du nimmer thun.“

Das Mädchen ſchwieg einen Augenblick; dann ſchüttelte ſie leiſe den Kopf unter ſeiner Hand. „Nein, Ohm, das iſt wohl wahr, nicht gegen Euren Willen. Aber ſeid nicht ſo hart: es gilt ja doch ſein Glück!“

Carſten hob ihr Antlitz von ſeinen Knieen zu ſich auf und ſagte: „Ja, Anna, das denk' ich auch; aber den Einſatz darf nur Einer geben; der Eine, der ihm auch das Leben gab. Und nun, mein liebes Kind, nichts mehr von dieſer Sache!“

Er drückte ſie ſanft von ſich ab; dann ſchob er ſeinen Stuhl zurück und ging hinaus.

Anna blickte ihm nach; bald aber ſprang ſie auf und warf ſich Tante Brigitte in die Arme.

„Wir wollen es dem lieben Gott anheimſtellen,“ ſagte die alte Frau; „ich habe dieſes Mal meinen Bruder wohl verſtanden.“ Dann hielt ſie das große Mädchen noch lange in ihren Armen.

— — Carſten war in den Hof gegangen. In der ſchon eingetretenen Dunkelheit ſaß er unter dem alten Familienbaum, der längſt von Früchten leer war, und aus deſſen Krone er jetzt Blatt um Blatt neben ſich zu Boden fallen hörte. Er dachte rückwärts in die Vergangenheit; und bald waren es Bilder, die von ſelber kamen und vergingen. Die Geſtalt ſeines ſchönen Weibes zog an ihm vorüber, und er ſtreckte die Arme in die leere Luft; er wußte ſelbſt nicht, ob nach ihr oder nach dem fernen Sohn, der ihn noch unauflöslicher an ihren Schatten band. Dann wieder ſah er ſich ſelber auf der Bank ſitzen, wo er gegenwärtig ſaß; aber als einen Knaben, mit einem Buche in der Hand; aus dem Hauſe hörte er die Stimme ſeines Vaters, und der kleine Peter kam auf ſeinem Steckenpferde in den Hof geritten. Bald aber mußte er ſich fragen, weshalb dieſes friedensvolle Bild ihn jetzt mit ſolchem Weh erfüllte. Da überkam's ihn plötzlich: „Damals — — ja, damals hatte er ſein Leben ſelbſt gelebt;

jetzt that ein Anderer das; er hatte nichts mehr, das ihm ſelbſt gehörte, — — keine Gedanken, — — keinen Schlaf —"

Er ließ ſeinen müden Körper gegen den Stamm des Baumes ſinken; faſt beruhigend klang der leiſe Fall der Blätter ihm in's Ohr.

— — Aber es ſollte noch ein Anderes geſchehen, ehe dieſer Tag zu Ende ging. — Drinnen hatte Brigitte ſich endlich in gewohnter Weiſe an ihr Spinnrad geſetzt, und Anna begann den Tiſch abzuräumen. Als ſie mit dem Geſchirr auf den Flur hinaustrat, ging eben der Poſtbote vorüber. „Für die Mamſell," ſagte er und reichte ihr einen Brief durch die halb offene Hausthür. Bei dem Lichte, das auf dem Ladentiſch brannte, erkannte Anna mit Verwunderung in der Adreſſe Heinrich's Handſchrift; er hatte niemals ſo an ſie geſchrieben. Nachdenklich nahm ſie das Licht und zog, als ſie hinein getreten war, die Thür der Küche hinter ſich in's Schloß.

Es dauerte lange, bevor ſie wieder in die Stube kam; aber Brigitte hatte es nicht gemerkt; ihr Spinnrad ſchnurrte gleichmäßig weiter, während Anna, wie alle Tage, jetzt den Tiſch zuſammenklappte und wieder an die Wand ſetzte. Nur etwas unſicherer und lauter geſchah das heute; von dem Briefe ſagte ſie weder der alten Frau noch ihrem Pflegevater, als dieſer nach einiger Zeit in's Zimmer kam und ſich an ſeine Bücher ſetzte.

Endlich gingen die Frauen in das Oberhaus nach ihrer gemeinſchaftlichen Schlafkammer, welche gegen den Hof hinaus lag. Die Fenſter hatten offen geſtanden und die Abendfriſche eingelaſſen; aber Anna konnte den Schlaf nicht finden; in das Rauſchen des Birnbaums trug der Wind in langen gemeſſenen Pauſen den Schall der Kirchenuhr herüber, und ſie zählte eine Stunde nach der anderen.

Auch Brigitte ſchien heute nicht zu ihrem Recht zu kommen; denn ſie ſetzte ſich auf und ſah nach dem Bette des Mädchens, das dem ihrigen gegenüber an der Wand ſtand. „Kind, haſt Du noch immer nicht geſchlafen?“ fragte ſie.

— „Nein, Tante Brigitte.“

„Nicht wahr, Du grämſt Dich um meinen alten Bruder? Aber ich kenne ihn, bitte ihn nicht mehr darum; es wäre ganz um ſeine Ruh' geſchehen, wenn Du ihn bereden könnteſt.“

Anna antwortete nicht.

„Schläfſt Du, Kind?“ fragte Brigitte wieder.

— „Ich will es verſuchen, Tante.“

Brigitte fragte nicht mehr; Anna hörte ſie bald im ruhigen Schlummer athmen.

* * *

Es war faſt Vormittag, als das junge Mädchen aus einem tiefen Schlaf erwachte, den ſie endlich doch gefunden und aus dem die gute Tante ſie nicht hatte wecken wollen. Raſch war ſie in den Kleidern und ging in's Unterhaus hinab, wo ſie durch die offene Thür des Peſels Brigitte an einem der dort befindlichen großen Schränke beſchäftigt ſah; aber ſie ging nicht zu ihr, ſondern in die Küche und ließ ſich auf dem hölzernen Stuhl am Heerde nieder. Nachdem ſie von dem Kaffee, der für ſie warm geſtellt war, in eine Taſſe geſchenkt, eine Weile müßig davor geſeſſen und dann dieſelbe zur Hälfte ausgetrunken hatte, ſtand ſie mit einer entſchloſſenen Bewegung auf und trat gleich darauf in's Wohnzimmer.

Carſten ſtand am Fenſter und ſchaute müßig auf den Hafenplatz hinaus. Jetzt wandte er ſich langſam zu der Eintretenden: „Du haſt nicht ſchlafen können,“ ſagte er, ihr die Hand reichend.

— „O doch, Ohm; ich hab' ja nachgeſchlafen.“

„Aber Du biſt blaß, Anna. Du biſt zu jung, um für anderer Leute Sorgen Deinen Schlaf zu geben.“

„Anderer Leute, Ohm?“ Sie ſah ihm eine Weile ruhig in die Augen. Dann ſagte ſie: „Ich habe auch für mich ſelber viel zu denken gehabt.“

— „So ſprich es aus, wenn Du meinſt, daß ich Dir rathen kann!“

„Sagt mir nur,“ erwiderte ſie haſtig, „iſt das Geweſe in der Süderſtraße noch zu kaufen? Ich hab's doch nicht verſchlafen? Herr Jaspers iſt doch nicht ſchon wieder hier geweſen?“

Carſten ſagte faſt hart: „Was ſoll das, Anna? Du weißt, daß ich es nicht kaufen werde.“

— „Das weiß ich, Ohm, aber — —“

„Nun, Anna, was denn: aber?“

Sie war dicht vor ihn hingetreten. „Ihr ſagtet geſtern, ich dürfe nicht zu Heinrich's Glück den Einſatz geben; aber — wenn Ihr geſtern Recht hattet, es iſt nun anders geworden über Nacht.“

„Laß das, Kind!“ ſagte Carſten; „Du wirſt mich nicht bereden.“

„Ohm, Ohm!“ rief Anna, und eine freudige Zärtlichkeit klang aus ihrer Stimme; „es hilft Euch nun nichts mehr; denn Euer Heinrich hat mich zur Frau verlangt, und ich werde ihm mein Jawort geben.“

Carſten ſtarrte ſie an, als ſei der Blitz durch ihn hindurchgeſchlagen. Er ſank auf den neben ihm ſtehenden Lederſeſſel, und mit den Armen um ſich fahrend, als müſſe er unſichtbare Feinde von ſich abwehren, rief er heftig: „Du willſt Dich uns zum Opfer bringen! Weil ich Dein Geld allein nicht wollte, ſo giebſt Du Dich nun ſelber in den Kauf!“

Aber Anna ſchüttelte den Kopf: „Ihr irrt Euch, Ohm! So lieb Ihr mir auch Alle ſeid, das könnt' ich nimmer; danach bin ich nicht geſchaffen.“

Zaghaft, als könne ſein Wort das nahende Glück zerſtören, entgegnete Carſten: „Wie iſt denn das? Ihr waret doch alle Zeit nur wie Geſchwiſter!“

„Ja, Ohm!“ und ein faſt ſchelmiſches Lächeln flog über ihr hübſches Angeſicht; „ich habe das auch gemeint; aber auf einmal war's doch nicht mehr ſo.“ Dann plötzlich ernſt werdend, zog ſie einen Brief aus ihrer Taſche. „Da leſet ſelbſt,“ ſagte ſie, „ich erhielt ihn geſtern vor dem Schlafengehen.“

Seine Hände griffen danach; aber ſie bebten, daß ſeine Augen kaum die Zeilen faſſen konnten.

Was ſie ihm gegeben hatte, war der Brief eines Heimwehkranken. „Ich tauge nicht hier!“ ſchrieb Heinrich; „ich muß nach Hauſe; und wenn Du bei mir bleiben willſt, Du, Anna, mein ganzes Leben lang, dann werde ich gut ſein, dann wird Alles gut werden.“

Der Brief war auf den Tiſch gefallen; Carſten hatte mit beiden Armen das Mädchen zu ſich herabgezogen. „Mein Kind, mein liebes Kind,“ flüſterte er ihr zu, während unaufhörlich Thränen aus ſeinen

Augen quollen, „ja, bleibe bei ihm, verlaß ihn nicht; er war ja doch ein ſo guter kleiner Junge!“

Aber plötzlich, wie von einem inneren Schrecken getrieben, drückte er ſie wieder von ſich. „Haſt Du es bedacht, Anna?“ ſagte er; — „ich könnte Dir nicht rathen, meines Sohnes Frau zu werden.“

Ein leichtes Zucken flog über das Geſicht des Mädchens, während der alte Mann mit geſchloſſenen Lippen vor ihr ſaß. Ein paar Mal nickte ſie ihm zu: „Ja Ohm,“ ſagte ſie dann, „ich weiß wohl, er iſt nicht der Bedachteſte, ſonſt hättet Ihr ja keine Sorgen; aber was damals, vor Jahren hier geſchah, Ihr ſagtet ſelbſt einmal, Ohm, es war ein halber Bubenſtreich; und wenn er auch den Erſatz noch nicht geleiſtet hat, ſo etwas iſt doch nicht mehr vorgekommen.“

Carſten erwiderte nichts. Unwillkürlich gingen ſeine Blicke nach dem Ofen, worin die Fetzen jener Briefe lagen. — Wenn er ſie jetzt hervorholte! Wenn er vor ihren Augen ſie jetzt wieder Stück für Stück zuſammenfügte! — Weder Anna noch Brigitte wußten von dieſen Dingen.

Seine Thränen waren verſiegt; aber er nahm ſein Schnupftuch, um ſich die hervorbrechenden Schweißperlen von der Stirn zu trocknen. Er verſuchte zu ſprechen; aber die Worte wollten nicht über ſeine Lippen.

Das ſchöne blonde Mädchen ſtand wieder aufgerichtet vor ihm; mit ſteigender Angſt ſuchte ſie die Gedanken von ſeinem ſtummen Antlitz abzuleſen.

„Ohm, Ohm!“ rief ſie. „Was iſt geſchehen? Ihr waret ſo ſtill und ſorgenvoll die letzte Zeit!“ — Aber als er wie flehend zu ihr aufblickte, da ſtrich ſie mit der Hand ihm die gefurchte Wange. „Nein, ſorget Euch nur nicht ſo ſehr; nehmt mich getroſt zur Tochter an; Ihr ſollet ſehen, was eine gute Frau vermag!“

Und als er jetzt in ihre jungen muthigen Augen blickte, da vermochte er das Wort nicht mehr hervorzubringen, vor dem mit einem Schlag ſeines Kindes Glück verſchwinden konnte.

Plötzlich ergriff Anna, die einen Blick durch's Fenſter gethan hatte, ſeine Hände. „Da kommt Herr Jaſpers!“ ſagte ſie. „Nicht ſo? Ihr macht nun Alles richtig?“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, ging ſie raſch zur Thür hinaus.

Da wurde ihm die Zunge frei. „Anna, Anna!“ rief er; wie ein Hülferuf brach es aus ſeinem Munde. Aber ſie hörte es nicht mehr; ſtatt ihrer ſchob ſich Herrn Jaſpers' Fuchsperrücke durch die Stubenthür, und mit ihm hinein drängten ſich wieder die ſchmeichelnden Zukunftsbilder und halfen, unbekümmert um das Dunkel hinter ihnen, den Handel abzuſchließen.

* * *

Mit dem Eckhauſe an der anderen Seite der Twiete beginnt vom Haſenplatz nach Oſten zu die Krämerſtraße, deren gegenüberliegende Häuſerreihe, am Markt vorüber, ſich in der langen Süderſtraße fortſetzt. Dort, in einem geräumigen Hauſe, wohnten Heinrich und Anna. Vor dem Laden auf dem geräumigen Hausflur wimmelte es an den Markttagen jetzt wieder von einkaufenden Bauern, und Anna hatte dann vollauf zu thun, die Gewichtigeren von ihnen in die Stube zu nöthigen, zu bewirthen und zu unterhalten; denn das gewandte und umgängliche Weſen ihres Mannes hatte die Kundſchaft nicht nur zurückgebracht, ſondern auch vermehrt.

Carſten konnte es ſich nicht verſagen, täglich einmal bei ſeinen Kindern vorzugucken. Von dem Haſenplatze, dort wo die Schleuſe nach Oſten zu die Häuſerreihe unterbricht, führte ein anmuthiger Fußweg hinter den Gärten jener Straßen, auf welchem man derzeit zu einer beſtimmten Vormittagsſtunde ihn unfehlbar wandern ſehen konnte. Aber er gönnte ſich Weile; geſtützt auf ſeinen treuen Bambus, ſtand er oftmals im Schatten der hohen Gartenhecken und ſchaute nach der anderen Seite auf die Wieſen, durch welche der Meeresſtrom ſich in's grüne Land hinausdrängt; jetzt zwar gebändigt durch die Schleuſe, im Herbſt oder Winter aber auch wohl darüber hinſtürzend, die Wieſen überſchwemmend und die Gärten arg verwüſtend. — Bei ſolchen Gedanken kamen Stock und Beine des Alten wieder in Bewegung: er mußte ſogleich doch Anna warnen, daß ſie zum October ihre ſchönen Sellerie zeitig aus der Erde nehme. Hatte er dann das Lattenpförtchen zu Anna's Garten erreicht, ſo kam die hohe Frauengeſtalt ihm meiſtens auf dem langen Steige ſchon entgegen; ja, als es zum zweiten Male Sommer wurde, kam ſie nicht allein; ſie trug einen Knaben auf ihrem Arm, der ihr eigen und der auf den Namen ſeines Vaters getauft war. Und wie gut ihr das mütterliche Weſen ließ, wenn ſie, die friſche Wange an die ihres Kindes lehnend, leiſe ſingend den Gartenſteig hinabſchritt! Selbſt Carſten hatte jetzt Geſellſchaft; denn durch das Kind war, trotz ihrer vorgeſchrittenen Altersſchwäche, auch Brigitte in Bewegung gebracht. Unten am Pförtchen ſchon, wenn droben kaum die junge Frau mit dem Kinde aus den Bäumen trat, riefen die alten Geſchwiſter den Beiden zärtliche Worte zu. Brigitte nickte und Carſten winkte grüßend mit ſeinem Bambusrohr, und wenn ſie endlich nahe gekommen waren, ſo konnte Brigitte an dem Anblick des Kindes, Carſten noch mehr an dem der Mutter ſich kaum erſättigen.

— — Das Glück ging vorüber, ja, es war ſchon fort, als Carſten und Brigitte noch in ſeinem Schein zu wandeln glaubten; ihre Augen waren nicht mehr ſcharf genug, um die feinen Linien zu gewahren, die ſich zwiſchen Mund und Wangen allmälig auf Anna's klarem Antlitz einzugraben begannen.

Heinrich, der anfänglich mit ſeinem raſch verfliegenden Feuereifer das Geſchäft angefaßt hatte, wurde bald des Kleinhandels und des dabei vermachten perſönlichen Verkehrs mit dem Landvolke überdrüſſig. Zu mehrerem Unheil war um jene Zeit wieder einmal ein großſprechender Speculant in die Stadt gekommen, nur wenig älter als Heinrich und deſſen Verwandter von mütterlicher Seite; er war zuletzt in England geweſen und hatte von dort zwar wenig Mittel, aber einen Kopf voll halbreifer Pläne mit herübergebracht, für die er bald Heinrichs lebhafte Theilnahme zu entzünden wußte.

Zunächſt verſuchte man es mit einem Vieh-Export auf England, der bisher in den Händen einer günſtig belegenen Nachbarſtadt geweſen war. Nachdem dies mißlungen war, wurde draußen vor der Stadt unter dem Seedeich ein Auſterbehälter angelegt, um mit den Engliſchen Natives den hieſigen Pächtern Concurrenz zu machen, aber dem an ſich ausſichtsloſen Unternehmen fehlte überdies die ſachkundige Hand, und Carſten, deſſen Warnung man vorher verachtet, mußte einen Poſten nach dem anderen decken und eine Schuld über die andere auf ſeine Grundſtücke einſchreiben laſſen.

Anna ſah jetzt ihren Mann nur ſelten einen Abend noch im Hauſe; denn der unverheirathete Vetter nahm ihn mit in eine Wirthsſtube, in der er den Beſchluß ſeines Tagewerkes zu machen pflegte. Hier beim heißen Glaſe wurden die Unternehmungen berathen, womit man demnächſt die kleine Stadt in Staunen ſetzen wollte; nachher, wenn dazu der Kopf nicht mehr taugte, kamen die Karten auf den Tiſch, wo Einſatz und Erfolg ſich raſcher zeigte.

Heinrich hatte bei alle dem die Augen für ſein Weib noch nicht verloren. Warf das Glück ihm einen augenblicklichen Gewinn zu, der ihm in ſeinem Sinne ſtets zum reichen Manne machte, ſo gab er wohl die Hälfte davon hin, ſei es für Ketten oder Ringe oder für einen koſtbaren Stoff, um ihren ſchönen Leib damit zu ſchmücken. Aber was ſollte Anna, als die Frau eines Kleinhändlers, mit dieſen Dingen, zumal da nach und nach die ganze Leitung des Ladengeſchäftes auf ihre Schultern gekommen war?

Eines Sonntags — die erſte Ladung Auſtern war damals eben raſch und glücklich ausverkauft — da ſie, ihren Knaben auf dem Arm, im Zimmer auf und ab ging, trat Heinrich raſch und fröhlich zu ihr ein. Nachdem er eine Weile ſeine Augen auf ihrem Antlitz hatte ruhen laſſen, führte er ſie vor den Spiegel und legte dann plötzlich ein Halsband mit à jour gefaßten Saphiren um ihren Nacken; glücklich wie ein Kind betrachtete er ſie. „Nun, Anna? — Laß Dir's gefallen, bis ich Dir Diamanten bringen kann!“

Der Knabe griff nach den funkelnden Steinen und ſtieß Laute des Entzückens aus, aber Anna ſah ihren Mann erſchrocken an. „O Heinrich, Du haſt mich lieb; aber Du verſchwendeſt! Denk an Dich, an unſer Kind!“

Da war die Freude auf ſeinem Antlitz ausgelöſcht; er nahm den Schmuck von ihrem Halſe und legte ihn wieder in die Kapſel, aus der er ihn zuvor genommen hatte. „Anna!“ ſagte er nach einer Weile und ergriff faſt demüthig die Hand ſeiner Frau, „ich habe meine Mutter nicht gekannt, aber ich habe von ihr gehört — nicht zu Hauſe, mein Vater hat mir nie von ihr geſprochen, ein alter Capitän in Hamburg, der in ſeiner Jugend einſt ihr Tänzer war, erzählte mir von ihr — ſie iſt ſchön geweſen; aber ſie hat auch nichts Anderes wollen, als nur ſchön und fröhlich ſein; für meinen Vater iſt ihr Tod vielleicht ein Glück geweſen — ich hatte oftmals Sehnſucht nach dieſer Mutter; aber, Anna — ich glaube, ihren Sohn den hätteſt Du beſſer nicht zum Mann genommen."

In leidenſchaftlicher Bewegung ſchlang das junge Weib den freien Arm um ihres Mannes Nacken. „Heinrich, ich weiß es, ich bin anders als Du, als Deine Mutter; aber darum eben bin ich Dein und bin bei Dir; wolle auch Du nur bei mir ſein, geh' nur Abends nicht immer fort, auch um Deines alten Vaters willen thu' das nicht! Er grämt ſich, wenn er Dich in der Geſellſchaft weiß."

Aber bei Heinrich hatte in Folge der letzten Worte die Stimmung ſchon gewechſelt. Er löſte Anna's Arm von ſeinem Halſe, und mit einem Scherz, der etwas unſicher über ſeine Lippen kam, ſagte er: „Was kann denn ich dafür, wenn der Wein, den ich trinke, meinem Vater Kopfweh macht?"

Mit einer heftigen Bewegung ſchloß Anna den Knaben an ihre Bruſt. „Sei verſichert, Heinrich, ich werde treulich ſorgen, daß dieſes Kind das nicht dereinſt von ſeinem Vater ſage!"

„Nun, nun, Anna! Es war ja nicht ſo bös gemeint."

— — Wie es immer gemeint ſein mochte, anders war es deshalb nicht geworden. Der Nachtwächter, wenn er derzeit auf ſeiner Runde ſich Heinrichs Hauſe näherte, ſah oft den Kopf der jungen Frau aus dem offenen Fenſter in die nächtlich ſtille Gaſſe hinaushorchen; er kannte ſie wohl, denn er war der Vater jenes Nachbarkindes, mit dem Anna ſich einſt ſo liebreich umhergeſchleppt hatte. Ehrerbietig, ohne von ihr bemerkt zu werden, zog er im Vorübergehen ſeinen Hut und rief erſt weit hinter ihrem Hauſe die ſpäte Stunde ab. Aber Anna hatte doch jeden Glockenſchlag gezählt, und wenn endlich der bekannte Schritt von unten aus der Straße ihr entgegenſcholl, ſo war er meiſtens nicht ſo ſicher, als ſie ihn am Tage doch noch zu hören gewohnt war. Dann floh ſie in's Zimmer zurück und warf angſtvoll die Arme über die Wiege ihres Kindes.

In der Stadt ſchüttelten ſchon längſt die klugen, wie die dummen Leute ihre Köpfe, und Abends im Rathskeller konnte man von vergnüglichem Lachen die Fuchsperrücke auf Herrn Jaspers Haupte hüpfen ſehen; ja, er konnte ſich nicht enthalten, ſeinem Freunde, dem Stadtswagemeiſter, wiederholt die tröſtliche Zuverſicht auszuſprechen, daß das Haus in der Süderſtraße bald noch einmal durch ſeine ſchmutzigen Maklerhände gehen werde.

Indeſſen hatte Carſten einen ſtillen, immer wiederkehrenden Kampf mit ſeinem eigenen Kinde zu beſtehen. Damals bei Eingehung der Ehe hatte er es bei den Brautleuten durchgeſetzt, daß ein Theil von Anna's Vermögen als deren Sondergut unter ſeiner Verwaltung geblieben war; jetzt ſollte auch dieſes in das Compagnie-Geſchäft hineingeriſſen werden; aber Anna, welche, ſeit ſie Mutter geworden war, dieſen Reſt als das Eigenthum ihres Kindes betrachtete, hatte Alles in ihres Ohms und Vaters treue Hand gelegt. — Stöhnend, wenn nach ſolcher Verhandlung der Sohn ihn unwillig verlaſſen hatte, blickte der Greis wohl nach dem Ofen, in dem vor Jahren die Reſte jener Briefe verbrannt waren, oder er ſtand vor ſeinem Familienbilde und hielt ſtummen, ſchmerzlichen Zwieſprach mit dem Schatten ſeiner eigenen Jugend.

Ein anſcheinend unbedeutender Umſtand kam noch hinzu. In einer Nacht, es mochte ſchon gegen zwei Uhr Morgens ſein, erkrankte die alte Brigitte plötzlich, und da nur über Tag eine Aushülfsfrau im Hauſe war, ſo machte Carſten ſich ſelber auf, den Arzt zu holen.

Sein Rückweg führte ihn an jener vorerwähnten Wirthsſtube vorüber, aus deren Fenſtern allein in der dunkeln Häuſerreihe noch ein Lampenſchein auf die Straße hinausfiel. Gäſte ſchienen nicht mehr dort zu ſein; denn es war ganz ſtill darinnen; und ſchon hatte Carſten das Haus im Rücken, da drang von dort ein heiſerer Laut in ſeine Ohren, der ihn plötzlich ſtill ſtehen machte; in dieſer häßlichen Menſchenſtimme, in der ſich eine andere ihm bekannte zu verſtecken ſchien, war etwas, das ihn auf den Tod erſchreckte. Er konnte nicht weiter, er mußte zurück; lauernd und gierig, noch einmal und genauer dann zu hören, ſtand er unter dem Fenſter der verrufenen Kneipe. Und noch einmal kam es, müde wie von lallender Zunge ausgeſtoßen. Da ſchlug der Alte beide Hände über den Kopf zuſammen, und ſein Stock fiel ſchallend auf die Steine.

Brigitte genas allmälig, ſoweit man im fünfundſiebzigſten Jahre noch geneſen kann; Carſten aber hatte ſeit jener Nacht auch ſeinen letzten Schlaf verloren. Immer meinte er von jener Trinkſtube her, die doch mehrere Straßen weit entfernt lag, die heiſere Stimme ſeines Sohnes zu hören; er ſetzte ſich auf in ſeinen Kiſſen und horchte auf die Stille der Nacht; aber immer wieder in kleinen Pauſen löſte ſich aus ihr jener furchtbare Ton; ſeine hagere Hand griff in das Dunkel hinein, als wolle ſie die des Sohnes faſſen; aber ſchlaff fiel ſie alsbald über den Rand des Bettes nieder.

Seine Gedanken flogen zurück in Heinrichs Kinderzeit; er ſuchte ſich das glückliche Geſicht des Knaben zurückzurufen, wenn es hieß: „Am Deich ſpazieren gehen“; er ſuchte ſeinen Jubel zu hören, wenn ein Lerchenneſt gefunden oder eine große Seeſpinne von der Fluth an's Ufer getrieben wurde. Aber auch hier kam etwas, um ſeinen kargen Schlaf mit ihm zu theilen. Nicht nur, wenn es von den Nordſee-Watten her an ſein Fenſter wehte, ſondern auch in todtſtiller Nacht, immer war jetzt das eintönige Toſen des Meeres in ſeinen Ohren; wie zur Ebbezeit von weit draußen, hinter der Schmaltiefe ſchien es herzukommen; ſtatt des glücklichen Geſichtes ſeines Knaben ſah er die bloßgelegten Strecken des gährenden Wattenſchlamms im Mondſchein blänkern, und daraus flach und ſchwarz erhob ſich eine öde Hallig. Es war dieſelbe, bei der er einſt mit Heinrich angefahren, um Möven- oder Kiebitzeier dort zu ſuchen. Aber ſie hatten keine gefunden; nur den aufgeſchwemmten Leichnam eines Ertrunkenen. Er lag zwiſchen dem urweltlichen Kraut des Queller, von großen Vögeln umflogen, die Arme ausgeſtreckt, das furchtbare Todtenantlitz gegen den Himmel gekehrt. Schreiend, mit entſetzten Augen hatte bei dieſem Anblick der Knabe ſich an den Vater angeklammert.

Immer wieder, ja ſelbſt im Traum, wohin dieſe Vorſtellungen ihn verfolgten, ſuchte der Greis ſeine Gedanken nach friedlicheren Orten hinzulenken; aber jedes Wehen der Luft führte ihn zurück auf jenes furchtbare Eiland.

Auch die Tage waren anders geworden; der alte Carſten Curator führte zwar noch dieſen ſeinen Beinamen; aber er führte ihn faſt nur noch wie ein penſionirter Beamter ſeinen Amtstitel, und freilich ohne alle Penſion. Die meiſten ſeiner derartigen Geſchäfte waren in jüngere Hände übergegangen; nur das kleine ſtädtiſche Amt, das er derzeit wirklich erhalten hatte, wurde noch von ihm bekleidet, und auch der Wollwaarenhandel ging in Brigittens alternder Hand ſeinen, freilich immer ſchwächeren Gang.

* * *

Es war an einem Nachmittag zu Anfang des November. Der Wind kam ſteif aus Weſten; der Arm, mit dem die Nordſee in Geſtalt des ſchmalen Hafens in die Stadt hineinlangt, war von trübgrauem Waſſer angefüllt, das kochend und ſchäumend ſchon die Hafentreppen überfluthet hatte und die kleinen vor Anker liegenden Inſelſchiffe hin und wieder warf.

Hier und da begann man ſchon vor Hausthüren und Kellerfenſtern die hölzernen Schotten einzulaſſen, zwiſchen deren doppelte Wände dann der Dünger eingeſtampft wurde, der ſchon ſeit Wochen auf allen Vorſtraßen lagerte.

Aus dem Hauſe an der Twiete trat, von Brigitte zur Thür geleitet, ein junger Schiffer, der ſich mit einer wollenen Jacke für den Winter ausgerüſtet hatte; aber der Sturm riß ihm das Papier von ſeinem Packen und den Hut vom Kopfe. „Oho, Jungfer Brigitte,“ rief er, indem er ſeinem Hute nachlief, „der Wind iſt umgeſprungen; das giebt bös Waſſer heut'!“

„Herr du mein Jeſus!“ ſchrie die Alte; „ſie dämmen überall ſchon vor! Chriſtinchen, Chriſtinchen!“ — ſie wandte ſich zu einem Nachbarskinde, das ſie in Abweſenheit der Eltern in ihrer Obhut hatte — „die Schotten müſſen aus dem Keller! Lauf in die Krämerſtraße; der lange Chriſtian, er muß ſogleich herüberkommen!“

Das Kind lief; aber der Sturm faßte es und hätte es wie einen armen Vogel gegen die Häuſer geworfen, wenn nicht zum Glück der lange Chriſtian ſchon gekommen wäre und es mit zurückgebracht hätte.

Die Schotten wurden herbeigeholt und vor der Hausthür bis zu halber Manneshöhe eingelaſſen. Als die Dämmerung herabfiel, war faſt der ganze Hafenplatz ſchon überfluthet; aus den dem Bollwerk nahe gelegenen Häuſern brachte man mit Böten die Bewohner nach den höheren Stadttheilen. Die Schiffe drunten riſſen an den Ankerketten, die Maſten ſchlugen gegen einander; große weiße Vögel wurden mitten zwiſchen ſie hineingeſchleudert oder klammerten ſich ſchreiend an die ſchlotternden Taue.

Brigitte und das Kind hatten eine Zeit lang der Arbeit des langen Chriſtian zugeſehen; jetzt ſaßen ſie im Dunkeln in der Stube hinter den feſt angeſchrobenen Fenſterläden. Draußen das Klatſchen des Waſſers, das Pfeifen in den Schiffstauen, das Rufen und Schreien der Menſchen; wie grimmig zerrte es an den Läden, als wollte es ſie herunterreißen. „Hu,“ ſagte das Kind, „es kommt herein, es holt mich!“

„Kind, Kind,“ rief die Alte, „was ſprichſt Du da? Was ſoll herein kommen?“

„Ich weiß nicht, Tante, das, was da außen iſt!“

Brigitte nahm das Kind auf ihren Schooß.

„Das iſt der liebe Gott, Chriſtinchen; was der thut, das iſt wohl gethan. — Aber komm, wir wollen oben nach meiner Kammer gehen!“

Während deſſen war Carſten hinten im Peſel beſchäftigt; er packte die in dem einen Schranke lagernden alten Papiere und Rechnungsbücher aus und trug ſie nach der Kammer des Seitenbaues hinauf; denn erſt nach etwa einer Stunde war hohe Fluth; das untere Haus war heute nicht ſicher vor dem Waſſer.

Eben trat er, eine brennende Unſchlittkerze in der Hand, wieder in den Peſel; das im Zuge qualmende Licht, welches er in Ermangelung eines Tiſches auf die Fenſterbank niederſetzte, ließ den hohen Raum mit den mächtigen Schränken nur um ſo düſterer erſcheinen; bei dem ſchräg von Weſten einfallenden Sturme raſſelten die in Blei gefaßten Scheiben, als ſollten ſie jeden Augenblick auf die Flieſen hineingeſchleudert werden.

Der Greis ſchien es desungeachtet und trotz der Schreie und Rufe, die von der Straße zu ihm hereindrangen, nicht eben eilig mit ſeiner Arbeit zu haben. Sein Haus, das ſteinerne, würde ſchon ſtehen bleiben; ein anderer Untergang ſeines Hauſes ſtand ihm vor der Seele, dem er nicht zu wehren wußte. Am Vormittage war Anna dageweſen und hatte, als letzte Rettung ihres Mannes, nun ſelbſt die Auslieferung ihrer Werthpapiere von ihm verlangt; aber auch ihr, die zu dieſer Forderung berechtigt war, hatte er ſie abgeſchlagen. „Verklage mich; dann können ſie mir gerichtlich abgenommen werden!“ Er wiederholte ſich jetzt dieſe Worte, mit denen er ſie entlaſſen hatte, und Anna's gramentſtelltes Antlitz ſtand vor ihm auf, eine ſtumme Anklage, der er nicht entgehen konnte.

Als er ſich endlich wieder an dem Schranke niederbückte, hörte er draußen die Thür, welche von der Twiete in den Hof führte, gewaltſam aufreißen; bald darauf wurde auch die Hofthür des Peſels aufgeklinkt, und wie vom Sturm hereingeworfen, ſtand mitten in dem düſteren Raume eine Geſtalt, in der Carſten allmälig ſeinen Sohn erkannte.

Aber Heinrich ſprach nicht und machte auch keine Anſtalt, die Thür, durch welche der Sturm hereinblies, wieder zu ſchließen. Erſt, nachdem ſein Vater ihn aufgefordert hatte, that er das; doch war ihm mehrmals die Klinke dabei aus der Hand geflogen.

„Du haſt mir noch keinen guten Abend geboten, Heinrich,“ ſagte der Alte.

„Guten Abend, — Vater.“

Carſten erſchrak, als er den Ton dieſer Stimme hörte. „Was willſt Du?“ fragte er. „Weshalb biſt Du nicht bei Frau und Kind? Das Waſſer wird ſchon längſt in Eurem Garten ſein.“

Was Heinrich hierauf erwiderte, war bei dem Toſen, das von allen Seiten um das Haus fuhr, kaum zu hören.

„Ich verſtehe Dich nicht! Was ſagſt Du?“ rief der Greis. — „Das Geld? Die Papiere Deiner Frau? — Nein, die gebe ich nicht!“

„Aber — ich bin bankerott — ſchon morgen!“ Die Worte waren gewaltſam hervorgeſtoßen, und Carſten hatte ſie verſtanden.

„Bankerott!“ Wie betäubt wiederholte er das eine Wort. Aber bald danach trat er dicht zu ſeinem Sohn, und die hagere Hand wie zu eigener Stütze gegen ſeine Bruſt preſſend, ſagte er faſt ruhig: „Ich bin weit mit Dir gegangen, Heinrich; Gott und Dein armes Weib wollen mir das verzeihen! Ich gehe nun nicht weiter; was morgen kommt, — wir büßen beide dann für eigene Schuld.“

„Vater! mein Vater!“ ſtammelte Heinrich. Er ſchien die Worte, die zu ihm geſprochen wurden, nicht zu faſſen.

In jähem Andrang ſtreckte der Greis beide Arme nach dem Sohne aus; und wenn die in dem großen Raume herrſchende Dämmerung es geſtattet hätte, und wenn ſeine Augen klar genug geweſen wären, Heinrich hätte vor dem Ausdruck in ſeines Vaters Angeſicht erſchrecken müſſen; aber die Schwäche, welche dieſen für einen Augenblick überwältigt hatte, ging vorüber. „Dein Vater?“ ſagte er, und ſeine Worte klangen hart.

„Ja, Heinrich! — Aber ich war noch etwas Anderes — die Leute nannten mich danach — nur ein Stück noch habe ich davon behalten; ſieh' zu, ob Du es aus meinen alten Händen reißen kannſt! Denn — betteln gehen, das ſoll Dein Weib doch nicht, weil ihr Curator ſie für ſeinen ſchlechten Sohn verrathen hat!“ Von draußen drang ein Geſchrei herein, und aus entfernten Straßen ſcholl der dumpfe herkömmliche Nothruf: „Water! Water!“

„Hörſt Du nicht?“ rief der Alte; „die Schleuſe iſt gebrochen! Was ſtehſt Du noch? Ich habe keine Hülfe mehr für Dich!“

Aber Heinrich antwortete nicht; er ging auch nicht; mit ſchlaff herabhängenden Armen blieb er ſtehen.

Da, wie in plötzlicher Anwandlung, griff Carſten nach der flackernden Unſchlittkerze und hielt ſie dicht vor ſeines Sohnes Angeſicht.

Zwei ſtumpfe gläſerne Augen ſtarrten auf ihn hin.

Der Greis taumelte zurück. „Betrunken!“ ſchrie er, „Du biſt betrunken!“

Er wandte ſich ab; mit der einen Hand die qualmende Kerze vor ſich haltend, die andere abwehrend hinter ſich geſtreckt, wankte er nach der Thür des Seitenbaues. Als er hindurchſchritt, fühlte er ſich an ſeinem Rocke gezerrt; aber er machte ſich los, und es wurde finſter im Peſel, und von der anderen Seite drehte ſich der Schlüſſel in der Thür.

Der Trunkene war plötzlich ſeiner Sinne mächtig geworden. Wie aus dem Nebel eines Traumes erwachend, fand er ſich allein in dem ihm wohlbekannten dunklen Raume; er wußte mit einem Male jedes Wort, das zu ihm geſprochen war. Er taſtete an der verſchloſſenen Thür, er rüttelte daran. „Vater! hör' mich!“ rief er, „hilf mir, mein Vater! nur noch dies eine, letzte Mal!“ Und wieder rüttelte er, und noch einmal mit lauter Stimme rief er es. Aber, ob der Sturm es verwehte, oder ob ſeines Vaters Ohr für ihn verſchloſſen war, ihm wurde nicht geöffnet; nichts hörte er, als das Toben in den Lüften und zwiſchen den Schluchten der Höfe und Häuſer.

Eine Weile noch ſtand er, das Ohr gegen die Thür gedrückt; dann endlich ging er fort. Aber nicht durch den Hof nach der Twiete, wo die Thür vielleicht noch frei von Waſſer war; er ging durch den Flur an die Schotten der offenen Hausthür, an denen ſchon bis zur halben Höhe das Waſſer hinaufklatſchte. Der Mond war aufgeſtiegen; aber am Himmel flogen die Wolken; Licht und Dunkel jagten abwechſelnd über die ſchäumenden Waſſer. Vor ihm über der Schleuſe, wo es oſtwärts durch die Häuſerlücke nach den Gärten und

Wieſen geht, ſchien jetzt ein mächtiger Strom hinabzuſchießen; er glaubte den Todesſchrei der Thiere zu hören, welche die erbarmungsloſen Naturgewalten wie im Taumel dort vorüberriſſen. Ihn ſchauderte; — was wollte er hier? — Aber gleich darauf warf er den bleichen, noch immer jugendlich ſchönen Kopf zurück. „Oiho, Jens!“ rief er plötzlich; er hatte ſeitwärts unter den Häuſern ein mit zwei Leuten bemanntes Boot erblickt, das zu einem der früheren Auſterſchiffe gehörte. Ein trotziger Uebermuth ſprühte aus ſeinen eben noch ſo ſtumpfen Augen. „Gieb mir das Boot, Jens! Oder habt Ihr ſelbſt noch was damit?“

„Diesmal nicht!“ ſcholl es zurück. „Aber wohin will der Herr?“

„Wohin? Ja, wohin? Dort, nur querüber nach der Krämerſtraße!“

Das winzige Boot legte ſich an die Schotten.

„Steigt ein, Herr; aber ſetzt uns hier nebenan beim Schlachter ab!“

Heinrich ſtieg ein, und die beiden Anderen wurden, wie ſie es verlangten, ausgeſetzt. Als ſie aber dort hinter den Schotten in der Hausthür ſtanden, ſahen ſie bald, daß das Boot nicht, wie Heinrich angegeben, in den ſicheren Paß der Straße lenkte. „Herr, zum Teufel,“ ſchrie der Eine, „wo wollt Ihr hin?“

Heinrich war noch im Schutze der Häuſerreihe.

„Nach Haus!“ rief er zurück. „Hintenum nach Haus!“

„Herr, ſeid Ihr toll! Das geht nicht; das Boot kentert, eh' Ihr um die Schleuſe ſeid!“

„Muß gehen!“ kam es noch einmal halbverweht zurück; dann ſchoß das Boot in den wüſten Waſſerſchwall hinaus. Noch eine Weile ſahen ſie es wie einen Schatten von den Wellen auf- und abgeworfen; als es über der Schleuſe in die Häuſerlücke gelangte, wurde es vom Strom gefaßt. Die Leute ſtießen einen Schrei aus; das Boot war jählings ihrem Blick verſchwunden. — —

„War mir doch,“ ſagte Brigitte oben in ihrer Kammer zu dem Kinde, „als hätte ich vorhin des Onkel Heinrich's Stimme gehört! Aber wie ſollte der hierher kommen!“ Dann ging ſie hinaus und rief von der Treppe in den dunklen Flur hinab: „Heinrich, biſt Du da, Heinrich?“ — Als keine Antwort kam, ſchüttelte ſie den Kopf und horchte noch einmal; aber nur das Waſſer klatſchte gegen die Schotten.

Sie ging vollends in das Unterhaus hinab, entzündete mit Mühe ein Licht und ſtellte es in das Ladenfenſter; dann, nachdem ſie den Waſſerſtand beſichtigt hatte, ſtieg ſie wieder hinauf in ihre Kammer.

„Sei ruhig, Chriſtinchen, das Waſſer kommt heute nicht in's Haus; aber der Onkel Heinrich iſt auch nicht dageweſen."

Wohl eine Viertelſtunde war vergangen; draußen ſchien es ruhiger zu werden, die Leute ſaßen abwartend in ihren Häuſern. Da ſetzte Brigitte plötzlich das Kind von ihrem Schoße: „Was war das? Hörteſt Du das, Chriſtinchen?" Und wieder lief ſie nach der Treppe. „Iſt Jemand unten?" rief ſie in den Flur hinab.

Eine Männerſtimme antwortete durch die offene Hausthür.

„Was wollt Ihr? Seid Ihr's denn, Nachbar?" fragte die Alte. „Wie ſeid Ihr an das Haus gekommen?"

„Ich hab' ein Boot, Brigitte; aber kommt einmal herab!"

So raſch ſie vor dem Kinde konnte, das ſich wieder an ihren Rock geklammert hatte, ſtieg ſie die Treppe hinab. „Was iſt denn, Nachbar? Gott ſchütze uns vor Unglück!"

„Ja, ja, Brigitte, Gott ſchütze uns! Aber hinter der Krämerſtraße auf den Fennen iſt ein Menſch in Noth."

„Allbarmherziger Gott, ein Menſch! Wollt Ihr das große Tau von unſerem Boden?"

Der Mann ſchüttelte den Kopf. „Es iſt zu weit, der Menſch ſitzt auf dem hohen Scheuerpfahl, der nur noch eben über Waſſer iſt. Hört nur! Man kann ihn ſchreien hören! — Nein, nein, es war nur der Wind. Aber drüben von des Bäckers Hausboden können ſie ihn ſehen.“

„Bleibt noch!“ ſagte die Alte. „Ich will Carſten rufen; vielleicht weiß der noch Rath.

Ein paar Worte noch wechſelten ſie; dann lief Brigitte nach dem Peſel. Aber es war dunkel, Carſten war nicht dort. Als ſie ſich mit dem Kinde nach der Ecke des Seitenbaues hingetaſtet hatte, fand ſie die Thür verſchloſſen.

„Carſten, Carſten!“ rief ſie und ſchlug mit beiden Händen darauf los. Endlich kam es die Treppe herab, der Schlüſſel drehte ſich, und Carſten mit der heruntergebrannten Kerze in der Hand trat ihr todtenbleich entgegen.

„Um Gotteswillen, Bruder, wie ſiehſt Du aus! Warum verſchließt Du Dich? Was haſt Du oben in der Todtenkammer aufgeſtellt?“

Er ſah ſie ruhig, aber wie abweſend aus ſeinen großen Augen an.

„Was willſt Du, Schweſter?“ fragte er. „Iſt denn das Waſſer ſchon im Fallen?“

„Nein, Bruder; aber es hat ein Unglück gegeben!“ Und ſie berichtete mit fliegenden Worten, was der Nachbar ihr erzählt hatte.

Die ſteinerne Geſtalt des Alten wurde plötzlich lebendig. „Ein Menſch? Ein Mann, Brigitte?“ rief er und packte den Arm ſeiner alten Schweſter.

„Freilich, freilich; ein Mann, Bruder!“

Das Kind, das Brigittens Rock nicht losgelaſſen hatte, ſtreckte jetzt ſein Köpfchen vor. „Ja, Carſten Ohm,“ ſagte es wichtig, „und der Mann ruft immer nach ſeinem Vater! Von Nachbar Bäcker ſeinem Boden können ſie ihn ſchreien hören!“

Carſten ließ das Licht auf die Flieſen fallen und ſtürzte fort. Er war ſchon drunten vor den Schotten und wäre in das Waſſer hinausgeſtiegen, wenn ihm der Nachbar nicht noch zur Noth in's Boot geholfen hätte.

Einige Augenblicke ſpäter ſtand er drüben in der Krämerſtraße auf dem dunklen Boden des Bäckers und ließ durch die offene Luke ſeine Blicke in den nächtlichen Graus hinausirren.

„Wo? wo?“ fragte er zitternd.

„Guckt nur gerade aus! Der Pfahl auf Peter Hanſen's Fenne!“ antwortete der dicke Bäcker, der, mit den Daumen in den Armlöchern ſeiner Weſte, neben ihm ſtand; „'s iſt nur zu dunkel jetzt; Ihr müßt warten, bis der Mond wieder vorkommt! Aber ich geh' nach unten; ich bin zu weich; ich halt's nicht aus, das Schreien hier mit anzuhören."

„Schreien? Ich höre nichts!"

„Nicht? Nun, helfen kann's Dem drüben auch nicht weiter."

Eine blendende Mondhelle brach durch die vorüberjagenden Wolken und beleuchtete das geiſterbleiche Geſicht des Greiſes, der ſein fliegendes Haar mit beiden Händen hielt, während die großen Augen angſtvoll über die ſchäumende Waſſerwüſte ſchweiften.

Plötzlich zuckte er zuſammen.

„Carſten, alle Teufel, Carſten!" rief der Bäcker, der trotz ſeines weichen Herzens noch zur Stelle war; denn in demſelben Augenblicke war Carſten lautlos in die Arme des dicken Mannes hingefallen.

„Ja, ſo," ſetzte der hinzu, als er nun auch einen Blick durch die Luke that; „der Pfahl iſt, bei meiner armen Seele, leer! Aber was zum Henker ging denn das den Alten an!"

* * *

Es iſt zwar nie ermittelt worden, wer der Menſch geweſen, deſſen Nothſchrei derzeit von der Fluth erſtickt wurde; gewiß aber iſt es, daß Heinrich weder in jener Nacht noch ſpäter wieder nach Hauſe gekommen oder überhaupt geſehen worden iſt.

Im Uebrigen hat Herrn Jaspers' fröhliche Zuverſicht ſich mehr noch als bewährt; nicht nur das Haus in der Süderſtraße, auch das an der Twiete ging bald durch ſeine Hände. Nur Tante Brigittens Sarg ſtand noch im kühlen Peſel und wurde von da zur ewigen Ruhe hinausgetragen. Carſten mußte ausziehen; während drinnen der Auctionshammer ſchallte, ging er, von Anna geſtützt, aus ſeinem alten Hauſe, um es niemals wieder zu betreten. Oben in der Süderſtraße, weit hinter Heinrichs früherem Geweſe, dort wo die letzten kleinen Häuſer mit Stroh gedeckt ſind, war jetzt ihre gemeinſchaftliche Heimath. Ein Amt bekleidete Carſten nicht mehr, auch ſonſt betrieb er keine Geſchäfte; denn in jener Nacht war er vom Schlage getroffen worden, und ſein Kopf hatte gelitten; dagegen war er noch wohl geeignet, den kleinen Heinrich zu warten, welcher den halben Tag auf ſeines Großvaters Schoße zubrachte. Noth litt der Alte nicht, obgleich Anna auch den letzten Bruchtheil ihres Vermögens um des Gedächtniſſes ihres Mannes willen hingegeben hatte; aber ihre Hände und ihr Muth waren nimmer müde. Sie war völlig verblüht, nur ihr ſchönes blondes

Haar hatte ſie noch behalten; aber eine geiſtige Schönheit leuchtete jetzt von ihrem Antlitz, die ſie früher nicht beſeſſen hatte; und wer ſie damals in ihrer hohen Geſtalt zwiſchen dem Kinde und dem zum Kind gewordenen Manne erblickt hat, dem mußten die Worte der Bibel in's Gedächtniß kommen: Stirbt auch der Leib, doch wird die Seele leben!

Für den Greis aber bildete es eine täglich wiederkehrende Luſt, die Züge der Mutter in dem kleinem Antlitz ſeines Enkels aufzuſuchen. „Dein Sohn, Anna; ganz dein Sohn!“ pflegte er nach längerer Betrachtung auszurufen. „Er hat ein glückliches Geſicht!“ Dann nickte Anna und ſagte lächelnd: „Ja, Großvater; aber der Junge hat ganz Eure Augen.“

⁂

Und ſo geht es fort in den Geſchlechtern: die Hoffnung wächſt mit jedem Menſchen auf; aber Keiner denkt daran, daß er mit jedem Biſſen ſeinem Kinde zugleich ein Stück des eigenen Lebens hingiebt, das von demſelben bald nicht mehr zu löſen iſt.

Heil Dem, deſſen Leben in ſeines Kindes Hand geſichert iſt; aber auch Dem noch, welchem von Allem, was er einſt beſeſſen, nur eine barmherzige Hand geblieben iſt, um ſeinem armen Haupte die letzten Kiſſen aufzuſchütteln.

Pierer'ſche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

7

Zur

„Wald- und Waſſerfreude“.

Novelle

von

Theodor Storm.

Apelsche Bibl.
Ungültig
Rittergut
bei Leip

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1880.

UNIV. U. LANDESBIBLIOTHEK HALLE (SAALE)

AB 45 13/4, 21

Alle Rechte vorbehalten.

Im dritten Hauſe von der Marktecke, wo in dem Schaufenſter der Tempel aus weißem Dragant mit Roſenguirlanden und fliegenden Amoretten zwiſchen einer Garnitur von Franz- und Sauerbrödchen prangte, wohnte derzeit Herr Hermann Tobias Zippel. Er hatte vordem in einer anderen Stadt des Landes allerlei Handelsgeſchäfte getrieben, war aber, nachdem er ſich ſolcherweiſe ein kleines Vermögen erworben hatte, ſeiner unruhigen Natur gemäß von dort verzogen, um einmal anderswo was Anderes zu beginnen. In ſeinem jetzigen Hauſe hatte er eine Conditorei und eine Bäckerei errichtet, deren nothwendige Verbindung dem beſchränkten Geiſte dieſer Stadt bisher noch unentdeckt geblieben war; nach Erbauung des weißen Draganttempels wurde dann auch noch eine Tapetenhandlung angelegt; d. h. was man wirklich ſo Tapeten nennen konnte; denn vor ihm, wie er händereibend zu verſichern pflegte, hatten die Leute ſich ihre Stuben nur mit einer Art von buntem Löſchpapier verkleiſtert.

Herr Zippel war ein blaſſes Männchen mit vollem dunklen Haupthaar, das er, um ſeinem arbeitenden Gehirne Luft zu ſchaffen, alle Augenblicke mit ſeinen fünf geſpreizten Fingern in die Höhe zog. Wohl zehn Mal in einer Stunde, gleich einem Marionettenmännchen, erſchien und verſchwand er in dem Rahmen ſeiner allezeit offenen Hausthür; und den an dem gegenüberliegenden Straßenfenſter ſtrickenden Damen begann Etwas zu fehlen, ſobald das gewohnte Spiel einmal verſagte.

Das einzige Kind des Hauſes war eine Tochter, ein braunes, grätiges Ding mit zwei langen ſchwarzen Zöpfen und damals kaum dreizehn Jahre alt. In der Taufe hatte ſie den Namen „Roſalie“ erhalten, und wenn Herr Zippel, ſei es pathetiſch oder auch nur zornig war, dann wurde ſie auch ſo von ihm gerufen, für gewöhnlich aber nannte man ſie, aus Gott weiß welchem Grunde, „Kätti“. Herr Zippel ſchickte ſeine Tochter in die beſte Mädchenſchule, aber ſie war eine berufen ſchlechte Schülerin. Nur in der Geographieſtunde pflegte ſie mitunter aufzumerken; der Lehrer war einſt in vielen Ländern herumgekommen, und ſeine Vorträge gewannen zuweilen den Ton der Sehnſucht in die weit', weite Welt; dann ſtarrten ihn die ſchwarzen Augenſterne an, und die mageren Arme des Kindes reckten ſich über den Schultiſch immer weiter ihm entgegen. Auch in den Clavierſtunden, die ihr der Vater geben ließ, blieb ſie nicht dahinter; ja ſie zeigte bisweilen eine Auffaſſung, die über ihre Jahre hinauszugehen ſchien, und es konnte dann wol geſchehen, daß ſie mitten im Stücke aufſprang und davonlief, als ob was Fremdes über ſie hereingebrochen ſei.

Aber der ſchwere Clavierkaſten, der ſo feſt gegen die Wand geſchoben ſtand, war nicht das Inſtrument, das ihre eigenſte Natur verlangte. Ein ſolches, das ſie bis jetzt nur in den Händen durchziehender Künſtlerinnen geſehen hatte, ſollte ihr erſt jetzt zu Theil werden.

Auf dem Boden des langgeſtreckten Hauſes befand ſich nach dem Hofe zu eine Giebelſtube, in welche unlängſt bei Beginn des Sommerſemeſters ein ſchon älterer Primaner eingezogen war. Aus irgend einem Winkel hatte Kätti von rothbemützten jungen Herren neben vielen Büchern auch eine Guitarre hineintragen und mit verlangenden Augen hinter der ſich ſchließenden Stubenthür verſchwinden ſehen. Aber eines Nachmittages, da ſie ihren Hausgenoſſen ſicher in ſeiner

Gelehrtenſchule wußte, und während ſie ſelber freilich in ihrer Mädchenſchule ſitzen ſollte, huſchte ſie leiſe über den Boden und blickte durch die geöffnete Thür in die leere Stube. Als ſie die Guitarre gegenüber an der Wand hängen ſah, ſchlüpfte ſie hinein und zog hinter ſich die Thür in's Schloß.

Ebenſo ging es am folgenden Nachmittage und noch ein paar Tage weiter; endlich kam Klage aus der Mädchenſchule; Kätti hatte die letzte Woche jeden Nachmittag gefehlt. Es war kein Zweifel, ſie mußte ſich bis dahin zierlich durchgelogen haben; nun aber brach das Wetter über ſie herein. Herr Zippel erinnerte ſich plötzlich ihres Taufnamens; mit geſträubtem Haupthaar lief er im Hauſe umher; den Brief der Lehrerin hielt er in der einen Hand und ſchlug ihn mit der anderen. „Roſalie!“ rief er; „Roſalie! Wo hat das Unglückskind ſich wieder hinverflogen!“

Endlich, irgendwoher, erſchien ſie vor ihm; halb lauernd, halb ängſtlich ſah ſie ihren Vater an. „Weißt Du, daß Du mein einziges Kind biſt,“ ſprach Herr Zippel nachdrücklich, „und daß Deine Mutter in der Erde ruht?“

Kätti ließ das Köpfchen hängen, daß ihr die langen Flechten über die Bruſt herabfielen.

„Kannſt Du leſen?“ fragte Herr Zippel wieder. Sie antwortete nicht.

„Da!“ ſagte er und gab ihr den Brief der Lehrerin. „Verſuch' es; aber es iſt geſchriebene Schrift! Wie kann man geſchriebene Schrift leſen, wenn man nicht zur Schule geht!“

„Ich kann wol leſen!“ ſagte ſie trotzig und erſchrak doch, als ſie einen Blick hineingethan. Aber ſie kannte ihren Vater, ſie mußte ihn ruhig austoben laſſen.

Er hatte den Brief ihr aus der Hand geriſſen und vollzog an dieſem auf's Neue ſeine ſymboliſche Züchtigung; dabei ſagte er ſeiner Tochter, ſie würde ſeinen ſauer erworbenen Ruf zu Grunde richten, ſein ſchwarzes Haar würde vor Weihnachten noch weißer als der Schnee ſein, und ſie ſelber würde am Ende ihres Lebens an einem ſehr hohen Galgen hängen.

Das war denn doch zu viel; Kätti brach in bittere Thränen aus.

„Aber, Unglückskind, was haſt Du denn getrieben?“ Herr Zippel hatte ihre Hände ergriffen und blickte zweifelnd und rathlos auf ſie hin.

„Ich habe nicht gefaullenzt,“ ſagte Kätti.

„Nicht gefaullenzt! Aber was denn ſonſt?“

„Ich hab' nur was Anderes gethan, als was ſie in der Schule thun!“ Und dabei zeigte ſie ihrem Vater die Fingerſpitzen ihrer beiden Händchen.

Herr Zippel beſichtigte eine nach der anderen mit wachſendem Erſtaunen. „Aber, zum Erbarmen! die ſind ja alle wund, die einen noch ſchlimmer als die andern!“

„Ja,“ ſagte Kätti, „das iſt auch nicht ſo leicht!“

„Aber, um des Himmels willen, wo haſt Du denn geſteckt?“

Sie ſchwieg einen Augenblick, dann ſagte ſie: „Iſt der Primaner zu Hauſe?“

„Der Primaner? Nein, der iſt eben fortgegangen. Aber was ſoll denn der Primaner?“

„Komm!“ ſagte ſie. Und ſchon hatte ſie ihres Vaters Hand ergriffen und zog ihn mit ſich fort: die Treppe hinauf, über den Boden, dann in das Giebelſtübchen.

Raſch langte ſie die Guitarre von der Wand, ſetzte ihr eines Füßchen auf ein dickes Lexikon, das auf dem Fußboden lag, und ein paar voll gegriffene Accorde erklangen unter ihren Fingern.

Herr Zippel ſtand mit untergeſchlagenen Armen und weit aufgeriſſenen Augen gegen die Wand gelehnt. Er hatte eine Lieblingscanzonetta; „Kätti,“

ſagte er mit vor Erwartung bebender Stimme: „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus!“

Kätti hatte es tauſendfach von ihrem Vater ſingen, pfeifen und brummen gehört; es war auch das Erſte geweſen, wozu ſie ſich die Begleitung auf dem Inſtrument zuſammengeleſen hatte. Und nun, während die kleinen Finger auf's Neue das Griffbrett faßten, hub ſie an und ſang mit ihrer etwas ſchrillen Kinderſtimme: „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus, ade!“

„Ade!“ ſang Herr Zippel ſchüchtern und wie fragend mit.

„Und wenn es denn ſoll geſchieden ſein“ —

Herr Zippel hatte ſich hoch aufgerichtet; ſeine Augen begannen zu leuchten, bald ſchlug er die Hände über dem Rücken in einander, bald fuhr er damit durch ſeine aufgeregten Haare; dann aber, als der Refrain wiederkehrte, ſetzte er muthig mit ſeiner ſcharfen Tenorſtimme ein, und bald ſangen Vater und Tochter mit einander, daß es durch Haus und Boden ſchallte:

„Ade, ade, ade!
Ja Scheiden und Meiden thut weh!“

„Roſalie! Mein Kind, mein Genie!“ Herr Zippel ſchloß das winzige Geſchöpfchen in ſeine Arme und bethaute es mit ſeinen Thränen. „Ja, ja, die alte Schulmamſell mit ihrem Strickſtrumpf, mit ihrer trockenen gelben Jungfernnaſe, was weiß auch die“ —

Als er in Folge eines Geräuſches umblickte, ſtand die dicke Magd mit ihrem Kochlöffel in der offenen Stubenthür. „Herr Zippel, vor'm Laden iſt ein Junge, der will für'n Schilling Butterkringel!“

„Der Junge ſoll zum Teufel gehen!“

„Aber, Herr Zippel!“

„So ruf den Burſchen!“

„Herr Zippel, ich weiß nicht, wo der Burſche iſt.“

„Nun, ſo gib ihm ſelbſt die Kringel!“

„Aber ich bin nicht für den Laden, Herr Zippel.“

Er ſtieß die dicke Magd zur Seite und rannte ſcheltend über den Boden in das Unterhaus hinab. Die Magd ſah ihm ruhig nach und watſchelte dann langſam hinterdrein.

Kätti war allein. Sie ſetzte ſich an's Fenſter, hauchte auf ihre Fingerchen, ſtützte dann ihr Köpfchen an den Hals der Guitarre und blickte nachdenklich in das Gezweige des großen im Hofe ſtehenden Wallnußbaumes, wo ihr grauer Kater „Nickebold“ ſich mit der Sperlingsjagd beſchäftigte. Was half das Alles! Das häusliche Ungewitter war zwar vorübergezogen; aber in die dumme Schule mußte ſie ja nun doch wieder jeden Nachmittag; und außer den Schulſtunden — wann war ſie da vor dem Ueberfalle des Primaners ſicher? — Plötzlich trat ein entſchloſſener Zug um ihren hübſchen Mund; aber da ſie eben wie zur Ermuthigung einen nach dem anderen ihrer eingelernten Accorde griff, ſchallten junge Männerſtimmen von unten und jetzt ſchon aus dem Treppenhaus hinauf.

Im Nu hing die Guitarre an der Wand, und Kätti war wie fortgeblaſen.

Ein paar Stunden ſpäter ſaß der hübſche Primaner — Wulf Fedders hieß er — in voller Arbeitsthätigkeit an ſeinem Tiſche. Vor ſich hatte er die Thür nach dem weiten Boden offen ſtehen; vermuthlich nur weil der geſchloſſene Stubenraum ihm ſeinen Geiſt beengte; denn er blickte nicht hinaus, ſondern war emſig bemüht, für ſeinen deutſchen Aufſatz eine Kette von Satzfolgen zu Papier zu bringen, welche er eben auf einem Spaziergange in Gedanken ſich zurecht gelegt hatte. Anmuthig ſchwebte ihm bei ſeiner Arbeit das ſonſt ſo griesgrämige Geſicht des alten Rektors vor; er hatte ihm heute bei ſeiner Verdeutſchung des Thukydides ſo wohlgefällig zugenickt; Wulf Fedders ſah ſchon deutlich dasſelbe Nicken bei Rückgabe dieſes Aufſatzes. Und die Feder des jungen Primaners arbeitete behaglich weiter.

Als er aufblickte, ſtand Kätti ihm gegenüber; es war ihr eigen, plötzlich da zu ſein, ohne daß man ſie hatte kommen hören.

„Du!“ rief er. „Biſt Du ſchon lange da?“

Sie nickte.

„Was willſt Du, Kind?“ ſagte er und betrachtete das braune Köpfchen, das er bisher nur ein paar Mal flüchtig hatte vorüberhuſchen ſehen.

Kätti zeigte auf das vor ihm liegende Papier und ſagte: „Haben Sie noch mehr darauf zu ſchreiben?“

Er ſchüttelte ſein blondes Haar aus der Stirn und lachte. „Noch ein paar Sätze; dann iſt's vorläufig genug.“

„Darf ich ſo lang' hier bleiben?“

„Weshalb nicht? Setz' Dich!“ ſagte er, indem er ſchon wieder weiter ſchrieb.

Sie ſetzte ſich auf den Stuhl am Fenſter; aber ihre Augen ruhten unabläſſig auf dem Antlitze des

Schreibenden, als wolle ſie erwägen, was hinter den geſenkten Lidern ſich verbergen möge. Als er dann die Feder wegwarf, ſchrak ſie faſt zuſammen. „Fertig!" rief er. „Nun, Kätti? — Du heißt doch Kätti?"

„Ja, Kätti."

„Nun, ſo komm her und ſprich, was Du auf dem Herzen haſt!"

Sie war zögernd wieder vor den Tiſch getreten. „Wollen Sie auch nicht böſe werden?"

„Das werd' ich nicht ſo leicht; aber ich kann's Dir doch im Voraus nicht verſprechen."

Sie beſann ſich eine Weile. „Dann mögen Sie auch böſe werden," ſagte ſie und zeigte nach der Wand; „ich habe alle Nachmittag auf Ihrer Guitarre da geſpielt."

„Und weshalb erzählſt Du mir das jetzt? Nur, weil es die Wahrheit iſt?"

Sie ſchüttelte heftig mit dem Kopfe.

„Nein? Aber weshalb denn?"

„Ich möcht' es lernen;" ſagte ſie leiſe; „aber es iſt hier Keiner, der darin Stunden gibt."

„Ja ſo! — Nun, Fräulein Kätti, was ich davon verſtehe, iſt zu Dienſten!"

Freudenroth und zitternd folgte das Kind mit ſeinen dunklen Augen, wie er jetzt die Bücher fortſchob und die Guitarre von der Wand herunterlangte.

Und ſomit wurde das erſte Ringlein fertig als Glied zu einer feinen unſichtbaren Kette.

Wie von ſelbſt waren die Stunden herausgefunden, in denen der kleine muſikaliſche Verkehr ſich ungeſtört entfalten konnte; Kätti ſäumte nicht zu kommen, und auch Wulf Fedders blickte mitunter über ſeine Bücher nach der halb offenen Stubenthür', ob denn das braune Köpfchen noch nicht durch die Spalte gucke. Wenn ſie dann eintrat, hatte er oftmals Mühe, ſeine bewundernden Augen abzuwenden, damit — ſo warnte er ſich ſelber — das Kind nicht eitel werde. Er hatt' freilich nicht geſehen, wie ſie kurz zuvor an ihrem aufgezogenen Schubfache kniete, um ein beſtes Krägelchen oder ein anderes Putzſtück daraus hervorzukramen; hatte er doch nicht einmal bemerkt, daß erſt ſeit ein paar Tagen eine rothe Seidenſchleife gleich einem angeflogenen Schmetterling auf ihrem ſchwarzen Haare ſaß.

Uebrigens waren Kätti's muſikaliſche Fortſchritte unverkennbar; was der junge Lehrer an Griffen und

Fingerſatz ihr beizubringen wußte, war Alles raſch erlernt worden. Dagegen kam eines Tages wieder Klage aus der Mädchenſchule; als Wulf Fedders nach der Claſſe in das Haus trat, zog Herr Zippel ihn in die Stube und rief ihn gegen das ungelehrige Kind zu Hülfe. Und der blonde Primaner, unter deſſen Scheitel ſich neben Anderem auch ein Quintchen Altklugheit verſteckte, redete zu Herrn Zippel's Entzücken in das arme Ding hinein, daß ſie ſchier verleſen daſtand und in den nächſten Tagen brennend fleißig war.

Ganz anders freilich geſchah es, wenn ſie oben in der Giebelſtube ſaßen, wo die grünen Zweige des Nußbaumes in das offene Fenſter nickten und wo von ſolchen heiklen Dingen nie die Rede war. Zwar hatte bei Wulf Fedders die Guitarre keine weitere Bedeutung, als das Vögelſingen, wenn es Frühling iſt; dennoch hörte es ſich anmuthig, wenn er mit ſeinem weichen Bariton aus ſeinem Liederſchatz zum Beſten gab.

„Ein Vöglein ſingt ſo ſüße,
Vor mir von Ort zu Ort!“

Wenn er das anhub, ſaß Kätti gewiß auf ein paar über einander gepackten Büchern zu ſeinen Füßen, und wenn er geendet hatte, ſprach ſie ebenſo gewiß: „Noch einmal, bitte!“ Und dann ſang er es noch einmal. Der Worte dieſes Liedes wurde ſie ſich kaum bewußt, es war ihr nur die Melodie zu der ſich dunkel regenden Empfindung, mit der ſie in das hübſche Jünglingsantlitz blickte.

Eine unſchuldige Heimlichkeit begleitete dies Beiſammenſein. Kätti ſchwieg gegen Jedermann, aus unbeſtimmter Furcht, es könne ihr geraubt werden; den jungen Primaner aber hielt eine ſehr bewußte Scheu zurück, ſeinen Verkehr mit dem eigenartigen Backfiſchchen der Kritik ſeiner Commilitonen auszuſetzen. Und da Kätti für jeden Ton das feinſte Ohr hatte, ſo entging es ihr nie, wenn unten durch die Hausthür ein Gymnaſiaſtenſchritt hereinſtürmte. Bevor er noch die unterſte Treppenſtufe erreicht hatte, war ſie jedes Mal verſchwunden und huſchte ſpäter aus irgend einem Bodenwinkel in das Unterhaus hinab.

Und dennoch ein Mal! Wulf Fedders hatte eben ihr Lieblingslied geſungen, und Kätti ſaß vor ihm auf ihren dicken Büchern, die dunkeln Augen wie im Traum auf ihn gerichtet, die eine ihrer ſchwarzen Flechten um die Hand geſchlungen.

„Die Blumen in dem Walde,
Die Blumen auf der Halde,
Die blüh'n im Dunkeln fort.“

Er hatte kaum geendet, da trat, ohne daß Einer von Beiden es bemerkte, der „forſcheſte“ aller künftigen Studenten in das Zimmer und warf mit einem derben „'n Morgen!“ — es war nicht einmal Morgen — ſeine rothe Mütze neben ihnen auf den Tiſch.

Im Nu war Kätti aufgeſprungen und flog an ihm vorüber.

„Was war denn das für eine ſchwarze Katze!“ rief der Forſche.

„Es iſt die Wirthstochter,“ entgegnete Wulf nicht ohne ſichtbare Verlegenheit.

Der Andere klopfte ihm vertraulich auf die Schulter. „Ja ſo! — Du ſcheinſt mit ihr zu ſchwärmen, alter Freund!“

„Sie iſt ein Kind; ſie hatte mir den Thee gebracht.“

Kätti ſtand noch hinter der halboffenen Stubenthür und machte mit ihren kleinen Händen ein paar Krallen gegen den groben Eindringling, bevor ſie ganz verſchwand. Mit ihrem Freunde war ſie wol zufrieden. „Wirthstochter!“ Nur „die Wirthstochter!“

das Wort war ihr eben recht; auch er hatte Nichts verrathen wollen.

— — Aber das letzte Semeſter des Schülerlebens ging zu Ende. Als Wulf Fedders, um von ſeinem Wirthe Abſchied zu nehmen, in deſſen Wohnzimmer trat, kam ihm dieſer mit einer Tapetenrolle in der Hand entgegen. „Leben Sie wohl, Herr Fedders,“ rief er; „es iſt ganz recht, daß Sie dem Neſt den Rücken kehren! Sehen Sie da!“ und er entrollte eine wirklich prächtige Tapete. „Zehn Mark Courant per Stück, ich hab' ſie ſelbſt für feſte Rechnung; aber glauben Sie, daß dieſe knickerige Geſellſchaft auch nur zu einem Ofenſchirm davon gekauft hat? Wenn Sie wieder dieſe werthe Stadt beſuchen ſollten, nach Hermann Tobias Zippel brauchen Sie nicht mehr zu fragen.“

Kätti wurde vergebens gerufen; erſt als das Fortrollen des Wagens durch das Haus dröhnte, ſchlüpfte ſie oben aus einem dunkeln Seitenraume des Bodens.

In der Giebelſtube war Alles ausgeräumt; nur die Guitarre hing noch an der Wand. „Für Kätti“ ſtand auf dem Zettel, der durch die Saiten geſchlungen war. Jetzt wurde leiſ' die Thür' geöffnet, und auf den Zehen, als fürchte es auch jetzt noch überraſcht zu werden, ſchlich das Kind herein. Als ſie die Worte auf dem Papierſtreifen geleſen hatte, drückte ſie ihre Lippen darauf und brach in lautes Schluchzen aus.

* * *

Zum Amtsbezirke der Stadt gehörig, aber reichlich eine Meile ſüdwärts, lag ein großes Dorf; im Rücken Buchen- und Tannenwälder, vor ſich das breite ſilberne Band eines Fluſſes, der ein weites Wieſenthal durchſtrömte. Auf einem Vorſprunge oberhalb des Waſſers ſtand der Kirchſpielskrug mit ſeinem alten wetterbraunen Strohdache, den ſeit Menſchengedenken ſtets der Sohn von dem noch immer rüſtigen Vater überkommen hatte. Land- und Gaſtwirthſchaft gingen Hand in Hand; die Gäſte fanden neben bäuerlicher Behaglichkeit billige Preiſe, friſche Butter zum ſelbſtgebackenen Brode und goldgelben Rahm zum wohlgekochten und geklärten Kaffee.

Unterhalb des Gartens, der ſich ſchräg abfallend bis faſt an das Flußufer hinabzog, war das Abnahmehaus, wo noch vor Kurzem der Vater des letzten bäuerlichen Wirthes wohnte. Zwar hatte auch er, gleich ſeinen Vorvätern, den Staven mit allen Gerechtigkeiten ſeinem Sohne abgetreten; aber an Sonn- und Feſttagen, wenn die Gäſte zu Waſſer und zu Lande aus den benachbarten Städten heranzogen, ſtieg er in ſeinem beſten Staate nach ſeiner alten Wirthſchaft hinauf, um vorne in der kleinen Gaſtſtube den Ausſchank zu verwalten und dabei ſeine Geſchichten von anno damals an den Mann zu bringen. Und ſelbſt die Stammgäſte hörten es gern noch einmal, wie er im Walde drüben den großen Wildeber von ſeines Vaters gelben Sauen abgejagt, oder wie er drunten am Fluſſe den Ottern aufgelauert hatte, die in mondhellen Nächten an dem Dorf vorbeigeſchwommen waren.

Aber die bäuerlichen Beſitzer hatten Haus und Garten verkauft und ſich weit vom Dorfe auf ihr Land hinausgebaut; und mit ihnen verſchwanden neben den alten Geſchichten auch die billigen Preiſe, der goldgelbe Rahm und die friſch gekarnte Butter.

— — Der neue Wirth war Herr Zippel. Es ſchien unglaublich, was er alles leiſtete, noch mehr, was er alles leiſten wollte. Sein jetzt ſchon ziemlich angegrautes Haar befand ſich ſtets im Zuſtande höchſter Aufgeregtheit; er wollte zeigen, was aus dieſem Erdenfleck zu machen ſei, den ſeine dummen Vorgänger ſo lange als todtes Capital von Hand zu Hand gegeben hatten; nicht einmal einen Namen hatten ſie für ihr „Etabliſſement“ erſinnen können. Es ſollte gründlich anders werden!

Und ſchon war der hinter der Gaſtſtube liegende Tanzſaal durchbrochen worden und daran nach der Flußſeite eine große Veranda in den Garten hinausgebaut. Eben wurde von den Zimmerleuten eine ſchwere Bekrönung darauf befeſtigt, welche auf blauem Grunde in goldenen Buchſtaben eine fußhohe Inſchrift in die Welt hinausſtrahlte.

Herr Zippel ſelber ſtand betrachtend der Veranda gegenüber neben einem alten Bauer aus der Nachbarſchaft. Der Alte rauchte behaglich ſeine kurze Pfeife; Herr Zippel hatte die vor fünf Minuten angezündete Cigarre ſchon bis zur Unkenntlichkeit zerbiſſen, ſeine Augen leuchteten, ſeine Finger ſpielten unruhig in der Luft; als nun aber endlich da droben der letzte Hammerſchlag verhallt war, las er halblaut, mit bebender Stimme: „Hermann Tobias Zippel’s Wald- und Waſſerfreude!“ Dann nickte er beſtätigend mit dem Kopfe, ergriff den Arm ſeines Nachbaren und zeigte nach dem Fluß hinab, wo an zwei neuen, weiß und grün geſtrichenen Böten dieſelbe Inſchrift auf dem Waſſer ſchaukelte.

„Ja, ja, Nawer,“ ſagte der Bauer in ſeinem Platt, „dat koſt't wat;“ dann nickte auch er und rauchte ruhig weiter.

Herr Zippel ſah ihn faſt entſetzt an. „Koſt't was, meint Ihr? — Bringt was ein, lieber Freund! Bringt was ein!“ Und liebreich, aber mit begeiſterter Ueberlegenheit klopfte er dem Alten auf die Schulter.

„Ihr verſteht das nicht,“ fuhr er fort, da jener ſtatt der Antwort nur ein paar Mal huſtete: „wird auch kein Menſch von Euch verlangen!“

Damit führte er den ruhig Fortrauchenden durch die offene Veranda in den Tanzſaal und blieb derſelben gegenüber vor einem Pianino ſtehen, deſſen Deckel er mit gewandter Hand zurückklappte.

„Humm!“ ſagte der Alte, nachdem er ſich die Sache eine Zeitlang angeſehen hatte.

„Nun?“ frug Herr Zippel.

Und endlich kam die erſehnte Gegenfrage, ob denn die Tochter, „dat lütt Deern,“ auf dieſem Ding da ſpiele.

Jetzt aber war Herr Zippel in ſeinem Fahrwaſſer: das Kind, das Genie, das ſie in ihren rothen, fünf

Zoll langen Schühchen ſchon geweſen! Sein unerſchöpfliches Thema war angebrochen.

Der alte Nachbar betrachtete unterdeſſen eine ſeitwärts angebrachte Einrichtung; es war eine Eſtrade mit einem kleinen Sitz und einem beweglichen Notenpult davor, Alles hübſch in Holzmanier geſtrichen und lackirt. Dieſe Einrichtung war für ein zweites Genie, das der neue Wirth ſchon innerhalb der erſten acht Tage hier im Dorfe ſelbſt entdeckt hatte. Es ſteckte in einem kleinen hinkenden Schneider, welcher die Violine ſpielte, und von dem einmal ein Muſikfreund geſagt hatte, es ſei ſchade, daß er Nichts gelernt habe. In der That aber hatte er ſich zu einer Art natürlicher Fertigkeit hinaufgearbeitet, ja mitunter brach durch ſeine ungeſchulten Töne etwas, das aus der Tiefe der Menſchenbruſt zu kommen ſchien und ſelbſt den kundigen Hörer ſtutzen machte. Er hieß Peter Jenſen; die Bauern aber, vielleicht in unbewußter Anerkennung, nannten ihn „Sträkelſtrakel". — Das dürre Männchen ſaß jetzt faſt alle Feierabend auf dem Bänkchen der Eſtrade und blickte auf ein dunkelfarbiges Mädchen, das ſchräg ihm gegenüber am Claviere ſaß. Und nicht nur Tänze und Liedermelodien, ſelbſt eine Mozart'ſche Sonate hatte die junge Virtuoſin mit ihm einſtudirt. Herr Zippel unterſtützte das nach Kräften; denn es gehörte mit zu ſeiner „Wald- und Waſſerfreude“; während in der Veranda die Gäſte ſeinen Wein tranken und ſeine „Soupers“ und „Dejeuners“ verzehrten, ſollte vom Saale aus die Kunſt ihre höhere Natur ergötzen.

„Seht Ihr, Nachbar,“ ſchloß er ſeine beredte Auseinanderſetzung; „das iſt es, was in der Bauernwirthſchaft hier gefehlt hat!“

Der Alte nickte ein paar Mal, während er wie prüfend mit ſeiner rauhen Hand das Notenpult betaſtete. „Süh, ſüh!“ ſagte er endlich, ohne aufzublicken, „ward unſ' Sträkelſtrakel noch up ſin olen Dagen en Staatsmuſ'kant!“

Aber Herr Zippel wurde von einem Arbeiter in den Garten gerufen, und der Alte wanderte langſam hinterher, um zu ſehen, was es denn dorten wieder Neues gab.

Statt ihrer traten aus der Thür der Gaſtſtube zwei andere Geſtalten in den dämmerigen Raum des Saales. Kätti, ſie war die eine, obgleich jetzt volle ſiebzehn Jahre alt, glich faſt noch einem halberwachſenen Kinde, nur ihre Wangen waren jetzt ſanft gerundet, und das bleiche Braun derſelben war von einem rothen Hauch durchbrochen. Ihr ſchwarzes Haar aber trug ſie noch immer in zwei langen Zöpfen; ſie war eigenſinnig, ſie wollte es nicht anders, und auch die rothe Schleife an der linken Seite durfte niemals fehlen.

Mit ihr, Geige und Bogen in der Hand, war der kleine Muſikant hereingetreten. Er pflegte ſonſt nicht ſo früh am Nachmittage, ſondern erſt zu dem ſtets für ihn bereiten Abendbrod ſich einzuſtellen; aber heute galt es, die Mozartſonate zu dem Einweihungsfeſte der Veranda einzuüben. Nun hatte er auf den Ruf ſeiner jungen Meiſterin mitten im Tagewerke Nadel und Bügeleiſen fortgeworfen.

Es war etwas Stilles in der Erſcheinung des Mädchens, wie ſie jetzt an's Clavier ſchritt und die Noten auflegte, während der kleine Mann ſchweigend ſeinen Platz erkletterte und, den Bogen im Anſtrich, erwartend nach ihr hinblickte.

Plötzlich, „Allegro, Sträkelſtrakel!" rief eine junge Stimme und dahin brauſten die Töne der ungeſchulten aber tapferen Muſikanten. Mitunter freilich, wenn es gar zu ſorglos überhin ging, gebot dieſelbe auch wol „Halt", und wieder „Halt"; und der Geigenbogen ſteckte endlich, nachdem er noch eine Weile feurig in die Figuren der nächſten Tacte hinausgeſchoſſen war.

Der kleine Geiger hörte ſich nicht gern bei ſeinem Uebernamen nennen; wenn aber bei ſolcher Gelegenheit Kätti ihren Finger hob und mit einer eigenthümlich lieblichen Betonung ſagte: „Sträkel — Strakel?“ dann krümmte er ſich vor Wohlbehagen auf ſeinem lackirten Holzbänkchen; und unermüdlich wurden hierauf die hapernden Tacte wiederholt, bis das dunkle Köpfchen nickte und es wiederum mit loſen Zügeln weiter ging.

Als ſie mit der Sonate fertig waren, hob Kätti ſich auf den Fußſpitzen und langte über dem Claviere ihre Guitarre von der Wand. „Nun zur Belohnung!“ ſagte ſie, lächelnd auf ihren Spielgenoſſen blickend, und dieſer, als ob er nun das Höchſte leiſten müſſe, drehte emſig an den Stimmwirbeln, klimperte und ſtrich und drückte faſt das Ohr an ſeine Geige.

„Sträkel — Strakel!“ rief wiederum die junge Stimme; da kletterte er eilig von ſeinem Thron herab, und bald wanderten die beiden neben einander im Saale auf und ab; ſie leicht dahin ſchreitend und mit ihrer lichten Sopranſtimme ſingend, daß es von den leeren Wänden ſchallte; er mit ſeinem lahmen

Fuße ſtets nach einer Seite wippend und zu ihrer Guitarre begeiſtert ſeine Geige ſtreichend. Was hatten ſie nicht Alles ſchon geſungen, den „Jäger aus Kurpfalz“ nicht weniger, als „So viel Stern' am Himmel ſtehen.“ Plötzlich mitten in einem Schelmliedchen brach ſie ab; „Sträkelſtrakel!“ rief ſie, indem ſie ſtehen blieb.

Er war in ſeinem Perpendikelgange ſchon um ein paar Schritte weiter; als er Poſto gefaßt hatte, wandte er ſich um, und das ſchlichte ſtaubfarbene Haar von ſeiner mageren Naſe ſtreichend, erwartete er ehrerbietig das Orakel aus ihrem jungen Munde.

„Peter Jenſen!“ ſagte Kätti feierlich, und nannte ihn bei ſeinem vollen Taufnamen; „was kann Er geigen!“

„Oh, aber Mamſellchen!“

„Und iſt Er auch noch niemals draußen in der Welt geweſen?“

„Draußen in der Welt? — Was ſollt' ich da, Mamſellchen?“

„Ja,“ ſagte ſie träumeriſch und heftete die Augen auf das arme Körperchen des Muſikanten, als wolle ſie ſelbſt das Wunder nun vollbringen; „wenn er doch jung und hübſch wär', Sträkelſtrakel!“

Er nickte nachdenklich, als ob ihm das ſchon wol gefallen mochte. „Was dann, Mamſellchen?“ frug er ſchüchtern.

„Dann, aber das verſteht er nicht, dann wollten wir Beide mit einander in die Welt hinaus!“

Er ſagte Nichts; er kniff die dünnen Lippen zuſammen und ſah ſie halb anbetend und halb traurig an.

„Nun?“ frug ſie endlich.

Der arme, kleine Muſikant hatte ſie wirklich nicht verſtanden, er fand es hier im Dorfe jetzt ſo ſchön, wie niemals noch zuvor bei ſeinen jetzt bald vierzig Jahren. „Warum denn in die weite Welt, Mamſellchen?“

„Warum?“ — Aber ſie blieb ſelbſt die Antwort ſchuldig; der Anfang eines Liedes tauchte plötzlich in ihr auf, deſſen Worte ſie kaum jemals recht gefaßt hatte. Wie taſtend griff ſie einen Accord und hob mit halber Stimme an:

„Ein Vöglein ſingt ſo ſüße
Vor mir von Ort zu Ort;
O meine müden Füße!
Das Vöglein ſingt ſo ſüße;
Ich wand're immer fort.“

Sträkelſtrakel hatte ſich ſelig lauſchend gegen die Wand gelehnt, Geige und Bogen müßig in der herabhängenden Hand. „Geht es nicht weiter?“ frug er leiſe, als Kätti nach dieſer erſten Strophe ſchwieg.

„O doch! Aber ich weiß nur noch das Ende!“ Dann griff ſie wieder in die Saiten und ſang auf's Neue:

„Wo iſt nun hin das Singen?
Schon ſank das Abendroth —
Die Nacht hat es verſtecket,
Hat Alles zugedecket;
Wem klag' ich meine Noth?

Kein Sternlein blinkt im Walde,
Weiß weder Weg noch Ort;
Die Blumen an der Halde,
Die Blumen in dem Walde,
Die blüh'n im Dunkeln fort.“

Von der offenen Veranda her erſcholl ein lautes Händeklatſchen: „Bravo, braviſſimo!“ — Herr Zippel war während der letzten Strophe ein ungeſehener Zuhörer geweſen und jetzt im beſten Anſatz, ſeiner Begeiſterung Luft zu machen. Aber Kätti hatte wol dies Mal keine Neigung gehabt, den Reden ihres Vaters Stand zu halten; als er in den Saal trat, fand er nur noch den kleinen Muſikanten, der ſich mit ſeinem blaucarrirten Taſchentuch die Augen wiſchte.

Das Einweihungsfeſt und noch verſchiedene andere Feſte, Wald- und Waſſerfahrten, waren unter lebhafter Betheiligung vorüber gegangen; auch als der Winter ſeine dunkle Eisdecke über den Fluß breitete, ſtanden Herrn Zippel's fröhlich bewimpelte Zelte auf derſelben, und aus der an der Flußmündung belegenen Nachbarſtadt flogen Schlitten und Schlittſchuhläufer ab und zu. Der hagere, milzſüchtige Paſtor, der die neue Wirthſchaft nie anders als „Zipperlein's Wald- und Waſſerleiden" nannte, hatte in ſeiner Sonntagspredigt ſchon die deutlichſten Anſpielungen auf Sodom und Gomorrha fallen laſſen.

Dann aber kam die trübe Zeit, wo Alles in Thau- und Schlackerwetter untergeht, und dann der Frühling und der neue Sommer. Die goldene Inſchrift über der Veranda hatte nun ſchon faſt eines vollen Jahres Gluth und Winterungemach beſtehen müſſen, ſie leuchtete nicht mehr ſo luſtig wie im vorigen Sommer, und vielleicht mochte es damit zuſammenhängen, daß jetzt ſelbſt an Sonntagen die Zahl der Gäſte nur eine dürftige war, ja daß man allerlei unbillige und bedenkliche Vergleiche zwiſchen dem neuen und dem alten bäuerlichen Wirthe anzuſtellen begann. So viel war gewiß, Kätti hatte eine Menge Zeit und wußte nicht recht, wohin damit. Sie muſicirte wol noch an einzelnen Abenden mit Sträkelſtrakel in dem leeren Saale, ſie ſang und ſpielte auch wol einmal, wenn Gäſte unter der Veranda ſaßen; aber ſie that das Eine mehr, um die ſchüchtern fragenden Augen des kleinen Muſikanten zu befriedigen, das Andere nach dem Willen ihres Vaters, dem ſie nicht entgehen konnte. Mit den Töchtern der Bauern wußte ſie nichts zu reden, und dieſe nichts mit ihr; nur der junge Unterlehrer, ein gutmüthiger Menſch mit Plattfüßen und gelbblonden Haaren, ſaß oft ſtundenlang neben ihr am Clavier und blickte, gleich Sträkelſtrakel, in ſtummer Anbetung zu ihr auf. Aber was kümmerten ſie eigentlich dieſe beiden Menſchen!

Manchmal nahm ſie das kleinſte der beiden weiß und grün geſtrichenen Böte und ruderte den Fluß hinauf, bis wo am Ufer entlang ſich große Binſenfelder ſtreckten. Durch einige führte eine Waſſerſtraße wieder auf die Flußbreite hinaus; in anderen gelangte ſie nach einer ſchmalen Oeffnung, durch welche das Boot nur mit eingezogenen Rudern hindurchglitt, auf einen ſtillen, rings umſchloſſenen Waſſerſpiegel. Hier, an ſchwülen Sommernachmittagen, legte ſie gern ihr Fahrzeug in den Schatten einer hohen Binſenwand; auf dem Boden des Bootes hingeſtreckt, die ſchmalen Hände über dem ſchwarzen Haar gefaltet, konnte ſie ganze Stunden hier verbringen. Die Abgeſchiedenheit des Ortes, das leiſe Rauſchen der Binſen, über denen das lautloſe Gaukeln der Libellen ſpielte, verſenkte ſie in einen Zuſtand der Geborgenheit vor jener doch ſo nahen Welt ihres Vaterhauſes, in der ſie immer weniger ſich zurecht zu finden wußte.

Da ſie nach einer ſolchen Ausflucht eines Nachmittags durch den Garten ging, ſah ſie in einer der Lauben den Unterlehrer vor einem leeren Bierglas ſitzen. Bei ihrer Annäherung ſtand er ſchüchtern auf. „O bitte, Fräulein,“ ſagte er, „ich habe Ihrer lange hier gewartet.“ Da ſie aber frug, was er denn von ihr begehre, ſtammelte er etwas und bat ſie endlich, ihm ein Seidel Bier zu bringen.

Kätti ging mit dem Glaſe in das Haus; als ſie in die leere Gaſtſtube trat, ſah ſie ihren Vater vor einem Papiere ſitzen, auf dem er lebhaft mit einem Bleiſtift hin und wieder arbeitete. „Unauslăßlich!“ murmelte er. „Unauslăßlich! Das reine Wald- und Wieſenwaſſer! Daß Einem das nicht ſchon im vorigen Sommer eingefallen iſt!“

„Was denn, Vater?“ frug ihn Kätti.

Aber er beachtete ſie gar nicht; ſein ſchon recht grau gewordenes Haar mit allen Fingern in die Höhe ziehend, fuhr er fort zu murmeln und zu ſtricheln.

Kätti zapfte das Bier ein und ging mit ihrem vollen Seidel fort. Als ſie im Garten zu der Laube kam, ſtand dort der Unterlehrer und hatte gleichfalls einen beſchriebenen Bogen in der Hand, den er eben auseinanderfaltete, in der offenbaren Abſicht, ſeinen Inhalt vorzutragen. „Fräulein,“ ſagte er demüthig, „Sie werden mich nicht verkennen!“

„Gewiß nicht, Herr Peterſen,“ erwiderte Kätti, indem ſie das Bier neben ihm auf den Tiſch ſtellte; der Unterlehrer erſchien ihr noch wunderlicher als ihr Vater.

Herr Peterſen räusperte ſich und begann hierauf zu leſen; aber ſchon nach den erſten Verſen — denn Verſe waren es — die von der Seligkeit des Himmels handelten, gerieth er in's Stocken und wurde von irgend einer ihn beſtürmenden Erregung ſo kirſchbraun im Geſicht, daß Kätti ſich im Ernſt um ihn zu ängſtigen begann.

„Leſen Sie doch weiter, Herr Peterſen,“ bat ſie. „Es klingt ganz hübſch; haben Sie das ſelbſt gemacht?“

Aber er wagte keinen weiteren Verſuch; noch einmal, wie in gewaltſamer Ermuthigung, ſah er ſie mit aufgeriſſenen Augen an; dann drückte er haſtig das Papier in ihre Hand, und Bier und Mütze auf dem Tiſch im Stiche laſſend, ſtolperte er auf ſeinen Plattfüßen eiligſt die Steige nach dem Fluß hinab.

Kätti ſah ihm ziemlich gleichgültig nach; als ſie jedoch in dem anvertrauten Schriftwerk weiter las, ſchlug eine flammende Röthe ihr in's Angeſicht: auf dem großen Papierbogen in ſchulgemäßer Schrift und zwiſchen ausgelöſchten Bleiſtiftlinien ſtand hinter der Seligkeit des Himmels eine unverkennbar irdiſche Liebeserklärung, der ein gut bürgerlicher Heirathsantrag folgte.

Ihre Hand ließ das Papier zur Erde fallen, und faſt zuckte eins der flinken Füßchen danach hin; aber es kam nicht weiter: Kätti ſchüttelte ſich nur ein wenig; dann hob ſie das verachtete Schriftſtück auf und trug es ſorgſam in die Küche, wo eben ein einſames Feuer unter dem großen Keſſel lohte.

Noch einen Augenblick, und die Flammen hatten die ungelegene Liebeserklärung ergriffen; und Kätti ſchaute ſorgſam zu, bis auch das letzte Wort davon vernichtet war.

— — Am Abend dieſes Tages hatte ein Bruchtheil von einer verſprengten Sängerbande ſich in's Dorf verſchlagen, und Herr Zippel verſäumte nicht, mit derſelben für den folgenden Tag eine jener Feſtivitäten zu veranſtalten, die ſo wenig den Beifall ſeines Seelenhirten fanden. Die Geſellſchaft beſtand zunächſt aus einem Geſchwiſterpaare, einem Geiger und einer Harfenſpielerin; letztere wenig hübſch und mürriſch um ſich ſchauend, aber, gleich dem anſehnlicheren Bruder, von geſchmeidigem Wuchſe. Neben ihnen war noch eine Guitarrſpielerin, ein blondes bewegliches Ding, mit zwei blauen verliebten Augen; ſie lief ſogleich durch Hof und Haus und machte ſich überall zu ſchaffen. Als draußen der Mond am Himmel ſtand, ſchob ſie ihren Arm in Kätti's Arm und zog dieſe mit ſich in den Garten. „Komm'," ſagte ſie, „ich muß meinen Mund einmal wieder laufen laſſen; da drinnen die Gundel und ihr Bruder könnten Einen ſchier zu Tode ſchweigen!"

„Was ſchauen Sie mich denn ſo an?" fuhr ſie fort, als Kätti ihre dunkeln Augen auf dem hübſchen lachenden Antlitz ruhen ließ „Meine Schweſter hätten Sie ſehen ſollen; ach, war die ſchön! Nur gut, daß ich nicht mehr neben der zu ſingen brauche; ſie hat einen reichen Mann geheirathet; o, es heirathen Viele von uns ſehr reiche Männer!“

„So?“ ſagte Kätti. „Wo wohnt denn Ihre Schweſter?“

„In Wien, in einem ſehr ſchönen Hauſe, ihr Mann iſt ein berühmter Uhrenhändler.“

„In Wien?“ Kätti's Aufmerkſamkeit wurde jetzt doch rege. „Kommen Sie ſo weit herum?“

— „So weit? Wir kommen allenthalben! Aber Sie ſingen und ſpielen ja auch; Sie ſollten mit uns kommen; was wollen Sie hier länger auf dem Dorfe ſitzen! Ich freilich muß noch morgen von den Anderen fort; ich muß zu meinem ſchwediſchen Grafen; der erwartet mich!“

„Ein Graf!“ wiederholte Kätti voll Verwunderung. „Werden Sie ſich mit dem verheirathen?“

„Weshalb denn nicht? Erſt reiſen wir zuſammen auf ein paar Monate nach Baden-Baden.“

Kätti kannte den Ort aus ihren Geographieſtunden. „Nicht wahr?“ ſagte ſie, „da wo die vornehmen Leute hinreiſen und ihr Geld verſpielen?“

Die Andere nickte. „Ich bin ſchon einmal dort geweſen; das ſollten Sie ſehen, die ſchönen Menſchen, die großen Feuerwerke, als ob auf einmal alle Sterne vom Himmel herunterfallen; wie in einem Märchen, ſagt mein Graf!“

Noch lange gingen Kätti und die Guitarrſpielerin Arm in Arm auf den mondhellen Gartenſteigen; der hübſche Plaudermund des fahrenden Mädchens wußte immer Neues zu erzählen; vor Kätti's Augen ſtiegen die Zauber der Ferne auf.

„Ein Vöglein ſingt ſo ſüße
Vor mir von Ort zu Ort;“

ſie wußte nicht, warum die Melodie ihr immer vor den Ohren ſummte.

Etwa vier Wochen ſpäter und etwa zwanzig Meilen weiter ſüdlich in's deutſche Land hinein geſchah es, daß eines Vormittages Wulf Fedders, der einſtige Primaner, jetzt doctor juris utriusque, in einer mittelgroßen Stadt aus einem Wochenwagen ſtieg. Eine Weile ſah er die Straße hinauf, wo eben Jahrmarkt war, warf noch einen Blick auf das Schild zum blauen Löwen, unter dem der Wagen hielt und trat dann in's Haus, um ſich zur Weiterreiſe auf der von hier nach Norden hin beginnenden Eiſenbahn zu ſtärken.

In der Thür zur Gaſtſtube ging ein etwas bleicher, aber ſtattlich ausſehender Herr an ihm vorüber, der ſich ſein weißes Schnupftuch gegen die eine Wange drückte. Der junge Doctor ſah das; aber er achtete nicht weiter darauf; ſondern ſetzte ſich an einen Tiſch und ließ ſich auftragen.

Außer einigen Gäſten, welche aus- und eingingen, bemerkte er nur ein Muſikantenpaar, einen Geiger und eine Harfenſpielerin, welche neben dem Eingang ſaßen und der Stunde zu harren ſchienen, wo der leere Raum ſich wieder füllen würde. Wulf Fedders hatte freilich wenig Theilnahme für ſeine Umgebung, er ſchmeckte vielleicht nicht einmal die Speiſen, die deſſenungeachtet raſch genug von ſeinem Teller verſchwanden; denn in ſeinem Kopfe kreuzten ſich allerlei Gedanken. Er hatte eben ſeinen „Doctor“ cum laude abſolvirt, und da der Tod beider Eltern ihn in die Lage gebracht hatte, ein paar Jahre vom eigenen Capital zu zehren, ſo ſtand die akademiſche Lehrkanzel als längſt geplantes Ziel vor ſeinen Augen. Zunächſt freilich nach all' der angeſtrengten Arbeit mußte er ſich ein paar Monden Ruhe gönnen; das heißt, was ſolche junge Büchermenſchen Ruhe nennen; denn die Doctorabhandlung, die nur eine Quinteſſenz enthielt, ſollte zu einem epochemachenden Werke ausgearbeitet, allerlei emſig geſammelte Drucke und Excerpte nun erſt gründlich benutzt werden. — Als den Ort ſeiner Sommerfriſche hatte er ſich das große wald- und waſſerreiche Dorf erſehen, in deſſen patriarchaliſcher Krugwirthſchaft es ihm an manchem Sommerſonntag ſeiner Primanerzeit ſo wohl geweſen war. Er dachte es ſich lebhaft, wie in ſolch' ländlicher Ruhe das neue Werk gedeihen, und wie er außerdem zu geſundheitſtärkenden Wanderungen die Mußezeit benutzen werde. Und dann! Ja, auch das noch kam hinzu; die Stadt ſeines Schülerlebens war von dort in ein paar Stunden zu erreichen, und in jener Stadt — er wußte das aus beſter Quelle — war für die nächſten Monate eine junge Dame auf Beſuch, eine blonde blauäugige Majorstochter, die er im letzten Winter bei einem Profeſſorenthee geſehen hatte, und die ſeitdem mit dem epochemachenden Buche ſich geſchwiſterlich in ſein Herz theilte. — —

Der Doctor Wulf Fedders hatte es nicht bemerkt, daß während ſeiner nachdenklichen Mahlzeit zwar nicht zwei blaue, aber doch zwei glänzend ſchwarze Augen unabläſſig auf ihn gerichtet waren. Als er jetzt aufblickte, ſah er eine junge Guitarrſpielerin, welche abgeſondert mit ihrem Inſtrumente in der Ofenecke ſaß. Er erſchrak faſt, als ihre Blicke ſich begegneten; wie um erſt ſich zu beſinnen, wandte er ſeine Augen ab; dann blickte er wieder hin, um ſchärfer zu betrachten. Plötzlich ſtand er auf und ging gerade auf das Mädchen zu, während ſie, ohne ſich zu regen, ihn näher kommen ließ.

„Kätti!“ rief er, als er vor ihr ſtand.

Sie ließ den Kopf auf ihre Bruſt ſinken. „Ja, Kätti;“ ſagte ſie leiſe.

Als ſie dann die Augen langſam zu ihm aufhob, machte die eigenthümliche Schönheit des Mädchens ihn faſt verſtummen. Erſt als aus der Muſikanten-Ecke ein herriſcher Ruf an ſie erging, brach es hervor. „Alſo zu denen da gehörſt Du?“ rief er — und es war faſt derſelbe Ton, womit er einſt das faule Schulkind abgekanzelt hatte — „eine fahrende Marktſängerin iſt aus Dir geworden, und ich ſelber hab' wol gar noch dazu helfen müſſen! Ich kann's mir denken, Du haſt Dich in den jungen Vagabonden da verliebt und biſt mit ihm davon gelaufen!“

Kätti ſah ihn ganz erſchrocken an und ſchüttelte heftig ihr dunkles Köpfchen.

„Nicht? Aber weshalb biſt Du denn fortgegangen?“

„Ich weiß nicht;“ ſagte ſie ſchüchtern; „ich glaube, ich mochte nicht mehr mit Sträkelſtrakel ſpielen.“

Er lachte doch. „Was iſt das: Sträkelſtrakel?“

„Ein kleiner Schneider, der bei uns die Violine ſpielt.“

„Mamſell!“ rief es wieder aus der Muſikanten-Ecke. „Kommen Sie an Ihren Platz!“

„Und weshalb,“ frug der Doctor, ohne auf dieſen Ruf zu achten, „ſitzeſt Du hier ſo abſeits? Haſt Du Streit mit jenen Leuten?“

Kätti ſchwieg erſt einen Augenblick; dann ſagte ſie: „Er iſt frech gegen mich geweſen; ich will nicht ſpielen.“

Wulf Fedders trat an den Muſikantentiſch.

„Wie kommt Ihr zu dem Mädchen?“ frug er drohend; „ſie iſt guter Leute Tochter.“

Der Burſche ſah ihn an und nahm einen Schluck aus dem Glaſe, das er vor ſich hatte. „Weiß ſchon,“ ſagte er, „wo ſie zu Haus iſt!“

„Sie iſt ein halbes Kind,“ fuhr der Doctor fort, „Ihr könnt dafür beſtraft werden, Ihr durftet ſie nicht mit Euch nehmen!“

„Sind Sie dabei geweſen, Herr?“ rief der Burſche und ſtieß mit ſeiner Geige tönend auf die Tiſchplatte. „Mitten in der Nacht, da wir mit unſerem Fuhrwerk eine Viertelſtunde hinterm Dorfe waren, iſt ſie mit ihrer Guitarre aus dem Buſch hervorgeſprungen; ſie hat ſich meinem Bräunchen an den Zügel gehängt, daß ich nicht hab' fahren können, und hat gebettelt und geweint, daß wir ſie mit uns nehmen möchten."

Der Geigenſpieler hielt einen Augenblick inne; denn der Herr, der zuvor hinausgegangen war. ſetzte ſich draußen vor dem Fenſter auf die Bank.

„Nun?" rief Wulf Fedders ungeduldig.

„Nun, Herr? — Es fand ſich juſt ein leerer Platz im Karren, weil unſere vorige Mamſell uns durchgegangen war. Da ließ ich ſie drauf hinſitzen, um dem Lamento nur ein End' zu machen."

„Der Tauſch mag Euch ſchon angeſtanden haben," ſagte der Doctor; „Ihr habt Euch wol nicht gar zu lang' bedacht!"

„Meinen Sie, Herr? — Nun, allzu viel hat ſie uns juſt nicht zugebracht; ſie trägt ſchon meiner Schweſter Hemd am Leibe, und die Schuhe werden auch wol bald zerriſſen ſein!"

Der junge Doctor warf unwillkürlich einen Blick in die andere Ecke, wo Kätti, den Kopf an ihre

Guitarre lehnend, unbeweglich mit geſchloſſenen Augen ſaß. Die Schuhe an ihren über Kreuz gelegten Füßchen waren freilich in erbarmungswerthem Zuſtand.

„Aber“ ſagte er und wandte ſich wieder zu dem Geiger, „Ihr ſeid unehrerbietig gegen das Kind geweſen; was habt Ihr mit ihr vorgehabt?“

Der Burſche ſtieß lachend ſeine Schweſter an, eine Dirne mit harten Zügen, welche, ihre Harfe im Arm, die Pauſe zur Verſpeiſung eines Butterbrods benutzte. „Da hör, Gundel!“ rief er. „Hörſt Du, was ich geweſen bin?“

Dann wandte er ſich wieder zu ſeinem jungen Gegner und ſagte nachdrücklich: „Ich weiß eben nicht, warum ich Euch hier Antwort ſteh'; aber der Herr da draußen iſt einer von unſeren Freunden; er hatte ſein Späßchen mit der neuen Mamſell, wie er's mit der andern auch gehabt hat; aber der ſchwarze Fratz that wild wie eine Katze und hat ihm ſeine Wange aufgeriſſen!“

„Und dann?“ frug Wulf und faßte krampfhaft ſeinen Ziegenhainer, den er vorhin faſt unwillkürlich in die Hand genommen hatte.

„Dann? — Nun Herr; Ihr ſeht's ja, daß ich ſie nicht gefreſſen habe!“ Der Menſch zeigte ſeine weißen Zähne und ſtieß ſein Trinkglas auf den Tiſch, daß die Scherben dem Doctor um's Geſicht flogen.

Wulf Fedders verlor für einen Augenblick ſeine ſonſtige Beſonnenheit; ein zorniges Wort, ein Schlag mit dem geſchwungenen Ziegenhainer war die augenblickliche Erwiderung. Aber der Schlag ging fehl; Kätti, die bei den heftigen Worten auf ihn zugeflogen war, taumelte mit blutender Stirn an ſeine Bruſt.

Der junge Vagabond, eine breite musculöſe Geſtalt, war hinter ſeinem Tiſche aufgeſprungen. Er hatte die Fauſt, aus der er die Geige fallen ließ, ſchon dräuend über ſeinen Kopf erhoben: aber es kam nicht weiter, er ſchien ſich zu beſinnen, der Handel mochte ihm doch bedenklich ſcheinen. „Mag der Herr die Mamſell behalten, wenn ſie ſonſt noch zu curiren iſt,“ rief er höhnend; „es laufen der Dirnen noch genug herum!“

Das leicht rieſelnde jungfräuliche Blut hatte indeſſen die Sache ſchlimmer erſcheinen laſſen, als ſie war. Die kleine Streifwunde hatte keine Bedeutung, und auch der Schrecken war bald überwunden; für den Doctor aber erſchien nun die Pflicht, ſich den

Verlaſſenen anzunehmen, nur um ſo deutlicher; und ſchon am anderen Nachmittage langten Beide wohlbehalten vor der Wald- und Waſſerfreude an.

Die dicke Magd, welche als perfecte Köchin aus dem früheren Wohnorte mit herübergenommen war, ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen, da ſie ihren alten Primaner ſo plötzlich mit ihrer verſchwundenen Mamſell aus einem Wagen ſteigen ſah. Uebrigens enthielt ſie ſich aller unnützen Reden, und als der Doctor nach dem Hausherrn frug, ſtreckte ſie die Hand nach der Flußſeite und ſagte: „Ich bin blos für die Küche; aber gehen Sie nur dreiſt hinunter!"

Und wirklich, hier ſtand Herr Zippel barfuß bis an die Knie' im Waſſer, und um ihn her eine Schaar von Arbeitern, welche Pfähle in den Flußgrund rammten. Sein Haar flog im Winde, und Kätti, die hinter ihrem Beſchützer herſchlich, ſpähte voll Angſt, ob es — wie ihr Vater einſtens prophezeit hatte — vor Kummer über ſie nicht ſchon ſchneeweiß geworden ſei. Aber er ſah nicht anders aus, als da ſie fortgegangen war. Dagegen ſchien der Augenblick nicht eben angethan, um eine beſondere Erregung des Wiederſehens in Herrn Zippel's Herzen zu erwecken. Erſt als der Doctor ihn wiederholt mit lautem Ruf begrüßt hatte, kam er an das Ufer gewatet, nachdem er noch zwei Mal ſeinen Arbeitern einen Befehl zurückgerufen und ihn dann zum dritten Male widerrufen hatte.

Er erkannte ſogleich ſeinen alten Miethsmann und machte ihm einige raſch hervorgeſtoßene Complimente über ſeine ſtattlichere Geſtalt und ſeinen Backenbart; dann aber, zur Hauptſache kommend, beſchrieb er mit ausgeſpreizten Fingern einen Halbkreis nach dem Lande zu. „Das hier,“ ſagte er, „wenn Sie es früher geſehen haben, Sie werden es nicht wiedererkennen! Nun wollen wir dem Fluß noch ſeine Ehre thun! Dort ſehen Sie die Böte; hier entſteht das neue Bad; in all' den tauſend Jahren iſt das Keinem eingefallen! Das reine Wald- und Wieſenwaſſer, das Entzücken aller Aerzte auf zehn Meilen in die Runde!“

In dieſem Augenblicke erſt bemerkte er ſeine Tochter, welche ein paar Schritte ſeitwärts ſtand. „Kätti! Roſalie! Beim Himmel, die Roſalie!“ rief er und ſchleuderte beide Arme in die Luft. „Herr Fedders,“ wandte er ſich an dieſen, „haben Sie meine Aufrufe in den Blättern geleſen? Die Dummheit hat mir einen Haufen Geld gekoſtet!“ — Aber damit ſchien auch die Sache abgethan; das von dem Mädchen ſo ſehr gefürchtete Wiederſehen ging nach einigen weiteren Ausrufungen wie ein beiläufiges Zwiſchenſpiel in dem großen Werke des Wald- und Wieſenwaſſerbades beinahe unbemerkt vorüber.

Erſt nach Stunden, da er zufällig in's Haus hinaufgelaufen kam, frug Herr Zippel ſeine Tochter, ob ſie denn mit dem Primaner Fedders — „Doctor“ ſagte Kätti — alſo dem Doctor Fedders heimgereiſt ſei, und ob ſie unterwegs wol ein ſo wunderſam belegenes Bad geſehen habe, als dieſes bisher unbekannte Dorf ihm jetzt verdanken werde. „Wenn wir nur auch den Sträkelſtrakel wieder hätten!“ ſetzte er hinzu. „Ich hab' es ausprobirt; die Badenden werden es im Waſſer hören können, wenn Ihr hier oben muſicirt!“

„Sträkelſtrakel?“ rief Kätti; „was iſt mit dem?“

Herr Zippel lachte. „Als die Guitarre fort war, iſt die Violine hinterdrein gelaufen; er war ohne Dich doch auch nur eine magere Verzierung für die Wald- und Waſſerfreude!“

Kätti ſprang voll Schrecken von ihrem Stuhle auf. „Er iſt fort? und noch nicht wieder da?“

„Nein, noch nicht. Aber, der Tauſend, ich muß nach meinen Leuten ſehen!“

Dem Doctor, welcher ſich entſchloſſen hatte, hier ſeine Sommerfriſche zu genießen, waren in dem unten am Flußufer belegenen Abnahmehauſe ein paar Zimmer eingeräumt, in denen für die künftigen Badegäſte die erſte Einrichtung ſchon getroffen war. Seine Aufwartung hatte Kätti übernommen, und ſie that Alles mit einer ſo ſtillen nie nachlaſſenden Aufmerkſamkeit, daß er dem ſonſt ſo flüchtigen Mädchen oft verwundert zuſah; auch als nach einigen Tagen ſeine Kiſte mit Büchern und Papieren anlangte, ging ſie ſo anſtellig ihm zur Hand, als wüßte ſie von ſelbſt, wohin er jegliches geordnet haben wollte.

„Wie Dir das anſteht, Kätti!“ ſagte er ſcherzend. „Nicht wahr, Du läufſt nicht wieder in die Welt hinaus?“

Bei ihrer ſchmächtigen Geſtalt und den herabhängenden Zöpfen, die ſie in ſeiner Primanerzeit ſchon ebenſo getragen, konnte er ſich nicht entwöhnen, ſie auch jetzt noch gleich einem halben Kinde zu behandeln; aber ſie ſtand bei dieſen Worten plötzlich todtbleich vor ihm. „O, bitte!“ ſagte ſie und hob flehend die Augen zu ihm auf.

Er warf einen faſt erſtaunten Blick auf ſie. „Verzeih', Kätti;“ ſagte er dann; „wir reden niemals mehr davon.“

Zum Singen, wie einſtens in der Giebelſtube, wurde ſie nicht mehr von ihm aufgefordert, er ſelber hatte ſein Muſiciren wie eine Jugendthorheit hinter ſich gelaſſen; zum Ausgleich ſchädlichen Studirenſitzens fand er es weit erſprießlicher, ſtatt der Guitarre ſich eine Botaniſirtrommel umzuhängen, und ſo, zugleich lernend und marſchirend, ſeine Mußeſtunden zu verwerthen.

Zu ſolchen Wanderungen war hier die weiteſte Gelegenheit; aber es waren nicht die einzigen, welche von ihm unternommen wurden; ſchon mehrere Male war er in der Stadt geweſen und dann immer erſt am nächſten Tage heimgekehrt.

Bei ſolcher Rückkunft fand er ſtets einen friſchen Blumenſtrauß auf ſeinem Tiſche; aber obgleich er wiſſen mußte, daß nur Kätti ihn dahin geſtellt haben konnte, ſo erhielt dieſe doch nie ein freundliches Wort darüber. Anfänglich verwunderte ſie ſich nur; dann aber begann es ſie lebhaft zu beſchäftigen und endlich beſchloß ſie, ihm an ſolchen Tagen lieber gar nicht mehr vor Augen zu kommen; und ſo fand er denn künftig neben dem Blumenſtrauß auch ſein Abendbrod als wie von unſichtbaren Händen aufgetragen. Sie dachte nicht, daß er auch hierin nichts Beſonderes fand.

Einmal aber, da er von ſolcher Wanderung in ſein Zimmer trat, fand er das Mädchen weinend an der Hausthür ſtehen. Nun ſah er ſie denn doch.

„Kätti! Kind! Was fehlt Dir?“ frug er.

Ihr fehlte Nichts; aber Sträkelſtrakel war vor einer Stunde per Schub von der Polizei in's Dorf zurücktransportirt worden. „Um meinetwegen!“ rief Kätti, und ihre Thränen brachen reichlicher hervor. „Und ſeine Geige — er hat ſie verſetzen müſſen, weil er gehungert hat; er hat nicht einmal ſpielen dürfen; denn er hat keine Conceſſion gehabt!“

Der Doctor hörte ſchon nicht mehr, was ſie noch weiter ſprach; was kümmerte ihn der kleine Fiedelmuſikante, den er nie geſehen hatte!

„Aber er muß ſeine Geige wieder haben!“ ſagte Kätti; und da der Doctor hierauf nur wie in Gedanken mit dem Kopfe nickte, rief ſie, ihre ſchmalen Hände ringend: „Ich habe kein Geld; ich habe Nichts, gar Nichts!“

Sie wollte dem jungen Mann zu Füßen fallen; da ſchüttelte er die Träume, die er von der Stadt mit hergebracht hatte, aus ſeinen blonden Haaren und fing ſie mit beiden Armen auf. „Kätti, Kätti! Beſinne Dich! Wie heißt der Mann? Ich will ihm ſeine Geige wiederſchaffen!“

Bis ſie plötzlich fort war, blieb er wie gefangen in der Gluth der ſtummen Dankbarkeit, die aus den dunklen Augen ihm entgegenſtrömte. Bald aber, da er allein an ſeinem Arbeitstiſche ſaß, ſchalt er ſich ſelbſt darüber und ſuchte ſeine Gedanken auf den Weg zur Stadt zurückzubringen.

Schon am anderen Tage ging er ſelbſt dahin, ja er blieb dort auch den folgenden; als er am dritten Tage endlich wiederkam, ſchien er abſichtlich Kätti's Gegenwart zu meiden. Gekränkt und grübelnd ging das Kind umher: was hatte ſie ihm denn gethan? Sie verlangte ja Nichts weiter als freundlichen „Guten Tag“ und „guten Weg“!

Da geſchah es eines Nachmittags, daß Herr Zippel ſeinen Wachtelhund vermißte. Da das Thier ſchon ſeit geſtern nicht mehr geſehen war, ſo lief Kätti von

Haus zu Haus, um es zu ſuchen; denn es war faſt mit ihr aufgewachſen. Aber ſie erfuhr nichts Beſtimmtes; nur ein Kind behauptete, es habe die lange Trina, die dort hinter'm Holze wohne, mit einem weiß und ſchwarz gefleckten Hündchen auf dem Weg geſehen.

„O weh!" ſagte die dicke Magd, als Kätti mit dieſem Bericht nach Hauſe kam.

„Warum, o weh, Anngrethje?"

„Darum," ſagte die Magd, „weil das Fidélchen immer Butterſemmeln aß und ſehr gut bei Schicke war."

„Deshalb?" — Kätti mußte lachen.

„Ja, ja, Kättichen; die lange Trina ſchlachtet die kleinen fetten Hunde; das Fett verkauft ſie an den Apotheker in der Stadt und macht auch Sympathie damit."

Nun erſchrak das Mädchen ernſtlich; aber Herr Zippel, der eben hinzutrat, langte in die Taſche und drückte ihr ein Geldſtück in die Hand. „Geh' ſelbſt und kauf's der alten Hexe ab," ſagte er; „Fidélchen wird ſchon noch am Leben ſein!"

— — Es führte durch den Wald ein Weg und von dieſem ein Fußſteig zu der Wohnung der langen Trina; Kätti aber fürchtete ſich zu verirren und ging lieber im weiten Bogen um den Wald herum. Als ſie nach ſtundenlanger Wanderung die Kathe erreicht hatte, welche im Schatten eines Tannenſchlages lag, fiel ihr Blick zuerſt auf ein gegen die Mauer gelehntes Brett, an dem die Felle von allerlei kleinem Gethier, dem Anſcheine nach zum Trocknen, feſtgeheftet waren; Kätti beſah eines nach dem anderen; doch ſchien Fidélchen's Fell noch nicht dabei zu ſein.

Bei ihrem Eintritt in die Wohnung ſaß die hagere Alte vor einer dampfenden Kaffeetaſſe. Sie hatte früher einmal bei einer verwittweten Kammerherrin in der Stadt gedient und nach deren Tode nebſt anderem Plunder auch die ſchwarzen Kreppbauben der Dame zum Geſchenk erhalten, welche ſie ſeitdem, mit bunten Bänderfetzen verziert, auf ihrem eigenen Kopfe trug. Kätti, obwol vom Dorfe her die lange Trina ihr nicht unbekannt war, erſchrak hier in der Einſamkeit doch etwas vor dem knochigen Bauernantlitz, das ſo grotesk unter dem Flitterputz hervorſchaute.

Aber die Alte rückte ihr einen Stuhl zum Tiſche und nöthigte ſie wiederholt, wenn auch vergebens, ein Schlückchen aus ihrer Taſſe zu probiren; von dem Hunde aber wollte ſie nichts geſehen haben.

„Es iſt meine Katze geweſen;“ ſagte ſie; „die läuft mir oftmals nach; ſieh' nur, dort liegt ſie unter'm Ofen!“

Und wirklich lag dort eine ſchwarz und weiß gefleckte Katze, die ſich, wie ihr behagliches Schnurren zu erkennen gab, um all' die abgezogenen Fellchen draußen wenig zu bekümmern ſchien.

Aber Kätti traute doch nicht; ſie drückte dem Weibe das Geldſtück in die Hand und ſagte: „Da habt Ihr ein Trinkgeld; mein kleiner Hund heißt Fidél, und wenn Ihr ihn uns wiederbringt, ſo gibt mein Vater Euch gern das Doppelte!“

„Ich weiß nichts von Deinem Hund,“ rief die Alte unwirrſch. „Aber,“ fuhr ſie wie in plötzlichem Beſinnen fort, „Du ſollſt den Weg doch nicht umſonſt gemacht haben! Kennſt Du, was man den Speiteufel heißt?“

Kätti ſchüttelte den Kopf.

„Es iſt ein Pilz, und es gibt deren blaue, rothe und auch grüne; aber von dem rothen muß es ſein; er wächſt hier im Holze, juſt um dieſe Zeit.“

Das Mädchen ſah geſpannt die Alte an.

„Wenn Du Dir wieder ein Hündchen ziehen willſt, ſo tupfe mit dem Finger in den rothen Schaum, der auf dem Hute liegt und netze das mit Deinen Lippen! Es brennt ein wenig; aber das ſchadet nicht. Warte nur, es iſt auch ein Spruch dabei!“ Sie zog ihre Tiſchſchublade auf, kramte darin umher und holte endlich einen ſchmutzigen Zettel daraus hervor, den ſie Kätti vor die Augen hielt. „Das muß dabei geſprochen werden,“ ſagte ſie, „wenn dann das Hündchen davon frißt, ſo wird es nimmer von Dir weichen.“

Die lange Trina rückte näher und fuhr mit ihrer harten Hand über die Wange des Mädchens. „Es hilft nicht blos für Hündchen,“ ſagte ſie heimlich, „die gelbe Marthe weiß wohl, warum ſie jetzund auf der großen Hufe ſitzt; der Niklas hatte Zwei und wußte nicht, an welche er ſich hängen ſollte.“

Kätti ſaß plötzlich wie mit abweſenden Augen; ihr dunkles Geſicht war merklich bleich geworden.

Die Alte ſah ſie ſchmunzelnd an; dann ergriff ſie eine ihrer ſchwarzen Flechten und zog den Kopf des Mädchens an den ihren, während ein lüſterner Zug den groben Mund umſpielte. „Du,“ flüſterte ſie, „Du biſt wol gar um deſſenwillen hergekommen; Du haſt wol auch ſo einen Hin- und- wider- Burſchen! Streich's ihm auf ein Brödchen, auf ein Stückchen Zucker; es gibt Rath für Alles in der Welt! Nur, merk's Dir, fürſichtig mußt Du ſein: ein wenig macht lebendig, zu viel — da könnt' der Teufel leicht ſein Spiel gewinnen!"

Wie aus einem böſen Traume ſprang das Kind empor. „Nein, nein! Laßt mich los; ich will nichts von Euren Teufelskünſten wiſſen!"

Sie war ſchon draußen vor der Hausthür; aber das Weib kam hinterher. „Narre, Narre, wohin läufſt Du?" rief ſie, als ſie das Mädchen auf dem Wege ſah, der um das Holz herumführte. Sie war zu ihr getreten und zeigte auf einen Eingang in den Tannenſchlag: „Dort," ſagte ſie, „und immer gerade aus, ſo kommſt Du auf den Fahrweg!" Sie führte Kätti an der Hand, bis wo der Fußſteig deutlich zu erkennen war. „Nun lauf'; und wenn Du Dich beſonnen haſt, in einem halben Stündchen kannſt Du bei mir ſein!"

Faſt willenlos hatte Kätti ſich in den finſteren Tannenſteig hineinführen laſſen. In ihrem Köpfchen war kein Raum jetzt für die Furcht; das Hündchen freilich war vergeſſen; aber ſtatt ſeiner hatte ein Menſchenbild ſich unerbittlicher als je der jungen Phantaſie bemächtigt. Schon vordem, mit der qualvollen Spürkraft der Eiferſucht, hatte ſie herausempfunden, wohin die Stadtbeſuche ihres Gaſtes zielten; bei den aufregenden Worten des argen Weibes hatten plötzlich alle Zweifel ſie verlaſſen; aber zugleich auch war eine wilde Hoffnung in ihr aufgeſtiegen, die ſie vergebens zu verjagen ſtrebte. Wie betäubt ging ſie jetzt dahin auf dem einſamen Waldſteige; immer wieder ſchwebte der ſchmutzige Zettel ihr vor Augen, und mechaniſch murmelten ihre Lippen die unverſtändlichen Worte, die ſie darauf geleſen hatte.

Dann wieder ſah ſie jäh empor, als ſuche ſie Zuflucht in dem reinen Aetherblau, das hoch über ihr am Himmel ſtand; ſie ſchüttelte wie zornig ihr dunkles Köpfchen, als könne ſie ſo die unheimlichen Gedanken von ſich werfen; aber immer wieder und immer unabwehrbarer drang es auf ſie ein. Unwillkürlich ſuchten ihre Blicke hin und wieder, und bald folgten auch die Füße ſeitwärts vom Wege ab; ihre Augen ſtreiften Alles, was hier durcheinander aus dem Dunſt des Bodens aufgeſchoſſen war; auch Pilze von allerlei Form und Farben ſah ſie, nur waren es die rechten nicht. Und weiter ging ſie, ohne auf den Weg zu achten, ohne aufzuſehen; da, am Rande einer feuchten Lichtung, ſtockten ihre Schritte. Sie glaubte erſt, es ſei eine Blume, was ſo zinnoberroth unter dem grünen Farrenkraut hervorleuchtete; aber bald ſah ſie es deutlich, es war der Hut eines großen Pilzes, der hier jetzt dicht vor ihren Füßen ſtand.

Ein Laut gleich einem Stöhnen kam über ihre Lippen; ſie ſchloß die Augen wie vor einem böſen Trugbild; aber als ſie ſie wieder öffnete, ſtand es noch immer da und bot, wie in einem Näpfchen, ihr den rothen Schaum entgegen. Ohne daß ſie es wollte, hatte ſie ſich hinabgebückt; in ihren Gedanken rief es: „Gift! Gift! Es iſt Gefahr dabei!“; aber ihre ſtürmenden Pulſe antworteten: „Es iſt um deſto beſſer!“

Ihre Lippen begannen wieder die unſinnigen Worte herzuſagen, und ſchon hatte ſie den Arm, den Finger ausgeſtreckt, da bewegte ſich der Hut des Pilzes; ein Schauer zog durch den Wald und die Bäume rauſchten wie vom Odem eines Unſichtbaren angehaucht.

Es war nur der Abendwind, der ſich erhoben hatte; aber das Mädchen war aufgeſprungen; vom Schrecken der Einſamkeit erfaßt, rannte ſie ohne Aufhör in den Wald hinein; ohne umzuſehen, ohne zu achten, daß die Fetzen ihrer Kleider an den Büſchen blieben, bis ſie endlich in gutem Glücke auf den ihr bekannten Fahrweg hinauskam.

Ihr wurde plötzlich leicht um's Herz; ſie athmete auf, als ob ſie jetzt dem Zauberbann der argen Frau entronnen wäre. Ihr fiel nicht bei, daß noch ein anderer ſie gefangen halte, aus dem ſie nicht ſo leicht entrinnen ſollte.

Am nächſten Sonntage, es war ſchon gegen Abend, fuhr in drei Wagen eine Geſellſchaft feiner Leute an der „Wald- und Waſſerfreude“ vor. Herr Zippel, dem vorher nichts angemeldet worden, gerieth in große Aufregung, als man ihm ankündigte, hier ſei die letzte Station der heutigen Luſtfahrt; man wolle nun mit Abendbrod und Tanz den Kehraus machen. Der Doctor dagegen ſchien von Allem unterrichtet; er war ſogleich zur Stelle, half den alten und jungen Damen vom Wagen und ſchalt die jungen Herren, daß ſie ſich unterwegs ſo lange aufgehalten.

Kätti ſtand, nach der Flußſeite, halbverdeckt hinter der Ecke des Hauſes. Unthätig, mit düſteren Augen und herabhängenden Armen, hörte und beobachtete ſie Alles, was hier vorging; dann, als die Gäſte von ihrem Vater in das Haus hineincomplimentirt waren, ſchlich ſie ſich zögernd durch den Garten in die Küche.

Nicht lange nachher erſchien ſie mit Tiſchzeug und Geſchirr in der Veranda und begann unter Herrn Zippel's kreuz- und quer fliegenden Befehlen die Abendtafel herzurichten. Während ſie leicht und ſicher Eines nach dem Anderen an ſeinen Platz ſetzte, wandelte die Geſellſchaft plaudernd und lachend auf den Gängen des ſich unterhalb ausbreitenden Gartens, und Kätti konnte es nicht laſſen, mitunter halbbeklommen einen Blick hinaus zu werfen. Die jungen Damen waren ihr faſt alle bekannt, mit mehreren hatte ſie einſt auf derſelben Schulbank geſeſſen, und — ſie zog grübelnd eine ihrer ſchwarzen Flechten über die Bruſt hinab — von Keiner war ſie noch begrüßt worden. Aber freilich, ſie war bei ihrer Ankunft ja auch hinten um das Haus herumgelaufen! — Nur eine, die hübſcheſte, ein ſchlankes, blondes Mädchen, war ihr fremd; ſie hatte was Vornehmes in dem läſſigen Neigen ihres Kopfes, und Kätti ſelber mußte immer die Augen nach ihr wenden. Aber es war noch ein Anderes, wodurch die blonde Dame wie magnetiſch die Blicke des braunen Mädchens auf ſich zog. Es war nicht zu verkennen, daß ſie ſich immer wieder, wie von ſelber, mit dem Doctor Fedders zuſammenfand, und eben jetzt gingen Beide ohne Begleitung den Seitenſteig zum Fluſſe hinab und konnten der überhängenden Büſche wegen von der Veranda aus nicht mehr geſehen werden. Kätti blickte auf die Stelle, wo die jugendlichen Geſtalten verſchwunden waren, bis ſie vor der ſcharfen Stimme ihres Vaters aufſchreckte und nun emſig in ihrer Arbeit fortfuhr.

Als ſie die letzte Schüſſel aufgeſetzt hatte, ſah ſie das Paar aus der Tiefe des ſchon dämmerigen Gartens auf dem an der Veranda vorbeiführenden Steige heraufkommen. Das blonde Mädchen hatte eine feine weiße Hand erhoben und redete lebhaft zu dem jungen Doctor. Gewiß, ſie war die Hübſcheſte; aber — Kätti wußte nicht recht weshalb, — auch wol die Stolzeſte!

Und jetzt näherten die Beiden ſich der Veranda, und da ſie auf dem Steige langſam vorübergingen, ließ die junge Dame ihre blauen Augen eine Weile betrachtend auf Kätti's Antlitz ruhen und fragte dann, wie gleichgültig, ſich wieder zu ihrem Begleiter wendend: „Wer iſt das Mädchen?“ Sie hatte laut genug geſprochen, und in dem Ton der Frage lag kein Bemühen, ſie vor ihrem Gegenſtande zu verbergen.

„Es iſt die Wirthstochter,“ ſagte der Doctor leiſe, und ſchien raſcher vorübergehen zu wollen.

Aber Kätti's feine Ohren hatten auch das gehört.

Die junge Dame hob den blonden Kopf und ſprach lächelnd ein paar Worte auf Franzöſiſch, und Wulf Fedders erwiderte ihr in derſelben Sprache. Dann gingen ſie vorüber, und Kätti hörte ſie von hinten in den Saal treten.

Der Garten drunten hatte ſich geleert; die übrige Geſellſchaft war am Flußufer auf- und abgegangen und kam jetzt die große Felstreppe wieder herauf, welche zu der Anfahrt des Hauſes führte.

Die braune, ſchmächtige Wirthstochter ſtand noch immer in der Veranda, unbeweglich an derſelben Stelle; ſie wußte ſelbſt nicht, was ſie überkommen war; aber ſie fühlte, wie ihr das Herz faſt ſchmerzhaft ſchlug und wie ihr ganzer Körper bebte. Plötzlich warf ſie, was an Geräth noch in ihren Händen war, fort und lief in den Garten hinab. — Noch eine Weile ſaß ſie unten vor der Abnahmewohnung auf dem großen Feldſtein, der unter den Fenſtern ihres Gaſtes lag. Es war ganz einſam hier; nur der Fluß rollte in dem Abendwind, der ſich erhoben hatte, eintönig ſeine Wellen an dem Uferſand hinauf. Kätti ſtarrte auf das immer wiederkehrende Spiel des Waſſers; ſie hatte keinen Gedanken, ſie fühlte ſich nur ganz verachtet und vernichtet.

Aber jetzt hörte ſie oben vom Hauſe her die Stimme ihres Vaters: „Kätti! Kätti!“ rufen und dann ſchärfer und lauter: „Roſalie!“ und noch einmal: „Roſalie!“

Sie wußte wol, jetzt, während die Gäſte in der Veranda tafelten, ſollte ſie mit Sträkelſtrakel ſpielen und zur Guitarre ihre Lieder ſingen. Aber — vor jenem blonden Mädchen? Sie hätte ſich eher die Zunge abgebiſſen! Und ſelbſt vor ihren früheren Schulkameradinnen — auch vor denen nicht; nein, nun und nimmer wieder!

Vorſichtig ſtand ſie auf; aber ſie ging nicht, wohin ſie gerufen wurde. Seitwärts unter alten Nußbüſchen war ein niedriges Rohrdach auf dem Boden hingebaut, ein Aufbewahrungsort für allerlei Gerümpel, noch von dem vorigen Wirthe her. In dem hinterſten Winkel, hinter leeren Tonnen und Bienenkörben hatte Kätti ſich zuſammengekauert. Sie hörte noch einmal ihren Vater rufen, aber ſie achtete nicht darauf; ſie hielt ſich mit beiden Händen die Ohren zu und ſtützte die Arme auf ihre Kniee. Doch ſaß ſie jetzt nicht mehr in dumpfem Hinbrüten; „die Wirthstochter!“ ſprach ſie halblaut vor ſich hin, „nur die Wirthstochter!“ — Er hatte vor Jahren auf dieſelbe Frage ja ganz dieſelbe Antwort gegeben, und ſie hatte ſich damals kindiſch darüber gefreut; warum denn brannte heut' das Wort wie eine Kränkung in ihrer jungen Bruſt? — Aber es war ja auch nicht jenes Wort allein; wie anders, als gegen ſie, war ſein Benehmen jenem blonden Mädchen gegenüber? Sie hatte früher nie daran gedacht; aber jetzt wallte es ſiedend in ihr auf: er hatte keinen Anſtand genommen, ſie noch immerfort zu duzen, ſowie ſie ſelber es bisweilen mit dem armen Sträkelſtrakel machte!

Sie richtete ſich jäh empor, daß ſie den Kopf an einen Sparren ſtieß. — War das eine Mahnung, daß ſie ſich nicht zu hoch erheben ſollte? — Freilich, ſie hatte nichts gelernt, ſie konnte nicht franzöſiſch mit ihm ſprechen, in der Schule war ſie immer faul geweſen. Aber ſie beſaß noch ihre Bücher; es war noch Zeit, um das Verſäumte nachzuholen; nur das Lexikon fehlte ihr — aber unter des Doctors Büchern hatte ſie eins geſehen; gleich morgen wollte ſie ihn darum bitten! Nein, keine Teufelskünſte, wozu die lange Trina ſie verführen wollte; aber lernen, lernen! Er ſollte ſehen, daß ſie Keiner Etwas nachgab.

Sie legte wieder den Kopf in ihre Hände. Da hörte ſie es von oben aus dem Garten herabkommen, und bald darauf unterſchied ſie ein Saitenklimpern und daneben den ungleichen Tritt des kleinen Muſikanten. Gewiß, mit ſeiner Geige unter dem Arme, wanderte er umher, um ſie zu ſuchen. Aber ſie regte ſich nicht, und die Schritte entfernten ſich wieder. Einmal flog es durch ſie hin, und ihr war, als ſtocke jählings ihr Herz, ob denn nicht er, er ſelber ſie vermiſſen würde? — Aber es kam Niemand mehr. Statt deſſen hörte ſie bald vom Saal herab das Getöſe des Tanzes, Geigenſtriche und fröhliches Lachen.

Qualvolle Stunden vergingen; endlich wurde es ſtill und die Wagen fuhren ab. Kätti ſchlüpfte aus ihrem Verſteck, ließ einen Augenblick noch den feuchten Nachtwind über ihre Wangen gehen und ſchlich ſich dann im Dunkeln fort auf ihre Kammer.

Am andern Tage, da es noch morgenfriſch vom Fluß heraufwehte, kam Kätti wie gewöhnlich mit dem aus Brod und Milch beſtehenden Frühſtück des Doctors nach dem Abnahmehaus herab; vor der Hausthür aber zögerte ſie und holte ein paar Mal tiefen Athem. Sie ſah etwas bleich und anders aus, als ſonſt; die dunkelrothe Schleife ſaß zwar noch in dem glänzend ſchwarzen Haar; aber die langen Zöpfe waren am Hinterkopf zu einem Knoten aufgeſteckt. Sie wollte nicht mehr wie ein Kind vor ihm erſcheinen.

Als ſie eintrat, ſtand der Doctor vor einer aufgezogenen Schublade und kramte in ſeiner Wäſche, wandte aber auf das Geräuſch des Thüröffnens den Kopf und ſah die Eintretende voll Erſtaunen an. „Kätti! Fräulein Roſalie!“ rief er ſcherzend. „Du biſt ja ganz verwandelt. In welchem Zauberwinkel warſt Du geſtern uns verſchwunden?“

Sie hob den Kopf, und aus dem Spalt der halbgeſchloſſenen Lider flog es wie ein Blick des Haſſes auf ihn hin. „Ich bin krank geweſen,“ ſagte ſie düſter. Als ſie aber den plötzlichen Ausdruck der Theilnahme auf ſeinem Antlitz ſah, öffnete ſie die Augen weit und blickte mit kindlicher Hülfloſigkeit zu ihm auf.

„Du hätteſt noch ruhen ſollen,“ ſagte er; „ich hätte mein Frühſtück mir ſchon ſelbſt geholt.“

Sie ſchüttelte den Kopf und zeigte auf ein kleines Dictionnaire, das zwiſchen anderen Büchern auf einem Seitentiſche lag. „Wollen Sie mir das leihen?“ frug ſie. „Darf ich es mit nach Haus nehmen?“

„Das? Was willſt Du damit?“

„Ich will Franzöſiſch lernen.“

Das Antlitz des jungen Mannes verrieth eine flüchtige Verlegenheit, die Kätti's ſcharfen Augen nicht entging. Sie dachte: „Was mag er geſtern über Dich geſprochen haben?“

Aber der Doctor lachte ſchon wieder. „Wäre es nicht beſſer,“ ſagte er, „Du bliebeſt beim Nähen und Stricken? Mich dünkt, Du warſt früher gerade kein Held darin.“

Sie antwortete ihm nicht darauf; ſie wiederholte nur ihre Frage, ob er das Dictionnaire ihr leihen wolle.

„Gewiß, Kätti,“ ſagte er harmlos, „und behalte es, ſo lange es Dir gefällt.“

Sie nahm das Buch und wollte eben gehen, als ſie von ihm zurückgerufen wurde. „Sieh da,“ ſagte er und zeigte ihr einige auf dem Tiſche liegende Leinwandſtücke, die augenſcheinlich Theile eines zugeſchnittenen Hemdes waren; „ich habe bei meiner plötzlichen Abreiſe das letzte vom Dutzend ſo mit fortnehmen müſſen; habt Ihr eine leidliche Näherin im Dorf?“

Sie ſchüttelte erſt den Kopf; dann aber ſagte ſie haſtig: „O ja doch, es wird ſchon gehen; ich weiß doch eine.“

— „Dann ſei ſo gut, es zu beſorgen!“

Sie packte raſch die Leinewand zuſammen und ging mit dieſer und dem Buche fort. Als ſie draußen am Fenſter vorüberſchritt, ſah er ihr durch die Scheiben nach, ja er öffnete das Fenſter, um ihr noch weiter nachzuſehen; und er that es, bis das feine Köpfchen mit dem glänzend ſchwarzen Haarknoten droben im Gebüſch verſchwunden war. „Vraiment, une petite princesse dans son genre!“ Halblaut wiederholte er ſich dieſe Worte, durch welche geſtern die blonde Majorstochter ſich mit der eigenthümlichen Anmuth des Mädchens abgefunden hatte.

Er ſtieß auch noch die anderen Fenſterflügel auf, um die friſche Morgenluft herein zu laſſen. „Dans son genre?“ murmelte er vor ſich hin. — „Nur dans son genre?“ Und nachdenklich ſetzte er ſich an den Tiſch, um das ihm von der petite princesse gebrachte Frühſtück zu verzehren.

— — Inzwiſchen ſchritt Kätti, nachdem ſie oben am Hauſe das Dictionnaire in ein offenes Fenſter gelegt hatte, die Dorfſtraße hinab, bis ſie an das niedrige Strohdach des Muſikanten kam. Als ſie zu ihm in die Stube trat, rutſchte er mit möglichſter Behendigkeit von ſeinem Schneidertiſch herab und ſtand in ſeinen wollenen Strümpfen vor ihr auf dem Lehmboden.

„Sträkelſtrakel!“ ſagte Kätti, während der kleine Mann ſie halb verwundert, halb beſorgt betrachtete „Er kann doch Weißzeug nähen, Sträkelſtrakel?“

Seine ſchmalen Lippen zogen ſich zu einer harmloſen Selbſtverſpottung zuſammen. „Ei freilich, Mamſellchen; ein Schneider im Dorf kann Alles nähen: Hemden und Pudelmützen, und was Sie ſonſt noch luſtig ſind, Mamſellchen!“

Sie nickte und kramte ihre Leinwandſtücke auf dem Arbeitstiſche aus. „So hilf mir! Nähen kann ich's ſchon; ich weiß nur nicht, wie es zuſammengeht.“

Bald lehnten Beide gegen den Tiſch und ſuchten die zuſammengehörigen Stücke an einander zu paſſen. Der Schneider gerieth wirklich ein paar Mal in Verlegenheit; denn ſo ein Stadtherrending war doch was Anderes, als ein gewöhnliches Bauernhemd. Endlich aber kam's zurecht. „So!“ rief er und betrachtete jetzt etwas verwundert die Länge und Breite des Gewandes. „Ich hätte noch kaum den Herrn Zippel für eine ſo anſehnliche Perſon gehalten!“

Kätti wurde glühend roth. Aber der Schneider bemerkte das nicht, und ſie ſelber ſah ſich nicht veranlaßt, ihn über ihren Arbeitsgeber aufzuklären. Zärtlich, als verhülle ſie ein Geheimniß, rollte ſie die Leinwand wieder auf; dann fragte ſie noch ſtatt des Dankes: „Was meint Er, wollen wir einmal heut Abend unſere Sonate ſpielen?“

Sträkelſtrakel warf einen Blick auf ſeine Geige, die glücklich wieder an der Wand hing. „Ach ja, Mamſellchen,“ ſagte er freudig, „die von dem großen Mozart; und wir haben ſie ſo lange nicht geſpielt! — Freilich,“ ſetzte er hinzu, „Sie haben jetzt auch viel zu ſchaffen; die Aufwartung da drunten bei dem guten jungen Herrn.“ — —

Er ſah ihr ſeufzend nach, da ſie mit einem freundlichen Nicken ihn jetzt verließ. Noch immer vermochte er ein neidiſches Gefühl nicht ganz zu unterdrücken, daß der junge vornehme Herr das Mädchen ſo ohne alle Mühe vom Wege aufgeleſen hatte. Aber die angeborene Dankbarkeit ſeines Herzens trug den Sieg davon. „Pfui! Pfui“ ſagte er zu ſich ſelber. Dann hinkte er an die Wand, langte Geige und Bogen von ihrem Haken, und bald erklangen aus dem niedrigen Stübchen in reinen Tönen die lieblichſten Paſſagen der Mozart-Sonate.

Als es an dieſem Abend Elf vom Glockenthurm geſchlagen hatte, ſtand der Doctor von ſeiner Arbeit auf und ſetzte ſich auf den großen Stein vor ſeiner Hausthür, um der Nachtkühle zu genießen und vor dem Schlaf noch eine Weile lieblichen Gedanken nachzuhängen, wie ſie die zukunftsreiche Jugend zu beſuchen pflegen. Nur eine Weile ruhten ſeine Blicke auf der Landſchaft, die in verſchwimmendem Umriß ſich vor ihm ausbreitete; was ſonſt getrennt war, die Welt ſeines Innern und die da draußen, im ſchützenden Dämmer der Nacht traten ſie traulich zu einander und verwebten ſich in Eins. Wie traumredend durch die weite Stille rauſchte der Fluß in ſeinen Ufern, und in dem ſilbernen Lichte des Sternenhimmels tauchte die Geſtalt des blonden blauäugigen Mädchens wie Anadyomene aus der Fluth. Er ſah ſie deutlich vor ſich; nur der Saum ihres weißen Gewandes verlor ſich in den Wellen; mit jenem läſſigen Neigen des Hauptes lächelte ſie ihn an, und in dem Rauſchen des Schilfes unterſchied er deutlich ihre Stimme: »Vraiment, une petite princesse dans son genre!« Aber ſie war jetzt nicht mehr drunten über dem Waſſer; ſie wandelte an ſeiner Seite, ſie beide vor den Säulen der Veranda; ſie flüſterte noch etwas; aber er verſtand es nicht.

Als er unwillkürlich den Kopf nach dem Lande zurückwandte, wo droben über dem Gebüſch der Giebel des Haupthauſes ſich gegen den Nachthimmel abhob, ſah er zu ſeiner Verwunderung noch ein Licht durch die Zweige ſchimmern, und bald auch, daß es aus dem Fenſter ſtrahlte, hinter welchem, wie er wußte, Kätti's Kammer war.

Er hatte ſo ſpät dort niemals Licht erblickt. Was mochte das wunderliche Mädchen jetzt noch treiben? Franzöſiſch? Aber weshalb denn, da ſie es als Kind ſo gründlich doch verabſcheut hatte? — Gleichviel; was kümmerte es ihn!

Aber dennoch ſah er ſie vor ſich; das müde Köpfchen auf die Hand geſtützt, und gleichwol eifrig in ſeinem Dictionnaire blätternd.

Er wandte ſich wieder ab. Der Fluß rauſchte noch wie zuvor in ſeinen Ufern; aber die blonde Majorstochter wollte nicht wieder aus ſeiner Fluth emporſteigen, ſo ernſtlich der junge Doctor auch ſeinen Willen darauf zu richten ſuchte. Unwillkürlich wandte er immer wieder ſeine Augen nach dem Lichte, das landwärts durch die Bäume ſchien; es ſchlug ſchon

Mitternacht vom Thurme; und erſt, als es längere Zeit nachher erloſch, ſtand er von ſeinem Steine auf und ging in ſeine Kammer.

— — Die nächſte und die darauf folgende Nacht war es ebenſo. Am Morgen des dritten Tages, da Kätti ihm das Frühſtück brachte, legte ſie die fertige Näharbeit daneben auf den Tiſch.

Er nahm ſie und betrachtete ſie genau, während das Mädchen geſpannt zu ihm hinüberblickte. „Das iſt gut!“ ſagte er. „Lache nur nicht; ich verſtehe mich darauf.“ Er war, wie manche Männer, faſt pedantiſch in Bezug auf ſeine Leibwäſche. „Und was koſtet es?“

„Es koſtet nichts,“ erwiderte ſie.

„Nichts? Laſſen die Näherinnen hier ſich nicht bezahlen?“

„Es gibt hier keine; ich ſelber habe es genäht. — Aber, wollen Sie mir jetzt auch dieſe Arbeit durchſehen?“ Und damit legte ſie ein mit franzöſiſchen Themen beſchriebenes Heftchen vor ihm hin.

Er nahm es ſchweigend und begann zu leſen, während ſie mit beklommenem Athem vor ihm ſtand. Einmal zuckte ſie erſchreckt zuſammen, da er einen Bleiſtift nahm und damit zwiſchen ihre Schrift hineinſchrieb; endlich gab er ihr das Heft zurück. „Das iſt auch gut!“ ſagte er und ſah ſie voll mit ſeinen blauen Augen an, während ein helles Freudenroth über des Mädchens Antlitz flog.

„Aber biſt Du denn nicht mehr die alte Kätti; wer hätte Dich früher an den Nähtiſch oder an die Bücher bringen können? Und nun? — Wie geht das zu? Oder iſt es am Ende gar ein Wunder?“

Ihre Augen öffneten ſich weit und ſahen ihn an, bis ſie ſich mit Thränen füllten. „Ich weiß nicht,“ ſtammelte ſie verworren, „aber darf ich mit meinen Themen wiederkommen?“

Und als er ihr das zugeſagt hatte, nahm ſie ihr Heft und verließ eilig das Zimmer.

An Sträkelſtrakels Geige war Tags vorher die G-Saite geſprungen; nun kam er gegen Mittag aus der Stadt, wo er ſich eine neue eingehandelt hatte. Müde, wie er war, bog er dennoch von der Dorfſtraße in den Weg zur „Wald- und Waſſerfreude“ ein und wollte eben die ſteile Felstreppe nach dem Fluß hinunter, als Kätti aus dem Hauſe ihm entgegenkam.

„Wenn's nicht zuviel gebeten iſt, Mamſellchen,“ ſagte er, ſeine große tellerrunde Mütze lüftend, „Sie kommen doch nach unten zum Herrn Doctor; Sie könnten mir eine Beſtellung abnehmen, die ſie in der Stadt mir aufgetragen haben!“

Kätti nickte und begleitete ihn nach der Straßenecke, während er ihr ſeinen Auftrag mittheilte. Sie nickte dann noch einmal; aber ſie fühlte ſelbſt, wie ihr die Hände plötzlich eiskalt geworden waren.

Als ſie eben zurückgehen wollte, ſah ſie die lange Trina aus einem Hauſe treten; die Alte hatte ihre Krepphaube auf dem Kopf und einen ſchmutzigen gefüllten Sack auf ihrem Rücken; ſo ſtapfte ſie an einem langen Knotenſtock die Dorfſtraße hinab.

Kätti machte eine Bewegung des Abſcheu's, aber Peter Jenſen lachte: „Sie hat ſich Schnaps gekauft,“ ſagte er; „mit ihrem Kräuterbeutel geht ſie in die Stadt, mit einem Haarbeutel kommt ſie heute Abend wieder!“

„Erſt Abends?“ fragte Kätti; es ſchien ihr plötzlich etwas durch den Kopf zu gehen.

„O, auch wol Nachts oder Morgens! Die ſchläft am Weg ſo gut, als wie zu Hauſe! Alſo, Mamſellchen,“ ſetzte er hinzu, „Nachmittags fünf Uhr, wenn Sie es nicht vergeſſen wollen!“

„Nein, nein,“ erwiderte ſie haſtig, „geht nur und ruht Euch aus; ich werde Euch was Gut's zu Mittag ſchicken.“ Ein heißes Roth hatte ihr Antlitz überzogen, während ſie langſam ihrem Hauſe zuging; der empfangene Auftrag ſchien ſie ſehr erregt zu haben.

Aber erſt am Nachmittage kurz vor der genannten Stunde ſtieg ſie die Felſentreppe hinab; ſie hätte näher durch den Garten gehen können; aber ſie ſchien abſichtlich, als wolle ſie ſich ſelbſt noch einen Aufſchub gönnen, dieſen weiteren Weg zu wählen. Als ſie vor der Schwelle des Abnahmehauſes ſtand, erſchrak ſie faſt, da ſie die Hausthüre offen ſah; auch mußte ſie ſich erſt den einen kleinen Finger mit ihrem Tuche wiſchen; denn ſie hatte ihn blutig gebiſſen, während ſie von der letzten Treppenſtufe bis hierher gegangen war.

Als aber Wulf Fedders mit ſeinem blonden Kopfe etwas verwirrt aus der vor ihm liegenden Arbeit auftauchte, ſah er ſie plötzlich vor ſich ſtehen, und wie damals in ihrer Kinderzeit rief er: „Du Kätti? Biſt Du ſchon lange hier?“

Sie ſchüttelte den Kopf; aber als ſie ſprechen wollte, fehlte ihr der Athem.

„Nun,“ ſagte er; „ich hab' ſchon ſo viel Zeit, Dich anzuhören!“

Kätti blickte gegen die Wand und erwiderte ſtockend: „Ich glaube doch, daß die lange Trina unſeren Fidél geſchlachtet hat.“

„Meinſt Du? Aber was iſt dabei zu machen?“

„Ich möchte bitten, daß Sie mit mir hingehen, ich habe Furcht allein.“

„Aber, Kätti, wenn er todt iſt, bekommſt Du ihn ja doch nicht wieder!“

„Ich möchte es nur wiſſen,“ ſagte ſie leiſe. „Wollen Sie nicht mit mir gehen?“

Der Doctor zögerte; es war, wie er ſich ausdrückte, „ein Knacken“ in ſeiner Arbeit, den er heut noch überwinden möchte; als aber Kätti vor ihm ſtehen blieb, nur die dunkeln Augen in angſtvoller Erwartung auf ihn richtend, ſtand er auf und packte ſeine Bücher fort. „Wenn es denn ſein muß, Kätti!“ ſagte er. „Aber was iſt Dir heute? Deine Wangen wetteifern ja mit Deiner rothen Schleiſe!“

Er erhielt keine Antwort; Kätti war ſchon draußen vor der Hausthür.

Kopfſchüttelnd nahm der Doctor ſeine Botaniſirtrommel von der Wand, und bald gingen ſie neben einander über die Felder nach dem Walde zu; ſie hörten es eben hinter ſich im Dorfe Fünf vom Kirchthurm ſchlagen, als ſie ihn erreichten.

„Wollen wir nicht etwas raſcher gehen?“ ſagte der Doctor, da Kätti jetzt abſichtlich ihren Schritt zu hemmen ſchien.

„Ja, ja; ein wenig raſcher!“ — Sie that es auch, bald aber wurden ihre Schritte zögernd wie vorher.

Er ſchien es nicht beachtet zu haben, daß ſie um den äußeren Rand des Waldes herumgingen; denn es wuchs und blühte hier Manches, das ſeine Aufmerkſamkeit erregte, und Kätti hatte immer Neues ihm zu zeigen und zu fragen. Plötzlich aber, da er um ſich blickte, rief er: „Weshalb gehen wir denn hier? Der Fahrweg durch den Wald muß ja viel näher ſein.“

„Der Fahrweg?“ — Kätti hatte den Kopf gewandt und ſprach es in die Luft hinaus: „Es kann wohl ſein; ich dachte nicht daran!“

„Aber Du warſt vorhin doch ſelbſt ſo eilig!“

„O nein; ich habe Zeit genug.“

„Du biſt ein wunderliches Mädchen, Kätti.“

Es dauerte lange, bis ſie an die Kathe der langen Trina kamen. Das baufällige Häuschen lag ſchon im tiefen Tannenſchatten; aber die Thür war verſchloſſen, und Wulf Fedders trommelte daran mit beiden Fäuſten, ohne daß geöffnet wurde. Als er durch die blinden Fenſter hineinzublicken ſuchte, ſprang von drinnen die ſchwarz und weiß gefleckte Katze gegen die Scheiben und ſah ihn mit ihren grünen Augen an. „Brr!“ ſagte er; „nur der Haushund iſt da drinnen.“ In demſelben Augenblicke aber, da er einen Schritt zurücktrat, gewahrte er das gegen die ſüdliche Hausmauer angelehnte Brett, woran auch heute noch eine Anzahl von Thierfellen, mit der Rauchſeite nach innen, angeheftet hing. „Kätti!“ rief er; „wo biſt Du, Kätti?“

Sie ſtand ſeitwärts unter einer einzelnen Tanne und ſchien auf das Moor hinauszublicken, das ſich hier vor der Hütte der Alten in unerkennbare Ferne hinausſtreckte; mit der einen Hand hatte ſie über ſich einen Aſt ergriffen, ſo daß ſie ihr Köpfchen an dem eigenen Arme ruhte.

Als Wulf Fedders die ſchlanke Mädchengeſtalt ſo faſt wie ſchwebend gegen den ſchon goldig angehauchten Himmel ſah, zögerte er einen Augenblick; dann rief er noch einmal, aber leiſe, ihren Namen; da wandte ſie ſich und kam langſam zu ihm.

„Iſt das Fidel?“ ſagte er und hob mit einem abgeriſſenen Zweige die Rauchſeite eines noch blutigen Felles in die Höhe.

Sie hielt ein Weilchen wie gezwungen die Augen darauf gerichtet und ſchüttelte dann den Kopf.

Er hob noch andere Felle auf. „Ein Iltis und zwei Katzen! Gott weiß, was die Alte mit dem Unzeug anfängt! — Wir können nun nur wieder heimgehen,“ ſetzte er hinzu. „Und hier führt auch der Fußſteig in die Tannen!“

Sie ſtutzte erſt und blickte unſicher vor ſich hin; dann ging ſie raſch voran.

Als ſie eine Weile zwiſchen den dunkeln Bäumen fortgeſchritten waren, ließen ſich ganz deutlich ſeitwärts aus der Tiefe des Waldes Geigentöne hören.

Kätti fuhr ſichtlich zuſammen.

„Was haſt Du?“ ſagte er. „Biſt Du ſo ſchreckhaft heute? Die neun Buchen werden nicht weit ſein; es iſt eine Tanzgeſellſchaft, und Dein Sträkelſtrakel ſpielt die Geige!“

Sie antwortete nicht; aber ein Seitenſteig führte hier in die entgegengeſetzte Richtung, und ſie ging eilig darauf vorwärts, als ob ſie vor jenen Tönen fliehen müſſe. Und bald auch wieder war um ſie her nichts Anderes vernehmbar, als das eintönige Kochen und Weben in den Tannenwipfeln, die der Abendwind bewegte. Er folgte ihr in einiger Entfernung, doch nicht weiter, als daß er um ſo beſſer die anmuthige Geſtalt betrachten konnte; und ſeine Augen ſahen bald nichts Anderes, als ſie. Im Gehen ſtreifte ein überhängender Zweig die rothe Schleiſe aus ihrem Haar; ſie hatte es nicht bemerkt; aber er hob ſie auf und zeigte ſie ihr. „Warte!“ ſagte er; „Ich weiß wol, wie ſie ſitzen ſoll!“

Sie neigte demüthig das Haupt und duldete es, daß ſeine ungeſchickten Finger ſich mit dem Bande mühten.

„Habe ich es recht gemacht?“ frug er leiſe; noch einen Augenblick ruhte ſeine Hand auf ihrem Haar.

Sie nickte nur; es kam kein Hauch von ihrem Munde. Dann gingen ſie auf's Neue weiter; das Rauſchen in den Wipfeln hatte aufgehört, es wurde immer ſtiller um ſie her.

Jetzt öffnete ſich eine Lichtung, in der das Gold des Abendhimmels auf Hülſen- und Farrenkräutern lag, die hier in unberührter Einſamkeit beiſammen ſtanden. „Weißt Du denn wirklich, wo wir ſind?“ ſagte Wulf, als Kätti vor ihm in das Gewirre hineinſchritt. „Mir iſt, als kämen wir niemals mehr aus dieſem Wald!“

Ein gellender Schrei antwortete ihm.

„Kätti, liebe Kätti!“ Er war im Nu an ihrer Seite.

Vor den Füßen des Mädchens lag eine Schlange, auf deren Rücken das Kainszeichen in dem ſchwarzen Zickzack deutlich zu erkennen war. Der tellerförmig aufgerollte Leib ſchien wie am Boden feſtgeheftet; nur die Muskeln ſpielten in unabläſſiger Bewegung und der flache Kopf mit den glühenden Augen war drohend in die Luft emporgerichtet.

„Da, da!“ ſtammelte Kätti und erhob mühſam wie im Traume ihre Hand.

Ein wüthender Biß der Schlange zuckte nach ihr hin; aber Wulf Fedders hatte ſie ſchon auf ſeinen Arm gehoben und trug ſie fort, immer weiter, er wußte ſelber nicht, wohin; aus dem Tannen- in den Buchenſchlag und aus den Buchen endlich an den Rand des Waldes; ſie hatte die Arme um ſeinen Hals geſchlungen und ruhte wie ein Kind mit ihrer Wange an der ſeinen.

Nun ließ er ſie ſanft zur Erde nieder; allein ſie blieb noch mit geſchloſſenen Augen an ihm ruhen.

„Kätti,“ ſagte er ſanft; „beſinne Dich; die Gefahr iſt jetzt vorüber.“

Sie hob den Kopf und ſah ihn an, als ſeien ihre Gedanken ganz wo anders.

„Die Schlange!“ ſagte er. „Weißt Du nicht? Sie hätte Dich doch faſt gebiſſen!“

„Ja, ja, die Schlange!“ wiederholte ſie und trat von ihm zurück; aber das Wort ſchien keine Bedeutung mehr für ſie zu haben.

„Nicht wahr,“ fuhr er fort; „ſie iſt weit, ganz weit von uns entfernt; Du fürchteſt ſie nun nicht mehr?“

Sie ſchüttelte den Kopf und ſah ihn dennoch angſtvoll an.

„Kätti,“ rief er bittend. „Mach nicht ſo heimathloſe Augen!“

Und da ſie noch immer ſtumm blieb, ſtreckte er in heftiger Bewegung beide Arme ihr entgegen.

Einen Augenblick neigte auch ſie ſich gegen ihn; dann aber richtete ſie ſich jäh empor. „Nein, nein,“ ſchrie ſie, und ihre kleinen Hände ſtießen ihn zurück; „ich kann nicht, ich bin falſch geweſen!“

„Falſch? Du Kätti? Du kannſt ja gar nicht falſch ſein!“

„Doch,“ ſagte ſie und nickte ein paar Mal wie zur Betheuerung ihrer Schuld; „das Weib hat unſeren Fidél gar nicht getödtet; ich wußte das; denn ſie fanden ihn heute in der Trinkgrube neben unſerem Garten.“

Wulf Fedders ſchüttelte den Kopf. „Aber weshalb ſind wir dann hier hinausgewandert?“

„Es war eine Geſellſchaft aus der Stadt,“ entgegnete ſie ſtockend; ſie wollten in unſerer Wirthſchaft vorfahren; ich ſollte es an Sie beſtellen.“

„Und das wollteſt Du nicht?“

„Nein, ich wollte es nicht.“

„Und weshalb?“ frug er geſpannt.

Sie ſchwieg eine Weile; dann ſah ſie ihn feſt mit ihren ſchwarzen Augenſternen an und ſagte: „Weil auch die blonde Dame mit in der Geſellſchaft iſt.“

„Darum alſo; — die Tochter der Majorin meinſt Du!“ Es klang ein plötzlich kühler Ton aus dieſen Worten; die blonde Dame war auf einmal wieder in der Welt.

Da Kätti keine Antwort gab, ſo ſchwiegen Beide und gingen langſam neben einander auf dem Wege hin. Als ſie ſich dem Thore des Geheges näherten, hörten ſie wiederum die Geige aus dem Walde tönen.

Kätti's weiße Zähnchen gruben ſich in ihre Lippe; aber Wulf Fedders ſchritt, als habe er nichts gehört, vorüber.

„Wollen Sie nicht hineingehen?“ ſagte ſie leiſe. „Sie treffen die Geſellſchaft noch beiſammen.“

Er ſchüttelte den Kopf. „Ein ander Mal, Kätti.“ — Und ſtumm wie vorhin gingen ſie auf dem faſt dunklen Wege fort. Als ſie das Dorf erreicht hatten, bogen ſie von der Straße ab und ſchritten unten am Flußufer entlang. An der Felstreppe, die zur „Wald- und Waſſerfreude“ hinaufführte, blieb der Doctor ſtehen. „Gute Nacht, Kätti!“

„Gute Nacht,“ hauchte ſie; ſie gaben ſich nicht die Hände; wie ein geſcheuchter Vogel flog ſie die Stufen hinauf, bis er ſie oben in der Dämmerung verſchwinden ſah.

— — An dieſem Abend ſaß der Doctor noch lange auf dem großen Stein vor ſeiner Hausthür und blickte auf den Fluß hinaus, der ruhig im Sternenlicht dahin zog; aber aus ſeinen Wellen wollte heute kein anmuthiges Mädchenbild emporſteigen. Vor der nahen Wirklichkeit konnte das Spiel der Phantaſie ſich nicht entzünden; die nüchternen Gedanken hatten allein jetzt die Gewalt. — —

Wulf Fedders war der Sohn eines höheren Beamten, den bei ſchon reiferer Jungfräulichkeit eine Dame alten Geſchlechts geehelicht hatte; und es geſchah, wie meiſt in ſolchen Ehen; da die Frau nicht umhin konnte, ihres Mannes bürgerlichen Stand zu theilen, ſo ſuchte ſie wenigſtens von der früheren „Exclusivität“ noch ſo viel feſtzuhalten, als ihre kleinen Hände es vermochten. Die damit durchſetzte Luft des Hauſes war auf den Sohn, der ſeine Mutter nach Verdienſt verehrte, nicht ohne Einfluß geblieben; trotz guten Willens wurde es ihm meiſtens ſchwer, ja faſt unmöglich, den Menſchen ohne Rückſicht auf ſeinen Urſprung oder die ihm angeborene Vergangenheit zu ſchätzen. So wollte er wol gern ein bedeutender Rechtslehrer, ein großer Staatsmann werden; aber hätte er dafür der Sohn eines Stallknechts ſein und die Jugend eines ſolchen Kindes als Vorleben mit in den Kauf nehmen müſſen, er hätte ſich doch ſehr bedacht.

Nun ſaß er in der Einſamkeit der Nacht, in ſich erſchrocken über die Vorgänge dieſes Nachmittages, die mit zudringlicher Deutlichkeit vor ſeinen Augen ſtanden. Nur Kätti ſelber hatte ihn zurückgehalten, ſich ihr für immer zu geloben; und Wulf Fedders war nicht der Mann, eine deutlich eingegangene Verpflichtung nicht auch mit allen Opfern zu erfüllen. Aber der gefährliche Augenblick war vorüber und konnte niemals wiederkehren. „Hermann Tobias Zippel's Schwiegerſohn!“ Er ſchüttelte ſich ein wenig, wie einſtens Kätti vor dem armen Unterlehrer; dann ſtand er langſam auf und ging in ſeine Kammer.

An einem der nächſten Tage wurde Kätti von einem Glücksfalle betroffen, den ſie freilich für den Augenblick wol kaum zu ſchätzen wußte. Zufolge Teſtamentes einer verſtorbenen Pathin wurde ihr nicht nur ein ſtraffes Beutelchen mit ſilbernen und goldenen Schaumünzen eingehändigt, es war ihr außerdem eine nicht unanſehnliche Summe ausgeſetzt, welche zu Herrn Zippel's Entrüſtung nicht durch ihn als väterlichen Vormund, ſondern durch eine dritte Perſon bis zu ihrer Mündigkeit verwaltet werden ſollte.

Und als wäre es noch nicht Glückes genug, ſo begann auch der Unterlehrer, der ſeit ſeiner erfolgloſen Liebeswerbung fortgeblieben war, auf's Neue in der Wald- und Waſſerfreude einzukehren. Da er die ſichere Ausſicht auf einen guten Schuldienſt in der Stadt hatte, ſo ſuchte er ſich der Tochter des Hauſes wiederum mit allerlei Geſpräch zu nähern, wobei er allmälig ein ganz munteres und zuverſichtliches Weſen angenommen hatte. Als Wulf Fedders einmal darüber zukam, war ihm im erſten Augenblicke, als ob ein Dorftölpel in ſeinen Blumengarten ſteigen wolle, und ſchon ſaß ein überlegenes Wort gegen den jungen Menſchen auf ſeinen Lippen. Aber er beſann ſich; was kümmerte es ihn? Er wollte ja kein Recht an dieſer Blume haben. Er ging fort, und Kätti ſah ihm mit großen Augen nach, während die Reden des Schulmeiſters wie leeres Wellengeräuſch an ihrem Ohr vorübergingen.

Im Uebrigen wollte der Sonnenſchein, der draußen fortdauernd vom Himmel auf die Erde glänzte, in der Wald- und Waſſerfreude nicht zur Geltung kommen. Der Doctor zeigte ſich nur ſelten oben in der Wirthſchaft; wenn er nicht an ſeiner Arbeit ſaß, ſo lief er allein durch Wald und Feld, oder er war drüben in der Stadt, oft mehrere Tage nach einander. Herr Zippel fuhr ſich mehr als jemals unwirrſch durch die Haare; denn von ſeinen Bad-Arbeitern war ihm die Hälfte fortgelaufen, ſei es, daß Herrn Zippel's Anweiſungen ihnen unausführbar geſchienen, ſei es daß, wie hie und da gemunkelt wurde, der Lohn nicht prompt genug gefallen war. Noch unwirrſcher wurde er, wenn er die Tochter anſah: „Seit Du vor lauter Eigenſinn nicht mehr haſt ſingen wollen, kommen immer weniger Gäſte aus der Stadt; was ſoll denn daraus werden?“ — Es zuckte ſchmerzlich durch das junge Geſicht; aber ſie wußte nichts darauf zu ſagen.

Dennoch waren wieder eines Tages Gäſte angeſagt. Kätti hatte, wie beſtellt, den Kaffeetiſch in der Veranda hergerichtet; vom Glockenthurme ſchlug es Drei, die junge Geſellſchaft, welche für dieſen Sommer ſich zuſammengefunden hatte, mußte bald erſcheinen. Noch einmal überſah Kätti mit Sorgſamkeit ihr Werk; denn die Bedienung ſelbſt hatte ſie der dicken Köchin überwieſen, die eben dabei war, ſich in ihren Sonntagsſtaat zu werfen. Trotz ihres Vaters Mahnung, ſie vermochte es nicht, auch nur zur Aufwartung zwiſchen dieſen Gäſten umherzugehen.

Auf ein Geräuſch horchte ſie hinaus, ob nicht das Rollen der ankommenden Wagen ſchon vernehmbar ſei; aber es war nur der wohlbekannte ungleiche Schritt des kleinen Muſikanten, was jetzt von der Anfahrt den Gartenſteig entlang kam. Und bald erſchien auch Sträkelſtrakels dürftige Geſtalt auf den Stufen der Veranda; obwol eine auffallend milde Sonne heut' am Himmel ſtand, trocknete er ſich doch mit ſeinem karrirten Schnupftuch die hellen Perlen von der Stirn.

Schon längſt, mit dem Inſtinct der Liebe, hatte er herausgefunden, weshalb ſeit nun ſchon vielen Tagen ſein Liebling ſo ſeltſam ſtumm und blaß einherſchlich; als er ihr jetzt in das erregte junge Antlitz blickte, deſſen Züge heut eine eigenthümliche Schärfe zeigten, ergriff er lebhaft ihre beiden Hände: „O Mamſellchen," ſagte er und hob ſeine grauen Augen in anbetender Entſagung zu ihr auf; „Sie ſollten ſich das nicht gar zu ſehr zu Herzen nehmen; es giebt noch Andere, die es ehrlich meinen!"

Sie blickte ihn traurig, aber freundlich an: „Ich weiß das, guter Sträkelſtrakel; aber ich verſteh' Dich nicht."

„Wenn ich nur reden dürfte, Mamſellchen!"

„Weshalb denn ſollteſt Du nicht reden dürfen?" — Sie horchte noch einmal hinaus; aber es war nichts zu hören.

Sträkelſtrakel hatte ſich abermals die Stirn getrocknet. „Der Unterlehrer," ſagte er, „er iſt kein feiner Herr; aber ich kenne ihn, er iſt ein guter Menſch; Sie wiſſen, Mamſellchen, er verſteht auch ſeine Orgel recht mit Schick zu ſpielen, und er hat doch nun das ſchöne Brod dort in der Stadt bekommen — wenn Sie gütigſt ihm erlauben wollten, wieder einmal anzufragen!“

Ruhig hatte Kätti ihm zugehört. „Am Ende biſt Du ſchon als Freiwerber an mich abgeſandt!“ ſagte ſie und lehnte müde das dunkle Köpfchen an eine der Verandaſäulen.

Sträkelſtrakel wurde ſehr verlegen. „O Mamſellchen,“ ſagte er zögernd; „aber wenn es denn ſo wäre!“

Sie antwortete nicht; ſie hatte ſich jählings aufgerichtet. Von der Dorfſtraße her kam deutlich das raſche Rollen mehrerer Wagen.

Raſch trat ſie auf den kleinen Muſikanten zu und legte feſt die Hand auf ſeinen Arm: „Schweig, Sträkelſtrakel! Sprich nicht mehr; ich will nichts weiter von dem Narren hören!“

Als er ſich umblickte, war ſie verſchwunden; draußen bei der Anfahrt aber erhob ſich das Getöſe der ankommenden Gäſte; und von der Felstreppe herauf erſchien der Doctor, um ſie zu begrüßen.

— — Der Nachmittag verging, während Kätti hinter verſchloſſener Thür in ihrer Kammer ſaß; als es drunten ſtiller geworden war, ging ſie vorſichtig in das Haus hinab. Der Saal war leer; in der Veranda ſah ſie zwei ältere Damen beim Piquet-Spiel ſitzen; aber hinter dem Garten, vom Fluß herauf ſcholl ein fröhliches Stimmengewirr. Ein paar Augenblicke ſtand Kätti, den Kopf vorgeneigt und mit verhaltenem Athem, als ob ſie aus dem fernen Schall ſich einzelne Worte aufzuhaſchen mühe; dann, faſt wider ihren Willen, ſchlich ſie in den Garten.

Die jugendliche Geſellſchaft hatte das größte der beiden Böte losgekettet und war jetzt im Begriff ſich einzuſchiffen; der Doctor und die blonde Dame waren die Letzten, und eben ergriff ſie ſeine Hand, um einzuſteigen. Kätti ſah es genau aus ihrem Verſteck, und ihre Augen verſchlangen Alles, was ſie ſahen. Als das Boot ſtromaufwärts abgefahren war, blieb ſie zuerſt in dumpfem Sinnen ſtehen. Aber nicht lange, ſo war auch ſie zum Fluß hinabgegangen; und bald folgte jenem größeren Boote das zweite kleinere mit gleichmäßigem leiſem Ruderſchlag; die Schifferin, die es lenkte, verſtand es, ſtets denſelben gemeſſenen Raum zwiſchen beiden Böten inne zu halten. — Was wollte ſie? — Sie wußte es ſelber nicht; aber ihre Augen hafteten wie gebannt an dem vollen Nachen, der im Glanz der Abendſonne mit Lachen und Geſang vor ihr den Strom hinauffuhr.

Weiter oben, an derſelben Seite, wo auch das Dorf belegen war, erhob ſich ein mäßig großer Hügel, den, wie eben jetzt, die Gäſte der Wald- und Waſſerfreude der ſchönen Ausſicht halber aufzuſuchen pflegten, um dann durch Wald und Wieſen wieder heimzukehren. Auch heute hatte man einen Burſchen vorausgeſchickt, der ſpäter mit dem leeren Boot zurückzurudern hatte; denn auf dem Hinwege freilich ließen die jungen Männer es ſich nicht nehmen, ihre Damen ſelbſt zu fahren.

Kätti wußte das; es war gewöhnlich ſo. Und endlich ſah ſie, wie das Boot vor ihr an jener Anhöhe landete, und wie die Damen unter Handreichung der Herren an das Ufer ſprangen. — Leiſe hielt ſie ihr Ruder an. Aber was hatte die Geſellſchaft dort? Es mußte ein Unfall geſchehen ſein; man drängte ſich zuſammen und ſchien lebhaft zu verhandeln. Dann wurde eine von den Damen — Kätti konnte nicht erkennen, welche — mit Hülfe eines Herren in das Boot zurückgeführt; es war augenſcheinlich, daß ſie hinkte, ſie mochte ſich den Fuß vertreten haben. Jetzt gingen wieder Alle an das Fahrzeug, und auf's Neue ſchien man hin und herzureden; die Verletzte ſchien dankend, aber lebhaft abzuwehren. Bei dem Flimmern der Abendſonne ſah Kätti Alles wie ein Schattenſpiel; jetzt aber gewahrte ſie deutlich, wie die Dame, von dem Arm des Herrn gehoben, in das Boot hinübertrat, wie dieſer ſich dann raſch nach einem Ruder bückte und vom Ufer abſtieß, während die Uebrigen unter Tücherſchwenken dem Hügel zugingen.

Kätti fuhr mit der Hand nach ihrem Herzen; ſie zweifelte nicht, wer jene Beiden waren, die jetzt ſelbander den einſamen Strom herabgefahren kamen. Ihr eigenes Boot befand ſich eben ſeitwärts von der Einfahrt in den kleinen Binſenhafen; jetzt lenkte ſie hinüber, und mit eingezogenen Rudern glitt es durch die enge Oeffnung. Aus dem rings umſchloſſenen Raum war es nicht möglich, den Fluß hinaufzuſehen; aber nach der einen Seite ſtanden die Halme weniger dicht, ſo daß ſie das Boot hineindrängen konnte und von hier aus eine Durchſicht nach dem Waſſer zu gewann. Von drüben trat gleicherweiſe eine hohe Binſenwand ſo nah' heran, und die Waſſerbahn an dieſer Stelle war dadurch ſo ſchmal, daß Niemand unerkannt vorüber konnte.

Das Mädchen hatte die Hände über ihre Kniee gefaltet und den dunkeln Kopf darauf gelegt; man hätte glauben können, daß ſie betete; aber ihr Ohr horchte ſtromaufwärts in die Ferne, ihre Pulſe hämmerten, was ſie an Gedanken hatte, ging dieſen einen Weg. Und jetzt, jetzt endlich in der ungeheueren Stille erfaßte ihr Ohr das Rauſchen eines Ruderſchlags. Sie fuhr empor und ſtreckte ſich mit dem ganzen Leibe nach jener Richtung, während ihre Hände ſich an den Rand des Bootes klammerten. Gierig, als paſſe ſie auf eine Beute, lauſchte ſie auf das nah und näher tönende Geräuſch, das gerade auf ſie zuzukommen ſchien Allein ſie hörte nichts von dem, was ſie zu hören dachte: Keine Worte, keinen Laut von Menſchenlippen! Jetzt aber — es war, als ob die Ruder eingezogen würden, ſie vernahm deutlich das Abtropfen des Waſſers; und jetzt, vom Strom getragen, glitt draußen das Boot rauſchend an ihrer Binſenwand entlang.

Kätti hatte ſich aufgerichtet; zitternd bogen ihre Hände die nächſten Halme auseinander; aber, ſo weit ſie ihre Augen öffnete, es ward nicht anders; Wulf Fedders war der Schiffer, das blonde Mädchen lag in ſeinen Armen. Aber nur noch einen Augenblick;

dann fuhr ſie jäh empor. „Es lachte Jemand!“ rief ſie und ſah ſich mit erſchreckten Augen um.

Der Doctor ließ ſich nicht ſo leicht beirren. Auf's Neue umſchlang er ſeine Braut und küßte ſie. „Du träumſt,“ ſagte er zärtlich; „wir ſind allein; wer ſollte denn auch lachen, daß Du mein geworden biſt!“

Aber ungeſehen hinter der dunkeln Binſenwand war in dieſem Augenblick ein verbleichendes junges Antlitz auf den Rand des Bootes hingeſunken. — Das Abendroth überglänzte den Himmel und verging, der Thau verſilberte das ſchwarze Haar des ſchönen Mädchenkopfes, und fern im lichten Blau des Aethers ſchimmerte der Stern der Liebe. Da erſt richtete ſich Kätti wieder auf. Lange blickte ſie in den milden Glanz des ruhigen Geſtirnes; dann betrachtete ſie aufmerkſam ihre Hände, ihre kleinen Füße; ſie löſte ihr ſchönes Haar und ließ es durch die Finger gleiten, bis ſich plötzlich ihre Arme ſtreckten, und ſie mit beiden Händen nach den Rudern griff. „Nur die Wirthstochter!“ rief ſie. „Die Tochter aus der Wald- und Waſſerfreude!“ Ein bitteres Lächeln flog um ihren Mund; vielleicht auch hat ſie wieder laut gelacht; aber Niemand hat es hören können, das Fahrzeug, welches die beiden Glücklichen trug, war ſchon längſt den Strom hinab.

Der Doctor hatte, wie er der Kühle wegen wol zu thun pflegte, während dieſer Nacht ein Fenſter ſeines Wohnzimmers offen gelaſſen. Als am anderen Morgen ſein Blick dahin fiel, gewahrte er auf der Fenſterbank das franzöſiſche Dictionnaire, das Kätti an jenem Morgen ſo eifrig mit ſich fortgenommen hatte. Sie hatte es alſo ſchweigend ihm zurückgebracht und wollte es nun nicht mehr gebrauchen.

Da er zögernd das vom Nachtthau feuchte Buch in ſeine Hand nahm, fiel ein Zettel mit Kätti's kleiner Schrift heraus:

„Das Beutelchen mit den Gold- und Silbermünzen“ — ſo hatte das rechtsunkundige Kind geſchrieben — „nehme ich mit mir, und es braucht daher keiner meinethalben zu ſorgen. Aber meine übrigen Erbgelder ſoll mein Vater haben; nur ſoll er davon an Sträkelſtrakel hundert Thaler geben. Ich darf wol hoffen, daß Sie dies für mich beſorgen werden.“

Und weiter nichts; der Name „Kätti“ ſtand darunter.

Beſtürzt ſtarrte Wulf Fedders auf dieſe Zeilen; das Lachen, das geſtern ſeine ſchöne Braut erſchreckt hatte, fiel ihm plötzlich ſchwer auf's Herz. Grübelnd ſann er nach, ob er irgend eine Schuld an ſich entdecken könne; aber er fand keine. Eine heftige Sehnſucht nach dem Mädchen wallte in ihm auf; aber er ſagte ſich mit Nachdruck, daß das nur Mitleid ſei.

Noch ein paar Augenblicke; dann ging er durch den Garten nach dem Haupthauſe hinauf, wo er Herrn Zippel, wie zur Reiſe gerüſtet mit Hut und Stock im Gaſtzimmer antraf. „Iſt Kätti hier?“ frug er haſtig.

„Kätti?“ entgegnete Herr Zippel zerſtreut. „Sie wird noch in den Federn liegen.“

„Nein, nein! Sie iſt fort!“

„Fort?“ Herr Zippel rannte aus der Thür, und kam nach ein paar Augenblicken wieder. „Ja, ja! Ihr Bett iſt unberührt! Aber weshalb? Warum?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte der Doctor mit etwas unſicherer Stimme; „aber leſen Sie das!“

Herr Zippel nahm ihm den dargebotenen Zettel aus der Hand. „Hmm, richtig! Richtig!“ rief er, indem er mit ausgeſpreizten Fingern ſich alle Haare in die Höhe zog. „Wieder die alte Dummheit! Aber wiſſen Sie, dies da mit dem Gelde, das iſt eine neue! Auf das Gekritzel zahlt mir Niemand auch nur einen Schilling. Nun, es ſchad't nichts; leben Sie wohl, Herr Doctor; ich will in die Stadt!"

Der Doctor hielt ihn noch zurück. „Was wollen Sie dort? Wollen Sie es wieder in die Blätter ſetzen laſſen?"

„Wie meinen Sie das? Ja freilich wird es in die Blätter kommen! — Aber meine Kätti iſt dennoch ein Genie; ſie hat das rechte Theil erwählt; mit dieſem Publicum iſt nichts zu machen! Glauben Sie, daß die Wald- und Waſſerfreude exiſtiren kann, wenn keine Gäſte kommen? Oder glauben Sie es nicht?" Er ſah ein paar Secunden lang dem Doctor ſtarr in's Angeſicht; dann ſtreckte er wie beſchwörend ſeine Hand gegen das Fenſter, durch welches man auf die Gartenanlagen und die Trümmer des neuen Wald- und Wieſenwaſſer-Bades ſah. „Irgend ein dummer Eſel," rief er, „welcher nach mir kommt, wird aus meinen Gedanken ſich Ducaten prägen; das iſt der Lauf der Welt! — ich gehe auf's Gericht, um meine Inſolvenz zu Protokoll zu geben!"

Er erhob ſtolz den Kopf, und, ſeinen Spazierſtock ſchwingend, ſchritt er zur Thür hinaus.

— — Einige Tage ſpäter ſaß drüben in der

Stadt Wulf Fedders neben ſeiner hübſchen blonden Braut. Sie plauderte ſchon lange und ſchien eifriger zu fragen, als er zu antworten.

„Und ſie iſt jetzt zum zweiten Male fortgelaufen?“ hub ſie auf's Neue an.

„Ja, zum zweiten Male.“

Und Ihr habt keine Spur von ihr gefunden, gar keine?“

Er ſchüttelte den Kopf. „Nicht weiter als bis unten an der Flußmündung, wo auch das Boot gefunden wurde.“

„Du Aermſter, wie haſt Du Dich wol abgemüht!“

„Du übertreibſt, Cäcilie; ich habe mich nicht abgemüht.“

Sie neigte den Kopf und ſah ihn von untenauf mit ihren blauen Augen an. „Leugne es nur nicht! Und — weißt Du? — wäre es eine Andere geweſen, ich hätte eiferſüchtig werden können!“

Ein leichtes Roth überflog ſein Antlitz.

„Du?“ rief ſie neckiſch drohend und erhob den Finger ihrer weißen Hand.

Wulf Fedders ſah ſie düſter an. „Wollen wir nicht lieber von etwas Anderem reden, als immer nur von jenem armen Mädchen?“

Die junge Dame ſtrich ſich ſorgſam ihre Kleider glatt und richtete ſich in ihrem Seſſel auf. „Weißt Du?“ ſagte ſie. „Sie intereſſirte mich doch; ich wußte nur nicht, wo ich ſie hinthun ſollte; nach dieſer Geſchichte aber bin ich ganz im Reinen! Nicht wahr, ſie hatte ſo ruheloſe Augen? Es war ein rechtes Vagabondenangeſicht!“

* * *

Ein Vierteljahrhundert iſt ſeitdem vergangen. Das Geweſe der „Wald- und Waſſerfreude“ wurde ſchon derzeit in dem Zippel'ſchen Concurſe von dem früheren Beſitzer für ſeinen älteſten Sohn zurück erworben, und mit dieſem iſt die alte patriarchaliſche Bauernwirthſchaft. ſind die billigen Preiſe und die Gäſte wieder eingezogen. — Vor dem Abnahmehauſe, drunten am Flußufer, liegt noch immer der große Stein, auf welchem einſt Wulf Fedders ſeine Anwandlung jugendlicher Träumereien überſtand. Statt ſeiner konnte man noch vor wenig Jahren einen kleinen alten Mann dort ſitzen ſehen, der bei einer der jetzt in dem Hauſe wohnenden Arbeiterfamilien von der Gemeinde in die Koſt verdungen war. Zuweilen, an milden Sommerabenden, wenn drinnen die Hausbewohner ſchon zur

Ruhe waren und nur die einſame Sternennacht im Fluſſe wiederſchien, zogen von dorther klare Geigentöne über Dorf und Anger. Wer noch wach war und aufmerkſam hinüberlauſchte, hätte wol einzelne Paſſagen eines Mozart'ſchen Adagio's erkennen mögen; dazwiſchen tauchte eine ſehnſüchtige Melodie empor, und verklang und kehrte wieder, bis — oft in ſpäter Nacht — das Geigenſpiel verſtummte.

Drüben aber in der Stadt, in dem Archiv der alten Landvogtei, zu deren Bezirk die einſtige „Wald- und Waſſerfreude" gehört, liegt unter den Acten über Verſchollene ein Heft mit ganz vergilbtem Deckel; es enthält die Verwaltungs-Nachweiſe über Kätti's Erbgelder, deren Zinſen längſt das Capital verdoppelt haben.

Der gegenwärtige Landvogt iſt Wulf Fedders, welcher bald nach ſeiner Verlobung alle Gedanken an künftigen Gelehrtenruhm mit der ſicherer zum häuslichen Heerde führenden Beamtenlaufbahn vertauſcht hatte. Alle Jahre einmal, bei der Reviſion der Vormundſchaften und Curatelen, gehen jene Acten durch ſeine Hände. Dann gedenkt er plötzlich wieder der dunkelfarbigen Kätti und ſeiner Schülerzeit und jener Tage in der „Wald- und Waſſerfreude". Aber er hat gar viele Acten und zu Hauſe eine blonde Frau und viele Kinder; bevor er noch den Weg vom Amtslocale nach ſeiner Wohnung zurückgegangen iſt, haben dieſe Erinnerungen ihn ſchon längſt verlaſſen.

Buchdr. der Volks-Zeitung, Berlin.

Die Söhne des Senators.

Von

Theodor Storm.

H 1915. 1892.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1881.

Kgl.Univ.Bibl.
Berlin

Meinem lieben Freunde

Reg.-Rath **Wilhelm Peterſen**

zugeeignet.

Der nun längſt vergeſſene alte Senator Chriſtian Albrecht Jovers, deſſen Sarg bei Beginn dieſer einfachen Geſchichte ſchon vor mehreren Jahren die ſtille Geſellſchaft der Familiengruft vermehrt hatte, war einer der letzten größeren Kaufherren unſerer Küſtenſtadt geweſen. Außer ſeiner Wittwe, der von Klein und Groß geliebten Frau Senator'n, hatte er zwei Söhne hinterlaſſen, von denen er den älteſten, gleichen Namens mit ihm, kurz vor ſeinem Tode als Compagnon der Firma aufgenommen hatte, während für den um ein Jahr jüngeren Herrn Friedrich Jovers am ſelben Orte ein durch den Tod des Inhabers frei gewordenes Weingeſchäft erworben war.

Dem alten, nun in Gott ruhenden Herrn war derzeit der Ruf gefolgt, daß er in ſeinem Hauſe, ſelbſt gegen ſeine im vorgeſchrittenen Mannesalter ſtehenden Söhne, die Familiengewalt mit Strenge, ja oft mit Heftigkeit geübt habe; nicht minder aber, daß er ein Mann geweſen ſei, ſtets eingedenk der

Würde ſeiner Stellung und des wohlerworbenen Anſehens ſeiner Voreltern, mit einem offenen Herzen für ſeine Vaterſtadt und alle reputirlichen Leute in derſelben, mochten ſie in den großen Giebelhäuſern am Markte, oder in den Kathen an den Stadtenden wohnen. Beim Jahreswechſel mußte ohnfehlbar der Buchhalter und Kaſſirer Friedebohm einen gewichtigen Haufen däniſcher und holländiſcher Ducaten in einzelne Päckchen ſiegeln, ſei es zu Ehrengeſchenken für die Prediger, für Kirchen- und Schulbediente, oder für am Orte wohnende frühere Dienſtboten als ein Beitrag zu den Koſten der verfloſſenen Feiertage; ebenſo ſicher aber war auch dann ſchon vor Einbruch der ſchlimmſten Wintersnoth ein auf dem naheliegenden Marſchhofe des Senators fett gegraſ'ter Maſtochſe für die Armen ausgeſchlachtet und vertheilt worden. So ſtand denn nicht zu verwundern, daß die Mitbürger des alten Herrn, wenn ſie ihm bei ſeinen ſeltenen Gängen durch die Stadt begegneten, ſtets mit einer Art ſorglicher Feierlichkeit ihren Dreiſpitz von der Perücke hoben, auch wohl erwartungsvoll hinblickten, ob bei dem Gegengruße ein Lächeln um den ſtreng geſchloſſenen Mund ſich zeige.

Das Haus der Familie lag inmitten der Stadt in einer nach dem Hafen hinabgehenden Straße. Es hatte einen weiten hohen Flur mit breiter Treppe in das Oberhaus, zur Linken neben der mächtigen Hausthür das Wohnzimmer, in dem langgeſtreckten Hinterhauſe die beiden Schreibſtuben für die Kaufmannsgeſellen und den Prinzipal; darüber, im oberen Stockwerk, lag der nur bei feierlichen Anläſſen gebrauchte große Feſtſaal. Auch was derzeit ſonſt an Raum und Gelaß für eine angeſehene Familie nöthig war, befand ſich in und bei dem Hauſe, nur Eines fehlte: es hatte keinen Garten, ſondern nur einen mäßig großen Steinhof, auf welchen oben die drei Fenſter des Saales, unten die der Schreibſtuben hinausſahen. Der karge Ausblick aus dieſem Hofe ging über eine niedrige Grenzmauer auf einen Theil des hier nicht breiteren Nachbarhofes; der Nachbar ſelber aber war Herr Friedrich Jovers, und über die niedrige Mauer pflegten die beiden Brüder ſich den Morgengruß zu bieten.

Gleichwohl fehlte es der Familie nicht an einem ſtattlichen Luſt- und Nutzgarten, nur lag er einige Straßen weit vom Hauſe; doch immerhin ſo, daß er wie man hier ſich ausdrückt, „hintenum“ zu erreichen war. Und für den vielbeſchäftigten alten Kaufherrn mag es wohl gar eine Erquickung geweſen ſein, wenn er ſpät Nachmittags am Weſtrande der Stadt entlang wandelte, bisweilen anhaltend, um auf die grüne Marſchweide hinabzuſchauen, oder, wenn bei feuchter Witterung der Meeresſpiegel wie emporgehoben ſichtbar wurde, darüber hinaus nach den Maſten eines ſeiner auf der Rhede ankernden Schiffe. Er zögerte dann wohl noch ein Weilchen, bevor er ſich wieder in die Stadt zurückwandte; denn freilich galt es, von hier aus nun noch etwa zwanzig Schritte in eine breite Nebengaſſe hineinzubiegen, wo die niedrigen, aber ſauber gehaltenen Häuſer von Arbeitern und kleinen Handwerkern der hereinſtrömenden Seeluft wie dem lieben Sonnenlichte freien Eingang ließen. Hier wurde die nördliche Häuſerreihe von einem grünen Weißdornzaune, und dieſer wiederum durch eine breite Stacketpforte unterbrochen. Mit dem ſchweren Schlüſſel, den er aus der Taſche zog, ſchloß der alte Herr die Pforte auf, und bald konnte man ihn auf dem gradlinigen, mit weißen Muſcheln ausgeſtampften Steige in den Garten hineinſchreiten ſehen, je nach der Jahreszeit, den weißen Kopf ſeitwärts zu einer friſch erſchloſſenen Provinzroſe hinabbeugend, oder das Obſt an den jungen, in den Rabatten neu gepflanzten Bäumen prüfend.

Der zwiſchen Buxeinfaſſung hinlaufende breite Steig führte nach etwa hundert Schritten zu einem im Zopfſtil erbauten Pavillon; und es war für die angrenzende Gaſſe allemal ein Feſt, wenn an Sonntag-Nachmittagen die Familie ſich hier zum Kaffee verſammelt hatte und dann beide Flügelthüren weit geöffnet waren. Der alte Andreas, welcher dicht am Garten wohnte, hatte an ſolchen Tagen ſchon in der Morgenfrühe oder vorher, am Sonnabend, alle Nebenſteige geharkt und Blumen und Geſträuche ſauber aufgebunden. Weiber mit ihrem Nachwuchs auf den Armen, halbgewachſene Jungen und Mädchen drängten ſich um die Pforte, um durch deren Stäbe einen Blick in die patriciſchen Sommerfreuden zu erhaſchen, mochten ſie nun das blinkende Service des Kaffeetiſches bewundern, oder ſchärfer Blickende die nicht übel gemalte tanzende Flora an der Rückwand des Pavillons gewahren und nun lebhaft dafür eintreten, daß dieſe fliegende Dame das Bild der guten Frau Senator'n in ihren jungen Tagen vorſtelle. Die ganze Freude der Jugend aber war ein grüner Papagei aus Cuba, der bei ſolchen Anläſſen als vieljähriger Haus- und Feſtgenoſſe vor den Thüren des Pavillons ſeinen Platz zu finden pflegte. Auf ſeiner Stange ſitzend, pfiff er bald ein heimathliches Negerliedchen; bald, wenn von der Pforte her zu viele Finger und blanke Augen auf ihn zielten, ſchrie er flügelſchlagend ein faſt verſtändliches Wort zu der Gaſſenbrut hinüber. Dann frugen die Jungen untereinander: „Wat ſeggt he? Wat ſeggt de Papagoy?“ Und immer war Einer dazwiſchen, welcher Antwort geben konnte. „Wat he ſeggt? — ‚Komm 'röwer!‘ ſeggt he!“ — Dann lachten die Jungen und ſtießen ſich mit den Ellenbogen, und wenn Stachelbeeren an den Büſchen oder Eierpflaumen an den Bäumen hingen, ſo hatten ſie zum Herüberkommen gewiß nicht übel Luſt. Aber das war ſchwerlich die Meinung des alten Papageien; denn wenn Herr Chriſtian Albrecht, ſein beſonderer Gönner, mit einem Stückchen Zucker an die Stange trat, ſo ſchrie er ebenfalls „Komm 'röwer!“ Er hatte daſſelbe ſchon geſchrieen, als ein alter Capitän ihres Vaters den Knaben Friedrich und Chriſtian Albrecht den fremden Vogel zum Geſchenke brachte; und als auch ſie ihn damals frugen: „Wat ſeggt de Papagoy?“ da hatte der alte Mann nur lachend erwidert: „Ja, ja, ſe hebbt up't Schipp em allerlei dumm Tüges lehrt!“ Der Himmel mochte wiſſen, was der Vogel mit ſeinem plattdeutſchen Zuruf ſagen wollte!

Mitunter ging auch wohl die kleine, freundliche Frau Senator'n mit ihrer Kaffeetaſſe in der Hand den Steig hinab, um die Enkelinnen des alten Andreas mit einer Frucht oder einem Sonntagsſchilling zu erfreuen; dann putzten die Weiber ihren Säuglingen raſch die Näschen, die Jungen aber blieben grinſend ſtehen; ſie wußten zu genau, daß die gute Dame es mit der Verwandtſchaft zum Andreas nicht allzu peinlich nahm. Ebenſo geſchah es mit Herrn Chriſtian Albrecht; denn er glich ſeiner Mutter an froher Leichtlebigkeit; er kannte die Buben all' bei Namen und erzählte ihnen von dem Papageien die wunderbarſten und ergötzlichſten Geſchichten. Anders, wenn der alte Kaufherr mit ſeiner holländiſchen Kalkpfeife auf den Steig hinaustrat; dann zogen ſich alle ausgeſtreckten Finger zwiſchen den Stäben der Pforte zurück, und Alt und Jung ſchaute in ehrerbietigem Schweigen auf ihn hin; war es aber Herr Friedrich Jovers, der den Steig herab kam, ſo waren plötzlich mit dem Rufe: „De junge Herr!“ alle Jungen zu beiden Seiten der Pforte hinter dem hohen Zaun verſchwunden; denn der unbequeme Verkehr mit Kindern lag nicht in ſeiner Art; wohl aber hatte er einmal einen der größeren Jungen derb geſchüttelt, als dieſer eben von der Gaſſe aus mit ſeinem Flitzbogen auf einen im Garten ſingenden Hänfling ſchießen wollte.

— — Dieſe Familienfeſte waren nun vorüber. Der nördliche, hinter dem Pavillon liegende Theil des Gartens grenzte an den ſchon außerhalb der Stadt liegenden Kirchhof, und hier, in der von ſeinem Vater erbauten Familiengruft, ruhte der alte Kaufherr und Senator von ſeiner langen Lebensarbeit; mit dem Liede „O du ſchönes Weltgebäude“ hatten die Gelehrten- und die Bürgerſchule ihn zu Grabe geſungen, denen beiden, oft im Kampfe mit ſeinem Schwager, dem regierenden Bürgermeiſter, er Zeit Lebens ein ſtarker Schutz und Halt geweſen war. Hier ruhte ſeit Kurzem auch die freundliche Frau Senator'n, nachdem noch kurz zuvor Herr Chriſtian Albrecht eine ihr gleich geartete, roſige Schwiegertochter in das alte Haus geführt hatte. „Du brauchſt mich nun nicht weiter,“ hatte ſie lächelnd zu dem troſtbedürftigen Sohne geſagt; „in der da haſt Du mich ja wieder, und noch jung und hübſch dazu!“ Und dann hatte auch ſie die Augen geſchloſſen, und viele Augen hatten um ſie geweint, und ihr ſie verehrender Freund, der alte Cantor van Eſſen, hatte bei ihrem Begräbniß mit einer eigens dazu komponirten Trauermuſike aufgewartet.

Der Kirchhof war durch einen niedrigen Zaun von dem Garten getrennt, und Herr Chriſtian Albrecht hatte ſonſt ohne viele Gedanken darüber weg auf den unweit belegenen Ueberbau der Gruft geblickt; ſeitdem aber ſein Vater darunter ruhte, war ihm unwillkürlich der Wunſch gekommen, daß eine hohe Planke oder Mauer hier die Ausſicht ſchließen möchte. Nicht, daß er die Grabſtätte ſeines Vaters ſcheute; nur vom Garten aus wollte er ſie nicht vor Augen haben; wenn ihn ſein Herz dahin trieb, ſo wollte er auf dem Umwege der Gaſſen und auf dem allgemeinen Todtengang dahin gelangen. Er hatte dieſe Gedanken wohl auch gegen ſeinen Bruder ausgeſprochen; er hatte ſie dann über ſein junges Eheglück vergeſſen; als aber jetzt auch der Leichnam der ihm herzverwandten Mutter unter jenen ſchweren Steinen lag, waren ſie auf's Neue hervorgetreten.

Allein zunächſt galt es, ſich mit dem Bruder über den elterlichen Nachlaß zu vereinigen; es war ja noch unbeſtimmt, in weſſen Hand der Garten kommen würde.

An einem Sonntag Vormittage im November gingen die beiden Brüder, Herr Chriſtian Albrecht und Herr Friedrich Jovers, in dem großen, ungeheizten Feſtſaale des Familienhauſes ſchweigend auf und ab. Die Morgenſonne, welche noch vor Kurzem durch die kleinen Scheiben der drei hohen Fenſter hineingeſchienen hatte, war ſchon fortgegangen, die großen Spiegel an den Zwiſchenwänden ſtanden faſt düſter zwiſchen den grauſeidenen Vorhängen. Faſt behutſam traten die Männer auf, als wollten ſie in dem weiten Gemache den Wiederhall nicht wecken; endlich blieben ſie vor einer zierlichen Schatulle mit Spiegelaufſatz ſtehen, deſſen reichvergoldete Bekrönung aus einer von Amoretten gehaltenen Roſenguirlande beſtand. „Humm," ſagte Chriſtian Albrecht, „Mama ſelig, als ſie in ihren letzten Jahren einmal ihren Muff hier aus der Schublade nahm, da nickte ſie dem einen Spiegel zu; ‚du Schelm,' ſagte ſie, ‚wo haſt du das ſchmucke Antlitz hingethan, das du mir ſonſt ſo eifrig vorgehalten haſt! Nun guck' einmal, Chriſtian Albrecht, was itzo da herausſchaut!‘ Die alte, heitere Frau, dann gab ſie mir die Hand und lachte herzlich.“

Die beiden Brüder blickten auf das ſtumme Glas; kein junges Antlitz blickte mehr heraus; auch nicht das liebe alte, das ſie beſſer noch als jenes kannten. Schweigend gingen ſie weiter; ſie legten faſt wie mit Ehrfurcht ihre Hand bald auf das eine, bald auf das andere der umherſtehenden Geräthe, als wäre es noch in ihrer Knabenzeit, wo ihnen der Eintritt hier nur bei Familienfeſten und zur Weihnachtszeit vergönnt geweſen war. Wie damals war unter der ſchweren Stuckroſette der Gypsdecke das ſtille Blitzen der großen Kryſtallkrone; wie damals hingen über dem Kanapee, den Fenſtern gegenüber, die lebensgroßen Bruſtbilder der Eltern in ihrem Brautſtaate, daneben in höherem Alter die der Großeltern, deren altmodiſche Geſtalten ihnen in der Dämmerung ihrer früheſten Jugendzeit entſchwanden.

„Chriſtian Albrecht,“ ſagte der Jüngere, und der vom Vater ererbte ſtrenge Zug um den Mund verſchwand ein wenig; „hier darf Nichts gerückt werden.“

„Ich meine auch nicht, Friedrich.“

„Es verbleibt Dir ſonach mit dem Hauſe.“

„Und der Papagei? Den haben wir vergeſſen.“

„Ich denke, der gehört auch mit zum Hauſe.“

Chriſtian Albrecht nickte. „Und Du nimmſt dagegen das beſte Tafelſilber und das Sevres-Porzellan, das hier neben in der Geſchirrkammer ſteht!“

Friedrich nickte; eine Pauſe entſtand.

„So wären wir denn mit unſerer Theilung fertig!“ ſagte Chriſtian Albrecht wieder.

Friedrich antwortete nicht; er ſtand vor den Familienbildern, als ob er eingehend ſie betrachten müſſe; ſein Kopf drückte ſich immer weiter in den Nacken, bis der ſchwarzſeidene Haarbeutel im rechten Winkel von dem chocoladefarbenen Rocke abſtand. „Es iſt nur noch der Garten,“ ſagte er endlich, als ob er etwas ganz Beiläufiges erwähne.

Aber in des Bruders ſonſt ſo ruhigem Antlitz zuckte es, wie wenn ein lang Gefürchtetes plötzlich ausgeſprochen wäre. „Den Garten könnteſt Du mir laſſen,“ ſagte er beklommen; „die Auslöſungsſumme magſt Du ſelbſt beſtimmen!“

„Meinſt Du, Chriſtian Albrecht?“

„Ich meine es, Friedrich. Du ſagſt es ſelbſt, Du ſeieſt ein geborner Hageſtolz; — aber ich und meine Chriſtine, unſere Ehe wird geſegnet ſein! Hier haben wir nur den engen Steinhof; bedenk' es, Bruder, wo ſollen wir mit den lieben Geſchöpfen hin? Und dann — Du ſelber! Im Pavillon, an den Sonntagnachmittagen! Du wirſt doch lieber Deine junge Schwägerin, als Deine bärbeißige Wittwe Antje Möllern unſerer Mutter Kaffeetiſch verwalten ſehen!"

„Deinen Kindern," erwiderte der Andere, ohne umzublicken, „wird mein Garten nicht verſchloſſen ſein."

„Das weiß ich, lieber Friedrich; aber Kinderhände in meines ordnungliebenden Herrn Bruders Ranunkeln- und Levkojenbeeten!"

Friedrich antwortete hierauf nicht. „Es iſt ein Codicill zu unſeres Vaters Teſtament geweſen," ſagte er, als ſpräche er es zu den Bildern, oder zu der Wand ihm gegenüber, „danach ſollte mir der Garten werden; die Auslöſungsſumme iſt mir nicht bekannt geworden, die magſt Du beſtimmen, oder ſonſt beſtimmen laſſen."

Der Aeltere nahm faſt gewaltſam ſeines Bruders Hand. „Du weißt es von unſerer ſeligen Mutter, daß unſer Vater, da ſie das Schriftſtück einmal in die Hand bekam, ausdrücklich ihr geheißen hat: ‚Zerreiße es; die Brüder ſollen ſich darum vertragen'."

„Es iſt aber nicht zerriſſen worden.“

„Das weiß ich wohl; es trat in ſelbem Augenblick ein Fremder in das Zimmer, und derohalben unterblieb es damals; aber ſpäter, am Tage nach ſelig Vaters Begräbniß hat unſere Mutter den Willen des Verſtorbenen ausgeführt.“

„Das war ein volles Jahr nachher.“

„Friedrich, Friedrich!“ rief der Aeltere. „Willſt Du verklagen, was unſere Mutter that!“

„Das nicht, Chriſtian Albrecht; aber Mama ſelig verſirte in einem Irrthum; ſie war nicht mehr befugt, das Schriftſtück zu zerreißen.“

Auf dem Antlitz des älteren Bruders ſtand es für einen Augenblick wie eine rathloſe Frage; dann begann er, in dem weiten Saale auf- und abzuwandern, bis er mit ausgeſtreckten Armen in der Mitte ſtehen blieb „Gut,“ ſagte er, „Du wünſcheſt den Garten, wir Beide wünſchen ihn! Aber dabei ſoll unſeres Vaters Wort in Ehren bleiben; theilen wir, wenn Du es willſt, daß Jeder ſeine Hälfte habe!“

„Und Jeder ein verhunztes Stück bekäme!“

„Nun denn, ſo looſen wir! Laß uns hinunter gehen, Chriſtine kann die Looſe machen!“

Herr Friedrich hatte ſich umgewandt; ſein dem

Bruder zugekehrtes Antlitz war bis über die dichten Augenbrauen hinauf geröthet. „Was mein Recht iſt,“ ſagte er heftig, „das ſetze ich nicht auf's Loos.“

In dieſem Augenblicke klang das Negerlied des Papageien aus dem Unterhaus herauf; ein alter Diener hatte die Thür des Saales geöffnet: „Madame läßt bitten; es iſt angerichtet.“

„Gleich! Sogleich!“ rief Chriſtian Albrecht. „Wir werden gleich hinunterkommen!“

Der Diener verſchwand; aber die Herren kamen nicht.

Nach einer Viertelſtunde trat unten aus dem Wohnzimmer eine jugendliche Frau mit leichtgepudertem Köpfchen auf den Flur hinaus; behende erſtieg ſie die breite Treppe bis zur Hälfte und rief dann nach dem Saal hinauf: „Seid Ihr denn noch nicht fertig? Friedrich! Chriſtian Albrecht! Soll denn die Suppe noch zum dritten Mal zu Feuer!“

Es erfolgte keine Antwort; aber nach einer Weile, während der Stöckelſchuh der hübſchen Frau ein paar Mal ungeduldig auf der Stufe aufgeklappert hatte, wurde oben die Saalthür aufgeſtoßen, und Friedrich kam allein die Treppe herab.

Die junge Frau Senatorin — denn ihr Eheliebſter war kürzlich ſeinem Vater in dieſer Würde nachgefolgt — ſah ihn ganz erſchrocken an. „Friedrich!“ rief ſie, „wie ſiehſt Du aus? Und wo bleibt Chriſtian Albrecht?“

Aber der Schwager ſtürmte ohne Antwort an ihr vorüber. „Wünſche wohl zu ſpeiſen!“ murmelte er und ſtand gleich darauf ſchon unten an der Hausthür, die Klinke in der Hand.

Sie lief ihm nach. „Friedrich! Friedrich, was fällt Dir ein? Dein Leibgericht, perdrix aux truffes!“

Aber er war ſchon auf der Gaſſe; und durch das Flurfenſter ſah ſie ihn ſeinem Hauſe zueilen. „Nun ſieh' mir Einer dieſen Querkopf an!“ Und ſie ſchüttelte ihr Köpfchen und ſtieg nachdenklich die Treppe wieder hinauf. Als ſie die Thür des Saales öffnete, ſah ſie den jungen Herrn Senator, die Hände in den Rockſchößen, vom anderen Ende des Gemaches herſchreiten, ſo ernſthaft vor ſich auf die Dielen ſchauend, als wolle er die Nägelköpfe zählen.

„Chriſtian! Chriſtian Albrecht!“ rief ſie, als er vor ihr ſtand.

Als er den Klang ihrer Stimme hörte und, den Kopf erhebend, ihr in die kinderblauen Augen ſah, gewannen ſeine Züge die gewohnte Heiterkeit zurück.

„Gehen wir zu Tiſch, Madame!“ ſagte er lächelnd. „Bruder Friedrich muß nun heute mit der Frau Wittwe Antje Möllern ſpeiſen; das iſt gerechte Strafe! Morgen wird er ſchon wieder kommen; aber ich habe denn doch auch meinen Kopf, und — unſeres Vaters Wort muß gelten!“

Damit bot er ſeiner erſtaunten Frau den Arm und führte ſie die Treppe hinab und zu Tiſche.

Das Wiederkommen hatte indeſſen gute Weile; vierzehn Tage waren verfloſſen und Herr Friedrich hatte ſeinen Fuß noch nicht wieder über die Schwelle des Familienhauſes geſetzt. Gleich am erſten Morgen nach jenem verfehlten Mittage war Chriſtian Albrecht wiederholt auf ſeinen Steinhof hinausgegangen, um wie ſonſt über die niedrige Grenzmauer ſeinem Bruder den Morgengruß zu bieten; aber von Herrn Friedrich war Nichts zu ſehen geweſen; ja, eines Morgens hatte Herr Chriſtian Albrecht ganz deutlich den Schritt des Bruders aus der in einem Winkel verborgenen Hofthür kommen hören; als ihn aber im ſelben Augenblicke ob einer in der Alteration zu ſcharf genommenen Priſe ein lautes Nieſen anfiel, hörte er gleich darauf die Schritte wieder umkehren und die ihm unſichtbare Hofthür zuſchlagen.

Herr Chriſtian Albrecht wurde ganz ſtill in ſich bei dieſer Lage der Dinge; nur mit halbem Ohre lauſchte er, wenn, um ihn aufzumuntern, die hübſche Frau Senatorin ſich in der Dämmerſtunde an's Klavier ſetzte und ihm die allerneueſten Lieder, „Beſchattet von der Pappelweide", und „Blühe, liebes Veilchen," eines nach dem andern mit ihrer hellen Stimme vorſang.

Er hatte gegen ſie nach der erſten Mittheilung „der kleinen Differenze" kein Wort über den Bruder mehr geäußert; endlich aber, eines Morgens, da die Eheleute beim Kaffee auf dem Kanapee beiſammen ſaßen, legte die Frau Senatorin ſanft ihre kleine Hand auf die des Mannes. „Siehſt Du nun," ſagte ſie leiſe, „er kommt nicht wieder; ich hab' es gleich geſagt."

„Hmm, ja, Chriſtinchen; ich glaub' es ſelber faſt."

„Nein, nein, Chriſtian Albrecht; es iſt ganz gewiß, er kommt nicht wieder; er kann nicht wieder kommen, denn er iſt ein Trotzkopf!"

Chriſtian Albrecht lächelte; aber zugleich ſtützte er den Kopf in ſeine Hand. „Ja freilich, das iſt er; das war er ſchon als kleiner Knabe; ich und das Kindermädchen tanzten dann um ihn herum und ſangen: „Der Bock, der Bock! O Jemine, der Bock!“ bis er zuletzt einen Kegel oder ein Stück von ſeinem Bauholz aufgriff und damit nach unſeren Köpfen warf; am Liebſten warf er noch mit ſeinem Bauholz! Aber, Chriſtinchen — wenn's Herz nur gut iſt!“

„Nicht wahr?“ rief die hübſche Frau und ſah ihren Mann mit lebhafter Zärtlichkeit in's Antlitz, „ein gutes Herz hat unſer Friedrich; und deshalb — ich meine, Du könnteſt zu ihm gehen, Du biſt kein Trotzkopf, Chriſtian Albrecht, Du haſt es leichter in der Welt!“

Der Senator ſtreichelte ſanft die geröthgeten Wangen ſeiner Eheliebſten. „Was ich für eine kluge Frau bekommen habe!“ ſagte er neckend.

„Ei was, Chriſtian Albrecht, ſag' lieber, daß Du zu Deinem armen Bruder gehen willſt!“

„Arm, Chriſtinchen? — Eine ſonderbare Armuth, wenn Einer alles Recht für ſich allein verlangt! Aber Du ſollſt ſchon Deinen Willen haben; heut' Abend, oder ſchon heute Nachmittag . . .“

„Warum nicht ſchon heut' Vormittag?“

„Nun, wenn Du willſt, auch heute Vormittag!“

„Und Du biſt verſöhnlich, Du giebſt nach?“

„Das heißt, ich gebe ihm den Garten?“

Sie nickte: „Wenn es ſein muß! Doch lieber, als daß Ihr im Zorne auseinander geht!“

„Und, Chriſtinchen, unſere Kinder? Sollen ſie mit den Hühnern hier auf dem engen Steinhof laufen?“

„Ach, Chriſtian Albrecht!“ und ſie fiel ihm um den Hals und ſagte leiſe: „Wir ſind ſo glücklich, Chriſtian Albrecht!“

Während bald darauf der junge Kaufherr über den Flur nach ſeinen Geſchäftsräumen im Hinterhauſe ſchritt, hatte im Wohnzimmer ſeine Frau ſich an das Fenſter geſetzt; an einem möglichſt kleinen Häubchen ſtrickend, ſchaute ſie über die Straße nach dem gegenüberliegenden Nachbarhauſe, mehr nur, wie es ſchien, um bei dem inneren Gedankentauſche doch irgendwohin die Augen zu richten. Jetzt aber ſah ſie Frau Antje Möllern in Futterhemd und Schürze über die Straße ſchreiten und mit der Frau Nachbar'n Jipſen, die ſoeben auch aus ihrem Hauſe trat, ſich auf eine der ſteinernen Beiſchlagsbänke ſetzen. Frau Antje Möllern war die Erzählende, wobei ſie ſehr vergnügt und triumphirend ausſah und mehrmals mit einer ſchwerfälligen Bewegung ihres dicken Kopfes nach dem elterlichen Hauſe ihres Herrn hinüberwinkte. Frau Nachbar'n Zipſen ſchlug zuerſt ihre Hände, wie vor Staunen, klatſchend ineinander; dann aber nickte ſie wiederholt und lebhaft; auch ihr ſchienen die Dinge, um die es ſich handelte, ausnehmend zu gefallen; und bald, während das eifrigſte Wechſelgeſpräch im Gange war, zuckten und deuteten die Köpfe und Hände der beiden Weiber in keineswegs reſpektvoller Geberde nach dem altehrwürdigen Kaufmannshaus hinüber.

Die junge Frau am Fenſter wurde denn doch aufmerkſam: die da drüben waren nicht eben ihre Freunde; der Einen — das wußte ſie — war es zugetragen worden, daß ſie Herrn Friedrich Jevers abgerathen hatte, ihre mauldreiſte Perſonnage in ſein Haus zu nehmen; der Anderen hatte ſie einmal ihre große Tortenpfanne nicht leihen können, weil ſie eben beim Kupferſchmied zum Löthen war.

Unwillkürlich hatte ſie die Arbeit ſinken laſſen: was mochten die Weiber zu verhandeln haben?

Aber die Unterhaltung drüben wurde unterbrochen. Von der Hafenſtraße herauf kam der kleine bewegliche Advokat, Herr Siebert Sönkſen, den ſie den „Goldenen“ nannten, weil er bei feierlichen Gelegenheiten es niemals unter einer goldbrocatenen Weſte that, deren unmäßig lange Schöße faſt ſeinen ganzen Leib bedeckten. Eilig ſchritt er auf die Beiden zu, richtete, wie es ſchien, eine Frage an Frau Antje Möllern und ſchritt, nachdem dieſe mit einem Kopfnicken beantwortet worden, lebhaft, wie er herangetreten war, quer über die Gaſſe nach Herrn Friedrich's Hauſe zu.

„Humm,“ kam es aus dem Munde der jungen Frau, „der Goldene? Gehört der auch dazu? Was will denn der bei unſerem Bruder Friedrich?“

Die hervorragenden Eigenſchaften des Herrn Siebert Sönkſen waren bekannt genug: er jagte wie ein Trüffelhund nach verborgen liegenden Prozeſſen und galt für einen ſpitzfündigen Geſellen und höchſt beſchwerlichen Gegenpart auch in den einfachſten Rechtsſtreitigkeiten. Im Uebrigen wußte er, je nach welcher Seite hin ſein Vortheil lag, eben ſo wohl einen ſauberen Vergleich zu Stande zu bringen, als einen chicanöſen Prozeß durch alle Inſtanzen hindurch zu ziehen.

Die Frau Senatorin war aufgeſtanden; ſie mußte doch zu ihrem Chriſtian Albrecht, um ſeine Meinung über dieſe Dinge einzuholen! Allein, da trat die Köchin in das Zimmer, ein altes Inventarienſtück aus dem ſchwiegerelterlichen Nachlaß, eine halbe Reſpektsperſon, die nicht ſo abzuweiſen war. Die junge Frau mußte ihr Haushaltungsbuch aus der Schatulle nehmen; ſie mußte notiren und rechnen, um dann die näheren Poſitionen der heutigen Küchen-Campagne mit der kundigen Alten feſtzuſtellen.

Hinten in der vorderen Schreibſtube ſaßen indeſſen der alte Friedebohm und ein jüngerer Kaufmannsgeſelle ſich an dem ſchweren Doppelpulte gegenüber. Es gab viel zu thun heute; denn die Brigg „Elſabea Fortuna“, welche der ſelige Herr nach ſeiner alten Ehefrau getauft hatte, lag zum Löſchen fertig draußen auf der Rhede. „Muſche Peters“, ſagte der Buchhalter zu ſeinem Gegenüber, „wir müſſen noch einen Lichter haben; iſt Er bei Kap'tän Rickertſen geweſen?“

Aber bevor der junge Menſch zur Antwort kam, wurde an die Thür geklopft, und ehe noch ein „Herein“ erfolgen konnte, ſtand ſchon der goldene Abvokat am Pulte und legte ſeine Hand vertraulich auf den Arm des alten Mannes. „Der Herr Principal in ſeinem Cabinette, lieber Friedebohm?“ Er frug das ſo zärtlich, daß der Alte ihn höchſt erſtaunt anſah; denn dieſer Mann war nicht der betraute Sachwalter ihres Hauſes. Deshalb gedachte er eben von ſeinem Bock herabzurutſchen, um ihn ſelber bei dem Herrn Senator anzumelden; aber Herr Siebert Sönkſen war ſchon nach flüchtigem Anpochen in das Privatcabinett des Principals hineingeſchlüpft.

„Ei, ei ja doch!“ murmelte der Alte. „Die Klatſchmäuler werden doch nicht recht behalten?“ Er kniff die Lippen zuſammen und ſchaute eine Weile durch das Fenſter auf den Steinhof, wo ihm die niedrige Mauer jetzt auch eine innere Scheidung der beiden verwandten Häuſer zu bedeuten ſchien.

Drinnen im Cabinette war nach ein paar Hin- und wider-Reden der Herr Senator wirklich von ſeinem Bock herabgekommen. „Herr,“ rief er und ſtieß ſeine Feder auf das Pult, daß ſie bis zur Fahne aufriß, „verklagen, ſagt Ihr? Meines Vaters Sohn will mich verklagen? Herr Siebert Sönkſen, Sie ſollten nicht ſolche Scherze machen!“

Der Goldene zog ein Papier aus ſeiner Taſche.

„Mein werther Herr Senator, es wird ja nicht ſogleich ad processum ordinarium geſchritten.“

„Auch nicht, da Herr Siebert Sönkſen dem Gegenpart bedienet iſt?“

Der Goldene lächelte und legte das Schriftſtück, welches er in der Hand hielt, vor Herrn Chriſtian Albrecht auf das Pult. „Laut dieſer Vollmacht,“ ſagte er vertraulich, „bin ich ſo gut zum Abſchluß von Vergleichen, wie zur Anſtellung der Klage legitimirt!“

„Und wegen des Vergleiches ſind Sie zu mir gekommen?“ frug der Kaufherr nicht ohne ziemliche Verwunderung; denn er wußte nicht, daß Herr Siebert Sönkſen ſchon längſt darauf ſpeculirt hatte, ſtatt ſeines alten und, wie er ſagte, „fürtrefflichen, aber abgängigen“ Collegen der Anwalt dieſes angeſehenen Hauſes zu werden.

Der Advokat hatte mit einem höflichen Kopfnicken die an ihn gerichtete Frage beantwortet.

„Herr Siebert Sönkſen,“ ſagte der Senator, und er ſprach dieſe Worte in großer innerlicher Erregung, „ſo kommen Sie alſo im Auftrage, im ausdrücklichen Auftrage meines Bruders?“

Herr Siebert ſtutzte einen Augenblick. „In Vollmacht, mein werther Herr Senator; wie Sie zu bemerken belieben, laut richtig ſubſcribirter Vollmacht! Es iſt für den erwünſchten Frieden unterweilen tauglich, wenn eine unbetheiligte ſachkundige Perſon“ . .

Herr Chriſtian Albrecht unterbrach ihn: „Alſo,“ ſagte er aufathmend, „mein Bruder weiß nichts von Ihrem werthen heutigen Beſuche: Ich danke Ihnen, Herr Sönkſen; das freut mich recht von Herzen!“

Der Goldene ſchaute etwas verblüfft in das geröthete Antlitz des ſtattlichen Kaufherrn. „Aber mein werthester Herr Rathsverwandter!“

„Nein, nein, Herr Siebert Sönkſen; führen Sie meinethalben ſo viele Proceſſe, als Sie fertig bringen können; aber wo zwei Brüder in der Güte mit einander handeln wollen, da gehöret weder der Beichtvater, noch der Advokat dazwiſchen.“

„Aber, ich dächte doch“ — —

„Sie denken ſonder Zweifel anders, Herr Siebert Sönkſen;“ ſagte der Senator mit einer unwillkürlichen Verbeugung. „Kann ich Ihnen ſonſtwie meine Dienſte offeriren?“

„Allerſubmiſſeſte Dankſagung! Nun, ſchönſten guten Morgen, mein werther Herr Senator!“

Gleich darauf ſchritt der Goldene mit einem eiligen

„Serviteur, Muſche Friedebohm" durch die vordere Schreibſtube und hielt erſt an, als er draußen auf den Treppenſtufen vor der Hausthür ſtand. Seinen Rohrſtock unter den Arm nehmend, zog er die Horndoſe aus der Weſtentaſche und nahm bedächtig eine Priſe. „Eigene Käuze das, die Söhne des alten Herrn Senators Chriſtian Albrecht Jovers!" murmelte er und tauchte zum zweiten Male ſeine ſpitzen Finger in die volle Doſe. „Nun, nehmen wir fürerſt mit dem Proceß fürlieb!"

— — Bald nach dem Goldenen war auch der junge Kaufherr an dem ihm kopfſchüttelnd nachſchauenden Muſche Friedebohm vorbeigeeilt, um gleich darauf in die Wohnſtube zu treten, wo ſeine Eheliebſte auf dem Kanapee an ihrem Kinderhäubchen ſtrickte. Aber er ſprach nicht zu ihr; er hatte wieder beide Hände in den Rockſchößen und lief im Zimmer auf und ab, bis die Frau Senatorin aufſtand und ſo glücklich war, ihn zu erhaſchen.

„Weshalb rennſt Du ſo, Chriſtian Albrecht?" ſagte die junge Frau und ſtellte ſich tapfer vor ihm hin.

„Nun, Chriſtine, wer da nicht rennen ſollte!"

„Nein, nein, Chriſtian Albrecht; Du bleibſt mir ſtehen!" und ſie legte beide Arme um ſeinen Hals. „So," ſagte ſie; „nun ſieh' mich an und ſprich!"

Aber Herr Chriſtian Albrecht that auch nicht einen Blick in ihre hübſchen Augen. „Chriſtine," ſagte er und ſah dabei ſchier über ſie hinweg; „ich kann nicht zu Bruder Friedrich gehen."

Sie ließ ihn ganz erſchrocken los. „Aber Du haſt es mir verſprochen!"

„Aber ich kann nicht!"

„Du kannſt nicht? Weshalb kannſt Du nicht?"

„Chriſtinchen," ſagte er, und faßte ſeine Frau an beiden Händen, „ich kann nicht, weil er wieder in ſeine Kinderſtreiche verfallen iſt; er hat mir ein Stück Bauholz nach dem Kopf geworfen!"

„Was ſoll das heißen, Chriſtian Albrecht?"

„Das ſoll heißen, daß mein Bruder Friedrich den goldenen Advokaten zum Proceſſe gegen mich bevollmächtigt hat. Es iſt juſtement, als wie in ſeinen Kinderjahren; er hat den Bock; und zwar im allerhöchſten Grade! Und ſo mag's denn auch vor meinetwegen jetzt ein Tänzchen geben!"

Die junge Frau ſuchte wieder zu begütigen; allein Herr Chriſtian Albrecht war unerbittlich. „Nein, nein, Chriſtinchen; er muß dies Mal fühlen, wie der

Bock ihn ſelber ſtößt, ſo wird er ſich ein ander Mal in Acht zu nehmen wiſſen. Wir ſollen, ſo Gott will, noch lange mit unſerem Bruder Friedrich leben; bedenk einmal, was ſollte daraus werden, wenn wir allzeit laufen müßten, um ſeinen ſtößigen Bock ihm anzubinden!“

Und dabei hatte es ſein Bewenden. Zwar will man wiſſen, daß die junge Frau noch einmal hinter ihres Mannes Rücken in des Schwagers Haus geſchlüpft ſei, um mit den eigenen kleinen Händen den Knoten zu entwirren; aber Frau Antje Möllern hatte ſie mit frecher Stirne fortgelogen, indem ſie fälſchlich angab, Herr Friedrich Jovers ſei ſo eben in dringenden Geſchäften zum Herrn Siebert Sönkſen fortgegangen. Und die Augen der alten Perſonnage ſollen dabei ſo von Bosheit voll geleuchtet haben, daß die junge Frau zu einem zweiten Verſuche keinen Muth hatte gewinnen können.

Ein neues Jahr hatte begonnen, und der Proceß zwiſchen den beiden Brüdern war in vollem Gange. Der Herr Vetter Kirchenprobſt und der Onkel Bürgermeiſter hatten ſich vergebens als Vermittler zum gütlichen Austrag angeboten; vergebens hatte der Letztere gegen den jungen Senator hervorgehoben, daß „kraft ſeines tragenden Amtes, abſeiten des Anſehens der Familie," die Augen der ganzen Stadt auf ihn gerichtet ſeien; denn darin ſchienen die Streitenden ſtillſchweigend einverſtanden, daß das Wort der Güte nur fern von fremder Einmiſchung von dem Einen zu dem Andern gehen könne. Aber freilich, dazu gab Keiner von ihnen die Gelegenheit; der nothwendige geſchäftliche Verkehr wurde ſchriftlich fortgeſetzt, und eine Menge Zettel, „der Herr Bruder wolle gelieben" oder „dem Herrn Bruder zur gefälligen Unterweiſung" gingen hin und wieder.

Die kleine Seeſtadt in allen ihren Kreiſen hatte ſich müde an dieſem unerhörten Fall geſprochen, und das Geſpräch, wenn irgendwie der Stoff zu Andrem ausging, wurde noch immer mit Begierde wieder aufgegriffen. Vollſtändig munter aber, trotz der Winterkälte, erhielt es ſich drüben auf der Beiſchlagsbank der Frau Nachbarn Zipſen; dieſe und Frau Antje Möllern winkten jetzt nicht nur mit ihren Köpfen, ſondern mit beiden Armen und dem ganzen Leibe nach dem Senatorshauſe hinüber. Aber in dem letzteren war freilich mittlerweile auch noch ein ganz

Beſonderes paſſirt: ein Sohn war dort geboren worden, und Herr Friedrich Jovers hatte ja für ſolchen Fall Gevatter ſtehen ſollen!

— — Die junge Frau Senator'n lief indeſſen ſchon wieder flink von der Wiege ihres Kindes treppunter nach der Küche und noch flinker von der Küche treppauf nach ihrer Wiege, als eines Morgens Herr Chriſtian Albrecht, nachdem er erſt ſoeben vom gemeinſchaftlichen Kaffeetiſche in ſein Komptor gegangen war, wieder zu ihr in das Wohnzimmer trat. „Chriſtine," ſagte er zu ſeiner immerhin noch etwas bläßlichen Eheliebſten, „biſt Du heute ſchon draußen auf unſerem Steinhofe geweſen? — — Nicht? — Nun ſo alterire Dich nur nicht, wenn Du dahin kommſt!"

„Um Gotteswillen, es hat doch kein Unglück gegeben?" rief die junge Frau.

„Nein, nein, Chriſtine."

„Aber ein Malheur doch, Chriſtian Albrecht; Du biſt ja ſelber alterirt!"

Ein Lächeln flog über ſein freilich ungewöhnlich ernſtes Geſicht. „Ich denke nicht, Chriſtine; aber komm nur mit und ſiehe ſelber!"

Er faßte ihre Hand und führte ſie über den

Hausflur in die große Schreibſtube. Der jüngere Komptoriſt war nicht zugegen; der alte Friedebohm ſtand neben ſeinem Schreibbocke am Fenſter und nahm eine Priſe nach der andern.

Auch Frau Chriſtine ſah jetzt in den Hof hinaus, fuhr aber gleich darauf mit der Hand über ihre Augen, als gälte es, dort ein Spinnweb' fortzuwiſchen. „Um Gotteswillen, was iſt das, Friedebohm? Was machen die Leute da auf Bruder Friedrich's Hof? Die Mauer iſt ja auf einmal faſt um zwei Fuß höher!“

„Frau Principalin,“ ſagte der Alte, „das ſind Meiſter Hanſen's Leute; ſehen Sie, dort kommt ſchon einer mit der Kelle!“

„Aber was ſoll denn das bedeuten?“

„Nun“ — und Monſieur Friedebohm nahm wieder eine Priſe — „Herr Friedrich läßt wohl ein paar Schuhe höher mauern.“

„Aber, Chriſtian Albrecht,“ und Frau Chriſtine wandte ſich lebhaft zu ihrem Mann, der ſchweigend hinter ihr geſtanden hatte, „geſchieht denn das mit Deinem Willen?“

Herr Chriſtian Albrecht ſchüttelte den Kopf.

„Aber die Grenzmauer, ſie gehört doch uns gleichwohl; wie kann ſich Friedrich ſo etwas unterſtehen!“

„Mein Schatz, die Mauer ſteht auf Friedrich's Grund und Boden.“

Die Augen der kleinen Frau funkelten.

„O, das iſt ſchlecht von ihm, das hätte ich ihm nicht zugetraut; er hat ein hartes Herz!“

„Da irrſt Du doch gewaltig, Chriſtinchen,“ erwiderte Herr Chriſtian Albrecht; „das iſt's ja gerade, daß er noch immer ſein altes, weiches Herz hat; er ſchämt ſich nur, und deshalb läßt er dieſe große ſteinerne Gardine zwiſchen ſich und ſeinem Bruder aufziehen.“

Die junge Frau blickte mit unverhohlener Bewunderung auf ihren Mann. „Aber,“ ſagte ſie faſt ſchüchtern und legte ihre Hand in ſeine: „wie wird er ſich erſt ſchämen, wenn er den Proceß gewinnen ſollte!“

„Dann,“ erwiderte der Senator, „dann kommt mein Bruder zu mir; denn dann iſt der böſe Bock gezähmt. Hab' ich nicht recht, Papa Friedebohm?“ ſetzte er in muntrem Ton hinzu.

„Ei ja, Gott lenkt die Herzen,“ erwiderte der alte Mann, indem er ſeine Doſe in die Taſche ſteckte und dafür die Feder wieder in die Hand nahm; „aber beim wohlſeligen Herrn Senator iſt uns ſolcher Umſtand im Geſchäft nicht vorgekommen.“

Zwei Tage darauf hatte die Mauer ſchon eine beträchtliche Höhe erreicht, und noch immer wurde daran gearbeitet. Aus der Schreibſtube hinten war dergleichen nie geſehen worden, und der junge Kaufmannsgeſelle konnte es nicht laſſen, je um eine kleine Weile mit offenem Munde nach den Arbeitern hinzuſtarren. „Muſche Peters,“ ſagte der alte Friedebohm, „wolle Er lieber in ſeine Bilance-Rechnung ſchauen! Es will ſich für Ihn nicht ſchicken, daß Er über das neue Werk da draußen ſich irgendwelche überflüſſige Gedanken mache!“ Und der junge Menſch wurde über und über roth und tauchte haſtig ſeine Feder in das Dintenfaß.

Aber auch Monſieur Friedebohm ſelber konnte ſich nicht enthalten, unterweilen über ſeine Arbeit wegzuſchauen; die beiden Geſellen da draußen, inſonders der Alte mit dem reſpectwidrigen langen Barte, wurden ihm mit jeder Stunde mehr zuwider. „Der ſtruppige Aſſyrer!“ brummte er vor ſich hin,

„mag wohl am Thurm zu Babel ſchon getagwerkt haben; wird aber dies Mal auch nicht in den Himmel bauen!“

Als gleich darauf Herr Chriſtian Albrecht aus ſeinem Cabinett hereintrat, ſah er ſeinen Buchhalter ſich mit dem Schneiden einer Feder mühen, die er immer näher an die Naſe rückte. „Will's nicht mit den alten Augen, Papa Friedebohm?“ ſagte er freundlich.

Aber Monſieur Friedebohm zuckte bedeutſam mit der einen Schulter nach der Mauer draußen. „Herr Chriſtian Albrecht, wir haben ſchon immer das Licht nicht juſtement mit Scheffeln hier gehabt.“

Der Senator warf einen Blick nach dem hohen Werke, an welchem die beiden Geſellen unter luſtigem Singen noch immer weiter arbeiteten. „Ja, ja, Friedebohm,“ rief er heftig, „Du haſt recht! Alle Tauſend, das geht denn doch über's“ — — —

„Ueber's Bohnenlied“ wollte er ſagen, wo ſchon derzeit gar Nichts darüber ging; aber er ſchwieg plötzlich, da er auf den jungen Muſche Peters ſah, der wieder mit offenem Mund an ſeinem Pulte ſaß, und ging, nachdem er eine geſchäftliche Anordnung ertheilt hatte, in ſein Cabinett zurück.

— — Nach ein paar Stunden ſteckte Frau Chriſtine ihr hübſches Köpfchen durch die Thür. „Darf man eintreten?“ frug ſie.

„Komm nur!“ erwiderte Herr Chriſtian Albrecht von ſeinem Schreibſtuhl aus. „Was haſt Du auf dem Herzen?“

„Oh“, und ſie ſtand ſchon mitten in dem Stübchen und ließ ihre Blicke an der geſchwärzten Decke wandern, — „ich wollte nur; — — — aber, Chriſtian Albrecht, hier herrſcht ja ägyptiſche Finſterniß! Die ſchönen Spinngewebe, die unſre Wiebke immer ſitzen läßt, die können Deine Spinnen nun ruhig weiter weben! Und, weißt Du, das naſeweiſe Ding — aber ich habe ihr auch einen tüchtigen Wiſcher gegeben — ſie hat eben die Mauer mit ihrem Eulbeſenſtiel gemeſſen; genau elf Fuß nach meiner Elle, ſagt ſie! Aber ſieh' nur, Chriſtian Albrecht, nun wird's denn auch nicht höher; ſie legen ſchon die runden Steine oben auf.“

Herr Chriſtian Albrecht ſaß noch immer auf ſeinem hohen Schreibſtuhl, die Feder in der Hand. „Weißt Du, Chriſtine,“ ſagte er, indem er ernſthaft vor ſich hinſah, „der Bock meines Herrn Bruders wird mir doch zu mächtig; es thut jetzt noth, und ich habe mich auf einen guten Gegenſtoß beſonnen.“ Und als ſie ihn unterbrechen wollte: „Nein, red' mir nicht dazwiſchen, Frau; ich will auch einmal meinen Willen haben.“

Sie faßte ihn leiſe an dem Aufſchlag ſeines Rockes und zog ihn ſanft von ſeinem Thron herab und dicht zu ſich heran. „O weh',“ ſagte ſie und ſah ihm ernſthaft in die Augen, „da habe ich am Ende einen Mann geheirathet, den ich erſt heute kennen lerne! Geſteh' mir's, Chriſtian Albrecht, Du haſt doch nicht auch etwa ſo einen“ — — —

„Zum Kukuk,“ rief Herr Chriſtian Albrecht lachend, „im hinterſten Stallwinkel wird auch wohl bei mir ſo einer angebunden ſtehen; und der ſoll jetzt heraus an's Tageslicht, trotz aller klugen Frauenzimmer und meiner allerklügſten noch dazu!“

„So, Chriſtian Albrecht? Und in welcher Art“ — ſie zögerte ein wenig — „ſoll denn der Deine ſeinen Gegenſtoß vollführen?“

„Setz' Dich, Chriſtine;“ ſagte der Senator, indem er die anmuthige Frau auf ſeinen Schreibthron hob, „und reden wir Deutſch zuſammen! In jener Sache da draußen auf dem Hof will ich mein Recht und keinen Tittel davon aufgeben! Aber dazu bedarf es keines Proceſſirens; denn es ſteht klar und bündig in den alten noch vorhandenen Kaufkontrakten."

„Und weiter, Chriſtian Albrecht?"

„Und weiter, Chriſtine, hat zwar der Beſitzer von Friedrich's Hauſe die Mauer zwiſchen beiden Häuſern aufzuführen und zu unterhalten; aber der des unſerigen hat den Halbſchied der Koſten dazu beizutragen."

„Wirklich? Auf Höhe von elf Fuß?"

„Ei was, und wenn's die Mauer von Jericho wäre! Das iſt meine Sache; wenn ich ihm zahlen will, er muß ſchon ſtill halten und Quittanz dafür ertheilen!"

„Und Du willſt wirklich die Halbſchied der Koſten, ſo das blanke baare Geld dafür dem Bruder Friedrich in ſein Haus ſchicken?"

„Das will ich, Chriſtine; ganz gewiß, das will ich."

Sie ſah ihn eine Weile ganz nachdenklich an.

„So, alſo auf die Art, Chriſtian Albrecht!" ſagte ſie langſam.

Aber bevor ſie ihre Gedanken über dieſen kritiſchen Fall zu ordnen vermochte, kam Botſchaft aus der Küche; die Kochfrau war eben angelangt, und der Bratenwender ſollte aufgeſtellt werden; denn auf morgen gab es ein großes Feſt im Hauſe. Frau

Chriſtine gedachte plötzlich wieder der Veranlaſſung, um derenwillen ſie das Allerheiligſte ihres Mannes aufgeſucht hatte; ſie ließ ſich ihr blaues Haushaltungsbeutelchen bis zum Rande füllen und verließ das Stübchen, den Kopf voll junger Wirthſchaftsſorgen.

In dem Hauſe nebenan ſollte heute Herr Friedrich Jovers mit ſeiner ehrſamen Haushälterin ſelbander ſpeiſen; denn ſein junger Lübecker Küfer war auswärts in Geſchäften. Zuvor aber trat er nach ſeiner Gewohnheit vor die Hausthür und ſchaute von dem oberſten Treppenſteine ein paar Augenblicke in das Wetter und rechts die Straße hinab nach dem dort unten ſichtbaren Theile des Hafens.

Als er dann wieder in's Haus und gleich darauf in das Wohnzimmer getreten war, ſtand die Matrone ſchon mit vorgeſteckter Serviette in der kalmankenen Sonntagskontuſche hinter ihrem Stuhle.

„Iſt Hochzeit in der Stadt, Frau Möllern?“ frug er. „Die Schiffe flaggen ja!“

Er ſetzte ſich und die Alte ſetzte ſich ihm gegenüber; die Frage mochte er wohl ſchon vergeſſen haben; denn Herr Friedrich Jovers pflegte ſeit geraumer Zeit auf dergleichen keine Antwort zu erwarten.

Aber Frau Antje Möllern, welche auf gewiſſe Dinge ihren Herrn nicht anzuſprechen wagte, ließ ſich die Gelegenheit nicht entſchlüpfen. „Hochzeit?“ wiederholte ſie ſcharf; und ein gewiſſes Zucken um ihre derben Lippen zeigte, daß eine verhaltene Entrüſtung zum Ausbruch drängte. „Nein, es iſt keine Hochzeit, es iſt nur eine Kindtaufe!“

„Eine Kindtaufe, und die Schiffe flaggen?“ ſagte Herr Jovers gleichgültig. „Ich wüßte doch nicht, daß bei den Honoratioren“ . . .

Aber Frau Möllern vermochte nicht, ihn ausreden zu laſſen. „O, Herr Jovers, freilich iſt es bei den Honoratioren, bei den allererſten Honoratioren; aber eine Schande iſt es, eine offenbare Schande, ſag' ich!“

Herr Jovers wurde doch aufmerkſam. „Was will Sie damit ſagen?“ frug er kurz.

„Damit, Herr Jovers, will ich ſagen, daß Ihr einziger Bruder, der Herr Senator Chriſtian Albrecht Jovers, heute ſein erſtes Söhnchen taufen läßt; und Sie fragen noch, warum die Schiffe flaggen!“

Herr Friedrich ſagte Nichts; aber Frau Antje Möllern entging es nicht, wie ihm die Hand zitterte, während er ſchweigend den Reſt ſeiner Suppe hinunterlöffelte.

Die grimmigen Augen der Alten begannen plötzlich einen wehleidigen Ausdruck anzunehmen. „Herr Jovers,“ begann ſie ſeufzend, „Ihr Herr Großvater ſelig und meines Vaters Onkel, was waren das für gute Freunde! Sie wiſſen das ja auch, Herr Jovers!“

„Zum Mindeſten,“ ſagte Herr Jovers, „hat Sie mir das oft genug erzählt.“

„Nun, Herr Jovers, ſelig Senator'n wußte das ja auch!“

„Ja, ja, Möllern, und auch der alte Friedebohm! Denn in den Büchern meines Großvaters läuft bis zu ſeinem ſeligen Ende eine jährliche Ausgabe-Poſt: 10 Pfund Tabak und ein Gewandſtück für den armen Kriſchan Möller.“

Frau Antje ſchluckte etwas; dann aber, nachdem ſie den mittlerweile erſchienenen Braten vorgelegt hatte, nahm ſie doch den Faden wieder auf. „Ja, Herr Jovers, ſie waren Schulkameraden, und das vergaßen ſie ſich nicht! Für alle Mittwoch war Herr Chriſtian Möller zu dem Herrn Senator Chriſtian Jovers auf den Kaffee eingeladen; im Sommer tranken ſie denſelben in dem ſchönen Gartenpavillon, den Ihr

Herr Großvater damalen erſt gebaut hatte. Nicht wahr, Herr Jovers, man hätte ſie wohl ſehen mögen, die alten Herren, wie ſie in liebevoller Unterhaltung mit ihren holländiſchen Pfeifen vor den offnen Gartenthüren ſaßen! — Wenn ſie es damalen hätten vorausſehen können," fuhr Frau Antje fort, vor ihrem noch immer unberührten Braten ſitzend, „daß der nunmehrige Herr Senator Jovers, oder ſagen wir's nur gerad' heraus, die nunmehrige Frau Senator'n einen ſolchen Preceß um dieſen ſchönen Luſtgarten anheben würde, was würden die beiden braven Freunde dazu wol geſagt haben?"

„Weiß nicht, Möllern;" ſagte Herr Friedrich, der bisher in halber Zerſtreuung dageſeſſen hatte; vielleicht wäre es meinem Großvater zum Verdruß geſchlagen, und er hätte den laufenden Poſten von 10 Pfund Tabak und einem Gewandſtück ein für alle Mal geſtrichen!"

Die Matrone nagte ſich ein paar Mal auf die Lippe; dann ſprach ſie mit andächtigem Aufblick: „Wie wohl hat unſer Herrgott es gemacht, daß dieſe lieben Männer itzt in ihrem Grabe ruhen!"

„Sehr wohl," ſagte Herr Friedrich, indem er vom Tiſche aufſtand; „und da laſſe Sie die beiden alten Leute nur, und ſorge Sie für Ihre Leibesnahrung, damit Sie nicht vor der Zeit bei Ihres Vaters Onkel zu ruhen komme! Zunächſt aber hole Sie mir den Ueberrock von draußen aus dem Schrank!"

Als das geſchehen war, ging Herr Friedrich aus dem Hauſe, ohne zu ſagen, wohin und wann er wiederkommen werde; Frau Antje aber legte zuvörderſt die Serviette zuſammen, welche der ſonſt ſo accurate Herr als wie ein Wiſchtuch auf dem Tiſche hatte liegen laſſen, und machte ſich dann voll ſtillen Ingrimms über ihren Braten her.

— Am ſelbigen Abend, da es vom Kirchthurme acht geſchlagen hatte, ſtand Herr Friedrich Jovers auf ſeinem Steinhofe mit dem Rücken an der Mauer eines Hintergebäudes und blickte unverwandt nach den hell erleuchteten Saalfenſtern ſeines Elternhauſes, deren unterſte Scheiben die neue Mauer noch ſo eben überragten.

Ganz heimlich, vor Allem als dürfe Frau Antje Möller Nichts davon gewahren, war er nach ſeiner Rückkehr hier hinausgeſchlichen. Weshalb, wußte er wohl ſelber kaum; denn mit jedem Gläſerklingen, das zu ihm herüberſcholl, mit jeder neuen Geſundheit, deren Worte er deutlich zu verſtehen glaubte, drückte er die Zähne feſter aufeinander. Gleichwohl ſtand er wie gebannt an ſeinem Platze, ſah in das Blitzen der brennenden Kryſtallkrone und horchte, wenn nichts Anderes laut wurde, auf den Schrei des alten Papageien, der, wie er wohl wußte, bei der Feſttafel heute nicht fehlen durfte.

Da erſchien an einem der Fenſter, gerade an dem, welches ſeinen Schein auf Herrn Friedrich's Standplatz warf, eine zierliche Frauengeſtalt. Er konnte das Antlitz nicht erkennen; aber er ſah es deutlich, daß der Kopf des Frauenzimmers, wie um ungehinderter hinauszuſchauen, ſich mit der Stirn an eine Scheibe drückte. Doch auch das ſchien ihr noch nicht zu genügen; ein Arm ſtreckte ſich empor, wie um die obere Haspe zu erreichen, und jetzt, während im Saale neues Gläſerklingen ſich erhob und der Papagei dazwiſchen ſchrie, wurde leiſe der Fenſterflügel aufgeſtoßen.

Herr Friedrich erkannte ſeine Schwägerin. Sie lehnte ſich hinaus, ſie legte die Hand an ihren Mund, als ob ſie zu ihm hinüberrufen wolle; und jetzt hörte er es deutlich, wenn es auch nur wie geflüſtert klang; es war ſein Name, den ſie gerufen hatte. Und da er wie ein ſteinern Bild an ſeiner Mauer blieb, kam es noch einmal zu ihm herüber, und dann, als wolle ſie ihm winken, erhob ſie langſam ihre Hand und deutete dann wieder nach dem hellen Feſtſaal. — Was hatte ſie vor? Wollte ſie ihn noch jetzt zur Taufe laden? Er wußte, ſie konnte ſolche Einfälle haben; er wußte auch, wenn er jetzt ihr folgte, er würde ſeinem Bruder den beſten Theil des Feſtes bringen; aber — der Garten! Nach ein paar fürſorglichen Andeutungen des Siebert Sönkſen ſtand in allernächſter Zeit eine abfällige Sentenz bei dem Magiſtrate hier in Ausſicht! — Nein, nein, die zweite Inſtanz mußte beſchritten, der Proceß mußte dort gewonnen werden; waren doch auch die weitſchichtigen Receſſe des Goldenen von vorn herein auf dieſe höhere Weisheit nur berechnet geweſen!

Herr Friedrich Jovers wollte ſein Recht. Frau Chriſtine hatte es ſelbſt geſagt, er konnte nicht anders, er war ein Trotzkopf; er rührte ſich nicht, der Bock hielt ihn mit beiden Hörnern gegen die Mauer gepreßt.

Freilich wußte er es nicht, daß Chriſtian Albrecht ihn im Gevatterſtande vertreten und ſeinen Erſtgeborenen getroſt auf ſeines Bruders und des Urgroſsvaters Namen hatte taufen laſſen. Da drüben aber wurde das Fenſter zögernd wieder zugeſchloſſen.

Wenige Tage ſpäter ſtand der vierſchrötige Maurermeiſter Hinrich Hanſen, wohlraſirt, ſeinen Dreiſpitz in der Hand, im Cabinette des Senators Chriſtian Albrecht Jovers.

„Alſo,“ frug dieſer, „zweihundertundvierzig Reichsthaler war die Verdingſumme für das Werk da draußen, und Er hat den Betrag bereits empfangen?“

Meiſter Hanſen bejahte das.

„Weiß Er denn wohl,“ ſagte der Senator wieder, „daß mein Bruder Ihm da um die Hälfte zuviel gegeben hat?“

Der alte Handwerksmann wollte aufbrauſen; das griff an ſeine Zunft- und Bürgerehre. „Laß Er nur, Meiſter,“ ſagte Herr Chriſtian Albrecht und legte beſchwichtigend die Hand auf den Arm des neben ihm Stehenden, „Seine Arbeit iſt auch dies Mal rechtſchaffen; aber Er weiß doch, was ein Hauskontrakt bedeutet?“ Und damit ſchob er ihm das vergilbte Schriftſtück zu, welches aufgeſchlagen auf dem Pulte lag.

Der Meiſter zog ſeine Meſſingbrille hervor und ſtudirte lange und bedächtig unter Beiſtand ſeines Zeigefingers den ihm bezeichneten Paragraphen; endlich klappte er die Brille zuſammen und ſteckte ſie wieder in das Futteral.

„Nun?“ frug Herr Chriſtian Albrecht.

Der Meiſter antwortete nicht; er fuhr mit ſeinen Fingern in die Weſtentaſche und ſuchte nach einem Endchen Kautabak, womit er in ſchwierigen Umſtänden ſeinen Verſtand zu ermuntern pflegte.

„Nicht wahr, Meiſter,“ ſagte der Senator wieder; „da ſteht es klar und deutlich?“

Der Meiſter kam nun doch zu Worte. „Mag ſein, Herr,“ erwiderte er ſtockend, „aber es iſt mir denn doch Alles voll und richtig ausbezahlt!“

Der Senator ließ ſich das nicht anfechten. „Freilich, Meiſter; aber die eine Hälfte war ja nicht Herr Friedrich Jovers, ſondern ich ihm ſchuldig! Das macht auf den Punkt ein Hundert und zwanzig Reichsthaler. Hier ſind ſie, wohlgezählt in Kron- und Markſtücken; und nun gehe Er zu Herrn Friedrich Jovers und zahle Er ihm zurück, was Er von ihm zu viel empfangen hat!“

Meiſter Hanſen zögerte noch; in ſeinem Kopfe mochte die Vorſtellung von einem etwas kurioſen Umwege auftauchen; aber bevor er mit ſeinen ſchwer beweglichen Gedanken darüber in's Reine kam, war ſchon das Geld in ſeiner Taſche und er ſelbſt zur Thür hinaus.

Herr Chriſtian Albrecht rieb ſich vergnügt die Hände. „Was wird Bruder Friedrich dazu ſagen? Still halten muß er ſchon; hier ſteht's!“ Und er tupfte mit den Fingern drei Mal zuverſichtlich auf den alten Hauskontrakt.

Da wurde an die Thür gepocht. Der Schreiber ſeines Sachwalters überreichte ihm einen Brief.

Als der Ueberbringer ſich entfernt und Herr Chriſtian Albrecht den Brief geleſen hatte, war der eben noch ſo vergnügliche Ausdruck ſeines Angeſichts mit einem Mal wie fortgeblaſen. „Muſche Peters,“ ſagte er kleinlaut, indem er die Thür zur großen Schreibſtube öffnete, „bitte Er doch die Frau Senatorin, auf ein paar Augenblicke bei mir vorzuſprechen!“

Die Frau Senatorin ließ nicht auf ſich warten. „Da haſt Du mich, Chriſtian Albrecht!“ rief ſie fröhlich; „aber“ — — und ſie ſchaute ihm ganz nahe in die Augen, „fehlt Dir Etwas? Es iſt doch kein Unglück geſchehen?“

„Freilich iſt ein Unglück geſchehen, Chriſtinchen; da — lies nur dieſen Brief!“

Ihre Augen flogen über das Papier. „Aber, Chriſtian Albrecht, Du haſt ja den Proceß gewonnen!“

„Freilich, Chriſtinchen, hab' ich ihn gewonnen.“

„Und das nennſt Du ein Unglück? Da haſt Du ja Alles nun in Deiner Hand!“

„Hatte ich in meiner Hand, mußt Du ſagen! Fünf Minuten vor Empfang dieſes Schreibens habe ich durch Meiſter Hanſen die Hälfte der unſeligen Mauergelder an Bruder Friedrich abgeſandt.“

Frau Chriſtine ſchlug die Hände in einander. „Das wird eine ſchöne Geſchichte werden! — Du!?“ — und ſie drohte ihm mit dem Finger — „ich hatte es Dir vorhergeſagt!“

Und es wurde eine ſchöne Geſchichte; denn zu derſelben Zeit ſtand im Nachbarhauſe der Meiſter Hanſen vor dem Herrn Friedrich Jovers.

Bei ſeinem Eintritt in den Hausflur war der goldene Advokat gegen ihn angeprallt und dann wie in blindem Geſchäftseifer an ihm vorbeigeſchoſſen. Im

Zimmer ſelbſt ſaß der Hausherr mit einem Schriftſtück in der herabhängenden Hand, das mit vielen Schnörkeln begann und mit dem großen Magiſtratsſiegel endete. Er ſchien über den zuvor geleſenen Inhalt nachzuſinnen und nicht gehört zu haben, was ihm der Meiſter eben vorgetragen hatte; als dieſer aber aus ſeiner Hand ein paar ſchwere Geldrollen auf den Tiſch fallen ließ, richtete er ſich plötzlich auf. „Geld? Was ſoll das?“ rief er. „Was ſagt Er, Meiſter Hanſen?“

Der Meiſter trug noch einmal ſeine Sache vor, und jetzt hatte Herr Friedrich zugehört und recht verſtanden.

„So?“ ſagte er anſcheinend ruhig, indem er ſich von ſeinem Sitz erhob; aber ſein Antlitz röthete ſich bis unter das dunkle Stirnhaar. „Alſo dazu hat Er ſich gebrauchen laſſen?“ — Dann ergriff er plötzlich die beiden Geldrollen und machte eine Armbewegung, die den ſtämmigen Meiſter faſt zur Gegenwehr veranlaßt hätte.

Aber Herr Friedrich beſann ſich wieder. „Setz Er ſich!“ ſagte er kurz; dann ging er raſch zur Stubenthür und über den Hausflur nach dem Hof hinaus.

Der junge Küfer, der vor der offnen Kellerthür des Lagerraums beſchäftigt war, ſah mit Verwunderung den Herrn Principal bald mit vorgeſtrecktem Kopfe auf dem Klinkerſteige des Hofes dröhnend hin und wieder ſchreiten, bald wieder ein Weilchen ſtille ſtehn und mit halbſcheuen Blicken an der hohen Scheidemauer hinaufſchauen.

Das mochte eine Viertelſtunde ſo gedauert haben; endlich, wie in raſchem Entſchluß, ging Herr Friedrich in das Haus zurück. Als er in's Zimmer trat, fand er den Handwerksmann auf demſelben Stuhle, wo er ihn gelaſſen hatte.

„Meiſter," ſagte er, aber es war, als werde bei den wenigen Worten ihm der Athem kurz, „hat Er Leute in Bereitſchaft? So etwa fünf oder ſechs, und noch heute oder doch morgen ſchon?"

Der Meiſter war aufgeſtanden und beſann ſich. „Nun, Herr Jovers, es ginge wohl! Mit der Stadtswage ſind wir jetzt ſo weit, ein Stücker fünfe könnten ſchon gemißt werden."

„Gut denn, Meiſter" — und Herr Friedrich ergriff noch einmal, und nicht minder heftig als vorhin, die beiden auf dem Tiſche liegenden Geldrollen — „ſo baue Er mir die Mauer auf meinem Hofe noch um ſo viel höher, als dieſes Silber dazu reichen will!“

Der Handwerksmann ſchien kaum zu merken, daß während dieſer Worte die Rollen ſchon in ſeinen Händen lagen.

„Hat Er mich nicht verſtanden?“ fuhr Herr Friedrich fort, da der Andre keine Antwort gab.

„Freilich, Herr; das iſt wohl zu verſtehen; aber“ — und der Meiſter ſchien ein paar Augenblicke nachzurechnen — „das gäbe ja noch an die ſechs bis ſieben Fuß!“

„Meinetwegen;“ ſagte Herr Friedrich finſter, „nur ſorge Er dafür, daß es um keinen Schilling niedriger und auch um keinen höher werde, als wozu Er da das Geld in Händen hat!“

„Hmm,“ machte der alte Mann und ſah den Jüngeren mit einem Blicke an, als ob ihm plötzlich ein Verſtändniß komme, „wenn Sie es denn ſo wollen, Herr Jovers; es iſt Ihre Sache.“

Herr Jovers wandte ſich ab. „So wären wir fertig mit einander!“ ſagte er haſtig. „Fanget nur gleich morgen an, damit ich der Unruhe in Bälde wieder ledig werde!“

Als Meiſter Hanſen dann hinausgegangen war, warf er ſich auf einen Stuhl am Fenſter und ſtarrte auf die leere Straße. Er ſchien keine Gedanken zu haben; vielleicht auch wollte er keine haben.

* * *

Und ſchon am andern Tage, während der Herr Onkel Bürgermeiſter und der Herr Vetter Kirchenpropſt noch einmal ihr vergebliches Verſöhnungswerk betrieben, wurde zwiſchen den Höfen der beiden Brüder rüſtig fortgemauert, und der ſtruppige Aſſyrer ſang dabei alle Lieder, die er auf ſeinen Kreuz- und Querzügen aus der Fremde heimgebracht hatte. Im Hauſe des Senators wurden die Schreibſtuben mit jeder neuen Steinlage immer mehr verdunkelt, und der alte Friedebohm ertappte ſich zu ſeinem Schrecken mehr als einmal, wie er müßig vor dem Fenſter ſtand und, eine vergeſſene Priſe zwiſchen den Fingern, dieſem, wie er es bei ſich ſelber nannte, babyloniſchen Beginnen zuſah. Auf der andern Seite ging Herr Friedrich Jovers, wenn er auf dem Wege zu ſeinen Geſchäftsräumen den Hof betreten mußte, haſtig, und ohne jemals aufzublicken, daran vorüber. Dann, nach Verlauf einiger Tage, hörte das Mauern und das Singen auf; die Handwerker waren fort, das neue Werk war fertig.

Statt deſſen vernahm Herr Friedrich am nächſten Vormittage ein Geräuſch, das ihm wie mit einem Schlage die ſeltenſten, aber höchſten Freuden ſeiner Knabenjahre vor die Seele führte; er hatte eben die Hofthür geöffnet und ſeinem draußen beſchäftigten Ausläufer Etwas zugerufen, als er horchend ſtehen blieb. Er wußte es genau; er ſah es vor ſich, wie jetzt drüben auf dem Hofe des Elternhauſes die großen Reiſemäntel ausgeklopft wurden; ja, er ſah ſich ſelbſt als Knaben in ſeinen Sonntagskleidern an ſeiner Mutter Hand daneben ſtehen und hörte den frohen Ton ihrer Stimme, womit ſie bei ſolchem Anlaß einſtmals ihrer Kinder Herz erfreute.

Er erſchrak faſt, als der Gerufene ihm jetzt entgegentrat, und ihm entfiel unwillkürlich die Frage, was denn für eine Reiſe drüben wohl im Werke ſei. Aber bevor der Mann den Mund aufzuthun vermochte, kam bereits die Antwort aus der nahe liegenden Küche; Frau Antje Möllern hatte ſelbſtverſtändlich ſchon lange die genaueſten Nachrichten; ein Glück, daß ſie es endlich nun erzählen konnte! Die junge Frau Senator'n wollte mit ihrem Erbprinzen auf

Beſuch zu ihren Eltern, obſchon das liebe Kind mit jedem Tag in's Zahnen fallen könne, und Pankratius und Servatius noch nicht einmal vorüber ſeien; und der gute Herr Senator müſſe auch mit auf die Reiſe; denn was kümmere das die Frau Senator'n, daß eine große Ladung Oſtſee-Roggen erſt eben auf der Rhede angekommen ſei! „Herr Jovers!“ ſchloß Frau Antje ihre Rede, als der Arbeitsmann ſich entfernt hatte, und wies mit dem Daumen nach dem Hofe zu, „glauben Sie es, oder glauben Sie es nicht — die hat's nicht ausgehalten, daß ſie uns von drüben nun nicht mehr in unſere Töpfe gucken kann!“

Ein faſt grimmiges Zucken fuhr um Herrn Friedrich's Lippen; dann aber ſah er die alte Dame nur eine Weile mit etwas ſtarren Augen an. „Alſo das iſt Ihre Meinung, Möllerſch?“ ſagte er trocken, und als ſie hierauf betheuernd mit ihrem dicken Kopf genickt hatte, ſetzte er hinzu: „So wolle Sie die Güte haben, dergleichen Meinung künftig bei ſich ſelber zu behalten!“

Als er das geſprochen hatte, ging er fort, und Frau Antje blieb, die Hände über ihrem ſtarken Buſen gefaltet, noch eine ganze Weile ſtehen, die Augen unbeweglich nach der Richtung, in der ihr

Herr verſchwunden war. Dann plötzlich trabte ſie an den verlaſſenen Heerd zurück und rührte unter heftigen Selbſtgeſprächen in dem über dem Dreifuß ſtehenden Topfe, daß die kochende Brühe zu allen Seiten in die lodernden Flammen ſpritzte.

Es war unverkennbar, daß die Mauer draußen, obgleich ſie keineswegs behagliche Gefühle in ihm erweckte, nach ihrer abermaligen Vollendung eine geheimnißvolle Anziehungskraft auf Herrn Friedrich Jovers übte. Freilich hatte er noch immer vermieden, an dem neuen Werk emporzuſehen; jetzt aber, nachdem der Abend herangekommen war, ließ es ihm auch hierzu keine Ruhe mehr. Er hatte ſich vorgeſpiegelt, ſein junger Küfer, der zur gewohnten Stunde aus dem Geſchäft gegangen war, könne das Auffüllen der neuen Fäſſer unterlaſſen haben, welche in dem Keller hinter dem Hofe lagen; allein er hatte ſchon darum vergeſſen, als er kaum den Hof betreten hatte.

Oben an dem dunklen Frühlingshimmel ſchwamm die ſchmale Sichel des Mondes und warf ihr bläuliches Licht auf den oberen Rand der Scheidemauer und auf das Dach des elterlichen Hauſes. Herr Friedrich ſtand jetzt an derſelben Stelle, von wo aus er an jenem Abend ein ſtummer Zeuge der Familienfeierlichkeit geweſen war; er ſtand dort ebenſo ſtumm und unbeweglich; aber auf ſeinem Antlitz lag jetzt ein unverkennbarer Ausdruck der Beſtürzung. So ſehr er ſeine Augen anſtrengte, es wurde nicht anders; hinter dem neuen Mauer-Aufſatz waren die Fenſter des alten Familienſaales bis zum letzten Rand verſchwunden.

Es war ſchon ſpät am Abend; nichts regte ſich, weder hüben noch drüben; nur das Klirren eines Fenſterflügels, der im Hauptbau auf der andern Seite offen ſtehen mochte, wurde dann und wann im Aufwehen der Nachtluft hörbar. Herr Friedrich wollte eben in ſein Haus zurückkehren, da tönte von drüben plötzlich die Stimme des alten Cuba-Papageien: „Komm 'röwer!“ und nach einer Weile noch einmal: „Komm 'röwer!“ Wie ein eindringlicher Ruf, faſt ſchneidend klang es durch die Stille der Nacht; dann nach kurzer Pauſe folgte ein gellendes Gelächter. Herr Friedrich kannte es ſehr wohl; der verwöhnte Vogel pflegte es auszuſtoßen, wenn ihm die Nachahmung der eingelernten Worte beſonders wohl gelungen war. Aber was ſonſt als der unbehülfliche Laut eines abgerichteten Thieres gleichgültig an ſeinem Ohr vorbeigegangen war, das traf den einſamen Mann jetzt wie der neckende Hohn eines ſchadenfrohen Dämons.

„Komm 'röwer!“ ſeine Lippen ſprachen unwillkürlich dieſe Worte nach; über ſeine ſelbſtgebaute Mauer konnte er nicht hinüberkommen.

Noch lange ſtand er, das Hirn voll grübelnder Gedanken, ohne daß etwas Andres, als das gewöhnliche Geräuſch der Nacht zu ſeinem Ohr gedrungen wäre; faſt ſehnte er ſich, noch einmal den Schrei des Vogels zu vernehmen; als aber Alles ſtill blieb, ging er in's Haus und legte ſich zum Schlafen nieder.

Allein, er hörte eine Stunde nach der andern ſchlagen; und da er endlich ſchlief, war es nur eine halbe Ruhe. Ihm war, als ſei er auf dem Wege zum Garten; aus der Pforte kamen ſeine Eltern ihm entgegen, von denen er gemeint hatte, daß ſie beide ſchon im Grabe lägen; als er auf ſie zuging, ſah er, daß ihre Augen feſt geſchloſſen waren; er wollte ſie eben bitten, ihn doch anzuſehen, da war die hohe Mauer vor ihm aufgeſtiegen, und dahinter ſcholl das Gelächter des alten Cuba-Vogels, das wie in einem Echo an hundert Mauern hin und wieder ſprang.

— — Das Geräuſch eines dicht unter ſeinen Fenſtern vorüber rollenden Wagens weckte ihn. Es war ſchon Morgenfrühe; die dicke, goldene Taſchenuhr, welche er von ſeinem Nachttiſch langte, zeigte auf reichlich fünf Uhr. Raſch war er aus dem Bette, zog das Vorhängſel von einem Guckfenſter in der vorſpringenden Seitenwand zurück und ſah auf die Straße hinab. Von Oſten her lagen die Häuſerſchatten noch auf den feuchten Steinen und bis hoch an den gegenüber ſtehenden Gebäuden hinauf; vor der Treppe des brüderlichen Hauſes hielt ein beſpannter Reiſewagen; Koffer wurden durch den alten Diener hintenauf geladen und Kiſten und Schachteln unter den Wagenſtühlen feſtgebunden. Bald darauf ſah er ſeinen Bruder und Frau Chriſtine im Reiſerock und Mantel aus dem Hauſe treten; dann folgte eine gleichfalls reiſefertige Magd mit einem anſcheinend nur aus Tüchern beſtehenden Bündelchen, an welchem die junge Frau Senator'n noch viel zu zupfen und zu ſtecken hatte, und worin Herr Friedrich nicht ohne Grund ſeinen ihm noch unbekannten jungen Neffen vermuthete.

Endlich war Alles auf dem Wagen; Herr Friedebohm, von der oberſten Treppenſtufe, ſchien eiligſt noch mit Kopf und Händen die Verſicherung getreuen Einhütens zu ertheilen; dann klatſchte der Kutſcher, und bald war die Straße leer, und Herr Friedrich hörte nur noch das ſchwache Rollen des Wagens droben in der Stadt, wo es zum Oſterthor hinausführte.

Aber auch ihn ſelbſt duldete es nun nicht länger im Hauſe; raſch war er angekleidet und ging in den friſchen Morgen hinaus. Er war hinten um die Stadt herumgegangen, an der ſtillen Gaſſe vorüber, in welcher die Pforte zu dem Familiengarten ſich befand; jetzt ſchritt er langſam, ſeinen Rohrſtock unter dem Arme, drüben auf dem breiten Gange des Kirchhofes und ſchaute über den alten Hagedornzaun nach dem ſeit einem halben Jahre von ihm gemiedenen Familiengrundſtücke hinüber. Bäume und Sträucher ſtanden ſchon in lichtem Grün, und dort von den jungen Apfelbäumen, die ſein Vater, der alte Herr Senator, noch gepflanzt hatte, lachten ihn die erſten rothen Blüthenſträuße an. Bald auch gewahrte er mit Verwunderung, daß der Garten, wie in jedem Frühjahr, in ordnungsmäßigen Stand geſetzt war; und — täuſchte ihn denn ſein Ohr? — er hörte ein Geräuſch, als ob geharkt und darauf

Beete mit dem Spaten angeklopft würden; aber der Pavillon und das hohe Gebüſch zu deſſen Seiten verwehrte ihm die Ausſicht.

Er blieb ſtehen und lauſchte, während das Geräuſch des Arbeitens ſich ebenmäßig fortſetzte. Da wallte es in ihm auf; wer konnte ſich unterſtehen, den in Streit befangenen Garten anzufaſſen?

„Heda!“ rief er. „Was wird da getrieben?“

Das Arbeiten hörte auf, und nach einigen Augenblicken trat der alte Andreas mit einem Spaten auf der Schulter hinter dem Pavillon hervor.

„Er, Andreas?“ herrſchte ihn Herr Friedrich an. „Was hat Er hier zu ſchaffen? Hat Ihn mein Bruder etwa hier zur Arbeit herbeordert?“

Der Alte ſchob ſeine Pudelmütze von einem Ohr zum andern. Die Frage mochte ihm unerwartet kommen; hatte er doch noch von dem ſeligen Herrn her einen Schlüſſel zu der Gartenpforte und ſeit über einem Vierteljahrhundert einzig nach dem Kalender, den er in ſeinem Kopfe trug, die Beete umgegraben, Erbſen und Bohnen nach ſeiner eigenen Wiſſenſchaft gelegt und Bäume und Geſträuche angebunden und beſchnitten. „Herbeordert?“ ſagte er endlich. „Nein, Herr; ſo herbeordert hat mich Niemand; aber wenn’s nicht Alles in die Wildniß gehen ſollte, ſo war es juſt die höchſte Zeit."

„Was kümmert Ihn das," rief Herr Friedrich, „ob es hier verwildert?"

Der Alte hatte ſeinen Spaten in die Erde geſtoßen. „Was mich das kümmert?" wiederholte er, und ſah völlig verdutzt zu dem Sohne ſeines alten Herrn hinüber.

„Freilich Ihn!" fuhr Dieſer fort; „denn wer wohl, meint Er, daß Ihm ſeine Arbeit hier bezahlen werde?"

„Nun, Herr; es wird ſchon Alles angeſchrieben."

„So ſchreib' Er's gleich nur in den Schornſtein," rief Herr Friedrich, „und verthu' Er ſeine Zeit nicht, die Er beſſer brauchen kann!"

Andreas wiſchte mit der Hand den Schweiß von ſeiner Stirne. „Wenn das Ihr Ernſt iſt, Herr Jovers," ſagte er, „ſo kann ich freilich nur nach Feierabend hier noch arbeiten; das aber" — und er erhob den Spaten und zeigte damit nach dem Kirchhofe hinüber — „thu' ich meiner alten Herrſchaft da zu Liebe."

Herr Friedrich ſagte nichts; Andreas aber ging mit ſeinem Spaten fort, und bald wurde wieder das einförmige Geräuſch des Grabens in der Morgenſtille hörbar.

Der Andre ſtand noch eine Weile an derſelben Stelle, als müſſe er die Spatenſtiche zählen, die er drüben den alten Arbeiter machen hörte; dann wandte er ſich plötzlich und ging weiter in den Kirchhof hinein, bis zu dem Grabe ſeiner Eltern. Hier ſaß er lange auf den Steinen, welche die Familiengruft bedeckten, und blickte auf den grünen Koog hinunter, und darüber hinaus auf den ſilbernen Strich des Meeres, wo in der Ferne die Maſten des guten, ihm ſo wohlbekannten Schiffes „Elſabea Fortuna“ ſichtbar wurden.

Als es in der Stadt vom Thurme Sieben ſchlug, ſtand er wieder an dem alten Gartenzaune. Der vorübergehende Todtengräber, deſſen Gruß er nicht zu bemerken ſchien, gewahrte mit Verwunderung, wie Herr Friedrich Jovers mit ſeinem Stocke recht unbarmherzig gegen einzelne der alten Büſche ſtieß, während doch, wie von einem frohen Entſchluß, ein ſtilles Lächeln auf ſeinem Antlitz lag.

Plötzlich aber richtete Herr Friedrich ſich auf und ſchritt aus dem Kirchhofe in die Stadt hinein; er ſchritt nicht ſeiner Wohnung zu, ſondern die lange

Oſterſtraße hinauf, wo das Haus des Meiſters Hinrich Hanſen lag.

Und acht Tage ſpäter, an einem ſonnigen Spätnachmittage, hielt der Chaiſewagen des Senators wieder vor deſſen Hausthür; die Reiſenden ſammt Kind und Kindsmagd waren heimgekehrt. Als der ſchlafende Erbe glücklich vom Wagen und oben in der Kinderſtube untergebracht war, lief die junge Frau, wie zu neuer freudiger Beſitznahme, durch alle Räume ihres Hauſes, und als ſie hier überall geweſen war und, Dank der alten ſchwiegerelterlichen Köchin, Alles in muſterhafter Ordnung vorgefunden hatte, ſchritt ſie langſam den Gang hinab, der an der Küche vorbei zur Hofthür führte. Ihr Geſicht war plötzlich ernſt geworden, und es dauerte eine Weile, bevor ſie die Klinke aufdrückte und hinaustrat.

Allein ſo zögernd ſie hinausgegangen war, ſo raſch kam ſie jetzt zurück; ſie flog faſt an der Küche vorüber nach dem Hausflur; ihre Augen ſtrahlten; „Chriſtian, Chriſtian Albrecht!“ rief ſie. „Wo ſteckſt Du? Komm' doch, komm' geſchwinde!“

Da trat er ſchon mit heiterem Antlitz aus der Schreibſtube auf ſie zu.

„Komm'!“ rief ſie nochmals und ergriff ihn bei der Hand. „Ein Wunder, Chriſtian Albrecht, ein wirkliches Wunder! Wie aus dem Döntje von dem Fiſcher un ſine Fru! Ein ſchwarzer jütſcher Topf, ein Haus, ein Palaſt; immer höher und höher, und dann eines angenehmen Morgens — ‚Mantje, Mantje Timpe Te!‘ — da ſitzen ſie wieder in ihrem ſchwarzen Pott!“ Und ſie ſah mit glückſeligen Augen zu ihrem Mann empor.

Auch aus ſeinen guten Augen leuchtete ein Strahl des Glückes. „Ich habe es ſchon geſehen,“ ſagte er; „aber es iſt kein Wunder, es iſt viel beſſer als ein Wunder.“

Und als ſie dann Arm in Arm auf den Hof hinaustraten, der wieder hell und frei, wie früher, vor ihnen lag, da ſahen ſie die hohe Mauer bis auf ihr altes Maaß hinabgeſchwunden, und hinter der niedrigen Grenzſcheide ſtand Herr Friedrich Jovers und ſtreckte ſchweigend dem Bruder ſeine Hand entgegen.

„Friedrich!“

„Chriſtian Albrecht!“

Die Hände lagen in einander; aber jetzt erhob

Herr Friedrich den Kopf, als ob er nach den Fenſtern des elterlichen Hauſes hinüberlauſche.

„Worauf hörſt Du, Bruder?“ frug ihn der Senator.

Einen Augenblick noch blieb der Andere in ſeiner horchenden Stellung, dann ging ein Lächeln über ſein ernſtes Geſicht. „Ich meinte, Bruder, daß unſer alter Papagei mich riefe; aber er hat es neulich Abends ſchon gethan.“

Und als er das geſagt hatte, legte er die eine Hand auf den oberen Rand der Mauer, und mit einem Satze ſchwang er ſich hinüber.

„Mein Gott, Friedrich,“ rief Frau Chriſtine, indem ſie einen raſchen Schritt zurücktrat, „ich habe Dich noch niemals ſpringen ſehen!“ Und dabei ſtanden ihre Augen voll von Thränen.

Er faßte ſeine Schwägerin an beiden Händen. „Chriſtine,“ ſagte er, „dieſer Sprung war nur ein Symbolum; ich werde künftig wieder hübſch auf ebener Erde bleiben.“

Der Senator blickte heiter in den nun wieder frei gewordenen Luftraum. „Lieber Bruder,“ begann er mit bedächtigem Lächeln, „die ganze Mauer war ja eigentlich nur ein Symbolum, außer, daß ſie denn doch leibhaftig dageſtanden, und währenddem der alte Friedebohm ſich ſeine Federn nicht mehr ſchneiden konnte" — —

Herr Friedrich unterbrach ihn: „Wenn's gefällig wäre, ſo nehmet noch einmal Euere eben abgelegten Hüte, und begleitet mich auf einer kurzen Promenade!"

„Was Du willſt! Friedrich!" rief Frau Chriſtine. „Alles, was Du willſt!" Und da Herr Chriſtian Albrecht gleichfalls einverſtanden war, ſo gingen ſie miteinander durch das elterliche Haus, und Herr Friedrich führte ſie den bekannten Weg hinten um die Stadt, an der grünen Marſch entlang und wieder in die Stadt hinein.

Sie hatten längſt bemerkt, daß er ſie zu dem in Streit befangenen Garten führe; aber ſie fragten nicht; ſie gingen ſchweigend und in freudiger Erwartung neben dem Bruder her.

Am Eingange empfing ſie der alte Andreas, die Steigharke in der Hand, ein ſchelmiſches Schmunzeln im Geſicht; Alles zeigte ſich in ſchönſter Ordnung, an den jungen Apfelbäumen waren alle Blüthenſträuße aufgebrochen.

Herr Friedrich beſchleunigte ſeine Schritte, während er den Muſchelſteig zum Pavillon hinauf, dann aber an demſelben vorbei und nach der Kirchhofſeite zuſchritt. Als ſie hier aus dem Gebüſch hinaustraten, ſtieß Frau Chriſtine einen leichten Schrei aus, wie er ſich in freudiger Ueberraſchung ſo anmuthig von dem Frauenherzen löſt; denn an der Stelle des krüppelhaften Zaunes, welcher ſonſt die Scheide gegen den Kirchhof hin bezeichnet hatte, erhob ſich vor ihnen eine ſtattliche Mauer, wie Herr Chriſtian Albrecht ſie ſich immer hier gewünſcht hatte. „Nun gewißlich,“ rief die hübſche Frau, „da ſteht es vor uns, auch die Liebe kann“ — —

Aber Herr Friedrich nahm ihr das Wort vom Munde. „Die Frau Schweſter meinen,“ ſagte er höflich, „Meiſter Hanſen's Leute können, wenn auch keine Berge, ſo doch eine Mauer recht geſcheidt verſetzen; mich ſelber anbelangend, ſo habe ich hierbei auf des Herrn Bruders gütigen Conſens gerechnet. Und, Chriſtian Albrecht,“ fuhr er in herzlichem Tone fort, indem er ſich zu ſeinem Bruder wandte, „hiemit, ſo Du gleichen Sinnes biſt, iſt unſer Proceß am Ende; Du haſt das Urtheil unſeres Magiſtrates für Dich; meinen Einſpruch habe ich zurückgezogen. Thue Du nun ein Uebriges und beſtimme als der Aelteſte, wie es mit dem Garten ſoll verhalten werden! Wie Du die Theilung vornimmſt, ich bin es jedenfalls zufrieden.“

Herr Chriſtian Albrecht hatte dieſer Rede zugehört wie Einer, welcher zugleich einem eigenen Gedanken nachgeht. „Iſt das Dein Ernſt, Friedrich?“ ſagte er, ſeinem Bruder voll in's Antlitz ſehend; „Dein wohlbedachter Ernſt?“

„Mein voller, wohlbedachter Ernſt,“ erwiderte Herr Friedrich ohne Zögern.

„Nun denn,“ rief Chriſtian Albrecht freudig, „ſo theilen wir gar nicht, Bruder Friedrich! ‚Jovers-Garten‘ hat es hier von Großvaters Zeiten her geheißen, ſo darf es jetzt nicht Chriſtian-Albrecht's- oder Friedrich's-Garten heißen!“

Einen Augenblick lang zogen Herrn Friedrich's dunkle Brauen ſich zuſammen, als ob er über einen Gewaltſtreich ſeines Bruders zürnen müſſe; dann aber wurde es plötzlich hell auf ſeinem Antlitz, wie Chriſtian Albrecht in ſo raſchem Wechſel es nur bei ihrem Vater einſt geſehen hatte. Lebhaft ergriff er ſeines Bruders Hand: „Topp, Chriſtian Albrecht! Aber wie war's nur möglich, daß dies damals Keinem von uns Beiden eingefallen iſt?“

Herr Chriſtian Albrecht lächelte. „Ich glaube, Friedrich, wir haben damals beide etwas laut geredet; da konnten wir die eigne Herzensmeinung nicht vernehmen.“

Frau Chriſtine, die in ſtiller Freude dem Geſpräch der Brüder zugehört hatte, hob jetzt ihre Uhr empor, die ſie, noch von der Reiſe her, an einem ſchweren Gürtelhaken bei ſich führte. „Vesperzeit, wenn's beliebet!“ rief ſie. „Und, Friedrich, Du ſpeiſeſt doch heut' Abend bei uns? Die alte Margreth wird ſchon löblich vorgeſehen haben! Freilich — Deine perdrix aux truffes, die haſt Du ein für alle Mal verlaufen.“

Es war zu Ende Juli. Frau Antje Möllern ſaß bei Frau Nachbar'n Zipſen auf der Beiſchlagsbank und erzählte dieſer noch einmal, wie ſchon mehrere Mal zuvor, daß es nun nichts nütze, da drüben noch länger hauszuhalten; denn die da — und ſie nickte nicht eben ſanft nach dem alten Kaufherrnhaus hinüber — habe nun auch Herrn Friedrich Jovers ganz in ihren Schlingen; ſie, Antje Möllern, habe dies dem Letzteren auch rund heraus geſagt und dann zugleich auf Michael gekündigt; und Frau Nachbar'n Zipſen erwiderte darauf, heute gleichfalls nicht zum erſten Mal, daß ſie das Alles längſt vorausgeſehen habe.

Unten im Rathsweinkeller ſaß an dieſem warmen

Nachmitage der goldene Advokat und demonſtrirte dem Herrn Stadtſekretär, der aus den oberen Rathhausräumen zu einem kühlen Trunk herabgeſtiegen war, wie er die ſcharfſinnigen Deductionen ſeiner Klage- und Replikreceſſe, welche — ganz sub rosa — denn doch über den Horizont des ehrenwerthen Magiſtrats hinausgingen, nun, leider, ganz umſonſt geſchrieben habe; und der ſtets höfliche Herr Stadtſekretär tupfte dem Goldenen recht freundlich auf die Schulter und ſagte lächelnd: „Umſonſt, Herr Siebert Sönkſen? Doch wohl nicht ganz umſonſt! Da müßten wir die Herren Jovers ſonſt nicht kennen!" — Und der Goldene lächelte gleichfalls und griff behaglich nach ſeinem Spitzglas Rothen.

Draußen in den Gärten aber war es in der Stachelbeerenzeit, und in „Jovers-Garten" war heute überdies ein großer Familienkaffee. Der Herr Onkel Bürgermeiſter und der Herr Vetter Kirchenpropſt mit ihren Frauen waren da; und der alte Friedebohm und der alte Andreas waren da, Jeder an dem Platze, der ihm zukam, und der alte Papagei ſaß auf ſeiner hohen Stange vor dem Pavillon, und auch Muſche Peters in ſeinem neueſten Anzug mit einer kleinen Zopfperücke fehlte nicht; ſelbſt den kleinen

Erbprinzen hätte man in ſeinem Kinderwagen an einem ſtillen Schattenplätzchen finden können; freilich bis jetzt nur ſchlummernd unter der Huth der treuen Kindermagd. Im Innern des Pavillons aber vor den weit geöffneten Flügelthüren waltete Frau Chriſtine des blinkenden Kaffeetiſches, während drunten vor der Stacketpforte ſich zuſammendrängte, was die kleine Gaſſe an neugierigen Weibern und luſtiger Jugend aufzubieten hatte. Die Weiber erzählten ſich von der guten ſeligen Frau Senator'n und nickten dabei nach der inneren Wand des Pavillons hinüber, wo die unermüdliche Dame Flora nach wie vor mit ihrer Roſenguirlande tanzte; die Buben dagegen, die ſich allmälig den erſten Platz vor der Pforte erobert hatten, wieſen mit ausgeſtreckten Armen nach den großen rothen Stachelbeeren, die auf den Rabatten in ſchwerer Fülle an den Büſchen hingen. Mitunter hörte man ſie den Namen des jungen Herrn Senators nennen; ſie ſchienen auf ihn zu warten, deſſen milde Hand ja auch nach dem Hintritt der guten alten Frau Senator'n noch vorhanden war. „Da kommt he! Kiek mal, da kommt he!“ riefen ein paar von ihnen, deren gierige Augen eben einen Schimmer ſeines pfirſichfarbenen Rockes erſpäht hatten; aber ſie wurden plötzlich ſtille, als ſie ihn an der Seite des gefürchteten Herrn Friedrich Jovers aus einem belaubten Seitengange treten ſahen.

Die beiden Brüder gingen ſchweigend nebeneinander; aber auf ihrem Antlitz lag noch der friedliche Ausdruck des traulichen Geſpräches, welches ſie vorhin die einſameren Seitengänge hatte aufſuchen laſſen. Auch jetzt noch wandten ſie ſich nicht wieder zur Geſellſchaft, ſondern ſchritten in ſtummem Einverſtändniß den breiten Muſchelſteig hinab.

Ihnen im Rücken hatte inzwiſchen Muſche Peters ſich der Papageienſtange genähert und ſuchte in Ermangelung gleichberechtigter Unterhaltung mit dem gefiederten Gaſte in beſcheidenem Flüſtertone anzuknüpfen; ſogar ein Stückchen Zucker wagte er dem Papchen hinzuhalten. Aber der grüne Unhold ſchien für dieſe Aufmerkſamkeiten keinen Sinn zu haben; ſtatt nach dem Zucker hackte er nach Muſche Peters' Finger und ſchrie dann gellend, als wolle er's nun ein für alle Mal geſagt haben: „Komm 'röwer!“

Als der Schrei des Vogels das Ohr der beiden Brüder erreichte, flog über Herrn Friedrich's Angeſicht ein Schatten, wie aus jener Nacht, von der er ſeinem Bruder heut zum erſten Mal geſprochen hatte. Der Senator aber faßte ſeine Hand und ſagte leiſe: „Mein Friedrich, das hat jetzt keine Bedeutung mehr; Du biſt nun ein für alle Mal herüber.“

Als Herr Friedrich hierauf den Kopf erhob, um ſeinen Bruder anzublicken, blieben ſeine Augen auf dem Bubenhaufen vor der Pforte haften, und die finſtere Miene wurde von einem faſt ſchelmiſchen Lächeln fortgedrängt. „Keine Bedeutung mehr?“ ſagte er, die Worte des Bruders wiederholend. „Meinſt Du, ich verſtünde ganz allein die Papageienſprache?“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, rief er mit lauter, kräftiger Stimme: „Hollah, Jungens, wat ſeggt de Papagoy?“

Da kam zuerſt eine noch etwas zaghafte Stimme, dann aber eine nach der andern, und immer lauter und lauter: „‚Komm 'röwer! Komm 'röwer!‘ ſeggt de Papagoy!“

Und luſtig winkend erhob Herr Friedrich den Arm: „Nun denn, alle Mann hoch: ‚Komm 'röwer!‘“ und eben ſo luſtig wies ſeine Hand nach den brechend voll beladenen Stachelbeerbüſchen.

Zuerſt ſahen die Jungen nur einander an und flüſterten angelegentlich mitſammen; ſie konnten ſich's nicht denken, daß der böſe Herr Friedrich Jovers mit einem Male ſo erſtaunlich gut geworden ſei. Als aber jetzt die beiden Herren Jovers in ein unverkennbar herzliches Lachen ausbrachen, da war kein Halten mehr, Einer wollte noch eher, als der Andere, und bald ſprang und fiel und purzelte der ganze Schwarm über die Pforte in den Garten hinab, und unter jeder Stachelbeerſtaude ſaß mit lachendem Angeſicht ein unermüdlich ſchmauſender Junge.

„Chriſtian Albrecht,“ ſagte Herr Friedrich, den Arm um ſeines Bruders Schulter legend, „wenn erſt Deine Jungen hier ſo in den Büſchen liegen!“

Da erſcholl hinter ihnen vom oberen Theil des Gartenſteiges ein helles fröhliches „Braviſſimo!“ und als ſie ſich hierauf umwandten, da ſtand in der offenen Thür des Pavillons inmitten aller Gäſte die junge anmuthige Frau Senatorin; mit emporgehobenen Armen hielt ſie den Brüdern ihr eben erwachtes Kind entgegen, das mit großen Augen in die bunte Welt hinausſah.

Buchdr. der Volks-Zeitung in Berlin.

Zwei Novellen

von

Theodor Storm.

Schweigen. — Hans und Heinz Kirch.

Berlin.
Verlag von Gebrüder P
1883.

Schweigen.

Hans und Heinz Kirch.

Es war ein niedriges, mäßig großes Zimmer, durch viele Blattpflanzen verdüſtert, beſchränkt durch mancherlei altes, aber ſorgſam erhaltenes Möbelwerk, dem man es anſah, daß es einſt für höhere Gemächer angefertigt worden, als ſie die Miethwohnung hier im dritten Stock zu bieten hatte. Auch die ſchon ältere Dame, welche, die Hand eines vor ihr ſtehenden jungen Mannes haltend, einem gleichfalls alten Herrn gegenüberſaß, erſchien faſt zu ſtattlich für dieſe Räume.

Das zwiſchen den drei Perſonen herrſchende Schweigen war einer längeren Berathung gefolgt, welche Mutter und Sohn ſoeben mit ihrem langjährigen Arzte gehalten hatten. Veranlaſſung zu dieſer mochte der Sohn geweſen ſein; denn obwohl von hohem, kräftigen Wuchſe gleich der Mutter, zeigten die Linien des blaſſen Antlitzes eine der Jugend ſonſt nicht eigene Schärfe, und in den Augen war etwas von jenem verklärten Glanze, wie bei denen, welche körperlich und geiſtig zugleich gelitten haben.

„Du gehſt, Rudolph?“ ſagte die Mutter, während der Zug eines rückſichtsloſen Willens, der ſonſt ihren noch immer ſchönen Mund beherrſchte, einer weichen Zärtlichkeit gewichen war.

Der Sohn neigte ſich auf ihre Hand und küßte ſie ehrerbietig. „Nur meine noch immer vorgeſchriebene Stunde, Mutter.“ Dann grüßte er freundlich nach dem alten Herrn hinüber und verließ das Zimmer.

Faſt leidenſchaftlich, als könne ſie ihn allein nicht gehen laſſen, waren die dunklen Augen der Mutter ihm gefolgt; ſchweigend ſtarrte ſie auf die wieder geſchloſſene Zimmerthür, während ihr Ohr lauſchte, bis die Schritte in dem Unterhauſe verhallt waren.

Der alte Arzt hatte ſeinen Blick, in dem die Gewohnheit ruhigen Beobachtens unverkennbar war, eine Weile auf ihr ruhen laſſen; jetzt ließ er ihn durch die offene Thür eines anſtoßenden Zimmers über die in Oel gemalten Bildniſſe einiger ſtern- und bandgeſchmückten Herren wandern, welche dort ſammt ihren geſchwärzten Goldrahmen eine Unterkunft gefunden hatten. Aber ein Seufzer, der der Frauenbruſt entſtieg, als ob eine ſchwere Gedankenreihe dadurch abgeſchloſſen würde, wandte ſeinen Blick zurück. „Mein Sohn!“ murmelte die Dame ſchmerzlich und ſtreckte beide Arme nach der Thür, durch welche dieſer fortgegangen war.

Der Arzt rückte ſeinen Stuhl neben ihren Seſſel. „Beruhigen Sie ſich, gnädige Frau,“ ſagte er beſchwichtigend, „Sie haben ihn ja wieder.“

Sie blickte ihn raſch und durchdringend an: „Iſt das Ihr Ernſt, Doctor? — Habe ich ihn wirklich wieder? Wird ſie Beſtand haben, dieſe — Heilung?“

„Ich bin nicht Specialiſt, ſondern nur Ihr Hausarzt,“ erwiderte der alte Herr; „aber nach dem Schreiben des dirigirenden Arztes — auch iſt hier eine äußere Urſache unverkennbar: Ihr Rudolph hatte erſt eben die Akademie verlaſſen; die Verantwortlichkeit des Amtes war bei ſeiner zarten Organiſation — denn die hat er trotz ſeines kräftigen Baues — zu unvermittelt über ihn gekommen; ich entſinne mich ähnlicher Fälle aus meiner Praxis.“

Die Frau Forſtjunkerin von Schlitz — auf dieſer Titelſtufe hatte ihr frühverſtorbener Gemahl die Dame mit ihrem einzigen Kinde zurückgelaſſen — blickte eine Weile vor ſich hin. „Ja, ja, Doctor,“ ſagte ſie dann, und ihr Ton war nicht ohne Bitterkeit, „des Herrn Grafen Excellenz, dem mein Sohn ſo glücklich iſt zu dienen — je mehr ihm Gold und Ehren zufließen, deſto unerſättlicher verlangt er auch die letzte Kraft des Menſchen, und ſeine Forſtbeamten — Wege- und Brückenbauen iſt noch das Mindeſte, was ſie außer ihrem Fach verſtehen ſollen. Aber — die ähnlichen Fälle, deren Sie erwähnten, wie wurde es damit?"

„Es wurde dann Nichts weiter," erwiderte der Arzt; „ſie waren beide nur vorübergehend."

„Und die Verhältniſſe waren ähnlich?"

„Ganz ähnlich; nur daß dort nicht ein Amt, ſondern in beiden Fällen ein verwickeltes Kaufgeſchäft auf junge, ungeübte Schultern fiel. Eines freilich, was ich nicht gering anſchlagen möchte, ja, was wohl erſt die Heilung ſicher ſtellte, war dort anders."

„Und was war dieſes Eine?" unterbrach die Dame, die ihm die Worte von den Lippen las.

„Es iſt nicht eben unerreichbar," ſagte der alte Herr lächelnd: „von meinen dermaligen Patienten war der eine eben verheirathet, der andere heirathete gleich darauf."

„Verheirathet!" — faſt wie eine Enttäuſchung klang dieſer Ausruf — „Sie ſagen das ſo leicht hin, Herr Doctor; aber ich habe bei meinem Sohne kaum jemals eine Neigung noch entdecken können; — freilich einmal in den Ferien bei ihrem Liebhabertheater — Sie entſinnen ſich wohl der ſchlanken, ſchwarzäugigen Baroneſſe? Sie hatte ihn einmal, da er in der Probe ſtecken blieb, ſo boshaft ausgelacht!“

Der Doctor ſtreckte abwehrend beide Hände aus: „Nein, nein, Frau Forſtjunker; ſolche Damen, erſte Liebhaberinnen auf der Bühne, Amazonen zu Pferde, die ſind hier nicht verwendbar. Ein deutſches Hausfrauchen, heiter und verſtändig; nur keine Heroine!“

Frau von Schlitz ſchwieg. Während der Doctor dieſes Thema eingehender behandelte, ſtand die Geſtalt eines blonden Mädchens vor ihrem inneren Auge: aus der geisblattumrankten Gartenpforte eines ländlichen Pfarrhauſes war ſie ihr entgegengetreten; ſo hoch faſt wie ſie ſelber, und doch als ob ſie mit den vertrauenden Augen zu der älteren Frau emporblicke; dann wieder ſah ſie das Mädchen in der engen, aber ſauber gehaltenen Kammer, wie ſie mit ihren kleinen, feſten Händen neben dem eigenen Bette ein halb gelähmtes Brüderchen in die Kiſſen packte und nach fröhlichem Gutenacht-Kuß gleich wieder helfend zu der Mutter in die Küche eilte; und wiederum — vor einen Kinderwagen hatte das ſchlanke Mädchen ſich geſpannt; der Wagen war vollbeſetzt und es ging durch den tiefen Sand eines Feldweges; mitunter entfuhr ein lachendes „Oha!“ den friſchen Lippen, und ſie mußte ſtille halten; die gelöſten Haare aus dem gerötheten Antlitz ſchüttelnd, kniete ſie plaudernd zu der kleinen Fahrgeſellſchaft nieder; aber überall mit ihr waren die ſchönen, gläubigen Augen und ihre reine, heitere Stimme.

Der Doctor wollte ſich zum Gehen rüſten; doch die Frau vom Hauſe, die eben aus ihrem Sinnen aufſah, legte die Hand auf ſeinen Arm. „Nur noch eine Frage, lieber Freund; aber antworten Sie mit Bedacht! — Würden Sie einem ſo Geheilten Ihre Tochter zur Ehe geben?“

Der Doctor ſtutzte einen Augenblick. „Der Fall, gnädige Frau,“ ſagte er dann, „müßte wenigſtens möglich ſein, um Ihnen hierauf antworten zu können; Sie wiſſen, daß ich keine Tochter habe.“

Die Dame richtete ſich mit einer entſchloſſenen Bewegung in ihrer ganzen Geſtalt vom Seſſel auf. „N'importe!“ rief ſie, die geballte Hand gegen die Tiſchplatte ſtemmend. „Ich habe nur den Sohn, und ſonſt Nichts auf der Welt!“

Der Arzt blickte ſie fragend an, aber nur einen Augenblick; jene Worte lagen jenſeits der Grenze ſeiner Pflichten; er empfahl nur noch, die letzten Wochen des dem Sohn gewährten Urlaubs zu einer Herbſtfriſche auf dem Lande zu benutzen.

Frau von Schlitz nickte. „Ich dachte eben daran,“ ſagte ſie leichthin. Kaum aber hatte hinter dem Fortgehenden ſich die Thür geſchloſſen, als ſie ſchon in dem anſtoßenden Zimmer an ihrem Schreibtiſche ſaß, über dem das Bildniß ihres Vaters in der rothen Kammerherrn-Uniform auf ſie herabſah.

„Meine gute Margarethe“ ... dieſe Worte waren mit fliegender Feder auf's Papier geworfen; denn jenes blonde Mädchen war kein bloßes Phantaſiebild; es war die Tochter einer Jugendbekanntſchaft, der Gattin eines Landpfarrers, in deſſen Hauſe ſie auf dem Wege nach Rudolph's amtlichem Wohnorte im Frühling eingekehrt und auf's Dringendſte zu längerer Wiederholung ihres Beſuches nebſt ihrem Sohne eingeladen war.

Aber der raſch geſchriebenen Anrede folgte zunächſt nichts Weiteres; war es der Schreiberin doch, als habe plötzlich die Hand der hübſchen Baroneß ſich auf die ihrige gelegt. Langſam lehnte ſie ſich zurück; ein Strom erwünſchter Bilder und Gedanken zog an ihr vorüber; gewiß, das übermüthige, nur noch kurze Zeit von einem Vormunde abhängige Kind würde gar gern ihr Freifrauenkrönchen gegen den ſchlichteren Namen einer Frau von Schlitz vertauſchen! Rudolph und dieſes Mädchen! — Sie hob ſich unwillkürlich von ihrem Seſſel; ihr war, als würden vor einem kerzenhellen Saal die Flügelthüren aufgeriſſen, und ſie ſchreite als Mutter neben dem prächtigen Paare hindurch. — Aber — der Doctor! Die ſtolze Frau ſank düſter in ſich zuſammen; der Doctor hatte ja nur ausgeſprochen, was ſie in ihren eigenen Gedanken längſt auf und ab erwogen hatte. Ja, wenn das Letzte nicht geweſen wäre! Eine Angſt vor der Zukunft, eine furchtbare Vorſtellung überfiel ſie. „Mein Sohn! Mein Kind!“ Es kám wie ein lauter Aufſchrei aus ihrer Bruſt, und, als habe ſie ſich ſelbſt aus einem Traum erweckt, blickte ſie unſicher und mit großen Augen um ſich: „Gott ſei gelobt; er ſelber weiß es nicht, an welchem Abgrund er geſtanden hat.“

Bald hatte ſie ſich gefaßt; es mußte ſein, es mußte gleich geſchehen. Flüchtig ſtreiften ihre Augen über das kalte Antlitz, das im Bilde auf ſie herabſah; dann ſchrieb ſie in kräftigen Zügen und mit Bedacht den Brief an die Frau Paſtorin zu Ende.

Seit drei Wochen waren Mutter und Sohn nun auf dem Dorfe; ein eigenes Quartier zwar hatten ſie in der Küſterwohnung gefunden, im Uebrigen aber gehörten ſie bei den gaſtfreien Pfarrersleuten faſt wie zur Hausfamilie. Rudolph war ſichtbar gekräftigt; ſeine Wangen hatten ſich gebräunt, Aug' und Ohr begannen wieder ein heiteres Begegnen mit Allem, was er in Haus und Feld auf ſeinem Wege traf. Dazu hatte nicht nur die Gegenwart der anmuthigen Pfarrerstochter, ſondern faſt nicht weniger das tüchtige Weſen des Pfarrers ſelbſt geholfen, der es meiſterlich verſtand, was er „ein Schwachgefühl“ zu nennen liebte, mit ſchelmiſchen Worten aus den geheimſten Winkeln aufzujagen. So war denn auch in den hellgetünchten Zimmern des Pfarrhauſes wenig davon zurückgeblieben; nur die Frau Paſtorin mochte ſich wohl einmal, vielleicht zur Erholung von all' der Kinder- und Küchenwirthſchaft, eine ſentimentale Anwandlung zu Gemüthe führen, wobei ſie dann ihren Redeſchmuck den zwei einzigen Opern, welche ſie in ihrem Leben geſehen hatte, dem „Freiſchütz“

und der Weigl'ſchen „Schweizerfamilie“ zu entlehnen pflegte. Wenn aber der Pfarrer nach einer Weile ruhigen Gewährenlaſſens wie in gutherziger Theilnahme ſich ihrer Hand bemächtigte: „Mutter, iſt heut' wohl Emmelinentag?“ dann flog freilich ein Wölkchen leichten Mißbehagens über ihr braves Angeſicht, bald aber mußte ſie doch ſelber lachen und war wieder daheim in der Luſt ihres werkthätigen Hauſes.

Auch Rudolph mußte ſich bald dieſe freundliche Ueberwachung gefallen laſſen. Eines Nachmittags, als eben die Septemberſonne ihr letztes Abendgold über die Wände des gemeinſamen Wohnzimmers warf, hatte er das alte Clavier zurückgeklappt und ließ nun eine der ſchwermüthigen Notturno-Klagen des von ihm vielgeliebten und -ſtudirten Chopin in den ſinkenden Tag hinausklingen. Der Paſtor, durch das meiſterhafte Spiel aus ſeiner Studirſtube hervorgelockt, hatte ſich leiſe hinter ſeinen Stuhl geſtellt und verharrte ſo in aufmerkſamem Lauſchen bis an's Ende; dann aber legte er ſchweigend die Haydn'ſche G-dur-Sonate mit dem Allegretto innocente auf's Pulpet, die er ſchon bei ſeinem Eintritt in der Hand gehalten hatte. Rudolph blickte auf und um, und da er den Paſtor erkannte, nickte er gehorſam, ſchüttelte wie zur Ermunterung noch ein paar Mal ſeine geſchickten Hände, und bald erklangen die heiteren Fiorituren des unſterblichen Meiſters und füllten das Zimmer wie mit Vogelſang und Sommerſpiel der Lüfte. „Bravo, junger Freund!“ rief der Pfarrer, der wie alle Andern, die Frau Forſtjunkerin nicht ausgeſchloſſen, mit entzücktem Angeſicht gelauſcht hatte; „das hat rothe Wangen; wir haben kaum gemerkt, wie Sie uns durch die Dämmerung hindurch geſpielt haben! Nun aber Licht! die Schneiderſtunde iſt zu Ende!“

Die zehnjährige Käthe lief hinaus; Anna aber, als wollte ſie ſich zu ihm emporſtrecken, hatte ſich dicht an die Schulter des kräftigen Vaters geſtellt und blickte mit aufmerkendem Lächeln zu ihm auf; es war recht ſichtbar, daß die Beiden eines Blutes waren.

Ein freundlicher Verkehr, dem es bald an einer verſchwiegenen Innigkeit nicht fehlte, hatte zwiſchen Rudolph und dem blonden Mädchen ſchon vom erſten Tage an begonnen, wo noch das blaſſe Antlitz des Geneſenden die Schonung der Geſunden anzuſprechen ſchien; durch die ſcheue Jungfräulichkeit des Mädchens war wie aus der Knoſpe etwas von jener Mütterlichkeit hervorgebrochen, in deren Obhut auch der Mann am ſicherſten von Leid und Wunden ausruht; wenn aus der überwundenen Nacht noch ein Schatten ihn bedrängen wollte, wenn vor der nächſten Zukunft eine Scheu ihn anfiel, dann ſuchte er unwillkürlich ihre Nähe, und wo er ſie immer antreffen mochte, im Garten oder in der Küche, die Welt erſchien ihm heller, wenn er auch nur das Regen ihrer fleißigen Hände ſehen konnte. Oft aber, wenn ſie eben beiſammen waren, hatten ſchon die ahnenden Augen des Mädchens ihn geſtreift, und bald mit ſtillen, bald mit neckenden Worten ließ ſie ihm keine Ruhe, bis er im friſchen Tageslichte vor ihr ſtand.

Frau von Schlitz hatte anfangs beobachtet; dann hatte ſie die jungen Leute ſich ſelber überlaſſen. Gewiß, wenn irgend eine, ſo war dies die Frau, wie ſie der Doctor ihrem Sohn verordnet hatte!

Uebrigens war Rudolph nicht der einzige junge Mann, welcher ſich eines Verkehres mit dem Mädchen zu erfreuen hatte: ein entfernter Vetter, ein hübſcher Mann mit treuherzigen braunen Augen, der hier im Hauſe „Bernhard“ genannt wurde und ſich mit Anna duzte, kam an den Sonntagnachmittagen von ſeinem nicht allzu fernen Hof herübergeritten. Die beiden jungen Männer hatten ſich bald als Schulkameraden aus den unteren Claſſen des Gymnaſiums erkannt, und Rudolph fand, je kräftiger er wurde, an Bernhard's friſchem Weſen immer mehr Gefallen. Deſto geringeres Glück machte dieſer bei Rudolph's Mutter, die ihn ſichtlich, freilich ohne ihn dadurch zu beirren, von oben herab behandelte; denn nur ihrem Auge war es nicht entgangen, daß auch der junge Hofbeſitzer der blonden Pfarrerstochter eine ebenſo ſtille als gefliſſentliche Verehrung widmete.

Eines Nachmittags war Bernhard zu Wagen und ſelbander angelangt; ſeine Schweſter Julie, die ihm den Haushalt führte, ſaß an ſeiner Seite. „Das freut mich!“ rief der Paſtor, als er das friſche Mädchen gleich darauf der Frau von Schlitz entgegenführte; „dieſes Prachtkind mußten Sie noch kennen lernen!“

Aber die Dame blickte mit ziemlich kühlen Augen auf das „Prachtkind“, deren Antlitz nur zu ſehr die Züge ihres Bruders zeigte; und die ſtürmiſche Begrüßung der von Anna herbeigeholten Kinder kam zur rechten Zeit.

Eine Stunde ſpäter, da ſie mit der Paſtorin am Fenſter ſaß, ſah Frau von Schlitz die beiden jungen Paare, Bernhard mit Anna und hinter dieſen Rudolph mit der braunen Julie, auf einem Feldwege dem nahen Walde zuſchreiten. Die Pfarrfrau, die ſich heute ihre Freiſchützphantaſien gönnte, hatte den noch einmal rückſchauenden Mädchen lebhaft zugenickt: „Nicht wahr, Fernande,“ wandte ſie ſich jetzt an ihre Jugendfreundin, „ich ſage immer: ‚Aennchen und Agathe‘. Nun hat das Aennchen gar einen Max zur Seite, um ihm die Grillen wegzuplaudern!“

Die Angeredete nickte nur, ohne die Augen von der Gruppe draußen abzuwenden, welche jetzt durch eine Biegung des Weges ihrem Blick entzogen wurde; ſie wußte ſelbſt nicht, war es Zorn oder ein Gefühl der Demüthigung, das ſie bedrängte; aber — gewiß, die Schweſter war heute nicht ohne Abſicht von dem Bruder mitgenommen worden!

— — Es kam doch anders, als ihr Scharfſinn, vielleicht auch, als Bernhard ſelber es gedacht hatte. Zum erſten Male ſah Rudolph ſich in Anna's Gegenwart zu einer Anderen gezwungen, und wiederum, als ob ſich das von ſelbſt verſtehe, hatte ſich zu ihr ein junger Mann geſellt, der nicht er ſelber war. Schweigend folgte er dem andern Paare an der Seite ſeiner hübſchen redſeligen

Partnerin; ſeine Augen hingen an der ſchlanken Geſtalt der Voranſchreitenden, an der anmuthigen Biegung ihres Nackens, über dem im Herbſthauche die goldblonden Härchen wehten, während ihr Antlitz ſich in freundlicher Wechſelrede dem jungen Landmann zuwandte. Eine brennende Sehnſucht ergriff ihn; ja, er konnte ſich nicht verhehlen, ein Groll war in ihm aufgeſtiegen, er wußte nicht, ob nur gegen Bernhard, oder ob auch gegen ſie, die Schöne, Ungetreue ſelber.

„Was denken Sie doch einmal, Herr von Schlitz?“ ſagte plötzlich das muntere Mädchen, das an ſeiner Seite ſchritt: „Sollte nicht auch ein Bröcklein für mich dazwiſchen ſein?“.

Er ſah ſie flüchtig an. „Vielleicht,“ erwiderte er langſam, „daß man Ihnen, Fräulein Julie, keine Brocken bieten dürfe.“

Sie lachte; ſie hatte es längſt heraus, daß ſie ihm nicht die Rechte ſei; und das Geſpräch wandte ſich in zierlich ſpitzen Reden weiter, die bald lebhaft hin und wieder flogen. Als aber Anna jetzt den Kopf zurückwandte, da traf ſie ein ſo leidenſchaftlicher Blick aus Rudolph's Augen, daß ein helles Roth ihr über Stirn und Wangen ſchoß. Verwirrt, das Haar ſich langſam von der Stirne ſtreichend, blickte ſie ihn an. „Ihnen iſt doch wohl, Herr Rudolph?“ frug ſie ſtockend; die offenen Lippen ſchienen kaum zu wiſſen, was ſie ſprachen. Auch war die Frage, wenn nicht ohne Grund, doch jedenfalls zu früh geſtellt; denn erſt jetzt, wie von innerer Erſchütterung, erblaßte das Geſicht des jungen Mannes.

Als aber ſtatt ſeiner die muntere Freundin der Vorangehenden zurief: „Wen meinſt Du, Anna? Doch nicht Herrn von Schlitz? Dem iſt ſehr wohl; er mag nur ſeine Schätze nicht verſchwenden!“ da hatte Rudolph es gewagt, ſich nur noch tiefer in die blauen Augen zu verſenken. „Sehr wohl!“ ſagte dann auch er, die beiden Worte leis betonend; und das jungfräuliche Antlitz, das wie gebannt ihm ſtill gehalten hatte, lächelte und wandte ſich zurück, und Rudolph ſah noch einmal die tiefe Purpurgluth es überſtrömen.

In träumeriſcher Hingebung lauſchte er jetzt dem reinen Klange ihrer Stimme, wenn ſie auf Bernhard's Fragen über die ſoeben erreichte Hölzung dieſem jede Auskunft zu ertheilen wußte.

Freilich wurde dieſer Stimmung bald ein Dämpfer aufgeſetzt; denn ſeine Hoffnung, auf dem Rückwege nun an Anna's Seite zu gehen, wurde nicht erfüllt; gefliſſentlich, wie ihm nicht entgehen konnte, hatte ſie ſich zu Bernhard's Schweſter geſellt; ja, die beiden Mädchen enteilten ihnen bald völlig, wie ſie angaben, um den geſtrengen Herren die Abendmahlzeit anzurichten.

Einſilbig folgten dieſe; beide ſchienen ganz den eigenen Gedanken nachzuhängen; um der Mahlzeit willen hätten die Mädchen nicht zu eilen brauchen.

— — Nach dem Abendeſſen waren die auswärtigen Gäſte fortgefahren, und auch Rudolph und ſeine Mutter, von Anna und dem Pfarrer vor die Hausthür geleitet, nahmen Abſchied und ſchritten durch die kühle Herbſtnacht ihrer Wohnung zu. Schon hatten ſie den kleinen Vorgarten des Küſterhauſes betreten, als es der Mutter einfiel, daß ſie eine nothwendige Beſtellung an die Frau Paſtorin vergeſſen habe; aber vielleicht war es ja noch nicht zu ſpät, und Rudolph machte ſich auf den Rückweg, um womöglich das Verſäumte nachzuholen.

Unter den Strohdächern der Bauerhäuſer, welche an der Dorfſtraße lagen, war ſchon Alles dunkel, manche verſchwanden ganz in dem Schatten ihrer alten Bäume; nichts regte ſich als oben in der

Höhe das ſtumme Blitzen des nächtlichen Septemberhimmels, und fernher, von drüben aus der Holzung, klang das Schreien eines Hirſches. So hatte Rudolph es in den Nächten nach ſeinem Amtsantritte in ſeiner einſam belegenen Förſterwohnung auch gehört; nun war er lange fern geweſen; aber bald, ſchon in den nächſten Tagen mußte er dahin zurück. Da es abermals vom Wald herüberſcholl, ſchritt er raſcher, als ob er dem entgehen wolle, in das Dorf hinab.

Als er den Hof des Pfarrhauſes betrat, ſah er, daß auch dort ſchon alle Fenſter dunkel waren; nur Anna ſtand noch auf der Schwelle vor der Hausthür, auf derſelben Stelle, von welcher ſie vorhin den Fortgehenden nachgeblickt hatte. Er konnte ſie bei dem hellen Sternenſchimmer leicht erkennen; auch daß ihre Augen geſenkt waren, und daß ihr blondes Haupt ſich wie zur Stütze an den Pfoſten des Thürgerüſtes lehnte.

Beklommen blieb er ſtehen, das Glück war wie ein Schrecken über ihn gekommen: nur ſie und er, wie in der Einſamkeit des erſten Menſchenpaares!

Doch auch als er dann tief aufathmend näher trat, blieb die Geſtalt des Mädchens unbeweglich. „Fräulein Anna!“ ſagte er bittend und legte ſeine

Hand auf ihre Hände, die gefaltet über ihren Schooß herabhingen.

Sie duldete es, als habe ſie ihn hier erwartet, als ob ſein Kommen ſich von ſelbſt verſtehe; aber nur ein Zittern fühlte er durch ihre Glieder rinnen; ihre Augen, nach deren Blick er dürſtete, erhob ſie nicht.

„Ich bin es; Rudolph!“ ſagte er wieder. „Oder wollten Sie mir zürnen, Anna?“

Da hob ſie das Haupt, es leiſe ſchüttelnd, von dem harten Pfoſten und blickte mit unſäglichem Vertrauen zu ihm auf.

Und wie es dann geſchehen, ob noch ein Laut von ihren Lippen oder nur der Nachthauch in den Gartenbäumen, nur das ſtumme Sternenfunkeln über ihnen ſeiner jungen Liebesſcheu zu Hülfe kam, das haben ſie ſpäter ſelbſt nicht ſcheiden können; aber der Augenblick war da, wo er das Weib und ſie den Mann in ihren Armen hielt.

Und als auch der vorüber, da ſprachen auch ſie jenes ſchöne thörichte Wort, womit die Jugend den Sturz des Lebens aufzuhalten meint. „Ewig!“ hauchte Eins dem Andern zu, dann gingen ſie mit glänzenden Augen auseinander, Anna zu dem verkrüppelten Bruder in die Kammer, Rudolph unter dem blitzenden Sternenhimmel in die Nacht hinaus, als wollte er empfinden, wie er mit ſeinem Glücke frei in alle Ferne ſchweifen könne.

Als er endlich in das Küſterhaus zurückgekommen war, das wie die meiſten Bauerhäuſer hier auch während der Nacht unverſchloſſen blieb, vernahm er ſchon beim Eintritt in die Kammer die Stimme ſeiner Mutter aus dem anſtoßenden Zimmer: „Ich habe nicht ſchlafen können, Rudolph; wo biſt Du denn ſo lang geweſen?“

Und da ſtand die nothwendige Beſtellung wieder vor ihm; er hatte ganz darum vergeſſen.

„Iſt denn wenigſtens Alles in Ordnung!“ rief die Mutter wieder. „Es mußte nothwendig vor morgen früh beſtellt ſein.“

„In Ordnung, Mutter?“ und wie ein Jubel lachte es aus ihm heraus. „Ja, Mutter, ſchlaf nur, es iſt Alles jetzt in Ordnung!“

— — Am andern Morgen freilich, wo der Sohn mit ſeinem übervollen Herzen die Mutter am Frühſtückstiſch erwartet hatte, blieb dieſer der Zuſammenhang nicht mehr verborgen. Der Zweck des ſo entſchloſſen ausgeführten Beſuches war ſomit erreicht; aber es ſchien faſt, als habe er dadurch an ſeinem Werthe eingebüßt; Frau von Schlitz ſaß da, als ob ſie an einem inneren Widerſtand zu ſchlichten habe. „Nun, Rudolph,“ ſagte ſie endlich, da der Sohn wie bittend ihre beiden Hände faßte, „Du hätteſt freilich andere Anſprüche machen dürfen; aber wir Frauen ſind dankbarer, als Ihr Männer, und ſo wollen wir denn hoffen, das Mädchen werde ſich Dir um ſo mehr verpflichtet fühlen.“

Was Rudolph außer der mütterlichen Zuſtimmung aus dieſen Worten hörte, konnte kaum nach ſeinem Sinne ſein; aber er war zu glücklich, um dawider jetzt zu ſtreiten. Und ſo gingen ſie denn, als der Vormittag weiter heraufgerückt war, miteinander nach dem Pfarrhauſe; der Sohn mit beklommenem Athemholen, wie wer die Pforte ſeines Glückes noch erſt öffnen geht, Frau von Schlitz mit einem Lächeln der Befriedigung das frohe Staunen der guten Paſtorsleute vorgenießend.

Auch wurde bei Anna's Mutter ihre Erwartung nicht ſo ganz getäuſcht; aber immerhin war bei dieſer doch weſentlich das romantiſche Forſthaus aus dem Freiſchütz, das vor dem entzückten Mutterauge ſtand; konnte es denn eine ſchönere Agathe als ihre blonde Anna geben? — Der Paſtor ſelbſt war abweſend; er hatte auf einem der entlegenſten Dörfer ſeines Kirchſpiels eine Taufe zu vollziehen. Als er Abends, da ſchon die Kinder in den Betten waren, heimkam, wurde auch bei ihm die Werbung angebracht; aber Rudolph's Mutter mußte es erleben, daß auf die beſcheidenen Worte ihres Sohnes nur ein ernſtes Schweigen des ſonſt ſo heiteren Mannes folgte. Vielleicht mochte es ſich dieſem wieder vor die Seele ſtellen, daß dem jugendlichen Bewerber, wie er es wohl ſcherzend ſchon für ſich bezeichnet hatte, von der langen Weibererziehung noch etwas zwiſchen ſeinen braunen Locken klebe; vielleicht daß er ſeine „königliche Tochter“, wie er ſie in ſeinem Herzen nannte, einer ſichereren Hand als dieſer hätte anvertrauen mögen; am Ende mochte es gar Bernhard ſein, den er dabei im Sinne hatte.

Auch Frau von Schlitz kam der Gedanke, und ſie ſpürte ſchon den Antrieb mit einigem Geräuſche aufzuſtehen und ihrerſeits die Unterhandlung kurzweg abzubrechen. Zum Glück begann der Pfarrer jetzt zu ſprechen; es lag nicht in ſeiner Abſicht, Hinderniſſe gegen Rudolph's Antrag aufzuſuchen; er hatte ſich nur ſammeln müſſen und that jetzt ruhig eine und die andere Frage, welche nicht wohl unbeachtet bleiben konnten. Dann wurde Anna herein gerufen, und der Vater legte ſein Kind an die Bruſt des ihm vor wenig Wochen noch völlig fremden Mannes; Frau von Schlitz aber ging an dieſem Abend mit einem Unbehagen ſchlafen, über deſſen verſchiedene Urſachen ſie vor ſich ſelber jede Rechenſchaft vermied.

Am Morgen, der dann folgte, erſchien Rudolph nicht zum Frühſtück; als die Mutter in ſeine Kammer ging, fand ſie das Bett leer und augenſcheinlich ſeit lange ſchon verlaſſen; erſt nach einer weiteren Stunde trat er zu ihr in das Zimmer. Es war ihr nicht entgangen, daß ſeine Bewegungen haſtig, daß ein unſtätes Feuer in ſeinen Augen war; aber ſie bezwang ſich: „Du kommſt wohl von einem weiten Spaziergange?“ frug ſie ſcheinbar ruhig.

„Ja, ja; ich bin recht weit umhergelaufen.“

„Aber Dir iſt nicht wohl! Du haſt Dich überanſtrengt.“

„Du irrſt, Mutter, ich bin kräftig, wie je zuvor.“

„So ſprich, was iſt Dir denn? Und laß mich nicht in ſolcher Angſt!“

Rudolph war auf- und abgegangen; jetzt hielt er inne: „Mutter,“ ſagte er düſter; „ich habe geſtern übereilt gehandelt.“

Er wollte weiter ſprechen, aber die Mutter unterbrach ihn: „Du, Rudolph, übereilt? Das war nie Deine Art! Und, geſtern, ſagſt Du? Geſtern?“

Er nickte ſchweigend; ſie aber ergriff leidenſchaftlich beide Hände ihres Sohnes: „Bereuſt Du, Rudolph? Hat nur die Gegenwart des anderen Bewerbers Dich ſo weit hingeriſſen? — Wer weiß, Du hätteſt vielleicht nur ein paar Tage noch zu warten brauchen; und auch jetzt noch“ — —

„Mutter!“ rief er heftig, und dann: „Ich weiß von keinem anderen Bewerber.“

Frau von Schlitz beſann ſich. „Nun wohl,“ entgegnete ſie trocken, wie durch den ungewohnten Ton gekränkt, „was willſt Du denn von Deiner Mutter?“

„Sag' mir nur Eines,“ begann er zögernd; „weiß man hier von meiner Krankheit, von meinem Aufenthalte in der Anſtalt? Hat Anna davon gewußt?“

Frau von Schlitz athmete auf: „Sei ruhig, mein Sohn; auch für ſie, wie für alle Welt, war es — und es war ja auch in Wirklichkeit ni[illegible] anderes — nur eine Reiſe zur Erholung von ſchwerem Nervenübel.“

Aber die Augen des Sohnes blieben düſter: „Ich dachte es,“ ſagte er; „und nun liegt es zwiſchen mir und meinem Glück. Gott weiß es, in ihrer Nähe war jene furchtbare Erinnerung ſpurlos in mir verſchwunden, und erſt heute Nacht, da ich vor Uebermaß des Glücks nicht ſchlafen konnte, brach es jäh, wie ein Entſetzen, auf mich nieder. Wie ſoll ich jetzt noch zu ihr ſprechen, und wird ſie mir glauben können, daß ich nicht abſichtlich ſie betrogen habe!“

Die Mutter ſchwieg noch eine Weile, während die Augen des Sohnes angſtvoll auf ihrem Antlitz ruhten. „Du haſt recht, Rudolph,“ begann ſie dann nach raſcher Ueberlegung; „vielleicht würde Deine Braut es Dir nicht glauben; oder wenn auch Deine Braut, ſo würden ſpäter bei Deiner Frau doch Zweifel kommen. Und nicht nur das: wir wiſſen, daß es eine Krankheit war, die, wie andere, gekommen und gegangen iſt; aber Frauenliebe ſieht leicht Geſpenſter, die das theure Haupt bedrohen; ſie könnten mit Euch gehen in Euerer jungen Ehe.“

Rudolph hatte ſich plötzlich aufgerichtet; aber er war todtenblaß geworden: „Es iſt noch keine Ehe,“ ſagte er; „noch kann ſie ihre Hand zurücknehmen, die ſie ſo arglos in die meine legte!“

„Zurücknehmen, Rudolph?“ Frau von Schlitz zögerte ein wenig, bevor ſie fortfuhr: „Haſt Du nie von Frauen gehört, die nur einmal lieben können und dann nie wieder? Ich möchte glauben, Deine Braut gehört zu dieſen.“

Die Worte klangen ſüß in ſeine Ohren, und in ſeinen Augen leuchtete es wie von einem Strahl des Glückes; dann aber ſchüttelte er den Kopf, daß das braune Haar ihm wirr um Stirn und Augen flog: „O Mutter; aber es iſt dennoch unrecht!“

Er hatte die Worte ſo laut hervorgeſtoßen, daß ſie raſch zum Fenſter trat, an dem ein Gartenſteig vorüberführte. „Kein Unrecht!“ ſagte ſie, ſich wieder zu ihm wendend; „das einzige Rechtthun liegt in Deinem Schweigen, und überdies: was haſt Du zu verſchweigen?“

Unentſchloſſen, in ſchwerem Sinnen ſtand er vor der Mutter, während ihre Augen geſpannt auf ſeinem Antlitz ruhten. Als er noch immer ſchwieg, ſtreckte ſie ihm die Hand entgegen: „Ich will Dich nicht drängen, Rudolph; Eines nur verſprich mir:

heute noch zu ſchweigen und — ohne Vorwiſſen Deiner Mutter nicht daran zu rühren!“

Rudolph hatte noch nicht geantwortet, da pochte ein leichter Finger von außen an die Thür. Anna war halb verſchämt hereingetreten und ſtutzte jetzt ein wenig, da ſie ſo ernſthafte Geſichter vor ſich ſah; aber ſchon hatte Rudolph's Mutter das Wort an ſie gerichtet: „Du ſuchſt wohl Deinen ungetreuen Bräutigam, mein liebes Kind; und recht haſt Du, er hätte lieber mit Dir, als mit der alten Mutter plaudern ſollen!“

„Verzeihen Sie, Mama,“ erwiderte das junge Mädchen lächelnd; „aber die Kinder laſſen mir nicht Ruh'; ſie wollen alle ihren neuen Schwager ſehen; Käthe iſt mitgelaufen und lauert draußen, die andern ſtehen zu Hauſe vor der Thür; ſie bettelten ſo lange, bis wir ihnen allen ihre beſten Kleider angezogen hatten. — Du gehſt doch mit mir, Rudolph?“ ſetzte ſie mit gedämpfter Stimme dann hinzu, indem ſie den Kopf zu ihrem Liebſten wandte und ihn voll mit ihren lebensfrohen Augen anſah.

Die Mutter lächelte; denn wie vor einem Morgenhauche ſah ſie die Wolke von des Sohnes Stirn verſchwinden. „Nun, Rudolph?“ ſagte ſie, und ſtreckte jetzt noch einmal ihm die Hand entgegen.

Er hatte die leis betonte Frage wohl verſtanden; aber, die Augen auf ſeiner jungen Braut und mit der einen Hand die ihre faſſend, legte er die andere mit feſtem Druck in die der Mutter.

„So geht, Ihr Glücklichen!“ ſagte dieſe.

Sie gingen, und Frau von Schlitz lehnte ſich wie ermüdet auf ihren Stuhl zurück. „Hübſch iſt ſie; zum mindeſten hier, ſo zwiſchen Wald und Wieſen!“ Halb lächelnd hatte ſie es vor ſich hin gemurmelt; dann ſtand ſie auf, um ihre Morgentoilette zu vollenden.

Der Nachmittag des letzten Sonntags war herangekommen; auch Mutter und Sohn ſollten ſich am andern Tage trennen: erſtere, um ſich in der Reſidenz in ihren niedrigen Zimmern einzuwintern, Rudolph, um nach langer Friſt in ſein leeres Förſterhaus zurückzukehren, das er bis zum Frühjahr noch allein bewohnen ſollte; am folgenden Tage hatte er dann ſich bei der Excellenz zu melden, welche der Jagd wegen noch die letzten Herbſtwochen auf dem Lande blieb.

Schweigend hatte er ſeinen Koffer gepackt, während die Mutter noch zwiſchen Päckchen und Schachteln umherhantirte. „Geh' nur zu Deiner Braut!“ ſagte ſie zu dem ihr müßig Zuſchauenden; „es ſieht hier öde aus; was übrig iſt, beſorge ich ſchon allein!“

Rudolph küßte die Hand ſeiner Mutter und ging. Als er die Dorfſtraße eine Strecke weit hinabgeſchritten war, ſah er aus der Fahrpforte des Pfarrhauſes einen Reiter ſich entgegenkommen, der, wie es ſchien, bei ſeinem Anblick das Pferd in raſcheren Gang ſetzte und dann im Galopp an ihm vorüberritt. „Bernhard!“ rief er; aber der Reiter hatte nur mit ſeinem Hut gegrüßt und war jetzt ſchon weit von ihm entfernt. Eine Weile blickte Rudolph ihm nach: „So laß ihn reiten!“ dachte er und ging langſam weiter. Als er an den Garten des Paſtorats gekommen war, ſah er ein helles Kleid zwiſchen den Bosquetpartieen ſchimmern, von welchem ein Steig zu einem Pförtchen nach der Dorfſtraße hinausführte. Anna pflegte ſonſt um dieſe Stunde ſich drinnen mit den kleinen Geſchwiſtern zu beſchäftigen; aber als er in den Garten getreten und den Steig hinabgegangen war, kam ſie bei einer Biegung desſelben ihm entgegen.

„Du, Rudolph!“ rief ſie. „Ich hatte Dich nicht kommen hören.“

Es war nicht der ſonſt ſo frohe Klang in ihrer Stimme; auch ſah ſie ihn nicht an, da ſie jetzt ihre Hand wie leblos in die ſeine legte.

Rudolph ſtutzte; die halben Worte ſeiner Mutter ſtanden plötzlich vor ihm. „Was iſt Dir, Anna?“ ſagte er. „War Bernhard hier? Ich ſah ihn fortreiten; er muß doch eben erſt gekommen ſein!“

„Ja,“ entgegnete ſie, ohne aufzublicken; „Bernhard wollte nicht bleiben.“

„Aber Du haſt ja rothe Augen, Anna!“ Und ein kaum merkliches Zittern klang aus ſeiner Stimme.

„Ja, Rudolph,“ ſagte ſie und ſah ihm voll in's Antlitz; „Bernhard hat mit mir geſprochen.“

„War das ſo traurig, was er mit Dir zu ſprechen hatte?“

Sie nickte: „Er bat — er wollte bei den Eltern um mich werben; er wußte ja noch nichts von unſerer Verlobung.“

Rudolph war blaß geworden. „Nun, Anna?“ frug er ſtockend.

„Ja, was denn weiter, Rudolph? Das konnte ich doch nicht erlauben.“

„Und darum weinteſt Du?“

Er hatte dieſe Worte ſo laut hervorgeſtoßen, daß das Mädchen erſchrocken um ſich blickte; dann ſagte ſie ruhig: „Ja, darum weinte ich; begreifſt Du das nicht, Rudolph?“

Er ſah ſie mit weit offenen Augen an: „Und darum haſſe ich ihn!“ rief er in ausbrechender Heftigkeit; „und Jeden, der ſeine Hand nach Deiner auszuſtrecken wagt!“

Nur einen Augenblick ſtand ſie betroffen; gleich darauf hatte ſie ihr Schnupftuch hervorgezogen und wiſchte ſich recht derb damit die Augen: „Schilt mich, Rudolph,“ ſagte ſie treuherzig, und ihre ganze ſüße Stimme klang in dieſen Worten; „aber glaub' nur, ich bin das nicht gewohnt, es hat mich ſonſt noch Niemand haben wollen; er hätte doch auch ſehen müſſen, daß ich Dir gehöre!“

Da riß er ſie ungeſtüm an ſeine Bruſt: „Verzeih' mir, habe Geduld! Ich muß erſt lernen, ſo übermenſchlich reich zu ſein!“

Sie neigte nur das Haupt und ließ ſich ſtill umfangen; dann gingen ſie mit einander in das Haus und waren zwiſchen Eltern und Geſchwiſtern, bis auch dieſer letzte Tag verging.

Während des Winters, der nun angebrochen war, wurde im Pfarrhauſe von unermüdlichen Händen an der Ausſteuer der jungen Frau Förſterin gearbeitet; die Mutter hätte gern wenigſtens eins der neuen Sommerkleider mit grünem Band beſetzt; aber Anna proteſtirte lachend und heftete das Band um ihren Sommerhut. Bisweilen kam auch der Pfarrer mit ſeiner Pfeife aus der Studirſtube herüber, ſtand und nickte lächelnd ſeiner Anna zu, welche ſelbſt die Schweſter Käthe in deren Freiſtunden bei dieſer heiteren Arbeit anzuſtellen wußte.

Weihnachten brachte den Beſuch des Bräutigams und große Störung dieſes fleißigen Treibens. Dann, nach der neuen Trennung, wurden den Brautleuten die Tage immer länger, zumal als noch einmal die Welt in Schnee begraben wurde, und Anna von ihrer Arbeit, wie Rudolph aus dem Fenſter ſeiner entlegenen Förſterei, vergebens nach dem Briefboten ausſah.

Endlich, unter den erſten Sonnenſtrahlen des Aprils, der diesmal ſeinem Namen als „Eröffner“ Ehre machte, legte der väterliche Prieſter die Hände des jungen Paares in einander. Auch Bernhard als ein zwar ernſter, aber wohlmeinender Gaſt war deſſen Zeuge; er hatte einer verlorenen Hoffnung wegen nicht auch die Menſchen ſelbſt verlieren wollen. Noch vor dem Abſchied hatten auf ſeine Bitte beide es ihm zugeſagt, im Verlauf des Sommers auf ſeinem, auch von ihrem neuen Wohnort nicht gar fernen Hofe einzukehren.

Dann unter dem Dache des inzwiſchen ſauber hergerichteten Forſthauſes kam der Beginn des jungen Ehelebens. Zwar hatten beide ihre volle Arbeit: Anna zu allem Anderen mit einem aufgeſchoſſenen Dorfkinde, das ſie zum regelrechten Mägdedienſt erziehen mußte, Rudolph die immer wiederkehrende Vertretung des kränkelnden Oberförſters; aber die Arbeit ſelbſt war jetzt ein mit einander leben. Oft auch — denn die Kunſt der Wirthſchaft war ihr angeboren, ſo daß ſie immer noch ein Maaß von Zeit für ihren Liebſten übrig hatte — begleitete Anna dieſen auf ſeinen Berufswegen durch den Wald, ſei es zu den Föhren, wo an den mächtigen Stämmen jetzt die Axt erklang, oder in einen der Buchenſchläge, wo die gefürchtete Nonnenraupe mit Verwüſtung drohte.

Inmitten dieſer herrſchaftlichen Wälder, auf den alten Karten zu über vierzig Tonnen Landes angezeichnet, lag ein Bezirk, in dem die königlichſten aller Bäume ſtehen ſollten; aber, man wußte nicht, ob aus Liebhaberei oder in Folge nachläſſiger Bewirthſchaftung der Vorbeſitzer, ſeit wohl hundert Jahren hatte ihn keine Axt berührt, ja, wie es hieß, kaum eines Menſchen Fuß betreten.

Der Graf freilich, in Begleitung Rudolph's und eines begeiſterten Landſchaftsmalers, war einmal mit Meſſer und Säbel eine Strecke weit in ſeinen „Urwald" vorgedrungen, und ein paar der wildeſten Partieen, welche der Maler auf die Leinwand gebracht hatte, zierten jetzt in der Reſidenz ſein Arbeitszimmer.

Aber auch Anna, als Rudolph ihr davon erzählte, war im Uebermuth des Glückes und der Jugend ein Gelüſten nach dem Abenteuer angekommen: zwar hatte jener anfänglich neckend abgewehrt, dann aber eines Sonntagmorgens, in Freuden über ſein ſchönes reiſiges Weib, ihr ſelber kunſtgerecht das Kleid gegürtet; und ſo waren ſie, auch im Uebrigen wohl gerüſtet, zum Beſuch des Urwaldes ausgezogen. Manchmal im wildeſten Geſtrüppe hatte ſie athmend an ſeiner Bruſt geruht; aber auf ſeine Frage, ob es denn nun genug ſei, immer lächelnd noch den Kopf geſchüttelt, bis er dann auf's Neue vor und über ihr das Zweiggewirr durchbrochen und ſie ſich endlich zu einer Lichtung durchgekämpft hatten, wo ein bemooſter Granitblock zum Ruhen einzuladen ſchien. Gegenüber, hinter einem ſchmalen Sumpfe, der vom Röhricht ganz durchwachſen war, ſtieg wiederum, anſcheinend undurchdringlich, das Gewirr des Waldes auf.

Aber nur Rudolph hatte ſich geſetzt; Anna kniete zwiſchen einem Flor von Maililien, welche einen Theil der Lichtung überdeckten, und pflückte eifrig einen Strauß zuſammen. Als ſich ihre Hand allmählich füllte, wandte ſie den Kopf: „So hilf doch, Rudolph! Ich für Deine, Du für meine Stube!“

Er ſchien es nicht zu hören: „Sieh nur,“ ſagte er, indem er mit ausgeſtrecktem Finger gegenüber nach dem Dickicht zeigte; „wer ſich nicht wollte finden laſſen, müßte dort ſchwer zu ſuchen ſein!“

Anna war aufgeſprungen und ſah ihn faſt erſchrocken an; aber ſchon hatte ſie die Blumen fortgeworfen, und in übermüthiger Zärtlichkeit mit beiden Händen ihn umhalſend, rief ſie heiter: „Verſuch' es nur, ich will Dich dennoch finden!“

Ohne Blumen, in der Fülle ihres Glückes waren ſie dann heimgegangen.

— — Bald danach war Anna's Vater im Forſthauſe eingekehrt und mit Jubel von dem jungen Paar empfangen worden. Nur auf wenige Tage hatte ſein Amt ihn freigelaſſen; aber er verſtand es, die Stunden auszunutzen. Auch im Schloſſe war man zum Abendthee geweſen; der Graf und der Pfarrer ſchienen ſich gegenſeitig zu gefallen. Während Rudolph die Frauen am Clavier um ſich verſammelte, ſtanden jene im Geſpräch in einer Fenſterniſche: „Ohne Zweifel,“ ſagte der Graf, „ich halte ihn für recht befähigt, nur etwas zaghaft noch; aber man muß der Jugend etwas zutrauen, und ſo hab’ ich’s denn auch mit ihm im Sinne.“ Der Paſtor nickte: „Excellenz wollen nachträglich die Männererziehung noch dazu thun!“ — „Ich denke, wir verſtehen uns, Herr Paſtor!“ Und ſie lauſchten nun auch dem meiſterhaften Spiel des jungen Förſters.

Am andern Abend ſaß der Paſtor wieder im Familienzimmer ſeines Pfarrhauſes, und wenn die gute Frau Paſtorin in ſeiner Erzählung auch vergebens auf den romantiſchen Zauber des Jägerlebens wartete, ſo ließ er ſelber ſich doch behaglich von der jetzt Aelteſten, ſeiner Käthe, den brennenden Fidibus für ſeine Pfeife bringen.

— — Es war im Juli an einem Sonntag Nachmittage, als die jungen Eheleute in der warmen Sommerluft vor ihrem Hauſe ſaßen, wohl geborgen unter der alten, weithin ſchattenden Eiche, deren

Laub jetzt im ſatteſten Grün erglänzte. Die Kaffeeſtunde ging zu Ende, und Anna erhob ſich und nahm das Geſchirr von dem ſelbſtgezimmerten Säulentiſche, um es in's Haus zurückzutragen. Nur ſollte ihr das nicht ohne Hinderniß gelingen; als ſie an Rudolph's Sitz vorbei wollte, umſchloß er ſie mit beiden Armen, und ſo ſtand ſie gefangen und wagte mit ihrer zerbrechlichen Bürde ſich nicht zu rühren. Lächelnd blickte ſie zu ihm nieder; das Schweigen des Glückes lag auf beider Antlitz.

Ueber der Hausthür auf dem alten Geweih des Sechzehnenders, das ſich bis in die grünen Zweige hinaufſtreckte, zwitſcherte eine Schwalbe und flog dann über ihren Köpfen wieder in den Sonnenſchein hinaus; nur von der ſeitwärts am Waldesrande ſich entlang ziehenden Wieſe tönte nach wie vor das Summen der Millionen ſchwebenden Geziefers; mitunter erhob es ſich wie übermüthig, als wollten ſie den Menſchen ihre kurze Sommerherrſchaft fühlen laſſen, dann ſank es wieder wie zu leiſem Harfenton.

Unwillkürlich hatten beide hingehorcht. „So hör' ich's gern,“ ſagte Anna; „nur ſollen ſie mir nicht in's Zimmer kommen.“

Rudolph bejahte nachdenklich: „Aber ſie kommen ungefragt; horch nur, es klingt ganz zornig, und ſie dürſten auch nach unſrem Blute.“

„Laß ſie,“ verſetzte heiter die junge Frau; „das Tröpfchen wollen wir ihnen gönnen.“

Ueber Rudolph's Augen flog es wie ein Schatten, und er ſchloß die Arme feſter um die ſchlanken Hüften ſeiner Frau. „Meinſt Du?“ ſagte er gedehnt. „Es giebt eine ſchwarze Fliege, dieſe Sommergluth brütet ſie aus, und ſie kommt mit all' den andern zu uns, in Dein Haus, in Deine Kammer; unhörbar iſt ſie da, Du fühlſt es nicht, wenn ſchon der häßliche Rüſſel ſich an Deine Schläfe ſetzt. Schon mancher hat ſie um ſich gaukeln ſehn und ihrer nicht geachtet; denn die Wenigſten erkennen ſie; aber wenn er von einem jähen Stiche auffuhr und ſich, mehr lachend noch als unwillig, ein Tröpflein Blutes von der Stirn wiſchte, dann war er bereits ein dem Tod verfallener Mann.“

Anna hatte mit verhaltenem Athem zugehört; nun fuhr ſie mit der freien Hand ihm über Stirn und Haare: „Du könnteſt einem bange machen, Rudolph; aber ich will dieſe ſchwarze Fliege fortjagen; denn ſie kommt aus Deinem Hirn und ſoll mir nicht dahin zurück; ich habe nie von dieſem Spuk gehört.“

Er ließ ſie gewähren; nur ſeine Augen ſuchten in zärtlicher Angſt die ihren feſtzuhalten. „Aller Spuk iſt ſelten,“ ſagte er leiſe; „aber die ſchwarzen Fliegen ſind doch wirklich da!“

„Nein!“ rief ſie, indem ſie ſich zu ihm neigte und, das Brett mit Kannen und Taſſen emporhebend, es anmuthig fertig brachte ihm den Mund zum Kuß zu reichen; „nein, Rudolph, nun ſind ſie alle fort! — Und nun laß mich!“ ſetzte ſie hinzu, da eben die Magd die neueſte Zeitung auf den Tiſch legte, welche, wie gewöhnlich um dieſe Zeit, des Oberförſters Knecht ihr in das Küchenfenſter hineingereicht hatte. „Nun ſtudir Deine Zeitung und ſieh zu, ob auch etwas für Deine Frau darin iſt!“

Er hatte ſie freigelaſſen und ſah ihr nach, da ſie in das Haus ging; dann nahm er die Zeitung und begann zu leſen. Aber er las nur obenhin und ließ oft die Hand, welche das Blatt hielt, ſinken; erſt als er auch die letzten Spalten überflog, wurde ſeine Aufmerkſamkeit gefeſſelt, jedenfalls ſchienen ſeine Augen über eine Notiz von wenig Zeilen nicht hinaus zu kommen. Es mochte nichts Heiteres ſein; denn ſchwere Stirnfalten drückten ſeine Augenlider, während er noch immer darauf hinſtarrte; oder hatte Frau Anna doch die ſchwarzen Fliegen nicht verjagen können? Plötzlich erhob er ſich und legte die Zeitung auf den Tiſch, indem er zugleich nach ſeinem Hute langte, den er über ſich an einem Zweige aufgehangen hatte.

Aus dem offenen Hausflur rief die Stimme ſeiner Frau: „Was willſt Du, Rudolph? Gehſt Du fort?“

„Nur zum Andrees!“ rief er zurück; „er ſoll den Köder in den Fuchseiſen noch erneuern!“

„So wart' doch wenigſtens, bis die ärgſte Gluth vorüber iſt!“

Aber er winkte nur noch mit der Hand und war bald auf dem Wege, der an des Forſtwärters Haus vorbei zum Walde führte, hinter dem Gebüſch verſchwunden.

Was Rudolph in der Zeitung geleſen hatte, lautete wörtlich, wie folgt:

„Am letzten Dienſtage, ſo wird von glaubhafter Seite uns berichtet, ſaß der erſt kürzlich verheirathete Hufſchmied Br . . . zu Wallendorf nach Feierabend mit ſeiner Frau im Wohnzimmer. Das Geſpräch zwiſchen den Eheleuten war eine Weile ſtumm geweſen, als der Mann wieder anhub: „Heute ſind es gerade dreizehn Jahre, daß ich von einem tollen Hund gebiſſen wurde! Man ſagte mir damals, ich ſolle mich nicht verheirathen; aber es hat mir bis jetzt doch nichts darum geſchadet.“ Die Frau, welche erſt in dieſem Augenblick von jenem Vorgang hörte, erſchrak heftig; noch mehr aber, als ſie jetzt in das plötzlich verzerrte Antlitz ihres Mannes blickte. Und kaum waren einige Minuten verfloſſen, als die Nachbaren auf ihr Geſchrei herbeieilten und den Unglücklichen, bei dem ſchon alle Zeichen der Tollwuth ausgebrochen waren, an Händen und Füßen feſſeln mußten.“

Das war es, was Rudolph geleſen, und was ſo ganz von ihm Beſitz genommen hatte, daß es allem Uebrigen ſein Ohr verſchloß. Und jetzt auf dem einſamen Wege kamen ihm die Worte, die einzelnen Sätze in ihrer Reihenfolge immer wieder; er ſuchte Anderes zu denken; an ſeine Mutter, an Anna, ſogar an des Herrn Grafen Excellenz; aber es half nichts, es waren immer nur die ſchwarzen Buchſtaben in ihrem kleinen Zeitungsdruck, die unabweisbar an ihm vorüberzogen.

In der Hütte des Waldwärters traf er dieſen nicht daheim; er ging wieder hinaus, ohne auch nur der anweſenden Frau den einfachen Auftrag mitzutheilen. Erſt nach einer Weile bemerkte er, daß er nicht den Rückweg nach ſeinem Hauſe eingeſchlagen hatte, ſondern mitten im Walde auf einem Wege ſchritt, der zwiſchen hohen, finſteren Tannen ausgehauen war. Endlich begann er ſeiner Gedanken Herr zu werden: was wollte jene furchtbare Geſchichte denn von ihm? Ihn hatte niemals, weder ein toller, noch ein anderer Hund gebiſſen, und im Uebrigen — wer konnte aller Menſchen Leid mitfühlen wollen? Wog es nicht vielleicht noch ſchwerer, als der Menſchheit Sünden, die doch nur Gottes Sohn auf ſich genommen hatte?

Grübelnd blieb er ſtehen: aber es war ja auch kein Mitleid, das er fühlte, er hatte ſich ja ſelber nur belügen wollen! Nein, nein, kein toller Hund; aber — jenes Andere, was er nicht zu denken wagte, was er hinter ſich in Nacht begraben wähnte! Wenn es wieder käme — nach zehn, nach zwanzig Jahren? Oder — wer könnte wiſſen — vielleicht ſchon jetzt, noch eh' der Herbſt die Blätter von den Wäldern fegte!

Er fuhr mit beiden Händen vor ſich hin, als wolle er ein Schreckbild von ſich ſtoßen; aber er ſah es doch, er hörte den Schrei ſeines Weibes, er ſah die Nachbaren — — nein, ſie hatten ja keine Nachbaren! Niemand konnte kommen! — Plötzlich, als müſſe er nun ſelber ihr zu Hülfe eilen, wandte er ſich zur Heimkehr; raſch und raſcher, daß es bald einem Laufen gleich war, eilte er zurück. Aber die Gedanken liefen immer mit: jener Hufſchmied, war er auch ſo feig geweſen? Hatte auch er von ſelbſtſüchtiger Mutterliebe ſich den Mund verſchließen laſſen, eh' er das junge Weib in ſeine Kammer brachte?

Ein Donner rollte über den Wald hin und verhallte dröhnend. Die Gluth des Tages hatte ſich gelöſt: zu beiden Seiten rauſchte es durch die Tannen, und kühlend fielen die erſten großen Tropfen auf die heiße Erde. Auch Rudolph athmete auf in dem belebenden Dufte, der ſich jetzt erhob, auch ihm floß es wie erquickliche Kühle durch die Adern: was war es denn geweſen, das ihn ſo erſchreckt hatte? Hier ging er ja geſund und kräftig wie nur jemals! Und daheim? — Verlockend, wie noch nie, ſtand ſeines Weibes ſchlanke, jugendliche Geſtalt vor ſeinen Sinnen. Immer raſcher ſchritt er durch den gewaltig niederrauſchenden Regen, bis er das Gebell ſeiner beiden braunen Hunde hörte, die mit ausgelaſſenen Sprüngen ihm entgegentobten, und bis er endlich dann mit leuchtendem Angeſicht vor ſeinem blonden Weibe ſtand.

Freilich, von Kuß und Umarmung des triefenden

Geliebten wollte ſie für jetzt nichts wiſſen; lachend, mit vorgeſtreckten Händen drängte ſie ihn in die Kammer: „Hier, Rudolph iſt der Schlüſſel zu Deinem Kleiderſchrank! Wenn Du hübſch trocken biſt, darfſt Du zu mir kommen und Dir Deine Schelte holen!“

Und ihre Augen lachten wie die lieblichſte Verheißung.

Aber der glückliche Schluß dieſes Tages hatte ſeinen übrigen Inhalt nicht beſeitigen können. Es war in Rudolph etwas wach gerufen, das während ſeiner kurzen Ehezeit bisher geſchlafen hatte; ein Zufall hatte die Decke jetzt gelüpft, und er ſah es in der Tiefe liegen und allmälig höher ſteigen, bis es endlich unverrückt mit den feindlichen Augen zu ihm emporſtarrte. Immer öfter zog es ſeinen Blick dahin, ſo daß er dauernd auf nichts Anderes mehr ſehen konnte und zu Arbeiten, die er vormals bequem bewältigt hatte, nicht ſelten die Nacht zu Hülfe nehmen mußte.

Eine Geſchäftsreiſe nach der Reſidenz im Auftrage des Grafen brachte Abwechſelung und eine Einkehr bei der Mutter. Sie hatte bei ſeinem Empfange ihn lange ſtumm betrachtet und ihn dann in das zweite Zimmer geführt, das Rudolph früher wohl ſcherzend ihren Ahnenſaal zu nennen pflegte. „Du ſiehſt übel aus, mein Sohn!“ war das erſte Wort, das ſie ihm ſagte, als ſie ſich gegenüber ſaßen.

Er ſuchte ihr das auszureden und wollte es auf die Nachtfahrt ſchieben; aber ſie unterbrach ihn: „Seit Deines Vaters Augen ſo früh ſich geſchloſſen, waren die meinen nur auf Dich gerichtet; Du vermagſt mich nicht zu täuſchen.“ Und als er ſchwieg, ergriff ſie ſeine beiden Hände: „Du biſt unglücklich, mein Sohn; nur Deiner Mutter kannſt Du das nicht verbergen!“

Er ſah wie gedankenlos eine Weile zu ihr hinüber. „Ja, Mutter,“ ſagte er dann; „ich glaube faſt, daß ich es bin.“

„Weshalb, Rudolph, weshalb biſt Du es?“

Auf dem Tiſche lag eine Zeitung; Rudolph hob ſie auf, es war dieſelbe, die der Oberförſter und er zuſammen hielten. „Haſt Du das geleſen neulich?“ ſagte er zögernd; „das — mit dem Hufſchmied?“

„Ja, Rudolph, ich hab' es geleſen. Was ſoll das? Der Unglückliche!“

„Die Unglückliche!“ erwiderte er, ſtark das erſte Wort betonend. „Und haſt Du auch geleſen, nach dreizehn Jahren iſt es ausgebrochen?“

„Was ſoll das? Was willſt Du, Rudolph?“ frug ſie wieder.

Er war aufgeſtanden. „Mutter,“ ſagte er leiſe; „bin ich nicht auch von einem ſolchen Hund gebiſſen worden? Und ſie, die Unglückliche, iſt ewig, was wir hier ewig nennen, an mir feſtgeſchmiedet! Wir waren übel berathen, Mutter, als wir die ſchöne Unſchuld für meinen Dienſt betrogen.“

Sie blickte ihn faſt zornig an: „Das iſt es, Rudolph? Ich verſtand Dich nicht.“

„Ja, Mutter; was konnte es anders ſein?“

Ein ſchmerzliches Aufleuchten ging durch die dunklen Augen der Frau, und einige Secunden lang bedeckte ſie ſie mit ihrer weißen Hand. „Wenn ich für Dich geſündigt habe,“ ſagte ſie bitter, „ſo habe ich mit Recht den Dank dafür verloren; laß mich's denn auch allein verantworten!“

Er nahm ihre nur ſchwach widerſtrebende Hand und küßte ſie: „Ich bin nicht undankbar, Mutter; aber ich weiß auch, daß ich meine Schuld allein zu tragen habe.“

Frau von Schlitz antwortete nicht ſogleich; hinter ihrer breiten Stirn, die unter einer ſchwarzen Florhaube noch blaſſer als das Antlitz ihres Sohnes ſchien, hielten die Gedanken raſchen Ueberſchlag:

„Beſinne Dich,“ begann ſie dann anſcheinend ruhig; „Du haſt den Brief Deines derzeitigen Arztes ſelbſt geleſen, er enthielt nichts, was zu verbergen war; von jener Seite droht Deinem oder, wie ich jetzt ja ſagen muß, Euerem Leben nicht Gefahr. Dich drückt nur das Geheimniß, das Verſprechen, das Du mir gegeben haſt; ich gebe es Dir zurück, es war unnöthige, übertriebene Sorge, da ich es von Dir verlangte.“

Aber Rudolph blickte wie erſtaunt auf ſie herab: „Reden? Jetzt noch reden, Mutter? Und das räthſt Du mir? Und Anna? Anna? Dreizehn Jahre lang, und immer die armen Augen nach dem Schreckgeſpenſt? — — Nein, nein!“ rief er heftig, „jetzt muß ich mit mir ſelber fertig werden!“

„Und wenn Du es nicht wirſt, Rudolph?“ Wie von Angſt gepreßt wurden dieſe Worte ausgeſtoßen.

„Dann,“ ſagte er langſam, „wird ſie frei von mir; es giebt nur einen Weg, den ich ohne ſie noch gehen kann. O Mutter, hat denn mein Vater Dich nicht auch geliebt?“

Sie hatte ſich aufgerichtet, eine Frau von nicht mehr jugendlicher aber noch immer ernſter Schönheit: „Ja, mein Sohn,“ rief ſie und ſchlang leidenſchaftlich beide Arme um ſeinen Nacken, „wohl haben wir uns geliebt, ich und Dein Vater, aber Dich lieb ich mehr, als Mann und Weib ſich lieben können; was kümmern mich alle andern Menſchen außer Dir!"

Stumm, erſchüttert hielt der Sohn die Mutter an ſeiner Bruſt, an dem Zucken ihres Leibes fühlte er, wie die ſtarke Frau ſich ſelbſt zur Ruhe kämpfte. Aber unter den zärtlichen Worten, die ſein Herz ihn ſprechen ließ, verkannte er gleichwohl nicht, daß dieſe Leidenſchaft, wo ſie ihn bedroht wähne, in jedem Augenblick bereit ſei ſich feindſelig gegen alle Welt, ja gegen des eignen Sohnes Weib zu kehren. Mit dem Scharfſinn ſeiner jugendlichen Liebe las er in der Seele der erregten Frau; und ehe beide von einander ſchieden, hatte die Mutter, wenn auch widerſtrebend, ihm nun ihrerſeits geloben müſſen, an der Vergangenheit ohne ſein Zuthun nicht zu rühren.

Nur darin traf ihr Wunſch mit einem bereits von ihm gefaßten Entſchluß überein: er wollte ſich Beruhigung, oder — wie er ſtill bei ſich hinzufügte — doch Entſcheidung über ſeinen Zuſtand bei dem Arzte holen, unter deſſen Fürſorge er jene Monate des vergangenen Jahres zugebracht hatte; wenn er noch einmal eine Nachtfahrt daran ſetzte, ſo war ihm, bei der unerwartet raſchen Erledigung des Geſchäftes, die Zeit noch zur Verfügung.

— — Und etwa zehn Stunden ſpäter ſaß er dem Genannten, einem kräftigen Manne in mittleren Jahren, gegenüber; die heiteren, etwas ſchelmiſchen Augen des Arztes ruhten auf dem Antlitz ſeines früheren Patienten, während dieſer, der dem vertrauengebenden Weſen desſelben ſeine damalige raſche Geneſung zu verdanken glaubte, ihm dies in warmen Worten ausſprach.

„Aber was treiben Sie denn, Herr von Schlitz,“ unterbrach ihn jener, „Sie ſollten wohler ausſehen! Sie ſind von uns als völlig — wohl verſtanden, als völlig geheilt entlaſſen worden.“

Die Frage, um deren willen Rudolph ſeine Reiſe hierher verlängert hatte, war ſomit ſchon zum größten Theil und auf das Unverfänglichſte beantwortet; nun galt es nur noch ſeinerſeits eine unverhaltene Auskunft über ſpäteres Erlebniß; und nach kurzem Widerſtreben überwand er ſich; ſein Geheimniß war hier keines, nun bekannte er auch ſeine Schuld.

Ein leichtes Stirnrunzeln überflog das Angeſicht des älteren Mannes. „Nein, nein,“ ſagte er gleich darauf, da Rudolph ſtockte, „ſprechen Sie nur; ich klage Sie nicht an!“

Und der Jüngere fuhr fort und verſchwieg ihm nichts: „Mitunter,“ — ſo ſchloß er ſeine Beichte — „aber nur in kurzen Augenblicken iſt es mir, als ob der dunkle Vorhang aufweht, und dahinter, wie zu meinen Füßen, ſehe ich dann das Leben gleich einer heiteren Landſchaft ausgebreitet; aber ich weiß doch, daß ich nicht hinunter kann.“

Wieder ruhte der ſinnende Blick des Arztes auf des jungen Mannes Antlitz. „Nicht wahr,“ ſagte er dann, „aber es iſt mehr der Antheil nehmende erfahrene Mann, als der Arzt, der dieſe Frage an Sie thut — Sie haben eine geſunde und eine Frau von heiterem Gemüthe?“

Rudolph's Augen leuchteten, und in ſeinen Armen zuckte es, als müſſe er ſich zwingen, ſie nicht nach ſeinem fernen Weibe auszuſtrecken. „Sie ſollten ſie nur ſehen!“ rief er. „Nein, nur ihre Stimme brauchten ſie zu hören!“

Der Arzt lächelte: „Dann,“ ſagte er, „wenn dem ſo iſt,“ und er betonte jedes Wort, als ob er auf ſchwerwiegende Gründe eine Entſcheidung baue, „dann — reden Sie; und Sie werden nicht allein in jenes heitere Land hinunterſchreiten!“

Rudolph war faſt erſchrocken, als dieſelbe Forderung, die er noch kurz zuvor der Mutter gegenüber ſo ſchroff zurückgewieſen hatte, ihm nun auch hier entgegenkam. Aber ſie reizte ihn hier nicht zum Widerſpruche; die ruhigen Worte, in denen jetzt der theilnehmende Mann ihm zuſprach, mochten kaum Anderes enthalten, als was er von ſeiner Mutter auch ſchon wiederholt gehört hatte, dennoch war ihm, als ob ſeine Gedanken ſich allmälig von einem Banne löſten, der ſie ſtets um einen Punkt getrieben hatte. Allein hatte er ſeinen Weg in Nacht und Schrecken wandern wollen! Aber — und ſeine Bruſt hob ſich in einem ſtarken Athemzuge — es gab ja kein „Allein“ für ihn, er ſelber hatte ja geſagt, ſie ſeien aneinander feſtgeſchmiedet, er konnte nicht in der Finſterniß und ſie im Lichte gehen; er begriff nicht, daß er das nicht längſt begriffen hatte.

Entſchloſſen reichte er dem Arzt die Hand hinüber: „Ich danke Ihnen,“ ſagte er, „ich werde reden.“

„Und Sie werden recht thun.“ — Dann ſchieden ſie.

Heiter, voll froher Zukunftsbilder fuhr Rudolph ſeiner Heimath zu; bei hellem Mittag, in einer unabläſſig ſchwatzenden Reiſegeſellſchaft, erquickte ihn ein langer Schlaf; als er unweit ſeines Zieles dann erwachte, konnte er kaum erwarten, vor Anna hinzutreten und Schuld und Reue vor ihr auszuſchütten; er ſah ſchon, wie ſie weinen, wie ſie dann aus ihren Thränen ſich erheben und, ihm muthig zulächelnd, ihre kleine feſte Hand in ſeine legen würde; ja, Anna die Schöne, Gute, ſie hatte ja auch ein feſtes Herz!

Er hatte nicht bedacht, daß er während ſeiner Ehe zum erſten Mal ſo lange fern geweſen war. Als er von der letzten Bahnſtation den Richtweg durch den Wald dahin ſchritt, da klopfte ſein Herz doch nur nach ſeinem Weibe; und als er, auf die Wieſe hinaustretend, ſie dann im Abendſchatten auf der Schwelle ſeines Hauſes ſtehen ſah, ſie ſelber leuchtend in Jugend und Liebe, die Arme ihm entgegenſtreckend, aber doch wie feſtgebannt, als müſſe ſie hier ihr Glück empfangen, da ſtieg es nur wie ein Gebet aus ſeiner Bruſt, daß auch nicht eines Sandkorns Fall den Zauber dieſer Stunde ſtören möge.

Morgen! Sie waren ja morgen auch beiſammen.

Und es wurde morgen, und der helle Tag, der unerbittlich zu Pflicht und Arbeit fordert, ſchien in alle Fenſter des Förſterhauſes. Rudolph hatte in ſeinem an der Rückſeite belegenen Zimmer die in ſeiner Abweſenheit eingegangenen Geſchäftsſachen eingeſehen und trat jetzt in die gemeinſame Wohnſtube, wo Frau Anna den Morgenkaffee für ihn warm gehalten hatte. Nur ein Händedruck wurde gewechſelt; dann nahm er ſchweigend die Taſſe, welche ſie ihm reichte, und Anna, die ihr Frühmahl ſchon beendet hatte, zog ihren Stuhl zu ihm heran und ſtrickte weiter an einem Unterjäckchen, das noch vor der rauhen Jahreszeit zu dem gebrechlichen Brüderlein in's elterliche Pfarrhaus wandern ſollte. Ihrer Augen bedurfte dieſe Arbeit nicht; die ruhten auf ihres Mannes Antlitz: er ſah viel beſſer aus, als da er fortgegangen war; auf ſeiner Stirn und über den Augenlidern, die ſich mitunter hoben und dann ſinnend wieder ſenkten, lag etwas wie eine frohe Zuverſicht; gewiß, während er ſo ſchweigend neben ihr ſein Mahl verzehrte, überdachte er die gute Botſchaft, die er noch am ſelben Vormittag dem Grafen überbringen mußte.

Aber Frau Anna irrte; das Schweigen ihres Mannes galt ihr ſelber; es war das Bekenntniß ſeiner Schuld, wofür ſein Herz die Worte ſuchte;

und was von ſeiner Stirne leuchtete, das war der Abglanz jener wolkenloſen Landſchaft, in die er heute noch mit ihr hinabzuſchreiten dachte.

Da, bevor zwiſchen beiden noch ein Wort geſprochen worden, pochte es an die Stubenthür, und Rudolph fuhr aus ſeinem Sinnen auf. Es war nur der alte Waldwärter Andrees, der in's Zimmer trat, um über dies und jenes zu berichten; aber mit ihm war etwas Anderes unſichtbar hereingekommen, was wir Zufall zu nennen pflegen, was auf den Gaſſen der Wind vor unſere Füße oder durch's offene Fenſter in das Innere unſeres Hauſes weht.

Rudolph hatte die verſchiedenen kleinen Mittheilungen entgegengenommen und hie und da ein zuſtimmendes oder anweiſendes Wort dazu gegeben. „Iſt ſonſt noch etwas, Andrees?" frug er, als dieſer mit ſeinem Bericht zu Ende ſchien.

— „Sonſt nichts, Herr Förſter; nur daß der Holzſchläger Peters aus der Anſtalt wieder da iſt."

„Woher? Welcher Peters?" frug Rudolph haſtig.

„Es war vor des Herrn Förſters Zeit," erwiderte Andrees. „Er hatte ſich eingebildet, als einziger Sohn von den Soldaten frei zu kommen und dann drunten mit des reichen Seebauern Tochter Hochzeit zu machen; als aber auf beidem eine Eule geſeſſen hatte, da wurde er wirrig und mußte in die Anſtalt."

Anna hatte zu ſtricken aufgehört; einen loſen Sticken an die Lippen drückend, horchte ſie aufmerkſam dieſer Erzählung. „Der arme Menſch," ſagte ſie mitleidig; „iſt er denn jetzt wieder ganz geſund?"

„Muß doch wohl, Frau Förſter'n," meinte Andrees; „ſogar 'ne Frau hat er ſich mitgebracht; freilich, keine reiche: es iſt eine Wärterin aus der Anſtalt, die ſich in den jungen Kerl verliebt hatte."

Ein Ton wie ein Schreckenslaut entfuhr den Lippen der jungen Frau: „Mein Gott, welch' ein Wagſtück! Wenn es wiederkäme!"

„Soll wohl ſein können;" erwiderte Andrees; „aber das Weibsbild hat ſich dann doch ſelber nur betrogen; ſie muß ja wiſſen, wen ſie ſich gekauft hat."

Anna ſtarrte ſchweigend vor ſich hin, als ob ihre Phantaſie die ſchreckensvolle Möglichkeit verfolge; ſie achtete kaum darauf, als Rudolph, der während dieſes Geſpräches keinen Laut von ſich gegeben hatte, jetzt mit abgewandtem Antlitz faſt ſchwankend ſich erhob und, das Beben ſeiner Stimme mühſam nur beherrſchend, zu dem Waldwärter ſagte: „Kommen Sie nach meinem Zimmer, Andrees; es ſind noch Poſtſachen für Sie mitzunehmen.“ Als ſie aber dahin gekommen waren, meinte Rudolph, es müſſe zum Abend warten, es komme doch noch Einiges dazu.

Wer nach dem Fortgange des Waldwärters hier unbemerkt hätte hineinblicken können, der hätte den jungen Förſter in der Mitte des Zimmers gleich einem düſteren Bilde ſtehen ſehn; mit untergeſchlagenen Armen; das auf die Bruſt geſunkene Haupt von den ſchweren Athemzügen kaum bewegt. Nur einzelne karge Worte: „Schweigen!“ und wieder: „Schweigen — um jeden Preis und bis an's Ende!“ wurden dann und wann von ſeinen Lippen laut.

Endlich, als dann die Wanduhr über ſeinem Schreibtiſch mit lautem Schlage aushob, fuhr durch dieſen einzigen Gedanken ihm ein anderer: er ſchüttelte ſich und, nachdem er mit ſchweren Schritten ein paar Mal auf- und abgegangen war, nahm er einige Papiere aus einem Schubfach; es war hohe Zeit, er mußte ja zum Grafen und den glücklichen Bericht erſtatten.

— — Es ging ſchon gegen Mittag, als die junge Frau aus dem Küchenfenſter, hinter welchem ſie beſchäftigt war, ihren Mann auf dem hier vorüberführenden Wege heimkehren ſah und bald danach ihn auf dem Hausflur und nach ſeinem Zimmer gehen hörte. Unwillkürlich ruhten ihre emſigen Hände: Rudolph pflegte ſonſt nach ſolchem Gange, „zur Herzerfriſchung“, wie er ſagte, ſie für eine Weile aufzuſuchen, ſich ein paar Worte oder auch nur einen Händedruck von ihr zu holen; und jetzt kam es ihr plötzlich, daß er auch vorhin ſo jäh und ohne beides von ihr fortgegangen ſei. Noch einige Minuten ſtand ſie horchend, ob nicht die eben geſchloſſene Thür ſich wieder öffnen möge; dann legte ſie die Geſchirre, die ſie in der Hand hielt, fort und ging nach Rudolph's Zimmer.

Es ſchien völlig ſtill dadrinnen; als ſie die Thür öffnete, fand ſie ihn mit aufgeſtütztem Kopf an ſeinem Schreibtiſch ſitzen. Sie ſetzte ſich an ſeine Seite und nahm ſeine Hand, die er ihr ſchweigend überließ; erſt als ſie den Druck derſelben in der ihren fühlte, ſprach ſie leiſe: „Was war's denn, Rudolph? Warum gingſt Du mir vorüber? Brauchſt Du heute keine Herzerfriſchung, oder mißtraueſt Du ſchon meiner armen Allmacht?“

Dem Drängen dieſer liebevollen Stimme widerſtand er nicht; ihm war ja auch nichts Uebles widerfahren; im Gegentheil, ſein Bericht hatte den Grafen in die wohlwollendſte Laune verſetzt; er hatte von dem nothwendigen Abgange des altersſchwachen Oberförſters geſprochen: ſchon jetzt werde Rudolph die Geſchäfte, und ſobald die Penſionsverhältniſſe des Abgehenden geordnet wären, auch deſſen höhere Stelle endgültig übernehmen müſſen.

Ein Laût freudiger Ueberraſchung entfuhr bei dieſer Mittheilung dem Munde der jungen Frau. „Wie ſchön!“ rief ſie, ſtolz zu ihrem Mann emporblickend; „und dies Vertrauen, das Du Dir ſo bald erworben haſt!“

Rudolph drückte den blonden Kopf ſeines Weibes gegen ſeine Bruſt, nur damit die glücklichen Augen nicht in ſeinem Antlitz forſchten; denn — wie ſollte er nun das Weitere ſagen? Schon ſeine bisherigen Pflichten lagen ſeit dieſer Morgenſtunde wie eine Angſt ihm auf dem Herzen; bei dem Vorſchlage des Grafen hatte es wie ein unüberſteiglicher Berg ſich vor ihm aufgethürmt; und ſtatt eines freudigen Dankes hatte er nur zu einem Verſuche beſcheidenen Abwehrens ſich ermannen können. Aber dieſer Verſuch war vergeblich geweſen; der Graf hatte nur gelächelt: „Mein junger Freund, nicht nur l'appétit vient en mangeant; es geht auch in andern Dingen ſo; ich ſelber habe nicht gewußt, was ich zu leiſten vermochte, bis ich gezwungen wurde es zu wiſſen.“ Auf ſeine verwirrte Erwiderung: „Excellenz ehren mich zu ſehr mit einem ſolchen Vergleiche,“ war ihm dann nur geantwortet: „Nun, nun, Herr Förſter, ein Jeder in ſeinem Kreiſe! Ich werde Sie denn doch vor ſolche Probe ſtellen müſſen.“

Während dieſer Vorgang ſich ihm peinlich in der Erinnerung wiederholte, hatte Anna ſich aus ſeinen Armen losgewunden. „Du!“ rief ſie; „wie lange willſt Du mich gefangen halten!“ Dann ſtand ſie aufgerichtet vor ihm: „Aber Du biſt nicht froh, Rudolph; noch immer nicht! Und ich dachte ſchon an einen Jubelbrief nach Hauſe.“

Eine demüthigende Scham überkam ihn; aber zugleich ein Drang, vor dieſen klaren Augen zu beſtehen. „Schreibe nur Deinen Brief,“ ſagte er aufſtehend; „es wird zwar aller meiner Kraft bedürfen; aber — ja, Anna, Dank, daß Du gekommen biſt.“

Kurz darauf waren aus der Oberförſterei ein großer Actenſchrank und ganze Karren von Actenbündeln angelangt und in Rudolph's Zimmer untergebracht; auch eine Kammer für einen Schreibgehülfen hatte Anna einrichten müſſen. Rudolph ſelber ſaß jetzt meiſtens in die Nacht hinein bei ſeiner Arbeit; ſelbſt am Sonntage, zum Kirchgang, riß er ſich erſt im letzten Augenblicke los; ja, wenn Anna während des Gottesdienſtes zu ihm aufblickte, glaubte ſie eher arbeitende Gedanken, als Andacht auf ſeinem Geſicht zu leſen. Im Hauſe über Tag ſah ſie ihn faſt nur bei den Mahlzeiten, die er möglichſt raſch beendete, und ſo ſehr er oftmals einer Herzerfriſchung zu bedürfen ſchien, er kam immer ſeltener ſie bei ihr zu ſuchen.

So mußte ſich die junge Frau denn wohl geſtehen, was ihres Mannes Stirn umwölkte, war etwas Andres, als was der wechſelnde Tag zuſammentreibt und wieder auseinander weht. Aber aus welchen ihr unbekannten Abgründen war es aufgeſtiegen? War es noch rückgebliebener Schatten jener Krankheit, die er bei dem Beſuche in ihrem Elternhauſe kaum erſt überſtanden hatte, oder war dies ſein eigenſtes Weſen, das ſich jetzt ihr offenbarte? Zwar, die Laſt der Arbeit dauerte fort; aber an der ausreichenden Kraft des geliebten Mannes auch nur entfernt zu zweifeln, konnte ihr nicht einfallen; that das doch auch der Graf, der ſcharfblickende Menſchenkenner, nicht.

Sie konnte ſich keine Antwort geben: Rudolph ſelbſt aber, wenn ſie offen ihn befragte, ſchob Alles auf die überkommene doppelte, ja dreifache Arbeit und vertröſtete ſie auf die Zeit, wenn erſt die von dem kranken Vorgänger angehäuften Reſte abgearbeitet ſein würden. Ließ ſie ungläubig dennoch nicht mit Bitten nach, dann ſah ſie Qual und Zärtlichkeit ſo bitterlich auf ſeinem Antlitz kämpfen, daß ſie jäh verſtummen mußte. So ſchwieg ſie denn auch ferner und ſuchte nur, wo ſie es immer konnte, ihm zu bringen, was er nicht mehr von ihr zu holen kam. Das Nachtarbeiten war allmälig zur Regel geworden; aber Frau Anna ließ ihn nicht allein; auch für ſie gab es ja, wenn ſie wollte, Arbeit genug: „Bei unſeren neuen Amtsgeſchäften“ — ſo hatte ſie der Mutter nach Haus geſchrieben — „haben wir hier einen langen Tag; ſchickt mir nur alle Euere Winterwolle; denn alle kleinen Beine werde ich beſtricken können.“

Immer mehr fühlte Rudolph ſich in einem dunklen Kreis gefangen. Auf einem Reviergange ließ er ſich von dem alten Andrees den als Ehemann aus der Anſtalt zurückgekehrten jungen Holzſchläger zeigen: es war ein geſund ausſchauender robuſter Burſche; nur in ſeinen Augen war noch etwas, wie ein ſtumpfes Ueberhinſehen. Rudolph beobachtete ihn lange, wie er unter den Andern die Axt mit ſeinen ſtarken Armen ſchwang; dann ging er fort, ohne ein Wort an ihn zu richten. Aber ſchon am folgenden Tage ſtand er, er wußte ſelbſt nicht wie, an demſelben Platze unter den Holzſchlägern; der Menſch hatte eine unheimliche Anziehungskraft für ihn gewonnen.

Plötzlich wandte er ſich ab; es trieb ihn mit Gewalt nach Hauſe, er mußte und wenn auch nur einen Blick in die klaren Augen ſeines Weibes thun. Aber er brauchte nicht ſo weit zu gehen; als er in den Fahrweg einbog, der durch den Wald führte, kam ſie ihm entgegen. „Anna!“ rief er und ſchloß ſie in ſeine Arme.

„Ja, da bin ich, Rudolph; ſo auf gut Glück bin ich Dir nachgelaufen.“ Und langſam erhob ſie ihre Augen zu den ſeinen; es war, als ob ſie recht tief in ihnen leſen wollte.

„Was haſt Du, Liebſte?“ frug er.

„Dich!“ erwiderte ſie zärtlich.

„Sonſt nichts?“

„Doch; noch einen Einfall!“ und ſie nickte lächelnd zu ihm auf.

„Laß hören!“ ſagte er zerſtreut; er war in ihren liebevollen Augen ganz verloren.

„Ja, weißt Du, Rudolph — aber Du darfſt mich nicht ſo anſehen, ſonſt hörſt Du doch nicht — ich war im Schuppen, wo das Kabriolet ſteht; es iſt ja morgen Sonntag; wollen wir nicht zu Bernhard fahren? Auf unſrer Hochzeit haben wir es ihm ſo feſt verſprochen! Du mußt einmal hinaus, und auch ich möchte gern die kleine Julie wiederſehen; ich glaube,“ fügte ſie lächelnd bei, „ſie hat Dich damals mir wohl nur ſo kaum gegönnt.“

Rudolph blickte noch immer auf ſeine Frau; aber ſeine Augen ſchienen ohne Sehkraft. Zu Bernhard — jetzt zu Bernhard! Warum überfiel es ihn plötzlich, als habe er kein Recht auf dieſes Weib, das doch ſein eigen war, deren jugendlichen Leib er jetzt, in dieſem Augenblick, in ſeinen Armen hielt? Die Worte ſeiner Mutter klangen ihm wieder vor den Ohren: wenn Bernhard auch nur um eine Stunde ihm zuvorgekommen wäre!

„Rudolph, lieber Mann!“ ſagte Anna leiſe. Aber er ſchloß nur ſeine Arme feſter um ſie; ſeine

Gedanken ließen ihn nicht los. Was würde werden, wenn ihn ein Unfall, wenn der Tod ihn fortnähme? — er richtete ſich ſtraff empor, als müſſe er das Bild, das ſeine Augen ſahen, überwachſen; aber es wurde nicht anders, und er ſagte es ſich dennoch: über ſeinem Grabe würde jener um ſie werben, und Anna — würde Anna widerſtehen?

Eine nie empfundene Leidenſchaft für ſein ſchönes Weib ergriff ihn; es drängte ihn, ſich vor ſie hinzuwerfen, es ihr zu entreißen, daß ſeine Gedanken ein Frevel an ihrer Liebe ſeien, daß das niemals, nie geſchehen könne. Aber es war etwas, das ſeinen Mund verſchloß; etwas, das er verſchuldet hatte, das nicht wieder gut zu machen war.

Demüthig löſte er die Arme von ihrem jungen Leibe; ſie aber zog ſein Haupt zu ſich herab und küßte ihn. „Laſſen wir es!“ ſagte ſie freundlich, „es wird noch mehr der ſchönen Tage geben, eh' der Winter kommt.“

Er ergriff eine ihrer Hände, drückte ſie heftig und ließ ſie wieder: „Ja, Anna; ſpäter — ſpäter einmal; ich habe morgen auch den ganzen Tag beſetzt.“

Sie hing ſich an ſeinen Arm, und während ſie aus dem Walde und an deſſen Rand entlang nach

Hauſe gingen, ſuchte ſie den beklommenen Athem ihrer Bruſt zu meiſtern und über die kleinen Dinge ihres Tagewerks mit ihm zu plaudern.

Das Jahr rückte weiter; der erſte Blätterfall begann ſchon hie und da den Wald zu lichten; Schwärme von Vögeln, deren Stimmen man nur im Herbſt zu hören pflegt, zogen hoch unter den Wolken dahin oder fielen rauſchend in die Büſche und flogen weiter, wenn ſie an den rothen oder ſchwarzen Beeren ſich geſättigt hatten; auch an der Eiche, die das Dach des Förſterhauſes beſchattete, begannen ſich die Blätter bunt zu färben.

Auf dem herrſchaftlichen Schloſſe hatte inzwiſchen der Graf noch eine neue Arbeit für ſeinen jungen Förſter ausgeſonnen: die große Wildniß ſollte endlich wieder in ordnungsmäßige Cultur genommen, ein daranſtoßender Sumpf trocken gelegt und dann bepflanzt werden; oberflächliche Vermeſſungen, ſo gut es hier und bei der treibenden Eile des Grafen geſchehen konnte, waren bereits vorgenommen worden; nun galt es Karten zu entwerfen und Koſten- und wer weiß, was ſonſt für Anſchläge auszuarbeiten und in kürzeſter Friſt dem ſtets ungeduldigen Gebieter vorzulegen. Aber Rudolph konnte ſeinen

Gedanken nicht mehr wehren, immer ihren eigenen dunkeln Wegen zuzuſtreben, und ſo rückte trotz ſeines Fleißes Alles doch nur mühſam weiter. Schon ein paar Mal war es darüber zwiſchen ihm und dem Grafen zur Erörterung gekommen, und in ſeinem Hirn begann ein Brüten, wie er alle dem entrinnen möge. Sein geliebtes Clavier ſtand trotz Anna's Bitten ſeit Monden unberührt; die Kunſt, welche auch in ihren düſterſten Abgründen nach dem Lichte ringt, durfte nichts von dem erfahren, was in ihm wie unter ſchwerem Stein begraben lag.

— — An einem Fußſteige, welcher in der Richtung vom Schloſſe her durch den Wald führte, lag, oder ſtand vielmehr zwiſchen zwei Erdaufwürfen eingeklemmt ein roher aber mächtiger Granitblock; wie angenommen wurde, ein Grenzſtein aus einem nicht allzufernen Jahrhundert; denn nach der Seite des Steiges hin waren auf der bemooſten Oberfläche einige von den kürzeren Runenzeilen ſichtbar, welche in heutiger Sprache heißen ſollten: „Bis hieher; niemals weiter.“

An dieſem Orte, gegen die Rückſeite des Steines gelehnt, ſaß eines Vormittags der junge Förſter. Er hatte die von Anna ihm mitgegebenen Brotſchnitte aus ſeiner Jagdtaſche genommen; aber er aß nur einen kleinen Theil davon; das Uebrige brach er in kleine Brocken und ſtreute es um ſich her; die Vögel würden es ſchon finden.

Vor ihm breitete ſich eine junge Birkenſchonung aus; auf einer abgeſtorbenen Eiche, die, ihm gegenüber, hoch daraus hervorragte, ſaß ein alter Kolkrabe, der hüpfend und flügelſpreizend an dem Halbtheil eines jungen Haſen zehrte. Ohne Antheil, wie ohne Anreiz ſah Rudolph dieſem Treiben zu; der Räuber hatte nichts von ihm zu fürchten. Plötzlich wandte er den Kopf; der Laut von Stimmen, die wie im Geſpräche mit einander wechſelten, war an ſein Ohr gedrungen; und jetzt, in der Richtung vom Schloſſe her, näherten ſich auch Schritte auf dem Fußſteige, welcher durch den älteren Beſtand des Waldes hier vorbeiführte. Rudolph hatte bereits die Stimme des Grafen erkannt; die andre mochte deſſen Schwiegervater, dem alten General, gehören, der vor einigen Tagen zum Beſuch gekommen war. Er wollte aufſtehen und ſich unbemerkt entfernen; aber ein Wort, das er deutlich genug vernahm, bannte ihn noch an ſeine Stelle. „Dein junger Förſter,“ ſagte die ältere Stimme, „ſoll ja ein liebenswürdiger Mann ſein; auch von paſſabler Familie, wie es heißt.“

Eine Antwort des Grafen vernahm Rudolph nicht; ſie mochte nur in einer bezeichnenden Geberde beſtanden haben; denn nach einer Pauſe hörte er den Andern wieder ſagen: „Du ſcheinſt nicht beizuſtimmen; nun, ich hörte auch nur ſo.“

„O, doch,“ kam jetzt des Grafen Stimme; „es ſchien ſich anfangs auch gut anzulaſſen; aber ſeit ein paar Monaten — weißt Du, ich ſehe jetzt, Papa: ein guter Mann, aber ein ſchlechter Muſikant!“

Der alte Herr lachte behaglich: „Und ich dachte, daß gerade die Muſik zu ſeinen Liebenswürdigkeiten zählte!“

„Ja, ja, das iſt nun ſchon, Papa; er ſpielt Chopin und hat Jean Paul geleſen, aber das Alles hilft nur nicht.“

Das Uebrige ging dem Lauſchenden verloren, die Herren waren eben hinter den Erdhügel getreten, in deſſen Mitte ſich der Stein befand. Rudolph ſchloß die Augen; er mußte ja gleich ein Weiteres vernehmen, ſobald die Beiden auf dem Steige fortgingen; aber es blieb noch immer ſtill, nur das Klopfen ſeines Herzens wurde immer lauter, faſt, dachte er, könne es ihn verrathen. Dann wieder war ihm doch, als ob er ſprechen höre; weshalb ſetzten denn die Herren ihren Weg nicht fort?

Studirten ſie die Runen auf dem Felsblock, oder waren ſie nur in näherer Erörterung ihres Geſprächsſtoffes ſtehen geblieben? Alle peinlichen Augenblicke ſeines kurzen Amtslebens tauchten in ſchroffen Umriſſen vor ihm auf, und ihm war auf einmal, als höre er das Alles von der überlegenen Stimme des Grafen punktweiſe auseinanderſetzen.

Er ſchüttelte ſich, er wußte ja, daß das nur Täuſchung ſei. Aber jetzt kamen die Schritte wirklich auf der andern Seite des Hügels hervor; der alte Herr ſchien zuletzt geſprochen zu haben, denn der Graf antwortete, und laut genug, daß der junge Förſter jedes Wort verſtehen konnte: „Sie haben recht, Papa, aber — passons là-dessus! Der Vater hatte auch ſo ſeine Talente, konnte Clavier ſpielen und Walzer componiren, er war mein Schulkamerad, und Sie wiſſen, man ſollte es nicht, aber — enfin, man trägt doch immer wieder der Vergangenheit Rechnung.“

Es trat eine Stille ein, und die Schritte der Herren entfernten ſich, bis ſie allmälig unhörbar wurden.

Der unglückliche Lauſcher nickte düſter vor ſich hin: „Bis hierher, niemals weiter!“ Der ihm bekannte Inhalt der Runenzeilen kam ihm immer wieder. Sollte der alte Stein auch noch den jetzt Lebenden die Grenze weiſen? — Da fiel ſein Auge auf die abgeſtorbene Eiche, wo noch immer, hüpfend und flügelſpreizend, der Rabe an dem todten Haſen fraß und zupfte. Haſtig, wie in gewaltſamer Befreiung, ſprang er auf und griff nach ſeiner Büchſe. Ein Druck noch, ein Knall, — „Niemals weiter!“ ſchrie er, und der mächtige Vogel ſammt ſeiner Beute ſtürzte polternd durch die dürren Aeſte. Dann, ohne ſich nach ſeinem Opfer umzuſehen oder ſeine Büchſe neu zu laden, wandte er ſich ab und ſchritt ſeitwärts tiefer in den Wald hinein. — —

Lange hatte Anna auf ihn warten müſſen; jetzt ſaß er wie abweſend neben ihr am Mittagstiſche, der friſche Knall, womit er den Raben niederſchoß, war längſt verhallt; nur die Reden der beiden Herren vom Schloſſe waren in voller Schärfe noch vor ſeinen Ohren. Das junge Weib beobachtete ihn verſtohlen, und ein paar Mal zuckten ihre Lippen, als ob ſie reden wolle, aber ſie fühlte wohl, ſie durfte heute nur ſchweigend ihm zur Seite bleiben.

Gleich nach Mittag ließ er ſeinen Rappen ſatteln. „Willſt Du ſchon wieder fort?“ rief Anna faſt erſchrocken und hing ſich wie eine Laſt an ſeinen Arm.

Ja, er müſſe fort; in der letzten Sturmesnacht, drüben bei den äußerſten Parcellen, ſeien Windbrüche in den Eichenſchlag gefallen.

„So reite morgen!“ bat ſie, „der Schaden wird ja drum nicht größer werden!“

„Morgen? Morgen iſt wieder Andres da.“

Er blickte ſie nicht an, er ſtand wie ein Gefeſſelter, der ungeduldig auf Befreiung wartet; aber ſie klammerte ſich nur feſter an ihn. „Ich bin wohl thöricht,“ ſagte ſie, „aber mir iſt ſo bange Deinetwegen! Rudolph, lieber Mann, bleib' bei mir, laß mich nur heute nicht allein!“ Und da er unbeweglich blieb, legte ſie die Hand an ſeine Wange, daß er die Augen zu ihr wenden mußte. „Du ſiehſt ſo finſter aus, Du hörſt mich nicht!“

Wohl hörte er ſie; aber was ſollte ihm die ſchöne Lebensfülle, die aus dieſer Stimme ihm entgegendrängte? Wie eine Todesangſt vertrieb es ihn aus der geliebten Nähe.

Haſtig bückte er ſich und berührte mit ſeinen Lippen flüchtig ihre Wange: „Laß mich jetzt, ich komme ja zu Abend wieder!“

Er ſtand ſchon vor der Hausthür, wo die Magd das Pferd am Zügel hielt, während Anna noch ſeine Hand gefaßt hatte. Plötzlich riß er ſich los, nickte noch einmal nach ihr zurück und ritt davon.

Aber es war bald nur noch der Rappe, welcher ſich die Wege ſuchte; ob ſie zu den Windbrüchen in den Eichen führten, was kümmerte das den Reiter! —

Von der Treppenſtufe vor der Hausthür hatte Anna ihm nachgeblickt, ſo lange ihre Augen ihn erreichen konnten; dann griff ſie über ſich und legte ihre Hand um einen Aſt der Eiche, welche hier ihr dichteſtes Gezweige wölbte. So blieb ſie ſtehen, die Wange gegen den eigenen ſchlanken Arm gepreßt, ihre Augen füllten ſich mit Thränen, ein Schluchzen drängte ſich herauf, das ſie nun nicht zurück hielt. Was ſollte ſie beginnen? — Sie hatte nicht den Muth verloren, ſie wußte, ſie durfte ihn nicht verlieren; nur Nachts, wenn er in ſchwerem Schlummer ſtöhnte, hatte ſie wohl in jähem Schreck ſich über ihn geworfen, ſonſt, ſie meinte doch, hatte ſie tapfer ihre Angſt hinabgeſchluckt. — Was hatte es ihr geholfen?

Ueber ihr ging ein Lufthauch durch den Baum, und ein Regen gelber Blätter wirbelte zu Boden, da gedachte ſie der Fahrt zu Bernhard, die ſie Rudolph neulich vorgeſchlagen hatte; die letzten ſchönen Tage ſchienen jetzt gekommen. Aber plötzlich, und ſie ſchrak jäh in ſich zuſammen, kreuzte ſchon ein Andres ihre grübelnden Gedanken. Sollte es Eiferſucht auf Bernhard ſein? — Unmöglich! — Aber dennoch; Rudolph's ſeltſames Gebahren war dann auf einmal zu erklären!

Noch einige Augenblicke blieb ſie ſinnend ſtehen, eine Hoffnung, ein muthiges Lächeln verklärte ihr junges Antlitz: ſie meinte endlich dem unbekannten Feinde Aug' in Aug' zu ſchauen. Dazu, in nächſter Zeit, erwarteten ſie den Beſuch von Rudolph's Mutter; war auch die Frau Forſtjunker ihr ſelbſt noch immer eine Fremde, ſie liebte, ſie kannte ihren Sohn ſeit ſeinem erſten Schrei: mit ihr im Bunde wollte Anna den Feind bekämpfen.

Ihre Hand ließ den Aſt, den ſie ſo lange umfaßt gehalten hatte, fahren; dann, ihr blondes Haar zurückſchüttelnd, ging ſie mit kräftigen Schritten in das Haus zurück. — —

Der Nachmittag verging, das Forſthaus und die alte Eiche glühten im Abendſchein; dann kam die Dämmerung; dann hinter dem Walde ſtieg der Mond empor und warf ſeinen bläulichen Schimmer auf den leeren Platz am Hauſe; aber Rudolph war noch nicht zurück.

Wieder, wie am Vormittage, ſaß Anna wartend im Wohnzimmer, nur brannte jetzt die Lampe, und es war noch ſtiller um ſie her. Mitunter ſprang ſie auf, und ihre Arbeit hinwerfend, trat ſie an's Fenſter und drückte das Ohr gegen eine der Glasſcheiben, dann plötzlich lief ſie vor die Hausthür; aber nur die Eulen mit ihrer Brut ſchrien vom Walde herüber, auch einmal im Stalle hinten hatte der Hahn geträumt und krähte dreimal in die Nacht hinaus. Und wieder ſaß ſie drinnen bei ihrer Arbeit, der eine Fuß nur auf der Spitze ruhend, das Haupt halb abgewandt, wie in die Ferne lauſchend. Da, das war keine Täuſchung, ſcholl es vom Weg herauf; das war der Hufſchlag ihres Rappen, und näher und näher kam es. Sie war nicht aufgeſprungen; langſam und wie vorſichtig, um keinen Laut von draußen zu verlieren, hatte ſie ſich aufgerichtet. „Rudolph!“ rief ſie, und endlich, im dunklen Hausflur hielt ſie ihn umfangen: „Gott Dank, daß ich Dich wieder habe!“

Als ſie aber drinnen beim Lampenſchein in das verſtörte Antlitz ihres Mannes ſah, da ging ſie aus dem Zimmer, als ob ſie draußen im Hauſe etwas Eiliges zu beſchaffen habe; dann, nach einer Weile, kehrte ſie anſcheinend ruhig zurück.

Bei ihrem Eintritt kam Rudolph ihr entgegen; er wollte nach ſeinem Zimmer; es ſeien noch Sachen, die er bis morgen fertig ſtellen müſſe.

„Aber Du willſt doch erſt zu Abend eſſen?“ Und ſie zog ihn an den ſchon längſt gedeckten Tiſch.

Er nahm auch einige Biſſen. Dann ſtand er auf: „Laß Dich nicht ſtören, ich muß machen, daß ich an die Arbeit komme!“

Ein ſchmerzliches Zucken flog um ihren Mund; aber ſie ſuchte ihn nicht aufzuhalten. „Um zehn Uhr komm' ich zu Dir!“ rief ſie ihm freundlich nach, als er hinausging. —

Die Arbeiten, von denen er geſprochen hatte, waren kein bloßer Vorwand, am folgenden Morgen hatte er ſie dem Grafen perſönlich zu überreichen. Auch ſaß er in ſeinem Zimmer bald darauf am Schreibtiſch; er ſagte ſich, das müſſe noch beſeitigt werden, und ſuchte gewaltſam, und bis das Hirn ihm ſchmerzte, ſeine Gedanken feſt zu halten und auf einen Punkt zu drängen. Aber die Feder berührte meiſt nur das Papier, um das Geſchriebene gleich wieder fort zu ſtreichen; ſo ging es eine Weile, endlich ſah er, daß er ſie zerbrochen hatte. „Schlechte Muſikanten!“ murmelte er vor ſich hin. „Der Graf hatte recht: es geht nicht mehr, aber — weshalb denn geht es nicht?“

Da ſtand die rußige Geſtalt des Schmiedes vor ihm; ſo dicht, die ſtierenden Augen und das verzerrte Antlitz lagen faſt an dem ſeinen; ein leiſes höhniſches Gelächter fuhr ihm kitzelnd in die Ohren: „Dreizehn Jahre? — Es kann auch früher kommen!“

Deutlich hatte er das ſprechen hören; er fühlte, wie ſich das Haar auf ſeinem Haupte ſträubte. Aber er hörte noch mehr: es jammerte, es wimmelte um ihn her; er war aufgeſprungen und ſchlug mit beiden Armen um ſich: „Fort!“ ſchrie er, „fort, Geſpenſter!“

Aber er war doch nicht mehr allein in ſeinem Zimmer; die Geſchöpfe ſeines Hirnes waren mit ihm da und wichen nicht. Mit heftigen Schritten ging er auf und ab, haſtig bald links, bald rechts die Blicke werfend; der Schweiß war in großen Perlen ihm auf die Stirn getreten. Plötzlich machte er eine ausweichende Bewegung: „Der Hund!“ ſagte er leiſe. „Noch nicht! Ich warte nicht auf Dich.“

Da ſchlug es Zehn von der Wanduhr, und vom andern Ende des Hauſes hörte er die Thür des Wohnzimmers gehen. Das war Anna; ſchon hörte er ihre Schritte auf dem Hausflur. Er blieb ſtehen und blickte um ſich her: die Lampe brannte hell und warf ihren Schein in alle Winkel; es war Alles ganz gewöhnlich.

Als Anna dann gleich darauf in's Zimmer trat, ſaß er wieder an ſeinem Schreibtiſche.

„Biſt Du bald fertig?“ frug ſie, die Hand auf ſeine Schulter legend; „ich weiß nicht, aber die Augen ſind mir heut ſo ſchwer.“

Er ſah nicht auf. „Ich denke; vielleicht ein halbes Stündchen noch.“

Und wie in den vorigen Nächten ſetzte ſie ſich ſtill mit ihrer Arbeit neben ihn. Aber immer langſamer regten ſich die ſchlanken Finger, und die halbe Stunde war noch nicht verfloſſen, da rückte ſie ihren Stuhl dicht an den ſeinen, und, von Müdigkeit überwältigt, ſank ihr Haupt auf ſeine Schulter.

Behutſam, damit ſie ſicher ruhen könne, legte er den Arm um ſie; und als die halbgeöffneten Lippen des jungen Weibes ſich bald in gleichmäßigen leiſen Athemzügen ihm entgegenhoben, da neigte er ſich unwillkürlich zu ihr, um ſie zu küſſen. Aber es kam nicht dazu; wie in plötzlicher Erſtarrung richtete er ſich auf und griff mit der freigebliebenen Hand nach der vorhin fortgelegten Feder. Nein, nein, das war vorüber; die Arbeit, die da vor ihm lag, die mußte noch zu Ende!

Er begann auch wirklich bald zu ſchreiben, und der faſt leere Bogen füllte ſich bis auf die Hälfte; dann aber, während er grübelnd darauf hinſtarrte, verloren ſich die Buchſtaben in verworrenes Gekritzel. Allmälig jedoch ſchien wieder eine beſtimmte Vorſtellung Platz zu greifen. Der Umriß eines menſchlichen Schädels trat deutlich genug hervor; aus einem Dintenklex daneben wurde eine ſpinnenartige Ungeſtalt, die immer mehr und längere Arme nach dem Schädel ſtreckte; nur ſtatt des Spinnenwar es ein Hundskopf, der ſich wie gierig aus dem dicken Leib hervordrängte.

Aber mit wie großer Emſigkeit auch Rudolph dieſe ſeltene Arbeit zu betreiben ſchien, ſie war doch nur der Punkt, von welchem aus ſeine Gedanken ſich ihre finſtern Gänge wühlten. Er hatte eben die Feder fortgeworfen, als Anna nach einem tiefen Athemzuge die Augen aufſchlug. „Du, Rudolph?“ und wie ein erſtauntes Kind blickte ſie um ſich her. „Aber Du arbeiteſt nicht mehr, weshalb ſind wir nicht zu Bett gegangen?“

Seine überwachten Augen ſahen ſie an, als habe er keine Antwort auf dieſe einfache Frage.

„Du ſchlieſſt,“ ſagte er endlich, „ich mochte Dich nicht wecken.“

Sie wollte ſich aufrichten, als ihr Blick auf das Papier fiel, worauf er eben jene ſymboliſche Zeichnung hingeſchrieben hatte. „Was iſt das?“ rief ſie. „Was haſt Du da gemacht? Ein Todtenkopf!“

Seine Lippen zitterten, als ob ſie mit noch ungeſprochenen Worten kämpften. „Nein, nein,“ ſagte er; „das nicht, ſo war es nicht gemeint.“

Anna ſah ihn ängſtlich an: „Weshalb nimmſt Du Deinen Arm fort, Rudolph? Du hältſt mich jetzt ſo ſelten nur in Deinem Arm!“

Er riß ſie heftig an ſich, und noch einmal ſank ihr Kopf an ſeine Schulter; wie in Angſt, als ob ſie ihm entſchwinden könnte, umſchloß er ſie mit beiden Armen. So ſaßen ſie lange; nur die Athemzüge des Einen waren dem Andern hörbar: „Anna!“ kam es zuerſt dann über ſeine Lippen.

„Ja, Rudolph?“

„Was meinſt Du, Anna“ — aber es war, als würde er nur mühſam ſeiner Worte Herr — „ich dächte, wir könnten morgen wohl zu Bernhard fahren?“

„Zu Bernhard?“ Sie hatte ſich losgewunden, das Kartenhaus, das ſie ſich mit ſo viel Sorge aufgebaut hatte, drohte einzuſtürzen: Rudolph war nicht eiferſüchtig! Oder — — als ob ſie Alles um ſich her vergeſſe, ſtand ſie vor ihm — ſollte es mit dieſer Reiſe eine Liebesprobe gelten?

Wie auf ſich ſelber ſcheltend, ſchüttelte ſie zugleich das Haupt; aber ſie mühte ſich umſonſt ein Andres zu ergrübeln; der Ton ſeiner Stimme war nicht geweſen, als ob er ſie zu einer Luſtreiſe hätte auffordern wollen.

Und jetzt hörte ſie dieſelbe Stimme wieder: „Du antworteſt mir nicht, Anna!“

Sie warf ſich vor ihm nieder: „Rudolph, geliebter Mann! Wann und wohin Du willſt!“ Ein leuchtender Strom brach aus den blauen Augen, und die jungen Arme ſtreckten ſich ihm entgegen.

Aber nur eine kalte Hand legte ſich auf ihr Haupt, das flehend zu ihm aufſah: „So laß uns verſuchen, ob wir ſchlafen können.“

Am andern Morgen ſaß Rudolph ſchon wieder früh am Schreibtiſch, ſeine Feder flog, die halbfertigen Arbeiten wurden raſch vollendet, ebenſo raſch mußte der Schreiber ſie copiren. Inzwiſchen ordnete er ſelbſt, was an Schriften und Karten ſich auf Tiſch und Stühlen in den letzten Tagen angehäuft hatte; oftmals warf er einen Blick auf die Wanduhr, um dann wieder in ſtummem düſteren Vorwärtsdrängen ſeine Arbeit fortzuſetzen.

Als es Acht geſchlagen hatte, nahm er die von dem Schreiber fertig geſtellten Schriften und machte ſich auf den Weg zum Schloſſe. Im Zimmer des Grafen, der in anderen Arbeiten ſaß, gab er auf die haſtig hingeworfenen Fragen raſch und knappe Auskunft; es ſchien ihm wenig daran gelegen, ob ſeine Meinung Beifall finde.

Der Graf ſah ſeinem Förſter in das blaſſe Geſicht, und als dieſer nach einem längeren geſchäftlichen Geſpräche fortgegangen war, blickte er noch eine Weile gegen die Thür, bevor er ſich wieder zu der vorhin verlaſſenen Arbeit wandte. —

— — Nachdem das junge Ehepaar zeitig ſein Mittagsmahl eingenommen hatte, wurde der Einſpänner aus dem Schuppen gezogen und der Rappe in die Deichſel geſpannt. Wohl eine Stunde lang fuhren ſie am Rande der gräflichen Waldungen; wieder, wie Tags vorher, ſtand die goldene Septemberſonne am Himmel, und der ſtärkende Duft des herbſtlichen Blätterfalles erfüllte die Luft um ſie her.

Nach einer weiteren Stunde ſahen ſie den Gutshof liegen; als ſie in eine kurze Allee von Silberpappeln einbogen, lag am Ende derſelben, durch einen ſonnenhellen Raum davon getrennt, das Wohnhaus vor ihnen.

„Da iſt ſchon Bernhard!“ ſagte Anna und wies auf eine kräftige Geſtalt, welche neben der Hausthür ſtand und, die Augen mit der Hand beſchattend, dem ankommenden Gefährt entgegenſah.

Rudolph nickte nur, und Anna ſah es nicht, daß ſeine Hände ſich wie in verbiſſenem Schmerz zuſammen ballten; nur das Pferd, das er am Zügel hielt, empfand es und bäumte ſich in ſeiner Deichſel.

Als der Wagen vor dem Hauſe anfuhr, war das verſchwunden. „Da ſind wir endlich!“ ſagte er, Bernhard die Hand entgegenſtreckend.

Bernhard ſah ein wenig überraſcht, faſt verlegen aus; aber auch das verlor ſich gleich. „Seid willkommen, Du und Anna!“ ſagte er herzlich. „Ich erkannte Euch erſt, als Ihr hier in den Sonnenſchein hinausfuhrt.“

Nun kam auch Julie aus dem Hauſe, und die Begrüßung wurde lebhafter; und als man erſt drinnen um den blinkenden Kaffeetiſch der jungen

Wirthin ſaß, gerieth auch ohne die Männer ſogleich die Unterhaltung; denn das Geſchwiſterpaar war kürzlich in Anna's Elternhauſe auf Beſuch geweſen, und dieſe hatte faſt noch mehr zu fragen, als jene zu berichten. Nach beendetem Kaffee drang Rudolph auf einen Spaziergang durch die Gutsflur, die zwar ſeiner Frau, aber ihm noch nicht bekannt ſei. Anna wollte eben ihren Arm in den der Freundin legen, als ſie Rudolph ſagen hörte: „Du, Bernhard, nimmſt Dich meiner Frau wohl an; Fräulein Julie wird mit mir ſich plagen müſſen; übrigens — und er wandte ſich zu dieſer — ich verſpreche, heute nicht zu zanken."

„Sie haben auch heute keine Urſache mehr," entgegnete Julie leiſe und warf, plötzlich ernſt geworden, einen liebevollen Blick auf ihren Bruder.

Dem jungen Förſter war weder dieſer Blick, noch deſſen Bedeutung entgangen; aber er nickte düſter vor ſich hin, als ſei ihm das ſo recht, dann folgte er mit Bernhard's Schweſter den Vorausgehenden. Nachdem Haus und Garten und pflichtgemäß dann auch noch Keller und Scheune beſichtigt waren, ging man in's Freie, zunächſt über abgeheimſte Weizenfelder, wo nur noch Scharen von Sperlingen oder mitunter ein Häuflein barfüßiger

Kinder ihre Nachleſe hielten. Anna mit ihrem zum Zerſpringen vollen Herzen rief eins der kleinen Mädchen zu ſich, und als es, nach einem ermunternden Worte Bernhard's, langſam herangekommen war, zog ſie ein blaues Seidentüchlein aus ihrer Taſche und band es, auf dem Boden hinknieend, ihm ſorgſam um ſein Hälschen. Sie küßte das Kind und drückte es heftig an ſich: „Behalt' das von der fremden Frau!“ ſagte ſie; „doch halt!“ und ſie ſammelte noch aus ihrer Börſe ein Häuflein kleiner Münzen und drückte die Finger des Kinderfäuſtleins darum zuſammen; dann, während der kleine Flachskopf ihnen ſtumm mit großen Augen nachſah, ging die Geſellſchaft weiter.

Sie gingen wiederum gepaart wie damals auf Anna's Heimathsflur, nur daß dieſe jetzt wiederholt den Kopf zurückwandte und erſt, wenn ſie einen Blick von Rudolph aufgefangen hatte, das Geſpräch mit Bernhard fortſetzte, das ohnehin nicht recht in Fluß gerathen wollte. Rudolph freilich beobachtete auch heute unabläſſig die Vorangehenden und wog bei ſich den Ton in Bernhard's und in ſeines Weibes Stimme; aber es war kein unruhiges Verlangen, nur ein leidvolles Entſagen ſah aus ſeinen dunklen Augen.

„Sie wollten nicht zanken, Herr von Schlitz,“ ſagte neben ihm die Stimme ſeiner Partnerin; „aber Sie ſind völlig ſtumm geworden.“

Er wollte eben ein höfliches Wort erwidern, als ſie aus der Enge eines mit Hagebuchen-Hecken eingezäunten Weges heraustraten und nun vor einer weiten Moorfläche ſtanden, auf der hie und da eingeſtürzte Torfhaufen zwiſchen blinkenden Waſſertümpeln lagen. „Das haben die Gewitterregen uns verwaſchen,“ ſagte Bernhard; „aber wir müſſen umkehren, der Weg, der hier am Moor entlang führt, iſt nicht für Damenſchuhe eingerichtet.“

Rudolph war ein paar Schritte auf dem bezeichneten Wege fortgegangen. „Für uns Männer wird's ſchon taugen,“ ſagte er, ſich zu Bernhard wendend; „die Damen werden uns entſchuldigen; nicht Deinen Torf, aber von Deinen Jagdgründen möchte ich hier herum noch etwas ſehen.“

„Wenn Du willſt,“ meinte Bernhard; „aber es iſt nicht viel damit.“

„Nun, ſo reden wir ein Stück mitſammen!“

Anna blickte ihn an: Was wollte Rudolph? Mit Bernhard allein ſein? — Auf ſeinem Angeſicht war nichts zu leſen; nur der beklommene Ton, den ſie in ſeiner Stimme bemerkt zu haben glaubte, ſchien zu dem einfachen Inhalt ſeiner Worte nicht zu paſſen. Aber — es war ja Bernhard, was konnte zwiſchen ihm und Bernhard Uebles denn geſchehen! Wie ein Morgenſchein leuchtete das Vertrauen zu ihrem Jugendfreunde auf ihrem ſchönen Antlitz; lächelnd nickte ſie den beiden Männern nach; dann nahm ſie Juliens Arm, um mit ihr den Rückweg anzutreten.

„Das iſt die Rache," ſagte dieſe ſcherzend; „vor einem Jahre waren wir es, die ſie im Stiche ließen."

Aber Rudolph und Bernhard redeten nicht mit einander, und die Jagdgründe wurden weder beſichtigt, noch aufgeſucht. Schon lange waren ſie ſchweigend auf dem durch tiefe Wagenſpuren zerriſſenen Wege fortgegangen, beide die Augen nach der untergehenden Sonne gerichtet, die mit ihren letzten Strahlen das braune Haidekraut vergoldete. Eine Nachtſchwalbe mit ihrem lautloſen Fluge huſchte vor ihnen auf und duckte ſich eine Strecke weiter vor ihnen auf den Weg, bis ſie wiederum auch hier vertrieben wurde. „Weshalb," begann endlich Bernhard, wie nur um überhaupt ein Wort zu ſagen, „ſeid Ihr nicht im Sommer zu uns gekommen, als die Haide blühte und das Korn geſchnitten wurde? Deine Frau ſchrieb einmal darüber meiner Schweſter; aber Ihr kamt doch nicht.“

Rudolph, der neben ihm ging, blieb einen Schritt zurück. „Du weißt,“ ſagte er, „es war von beiden Seiten etwas zu verwinden.“

Der Andre zuckte, und ſeine Hand zitterte, mit der er ſich den ſtarken Bart zur Seite ſtrich: „Alſo Anna hat es Dir mitgetheilt, daß ich ſo beſchämt vor ihr geſtanden?“

„Du meinſt, ſie ſollte ein Geheimniß mit Dir theilen!“

„Nicht das, Rudolph,“ ſagte Bernhard ruhig; „aber was nützte es Dir zu wiſſen, daß ich ſo viel ärmer bin als Du?“

Rudolph's letzte Worte waren jäh herausgefahren; jetzt trat er wieder an Bernhard's Seite: „Du kamſt zu ſpät,“ ſagte er; „dasſelbe hätte mir geſchehen können; und — wenn es ſo gekommen wäre, ihr wäre dann wohl ein glücklicheres Loos gefallen.“

Die lang bedachten Worte waren ausgeſprochen; aber ſeine Stimme wankte, und ſeine Augen, mit denen er jetzt ſtehen bleibend den Andern anſtarrte, waren wie verſteint.

Bernhard ſah ihn faſt entſetzt an: „Menſch,“

ſchrie er, „wie kannſt Du, der Glückliche, ſo etwas zu mir ſprechen?“

Rudolph beantwortete dieſe Frage nicht. „Bernhard,“ ſagte er leiſe, „Du liebſt ſie noch; geſteh' es, daß Du ſie noch liebſt!“ Ein feindſeliges Feuer brannte in ſeinen Augen, aber er drängte es mit Gewalt zurück.

Bernhard hatte nichts davon gemerkt: er ſagte düſter: „Du ſollteſt doch der Letzte ſein, der daran rührte.“

„Nein, nein, Bernhard, Du irrſt! Sieh nicht auf mein Geſicht; aber glaub' es mir: es thut mir wohl, daß Du ſie liebſt;“ und er ergriff Bernhard's beide Hände und drückte ſie heftig; „nun weiß ich, Du wirſt ſie nicht verlaſſen.“

Der Andere erhob langſam das Haupt: „Was willſt Du, Rudolph? Weshalb biſt Du heute zu mir gekommen? — Gewiß, wenn Anna jemals meiner bedürfte; wenn Deine Hand nicht mehr da wäre, ich würde Anna nicht verlaſſen, nicht — ſo lang ich lebe.“

Rudolph hatte beide Hände vor's Geſicht gedrückt. „Ich danke Dir,“ ſagte er leiſe; „wollen wir jetzt zurückgehen?“

Es geſchah ſo; und die grauen Schleier der

Dämmerung breiteten ſich immer dichter über Moor und Feld. Rudolph hatte ſeinen Zweck erreicht: was er bisher nur geglaubt hatte, war ihm jetzt Gewißheit; das Uebrige, er ſagte es ſich mit Schaudern, würde ſich von ſelbſt ergeben.

Auch Bernhard war in tiefem Sinnen neben ihm geſchritten. „Aber," begann er jetzt, nachdem ſie vom Moore wieder zwiſchen die Felder hinausgelangt waren, „wie ſind wir doch in ein ſolches Geſpräch gerathen? Du lebſt und biſt geſund; weshalb ſollte Anna anderer Hülfe bedürfen?"

Rudolph hatte dieſe Frage erwartet, ja, er hatte ſich künſtlich darauf vorbereitet; jetzt, da ſie wirklich an ihn herantrat, machte es ihn ſtutzen; ein Gefühl wie bei unredlichem Beginnen überkam ihn, es war ſchon recht, daß die zunehmende Dunkelheit ſein Angeſicht verdeckte. „Ich habe Dir wohl ſchon davon geſprochen," ſagte er, „daß ich meinen Vater plötzlich durch einen frühen Tod verlor; es war ein Herzleiden; einem und dem andern unſerer Vorfahren iſt es ebenſo ergangen; allerlei Symptome waren vorausgegangen — ich war noch ein Kind; aber ſpäter hatte meine Mutter es mir erzählt — in den letzten Monden hab' ich ganz dasſelbe auch bei mir bemerkt; es geht mir nach, ich könnte auch plötzlich ſo hinweggenommen werden.“

Bernhard ergriff ſeine Hand, deren herzlichen Druck er nicht zu erwidern wagte: „Aber weshalb ziehſt Du nicht einen Arzt zu Rathe, einen Specialiſten?“

„Ich that es; neulich bei Gelegenheit meiner Geſchäftsreiſe.“

„Und er hat Dir keinen Troſt gegeben?“

„Doch, was ſo die Aerzte ſchwatzen; aber ich weiß es beſſer.“

Noch einmal empfand er Bernhard's Händedruck, in welchem alle Verſicherung eines treuen Herzens lag.

Ein paar Stunden ſpäter befanden die Förstersleute ſich wieder auf der Rückfahrt. Anna ſaß an ihres Mannes Seite, das Haupt geneigt, wie in Gedanken eingeſponnen: Rudolph und Bernhard — ihr war es immer wieder, als ſähe ſie die Beiden in der ſinkenden Dämmerung an dem Moore entlang gehen; ſie meinte die erregte Stimme ihres Mannes, die beſchwichtigende ihres Jugendfreundes zu vernehmen; nur die Worte ſelbſt — ja, wenn ſie nur die Worte hätte hören können! Sie war ja jung, ſie fürchtete ſich nicht; nur wiſſen mußte ſie, wo ſie das Unheil faſſen könne. Aber — auch Bernhard mußte ja von Allem wiſſen; hatte doch auch er, der noch am Nachmittage wie in früherer Zeit mit ihr geplaudert hatte, beim Abendeſſen kaum ein Wort, oder doch nur wie gezwungen, zum Geſpräche beigetragen! Einen Augenblick war's, als ſtänden ihr die Gedanken ſtill; dann aber richtete ſie ſich mit einem tiefen Athemzuge auf — gleich morgen — ſie wußte keinen andern Ausweg — wollte ſie an Bernhard ſchreiben. „Wo ſind wir, Rudolph?“ frug ſie und ſah mit klaren Augen um ſich.

Rudolph ſchrak empor, als würde er aus ſchwerem Traum geweckt, und wieder, wie auf dem Hinwege fuhr das Pferd in ſeiner Deichſel auf. Ein paar Schläge mit der Peitſche; dann wies er ſchweigend nach den Wäldern, die ſich einige Büchſenſchüſſe weit zu ihrer Rechten gleich einem düſteren Wall entlang zogen. Darüber ſtand der volle Mond, der in der weichen Herbſtnacht ein faſt goldenes Licht über die ſchlafenden Fluren ausgoß. „Wie ſchön!“ ſagte Anna. „Iſt das da drüben Euere Wildniß? Armer Rudolph, die wird Dir wohl noch viel zu ſchaffen machen?“

Er hatte den Kopf zu ihr gewandt; aber er ſah ſie an, als ob er keine Antwort darauf habe.

Sie bemerkte es nicht; das Tuch um ihre Schultern war herabgeglitten, und ſie mühte ſich es wieder feſtzuſtecken. Als ſein Blick auf ihre unverhüllte Hand fiel, deren ſchöne Form das milde Nachtgeſtirn mit ſeinem Licht verklärte, zuckte es um des Mannes Lippen, und ſeine Augen wurden wie vor Schmerz geröthet.

Der Weg zog ſich dichter an die Wälder, und bald rollte der Wagen in ihrem Schatten; das Mondlicht fiel jetzt über ſie hin auf die weiter ſeitwärts liegenden Wieſen; eine weidende Kuh brüllte ein paar Mal von dort herüber. „Zu Hauſe!“ ſagte Anna, ihre Reiſehüllen von ſich ſtreifend, „wir ſind gleich zu Hauſe!“

Als bald darauf der Wagen anhielt, trat von der Haustreppe die Magd in augenſcheinlicher Haſt heran: Die Frau Forſtjunkerin ſeien Abends angekommen, aber vor einer Stunde ſchon zur Ruh’ gegangen; Frau Förſterin möge ſich nur ganz beruhigen, Sie hätte ihr, der Magd, den Speiſekammerſchlüſſel ja gelaſſen, es habe der gnädigen Frau an nichts gefehlt.

Rudolph, der ſchon neben dem Wagen ſtand, war todtenbleich geworden; wäre der Schatten des Hauſes nicht geweſen, ſo hätte Anna es gewahren müſſen. „Jetzt ſchon!“ kam es kaum hörbar über ſeine Lippen; dann hob er das junge Weib herab und ſagte laut: „So muß ich morgen früh heraus!“

„Morgen, Rudolph? Aber Du biſt dann zeitig doch zurück?“

Er war ſchon in das Haus getreten, und Anna folgte mit der Magd, den Kopf jetzt voll Gedanken an die Gegenwart der Mutter, deren Beiſtand ſie nicht mehr in Rechnung nahm.

Es war noch dunkel, als vor Anbruch des Morgens neben dem Bette der ſchlummernden jungen Frau ſich ein ſchweres überwachtes Haupt aus den Kiſſen hob. Bald darauf — ein dichter Nebel draußen machte die erſte Dämmerung noch faſt zur Nacht — trat Rudolph leiſen Schrittes in ſein Zimmer; taſtend, mit unſicherer Hand zündete er die auf dem Tiſche ſtehende Lampe an, bei deren Scheine jetzt ſein blaſſes Antlitz mit den brennenden Augen aus dem Dunkel trat.

Nachdem er die Klappe des am Fenſter ſtehenden kleinen Pultes aufgeſchloſſen und eine Lage Papier herausgenommen hatte, ſetzte er ſich daneben an den Tiſch und begann zu ſchreiben. Eine amtliche Arbeit ſchien es nicht zu ſein; denn er hatte weder

Pläne noch Rechnungen dabei zugezogen. Mitunter ſtützte er den Kopf, und ein tiefes Stöhnen übertönte das einförmige Geräuſch der raſtlos fortſchreibenden Feder, dann fuhr er wohl empor und blickte haſtig um ſich und wandte das Ohr nach der Richtung des vorhin verlaſſenen Schlafgemaches; aber nichts rührte ſich in dem ſtillen Hauſe; Anna mußte von der geſtrigen Reiſe ſehr ermüdet ſein, ſogar die Magd ſchien ſich heute zu verſchlafen; und ſchon begann ein graues Morgendämmern vor den unverhangenen Fenſtern.

Endlich ſtand er auf, hob wiederum die Klappe des Pultes und legte das Geſchriebene hinein. Aber es war ihm das nicht gleich gelungen; denn ſeine Hand zitterte jetzt ſo ſtark, daß er ſie an dem eiſernen Ueberfall des Schloſſes blutig geſtoßen hatte. Ein kurzes Bedenken noch; dann nahm er ſeine beſte Kugelbüchſe aus dem Gewehrſchranke und lud ſie ſorgſam. Er hatte ſie umgehangen und war ſchon aus der Thür getreten, als er noch einmal umkehrte. Auch die Jagdtaſche nahm er noch vom Haken und hing ſie behutſam über ſeine Schulter; vielleicht entſann er ſich, daß vor dem Schlafengehen Anna's Hände ihm das Frühſtück für den angekündigten Morgengang bereitet und da hinein=

geſteckt hatten. Eine Weile noch ſtand er, die Finger um die Lehne eines Stuhls geklammert; dann ging er.

Er ging über die Wieſen an dem Wald entlang; der Nebel ſtand noch dicht über den Feldern und zwiſchen den Bäumen; von den Zweigen fielen ſchwere Tropfen auf ihn herab. Als er in den durch die Hölzung führenden Fahrweg eingebogen und eine Strecke darauf fortgegangen war, hörte er Schritte ſich entgegenkommen, und bald auch erkannte er aus dem Nebel einen Mann, welcher, den Kopf voraus und mit den Armen mächtig um ſich fechtend, eifrig vor ſich hinredete, als ob er ein wichtiges Erzählen vor ſich habe.

Rudolph, der einen der Holzſchläger erkannt hatte, wollte raſch vorübergehen; aber der Andere hob jetzt den Kopf: „Ah ſo, der Herr Förſter!“ rief er, die Mütze herunterreißend. „Ich ſoll auf's Schloß zum Herrn Inſpector; iſt wieder der Teufel los mit dem Klaus Peters; die Andern kamen aber eben recht, daß wir ihn binden konnten!“

Rudolph blieb ſtehen und ſtarrte den Sprecher an; Klaus Peters war der junge Arbeiter, der als Ehemann aus dem Irrenhaus zurückgekehrt war.

Der Andere aber begann jetzt wieder ſein Fechten mit den Armen: „Immer um die Kathe herum, Herr Förſter,“ rief er, „und das die Holzaxt in der Fauſt; und die Frau rannte vor ihm auf und ſchrie Zetermordio, daß wir's in unſern Betten hören konnten! Es wird nicht helfen, der Herr Graf mögen nur recht weit den Beutel aufthun; denn zum andern Mal kommt er wohl nicht zurück, wenn ſie ihn erſt wieder ſicher in der Anſtalt haben.“

Der alte Holzſchläger, während er nach einem Endchen Rolltabak in ſeiner Taſche ſuchte, wartete vergebens auf eine Beifallsäußerung ſeines Vorgeſetzten. „So, ſo?“ ſagte dieſer endlich, ohne daß ſich Anderes, als nur die Lippen, an ihm zu regen ſchien; „ja, da muß zeitig Rath geſchafft werden.“ Dann wandte er ſich plötzlich und ſchritt auf einem Seitenwege in den Wald hinein, wo er den Blicken des verwundert Nachſchauenden bald entſchwunden war.

— — Kurz ehe dies im Walde geſchah, hatte im Forſthauſe auch die junge Frau ſich aus dem Schlaf erhoben; erſchrocken, daß ſchon der graue Tag in's Fenſter ſah, warf ſie raſch die Kleider über; ſie hatte ja noch an Bernhard ſchreiben wollen, ehe die Mama das Bett verließe. Als ſie aber mit ihrem Schlüſſelkörbchen auf den Flur hinaustrat, kam Frau von Schlitz ihr in fertigem Morgenanzug ſchon entgegen.

„Mama!“ rief Anna überraſcht; „willkommen bei uns! Aber ſo früh? Sie müſſen ſchlecht geſchlafen haben?“ Frau von Schlitz hatte freilich ſchlecht geſchlafen: es war nicht nur die Mißſtimmung über die Abweſenheit des Ehepaars bei ihrer Ankunft; aber aus den Briefen beider hatte ſie leicht herausgefunden, daß ihre Erwartungen von dieſer Ehe ſich keineswegs erfüllt hatten. Doch äußerte ſie nichts dergleichen, ſondern ſagte nur: „Ich bin keine Langſchläferin, mein Kind!“ Aber Anna wurde faſt verlegen unter dem ſtrengen Blick, von welchem dieſes Wort begleitet wurde. „Und wo iſt denn mein Sohn?“ begann Frau von Schlitz wieder. „Ich ſuchte ihn ſchon vergebens in Eurem Wohnzimmer.“

„Ich fürchte, Mama, er wird ſchon ſeinen Reviergang angetreten haben.“

„Heute? Er wußte doch von meiner Ankunft?“

„Gewiß; aber er hat wohl nicht gedacht, daß Mama ſo früh ſchon auf ſein würden.“

„Laß uns nach ſeinem Zimmer gehen, Kleine!“ ſagte Frau von Schlitz und ſchritt ſogleich den dahin führenden Gang hinab. Von Anna gefolgt, öffnete ſie die Thür; aber es war Niemand in dem Zimmer. „Zürnen Sie ihm nicht, Mama,“ bat die junge Frau; „er wird nun deſto früher wieder da ſein!“

Aber die Aeltere, die mit raſchen Blicken Alles um ſich her gemuſtert hatte, wies mit ausgeſtrecktem Finger nach dem kleinen Pult am Fenſter: „Dort ſteckt ja noch der Schlüſſelbund; das iſt doch nicht die Ordnung, die ich meinem Sohn gelehrt hatte!“

Anna erſchrak; das war auch jetzt nicht Rudolph's Weiſe. „So muß er noch nicht fort ſein!“ ſagte ſie beklommen und trat hinzu, um den Schlüſſel abzuziehen. Aber als ſie mit der Hand die Klappe faßte, gab dieſe ohne Widerſtand dem Drucke nach; der Schlüſſel war nicht einmal umgedreht.

In unbewußtem Antrieb hatte Anna die Klappe völlig aufgehoben; doch nur ein paar Secunden lang blickte ſie hinein, dann ſchlug die Klappe zu, und wie ein Schrei brach der Name „Rudolph!“ über ihre Lippen. Sie hatte nur die erſten Worte einer Schrift geleſen, welche obenauf im Pulte lag; jetzt hielt ſie ſie mit ihren beiden Händen. Sie ſtand hoch aufgerichtet; ihre Augen, ſtarr wie Edelſteine, aber leuchtend, als ob ſie ihren letzten Glanz verſprühen ſollten, flogen über die ſichtbar am Morgen erſt geſchriebenen Zeilen.

Es war ein Abſchiedsbrief, den Rudolph hinterlaſſen hatte, ein Bekenntniß, daß er wahnſinnig ſei, daß er es längſt geweſen, daß er ſie betrogen habe; dann in dunklen Andeutungen, daß ein beſſeres Geſchick, das er, der rettungslos Verlorene mit ſeiner Leidenſchaft geſtört, ſich noch an ihr erfüllen werde. Und dann nichts weiter; nur ein durchſtrichenes Wort noch; nicht einmal der Name.

Mit ſteigender Unruhe hatte Frau von Schlitz dem Vorgange zugeſehen; jetzt hatten ihre Augen auch das Blatt geſtreift und Rudolph's Schrift darauf erkannt. Unwillkürlich ſtreckte ſie die Hand danach: „Was ſchreibt er?“ frug ſie, und ihre Stimme war nur wie ein Flüſtern. „Gieb! Ich muß es ſelber leſen!“

Und Anna fühlte kaum, wie ihr das Blatt entriſſen wurde. Wie ein Wetterſchlag war es auf ſie herabgefahren; aber auch das Dunkel war einem ſcharfen Licht gewichen. Mit ausgeſtreckten Armen lag ſie auf den Knieen, ihre Lippen ſtammelten gebrochene Worte; aber ſchon war ſie wieder aufgeſprungen, wie ein Hellſehen war es über ſie gekommen: ihm nach; ſie hatte keine Zeit zum Beten!

Da, als ſie fort wollte, fühlte ſie ihre Füße von zitternden Armen aufgehalten; kaum erkannte ſie das Antlitz, das ſtumm, wie einer Sterbenden, zu ihr aufſah. „Mama!“ rief ſie. „Sind Sie es denn, Mama!“

Nur ein Stöhnen kam aus dem zuckenden Munde, während die Arme ſich noch feſter um die Kniee des jungen Weibes klammerten. Anna ſuchte ſich vergebens los zu machen; ſie neigte ſich zu der Liegenden, ſie flehte, ſie ſchrie es faſt zuletzt: „Laſſen Sie mich, Mama; ich muß zu ihm, zu Rudolph! Sie wiſſen's ja, der Tod iſt hinter ihm!“

Die ſtumpfen Augen in dem ſo plötzlich alt gewordenen Geſicht der Mutter flammten auf: „Mein Sohn!“ ſchrie ſie und ſprang empor. „Ja, ja; wir müſſen zu ihm!“

„Nein, Mutter; bleiben Sie, Sie können nicht — ich muß allein!“

Aber die ſtarke Frau hatte ſich an ihren Arm gehangen: „Hab' Erbarmen, nimm mich mit zu meinem Sohn! Du haßt mich, Anna, Du haſt ein Recht dazu; aber — nimm mich mit; Du warſt nicht ſeine Mutter!“

Rathlos blickte Anna auf die Frau, die ihrer Sinne kaum noch mächtig war: „Nein!“ rief ſie;

„oh nein, kein Haß, Mama; Sie haben ja um ihn gelitten! Aber, um ſeinetwillen ich muß allein . . .“

Sie ſprach nicht mehr; die Secunde drängte, ſie mußte fort, ſie mußte fliegen, wenn es möglich war; und das junge Weib rang mit der Mutter, die ſie nicht laſſen wollte; auf beiden Seiten die Kraft und die Todesangſt der Liebe.

Doch nur noch ein paar Augenblicke; dann ſprang die Stubenthür zurück, und gleich darauf wurde auch die Hausthür aufgeriſſen. Drinnen im Zimmer lag die Mutter auf den Knieen; draußen über die Wieſen, entlang dem Waldesrande lief, nein flog, wie mit dem Tode um die Wette, das junge Weib des Förſters.

Aus einer engen Lichtung in jenem wild verwachſenen Theil des Waldes flatterten zwei Vögel auf, ſchwebten eine Weile darüber, und hüpften, ſcheu hinabäugelnd, dann wieder von einem Zweig zum andern in die Tiefe, von der ſie vorhin aufgeflogen waren. Es waren ein paar Rothkehlchen, denen ſich jetzt noch eine Meiſe zugeſellte. Als ſie bald danach auf's Neue über den Wipfeln ſichtbar wurden, jagten ſie ſich ſchreiend durch die Zweige; denn die Meiſe trug einen Brocken im Schnabel, von welchem die Andern ihren Antheil haben wollten.

Unten in dieſer Waldenge auf einem von Moos und Flechten überſponnenen Granitblock ſaß ein bleicher Mann; neben ihm lehnte eine Kugelbüchſe; an ſeiner Bruſt, aus der halb offenen Joppe ragte ein Strauß verdorrter Maililien, den er zuvor hart an dem Steine aufgeſammelt hatte. Dem Anſcheine nach mußte man ihn bei ſeinem Frühſtück glauben; denn er hatte ſeine Jagdtaſche, wie zur Tafel dienend, auf den Schooß gelegt; eine angebrochene Schwarzbrodſchnitte hielt er in der Hand. Aber er ſelber hatte nichts davon genoſſen; wie in Andacht, als ob er ein Heiliges berühre, brach er das Brod in kleine Brocken und ſtreute es vor ſich in das Kraut. Als die Vögel jetzt zu ihm hinab- und gleich darauf wieder emporflogen, hob er den Kopf und blickte ihnen nach; die Meiſe, welche diesmal nichts erhaſcht hatte, ſaß noch drüben auf einem Buchenzweig und ſchaute mit bewegtem Köpfchen zu ihm hin; vielleicht erkannte ſie den jungen Förſter, der ſo oft durch ihr Revier geſchritten war.

Kein Lufthauch ging durch die faſt lautloſe

Einſamkeit, ſelbſt der Vogel ſchien durch die düſteren Augen des Mannes wie auf ſeinen Zweig gebannt; nur von Zeit zu Zeit löſte kniſternd ſich ein gelbes Blatt und ſank zu Boden. Unhörbar ſtreckte Rudolph's Hand ſich nach der Kugelbüchſe, und ſchon wollte er ſie faſſen, da, ganz aus der Ferne, kaum vernehmbar, drang ein Schall herüber. Und wieder nach kurzer Pauſe kam es, und dann ſtärker, wie vom aufgeſtörten Morgenhauch geſchwellt; die Glocke der fernen Schloßuhr ſandte ihren Ruf durch Wald und Felder. — Auch an Rudolph's Ohr war er gedrungen; ſeine Hand ſtockte; er zählte: Sieben Uhr ſchon! Anna mußte jetzt ſeinen Abſchiedsbrief geleſen haben; ſie wußte Alles. Und plötzlich ſtand ihm Eines, nur dies Eine vor der Seele: das Schweigen, das furchtbare Schweigen war ja nun zu Ende!

Er hatte ſich ſo jäh emporgerichtet, daß ihm gegenüber der Vogel kreiſchend durch die Zweige fuhr. Was gab es nur? was hatte er hier gewollt? — Ihm war, als ſei er träumend einem Abgrund zugetaumelt.

Hoch über ihm, als hätte auch ſie die Glocke wach gerufen, durchbrach jetzt die Sonne den grauen Dunſt; ſie ſtreute Funken auf die feuchten Wipfel und warf auch einen Lichtſtrahl in des Mannes Seele, der hier unten noch im Schatten ſtand; er wußte es plötzlich, er fühlte es hell durch alle Glieder rinnen: der Arzt hatte recht gehabt; er war geſund, er war es längſt geweſen; es drängte ihn, ſogleich die Probe mit ſich anzuſtellen. Und mit unerbittlicher Genauigkeit rief er ſich den Bericht des Holzſchlägers in's Gedächtniß; er unterſchlug ſich nichts; er ließ den jungen Tollen mit der Axt ſein Weib verfolgen, er zwang ſich ihr Geſchrei zu hören; aber es blieb für ihn ein fremdes, das ſein eignes Leben nicht berührte.

Sein Leben — ja, jetzt konnte er es beginnen! — Die Waldesenge um ihn wich zurück, und jene Sonnenlandſchaft, unter deren Bilde ihm das erſehnte Glück ſo oft erſchienen war, breitete ſich licht und weit zu ſeinen Füßen; der Weg war offen, der zu ihr hinabführte.

Aber das Bild verſchwand; er ſtand noch in demſelben Waldesſchatten. Nein, nein; nicht eine Krankheit, aber eine Schuld war es, die ſeine Kraft gelähmt und ihn vor Schatten hatte zittern laſſen. Und nun — vor allen andern Wegen mußte er den zurück, den er hierher gegangen war; ein reuiger Verbrecher mußte er auf die Schwelle ſeines Hauſes treten! Ihn ſchauderte, die Füße ſchienen ihm im Boden feſtzuwurzeln.

Da kam ein Rauſchen aus dem wilden Dickicht, und wie ein Leuchten flog es über ſeine finſtern Züge: „Anna!“ ſchrie er; „Anna!“ und ſtreckte beide Arme in die Leere. — Wo war ſie? — Sie ſuchte ihn! Er wußte es, daß ſie ihn ſuchte; er ſah ſie vor ſich in ihrer Todesangſt, die ſchlanken Glieder, wie ſie durch Zweige brachen, die blauen Augen links und rechtshin irre Strahlen werfend. „Ich komme!“ rief er. „Ja, ich komme!“

Ihm war, als ob aus leerer Luft ihm Kräfte wuchſen; vor ſeinem Weibe wollte er in Demuth knieen, und dann auf ſeinen Armen ſie durch's Leben tragen! Nur noch die Kugel, die im Rohre ſteckte, dieſe Kugel durfte nicht mit ihm zurück! Er ſah empor; ein mächtiger Falke zog über den Waldeswipfeln ſeine Kreiſe. Doch — kein Blut! Frei durch den weiten Himmel, ein Gruß in's neue Leben ſollte dieſe Kugel fliegen! Und ſich niederbeugend faßte er mit raſchem Griff den Schaft der Büchſe.

Aber ihm im Rücken, am Rand der Lichtung war eben eine zitternde Frauengeſtalt erſchienen. Wie ohnmächtig hatte ſie dageſtanden; jetzt gellte ihr Schrei ihm in die Ohren, und, während junge Arme ſich um ihn warfen, fuhr mit dumpfem Krach die Kugel aus dem Rohr.

Sie ſchien es nicht zu merken; aber ſie bog ſich von ihm ab, ſie ſtemmte ihre Hände gegen ſeine Schultern und ſah ihn mit faſt wilden Augen an.

Da ſchrie er auf: „Du bluteſt! Du biſt getroffen, Anna!“

Ihre Hände wehrten ſchwach den ſeinen, die an ihrem Nacken ſuchten: „Nein, nur die Dornen — — ich fühle nichts — — aber Du!“, — es war, als hätten dieſe Worte eine Felſenlaſt zurückgeſtoßen — „Du lebſt!“ ſchrie ſie; „Du lebſt!“ ſcholl es noch einmal aus der ganzen Fülle ihrer Bruſt; dann brach ſie in ſeinem Arm zuſammen.

Drei Tage waren ſeitdem verfloſſen; unter dem Dach des Förſterhauſes lag Anna in den weißen Linnen ihres Bettes. Keine Kugel hatte ſie verletzt; auch nicht die Wunden, die die Dornen ihr geriſſen — der jähe Strahl des ſchon verloren gegebenen Glückes war es geweſen, der ſie hingeworfen hatte. Und auch nicht um dies kräftige Leben ſelber, vielmehr nur um ein zweites, das in ſeinem Schooß dem Licht entgegenkeimte, hatte die Natur ihr ſtilles Ringen zu beſtehen. Aber ſchon blickten die Augen der künftigen jungen Mutter froh und ſiegreich um ſich, während ſie im Grund der Seele nur ein Erinnern jenes Morgens feſthielt: nur, wie die Arme ihres Mannes ſie vom Boden hoben, und wie dann, ſchon im Erlöſchen ihrer Sinne, ſich ihr Haupt an ſeiner Bruſt zur Ruhe legte.

In den Nächten, die dann folgten, hatte Rudolph, in ſeltenem Wechſel mit der Mutter, die jetzt ſelbſt der Ruhe bedurfte, neben ihr gewacht und ihren Schlaf behütet. Der Tag fand ihn im Forſte, an den Sümpfen; dann wieder an ſeinem Arbeitstiſche, oder Bericht erſtattend und ſeine Pläne klar entwickelnd bei dem Grafen; noch niemals hatte er das Vollmaß ſeiner Kräfte ſo empfunden.

Jetzt kniete er in Demuth an dem Bette ſeines Weibes, die ſeine beiden Hände in den ihren hielt; er hatte lange zu ihr geſprochen, und ſie hatte ſchweigend zugehört.

Nun, als auch er ſchwieg, bewegte ſie leis verneinend ihren Kopf: „Geſündigt? Du an mir geſündigt?“ frug ſie, ſeine letzten Worte wiederholend. Und als er ſprechen wollte, entzog ſie ihm die eine ihrer Hände und legte ſie auf ſeinen Mund: „Ich weiß es beſſer, Rudolph: Du hatteſt mich zu lieb, Du haſt mich nicht verlieren können! Nein, ſage nur nichts Andres; Du haſt noch immer nicht gewußt, daß Du mich nicht verlieren kannſt!" Und da er widerſprechen wollte, richtete ſie ſich auf und ſeinen Mund mit ihren Küſſen ſchließend, ſchlang ſie die Arme um ſeinen Hals und flüſterte wie leidenſchaftliches Geheimniß ihm in's Ohr: „Ich glaube, Rudolph, aber Gott wird es verhüten, — ich könnte noch eine größere Sünde um Dich thun!"

Dann, während er, berauſcht und wie von Schuld befreit, dies Geſtändniß ſeines ſchönen Weibes noch in ſeiner Seele wog, hatte dieſe, von leichter Schwäche überkommen, ſich zurückgelegt; nur ihr Antlitz wandte ſich nach dem des Mannes, und, eines alten Reims gedenkend, und wie in ſeliger Stille ihre Augen in den ſeinen laſſend, ſprach ſie leiſe und doch mit dem lichten Vollklang ihrer Stimme:

„Was Liebe nur gefehlet,
Das bleibt wohl ungezählet,
Das iſt uns nicht gefehlt."

Dann wurde es ſtille zwiſchen ihnen; es bedurfte keiner Worte mehr.

— — Als Rudolph bald darauf durch Geſchäfte abgerufen wurde, trat ſtatt ſeiner die Mutter in das Zimmer. Die Falte, welche der Schrecken jenes Morgens ihrem Antlitz eingegraben hatte, war nicht daraus verſchwunden; aber ſie ſchien nur einen früheren Zug der Härte hier verdrängt zu haben, der ſelbſt den Sohn ihr nie völlig hatte nahe kommen laſſen. Mit aufmerkſamen, ja fürſorglichen Blicken betrachtete ſie die junge Frau, die in ruhigem Genügen, mit gefalteten Händen vor ſich hinſah. Die Entſchloſſenheit derſelben, welche ſelbſt, ſich gegen ſie zu wenden, keine Scheu getragen hatte, mochte die Achtung der rückſichtsloſen Frau gewonnen, zugleich aber der Umſtand, daß die Starke nun ſelbſt hülflos ihrer Hand bedurfte, den daneben aufgeſtiegenen Groll verſöhnt haben.

Behutſam trat ſie näher: „Du lächelſt, Anna,“ ſagte ſie, indem ſie ſich zu ihr neigte; „aber Du biſt ſehr blaß! Rudolph iſt zu lange bei Dir geweſen.“

„Zu lange?“ wiederholte Anna; und als ob ſie nur die eigenen Gedanken weiter ſpinne, fuhr ſie fort: „Nein, nicht mehr dazu war ich ihm noch nöthig — — Sie irrten doch, Mama — er war ſchon ohne mich geneſen! Aber jetzt — — vielleicht

— jetzt bin ich doch ſein Glück!“ Ein Lächeln wie Sonnenwärme breitete ſich auf ihrem Antlitz.

Frau von Schlitz nickte ſchweigend: was redete die da vor ſich hin? — Ihr Sohn, ihr Kind, das ſie mit ihrem Blut getränkt hatte! — Wie mit Schlangenbiſſen fiel ein eiferſüchtiges Weh ſie an: „Ich irrte, ſagſt Du?“ ſprach ſie ſtrenge, während ihr eine dunkle Gluth bis in die Augen flammte. „Du brauchſt mich nicht zu ſchonen, Anna; es war nie meine Art mich zu belügen! Aber dafür — dafür“ — — ihre zitternden Lippen rangen vergebens noch nach Worten.

Mit Angſt ſah Anna in das ſtumme Antlitz, in dem nur noch die Augen Leben hatten. „Mama! Oh Mama, was iſt Dir?“ rief ſie.

Da gewann die harte Frau die Sprache wieder: „Dafür,“ ſagte ſie langſam, indem das Haupt ihr auf die Bruſt herabſank, „haſt Du mich arm gemacht.“

Aber ſchon hatte, in plötzlichem Verſtändniß, die unſchuldige Feindin ihre Hand ergriffen, und ſich ſanft darüber neigend flüſterte ſie: „Du mußt mich lieben, Mutter!“

„Muß ich?“ — Ein finſtrer Blick war auf die junge Frau gefallen; dann aber lag ſie an der

Bruſt der Mutter, überſchüttet von durſtiger, ungeſtümer Liebe: „Ja, ja, mein Kind; ich ſehe keine andere Rettung!“

Noch hingen die letzten Blätter an den Bäumen, als die ſtill gewordenen Räume des Hauſes durch die friſch erſtandene junge Frau ſich wieder neu belebten: ihr leichter Schritt, ihre frohe Stimme, wenn Rudolph ſie in ſeinem Zimmer hörte, ſo konnte er nicht laſſen ſeine Thür zu öffnen; ihm war, als ob es dann in Kopf und Kammer heller würde. In feſter Pflichterfüllung gingen Mann und Weib zuſammen: der Winter nahte; aber vor beider Augen lag die Sonnenlandſchaft.

Eines Morgens, als nach Ende des Monats Rudolph die Löhnungsliſten zur Reviſion erhalten hatte, ſah er darin auch den Namen jenes jungen Holzſchlägers, außer der Lücke von ein paar Tagen, bis an's Ende aufgeführt.

„Klaus Peters?“ frug er den alten Andrees, der ihm die Papiere eben von dem Inſpektor überbracht hatte. „Ich dächte, der wäre wieder krank geworden?“

Der Waldwärter lachte: „Ein Schreckſchuß, Herr Förſter; der iſt ſo geſund wie Sie und ich! Die

Beiden waren in Zank gerathen, er und das dumme Weib; er ſchlug ſich grad' ſchon in der Frühe ſein bischen Winterholz, und wie ſie nun in der Hitze ihm ſeine frühere Tollheit vorgerückt, da hat er freilich die Axt nicht fortgelegt, als er um die Kathe hinter ihr die Jagd gemacht; nun aber gehen ſie ſchon Sonntags wieder Hand in Hand zur Kirche."

Rudolph nickte zuſtimmend: „Schickt mir gelegentlich das Weib, Andrees;" ſagte er; „ich muß doch einmal mit ihr reden!" Ihn freute dieſer Ausgang um des jungen Menſchen willen, weiter aber kümmerte auch dies ihn nicht.

Und gleichwohl, als Anna bald danach zu ihm hereintrat, hatte ſich ein nachdenklicher Ernſt auf ſeiner Stirn geſammelt: es lag noch Eines vor ihm.

Als ſie fragend zu ihm aufblickte, zog er ſie ſanft zu ſich heran: „Ich reite heute Nachmittag zu Bernhard," ſagte er; „Du weißt ja Alles, meine Anna; ich möchte warm und offen um des treuen Mannes Freundſchaft werben."

Ein ſtiller Winter war vergangen; nun wehten am Waldrande ſchon die Primeldüfte, ſeit ein paar Wochen war auch der Graf ſchon wieder aus der

Reſidenz zurück, um der weiteren Durchforſtung ſeiner Wildniß beizuwohnen. An dieſem Morgen aber ſchritt er neben ſeinem Schwiegervater, der Tags vorher zum Genuß der erſten Frühlingsfriſche angelangt war, auf jenem Steige, dem Runenſteine vorüber, in den Wald hinein; beide, wie damals im verfloſſenen Herbſte, in angelegentlichem Zwieſprach.

„Aber, mein Lieber,“ ſagte der alte Herr; „ſo iſt denn der von Schlitz nun doch Dein Oberförſter; wenn mir recht iſt, ſchien Dir derzeit die Muſik des jungen Herrn nicht völlig zu gefallen?“

„Ja, ja, derzeit,“ erwiderte der Jüngere; „aber es wurde anders, ich war auch ſelbſt wohl etwas ungeſtüm; er kann doch mehr, als Chopin ſpielen; Du wirſt Dich wundern, wie weit wir ſchon mit unſerer Wildniß ſind!“

„So!“ meinte der General, und ein leiſes Lächeln zuckte um ſeinen weißen Schnurrbart; „ei der Tauſend, da hat Dich alſo Dein gerühmter Scharfblick doch einmal in Stich gelaſſen!“

„Spotte nur, Papa; aber es dürfte Dir leicht ebenſo ergangen ſein!“

Der Alte lachte: „Mir? Das glaub' ich; aber ich bin auch nicht mein Tochtermann! Nun aber: was hat es denn gegeben?“

Der Graf blieb ſtehen: „Du mußt Dir ſchon an einem ‚ou dit‘ genügen laſſen! Alſo: das Schießen zählt eben nicht zu den Künſten des Herrn Oberförſters; gleichwohl, ſo wird gemunkelt — es war damals, um die Zeit Deiner Abreiſe — ſoll er doch ſein junges Weib getroffen haben.“

„Der Tauſend!“ ſagte wieder der alte Herr. „Und dann?“

„Dann? Ja, das ſchlägt in Dein Fach, Papa! Es giebt ja Leute, die erſt tapfer werden, wenn ſie Blut geſehen haben; jedenfalls — von da ab an datirt die neue Aera. Mir iſt nur bange,“ ſetzte er hinzu, „der Staat wird mir den Mann nicht allzu lange laſſen.“

„Mein Lieber,“ erwiderte der General, „ich nehme allen Spott zurück und will nur hoffen, daß die junge Frau“ — — —

„Die Frau, o die iſt ſchöner und heiterer als je; am Ende iſt auch dieſer Schuß nur ſo ein Stück moderner Sagenbildung. Uebrigens glückliche Menſchen das, Papa! Erſt am vergangenen Montag habe ich mit dem Schwiegervater, dem trefflichen Paſtor von da drüben, ihnen den erſten Jungen aus der Taufe gehoben. Selbſt mit der alten Gnädigen von Schlitz verſtehen ſie zu leben, was meinem

Schulgenoſſen, dem Walzercomponiſten, nicht ſo ganz gelungen ſein ſoll; aber — die beiden Jungen ſind auch beſſere Muſikanten.“

Der alte Herr nickte freundlich lächelnd mit ſeinem weißen Kopfe; dann gingen beide weiter. — Niemand hatte dies Geſpräch belauſcht, wenn nicht doch der Buchfinke, der gleich danach über der Thür des Forſthauſes in dem jungen Grün der Eiche ſeinen hellen Sang erhob.

Hans und Heinz Kirch.

1881—82.

Auf einer Uferhöhe der Oſtſee liegt hart am Waſſer hingelagert eine kleine Stadt, deren ſtumpfer Thurm ſchon über ein Halbjahrtauſend auf das Meer hinausſchaut. Ein paar Kabellängen vom Lande ſtreckt ſich quervor ein ſchmales Eiland, das ſie dort den „Warder“ nennen, von wo aus im Frühling unabläſſiges Geſchrei der Strand- und Waſſervögel nach der Stadt herübertönt. Bei hellem Wetter tauchen auch wohl drüben auf der Inſel, welche das jenſeitige Ufer des Sundes bildet, rothbraune Dächer und die Spitze eines Thurmes auf, und wenn die Abenddämmerung das Bild verlöſcht hat, entzünden dort zwei Leuchtthürme ihre Feuer und werfen über die dunkle See einen Schimmer nach dem diesſeitigen Strand herüber. Gleichwohl, wer als Fremder durch die auf- und abſteigenden Straßen der Stadt wandert, wo hie und da roh gepflaſterte Stufen über die Vorſtraße zu den kleinen Häuſern führen, wird ſich des Eindrucks abgeſchloſſener Einſamkeit wohl kaum erwehren können, zumal wenn er von der Landſeite über die langgeſtreckte Hügelkette hier herabgekommen iſt. In einem Balkengeſtelle auf dem Markte hing noch vor Kurzem, wie ſeit Jahrhunderten, die ſogenannte Bürgerglocke; um zehn Uhr Abends, ſobald es vom Kirchthurme geſchlagen hatte, wurde auch dort geläutet, und wehe dem Geſinde oder auch dem Hausſohn, der dieſem Ruf nicht Folge leiſtete; denn gleich danach konnte man ſtraßab und =auf ſich alle Schlüſſel in den Hausthüren drehen hören.

Aber in der kleinen Stadt leben tüchtige Menſchen, alte Bürgergeſchlechter, unabhängig von dem Gelde und dem Einfluß der umwohnenden großen Grundbeſitzer; ein kleines Patriziat iſt aus ihnen erwachſen, deſſen ſtattlichere Wohnungen, mit breiten Beiſchlägen hinter mächtig ſchattenden Linden, mitunter die niedrigen Häuſerreihen unterbrechen. Aber auch aus dieſen Familien mußten bis vor dem letzten Jahrzehnt die Söhne den Weg gehen, auf welchem Eltern und Vorfahren zur Wohlhabenheit und bürgerlichen Geltung gelangt waren; nur wenige ergaben ſich den Wiſſenſchaften, und kaum war unter den derzeitig noch ſtudirten Bürgermeiſtern jemals ein Eingeborener dageweſen; wenn aber bei den jährlichen Prüfungen in der Rectorſchule der Probſt die Knaben frug: „Mein Junge, was willſt Du werden?“ dann richtete der ſich ſtolz von ſeiner Bank empor, der mit der Antwort: „Schiffer!“ herauskommen durfte; Schiffsjunge, Kapitän auf einem Familien-, auf einem eignen Schiffe, dann mit etwa vierzig Jahren Rheder und bald Senator in der Vaterſtadt, ſo lautete der Stufengang der bürgerlichen Ehren.

Auf dem Chor der von einem Landesherzog im 13. Jahrhundert erbauten Kirche befand ſich der geräumige Schifferſtuhl, für den Abendgottesdienſt mit ſtattlichen Metallleuchtern an den Wänden prangend, durch das an der Decke ſchwebende Modell eines Barkſchiffes in vollem Takelwerke kenntlich. Auf dieſen Raum hatte jeder Bürger ein Recht, welcher das Steuermannsexamen gemacht hatte und ein eigenes Schiff beſaß; aber auch die ſchon in die Kaufmannſchaft Uebergetretenen, die erſten Rheder der Stadt, hielten, während unten in der Kirche ihre Frauen ſaßen, hier oben unter den andern Kapitänen ihren Gottesdienſt; denn ſie waren noch immer und vor Allem meerbefahrene Leute, und das kleine ſchwebende Barkſchiff war hier ihre Hausmarke.

Es iſt begreiflich, daß auch manchen jungen Matroſen oder Steuermann aus dem kleinen Bürgerſtande beim Eintritt in die Kirche ſtatt der Andacht ein ehrgeiziges Verlangen anfiel, ſich auch einmal den Platz dort oben zu erwerben, und daß er trotz der eindringlichen Predigt dann ſtatt mit gottſeligen Gedanken mit erregten weltlichen Entſchlüſſen in ſein Quartier oder auf ſein Schiff zurückkehrte.

Zu dieſen ſtrebſamen Leuten gehörte Hans Adam Kirch. Mit unermüdlichem Thun und Sparen hatte er ſich vom Setzſchiffer zum Schiffseigenthümer hinaufgearbeitet; freilich war es nur eine kleine Jacht, zu der ſeine Mittel gereicht hatten, aber raſtlos und in den Winter hinein, wenn ſchon alle andern Schiffer daheim hinter ihrem Ofen ſaßen, befuhr er mit ſeiner Jacht die Oſtſee, und nicht nur Frachtgüter für Andere, bald auch für eigne Rechnung brachte er die Erzeugniſſe der Umgegend, Korn und Mehl, nach den größeren und kleineren Küſtenplätzen; erſt wenn bereits außen vor den Buchten das Waſſer feſt zu werden drohte, band auch er ſein Schiff an den Pfahl und ſaß beim Sonntagsgottesdienſte droben im Schifferſtuhl unter den Honoratioren ſeiner Vaterſtadt. Aber lang vor Frühlingsanfang war er wieder auf ſeinem Schiffe; an allen Oſtſeeplätzen kannte man den kleinen, hageren Mann in der blauen, ſchlotternden Schifferjacke, mit dem gekrümmten Rücken und dem vornüberhängenden dunkelhaarigen Kopfe; überall wurde er aufgehalten und angeredet, aber er gab nur kurze Antworten, er hatte keine Zeit; in einem Tritte, als ob er an der Fallreepstreppe hinauflaufe, sah man ihn eilfertig durch die Gaſſen wandern. Und dieſe Raſtloſigkeit trug ihre Früchte; bald wurde zu dem aus der väterlichen Erbſchaft übernommenen Hauſe ein Stück Wieſenland erworben, genügend für die Sommer- und Winterfütterung zweier Kühe; denn während das Schiff zu Waſſer, ſollten dieſe zu Lande die Wirthſchaft vorwärts bringen. Eine Frau hatte Hans Kirch ſich im Stillen vor ein paar Jahren ſchon genommen; zu der Hökerei, welche dieſe bisher betrieben, kam nun noch eine Milchwirthſchaft; auch ein paar Schweine konnten jetzt gemäſtet werden, um das Schiff auf ſeinen Handelsfahrten zu verproviantiren; und da die Frau, welche er im Widerſpruch mit ſeinem ſonſtigen Thun aus einem armen Schulmeiſterhauſe heimgeführt hatte, nur ſeinen Willen kannte und überdies aus Furcht vor dem bekannten Jähzorn ihres Mannes ſich das Brod am Munde ſparte, ſo pflegte dieſer bei jeder Heimkehr auch zu Hauſe einen hübſchen Haufen Kleingeld vorzufinden.

In dieſer Ehe wurde nach ein paar Jahren ein Knabe geboren und mit derſelben Sparſamkeit erzogen. „All wedder 'n Dreling umſünſt utgeb'n!" Dies geflügelte Wort lief einmal durch die Stadt; Hans Adam hatte es ſeiner Frau zugeworfen, als ſie ihrem Jungen am Werktag einen Syrupskuchen gekauft hatte. Trotz dieſer dem Geize recht nahe verwandten Genauigkeit war und blieb der Kapitän ein zuverläſſiger Geſchäftsmann, der jeden ungeziemenden Vortheil von ſich wies; nicht nur in Folge einer angeborenen Rechtſchaffenheit, ſondern eben ſo ſehr ſeines Ehrgeizes. Den Platz im Schifferſtuhle hatte er ſich errungen; jetzt ſchwebten höhere Würden, denen er nichts vergeben durfte, vor ſeinen Sinnen; denn auch die Spitze im Magiſtratskollegium, wenn ſie auch meiſt den größeren Familien angehörten, waren mitunter von dem kleineren Bürgerſtande aus beſetzt worden. Jedenfalls, ſeinem Heinz ſollte der Weg dazu gebahnt werden; ſagten die Leute doch, er ſei ſein Ebenbild: die feſt auslugenden Augen, der Kopf voll ſchwarzbrauner Locken ſeien väterliche Erbſchaft, nur ſtatt des krummen Rückens habe er den ſchlanken Wuchs der Mutter.

Was Hans Kirch an Zärtlichkeit beſaß, das gab er ſeinem Jungen; bei jeder Heimkehr lugte er ſchon vor dem Warder durch ſein Glas, ob er am Hafenplatz ihn nicht gewahren könne; kamen dann nach der Landung Mutter und Kind auf Deck, ſo hob er zuerſt den kleinen Heinz auf ſeinen Arm, bevor er ſeiner Frau die Hand zum Willkommen gab.

Als Heinz das ſechſte Jahr erreicht hatte, nahm ihn der Vater zum erſten Male mit ſich auf die Fahrt, als „Spielvogel", wie er ſagte; die Mutter ſah ihnen mit beſorgten Augen nach; der Knabe aber freute ſich über ſein blankes Hütchen und lief jubelnd über das ſchmale Brett an Bord; er freute ſich, ſchon jetzt ein Schiffer zu werden wie ſein Vater, und nahm ſich im Stillen vor recht tüchtig mitzuhelfen. Früh Morgens waren ſie ausgelaufen; nun beſchien ſie die Mittagsſonne auf der blauen Oſtſee, über die ein lauer Sommerwind das Schiff nur langſam vorwärts trieb. Nach dem Eſſen, bevor der Kapitän zur Mittagsruhe in die Kajüte ging, wurde Heinz dem Schiffsjungen anvertraut, der mit dem Spleißen zerriſſener Taue auf dem Deck beſchäftigt war; auch der Knabe erhielt ein paar Tauenden, die er eifrig in einander zu verflechten ſtrebte.

Nach einer Stunde etwa ſtieg Hans Kirch wieder aus ſeiner Kajüte und rief, noch halb im Taumel:

„Heinz! Komm her, Heinz; wir wollen Kaffee trinken!“ Aber weder der Knabe ſelbſt, noch eine Antwort kam auf dieſen Ruf; ſtatt deſſen klang drüben vom Bugſpriet her der Geſang einer Kinderſtimme. Hans Kirch wurde blaß wie der Tod; denn dort, faſt auf der äußerſten Spitze hatte er ſeinen Heinz erblickt. Auf der Luvſeite, behaglich an das matt geſchwellte Segel lehnend, ſaß der Knabe, als ob er hier von ſeiner Arbeit ruhe. Als er ſeinen Vater gewahrte, nickte er ihm freundlich zu; dann ſang er unbekümmert weiter, während am Bug das Waſſer rauſchte; ſeine großen Kinderaugen leuchteten, ſein ſchwarzbraunes Haar wehte in der ſanften Briſe.

Hans Kirch aber ſtand unbeweglich, gelähmt von der Rathloſigkeit der Angſt; nur er wußte, wie leicht bei der ſchwachen Luftſtrömung das Segel flattern und vor ſeinen Augen das Kind in die Tiefe ſchleudern konnte. Er wollte rufen; aber noch zwiſchen den Zähnen erſtickte er den Ruf; Kinder, wie Nachtwandler, muß man ja gewähren laſſen; dann wieder wollte er das Boot ausſetzen und nach dem Bug des Schiffes rudern; aber auch das verwarf er. Da kam von dem Knaben ſelbſt die Entſcheidung; das Singen hatte er ſatt, er wollte jetzt zu ſeinem Vater und dem ſeine Taue zeigen. Behutſam, entlang dem unteren Rande des Segels, das nach wie vor ſich ihm zur Seite blähte, nahm er ſeinen Rückweg; eine Möve ſchrie hoch oben in der Luft, er ſah empor und kletterte dann ruhig weiter. Mit ſtockendem Athem ſtand Hans Kirch noch immer neben der Kajüte; ſeine Augen folgten jeder Bewegung ſeines Kindes, als ob er es mit ſeinen Blicken halten müſſe. Da plötzlich, bei einer kaum merklichen Wendung des Schiffes, fuhr er mit dem Kopf herum: „Backbord!“ ſchrie er nach der Steuerſeite; „Backbord!“ als ob es ihm die Bruſt zerſprengen ſolle. Und der Mann am Steuer folgte mit leiſem Druck der Hand, und die eingeſunkene Leinewand des Segels füllte ſich aufs Neue.

Im ſelben Augenblicke war der Knabe fröhlich aufs Verdeck geſprungen; nun lief er mit ausgebreiteten Armen auf den Vater zu. Die Zähne des gefahrgewohnten Mannes ſchlugen noch an einander: „Heinz, Heinz, das thuſt Du mir nicht wieder!“ Krampfhaft preßte er den Knaben an ſich; aber ſchon begann die überſtandene Angſt dem Zorne gegen ihren Urheber Platz zu machen. „Das thuſt Du mir nicht wieder!“ Noch einmal ſagte er es; aber ein dumpfes Grollen klang jetzt in ſeiner Stimme; ſeine Hand hob ſich, als wolle er ſie auf den Knaben fallen laſſen, der erſtaunt und furchtſam zu ihm aufblickte.

Es ſollte für dies Mal nicht dahin kommen; der Zorn des Kapitäns ſprang auf den Schiffsjungen über, der eben in ſeiner läſſigen Weiſe an ihnen vorüberſchieben wollte; aber mit entſetzten Augen mußte der kleine Heinz es anſehen, wie ſein Freund Jürgen, er wußte nicht weshalb, von ſeinem Vater auf das Grauſamſte gezüchtigt wurde.

— — Als im nächſten Frühjahr Hans Kirch ſeinen Heinz wieder einmal mit aufs Schiff nehmen wollte, hatte dieſer ſich verſteckt und mußte, als er endlich aufgefunden wurde, mit Gewalt an Bord gebracht werden; auch ſaß er dies Mal nicht mehr ſingend unterm Klüverſegel; er fürchtete ſeinen Vater und trotzte ihm doch zugleich. Die Zärtlichkeit des Letzteren kam gleicherweiſe immer ſeltener zu Tage, je mehr der eigene Wille in dem Knaben wuchs; glaubte er doch ſelber nur den Erben ſeiner aufſtrebenden Pläne in dem Sohn zu lieben.

Als Heinz das zwölfte Jahr erreicht hatte, wurde ihm noch eine Schweſter geboren, was der Vater als ein Ereigniß aufnahm, das eben nicht zu ändern ſei. Heinz war zu einem wilden Jungen aufgeſchoſſen;

aber in der Rectorſchule hatte er nur noch Wenige über ſich. „Der hat Gaben!“ meinte der junge Lehrer, „der könnte hier einmal die Kanzel zieren.“ Aber Hans Kirch lachte: „Larifari, Herr Rector! Ums Geld iſt es nicht; aber man ſieht doch gleich, daß Sie hier nicht zu Hauſe ſind.“

Gleichwohl ging er noch an demſelben Tage zu ſeinem Nachbaren, dem Paſtoren, deſſen Garten ſich neben ſeinem Grundſtück bis zur Straße hinab erſtreckte. Der Paſtor empfing den Eintretenden etwas ſtramm; „Herr Kirch,“ ſagte er, bevor noch dieſer das Wort zu nehmen vermochte, „Ihr Junge, der Heinz, hat mir ſchon wieder einmal die Scheiben in meinem Stallgiebel eingeworfen!“

„Hat er das,“ erwiderte Hans Kirch, „ſo muß ich ſie einſetzen laſſen, und Heinz bekommt den Stock; denn das Spielwerk iſt zu theuer.“

Dann, während der Andere zuſtimmend nickte, begann er mit dem, was ihn hergeführt, herauszurücken: der Paſtor ſollte ſeinen Heinz in die Privatſtunden aufnehmen, welche er zur Aufbeſſerung ſeines etwas ſchmalen Ehrenſoldes einigen Koſtgängern und Söhnen der Honoratioren zu ertheilen pflegte. Als dieſer ſich nach einigen Fragen bereit erklärte, machte Hans Kirch noch einen Verſuch das Stundengeld herabzudrücken;

da aber der Paſtor nicht darauf zu hören ſchien, ſo wiederholte er ihn nicht; denn Heinz ſollte mehr lernen, als jetzt noch in der Rectorſchule für ihn zu holen war.

Am Abend dieſes Tages erhielt Heinz die angelobte Strafe und am Nachmittage des folgenden, als er zwiſchen den andern Schülern oben in des Paſtors Studirzimmer ſaß, von Wohlehrwürden noch einen ſcharf geſalzenen Text dazu. Kaum aber war nach glücklich verfloſſener Stunde die unruhige Schaar die Treppe hinab und in den Garten hinausgeſtürmt, als der erlöſte Mann von dorten unter ſeinem Fenſter ein lautes Wehgeheul vernahm. „Ich will Dich klickern lehren!“ rief eine wüthende Knabenſtimme, und wiederum erſcholl das klägliche Geheul. Als aber der Paſtor ſein Fenſter öffnete, ſah er unten nur ſeinen fahlblonden Koſtgänger, der ihm am Morgen Heinzens Miſſethat verrathen hatte, jetzt in eifriger Beſchäftigung, mit ſeinem Schnupftuch ſich das Blut von Mund und Naſe abzutrocknen. Daß er ſelbſt an jenem Spielwerk mitgeholfen hatte, fand er freilich ſich nicht veranlaßt zu verrathen; aber ebenſowenig verrieth er jetzt, wer ihm den blutigen Denkzettel auf den Weg gegeben hatte.

Der Paſtor war des Segens eines Sohnes nicht theilhaftig geworden; nur zwei Töchter beſaß er, einige

Jahre jünger als Heinz und von nicht üblem Ausſehen; aber Heinz kümmerte ſich nicht um ſie, und man hätte glauben können, daß auch er der Bubenregel folge, ein tüchtiger Junge dürfe ſich nicht mit Dirnen abgeben, wenn in dem Hauſe dem Paſtorgarten gegenüber nicht die kleine Wieb geweſen wäre. Ihre Mutter war die Frau eines Matroſen, eine Wäſcherin, die ihr Kind ſaubrer hielt, als, leider, ihren Ruf. „Deine Mutter iſt auch eine Amphibie!“ hatte einmal ein großer Junge dem Mädchen ins Geſicht geſchrieen, als eben in der Schule die Lehre von dieſen Kreaturen vorgetragen war. „Pfui doch, warum?“ hatte entrüſtet die kleine Wieb gefragt. — „Warum? Weil ſie einen Mann zu Waſſer und einen zu Lande hat!“ — Der Vergleich hinkte; aber der Junge hatte doch ſeiner böſen Luſt genug gethan.

Gleichwohl hielten die Paſtorstöchter eine Art von Spielkameradſchaft mit dem Matroſenkinde; freilich meiſt nur für die Werkeltage, und wenn die Töchter des Bürgermeiſters nicht bei ihnen waren; wenn ſie ihre weißen Kleider mit den blauen Schärpen trugen, ſpielten ſie lieber nicht mit der kleinen Wieb. Trafen ſie dieſe dann etwas ſtill und ſchüchtern vor der Gartenpforte ſtehen, oder hatte gar die jüngſte gutmüthige Bürgermeiſterstochter ſie hereingeholt, dann ſprachen ſie wohl zu ihr ſehr freundlich, aber auch ſehr eilig: „Nicht wahr, kleine Wieb, Du kommſt doch morgen zu uns in den Garten?“ Im Nachſommer ſteckten ſie ihr auch wohl einen Apfel in die Taſche und ſagten: „Wart', wir wollen Dir noch einen mehr ſuchen!“ und die kleine Wieb ſchlich dann mit ihren Aepfeln ganz begoſſen aus dem Garten auf die Gaſſe. Wenn aber Heinz darüber zukam, dann riß er ſie ihr wohl wieder fort und warf ſie zornig in den Garten zurück, mitten zwiſchen die geputzten Kinder, daß ſie ſchreiend ins Haus ſtoben; und wenn dann Wieb über die Aepfel weinte, wiſchte er mit ſeinem Schnupftuch ihr die Thränen ab: „Sei ruhig, Wieb; für jeden Apfel hol' ich Dir morgen eine ganze Taſche voll aus ihrem Garten!“ — Und ſie wußte wohl, er pflegte Wort zu halten.

Wieb hatte ein Madonnengeſichtlein, wie der kunſtliebende Schulrector einmal geſagt hatte, ein Geſichtlein, das man nicht gut leiden ſehen konnte; aber die kleine Madonna aß gleichwohl gern des Paſtors rothe Aepfel, und Heinz ſtieg bei erſter Gelegenheit in die Bäume und ſtahl ſie ihr. Dann zitterte die kleine Wieb; nicht weil ſie den Aepfeldiebſtahl für eine Sünde hielt, ſondern weil die größeren Koſtgänger des Paſtors ihren Freund dabei mitunter überfielen und ihm den Kopf zu bluten ſchlugen. Wenn aber nach wohlbeſtandenem Abenteuer Heinz ihr hinten nach der Allee gewinkt hatte, wenn er vor ihr auf dem Boden kniete und ſeinen Raub in ihre Täſchchen pfropfte, dann lächelte ſie ihn ganz glückſelig an, und der kräftige Knabe hob ſeinen Schützling mit beiden Armen in die Luft: „Wieb, Wiebchen, kleines Wiebchen!“ rief er jubelnd; und er ſchwenkte ſich mit ihr im Kreiſe, bis die rothen Aepfel aus den Taſchen flogen.

Mitunter auch, bei ſolchem Anlaß, nahm er die kleine Madonna bei der Hand und ging mit ihr hinunter an den Hafen. War auf den Schiffen Alles unter Deck, dann löſte er wohl ein Boot, ließ ſeinen Schützling ſacht hineintreten und ruderte mit ihr um den Warder herum, weit in den Sund hinein; wurde der Raub des Bootes hinterher bemerkt und drangen nun von dem Schiffe zornige Scheltlaute über das Waſſer zu ihnen herüber, dann begann er hell zu ſingen, damit die kleine Wieb nur nicht erſchrecken möge; hatte ſie es aber doch gehört, ſo ruderte er nur um ſo luſtiger und rief: „Wir wollen weit von all' den ſchlechten Menſchen fort!“ — Eines Nachmittages, da Hans Kirch mit ſeinem Schiffe auswärts war, wagten ſie es ſogar, drüben bei der Inſel anzulegen, wo Wieb in dem großen Dorfe eine Verwandte wohnen hatte, die ſie „Mödderſch“ nannte. Es war dort eben der große Michaelis-Jahrmarkt, und nachdem ſie bei Mödderſch eine Taſſe Kaffee bekommen hatten, liefen ſie zwiſchen die Buden und in den Menſchendrang hinein, wo Heinz für ſie Beide mit tüchtigen Ellenbogenſtößen Raum zu ſchaffen wußte. Sie waren ſchon im Karruſſell gefahren, hatten Kuchenherzen gegeſſen und bei mancher Drehorgel ſtill geſtanden, als Wiebs blaue Augen an einem ſilbernen Ringlein haften blieben, das zwiſchen Ketten und Löffeln in einer Goldſchmiedsbude auslag. Hoffnungslos drehte ſie ihr nur aus drei Kupferſechslingen beſtehendes Vermögen zwiſchen den Fingern; aber Heinz, der geſtern alle ſeine Kaninchen verkauft hatte, beſaß nach der heutigen Verſchwendung noch acht Schillinge, und dafür und für die drei Sechslinge wurde glücklich der Ring erhandelt. Nun freilich waren beider Taſchen leer; zum Karruſſell für Wieb ſpendirte Mödderſch noch einmal einen Schilling — denn ſo viel koſtete es, da Wieb nicht wie vorhin in einem Stuhle fahren, ſondern auf dem großen Löwen reiten wollte —; dann, als eben alle Lampen zwiſchen den ſchmelz- und goldgeſtickten Draperien angezündet wurden, waren für ſie die

Freuden aus, und auch die alte Frau trieb jetzt zur Rückfahrt. Manchmal, während Heinz mit kräftigen Schlägen ſeine Ruder brauchte, blickten ſie noch zurück, und das Herz wurde ihnen groß, wenn ſie im zunehmenden Abenddunkel den Lichtſchein von den vielen Karruſſell-Lampen über der Stelle des unſichtbaren Dorfes ſchweben ſahen; aber Wieb hatte ihren ſilbernen Ring, den ſie nun nicht mehr von ihrem Finger ließ.

Inzwiſchen hatte Kapitän Kirch ſeine Jacht verkauft. Mit einem ſtattlichen Schooner, der auf der heimiſchen Werft gebaut worden war, brachte er für fremde, und mehr und mehr für eigene Rechnung Korn nach England und nahm als Rückfracht Kohlen wieder mit. So war zu dem Korn- nun auch ein Kohlenhandel gekommen, und auch dieſen mußte gleich der Milchwirthſchaft die Frau beſorgen. Um ſeinen Heinz, wenn er bei ſeiner Heimkehr auf die kurze Frage: „Hat der Junge ſich geſchickt?“ von der Mutter eine bejahende Antwort erhalten hatte, ſchien er ſich im Uebrigen nicht groß zu kümmern; nur beim Quartalſchluſſe pflegte er den Rector und den Paſtor zu beſuchen, um zu erfahren, wie der Junge lerne. Dann hieß es allemal, das Lernen ſei ihm nur ein Spiel, es bleibe dabei nur zu viel unnütze Zeit ihm übrig; denn wild ſei er wie ein Teufel, kein Junge ihm zu groß und keine Spitze ihm zu hoch.

Auf Hans Adams Antlitz hatte ſich, nach Ausſage des Schulrectors, mehrmals bei ſolcher Auskunft ein recht ungeeignetes und faſt befriedigtes Lächeln gezeigt, während er mit einem kurz hervorgeſtoßenen „Na, na!“ zum Abſchiede ihm die Hand gedrückt habe.

Wie recht übrigens auch Heinzens Lehrer haben mochten, ſo blieb doch das Schutzverhältniß zu der kleinen Wieb daſſelbe, und davon wußte mancher freche Junge nachzuſagen. Auch ſah man ihn wohl an Sonntagen mit ſeiner Mutter nach einem dürftigen, unweit der Stadt belegenen Wäldchen wandern und bei der Rückkehr nebſt dem leeren Proviantkorbe ſein Schweſterchen auf dem Rücken tragen. Mitunter war auch die allmählich aufwachſende Wieb bei dieſer Sonntagswanderung. Die ſtille Frau Kirch hatte Gefallen an dem feinen Mädchen und pflegte zu ſagen: „Laß ſie nur mitgehen, Heinz; ſo iſt ſie doch nicht bei der ſchlechten Mutter.“

Nach ſeiner Confirmation mußte Heinz ein paar Fahrten auf ſeines Vaters Schiffe machen, nicht mehr als „Spielvogel“, ſondern als ſtreng gehaltener Schiffsjunge; aber er fügte ſich, und nach der erſten Rückkehr klopfte Kapitän Kirch ihm auf die Schulter, während er ſeiner Frau durch ein kurzes Nicken ihren Antheil an ſeiner Befriedigung zukommen ließ. Die zweite Reiſe geſchah mit einem Setzſchiffer; denn der wachſende Handel daheim verlangte die perſönliche Gegenwart des Geſchäftsherrn. Dann, nach zwei weiteren Fahrten auf größeren Schiffen, war Heinz als Matroſe in das elterliche Haus zurückgekehrt. Er war jetzt ſiebzehn Jahre; die blaue ſchirmloſe Schiffermütze mit dem bunten Rande und den flatternden Bändern ließ ihm ſo gut zu ſeinem friſchen braunen Antlitz, daß ſelbſt die Paſtorstöchter durch den Zaun lugten, wenn ſie ihn nebenan im elterlichen Garten mit ſeiner Schweſter ſpielen hörten. Auch Kapitän Kirch ſelber konnte es Sonntags beim Gottesdienſte nicht unterlaſſen, von ſeinem Schifferſtuhle nach unten in die Kirche hinabzuſchielen, wo ſein ſchmucker Junge bei der Mutter ſaß. Unterweilen ſchweiften auch wohl ſeine Blicke drüben nach dem Epitaphe, wo zwiſchen mannigfachen Siegestrophäen ſich die Marmorbüſte eines ſtattlichen Mannes in gewaltiger Allongenperücke zeigte; gleich ſeinem Heinz nur eines Bürgers Sohn, der gleichwohl als Commandeur von dreien Seiner Majeſtät Schiffen hier in die Vaterſtadt zurückgekommen war. Aber nein, ſo hohe Pläne hatte

Hans Kirch doch nicht mit ſeinem Jungen, vorläufig galt es eine Reiſe mit dem Hamburger Schiffe „Hammonia“ in die chineſiſchen Gewäſſer, von der die Rückkehr nicht vor einem Jahr erfolgen würde; und heute war der letzte Tag im elterlichen Hauſe.

Die Mutter hatte diesmal nicht ohne Thränen ihres Sohnes Kiſte gepackt, und nach der Rückkehr aus der Kirche legte ſie noch ihr eigenes Geſangbuch obenauf. Der Vater hatte, auch in den letzten Tagen, außer dem Nothwendigen nicht viel mit ſeinem Sohn geſprochen; nur an dieſem Abend, als er auf dem dunkeln Hausflur ihm begegnete, griff er nach ſeiner Hand und ſchüttelte ſie heftig: „Ich ſitze hier nicht ſtill, Heinz; für Dich, nur für Dich! Und komm' auch glücklich wieder!“ Haſtig hatte er es hervorgeſtoßen; dann ließ er die Hand ſeines Sohnes fahren und trabte eilig nach dem Hof hinaus.

Ueberraſcht blickte ihm Heinz eine Weile nach; aber ſeine Gedanken waren anderswo. Er hatte Wieb am Tage vorher wiedergeſehen; doch nur zu ein paar flüchtigen Worten war Gelegenheit geweſen; nun wollte er noch Abſchied von ihr nehmen, ſie wie ſonſt noch einmal um den Warder fahren.

Es war ein kühler Maiabend; der Mond ſtand über dem Waſſer, als er an den Hafen hinabkam;

aber Wieb war noch nicht da. Freilich hatte ſie ihm geſagt, daß ſie Abends bei einer alten Dame einige leichte Dienſte zu verſehen habe; deßungeachtet, während er an dem einſamen Bollwerk auf und ab ging, konnte er ſeine Ungeduld kaum niederzwingen: er ſchalt ſich ſelbſt und wußte nicht, weshalb das Klopfen ſeines Blutes ihm faſt den Athem raubte. Endlich ſah er ſie aus der höher belegenen Straße herabkommen. Bei dem Mondlicht, das ihr voll entgegenfiel, erſchien ſie ihm ſo groß und ſchlank, daß er erſt faſt verzagte, ob ſie es wirklich ſei. Gleichwohl hatte ſie den Oberkörper in ein großes Tuch vermummt; einer Kopfbedeckung bedurfte ſie nicht; denn das blonde Haar lag voll wie ein Häubchen über ihrem zarten Antlitz. „Guten Abend, Heinz!“ ſagte ſie leiſe, als ſie jetzt zu ihm trat; und ſchüchtern, faſt wie ein Fremder, berührte er ihre Hand, die ſie ihm entgegenſtreckte. Schweigend führte er ſie zu einem Boot, das neben einer großen Kuff im Waſſer lag. „Komm' nur!“ ſagte er, als er hineingetreten war und der auf der Hafentreppe Zögernden die Arme entgegenſtreckte; „ich habe Erlaubniß; wir werden diesmal nicht geſcholten.“

Als er ſie in ſeinen Armen aufgefangen hatte, löſte er die Taue, und das Boot glitt aus dem

Schatten des großen Schiffes auf die weite, mondglitzernde Waſſerfläche hinaus.

Sie ſaß ihm auf der Bank am Hinterſpiegel gegenüber; aber ſie fuhren ſchon um die Spitze des Warders, wo einige Möven gackernd aus dem Schlafe auffuhren, und noch immer war kein weiteres Wort zwiſchen ihnen laut geworden. So Vieles hatte Heinz der kleinen Wieb in dieſer letzten Stunde ſagen wollen, und nun war der Mund ihm wie verſchloſſen. Und auch das Mädchen, je weiter ſie hinausfuhren, je mehr zugleich die kurze Abendzeit verrann, deſto ſtiller und beklommener ſaß ſie da; zwar ſeine Augen verſchlangen faſt die kindliche Geſtalt, mit der er jetzt ſo einſam zwiſchen Meer und Himmel ſchwebte; die ihren aber waren in die Nacht hinausgewandt. Dann ſtieg's wohl plötzlich in ihm auf, und das Boot ſchütterte unter ſeinen Ruderſchlägen, daß ſie jäh das Köpfchen wandte und das blaue Leuchten ihrer Augen in die ſeinen traf. Aber auch das flog raſch vorüber, und es war etwas wie Zorn, das über ihn kam; er wußte nicht, ob gegen ſich ſelber oder gegen ſie, daß ſie ſo fremd ihm gegenüber ſaß, daß alle Worte, die ihm durch den Kopf fuhren, zu ihr nicht paſſen wollten. Mit Gewalt rief er es ſich zurück: hatte er doch draußen ſchon mehr als einmal die trotzigſte Dirne im Arm geſchwenkt, auch wohl ein übermüthiges Wort ihr zugeraunt; aber freilich, der jungfräulichen Geſtalt ihm gegenüber verſchlug auch dieſes Mittel nicht.

„Wieb,“ ſagte er endlich, und es klang faſt bittend, „kleine Wieb, das iſt nun heut' für lange Zeit das letzte Mal.“

„Ja, Heinz,“ und ſie nickte und ſah zu Boden; „ich weiß es wohl.“ Es war, als ob ſie noch etwas Andres ſagen wollte, aber ſie ſagte es nicht. Das ſchwere Tuch war ihr von der Schulter geglitten; als ſie es wieder aufgerafft hatte und nun mit ihrer Hand über der Bruſt zuſammenhielt, vermißte er den kleinen Ring an ihrem Finger, den er einſt auf dem Jahrmarkte ihr hatte einhandeln helfen. „Dein Ring, Wieb!“ rief er unwillkürlich. „Wo haſt Du Deinen Ring gelaſſen?“

Einen Augenblick noch ſaß ſie unbeweglich; dann richtete ſie ſich auf und trat über die nächſte Bank zu ihm hinüber. Sie mußte in dem ſchwankenden Boot die eine Hand auf ſeine Schulter legen, mit der andern langte ſie in den Schlitz ihres Kleides und zog eine Schnur hervor, woran der Ring befeſtigt war. Mit ſtockendem Athem nahm ſie ihrem Freunde die Mütze von den braunen Locken und hing die Schnur ihm um den Hals. „Heinz, o bitte, Heinz!“ Der volle blaue Strahl aus ihren Augen ruhte in den ſeinen; dann ſtürzten ihre Thränen auf ſein Angeſicht, und die beiden jungen Menſchen fielen ſich um den Hals, und da hat der wilde Heinz die kleine Wieb faſt todt geküßt.

— — Es mußte ſchon ſpät ſein, als ſie ihr Boot nach dem großen Schiff zurückbrachten; ſie hatten keine Stunden ſchlagen hören; aber alle Lichter in der Stadt ſchienen ausgelöſcht.

Als Heinz an das elterliche Haus kam, fand er die Thür verſchloſſen; auf ſein Klopfen antwortete die Mutter vom Flure aus; aber der Vater war ſchon zur Ruhe gegangen und hatte den Schlüſſel mitgenommen; endlich hörte Heinz auch deſſen Schritte, wie ſie langſam von droben aus der Kammer die Treppe hinabkamen. Dann wurde ſchweigend die Thür geöffnet, und, nachdem Heinz hereingelaſſen war, ebenſo wieder zugeſchloſſen; erſt als er ſeinen „Guten Abend“ vorbrachte, ſah Hans Kirch ihn an: „Haſt Du die Bürgerglocke nicht gehört? Wo haſt Du Dich umhergetrieben?“

Der Sohn ſah den Jähzorn in ſeines Vaters Augen aufſteigen, er wurde blaß bis unter ſeine dunkeln Locken; aber er ſagte ruhig: „Nicht umhergetrieben, Vater;“

und ſeine Hand faßte unwillkürlich nach dem kleinen Ringe, den er unter ſeiner offnen Weſte barg.

Aber Hans Kirch hatte zu lange auf ſeinen Sohn gewartet. „Hüte Dich!“ ſchrie er und zuckte mit dem ſchweren Schlüſſel gegen ſeines Sohnes Haupt. „Klopf' nicht noch einmal ſo an Deines Vaters Thür! Sie könnte Dir verſchloſſen bleiben.“

Heinz hatte ſich hoch aufgerichtet; das Blut war ihm ins Geſicht geſchoſſen; aber die Mutter hatte die Arme um ſeinen Hals gelegt, und die heftige Antwort unterblieb, die ſchon auf ſeinen Lippen ſaß. „Gute Nacht, Vater!“ ſagte er, und ſchweigend die Hand der Mutter drückend, wandte er ſich ab und ging die Treppe hinauf in ſeine Kammer.

Am andern Tage war er fort. Die Mutter ging ſtill umher in dem ihr plötzlich öd' gewordenen Hauſe; die kleine Wieb trug ſchwer an ihrem jungen Herzen; nachdenklich und faſt zärtlich betrachtete ſie auf ihrem Arm die rothen Striemen, durch welche die Mutter für die Störung ihrer Nachtruhe ſich an ihr erholt hatte; waren ſie ihr doch faſt wie ein Angedenken an Heinz, das ſie immer hätte behalten mögen; nur Hans Kirch's Dichten und Trachten ſtrebte ſchon wieder rüſtig in die Zukunft.

Nach ſechs Wochen war ein Brief von Heinz gekommen; er brachte gute Nachricht; wegen kecken Zugreifens im rechten Augenblick hatte der Kapitän freiwillig ſeine Heuer erhöht. Die Mutter trat herein, als ihr Mann den Brief ſoeben in die Taſche ſteckte. „Ich darf doch mit leſen?“ frug ſie ſcheu. „Du haſt doch gute Nachricht?“

„Ja, ja,“ ſagte Hans Kirch; „nun, nichts Beſonderes, als daß er Dich und ſeine Schweſter grüßen läßt.“

Am Tage darauf aber begann er allerlei Gänge in der Stadt zu machen; in die großen Häuſer mit breiten Beiſchlägen und unter dunklem Lindenſchatten ſah man ihn der Reihe nach hineingehen. Wer konnte wiſſen, wie bald der Junge ſein Steuermannsexamen hinter ſich haben würde; da galt es auch für ihn noch eine Stufe höher aufzurücken. Im Deputirten-Collegium hatte er bereits einige Jahre geſeſſen; jetzt war ein Rathsherrnſtuhl erledigt, der von den übrigen Mitgliedern des Rathes zu beſetzen war.

Aber Hans Adams Hoffnungen wurden getäuſcht; auf dem erledigten Stuhl ſaß nach einigen Tagen ſein bisheriger College, ein dicker Bäckermeiſter, mit dem er freilich weder an Reichthum, noch an Leibesgewicht ſich meſſen durfte. Verdrießlich war er eben aus einer Deputirten-Sitzung gekommen, wo nun der Platz des Bäckers leer geworden war, und ſtand noch, an einem Tabakendchen ſeinen Groll zerkauend, unter dem Schwanz des Rieſenfiſches, den ſie anno Siebzig hier gefangen und zum Gedächtniß neben der Rathhausthür aufgehangen hatten, als ein ältliches, aber wehrhaftes Frauenzimmer über den Markt und grade auf ihn zu kam; ein mit zwei großen Schinken beladener Junge folgte ihr.

„Das ging den verkehrten Weg, Hans Adam!“ rief ſie ihm ſchon von Weitem zu.

Hans Adam hob den Kopf. „Du brauchſt das nicht über die Straße hinzuſchreien, Jule; ich weiß das ohne Dich.“

Es war ſeine ältere Schweſter, die nach ihres Mannes Tode mit der Kirchſchen Rührigkeit eine Speckhökerei betrieb. „Warum ſollte ich nicht ſchreien?“ rief ſie wiederum, „mir kann's recht ſein, wenn ſie es alle hören! Du biſt ein Geizhals, Hans Adam; aber Du haſt einen ſcharfen Kopf, und den können die regierenden Herren nicht gebrauchen, wenn er nicht zufällig auf ihren eigenen Schultern ſitzt; da paßt ihnen ſo eine blonde Semmel beſſer, wenn ſie denn doch einmal an uns Mittelbürgern nicht vorbei können.“

„Du erzählſt mir ganz was Neues!“ ſagte der Bruder ärgerlich.

„Ja, ja, Hans Adam, Du biſt auch mir zu klug, ſonſt ſäßeſt Du nicht ſo halb umſonſt in unſerem elterlichen Hauſe!“

Die brave Frau konnte es noch immer nicht verwinden, daß von einem Kaufluſtigen ihrem Bruder einſt ein höherer Preis geboten war, als wofür er das Haus in der Nachlaßtheilung übernommen hatte. Aber Hans Kirch war dieſen Vorwurf ſchon gewöhnt, er achtete nicht mehr darauf, zum Mindeſten ſchien es für ihn in dieſem Augenblicke nur ein Spornſtich, um ſich von dem erhaltenen Schlage plötzlich wieder aufzurichten. Aeußerlich zwar ließ er den Kopf hängen, als ſähe er etwas vor ſich auf dem Straßenpflaſter; ſeine Gedanken aber waren ſchon raſtlos thätig, eine neue Bahn nach ſeinem Ziele hinzuſchaufeln: das war ihm klar, es mußte noch mehr erworben und — noch mehr erſpart werden; dem Druck des Silbers mußte bei wiederkehrender Gelegenheit auch dieſe Pforte noch ſich öffnen; und ſollte es für ihn ſelbſt nicht mehr gelingen, für ſeinen Heinz, bei deſſen beſſerer Schulbildung und ſtattlicherem Weſen, würde es damit ſchon durchzubringen ſein, ſobald er ſeine Seemannsjahre nach Gebrauch als Kapitän beſchloſſen hätte.

Mit einer raſchen Bewegung hob Hans Adam ſeinen Kopf empor. „Weißt Du, Jule,“ — er that wie beiläufig dieſe Frage — „ob Dein Nachbar Schmüſer ſeinen großen Speicher noch verkaufen will?“

Frau Jule, die mit ihrer letzten Aeußerung ihn zu einer ganz anderen Antwort hatte reizen wollen und ſo lange ſchon darauf gewartet hatte, meinte ärgerlich, da thue er am beſten, ſelbſt darum zu fragen.

„Ja, ja; da haſt Du recht.“ Er nickte kurz und hatte ſchon ein paar Schritte der Straße zu gethan, in der Fritz Schmüſer wohnte, als die Schweſter, unachtend des Jungen, der ſeitwärts unter ſeinen Schinken ſtöhnte, ihn noch einmal feſtzuhalten ſuchte; ſo wohlfeil ſollte er denn doch nicht davon kommen. „Hans Adam!“ rief ſie; „warte noch einen Augenblick! Dein Heinz . . .“

Hans Adam ſtand bei dieſem Namen plötzlich ſtill. „Was willſt Du, Jule?“ frug er haſtig. „Was ſoll das mit meinem Heinz?“

„Nicht viel, Hans Adam; aber Du weißt wohl nicht, was Dein gewitzter Junge noch am letzten Abend hier getrieben hat?“

„Nun?“ ſtieß er hervor, als ſie eine Pauſe machte, um erſt die Wirkung dieſes Eingangs abzuwarten; „ſag's nur gleich auf einmal, Jule; ein Loblied ſitzt doch nicht dahinter!"

„Je nachdem, Hans Adam, je nachdem! Bei der alten Tante war zum Adeſagen freilich nicht viel Zeit; aber warum ſollte er die ſchmucke Wieb, die kleine Matroſendirne, nicht von Neun bis Elf ſpazieren fahren? Es möchte wohl ein kalt' Vergnügen geweſen ſein, da draußen auf dem Sund; aber wir Alten wiſſen's ja wohl noch, die Jugend hat allezeit ihr eigen Feuer bei ſich."

Hans Adam zitterte, ſeine Oberlippe zog ſich auf und legte ſeine vollen Zähne bloß. „Schwatz' nicht!" ſagte er. „Sprich lieber, woher weißt Du das?"

„Woher?" Frau Jule ſchlug ein fröhliches Gelächter auf — „das weiß die ganze Stadt, am beſten Chriſtian Jenſen, in deſſen Boot die Luſtfahrt vor ſich ging! Aber Du biſt ein Hitzkopf, Hans Adam, bei dem man ſich leicht üblen Beſcheid holen kann; und wer weiß denn auch, ob Dir die ſchmucke Schwiegertochter recht iſt? Im Uebrigen" — und ſie faßte den Bruder an ſeinem Rockkragen und zog ihn dicht zu ſich heran — „für die neue Verwandtſchaft iſt's doch ſo am beſten, daß Du nicht auf den Rathsherrnſtuhl hinaufgekommen biſt."

Als ſie ſolcherweiſe ihre Worte glücklich angebracht hatte, trat ſie zurück. „Komm, Peter, vorwärts!“ rief ſie dem Jungen zu, und bald waren beide in einer der vom Markte auslaufenden Gaſſen verſchwunden.

Hans Kirch ſtand noch wie angedonnert auf derſelben Stelle. Nach einer Weile ſetzte er ſich mechaniſch in Bewegung und ging der Gaſſe zu, worin Fritz Schmüſers Speicher lag; dann aber kehrte er plötzlich wieder um. Bald darauf ſaß er zu Hauſe an ſeinem Pult und ſchrieb mit fliegender Feder einen Brief an ſeinen Sohn, in welchem in verſtärktem Maaße ſich der jähe Zorn ergoß, deſſen Ausbruch an jenem letzten Abend durch die Dazwiſchenkunſt der Mutter war verhindert worden.

* * *

Monate waren vergangen, die Plätze, von denen aus Heinz nach Abrede hätte ſchreiben ſollen, mußten längſt paſſirt ſein; aber Heinz ſchrieb nicht; dann kamen Nachrichten von dem Schiffe, aber kein Brief von ihm. Hans Kirch ließ ſich das ſo ſehr nicht anfechten: „Er wird ſchon kommen,“ ſagte er zu ſich ſelber; „er weiß gar wohl, was hier zu Haus für ihn zu holen iſt.“ Und ſomit, nachdem er den Schmüſerſchen Speicher um billigen Preis erworben hatte, arbeitete er rüſtig an der Ausbreitung ſeines Handels und ließ ſich keine Müh' verdrießen. Freilich, wenn er von den dadurch veranlaßten Reiſen, theils nach den Hafenſtädten des Inlandes, einmal ſogar mit ſeinem Schooner nach England, wieder heimkehrte, „Brief von Heinz?“ war jedesmal die erſte haſtige Frage an ſeine Frau, und immer war ein trauriges Kopfſchütteln die einzige Antwort, die er darauf erhielt.

Die Sorge, der auch er allmälig ſich nicht hatte erwehren können, wurde zerſtreut, als die Zeitungen die Rückkehr der „Hammonia“ meldeten. Hans Kirch ging unruhig in Haus und Hof umher, und Frau und Tochter hörten ihn oft heftig vor ſich hinreden; denn der Junge mußte jetzt ja ſelber kommen, und er hatte ſich vorgeſetzt, ihm ſcharf den Kopf zu waſchen. Aber eine Woche verging, die zweite ging auch bald zu Ende, und Heinz war nicht gekommen. Auf eingezogene Erkundigung erfuhr man endlich, er habe auf der Rückfahrt nach Abkommen mit dem Kapitän eine neue Heuer angenommen; wohin, war nicht zu ermitteln. „Er will mir trotzen!“ dachte Hans Adam. „Sehen wir, wer's am längſten aushält von uns beiden!“ — Die Mutter, welche nichts von jenem Briefe ihres Mannes wußte, ging in kummervollem Grübeln und konnte ihren Jungen nicht begreifen; wagte ſie es einmal ihren Mann nach Heinz zu fragen, ſo blieb er entweder ganz die Antwort ſchuldig oder hieß ſie ihm mit dem Jungen ein für alle Mal nicht mehr zu kommen. In Einem zwar unterſchied er ſich von der gemeinen Art der Männer: er bürdete der armen Mutter nicht die Schuld an dieſen Uebelſtänden auf; im Uebrigen aber war mit Hans Adam jetzt kein leichter Hausverkehr.

Sommer und Herbſt gingen hin, und je weiter die Zeit verrann, deſto feſter wurzelte der Groll in ſeinem Herzen; der Name ſeines Sohnes wurde im eignen Hauſe nicht mehr ausgeſprochen, und auch draußen ſcheute man ſich nach Heinz zu fragen.

Schon wurde es wieder Frühling, als er eines Morgens von ſeiner Hausthür aus den Herrn Paſtor mit der Pfeife am Zaune ſeines Vorgartens ſtehen ſah. Hans Kirch hatte Geſchäfte weiter oben in der Straße und wollte mit ſtummem Hutrücken vorbeipaſſiren; aber der Nachbar Paſtor rief mit aller Würde pfarramtlicher Ueberlegenheit ganz laut zu ihm hinüber: „Nun, Herr Kirch, noch immer keine Nachricht von dem Heinz?“

Hans Adam fuhr zuſammen; aber er blieb ſtehen, die Frage war ihm lange nicht geboten worden. „Reden wir von was Anderem, wenn's gefällt, Herr Paſtor!“ ſagte er kurz und haſtig.

Allein der Paſtor fand ſich zur Befolgung dieſer Bitte nicht veranlaßt. „Mein lieber Herr Kirch, es iſt nun faſt das zweite Jahr herum; Sie ſollten ſich doch einmal wieder um den Sohn bekümmern!“

„Ich dächte, Herr Paſtor, nach dem vierten Gebote wär' das umgekehrt!“

Der Paſtor that die Pfeife aus dem Munde: „Aber nicht nach dem Gebote, in welchem nach des Herrn Wort die andern all' enthalten ſind, und was wäre Euch näher, als Euer eigen Fleiſch und Blut!“

„Weiß nicht, Ehrwürden,“ ſagte Hans Kirch, „ich halte mich ans vierte.“

Es war etwas in ſeiner Stimme, das es dem Paſtor räthlich machte, nicht mehr in dieſem Tone fortzufahren. „Nun, nun,“ ſagte er begütigend, „er wird ja ſchon wiederkehren, und wenn er kommt, er iſt ja von Ihrer Art, Herr Nachbar, ſo wird es nicht mit leeren Händen ſein!“

Etwas von dem Schmunzeln, das ſich bei dieſer letzten Rede auf des Paſtors Antlitz zeigte, war doch auch auf das des Anderen übergegangen, und während ſich der erſtere mit einer grüßenden Handbewegung nach ſeinem Hauſe zurückwandte, trabte Hans Kirch munterer als ſeit lange die Straße hinauf nach ſeinem großen Speicher.

Es war am Tage danach, als der alte Poſtbote dieſelbe Straße hinabſchritt. Er ging raſch und hielt einen dicken Brief in der Hand, den er ſchon im Vorwege aus ſeiner Ledertaſche hervorgeholt zu haben ſchien; aber ebenſo raſch ſchritt, lebhaft auf ihn einredend, ein etwa ſechzehnjähriges blondes Mädchen an ſeiner Seite. „Von einem guten Bekannten, ſagſt Du? Nein, narre mich nicht länger, alter Marten! Sag's doch, von wem iſt er denn?“

„Ei, Du junger Dummbart,“ rief der Alte, indem er mit dem Briefe ihr vor den Augen gaukelte, „kann ich das wiſſen? Ich weiß nur, an wen ich ihn zu bringen habe.“

„An wen, an wen denn, Marten?“

Er ſtand einen Augenblick und hielt die Schriftſeite des Briefes ihr entgegen.

Die geöffneten Mädchenlippen verſandten einen Laut, der nicht zu einem Wort gedieh.

„Von Heinz!“ kam es dann ſchüchtern hintennach, und wie eine helle Lohe brannte die Freude auf dem jungen Antlitz.

Der Alte ſah ſie freundlich an. „Von Heinz?“

wiederholte er ſchelmiſch. „Ei, Wiebchen, mit den Augen iſt das nicht darauf zu leſen!“

Sie ſagte nichts; aber als er jetzt in der Richtung nach dem Kirchſchen Hauſe zuſchritt, lief ſie noch immer nebenher.

„Nun?“ rief er, „Du denkſt wohl, daß ich auch für Dich noch einen in der Taſche hätte?“

Da blieb ſie plötzlich ſtehen, und während ſie traurig ihr Köpfchen ſchüttelte, ging der Bote mit dem dicken Briefe fort.

Als er die Kirchſche Wohnung betrat, kam eben die Hausmutter mit einem dampfenden Schüſſelchen aus der Küche; ſie wollte damit in das Oberhaus, wo im Giebelſtübchen die kleine Lina an den Maſern lag. Aber Marten rief ſie an: „Frau Kirch! Frau Kirch! Was geben Sie für dieſen Brief?“

Und ſchon hatte ſie die an ihren Mann gerichtete Adreſſe geleſen und die Schrift erkannt. „Heinz!“ rief auch ſie, „o von Heinz!“ und wie ein Jubel brach es aus dieſer ſtillen Bruſt. Da kam von oben her die Kinderſtimme: „Mutter! Mutter!“

„Gleich, gleich, mein Kind!“ Und nach einem dankbaren Nicken gegen den Boten flog ſie die Treppen hinauf. „O Lina, Lina! Von Heinz, ein Brief von unſerm Heinz!“

Im Wohnzimmer unten ſaß Hans Kirch an ſeinem Pulte, zwei aufgeſchlagene Handelsbücher vor ſich; er war mit ſeinem Verluſt-Conto beſchäftigt, das ſich dies Mal ungewöhnlich groß erwieſen hatte. Verdrießlich hörte er das laute Reden draußen, das ihn in ſeiner Rechnung ſtörte; als der Poſtbote hereintrat, fuhr er ihn an: „Was treibt er denn für Lärmen draußen mit der Frau?“

Statt einer Antwort überreichte Marten ihm den Brief.

Faſt grollend betrachtete er die Aufſchrift mit ſeinen ſcharfen Augen, die noch immer der Brille nicht bedurften. „Von Heinz,“ brummte er, nachdem er alle Stempel aufmerkſam beſichtigt hatte, „Zeit wär’s denn auch einmal!“

Vergebens wartete der alte Marten, auch aus des Vaters Augen einen Freudenblitz zu ſehen; nur ein Zittern der Hand — wie er zu ſeinem Troſte bemerkte — konnte dieſer nicht bewältigen, als er jetzt nach einer Scheere langte, um den Brief zu öffnen. Und ſchon hatte er ſie angeſetzt, als Marten ſeinen Arm berührte: „Herr Kirch, ich darf wohl noch um dreißig Schilling bitten!“

— „Wofür?“ — er warf die Scheere hin — „ich bin der Poſt nichts ſchuldig!“

„Herr, Sie ſehen ja wohl, der Brief iſt nicht frankirt.“

Er hatte es nicht geſehen; Hans Adam biß die Zähne auf einander: Dreißig Schillinge; warum denn auch nicht die noch zum Verluſt geſchrieben! Aber — die Bagatelle, die war's ja nicht; nein — was dahinter ſtand! Was hatte doch der Paſtor neulich hingeredet? Er würde nicht mit leeren Händen kommen! Nicht mit leeren Händen! — Hans Adam lachte grimmig in ſich hinein. — Nicht 'mal das Porto hatte er gehabt! Und der, der ſollte im Magiſtrat den Sitz erobern, der für ihn, den Vater, ſich zu hoch erwieſen hatte!

Hans Kirch ſaß ſtumm und ſtarr an ſeinem Pulte; nur im Gehirne tobten ihm die Gedanken. Sein Schiff, ſein Speicher, Alles, was er in ſo vielen Jahren ſchwer erworben hatte, ſtieg vor ihm auf und addirte wie von ſelber die ſtattlichen Summen ſeiner Arbeit. Und das, das Alles ſollte er dieſem ... Er dachte den Satz nicht mehr zu Ende; ſein Kopf brannte, es brauſte ihm vor die Ohren. „Lump!“ ſchrie er plötzlich, „ſo kommſt Du nicht in Deines Vaters Haus!“

Der Brief war dem erſchrockenen Boten vor die Füße geſchleudert. „Nimm,“ ſchrie er, „ich kauf' ihn nicht; der iſt für mich zu theuer!“ Und Hans Kirch griff zur Feder und blätterte in ſeinen Contobüchern.

Der gutmüthige Alte hatte den Brief aufgehoben und verſuchte beſcheiden noch einige Ueberredung; aber der Hausherr trieb ihn fort, und er war nur froh, die Straße zu erreichen, ohne daß er der Mutter zum zweiten Mal begegnet wäre.

Als er ſeinen Weg nach dem Südende der Stadt fortſetzte, kam Wieb eben von dort zurück; ſie hatte in einer Brennerei, welche hier das letzte Haus bildete, eine Beſtellung ausgerichtet. Ihre Mutter war nach dem plötzlichen Tode „ihres Mannes zur See“ in aller Form Rechtens die Frau „ihres Mannes auf dem Lande“ geworden und hatte mit dieſem eine Matroſenſchenke am Hafenplatze errichtet. Viel Gutes wurde von der neuen Wirthſchaft nicht geredet; aber wenn an Herbſtabenden die über der Hausthür brennende rothe Lampe ihren Schein zu den Schiffen hinabwarf, ſo ſaß es da drinnen in der Schenkſtube bald Kopf an Kopf, und der Brenner draußen am Stadtende hatte dort gute Kundſchaft.

Als Wieb ſich dem alten Poſtboten näherte, bemerkte ſie ſogleich, daß er jetzt recht mürriſch vor ſich hinſah; und dann — er hatte ja den Brief von Heinz noch immer in der Hand. „Marten!“ rief ſie — ſie hätte es nicht laſſen können — „der Brief, haſt Du ihn noch? War denn ſein Vater nicht zu Hauſe?“

Marten machte ein grimmiges Geſicht. „Nein, Kind, ſein Vater war wohl nicht zu Hauſe; der alte Hans Kirch war da; aber für den war der Brief zu theuer.“

Die blauen Mädchenaugen blickten ihn erſchrocken an. „Zu theuer, Marten?“

— „Ja, ja; was meinſt Du, unter dreißig Schillingen war er nicht zu haben.“

Nach dieſen Worten ſteckte Marten den Brief in ſeine Ledertaſche und trat mit einem andern, den er gleichzeitig hervorgezogen hatte, in das nächſte Haus.

Wieb blieb auf der Gaſſe ſtehen. Einen Augenblick noch ſah ſie auf die Thür, die ſich hinter dem alten Mann geſchloſſen hatte; dann, als käme ihr plötzlich ein Gedanke, griff ſie in ihre Taſche und klimperte darin, als wie mit kleiner Silbermünze. Ja, Wieb hatte wirklich Geld in ihrer Taſche; ſie zählte es ſogar, und es war eine ganze Handvoll, die ſie ſchon am Vormittage hinter dem Schenktiſch eingenommen hatte. Zwar, es gehörte nicht ihr, das wußte ſie recht wohl; aber was kümmerte ſie das, und mochte ihre Mutter ſie doch immer dafür ſchlagen! „Marten,“ ſagte ſie haſtig, als dieſer jetzt wieder aus dem Hauſe trat, und ſtreckte eine Hand voll kleiner Münze ihm entgegen, „da iſt das Geld, Marten; gieb mir den Brief!“

Marten ſah ſie voll Verwunderung an.

„Gieb ihn doch!“ drängte ſie. „Hier ſind ja Deine dreißig Schillinge!“ Und als der Alte den Kopf ſchüttelte, faßte ſie mit der freien Hand an ſeine Taſche: „O bitte, bitte, lieber Marten, ich will ihn ja nur einmal zuſammen mit ſeiner Mutter leſen.“

„Kind,“ ſagte er, indem er ihre Hand ergriff und ihr freundlich in die angſtvollen Augen blickte, „wenn's nach mir ginge, ſo wollten wir den Handel machen; aber ſelbſt der Poſtmeiſter darf Dir keinen Brief verkaufen.“ Er wandte ſich von ihr ab und ſchritt auf ſeinem Botenwege weiter.

Aber ſie lief ihm nach, ſie hing ſich an ſeinen Arm, ihr einfältiger Mund hatte die holdeſten Bitt- und Schmeichelworte für den alten Marten und ihr Kopf die allerdümmſten Einfälle; nur leihen ſollte er ihr zum Mindeſten den Brief; er ſollte ihn ja noch heute Abend wieder haben.

Der alte Marten gerieth in große Bedrängniß mit ſeinem weichen Herzen; aber ihm blieb zuletzt nichts übrig, er mußte das Kind gewaltſam von ſich ſtoßen.

Da blieb ſie zurück; mit der Hand fuhr ſie an die Stirn unter ihr goldblondes Haar, als ob ſie ſich beſinnen müſſe; dann ließ ſie das Geld in ihre Taſche fallen und ging langſam dem Hafenplatze zu. Wer den Weg entgegenkam, ſah ihr verwundert nach; denn ſie hatte die Hände auf die Bruſt gepreßt und ſchluchzte überlaut.

Seitdem waren fünfzehn Jahre hingegangen. Die kleine Stadt erſchien faſt unverändert; nur daß für einen jungen Kaufherrn aus den alten Familien am Markt ein neues Haus erbaut war, daß Telegraphendrähte durch die Gaſſen liefen und auf dem Poſthaus-Schilde jetzt mit goldenen Buchſtaben „Kaiſerliche Reichspoſt“ zu leſen war; wie immer rollte die See ihre Wogen an den Strand, und wenn der Nordweſt vom Oſtnordoſt gejagt wurde, ſo ſpülte das Hochwaſſer an die Mauern der Brennerei, die auch jetzt noch in der rothen Laterne ihre beſte Kundſchaft hatte; aber das Ende der Eiſenbahn lag noch manche Meile landwärts hinter dem Hügelzuge, ſogar auf dem Bürgermeiſterſtuhle ſaß trotz der neuen Segnungen noch im guten alten Style ein ſtudirter

Mann, und der Magiſtrat behauptete ſein altes Anſehen, wenngleich die Senatoren jetzt in „Stadträthe“ und die Deputirten in „Stadtverordnete“ verwandelt waren; die Abſchaffung der Bürgerglocke als eines alten Zopfes war in der Stadtverordneten-Verſammlung von einem jungen Mitgliede zwar in Vorſchlag gebracht worden, aber zwei alte Herren hatten ihr das Wort geredet; die Glocke hatte ſie in ihrer Jugend von manchem dummen Streich nach Haus getrieben; weshalb ſollte jetzt das junge Volk und das Geſinde nicht in gleicher Zucht gehalten werden? Und nach wie vor, wenn es zehn vom Thurm geſchlagen hatte, bimmelte die kleine Glocke hinterdrein und ſchreckte die Pärchen auseinander, welche auf dem Markt am Brunnen ſchwatzten.

Nicht ſo unverändert war das Kirchſche Haus geblieben. Heinz war nicht wieder heimgekommen, er war verſchollen; es fehlte nur, daß er auch noch gerichtlich für todt erklärt worden wäre; von den jüngeren Leuten wußte Mancher kaum, daß es hier jemals einen Sohn des alten Kirch gegeben habe. Damals freilich, als der alte Marten den Vorfall mit dem Briefe bei ſeinen Gängen mit herumgetragen hatte, war von Vater und Sohn genug geredet worden; und nicht nur von dieſen, auch von der Mutter, von der man niemals redete, hatte man erzählt, daß ſie derzeit, als es endlich auch ihr von draußen zugetragen worden, zum erſten Mal ſich gegen ihren Mann erhoben habe. „Hans! Hans!“ ſo hatte ſie ihn angeſprochen, ohne der Magd zu achten, die an der Küchenthür gelauſcht hatte; „das war Dein Recht nicht ohne mich zu thun! Nun können wir nur beten, daß der Brief nicht zu dem Schreiber wiederkehre; doch Gott wird ja ſo ſchwere Schuld nicht auf Dich laden.“ Und Hans Adam, während ihre Augen voll und thränenlos ihn angeſehen, hatte hierauf nichts erwidert, nicht ein Sterbenswörtlein; ſie aber hatte nicht nur gebetet; überall hin, wenn auch ſtets vergebens, hatte ſie nach ihrem Sohne forſchen laſſen; die Koſten, die dadurch verurſacht wurden, entnahm ſie ohne Scheu den kleineren Kaſſen, welche ſie verwaltete; und Hans Adam, obgleich er bald deß inne wurde, hatte ſie ſtill gewähren laſſen. Er ſelbſt that nichts dergleichen; er ſagte es ſich beharrlich vor, der Sohn, ob brieflich oder in Perſon, müſſe anders oder niemals wieder an die Thür des Elternhauſes klopfen.

Und der Sohn hatte niemals wieder angeklopft. Hans Adams Haar war nur um etwas raſcher grau geworden; der Mutter aber hatte endlich das ſtumme Leid die Bruſt zernagt, und als die Tochter aufgewachſen war, brach ſie zuſammen. Nur Eins war ſtark in ihr geblieben, die Zuverſicht, daß ihr Heinz einſt wiederkehren werde; doch auch die trug ſie im Stillen. Erſt da ihr Leben ſich raſch zu Ende neigte, nach einem heftigen Anfall ihrer Schwäche, trat es einmal über ihre Lippen. Es war ein froſtheller Weihnachtsmorgen, als ſie, von der Tochter geſtützt, mühſam die Treppe nach der oben belegenen Schlafkammer emporſtieg. Eben, als ſie auf halbem Wege, tief aufathmend und wie hülflos um ſich blickend, gegen das Geländer lehnte, brach die Winterſonne durch die Scheiben über der Hausthür und erleuchtete mit ihrem blaſſen Schein den dunkeln Flur. Da wandte die kranke Frau den Kopf zu ihrer Tochter: „Lina," ſagte ſie geheimnißvoll, und ihre matten Augen leuchteten plötzlich in beängſtigender Verklärung, „ich weiß es, ich werde ihn noch wiederſehen! Er kommt einmal ſo, wenn wir es gar nicht denken!"

„Meinſt Du, Mutter?" frug die Tochter faſt erſchrocken.

„Mein Kind; ich meine nicht; ich weiß es ganz gewiß!"

Dann hatte ſie ihr lächelnd zugenickt; und bald lag ſie zwiſchen den weißen Linnen ihres Bettes, welche in wenigen Tagen ihren todten Leib umhüllen ſollten.

In dieſer letzten Zeit hatte Hans Kirch ſeine Frau faſt keinen Augenblick verlaſſen; der Burſche, der ihm ſonſt im Geſchäfte nur zur Hand ging, war ſchier verwirrt geworden über die ihn plötzlich treffende Selbſtverantwortlichkeit; aber auch jetzt wurde der Name des Sohnes zwiſchen den beiden Eltern nicht genannt; nur da die ſchon erlöſchenden Augen der Sterbenden weit geöffnet und wie ſuchend in die leere Kammer blickten, hatte Hans Kirch, als ob er ein Verſprechen gebe, ihre Hand ergriffen und gedrückt; dann hatten ihre Augen ſich zur letzten Lebensruhe zugethan.

Aber wo war, was trieb Heinz Kirch in der Stunde, als ſeine Mutter ſtarb?

Ein paar Jahre weiter, da war der ſpitze Giebel des Kirchſchen Hauſes abgebrochen und ſtatt deſſen ein volles Stockwerk auf das Erdgeſchoß geſetzt worden; und bald hauſete eine junge Wirthſchaft in den neuen Zimmern des Oberbaues; denn die Tochter hatte den Sohn eines wohlhabenden Bürgers aus der Nachbarſtadt geheirathet, der dann in das Geſchäft ihres Vaters eingetreten war. Hans Kirch begnügte ſich mit den Räumen des alten Unterbaues; die Schreibſtube neben der Hausthür bildete zugleich ſein Wohnzimmer. Dahinter, nach dem Hofe hinaus, lag die Schlafkammer; ſo ſaß er ohne viel Treppenſteigen mitten im Geſchäft und konnte trotz des anrückenden Greiſenalters und ſeines jungen Partners die Fäden noch in ſeinen Händen halten. Anders ſtand es mit der zweiten Seite ſeines Weſens; ſchon mehrmals war ein Wechſel in den Magiſtratsperſonen eingetreten; aber Hans Kirch hatte keinen Finger darum gerührt; auch, ſelbſt wenn er darauf angeſprochen worden, kein Für oder Wider über die neuen Wahlen aus ſeinem Munde gehen laſſen.

Dagegen ſchlenderte er jetzt oft, die Hände auf dem Rücken, bald am Hafen, bald in den Bürgerpark, während er ſonſt auf alle Spaziergänger nur mit Verachtung herabgeſehen hatte. Bei anbrechender Dämmerung konnte man ihn auch wohl draußen über der Bucht auf dem hohen Ufer ſitzen ſehen; er blickte dann in die offene See hinaus und ſchien keinen der Wenigen, die vorübergingen, zu bemerken. Traf es ſich, daß aus dem Abendroth ein Schiff hervorbrach und mit vollen Segeln auf ihn zuzukommen ſchien, dann nahm er ſeine Mütze ab und ſtrich mit der andern Hand ſich zitternd über ſeinen grauen Kopf. — Aber nein; es geſchahen ja keine Wunder mehr; weshalb ſollte denn auch Heinz auf jenem Schiffe ſein? — Und Hans Kirch ſchüttelte ſich und trat faſt zornig ſeinen Heimweg an.

Der ganze Ehrgeiz des Hauſes ſchien jedenfalls, wenn auch in anderer Form, jetzt von dem Tochtermann vertreten zu werden; Herr Chriſtian Martens hatte nicht geruht, bis die Familie unter den Mitgliedern der Harmoniegeſellſchaft figurirte, von der bekannt war, daß nur angeſehenere Bürger zugelaſſen wurden. Der junge Ehemann war, wovon der Schwiegervater ſich zeitig und gründlich überzeugt hatte, ein treuer Arbeiter und keinesweges ein Verſchwender; aber — für einen feinen Mann gelten, mit den Honoratioren einen vertraulichen Händedruck wechſeln, etwa noch eine ſchwergoldene Kette auf brauner Sammetweſte, das mußte er daneben haben. Hans Kirch zwar hatte Anfangs ſich geſträubt; als ihm jedoch in einem ſtillen Nebenſtübchen eine ſolide Partie „Sechsundſechzig“ mit ein paar alten ſeebefahrenen Herren eröffnet wurde, ging auch er mit ſeinen Kindern in die Harmonie.

So war die Zeit verfloſſen, als an einem ſonnigen Vormittage im September Hans Kirch vor ſeiner Hausthür ſtand, mit ſeinem krummen Rücken, ſeinem hängenden Kopfe, und wie gewöhnlich beide Hände in den Taſchen. Er war eben von ſeinem Speicher heimgekommen; aber die Neugier hatte ihn wieder hinausgetrieben; denn durchs Fenſter hatte er linkshin auf dem Markte, wo ſonſt nur Hühner und Kinder liefen, einen großen Haufen erwachſener Menſchen, Männer und Weiber, und offenbar in lebhafter Unterhaltung mit einander wahrgenommen; er hielt die Hand ans Ohr, um etwas zu erhorchen; aber ſie ſtanden ihm doch zu fern. Da löſte ſich ein ſtarkes, aber anſcheinend hochbetagtes Frauenzimmer aus der Menge; ſie mochte halb erblindet ſein, denn ſie fühlte mit einem Krückſtock vor ſich hin; gleichwohl kam ſie bald raſch genug gegen das Kirchſche Haus daher gewandert. „Jule!" brummte Hans Adam. „Was will Jule?"

Seitdem der Bruder ihr vor einigen Jahren ein größeres Darlehen zu einem Einkauf abgeſchlagen hatte, waren Wort und Gruß nur ſelten zwiſchen ihnen gewechſelt worden; aber jetzt ſtand ſie vor ihm; ſchon von weitem hatte ſie ihm mit ihrer Krücke zugewinkt. Im erſten Antrieb hatte er ſich umwenden und in ſein Haus zurückgehen wollen; aber er blieb doch. „Was willſt Du, Jule?" frug er. „Was veraccordiren die da auf dem Markt?"

„Was die veraccordiren, Hans? Ja, leihſt Du mir jetzt die hundert Thaler, wenn ich Dir's erzähle?"

Er wandte ſich jetzt wirklich, um ins Haus zu treten.

„Nun, bleib nur!“ rief ſie. „Du ſollſt's umſonſt zu wiſſen kriegen; Dein Heinz iſt wieder da!“

Der Alte zuckte zuſammen. „Wo? Was?“ ſtieß er hervor und fuhr mit dem Kopf nach allen Seiten. Die Speckhökerin ſah mit Vergnügen, wie ſeine Hände in den weiten Taſchen ſchlotterten.

„Wo?“ wiederholte ſie und ſchlug den Bruder auf den krummen Rücken. „Komm zu Dir, Hans! Hier iſt er noch nicht; aber in Hamburg, beim Schlafbaas in der Johannisſtraße!“

Hans Kirch ſtöhnte. „Weibergewäſch!“ murmelte er. „Siebzehn Jahre fort; der kommt nicht wieder — der kommt nicht wieder.“

Aber die Schweſter ließ ihn nicht los. „Kein Weibergewäſch, Hans! Der Fritze Reimers, der mit ihm in Schlafſtelle liegt, hat's nach Haus geſchrieben.“

„Ja, Jule, der Fritze Reimers hat ſchon mehr gelogen!“

Die Schweſter ſchlug die Arme unter ihrem vollen Buſen um einander. „Zitterſt Du ſchon wieder für Deinen Geldſack?“ rief ſie höhnend. „Ei nun, für dreißig Reichsgulden haben ſie unſern Herrn Chriſtus verrathen, ſo konnteſt Du Dein

Fleiſch und Blut auch wohl um dreißig Schillinge verſtoßen. Aber jetzt kannſt Du ihn alle Tage wieder haben! Rathsherr freilich wird er nun wohl nicht mehr werden; Du mußt ihn nun ſchon nehmen, wie Du ihn Dir ſelbſt gemacht haſt!"

Aber die Fauſt des Bruders packte ihren Arm; ſeine Lippen hatten ſich zurückgezogen und zeigten das noch immer ſtarke vollzählige Gebiß. „Nero! Nero!" ſchrie er mit heiſerer Stimme in die offene Hausthür, während ſogleich das Aufrichten des großen Haushundes drinnen hörbar wurde. „Weib, verdammtes, ſoll ich Dich mit Hunden von der Thüre hetzen!"

Frau Jule's ſittliche Entrüſtung mochte indeſſen nicht ſo tief gegangen ſein; hatte ſie doch ſelbſt vor einem halben Jahre ihre einzige Tochter faſt mit Gewalt an einen reichen Trunkenbold verheirathet, um von ſeinen Capitalien in ihr Geſchäft zu bringen; es hatte ſie nur gereizt, ihrem Bruder, wie ſie ſpäter meinte, für die hundert Thaler auch einmal etwas auf den Stock zu thun. Und ſo war ſie denn ſchon dabei, ihm wieder gute Worte zu geben, als vom Markte her ein älterer Mann zu den Geſchwiſtern trat. Es war der Krämer von der Ecke gegenüber. „Kommt, Nachbar," ſagte dieſer, indem er Hans

Adams Hand faßte, „wir wollen in Ihr Zimmer gehen; das gehört nicht auf die Straße!“

Frau Jule nickte ein paar Mal mit ihrem dicken Kopfe. „Das mein' ich auch, Herr Rickerts,“ rief ſie, indem ſie ſich mit ihrem Krückſtocke nach der Straße hinunterfühlte; „erzählen Sie's ihm beſſer; ſeiner Schweſter hat er es nicht glauben wollen! Aber, Hans, wenn's Dir an Reiſegeld nach Hamburg fehlen ſollte?“

Sie bekam keine Antwort; Herr Rickerts trat mit dem Bruder ſchon in deſſen Zimmer. „Sie wiſſen es alſo, Nachbar!“ ſagte er; „es hat ſeine Richtigkeit; ich habe den Brief von Fritze Reimers ſelbſt geleſen.“

Hans Kirch hatte ſich in ſeinen Lehnſtuhl geſetzt, und ſtarrte, mit den Händen auf den Knieen, vor ſich hin. „Von Fritze Reimers?“ frug er dann. „Aber Fritze Reimers iſt ein Windſack, ein rechter Weißfiſch!“

„Das freilich, Nachbar, und er hat auch diesmal ſeine eigne Schande nach Haus geſchrieben. Beim Schlafbaas in der Johannisnacht haben ſie Abends in der Schenkſtube beiſammen geſeſſen, deutſche Seeleute, aber aus allen Meeren, Fritze Reimers und noch zwei andre unſrer Jungens mit dazwiſchen.

Nun haben ſie geredet über woher und wohin; zuletzt, wo ein jeder von ihnen denn zuerſt die Wand beſchrieen habe. Als an den Reimers dann die Reihe gekommen iſt, da hat er — Sie kennen's ja wohl, Nachbar — das dumme Lied geſungen, worin ſie den großen Fiſch an unſerm Rathhaus in einen elenden Bütt verwandelt haben; kaum aber iſt das Wort heraus geweſen, ſo hat vom andern Ende des Tiſches Einer gerufen: „Das iſt kein Bütt, das iſt der Schwanz von einem Butzkopf, und der iſt doppelt ſo lang, als Arm und Bein bei Dir zuſammen!" Der Mann, der das geſprochen hat, iſt vielleicht um zehn Jahre älter geweſen, als unſere Jungens, die da mitgeſeſſen, und hat ſich John Smidt genannt.

Fritze Reimers aber hat nicht geantwortet, ſondern weiter fortgeſungen, wie es in dem Liede heißt: ‚Und ſie handeln, ſagt er, da mit Macht,' ſagt er; hab'n zwei Böte, ſagt er, und 'ne Jacht!'"

„Der Schnöſel!" rief Hans Kirch; „und ſein Vater hat bis an ſeinen Tod auf meinem Schooner gefahren!"

„Ja, ja, Nachbar; der John Smidt hat auch auf den Tiſch geſchlagen. Pfui für den Vogel, der ſein eigen Neſt beſchmutzt!"

„Recht ſo!“ ſagte Hans Kirch; „er hätte ihn nur auf ſeinen dünnen Schädel ſchlagen ſollen!“

„Das that er nicht; aber als der Reimers ihm zugerufen, was er dabei denn mitzureden habe, da —“

Hans Kirch hatte des Andern Arm gefaßt. „Da?“ wiederholte er.

„Ja, Nachbar —“ und des Erzählers Stimme wurde leiſer — „da hat John Smidt geſagt, er heiße eigentlich Heinz Kirch, und ob er denn auch nun noch etwas von ihm kaufen wolle. — Sie wiſſen es ja, Nachbar, unſre Jungens geben ſich da drüben manchmal andre Namen, Smidt oder Mayer, oder wie es eben kommen mag, zumal wenn's mit dem Heuer-Wechſel nicht ſo ganz in Ordnung iſt. Und dann, ich bin ja erſt ſeit ſechzehn Jahren hier; aber, nach Hörenſagen, es muß Ihrem Heinz ſchon ähnlich ſehen, das!“

Hans Kirch nickte. Es wurde ganz ſtill im Zimmer, nur der Perpendikel der Wanduhr tickte; dem alten Schiffer war, als fühle er eine erkaltende Hand, die den Druck der ſeinigen erwarte.

Der Krämer brach zuerſt das Schweigen. „Wann wollen Sie reiſen, Nachbar?“ frug er.

„Heute Nachmittag,“ ſagte Hans Kirch und ſuchte ſich ſo grade wie möglich aufzurichten.

— „Sie werden gut thun, ſich reichlich mit Gelde zu verſehen; denn die Kleidung Ihres Sohnes ſoll juſt nicht im beſten Stande ſein.“

Hans Kirch zuckte. „Ja, ja; noch heute Nachmittag.“

Dies Geſpräch hatte eine Zuhörerin gehabt; die junge Frau, welche zu ihrem Vater wollte, hatte vor der halboffenen Thür des Bruders Namen gehört und war aufhorchend ſtehen geblieben. Jetzt flog ſie, ohne einzutreten, die Treppe wieder hinauf nach ihrem Wohnzimmer, wo eben ihr Mann, am Fenſter ſitzend, ſich zu beſonderer Ergötzung eine Havannah aus dem Sonntagskiſtchen angezündet hatte. „Heinz!“ rief ſie jubelnd ihm entgegen, wie vor Zeiten ihre Mutter es gerufen hatte, „Nachricht von Heinz! Er lebt, er wird bald bei uns ſein!“ Und mit überſtürzenden Worten erzählte ſie, was ſie unten im Flur erlauſcht hatte. Plötzlich aber hielt ſie inne und ſah auf ihren Mann, der nachdenklich die Rauchwölkchen vor ſich hinblies.

„Chriſtian!“ rief ſie und kniete vor ihm hin; „mein einziger Bruder! Freuſt Du Dich denn nicht?“

Der junge Mann legte die Hand auf ihren Kopf: „Verzeih' mir, Lina; es kam ſo unerwartet;

Dein Bruder iſt für mich noch gar nicht dageweſen; es wird ja nun ſo Vieles anders werden.“ Und behutſam und verſtändig, wie es ſich für einen wohldenkenden Mann geziemt, begann er dann ihr darzulegen, wie durch dieſe nicht mehr vermuthete Heimkehr die Grundlagen ihrer künftigen Exiſtenz beſchränkt, ja vielleicht erſchüttert würden. Daß ſeinerſeits die Verſchollenheit des Hausſohnes, wenn auch ihm ſelbſt kaum eingeſtanden, wenigſtens den zweiten Grund zum Werben um Hans Adams Tochter abgegeben habe, das ließ er freilich nicht zu Worte kommen, ſo aufdringlich es auch jetzt vor ſeiner Seele ſtand.

Frau Lina hatte aufmerkſam gehört. Da aber ihr Mann jetzt ſchwieg, ſchüttelte ſie nur lächelnd ihren Kopf: „Du ſollſt ihn nur erſt kennen lernen; o, Heinz war niemals eigennützig.“

Er ſah ſie herzlich an. „Gewiß, Lina; wir müſſen uns darin zu finden wiſſen; um deſto beſſer, wenn er wiederkehrt, wie Du ihn einſt gekannt haſt.“

Die junge Frau ſchlug den Arm um ihres Mannes Nacken: „O, Du biſt gut, Chriſtian! Gewiß, Ihr werdet Freunde werden!“

Dann ging ſie hinaus; in die Schlafkammer, in die beſte Stube, an den Heerd; aber ihre Augen blickten nicht mehr ſo froh, es war auf ihre Freude doch ein Reif gefallen. Nicht, daß die Bedenken ihres Mannes auch ihr Herz bedrängten; nein, aber daß ſo etwas überhaupt nur ſein könne; ſie wußte ſelber kaum, weshalb ihr Alles jetzt ſo öde ſchien.

Einige Tage ſpäter war Frau Lina beſchäftigt, in dem Oberbau die Kammer für den Bruder zu bereiten; aber auch heute war ihr die Bruſt nicht freier. Der Brief, worin der Vater ſein und des Sohnes Ankunft gemeldet hatte, enthielt kein Wort von einem frohen Wiederſehen zwiſchen beiden; wohl aber ergab der weitere Inhalt, daß der Wiedergefundene ſich anfangs unter ſeinem angenommenen Namen vor dem Vater zu verbergen geſucht habe und dieſem wohl nur widerſtrebend in die Heimath folgen werde.

Als dann an dem bezeichneten Sonntagabend das junge Ehepaar zu dem vor dem Hauſe haltenden Wagen hinausgetreten war, ſahen ſie bei dem Lichtſchein, der aus dem offenen Flur fiel, einen Mann herabſteigen, deſſen wetterhartes Antlitz mit dem röthlichen Vollbart und dem kurzgeſchorenen braunen Haupthaar faſt einen Vierziger anzudeuten ſchien; eine Narbe, die über Stirn und Auge lief, mochte indeſſen dazu beitragen ihn älter erſcheinen zu laſſen, als er wirklich war. Nach ihm kletterte langſam Hans Kirch vom Wagen. „Nun Heinz,“ ſagte er, nach einander auf die Genannten hinweiſend, „das iſt Deine Schweſter Lina, und das ihr Mann Chriſtian Martens; Ihr müßt Euch zu vertragen ſuchen.“

Ebenſo nacheinander ſtreckte dieſen jetzt Heinz die Hand entgegen und ſchüttelte die ihre kurz mit einem trocknen: „Very well.“ Er that dieß mit einer unbeholfenen Verlegenheit; mochte die Art ſeiner Heimkehr ihn bedrücken, oder fühlte er eine Zurückhaltung in der Begrüßung der Geſchwiſter; denn freilich, ſie hatten von dem Wiederkehrenden ſich ein anderes Bild gemacht.

Nachdem alle in das Haus getreten waren, geleitete Frau Lina ihren Bruder die Treppe hinauf nach ſeiner Kammer. Es war nicht mehr dieſelbe, in der er einſt als Knabe geſchlafen hatte, es war hier oben ja Alles neu geworden; aber er ſchien nicht darauf zu achten. Die junge Frau legte das Reiſegepäck, das ſie ihm nachgetragen hatte, auf den Fußboden. „Hier iſt Dein Bett,“ ſagte ſie dann, indem ſie die weiße Schutzdecke abnahm und zuſammenlegte; „Heinz, mein Bruder, Du ſollſt recht ſanft hier ſchlafen!“

Er hatte den Rock abgeworfen und war mit aufgeſtreiften Aermeln an den Waſchtiſch getreten. Jetzt wandte er raſch den Kopf, und ſeine braunen blitzenden Augen ruhten in den ihren. „Dank, Schweſter;“ ſagte er. Dann tauchte er den Kopf in die Schale und ſprudelte mit dem Waſſer umher, wie es wohl Leuten eigen iſt, die dergleichen im Freien zu verrichten pflegen. Die Schweſter, am Thürpfoſten lehnend, ſah dem ſchweigend zu; ihre Frauenaugen muſterten des Bruders Kleidung, und ſie erkannte wohl, daß Alles neu geſchafft ſein mußte; dann blieben ihre Blicke auf den braunen ſehnigen Armen des Mannes haften, die noch mehr Narben zeigten als das Antlitz. „Armer Heinz,“ ſagte ſie, zu ihm hinübernickend; „die müſſen ſchwere Arbeit gethan haben!“

Er ſah ſie wieder an; aber diesmal war es ein wildes Feuer, das aus ſeinen Augen brach. „Demonio!“ rief er, die aufgeſtreckten Arme ſchüttelnd; „allerlei Arbeit, Schweſter! Aber — basta y basta!“ Und er tauchte wieder den Kopf in die Schale und warf das Waſſer über ſich, als müſſe er, Gott weiß was, herunterſpülen.

Beim Abendthee, den die Familie zuſammen einnahm, wollte eine Unterhaltung nicht recht gerathen. „Ihr ſeid weit umhergekommen, Schwager;“ ſagte nach einigen vergeblichen Anläufen der junge Ehemann; „Ihr müßt uns viel erzählen.“

„Weit genug,“ erwiderte Heinz; aber zum Erzählen kam es nicht; er gab nur kurze allgemeine Antwort.

„Laß ihn, Chriſtian!“ mahnte Frau Lina; „er muß erſt eine Nacht zu Haus geſchlafen haben.“ Dann aber, damit es am erſten Abend nicht gar zu ſtille werde, begann ſie ſelbſt die wenigen Erinnerungen aus des Bruders Jugendjahren auszukramen, die ſie nach eigenem Erlebniß oder den Erzählungen der Mutter noch bewahrte.

Heinz hörte ruhig zu. „Und dann,“ fuhr ſie fort; „damals, als Du Dir den großen Anker mit Deinem Namen auf. den Arm geätzt hatteſt! Ich weiß noch, wie ich ſchrie, als Du ſo verbrannt nach Hauſe kamſt, und wie dann der Phyſicus geholt wurde. Aber“ — und ſie ſtutzte einen Augenblick — „war es denn nicht auf dem linken Unterarm?“

Heinz nickte: „Mag wohl ſein; das ſind ſo Jungensſtreiche.“

„Aber, Heinz, — es iſt ja nicht mehr da; ich meinte, ſo was könne nie vergehen!“

„Muß doch wohl, Schweſter; ſind verteufelte Krankheiten da drüben; man muß ſchon oft zufrieden ſein, wenn ſie einem nicht gar die Haut vom Leibe ziehen.“

Hans Kirch hatte nur ein halbes Ohr nach dem, was hier geſprochen wurde. Noch mehr als ſonſt in ſich zuſammengeſunken verzehrte er ſchweigend ſein Abendbrod; nur bisweilen warf er von unten auf einen ſeiner ſcharfen Blicke auf den Heimgekehrten, als wolle er prüfen, was mit dieſem Sohn noch zu beginnen ſei.

— — Aber auch für die folgenden Tage blieb dies wortkarge Zuſammenſein. Heinz erkundigte ſich weder nach früheren Bekannten, noch ſprach er von dem, was weiter denn mit ihm geſchehen ſolle. Hans Adam frug ſich, ob der Sohn das erſte Wort von ihm erwarte, oder ob er überhaupt nicht an das Morgen denke; „ja, ja,“ murmelte er dann und nickte heftig mit ſeinem grauen Kopfe; „er iſt's ja ſiebzehn Jahre ſo gewohnt geworden.“

Aber auch heimiſch ſchien Heinz ſich nicht zu fühlen. Hatte er kurze Zeit im Zimmer bei der Schweſter ſeine Cigarre geraucht, ſo trieb es ihn wieder fort; hinab nach dem Hafen, wo er dem oder jenem Schiffer ein paar Worte zurief, oder nach dem großen Speicher, wo er theilnahmlos dem Abladen der Steinkohlen oder andern Arbeiten zuſah. Ein paar Mal, da er unten im Kontor geſeſſen, hatte Hans Kirch das eine oder andere der Geſchäftsbücher vor ihm aufgeſchlagen, damit er von dem gegenwärtigen Stande des Hauſes Einſicht nehme; aber er hatte ſie jedes Mal nach kurzem Hinundherblättern wie etwas Fremdes wieder aus der Hand gelegt. In Einem aber ſchien er, zur Beruhigung des jungen Ehemannes, der Schilderung zu entſprechen, die Frau Lina an jenem Vormittage von ihrem Bruder ihm entworfen hatte: an eine Ausnutzung ſeiner Sohnesrechte ſchien der Heimgekehrte nicht zu denken.

Und noch ein Zweites war dem Frauenauge nicht entgangen. Wie der Bruder einſt mit ihr, der ſo viel jüngeren Schweſter, ſich herumgeſchleppt, ihr erzählt und mit ihr geſpielt hatte, mit ihr — und wie ſie von der Mutter wußte — früher auch mit einer Anderen, der er bis jetzt mit keinem Worte nachgefragt, und von der zu reden ſie vermieden hatte, in gleicher Weiſe ließ er jetzt, wenn er am Nachmittage draußen auf dem Beiſchlag ſaß, den kleinen Sohn des Krämers auf ſeinem Schooß umherklettern und ſich Bart und Haar von ihm zerzauſen; dann konnte er auch lachen, wie Frau Lina meinte es einſt im Garten oder auf jenen Sonntags-Wanderungen mit der Mutter von ihrem Bruder Heinz gehört zu haben. Schon am zweiten Tage, da ſie eben in Hut und Tuch aus der Hausthür zu ihm treten wollte, hatte ſie ihn ſo getroffen. Der kleine Bube ſtand auf ſeinen Knieen und hielt ihn bei der Naſe: „Du willſt mir was vorlügen, Du großer Schiffer!“ ſagte er und ſchüttelte derb an ihm herum.

„Nein, nein Karl, by Jove, es giebt doch Meerfrauen; ich habe ſie ja ſelbſt geſehen.“

Der Knabe lies ihn los. „Wirklich? Kann man die denn heirathen?“

„Oho, Junge! Freilich kann man das! Da drüben in Texas, könnt'ſt allerlei da zu ſehen bekommen, kannte ich Einen, der hatte eine Meerfrau; aber ſie mußte immer in einer großen Waſſertonne ſchwimmen, die in ſeinem Garten ſtand.“

Die Augen des kleinen Burſchen leuchteten; er hatte nur einmal einen jungen Seehund ſo geſehen, und dafür hatte er einen Schilling zahlen müſſen. „Du,“ ſagte er heimlich und nickte ſeinem bärtigen Freunde zu, „ich will auch eine Waſſerfrau heirathen, wenn ich groß geworden bin!“

Heinz ſah nachdenklich den Knaben an. „Thu' das nicht, Karl; die Waſſerfrauen ſind falſch; bleib lieber in Deines Vaters Stor und ſpiel' mit Deines Nachbarn Katze."

Die Hand der Schweſter legte ſich auf ſeine Schulter: „Du wollteſt mit mir zu unſerer Mutter Grabe!"

Und Heinz ſetzte den Knaben zur Erde und ging mit Frau Lina nach dem Kirchhof. Ja, er hatte ſich ſpäter auch von ihr bereden laſſen, den alten Paſtor, der jetzt mit einer Magd im großen Pfarrhaus wirthſchaftete, und ſogar auch Tante Jule zu beſuchen, um die der Knabe Heinz ſich wenig einſt gekümmert hatte.

So war der Sonntag-Vormittag herangekommen, und die jungen Eheleute rüſteten ſich zum gewohnten Kirchgang; auch Heinz hatte ſich bereit erklärt. Hans Kirch war am Abend vorher beſonders ſchweigſam geweſen, und die Augen der Tochter, die ihn kannte, waren mehrmals angſtvoll über des Vaters Antlitz hingeſtreift. Jetzt kam es ihr wie eine Beruhigung, als ſie ihn vorhin den großen Flurſchrank hatte öffnen und wieder ſchließen hören, aus dem er ſelber ſeinen Sonntagsrock hervorzuholen pflegte.

Als aber bald danach die drei Kirchgänger in das untere Zimmer traten, ſtand Hans Kirch, die Hände auf dem Rücken, in ſeiner täglichen Kleidung an dem Fenſter und blickte auf die leere Gaſſe; Hut und Sonntagsrock lagen wie unordentlich hingeworfen auf einem Stuhl am Pulte.

„Vater, es iſt wohl an der Zeit!“ erinnerte Frau Lina ſchüchtern.

Hans Adam hatte ſich umgewandt. „Geht nur!“ ſagte er trocken, und die Tochter ſah, wie ſeine Lippen zitterten, als ſie ſich über den ſtarken Zähnen ſchloſſen.

„Wie, Du willſt nicht mit uns, Vater?“

— „Heute nicht, Lina!“

„Heute nicht, wo Heinz nun wieder bei uns iſt?“

„Nein, Lina;“ er ſprach die Worte leiſe, aber es war, als müſſe es gleich danach hervorbrechen; „ich mag heut' nicht allein in unſern Schifferſtuhl.“

„Aber, Vater, Du thuſt das ja immer,“ ſprach Frau Lina zagend; „Chriſtian ſitzt ja auch ſtets unten bei mir.“

— „Ei was, Dein Mann, Dein Mann!“ — und ein zorniger Blick ſchoß unter den buſchigen Brauen zu ſeinem Sohn hinüber, und ſeine Stimme wurde immer lauter — „Dein Mann gehört dahin; aber die alten Matroſen, die mit fünfunddreißig Jahren noch fremde Kapitäne ihres Vaters Schiffe fahren laſſen, die längſt ganz anderswo noch ſitzen ſollten, die mag ich nicht unter mir im Kirchſtuhl ſehen!“

Er ſchwieg und wandte ſich wieder nach dem Fenſter, und niemand hatte ihm geantwortet; dann aber legte Heinz das Geſangbuch, das ſeine Schweſter ihm gegeben hatte, auf das Pult. „Wenn's nur das iſt, Vater,“ ſagte er, „der alte Matroſe kann zu Hauſe bleiben; er hat ſo manchen Sonntag nur den Wind in den Tauen pfeifen hören.“

Aber die Schweſter ergriff des Bruders, dann des Vaters Hände. „Heinz! Vater! Laßt das ruhen jetzt! Hört zuſammen Gottes Wort; Ihr werdet mit guten Gedanken wiederkommen, und dann redet mit einander, was nun weiter werden ſoll!“ Und wirklich, mochte es nun den heftigen Mann beruhigt haben, daß er, zum mindeſten vorläufig, ſich mit einem Worte Luft geſchafft, — was ſie ſelber nicht erwartet hatte, ſie brachte es dahin, daß beide in die Kirche gingen.

Aber Hans Kirch, während unten, wie ihm nicht entging, ſich Aller Blicke auf den Heimgekehrten richteten, ſaß oben unter den andern alten Kapitänen und Rhedern und ſtarrte, wie einſt, nach der Marmorbüſte des alten Kommandeurs; das war auch ein Stadtsjunge geweſen, ein Schulmeiſtersſohn wie

Heinz ein Schulmeiſtersenkel; wie anders war der heimgekommen!

— — Eine Unterredung zwiſchen Vater und Sohn fand weder nach dem Kirchgang, noch am Nachmittage ſtatt. Am Abend zog Frau Lina den Bruder in ihre Schlafkammer: „Nun, Heinz, haſt Du mit Vater ſchon geſprochen?“

Er ſchüttelte den Kopf: „Was ſoll ich mit ihm ſprechen, Schweſter?“

— „Du weißt es wohl, Heinz; er will Dich droben in der Kirche bei ſich haben. Sag' ihm, daß Du Dein Steuermannsexamen machen willſt; warum haſt Du es nicht längſt geſagt?“

Ein verächtliches Lachen verzerrte ſein Geſicht: „Iſt das eine Gewaltsſache mit dem alten Schifferſtuhl!“ rief er. „Todos diabolos, ich alter Kerl noch auf der Schulbank! Denk' wohl, ich habe manche alte Bark' auch ohne das geſteuert!“

Sie ſah ihn furchtſam an; der Bruder, an den ſie ſich zu gewöhnen anfing, kam ihr auf einmal fremd, ja unheimlich vor. „Geſteuert?“ wiederholte ſie leiſe; „wohin haſt Du geſteuert, Heinz? Du biſt nicht weit gekommen.“

Er blickte eine Weile ſeitwärts auf den Boden; dann reichte er ihr die Hand. „Mag ſein, Schweſter,“

ſagte er ruhig; „aber — ich kann noch nicht wie Ihr; muß mich immer erſt beſinnen, wo ich hinzutreten habe; kennt das nicht, Ihr alle nicht, Schweſter! Ein halbes Menſchenleben, — ja, rechne, noch mehr als ein halbes Menſchenleben kein ehrlich Hausdach über'm Kopf; nur wilde See oder wildes Volk oder beides mit einander! Ihr kennt das nicht, ſag' ich, das Geſchrei und das Gefluche, mein eignes mit darunter; ja, ja, Schweſter, mein eignes auch, es lärmt mir noch immer in die Ohren; laßt's erſt ſtiller werden, ſonſt — es geht ſonſt nicht!"

Die Schweſter hing an ſeinem Halſe. „Gewiß, Heinz, gewiß, wir wollen Geduld haben; o, wie gut, daß Du nun bei uns biſt!"

Plötzlich, Gott weiß woher, tauchte ein Gerücht auf und wanderte emſig von Thür zu Thür: der Heimgekehrte ſei gar nicht Heinz Kirch, es ſei der Haſſelfritz, ein Knabe aus dem Armenhauſe, der gleichzeitig mit Heinz zur See gegangen war und gleich dieſem ſeitdem nichts von ſich hatte hören laſſen. Und jetzt, nachdem es eine kurze Weile darum herumgeſchlichen, war es auch in das Kirchſche Haus gedrungen. Frau Lina griff ſich mit beiden Händen an die Schläfen; ſie hatte durch die Mutter wohl von jenem Anderen gehört; wie Heinz hatte er braune Augen und braunes Haar gehabt und war wie dieſer ein kluger wilder Burſch' geweſen; ſogar eine Aehnlichkeit hatte man derzeit zwiſchen ihnen finden wollen. Wenn alle Freude nun um nichts ſein ſollte, wenn es nun nicht der Bruder wäre! Eine helle Röthe ſchlug ihr in's Geſicht; ſie hatte ja an dieſes Menſchen Hals gehangen, ſie hatte ihn geküßt — Frau Lina vermied es plötzlich ihn zu berühren; verſtohlen aber und deſto öfter hafteten ihre Augen auf den rauhen Zügen ihres Gaſtes, während zugleich ihr innerer Blick ſich mühte, unter den Schatten der Vergangenheit das Knabenantlitz ihres Bruders zu erkennen. Als dann auch der junge Ehemann zur Vorſicht mahnte, wußte Frau Lina ſich auf einmal zu entſinnen, wie gleichgültig ihr der Bruder neulich an ihrer Mutter Grab erſchienen ſei; als ob er ſich langweile, habe er mit beiden Armen ſich über die Eiſenſtangen der Umfaſſung gelehnt und dabei ſeitwärts nach den andern Gräbern hingeſtarrt; faſt als ob, wie bei dem Vaterunſer nach der Predigt, nur das Ende abgewartet werden müſſe.

Beiden Eheleuten erſchien jetzt auch das ganze Gebahren des Bruders noch um Vieles ungeſchlachter als vordem; dies ſich Umherwerfen auf den Stühlen, dieſe Nichtachtung von Frau Lina's ſauberen Dielen. Heinz Kirch, das ſagten Alle, und den Eindruck bewahrte auch Frau Lina's eigenes Gedächtniß, war ja ein feiner junger Menſch geweſen. Als beide dann dem Vater ihre Bedenken mittheilten, war es auch dem nichts Neues mehr; aber er hatte geſchwiegen und ſchwieg auch jetzt; nur die Lippen drückte er feſter aufeinander. Freilich, als er bald darauf ſeinen alten Paſtor mit der Pfeife am Zaune ſeines Vorgartens ſtehen ſah, konnte er doch nicht laſſen, wie zufällig heranzutreten und ſo von Weitem an ihm herumzuforſchen.

„Ja, ja," meinte der alte Herr, „es war recht ſchicklich von dem Heinz, daß er ſeinen Beſuch mir gleich am zweiten Tage gönnte."

„Schuldigkeit, Herr Paſtor," verſetzte Kirch; „mag Ihnen aber auch wohl ergangen ſein wie mir; es koſtet Künſte, in dieſem Burſchen mit dem rothen Bart den alten Heinz herauszufinden."

Der Paſtor nickte; ſein Geſicht zeigte plötzlich den Ausdruck oratoriſcher Begeiſterung. „Ja, mit dem Barte!" wiederholte er nachdrücklich und fuhr mit der Hand, wie auf der Kanzel vor ſich hin. „Sie ſagen es, Herr Nachbar; und, wahrlich, ſeit dieſer unzierliche Zierrath Mode worden, kann man die Knaben in den Jünglingen nicht wiederkennen, bevor man ſie nicht ſelber ſich bei Namen rufen hörte; das habe ich an meinen Penſionären ſelbſt erfahren! Da war der blonde Dithmarſcher, den Ihr Heinz — er wollte jetzo zwar darauf vergeſſen haben — einmal den blutigen Denkzettel unter die Naſe ſchrieb; der glich wahrlich einem weißen Hammel, da er von hier fortging; und als er nach Jahren in meine friedliche Kammer ſo unerwartet eintrat — ein Löwe! Ich verſichere Sie, Herr Nachbar, ein richtiger Löwe! Wenn nicht die alten Schafsaugen zum Glück noch Stand gehalten hätten, ich alter Mann hätte ja den Tod ſonſt davon haben können!" Der Paſtor ſog ein paar Mal an ſeiner Pfeife und drückte ſich das Sammetkäppchen feſter auf den weißen Kopf.

„Nun freilich," meinte Hans Kirch; denn er fühlte wohl, daß er ein Lieblingsthema wachgerufen habe, und ſuchte noch einmal wieder anzuknüpfen; „ſolche Signale wie Ihr Dithmarſcher hat mein Heinz nicht aufzuweiſen."

Aber der alte Herr ging wieder ſeinen eigenen Weg. „Bewahre!" ſagte er verächtlich und machte mit der Hand eine Bewegung, als ob er die Schafsaugen weit von ſich in die Büſche werfe. „Ein

Mann, ein ganzer Mann!“ Dann hob er den Zeigefinger und beſchrieb ſchelmiſch lächelnd eine Linie über Stirn und Auge: „Auch eine Decorirung hat er ſich erworben; im Gefecht, Herr Nachbar, ich ſage, im Gefechte; gleich einem alten Studioſus! Zu meiner Zeit — Seeleute und Studenten, das waren die freien Männer, wir ſtanden allzeit bei einander!“

Hans Kirch ſchüttelte den Kopf; „Sie irren, Ehrwürden; mein Heinz war nur auf Kauffahrteiſchiffen; im Sturm, ein Holzſplitter, eine ſtürzende Stenge thun wohl dasſelbe ſchon.“

„Crede experto! Traue dem Sachkundigen!“ rief der alte Herr, und hob geheimnißvoll das linke Ohrläppchen, hinter welchem die ſchwachen Spuren einer Narbe ſichtbar wurden. „Im Gefecht, Herr Nachbar; o, wir haben auch pro patria geſchlagen!“

Ein Lächeln flog über das Geſicht des alten Seemanns, das für einen Augenblick das ſtarke Gebiß bloßlegte. „Ja, ja, Herr Paſtor; freilich, er war kein Haſenfuß, mein Heinz!“

Aber der frohe Stolz, womit dieſe Worte hervorbrachen, verſchwand ſchon wieder; das Bild ſeines kühnen Knaben verblich vor dem des Mannes, der jetzt unter ſeinem Dache hauſte.

Hans Kirch nahm kurzen Abſchied; er gab es auf, es noch weiter mit der Geſchwätzigkeit des Greiſenalters aufzunehmen.

— — Am Abend war Ball in der Harmonie. Heinz wollte zu Hauſe bleiben, er paſſe nicht dahin; und die jungen Eheleute, die ihm auch nur wie beiläufig davon geſprochen hatten, waren damit einverſtanden; denn Heinz, ſie mochten darin nicht unrecht haben, war in dieſer Geſellſchaft für jetzt nicht wohl zu präſentiren. Frau Lina wollte ebenfalls zu Hauſe bleiben; doch ſie mußte dem Drängen ihres Mannes nachgeben, der einen neuen Putz für ſie erhandelt hatte. Auch Hans Kirch ging zu ſeiner Partie Sechsundſechzig; eine innere Unruhe trieb ihn aus dem Hauſe.

So blieb denn Heinz allein zurück. Als Alle fort waren, ſtand er, die Hände in den Taſchen, am Fenſter ſeiner dunklen Schlafkammer, das nach Nordoſten auf die See hinausging. Es war unruhiges Wetter, die Wolken jagten vor dem Mond; doch konnte er jenſeits des Warders, in dem tieferen Waſſer, die weißen Köpfe der Wellen ſchäumen ſehen. Er ſtarrte lange darauf hin; allmählich, als ſeine Augen ſich gewöhnt hatten, bemerkte er auch drüben auf der Inſel einen hellen Dunſt; von dem Leuchtthurm konnte das nicht kommen; aber das große Dorf lag dort, wo, wie er hatte reden hören, heute Jahrmarkt war. Er öffnete das Fenſter und lehnte ſich hinaus; faſt meinte er durch das Rauſchen des Waſſers die ferne Tanzmuſik zu hören; und, als packe es ihn plötzlich, ſchlug er das Fenſter eilig zu und ſprang, ſeine Mütze vom Thürhaken reißend, in den Flur hinab. Als er ebenſo raſch der Hausthür zuging, frug die Magd ihn, ob ſie mit dem Abſchließen auf ihn warten ſolle; aber er ſchüttelte nur den Kopf, während er das Haus verließ.

Kurze Zeit danach, beim Rüſten der Schlafgemächer für die Nacht, betrat die Magd auch die von ihrem Gaſte vorhin verlaſſene Kammer. Sie hatte ihr Lämpchen auf dem Vorplatze gelaſſen und nur die Waſſerflaſche raſch hineinſetzen wollen; als aber draußen eben jetzt der Mond ſein volles Licht durch den weiten Himmelsraum ergoß, trat ſie gleichfalls an das Fenſter und blickte auf die wie mit Silberſchaum gekrönten Wellen; bald aber waren es nicht mehr dieſe; ihre jungen weitreichenden Augen hatten ein Boot erkannt, das von einem einzelnen Manne durch den ſprühenden Giſcht der Inſel zugetrieben wurde.

Wenn Hans Kirch oder die jungen Eheleute in die Harmonie gegangen waren, um dort nähere Aufſchlüſſe über jenes unheimliche Gerücht zu erhalten, ſo mußten ſie ſich getäuſcht finden; Niemand ließ auch nur ein andeutendes Wort darüber fallen; es war wieder wie kurz zuvor, als ob es niemals einen Heinz Kirch gegeben hätte.

Erſt am andern Morgen erfuhren ſie, daß dieſer am Abend bald nach ihnen fortgegangen und bis zur Stunde noch nicht wieder da ſei; die Magd theilte auf Befragen ihre Vermuthungen mit, die nicht weit vom Ziele treffen mochten. Als dann endlich kurz vor Mittag der Verſchwundene mit ſtark geröthetem Antlitz heimkehrte, wandte Hans Kirch, den er im Flur traf, ihm den Rücken, und ging raſch in ſeine Stube. Frau Lina, der er auf der Treppe begegnete, ſah ihn vorwurfsvoll und fragend an; ſie ſtand einen Augenblick, als ob ſie ſprechen wolle; aber — wer war dieſer Mann? — Sie hatte ſich beſonnen und ging ihm ſtumm vorüber.

Nach der ſchweigend eingenommenen Mittagsmahlzeit hatte Heinz ſich oben in der Wohnſtube des jungen Paares in die Sophaecke geſetzt. Frau Lina ging ab und zu; er hatte den Kopf geſtützt und war eingeſchlafen. Als er nach geraumer Zeit erwachte, war die Schweſter fort; ſtatt deſſen ſah er den grauen Kopf des Vaters über ſich gebeugt; der Erwachende glaubte es noch zu fühlen, wie die ſcharfen Augen in ſeinem Antlitz forſchten.

Eine Weile hafteten beider Blicke in einander; dann richtete der Jüngere ſich auf und ſagte: „Laßt nur, Vater; ich weiß es ſchon, Ihr möchtet gern, daß ich der Haſſelfritze aus der Armenkathe wäre; möcht' Euch ſchon den Gefallen thun, wenn ich mich ſelbſt noch mal zu ſchaffen hätte.“

Hans Kirch war zurückgetreten: „Wer hat Dir das erzählt?“ ſagte er, „Du kannſt nicht behaupten, daß ich dergleichen von Dir geſagt hätte.“

„Aber Euer Geſicht ſagt mir's; und unſre junge Frau, ſie zuckt vor meiner Hand, als ſollt' ſie eine Kröte faſſen. Wußte erſt nicht, was da unterwegs ſei; aber heut' Nacht, da drüben, da ſchrieen es beim Tanz die Eulen in die Fenſter.“

Hans Kirch erwiderte nichts; der Andre aber war aufgeſtanden und ſah auf die Gaſſe, wo in Stößen der Regen vom Herbſtwinde vorbeigetrieben wurde. „Eins aber,“ begann er wieder, indem er ſich finſter zu dem Alten wandte, „mögt Ihr mir noch ſagen! Warum damals, da ich noch jung war, habt Ihr das mit dem Brief mir angethan? Warum? Denn ich hätte Euch ſonſt mein altes Geſicht wohl wieder heimgebracht.“

Hans Kirch fuhr zuſammen. An dieſen Vorgang hatte ſeit dem Tode ſeines Weibes keine Hand gerührt; er ſelbſt hatte ihn tief in ſich begraben. Er fuhr mit den Fingern in die Weſtentaſche und biß ein Endchen von der ſchwarzen Tabacksrolle, die er daraus hervorgeholt hatte. „Einen Brief?“ ſagte er dann; „mein Sohn Heinz war nicht für das Briefſchreiben.“

„Mag ſein, Vater; aber einmal — einmal hatte er doch geſchrieben; in Rio hatte er den Brief zur Poſt gegeben, und ſpäter, nach langer Zeit — der Teufel hatte wohl ſein Spiel dabei — in San Jago, in dem Fieberneſt, als die Briefſchaften für die Mannſchaft ausgetheilt wurden, da hieß es: „Hier iſt auch was für Dich.“ Und als der Sohn vor Freude zitternd ſeine Hand ausſtreckte, und mit den Augen nur die Aufſchrift des Briefes erſt verſchlingen wollte, da war's auch wirklich einer, der von Hauſe kam, und auch eine Handſchrift von zu Hauſe ſtand darauf; aber — es war doch nur ſein eigener Brief, der nach ſechs Monaten uneröffnet an ihn zurückkam.“

Es ſah faſt aus, als ſeien die Augen des Alten feucht geworden; als er aber den trotzigen Blick des

Jungen ſich gegenüber ſah, verſchwand das wieder. „Viel Rühmliches mag auch nicht darin geſtanden haben!“ ſagte er grollend.

Da fuhr ein hartes Lachen aus des Jüngeren Munde und gleich darauf ein fremdländiſcher Fluch, den der Vater nicht verſtand. „Da mögt Ihr recht haben, Hans Adam Kirch; ganz regulär war's juſt nicht hergegangen; der junge Burſche wär' auch damals gern vor ſeinem Vater hingefallen; lagen aber tauſend Meilen zwiſchen ihnen; und überdem — das Fieber hatte ihn geſchüttelt, und er war erſt eben von ſeinem elenden Lazarethbett aufgeſtanden! Und ſpäter dann — was meint Ihr wohl, Hans Kirch? Wen Vaters Hand verſtoßen, der fragt bei der nächſten Heuer nicht, was unter'm Deck geladen iſt, ob Kaffeeſäcke oder ſchwarze Vögel, die eigentlich aber ſchwarze Menſchen ſind; wenn's nur Dublonen giebt; und fragt auch nicht, wo die der Teufel holt, und wo dann wieder neue zu bekommen ſind!“

Die Stimme, womit dieſe Worte geſprochen wurden, klang ſo wüſt und fremd, daß Hans Kirch ſich unwillkürlich frug: „Iſt das Dein Heinz, den der Cantor beim Amen-Singen immer in die erſte Reihe ſtellte, oder iſt es doch der Junge aus der

Armenkathe, der nur auf Deinen Beutel ſpeculirt?" Er wandte wieder ſeine Augen prüfend auf des Andern Antlitz; die Narbe über Stirn und Auge flammte brandroth. „Wo haſt Du Dir denn das geholt?" ſagte er, an ſeines Paſtors Rede denkend. „Biſt Du mit Piraten im Gefecht geweſen?"

Ein deſperates Lachen fuhr aus des Jüngeren Munde. „Piraten?" rief er. „Glaubt nur, Hans Kirch, es ſind auch dabei brave Kerle! Aber laßt das; das Geſpinnſt iſt gar zu lang, mit wem ich all' zuſammen war!"

Der Alte ſah ihn mit erſchrockenen Augen an. „Was ſagſt Du?" frug er, ſo leiſe, als ob es Niemand hören dürfe.

Aber bevor eine Antwort darauf erfolgen konnte, wurden ſchwerfällige Schritte draußen auf der Treppe laut; die Thür öffnete ſich, und, von Frau Lina geführt, trat Tante Jule in das Zimmer. Während ſie puſtend und mit beiden Händen ſich auf ihren Krückſtock lehnend ſtehen blieb, war Heinz an ihr vorüber ſchweigend aus der Thür gegangen.

„Iſt er fort?" ſagte ſie, mit ihrem Stocke hinter ihm herweiſend.

„Wer ſoll fort ſein?" frug Hans Kirch und ſah die Schweſter nicht eben allzu freundlich an.

„Wer? Nun den Du ſeit vierzehn Tagen hier in Koſt genommen.“

— „Was willſt Du wieder, Jule? Du pflegſt mir ſonſt nicht ſo ins Haus zu fallen.“

„Ja, ja, Hans;“ und ſie winkte der jungen Frau, ihr einen Stuhl zu bringen und ſetzte ſich darauf; „Du haſt's auch nicht um mich verdient; aber ich bin nicht ſo, Hans; ich will Dir Abbitte thun; ich will bekennen, der Fritze Reimers mag doch wohl gelogen haben, oder wenn nicht er, ſo doch der Andre!“

„Was ſoll die Rederei?“ ſagte Hans Kirch, und es klang, als ob er müde wäre.

— „Was es ſoll? Du ſollſt Dich nicht betrügen laſſen! Du meinſt, Du haſt nun Deinen Vogel wieder eingefangen; aber ſieh nur zu, ob's auch der rechte iſt!“

„Kommſt Du auch mit dem Geſchwätz? Warum ſollt's denn nicht der rechte ſein?“ Er ſprach das unwirrſch; aber doch als ob es zu hören ihn verlange.

Frau Jule hatte ſich in Poſitur geſetzt. „Warum, Hans? — Als er am Mittwoch Nachmittage mit der Lina bei mir ſaß — wir waren ſchon bei der dritten Taſſe Kaffee, und noch nicht einmal hatte er ‚Tante‘ zu mir geſagt! — ‚Warum‘, frug ich, ‚nennſt Du mich denn gar nicht Tante?‘ — ‚Ja, Tante‘, ſagte er, ‚Du haſt ja noch allein geſprochen!‘ Und, ſiehſt Du, Hans, das war beim erſten Mal denn ſchon gelogen; denn das ſoll mir Keiner nachſagen; ich laſſe jedermann zu Worte kommen! Und als ich ihn dann nahe zu mir zog und mit der Hand und mit meinen elenden Augen auf ſeinem Geſicht herumfühlte — nun, Hans, die Naſe kann doch nicht von Oſt nach Weſt gewachſen ſein!“

Der Bruder ſaß mit geſenktem Kopf ihr gegenüber; er hatte nie darauf geachtet, wie ſeinem Heinz die Naſe im Geſicht geſtanden hatte. „Aber,“ ſagte er — denn das Geſpräch von vorhin flog ihm durch den Kopf; doch ſchienen ihm die Worte ſchwer zu werden — „ſein Brief von damals; wir redeten darüber; er hat ihn in San Jago ſelbſt zurückerhalten!“

Die dicke Frau lachte, daß der Stock ihr aus den Händen fiel. „Die Briefgeſchichte, Hans! Ja, die iſt ſeit den vierzehn Tagen reichlich wieder aufgewärmt; davon konnte er für einen Dreiling bei jedem Bettelkinde einen Suppenlöffel voll bekommen! Und er mußte Dir doch auch erzählen, weshalb der echte Heinz denn all die Jahre draußen blieb. Laß Dich nicht nasführen, Hans! Warum denn hat er nicht mit Dir wollen, als Du ihn von Hamburg holteſt? War's denn ſo ſchlimm, wieder einmal an die volle Krippe und ins warme Neſt zu kommen? — Ich will's Dir ſagen; das iſt's: er hat ſich ſo geſchwind nicht zu dem Schelmenwagſtück reſolviren können!"

Hans Adam hatte ſeinen grauen Kopf erhoben; aber er ſprach nicht dazwiſchen; faſt begierig horchte er auf Alles, was die Schweſter vorbrachte.

„Und dann;" fuhr dieſe fort; „die Lina hat davon erzählt;" — — aber plötzlich ſtand ſie auf und fühlte ſich mit ihrer Krücke, die Lina ihr dienſtfertig aufgehoben hatte, nach dem Fenſter hin; von draußen hörte man zwei Männerſtimmen in lebhafter Unterhaltung. „O, Lina," ſagte Tante Jule; „ich hör's, der Eine iſt der Juſtizrath; lauf doch und bitte ihn, ein paar Augenblicke hier herauf zu kommen!"

Der Juſtizrath war der alte Phyſicus; bei dem früheren Mangel paſſender Alterstitel hier zu Lande waren alle älteren Phyſici Juſtizräthe.

Hans Kirch wußte nicht, was ſeine Schweſter mit dieſem vorhatte; aber er wartete geduldig, und bald auch trat der alte Herr mit der jungen Frau ins Zimmer. „Ei, ei," rief er, „Tante Jule und

Herr Kirch beiſammen? Wo iſt denn nun der Patient?"

„Der da," ſagte Tante Jule, und wies auf ihren Bruder; „er hat den Staar auf beiden Augen!"

Der Juſtizrath lachte. „Sie ſcherzen, liebe Madame; ich wollte, ich hätte ſelbſt nur noch die ſcharfen Augen unſeres Freundes."

„Mach fort, Jule;" ſagte Hans Kirch; „was gehſt Du lange um den Brei herum!"

Die dicke Frau ließ ſich indes nicht ſtören. „Es iſt nur ſo ſinnbildlich, mein Herr Juſtizrath;" erklärte ſie mit Nachdruck. „Aber beſinnen Sie ſich einmal darauf, wie Sie vor ſo ein zwanzig Jahren hier auch ins Haus geholt wurden; die Lina, die große Frau jetzt, ſchrie damals ein Zetermordio durchs Haus; denn ihr Bruder Heinz hatte ſich nach Jungensart einen ſchönen Anker auf den Unterarm geätzt und ſich dabei weidlich zugerichtet."

Hans Kirch fuhr mit ſeinem Kopf herum; denn die ihm derzeit unbeachtet vorübergegangene Unterhaltung bei der erſten Abendmahlzeit kam ihm plötzlich, und jetzt laut und deutlich, wieder.

Aber der alte Doctor wiegte das Haupt: „Ich beſinne mich nicht; ich hatte in meinem Leben ſo viele Jungen unter Händen."

„Nun, ſo, mein Herr Juſtizrath;“ ſagte Tante Jule; „aber Sie kennen doch dergleichen Jungensſtreiche hier bei uns; es fragt ſich nur, und das möchten wir von Ihnen wiſſen, ob denn in zwanzig Jahren ſolch ein Anker ohne Spur verſchwinden könne?“

„In zwanzig Jahren?“ erwiderte jetzt der Juſtizrath ohne Zögern; „ei, das kann gar leicht geſchehen!“

Aber Hans Kirch miſchte ſich ins Geſpräch: „Sie denken, wie ſie's jetzt machen, Doctor, ſo mit blauer Tuſche; nein, der Junge war damals nach der alten gründlichen Manier ans Werk gegangen; tüchtige Nadelſtiche, und dann mit Pulver eingebrannt.“

Der alte Arzt rieb ſich die Stirn. „Ja, ja; ich entſinne mich auch jetzt. Hmm! — Nein, das dürfte wohl unmöglich ſein; das geht bis auf die cutis; der alte Heinrich Jacobs läuft noch heut' mit ſeinem Anker.“

Tante Jule nickte beifällig; Frau Lina ſtand, die Hand an der Stuhllehne, blaß und zitternd neben ihr.

„Aber,“ ſagte Hans Kirch, und auch bei ihm ſchlich ſich die Stimme nur wie mit Zagen aus der Kehle. „Sollte es nicht Krankheiten geben? Da drüben, in den heißen Ländern?“

Der Arzt bedachte ſich eine Weile und ſchüttelte dann ſehr beſtimmt den Kopf. „Nein, nein; das iſt nicht anzunehmen; es müßten denn die Blattern ihm den Arm zerriſſen haben.“

Eine Pauſe entſtand, während Frau Jule ihre geſtrickten Handſchuhe anzog. „Nun, Hans,“ ſagte ſie dann: „ich muß nach Haus; aber Du haſt nun die Wahl: den Anker oder die Blatternarben! Was hat Dein neuer Heinz denn aufzuweiſen? Die Lina hat nichts von Beiden ſehen können; nun ſieh Du ſelber zu, wenn Deine Augen noch geſund ſind!“

— — Bald danach ging Hans Kirch die Straße hinauf nach ſeinem Speicher; er hatte die Hände über dem Rücken gefaltet, der Kopf hing ihm noch tiefer als gewöhnlich auf die Bruſt. Auch Frau Lina hatte das Haus verlaſſen und war dem Vater nachgegangen; als ſie in den unteren dämmerhellen Raum des Speichers trat, ſah ſie ihn in der Mitte desſelben ſtehen, als müſſe er ſich erſt beſinnen, weshalb er denn hierher gegangen ſei. Bei dem Geräuſche des Korn-Umſchaufelns, das von den oberen Böden herabſcholl, mochte er den Eintritt der Tochter überhört haben; denn er ſtieß ſie faſt zurück, als er ſie jetzt ſo plötzlich vor ſich ſah: „Du Lina! Was haſt Du hier zu ſuchen?“

Die junge Frau zitterte und wiſchte ſich das

Geſicht mit ihrem Tuche. „Nichts, Vater,“ ſagte ſie; „aber Chriſtian iſt unten am Hafen, und da litt es mich nicht ſo allein zu Hauſe, mit ihm, — mit dem fremden Menſchen! Ich fürchte mich; o, es iſt ſchrecklich, Vater!“

Hans Kirch hatte während dieſer Worte wieder ſeinen Kopf geſenkt; jetzt hob er wie aus einem Abgrunde ſeine Augen zu denen ſeiner Tochter und blickte ſie lange und unbeweglich an. „Ja, ja, Lina,“ ſagte er dann haſtig; „Gott Dank, daß es ein Fremder iſt!“

Hierauf wandte er ſich raſch, und die Tochter hörte, wie er die Treppen zu dem oberſten Bodenraum hinaufſtieg.

Ein trüber Abend war auf dieſen Tag gefolgt; kein Stern war ſichtbar; feuchte Dünſte lagerten auf der See. Im Hafen war es ungewöhnlich voll von Schiffen; meiſt Jachten und Schooner; aber auch ein paar Vollſchiffe waren dabei und außerdem der Dampfer, welcher wöchentlich hier anzulegen pflegte. Alles lag ſchon in tiefer Ruhe, und auch auf dem Hafenplatz am Bollwerk entlang ſchlenderte nur ein einzelner Mann; wie es den Anſchein hatte, müßig und ohne eine beſtimmte Abſicht. Jetzt blieb er vor dem einen der beiden Barkſchiffe ſtehen, auf deſſen Deck ein Junge ſich noch am Gangſpill zu ſchaffen machte; er rief einen ‚guten Abend‘ hinüber und fragte, wie halb gedankenlos, nach Namen und Ladung des Schiffes. Als erſterer genannt wurde, tauchte ein Kopf aus der Kajüte, ſchien eine Weile den am Ufer Stehenden zu muſtern, ſpie dann weit hinaus ins Waſſer und tauchte wieder unter Deck. Schiff und Schiffer waren nicht von hier; der am Ufer ſchlenderte weiter; vom Warder drüben kam dann und wann ein Vogelſchrei; von der Inſel her drang nur ein ſchwacher Schein von den Leuchtfeuern durch den Nebel. Als er an die Stelle kam, wo die Häuſerreihe näher an das Waſſer tritt, ſchlug von daher ein Gewirr von Stimmen an ſein Ohr und veranlaßte ihn, ſtill zu ſtehen. Von einem der Häuſer fiel ein rother Schein in die Nacht hinaus; er erkannte es wohl, wenngleich ſein Fuß die Schwelle dort noch nicht überſchritten hatte; das Licht kam aus der Laterne der Hafenſchenke. Das Haus war nicht wohl beleumdet; nur fremde Matroſen und etwa die Söhne von Setzſchiffern verkehrten dort; er hatte das Alles ſchon gehört. — Und jetzt erhob das Lärmen ſich von Neuem, nur daß auch eine Frauenſtimme nun dazwiſchen kreiſchte. — Ein finſteres Lachen fuhr über das Antlitz des Mannes; beim Schein der rothen Laterne und den wilden Lauten hinter den verhangenen Fenſtern mochte allerlei in ſeiner Erinnerung aufwachen, was nicht gut thut, wenn es wiederkommt. Dennoch ſchritt er darauf zu, und als er eben von der Stadt her die Bürgerglocke läuten hörte, trat er in die niedrige, aber geräumige Schenkſtube.

An einem langen Tiſche ſaß eine Anzahl alter und junger Seeleute; ein Theil derſelben, zu denen ſich der Wirth geſellt zu haben ſchien, ſpielte mit beſchmutzten Karten; ein Frauenzimmer, über die Jugendblüthe hinaus, mit blaſſem, verwachten Antlitz, dem ein Zug des Leidens um den noch immer hübſchen Mund nicht fehlte, trat mit einer Anzahl dampfender Gläſer herein und vertheilte ſie ſchweigend an die Gäſte. Als ſie an den Platz eines Mannes kam, deſſen kleine Augen begehrlich aus dem grobknochigen Angeſicht hervorſchielten, ſchob ſie das Glas mit augenſcheinlicher Haſt vor ihn hin; aber der Menſch lachte und ſuchte ſie an ihren Röcken feſtzuhalten: „Nun Ma'am, habt Ihr Euch noch immer nicht beſonnen? Ich bin ein höflicher Mann, verſichre Euch! Aber ich kenne die Weibergeographie: Schwarz oder Weiß, iſt Alles eine Sorte!“

„Laßt mich,“ ſagte das Weib; „bezahlt Euer Glas und laßt mich gehen!“

Aber der Andre war nicht ihrer Meinung; er ergriff ſie und zog ſie jäh zu ſich heran, daß das vor ihm ſtehende Glas umſtürzte und der Inhalt ſie beide überſtrömte. „Sieh nur, ſchöne Miſſis!“ rief er, ohne darauf zu achten, und winkte mit ſeinem rothhaarigen Kopfe nach einem ihm gegenüber ſitzenden Burſchen, deſſen flachsblondes Haar auf ein bleiches, vom Trunke gedunſenes Antlitz herabfiel; „ſieh nur, der Jochum mit ſeinem greiſen Kalbsgeſicht hat nichts dagegen einzuwenden! Trink aus, Jochum, ich zahle Dir ein neues!“

Der Menſch, zu dem er geſprochen hatte, goß mit blödem Schmunzeln ſein Glas auf einen Zug hinunter und ſchob es dann zu neuem Füllen vor ſich hin.

Einen Augenblick ruhten die Hände des Weibes, mit denen ſie ſich aus der gewaltſamen Umarmung zu löſen verſucht hatte; ihre Blicke fielen auf den bleichen Trunkenbold, und es war, als wenn Abſcheu und Verachtung ſie eine Weile alles Andere vergeſſen ließen.

Aber ihr Peiniger zog ſie nur feſter an ſich: „Siehſt Du, ſchöne Frau! Ich dächte doch, der Tauſch wär' nicht ſo übel! Aber, der iſt's am Ende gar nicht! Nimm Dich in acht, daß ich nicht aus der Schule ſchwatze!" Und da ſie wiederum ſich ſträubte, nickte er einem hübſchen, braunlockigen Jungen zu, der am unteren Ende des Tiſches ſaß. „He, Du Gründling," rief er, „meinſt Du, ich weiß nicht, wer geſtern zwei Stunden nach uns aus der rothen Laterne unter Deck gekrochen iſt?"

Die hellen Flammen ſchlugen dem armen Weibe ins Geſicht; ſie wehrte ſich nicht mehr, ſie ſah nur hülfeſuchend um ſich. Aber es rührte ſich keine Hand; der junge hübſche Burſche ſchmunzelte nur und ſah vor ſich in ſein Glas.

Aus einer unbeſetzten Ecke des Zimmers hatte bisher der zuletzt erſchienene Gaſt dem allen mit gleichgültigen Augen zugeſehen; und wenn er jetzt die Fauſt erhob und dröhnend vor ſich auf die Tiſchplatte ſchlug, ſo ſchien auch dieſes nur mehr wie aus früherer Gewohnheit, bei ſolchem Anlaß nicht den bloßen Zuſchauer abzugeben. „Auch mir ein Glas!" rief er, und es klang faſt, als ob er Händel ſuche.

Drüben war alles von den Sitzen aufgeſprungen. „Wer iſt das? Der will wohl unſer Bewiemeſſer ſchmecken? Werft ihn hinaus! Goddam, was will der Kerl?"

„Nur auch ein Glas!“ ſagte der Andre ruhig. „Laßt Euch nicht ſtören! Haben, denk ich, hier wohl alle Platz!“

Die drüben waren endlich doch auch dieſer Meinung und blieben an ihrem Tiſche; aber das Frauenzimmer hatte dabei Gelegenheit gefunden, ſich zu befreien, und trat jetzt an den Tiſch des neuen Gaſtes. „Was ſoll es ſein?“ frug ſie höflich; aber als er ihr Beſcheid gab, ſchien ſie es kaum zu hören; er ſah verwundert, wie ihre Augen ſtarr und doch wie abweſend auf ihn gerichtet waren, und wie ſie noch immer vor ihm ſtehen blieb.

„Kennen Sie mich?“ ſagte er und warf mit raſcher Bewegung ſeinen Kopf zurück, ſo daß der Schein der Deckenlampe auf ſein Antlitz fiel.

Das Weib that einen tiefen Athemzug, und die Gläſer, die ſie in der Hand hielt, ſchlugen hörbar an einander: „Verzeihen Sie;“ ſagte ſie ängſtlich; „Sie ſollen gleich bedient werden.“

Er blickte ihr nach, wie ſie durch eine Seitenthür hinausging; der Ton der wenigen Worte, welche ſie zu ihm geſprochen, war ein ſo anderer geweſen, als den er vorhin von ihr gehört hatte; langſam hob er den Arm und ſtützte ſeinen Kopf darauf; es war, als ob er mit allen Sinnen in eine weite Ferne denke. Es hätte ihm endlich auffallen müſſen, daß ſeine Beſtellung noch immer nicht ausgeführt ſei; aber er dachte nicht daran. Plötzlich, während am andern Tiſch die Karten mit den Würfeln wechſelten, erhob er ſich. Wäre die Aufmerkſamkeit der übrigen Gäſte auf ihn ſtatt auf das neue Spiel gerichtet geweſen, er wäre ſicher ihrem Hohne nicht entgangen; denn der hohe kräftige Mann zitterte ſichtbar, als er jetzt mit auf den Tiſch geſtemmten Händen daſtand.

Aber es war nur für einige Augenblicke; dann verließ er das Zimmer durch dieſelbe Thür, durch welche vorhin die Aufwärterin hinausgegangen war. Ein dunkler Gang führte ihn in eine große Küche, welche durch eine an der Wand hängende Lampe nur kaum erhellt wurde. Haſtig war er eingetreten; ſeine raſchen Augen durchflogen den vor ihm liegenden wüſten Raum; und dort ſtand ſie, die er ſuchte; wie unmächtig, die leeren Gläſer noch in den zuſammengefalteten Händen, lehnte ſie gegen die Herdmauer. Einen Augenblick noch; dann trat er zu ihr; „Wieb!“ rief er; „Wiebchen, kleines Wiebchen!“

Es war eine rauhe Männerſtimme, die dieſe Worte rief und jetzt verſtummte, als habe ſie allen Odem an ſie hingegeben.

Und doch, über das verblühte Antlitz des Weibes flog es wie ein Roſenſchimmer, und während zugleich die Gläſer klirrend auf den Boden fielen, entſtieg ein Aufſchrei ihrer Bruſt, wer hätte ſagen mögen, ob es Leid, ob Freude war. „Heinz!“ rief ſie, „Heinz, Du biſt es; o, ſie ſagten, Du ſei'ſt es nicht.“

Ein finſtres Lächeln zuckte um den Mund des Mannes; „Ja, Wieb; ich wußt's wohl ſchon vorher; ich hätte nicht mehr kommen ſollen. Auch Dich — das Alles war ja längſt vorbei — ich wollte Dich nicht wiederſehen, nichts von Dir hören, Wieb; ich biß die Zähne aufeinander, wenn Dein Name nur darüber wollte. Aber — geſtern Abend — es war wieder einmal Jahrmarkt drüben — wie als Junge hab' ich mir ein Boot geſtohlen; ich mußte, es ging nicht anders; vor jeder Bude, auf allen Tanzböden hab' ich Dich geſucht; ich war ein Narr, ich dachte, die alte Mödderſch lebe noch; o ſüße kleine Wieb, ich dacht' wohl nur an Dich; ich wußte ſelbſt nicht, was ich dachte!“ Seine Stimme bebte, ſeine Arme ſtreckten ſich weit geöffnet ihr entgegen.

Aber ſie warf ſich nicht hinein; nur ihre Augen blickten traurig auf ihn hin: „O Heinz,“ rief ſie, „Du biſt es! Aber ich, ich bin's nicht mehr! — Du biſt zu ſpät gekommen, Heinz!“

Da riß er ſie an ſich, und ließ ſie wieder los und ſtreckte beide Arme hoch empor: „Ja, Wieb, das ſind auch nicht mehr die unſchuldigen Hände, womit ich damals Dir die rothen Aepfel ſtahl; by Jove, das ſchleißt, ſo ſiebzehn Jahre unter dieſem Volk!“

Sie war neben dem Herde auf die Kniee geſunken: „Heinz,“ murmelte ſie, „o, Heinz, die alte Zeit!“

Wie verlegen ſtand er neben ihr; dann aber bückte er ſich und ergriff die eine ihrer Hände, und ſie duldete es ſtill.

„Wieb,“ ſagte er leiſe, „wir wollen ſehen, daß wir uns wiederfinden, Du und ich!“

Sie ſagte nichts; aber er fühlte eine Bewegung ihrer Hand, als ob ſie ſchmerzlich in der ſeinen zucke.

Von der Schenkſtube her erſcholl ein wüſtes Durcheinander; Gläſer klirrten, mitunter dröhnte ein Fauſtſchlag. „Kleine Wieb,“ flüſterte er wieder, „wollen wir weit von all' den böſen Menſchen fort?“

Sie hatte den Kopf auf den ſteinernen Herd ſinken laſſen und ſtöhnte ſchmerzlich. Da wurden ſchlurfende Schritte in dem Gange hörbar, und als Heinz ſich wandte, ſtand ein Betrunkener in der Thür; es war derſelbe Menſch mit dem ſchlaffen gemeinen Antlitz, den er vorhin unter den andern Schiffern ſchon bemerkt hatte. Er hielt ſich an dem

Thürpfoſten, und ſeine Augen ſchienen, ohne zu ſehen, in dem dämmerigen Raum umherzuſtarren. „Wo bleibt der Grog?“ ſtammelte er. „Sechs neue Gläſer! Der rothe Jacob flucht nach ſeinem Grog!“

Der Trunkene hatte ſich wieder entfernt; ſie hörten die Thür der Schenkſtube hinter ihm zufallen.

„Wer war das?“ frug Heinz.

Wieb erhob ſich mühſam. „Mein Mann;“ ſagte ſie; „er fährt als Matroſe auf England; ich diene bei meinem Stiefvater hier als Schenkmagd.“

Heinz ſagte nichts darauf; aber ſeine Hand fuhr nach der behaarten Bruſt, und es war, als ob er gewaltſam etwas von ſeinem Nacken reiße. „Siehſt Du,“ ſagte er tonlos und hielt einen kleinen Ring empor, von dem die Enden einer zerriſſenen Schnur herabhingen; „da iſt auch noch das Kinderſpiel! Wär's Gold geweſen, er wär' ſo lang' wohl nicht bei mir geblieben. Aber auch ſonſt — ich weiß nicht, war's um Dich? Es war wohl nur ein Aberglaube, weil's doch noch das letzte Stück von Hauſe war.“

Wieb ſtand ihm gegenüber, und er ſah, wie ihre Lippen ſich bewegten.

„Was ſagſt Du?“ frug er.

Aber ſie antwortete nichts; es war nur, als flehten ihre Augen um Erbarmen. Dann wandte ſie ſich und machte ſich daran, wie es ihr befohlen war, den heißen Trank zu miſchen. Nur einmal ſtockte ſie in ihrer Arbeit, als ein feiner Metallklang auf dem ſteinernen Fußboden ihr Ohr getroffen hatte. Aber ſie wußte es, ſie brauchte nicht erſt umzuſehen; was ſollte er denn jetzt noch mit dem Ringe!

Heinz hatte ſich auf einen hölzernen Stuhl geſetzt und ſah ſchweigend zu ihr hinüber; ſie hatte das Feuer geſchürt, und die Flammen lohten und warfen über beide einen rothen Schein. Als ſie fortgegangen war, ſaß er noch da; endlich ſprang er auf und trat in den Gang, der nach der Schenkſtube führte. „Ein Glas Grog; aber ein feſtes!“ rief er, als Wieb ihm von dort her aus der Thür entgegenkam; dann ſetzte er ſich wieder allein an ſeinen Tiſch. Bald darauf kam Wieb und ſtellte das Glas vor ihm hin, und noch einmal ſah er zu ihr auf; „Wieb, kleines Wiebchen!“ murmelte er, als ſie fortgegangen war; dann trank er, und als das Glas leer war, rief er nach einem neuen, und als ſie es ſchweigend brachte, ließ er es, ohne aufzuſehen, vor ſich hinſtellen.

Am andern Tiſche lärmten ſie und kümmerten ſich nicht mehr um den einſamen Gaſt; eine Stunde der Nacht ſchlug nach der andern, ein Glas nach dem andern trank er; nur wie durch einen Nebel ſah er mitunter das arme ſchöne Antlitz des ihm verlorenen Weibes, bis er endlich dennoch nach den Andern fortging und dann ſpät am Vormittag mit wüſtem Kopf in ſeinem Bett erwachte.

In der Kirchſchen Familie war es ſchon kein Geheimniß mehr, in welchem Hauſe Heinz diesmal ſeine Nacht verbracht hatte. Das Mittagsmahl war, wie am geſtrigen Tage, ſchweigend eingenommen; jetzt am Nachmittage ſaß Hans Adam Kirch in ſeinem Kontor und rechnete. Zwar lag unter den Schiffen im Hafen auch das ſeine, und die Kohlen, die es von England gebracht hatte, wurden heut' gelöſcht, wobei Hans Adam niemals ſonſt zu fehlen pflegte; aber diesmal hatte er ſeinen Tochtermann geſchickt; er hatte Wichtigeres zu thun; er rechnete, er ſummirte und ſubtrahirte, er wollte wiſſen, was ihm dieſer Sohn, den er ſich ſo unbedacht zurückgeholt hatte, oder — wenn es nicht ſein Sohn war — dieſer Menſch noch koſten dürfe. Mit raſcher Hand tauchte er ſeine Feder ein und ſchrieb ſeine Zahlen nieder; Sohn oder nicht, das ſtand ihm feſt, es mußte jetzt ein Ende haben. Aber freilich —

und ſeine Feder ſtockte einen Augenblick — um Weniges würde er ja ſchwerlich gehen; und — wenn es dennoch Heinz wäre, den Sohn durfte er mit Wenigem nicht gehen heißen. Er hatte ſogar daran gedacht, ihm ein für alle Mal das Pflichttheil ſeines Erbes auszuzahlen; aber die gerichtliche Quittung, wie war die zu beſchaffen? denn ſicher mußte es doch gemacht werden, damit er nicht noch einmal wiederkomme. Er warf die Feder hin, und der Laut, der an den Zähnen ihm verſtummte, klang beinahe wie ein Lachen: es war ja aber nicht ſein Heinz! Der Juſtizrath, der verſtand es doch; und der alte Hinrich Jacobs trug ſeinen Anker noch mit ſeinen achtzig Jahren!

Hans Kirch ſtreckte die Hand nach einer neben ihm liegenden Ledertaſche aus; langſam öffnete er ſie und nahm eine Anzahl Kaſſenſcheine von geringem Werthe aus derſelben. Nachdem er ſie vor ſich ausgebreitet und dann einen Theil, und nach einigem Zögern noch einen Theil davon in die Ledertaſche zurückgelegt hatte, ſteckte er die übrigen in ein bereit gehaltenes Couvert; er hatte genau die mäßige Summe abgewogen.

Er war nun fertig; aber noch immer ſaß er da; mit herabhängendem Unterkiefer, die müßigen Hände an den Tiſch geklammert. Plötzlich fuhr er auf, ſeine grauen Augen öffneten ſich weit: „Hans! Hans!“ hatte es gerufen; hier im leeren Zimmer, wo, wie er jetzt bemerkte, ſchon die Dämmerung in allen Winkeln lag. Aber er beſann ſich; nur ſeine eigenen Gedanken waren über ihn gekommen; es war nicht jetzt, es war ſchon viele Jahre her, daß ihn dieſe Stimme ſo gerufen hatte. Und dennoch, als ob er widerwillig Einem außer ſich Gehorſam leiſte, öffneten ſeine Hände noch einmal die Ledertaſche und nahmen zögernd eine Anzahl großer Kaſſenſcheine aus derſelben. Aber mit jedem einzelnen, den Hans Adam jetzt der vorher bemeſſenen kleinen Summe zugeſellte, ſtieg ſein Groll gegen den, der dafür Heimath und Vaterhaus an ihn verkaufen ſollte; denn was zum Ausbau lang gehegter Lebenspläne hatte dienen ſollen, das mußte er jetzt hinwerfen, nur um die letzten Trümmer davon wegzuräumen.

— — Als Heinz etwa eine Stunde ſpäter, von einem Gange durch die Stadt zurückkehrend, die Treppe nach dem Oberhaus hinaufging, trat gleichzeitig Hans Adam unten aus ſeiner Zimmerthür und folgte ihm ſo haſtig, daß beide faſt mit einander in des Sohnes Kammer traten. Die Magd, welche oben auf dem Vorplatz arbeitete, ließ bald beide

Hände ruhen; ſie wußte es ja wohl, daß zwiſchen Sohn und Vater nicht Alles in der Ordnung war, und drinnen hinter der geſchloſſenen Thür ſchien es jetzt zu einem heftigen Geſpräch zu kommen. — Aber nein, ſie hatte ſich getäuſcht, es war nur immer die alte Stimme, die ſie hörte; und immer lauter und drohender klang es, obgleich von der andern Seite keine Antwort darauf erfolgte; aber vergebens ſtrengte ſie ſich an von dem Inhalte etwas zu verſtehen; ſie hörte drinnen den offenen Fenſterflügel im Winde klappern, und ihr war, als würden die noch immer heftiger hervorbrechenden Worte dort in die dunkle Nacht hinausgeredet. Dann endlich wurde es ſtill; aber zugleich ſprang die Magd, von der aufgeſtoßenen Kammerthür getroffen, mit einem Schrei zur Seite und ſah ihren gefürchteten Herrn mit wirrem Haar und wild blickenden Augen die Treppe hinabſtolpern, und hörte wie die Kontorthür aufgeriſſen und wieder zugeſchlagen wurde.

Bald danach trat auch Heinz aus ſeiner Kammer; als er unten im Flur der Schweſter begegnete, ergriff er faſt gewaltſam ihre beiden Hände und drückte ſie ſo heftig, daß ſie verwundert zu ihm aufblickte; als ſie aber zu ihm ſprechen wollte, war er ſchon draußen auf der Gaſſe. Er kam auch nicht zur

Abendmahlzeit; aber als die Bürgerglocke läutete, ſtieg er die Treppe wieder hinauf und ging in ſeine Kammer.

— — Am andern Morgen in der Frühe ſtand Heinz vollſtändig angekleidet droben vor dem offenen Fenſter; die ſcharfe Luft ſtrich über ihn hin; aber es ſchien ihm wohlzuthun; faſt mit Andacht ſchaute er auf Alles, was, wie noch im letzten Hauch der Nacht, dort unten vor ihm ausgebreitet lag. Wie bleicher Stahl glänzte die breitere Waſſerſtraße zwiſchen dem Warder und der Inſel drüben, während auf dem ſchmaleren Streifen zwiſchen jenem und dem Feſtlandsufer ſchon der bläulichrothe Frühſchein ſpielte. Heinz betrachtete das Alles; doch nicht lange ſtand er ſo; bald trat er an einen Tiſch, auf welchem das Couvert mit den ſo widerwillig abgezählten Kaſſenſcheinen noch an derſelben Stelle lag, wo es Hans Kirch am Abende vorher gelaſſen hatte.

Ein bitteres Lächeln umflog ſeinen Mund, während er den Inhalt hervorzog und dann, nachdem er einige der geringeren Scheine an ſich genommen hatte, das Uebrige wieder an ſeine Stelle brachte. Mit einem Bleiſtift, den er auf dem Tiſche fand, notirte er die kleine Summe, welche er herausgenommen hatte, unter der größeren, die auf dem Couvert verzeichnet ſtand; dann, als er ihn ſchon fortgelegt hatte, nahm er noch einmal den Stift und ſchrieb darunter: „Thanks for the alms and farewell for ever.“ Er wußte ſelbſt nicht, warum er das nicht auf Deutſch geſchrieben hatte.

Leiſe, um das ſchlafende Haus nicht zu erwecken, nahm er ſein Reiſegepäck vom Boden; noch leiſer ſchloß er unten im Flur die Thür zur Straße auf, als er jetzt das Haus verließ.

In einer Nebengaſſe hielt ein junger Burſche mit einem einſpännigen Gefährte; das beſtieg er und fuhr damit zur Stadt hinaus. Als ſie auf die Höhe des Hügelzuges gelangt waren, von wo aus man dieſe zum letzten Mal erblicken kann, wandte er ſich um und ſchwenkte drei Mal ſeine Mütze. Dann ging's im Trabe in das weite Land hinaus.

Aber Einer im Kirchſchen Hauſe war dennoch mit ihm wach geweſen. Hans Kirch hatte ſchon vor dem Morgengrauen aufrecht in ſeinem Bett geſeſſen; mit jedem Schlage der Thurmuhr hatte er ſchärfer hingehorcht, ob nicht ein erſtes Regen in dem Oberhauſe hörbar werde. Nach langem Harren war ihm geweſen, als würde dort ein Fenſterflügel aufgeſtoßen; aber es war wieder ſtill geworden; und die Minuten dehnten ſich und wollten nicht vorüber. Sie gingen dennoch; und endlich vernahm er das leiſe Knarren einer Thür, es kam die Treppe in den Flur hinab, und jetzt — er hörte es deutlich, wie ſich der Schlüſſel in dem Schloß der Hausthür drehte. Er wollte aufſpringen; aber nein, er wollte es ja nicht; mit aufgeſtemmten Armen blieb er ſitzen, während nun draußen auf der Straße kräftige Mannestritte laut wurden und nach und nach in unhörbare Ferne ſich verloren.

Als das übrige Haus allmählich in Bewegung kam, ſtand er auf und ſetzte ſich zu ſeinem Frühſtück, das ihm, wie jeden Morgen, im Kontor bereit geſtellt war. Dann griff er nach ſeinem Hute — einen Stock hatte er als alter Schiffer bis jetzt noch nicht gebraucht — und ging, ohne ſeine Hausgenoſſen geſehen zu haben, an den Hafen hinab, wo er ſeinen Schwiegerſohn bereits mit der Leitung des Löſchens beſchäftigt fand. Dieſem von den letzten Vorgängen etwas mitzutheilen, ſchien er nicht für nöthig zu befinden; aber er ſandte ihn nach dem Kohlenſchuppen und gab ihm Aufträge in die Stadt, während er ſelber hier am Platze blieb. Wortkarg und zornig ertheilte er ſeine Befehle; es hielt ſchwer, ihm heute etwas recht zu machen, und wer ihn anſprach, erhielt meiſt keine Antwort; aber es geſchah auch bald nicht mehr; man kannte ihn ja ſchon.

Kurz vor Mittag war er wieder in ſeinem Zimmer. Wie aus unwillkürlichem Antrieb hatte er hinter ſich die Thür verſchloſſen; aber er ſaß kaum in ſeinem Lehnſtuhl, als von draußen Frau Lina's Stimme dringend Einlaß begehrte. Unwirſch ſtand er auf und öffnete. „Was willſt Du?“ frug er, als die Tochter zu ihm eingetreten war.

„Schelte mich nicht, Vater;“ ſagte ſie bittend; „aber Heinz iſt fort, auch ſein Gepäck; o, er kommt niemals wieder!“

Er wandte den Kopf zur Seite: „Ich weiß das, Lina; darum hätt'ſt Du Dir die Augen nicht dick zu weinen brauchen.“

„Du weißt es, Vater?“ wiederholte ſie und ſah ihn wie verſteinert an.

Hans Kirch fuhr zornig auf: „Was ſtehſt Du noch? Die Komödie iſt vorbei; wir haben geſtern mit einander abgerechnet.“

Aber Frau Lina ſchüttelte nur ernſt den Kopf. „Das fand ich oben auf ſeiner Kammer;“ ſagte ſie und reichte ihm das Couvert mit den kurzen Abſchiedsworten und dem nur kaum verkürzten Inhalt.

„O Vater, er war es doch! Er iſt es doch geweſen!“

Hans Kirch nahm es; er las auch, was dort geſchrieben ſtand; er wollte ruhig bleiben, aber ſeine Hände zitterten, daß aus der offenen Hülle die Scheine auf den Fußboden hinabfielen.

Als er ſie eben mit Lina's Hülfe wieder zuſammengerafft hatte, wurde an die Thür gepocht, und, ohne die Aufforderung dazu abzuwarten, war eine blaſſe Frau hereingetreten, deren erregte Augen ängſtlich von dem Vater zu der Tochter flohen.

„Wieb!“ rief Frau Lina und trat einen Schritt zurück.

Wieb rang nach Athem. „Verzeihung!“ murmelte ſie. „Ich mußte; Ihr Heinz iſt fort; Sie wiſſen es vielleicht nicht; aber der Fuhrmann ſagte es, er wird nicht wiederkommen, niemals!“

„Was geht das Dich an?“ fiel ihr Hans Kirch ins Wort.

Ein Laut des Schmerzes ſtieg aus ihrer Bruſt, daß Lina's Augen unwillkürlich voll Mitleid auf dieſem einſt ſo holden Antlitz ruhten. Aber Wieb hatte dadurch wieder Muth gewonnen. „Hören Sie mich!“ rief ſie. „Aus Barmherzigkeit mit Ihrem eigenen Kinde! Sie meinen, er ſei es nicht geweſen;

aber ich weiß es, daß es niemand anders war! Das,“ und ſie zog die Schnur mit dem kleinen Ringe aus ihrer Taſche; „es iſt ja einerlei nun, ob ich's ſage — das gab ich ihm, da wir noch halbe Kinder waren; denn ich wollte, daß er mich nicht vergeſſe! Er hat's auch wieder heimgebracht und hat es geſtern vor meinen Augen in den Staub geworfen.“

Ein Lachen, das wie Hohn klang, unterbrach ſie. Hans Kirch ſah ſie mit ſtarren Augen an: „Nun, Wieb, wenn's denn Dein Heinz geweſen iſt, es iſt nicht viel geworden aus Euch beiden.“

Aber ſie achtete nicht darauf, ſie hatte ſich vor ihm hingeworfen. „Hans Kirch!“ rief ſie und faßte beide Hände des alten Mannes und ſchüttelte ſie. „Ihr Heinz, hören Sie es nicht? Er geht ins Elend, er kommt niemals wieder! Vielleicht — o Gott, ſei barmherzig mit uns allen! Es iſt noch Zeit vielleicht!“

Auch Lina hatte ſich jetzt neben ihr geworfen; ſie ſcheute es nicht mehr, ſich mit dem armen Weibe zu vereinigen. „Vater,“ ſagte ſie, und ſtreichelte die eingeſunkenen Wangen des harten Mannes, der jetzt dies Alles über ſich ergehen ließ, „Du ſollſt diesmal nicht allein reiſen, ich reiſe mit Dir; er muß ja jetzt in Hamburg ſein; o, ich will nicht ruhen, bis ich ihn gefunden habe, bis wir ihn wieder hier in unſern

Armen halten! Dann wollen wir es beſſer machen, wir wollen Geduld mit ihm haben; o, wir hatten ſie nicht, mein Vater! Und ſag' nur nicht, daß Du nicht mit uns leideſt; Dein bleiches Angeſicht kann doch nicht lügen! Sprich nur ein Wort, Vater; befiehl mir, daß ich den Wagen herbeſtelle; ich will gleich ſelber laufen; wir haben ja keine Zeit mehr zu verlieren!" Und ſie warf den Kopf an ihres Vaters Bruſt und brach in lautes Schluchzen aus.

Wieb war aufgeſtanden und hatte ſich beſcheiden an die Thür geſtellt; ihre Augen ſahen angſtvoll auf die Beiden hin.

Aber Hans Kirch ſaß wie ein todtes Bild; ſein jahrelang angeſammelter Groll ließ ihn nicht los; denn erſt jetzt, nach dieſem Wiederſehen mit dem Heimgekehrten, war in der grauen Zukunft keine Hoffnung mehr für ihn. „Geht!" ſagte er endlich, und ſeine Stimme klang ſo hart wie früher, „mag er geheißen haben, wie er will, der diesmal unter meinem Dach geſchlafen hat, mein Heinz hat ſchon vor ſiebzehn Jahren mich verlaſſen."

Für fremde Augen mochte es immerhin noch den Anſchein haben, als ob Hans Kirch auch jetzt noch in gewohnter Weiſe ſeinen mancherlei Geſchäften nachgehe; in Wirklichkeit aber hatte er das Steuer mehr und mehr in die Hand des jüngeren Theilhabers der Firma übergehen laſſen; auch aus dem ſtädtiſchen Collegium war er, zur ſtillen Befriedigung einiger ruheliebenden Mitglieder, ſeit kurzer Zeit geſchieden; es drängte ihn nicht mehr, in den Gang der kleinen Welt, welche ſich um ihn her bewegte, einzugreifen.

Seit wieder die erſten ſcharfen Frühlingslüfte wehten, konnte man ihn oft auf der Bank vor ſeinem Hauſe ſitzen ſehen; trotz ſeiner jetzt faſt weißen Haare als alter Schiffer ohne jede Kopfbedeckung. — Eines Morgens kam ein noch weißerer Mann die Straße hier herab und ſetzte ſich, nachdem er näher getreten war, ohne Weiteres an ſeine Seite. Es war ein früherer Oekonom des Armenhauſes, mit dem er als Stadtverordneter einſt Manches zu verhandeln gehabt hatte; der Mann war ſpäter in gleicher Stellung an einen andern Ort gekommen, jetzt aber zurückgekehrt, um hier in ſeiner Vaterſtadt ſeinen Alterspfennig zu verzehren. Es ſchien ihn nicht zu ſtören, daß das Antlitz ſeines früheren Vorgeſetzten ihn keineswegs willkommen hieß; er wollte ja nur plaudern, und er that es um ſo reichlicher, je weniger er unterbrochen wurde; und eben jetzt gerieth er an einen Stoff, der unerſchöpflicher als jeder andere ſchien. Hans Kirch hatte Unglück mit den Leuten, die noch weißer als er ſelber waren; wo ſie von Heinz ſprechen ſollten, da ſprachen ſie von ſich ſelber, und wo ſie von allem Andern ſprechen konnten, da ſprachen ſie von Heinz. Er wurde unruhig und ſuchte mit ſchroffen Worten abzuwehren; aber der geſchwätzige Greis ſchien nichts davon zu merken. „Ja, ja; ei Du mein lieber Herrgott!“ fuhr er fort, behaglich in ſeinem Redeſtrome weiter ſchwimmend, „der Haſſelfritze und der Heinz, wenn ich an die beiden Jungen denke, wie ſie ſich einmal die großen Anker in die Arme brannten! Ihr Heinz, ich hörte wohl, der mußte vor dem Doctor liegen; den Haſſelfritze aber hab' ich ſelber mit dem Haſſelſtock kurirt.“

Er lachte ganz vergnüglich über ſein munteres Wortſpiel; Hans Kirch aber war plötzlich aufgeſtanden und ſah mit offenem Munde gar grimmig auf ihn herab. „Wenn er wieder ſchwatzen will, Fritz Peters,“ ſagte er, „ſo ſuche Er ſich eine andere Bank; da drüben bei dem jungen Doctor ſteht juſt eine hagelneue!“

Er war ins Haus gegangen und wanderte in ſeinem Zimmer hin und wieder; immer tiefer ſank ſein Kopf zur Bruſt hinab; dann aber erhob er ihn allmählich wieder. Was hatte er denn eigentlich vorhin erfahren? Daß der Haſſelfritze ebenfalls das Ankerzeichen hätte haben müſſen? Was war's denn weiter? — Welchen Gaſt er von einem Sonntag bis zum andern, oder ein paar Tage noch darüber bei ſich beherbergt hatte, darüber brauchte ihn kein Anderer aufzuklären.

Und auch dieſer Tag ging vorüber; und die dann kamen, nahmen ihren gleichmäßigen Verlauf. — Im Oberhauſe wurde ein Kind geboren; der Großvater frug, ob es ein Junge ſei; es war ein Mädchen, und er ſprach dann nicht mehr darüber. Aber was hätte es ihm auch geholfen, wenn es ein künftiger Chriſtian oder günſtigen Falles ein Hans Martens geweſen wäre! Nur die Unruhe, die jetzt oft nächtens über ſeinem Kopfe in dem Schlafzimmer des jungen Paares herrſchte, ſtörte ihn.

Eines Abends, da es ſchon Herbſt geworden, es jährte ſich gerade mit der Abreiſe ſeines Sohnes, war Hans Kirch, wie gewöhnlich mit dem Schlage Zehn in ſeine nach der Hofſeite belegene Schlafkammer getreten. Es war die Zeit der Aequinoctialſtürme, und hier hinaus hörte man die ganze Gewalt des Wetters; bald heulte es in den [illegible]erſten Luftſchichten, bald fuhr es herab und tobte gegen die kleinen Fenſterſcheiben. Hans Kirch hatte ſeine ſilberne Taſchenuhr hervorgezogen, um ſie, wie jeden Abend, aufzuziehen; aber er ſtand noch immer mit dem Schlüſſel in der Hand, hinaushorchend in die wilde Nacht.

Das Balken- und Sparrenwerk des neuen Daches krachte, als ob es aus den Fugen ſolle; aber er hörte es nicht; ſeine Gedanken fuhren draußen mit dem Sturm. „Südſüdweſt!“ murmelte er vor ſich hin, während er den Uhrſchlüſſel in die Taſche ſteckte und die Uhr unaufgezogen über ſeinem Bette an den Haken hing. — Wer jetzt auf See war, hatte keine Zeit zum Schlafen; aber er war ja ſeit lange nicht mehr auf See; er wollte ſchlafen, wie er es bei manchem Sturm hier ſchon gethan hatte; die Stürme kamen ja allemal im Aequinoctium, er hatte ſie ſo manches Mal gehört.

Aber es mußte heute noch etwas anderes dabei ſein; Stunden waren ſchon vergangen, und noch immer lag er wach in ſeinen Kiſſen. Ihm war, als könne er hunderte von Meilen weit hinaushorchen nach einem klippenvollen Küſtenwaſſer des mittelländiſchen Meeres, das er in ſeiner Jugend als Matroſe einſt befahren hatte; und als endlich ihm die Augen zugefallen waren, riß er gleich darauf mit Gewalt ſich wieder empor; denn ganz deutlich hatte er ein Schiff geſehen, ein Vollſchiff mit gebrochenen Maſten, das von thurmhohen Wellen auf und ab geſchleudert wurde. Er ſuchte ſich völlig zu ermuntern; aber wieder drückte es ihm die Augen zu, und wiederum erkannte er das Schiff; deutlich ſah er zwiſchen Bugſpriet und Vorderſteven die Gallion, eine weiße mächtige Fortuna, bald in der ſchäumenden Fluth verſinken, bald wieder ſtolz emportauchen, als ob ſie Schiff und Mannſchaft über Waſſer halten wolle. Dann plötzlich hörte er einen Krach; er fuhr jäh empor und fand ſich aufrecht in ſeinem Bette ſitzend.

Alles um ihn her war ſtill, er hörte nichts; er wollte ſich beſinnen, ob es nicht eben vorher noch laut geſtürmt habe; da überfiel es ihn, als ſei er nicht allein in ſeiner Kammer; er ſtützte beide Hände auf die Bettkanten und riß weit die Augen auf. Und — da war es; dort in der Ecke ſtand ſein Heinz; das Geſicht ſah er nicht; denn der Kopf war geſenkt, und die Haare, die von Waſſer trieften, hingen über die Stirn herab; aber er erkannte ihn dennoch; woran, das wußte er nicht, und frug er ſich auch nicht. Auch von den Kleidern und von den herabhängenden Armen troff das Waſſer; es floß immer mehr herab und bildete einen breiten Strom nach ſeinem Bette zu.

Hans Kirch wollte rufen; aber er ſaß wie gelähmt mit ſeinen aufgeſtemmten Armen; endlich brach ein lauter Schrei aus ſeiner Bruſt; und gleich darauf auch hörte er es über ſich in der Schlafkammer der jungen Leute poltern; und auch den Sturm hörte er wieder, wie er grimmig an den Pfoſten ſeines Hauſes rüttelte.

Als bald danach ſein Schwiegerſohn mit Licht hereintrat, fand dieſer ihn in ſeinen Kiſſen zuſammengeſunken. „Wir hörten Euch ſchreien,“ frug er; „was iſt Euch, Vater?“

Der Alte ſah ſtarr nach jener Ecke. „Er iſt todt;“ ſagte er; „weit von hier.“

— „Wer iſt todt, Vater? Wen meint Ihr? Meint Ihr Eueren Heinz?“

Der Alte nickte. „Das Waſſer;“ ſagte er; „geh da fort; Du ſtehſt ja mitten in dem Waſſer!“

Der Jüngere fuhr mit dem Lichte gegen den Fußboden: „Hier iſt kein Waſſer, Vater; Ihr habt nur ſchwer geträumt.“

„Du biſt kein Seemann, Chriſtian; was weißt Du davon!“ ſagte der Alte heftig: „Aber ich weiß es; ſo kommen unſere Todten.“

„Soll ich Euch Lina ſchicken, Vater?“ frug Chriſtian Martens wieder.

„Nein, nein, ſie ſoll bei ihrem Kinde bleiben; geh nur, laß mich allein!“

Der Schwiegerſohn war mit dem Lichte fortgegangen, und Hans Kirch ſaß im Dunkeln wieder aufrecht in ſeinem Bette; er ſtreckte zitternd die Arme nach jener Ecke, wo eben noch ſein Heinz geſtanden hatte; er wollte ihn noch einmal ſehen; aber er ſah vergebens in undurchdringliche Finſterniß.

— — Es ging ſchon in den Vormittag, als Frau Lina, da ſie unten in die Stube trat, das Frühſtück ihres Vaters unberührt fand; als ſie dann in die Schlafkammer ging, lag er noch in ſeinem Bette; er konnte nicht aufſtehen; denn ein Schlaganfall hatte ihn getroffen; freilich nur an der einen Seite und ohne ihn am Sprechen zu behindern. Er verlangte nach ſeinem alten Arzte, und die Tochter lief ſelbſt nach dem Hauſe des Juſtizraths und ſtand bald wieder zugleich mit dieſem an des Vaters Lager.

Es war nicht gar ſo ſchlimm, es würde wohl ſo vorübergehen, lautete deſſen Ausſpruch. Aber Hans Kirch hörte kaum darauf; mehr als bei ſeiner Krankheit waren ſeine Gedanken bei den Vorgängen der verfloſſenen Nacht: Heinz hatte ſich gemeldet, Heinz war todt; und der Todte hatte alle Rechte, die er noch eben dem Lebenden nicht mehr hatte zugeſtehen wollen. Als Frau Lina es ihm ausreden wollte, berief er ſich eifrig auf den Juſtizrath, der ja ſeit Jahr und Tag in manches Seemannshaus gekommen ſei.

Der Juſtizrath ſuchte zu beſchwichtigen: „Freilich,“ fügte er hinzu, „wir Aerzte kennen Zuſtände, wo die Träume ſelbſt am hellen Werktag das Gehirn verlaſſen, und dem Menſchen leibhaftig in die Augen ſchauen.“

Hans Kirch warf verdrießlich ſeinen Kopf herum. „Das iſt mir zu gelehrt, Doctor; wie war's denn damals mit dem Sohn des alten Rickerts?“

Der Arzt faßte den Puls des Kranken. „Es trifft, es trifft auch nicht;“ ſagte er bedächtig; „das war der ältere Sohn; der jüngere, der ſich auch gemeldet haben ſollte, fährt noch heute ſeines Vaters Schiff.“

Hans Kirch ſchwieg; er wußte es doch beſſer als alle Andern, was weit von hier in dieſer Nacht geſchehen war.

Wie der Arzt es vorher geſagt hatte, ſo geſchah es. Nach einigen Wochen konnte der Kranke das Bett und allmählich auch das Zimmer, ja ſogar das Haus verlaſſen; nur bedurfte er dann, gleich ſeiner

Schweſter, eines Krückſtockes, den er bisher verſchmäht hatte. Von ſeinem früheren Jähzorn ſchien meiſt nur eine weinerliche Ungeduld zurückgeblieben; wenn es ihn aber einmal wie vordem überkam, dann brach er hinterher erſchöpft zuſammen.

Als es Sommer wurde, verlangte er aus der Stadt hinaus, und Frau Lina begleitete ihn mehrmals auf dem hohen Uferwege um die Bucht, von wo er nicht nur die Inſeln, ſondern oſtwärts auch auf das freie Waſſer ſehen konnte. Da das Ufer an mehreren Stellen tief und ſteil gegen den Strand hinabfällt, ſo wagte man ihn hier nicht allein zu laſſen und gab ihm zu andern Malen, wenn die Tochter keine Zeit hatte, einen der Arbeiter oder ſonſt eine andere ſichere Perſon zur Seite.

— — Auf den Sommer war der Herbſt gefolgt, und es war um die Zeit, da Heinzens kurze Einkehr in das Elternhaus zum zweiten Mal ſich jährte. Hans Kirch ſaß auf einem ſandigen Vorſprunge des ſteilen Ufers und ließ die Nachmittagsſonne ſeinen weißen Kopf beſcheinen, während er die Hände vor ſich auf ſeinen Stock gefaltet hielt, und ſeine Augen über die glatte See hinausſtarrten. Neben ihm ſtand ein Weib, anſcheinend in gleicher Theilnahmloſigkeit, welche den Hut des alten Mannes in der herabhängenden Hand hielt. Sie mochte kaum vierzig Jahre zählen; aber nur ein ſchärferes Auge hätte in dieſem Antlitz die Spuren einer früh zerſtörten Anmuth finden können. Sie ſchien nichts davon zu hören, was der alte Schiffer, ohne ſich zu rühren, vor ſich hinſprach; es war auch nur ein Flüſtern, als ob er es nur den leeren Lüften anvertraue; allmählich aber wurde es lauter: „Heinz, Heinz!“ rief er. „Wo iſt Heinz Kirch geblieben?“ Dann wieder bewegte er langſam ſeinen Kopf: „Es iſt auch einerlei; denn es kennt ihn Keiner mehr.“

Da ſeufzte das Weib an ſeiner Seite, daß er ſich wandte und zu ihr aufſah. Als ſie das blaſſe Geſicht zu ihm niederbeugte, ſuchte er ihre Hand zu faſſen: „Nein, nein Wieb; Du — Du kannteſt ihn; dafür“ — und er nickte vertraulich zu ihr auf — „bleibſt Du auch bei mir, ſo lang ich lebe; und auch nachher — ich habe in meinem Teſtament das feſtgemacht; es iſt nur gut, daß Dein Taugenichts von Mann ſich todt getrunken.“

Als ſie nicht antwortete, wandte er ſeinen Kopf wieder ab, und ſeine Augen folgten einer Möve, die vom Strande über das Waſſer hinausflog. „Und dort,“ begann er wieder, und ſeine Stimme klang jetzt ganz munter, während er mit ſeinem Krückſtock nach dem Warder zeigte, „da hat er damals Dich herumgefahren? Und dann ſchalten ſie vom Schiff herüber?“ — Und als ſie ſchweigend zu ihm herabnickte, lachte er leiſe vor ſich hin. Aber bald verfiel er wieder in ſein Selbſtgeſpräch, während ſeine Augen vor ihm in die große Leere ſtarrten. „Nur in der Ewigkeit, Heinz! Nur in der Ewigkeit!“ rief er, in plötzliches Weinen ausbrechend und ſtreckte zitternd beide Arme nach dem Himmel.

Aber ſeine laut geſprochenen Worte erhielten diesmal eine Antwort. „Was haben wir Menſchen mit der Ewigkeit zu ſchaffen?“ ſprach eine heiſere Stimme neben ihm. Es war ein herabgekommener Tiſchler, den ſie in der Stadt den „Socialdemokraten“ nannten; er glaubte ein Loch in ſeinem Chriſtenglauben entdeckt zu haben und pflegte nun nach Art geringer Menſchen gegen Andere damit zu trotzen.

Mit einer raſchen Bewegung, die weit über die Kraft des gebrochenen Mannes hinauszugehen ſchien, hatte Hans Kirch ſich zu dem Sprechenden gewandt, der mit verſchränkten Armen ſtehen blieb. „Du kennſt mich wohl nicht, Jürgen Hans?“ rief er, während der ganze arme Leib ihm zitterte. „Ich bin Hans Kirch, der ſeinen Sohn verſtoßen hat; zweimal! Hörſt Du es, Jürgen Hans? Zweimal hab' ich meinen Heinz verſtoßen; und darum hab' ich mit der Ewigkeit zu ſchaffen!"

Der Andere war dicht an ihn herangetreten. „Das thut mir leid, Herr Kirch," ſagte er und wog ihm trocken jedes ſeiner Worte zu; „die Ewigkeit iſt in den Köpfen alter Weiber!"

Ein fieberhafter Blitz fuhr aus den Augen des greiſen Mannes. „Hund!" ſchrie er, und ein Schlag des Krückſtocks pfiff jäh am Kopf des Anderen vorüber.

Der Tiſchler ſprang zur Seite; dann ſtieß er ein Hohngelächter aus und ſchlenderte den Weg zur Stadt hinab.

Aber die Kraft des alten Mannes war erſchöpft; der Stock entfiel ſeiner Hand und rollte vor ihm den Hang hinunter, und er wäre ſelber nachgeſtürzt, wenn nicht das Weib ſich raſch gebückt und ihn in ihren Armen aufgefangen hätte.

Neben ihm knieend, ſanft und unbeweglich, hielt ſie das weiße Haupt an ihrer Bruſt gebettet; denn Hans Kirch war eingeſchlafen. — Das Abendroth legte ſich über das Meer; ein leichter Wind hatte ſich erhoben, und drunten rauſchten die Wellen lauter an den Strand. Noch immer beharrte ſie in ihrer unbequemen Stellung; erſt als ſchon die Sterne ſchienen, ſchlug er die Augen zu ihr auf: „Er iſt todt," ſagte er; „ich weiß es jetzt gewiß; aber — in der Ewigkeit, da will ich meinen Heinz ſchon wiederkennen.“

„Ja,“ ſagte ſie leiſe; „in der Ewigkeit.“

Vorſichtig von ihr geſtützt erhob er ſich, und als ſie ſeinen Arm um ihren Hals und ihren Arm ihm um die Hüfte gelegt hatte, gingen ſie langſam nach der Stadt zurück. Je weiter ſie kamen, deſto ſchwerer wurde ihre Laſt; mitunter mußten ſie ſtille ſtehen, dann blickte Hans Kirch nach den Sternen, die ihm einſt ſo manche Herbſtnacht an Bord ſeiner flinken Jacht geſchienen hatten, und ſagte: „Es geht ſchon wieder;“ und ſie gingen langſam weiter. Aber nicht nur von den Sternen, auch aus den blauen Augen des armen Weibes leuchtete ein milder Strahl; nicht jener mehr, der einſt in einer Frühlingsnacht ein wildes Knabenhaupt an ihre junge Bruſt geriſſen hatte; aber ein Strahl jener allbarmherzigen Frauenliebe, die allen Troſt des Lebens in ſich ſchließt.

Noch während der nächſten Jahre, meiſt an ſtillen Nachmittagen, und wenn die Sonne ſich zum Untergange neigte, konnte man Hans Kirch mit ſeiner ſteten Begleiterin auf dem Uferwege ſehen; zur Zeit des Herbſt-Aequinoctiums war er ſelbſt beim Nordoſtſturm nicht daheim zu halten. Dann hat man ihn auf dem Friedhof ſeiner Vaterſtadt zur Seite ſeiner ſtillen Frau begraben.

Das von ihm begründete Geſchäft liegt in den beſten Händen; man ſpricht ſchon von dem „reichen“ Chriſtian Martens, und Hans Adams Tochtermanne wird der Stadtrath nicht entgehen; auch ein Erbe iſt längſt geboren und läuft ſchon mit dem Ranzen in die Rectorſchule; — wo aber iſt Heinz Kirch geblieben?

Buchdr der „Volks-Zeitung“, Akt.-Geſ., Berlin.

Paetel's
Miniatur-Ausgaben-Collection.

Achter Band:

Ein Feſt auf Haderslevhuus.

Novelle
von
Theodor Storm.

(1885.)

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1886.

Ein Feſt auf Haderslevhuus.

Novelle

von

Theodor Storm.

(1885.)

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1886.

Alle Rechte vorbehalten.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Im 14. Jahrhundert in Nordſchleswig war es, als dort im tiefen Buchenwalde der Ritter Claus Lembeck auf ſeiner Höhenfeſte Dorning ſaß. Sie war ihm nach dem Tode ſeines jütiſchen Weibes zugefallen; er hatte ſein Wappen, einen Geyerkopf auf rothem Felde, über die Einfahrt des Außenthores nageln laſſen und zog Wall und Gräben doppelt ſtark um ſich herum. Denn Waldemar Atterdag, der Dänenkönig, trug heimlichen Groll gegen den gewaltigen Mann, der einſt aus ſeinem grimmigſten Feinde ſein dienſtbefliſſener Kanzler geworden war, dann aber wiederum ihm abgeſagt und ſich zu den Grafen von Holſtein, den Schauenburgern, und zum Herzog Waldemar von Schleswig geſtellt hatte.

Es war damals gar wilde Zeit bei uns; der König berannte, wiewohl vergebens, die Feſte Dorning mit ſeinem Kriegsgeſchwader; dann ſchloß er Frieden und legte, mit Untreue im Herzen, ſeine Hand in die des Ritters. Als dieſer aber bald danach der tödtlichen Nachſtellung des Atterdag nur kaum entronnen war, da zog er nach der Inſel Föhr, um dort ſich eine Burg zu bauen, und ließ die Feſte Dorning ſeinem älteſten Sohne. Das aber war nicht wie ein Chroniſt dem anderen es nachgeſchrieben hat, der Hennecke Lembeck, welcher ſpäterhin die Kieler in Noth brachte, weil ſie einigen ſeiner ſtraßenräuberiſchen Burgleute den Kopf hatten vor die Füße legen laſſen; es ſtand noch Einer zwiſchen ihnen, von dem jede Kunde faſt verſchollen ſcheint: der älteſte Sohn des vielberufenen Ritters war Rolf Lembeck und ſaß, wenn auch nur wenig Monde, auf Schloß Dorning. Er war nur halb vom Eiſenſtoffe ſeines Geſchlechtes, und lieber als im Harniſch, ging er auf leichten Sohlen und in zierlichen Gewändern von Sammet oder Seiden; von ihm war nur ein jäh zerriſſenes Minneabenteuer zu berichten, das wie Mondlicht in die Wirrniß dieſer finſteren Zeiten fällt; doch damit hatten die Chroniſten nichts zu ſchaffen. Und obſchon ſein Leben ein Vierteljahrhundert kaum erreichte, ſo war er doch ein deutſcher Ritter, blauäugig und mit blondem Haupthaar, von froher, leichter Jugend und von heißer Lebensluſt.

Ich aber weiß von ihm; und was ich weiß, das drängt mich heut' es zu erzählen.

* * *

Claus Lembeck wollte keinen Gelehrten aus ſeinem älteſten Sohne machen; aber gleich ihm, ja beſſer noch, ſollte er Kopf und Fauſt gebrauchen können, und dazu mußte beides gleich geübt werden. So hielt er ihm einen clericus, der den leichtlebigen Geſellen in den Wiſſenſchaften des Quadriviums umherführte; ſo ſandte er ihn danach — es war noch während der Peſtzeit — auf die Univerſität Paris, und der Junker begann ſogleich ein eifrig Studium: er lernte höfiſch fechten, er lernte tanzen und die Laute ſpielen, auch klingende Schanzunen dazu flechten, und was der ſchönen Künſte ſonſt noch waren; die ſchwereren ließ er den anderen. Dann ward ihm noch ein fröhlich Jugendjahr auf der neuen universitas zu Prag, wo derzeit der deutſche König Carl ſeinen Hof hielt. Hier lernte er die großen deutſchen Dichter kennen, den Iwein und den Armen Heinrich Hartmanns von der Aue, die Lieder des Oeſterreichers von der Vogelweide, ſogar ein Stück von Wolframs Parcival hatte er geleſen; was aber ganz ſein Herz gefangen hatte, das war des Straßburger Meiſters Liebeslied von Triſtan und Iſolde.

Vor dem weit reichenden Namen ſeines Vaters that manch edles Thor, ſogar das edelſte ſich auf. Bei einem großen Tanzfeſt im Hradſchin, das auch des Königs Gegenwart verherrlichte, war Rolf Lembeck der gewandteſten Tänzer einer und flog in den hohen kerzenhellen Sälen von einer Schönen zu der anderen. Der König ſtand an einem Fenſter mit der jungen Gräfin von Jülich im Geſpräch; die braunen Augen der Dame aber folgten einem Tanzpaar. „Ei, Majeſtät, ſo ſehet doch den feinen Junker," rief ſie, „der tanzet ja wie ein Franzos!"

Des Königs Augen waren den Tanzenden eine Weile gefolgt; dann hatte er genickt und einen Pagen abgeſandt, den jungen Tänzer herzufordern.

Rolf Lembeck aber hatte bei ſeiner Partnerin um Urlaub gebeten und dann, ſein blondes Haar zurückſtreichend, mit höfiſcher Verneigung ſich dem König vorgeſtellt. Der betrachtete ihn wohlgefällig; dann aber ſchüttelte er den Kopf, und ſich zu der Gräfin wendend, ſprach er: „Ihr irrt, ſchöne Frau! Von ferne möcht man's glauben; doch —, nicht ſo, Junker, Ihr ſeid mir nimmer ein Franzoſe?"

„Da Majeſtät mich ſolcher Frage würdigen," entgegnete Rolf Lembeck, „ich bin ein Holſte, königlicher Herr; aber ich war zwei Jahre auf der Univerſität Paris." Und lächelnd fügte er hinzu: „Bonarum artium causa, der ſchönen Künſte halber!"

„Und ſtudiret," ſprach der König, „die bonas artes jetzt in unſerem Prag?"

Der Junker machte eine ſchweigende Verbeugung. Dann durfte er erzählen, daß er Claus Lembecks Sohn im fernen Schleswig ſei, von deſſen Händeln mit König Waldemar das Gerücht auch hierher an des Königs Hof gedrungen war.

„Ich dachte nicht," ſprach dieſer, „Ihr wäret auf ſo hartem Stamm gewachſen; doch" — und er winkte huldvoll mit der Hand — „tanzet jetzt weiter und erfreuet unſere Schönen durch Eure bonas artes! Ihr ſollet mir ſpäter noch von Paris erzählen!"

Und Rolf Lembeck flog wieder in den Tanz zurück; wie begehrend war ſein rother Mund geöffnet, und ſeine Augen ſprühten blaues Feuer, wie er nach der Schönſten im Saale ausſchaute, und als er mit demüthigem Neigen vor die Erwählte hintrat, ſchoß ein helles Freudenroth durch ihre Wangen.

Der König, der einen Theil ſeiner Knabenjahre in Paris verbracht hatte, hörte an ſpäteren Feſten dann des Junkers heitere Geſchichten, und als dieſer das prächtige Prag verließ, nahm er den Ritterſchlag von des höchſten Herrn Hand als einen weiteren Schmuck mit auf die Heimreiſe. Der König aber, als ſpäter die alte Oberhofmeiſterin ihn darum angegangen, warum er dem jungen Holſten ſolche Ehre angethan, hatte lächelnd ihr erwidert: „Bonarum artium causa, Gräfin; er hat ſie trefflich ausſtudirt."

* * *

Rolf Lembeck war nicht aus eigenem Willen heimgegangen, ſein Vater hatte ihn gerufen; er hatte um ein ehelich Gemahl für ihn geworben; „denn" — ſo hatte er geſagt — „der Vogel muß eingefangen werden, die Flüchten wachſen ihm zu geile."

Das Weib war die junge Wittib eines holſteiniſchen Ritters Hans Pogwiſch, der in den Kämpfen der Schauenburger Grafen wider König Waldemar vom Pferd gehauen worden; ſie ſelbſt aber war aus einem Nebenzweige der regierenden Schauenburger und mit Land und Sand nicht übel angeſeſſen. Ihr Sinn ſtand wohl darauf, ihr leeres Wittwenbett zu füllen; aber mit Augen ſehen wollte ſie zuvor den jugendlichen Ritter, nicht nochmals einen Ehgeſpons gleich dem Verſtorbenen.

Sie hatte während des Krieges ſich auf ihren holſteiniſchen Hof zurückgezogen, und als ihr Eheherr ihr dort ſterbenswund ins Haus gebracht war, ſaß ſie in Geduld an ſeinem Lager. Der Scharfrichter aus der nächſten Stadt war dageweſen, hatte verbunden und mit dem Apolloniuspflaſter zuſammengeklebt; aber er hatte dabei den Kopf geſchüttelt. Frau Wulfhild legte immer wieder naſſe Binden auf; ſie that das wie ein anderes Geſchäft, das ſich von ſelbſt verſtand; die Ruhe auf ihrem ſchönen Antlitz aber war nicht die ſichere Hoffnung auf Geneſung des Verwundeten; denn es wurde heiterer, je bleicher Tag für Tag der Kranke wurde. Sie nickte und ſprach unhörbar zu ſich ſelber: „Geduld, noch eine kurze Weile!“ Denn der jetzt unmächtig vor ihr lag, hatte in Trunk und Spiel und wüſtem Lärm ſein Leben hingebracht; um grobhaariger Dirnen willen hatte er offen ſein ſchönes Weib verachtet.

Nur über einzelne Worte hatte er jetzt mitunter noch Gewalt; auch die, ſo hoffte ſie, ſollten bald verſtummen. Harrend ſaß ſie in dem dumpfen Krankenzimmer und hörte gleichgültig auf die Ratten, die in Schaaren über ihnen auf dem Boden rannten. Aber der Sterbende wollte Ruhe haben; er griff jäh nach ſeines Weibes Hand und wies mit kaum erhobenem Finger nach der Zimmerdecke; das Wort vermochte er nicht zu finden. Sie ſah ihn ruhig an: „Soll ich ſie tödten?“ frug ſie; und nach einer Weile brachte er es zuſammen; ſein Kopf verſuchte ein ſtummes Nicken: „Die Ratten!“ ſtammelte er.

Und ſie ließ Rattenkraut vom Schäfer holen, nahm ein Theil davon und legte das übrige in ihre Truhe. Darauf wurde es ſtill über dem Schlafgemach; die Ratten lagen im Todeskampfe zuckend in den Bodenwinkeln.

Aber der wunde Mann begann an einem Morgen ſchier verſtändlicher zu reden und ſeine Flüche wurden kräftiger; da erſchrak ſein Weib und fürchtete das böſe Leben mit dem Geſunden könne wohl aufs neue beginnen. Darum ließ ſie von dem Scharfrichter, deſſen geheimes Wiſſen ihr ſolche Sorge machte, und ſtatt ſeiner wurde ein Chirurgus beigeſchafft, deſſen Kunſt noch keinem Wunden aufgeholfen hatte. Der brachte andere Pflaſter und Heilmittel, und als er wieder auf ſeinen Klepper ſtieg, ſprach er mit rückgewandtem

Kopf: „Seid frohen Muthes, edle Frau! Euer Ehebett ſoll nicht verwaiſet werden! Und morgen bin ich wieder da!“

Dann ritt er fort; das ſchöne Weib aber blieb am Thorpfoſten ſtehen und ſah noch lange ihn ins Land hinausreiten. Ihr blondes Goldhaar zog ſie langſam durch die Finger, und ihre weißen Zähne zerbiſſen einen Strohhalm, den ſie aufgegriffen hatte. „Die Ratten!“ brach es plötzlich von ihren Lippen, und ſie fühlte, wie jählings ihr das Blut zum Hals hinaufſtieg. Aber ſie wurde es nicht los; es kam ihr immer wieder: „Die Ratten!“ Es verfolgte ſie auf Trepp und Gängen, und in der Krankenkammer war es unverjagbar. Und als der Abend kam, da trieb es ſie im Dunkeln zu der Truhe, und ihre zitternde Hand tappte nach dem Reſt des Pulvers. In dem Trunke, den Frau Wulfhild an dieſem Abend ihrem Eheherrn gab, trank er den Tod hinunter.

Zwei Tage ſpäter war in dem düſteren Hausgang die Leiche ausgeſtellt; doch nur Frau Wulfhild ſtand hoch aufgerichtet mit untergeſchlagenen Armen an der Todtenlade und ſah mit immer größer werdenden Augen auf das harte Leichenantlitz: „Leb' wohl, Hans Pogwiſch!“ ſprach ſie; „der Kampf iſt aus; auch zwiſchen uns! Ich hab' Deiner Hand mich ſchwer erwehrt! — Ein andermal . . . doch, das kümmert Dich nicht mehr!“

Eine Dienerin war eingetreten mit den Trauergewändern auf den Armen; und ſchweigend wandte ſich die Wittwe von dem Todten und ſchritt mit ihr zur Kammer, wo noch das Ehebett für ſie und den Gefallenen ſtand. Die Kammerfrau that ihr das lange, mit ſchwarzen Thränen beſtickte Scapulier an und knüpfte die mönchsartige Hüftſchnur um den geſchmeidigen Leib; ſie aber hatte deſſen nicht weiter acht. Erſt als die Dienerin ihr zur Beſchau den Metallſpiegel vorhielt, fuhr ſie wie aus Träumen auf: „Das ſei Gott geklagt, der mich zur Wittwe machte!“ rief ſie. „Ich habe darum doch nicht den Tod gefreit!“ Dann, mit raſcher Hand den Gürtel löſend, ſchleuderte ſie ihn von ſich und zerriß das feierliche Gewand in einem Ruck von oben bis faſt zum untern Saume: „Bring' mir mein braunes Wollenkleid, das mag genügen!“ Und die erſchrockene Dienerin ſchritt ſchweigend aus der Kammer, um den Befehl der ſtrengen Herrin zu erfüllen.

Des Todten Sippe, da ſolches kund ward, ſah die Wittib drob mit ſcheelen Augen an; Claus Lembeck aber hatte zu ſich ſelber geſprochen: „Das iſt das Weib für Rolf Lembeck; die wird den flüggen Vogel halten!“ Er ſah wohl, daß erſt jetzt die Lebensfülle dieſes Weibes ſich völlig auszuwachſen begann: die blauen Gluhaugen ließ ſie froh umherſchweifen, und das wellige Goldhaar fiel ihr frei über den ſtolzen Nacken;

doch ſo viele ihrer auch begehrten, ſie ſah noch keinen, dem ſie ſich jetzt ergeben mochte.

Da, an einem Frühlingsmorgen, trat Rolf Lembeck mit ſeinem Vater zu ihr ins Gemach. Die Stunde war vorher beſtimmt, und lange, mit ſteigendem Herzſchlag, war ſie auf und abgeſchritten; doch als die jugendlichen Geſtalten ſich jetzt gegenübertraten, fehlte nach der feierlichen Verneigung beiden das Wort der Anrede; wie erſchrocken über ihre Schönheit ſchauten ſie ſich an.

Claus Lembeck lächelte in ſeinen Bart: „Mein Sohn Rolf Lembeck, edle Fraue!“ ſagte er, „dem, wie ich ſehe, der Anblick Eurer Schöne ſchier den Mund verſchloſſen hat.“

Sie athmete tief auf: „Ihr ſcherzet, Herr Marſchall; Euer edler Sohn hat der Frauen wohl ſchönere geſehen zu Paris und draußen in dem Reich!“

Aber Rolf Lembeck rief: „Verzeihet, viel ſchöne Frauen; doch keine Schauenburgerin!“ Und beider Blicke ſanken ineinander.

Dem alten Ritter gefiel es wohl, daß er eine Weile ſchier vergeſſen daſtand. Dann aber ſprach er: „Ich ſeh' ſchon Euren Willen; nur des Schreibers Kunſtwerk iſt noch vonnöthen!“

Frau Wulfhild langte nach einer Schelle, die auf dem Tiſche ſtand.

„Was wollt Ihr, Fraue?“ frug der Ritter.

„Euch den Schreiber rufen," ſprach ſie lächelnd, „denn einen Vater möcht' ich, wie Ihr ſeid, Ritter!"

„Dank, holde Fraue!" rief der Alte. „Nun, Rolf, willſt Du dieſes Weib aus Deines Vaters Hand?"

Rolf hatte ſchon die ſchöne Frauenhand an ſeinen Mund gezogen und ſein betheuernd „ja" geſprochen, als Claus Lembeck ein beſchrieben Pergament hervorzog: „Wir brauchen keinen Schreiber," ſagte er, behaglich nickend; „ich gehe nicht ohne Rüſtung auf ſo zweifelhaftes Feld! Was Euch an Gütern eigen iſt, Frau Wulfhild, weiß ich; was ich dem Sohne gebe, mögt Ihr hieraus ſehen! Nun leſet, ob ich nach Eurem Sinn geſchrieben habe!"

Sie rollte das Blatt auf und ſah hinein; geleſen hat ſie nichts davon; es war auch nicht vonnöthen; denn Claus Lembeck ſuchte in derlei Dingen niemanden zu hintergehen. Sie tauchte eine Feder in ihr Tintenfaß und ſchrieb in großen Zügen unter das Schriftſtück: „Wulfhild von Schauenburg, Hans Pogwiſch' Wittib."

Und als zu zweit auch Rolf mit flüchtiger Hand den Entwurf der Eheakte unterzeichnet hatte, da war der Verſpruch gethan, und Claus Lembeck ſagte wohlgefällig: „Mögen gräflicher Notarius und der Prieſter nun das Letzte thun!"

Frau Wulfhild ſtand mit gerötheten Wangen und glänzenden Augen inmitten des Gemaches, zwei Finger ihrer weißen Hand in der des jungen Ritters; als aber itzt die Männer ſich verabſchieden wollten, neigte ſie ſich zu dem jungen und ſagte leiſe: „Den Kuß nun, den Verlobungskuß. Rolf Lembeck!“ Als aber der Kuß gegeben und genommen war, ergriff ſie heftig ſeine beiden Hände, und ſich aufrichtend, faſt mit ihm zu gleicher Höhe, ſah ſie mit ihren blauen Gluhaugen in die ſeinen: „Ihr war't im Reich, Rolf Lembeck!“ rief ſie, und wie aus heißer Leidenſchaft klang es herauf: „Der Frauendienſt ſoll dort noch umgehn; ich aber will den Gemahl allein! Verflucht die Lippen, die ein ander Weib berühren!“

Rolf Lembeck war ſchier erſchrocken; doch als er ſie in ihrer wilden Schöne vor ſich ſah, da riß er ſie an ſich und küßte ſie inbrünſtiglich und rief: „Das mag ums Leben gehen, Wulfhild!“

Der Alte aber ſprach in ſich ſelber: „Das Werk iſt wohlgefeſtet.“

— — Die Männer hatten ſich verabſchiedet; die Frau war im Gemach zurückgeblieben; ſie ſtand und horchte den Schritten nach, die in dem Saal verhallten, der vor ihrem Zimmer lag; dann konnte ſie's nicht laſſen, die Thür zu öffnen, als wolle ſie die Spuren des ihr eigen gewordenen ſchönen Mannes noch auf den Dielen ſuchen. Als ſie ſich umblickte, ſah ſie auf einem Schemel, hart an der Thür, den Schreiber Gaspard ſitzen; ſeine braune Gugelkappe, die hinten mit dem gleichfarbigen Rock zuſammenhing, war ihm von dem kurzen Schwarzhaar abgeglitten, ſo daß ſie mit Schwanz und Kugel ihm im Nacken hing; er ſaß mit gekreuzten Beinen und ſah mit ſchief herabgeſenktem Kopfe auf die Dielen, als wolle er dort etwas mit ſeiner ſpitzen Schnabelnaſe aufpicken. Es war ein ſeltſamer Geſell mit einem ſcharfen ältlichen Geſicht; er miſchte ſich gern in anderer Leute Sachen und war voll Lied- und Spruchweisheit; das Geſinde aber nannte ihn „Gaspard den Raben", und der Rabe galt viel bei ſeiner Herrſchaft.

„Du biſt es?" ſprach die ſchöne Frau. „Was haſt Du hier Geſchäfte?"

„Keine, Herrin; ich dachte ſie bei Euch zu finden," entgegnete er, ohne aufzuſehen.

„Sie waren beſchafft," ſagte ſie; „es gab nichts mehr für Dich."

„Ich weiß, ich weiß!" Dann ſang er mit ſeiner ſcharfen Stimme leiſe vor ſich hin:

„Der gülden Hahn mit ſieben
— Darum iſt er der Hahn —
Er geht mit ſieben Hühnern,
Mit Scharren und mit Dienern —
Das kann er gar nicht lan!"

„Laß nur den Narren, Gaspard!" rief die Herrin. „Was treibſt Du hier?"

„Das Lauſchen iſt ein undankbar Geſchäft!" ſagte er.

— „Und haſt es doch getrieben?"

„Für Euch nur, edle Herrin!"

— „Warum ſiehſt Du vor Dich auf die Dielen?" frug ſie wieder.

„Auch für Euch, edle Herrin!" ſprach er. „Ich ſah dort guten Rath; aber ich ſeh' itzt, es lohnt nicht mehr, ihn aufzuheben."

Sie lachte: „Hab' Dank; ich habe ihn ſelber ſchon gefunden! Das aber ziemt Dir nicht, daß Du die Schauenburgerin den Hühnern beizählſt; dank es meinem Glück, daß ich Dir die Strafe ſchenke!"

Gaspard zog Naſe und Mund herunter, als müſſe er eine neue Weisheit niederſchlucken; dann ſprang er mit raſcher Bewegung in die Höhe, um ſeiner Herrin das Gewand zu küſſen.

* * *

Als die Hochzeit auf dem Hof der Braut gehalten war, zog Claus Lembeck nach der Inſel zu ſeinem Burgbau; der Baumeiſter hatte ihn gerufen, denn zwiſchen den Werkleuten, da die dortigen Männer meiſt auf Seefahrt waren, befand ſich viel fremdes und wüſtes Volk, ſo daß des mächtigen Bauherrn eigene Perſon vonnöthen war; auch ſtand das Werk ſo weit gediehen, als dieſer den Plan genehmigt hatte. Die jungen Eheſponſen aber zogen in der Frühe eines heiteren Aprilmorgens mit einem Gefolge von Dienern, Amtleuten und Frauen zu Wagen und zu Roſſe nordwärts hinauf durch Schleswig nach dem Schloſſe Dorning. Sie ſaßen nicht in weichen Kiſſen: neben einander, aber jeder auf eigenem Roſſe — Frau Wulfhild auf ihrem lichten Schimmel, auf ſeinem ſchwarzen Hengſte Rolf — waren ſie an der Spitze des Zuges geritten; doch oftmals drängten die Thiere ſich zuſammen; dann warf das Weib ſich mit der Bruſt zu ihm hinüber, daß Rolf nur kaum den Hengſt bezwingen konnte.

Der Tag war heiß geworden, und es war ſchon Nachmittag, als ſie den Weg zur Burg hinaufzogen. Als ſie oben durch den erſten Mauerring geritten waren und die Hufen ihrer Pferde auf die Zugbrücke ſchlugen, die über den tiefen Zwinger herabgelaſſen worden, ſah Frau Wulfhild unter ſich hinab auf das Heer von ſpitzen Pfählen, womit der Graben angefüllt war: im ſelben Augenblick drang von drunten hinter einer Pforte ein wild Geheul herauf. „Was iſt das?“ frug ſie den jungen Ehegemahl.

„Da drunten, Wulfhild? Das ſind meines Vaters liebſte Hunde; er läßt ſie Nachts im Graben laufen, ſobald die Brücke aufgezogen iſt. Wir wollen ſie tödten laſſen; denn es ſind grimme Wölfe, und ſtatt der Spitzpfähle ein Würzgärtlein mit Blumen pflanzen!“

„So?“ ſprach ſie ſinnend. „Nein, nein, laß mir die Wölfe! Ihr habt einen weiſen Vater, Rolf!“

„Nach Eurem Willen, hohe Herrin!“ rief der Ritter fröhlich.

Aber vor ihnen vom Pfortenthurm blies itzt der Wächter immer mächtiger, und drunten aus der weit offenen Thorfahrt drang Getöſe und Waffenſchall; da ſpornten ſie ihre Roſſe und ſprengten ihrem Geleite voran hinein. In der Mitte des Hofes, um die ſchon grünende gewaltige Linde, ſtanden Burgleute und Geſinde und begrüßten ſie mit lautem Zuruf: „Heil Ritter Lembeck, unſerem Herrn! Heil ſeiner ſchönen Fraue, Heil!“ Sie zügelten ihre Roſſe, und Wulfhilds Auge flog wie herrſchend über die dichte Schaar; als aber die Leute jetzt zurücktraten, wurde ein Brunnen bloß, in deſſen ſteinernem Ueberbau der Eimer hing. „Ha, Waſſer!“ rief ſie. „Wer reicht mir zum Willkomm einen Trunk dort aus der Tiefe?“

Da ſtürzten Männer und Weiber an den Brunnen, und ſie hätten den Eimer abgeriſſen; aber er hing zum Glück in Ketten und fuhr raſſelnd in die Tiefe. Bald trat der Burgwart mit einem Glaspokale aus dem Schloßthor, und nachdem er mit dem klaren Quell gefüllt war, bot der Alte ihn der Herrin dar.

Sie hob ihn auf, daß die Sonnenſtrahlen hindurchblitzten; dann trank ſie und rief: „Das Waſſer iſt gut hier auf der Burghöh; aber, ihr Leute, Frau Wulfhild wird auch ſorgen, daß es an Meth und Fleiſch nicht fehle!“

Da erhub ſich neuer Zuruf, und dazwiſchen ſcholl von draußen das dumpfe Geheul der Wölfe. Rolf Lembeck aber flüſterte zu ſeinem Weibe: „Du wirſt gefährlich, Wulfhild; Du willſt alles, mich und meine Leute!“

Sie lächelte nur; doch als ſie drinnen im Gemach den ſchönen Mann allein hatte, umſchlang ſie ihn mit ihren feſten Armen: „Dich will ich, Dich, Rolf! Was kümmert mich das Andere!“

Der junge Eheherr ſah ihr in die zärtlichen Augen, als ob er Räthſel löſen ſolle.

Im Hofe draußen war es allmählich leer geworden; nur Gaspard der Rabe, den die Herrin nicht zurückgelaſſen hatte, ſaß noch unter der Linde auf der Steinbank, die um ihren Stamm herumlief. Sinnend ſaß er; er kannte ſeine Herrin: es war vom Blut des großen Gerhard in ihr; die Kunkel war ihr nicht genug. Mitunter fuhr ein dünnes Lachen durch ſeine ſchmalen Lippen; dann, wie mißbilligend, ſchüttelte er den Kopf: „Hüt Dich, Frau Wulfhild!“ Leis, doch in ſcharfen Accenten rief er es gegen das Burgthor hin; „der Vogel iſt noch nicht Dein eigen!“

* * *

Der Rabe hatte gekrächzt; ein Hauch des noch verborgenen Wetters mochte ihn geſtreift haben; woher es kommen ſollte, wußte er nicht. Ich aber will es jetzt erzählen.

Eine Meile von Dorning gegen Oſten, hinter dem Dorfe Hammelef, lag das ſpäter im ſechzehnten Jahrhundert abgebrochene Schloß Haderslevhuus; man nannte es auch eine Bergfeſte, denn wie jenes lag es in dieſem höhenarmen Lande auf einem Hügel von wenig über achtzig Schuh. Alter Buchenwald bedeckte dieſen und begrub faſt das Schloß in ſeinen Wipfeln; aber auch nach Oſten breitete er ſich aus, doch ſo, daß dort ein ſchmaler Sandweg dicht an der jäh abfallenden Hügelwand vorüberführte und den Hinaufblickenden den oberen Theil des ſtumpfen Schloßthurms ſehen ließ. Wer etwas weiter ging, gelangte an eine von den älteſten Bäumen überwölbte Auffahrt, die in Windungen zum Schloß emporführte; wer nicht dahin gehörte oder dort nichts zu ſchaffen hatte, den brachte der Weg, um tauſend Schritte weiter, in die Stadt hinab. — Vor Beginn deſſelben aber führte ein anderer zu Weſten in weitem Bogen um den Schloßhügel und durch die freie Landſchaft nach demſelben Ziele; dies war der gewöhnliche Stadtweg; denn in dem anderen war vor Jahren ein Bauerburſch vom Wolf zerriſſen worden, und die Leute gingen dort nicht gern.

Die feſte Burg, von deren Urſprung ſchon derzeit keine Kunde geweſen zu ſein ſcheint, war mit den Wäldern und ſonſtigem Landbezirk ſeit Jahren im Pfandbeſitz des Dänenkönigs Waldemar Atterdag, wenngleich ſie zu dem Leibgeding der Wittwe des Herzogs Erich gehörte. Ein ſchleswigſcher Ritter, Hans Ravenſtrupp, ſaß als Schloßhauptmann des Königs dort, ein Mann von gewaltigem Körperbau. Halbwüchſig war er einſt ein wilder Geſell geweſen und von raſcher Fauſt; er hatte den eigenen Bruder einmal faſt im jähen Zorn erſchlagen. Doch je mehr ſeine mächtige Geſtalt ſich auswuchs, je mehr er gefürchtet, ja als überlegener Streitentſcheider aufgerufen wurde, um ſo milder wurden ſeine Sitten; dazu half ihm auch ſein froh und gut Gemüth, das ihm der Herr mit auf die Welt gegeben hatte. So war er ein glücklicher und feſter Mann geworden. In einigen Händeln ſeines Königs hatte er grimmig und mit Glück gefochten; kam er dann heim mit ſeinen Burgleuten, ſo ſtanden vor der offenen Thorfahrt ſein zartes, dunkles Eheweib, drei Söhne und zwei Töchter, alle voll Kraft und Wohlgeſtalt, und ſchwenkten grüne Buchenzweige in den Händen; dann ſprang er von ſeinem Streithengſt, und ſie gingen über den Hof in das große Thor der unteren Halle, das erſt vor wenigen Jahrzehnten von der Herzogin hier gebrochen war; und Glück und Frieden gingen mit. Zogen an Sommerabenden dann Wanderer oder Reiter unten durch den Sandweg, ſo hörten ſie manches Mal ein Lachen oder Rufen von frohen Kinderſtimmen über ſich; dazu wohl eine tiefe Männerſtimme, die beruhigend dazwiſchen ſprach. Die gehörte dem Ritter Hans Ravenſtrupp, der hier ſeine Abendmuße mit Frau und Kindern theilte; denn der Burggarten, den ausnahmsweiſe dieſer fürſtliche Bau beſaß, lag dort hinter ſtarken Mauerzinnen. Die Hügelwand freilich fiel hier ſteil und kahl hinab; aber hart daran war eine italiſche Pappel ſo hoch hinaufgewachſen, daß ſie die Mauer wohl um zwanzig Schuh noch überragte. An einem ihrer oberen Zweiglein flatterte jetzt an leichtem Faden ein Kunſtſchmetterling aus bunten Hahnenfedern, den die ältere Schweſter Heilwig angefertigt und den der Vater dort befeſtigt hatte. Der älteſte Knabe ſtand hinter den Würzebeeten an dem Taxusbuſche, ſeine geſpannte Armbruſt in der Lage; die jüngſte, die kleine ſüße Dagmar, hatte die Mutter auf den Arm genommen, damit ſie alles ſehen könne. Nun kam aufs neu ein Lufthauch, der den Sommervogel flattern machte. „Schieß!“ rief der Vater, und der Bolzen flog von des Knaben Armbruſt; eine Feder ſtob aus dem Schmetterling und wurde von dem Winde hoch in die Luft getragen. Da klatſchten alle in die Hände, der Vater und die Mutter auch, und die ſüße Dagmar ſchlug ihr Kinderlachen auf und ließ nicht ab, ſich ihre Händchen roth zu patſchen.

— Es wurde alles anders. — Einige Jahre ſpäter, es war an einem Nachmittage des Septembers 1349, da der Ritter mit ſeinem Schreiber an der Arbeit ſaß, kamen die damals elfjährige Dagmar und der um ein Jahr ältere Bruder Axel mit erſchreckten Geſichtern zu ihm hineingeſtürzt. Etwas unwillig blickte er auf: „Was iſt? Was habt Ihr, Kinder?"

Sie waren faſt außer Athem; aber Dagmar, das ſchmächtige Ding, war, wie um Furchtbares zu erzählen, mit erhobenen Armen vor ihn hingetreten.

„Nacht!" rief ſie. „Es wird Nacht, Vater!" und aus dem ſchmalen Geſichtlein ſahen die ſchwarzen Augen zu ihm auf.

Der Ritter blickte um ſich: ſie hatte recht, die Sonne war erloſchen; die Wände des Gemaches ſtanden öd und lichtlos.

„Ja, Herr," ſagte der Schreiber; „es fällt wie Aſche auf die Schrift."

„Nein, Ringang, nicht wie Aſche!" rief der Knabe; „ich ſah es: im Norden, weit hinaus, ſtieg ſchwarzer Nebel aus der Erde und ſchwimmt wie eine Wolke auf uns zu; ſeht nur, es wird ganz finſter hier! Kommt, kommt mit hinaus!"

Und die Kinder faßten beide die Hand des Vaters; und er ließ ſich von ihnen aus dem Gemach und nach dem ſtumpfen Thurm hinaufziehen; auch die Mutter mit der älteren Tochter und die beiden älteren Söhne ſtießen auf dem Wege aus Hallen und Gemächern zu ihnen. Als ſie die Platte des Thurms erſtiegen hatten, ſtand ſchon ein Theil des Geſindes dort und wich ehrerbietig an die Seite; alle ſchwiegen, nur die alte Schaffnerin flüſterte mit ihrer heiſeren Stimme zu dem einen oder anderen: „Die Zeichen des Herrn erfüllen ſich! Wißt Ihr noch, da um das Julfeſt dreizehn Kühe jählings wild geworden! Und da wir nach dem Backen das erſte Gerſtenbrot anſchnitten, ſchnitten wir nicht in ſchwarzes Blut? Des Herrn Gericht! O alle Heiligen, ſeid unſre Helfer!“ — Aber niemand antwortete ihr.

Die Schloßfrau hatte die Hand ihres Mannes ergriffen, und bald lagen alle Kinderhände in der ſeinen; denn ſchon hatte das ſchwarze, von Norden kommende Dunſtgeſpenſt ſich über ſie gebreitet und ſank in furchtbarem Schweigen auf die Erde.

„Kommt!“ ſprach der Ritter leiſe, indem er mit den Seinen zuerſt die Treppenſtufen hinabſtieg. Und alle folgten ihm nach unten zu der kleinen Burgkapelle, deren Thorklinke nur noch mit tappender Hand zu finden war. Drinnen aber zogen ſchwarze Nebelflocken unter der gewölbten Decke und verbargen das Antlitz des crucifixus über dem Hauptaltar; und von dem Bilde der Mutter Gottes ſcholl die zerriſſene Stimme der alten Schaffnerin: „O heilige Jungfrau, deine Augen! Wo ſind deine Augen?“ Alle lagen auf ihren

Knien in den Stühlen und beteten ſtumm und ſchrieen mit gerungenen Händen zu Gott und allen ſeinen Helfern.

Sie hätten es ſich ſparen können; denn der ſchwarze Tod war gekommen, der die Welt leer fraß und gegen den nichts half als ſterben.

In ſelbiger Nacht noch blies er den jüngſten Knaben an, und ſein Eingeweide brannte, ſeine Lippen wurden wie Ruß, und am dritten Tage war ſtatt des ſchönen Knaben ein ſchreckhafter blau-ſchwarzer Leichnam auf dem in Todesqual zerwühlten Bette; dann griff er nach der ſchönen älteſten Tochter; dann nach den beiden anderen Söhnen; und ſie ſtarben alle, alle. Hallen und Gemächer dufteten Tag für Tag nach friſchem Gras und Thymian, das gegen die böſe Peſtluft überall geſtreut wurde; aber die Mutter Erde und ihre Kräuter hatten keine Heilkraft mehr; es war, als ob ſelbſt Gott der Herr die Macht verloren habe auf ſeiner Erde.

Ein paar Monde ſchien dann das Sterben im Schloſſe aufzuhalten; da eines Tages trat die Schloßfrau zu ihrem Eheherrn in ſein Gemach, gekrümmten Leibes, mit entſtelltem Antlitz. „Benedikte!“ ſchrie er.

— „Ja, Hans, ich muß nun auch von Dir!“

„Du nicht! Du nicht. Benedikte!“ und er ſtreckte ſeine Arme nach ihr aus. „Herr Gott, wo biſt Du? Herr, ſchütze Deine Menſchen!“

Aber bevor er ſie berührte, war ſie mit ihrer letzten

Kraft entflohen. „Ade, Du mein Herzenstrauter! O ſüße Dagmar!“ So rief ſie noch zurück.

Er hatte ihr folgen wollen, aber ein bewußtloſer Schrecken hatte ihn feſtgehalten; dann ging er taumelnd nach ihrem Ehegemach; aber es war leer, und ſeiner Sinne unmächtig, ſank er auf das große Bett.

Die Schaffnerin, die noch lebte, fand ihn am anderen Tage; aber ſie erkannte, daß das große Sterben ihn nicht ergriffen habe.

Während ſie ihn pflegte, war ſein Weib verſchwunden, und Dagmar, um die ſich niemand kümmerte, das blauſchwarze Haar wirr um ihr blaß Geſichtchen, lief, nach der Mutter weinend, durch Hall' und Gänge. Da wollte eine der Dirnen ein Gewandſtück aus einer entlegenen Kammer holen; aber ſchreiend ſtürzte ſie zurück; denn auf einem alten dort ſtehenden Bette lag ein ſchwarzer Leichnam, dem die Abendſonne das Geſicht beſchien. Da die anderen Dirnen hinzukamen, ſahen ſie, es ſei die Schloßfrau, die einſam hier geſtorben war.

Als der Ritter aus ſeinem Wirrſal aufwachte, war ſein Weib nicht mehr im Hauſe. Die Kinder lagen drunten auf dem nahen Kirchhof; der aber hatte lang ſchon keine Erde mehr für neue Todte; ſeitwärts vom Walde war eine Niederung, dort hatte man mit Pfählen ein Viereck ausgeſchlagen, wohin nun alle gebracht wurden, die der Tod erſchlug. Draußen auf dem

„Peſtacker“ war auch des Ritters Weib vergraben worden; ſo erzählte man ihm jetzt.

Er erwiderte kein Wort auf dieſe Kunde; aber er erhob ſich bald von ſeiner Bettſtatt. Den Gürtel loſe um den grauen Leibrock geſchlungen, die Otterkappe in die Augen gedrückt, ſchritt er langſam durch alle Hallen und ſich kreuzenden Gänge des ganzen Baues, treppauf und -ab; mitunter riß er eine Thür in ihren ſchweren Angeln auf, er ſtand wie hinterſinnig auf der Schwelle und blickte in das düſtere Gemach; aber die Zellen waren alle leer und todtenſtill; wo die Älteſte geſchlafen hatte, lag in der Fenſterbrüſtung noch das verhungerte Rothkehlchen, das der kleine Axel ihr einſt gefangen und jubelnd heimgebracht hatte; niemand hatte die Zellen öffnen dürfen, ſeitdem die jugendlichen Geſtalten als furchtbare Leichen dort herausgehoben waren.

Das Leben und die Arbeit lag darnieder, alle Ordnung und Geſchäft war aufgelöſt; aber jeden Tag, morgens und wenn die Sonne niederſank, machte der Ritter ſeine düſteren Gänge durch die Burg; er rechnete nicht mit ſich, weshalb; es war auch ſonſtiges nicht für ihn zu thun. Ein paarmal war Dagmar ihm leiſe nachgeſchritten, aber er ſah nicht rückwärts; auch als ſie in Angſt-und Sehnſucht ſtärker auftrat, ſchloſſen nur ſeine Hände auf dem Rücken ſich feſter ineinander, und ohne ſonſtige Bewegung ſchritt er weiter. Da blieb ſie ſtehen, legte die Finger auf ihre zitternden Lippen und verſchluckte ein paar Thränen, die ihr aus den Augen fielen; dann kehrte ſie um und ſuchte bei der alten Schaffnerin ihren ſtillen Unterſchlupf.

Nur einmal, da bei ſeinem Vorübergehen das blaſſe Geſichtlein ihn ſo ſtumm und flehend angeſehen hatte, ging er auf ſeinem Todtengang nicht weiter. Er gedachte plötzlich einer Baſe ſeines todten Weibes, die einſt in ihrer Jugend am Thüringer Hofe auf kurze Zeit zu den gelehrten Frauen gezählt worden ſei; denn ſie verſtand zu leſen und zu ſchreiben, hatte ſogar den Virgilium ſtudirt; auch Paramentenſtickerei und derlei Künſte hatte ſie verſtanden. Sie war nun alt und lebte in einer kleinen Stadt von einem Rentlein, welches ihr die Sippe gab.

Der Ritter ging in ſein Gemach; er ſetzte ſich an ſeinen Schreibtiſch und lud die Baſe ein, zu Zucht und Lehre Dagmars in ſein Haus zu kommen. Und nicht lange, ſo war ſie mit ihrem kleinen Hausrath eingerückt; darunter fanden ſich ein Päckchen Pergamentrollen und beſchriebener Blätter, eine ſauber geſchnitzte Mutter Gottes und eine kleine Anzahl von Glasſcheiben, für welche man auf ihr Verlangen das ſonſt nur mit dünnen Därmen beſpannte Fenſter ihrer Kammer zurichtete.

Seitdem lebte und ſchlief Dagmar mit der Baſe. „Wir wollen es gut mitſammen haben, Kind!“ ſagte die Alte, da ſie zum erſtenmal ſich neben dem Mädchen in ihren breiten Seſſel ſetzte.

Und Dagmar ergriff ihre beiden alten Hände.

— „Aber, Du zitterſt, Kind!“ rief die Baſe.

„Ja, Baſ', ich war hier ſo allein!“

Und die alten guten Augen ſahen zärtlich auf das blaſſe Ding; aber Dagmar zitterte noch immer, ſie war der Liebkoſungen zu lang nicht mehr gewohnt. Allmählich, erſt nach Monden, brach wieder ein zartes Roth durch ihre Wangen, und der ſüße Augenſchein war wiederum darüber; wenn noch ſo alt, ſie hatte itzt doch eine, zu der ſie gehörte, die keine andere in ihren Arm nahm als nur ſie.

Der Ritter aber war am Ende ein finſterer Mann geworden; die Luſt und Güte ſeines Herzens war bei den Todten. Gegen die Lebenden war ſeine Hand von Eiſen.

So ging die Zeit um ein paar Jahre weiter. Der König hatte harte Abgaben auferlegt, die härteſte war der Viehzehente, und für falſche Angabe des Viehbeſtandes waren ſchwere Bußen ausgeſchrieben. Der Schloßhauptmann ſaß den Vögten auf dem Nacken, daß alles pünktlich eingetrieben werde; „der König will es,“ war ſeine einzige Antwort, wenn ſie dagegen über des Volkes Unmacht klagten. Warfen dann die Armen ſich ihm ſelber in den Weg, ſo wandte er ſchweigend ihnen den Rücken und ſchritt davon, bis der Schrei des Elends hinter ihm verhallt war.

Da eines Herbſttages, als ſchon der Duft des gefallenen Laubes durch das offene Thor der unteren großen Halle wehte, war ein Weib hier eingedrungen, als eben der Ritter in das Freie treten wollte. Sie war eine Wittwe, tief verſchuldet und um Verſchweigung zweier Rinder ſchwer gebüßt worden. Da ſie unverſehens ihm in den Weg trat, herrſchte er ſie an: „Was willſt Du? Geh' mir aus dem Wege!“

Das Weib erſchrak; ſie vermochte nicht zu antworten, aber ihre Augenlider öffneten ſich weit, als gebe ſie dem zornigen Blick des Mannes ihre Seele preis. „Erbarmen!“ liſpelte ſie kaum hörbar und warf ſich auf die Flieſen nieder.

Der Ritter wollte an ihr vorüberſchreiten, aber der Aufſchrei einer Kinderſtimme machte ihn ſtille ſtehen. Als er ſich umblickte, ſah er ſein Kind; ſie ſtand mit einem Fuß noch auf der letzten Stufe der aus dem Treppenthurm herabführenden Stiege; die ſchmalen Händchen, die unter dem ſchwarzen Aermelſaum des weißen Kleides hervorſahen, hingen ſchlaff herab; ihre dunklen Augen blickten erſchreckt zu ihm hinüber.

„Du biſt es, Dagmar?“ ſprach er; er hatte vielleicht in Jahresfriſt kein Wort an ſie verloren. Sie aber, da ſie ſeine Stimme hörte, war an ſeinen Hals geflogen und drückte weinend den Kopf an ſeine Bruſt.

Der ſtarke Mann bebte und frug mild: „Was willſt Du denn, mein Kind?“

Da ſprach auch ſie, doch ohne aufzuſehen: „Erbarmen, Vater!“

Er aber hob die Fauſt gen Himmel und rief: „Fand ich Erbarmen? — Die Hände hab' ich im Gebet zerrungen! Gott ſchwieg, und ſo thu' ich's auch.“

Da hob das kleine dunkle Haupt ſich zu ihm auf, und aus den Kinderaugen drang ſo gramvoll ſüße Bitte, daß er verſtummte und den zarten Leib, als müſſe er ihn zermalmen, mit beiden Armen an ſich preßte: „Mein Kind! . . . Du lebſt! . . . Du lebſt!“ und ſeine Augen tranken den Jugendglanz der ihren. „O, doch ein Glück auf Erden — Gott ſei mir gnädig!“

Das arme Weib lag noch auf ihren Knieen und hatte wortlos dieſem Vorgang zugeſchaut; jetzt ſtreckte eine Hand ſich gegen ſie: „Biſt Du noch hier, Weib?“

„Ja, Herr!“ und ihre Stimme bebte in Erwartung.

„So gehe heim! Die Buße, ich zahle ſie für Dich!“ — Und noch einmal, da ſie ſchon hinausgeſchritten war, rief er ſie an: „Was iſt Dein Name, Weib?“ und als ſie es ihm geſagt hatte, ſprach er: „So gehe heim, Trien' Harders, und herze Deine Kinder! Du ſaheſt, unſer Gott hat auch mit ſeinem armen Knechte wiederum Erbarmen.“

Dann hob er ſein Töchterchen auf ſeine Arme und trug ſie in ſein Gemach. „Dagmar, mein Kind," ſprach er, indem er ſie ſanft zu Boden ließ, „es iſt ſo hell hier heute, und ſcheint doch keine Sonne von dem grauen Himmel!"

— — So war nun Dagmar zwiſchen dem ſchweigſamen Vater und ihrer faſt ſiebzigjährigen Baſe und ſah nimmer ihresgleichen. Ihre Welt war die düſtere Burg und, wenn Frühling und Sommer kamen, der Garten, der dahinter lag, wo außer ihr dann nichts war als das Summen der Bienen und Hummeln und drüben jenſeit des tiefen Sandweges das Rufen der Droſſeln aus dem Walde. Der Ritter hatte ſeit ſeines Weibes Tod ihn nimmer wieder betreten, denn ſeitwärts, vorbei an den Wipfeln des Waldes, ſchimmerte der graue Fleck des Peſtackers. Dagmars Augen aber ſahen gern dort hinüber, oder ſie ſaß auf einer Bank, neben der die hohe Pappel ragte, und unter dem Summen und dem Geſang der Vögel ſah ſie wie einſt den Bruder nach dem Sommervogel ſchießen.

Meiſt ſaß ſie freilich droben bei der Baſe in dem Gemache mit den Butzenſcheiben; ſie nähte und ſtickte; auch lernte ſie lateiniſche Vokabeln oder ſchrieb mit der Feder nach, was ihr die Baſe vorgeſchrieben hatte. Dazwiſchen kam wohl einmal der Vater, ſtrich ſanft über ihr dunkles Haar und ging dann ſchweigend wieder fort. Als er ihr dabei eines Tages einen Silberreif ums Haupt gelegt hatte, trug ſie ihn ferner an jedem Tag.

Später holte die alte Dame auch ihre Schriftrollen aus der Truhe; und eines Abends, eigener Jugendſtunden denkend, griff ſie nach Hartmann von der Aue „Armem Heinrich“ und begann zu leſen, indeſſen Dagmar mit offenem Munde ihr zu Füßen ſaß. Wie kryſtallene Tröpflein fielen die lichten Worte zu ihr nieder: Der junge unheilbar ſieche Burgherr im Schwabenland hatte auf ſeinem Vorwerk bei dem Meyer ſich verborgen; die Menſchen ſollten nicht ſein Elend ſchauen; aber mit ſeinen noch immer ſchönen Augen ſtreifte er einmal traurig ſeines Wirthes junge Tochter, da ließ das Herzeleid um ihren Herrn ſie nimmer ſchlafen; und als an einem Tage ein weiſer Meiſter zu dem Herrn ſprach: „Ich will Euch heilen; aber ſchaffet eine Jungfrau, die um Euch den Tod erkieſet und aus der Bruſt ſich das lebendige Herz will ſchneiden laſſen!“ da, während der Herr und ihre Eltern ſich entſetzten, rief das Kind: „Die Jungfrau bin ich! Nehmt nur das Meſſer, daß mein Herr geneſe!“

Ein ſchwerer Seufzer rang ſich aus Dagmars Bruſt; ſie griff nach ihrer Baſe Hand, als müſſe ſie den Strom der Dichtung hemmen. Dann aber brach ein ſo erhaben Leuchten aus des Kindes Augen, daß die Baſe die Schriftrolle hinwarf und ſie mit Haſt in ihre Arme zog: „Kind, Kind! Ich glaub' fürwahr, Du wärſt zu ſolchem auch imſtande!“

— „Ja, Baſ'! — War das die Minne?“

„O Kind, Gott behüt' Dich vor der Minne!“ Und die Baſe packte erſchreckt das Schriftwerk an die Seite.

— So war Dagmar faſt ſechzehn Jahr geworden, und noch immer war ſie zarteren Leibes, als ſonſt die Menſchen ſind. Da ſie eines Tages eine Hand voll weißer Anemonen dem Vater in einen Krug ordnete, ſah er ihr zu wie einem Wunder: „Du biſt wie Deine Mutter;“ ſprach er dann; „mein Vater, als ich zuerſt die Braut ihm zuführte, weigerte mir lächelnd ſeinen Segen; die ſei der Elbinnen eine und würd' nicht bei mir bleiben!“ Und als er das geſagt hatte, riß er heftig das Kind an ſeine Bruſt.

Einer, der ſie noch ſelber ſah, ſoll einſt geäußert haben, ihr Körper ſei geweſen, als habe ihre anima candida ihn ſelber ſich geſchaffen.

* * *

Flitterwochen, in denen die Jungfrau ſanft zum Weibe reiſt, hatte es auf Dorning nicht gegeben; die gehörten dem Todten, der mit zerhauenem Schädel in der Grube lag. Statt deſſen war die Leidenſchaft des Weibes; doch nur in den Stunden der Minne war Frau Wulfhild ihrem Manne unterthan; zu anderer Zeit war ihr eigener Wille ſchwer zu beugen. Wie kampfgerüſtet ging ſie ſchon in der erſten Woche zwiſchen Gewappneten über alle Theile der Feſte; dann ſchritt ſie zu ihrem Eheherrn: „Trauſt Du dem Atterdag? Ich nicht!“ und verlangte hier ein Thor oder Fallgitter, dort einen weiteren Graben.

In manchem that er ihr den Willen, in anderem blieb er hart und ſprach dagegen: „Meinem Vater iſt's ſo recht geweſen! Nimm Deine Kunkel und ſorg' für Kinderhemde!“ Dann ward ſie zornig, und es gab üble Worte; kam es, daß es auch ihm wie Funken aus den Augen ſprühte, dann konnte ſie ſich jäh in ſeine Arme werfen: „Halt, Rolf! Du biſt zu ſchön! Da haſt Du mich; ich will nichts mehr!“

Dann ward wohl Friede; aber dem Ritter wurde nicht warm in ſeiner Ehe; es ſchien, als ſei die Freude ihm verloren gangen.

— — Es war zu Nachmittage im Anfang Juni, und die Luft war lieblich; ſtundenlang waren Frau Wulfhild und ihr Ehgemahl durch ihr Gebiet geritten; aber für ihn war es kein leichter Ritt, denn ihre raſchen Augen flogen weit umher, und unter ihrer gewölbten Stirn arbeitete es dabei von neuen Plänen; wo Wald war, wollte ſie Ackerfeld, und wo das Feld zu dürre ſchien, da wollte ſie Kiefern- oder Tannenwälder. „Wir müſſen Schatten ſäen!“ rief ſie, da ſie eben in einen Waldbezirk hineinritten; „fühl nur, wie wohl das thut!“ Der Pfad war ſo ſchmal, daß die Pferde nur einzeln ſchreiten konnten; ſie ritt voran, der Schreiber Gaspard, den ſie als Berather mitgenommen hatte, war der letzte. Das Klopfen der Spechte oder unſichtbar über ihnen der Schrei eines Raubvogels war außer dem Tritt der eigenen Roſſe alles, was ſie hörten; und über Mann und Weib kamen die Gedanken, die nicht laut werden; aber ihre Wege gingen nicht zuſammen.

Der Wald hörte auf, und ſie ritten aus dem beklommenen Bodendunſt wieder in das Freie. Am Weſthimmel war ſchon ein ſanftes Roth erglommen; das Geißblatt, das voll Blüthen an den Wällen hing, erfüllte die Luft mit Wohlgeruch, daß ſie wie in ein wollüſtig Meer von Duft hineinzogen. Rolf blickte nach ſeinem Weibe, das jetzt ein Stück zurückgeblieben war; dann wandte er wiederum den Kopf und ſah ins Abendroth; da ſprengte ſie plötzlich an ſeine Seite und drängte ihren Schimmel hart an ſeinen Hengſt; als aber Rolf die Schwere ihres Hauptes an ſeiner Bruſt fühlte, fuhr ein Sporenſtich dem Hengſte in die Weichen, daß er mit einem Satz zur Seite ſprang. „Verzeih, Wulfhild!“ rief der junge Reiter, indem er das Thier zuſammendrückte, „der Hengſt iſt Menſchenminne nicht gewohnt!“ Das Weib ritt wieder zu ihm und faßte mit ihrem kräftigen Arm um ſeine Hüfte, mit ihren funkelnden Augen nach den ſeinen ſuchend; vor ihm aber ſtieg die zierliche Geſtalt eines böhmiſchen Schätzchens auf, deren Lippen er einſt geſtreift und das er kaum vergeſſen hatte, und grollend ſprach er zu ſich ſelber: „Die Du freiteſt, iſt kein Weib zum Minnen; und wenn nicht dazu, wozu denn anders?“

Hinter ihnen ritt ſchweigend Gaspard der Rabe; er ſah mit ſeiner Schnabelnaſe ſchief zur Erden und ſpielte mit der Kugel ſeiner Mütze, als ob er an einer Schellenkappe läutete.

Die Pferde gingen jetzt ruhig, und wieder nordwärts lag ein Wald vor ihnen. Das Dunkel kam nicht nur von ſeinen Schatten; die Dämmerung war ſtark herabgeſunken, und im Oſten begann der Mond den letzten Tagſchein zu beſiegen. Da fuhr es vor ihnen von einer ſchwarzen Tanne mit einem Satz zu Boden, daß Rolf Lembeck ſich jäh aus ſeinen Träumen aufhob. „Hallo! Was war das, Gaspard?“ rief er und riß ſeine zierliche Armbruſt von dem Rücken.

— „Eine Wildkatz, Herr! Seht nur, am Stamme ſitzt ſie noch, der Breitſchwanz, und faucht Euch mit ihren ſpitzen Zähnen an!“

„Ein edel und ein übel Wild!“ ſprach der Ritter leis und ſprang von ſeinem Hengſte. „Nimm ihn am Zügel, Gaspard!“

Frau Wulfhild griff nach ſeiner Hand: „Laß doch die Katze! Daheim iſt beſſerer Zeitvertreib!“

Es trieb ihn dennoch fort; „reitet nur heim!“ rief er; „ich komme früh genug!“ Damit entriß er ſeine Hand der ihren.

Als aber die Dame, roth vor Zorn, den Weg nach Dorning eingeſchlagen hatte, ſprengte Gaspard mit den beiden Roſſen ihr zur Seite: „Ereifert Euch nicht, edle Herrin! Die Wildkatz iſt nächtens nicht zu jagen; laſſet den Ritter daheim ein edler Wild im Lager finden!“

— — Sie ritten fort; Rolf Lembeck aber drang in den dunklen Wald; aus den Tannen kam er in den Buchenforſt; er ſtand an jedem ſtarken Baum und lugte nach allen Aeſten, ob nicht die Lichter des Raubthieres irgendwo herunterfunkelten; aber über ihm war ſo ſchwere Waldnacht, daß nur wie Tropfen das Mondlicht hier und da hindurchfiel; zu hören war nichts als nur das Knicken des Unterholzes, das er durchſchritt, auch wohl das Zirpen einer Eulenbrut. Er blieb ſtehen und warf die Armbruſt wieder auf den Rücken: „Du warſt ein Narr; hier iſt kein Jagen in der Finſterniß!“ Seine Gedanken flogen heim zu ſeinem Weibe; doch er ſchüttelte den Kopf: „Nein, nein, Frau Wulfhild“ — er ſprach es laut in die einſame Nacht hinaus — „eine Schlachtjungfrau wärſt Du wohl eher; und hat auch ſchon ein wundgehauener todter Mann an Deinem Leib gehangen!“

Faſt erſchrak er über die eigenen Worte, die die Stille um ihn her durchbrachen, aber er kehrte nicht um, er ſchritt weiter auf ſeinem nächtlichen Irregang. Da, von unweit vor ihm, drang es an ſein Ohr, ſo ſüß, als wollt' es alle Sehnſucht wecken, die in ihm ſchlief. „O, Nachtigall, ſelige Singerin!“ rief er, ſeine Arme in das Dunkel ſtreckend:

„Schon flog der Mai
Vorbei, vorbei,
Und brachte nicht, was minnewerth!
Willſt Du ſie künden,
Soll ich ſie finden,
Die Fraue, die mein Herz begehrt?“

Bald ſtand er, bald ging er vorſichtig weiter, und immer nur dem Schalle nach. „Was hätt' ich beſſere Führerin!“ ſprach er zu ſich ſelber.

Der Wald ging zu Ende, und durch die Stämme ſah er auf einen Sandweg, auf den der Mond ſeinen Schein herabwarf. Jenſeit, in gleicher Helle, ſtieg eine jähe Hügelwand empor, und eine Zinnenmauer ſtreckte ſich auf ihr entlang. Rolf Lembeck betrachtete das genau; als aber ſeine Augen hinter Baumwipfeln den Obertheil eines runden Thurmes gewahrten, da wußte er, das ſei die Gartenſeite von Haderslevhuus, auf dem der Schloßhauptmann des Königs ſitze.

Der Ritter ſchaute ſtarr hinauf, als müſſe er ein Wunder hier erwarten; aber nur der Nachthauch rührte dann und wann das Laub der Bäume, und in kurzen Pauſen ſchlug am Waldesrand die Nachtigall. Doch wie ein jäher Schreck durchfuhr es ihn: dort oben zwiſchen den Zinnen lehnte jetzt ein Weib; nein, nicht ein Weib; ein Kind — er wußte nicht, ob eines, ob das andere. Den Arm mit einem weißen Mäntelchen verhüllt, neigte ſie ſich tief hinab; denn der Kehle der Nachtbeleberin entquollen jetzt jene langgehaltenen Töne: ſehnſüchtig, nicht enden wollend, wie ein heißer Liebeskuß.

Rolf Lembeck ſtand unten im Waldesſchatten, unbeweglich, mit verhaltenem Athem. „O Stunde, biſt du da!“ Seine Lippen flüſterten es nur; das ſanfte Rauſchen weiblicher Gewänder berührte von oben her ſein Ohr; ein Athmen, mehr ein Seufzer kam herab; und nun hob ſich ein Antlitz, ſchmal und blaß, und legte ſich auf das geſtützte Händchen; das Mondlicht ſchimmerte auf einem Silberreiſe, der das dunkle Haar umfing.

Da befiel den Mann am Waldesrand die ſehnende Schwere, die allein nicht mehr zu tragen war; es drängte ihn hinaus ins Helle, und die Arme ihr entgegenſtreckend, rief er: „O Schöne, Selige! Gott woll' ein ſüßes Leben ſo ſüßem Geſchöpfe geben!“

Sie erſchrak und bog ſich von der Mauer weg; doch dann beſann ſie ſich: die Worte waren ja aus Meiſter Gottfrieds Triſtan; nur daß ſie in Frankreichs Zunge dort geſchrieben waren! Sie hatte ſie eines Tags geleſen; aber die Baſe hatte ihr voll Angſt das Buch entriſſen; ſo etwas ſei noch nicht für ihre Jugend! Nun kam der Reiz, zu zeigen, was ſie wiſſe: „Das iſt kein Landfahrer, der iſt nicht zu fürchten!“ ſprach es in ihrem Inneren; und als ſie wieder ſich erhob, erblickte ſie drunten den ſchönen Junkherrn in blitzendem Gewande und ſah das Mondlicht auf ſeinem goldenen Blondhaar ſpielen; denn er hatte ſein Haupt entblößt und hielt die Kappe mit der Reiherfeder in einer ſeiner Hände, die er wie anbetend ihr entgegenſtreckte. Da faßte ſie Muth und rief ihm aus demſelben Buche ihre Antwort: „Dé te benie! Gott ſegne dich! Et merzi, gentil Sir!“ Aber ihre Stimme zitterte und wehte nur wie ein Hauch hernieder.

Gleichwohl, da er ſeine Kappe wie zum Gegendanke ſchwenkte, fügte ſie zaghaft noch hinzu: „Seid Ihr ein Sänger, Herr?“

„Ein wenig, ſelig Fräulein!“ rief er ihr entgegen. Aber eine Antwort kam nicht mehr herab, denn zu den Füßen des Kindes regte es ſich und hob ſich auf; vergebens mühte ſie ſich, den Kopf der ungeſtümen Dogge niederzuhalten, die ſchlafend dort gelegen hatte. Zwar neigte Dagmar ſich und drückte den Mund an das rauhe Ohr des Thieres: „Still, Heudan, ſtill! Darfſt auch zur Nacht vor meiner Kammerthür ſchlafen!“ Es wollte nicht verſchlagen; die Dogge drängte die kleinen Hände fort; dann ſprang ſie mit den Vordertatzen auf die Mauer, und ein hallendes Gebell ſcholl in den Weg hinunter.

Als der Hund ſich wieder knurrend zu ihren Füßen geſtreckt hatte, wagte auch Dagmar hinabzuſchauen; aber es war nichts da, als nur der lautloſe Mondſcheln und in Pauſen noch der Schlag der Nachtigall. — Trunken, als habe ein Zauber ihn berührt, ſchritt Rolf Lembeck indeß am Waldesrande ſeinem Hauſe zu.

* * *

Es war auf Dorning ſchon nach Mitternacht. In der hochgelegenen, aber geräumigen Kemenate lagen die Seidendecken von Arras noch unaufgeſchlagen auf dem Ehebette; unweit deſſelben aber auf einem Tiſchchen war ein lecker Mahl gerichtet; vor zwei Plätzen — nicht ſich gegenüber, ſondern Seit' an Seite — ſtand je ein ſilberner Pokal; ein Kränzlein früher Roſen hing an jedem und erfüllte das Gemach mit Duft. Doch die Speiſen waren kalt und unberührt, der eine der ſchmalen Seſſel leer; auf dem anderen ſaß Frau Wulfhild wie ein ſteinern Bild, den Kopf auf ihren vollen Arm geſtützt. Sie wußte nicht, wie lange ſie ſo geſeſſen hatte; ſo ruhig der Leib ſchien, die Ungeduld des Wartens zehrte in ihrem Innern, und ihre Augen glühten dunkel über den heißen Wangen; wie ſonder Gedanken hob ſie eine Silberkanne und ſchenkte rothen Wein in die Pokale, und mit der anderen Hand ſich müde in ihr Goldhaar greifend, nahm ſie den ihren und rührte klirrend an den Rand des anderen. „Komm! Komm, Rolf! Verſchmäh' nicht Deine Roſen!“ rief ſie leiſe. —

Sie war emporgeſprungen, ſie ſtieß ein Fenſter auf und bog ſich weit hinaus, in der hellen Nacht über die Wipfel der abſteigenden Wälder ſchauend; aber kein Menſchentritt, kein Wächterruf erſcholl; nur der Nachthauch wehte ihr kühl entgegen und trug von unten aus dem linken Flügel einen Schall vorüber: ein Waffenklirren, ein Stampfen wie mit vollen Krügen, dazwiſchen heiſere Männerſtimmen und dann und wann das Lachen eines Knaben. Ein ſechzehnjähriger Junker, Gehrt Bookwald, war am Morgen angelangt, um bei dem kaiſerlichen Ritter „Reiterei und Gottesfurcht“ zu lernen; der Lärm kam unten aus der Geſindeſtube. Frau Wulfhild lauſchte: „Die Knechte bringen ihm den Willkomm!“ ſprach ſie, und das blonde Antlitz des Knaben, der nun ihr Diener war, zog an ihr vorüber. Es ſchien wüſt herzugehen drunten, und eine Stimme klang ihr gleich der des erſten Ehgemahles, wenn er unter Zechbrüdern in ſeiner Freude ſaß; ſie ſchauderte, und das Knabenbild erloſch.

Allmählich ging der Tumult zu Ende; es wurde todtenſtill; ein Kauz nur ſchrie von einem Thurm herunter. Plötzlich warf ſie jäh das Fenſter zu und ſah ſich wild im Zimmer um: das Haupt des Todten, dem ſie hatte ſterben helfen, hatte aus der Nacht ſie angeſtarrt. Doch, es war nicht hereingekommen; die Kerzen brannten hell und ruhig.

Und wieder ſaß ſie unbeweglich, und die Qual vergebenen Harrens war nicht mehr zu tragen. Da gedachte ſie eines Wundergürtels, den eine uralte Muhme ihr zum erſten Ehefeſte mitgegeben hatte. „Es iſt derſelbe," hatte ſie geſagt, „den einſt der Ritter an Ginevra gab; ſo Du ihn umlegſt, kommt Dir nimmer ein Leid!" Aber die ſtolze Braut hatte derzeit Zaubermittel nicht vonnöthen und warf den Gürtel achtlos von ſich. Doch nun war andere Stunde; ſie kniete bald vor dieſer, bald vor jener Truhe und warf um des verſchmähten Kleinods willen ihre Koſtbarkeiten durcheinander; da endlich hielt ſie den goldgewebten Gürtel in der Hand, und dort ſaß der Rubin, vor deſſen Schein alles Ungemach verſchwinden ſollte. Sie legte ihn über ihr weißes Nachtgewand, und er ſchmiegte ſich leicht um ihre Hüften; aber vergebens ſah ſie auf den milden Glanz des Steines; der mußte gegen andere Schmerzen ſein.

Noch eine Weile trug ſie es; dann, wie in Scham ob ihrer Schwäche, riß ſie das Zauberſtück vom Leibe und warf es von ſich, daß der Stein herausſprang; zornig zog ſie das Gewand von ihrem ſchönen Leibe und beſtieg das Ehebett. Aber auch die Seidendecke wollte ihr keine Ruhe bringen. „Komm nun! Du ſollſt, Du ſollſt!“ rief ſie, als könne ſie durch ihren Willen den Ehgemahl in ihre Arme zwingen. Aber er kam nicht; und das Bild des ſchönen Mannes, der doch ihr eigen war, peinigte ſie wie ein Geſpenſt; und die Kerzen, die noch auf der Tafel brannten, wurden ihr unheimlich, als ſei es zum Begräbniß.

Zitternd ſtieg ſie von ihrem Lager und löſchte alle bis auf eine; dann nahm ſie ein Stundenglas vom Kamingeſimſe und ſtellte es in den kargen Schein. „Nichts anderes will ich ſehen!“ ſprach ſie zu ſich ſelber; „nur wie das Leben rinnt!“ Und ſo lag ſie geſtützten Armes auf ihrem Kiſſen und blickte unabläſſig auf den rieſelnden Sand; und war das letzte Korn hindurchgefallen, ſo ſtand ſie langſam auf, das Glas zu wenden. Erſt als im Dämmerſcheine draußen der Wald erwachte und unter ihrem Fenſter der Trupp der Arbeiter auf das Feld hinausging, war der ſchöne Leib in Schlaf verſunken.

— Der Mann, um den ſie ſolches litt, war längſt auf einem Schleichweg in die Burg gekommen; keine Brücke hatte ſich um ihn gehoben, kein Thor geöffnet; aber zu ſeinem Weibe zu gehen hatte er nicht vermocht. Im äußerſten Winkel des einen Flügels war eine faſt leere Kammer, die er als Hausſohn einſtmals inne hatte; dort auf einem harten Faulbett lag er unausgekleidet, den blonden Kopf auf beiden Händen; das Baumrauſchen vor ſeinem Fenſter hatte ihn ſelig eingewiegt.

* * *

Die Zeit war faſt um eine Tagfriſt weiter gerückt; es war wieder Abend. Frau Wulfhild ſaß in ihrem Wohngemache, wo dunkelgemuſterte Teppiche an den Wänden hingen; auch hier waren kleine Glasſcheiben in den beiden Fenſtern, und das Mondlicht, das hindurchfiel, miſchte ſich mit dem Schein der Kerze, die auf dem Tiſche ſtand. Das ſchöne Weib ſaß unbeweglich mit geſtütztem Haupte. Da öffnete ſich die Thür und Gaspard der Rabe trat herein. „So kommſt Du endlich?“ ſprach ſie und warf ihre müden Augen auf ihn.

„Wohl, Herrin.“

„Dein Kopf hat ſich verrechnet,“ ſprach ſie wieder. „Dein Herr ſchlief unter einem Dach mit mir; doch fern, in einer Bodenkammer; er hat das Edelwild verſchmäht, das ſeiner wartete.“

„Ich weiß das, Herrin,“ antwortete der Schreiber; „er hat das Raubthier nicht erjagen können; es wird ihm nur die Wildkatz' vor ſeinen Augen noch geſprungen ſein.“

„Laß Deine Narretheidung!“ ſprach Frau Wulfhild finſter. „Ich ſagte Dir einſtmals, ich ſei keine Henne; nun willſt Du mich gar reuen laſſen, daß ich keine Wildkatz' ſei! — Ich fürchte wohl, hier iſt ein ander Thier im Spiel!“

„Was ſagt Ihr, Herrin?“ und Gaspard richtete ſeine ſpitzen Ohren auf.

„Sieh meine Hand, Gaspard; — und fühl' ſie auch!“ rief Frau Wulfhild und legte ihre weiße Hand an ſeine gelbe Wange. — „Nun, ſchauderſt Du noch nicht?“

— „Nein, Fraue; laſſet ſie nur immer liegen!“

Aber ſie nahm ſie fort. „Dann,“ ſprach ſie, „ſtößt nicht meine Hand ihn fort; dann iſt es eine andere, die ihn zu ſich zieht!“

„Sprecht weiter, Herrin! Mein Witz iſt nicht ſo fein wie Frauenſinn.“

„Du ſahſt doch,“ ſprach ſie, „wie er geſtern auf dem Weg mir ſeine Hand entriß! Es that nicht ſanft; aber vorhin in der Dämmerung; er wollte fort, der Wildkatz wegen; als ich nach ſeiner Hand griff —“

Sie war aufgeſtanden und ging mit ſtarken Schritten durch das Zimmer. „Sieh her!“ rief ſie und ſtreckte ihm ihre linke Hand entgegen: „der Blutriß iſt von ſeinem Ehering! Ich hatte, mein' ich, genug der Wunden aus meinem erſten Ehebund!“ Sie warf den Kopf zurück und begann mit geſchloſſenen Fäuſten wieder auf und ab zu ſchreiten.

Gaspard ſah dem eine Weile zu; dann ſprach er: „Und, Herrin, wie dien' ich Euch?“

Da ſtand ſie ſtill und ſah auf ihn herab; ſie mußte erſt der Frage nachſinnen. „Er wird auch heut' nicht zu mir kommen,“ ſprach ſie heimlich, doch ihre Stimme bebte vor Zorn; „er wird auf ſeine Bodenkammer ſchleichen und im Traum mit ſeinem Luftbild buhlen; aber Du weißt es, Gaspard, der Mann, ſo ſtolz und wild er iſt — er iſt ein Kind; nimm ihm ſein Spielzeug, und er vergißt es! Und Du — ſollſt mir die Puppe ſuchen helfen!“

Gaspard blickte ſchief zu Boden und zog mit einem leiſen Pfiff den Athem durch die Zähne. Dann hob er langſam ſeine Schnabelnaſe und ſprach mit ſcharfem Lächeln: „Kopf und Hände ſind nur meiner Herrin!“

* * *

An demſelben Abend, nur etwas früher, ſaß zu Haderslevhuus die alte Baſe in ihrem ſtillen Gemache; an einer Wand ſtand das ſchmale Bettchen Dagmars, an einer anderen das der alten Dame mit dem großen Himmelbach; daneben hing ein Gefäß mit Weihwaſſer, darüber die geſchnitzte Mutter Gottes; in einer Wandniſche lagen handſchriftliche Dichterwerke, an denen ſie ſich einſtmals in der Jugend die Wangen heiß geleſen hatte. Sie ſelber ſaß an einem Tiſchchen vor dem Fenſter mit den Butzenſcheiben, durch das der Abendſchein hereinfiel; ihr gegenüber Dagmar, und beide mit einer heiligen Arbeit in den Händen; denn bei der letzten Firmelung hatte der Biſchof dem Reliquienſchrank der Kirche zu Haderslev eine Anzahl Schädelknochen der zehntauſend Jungfrauen zum Geſchenk gemacht, und die Alte wie die Junge waren jetzt damit beſchäftigt, ſie mit rothem und weißem Sammet und mit Goldſtickereien zu überziehen.

Es war ganz ſtill im Gemach; nur das Sticheln der Nadeln wurde hörbar und das eintönige Geräuſch eines Dompfaffen, der in ſeinem Bauer innerhalb des Fenſters unaufhaltſam auf- und niederhüpfte. Das junge Kind führte heute ihre Nadel nicht mit gewohnter Sicherheit, und die Blättchen hingen oft nicht richtig an den goldenen Ranken; ſie ſchaute nach jedem zehnten Stiche haſtig durch das Fenſter, das nach Oſten lag; aber der Mond war noch nicht da. Ihr Athem wurde kürzer; in ihrem Inneren war heute eine fremde Kraft, die ihr die Nadel aus der Richte ſtieß.

Endlich legte die Alte ihr beſticktes Schädelſtücklein auf den Tiſch. „Fertig!“ ſagte ſie. „Guck her, Dagmar! Ob wohl dieſer Kopf im Leben ſolchen Schmuck getragen hat?“

Das Kind hatte nicht gehört: der Mond war eben über den Bäumen aufgegangen.

„Dagmar!“ rief die Baſe. „Was iſt Dir? Du glüheſt ja wie Purpur!“

Mit verſchleierten Augen ſah das Mädchen auf die Alte. „Du haſt wohl in Deinen Truhen gekramt, Baſ',“ erwiderte ſie; „es iſt ſo ſchwüler Duft hier; es hemmet mir die Luft!“

Aber die Alte hatte ihr die Stickerei aus der Hand genommen und wiegte jetzt den Kopf, indem ſie ſorglich darauf hinſah. „Ei ja, Dagmarlein,“ ſagte ſie, „Du haſt noch eine Kinderhand; aber doch nicht allemal ſo ſehr! Ich ſagt's Dir ſchon: was wollten Deine Finger bei dem Todtenbein! Schelle nach der Grete, daß ſie die Kerze bringt; der Tag iſt aus, und der da draußen“ — ſie zeigte mit ihrem mageren Finger nach dem Mond — „der leuchtet nur Verliebten, aber nicht Kindern und alten Frauen!“

Ein heißes Roth ſchoß über das junge Antlitz; aber die Alte gewahrte es nicht. „So ſchelle doch, Kind!“ wiederholte ſie; „Du kannſt dann Deinen Silbergürtel weiter ſticken! Iſt der erſt fertig zu dem weißen Seidenkleide, da wirſt Du ausſehen wie die heidniſche Diana; es fehlt nur noch der Silbermond an Deiner Stirn!“

Sie bog ſich über den Tiſch und ſtreichelte die zarten Mädchenwangen. „Wart' nur ein Jährlein, Dagmar! Da nimmt Dein Vater Dich mit hinaus, nach Wordingborg, nach Kopenhagen! Da kommen die jungen Erdenſöhne und werden um einen Blick der keuſchen Göttin werben; auch einer, wohl ſo ſchön als wie der junge Ritter Lembeck, der letzthin auf Dorning eingezogen iſt?“

„Auf Dorning?“ frug Dagmar achtlos. „Der Ritter Claus iſt ja ſchon alt!“

— „Ei, Kind! Sein Sohn, ſein älteſter! Und mit einem ſchönen, ſtolzen Weibe; gar einer Schauenburgerin!“

„So? Einer Schauenburgerin?“

— „Ei freilich; aber doch nur einer Wittib — ein Pfirſich, d'ran ſchon ein Anderer ſeine Lippen ſetzte!“

„Pfui, Baſ'! Aber ich kenne ſie ja gar nicht; was kümmern mich die fremden Menſchen!“

Dagmar war ſchon mit der Schelle an die Thür gegangen, kehrte aber zurück, ohne ſie geöffnet zu haben. „Nein, Baſ',“ ſagte ſie mühſam; „mir iſt das Herz bedrückt; ich muß hinaus, in die Luft!“

— „Ei, Kind, es wird ja Nacht, und Du weißt, der alte Joſeph ſagt, die Unholden ſchauen dann aus dem Boden!“

„Nur in den Garten, Baſe; da giebt es keine!“

Die Alte wurde unruhig; ſie rückte an dem Kinntuch, das ſie über ihr ſchwarzes Käppchen gebunden hatte. „Du weißt, ſieh mich nur an!“ ſagte ſie; „das dumme Kopfreißen; ich darf nicht in die Abendluft. Wenn Dich was ankäme! Dein Vater iſt in Wordingborg!“

„O Baſ', ich nehme Heudan, die Dogge mit!“ rief Dagmar beklommen; „ſie war auch geſtern Abend bei mir!“

Die Alte nickte: „Ja, ja, Dagmar, die Dogge; ja das geht! Du zogſt ihr neulich auch den Dorn aus ihrer Tatze, wie Androklus dem Löwen! Du kennſt doch die Geſchichte?“

Sie ſah ſich um; aber da war Dagmar ſchon hinausgeſchlüpft, und die Glocke ſtand wieder auf dem Tiſche. „Ei ja,“ ſagte die Alte ſeufzend, „da läuft ſie mit dem Hunde in die Nacht hinaus, und ich kann hier im Mondſchein meine lieben Schatten zu mir laden; wir brauchen keine Lichter!“

Der Nachtſchein fiel durch die kleinen Scheiben; und mitten im Gemache ſaß die alte Dame und ſah mit geiſterhaften Augen in die Dämmerung; nur mitunter eine leiſe Handbewegung, als ſei es ein Willkommen.

— — Dagmar aber war hoch aufathmend die Treppen hinabgeflogen; unten in dem großen Flur erhob ſich die Dogge und ſprang freudig ihr entgegen. „Heudan, mein Hund, komm, komm mit mir!“ rief ſie ängſtlich; und das Thier drängte ſich an die ſchmächtige Geſtalt, daß ſie dem Ungeſtüm kaum wehren konnte.

Sie ſchritten aus einem hinteren Thore durch einen weiten Hof, an deſſen Ende ein Gelaß zur Abſonderung biſſiger oder neuer Hunde war; und Heudan ſah verwundert zu dem Mädchen auf, als ſie dort eingetreten waren. Dagmar aber ſchlug das Herz bis in den Hals hinauf, da ſie eine der ledig hängenden Ketten faßte und das Halsband des Thieres daran befeſtigte. Es war nur Liebes von der jungen Hand gewohnt und leckte mit der rothen Zunge nach ihr hin; da ſchlug ſie die Arme um ſeinen rauhen Nacken: „O Heudan, ich bin treulos, aber — Du, Du bellſt auch gar zu ſchreckbar!“ Und eilig lief ſie hinaus und ſchob den Riegel vor; dann ging ſie durch eine Pforte in den Garten, durch Lindengänge und zwiſchen düſteren Taxusbüſchen; da kam vom Hof ein Winſeln, und einen Augenblick ſtand ihr der Athem ſtill; aber ſie drückte beide Hände vor die Ohren, und als ſie auf den Platz hinaustrat, wo die Würzebeete waren und wo das volle Mondlicht ihr entgegenquoll, da hörte ſie nur noch die Nachtigall, die drüben am Waldesrande ſchlug. Der Athem ging heftig durch ihre offenen Lippen; ſie ſetzte ſich auf die Bank und blickte vor ſich auf den Wipfel der hohen Pappel, deren Blätter im Nachthauch ſich bewegten. Doch aus den beklommenen Athemzügen wurden Worte: „Was wollteſt Du hier, Dagmar?“ ſprach ſie leiſe. „Die Nachtigall?“ — Sie horchte eine Weile, und der Vogel ſang, als müſſe er den Preis erſingen — aber Dagmar ſchüttelte das Köpfchen, und ihre Lippen flüſterten, indem ſie die Hände vor die Augen ſchlug: „O heilige Jungfrau, wenn Du mir hold ſein wollteſt!“

Da rauſchten neben ihr die dichten Pappelzweige; und ehe ſie es faſſen konnte, ſchwang ein Mann ſich auf die Mauer und hinab dann in den Garten. Ein Schrei rang ſich aus ihrem Munde, aber ſie erſtickte ihn; denn ſchon lag er ihr zu Füßen, jung und ſchön, und ſah mit flehenden Augen zu ihr auf: „Seid milde, Fräulein! O, wie hold ſeid Ihr! Ich ſah noch nimmer Euresgleichen!“

Sie ſagte nichts; mit kindiſch weit geöffneten Augen blickte ſie ihn an; erſchreckt und doch entzückt, als wollte ſie die Worte ihm von den Lippen leſen. Doch das Winſeln der Dogge ſcholl vom Hof herüber durch die Büſche, und des Ritters Hand fuhr jäh nach einem Jagdſtahl, der an ſeinem Gürtel hing.

Aber ſie ſchüttelte nur leiſe mit dem Köpfchen, da ließ er die halb gezogene Waffe wieder fallen. „Wer ſeid Ihr?“ frug er. „Wollet Ihr mir's ſagen?“

Und ſie antwortete: „Ich bin Dagmar, des Hauſes Tochter; und wer ſeid Ihr?“

Er erſchrak und wollte ſchon eine Mär erzählen, wie er zu anderen Zeiten wohl gethan; doch da er in dieſes Kinderantlitz blickte, ſo konnte er es nicht; er ſagte nur: „Ich, ſüße Fraue, bin ein ſelig unſeliger Mann, ſeitdem ich Euch geſehen habe!“

— „Aber, Herre, das iſt nicht rechte Antwort!“

Da hob er die Hände bittend zu ihr auf: „Verlanget nicht Weiteres; es wär' auf Nimmerwiederkehr!“

„So redet nicht!“ rief ſie haſtig; aber ein Zug der Angſt flog dennoch über das zarte Antlitz, und ſie ſetzte bei: „Nur, um der Gottesmutter Leiden, ſchweigt nicht zu lang; es thäte mir weh!“ Und wie durch körperlichen Schmerz getrieben, drückte ſie die Hand auf ihre linke Bruſt. Da er ſorgvoll mit den Augen folgte, ſprach ſie: „Ihr wiſſet, das große Sterben, als das ins Land kam . . . aber“ — unterbrach ſie ſich — „wo waret Ihr denn damals?“

„In Paris,“ ſagte er leiſe, als wolle er den Laut der ſüßen Stimme nicht verlieren; „in Prag dann ſpäter; auch dort am Königshof.“

Sie ſah ihm in ſein ſchönes Antlitz, auf den geſtickten Sammetrock und wie die goldenen Knöpfe im Mondlicht blitzten. „So wiſſet Ihr nichts von uns — o herzliebe Mutter! Süße Schweſter Heilwig!“ rief ſie;

„o meine Brüder — alle ſind ſie geſtorben!" Plötzlich ergriff ſie ſeine Hand: „Kommt!" rief ſie und zog ihn mit ſich auf eine kleine Höhe, von wo man ſeitwärts bei dem Walde in das flache Land hinausſehen konnte. Er glaubte eine Niederung zu gewahren und einzelne Pfähle, durch dunſtigen Nebel ſchimmernd, der dort umzog. „Dort!" ſprach ſie kaum hörbar und zeigte mit ausgeſtreckter Hand dahin.

Er ſchwieg; er wußte, das ſei der Peſtacker, wohin ſie gewieſen hatte. — Ein Nachthauch kam und hob ihr dunkles Haar ein wenig von dem ſchmalen Antlitz und wehte das Gewand um ihren zarten Körper; ihm war auf einmal, als ſei auch ſie unhaltbar auf der Erde. „Wenn dort Eures Blutes einer ruht, ſo gönnet ihm die Ruhe!" ſprach er zitternd.

Doch ſie ſtreckte die Arme aus und rief: „Mein Vater! Mein armer Vater! Wir werden nimmermehr vom Tod geheilet!"

„Das klang hart von Euren jungen Lippen!" ſprach der Mann.

Da wandte ſie ihr Haupt und ſah den Schmerz in ſeinen Augen. „Ich wollte Euch nicht Leid thun!" ſprach ſie bittend; „nur ſagen: von all dem Sterben habe auch ich mein Theil behalten!" — und ſie faßte wieder mit der Hand nach ihrem Herzen — „des Königs Arzt, der ſpaniſche Jude, ich hörte ihn einſt zur Baſe ſagen, es ſei zu groß, ich könnte einmal ſo hingehn; ſtark Leid und Freude könnte ich nicht ertragen. Und die gute Baſ', will ſie mir liebthun, ſo ſagt ſie, ich hätte weiße Roſen auf den Wangen!"

Sie ſchwieg und er antwortete ihr nicht: aber ſie ſahen ſich in die Augen, und drunten aus der Tiefe ſchlug die Nachtigall. „Frühling!" ſprach er leiſe und öffnete die Arme ihr entgegen. Da lag ſie an ſeiner Bruſt, die Augen geſchloſſen, die Hände um ſeinen Hals geſtrickt; und für die Worte, welche ihnen fehlten, ſang die Nachtigall, als müſſe ihr die Bruſt zerſpringen; und nun ein Ton — lang ausathmend, ohne Ende. „Sie ſtirbt!" rief Dagmar, warf das Haupt zurück und ſchaute in des Mannes Augen. „O, kann man auch vor Liebe ſterben!" — Er aber, in dem Thörichtthun der Minne, hob ihre leichte Laſt gegen den Silberſchein des Mondes und küßte ihre Wangen: „O meine weißen Roſen! O heilige Jungfrau, beſchütze mir mein ganz unfaßlich Glück!"

Da ſcholl vom Schloſſe her das Klirren einer Pforte, und ſie wand ſich jäh aus ſeinen Armen. „Scheiden!" rief ſie ſchmerzlich; dann nahm ſie ſeine Hand, doch nur für eines Athemzuges Dauer. „Nein, fort! — fort!" rief ſie in Schrecken. „O, vergiß nicht mein; ich müßte ſterben!"

Sie fühlte einen heißen Kuß auf ihrem Mund; dann rauſchte es in den Pappelzweigen, und ſie war allein. Sie ſtand, als wäre ſie nicht lebend; ihre

Wangen waren blaß, von ihren Lippen aber ſchimmerte es roth: das war die Minne, die dort des anderen Paares harrte. „O Herzliebe, o ſehnende Noth!“ ſeufzte das Kind und ſank auf ihren Sitz. „Und wie heißet er denn nun? — Er? Er —?“ und lächelnd antwortete ſie ſich: „Das weiß ich nicht .... o heilige Jungfrau!“

Da kamen Schritte näher, und aus den Büſchen ſprach ein altes Stimmchen: „Nein, nicht dorthin; hier, Grete; hier bei dem Taxus! O heilige Mutter Gottes!“ Und die Baſe in ihrem Marderpelz, den Kopf mit einem dicken Tuch vermummt, trat mit der alten Grete in den Mondſchein hinaus. „Kind, Kind, wo bleibſt Du!“ rief ſie. „Muß Deine alte Baſe Dich ſuchen gehen!“

— „O Baſ', es iſt ſo ſchön hier!“

„Und“ — die Alte ſah ſich um — „Du biſt ja ganz allein; wo iſt der Hund, der Heudon?“

„Der Hund?“ ſprach Dagmar haſtig. „Iſt der nicht hier?“

— „Ei, Kind, das mußt Du ja doch ſelber wiſſen!“

„O Baſ', Du hätteſt die Nachtigall nur hören ſollen!“ Und wie gerufen drang der Vogelſchall von Neuem aus der Tiefe, und das Mondlicht glitzerte auf den Blättern der Hülſen und den Nadeln des Taxus; von Düften ſchwamm es in der Luft. Einen Augenblick ſtand die Alte, das Ohr geneigt: „Ja, ja; Du heil'ger Gott, das wäre ein Plätzchen für die Minne hier!“ ſprach ſie murmelnd vor ſich hin. „Vor Zeiten; ach, vor langen Zeiten!“ Dann aber trieb ſie zu raſcher Rückkehr in das Haus, denn ein Abendwind hob ſich und rauſchte durch die Wipfel der Bäume.

Dagmar ging mit unhörbaren Schritten, da ſie dem Gelaß vorbeikamen, worin ſie Heudan, die Dogge, eingeſperrt hatte. „Morgen, mein Hund,“ ſprach ſie leiſe gegen die verriegelte Thür; „ich hol' Dich früh!“ Aber der Hund ſchien zu ſchlafen; es blieb alles ſtill.

Und bald lag ſie in dem ſchmalen Bettchen in der Kemenate der Baſe: aus dem großen Himmelbette ſcholl bald das gleichmäßige Athmen einer ruhig Schlafenden; von dem jungfräulichen Lager hob ſich in dem zweifelhaften Mondlicht noch ein blaſſes Köpfchen, das ſchwarze Haar in ein weißes Seidennetz gehüllt. „O Mutter der Gnaden,“ flüſterte das Kind, „ich habe ſie beide belogen, Heudan erſt, den Hund, und dann die gute Baſe! Ach, Heilige, aber wenn man erſt ſo alt iſt! Sie verſtänden das doch beide nicht!“ Dann legte ſie die Hände über die junge Bruſt, und ſanft wie eine Wolke kam der Schlaf.

— Rolf Lembeck wanderte indeſſen mit langſamen Schritten heimwärts; er wußte wohl, auf Dorning erwartete ihn auch ein ſchönes Weib, und ſie war ſein mit allen ihren Wonnen; aber ihn überfiel es, als fürchte er die ſtarken Weiberarme und ging den Weg hinab wie in ein Thal des Todes.

* * *

Durch alle Gefahren aber fand die Minne ihren Weg. Rolf, der Leichtlebende, wie das ſchuld- und trugloſe Kind, ſie waren beide plötzlich klug geworden und reich an Plänen und an Liſten; denn Minne ſchärfte ihre Sinne und gab ihnen zum Schild die träumeriſche Vorſicht. Und alles fügte ſich, als ob es helfen ſollte: die Baſe hatte bei dem Nachtgang ihren Fluß im Kopf verſchlimmert; den Schloßhauptmann hielt der König noch in Wordingborg. Rolf Lembeck zwar erkaufte ſich bei ſeinem Weibe nur durch erzwungene Zärtlichkeit die flüchtigen Stunden ſeines echten Minneglückes; und mitunter, wenn er ſie umfangen wollte, ſetzte ſie ihre ſchöne Fauſt gegen ſeine Bruſt und ſah ihm prüfend in die Augen, ob ſeine Seele auch dabei ſei; und ſo geſchah es unterweilen, daß ſie plötzlich ſeine Arme von ſich warf und ſchweigend aus der Thür ſchritt. — Und als zu Haderslevhuus der Schloßhauptmann aus Wordingborg heimkam, da trug ihm wohl die Tochter ein ſchweres Herz entgegen, und als er ihr die Wangen ſtrich und frug: „Was iſt mit meiner Dagmar?“ da ſchüttelte ſie nur den Kopf und ſah zu

Boden und nicht wie früher in das geliebte und gefurchte Antlitz über ihr; und zu ſich ſelber ſprach ſie: „O brennend Leid! Wem ſoll ich reden, wem ſoll ich ſchweigen?“ Doch es ward nicht laut; ſie ſchwieg nur für den fremden Mann, und ein Weh durchflog ſie wie einſtmals in der Peſtzeit, als ſei ſie nicht mehr ihres Vaters Kind; doch war es heute nicht ihres Vaters Schuld.

So ſchien die Heimlichkeit geborgen; aber ein Durchblick von eines Sandkorns Umfang konnte ſie verrathen. Schon mehrmals hatte Frau Wulfhild ihren Schreiber angehalten: „Nun, Gaspard, wo bleibt die Puppe?“ und er hatte geantwortet: „Verzeihet, Frauenwünſche ſind ſchneller noch als Mannesarbeit!“ Gleichwohl trug er ſchon etwas in ſeinen Sinnen; nur wollte er es unreif nicht herausgeben. Er hatte auch einmal vom Wege aus des Schloßhauptmanns Tochter über die Gartenmauer lehnen ſehen; und auch zu ihm hatte die Dogge, die mit den Vordertatzen zwiſchen den Zinnen ſtand, das gewaltige Gebell hinabgeſandt. „Hm, ein Kind noch!“ hatte er bei ſich gemurmelt; „ein Kind mit einem Hunde! Und doch — auch bald nicht mehr; wer weiß?“

Und eines Morgens ſprach er zu dem Ritter: „Wiſſet, Herr, drunten in Haderslev hat ein junger Schmidt, der eben aus dem Reich gekommen iſt, ein neues Schießwerk heimgebracht: es iſt ein eiſern Rohr und wird mit einem Pulver draus geſchoſſen! So's Euch gefällt, wir könnten einmal hinüberreiten!"

„Heiliger Hubertus!" rief Herr Rolf; „kümmert Gaspard der Rabe ſich auch um Schießzeug?"

Der Schreiber warf von unten ſeine ſcharfen Blicke auf den Frager: „Wenn ich nur treffen könnte!" ſagte er.

Da lachte Rolf Lembeck: „So komm! Ich kenne die Feuerröhre ſchon von Prag; wer weiß, ob nicht Dein Treffer drin ſitzt!"

„Vielleicht," erwiderte Gaspard, und da der andere nach dem Reitſtall ſchritt, ſah er ihm nach, als ſähe er auf ſeine Beute.

In kurzem ritten ſie auf Haderslev. Es war zu Ende Juni; Rolf hatte ſein Mäntelchen ſchon auf des Rappen Hals gelegt, denn die Sonne brannte; Gaspard warf die Gugelkappe in den Nacken. So ritten ſie in dem goldenen Staub der Heerſtraße durch das Kirchdorf Hammelef; die Bauernkinder lagen im Sande vor den Hütten und wieſen mit den Fingern auf den ſchmucken Reiter. Von da führte der Weg durch den Wald, und die Roſſe traten vorſichtig zwiſchen die Eichen- und Buchenwurzeln. Der Ritter blies den Athem von ſich: „Ah, Gaspard, das ging ſchier ums Geſottenwerden!"

Der Schreiber nickte nur; er hatte Gedankenarbeit. Der Wald hörte auf, und wieder kam der Sonnenbrand; nach einer Weile ein Hügel mit hohen Bäumen, an dem zur Linken ſich eine andere Hölzung hinzog; oben aus den Wipfeln ſah die Krönung eines ſtumpfen Thurmes. Wie eine Gabel theilte ſich der Weg nach rechts und links; und Gaspard, als ob es ſich von ſelbſt verſtehe, ſpornte ſeinen Fuchs zur Linken in den Waldweg; er wollte an der Gartenwand vorüber, um dort des Ritters Mienen und Gebahren zu erforſchen; doch da er umblickte, ſah er ſich allein; der Ritter war ſchon nach Weſten auf dem Wege durch die freie Landſchaft.

Gaspard wandte ſein Pferd und ritt bald wieder neben ihm. „Ei, Herr,“ ſprach er, „was meidet Ihr den Schatten und reitet den weiteren Weg hier in der Sonnengluth?“

Der Ritter ſah lachend von ſeinem Hengſt auf ihn herab: „Ich wußt' nicht, Gaspard, daß Du die Sonne fürchteteſt!“

„Ich bin kein Ritter, Herr,“ ſprach Gaspard und zog ſich ſeine Gugelkappe in die Stirn. „Iſt in dem Schloſſe droben etwas, das Euer Auge haßt?“

„Meinſt Du,“ erwiderte Rolf Lembeck fröhlich, „daß man nur das meidet, was man haßt?“ Doch, als beſänne er ſich plötzlich, fügte er hinzu: „Wohl ſeh ich lieber das freie Land hier, als auf des Dänenkönigs Burgen; mir iſt, er ſpinne wieder Unheil!“ Der Zuſatz kam zu ſpät, denn als er auf den Schreiber blickte, ſah er deſſen Kopf ſich ſeitwärts drehen und mit der Naſe nach der Erde fahren, daß ihm der Kappenzipfel um die Schulter ſchwenkte. „Holla, Rabe!“ rief er. „Wonach trachteſt Du?“

„Ihr wiſſet, Herr,“ entgegnete der Braune, „ich ſehe bisweilen Dinge, die nicht da ſind.“

„Und was Beute ſahſt Du denn dorten auf dem Sande?“

„So Ihr es wiſſen wollet — nur eines Fädleins Ende! Ich dachte thöricht, es ſei ſchier mitzunehmen; doch — Ihr habt recht, warum ſollen wir die Königsburg betrachten!“

„Ei, Gaspard!“ rief der Ritter, „wozu der Faden? Hier iſt kein griechiſch Labyrinth!“ Doch plötzlich überkam es ihn, als ſtehe er mit Dagmar vor aller Welt auf offenem Markt, und aus dem Haufen glühten ſeines Weibes Augen auf das arme Kind.

Gaspard blinzte mit verkniffenem Lachen auf den jungen Herrn und ließ dann ſeinen Fuchs nach hinten gehen. So ritten ſie, jeder in eigenen Gedanken, in die Stadt.

— — Was mit dem Feuerrohr geworden, vermag ich nicht zu ſagen; aber ein anderes. In Holſtein, in einer engen Gruft, mußten die Würmer ſich durch einen Sarg gefreſſen und von dem gemunkelt haben, was ſie in dem todten Mann gefunden hatten, der, als er oben ging, Hans Pogwiſch hieß.

Am Nachmittage, da Rolf Lembeck mit dem Schreiber das Haus des Schmidts verlaſſen hatte, ſaß in der Gaſtſtube des „Schwarzen Stiers“ zu Haderslev ein wüſter Holſtenkerl; er wollte zum König Waldemar, der wieder einmal Kriegsleute ſammelte; ein paar Geſellen, die ihm nicht ungleich ſahen, hielten ihn trunkfrei, denn er war ebenſo maulfertig im Trinken, wie im Reden. „Ihr habt das Weibsſtück nun nebenbei!“ rief er; „die macht nicht viel Federleſens; und ſchmuck iſt ſie, daß ſie den Teufel verführen könnte!“ Er ſtützte den ſchweren Kopf in ſeine Hand und ſtreckte die andere breithin auf den Tiſch: „Die Königlichen hatten ihr den Mann, der ſeinem Weib die ganze Ehefröhlichkeit verdorben hatte, zu ihrer Freude ſo verhauen, daß ſchon der Gottſeibeiuns am Bettende ſaß, um mit der Seele abzufahren. Aber — das wiſſen wir ſelber! Unkraut und Diſteln vergehen nicht ſo leicht; und eines Tages wurde ſeine Naſe wieder roth und kreuzfidel!“

Der Kerl lachte und nahm ſein Glas und trank. „Ein Satansweib! Ich bring' es ihr; ſtoßt mit an!“ Und die Gläſer der drei Halunken klirrten aneinander.

An einem anderen Tiſche ſaß ein Herr, jung und im goldgeſtickten Rock; er war ſchon aufgeſprungen und hatte die Hand am Schwertgriff, um die Kerle abzufuchteln; denn er wußte, es war ſein Weib, das ihre ſchmutzigen Mäuler ſchändeten. Aber er ſetzte ſich ſchweigend wieder: er mußte hören; das war beſſerer Gewinn.

Und mit heimlicherer Stimme begann auch ſchon wieder der Bettelgaſt am anderen Tiſche; aber er hatte ſich zuvor noch erſt ſein Stück gelacht: „Der wunde Ritter, ich ſagt's Euch ſchon, hub an, ſeine Fäuſte wiederum zu fühlen: da" — und der Kerl ſtieß mit ſeinem Becher auf den Tiſch — „da hatte ſie auf einmal Ratten zu vergiften! — Ich glaub, es iſt auch wohl eine Ratte mit krepirt; aber es glückte wunderbar: am anderen Morgen war ſie eine frohe Wittwe!"

„Mordbrand!" rief einer von den anderen; „gar eine Rittersfrau und hier? Wie heißt ſie denn?"

Aber der Kerl wiſchte ſich den Mund und hob mit trunkener Feierlichkeit die flache Hand: „Das bleibt bei mir! Ich bin von ihrem Hof; ein Hundsfott, der ſeinen Herrn verräth! Möchte nur der Folgmann des armen Vorwirths nicht geworden ſein!"

Er leerte ſein neu gefülltes Glas und ſtand taumelnd auf; als er an Rolf Lembeck vorüberkam, ſah er ihn mit verglaſ'ten Augen an und wollte zur Thür hinaus.

Gleichzeitig war Gaspard in das Gemach getreten, der auf Einkauf für ſeine Herrin in der Stadt geweſen war, und Rolf drängte zur Heimfahrt. Auf dem Rückweg ließ er den Schreiber vor ſich reiten: er wollte weder ſeine noch eines anderen Menſchen Rede hören;

ihm war's, als wenn das Hirn ihm friere und göſſen Eisſtrahlen ſich hinab durch ſeinen Rücken. Nicht ſeines Weibes dachte er zunächſt; nein, Dagmars; und daß zu ihr ein furchtbarer Rettungsweg ſich aufgethan.

Als er zu Dorning ins Gemach trat, kam Frau Wulfhild mit ausgeſtreckten Armen ihm entgegen; aber er griff ſie an beiden Handgelenken und hielt ſie von ſich; mit entſetzten Augen ſah er auf ihr Antlitz.

Sie erſchrak. „Was iſt Dir?" rief ſie auffahrend: „biſt Du auch toll geworden?"

Da ließ er ſchweigend ihre Hände fahren und ſchritt in den Hof hinab, das Weib aber ſtand plötzlich ohne Regung: „Was war das?" ſtammelte ſie kaum hörbar.

* * *

Nach einigen Tagen ſtand der Schreiber in Frau Wulfhilds Kemenate.

„Haſt Du die Puppe?" frug ſie haſtig.

Er wiegte ſeinen kleinen Kopf: „Ich habe ſie und habe ſie auch nicht."

— „Das heißt?"

„Ich wette, es iſt das Fräulein von des Königs Burg."

— „Des Schloßhauptmanns Tochter? — Ein Kind!"

Er ſpreizte ſeine Finger: „Erlaubt, das pflegt ſich beim erſten Kuß zu wandeln; und überdies — das Neue iſt ein Dämon!“

Sie war vom Seſſel aufgeſprungen und ſchritt mit funkelnden Augen auf und ab; ihre Finger griffen in ihr Sacktuch, als ſei's ein lebend Weſen, das ſie würgen müſſe.

„Das Spielzeug könnt Ihr nicht nehmen,“ ſagte Gaspard wieder; „doch wenn das Spielzeug nicht vom Kinde kann, ſo muß das Kind vom Spielzeug!“

— „Was heißt das? Rede deutlich!“

„Sind hier die Wände ſicher?“

„Das weißt Du ſelber,“ erwiderte Frau Wulfhild und warf ſich in den Seſſel. „Nun rede!“

Und Gaspard ſetzte ſich zu ihren Füßen auf den Schemel, den ſie ihm gewieſen hatte. „Ihr habet, edle Herrin,“ begann er leiſe, mit Fingerſpiel ſein Wort begleitend, „meine Maulwurfsarbeit nicht geſehen, aber ich habe ſie gethan. So leiht mir nun ein hörend Ohr! — Die unruhigen Herren in Holſtein ſpinnen einmal wieder etwas gegen den König Atterdag“ — er ſah ſich um; dann fuhr er fort: „Sie hatten Euren Schwäher auch zum Rath berufen; Ihr wiſſet, der gewaltige Herr hat etwas von der Fledermaus; beim Wolfe heut und morgen bei den Falken; und ſo wollten ſie ſeiner diesmal ſicher werden. Aber er bauet die Burg dort auf der Inſel und kann nicht fort von dem wilden Bauvolk.“ Gaspard ſenkte ſeine Naſe:

„Wollet nicht fragen, wie ich das erfahren habe; aber ich ſuchte einen klugen Boten und ſchrieb an Herrn Claus Lembeck, daß bei Euch ein treuer Mann entbehrlich ſei, wenn anders Treue im nächſten Blute liege; ich ſchrieb auch, es komme Eurem Wunſch entgegen, des Ehegemahls auf eine Weile zu entrathen.“

„Mich will bedünken,“ rief das Weib, „Du biſt noch eigenwilliger als klug! Und Claus Lembeck“ — ſetzte ſie hinzu — „wie lautet ſeine Antwort?“

Der Schreiber neſtelte an ſeinem Rock und reichte ihr zwei Papiere. „Solange,“ ſprach er,“ „der alte Ritter nicht des Königs iſt, ſind die Wünſche der Schauenburgerin ihm Befehl! Hier iſt ein Brief für Euch, und nebenbei, wenn Ihr ſie wollet, die Berufung für Herrn Rolf Lembeck!“

Die Frau griff nach den Briefen und las ſie. „Du nimmſt mir den Gemahl und ſollteſt ihn mir doch wahren!“ ſprach ſie ſeufzend.

— „So laſſet mich ſchreiben, daß Ihr ihn nicht miſſen könnt!“

Da war ſie aufgeſtanden; den Kopf emporgeworfen, die eine Hand an ihren Lippen, ſtand ſie da, wie in die Weite ſchauend; dann reichte ſie dem Schreiber ihre andere Hand: „Mein weiſer Rabe! Ich bin zufrieden; ſchick mir Deinen Boten; ich werde an Claus Lembeck ſchreiben; Rolf wird dieſem Vater nicht zuwiderhandeln.“

„Ich wußt' es, Herrin; Ihr ſeid nicht wie die Anderen.“ Er küßte ihr Gewand: Dann wurde er entlaſſen.

— — Am Abend dieſes Tages ſchritt Rolf Lembeck nach der Gartenmauer zu Haderslevhuus und Gaspard der Rabe ſchlich unmerklich hinterdrein; er wollte nähere Beſtätigung für einen neuen Anſchlag, den er im Kopfe trug.

Spärlicher Nachtſchein zitterte durch die Buchenkronen; nur wenn der Ritter durch eine Lichtung ging, huſchten wie blaue Funken die Johanneskäfer um ihn her, und die Nacht war lau und ſtill. Sein Weib hatte nicht verſucht, ihn zu halten; dennoch ging er langſam und in ſchwerem Sinnen, und er hörte nicht auf den Schritt, der in den ſeinen trat. Nicht nur was er im „Schwarzen Stier“ erfahren hatte, ein anderes noch war ihm gekommen! ein Wort, das er als Knabe von ſeinem Vater vernommen hatte. Ein Graf von Orlamünde hatte derzeit von ſeinem Weibe wollen, um eine Schönere zu freien; aber kein Laie hatte zwiſchen den beiden Eheleuten den gemeinſamen Blutstropfen finden können, der fähig war, den Bund zu löſen. Da machte der Graf ein gut Theil ſeiner Habe zu Gold und zog nach Rom; und bald auch kam er mit heiterem Antlitz heim: zwar ohne Gold, aber mit dem Pergament des heiligen Vaters in der Taſche, das wegen zu nahen Blutes die Ehe aufhob. „Beim heiligen Bart,“ hatte Claus Lembeck da gerufen, „der Teufel konnt' es nicht; der Papſt hat es herausgefunden!“

Der Knabe Rolf hatte das Wort gehört und nicht geachtet; jetzt kam es aus der Tiefe, wo das Gedächtniß die Schätze der Zukunft hütet. „Und wenn dem Orlamünder, warum nicht mir?“ rief es in ihm. „War meiner Großmuhme Gemahl doch ein Vetter von den Schauenburgern!“ Dann dachte er des Anderen: „Wenn ich es brauchen müßte, das bricht die Kette!“ rief er laut, und mit kräftigeren Schritten ging er weiter.

Der Rabe Gaspard war auf ſeinen Ferſen; und als nach einer Weile der Ritter ſich droben aus den dichten Zweigen in die zarten Arme ſchwang, da war der Laurer an dem Waldrand und ſah, was keines Menſchen Auge hätte ſehen ſollen. Denn in dem Ritter war alle ungeſtüme Liebesnoth und Hoffnung aufgeſprüht; „Rolf, Rolf! Du tödteſt mich!“ rief Dagmar, als er ſie in ſeine Arme preßte.

Da ließ er ſie plötzlich und ſtarrte über die Mauer in den Grund hinab. „Hörteſt Du es, Dagmar? Da drunten lachte was!“

Sie aber wandte das ſüße Antlitz zu ihm: „Fürchteſt Du Dich, Rolf?“

— „Ja, Dagmar; wer Dich im Arm hält, muß ſich fürchten!“

„Doch nicht vor Ringeltauben! Ich hörte es auch, es kam dort aus der Buche."

Er warf noch einen Blick hinab, dann zog er ſie auf die Bank, wo vom Weg herauf kein Auge ſie erreichen konnte. Die Nachtigall hatte ausgeſungen; faſt keines Athemzuges Regung war in der Nacht; wie müde legte Dagmar den feinen Nacken auf ſeinen Arm, und ihre dunklen Augen wollten nichts als ihn. Dämmerung war es, denn der Mond war rund und wieder ſchmal geworden und ſtand mit ſeiner Sichel über den Bäumen in Südoſt. Rolf Lembeck ſah grübelnd in die Nacht hinaus.

„Nimm! So nimm doch, liebſter Mann!" hauchte das Kind und bot ihm ihre rothen Lippen.

Aber er drückte wie in Angſt ihren Kopf an ſeine Bruſt: „Nicht mehr, o Süße, Selige!"

Da lachte ſie und riß das dunkle Köpfchen wieder gegen ihn auf: „Um was? So nimm doch, was Dein iſt!"

Aber der Mann ſtöhnte, in Wonne halb und halb in Schmerz: „O Dagmar, ein Feuer iſt die Minne; es ſoll Dich nicht verbrennen!"

Sie verſtand ihn nicht; ſie frug auch nicht; nur als ſeine Lippen jetzt flüchtig ihre Stirn berührten, klagte ſie: „Das iſt ja nicht der Weg zum Herzen! Zürnſt Du? Was hab' ich Dir gethan?"

„Du, Dagmar!" rief er und ſeine Augen leuchteten wie blaue Sterne, „Du füllteſt mir das Herz mit

Wonne; ſoll ich Todesnoth in Deines bringen! Hör mich, Du Schöne, Unirdiſche! Mir iſt es oft ein Wunder, daß meine Hände Dich berühren können; mir iſt, als ſeieſt Du mein holder Schattengeiſt, von dem die alten Mären ſagen, zwiſchen Lilien aus dem Mondſcheinſee zu mir emporgeſtiegen; mir träumt zu Nacht, daß Flügel an Deinen zarten Schultern ſprießen, daß Du mich forttRägſt, weit aus dem Wirrſal meines jungen Lebens!“

— „O nein, nicht ſo, nicht ſo!“ Flehend bat ſie ihn, und ihre Hände legten ſich auf ſeinen Mund; „Du täuſcheſt Dich; ich bin nur ein Erdenkind; o Rolf, die ſterben vom Hauch der Luft; ich weiß es!“

Anbetend ſah der Mann ſie an.

Da glitt ſie ihm zu Füßen, ein geſpenſtiſcher Glanz brach aus ihren Augen: „O Liebſter, kein Leben, kein Sterben ohne Dich!“

Er zog ſie ſanft zu ſich herauf: „Erſt leben, Dagmar! Wir zuſammen — möchteſt Du das nicht?“

Sie nickte nur; aber der Athem ſtand ihr ſtill, als ob ſie Wunder hören ſolle.

— „So muß ich Dich um Urlaub bitten!“

„Urlaub?“ rief ſie erſchreckt. „Du willſt fort? — Ganz fort?“

— „Nur auf zehn Tage, Dagmar! Am Abend nach Mariä Heimſuchung bin ich wieder bei Dir!“

„Zehn Tage! — O, das iſt lange!“

Er ſtrich ihr liebkoſend das loſe Haar unter ihren Silberreif: „Ja, Dagmar, lange! Aber ich muß zu meinem Vater!“

Sie blickte ihn plötzlich wie verwundert an: „Haſt Du auch einen Vater?“ frug ſie zaghaft.

— „Haſt Du doch einen, Liebſte!“ ſprach er. „Und meiner ſoll uns helfen, daß ich mit ihm durchs Schloßthor zu dem Deinen trete und Dich zum Ehgemahl begehre!“

Ein ſelig Lächeln überflog das Angeſicht des Kindes: „O Rolf, welch' ein Glück!“

Es fiel ein Regentropfen, ein langer Donner rollte über ihnen. „Gott hat's gehört!“ ſprach er.

— „Sag noch einmal,“ bat ſie, „wann kommſt Du wieder?“

Er neigte ſich und flüſterte es noch einmal in ihr Ohr.

— „Gewiß?“

„Glaubſt Du, ich könnte den Weg vergeſſen?“

„Nein, nein!“ — Sie waren aufgeſtanden; Dagmar hing an ſeinem Halſe; aber die Donner rollten ſtärker und die Blitze flammten; vom Thurme herab ſcholl das Wächterhorn. Noch einen Kuß; noch einmal, als wie auf ewig, Bruſt an Bruſt; dann war nichts als Nacht und Wetterſchein auf dieſem Platze.

— — Bevor Rolf Lembeck ſein Haus erreichte, war Gaspard heimgekommen, und Bericht und Anſchlag waren zwiſchen der Herrin und ihrem Diener ſchon zu Ende; als der Ritter in das eheliche Gemach trat, lag Frau Wulfhild wie ſchlummernd auf ihrem Lager. Doch obſchon ſie in voller Weibesſchöne dalag, ihres Mannes Augen ſahen an ihr vorüber, und ſeine Hand griff nur nach einem Schreiben, das auf einem Tiſchchen lag, auf dem er ſeines Vaters Hand erkannt hatte. Als er es haſtig aufgeriſſen, flog es wie Schrecken halb und halb wie Staunen über des Weibes Antlitz, und ihre Augenſterne blinzten heimlich durch die Lider, denn Rolf Lembeck hatte zufrieden vor ſich hingenickt. Dann ſtreckte er ſich ruhig auf ſein Lager.

* * *

Einige Tage, nachdem der junge Ritter ſeine Fahrt nach Burgſom auf der Inſel angetreten hatte, ſaß Frau Wulfhild in ihrem Gemache. Allerlei Schriften lagen vor ihr auf dem Tiſche; aber ihre Gedanken ſchienen nicht bei ſolcher Arbeit: ihr ſeiden Blondhaar hatte ſie rückwärts über die Schulter geworfen, und es glänzte wie Gold gegen das dunkle Muſter der Teppiche, die an den Wänden hingen. Inmitten der ſchönen Stirn des Weibes war eine Falte, die immer tiefer zu werden ſchien; ſie drängte die Augen an einander, als könne ſie ſicherer ſo das eine Ziel verfolgen, das vor ihren Sinnen ſtand.

Da wurde die ſchwere Thür zurückgeſtoßen. Sie fuhr empor: „Wer iſt da?“

„Der Herr Schloßhauptmann von Haderslevhuus!“ erwiderte der junge Bookwald, der hereingetreten war. „Ihr, Herrin, hättet ſeinen Beſuch erbeten.“

„Er iſt willkommen! — Doch warte noch, Gehrt! Rück erſt den Seſſel hier zum Tiſche!“ Sie hatte ſich in ihrer ganzen ſtattlichen Geſtalt erhoben und begann im Gemache auf und ab zu ſchreiten, während der Knabe das Aufgetragene beſorgte und ſich dann entfernte.

Nach einigen Augenblicken war ein grauhaariger Mann in dunkler Tracht und von gewaltigem Körperbau hereingetreten. „Euer Gemahl, edle Frau,“ ſprach er, nachdem die Grüße gewechſelt waren, „ſcheint nicht daheim zu ſein; Ihr ſelbſt wünſchtet mich!“

„Mein Gemahl, Herr Schloßhauptmann,“ erwiderte Frau Wulfhild, „würde zu Euch gekommen ſein; Ihr müßt diesmal Euch an mir genügen laſſen!“

„Wollet mich nicht beſchämen, edle Frau! Ich kam, um Euch zu hören!“

Sie ſetzte ſich und lud ihn mit der Hand zum Niederſitzen; eine kurze Weile lagen ihre Augen auf ſeinem Antlitz, das er geduldig ihr entgegenhielt. „Mit Claus Lembeck,“ hub ſie an, „ſaß hier ein däniſch Weib; ich bin aus dem Geſchlecht der Schauenburger; wir beide ſind Landsleute —“

Er unterbrach ſie: „Ein Schleswiger bin ich und jetzt des Königs Mann!“

— „Ich weiß es, Ritter; Ihr waret auf Fühnen in der Schaar, von der mein ſeliger Gemahl von ſeinem Hengſt gehauen wurde!“

„Er war mein Feind derzeit; ich aber habe ihn nicht gefällt,“ erwiderte er ruhig.

Sie ſchwieg einen Augenblick. „Mag ſein! Ich habe den Schaden ausgeheilt und bin itzt Herrin hier auf Dorning; wir ſind Nachbarn, Ritter; und alſo . . .“

„Wollet Ihr mir etwa Nachbarrath ertheilen?“

— „Ei nun, wie Ihr es nehmen wollt!“ und da er nickte: „Ihr wiſſet, hinter Eurem Garten, dort wo es ſo jäh hinab zu Boden ſchießt, ſteht hart daran eine italiſche Pappel und ſtreckt ihre Zweige an die Mauerzinnen, ſo dort den Garten abſchließen. Man ſagt, es ſoll dort faſt achtzig Fuß in die Tiefe gehen! Was ich Euch ſagen wollte . . . den Baum, Ihr müßt ihn fällen laſſen!“

„Die Pappel?“ rief der Schloßhauptmann. „Was wirret Euch, edle Frau! Die iſt des Königs Liebling; ſein Ahn Chriſtoffer hat ſie gepflanzt, da er Südjütland gegen Abels Söhne in Beſitz genommen hatte!“

„So habet Ihr wohl keine Tauben oder ſonſtig edles Geflügel in der Feſte,“ fuhr ſie achtlos fort, „und iſt Euch desgleichen nicht zerriſſen worden? Denn aus dem Wald genüber laufen Iltis oder Edelmarder an den Baum hinauf und ſpringen aus deſſen Zweigen in den Garten!"

„Was wollet Ihr, edle Fraue," ſprach der Ritter; „ich verſtehe Eure Rede nicht; ich hatte niemals koſtbares Geflügel, und wäre ſolches mir zerriſſen worden, ich würde darum doch nicht des Königs Baum verſehren!"

Sie ſah ihn an; aber da er ruhig mit der Hand auf ſeinem Schwerte daſaß, hob ſie eine Glocke vom Tiſch und ſchellte, und da der Knabe eintrat, bedeutete ſie ihn: „Gaspard ſoll kommen!" Dann ſah ſie wieder auf ihren Gaſt und frug, als ſei's nur, um die Minuten hinzubringen: „Ihr habt wohl ſchöne Frauen in der Feſte?"

— „Wie meint Ihr, edle Frau?"

„Nun, ich hörte auch nur ſo."

Der Mund des ernſten Mannes lächelte faſt: „Wer hat Euch ſo berichtet? Die Dienerinnen gehen alle an ein halb Jahrhundert, und unſere Baſe iſt noch weit darüber. Ich hab' gelitten, Fraue; das Lachen der Jugend thut meinen Ohren weh!"

Die kräftigen Lippen des Weibes zuckten, als wiſſe ſie doch beſſeren Beſcheid in ſeinem Hauſe, als er ſelber. Dann öffnete ſich die Thür, und der braune Mann mit der Gugelkappe war leiſen, aber ſicheren Schrittes eingetreten und blieb nun an der Schwelle ſtehen.

„Wer iſt der Mann?“ frug der Ritter.

„Es iſt mein Schreiber,“ ſprach ſie; „er mag Euch ſelbſt berichten, was er nachts geſehen hat, da ihn der Weg an Eurem Schloß vorbeiführte.“

Der Schloßhauptmann wandte ſich in ſeinem Seſſel und blickte auf den Schreiber. „So ſprich denn, Mann,“ ſagte er, „was Du mir zu ſagen haſt!“

Gaspard der Rabe hatte von unten einen vorſichtigen Blick auf den finſteren Herrn geworfen. „Ich weiß nicht eben,“ begann er, „ob es Euch gefallen mag! Wenn man die Füße ſeiner Worte nicht mehr hört — wer weiß, ob ſie Dank, ob Undank holen!“

Auf des Gaſtes Stirne furchten ſich die Zeichen der Ungeduld: „Laſſet Euren Mann ſeine Rede thun, edle Frau, um die Ihr mich geladen habt; mir iſt nicht Zeit für andere Weisheit!“

„Sprich ohne Umſchweif, Gaspard!“ rief Frau Wulfhild.

„Ja, Herr,“ hub dieſer an, „es war eine helle Nacht, vor kaum acht Tagen, da ich von Haderslev den Weg zwiſchen Eurem Garten und dem Buchenwald herunterkam; da ſtob aus dem Baumſchatten ein Gewild — es mochte ein Marder oder Iltis ſein — mir vor den Füßen quer über den Weg der großen Pappel zu, und ich hörte, wie es zwiſchen den Zweigen in den Baum hinaufklomm. Ich ſtand — ich ſah hinauf und dachte: Itzt wird's bald oben ſein und auf den Mauerzinnen tanzen!"

— „Nun — und?"

„Ja, Herre, es kam weder ein Marder noch ein Iltis!"

Der Schloßhauptmann fuhr auf: „So ſitzt es wohl noch heute in dem Baum!"

„Das wäre möglich," ſagte Gaspard; „auch möglich, daß ein Zauberſpiel dabei geweſen iſt. Ihr hörtet wohl ſchon ſagen: es ſpringt ein Wolf, auch eine rothe Maus uns in den Weg, und faßt man's mit dem rechten Wort, ſo hat man ein altes Weib oder gar einen jungen Knecht in ſeiner Hand!"

Der Ritter warf einen forſchenden Blick auf den Sprecher: „Was ſoll das hier? Deine Naſ' und Augen ſind mir zu ſcharf für ſolche Kunkelweisheit!"

Aber in Gaspards Augen, die ihm begegneten, war kein Arg zu leſen. „Herr," ſagte er, „der eine ſpricht's, der andere widerſpricht's; doch ſo viel haben meine Augen ſelbſt geſehen: ein Marder war unten in den Baum geſprungen und oben ſchwang ſich ein junger Fant aus ſeinen Zweigen auf die Mauerzinnen; ich ſah die goldenen Knöpfe an ſeinem Leibrock funkeln, und der Nachtſchein des Mondes leuchtete auf ein goldblond Haar."

Der Schloßhauptmann hatte ſich vorgebeugt: „Und dann?"

„Dann ſprang er in den Garten.“

In der Bruſt des alten Ritters erhob ſich eine Stimme, die ſprach: „Einer der Diener war es, der ſich beim luſtigen Trunk verſpätet hatte; Du mußt Dein Hausrecht brauchen, und es ſoll nicht mehr geſchehen!“

Er ſprach das dann auch laut; doch Gaspard erwiderte: „Ich weiß nicht, Herr, ob Ihr ſo fein Geſinde haltet; auch ſchien der Fant ſeine Luſt noch vor ſich zu haben, und ſeine Glieder waren ſicherer, als ich nach dem Trunk es ſonſt geſehen habe. Vor allem: hinter der Mauer war ein Weib; noch kaum ein Weib! Ein ſchmächtig unſchuldig Ding; denn ihr Gewand war weiß, gar ungeſchickt zu geheimem Minnetreiben; der Mond blitzte auf einem Silberreif, der ihr dunkel Haar zuſammenhielt!“

„Und weiter? — Was ſahſt Du weiter?“ ſtieß der Ritter wie in Angſt hervor.

— „Ich ſah nichts weiter, Herr.“

Das Weib hielt den ſchönen Kopf in ihre Hand geſtützt und ſah des Ritters Antlitz ſich unter ſeinem grauen Bart mit Todesfarbe decken. Da winkte ſie dem Schreiber, und er verließ das Zimmer. „Nun, Herr Schloßhauptmann,“ ſprach ſie leiſe; „werdet Ihr den Baum des Königs fällen laſſen?“

Er wandte den Kopf; aber aus ſeinen Augen waren die Gedanken nach anderswo entflohen; er frug: „Was ſprecht Ihr, edle Frau?“

Und als ſie ihre Worte noch einmal geſprochen hatte, frug er weiter: „Wißt Ihr von dieſem Abenteuer mehr zu melden, als ich eben hörte?“

Doch ſie erwiderte: „Nein, Herr; Ihr müſſet nun ſo zufrieden ſein!“

Er warf ſeine düſteren Augen auf ſie und ſprach zu ſich ſelber: „Was will das Weib? Denn nicht deinetwegen hat ſie dich geladen; ſie weiß, um wen die Pappel fallen ſoll!“ Laut aber ſprach er und richtete in ſeiner mächtigen Geſtalt ſich auf: „Ihr drücktet ein Beil in meine Hand! Gott mög' mir rathen; und mög' er auch bei Euch ſein, edle Frau!“

Er hatte ſich gewandt und war aus dem Gemach geſchritten. Unten im Hofe führte ein Knecht ſein Roß umher; er rief ihn und ſchwang ſich in den Sattel; dann ſuchte das Thier durch Wald und Felder ſich ſelber ſeinen Weg. Ob hoch am Himmel die Lerchen ſangen, ob Falken und Elſtern um ihn ſchrien, er hörte es nicht; gleich einem gebrochenen Manne hing er im Sattel; vor ſeinen Augen war immer nur ſein ſchmächtiges Kind in eines Fremden Armen, deſſen Antlitz er nicht erkennen konnte.

Erſt als das Roß unter den Bäumen des Schloßberges hinantrabte, fuhr er empor und zog den Zügel an. Aber er wandte ſein Thier und ritt zurück; er wußte ſelber nicht wohin; in ſeinem Kopfe war zu ſchmerzlich Wirrſal, das er weder ſchlichten noch zur

Ruhe bringen konnte. Es dunkelte ſchon, da er zum zweitenmal heimkam und jetzt langſam in den Schloßhof einritt. — Nachts von ſeinem Bette, wo er mit geſtütztem Kopf lag, trieb es ihn wieder auf; er fand ſich plötzlich die Thurmtreppe hinabſteigend; dann ſtand er hinten in dem Garten, den er ſeit Jahren nicht betreten hatte, und ſah bald auf den Wipfel der großen Pappel, bald hinunter in die Tiefe. Ja, ja; ſie drängte ihr mächtiges Gezweig hart an die Berg wand und oben an die Zinnen, er hatte ſie lang darauf nicht angeſehen; auch der König konnte dort den Baum nicht dulden!

Dann ſtieg er zurück in ſeine Kemenate und warf ſich wieder auf ſein Lager; als aber im Zwielicht der Ton des Wächterhorns an ſein Ohr drang, ſprang er auf und holte drunten ſelbſt ein Dutzend Knechte aus den Betten. Und da die Sonne aufgeſtiegen war, hallten donnernde Schläge durch die Burg und riſſen alle aus den Betten, die noch in Morgenträumen lagen. „Baſ'! Baſ'! der Feind kommt!“ rief Dagmar, jäh vom Kiſſen fahrend; und die alte Dame lallte, noch halb vom Schlaf befangen: „Bete, Kind! Bete! Wir ſind arme Frauen!“ Als aber Dagmar jetzt vor ihrer Bettſtatt auf den Knien lag, richtete ſie ſich mühſam auf und ſtrich mit ihrer ſanften alten Hand das wirre Haar von der Stirn ihres Lieblings: „Ei, Kind,“ ſprach ſie, während die Schläge immer lauter dröhnten, „das iſt die Holzaxt, es iſt ja nimmer Krieg!“

Ein Rauſchen wie von hundert Adlerflügeln, der Donner eines furchtbaren Sturzes machte in dieſem Augenblick die dicken Scheiben des Gemaches klirren. Dagmar war todtenbleich, und ihre Hand zitterte in der der Baſe; die aber lächelte: „Es iſt ja nichts, Kind; ſie haben einen Baum gefällt!“

Aber in Dagmar's großen Augen ſtand der Schrecken: „Einen Baum? O Baſ', ich dachte, der Himmel falle ein!“

Die Baſe ſchüttelte den Kopf: „Es kam ja von der Gartenſeite; hörteſt Du das nicht?“

Dagmar griff plötzlich nach ihren Kleidern und begann ſie über ſich zu werfen. „Ja, Baſ', ich glaub'; ich will hinab!“

„Du thöricht Ding!“ rief die Baſe. „Was kümmert Dich der Baum? Die Vögel ſind ja kaum vom Neſt geflogen!“

Aber das Kind, dem der Athem ſtockte, war ſelber ſchon hinabgeflogen; und die Alte faltete zum Morgengebet die Hände; durch das kleine Fenſter fielen die erſten Morgenſtrahlen.

— — Nicht lange danach trat der Schloßhauptmann in den Garten; die Dogge Heudan folgte ihm. Als ſie bei den Zinnen hinaustraten, ſtand der Hund und ſchaute wie verwundert vor ſich hin: die Pappel, wo war ſie denn? Dann wandte er den Kopf und lief plötzlich in Sprüngen ein Stückchen ſeitwärts auf die Mauer zu.

„Dagmar?“ rief der Ritter. „Du hier? ſo früh?“

Sein Kind ſtand reglos an den Zinnen und ſtarrte in die Tiefe; ſie ſchien ihn nicht zu hören; ihre Händchen hielt ſie übereinander auf die Bruſt gedrückt, als müſſe ſie den Tod gefangen halten.

„Dagmar!“ rief er angſtvoll. „Was iſt Dir? Biſt Du krank geworden?“

Da wandte ſie ſich und ſah ihn an.

„Kennſt Du mich nicht? Ich bin's, Dein Vater!“ rief er und zog ſie mit ſanften Händen zu ſich.

Ein leichter Schrei entfuhr ihr: „O, er kommt nimmer wieder!“ Dann brach ſie in ihres Vaters Arm zuſammen.

Rathlos blickte er auf das ſchmale Antlitz: die Wimpern der geſchloſſenen Augen lagen ruhig auf den blaſſen Wangen; aber das Herz ſchlug ſo gewaltſam, als wollte es die kleine Bruſt zerſprengen. Leis neigte er ſich an ihr Ohr: „Dagmar, mein Kind, wer wird nicht wiederkommen?“

Ihre Lippen regten ſich, aber ein Wort war nicht zu hören. „Wer, mein vielliebes Kind?“ wiederholte er. „Ich will ihn ſuchen helfen!“

Da flog ein ſelig Lächeln über das blaſſe Antlitz: „Rolf!“ hauchte ſie; und noch einmal wieder: „Rolf!“

„Weiter!“ rief er haſtig. „Wie weiter? Der Name läuft auf allen Gaſſen!“

Aber ſie vermochte nur leis den Kopf zu wiegen, als ſei das alles, was ſie wiſſe.

„Rolf? Wer iſt Rolf?“ frug ſich der Ritter. Zorn gegen den, der ſeinem Kinde das gethan hatte, brauſte betäubend in ihm auf; aber er durfte jetzt nicht ſchelten, was ſie liebte: ihr Leben hing daran. Des Schreibers Gaspard Nachricht tauchte in ihm auf: ein Junker, ein ritterlicher Mann doch mußte es geweſen ſein! Da ſchlug ein furchtbarer Gedanke ihn durchs Hirn: „Dagmar,“ ſprach er bebend, „beſinne Dich! Nicht wahr, er trug einen Rock, einen Gürtel mit Stickereien? War kein Wappenthier, zahm oder Gewild, darauf geſtickt?“

Er ſtarrte lang vergebens auf ihr Antlitz; dann bewegten ſich ihre Augen unter den geſchloſſenen Lidern: „Ein Geyer!“ ſprach ſie leiſe.

Wie von jähem Stoß getroffen fuhr der Ritter auf: „Rolf Lembeck!“ ſchrie er. „Verfluchter! Das gilt Dir Deinen Tod!“

Das Kind aber ſchlang die Arme feſt um ſeinen Hals: „Vater! mein Vater!“ ſchrie ſie. „O, ich ſterbe!“

Der Augenblick, den des Königs Arzt vorhergeſehen hatte, ſchien gekommen. Zwiefach geſpitzt hatte der Pfeil ihr Herz getroffen; ſie ſprach nicht mehr; erbarmungsloſe Gichter warfen den jungen Körper in ihres Vaters Armen hin und wieder.

Still trug der Ritter ſein Kind ins Schloß zurück; Heudan, die Dogge, folgte mit geſenktem Haupt.

„Mariä Heimſuchung!“ murmelte der Mann. „O, heilige Mutter, nimm mein Kind in Deinen Schutz!“

— — Aber die Mutter Gottes war nicht die Hüterin der Minne. — Ein Bote auf ſchnellſtem Roſſe ritt nach Schleswig, um einen ſicheren Medikus zu holen; inzwiſchen legte die Baſe mit zitternder Hand kühle Binden um das Herz des Kindes, und ein Chirurg aus Haderslev ging ihr dabei zur Hülfe; am Fuß des Bettes ſtand der Schloßhauptmann: „Die Thränen helfen nicht!“ ſprach er leis und biß die Zähne aufeinander.

— — Als aber die Dämmerung herabfiel, brachen jenſeit des Gartens junge muthige Schritte aus dem Holz hervor; doch ſie ſtockten plötzlich, da ſie den Waldesrand erreichten. Es war lautloſe Stille weit umher; nur eines war anders, als es ſonſt geweſen: im Wege vor des Anſchreitenden Füßen lag der geſtürzte Baum, und droben über der Mauerzinne, wo ſonſt die Pappelblätter flüſterten, ſtand jetzt die leere Luft.

Dem drunten mochte bald wohl alles anders erſcheinen; denn ſtatt des dunklen Köpfchens mit dem Silberreife ſah er plötzlich die Geſtalt eines ſtarken Mannes dort oben an der Mauer. „Rolf Lembeck!“

hörte er es wie im Traum herunterſchallen; ihm war, als führe die Hand des Mannes nach dem Schwerte — es kümmerte ihn nicht, es war nur wie Geſpenſterſpiel vor ſeinen Augen. Wie es geworden, wann er von dort gegangen ſei, er wußte ſpäter nichts darüber.

— — An manchem Tage noch, im Mondlicht und im Sonnenſcheine, ſtand Rolf Lembeck unten an dem Waldesrand. Die Tage wurden kürzer, der September begann das Laub zu färben, und nur Krähen und Falken ſchrien noch im Walde; aber fortan ſah er droben nie ein anderes als die kahlen Mauerzinnen, und kein Weg, keine Kunde war zwiſchen ihm und ihr.

Das waren Minnequalen, wie er noch nicht empfunden hatte, und ſie gruben ihre Spuren in ſein hoffnungsfrohes Antlitz und löſchten den Glanz in ſeinen blauen Augen.

„O Minneleid, o ſehnende Noth,
Euch will ich tragen
Sonder Klagen
Vom Morgen- bis zum Abendroth;
Nur nicht, wovon zu ſagen:
Kein Leben und kein Tod!“

So klagte er. Aber ſie, die eine, hörte es nicht; ein anderer war es, der ihre Hand zu faſſen kam.

* * *

In der Kemenate der Baſe lag Dagmar; die Alte hatte ihrem Kinde den Platz geräumt und ſich wo anders hingebettet. Die Kranke war am Abend mit den Sterbeſakramenten verſehen worden; jetzt brachen die erſten Morgenlichter in das Zimmer.

„Mein Vater!“ rief ſie.

„Ich bin bei Dir, Kind!“ ſprach der Schloßhauptmann, der die Nacht am Bette gewacht hatte.

„Hör!“ ſagte ſie und hob einen Finger ihrer bleichen Hand. „Ueber uns, da oben auf der Hausfirſt, ſang die Amſel!“

Er ſchüttelte den Kopf: „Du irrſt Dich, Dagmar, im Oktober ſingt keine Amſel; die Blätter fallen ſchon.“

„Ja, horch nur!“ ſagte ſie wieder. „Ich hör's; ſie ſinget mir den Tod an!“ Und ſie ſtreckte ſich lang auf ihrem Lager und faltete die Hände unter ihrer Bruſt.

„Mein Kind, Du weißt, ſie ſingt auch dem Leben; aber ich höre keine Amſel.“

Sie antwortete nicht; nur ihr Haupt, das mit geſchloſſenen Augen auf dem Kiſſen lag, bewegte ſich wie verneinend.

Der Ritter ſah auf ſein Kind und wie in ſchweren Zügen die kleine Bruſt ſich hob und ſenkte; dann ward es ſtiller. Da ſtreckte ſie plötzlich wie in heftigem Gebet die Arme vor: „Nein, nein! O, noch nicht!“ rief ſie angſtvoll; „nur noch ein Weilchen!“ Dann wandte ſie das Haupt, und mit weit aufgeriſſenen Augen blickte ſie auf ihren Vater.

Er fuhr zuſammen, denn er kannte dieſen flimmernden Schein; die Seele ſchien ihn nur mühſam feſtzuhalten. „Sprich, mein Kind!“ ſagte der Ritter ſanft.

„Ich ſterbe, noch heute!“ ſprach ſie hart, und ihre kleine Hand erfaßte mit feſtem Griff des Vaters Arm. „Ich hab' noch einen Erdenwunſch: Rolf Lembeck — zürne nicht!“ rief ſie zagend.

Aber der verhaßte Name, den ſie nimmer noch geſprochen hatte, war gleich eines giftigen Wurmes Stich ihm in das Herz gedrungen. „Nenn' den Verruchten nicht! Die Minne, die Dich bethörte, verweſ't mit Deinem Leib im Grabe!“

„Wer ſagt das?“ rief ſie heftig.

— „Nicht ich, mein Kind; die heiligen Bücher ſagen es, die Kirche! Du weißt es ja!“

Ein Seufzer, wie ein Abſchied von aller Erdenſeligkeit, entrang ſich ihrer Bruſt. Dann aber kam ein haſtig Sinnen in ihre Augen, und ihre Hände ſtrichen das wirre Haar ſich von der Stirn. „Nein,“ rief ſie laut und richtete ſich jäh empor, ein geiſterhaftes Leuchten flog aus ihren Augen, „ich weiß es, Vater: die Minne iſt ſtärker als der Tod!“

Ein Lachen voll Verzweiflung ſcholl aus des Ritters Kehle: „Gott wird Euch ſcheiden!“ rief er. „Dich wird er zu der Mutter ſeines Sohnes weiſen; ihn, den Verfluchten, zum tiefſten Grund der Höllen. Thu Dein Gebet, daß Gott ſein Bild aus Deiner Seele reiße!“

Da antwortete ſie nicht mehr; aber ihre Hände hob ſie betend auf, und flehend, daß kein Menſchenherz ihr hätte widerſtehen können, ſprach ſie: „Hilf Du mir, lieber Herrgott! Nimm ihn mir nicht! Ich könnte ſonſt nicht in Deinem Himmel leben!“

Der ſtarke Mann fiel nieder auf ſeine Knie: „Sprich, Kind! — alles, was Du willſt!“

Sie hatte ſich mit beiden Armen aufgeſtemmt, mit aufgeriſſenen Augen ſah ſie ihren Vater an: „Rolf Lembeck!“ flüſterte ſie heiſer. „Weiter nichts!“ Sie hatte dem Tod die Worte abgerungen; nicht Dagmar war es, nur ein Geſpenſt von Dagmar ſaß an ihrer Stelle. „Lad' ihn zu meiner Leiche, Vater! Sein Auge ſoll auf mir ruhen; noch einmal! Dann“ — die Stimme brach ihr plötzlich — „laß ihn ziehn in Frieden!“

Ihr Mund war ſtumm; ſie ſank auf ihre Kiſſen.

Die Baſe war inzwiſchen leis hereingetreten und kniete neben ihr. „O Kind, und in ſolcher Thörniß willſt Du uns verlaſſen!“ murmelten die alten Lippen; aber die Kranke regte ſich nicht mehr. Der Ritter ſprach zu ſich: „Es iſt alles aus, mein Leben mit dem Deinen!“ Er legte lind die Hand auf Dagmars Stirn und ſagte: „Es ſoll geſchehen, wie Du es willſt, mein

Kind!“ Und wie ein Lächeln flog es noch einmal über ihr Antlitz, ſie lebte noch.

Aber da ihr Odem ſchwächer wurde und er ſah, daß ihre Seele fliehen wollte, ging er zu einem Lädlein, darin geweihte Kerzen lagen, noch von dem großen Sterben her. Er nahm eine heraus und entzündete ſie an dem Lämplein, das noch brannte. „Für mein Letztes!“ ſprach er und trat wieder zu ſeinem Kinde; dann faßte er ihre feinen Hände und ſchloß ſie um die brennende Todtenkerze und legte die ſeinen ſorgſam noch darüber, daß nicht ein Tröpfchen heißen Wachſes ſie von ihrem letzten Pfad zurückſchrecke. Still harrend ſaß er auf der Kante des Bettes; die neben ihm knieende Baſe ſprach: „Gott hat Dir ein Lichtlein geben; das leucht Dir ins ewige Leben!“ und beide ſahen, wie die Flamme von dem Odem der Sterbenden immer ſchwächer bewegt wurde. Da plötzlich flackerte die Kerze und erloſch; ein leichter blauer Qualm zog durchs Gemach. „Dagmar, mein Kind! O ſüße Dagmar!“ rief der Mann; aber Dagmar hatte ſanft ihr Haupt geneigt, und eine ſchöne Todte lag jetzt auf den Kiſſen. Die Baſe ſprach: „Auf Wiederſehn in Gottes Himmelreich!“

Der Schloßhauptmann, der die erloſchene Kerze fortgelegt hatte, ſah jetzt finſter auf die Leiche ſeiner Tochter: „Sein Name war Dein Letztes.“ — Er ging zur Thür und ſchellte.

Eine alte Dienerin war eingetreten. „Meine Tochter Dagmar iſt nicht mehr auf Erden,“ ſprach er und ſchwieg dann plötzlich; das Knochengeſpenſt des Todes, der ihm ſein Kind genommen hatte, ſtand vor ſeinem inneren Auge; aber ſtatt des nackten Schädels trug es den ſchönen Kopf des jungen Ritters Lembeck auf den Schulterknochen. Und aus der lang verſchloſſenen Falte ſeines Herzens ſchoß der Jähzorn ihm ins Hirn und fegte es leer von Verzweiflung und Leid, die es erdrücken wollten. Und in ihm ſprach es: „Es ſoll geſchehen; ich hab’ mein Wort gegeben; doch — umſonſt, Rolf Lembeck, ſei auch nicht der ärmſte Tropfen Deines Minneglücks!“ Dann wandte er ſich wieder zu der Dienerin: „Verſteh’ mich, Sine, und künd’ es auch den anderen: drei Tage lang, bis ich Eure Zungen löſe, geht über den Tod nicht Kunde aus unſeren Mauern! Das Zügenglöcklein ſoll nicht läuten; beſtelle mir ſogleich Ambroſius, meinen alten Diener; laß den Prieſter in meinem Gemache unten mich erwarten!“

* * *

Im Hofe zu Dorning ſaß gegen Abend des nächſten Tages der Ritter Rolf Lembeck unter der Burglinde. — Er war allein; noch am Tage ſeiner Rückkunft, als vorher die Pappel und ſein Glück gefällt worden, hatte Frau Wulfhild eilig nach ihrem Hof in Holſtein müſſen: zwiſchen Meyer und Geſinde, ſo hatte ſie geſagt, ſei Unfriede ausgebrochen und die Gegenwart der Herrin nöthig worden. Aber es lag wohl Tieferes am Grunde; im Augenblick der Abreiſe hatte Rolf einen Zug wie von verſteinertem Entſetzen in ihrem Antlitz wahrgenommen; die Leidenſchaft zu ihrem Eheherrn ſchien völlig ausgelöſcht. Nach ihrer Abfahrt hatte der Junker Bookwald ihm geplaudert: es heiße, Hans Pogwiſch, des Ritters Vorwirth, ſei nicht durch ſeine Wunde, er ſei durch Gift vom Leben in den Tod gekommen; ſo werde in der Geſindeſtub' geredet; woher es komme, wiſſe er nicht; als aber die Schürzenmagd es an die Frau vertragen, ſei die zum Tod erſchrocken worden und habe ihr zornig Schweigen auferlegt, was doch nicht habe helfen wollen.

Darüber grübelte der Ritter, und ſeine Augen folgten achtlos, wie der Abendſchatten allmählich den Brunnen und den ganzen Hof bedeckte. „Darum auch!“ ſprach er leiſe; „ſie wollte keinen mit ſich haben; nicht mich, nicht Gaspard — den am wenigſten!“ — Dann flogen die Gedanken mit ihm nach dem Inſeldorfe Borgſum; was er mit ſeinem Vater dort am Bau geredet hatte, kam ihm zurück: er hörte wieder das Lachen des alten Herrn bei der Geſchichte von dem Orlamünder: „Geduld, mein Sohn! Was dies Weib dir werth iſt, wirſt du erſt ſehn, wenn dich der Däne überfällt! Und — mit den Schauenburgern muß man ſachte gehen!“ Als aber der Tod des Pogwiſch dann zur Sprache kommen, war er ſtill geworden; einen Stein hatte er vom Boden gehoben und in den Bau geworfen. „Herrin auf Dorning und eine Giftheҗe?“ hatte er überlaut gerufen. „Nein, Rolf, das ſoll ſie nicht, und wenn ſie des großen Carol Tochter wär'! Ich helfe dir, mein Sohn; aber — Geduld! denn ſtumpfe Pfeile erlegen dir kein Wild!“

Er fühlte noch, wie ihm der Athem derzeit bei dieſen Worten frei geworden, wie lind die Nachtluft durch ſein Haar geſtrichen, da er ſie ſpäter und vergebens ihr entgegentrug. — Leis und in Qualen rief er ihren Namen.

Es dunkelte mehr und mehr, und der Ritter war aufgeſtanden, um in die Burg zurückzugehen; da drang ein dröhnender Ton vom Außenthor herein, das ſchon geſchloſſen war; dort hingen Schalltafel und Hammer in Ketten an dem Pfoſten; es hatte jemand angeſchlagen, um Einlaß zu begehren. Dann knarrte das größere Thor, und bald ſchritt aus der Einfahrt einer der Wächter über den Hof und meldete: „Ein Bote vom Schloßhauptmann zu Haderslevhuus;“

„So ſpät?“ Rolf Lembeck war es, als habe er unſichtbar einen Schlag erhalten. „Laß ihn hieher kommen!“

Es ritt dann einer in den Hof, und als er näher kam, erkannte der Ritter bei dem Mondlicht, das über den Seitenbau hereinſchien, daß er bunt und luſtig gekleidet war: von der Achſel hing ihm ein lichtroth Seidengeſchnür, auch ſolche Feder von der Haubenkappe. Als er aber ſchwerfällig von ſeinem weißen Pferde geſtiegen und, das Thier dem Knechte übergebend, mit entblößtem Haupte vor den Ritter getreten war, ſah dieſer, daß es ein alter Mann ſei, deſſen weißer Knebelbart über einem zahnloſen Munde hing.

Der verneigte ſich und begann eine lange, kaum verſtändliche Anſprache; doch der Ritter fiel ihm in die Rede: „Ich hab' keine Luſt am Ueberflüſſigen; mach es Dir bequem, ſag's kurz, was Dein Herr von mir begehrt! Mir klang's, als ſollt'ſt Du mich gar zur Hochzeit laden?“

„Ihr habet recht gehöret, Herr Ritter,“ ſprach der Bote; „ich aber dank' Euch für den Richtſteig.“

„Zur Hochzeit?“ frug Rolf Lembeck ſinnend. „Man pflegt ſonſt ſolche Ladung am hellen Morgen zu beſtellen!“

— „Verzeihet, Herr! Ich bin nur der älteſte der Knechte und bin geritten, wie der Herr mich ausgeſandt.“

„So ſprich denn, weſſen Hochzeit gilt es? Will Euer Herr der Wittwenſchaft Valet geben?“

Da ſchien der Bote ſich mühſam aufzuraffen, und erſt nach einer Weile ſprach er: „Die Jungfrau Dagmar, des Herrn letztes Kind iſt es, zu deren Feſttag ich Eure Gegenwart erbitten ſoll."

Der Ritter ſchwieg, in ſeinem Hirn erſtickte er den Schrei: „Du lügſt!" Nur ſein Antlitz wurde braun und wieder blaß; aber der Bote ſah es nicht, denn der Ritter ſaß im Lindenſchatten. Mit trockener Stimme ſprach er endlich: „So ſag mir, wie heißt der Mann, dem ſolch' Glück gefallen iſt?"

„Herr," erwiderte der Alte, „ein ſchneller Freier iſt es geweſen! Ich ſah ihn nicht, und ward ſein Name mir nicht genannt; doch ſoll er weit in der Welt bekannt ſein. Es fehlt an ritterbürt'gen Zeugen; drum wollet der Jungfrau die erbetene Ehre anthun! Wenn Ihr mit Mondesaufgang kommet, wird es recht ſein!"

Wieder ſchwieg der Ritter, und der Bote ſtand harrend vor ihm. Einzelne Knechte mit trüben Hornleuchten gingen über den Hof, und wenn im Flügel die Thür nach der Geſindeſtube aufging, flog ein Lichtſchein durch die Mauerſchatten; im Brunnen fielen die Tropfen von dem Eimer tönend in die Tiefe. Da kam ein junger Schritt vorüber. „Gehrt, biſt Du es?" rief der Ritter.

— „Ich bin es, Herr!"

„So nimm den Boten mit Dir und laß ihm guten Trunk geben!"

„Und was für Kunde," frug dieſer, „bring ich meinem Herrn?"

„Geh' nur! Wo Jungfrau Dagmar hochzeitet, darf ich nicht fehlen!“

Sie gingen, und der Ritter ſaß wieder auf der Lindenbank. Vergebens bohrte ſein Verſtand an dieſen Räthſeln; aber in ſeinem Inneren kochte es vor Weh und Grimm.

* * *

Am nächſten Tage, da ſchon die Abendſchatten fielen, ſtand in einem Burggemache Gaspard der Rabe vor ſeinem Herrn; die Augen des klugen Geſichtleins blickten faſt ermüdet. „Du ſiehſt übel aus; was iſt Dir?“ ſprach der Ritter, der mit aufgeſtütztem Arm am Tiſche ſaß.

„Herr, für uns iſt üble Zeit,“ erwiderte der Schreiber und ſah dem anderen in die verwachten hohlen Augen. „Wenn Ihr's erlaubt, Ihr gleichet ſelber kaum einem Hochzeitsgaſt!“

Ein ſchweres Athmen war die einzige Antwort. „Herr!“ rief Gaspard plötzlich, „gehet nicht wohin man Euch geladen hat!“

Wie abweſend ſah ihn der Ritter an: „Meinſt Du? Weshalb nicht, Gaspard?“

— „Verzeihet, wenn ich von Euren letzten Tagen mehr weiß, als Ihr denket“ — und Gaspard ließ den

Kopf auf die Seite ſinken — „Ihr ſeid doch unſchuldig in Eurem Herzen! Herr, trauet nicht den Dänen!“

„Du weißt, mich hat kein Däne geladen!“

— „Er iſt des Königs Mann.“

Tonlos erwiderte der Ritter: „So ſprich, wenn Du Unholdes von ihm wahrgenommen haſt!“

„Herr!“ ſprach Gaspard und legte die Hand auf ſeine ſchmale Bruſt; „ſoweit unſere Herrin nicht meinen Dienſt begehrt, der er vorab gehöret, ſind Kopf und Hand die Euren! Ich bin noch in der Nacht dem Boten nachgegangen und habe bis zum Morgenroth die Burg umſchlichen, dann noch von Vormittag bis Mittag: es iſt, als ſei ſie zugemauert; kein Thor, kein Schlupfpförtlein hat ſich aufgethan; ich hab' nichts wahrgenommen. Doch — was ſoll Euch die Hochzeit? — Der Schloßhauptmann wird einen däniſchen Junker ſich geholet haben und mit dem das arme Kind zuſammenſchmieden laſſen. Euch aber wird man aus den Hochzeitsbechern Hohn und Weh zu trinken geben! Wer weiß, Ihr trinket wohl den Tod daraus! Bleibt, geht nicht, lieber Herr!“

Er wollte ihm zu Füßen fallen; aber Rolf ergriff ihn bei den Schultern und ſah mit blitzenden Augen in die ſeinen: „Da Du es ehrlich meinſt, ſo hör mich, Gaspard!“ Er ſchrie es, daß es in dem weiten Raume von den Wänden hallte: „Und wenn auch in den Tod, ich muß! Dies Kind hat mir die Seele ausgetrunken!“

„Ruf mir den Junker!“ fuhr er nach einer Weile fort. „Er ſoll mein ſchwarzes Gewand bringen; das ziemt mir bei dieſer Hochzeit! Und auch — mein allerſchärfſtes Schwert! — Ihr beide, wenn's Euch gelüſtet, dürft mich begleiten!“

— — Um ein paar Stunden ſpäter ritten ſie dahin, und ſchon trabten die Pferde in dem Sandweg und im Schutz des dunklen Waldes. Ein leichter Wind hatte ſich aufgemacht, und Wolken zogen über den Mond; über ihnen rauſchte es in den Wipfeln. Rolf Lembeck, der voranritt, hatte auf dem Weg kein Wort verloren; als ſie der Burg ſich nahten, drückte er die linke Fauſt auf ſeine Bruſt, als müſſe er dem Blute wehren, ſie zu ſprengen. Auch Gaspard hatte genug an Sorg' und Neubegier und ließ die Zunge ruhen; nur Junker Gehrt ſtieß mitunter ſeiner Stute die Sporen in die Weichen, daß ſie wild emporſtieg; er mußte ſeinem inneren Jauchzen Luft geben, denn er dachte an den Reigentanz mit holdgeſchmückten Jungfräulein, dem er entgegenreite.

„Gaspard!“ rief er; „mir iſt — hört Ihr die Flöten und Geigen von der Burg herunter?“

Doch Gaspard lachte verdroſſen: „Euch Jungen iſt leicht gepfiffen; ich hör' die Wetterfahnen auf den kleinen Thürmen kreiſchen.“

„Ei was! Ihr habt doch feine Ohren!“

Aber er blieb ohne Antwort. Sie wandten die

Pferde in den finſteren Baumgang und trabten den Anberg zu der Burg hinauf. Ein heller Schein drang durch zwei offene Thore und über der Ringmauer ihnen entgegen. „Joſeph und heilige Jungfrau!“ rief der Junker; „da brennt das Wachs von einem ganzen Sommer!“

„Ja, Junker,“ ſagte Gaspard, „Eure Jugend wird nicht verborgen bleiben.“

So ritten ſie über die Brücke durch die Thorfahrt in den inneren Hof, wo der gewaltige Bau vor ihnen aufſtieg; aus ſeinen vielen kleinen Fenſterhöhlen ſchoß eine Fluth von Kerzenſtrahlen auf ſie zu, nur links am Flügel ragte der ſtumpfe Thurm lichtlos in die Sternennacht. Ihren geblendeten Augen war der Hof bis an die Mauern voll von Menſchen; aber ein hochzeitliches Treiben ſchien es nicht; es war, als ob ſie nur die Köpfe wandten und leiſe zu einander raunten.

Als die Reiter von ihren Roſſen geſprungen, und Diener vorgetreten waren, die ihnen die Thiere fortführten, ſtand ein großer Mann mit todtblaſſem Antlitz unter grauem Haupthaar vor dem Ritter; zwei Diener mit Windlichtern, deren Flammen im Nachtwind wehten, waren ihm zur Seite. Da die Herren ſich im Fackelſcheine ſahen, ſtutzten ſie einen Augenblick, ein jeder über des andern ſchwarze Tracht; dann ſprach der graue Mann: „Nehmt Dank, Herr Ritter, von mir und für mein Kind! Ihr durftet hier heut' nicht fehlen!“

„So dacht' ich auch,“ erwiderte der andere beklommen. „Doch wollet mich nun führen, Herr Schloßhauptmann, auf daß ich Wunſch und Ehrerbietung der Braut zu Füßen lege!“

Der alte Ritter, der ſeinen Gaſt mit ſtarrem Aug' gemuſtert hatte, neigte das Haupt und faßte deſſen Hand; die Diener mit den Lichtern ſchritten ihnen voran, durch die ſchweigenden Menſchen dem Treppenthurm im Hochbau zu. Als ſie hineintraten, blickte Gaspard, der mit dem Junker folgte, durch eine offene Thür, die ſeitwärts in die untere Halle ging; es brannten viele Kerzen dort, ſonſt war es leer; nur mitten auf den Flieſen ſchlief ein großer Hund.

Aber der Hausherr führte ſie die Wendelſtiege zum oberen Stock hinan. Da ſprach Rolf Lembeck im Emporſteigen: „Der Hof iſt voll Menſchen, Herr; was iſt es ſo todtenſtille hier?“

Der Schloßhauptmann aber warf das Haupt zurück: „Mein Kind hat viel Leid gelitten,“ ſprach er; „es bedarf der Ruhe.“

Sie waren in eine große Halle eingetreten, an deren einer Seite ſich viele Thüren, im Grunde ein geſchloſſenes Doppelthor befand; vor dieſem war ein niedriger Aufbau, mit weißem Sammettuch behangen; an beiden Seiten der Halle ſtanden Männer und Frauen, alle in feierlicher Ruhe und in ſchwarzen Gewändern; nur an dem Doppelthor ſtand ein Prieſter in weißem Meßkleid.

Dem jungen Ritter, da er ſich umſah, ward der Athem ſchwer. „Herr Schloßhauptmann,“ ſprach er wieder, „wollet mir ſagen: ich ſah noch nimmer eine Hochzeit mit ſo dunklen Gäſten!“

Der aber erwiderte: „Seit drei Tagen hat mein Kind ſich Schwarz zur Leibfarbe angenommen; es iſt wohl ſeltſam; doch es iſt mein letztes — ſo muß ich ihr den Willen thun. Geduldet Euch, die Braut wird bald erſcheinen!“

Rolf Lembeck ſchwieg; und unter all den Menſchen war es wieder lautlos ſtill.

Da nahte ſich ein Rauſchen hinter den geſchloſſenen Thoren, ein Zug von langſamen Schritten wurde hörbar, und indem die Thore ſich öffneten, ſcholl, von jungen Frauenſtimmen geſungen, ein De profundis wie von den Sternen nieder.

Ein Schauer ſchlug Rolf Lembeck durch die Glieder; aber ſchon hatte der Zug der Jungfrauen die Schwelle überſchritten. Er ſtreckte ſich und hob den Kopf; ſo ſtand er wie erſtarrt, und nur ſein Auge wurde wie das eines Raubvogels. Er ſah die ſingenden Jungfrauen eine Todtenlade von den Schultern heben und ſie auf die Sammet-Bühne niederlaſſen; er ſah in weißen Sterbgewändern ein Weib — nein, nicht ein

Weib; aus weißen Binden ſah ein todtes Kinderantlitz — da ließ der Bann von ihm: ein furchtbarer Schrei ſcholl durch die Halle. Der Geſang riß ab, und mit erhobenen Armen brach Rolf Lembeck durch die Menſchen; er ſtürzte ſich über den Sarg und preßte ſeine Lippen auf das todte Antlitz ſeiner Liebe: „O Dagmar, das iſt unſere Hochzeit!“

Da ging ein Rauſchen durch die Menge, die Schwerdter flogen aus den Scheiden, und Schrei und Rufe ſchollen durcheinander: „Wer iſt's? Der Lembeck? Packt den Tollen, den Leichenſchänder! Schlagt ihn nieder! Der Prieſter aber ſtreckte die Hände nach dem Kühnen und ſchrie: „Anathema!“ Nur der jungen Sängerinnen eine, die der Blick aus ſeinem blauen Aug' geſtreift hatte, ſank in die Knie und betete: „O Gott der Liebe, erbarm' dich ihrer beider!“

Rolf Lembeck regte ſich nicht, ſein ſcharfes Schwerdt hing ruhig in der Scheide. Plötzlich drang ihm die Stimme Gaspards in das Ohr: „Flieht! Flieht, Herr! Der Junker und ich verſperren hier den Weg!“

Er riß das Haupt empor; er ſah die Schwerdter glitzern, und wie Geſpenſter drangen die ſchwarzen Geſtalten auf ihn ein; ſchon fiel Gaspard neben ihm zu Boden; da fuhr es wie düſterer Wetterſchein ihm durch das Hirn: noch eines Athemzuges Dauer; dann hob er mit jähem Griff die todte Liebſte aus ihrer Lade und entfloh.

Durch den tobenden Lärm, der ſich erhob, klang die mächtige Stimme des Schloßhauptmannes: „Zurück! — mein Kind — mein Feſt — und auch der Verfluchte!“

Aber Rolf Lembeck war nicht mehr in der Halle. Die Todte an ſich preſſend, die Augen wie im Wahnſinn auf das ſüße, ſtarre Antlitz heftend, war er durch den dahinter liegenden Saal geflohen; die Thür genüber warf er eben zu.

Der Saal war leer: die Kerzen flammten; Rolf aber floh, er wußte nicht wohin; nur irgendwo allein, in Sicherheit mit ihr! Nur eine, noch eine ſtille letzte Stunde mit der Todten! Ob Jemand folge, daran dachte er nicht; er kam durch eine Thür in kleine düſtere Gemächer, wo nur ein Mondſtreif auf das ſtille Antlitz fiel; eine Treppe tiefer öffnete er eine große Thür; da ſchlug der Kerzenglanz aus einer weiten Halle ihm entgegen; von der Mitte des Fußbodens erhob ſich ein gewaltiger Hund und rannte mit heiſerem Knurren auf ihn zu. Rolf ſchloß die Todte feſter an ſich und hatte ſchon die Hand am Schwerdt, da ſprang das große Thier mit zärtlichem Winſeln an ihm auf. „Heudan, Du biſt es, Heudan!“ rief er und ſtand einen Augenblick und legte die Hand liebkoſend auf den Kopf des Thieres.

Aber drüben aus der Thür der Thurmtreppe trat die furchtbare Geſtalt des Schloßhauptmannes; ein

Wuthſchrei flog zu ihm hinüber; da floh er durch dieſelbe Thür zurück und warf ſie hinter ſich ins Schloß. Noch einen finſteren Raum, dann ſtrauchelte ſein Fuß an einer Treppenſtiege; er klomm hinauf, da kam es hinter ihm — nein, es war nur der Hund. Die Treppe wand ſich höher, nur hier und da ein Mauerloch, durch das die Nachtluft zog, dann oben eine offene Luke. Er ſtieg hindurch und warf ſie zu.

Es war die Platte des ſtumpfen Thurmes, die er erklommen hatte; vom Hofe drunten kam kein Laut herauf; es ſchien dort alles leer geworden; ſanft rauſchte der Lindenwipfel aus der Tiefe, denn der Abendwind war faſt entſchlafen; über ihm flammte der Himmel in ſeinen Millionen Sternen, und von Süden ſchimmerte die Bucht des kleinen Beltes; über die Waſſer hatte der Mondſchein eine Brücke von Licht geworfen.

Rolf lag auf beiden Knieen, die Liebſte in ſeinem Schooß. „Weg mit den Todtenbinden!" ſprach er leiſe und löſte die breiten weißen Bänder, die das zarte Haupt umſchloſſen hielten: wie traurige Freude flog es durch ſeine Augen, als jetzt das ſchwarze Seidenhaar hervorquoll: „Ja, Du biſt es, ſüße, heilige Dagmar!"

Da ſchollen Schritte von der Wendelſtiege her; raſch und zornig kamen ſie herauf. Er ſprang empor, er lief zur Brüſtung und hielt die Todte auf beiden Armen in den weiten Himmelsraum hinaus: da war noch Platz für ſie und ihn; auf Erden nicht mehr! —

Plötzlich wandte er den Kopf, die Fallthür war aufgeſchlagen, und mit halbem Leibe ragte die Geſtalt des Schloßhauptmannes daraus hervor. Aber er ſtieg nicht weiter; mit entſetzten Augen ſtreckte er die Arme aus und rief in bitterem Flehen: „Rolf! Rolf Lembeck, gieb mir mein Kind! Was gilt Dir noch der todte Leib?“

Der aber wandte ſeine Augen wieder zu dem bleichen Antlitz: „O Dagmar!“ rief er; „Süße, Selige! Breit' Deine Flügel nun und nimm mich mit Dir!“ Er ſchlang die Arme feſt um ihren Leib; da war mit einem Satz der greiſe Mann ihm in dem Rücken; er ſtürzte vor und griff nach ihm, doch ſeine Fauſt fuhr in das Leere. Ihm war, als flög' ein Schatten ihm vorüber; er ſah jenſeit der Brüſtung, wie in der Sternennacht, die Sterbekleider ſeines Kindes wehen; dann nichts mehr, nur von unten auf der Nachhall eines ſchweren Falles. Der Abendhauch fuhr über die leere Thurmdecke; der Hund ſtand mit den Vordertatzen auf den Zinnen und ſah winſelnd in die Tiefe.

Da war ſein Zorn als wie ein Rauch verflogen; er fiel auf ſeine Knie und faltete die Hände: „Herrgott, ſo nimm ſie beide gnädig in Dein Reich!“ Und über ihm flimmerten die Nachtgeſtirne in ihrer ſtummen unerſchütterlichen Ruhe.

— — So endeten zwei ſchöne Menſchenblüthen und ſo endet dieſe Märe; es war, wie es in unſerem alten Liebe heißt: „daß Liebe ſtets nur Leiden am letzten Ende giebt.“

* * *

„Und die Anderen?“ fragt Ihr! „was ward aus denen?“

— Die Anderen? — Ich habe von ihnen weiter nichts erkunden können; es gab ja Klöſter derzeit, in die hinein ſich ein beraubtes, auch ein verpfuſchtes Leben flüchten konnte! Was liegt daran? Die Geräuſche, die ihre Schritte machten, ſind ſeit Jahrhunderten verhallt und werden nimmermehr gehört werden.

Druck von G. Bernſtein in Berlin.

In demſelben Verlage erſchienen in gleicher Ausſtattung und zu gleichem Preiſe unter dem Geſammttitel

Paetel's Miniatur-Ausgaben-Collection.

Band I:

Immenſee.

Von
Theodor Storm.
27. Auflage.

Band II:

Was ſich der Wald erzählt.

Ein Märchenſtrauß
von
Guſtav zu Putlitz.
45. Auflage.

Band III:

Die Irrlichter.

Von
Marie Peterſen.
41. Auflage.

Band IV:

Zur Chronik von Grieshuus.

Von
Theodor Storm.
2. Auflage.

Band V:

Höher als die Kirche.

Eine Erzählung aus alter Zeit
von
Wilhelmine von Hillern,
geb. Birch.
3. Auflage.

Band VI:

Die braune Erica.

Novelle
von
Wilhelm Jenſen.
4. Auflage.

Band VII:

Walpurgis.

Von
Guſtav zu Putlitz.
6. Auflage.

Preis pro Band, ſehr elegant gebunden mit Goldſchnitt
3 Mark.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.
W. Lützowſtraße 7.

Vor Zeiten.

Vor Zeiten.

Novellen

von

Theodor Storm.

> Das war zu Odyſſeus' Tagen,
> Da that es ein Hammel gut;
> Sollen itzt ſie dir Rede ſchenken,
> Du mußt ſie wahrhaftig tränken
> Mit deinem eigenen Blut.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1886.

Alle Rechte, vornehmlich das der Ueberſetzung, vorbehalten.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Meinem Enkel

Hans Adolph Storm

für künftige Zeiten

zugeeignet.

Inhalt.

Seite
Eekenhof 1
Zur Chronik von Grieshuus 65
Renate 207
Aquis submersus 303
Ein Feſt auf Haderslevhuus 415

Eekenhof.

Es klingt wie eine Sage, und man könnte es faſt für eine ſolche halten; an mehreren Orten ſoll es geſchehen ſein, und die Poeten haben hie und da einen Fetzen davon abgeriſſen, um ihn, jeder nach ſeiner Weiſe, zu verwenden. Dennoch möchte ich eine abgelegene Wieſe unſerer engeren Heimath, auf welcher die deutlich erkennbare Vertiefung eines jetzt verſchütteten Ringgrabens und einige halbzerſplitterte Eichen-Rieſen am Rande derſelben die Stätte eines einſtigen Herrenſitzes anzeigen, für den Schauplatz halten, auf welchem dieſe Schatten der Erinnerung einſt in lebendiger Geſtalt vorübergingen. Nicht etwa, weil es dort vor Jahren noch in ſelten ausführlicher Ueberlieferung erzählt wurde; aber es iſt nachweisbar von Geſchlecht zu Geſchlecht bis in die Gegenwart heraufgeklommen, und wenn wir die Stufen wieder abwärts ſteigen, ſo treffen wir auf den erſten Erzähler, deſſen Name in dem noch erhaltenen Kirchenbuche verzeichnet ſteht, der nicht nur die Uhr des alten Herrenhauſes in ſeinem Dorfe noch hat ſchlagen hören, wenn juſt die Luft nach dieſer Richtung wehte, ſondern der im Vorbeigehen auch noch den alten menſchenſcheuen Herrn in einſamer Mittagszeit unter einer der großen Eichen ſitzen ſah, den greiſen Kopf unbeweglich nach dem in jähem Verfall begriffenen Gebäude hingewandt. Bei ſtillem Wetter, wenn etwa die Auguſtſonne recht heiß vom Himmel brannte, hat man es hören können, wie drinnen der Kalk herabgerieſelt, wie es im Gebälk gekracht oder gar, wer mag wiſſen was, mit dumpfem Fall herabgeſtürzt iſt.

Jetzt iſt Alles längſt verſchwunden; aber auf den verſtaubten Trümmern eines hölzernen Epitaphiums, welche in meiner Jugend auf dem Boden der dortigen Dorfkirche lagen, war noch das Bild des alten Herrenhauſes ſichtbar, wie es ſich einſtöckig mit hohem faſt fenſterloſen Unterbau innerhalb des Ringgrabens erhoben hat. Nach der Structur der beiden Zackengiebel zu urtheilen, mußte es im ſechzehnten Jahrhundert erbaut ſein; die gegen Morgen belegenen Fenſter des oberen Stockwerks ſchienen in ihrer Zuſammenſtellung anzudeuten, daß ſich dort, wie in den meiſten derzeitigen Landſitzen des Adels, zunächſt der Stiege die kleinere Winter- und daran in gleicher Lage, die geräumige Sommerſtube oder, wie man gern zu ſagen pflegte, der Ritterſaal befunden hatte.

Und ſo ſtimmt es auch mit jener bis auf uns gekommenen Erzählung; aus dieſer iſt ſogar noch weiterhin zu ſchließen, daß man aus dem Saal in einige gegen Abend belegene Kammern habe eintreten und durch dieſe wieder auf den oberen Flur habe hinaus gelangen können. Der Saal ſelbſt aber, welcher die Bildniſſe aus dem Geſchlechte des letzten in ſeiner Jugend verſchollenen Eigenthümers ſoll enthalten haben, ſpielt noch heute in der Phantaſie des Volkes eine Rolle; noch jetzt weiß man von dem Bilde eines jungen blonden Obriſters im Reiterkoller aus der Zeit der Grafenfehde, über deſſen blaſſes Antlitz eine blutrothe Narbe hingelaufen, und neben dieſem von einer ſtolzen ſchwarzäugigen Dame mit Reiherfedern auf dem Schlapphute und einem Stieglitz auf der Hand. Das verbundene Geſchick dieſes Paares ſoll für das des ganzen Geſchlechtes vorbeſtimmend geweſen ſein; aber die Sage über ſie iſt verſchollen; nur will man wiſſen, wenn bei der Ihren einem der Todeskampf begonnen habe, dann ſei, wann immer und zu welcher Tages- oder Jahreszeit, ein wunderſamer Vogelſang erſchollen und jählings wieder ſtumm geworden, ſobald die Seele ſich von ihrem Leib gelöſet habe. Neben der Thür aber, welche in eine der weſtlichen Kammern führte, hing ein anderes Frauenbild, an welches unſere Erzählung ihre Fäden anknüpft.

Wenn außerdem die Ueberlieferung von einem Walde wiſſen will, an deſſen Rande einſt das Haus gelegen, ſo gab auch hievon jenes Epitaphienbild eine Andeutung; denn zur Linken außerhalb des Ringgrabens zeigte ſich ein Heckthor, hinter dem ſich ein Weg in Bäumen zu verlieren ſchien.

* * *

In der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, um die Zeit, da Herzog Chriſtian Albrecht und der däniſche König gemeinſchaftlich das Land regierten, iſt es geweſen, als dieſer Hof — im Volksmunde, wie noch jetzt der Platz, wo einſt das Haus geſtanden, „Eekenhof" genannt — durch Heirath in den Beſitz eines Herrn Hennicke kam, der vordem als Hofjunker unter des Herzogs Leuten lebte. Er iſt ein jüngerer Sohn geweſen und ſoll von ſeinen Knabenjahren an das Majoratsgut ſeines Hauſes nur mit Neid und Haß in ſeines älteſten Bruders Hand geſehen haben; denn Habgier und Verſchwendung haben in ſeinem Herzen ſich geſtritten. Zum Glücke aber gab es auch ſchon derzeit jenes zweite Mittel, um mühelos, wie durch Geburt, zu Hab und Gütern zu gelangen; und es iſt auch zwei Mal glücklich von ihm angewandt worden, ſo daß ſpäterhin die Rede ging, Herr Hennicke lebe von ſeinen beiden Weibern, der lebenden und der todten.

Die Erſte, die er freite, war ein ſcheues Kind vom Lande; ſie hatte weder Eltern noch nahe Blutsfreunde; aber das Herrenhaus zwiſchen den alten Eichen war ihr freies Eigen; dazu der Wald und drunten das Dorf mit den Strohdächern der Pachtbauern und der Hörigen. Nicht aus Luſt hatte ſie nach ihres Vaters Tode ſich in die Stadt begeben; auch war die Baſe, der Herzogin Hoffräulein, die ſie in ihr Haus geladen, ihr viel zu muthwillig; aber ihrem Vater, der ſehr jung geſtorben war, hatte ſie geloben müſſen, nach ſeinem

Abſcheiden für die Sommerſtube ihr Bildniß von des Herzogs Maler Jurian Ovens fertigen zu laſſen. „Das gehört noch an die leere Stelle,“ hatte er geſagt, „dann kann der Schlüſſel abgezogen werden, wir ſind dann alle wie in einer Gruft beiſammen.“

Die düſteren Worte hatten ſie erſchreckt, und ſie hätte ſich wohl lieber um eine andere Urſach' malen laſſen; aber des Vaters Wille mußte doch geſchehen.

Und das Bildniß wurde wie ſie ſelber. Das Hoffräulein mochte ihr noch ſo oft das Kinn emporheben und lachend zu ihr ſagen: „Du ſollt'ſt nur wiſſen, was für beſondere Schönheit an Dir iſt!“ — die blauen Augen wußten nichts von dieſer Schönheit und blickten nach wie vor, als bäten ſie nur um Schutz in ihrer Einſamkeit.

Daß ſie als Braut nach ihrem ſtillen Herrenhaus zurückkehren ſollte, hat ſie wohl nicht gedacht; auch ſoll die muntere Baſe oft nachher geſprochen haben, ſie habe den ſchwarzen Henne wohl gerne nicht genommen; ſie hab' nur nicht gewagt ihm nein zu ſagen, und da ſie einmal ja geſagt, ſo ſei ſie viel zu gut und lang nicht klug genug geweſen, ihm wieder nein zu ſagen.

Als Herr Hennicke zu ſeiner Hochzeit über die Ziehbrücke in den Eekenhof einritt, war droben an der Wand des Saales, wo das Feſt bereitet ſtand, die leere Stelle ausgefüllt, und die Gäſte ſahen mit Verwunderung bald auf die ſtille, in lichtes Gewand gekleidete Braut in ihrer Mitte, bald auf ihr Bild, das, ganz ihr gleichend, ein blühend Myrtenzweiglein in der Hand, aus dunklem Rahmen von der Wand herniederblickte und die Bilderreihe des zu Ende gehenden Geſchlechts beſchloß.

Unter den Hochzeitsgäſten iſt von der Sippſchaft der Braut nur die Baſe aus der Stadt geſehen worden; die Freundſchaft des Bräutigams ſind ſtolze herriſche Männer geweſen, und Herr Hennicke hat mit ihnen getrunken und ſich wenig um die Braut gekümmert.

Als der Tag vorüber, und dann Alle, mit ihnen auch die luſtige Baſe, den Eekenhof verlaſſen hatten, iſt die junge Frau in Einſamkeit zurückgeblieben; denn ihr Eheherr, wenn er nicht zu Gelag und Spiel bei ſeinen Nachbaren war, hatte draußen genug zu thun, um, wie er ſagte, ein richtig Regiment zu ſchaffen; die Pachtbauern ſollten ganz anders jetzt den Säckel ziehen, der Schweiß der Hörigen ganz anders noch den Acker düngen. Den Vogt und das Geſinde ſah er ſich mit ſcharfen Augen an; die alten Diener, deren Knochen ihm nicht ſtark genug erſchienen, hieß er gehen. Seines Weibes Fürbitte, wenn ſie ſich je und je hervorwagte, hat er mit hartem Wort zurückgeſchreckt, daß ſie mit ſcheuem Aufblick ſtumm geworden iſt; und bald hat ſie gezittert, wenn draußen auf der Treppe nur ſein Schritt erſcholl. Mitunter, wenn ſie aus ihrer Wirthſchaft über die Brücke hinaus gegangen war, ſei es um drüben unter den Eichen ein Weilchen auf der kleinen Bank zu ruhen, oder ſeitwärts durch das Heckthor ein paar Schritte in den Wald zu ſchlendern, dann iſt es wie ein Traum auf ſie gekommen, als ſei vor Zeiten — und wenn ſie nachgeſonnen, gar noch nach ihres Vaters Tode — hier große heitere Geſellſchaft um ſie her geweſen, die dieſe Orte nun für alle Zeit verlaſſen habe; und doch hat ſie gewußt, es ſei ſo einſam dort, wie jetzt geweſen, und grübelnd iſt ſie in das ſtille Haus zurückgegangen.

Dennoch, nachdem die Zeit verlaufen war, iſt es gekommen, daß bei einem Gelage in der Nachbarſchaft die Gäſte auf die Ankunft des erwarteten Erben haben trinken wollen. Als aber ein alter Herr gemeint, man ſolle zunächſt des jungen Weibes denken, daß ſie die ſchwere Stunde glücklich überſtehe, iſt eine Gegenrede laut geworden: „Was Weib! ein Weib iſt ein zerbrechlich Ding! Stoßt an, wir wollen auf den Buben trinken!"

Und als Herr Hennicke hierauf nur träg ſein Glas erhoben, hat ihm ein Anderer lachend zugerufen: „Du ſinnſt wohl, Hennicke, wenn Du Dein Weib mit einem Buben tauſchen müßteſt, wie lang Du auf dem Hofe noch den Herrn zu ſpielen hätteſt? Ich will Dir rechnen helfen; mit einundzwanzig Jahren ſind die Junker mündig!"

Der halbtrunkene Gaſt mochte nicht weit vom Ziel getroffen haben; denn Herr Hennicke hat ihn drohend angeſehen: „Schweig' Wulf! Ruf den Tod Dir in Dein eigen Haus!“ Dann hat er im vollen Haufen angeſtoßen, daß das Glas zerſprungen und der Wein verſchüttet iſt.

Danach aber, wenn er je zuweilen das bleicher werdende Antlitz ſeines Weibes geſehen hat, ſind jene Worte ihm allzeit wieder vor den Ohren und die weinrothen Augen deß, der ſie geſprochen, vor dem innern Blick geweſen.

— — Und die ſchwülen Spätſommer-Monde ſind gekommen. — Und, da ihre ſchwere Stunde näher rückte, hat das junge Weib die Nachmittage in dem Ritterſaal verbracht; denn hier in dem weiten Raume, deſſen Fenſter dann im Schatten lagen, war es friſch und kühl. Schon als Mädchen hatte ſie gern mit ihrer Arbeit hier geſeſſen; jetzt nähte ſie eifrig an der kleinen Ausſteuer für die Wiege, die voll ſchwellender Kiſſen ſchon daneben in der Kammer ſtand; und wenn ein Käppchen oder ein Hemdlein auch nur zur Hälfte fertig war, dann hielt ſie's vor ſich hin und betrachtete es, halb in Entzücken, halb in dunklem Grauen. Früher und noch bis vor Kurzem war die Schaffnerin, die alte Maike, ihr zur Geſellſchaft da geweſen; aber auch dieſe hatte Herr Hennicke verabſchiedet, weil ſie, ſo ſagte er, zu alt in der Herberge geworden ſei; in Wahrheit, weil ſie der ſtummen Klage in ſeines Weibes Auge unterweilen ihren fertigen und dreiſten Mund geliehen hatte. Daher iſt jetzt nur die ſtille Geſellſchaft der Bilder ihrer Vorfahren um die junge Frau geweſen; aber faſt von allen wußte ſie, ſei es, was ihr Leben einſt erfüllt, oder was, oft jählings, aus demſelben ſie hinausgetrieben hatte. Einſt hatte die alte Maike ihr das erzählt; jetzt war ihr, wenn ſie auf die einen oder andern blickte, als erzählten es die todten Bilder ſelber, daß ihres Lebens Luſt und Jammer nicht vergeſſen werde. Und von dem milden Antlitz ihres Vaters gingen ihre Blicke ſtets nach jener fernſten Ecke, wo in dem Schatten der Fenſterwand des jungen bleichen Obriſters Bildniß hing; von dieſem weiter zu der ſtolzen Dame mit der Reiherfeder, die jetzt mit ihren dunkeln Augen in das Leere ſchaute. Dann ſchrak ſie wohl zuſammen und ließ die kleine Arbeit aus den Händen fallen; denn ihr war geweſen, als hübe auf der Dame Hand der Stieglitz ſeine Flügel, als ob er plötzlich ſeinen Sang beginnen wolle. Aber wenn ſie mit aufgeriſſenen Augen horchte, ſo war es todtenſtill im Saale.

Auch einmal, da in der ſteigenden Dämmerung es immer einſamer um ſie geworden war, als auch draußen das Rauſchen in den Eichen aufgehört hatte, und ihr die müden Hände in den Schooß geſunken waren, iſt es über ſie gekommen, als wäre in dem leeren Saal nun auch ſie ſelber nicht mehr da, ſondern ſtatt ihrer nur noch ihr Bildniß, das mit den anderen in den ſtillen Raum hinabſehe. Sie hat verſucht, die Arme oder den Fuß zu ſtrecken, aber ſie hat es nicht vermocht; ihr iſt geweſen, als ſei ſie nun für immer leblos in den dunkeln Rahmen des Bildes feſtgebannt. Das finſtere Wort des Vaters hat vor ihr geſtanden; doch als es jählings ſie durchfuhr, daß dies den Tod bedeuten möge, da hat die Mutterangſt aus ihr geſchrieen: „Mein Kind, mein Kind! Was ſoll aus meinem Kinde werden!“ Und mit gelöſten Gliedern iſt ſie aufgeſprungen und in dem faſt dunklen Saal umhergewandert; als ſie aber an ihrem eignen Bild vorüberkam, hat ſie geſchaudert und iſt dann eilig in die Kammer nebenan geflohen, allwo ſie mit der theueren Bürde unter ihrem Herzen an der Wiege hingeſunken iſt.

Herr Hennicke hat dies nie erfahren; aber ſein junges Weib hat es in ihrer letzten Noth ihrem alten Seelſorger, dem Paſtor drunten aus dem Dorfe, anvertraut; von dieſem iſt es auf ſeinen Nachfolger Albertus Petri übertragen, welcher vor ſeinem Dienſtantritt als Informator in Herrn Hennicke's Hauſe lebte und ſpäter der erſte Erzähler dieſer Geſchichte wurde.

Und als die Zeit erfüllt war, ſind nach ſchwerer Angſt die Kammerwände von der matten Stimme eines Knäbleins angeſchrieen worden; die Mutter ſelber aber hat am dritten Tage ein Schlaf befallen, aus welchem die Seele nicht mehr Kraft gehabt hat, ſich emporzuringen. Und wieder danach am dritten Tage, da eben durch die kleinen Scheiben das letzte Sonnengold hereinleuchtete, iſt draußen aus der Abendſtille ein ſüßer

Vogelſang erſchollen, obwohl die Zeit des Singens längſt vorüber war und ſchon der Herbſt die Blätter von den Bäumen riß. Die Kranke aber iſt aus ihrem Fieber aufgefahren und hat mit Wehelaut gerufen: „Der Stieglitz! Maike, ach, der Stieglitz ſingt!“ Und als im ſelben Augenblick Herr Hennicke mit hartem Schritt hereintrat, iſt er in jähem Schrecken an der Schwelle feſtgehalten worden und hat mit vorgerecktem Halſe horchend dageſtanden.

Da war es, als ob der Vogelſang ſich nebenan im Bilderſaal verliere; dann ward es völlig ſtill, und auch die Wöchnerin ſank ſtumm in ihre Kiſſen; doch als Herr Hennicke herzutrat, lag nur noch ſeines Weibes Leiche vor ihm.

Als bald danach die Wehmutter, welche im Hauſe verblieben war, das weiße Linnen über der Todten Antlitz deckte, ſtand der Wittwer an der Wiege und ſtarrte ſchweigend auf das ſchwache Weſen, das dort in den Kiſſen um die Lebensluft zu ringen ſchien. Da trat das Weib auf leiſen Sohlen zu ihm: „Betet zu Gott, Herr Hennicke!“ ſprach ſie; „aber getröſtet Euch nicht, daß Euch das Kind behalten bleibe!“

Er fuhr zuſammen und wandte raſch den Kopf. Das Weib erſchrak faſt, als er ſie mit ſeinen ſchwarzen Augen anſah. „Das Kind? Was meinſt Du?“ rief er. „Daß auch das Kind noch ſterben ſollte?“

Die Alte wurde faſt verwirrt; er ſprach ſo laut; doch weder Schreck noch Kummer war in ſeiner Stimme.

„Das liegt in Chriſti Händen," ſagte ſie; „aber ſaht Ihr's denn nicht? Es ſteht ein Lächeln um der Leiche Mund; ſo liegen nur, die bald ihr Liebſtes nach ſich ziehen."

Sie trat zurück, um von der Todten Angeſicht das Linnen abzudecken; aber Herr Hennicke packte raſchen Griffes ihren Arm. „Geſchwätz," ſtieß er mit heiſerem Laut hervor, „wenn Du nichts Anderes zu berichten weißt!"

„Laßt mich, Herr Hennicke!" ſagte die alte Frau. „Ihr ſeid ein großer Herr; aber der Todten Angeſichter verſteh' ich beſſer doch als Ihr! Harret eine Viertelſtunde hier an Eures Kindes Wiege, ſo werdet Ihr die Gichter kommen ſehen."

Und Herr Hennicke blieb und ſah die Gichter in dem kleinen Antlitz zucken. Dann ſchritt er aus der Kammer; er ſchritt durch den Saal; aber er ſah nicht auf, wo ſeines Weibes Bildniß hing. Eilends ſtieg er in den Hof hinab, und bald ſaß er zu Pferde, und, ſeine großen Hunde neben ſich, ritt er über die Brücke in die ſchon dunkelnde Nacht hinaus. Er ritt auf dem engen Wege um den Wald herum, quer über die Felder um das ganze Gutsgebiet; ſeine Blicke ſtreiften über das dämmernde Land mit einer Sicherheit, wie ſie es nie gethan. Der Erbe dieſes Grundbeſitzes lag ſterbend in der Wiege; er aber war der Vater und der Erbe dieſes Erben! Er ſtieß ſeinem Pferde die Sporen in die Weichen, daß es bäumend in die Luft ſtieg; aber er zwang es nieder auf die Vorderfüße, ſeine Fauſt war kräftiger als je. „Vorwärts! Wir traben bald auf eigenem Grund und Boden!“ Seine Bruſt hob ſich; mit Mühe bändigte er ein Jauchzen, das faſt die ſtille Nacht erſchüttert hätte. Als er zu Hauſe von dem ſchäumenden Rappen ſtieg, kam ihm die Bauerndirne, die als Kindesmagd war gemiethet worden, mit Geheul entgegen, das Kind lag abermals in ſeinen Gichtern.

Am andern Morgen kam der Arzt, und am folgenden Tage kam er wieder; und während er an der Wiege des Kindes war, ging Herr Hennicke in athemloſen Wandern in der Winterſtube auf und ab; aber die Wage ſtand immer noch zwiſchen Tod und Leben. Als am dritten Tage der Doctor zu ihm ins Gemach trat, ſtreckte er Herrn Hennicke die Hand entgegen und ſprach mit heiteren Augen: „Die edle Todte hat Euch ein theueres Pfand gelaſſen; Gott hat geholfen; Euer Kind wird leben!“

Seit jenem Augenblicke haßte Herr Hennicke den alten Arzt; noch mehr aber ſeinen eigenen Sohn.

* * *

Das Weſen des Mannes wurde ſeit dem Tode der ſanften Frau noch finſterer und gewaltſamer. Wenn die Hörigen ſäumig waren, oder die Pachtbauern mit ihrem Zinſe oder den Maſt- und Schweinegeldern im Rückſtand blieben, ließ er die Einen in den Block legen oder peitſchen, für die Andern ſuchte er alte, längſtvergeſſene Strafen aus dem Staube der Archive. Freilich, der Gelder konnte er nicht entrathen; denn er liebte Weiber und Gelage, und war auf Wochen oftmals in der Stadt, im fröhlichen Verkehre mit des Herzogs Leuten; und wenn auch noch auf zwei Jahrzehnte der Gutsertrag in ſeine Kaſſe floß, er war noch jung, und die Mündigkeit des Kindes traf noch in ſeine beſten Mannesjahre. Wenn der Geburtstag ſeines Sohnes ſich jährte, es war ihm nur ein Merkmal der ihm drohenden Verarmung. Ueberdies war ſchwere Zeit damals in den ſiebenziger Jahren des vorletzten Jahrhunderts; Kriegs- und andere Laſten drückten, und der mitregierende König achtete weder des Volkes noch der Stände Rechte. Es half Herrn Hennicke nicht viel, daß er jeden Anlaß nahm, um Bauernfeld in Hoffeld umzuwandeln; es wurde noth, nach einer zweiten Erbtochter mit freiem Eigen auszuſchauen; vielleicht zu einer Zeit, wo er weniger als je dazu den Antrieb ſpürte.

Allein es wollte nicht ſo glücken wie das erſte Mal. Auf mehreren Herrenſitzen hatte er ſchon angeklopft; aber die Töchter waren meiſtens aus der anderen Thür gegangen, wenn er zur einen eingetreten war. Die niedrige Stirn des Mannes unter dem ſchwarzen, kurz geſchorenen Kraushaar wollte ihnen nicht gefallen; ſie ſahen lieber auf ihre Vettern und Freunde, welche ſchon die zierliche, von Herrn Hennicke ſtets verſchmähte, franzöſiſche Perrücke auf ihren jungen Köpfen trugen; auch munkelte es ſtark, daß trotz des Freierganges der ſchwarze Mann von einer niederen Leidenſchaft gehalten ſei und, gleich dem Bauern, nur das Gut zu freien gehe.

So kam es endlich, daß er zu einem lang gemiedenen ſaueren Weg ſich rüſtete.

Hinter dem Walde von Eekenhof, von deſſen Herrenhaus nur eine halbe Stunde fern, ſaß eine Erbtochter ganz allein auf ihrem nicht gar großen, aber ſchuldenfreien Hofe. Sie war ein Waiſenkind von etlichen dreißig Jahren, eine herbe wirthſchaftliche Jungfrau, deren farbloſes Antlitz mit dem glatt geſcheitelten Flachshaar ſtets ſo ſauber gehalten war wie die tannenen Fußböden ihrer Zimmer, von denen die Bauern ſagten, daß man den Braten von den Dielen eſſen könne. Vor etwa zehn Jahren war die Meinung aufgekommen, ein armer Vetter werde bei der wohlhäbigen Baſe ſich ein ſicheres Neſt erwerben; aber es war nicht dazu gekommen, und einem neugierigen Frager hatte mit verſchmitztem Lächeln der junge Fant erwidert: „Wenn ſie nur Brauen auf den Schädelbogen hätte! Ich fürchte mich vor ihren nackten Augen!“

Seit jener Zeit hatte die Jungfrau an ihrer Ausſteuer nur noch emſiger geſponnen, als je zuvor. Des Tages über ſaß ſie allein an ihrem Rade und ſpähte unterweilen aus ihren kleinen Augen auf die vorbeiführende Heerſtraße, ob nicht zu Roß oder zu Wagen ein Freier angefahren komme; am Abend, zumal im Winter, wenn die Wirthſchaftsarbeit abgethan war, ſchnurrten auch die Räder der leibeigenen Mägde um ſie her, und war die Herrin zum Schlaf in die Kammer gegangen, ſo mußten die Dirnen ſtundenlang noch in der kalten Stube weiter ſpinnen; klagten ſie am andern Morgen, daß ſie mit den ſteifen Fingern den dicken Wocken, den ſie ihnen zur Nacht noch aufzuſtecken pflegte, nicht völlig hätten zwingen können, ſo wickelte ſie den Flachs um ihre Finger und ſengte ihnen denſelben daran ab. Sie ſoll dabei geſagt haben: „Nun wird's wohl heiß genug ſein für die ganze Woche!“

Da eines Morgens, als ſie von ihrem Spinnrade in den grauen Regentag hinausäugte, kam ein Reiter mit zwei großen Hunden dem Thore ihres Hofes zugetrabt. Ihre dünnen Lippen verzogen ſich zum Lächeln; denn es war Herr Hennicke, den ſie ſeit ſeiner Frauen Hingang ſchon jeden Tag erwartet hatte. Sie lächelte ſogar noch, wenn auch ein wenig ſäuerlich, als mit Herrn Hennicke ſeine Hunde ſich ins Zimmer drängten und ihre ſchmutzigen Tatzen auf die weißen Dielen ſetzten.

Herr Hennicke ſah weder ihr ſüßes noch ihr ſaures Lächeln; bald aber ließ er ſich von ihr Trepp' auf Trepp' ab im Hauſe umherführen; ſie ſchloß ihm, einen nach dem anderen, die ſchweren Eichenſchränke auf und wies ihm prunkend die aufgeſpeicherten Geſpinnſte; und da nun Land und Sand ſich ſelber lobte, ſo lobte der Freier auch die Schätze in den Schränken. Die Dirnen aus der Küche aber ſchlichen ihnen nach, kicherten und guckten um die Ecken und hatten es bald heraus, daß hier ein Liebeswerk im beſten Gange ſei.

Nur eine Bedingung, vielleicht um ſicherer die Zügel zu behalten, knüpfte die Jungfer Benedicte an die Vergabung ihrer Hand: der Bräutigam ſollte zu ihr auf ihren Erbhof ziehen; ſie wollte nicht auf fremdem Boden wirthen. — Und ſo kam es, daß das alte Haus des Eekenhofs verlaſſen wurde und Nichts zurückblieb, als droben in der großen Sommerſtube ein paar verblichene Seſſel und die Bilder der Verſtorbenen.

Auch der Erbe des alten Hofes, der kleine Junker Dethlev, ſtörte die junge Ehe nicht. Bei ſeines Vaters Hochzeit war er noch im Dorfe drunten in Koſt und Pflege einer Bäuerin; dann aber hatte die luſtige Baſe den Knaben zu ſich in die Stadt genommen; denn ein Gerücht hatte ſich erhoben, daß auf dem Eekenhof das Bild der todten Frau in hellen Mondnächten aus dem Rahmen ſteige und ihr Kind durch alle leeren Kammern ihres Hauſes ſuche. Seitdem es nun bei einer von den Ihren war, ſollte das unruhige Wandern ſich verloren haben.

Herr Hennicke lachte zwar, als er von einem Nachbarn darauf angeſprochen wurde; der aber meinte, hinter ſeinen weißen Zähnen ſei es dem Hennicke ſchon recht geweſen, daß ſein Lager nicht noch unter dem alten Dache ſtehe, und daß die Todte nun zufrieden ſchiene. Nicht unrecht mag es ihm auch geweſen ſein, daß die wohlhabende Baſe den Knaben ohne Entgelt aufgenommen hatte; denn die Zeiten wurden immer knapper, von den Ständen wurde auf den Landtagen immer mehr gefordert; ſogar die Koſten der auswärtigen Geſandtſchaften waren ihnen letzthin aufgebürdet; im Hauſe aber ließ Frau Benedicte ihn zur Genüge darüber hören, daß er nicht zwei Mal in der Woche, was ihr doch ſelbſt in ihrem Jungfrauenſtande allzeit genug geweſen ſei, bei Weißfiſch und dünnem Bier mit ihr zu Mittag ſitzen wollte.

Der Kinderſegen dieſer Ehe war ſchon im erſten und im zweiten Jahre eingetroffen und damit abgeſchloſſen worden. Es ſind zwei unterſetzte, kurzbeinige Buben geweſen; trotz des Vaters mit ſchier rothbrandigem Haar, wie auch nach einem ſchwarzen Juden mitunter wohl ein Rothkopf aufzuſtehen pflegt. Herr Hennicke hat ſie ſeine beiden Füchſe geheißen und an ihren Streichen ſeine Luſt gehabt. Man erzählt, da ſie noch klein geweſen, hat er auf ihr Begehr zwei handliche Schubkarren für ſie fertigen laſſen; die pflegten ſie in einer nahen Sandgrube mit Kieſelſteinen aufzufüllen; dann ſind ſie damit auf den Hof gezogen, wo auf dem Raſen vor dem Herrenhauſe ſich ein Ring befand, in dem Herr Hennicke ſeine jungen Roſſe an der Leine laufen ließ. In dieſem Ringe haben ſie mit ihren kurzen Beinen in unſagbarer Hurtigkeit ihre Schubkarren vor ſich hergefahren und haben ſich von hüben und drüben ihr „Hott“ und „Hü“ einander zugerufen, daß alſo ein Schall entſtanden iſt, als wenn von einem Haufen Menſchen ein großes Werk betrieben würde. Wenn ſie aber deſſen müde geworden, ſo haben ſie ihre Schubkarren hingeſtellt und, abermals unter mächtigem Lärmen, ſich mit den Steinen nach den Köpfen geworfen, bis dieſe blutig und die Karren leer geweſen ſind. — Iſt über ſolchem Spiel Herr Hennicke auf den Platz gekommen, ſo hat er, je nach ſeiner Laune, entweder, die Hände unterm Wamms, mit finſterem Angeſicht dabei geſtanden, oder unter kurzem Lachen ein „Drauf, ihr Füchſe, drauf!“ den Buben zugerufen. Meiſtens aber iſt aufs Letzte Frau Benedicte aus dem Herrenhauſe über die Freitreppe hinabgeſchritten; da ſind die Buben, wenn ſie ſelbige nur kaum aus ihren nackten Augen angeſehen hat, wie in Erſtarrung ſtehen geblieben; und während dann das Weib mit ihren mageren Händen, mit jeder einen derſelben an ſeinen rothbrandigen Haaren in das Haus hineinzog, hat Herr Hennicke ſich abgewandt und iſt zu Roß und Hund in ſeinen Stall gegangen.

— — Zwiſchen den Buben, oder lieber noch abſeits von ihnen, iſt mitunter auch ein Dirnlein umhergeſprungen, dem Aelteſten von dieſen im Alter etwa um ein halbes Jahr voraus; von ſchlankem, kräftigem Wuchs, mit ſchwarzem Kraushaar, darunter ein paar milde blaue Augen. Sie hat nicht auf den Hof gehört, ſondern mit ihrer Großmutter, der Wittwe des früheren

Förſters, in dem Unterbau des Eekenhofes gewohnt; aber Herr Hennicke hat einen Narren an dem Mädchen gehabt; er hat auch damals, als die Mutter ihr im Kindbett weggeſtorben war, ſie ſelber aus der Taufe gehoben, was ihm von Frau Benedicte, mit der er kurz zuvor den Ring gewechſelt hatte, nicht eben liebreich aufgenommen war; denn die Kleine war ein Jungfernkind, ja die Bauern und Hörigen wußten es an den Fingern, daß ſie dem Herrn noch näher, als nur durch die Taufe angehöre; auch, daß er ſtatt ſeines hageren Ehekreuzes wohl gern die ſchöne Förſterstochter heimgeführt hätte, wenn dieſe nur adeligen Standes oder zum Mindeſten adeligen Vermögens geweſen wäre. Vor Herrn Hennicke's Ohren freilich wurde ſolch' Gerede niemals laut; auch hätte es ihn weiter nicht gekümmert, als daß er etwa die Schwatzmäuler zu beſſerem Beſinnen in den Block gelegt hätte. Mitunter, wenn ihn ſeine ſchwarzen Stunden plagten, konnte es geſchehen, daß er plötzlich zu Pferde ſtieg und nach dem alten Haus hinüberjagte. „Heilwig! Heilwig!" rief er ſchon von Weitem, wenn er die Kleine am Ringgraben oder auf der Schwelle des Thores ſpielen ſah. Sie erſchrak dann wohl und lief ins Haus; aber es half ihr nicht; mit dem Kinde vor ſich auf dem Sattel kam er nach Frau Benedicte's Hof zurück und hieß demſelben für die Nacht die Kammer an der ſeinen rüſten.

Freilich die kleine Heilwig ſelber hatte keine Luſt davon; Frau Benedicte gab ihr weder Blick noch Wort, und bei den Mahlzeiten, bei denen ſie auf ihres Pathen Geheiß an deſſen Seite ſitzen mußte, wurde ihr der Teller wie einem Hunde oder einer Katze zugeſchoben. War Herr Hennicke kurz zuvor in der Stadt geweſen, ſo hatte er wohl einen China-Apfel oder eine andere Leckerei auf ihren Platz gelegt; aber ſie rührte ſie nicht an, denn die beiden Füchſe ſahen mit ſo gierigen Augen darauf hin, daß ſie den Biſſen nicht einmal zu theilen wagte. Am meiſten vielleicht fürchtete ſie die ihr unverſtändliche, gewaltſame Zärtlichkeit des finſteren Mannes ſelber. Nicht ſelten, wenn morgens ſie in ihrem Bett erwachte, ſah ſie die ſchwarzen Augen ihres Pathen über ſich; er ſagte Nichts, er ſtrich ihr ſtumm die Löckchen von der Stirn oder drückte ihr verſchlafenes Köpfchen zwiſchen ſeine beiden rauhen Hände; mitunter riß er ſie vom Kiſſen auf an ſeine Bruſt, daß ſie mit ihren nackten Aermchen gleich einem Opfer in des Mannes Armen hing. Wenn er dann wieder plötzlich von ihr abließ und ſchweigend, wie er gekommen, zur Kammerthür hinausgeſchritten war, ſo lag ſie auf ihr Kiſſen hingeſunken und wagte ſich nicht zu rühren, bis unten auf dem ſteinernen Hausgange ſein harter Tritt verſchollen war.

War ſie dann aufgeſtanden und hatte unter Frau Benedicte's Augen ihr Frühſtücksbrod verzehrt, dann lief ſie gern ins Freie, um der Liebe des Einen und dem Haß der Anderen zu entkommen, ſei es in den Garten hinterm Hauſe, wo freilich außer den Bohnen-

und den Wurzelbeeten nicht viel Liebliches zu ſehen war, oder über den weiten Hof auf die Heerſtraße, um dort von einem Walle oder einem großen Steine aus ſehnſüchtig nach der Richtung des hinter dem Walde belegenen Eekenhofes hinzuſchauen. Aber die unterſetzten Buben rannten ihr, wo ſie nur konnten, nach und plagten ſie auf alle Weiſe; ſie hießen ſie den „Kukuk“, weil ſie ihnen das beſte Futter nehme, und brachten ſie, trotz tapferer Gegenwehr, oftmals in bittere Thränen. „Ich will zu meiner Großmutter!“ rief ſie dann wohl in ihrer Noth; ſie hätte das auch ſonſt wohl gern gerufen; aber wenn ihres Pathen Augen auf ihr lagen, dann waren ihr die Lippen wie verſchloſſen.

Eines Nachmittags, da ein fremder Pferdezieher auf den Hof gekommen war, hatte Herr Hennicke ein kleines Nordlandspferdchen eingehandelt; als aber die beiden Füchſe, welche ihn ſchon lange um ein ſolches Thier geplagt hatten, in lauten Jubel ausbrachen, erklärte er ihnen, daß ſie deſſen keine Urſach hätten; „den Pony habe er für Heilwig eingekauft, für ſolche Buben, wie ſie beide, ſeien die Milcheſel annoch die beſten Roſſe.“ Bei dieſen Worten hob er das zitternde Mädchen, das dabei geſtanden, gleich einem Vogel auf den Rücken der kleinen Stute und führte dieſe behutſam auf dem Hof umher; die beiden Füchſe aber rannten heulend in das Haus, um ihrer Mutter dieſe neue Unbill zu berichten.

Frau Benedicte ſchwieg; ſie wagte, wo es das

Mädchen galt, nicht gern gegen ihren Eheherrn zu reden; nur ihre Wangen wurden etwas bleicher und ihre bläulichen Lippen etwas blaſſer, als ſie ohnedies ſchon waren.

Die kleine Heilwig aber, als Herr Hennicke zu den Arbeitern auf das Feld gegangen war, fürchtete ſich ins Haus zu gehen, obgleich die Dämmerung ſtieg und kalte Herbſtluft wehte. Sie ſchlich ſich frierend auf den Weg hinaus; bald ſchritt ſie muthig fürbaß und wollte drüben durch den dunklen Wald zur Großmutter nach dem Eekenhof zurück, bald ſtand ſie rathlos ſtill und wickelte ſich ihr Schürzchen um die kalten Arme, bis ſie am Ende, da eben überm Herrenhaus der Mond heraufſtieg, von kindiſcher Furcht ergriffen, nach dem Hof zurücklief. Kaum aber war ſie durch das Thorhaus auf den hellen Platz getreten, ſo ſah ſie plötzlich aus dem Schatten einer Scheune die beiden Buben auf ſich zuſtürzen.

„Was wollt Ihr!“ rief ſie erſchreckt. „Was hab' ich Euch gethan?“

Aber die Füchſe packten ſie bei den Armen und zerrten ſie gegen den ſteilen Rand einer Waſſergrube, aus welcher bei kalten Nächten das heimkehrende Vieh getränkt zu werden pflegte.

„Laßt mich!“ ſchrie das Kind. „Ich will das dumme Pferd nicht haben; ich will Nichts, gar Nichts von Euch und Eurem Vater haben!“

Doch die beiden Füchſe fuhren nur ſtumm und emſig in ihrer gemeinſchaftlichen Arbeit fort, und ſchon blinkte von unten das Waſſer in die entſetzten Kinderaugen, da plötzlich ließen ſie mit jammerndem Geſchrei von ihrer Beute ab. Herr Hennicke, vom Felde heimkehrend, einen derben Stock in ſeiner Fauſt, ſtand über ihnen. Aber auch Frau Benedicte war alsbald zur Stelle, und frug, was denn die Kinder abermals verbrochen hätten.

Da ſchrie der Aelteſte, durch der Mutter Gegenwart ermuthigt: „Der Kukuk! Wir wollten nur den Kukuk aus dem Neſte ſchmeißen!“

Frau Benedicte ſtieß ein Lachen aus. „Die da?“ rief ſie. „Nicht wahr, Herr Hennicke, das iſt kein Kukuk? Ihr kraus Gefieder ſtammt von einem anderen Vogel; auch gäbeſt Du gar gern wohl Weib und Kind, wenn Du der Dirne Augen noch in einem andern Kopf erſchauen könnteſt!“ Sie ſtreckte ihren hageren Finger nach dem Kinde, daß dieſes ſich erſchrocken an ihres finſteren Pathen Seite drängte.

Dieſer aber hob die Kleine auf ſeinen Arm und wiſchte mit ihrem Schürzchen ihr die Thränen aus den Augen. „Wenn Du das Alles weißt, Frau Benedicte,“ ſprach er, „dann weißt Du auch, weßhalb der Vogel hier ins Neſt gehört!“

Die Frau wollte ein haſtig Wort erwidern, aber ſie biß ſich nur auf ihre bleichen Lippen; denn die Zornader lag dick auf ihres Mannes Stirn. So gingen die Beiden ſchweigend mit einem Blick des Haſſes auseinander: er mit dem ſchwarzen heimathloſen Vogel, ſie mit den beiden rothen Buben, die ſich an ihre Röcke hingen.

Nach dieſem, als die unterſetzten Junker in die Länge ſchoſſen, iſt ein armer candidatus reverendi ministerii als Informator in das Haus gekommen; denn da Herr Hennicke ihm die Nachfolge in den Dienſt des greiſen Paſtors zu Eekenhof in Ausſicht ſtellte, ſo iſt er um ein Billiges zu haben geweſen. Aber noch in ſpäten Jahren, da er ſelber als emeritus in der müßigen Geſchwätzigkeit des Alters hier umherwanderte, hat er deſſ' kein Ende finden können, was dieſe Schüler ihm für Noth geſchaffen haben. Hatte er ſie eben zur Arbeit an ihre Lectionen fortgeſchickt, ſo fand er ſie ſtatt deſſen draußen auf dem Hofe oder in der nahen Sandgrube heftig an irgend einem unnützen Werke arbeitend; kam er dann auch noch ſo hurtig mit der Haſelgerte, ſo ſaßen ſie zu ſeinem unausſprechlichen Erſtaunen rittlings auf dem Scheunendach und machten, gleich Eulenſpiegel, unehrerbietige Geberden.

In einem jetzt noch in dem Kirchenarchiv des Eekenhofer Paſtorats vorhandenen Exemplare von „Henrici Müllers Liebeskuß“ ſieht man auf dem Titelbilde neben den pausbackigen Engeln eine Anzahl kleiner ungefüger Säue mit Röthel hingezeichnet, und dazu in kleinen ſteilen Zügen die vergilbte Randſchrift: „Von den Herrn Junkern Henno und Benno more solito hinzugefüget.“

Aber auch ſeine Freuden hat der Candidat gehabt; denn wöchentlich an zweien Nachmittagen iſt er auf Herrn Hennicke's Anordnung nach dem Eekenhof hinübergewandert, um auch an Heilwig Lectionen zu ertheilen. Wenn er hier in ſeinem abgeſchabten Mäntelchen aus dem Eichenſchatten dem Hauſe zugeſchritten iſt, dann hat er, vergnüglich ſeine Hände reibend, vor ſich hingerufen: „O arboretum recreationis! Luſtwäldlein, drin Erquickung weht!“ Von der Treppe des Hauſes iſt ihm dann wohl ein Mädchen mit einem Büchlein in der Hand entgegengelaufen; ſie hat ſich raſch die ſchwarzen Löckchen fortgeſtrichen, die ihr beim Leſen in die Stirn gefallen waren; dann aber, bevor der Unterricht begann, dem guten Informator die Klettenbüſchel und etwa auch den Fuchsſchwanz von wildem Sauerampfer abgenommen, was Alles ſeine männlichen Scholaren ihm zum Abſchied auf den Weg gegeben hatten.

* * *

Der Candidat ſollte noch einen vierten Schüler erhalten.

Von dem Junker Detlev, ſeit ihn als Kind die Baſe in die Stadt genommen hatte, war in ſeiner Heimath weder etwas geſehen, noch gehört worden; ja in Frau Benedicte's Hauſe wußten die beiden Füchſe kaum, daß noch ein älterer Bruder da ſei. Jetzt aber wurde ihnen ſolches und dazu noch, daß dieſer nächſtens auf dem Hofe eintreffen werde, mit einem Mal verkündet. Denn die freigebige Baſe in der Stadt war trotz ihrer Munterkeit von einem jähen Tode angeſprochen worden, und da ſich keine zweite fand, ſo war es, nach einem diesmal von Frau Benedicte und Herrn Hennicke gleichmäßig gelöſten Rechenexempel, das Gerathenſte, den Buben heimzurufen und gleichfalls in des doch einmal vorhandenen Candidaten Information zu geben.

— — Und eines Nachmittages im September, da auf Gekenhof die hohen Bäume im warmen Sonnengolde ſtanden, iſt von der Heerſtraße ein blonder Knabe darauf zugewandert. Man hat ihn auf zwölf Jahre ſchätzen können; einen Schulranzen hat er auf dem Rücken und einen dicken Stab in ſeiner Hand gehabt. Als er auf die jetzt immer herabgelaſſene Zugbrücke getreten iſt, hat er feſter ſeinen Stab gefaßt, wie um den großen Hunden zu begegnen, welche derzeit aus den Herrenſitzen mit Gebell den Ankommenden entgegen zu ſtürzen pflegten. Aber es iſt dergleichen nichts geſchehen; nur ein ſchwarzhaariges Dirnlein hat mit den Armen über das Brückengeländer gehangen und von einem Stücklein Brodes für die Fiſche drunten abgebröckelt.

„Wer biſt Du?“ frug der Knabe, als ſie jetzt den Kopf zu ihm herumwandte. „Wohnſt Du hier?“

„Das Haus ſteht leer," ſagte das Mädchen; „ich und meine Großmutter wohnen allein darin; wir halten auch die Uhr in Ordnung. Hörſt Du? Da ſchlägt es eben Vier!"

Als die Uhr vom Hauſe ausgeſchlagen hatte, frug der Knabe wieder: „Wer iſt denn Deine Großmutter?" — „Mein Großvater war der Förſter hier im Walde."

„So?" ſagte der Knabe. „Ich kenne Euch nicht; aber Ihr dürft hier ſchon noch wohnen bleiben; denn ich brauche das Haus noch lange nicht!"

Die Kleine hatte ſich gerade vor ihm hingeſtellt. „Du!" rief ſie. „Da werden wir Dich wenig fragen; das Haus gehört Herrn Hennicke, der drüben hinter dem Walde wohnt."

Aber der Bube ließ ſich das nicht anfechten. „Herr Hennicke iſt mein Vater," ſagte er; „aber das Haus iſt mein; denn es iſt meiner Mutter Haus geweſen."

Als er ſo redete, iſt von dem Hauſe her eine ältliche Frau zu ihnen getreten, deren Antlitz von verwundenem Leide zeugte, und auch davon, daß ſie fremdem Willen ſich zu beugen hatte lernen müſſen. Eine Weile ließ ſie ihre Augen auf dem Knaben ruhen; dann ſprach ſie: „Siehſt Du es denn nicht, Heilwig? Das iſt der Junker Detlev! Ich kenne ihn nach ſeiner Mutter Angeſicht; und alle Armen und Bedrückten werden ihn auch daran erkennen."

Sie hatte dem Knaben ihre Hand gereicht; Heilwig aber ſah ihn groß aus ihren blauen Augen an. „O Junker Dethlev,“ rief ſie, „Du ſiehſt ganz anders aus als Deine Brüder!“

„Ich kenne meine Brüder nicht,“ ſagte der Junker, „ich kenne Euch hier Alle nicht! Wenn meine gute Baſe nur noch lebte, ſo wäre ich erſt gekommen, wenn ich mündig war; der Herzog hat mir auch verſprochen, daß ich auf ſeiner neuen Univerſität ſtudiren ſoll!“

„Aber,“ ſagte die Förſtersfrau, „hat denn Herr Hennicke Euch kein Roß zum Reiten in die Stadt geſchickt?“

„Ich gehe lieber,“ entgegnete er kurz, „als daß ich auf Frau Benedicte's Pferden reite!“

— „Und wißt Ihr denn auch, daß Ihr an der jetzigen Wohnung Eures Vaters vorbeigewandert ſeid?“

Der Knabe nickte. „Das weiß ich wohl; ich will erſt meiner Mutter Bildniß ſehen, bevor ich nach dem fremden Hauſe komme!“

„Mit Gott, Junker Dethlev!“ ſprach die Alte, indem ſie einen Schlüſſel von ihrem Gürtel löſte; „Heilwig mag Euch die Sommerſtube aufſchließen, indeſſen ich Euch einen Imbiß unter Eurer Mutter Dach beſorge!“

Das war der Junker wohl zufrieden; und während dann die Alte in der düſteren Küche zu handtieren anfing, ſtiegen die Kinder mit einander in das Oberhaus hinauf.

— — Als ſpät mit Dunkelwerden der Junker

Dethlev auf Frau Benedicte's Hof kam, haben die beiden Füchſe ſchon am Thor auf ihn gelauert und ihn mit Lärmen in das Haus gezogen; er ſollte ihnen gegen den dummen Informator beiſtehen und ihnen den Kukuk aus dem Neſte ſchmeißen helfen! Frau Benedicte, da er bei ſeiner Abendſchüſſel geſeſſen, hat das feine Tuch ſeines Wammſes mit ihren mageren Fingern ausgeprüft und ihm geſagt, das paſſe hier nicht auf dem Lande; auch werde ſie ſchon morgen ihm die blonden Locken ſtutzen. Herr Hennicke aber iſt auswärts bei einem Nachbar zum Gelag geweſen.

Gleichwie indeß der Junker Dethlev ſich Frau Benedicte's Schere zu erwehren verſtand, ſo wurden auch die Hoffnungen der beiden Füchſe nicht erfüllt. Sie wußten freilich nicht, daß Dethlev mit dem „Kukuk“ vor ſeiner Mutter Bild geſtanden hatte, und konnten deshalb nicht begreifen, warum er nicht ihre Kameradſchaft der des dummen Mädchens vorzog, ja ſogar gleich dieſer und zu des verhaßten Informators Freude emſig bei den Büchern ſaß.

Herr Hennicke ſelber iſt ſeinem älteſten Sohne meiſtens aus dem Weg gegangen und hat weder in Schimpf noch Ernſt zu ihm geredet. Nur wenn der Junker ſich bisweilen ſeines mütterlichen Erbes annahm, ſei es, daß er für einen armen Hörigen Fürſpruch that, oder daß er den ſichtlichen Verfall des alten Hauſes aufzuhalten wünſchte, dann hat Herr Hennicke ihn drohend angeſchaut und ihn mit hartem Wort zurückgewieſen; doch noch niemals, was die beiden Füchſe ſich mit Neid erzählten, hatte er eine Hand zum Schlage gegen ihn erhoben.

Auf dem Eekenhofe iſt der Junker oft geſehen worden. An Winterabenden ſaßen er und Heilwig vor dem Ofenfeuer, und die ſpinnende Förſtersfrau erzählte ihnen die Geſchichten von den Bildern droben, ſoweit ſie ſelber davon wußte. Im Sommer, zumal wenn draußen gar zu dumpfe Schwüle lagerte, gingen ſie auch wohl nach dem kühlen Saal hinauf. Als einſt die Schritte des Knaben gar zu hallend in dem ſtillen Raume tönten, legte Heilwig die Hand auf ſeinen Arm: „Du! Du mußt leiſe gehen!“

— „Leiſe? Warum denn leiſe?“

„Ja, Deine Mutter iſt doch todt; und auch die andern, die hier abgebildet ſind!“

Da that er, wie ſie ſagte; und flüſternd gingen ſie von einem Bild zum andern, bis vor dem Bilde von Dethlevs Mutter ihr Geſpräch verſtummte.

An andern Tagen ſtrichen ſie mit einander durch den nahen Wald, und wenn der Durſt ſie überfiel, liefen ſie zu einem Käthner, deſſen kleines Heimweſen dicht am Waldesrand gelegen war. „Forthmann,“ ſagte dann wohl der Knabe, wenn er das Krüglein Milch aus deſſen Hand an Heilwig reichte, „warte nur, Du ſollſt zu Deiner einen Kuh noch einmal zwei dazu bekommen!“ Und der arme Hörige antwortete: „Ja, ja, Herr Junker, Euer Großvater iſt auch ein guter Mann geweſen.“

Mitunter redeten die Kinder gar ernſthaft mit einander; und einmal, da ſie in einſamer Waldlichtung im Graſe beiſammen ſaßen, ſagte Dethlev: „Erzähl' mir doch einmal von Deinem Vater, Heilwig! Iſt er denn niemals hier geweſen?“

Heilwig ſchüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht,“ ſagte ſie, „Großmutter ſpricht nicht gern von ihm; ich glaube, Dethlev, er iſt kein guter Mann geweſen; denn er hat meine Mutter verlaſſen, bevor ich noch geboren wurde, und ſie iſt dann darum geſtorben.“

Der Knabe wurde nachdenklich; dann aber ergriff er die kleine Hand des Mädchens und flüſterte ihr zu: „Sag' es zu keinem Menſchen, Heilwig, auch nicht zum Informator; aber ich glaube, mein Vater iſt auch kein guter Mann!“

Heilwig rührte ſich nicht; und ſo ſaßen die Kinder in ihrer Einſamkeit noch lange ſchweigend Hand in Hand.

Ein paar Jahre waren dahingegangen, aber je höher die gegenſeitige Anhänglichkeit der Kinder geſtiegen war, deſto tiefer hatte ſich in Herrn Hennicke's Bruſt der Groll gegen den Junker Dethlev eingegraben, bei welchem jetzt allein ſein Liebling vor der Anderen Unbill Hülfe ſuchte. Und wenn er grübelnd den beiden

Kindern nachſchaute, ſo vermochte, trotz der Furcht vor dem Jähzorn ihres Eheherrn, Frau Benedicte ſich kleiner Stachelreden nicht mehr völlig zu enthalten. „Was läufſt Du allzeit hinter dem flüggen Vogel!“ ſprach ſie dann wohl, und es blitzte vergnüglich in ihren kleinen Augen; „ſie hat doch den blonden Jungen lieber, ſo ſchwarz ſie ſelber iſt!“ Oder ein ander Mal: „Es wird nicht anders, Hennicke; noch ein paar Jahre, ſo mußt Du Dir den Paſtor ſuchen gehen, der das ſüße Pärchen trauen darf!“

Und eines Nachmittags nach ſolcher Aufreizung iſt Herr Hennicke nach Eekenhof gekommen, wo in einer Waldkoppel die Leute im Heuen arbeiteten. Er ging aber nicht dahin, ſondern trat in die Kammer der Förſtersfrau, die hinter ihrem Rade ſaß.

„Wo iſt Heilwig?“ frug er.

„Sie iſt um Erdbeeren mit dem Junker Dethlev in den Wald gegangen.“

„Ihr ſolltet ſie beſſer an Euch halten!“ ſprach er barſch.

Die Frau ſeufzte, und Herr Hennicke ging hinaus. Als er danach grollend und unſchlüſſig draußen über dem Heckthor des Waldes lehnte, vernahm er vor ſich aus der Ferne das Lachen zweier junger Stimmen. Da rief er: „Heilwig! Dethlev!“ Aber es antwortete Niemand; es wurde völlig ſtill nach ſeinem Rufen. Dann, da er mit allen Sinnen horchte, kam auf ſeinen wiederholten Ruf noch einmal ein Geräuſch; aber es war nur, wie wenn von Forteilenden die Büſche knackten.

Zornig ging er auf dem Waldwege fort, bis die Holzkoppel ihm zur Seite lag, wo unter dem Vogte die Leute in der Arbeit waren. Da hielt er an. „Vogt!" rief er, „haſt Du den Junker Dethlev und die Heilwig hier geſehen?"

„Wohl, Herr!" Und er wies mit ſeinem Knittel ein Stückchen aufwärts an dem Waldesrand. „Sie ſind dort nach des Forthmann Hauſe zugelaufen. Soll ich ſie holen, Herr?"

Herr Hennicke warf einen raſchen Blick über die Schaar der Arbeiter. „Wo iſt der Forthmann?" frug er.

„Der iſt erſt morgen an der Reihe."

Herr Hennicke hieß den Vogt zur Stelle bleiben; er ſelber aber ſchritt haſtig über die Felder, bis er des Käthners Haus erreicht hatte. „Wo ſind der Junker Dethlev und die Heilwig?" frug er dieſen, der eben einen Eimer Waſſers aus ſeinem Brunnen aufgezogen hatte.

Der aber, als er das zornrothe Antlitz ſeines Herrn erblickte, fürchtete, daß den Kindern ein Leids geſchehen werde, und antwortete ſtockend: „Ich weiß nicht, Herr; ſie ſind nicht hier geweſen."

„Du lügſt, Forthmann!" rief Herr Hennicke.

„Nein, nein, Herr; ich weiß nichts von dem Junker!"

Herr Hennicke hieß den Mann ins Haus gehen und dort auf ihn warten. Er ſelber ſuchte draußen nach den Kindern; er ſtieß einen Haufen Reiſig auseinander, er riß die Pforte des kleinen Immenhofes auf; aber er fand ſie nicht. Endlich an einem Dornbuſch ſah er Heilwigs rothes Tüchlein flattern.

Als er damit in die Thür des Hauſes trat, ſtand der Käthner an einem hellen Feuer, das im Hintergrund der Lehmdiele unter dem Keſſelhaken lohte. Er rief ihn zu ſich und zeigte ihm das Tüchlein. „Weißt Du, Forthmann,“ frug er, „wie mein Großvater ſeine frevelichen Bauern ſtrafte?“

Der Mann ſtarrte ihn nur angſtvoll an.

„Geh,“ rief er, „und hol' den Eimer Waſſer, den Du vorhin aus dem Brunnen zogſt!“

Und als der Bauer mit dem vollen Eimer wieder in die Hütte trat, nahm Herr Hennicke ihm denſelben aus der Hand und goß das Waſſer in die Heerdflamme, daß ſie praſſelnd in weißem Dampf erloſch.

Eine Weile blieb er ſtehen, bis die ſtäubende Aſche ſich verflogen hatte; dann ſprach er; „Dein Feuer iſt todt; und wehe denen, die vor Wochenſchluß es wieder anzuzünden wagen; ſie ſollte ſchwere Buße dafür treffen!“

Er wandte ſich zum Gehen.

Da bekam der Hörige die Sprache wieder. „Herr, mein Weib iſt krank; die Woche hat ja erſt begonnen!“

Aber Herr Hennicke ging, während der Käthner wie in Betäubung beide Arme nach dem Fortſchreitenden ausſtreckte.

— — Am andern Morgen in der Frühe ritt Herr Hennicke wieder nach dem Eekenhof; er ritt durch das Heckthor in das Holz hinein. Als er an die Koppel kam, ſtand am Rande derſelben der Vogt mit einer Peitſche in der Hand; denn er paßte auf einen Säumigen, dem er den Willkomm' geben wollte.

„Gib's ihm doppelt auf den Mittag!" rief Herr Hennicke. „Jetzt komm mit mir; wir wollen nach dem kalten Heerde ſehen!" Und er erzählte, was geſtern in des Käthners Forthmann Haus geſchehen war.

„Herr," ſagte der Vogt, „es wird ſich Niemand dort die Fauſt verbrennen wollen!"

Herr Hennicke nickte. „Sie ſollen aber wiſſen, daß ſie nimmer ſicher ſind." Er gab ſeinem ſchwarzen Gaul die Sporen, und der Vogt trabte nebenher.

Weiter oben am Rande des Gehölzes lag die Kathe in der Morgenſonne, nichts Lebendes war zu ſehen, als eine Katze, welche auf der Schwelle ſchlief.

„Iſt Forthmann in der Arbeit?" frug Herr Hennicke ſeinen Vogt.

„Ja, Herr."

„Und das Weib?"

„Sie kann nicht; ſie liegt ſchon wieder mal an ihrem ſchweren Schaden."

Plötzlich riß Herr Hennicke ſein Roß zurück. „Was iſt das, Vogt?" rief er und wies nach dem zerfallenen Strohdach, aus deſſen Firſt es bläulich in die Luft ſtieg.

„Das Herr," erwiderte der Mann, und deckte ſich die Augen vor den ſchrägen Sonnenſtrahlen; „das iſt Rauch; und wenn's nicht auf dem Boden brennt, ſo iſt auch Feuer auf dem Heerd.“

Herr Hennicke war raſch vom Gaul herunter. Als er die Lehmdiele der Hütte betrat, ſah er wie geſtern ein helles Feuer unter einem Topfe lodern. Auf der einen Seite des Heerdes ſtand die kleine Tochter des Käthners in ihrem Lumpenkleidchen, auf der andern ſtand der Junker Dethlev, der leuchtenden Auges in die Flammen blickte und dem Feuer eben eine friſche Hand voll Reiſig zuſchob.

Erſt als die Dirne einen Schrei ausſtieß, ſah er ſeinen Vater vor ſich ſtehen. Er erſchrak heftig; als aber dieſer mit bebender Stimme frug: „Haſt Du Dich unterſtanden, dieſes Feuer anzuzünden?“ ſprach er: „Ja, Herr Vater; aber das Weib des Käthners liegt in ſchwerem Siechthum und kann der warmen Speiſe nicht entrathen.“

Herr Hennicke wies auf einen Eimer mit Waſſer, der neben dem Heerde ſtand. „Nimm!“ ſagte er, „und gieß das Feuer aus!“

Aber der Junker rührte ſich nicht.

„Nimm!“ ſchrie Herr Hennicke. „Oder glaubſt Du, daß Du ſchon Herr auf dieſem Boden biſt?“

Da ſprach der Junker: „Nein, Herr Vater, wohl bin ich hier der Herr; aber ich weiß auch, daß die Gewalt annoch in Eueren Händen liegt. Wenn ſie einmal in meinen iſt, ſo ſollen's meiner Mutter Leute beſſer haben!"

Bei dieſen Worten iſt der Grimm des Mannes losgebrochen. „Gib ihm die Peitſche!" ſchrie er dem Vogte zu, der eben eingetreten war. „Gib ihm die Peitſche!" Als aber der Vogt vor ſolcher Anmuthung zurückgewichen iſt, hat er den Stock aus deſſen Hand geriſſen und den Junker in das Angeſicht geſchlagen, daß das Blut hervorgeſchoſſen iſt.

Keinen Laut hat dieſer ausgeſtoßen; er iſt ruhig ſtehen geblieben, bis ſein Vater fortgeſchritten war. Aber nach Hauſe iſt er nicht gekommen und auch ſpäter in dieſer Gegend nicht mehr geſehen worden; nur auf dem Eekenhofe ſoll er deſſelbigen Abends noch geweſen ſein.

Der Sommer iſt dahin gegangen, ohne daß Heilwig nach Frau Benedicte's Hof gekommen wäre; als aber Herr Hennicke eines Morgens nach Eekenhof geritten kam, iſt ſie ſchreiend vor ihm davon gelaufen. Danach hätten die beiden Füchſe am liebſten ſelbſt den Kukuk in ihr Neſt geholt; denn es iſt böſe Zeit für ſie gekommen. Und immer ſeltſamer iſt Herr Hennicke in ſeinem Zorn geworden, daß ſeine Nachbarn ſprachen, der ſchwarze Henne gehe nun die Straße nach dem Narrenhaus; aber es iſt nur eine eigenwillige und trotzige Seele geweſen, die den Geboten Gottes ſich nicht hat fügen wollen.

Im Herbſt deſſelben Jahres iſt es geweſen, daß der Stier eines Bauern ſtößig wurde und Herrn Hennicke's Lieblingshunde die Därme aus dem Leibe geriſſen hat, ſo daß das Thier daran verrecken mußte. Als ihm ſolches kund geworden, hat er zuerſt dem Bauern an Leib und Leben wollen; dann aber iſt er anderen Sinnes geworden; er hat den Bullen greifen laſſen und ihn zum Hungertod verurtheilt.

Vom Hofe aus führte eine Thür zu einem Gefängniß, für welches man in dem Unterbaue eines Treppenthürmchens Platz gefunden hatte; ſtatt der Strolche und Vaganten, denen ſonſt darin Quartier gegeben wurde, war jetzt der Stier dort in der leeren Zelle angekettet, zu der Herr Hennicke den Schlüſſel in ſeiner eignen Taſche trug.

Als es aber in die zweite Nacht gekommen war, iſt ein ſolches Toben von der hungernden Creatur geweſen, daß im Hauſe Niemand den Schlaf hat finden können, als etwa die beiden Junker Henno und Benno, die ſich nur ſchnarchend umgeworfen, wenn das Stampfen und Gebrüll zu dröhnend durch die Mauern fuhr. Frau Benedicte ſelbſt in all' ihrer Hagerkeit hat aufrecht in den Kiſſen wach geſeſſen; mit jedem Nothruf des gefangenen Thieres hat ſie mehr Grimm und Ungeduld hinabgeſchluckt; dann aber iſt ſie jählings nach ihres Eheherrn Bette zugeſprungen, und da ſie in der mondhellen Kammer ſah, daß auch Herr Hennicke mit aufgeſtütztem Arm und offenen Augen dalag, ſo hat ſie

Alles nun mit einem Male wider ihn geſpieen und verlangt, daß er den Bullen von der Kette löſe. Er aber hat ſich nicht gerührt und nur geſagt, ſie ſolle ihre Kehle ſparen, ſo werde ſie es leichtlich noch dem Bullen abgewinnen.

Frau Benedicte hat nun nichts weiter richten können; als aber am Morgen der Bauer, dem der Stier zu eigen war, ſie gar um Fürwort bei dem Herrn angegangen, da hat ſie ihn voll Zornes angeſchrieen, er möge damit nach dem Eekenhof zur Baſtarddirne laufen.

— — Am ſelben Nachmittage, als Herr Hennicke in der Gewehrkammer verdroſſen ſeine Hakenbüchſe putzte, trat zögernden Schrittes Heilwig zu ihm ein. Als er ſie erblickte, ſchien ſein ſchwarzes Auge licht zu werden; er ſtreckte ihr die freie Hand entgegen, als wolle er nach einem Glücke greifen. Da ſie dennoch ſcheu und ſchweigend an der Schwelle blieb, ſprach er: „Weshalb kommſt Du nicht näher, Heilwig, da Du doch gekommen biſt?"

Da trat ſie näher zu ihm ihn. „Herr Pathe," ſprach ſie, doch ſo leiſe, daß er ſein Ohr zu ihrem Munde neigen mußte; „ich komme, ich wollte Euch um etwas bitten!"

Wie eine Freudenbotſchaft hat das Wort dem finſteren Manne geklungen; er warf ſein Jagdgewehr bei Seite und ergriff die beiden Hände des Mädchens. „Bitte nur, Heilwig!" ſagte er, ſie heftig ſchüttelnd;

„Du haſt mich nie gebeten, nun mach's gleich ſo, daß ich es fühlen kann!"

Doch als ſie darauf ſprach: „Herr Pathe, ſo laſſet doch den armen Stier am Leben!" da fuhr er auf und ſchrie: „Wer hat Dich hergeſchickt? Du redeſt mit Frau Benedicte's Zunge!" Dann wieder, da das Kind ob ſeiner Heftigkeit in Thränen ausbrach, hat er ſie plötzlich auf den Arm gehoben und iſt mit ihr die Treppe nach dem Hof hinabgeſtürmt. Erſt vor der Zelle, aus der das dröhnende Gebrüll hervorbrach, ließ er ſie zur Erde. Als aber die Bohlenthür geöffnet war, und Heilwig, von den blutrothen Augen des raſenden Thiers erſchreckt, entfliehen wollte, hielt er ſie feſt und hieß einem Hofjungen ein Bündel Heu herbeiholen, ſo groß er es mit beiden Armen faſſen könne. „Nun, Heilwig," rief Herr Hennicke, als jetzt der Stier den duftigen Haufen ſtampfend und ſchnaubend mit dem rauchenden Maul durchwühlte; „da haſt Du Deinen Willen; nun aber ſollſt Du für Dich ſelber bitten!"

Das jetzt zwölfjährige Mädchen, das nur mit Widerſtreben feſtgehalten wurde, zuckte bei dieſem Wort erſchreckt zuſammen; dann aber hob es ſich auf den Zehen zu dem großen Mann empor, und ſeine blauen Augen glänzten plötzlich, nicht wie die eines Kindes, ſondern wie die Augen eines Weibes.

„Sprich!" ſagte er erwartungsvoll.

Da ſprach ſie; aber es klang faſt mehr wie zornig, als wie bittend: „Herr Pathe, ſo ſollet Ihr den Junker Dethlev wieder kommen laſſen!“

Herr Hennicke zuckte jäher noch zuſammen, als vorhin Heilwig; er antwortete nicht, er ließ nur die Hand des Mädchens fahren. Und ſo ſtanden Beide wortlos neben einander, bis das erneuete Gebrüll des Thieres kund gab, daß auch das vorgeworfene Futter ſeinen Hunger noch nicht geſtillt habe.

— — Als es Winter wurde, kam eine Rede über den Junker Dethlev, er ſei von Lübeck aus mit einem Spanienfahrer als Schiffsjunge in die weite Welt gegangen; zugleich erhob ſich das Gerücht, im Ritterſaale auf Eekenhof ſteige wiederum das Bild aus ſeinem Rahmen, in hellen Nächten zeige ſich die todte Frau am Fenſter und ſchaue aus nach dem Verſtoßenen.

Als das zu Herrn Hennicke's Ohren drang, ergrimmte er heftig und verſchwor ſich, er wolle dem verfluchten Spuk ein Ende machen. Mit blankem Jagdmeſſer, ſo heißt es, habe er vor dem Bilde geſtanden, um es zu zerſtören; aber die ſtillen Augen hätten ihn angeſchaut, daß ſein zum Stoße ſchon erhobener Arm herabgeſunken ſei.

Nach dieſem iſt der Saal von keinem mehr betreten worden; wie einſt der Letzte des Geſchlechts es ausgeſprochen, die Bilder der Abgeſchiedenen ſind jetzt alle wie in einer Gruft beiſammen geweſen. Nur wenn in Mondnächten ſich die weite Himmelsferne öffnete, zumal wenn im Aequinoctium die Stürme tobten, ſoll jene nächtliche Erſcheinung ſich noch oftmals wiederholt haben.

Die beiden Bewohnerinnen von Eekenhof wollten nichts davon geſehen haben; nur einmal, da ſie Nachts in ihrer Schlafkammer, welche unter dem Saale lag, vom Sturm erwachten, haben ſie über ſich ein Rauſchen wie von Frauengewändern hören können, und haben dann für den Junker Dethlev und für die todte Frau ein ſtill Gebet geſprochen.

* * *

Manches Jahr war dahin gegangen; längſt war der Informator in das ſtatt Ehrenſoldes ihm verheißene Pfarramt eingetreten; in dem Hauſe auf Eekenhof wohnte eine halbblinde Greiſin mit einer friſch erblühten Jungfrau, deren wehendes Kraushaar jetzt in ſchweren Flechten gefeſſelt lag. Nur zum Kirchgange an Sonn- und Feiertagen oder wenn ihr Pathe ſie zu ſich kommen hieß, und auch dann nur für kurze Stunden, verließ Heilwig die Großmutter und den einſamen Bezirk des Hofes. Doch wenn der Tag ſich neigte, zumal im Frühjahr, wenn vom Norden her die Vogelſchwärme zogen, ſchritt ſie manchmal über die Landſtraße nach einem jenſeits belegenen Haidehügel und ſpähte in die Ferne, bis das Abendgold verglommen war. Mitunter, am Sonntag Abend, kam der junge Paſtor die Straße herauf gewandert; dann lief ſie ihm entgegen, und ſie gingen Hand in Hand über die Brücke und nach dem Hauſe zu der blinden Großmutter.

Im Dorfe hieß es eine Zeit lang, der junge Paſtor freie um das ſchwarze Mädchen auf Eekenhof. Allein ſie irrten; er war es nicht, nach welchem das Mädchen in die Nacht hinausſah.

— — Drüben in der Stadt, in einer Maienwoche, war wieder einmal Landgericht gehalten worden; ſechs königliche Trompeter und ein herzoglicher Heerpauker, durch die Straßen reitend, hatten es verkündigt; und von allen Seiten war man herbeigekommen, ſei es, um alten Streit zu ſchlichten oder um neue Rechte zu begründen.

Auch Herr Hennicke war dort geweſen. Schon zuvor hatte er durch Zeugen dargethan, daß ſein jetzt mündiger Sohn aus erſter Ehe vor nunmehr faſt zehn Jahren auf einem Lübiſchen Kauffahrer nach dem Mittelmeer das Land verlaſſen habe, und daß von Schiff und Mannſchaft ſpäter keine Kunde laut geworden ſei; nun hatte er es ſo gut wie unter Brief und Siegel, daß der Junker Dethlev als ein Verſchollener durch Spruch des Landgerichts für todt erklärt, und ſomit der Eekenhof des Vaters Erb und Eigen werde.

Aber noch ein Anderes wollte Herr Hennicke in der Stadt betreiben. Etwas war doch auf Erden, woran ſeine Seele hing; nicht etwa ſeine anderen Söhne, die beiden Füchſe, welche jetzt ſchon gleich dem Vogte zwiſchen den Leibeigenen die Peitſche führten; es war noch immer das Kind mit dem ſchwarzen Haar gleich ſeinem und mit jenen Augen, aus denen ein längſt verblichenes Antlitz wider ihn zu klagen ſchien. War es auch zur ſchlanken Jungfer aufgewachſen, das alte Spiel war geblieben; noch immer floh ſie ihren wilden Pathen und noch immer dürſtete ihn nach einem trauten Wort aus ihrem Munde. Nun aber — und Herr Hennicke, der auf der Heimreiſe war, ließ bei dem Gedanken ſeinen Gaul in Sprüngen tanzen — nun ſollte ſie ihm bald nicht mehr entrinnen können! Frau Benedicte's Zunge war in den letzten Jahren immer ſchärfer und ſpitziger geworden; das Schlüſſelbund zu Kammer und Keller hielt ſie ſo feſt in ihren mageren Fingern, daß ſelbſt Herr Hennicke es ihr nicht zu entreißen wagte; aber auch ihre Backenknochen traten ſpitz hervor; der Strom ihrer Rede wurde oft durch dumpfes Hüſteln unterbrochen, und es ſchien unvermeidlich, daß zum nächſten Frühjahr nur noch ein geſpenſtiger Nachhall ihres wirthſchaftlichen Waltens auf Trepp' und Gängen das Geſinde ſchrecken werde. Herr Hennicke aber ſah daraus das Kräutlein „Hoffnung“ grünen; er wollte dann das Kind, das einzige, das ihm im Sinne lag, nach Recht und Ordnung zu dem ſeinen machen; mit ihr allein wollte er dann auf ſeinem neuen Eigen hauſen, und ſpäter ſollte ſie die Erbin ſein; die beiden Füchſe mochten ſich auf ihrem mütterlichen Gute nähren. Schon jetzt hatte er wegen des erforderlichen Gnadenbriefes bei des Herzogs Kanzler vorgefragt und auch hierüber, wie er meinte, für den eintretenden Fall einen guten Zuſpruch mitbekommen.

Auf halbem Wege war Herr Hennicke bei einem Nachbar zum zweiten Morgenimbiß eingekehrt. „Was bringſt Du, Henne?“ frug ihn dieſer; „Dein ſchwarzes Antlitz leuchtet wie die gute Zeit!“ und dabei ſchenkte er ihm von Neuem in das weite Glas. Herr Hennicke trank; aber er war nicht der Mann, ſeine Gedanken beim Weine zu verrathen. Er wollte freilich plaudern; aber anderswo.

Fröhlich nickend ſchwang er ſich in den Sattel; und immer ſchneller ging der Ritt, vorüber an Frau Benedicte's Haus, dann auf der Straße fort nach Eekenhof. Als er an die ſchmale Holzbrücke kam, ſcheute das Pferd und wollte nicht mehr vorwärts; aber der Reiter drückte ihm die ſcharfen Sporen in die Weichen, daß es mit donnerndem Hufſchlag hinüberflog; oben aus den Eichenwipfeln fuhr krächzend eine Schaar von ſchwarzen Krähen, die ſeit Junker Detlev's Fortgang dort Beſitz genommen hatten.

Nur mit Mühe brachte Herr Hennicke ſein Pferd zum Stehen; dann rief er: „Heilwig! Heilwig!“ nach dem Hauſe zu. Und als ſie kam und zögernd näher trat, ergriff er ihre Hand und zog das erſchreckte Mädchen hart bis an die Hufen ſeines unruhig ſtampfenden Pferdes. Seine ſchwarzen Augen glänzten in dem von Wein und wilden Hoffnungen gerötheten Antlitz, und während ſie wie betäubt zu ihm emporſah, überſchüttete er ſie mit dunklen und verworrenen Andeutungen ſeiner Zukunftsträume. „Geduld nur, Heilwig!“ rief er. „Nicht mehr im Unterbau; da droben in den großen Stuben ſollſt Du wohnen; die Todten kommen nicht wieder; aber die dummen Bilder ſollen fort; ich will die begrabenen Augen nicht mehr um mich haben!“ Dann plötzlich riß er das Pferd herum und jagte fort, ſo wie er eben erſt gekommen war.

Eine Weile ſtarrte ihm das ſchlanke Mädchen nach; dann floh ſie ins Haus zurück und warf ſich weinend zu den Füßen der halbblinden Greiſin. Nur Eines aus den wüſten Reden ihres Pathen hatte ſie herausgehört; ihr war, als habe er ihr Junker Dethlev's Tod verkünden wollen.

Aber die Großmutter ſtrich ihr die ſchwarzen Löckchen von der Stirn. „Sei ruhig, Heilwig,“ ſprach ſie; „der Stieglitz hat noch nicht geſungen!“

Und als Heilwig meinte: „Großmutter, hier ſingen keine Vögel mehr; die ſchwarzen Krähen haben ſie alle ja zerriſſen,“ da erhob die Greiſin ihren Finger, als wolle ſie oben nach dem Saale weiſen: „den einen nicht, Heilwig; den einen nicht; der iſt kein Futter für die Krähen!“

Nicht lange danach, an einem Sonntag Nachmittag, als eben Frau Benedicte ein ſelbſt gebrautes Kräutertränklein zum Kühlen in das offene Fenſter ſtellte, iſt auf dem Hofe dort ein Reiter von einer Schecken abgeſtiegen. Er iſt noch jung geweſen; aber in einer Tracht, wie man ſie vor einigen Jahren, da die Pariſer Moden noch nicht die Herrſchaft gewonnen hatten, in Hamburg oder Lübeck an den vornehmeren Kaufherren hatte ſehen können, die aber auswärts in den deutſchen Handelsplätzen auch gegenwärtig noch im Schwange ſein mochte. Der volle blonde Bart floß lang herab auf einen dunklen mit Marderpelz verbrämten Mantel, an welchem das Halstuch von weißem Linnen mit goldener Spanne feſtgeheftet war; dagegen erſchien unter dem breiten Rand des Hutes das Haupthaar ſo kurz geſchoren, wie es nur immer Frau Benedicte einſt dem kleinen Junker Dethlev zugedacht haben mochte. Als er ſein Pferd einem herbeigerufenen Jungen übergeben hatte und nun die Freitreppe zum Hauſe hinaufſchritt, wurden in einem Leibgurt unter ſeinem Mantel ein Paar Piſtolen ſichtbar, deren Schlöſſer nach der neueſten Erfindung und außerdem von beſonders kunſtvoller Arbeit zu ſein ſchienen.

In höflichen, aber knappen Worten frug er die auf dem Flur ihm entgegentretende Schloßfrau nach ihrem Eheherrn, und wurde von dieſer, während ihre Augen eine behende Muſterung an ihm vollzogen, in das Oberhaus hinaufgewieſen. — — Droben, in einem ſonſt nicht benutzten Zimmer, ſaß Herr Hennicke ſchon ſeit dem frühen Morgen rechnend und vergleichend über den alten Papieren von Eekenhof; in der einen Hand die Feder, in der anderen den großen ſeltſam geformten Doppelſchlüſſel, der dort alle Thüren öffnete und ſchloß. Eben ſtützte er den Kopf, um von der ungewohnten Arbeit auszuruhen und ſtarrte mit heiterem Antlitz in den öden Raum, der außer ein paar wurmſtichigen Archivſchränken keine Ausſtattung an den getünchten Wänden aufzuweiſen hatte. In ſeinen Gedanken mochte er zwei Gräber vor ſich ſehen; auf dem ſchweren Leichenſtein des einen eine hagere Frauengeſtalt mit feſtgeſchloſſenen Händen und darüber den Namen „Benedicte"; das andere ohne Namen, fern überm Ocean, unfindbar von fremdem Kraut und Ranken überwuchert. Da pochte es an die Thür, und als er auffahrend das Willkommswort gerufen hatte, trat der Fremde zu ihm ein.

Frau Benedicte war unten an dem Treppenaufgang ſtehen geblieben; aber ſie mühte ſich vergebens zu erhorchen, was droben hinter der dicht verſchloſſenen Thür verhandelt wurde. Einmal freilich war ein Geräuſch, als würde ein ſchwerer Stuhl erſchüttert, wie wenn etwa die Lehne von unſicherer Hand umklammert würde. Danach aber vernahm ſie nur den ruhigen Laut einer jungen Stimme, welcher die düſtere ihres Eheherrn zu antworten ſchien. Schon war ſie des vergeblichen Horchens müde, da wurde droben die Thür geöffnet, und ſie hörte den jungen Kaufherrn, während er hinaustrat, ſagen: „Prüfet nur, Ihr werdet alle Schriften und Sigille richtig finden; vor Allem aber denket, wenn ich morgen wiederkehre, daß Ihr mit keinem Fremden unterhandeln ſollt!“

Ein Huſtenanfall, den ſie vergebens zu erſticken ſuchte, trieb Frau Benedicte von ihrem Poſten; der Reiter aber, der ſchon gegen die Treppe zugeſchritten war, zu welcher der Hausherr ihn nicht geleitet hatte, ging jetzt raſch hinab, und unten über den Hausflur nach dem Hof hinaus. Als ein Windhauch ſeinen Mantel blähte, waren darunter in dem Leibgurt die koſtbaren Piſtolen nicht mehr ſichtbar; irgend etwas, ſei es ein beſtehendes Verhältniß oder ein ſonſt Geſchehenes, mochte ihn veranlaßt haben, dieſelben bei ſeiner Verhandlung mit dem Gutsherrn abzulegen und auch ſpäter nebſt gewiſſen Schriften dort zu laſſen. Seine Gedanken, wie ſein Weg führten ihn nach einem alten einſamen Hauſe; vielleicht auch, daß er nach den eben verlaufenen Kriegszeiten die dort wohnenden Frauen zu erſchrecken fürchtete, wenn er in Waffen zu ihnen einträte.

Herr Hennicke aber in ſeinem Archivzimmer ſah noch mit ſtumpfen Blicken auf die zurückgelaſſenen Papiere, als ſich von draußen die Stiege herauf Frau Benedicte's Hüſteln hören ließ. Sie hatte vom Fenſter aus dem Fremden nachgeſpäht, ſie hatte ihn im Hofe ſein ſcheckiges Roß beſteigen und dann durch das Thorhaus auf die Heerſtraße hinausreiten ſehen; aber des Mannes Antlitz und Gewandung war ihr unbekannt geblieben. Nun trat ſie athemlos zu ihrem Eheherrn in die Stube. „Rechneſt Du noch immer um Dein neues Erbgut?“ frug ſie ſcharf.

Er ſtieß ein Lachen aus. „Was willſt Du?“ entgegnete er kurz.

„Du hatteſt Beſuch,“ ſprach ſie; „ſag' doch, wer war's denn?“

Herr Hennicke ſah ſie mit düſteren Augen an. „Geh',“ ſagte er; „ich brauch' hier keine Weiberzungen.“

Aber ſie forſchte weiter: „War's etwa einer von den Lübiſchen Stadtjunkern, bei denen Du in der Kreide ſtehſt? Mach' Dir auf meine Gülten keine Rechnung!“

Herr Hennicke war aufgeſprungen und that einen dröhnenden Fauſtſchlag auf den Tiſch. „Ein Stadtjunker, Frau Benedicte? — Beim Teufel, ich gäbe Dich mitſammt Deinem Hof darum, ſo es Einer von dem Krämervolk geweſen wäre! Da lies!“ rief er und ſchob ihr eines der Papiere zu. „Du ſollſt auch Deine Freude haben!“

Und Frau Benedicte nahm es und durchwanderte Zeil' um Zeile mit ihren nackten Augen; dann, als ſie ausgeleſen hatte, legte ſie es auf den Tiſch und ſagte: „Du wirſt ein Lump, Herr Hennicke; aber nicht der erſte, der aus ſeines Weibes Hand gefüttert wurde.“

Einige Augenblicke war es todtenſtill im Zimmer. Als aber Frau Benedicte den Blick auf ihres Eheherrn Antlitz wandte, that ſie einen gellen Schrei und ſtreckte jählings die Hände über ihren Kopf, als gälte es, ſich vor Mord zu ſchützen. Und doch hatte Herr Hennicke kein Glied gerührt; ja ſeine Arme hingen wie gelähmt an ſeinem Leibe; es waren nur die Augen, vor denen ſich das Weib erſchrocken hatte, worin es wie aus einem Abgrund aufgeſtiegen war.

„Was ſchreiſt Du?“ ſagte er; aber es war, als wollten die Worte aus dem trockenen Halſe nicht heraus. „Lies noch einmal, ſo wirſt Du ſehen, daß die Schrift gefälſcht iſt! Ich habe den Betrüger fortgejagt; er wird ſich hüten, zum zweiten Mal zu kommen.“

Frau Benedicte aber las nicht wieder; ſie ſah Herrn Hennicke mit ihren kleinen Augen an, als ob ſie ihm bis auf den Grund der Seele bohren wolle; dann, ihr ſchweres Schlüſſelbund vom Gürtel neſtelnd, ging ſie ſchweigend aus dem Zimmer.

Draußen lag noch derſelbe Sommertag auf Wald und Wieſen; doch neigte ſich die Sonne ſchon allmälig, und auf Eekenhof ſtreckten ſich die Schatten der beiden Treppengiebel ſchon bis auf die andere Uferſeite des Ringgrabens; die mächtigen Eichen aber leuchteten noch bis zur Wurzel im warmen Sonnengold.

An einem Mauerringe des Hauſes ſtand mit geſenktem Kopf die Schecke des blonden Reiters angebunden, und eben trat er ſelber aus der Thür und mit ihm die jungfräuliche Geſtalt Heilwig's. Der Reiter löſte ſein Pferd von dem Ringe; dann, je zu einer Seite es am Zügel faſſend, ſchritten Beide mit dem ruhig folgenden Thiere über die Zugbrücke, um es in einer der jenſeits ſtehenden Scheuern unterzubringen. Schweigend gingen die ſchönen jungen Menſchen neben einander; aber das Antlitz des Mädchens war von Freude geröthet und in ihren Augen war ein ſtiller Glanz; wie eine Braut nach dem erharrten Bräutigam blickte ſie mitunter über den Bug des Pferdes nach dem Reiter hin.

Als ſie dieſes in dem verfallenen Gebäude untergebracht hatten und wieder in das Freie traten, lag ein ſchweres Sinnen auf der Stirn des jungen Reiters. „Nein Heilwig,“ ſprach er zu dem Mädchen, das ſorgend zu ihm aufblickte; „es iſt nicht um meines Erbes willen; ich trag' ernſte Kunde für uns beide.“

Und da ſie leicht zuſammen bebte, ſetzte er hinzu: „Wir wollen nach unſeren Kinderplätzen, Heilwig; erſchrick nur nicht; meine Hand ſoll Dich um ſo feſter halten!“

Sie gingen um den Ringgraben, dem Heckthore des Waldes zu und waren in deſſen Schatten bald verſchwunden.

— — Ueber eine Stunde iſt dann wohl vergangen, und der Eekenhof hat wie verzaubert einſam dagelegen. Leiſe breiteten ſich die Schatten aus und verbleichte das Licht des Himmels.

Und als im letzten Abendſchein die beiden jugendlichen Geſtalten aus dem Dunkel des Waldes wieder aufgetaucht, da iſt das Mädchen mit den ſchwarzen

Flechten blaß wie eine Lilie geweſen, und die blauen Augen haben weit offen und von Thränen voll geſtanden. Mit geſenktem Haupte ging ſie neben ihrem ernſt blickenden Genoſſen. „Und iſt es denn ganz, ganz gewißlich wahr?“ frug ſie leiſe.

Der junge Reiter hatte ihre Hand gefaßt, als ob er ſie daran halten müſſe. „Dem reichen Kaufherrn,“ ſprach er, „der unerkannt ſeines Vaters und Geſchlechts Geſchicken nachforſchte, iſt Nichts verſchwiegen worden.“

Stumm ſchritten ſie über die Zugbrücke dem Hauſe zu; da ſprach er wieder: „Es iſt ſpät und wir müſſen den kargen Schlaf des Alters ſchonen; morgen, deß bin ich ſicher, wird da drinnen die alte Frau es uns beſtätigen.“

Sie neigte ihr Haupt noch tiefer, und wie in Demuth zog ſie ſeine Hand an ihren Mund. „Mein Bruder!“ ſprach ſie; es kam nur wie ein Hauch von ihren Lippen.

In der Kammer oben neben dem Ritterſaal, an deren Wänden einſt ſein erſter Schrei und ſeiner Mutter letzter Hauch erloſchen war, hatte man zur Nacht dem Gaſt die Lagerſtatt bereitet. Aber ſie blieb unberührt; im offenen Fenſter lehnte er und blickte über die Waldblöße hinaus, die ſich unten jenſeits des Ringgrabens ausdehnte. Es war eine jener lichtgrauen, ſchwülen Sommernächte; nichts rührte ſich draußen, weder das

Schleichen eines Nachtthieres, noch das Flattern eines Vogels; dann aber rauſchte es plötzlich wie aufathmend durch die Wipfel, und hinter ihm im Hauſe war es, als ob unſichtbare Hände an allen Klinken rührten. Die Nachtkerze, welche man ihm mitgegeben hatte, flackerte und erloſch; zugleich ſprang die Thür auf, welche durch eine Reihe anderer Kammern nach dem oberen Flur hinausführte. Er trat zurück und ſpähte in die leeren Räume nebenan; dann zog er die offene Thür ins Schloß und drehte wie unwillkürlich von innen den roſtigen Schlüſſel um.

Wieder ſank die ſchwüle Stille auf Haus und Wald, und wieder lehnte er halb wach, halb träumend in dem offenen Fenſter. Schon ſeit lange hatte es von der Glocke aus dem Giebel zwölf geſchlagen; nun war nichts hörbar, als oben von dem Uhrboden her das einförmige Klirren der Eiſenräder und das Rucken der Ketten, an denen die Gewichte hingen. Da endlich ſcholl wieder ein dröhnender Glockenſchlag in das Haus hinunter; der Junker wandte ſich vom Fenſter ab und lauſchte. Es folgte kein weiterer Schlag, es hatte Eins geſchlagen. Aber nebenan im Ritterſaale rauſchte es wie von Frauenkleidern, und jetzt deutlich hörte er: „Dethlev, Dethlev!“ wie mit angſterfüllter Stimme ſeinen Namen rufen.

Als er die Thür zum Saale aufriß, erblickte er bei dem Nachtſchimmer, der durch die Fenſter drang, eine weiße Frauengeſtalt, welche beide Arme ihm entgegenſtreckte.

Einen Augenblick nur ſtutzte er; dann trat er raſch auf die Erſcheinung zu. „Du, Heilwig!“ rief er, als eine warme Hand die ſeine faßte. „Was iſt Dir? Was hat Dich Nachts hier nach dem öden Saal hinaufgetrieben?“

Sie blickte ängſtlich um ſich her: „Die Uhr ſchlug ſo fürchterlich; ich wollte zu Dir; mir war, als droh' Dir Unheil hier im Hauſe!“

Er ſtützte ſie ſanft in ſeinen Armen. „Du träumſt, Heilwig,“ ſagte er; „was ſollte mir in meiner Mutter Haus geſchehen?“

— „Ich weiß nicht, Dethlev; aber laß mich bei Dir bleiben; die Sommernacht geht ja bald herum.“

„Nicht nur die Sommernacht; bleib immer bei mir, Heilwig!“

— „Ja, immer, wenn Du es willſt.“

Sie führte ihn zu einem der alten Seſſel, der noch wie einſtens, da ſie als Kinder ihn gemeinſchaftlich dorthin getragen hatten, vor dem Bildniß ſeiner Mutter ſtand; er ſollte nach ſeiner Reiſe jetzt der Ruhe pflegen. Als er ihr den Willen gethan hatte, zog ſie eine Fußbank darunter vor und ſetzte ſich zu ſeinen Knieen, den Kopf in ſeine beiden Hände legend. Und als er dann im Schlummer ſanft zu athmen ſchien, ſprach ſie wie aus Träumen vor ſich hin: „Mein Bruder! Mein lieber Bruder!“

Aber er hatte nicht geſchlafen; er neigte ſich zu ihr herab und flüſterte: „Mein traut Geſchwiſter!“

Dann wieder hob ſie den Kopf ein wenig aus des Bruders Hand. „Wie ſeltſam, Dethlev,“ ſprach ſie leiſe; „es iſt doch dunkel; aber ich ſehe deutlich Deiner Mutter Bildniß; ſie blickt uns freundlich an!“

„Ja, Heilwig; ſehr freundlich.“

Und dann ſchwiegen ſie. Sie wären faſt entſchlummert; da horchte Heilwig auf: „Was war das, Dethlev?“

— „Ich hörte nichts.“

„Doch! Da iſt es wieder; hörſt Du nicht? Da drinnen riß es an der Kammerthür!“

Der Junker hatte ſich aufgerichtet. „Die Thür iſt verſchloſſen,“ ſagte er.

Es war wieder Alles ſtill geworden; ſie hörten nichts mehr; es mochte nur der Wind geweſen ſein. Heilwig legte wieder das Haupt in ihres Bruders Hände; dann ſchwiegen Beide, ein plötzlicher Schlummer hatte ſie befangen.

Aber die Nacht war noch nicht herum, und es ſchlief nicht Alles in dieſem Hauſe. Wäre ſonſt ein Ohr noch wach geweſen, es hätte draußen im Flur das leiſe Oeffnen der Thür zur Winterſtube vernehmen müſſen; dann ebenſo leiſe unſichere Schritte durch dieſelbe bis zur Thür des Saales ſelbſt.

Unhörbar that ſich dieſe auf, und wie vorſichtig gegen die Kammerthür hinſchreitend, näherte es ſich den

Schlafenden. Doch es erreichte dieſelben nicht; ein dumpfer Schrei, wie aus der Bruſt eines entſetzten Thieres, durchbrach die Stille der Nacht.

Heilwig war jäh emporgefahren, als müſſe ſie mit ihrem Leibe den des Bruders decken; aber es war nicht mehr vonnöthen; ſie ſah nur noch eine taumelnde Geſtalt mit beiden Armen um ſich greifen und dann in ſchwerem Fall zu Boden ſtürzen. Zugleich erſcholl ein Klirren, als würde eine Waffe über den Fußboden bis zu ihren Füßen fortgeſchleudert.

Heilwig hielt mit beiden Armen des Junkers Hals umklammert; „Dethlev! Dethlev!“ raunte ſie ihm zu. Er aber antwortete nicht; er hatte ſich gebückt und ſeine Hand griff ſuchend auf dem Fußboden umher. Als er die Waffe erfaßt hatte, die unter ihrem Seſſel lag, und ſeine Finger an dem Schloſſe rührten, zuckte er zuſammen und es ſchüttelte ihn wie Fieberfroſt. Zugleich aber ſprang er auf, und den Arm feſt um ſie legend, riß er Heilwig mit ſich in die Kammer; und weiter, nachdem er haſtig aufgeſchloſſen, durch die Reihe der übrigen Kammern auf den Flur hinaus und hinab die Wendelſtiege.

„Wer war das?“ rief ſie, als Beide athemlos im Unterhauſe angekommen waren. „Der wollte Dich tödten, Dethlev!“

„Ich weiß nicht; frag' mich nicht, Heilwig; ich will jetzt nur Eines wiſſen! — Aber meiner Mutter Erbe werde ich nimmermehr verlangen.“

Er zog das Mädchen wieder mit ſich fort, bis in die Schlafkammer der Großmutter, bis an das Bett der ſchlummernden Greiſin.

Sie hörten es nicht, wie draußen über der Zugbrücke eilige Schritte laut wurden, und ſahen nicht die fliehende Geſtalt, die jenſeits derſelben unter dem Schatten der Eichen in die Nacht verſchwand.

Herr Hennicke hatte Recht behalten; der blonde Reiter iſt nicht wieder auf den Hof gekommen, ſo emſig auch Frau Benedicte nach ihm ausgeſehen. Mit Erſterem ſelber aber mußte Seltſames geſchehen ſein; denn als, wie hergebracht, die Hausmagd mit der Morgenſuppe an ſein Bette kam, lag dort ein eisgrauer Mann mit eingeſunkenem Antlitz; als ſie aber mit Geſchrei von dannen ſtürzen wollte, war es die Stimme ihres Herrn, welche die Närrin erſt zurückrief und ſie dann ſammt ihrer Suppe zu allen Teufeln ſchickte.

Er hat aber wochenlang in der dumpfen Kammer fortgeſeſſen, bis eines Morgens drüben aus dem Dorf zu Ekenhof das Thurmgeläute hell herüberwehte, das man des dazwiſchen liegenden Waldes wegen nur ſelten hat vernehmen können. Da hat er aufgehorcht und den eben eintretenden Vogt gefragt, wer denn begraben würde. Als dieſer ihm berichtet, es ſei die alte Förstersfrau vom Ekenhof, hat er ſich arg erboſt, daß man ihm Nichts davon vermeldet, dann aber plötzlich nur den Namen „Heilwig“ ausgeſtoßen und befohlen, ihm ſein Pferd zu ſatteln. Er iſt jedoch nicht fortgeritten; der Hofjunge hat ſtundenlang das aufgezäumte Thier im Hofe umhergeführt, bis es endlich wieder abgeſattelt werden mußte. Und ebenſo erging es am anderen und am dritten Morgen.

Danach aber eines Tages ſah der Käthner Forthmann, welcher eine blanke Kuh am Seile führte, eine greiſe Reitergeſtalt über die Zugbrücke nach dem Ekenhof hinaufjagen und dort am Hauſe von dem Pferde ſteigen.

Der Käthner ſchüttelte den Kopf; er konnte ſich nicht denken, was der Mann dort ſuche, denn es wohnte Niemand mehr darin; ſeine Grethe war zu dreien Malen mit der Morgenmilch ans Haus gekommen; aber immer hatte ſie vergebens an die ringsum verſchloſſenen Thüren gepocht.

Auch jetzt iſt nichts Lebendiges zu ſpüren geweſen; ſelbſt die ſchwarzen Krähen mußten auf Atzung fortgeflogen ſein.

Der Reiter aber hatte mit einem ſchweren Doppelſchlüſſel die Hauptthüre aufgeſchloſſen. Vom Flur aus hat er die Räume des Unterbau's durchwandert; aber es iſt Nichts darin geweſen, als nur das ſtumme Geräth, das einſt den beiden Frauen zu ihrem einſamen Leben diente. Als er auf den Flur zurückgekehrt war, iſt er vor der Treppe ſtill geſtanden, als müſſe er auch hier die Stiegen noch hinauf; er hat aber nur den Fuß auf die unterſte Stufe geſetzt und mit heiſerer Stimme einen Namen in das Oberhaus hinaufgerufen. Als ihm von dorther nur ein dumpfer Hall zurückgekommen, hat er, wie von jäher Furcht befallen, das Haus verlaſſen und iſt vom Hofe fortgeritten; aber immer langſamer iſt das Pferd gegangen, und immer zuſammengeſunkener iſt die darauf ſitzende Geſtalt erſchienen.

Das alte Haus innerhalb des Ringgrabens lag wieder in ſeiner ſtillen Abgeſchiedenheit; nur die Krähen, als es Abend wurde, kehrten zurück und lärmten eine Zeitlang, bevor ſie ſich zum Schlafe in die Eichenwipfel ſetzten.

Herrn Hennicke's Wünſche hatten ſich erfüllt; der Junker Dethlev war durch landgerichtlichen Spruch für todt erklärt worden; Frau Benedicte lag unter ihrem ſchweren Leichenſtein. Aber Herr Hennicke iſt ein gebrochener Mann geweſen. Die beiden Füchſe, welche ſich allmälig zu ein paar breitſchulterigen, geizigen Hageſtolzen ausgewachſen, wirthſchafteten emſig auf dem einen wie auf dem anderen Hofe; ſie ackerten und ernteten und ſäckelten die Korngelder ein, ohne daß Herr Hennicke darein geredet hätte. Niemals hat er mehr ein Pferd beſtiegen; aber in beſtimmten Zwiſchenräumen iſt er am Stabe nach Eekenhof gewandert. Das Haus hat er nie betreten; aber auf der kleinen Bank unter den Eichen hat er oft geſeſſen, wie erwartungsvoll das

Antlitz dem Hauſe zugewandt, als ob dort in jedem Augenblicke die Thür ſich öffnen müſſe. Nur wenn vom Giebel plötzlich der Schlag der Uhrglocke herabgeſchollen, hat er wie erſchreckt emporgeblickt; denn die Uhr ſchlug nach wie vor; er ſelber hat dem Küſter aus dem Dorfe einen hohen Lohn gezahlt, daß er auf dem verfallenden Boden das Werk in ſtetem Gange halte. Wenn die Dorfkinder, vom Felde herkommend, hier vorübergingen, haben ſie ſich ſcheu von ferne die regungsloſe Greiſengeſtalt gezeigt und heimlich unter einander flüſternd ihren Weg verfolgt; denn ein unſicheres, aber furchtbares Gerücht iſt in den Bauernſtuben umgelaufen; es ſeien die Schattenhände der todten Frau geweſen, die Herrn Hennicke's Kraft gebrochen hätten.

Und ſo in ſeiner Einſamkeit iſt er bis an die äußerſte Grenze des Menſchenlebens gelangt. Von Heilwig aber und dem blonden Reiter hat ſich jede Spur verloren.

Zur Chronik von Grieshuus.

Zur Chronik von Grieshuus.

Zu meinen Jugendfreuden in der Heimath, wo uns die alte Gelehrten-Schule nicht zu ſehr den Geiſt verſchnürte, gehörten die Wanderungen aus der Stadt ins Freie. Zwar ging es nicht, wie anderswo, durch Feld und Wald, auch ſelten nur durch Feld und Buſch; denn nach Süden hin dehnte ſich die Marſch mit ihrer weiten, von Waſſergräben durchſchnittenen Weidefläche, während nordwärts, zu Oſten der nordfrieſiſchen Küſte, die ſandige Geeſt aufſteigt, ohne Wälder oder Bäume, nur ſelten mit Schwarz- oder Weißdornbüſchen auf den niedrigen Wällen, welche die einzelnen Felder von einander ſcheiden. Gleichwohl fand ſich für die Knabenſeele Augenweide und anregendes Geheimniß hier genug: über den Sand am Wegrande huſchten die Schlupfweſpen, flogen die ſchönen, grünen oder kupferfarbigen Cicindelen, an den gelbſchimmernden Abſtürzen der Sandgruben, die man hie und da paſſirte, zeichneten ſich die dunkeln Eingänge zu den unabreichbaren Neſtern der Uferſchwalbe; kletterte man hinauf und ſtampfte oben auf der dürren Bodendecke, ſo huſchten, einer nach dem andern, die ſchlanken Vögel aus ihren Höhlen und wimmelten oft ſchaarenweiſe in der Luft, während über ihnen aus nimmermüder Kehle der unabläſſige Geſang der Lerchen tönte.

Wohin es aber an freien Nachmittagen mich am ſtärkſten lockte, was auch noch jetzt mit ſeinem weltfremden Zauber der rauſchendſte Laubwald mir nicht erſetzen kann, das war die Haide, welche derzeit nach dieſer Richtung hin noch unabſehbare Strecken mit ihrem bräunlichen Steppenkraut bedeckte. Beſonders eine Stelle, welche von der Stadt aus nur nach mehrſtündigem Wandern zu erreichen war, die ich aber gleichwohl am liebſten und faſt immer nur allein beſucht habe; und deutlich ſteht es vor mir, wie ich ſie zuerſt entdeckte.

Ich ſaß ſchon eine Zeitlang auf den Bänken unſerer Prima, als ein ſtürmiſcher Oktobernachmittag mit ſeiner nordiſchen Sagenſtimmung mich herausgelockt hatte: kein Thier ließ ſich ſehen, der feine Sand flog in Wolken vor mir auf; nur einmal huſchte ein grauer Vogel über den Weg und verſchwand in einer Ritze des ſeitwärts laufenden Steinwalles. Nach ein paar Stunden erreichte ich ein kleines Dorf; es lag zwiſchen mageren abgeheimſten Feldern, der aus rohen Felsquadern aufgemauerte Thurm der tiefliegenden Kirche überragte kaum die niedrigen, nur ſelten durch eine

Rüſter oder Pappel halbverdeckten Strohdächer. Jenſeit derſelben begegnete mir ein alter Mann mit einer Furke auf der Schulter; „guten Tag!“ rief ich durch den Wind ihm zu; „guten Tag auch!“ wiederholte der Alte wie im Wiederhall; ich ſah es nicht, aber ich glaubte es zu fühlen, wie er ſtehen blieb und mir verwundert nachſah.

Ich ſchritt rüſtig durch den Wind hindurch, bald auf ſchmalem Feldweg, bald quer über Feld und Wälle; ein paar Mal flog die Mütze mir vom Kopf, aber der Boden ſtieg jetzt merklich aufwärts, und ſo war ſie immer wieder bald zu haſchen. Endlich ſtand ich vor der eingeſtürzten Wand einer ungewöhnlich großen, aber, wie es ſchien, ſeit lange außer Brauch geſetzten Sandgrube, welche mir jeden weiteren Ausblick wehrte. Als ich mit Hülfe einiger Ginſterbüſche emporgeklettert war, befand ich mich auf einer ebnen Fläche; doch kaum ein halbes tauſend Schritte weiter ging es, wenn auch ganz allmählich, wieder abwärts; und da hatte ich ſie, die Haide.

Die Zeit ihrer Blüthe mit dem bläulich rothen Seidenſchimmer war vergangen; düſter, in ihrer ganzen feierlichen Einſamkeit lag ſie vor mir: ein breites muldenförmiges Thal, anſcheinend ohne Unterbrechung von der dunkelen Pflanzendecke überzogen, das ſich wohl eine viertel Wegſtunde weit zu meinen Füßen dehnte und ſich dann durch die zuſammenlaufenden, faſt ganz mit niedrigem Eichenbuſch bedeckten, Höhenſeiten abſchloß.

Ich war oben bis an den Rand der Fläche vorgetreten: ein ſchmaler, ſcheinbar wenig benutzter Fußſteig lief in das Haidekraut hinab und mochte drüben an dem jetzt kaum erkennbaren Ausgange der Thalmulde wieder zur Ebene emporſteigen. Als meine Blicke länger an dem fernen Punkt gehaftet hatten, meinte ich den Reſt eines thurmartigen Mauerwerkes zu gewahren; aber die Dämmerung brach jetzt raſch herein, im Weſten lagerte unter ſchwarzvioletten Wolken ein Streifen düſteren Abendroths, und die Nacht begann das Haidethal zu füllen; auf den Höhen hörte ich wohl das Sauſen des Windes in den Krüppeleichen; aber meine Augen ſahen bald auch hier nur ein unterſchiedloſes graues Wogen. Nur meine Phantaſie hatte ſich dort den Thurm erbaut: „nicht jetzt, einſt," ſagte ich mir, „hatte ein derartiges Gemäuer dort geſtanden"; denn ich glaubte plötzlich zu wiſſen, wohin der Zufall mich geführt hatte. Nicht, daß ich jemals ſelber hier geweſen wäre; aber mit aufhorchenden Knabenohren hatte ich, und mehr als einmal, von dieſem Orte reden hören.

Ich wandte mich zurück; denn es trieb mich, trotz der Dunkelheit noch nähere Zeichen aufzuſpüren; auch hatten am Weſthimmel die Wolken ſich verzogen, und es leuchtete noch ein letzter Abendſchein über den mit kurzem Gras und Thymian bewachſenen Boden. Und bald, hin und wieder gehend, erkannte ich breite Streifen auf demſelben, die in hellerer Färbung nicht ſo ganz das karge Licht verſchlangen, wo wie aus Schutt nur dürre Halme aufgeſchoſſen waren. Augenſcheinlich hatte ich drei Seiten eines geräumigen Vierecks vor mir; zwei derſelben liefen bis an den Rand der Grube, die fehlende, welche das Ganze abgeſchloſſen hatte, und von der an der Südoſtecke nur noch ein Stück erkennbar war, mußte darüber hinaus gelegen haben und ſpäter fortgegraben ſein. Als ich mich über den Rand der Grube beugte, bemerkte ich drunten ein paar gewaltige Granitquadern, wie ſie zu Fundamenten breiter Mauern dienen, die zwiſchen Backſteintrümmern aus dem Sande ragten.

Gegenüber, nach der Thalmulde zu, ſchien eine kleinere, viereckige Zeichnung zwiſchen ſchmäleren Streifen anzudeuten, daß einſt ein Thorhaus hier geweſen ſei.

„Grieshuus!“ rief ich faſt laut. „Hier hat Grieshuus geſtanden!“

Noch einmal war ich gegen den Rand der Fläche vorgetreten und blickte in die jetzt ſo große Einſamkeit hinaus. Es reizte mich, da vor meinen Füßen den nur noch für die nächſten Schritte erkennbaren Haideſtieg hinabzugehen; aber, ein Wort war plötzlich in mir laut geworden: „die ſchlimmen Tage!“ Wenn eben jetzt die ſchlimmen Tage wären! — Unwillkürlich hielt es mich zurück: ein Aberglaube ſchwebte über dieſer Haide, der letzte Schatten eines düſtern Menſchenſchickſals, womit ein altes Geſchlecht von der Erde verſchwunden war. Es ſollte eine Zeit im Jahre geben oder einſt gegeben haben, wo dem, welcher nach Sonnenuntergang dies Thal durchſchritt, etwas Furchtbares widerfuhr, das die Kraft ſeines Lebens abſtumpfte, wenn nicht gar völlig austhat.

Auch war nicht Alles Sage; man wußte noch von denen, welche als die Letzten hier gehauſt hatten, wo jetzt der Sturm über die Haide fegte. Zum Theil lag es in alten Archiven, und es kam jeweilig bei dem Aufſuchen eines vergrabenen Dokumentes mit dieſem oder jenem Brocken an das Tageslicht; anderes hatten die Augen der damals Lebenden geſehen, oder ein Wort, ein Ton, den man zu deuten wußte, hatte hier oder dort die Luft ihnen zugetragen; und an Winterabenden, hinter dem Bierkrug wie am Spinnrad, nicht nur im Dorfe, auch drüben in der Stadt, ſaß man beiſammen und erzählte und fügte ſcheinbar ſich Fernliegendes aneinander, von den Urahnen herab bis faſt an den heutigen Tag; denn außer auf einem, gar bald fürſtlich und dann königlich gewordenen Gute, hatte kein anderes Adelsgeſchlecht in unſerer Nachbarſchaft geſeſſen.

An jenem Tage war ich ſpät erſt heimgekommen, freilich zum Schlafen früh genug; denn immer wieder ſtiegen die alten Mauern vor mir aus dem Boden: ich ſtand in dem umſchloſſenen Hofe und ſah durch den gewölbten Thorweg auf das Haidethal hinaus: auf beiden Höhenſeiten zogen ſich jetzt dichte Eichenwälder bis drüben an den Aufſtieg, wo ihre Kronen ſich vereinten; der Mond ſtand am Himmel und beleuchtete dort ein ſtumpfes Thurmgemäuer; mir war, als ſähe ich eine hohe Geſtalt in die Haide hinabſchreiten und dort verſchwinden. Während von den Höhen das Rauſchen der mächtigen Laubmaſſen, die der Sturm bewegte, an mein Ohr drang, hatte ich mich umgewandt: ich ſah auf die langgeſtreckte Front des Hauſes, deſſen graue Mauern von einer Doppelreihe niedriger Fenſter durchbrochen waren; in der Mitte unter einem ſpitzen Treppengiebel lag das hohe Hausthor, von welchem eine Steintreppe mit breiten Beiſchlägen auf den weiten Hof hinablief. — Schon wollte ich hinauf und in das Innere des Hauſes treten; aber das Brauſen des Sturmes wurde ſtärker, und ich ſah plötzlich nichts, als nur den Sand in Wirbeln über einem leeren Abſturz treiben.

Die Bilder, welche in dieſer Nacht in mir lebendig wurden, waren nicht nur Phantaſiegemälde; in einem älteren Werke über die einſtigen Herrenſitze unſeres Landes, das vor Jahren mir zur Hand gekommen war, hatte ich den Grundriß nebſt einer kleinen äußeren Anſicht von Grieshuus gefunden und mich ſchon derzeit ganz darin vertieft. Von nun an aber ließ es mir keine Ruhe mehr; wo ich irgend in Schrift- und Druckwerk oder im Gedächtniß eines Menſchen derart Verborgenes witterte, mußte es hervorgegraben werden;

vom Bürgermeiſter bis zu dem würdig redenden Barbier und Amtschirurgus, deſſen Becken, wie der Staupbeſen unſeres letzten Scharfrichters, durch Jahrhunderte auf den jetzigen Inhaber herabgeerbt waren, mußten mir alle ſtill halten. Auch trugen mein Fleiß und meine Unverſchämtheit mir unerwartet reiche Frucht; mein Vater aber, wenn er mich die eingeheimſten Kunden in das eigens dazu hergerichtete Heft eintragen ſah, nannte mich ſcherzend den „Chroniſten von Grieshuus“.

Und als ſolcher, nachdem ſeit damals wiederum ein halbes Jahrhundert abgelaufen iſt, will ich es jetzt erzählen.

Erſtes Buch.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts und noch während eines Decenniums ſpäter ſaß zu Grieshuus ob der Haidemulde, „baven de Haidkul“, wie es in gleichzeitigen Acten heißt, ein Junker, deſſen Familienname ſeit lange aus den Geſchlechtsregiſtern unſeres Adels verſchwunden iſt; auch weiß man von ihm ſelber nicht viel mehr, als daß ſeine Wirthſchaft und ſein Wappen die beiden Dinge geweſen ſind, von denen er, wenn überhaupt, bei gutem Trunk am breiteſten geredet hat; wie er dafür gerühmt worden, daß er ſeinen Acker nicht verunkrauten laſſe, ſo hat er auch mit lebender und faſt mit todter Hand gewehret, daß ſein adeliges Blut ſich nicht an dem gemeinen rothen Blut verfärbe. Gereiſet iſt er ſtets im Sattel; doch wenn die Glocken zum Gottesdienſt geläutet haben, iſt er in einen offenen Kaſtenwagen mit hohen rothen Rädern eingeſtiegen; denn als Patron ſtand ihm allein das Recht zu, auf dem Kirchhof bis vor den Eingang in die Kirche anzufahren; das durfte nicht verſäumt werden. An der Oſtſeite der Mauer, wo die Gruftkapelle war, befinden ſich noch jetzt zwei ungefüge Ringe, an denen der Fuhrknecht dann die Pferde anband. Aber das alte Haus hat derzeit, die ſeinen ungerechnet, nur auf vier Augen noch geſtanden.

Ein Paar von Zwillingsbrüdern iſt es geweſen, im Anfang faſt ſich gleich an Antlitz und ſchlanker Wohlgeſtalt: ein ſchmales Haupt mit hart an der vorſpringenden Naſe ſtehenden Augen und ſchwarzbraunem Hauptḥaar iſt allen dieſes Geſchlechtes eigen geweſen; bei dem älteſten der Brüder aber, dem Junker Hinrich, hat an den Schläfen ſich das Haar gleich einem dunklen Gefieder aufgeſträubt, ſo daß man ihn mit ſeinen grauen, oft jähe Funken werfenden Augen einem Adler ſoll verglichen haben. Bei dem Junker Detlew dagegen iſt das anfangs wellige Haar allmählich ſchlichter worden, bis es in Strähnen auf das Wamms herabfiel, und wenn, was drum nicht ſeltener geſchehen, Zorn oder Grimm ihn überkommen, ſo ſind ſeine Augen wie ſtumpf geworden, und hat niemand ſehen können, was dahinter vorgegangen. Es iſt nicht kund geworden, daß er den Hörigen oder dem Geſinde etwas Uebles angethan; aber dennoch ſind ſie gern ihm aus dem Weg gegangen, als ob ſolches gleichwohl von ihm zu fürchten ſei.

Zwiſchen den Brüdern ſoll kaum je ein Zank, noch weniger aber eine Kameradſchaft geweſen ſein, Erſteres wohl nur, weil jeder ſeinen eigenen Weg gegangen; denn während der Jüngere Liebling des Informators geweſen und auch noch nach den Lehrſtunden in ihrer Kammer über den Büchern geſeſſen iſt, hat der Aeltere alsbald den Bauern und Knechten draußen bei der Arbeit zugeſehen, auch wohl ſelber Sichel oder Pflug mit angefaßt; am liebſten iſt er aus dem Thorweg und dann geradezu den Fußweg durch die Haidemulde hinabgerannt und hat drüben oberhalb des Aufſtiegs, wo mit mächtigen Kronen die Wälder auf den Höhenſeiten zu einander traten, bei dem alten Revierjäger angeklopft, der dort mit einem Knechte in einem thurmartigen Aufbau hauſte. Unterweilen, wenn er trotz deſſen Warnung an Spätherbſtnachmittagen, die Mütze in der Hand, mit heißen Wangen durch das Hofthor ſtürzte, hat wohl der Alte ihn geſcholten: „Was iſt? Du haſt den Wolf geſehen!“ und „Komm mir ſo allein nicht wieder, Junker Hinrich!“ Dann hat der Bube nur gelacht: „Brumme nicht, Owe Heikens! Komm', und laß uns nun die Grube richten!" Und dann iſt der Alte doch nur zu gern mit ihm gegangen.

Der Vater mochte, ſo weit er darum wußte, dies Alles ſo geſchehen laſſen; denn obwohl ihm das Gut zu freier Erbverfügung ſtand, ſo war doch nach Haus- und Landesbrauch der Erſtgeborene allzeit als künftiger Gutsherr angeſehen worden, auch mag der Knabe ſelber ſolchen Sinns geweſen ſein; die Bauern aber und die Hofesleute ſind, je mehr die Brüder aufgewachſen, deß nur immer froher worden. Zwar iſt der Junker Hinrich, wie auch ſonſt die Meiſten ſeines Stammes, jach zur That geweſen; der Bibelſpruch, das: „Selig ſind die Sanftmüthigen," den bei der Einſegnung der beiden Brüder der Geiſtliche ihm auf den Weg gab, hat dagegen nicht verſchlagen wollen. Denn nicht lange danach war es, an einem Novembernachmittage; die Dämmerung fiel ſchon herab, und noch immer ſuchte er nach ſeinem weißen Leibhund, den er ſeit Mittag ſchon vermißte. Grollend war er aus dem Thorweg und bis zum Abſtieg vorgeſchritten: „Tiras! Tiras!" ſchrie er; dann ließ er durch die Finger einen gellen Pfiff erſchallen; und alsbald, da er ſich lauſchend vorgebeugt, kam es wie Klagelaute drunten aus der Haide. Da lief er in das hohe Kraut hinab, dem Schalle folgend, der wieder und immer näher ihm entgegendrang, und ſchon erkannte er einen von den

Knechten, der trug das große Thier auf ſeinen Armen. „Was ſoll das?“ rief er, „laß den Hund zu Boden!“

Das Thier aber ſtreckte winſelnd den Kopf nach ſeinem Herrn. „Es geht nicht;“ ſagte der Knecht; „unten am Moorloch hat er im Fuchseiſen feſtgeſeſſen.“

Der Junker ſtieß einen Fluch aus und wuchtete in der Fauſt den dicken Knotenſtock, womit er es vorhin dem Hunde zugedacht hatte: „Wo iſt Hans Chriſtoph?“ frug er. „Er ſollt' es fortnehmen; ſchon vor Mittag hatt' ich ihm's geheißen.“

„Der Junge iſt was vergeßlich, Herr; ich denk' er iſt wohl ſchon zu Hof gegangen.“

Als der Junker nach der wunden Pfote faßte, ſchrie das Thier erbärmlich. „Vorwärts“, rief er dem Knechte zu; „wir wollen auch zu Hof!“

Der Junge Hans Chriſtoph aber ſtand noch droben vor dem Thorhaus, und ein ſüßes zehnjähriges Dirnlein neben ihm. „Was willſt Du denn ſo ſpät noch?“ frug er; „es wird ja balkendunkel, eh' Du wieder heim im Dorf biſt; und hörſt Du? Es kommt Unwetter aus Nordweſt!“

„Ja,“ ſagte ſie und nickte mit ihrem blonden Köpfchen, „ich fürcht' mich auch; aber ich trag' hier Schriften, die ſo ſpät erſt fertig worden; mein Vater hat ſie für euern alten Herrn geſchrieben, und Du könnteſt ſie ihm wohl bringen; ich ſcheu' mich ſo vor ihm.“

Aber Hans Chriſtoph antwortete nicht; mit entſetzten Augen ſtarrte er auf den kleinen Zug, der eben jetzt den Haideſtieg hinaufkam; denn in erſchreckender Deutlichkeit baumelte das vergeſſene Eiſen an der Hand des voraufgehenden Knechtes; darüber erblickte er den weißen Hund, der gleich einem wunden Wild auf deſſen Armen lag. Und ſchon waren ſie oben, und der Junker ſtand mit grimmem, ſchier verzerrten Antlitz vor dem Jungen.

„Herr! Ach, Herr!“ Im Schrecken ſuchte der des Junkers Arm zu faſſen; aber ſchon hatte der ſchwere Stock des Jungen Kopf getroffen, daß er lautlos auf den Boden fiel.

Ein Schrei des blonden Dirnleins hat die Stille unterbrochen: „Pfui, pfui, der böſe Junker!“ Einen Augenblick noch hat ſie groß und angſtvoll zu ihm aufgeſchaut; dann unter ſtürzenden Thränen die Schriften, die ſie noch in Händen hatte, von ſich werfend, iſt ſie den Seitenſtieg hinabgerannt, der um die Gebäude nach dem Dorfe führte.

Der Junker Hinrich, der wie leblos dageſtanden, iſt plötzlich aufgefahren: „Bärbe! Bärbe!“ denn er pflegte mit dem Kinde ſonſt manch' gütig Wort zu reden; dann aber, da ſie ihn nicht hörte, hat er ſich über den wimmernden Jungen auf den Boden hingeworfen, Haar und Wangen ihm geſtreichelt und ihn letzlich mit dem Knechte nach ſeiner Kammer und auf ſein eigen Bett getragen.

Die dicke Ausgeberin, die mit der Magd ſchon vor der Küchenthür geſtanden, iſt emſig hinterher getrabt: „Nun Junker, da habt Ihr Saubres angerichtet; da draußen nichts als Nacht und Unwetter, und der Chirurgus meilenweit da drüben in der Stadt!“

Der Junker hat kein Wort darauf erwidert; aber er iſt fort- und nach dem Hof hinabgerannt; und kaum eine Stunde ſpäter hat er auf ſeines Vaters großem Rappen vor dem Stadtthor angehalten. Als aber nach vielem Rufen ihm geöffnet worden, war auf den dunkeln Gaſſen groß Gewimmel und Gejauchze; war doch am Nachmittage von geſammten Zimmerleuten aus Stadt und Amt der neue Galgen vor dem Oſterthore in Präſenz des worthabenden Bürgermeiſters aufgerichtet und ihnen dann frei Bier in großen Tonnen vom Magiſtrat verabreicht worden; da haben die anderen Gewerke auch nicht trocken ſitzen wollen, und ſind auf den Abend viel luſtiger Leute in der Stadt geweſen.

An einem Häuschen, das ſich auch im Dunkeln durch die im Winde klappernden Becken kenntlich machte, hatte der Junker ſeinen Rappen angebunden. „Holla, Frau Meiſterin, iſt denn Ihr Mann noch auf den Beinen?“

Die alte Frau, die mit einem qualmenden Lämpchen im Hausflur vor ihm ſtand, gab keine Antwort; mit verſtürztem Antlitz wandte ſie ſich um und lief in eine Kammer. „He, Nicolaus, Nicolaus!“ hörte er ſie rufen, „der Junker von Grieshuus ſteht draußen!“

Aber der Junker ſtand ſchon in der Kammer und vor der Bettſtatt, wo der Amtschirurgus ſchnarchend und voll ſüßen Bieres auf den Kiſſen lag. Da haben er und die Frau Meiſterin den trunkenen Mann mit gütlichen Worten ſanft gerüttelt, bis die müde Seele wie aus eines Brunnens Tiefe an die Oberwelt gelangte; als aber die mageren Beine nicht aus der Bettſtatt vorwärts wollten, hat der Junker zur Ermunterung mit ſeiner Peitſche hin und her geklatſcht, und als die Frau darüber ſchier verſchrocken worden, dem Manne ſelbſt in Wamms und Hoſen helfen müſſen. „So, Meiſter Nicolaus, Er braucht heut keine Sporen; und ſoll der Ritt ihm gut vergolten werden!“ Dann hat er ihm den Mantel umgeworfen und den Hut aufs Haupt geſtülpt: „Nun das Verbandzeug und das Apoſtalipflaſter!“

Und eh' er ſich's verſehen, hat der Amtschirurgus hinter dem Junker hoch zu Roß geſeſſen, die Kniee aufgezogen, die Hände um des Reiters Leib geklammert.

„Ade, Frau Meiſterin!“ Und unter des Junkers Sporen iſt der hochbeinige Rappe durch die dunkeln Gaſſen hingeflogen; dann durch das Thor und über die Felder in die Nacht hinaus. Als ſie, ſchon nahe an Grieshuus, bei der Kirche im Dorf vorüberbrauſten, hat der Küſter, der eben von einer Hochzeit kam, ein „Alle guten Geiſter!“ ausgeſtoßen und gemeinet, daß ein Hexenpaar an ihm vorbeifliege; denn der Mantel des Amtschirurgus hat wie ein Weiberrock im Wind geſtanden.

Und endlich klapperten des Rappen Hufen in der Thorfahrt von Grieshuus.

„Da bring' ich ihn, Greth-Liſe!" rief der Junker fröhlich, als er den hageren Chirurgus vorab in die Kammer ſchob.

„Still, ſtill, Junker Hinrich!" und die wackere Alte, welche eben des Jungen Kopf mit Waſſer kühlte, winkte dem Eintretenden abwehrend mit der Hand; „hier liegt ein Kranker, den Ihr ſelbſt gemacht habt."

Da warf der Junker ſich vor dem Jungen an die Bettſtatt: „Hans Chriſtoph, verklag' mich nicht da oben! Wir wollen's noch bei Lebzeit wett zu machen ſuchen!" Der Burſche aber richtete ſich ſtöhnend auf dem Ellenbogen in die Höhe, ſo daß die Füße mit den groben Nagelſchuhen, die man nicht abgenommen hatte, aus den Decken fuhren. „Junkherr," ſagte er bittend, „dann laſſet unſern Tiras auch von dem Balbirer doctern!"

„Den Tiras?" — Dem Junker wollte die Stimme nicht recht aus der Kehle, und eine Weile hat er ihm nur eifrig zugenickt. „Ja, ja, Hans Chriſtoph, auch den Tiras!"

Und danach hat der Amtschirurgus, dem der Nachtwind allen Dunſt vom Hirn gefeget, ſein barmherzig Werk verrichtet; an dem Jungen erſt, dann an dem Hunde; und an beiden iſt die Kunſt des Mannes nicht zuſchanden worden.

Zwar hat der Herrenſohn noch manche Nacht im Wechſel mit der unermüdlichen Greth-Liſe Krankenwacht gehalten; als aber eines Morgens der weiße Hund mit Sprüngen in die Kammer tobte, und dann der Junker rief: „Tiras, Halloh, ſo gieb Hans Chriſtoph doch die Pfote!“ Da hat der Junge vor Freuden hell aufgelacht und iſt nach ein paar Tagen ſelbſt vom Lager aufgeſtanden.

Nur nach dem blonden Dirnlein hat der Junker Hinrich noch manch' einmal vergebens ausgeſchaut, auch unterweilen ſich verdroſſen abgewandt, wenn ſtatt ihrer ein verhutzelt Männlein mit Schriftwerk in der Hand den Anberg zu Grieshuus hinaufgeſtiegen iſt.

— — Von dem jüngeren Zwillingsbruder, welcher derzeit in der Kloſterſchule zu Bordesholm geſeſſen, iſt ſolcherlei Gewaltthat niemals kund geworden; als man ſpäter ihm davon berichtet, hat er zu beidem, was vor und nach geſchehen, den Kopf geſchüttelt und nur geſagt: „Er weiß nicht, was uns ziemet.“ Zu dem Bruder ſelber hat er nie ein Wort davon geredet.

Auf der Univerſität zu Leipzig, die er bald danach beſchritten, hat er ſeine Juridica und Humaniora mit Fleiß tractirt, auch ſich in allen Dingen wohl verhalten, inſonders bei der wälſchen Kleiderhoffart, die dort arg im Schwange ging, ein jedes Uebermaaß vermieden. Gleichwohl, da er eines Sonntagnachmittages während der Vacanzzeit mit dem Bruder durch das Dorf hinabſchritt, reckten alle Bauern nebſt Kindern und Geſinde den Hals aus Thür und Fenſtern, um dem gelehrten Herrn in ſeiner Alamode-Kleidung, mit dem weißgepuderten Kopfe, Kniebändern und Manſchetten, nachzuſchauen. Als ſpäter Junker Hinrich den Weg allein zurückſchritt, im grauen Wamms, die Ledermütze mit der Falkenfeder auf dem dunklen kurz geſtutzten Haar, da waren es nur die jungen Dirnen, welche möglichſt weit die Augen aufthaten; nur waren ſie in die Tiefe des dunklen Flurs zurückgetreten oder bargen ſich hinter der offenen Hausthür und ſahen heimlich durch den Spalt, ſo lange es irgend reichen mochte.

Es wäre nicht noth geweſen, der Junker Hinrich hatte kein Auge für die Dirnen; ſo wenig, daß die jungen Knechte, die ſich deß doch hätten getröſten mögen, von ihm zu ſagen pflegten, der Junker ſei wohl ſchon ein Kerl; nur in dem Einen nicht!

Um ein paar Jahre ſpäter hat gleichwohl auch ihm ſeine Stunde ſchlagen müſſen; eine ſchickſalsſchwere, mit der die letzte ſeines Hauſes angebrochen iſt.

— — Jene arge Zeit war damals über unſer Land gekommen, deren Greuel unter dem Namen des „Polackenkrieges“ noch lange beim Bierkrug wie am Spinnrad im Gedächtniß blieben. Zwar unſer Herzog führte keinen Krieg, er redete zum Frieden: aber von den Streitenden war der junge ſchwediſche Kriegsfürſt ſeiner Tochter Mann, der mißtrauiſche Dänenkönig war der Mitregent der Lande und ſchonte weder dieſe, noch den Herzog, ſeinen Schweſterſohn. Nicht deſſen drückende Brandſchatzung war indeß das Schlimmſte; aber ihm zu Hülfe überſchwemmte fremdes Volk das Land: Kaiſerliche und Brandenburger, am gefürchtetſten die Polen, unter denen Türken und Tartaren mitzogen; ſie plünderten und vergewaltigten und erſchlugen, ſo ſie es vermochten, was ſich widerſetzte.

Unter den alſo Couragirten zählte ein altes verbiſſenes Männlein, das Zeit ſeines Lebens mehr die Feder, als die Waffen geführt hatte. In ſeinen beſten Jahren ein herzoglicher Kornſchreiber, hatte er noch vor Schluß des Mannesalters eine ſtädtiſche Waiſe zur Ehe einzufangen verſtanden und ſeit dieſem einträglichen Geſchäfte ſeinen beſchwerlichen Dienſt quittirt. Er hatte drunten in der Stadt ſich in dem Erbhaus ſeines Weibes eingerichtet, nach eigenem Behagen dem Schreibwerk obliegend, das ihm von Kirchen- oder Gaſthausvorſtehern oder anderen mit der Feder ungewandten Bürgern genugſam angetragen wurde. Aber die Frau verſtarb im erſten Kindbett und ließ ihm ſtatt ihrer eine Tochter, deren ſpätere Schönheit man weder der Mutter noch dem überlebenden Vater nachzurechnen wußte. Dieſem ſelber aber, ſo gern er ſonſt Abends in der Schenke ſeine Weisheit ausgeboten hatte, war ſeitdem die Stadt verleidet worden; ſei es ob ſo plötzlicher Verwaiſung ſeines Hauſes, ſei es wegen

Haders mit der Sippe ſeines Weibes, die das Neugeborene nicht in ſeinen Händen laſſen wollte.

Nun war es ſchon über ein Jahrzehnt, daß abſeit des Dorfes unterhalb Grieshuus ſich zur Verwunderung der Bauern ein ſtädtiſch Männlein angeſiedelt hatte, das Sommer und Winter in ſpitzem Hut und einem Vielfraßpelze in die Kirche ging. Das vom Hofherrn in Erbhäuer erworbene Grundſtück hatte er zum Garten umſchaffen, es dann mit Wällen einſchließen und dieſe mit Weißbuchen und Hagedorn dicht bepflanzen laſſen, ſo daß, als allmählich die Hecken aufgewachſen waren, die Giebelſeite des kleinen Hauſes wie aus einem grünen Neſt hervorſah, während ringsum kahle Felder lagen.

Wer am Winterabend durch die kleinen Scheiben hier hineingeſehen hätte, würde den Alten meiſtens mit der Feder in der Hand erblickt haben; vor einem Foliobogen gelblichen Papieres, worauf bei kargem Kerzenlichte ein Schreibwerk langſam weiter rückte. An Sommertagen mußte man ihn im Garten bei ſeinen Bienenkörben ſuchen, die dort gegen Oſten in doppelten Reihen über einander an dem hohen Zaune aufgeſtellt waren. Hier konnte man auch wohl das blonde Dirnlein ſehen, das mit ihm eingezogen war; mitunter ſaßen ſie beiſammen auf einem Bänkchen unterhalb der grünen Hecke; der Alte hatte dann ein aufgeſchlagen Buch in Händen und las ihr vor, oder er zeigte mit dem Finger und ließ die Kleine ſelber leſen. Ins Dorf hinunter kam ſie nicht; nur eine Zeit lang, da ſie größer worden, war ſie wohl mit Schriften auf den Herrenhof gegangen, die ihr Vater für den alten Junker angefertigt hatte. Dann hatte auch dieſes aufgehört; nun war ſie ſeit Jahren hier nicht mehr geſehen worden: eine alte Frau in feinem Tuchmantel und verbrähmter Kappe war mit ihr durch das Dorf und den Weg zur Stadt hinausgefahren, eine reiche „Möddersch", wie man ſich erzählte; das Kind ſollte was Beſſeres lernen, als hier im Dorf zu haben war, und in der großen Kirche eingeſegnet werden. Auch ſpäter hatte die Möddersch ſie nicht miſſen wollen; als aber jetzt die Tauſende des fremden Kriegsvolkes gegen die Stadt anrückten, hatte das Männlein, faſt mit Gewalt, die Tochter in ſein Gartenneſt zurückgeholt. Allein eben hieher ſprengte der Krieg ſein loſeſtes Geſindel; ſchon einmal hatte er vor des Herzogs Freunden, den längſt arg berufenen Schweden, das Kind ſo tief unter dem Dach verſteckt gehalten, daß es danach mit einem Spinnwebhäubchen auf dem blonden Haar hervorgezogen wurde; was er aber jetzt bei hellem Sonnenſchein durch eine Lücke des Gartenzaunes gegen ſein Haus herangelaufen ſah, die langen Schnauzbärte und die rothen Mäntel, das mußten Pollacken, wenn nicht gar Tartaren ſein!

Die Kniee des kleinen Mannes ſchlotterten; erſt eben hatte er droben hinter dem offenen Giebelfenſter eine helle Stimme ſingen hören. „Bärbe, Bärbe!"

rief er an das Haus hinauf; „die Pollacken, um Gottes Tod, ſchweig ſtill!“

Als gleich danach ein angſtvolles junges Antlitz aus dem Fenſter fuhr, ſtand er ſchon wieder an ſeinem vorhin verlaſſenen Bienenſtande, eine Drahtmaske vorgebunden, große Lederſtülpen an den Händen. Hurtig rückte er einen kleinen Holztritt von einem Stock zum andern, und ſchon waren unter dem tönenden Geſumm der Bienen alle oberen Körbe umgekehrt und lehnten mit der offenen Seite an den Rand des Gartenzauns.

Der Alte nickte, ein grimmiges Lachen fuhr wie ein Schluchzen aus dem zahnloſen Munde; dann ſtieg er zum letzten Mal von ſeinem Tritt und ſteckte den Kopf mit dem wehenden Greishaar durch die Zaunlücke; als er aber die Kerle, voran ein ſchlanker Burſch mit gezogenem Pallaſch, nach dem Hauſe zulaufen ſah, winkte er ihnen mit der Hand und ſchrie laut und immer lauter: „Paſchól! Paſchól!“ ein Wort, deſſen Sinn er zwar nicht kannte, das ihm aber in Entſtehung eines andern hier verwendbar ſcheinen mochte. Und wie er es gewollt hatte, die Polacken wandten ſich und kamen mit Geſchrei gegen die Zaunlücke hergeſtürmt; das Männlein aber nickte ihnen noch einmal zu; dann packte er mit beiden Händen eine Stange und ſchlug damit wie toll, Reih' auf und ab, gegen die offenen Bienenkörbe: „Paſchól! Paſchól!“ ſchrie er; und noch einmal „Paſchól!“ Und die wüthend gemachten Thiere ſtürzten ſich über den Zaun auf die erſchreckten Strolche, und Flüche und Luſtgeſchrei wurden zu Geheul, und der Anſturm zu einer wilden Flucht.

Als das kluge Männlein abermals durch den Zaun lugte, iſt der Haufe ſchon fern geweſen; die Hände vor den Augen, rannten ſie blind ins Weite; nur der Anführer hat ſich noch einmal umgewandt und unter unverſtändlichem Geſchrei wie drohend ſeine Fauſt gehoben.

— — Am Abend deſſelben Spätſommertages iſt es geweſen; der Mond, der eben glühroth aus den Nebeln aufgeſtiegen war, warf jetzt ſein ſilberklares Licht in die Gaſſen des kleinen Dorfes, als unter einem der niedrigen Strohdächer die hohe Geſtalt des Junkers Hinrich in den hellen Schein hinaustrat; der kunſtfertige Hufſchmied mochte an der neuen Pannen-Büchſe, die jetzt über ſeiner Schulter hing, den einen oder andern Fehl beſeitigt haben. Mit ihm hatten zwei große Hunde ſich zur Thür hinausgedrängt; der Tiras war nicht mehr darunter, zwei lohbraune Schweißhunde waren es, die ihn jetzt meiſtens zu begleiten pflegten, nicht nur zum Schutze gegen ſtreifendes Geſindel; wie nach dem großen Krieg im Reiche draußen, ſo hatte auch hier das Raubzeug ſich vermehrt, gar auf den Landtagen hatte man über die Ausrottung des grauſamen Wolfs verhandelt und Beſchluß gefaßt; in den Eichen von Grieshuus aber fand das Gezüchte inſonders ſeinen Unterſchlupf und Junker Hinrich und der alte Jäger Owe Heikens waren ihm mit Fallen wie mit Hunden auf den Nacken.

Die Hände auf den mächtigen Köpfen der zu beiden Seiten ſchreitenden Thiere, war er durch das Dorf hinausgegangen; das weite Feld lag vor ihm, nur drüben wie im Nebel erhob ſich das umbuſchte Heimweſen einer Menſchenwohnung. Langſam ſchritt er durch die Nachtſtille aufwärts; da ſcholl von dort ein Schrei zu ihm herüber, ein „Hülfe! Mordio, Hülfe!“ aus der Kehle eines Weibes, wohl eher eines Kindes, ſo daß er horchend ſtill ſtand, und ſeine beiden Begleiter ſchnobernd die Lefzen von den weißen Zähnen zogen.

Nur einen Augenblick, dann bog er ſeitwärts in einen ſchmalen Weg, und bald ſchlich er, die Hunde hinter ſich, das Schloß der Büchſe mit den Fingern prüfend, unter überhängenden Büſchen an einem Gartenzaun entlang. Durch die Laubwand von der andern Seite kam ein Geſumme, wie ſpät Abends aus Bienenkörben, bevor Alles darin zur Ruhe geht. Bald aber ſchlugen andre Laute an ſein Ohr: ein Krächzen wie aus der Kehle eines Gewürgten, dazwiſchen von ein paar heiſeren Stimmen: „Ruf doch der Bien! Alte Paſchól, ruf doch der Bien!“ Ein wildes Lachen folgte; aber eine Antwort kam nicht darauf; nur in den Bienenkörben ſummte es ſchläfrig weiter, und von drüben erhob ſich eine Unruhe, wie von verzweifelter aber ſchwacher Gegenwehr.

Die Zaunlücke, welche dem Junker jetzt zur Seite lag, geſtattete einen Durchblick nach dem Garten; aber ein jäher wortloſer Schrei der jungen Weiberſtimme, ließ ihn nur zum ſtummen Zeichen ſeine Hand ausſtrecken; und mit dem tiefen dumpf gezogenen Laut, der dieſer Raſſe eigen, ſchoſſen die Hunde, einer hart am andern, durch die Oeffnung; Geſchrei und Flüche folgten gleich danach; dann ward es ſtill.

Als Junker Hinrich ſelber in dem Garten ſtand, hatte jedes der beiden Thiere ſeinen Mann geſtellt; ihr heißer Rachen mit den blanken Zähnen lag, hier wie dort, vor einem dick verſchwollenen Angeſicht, aus dem das Weiß des Auges nur noch kaum hervorſchien. Aber kein Weib, weder ein altes, noch ein junges war zu ſehen. Ein ſchlotterndes Männlein, mit faſt haarloſem Kopfe ſtand zwiſchen den beiden Strolchen, das Ende eines langen Stricks am Halſe.

„Iſt Er es, Kornſchreiber?“ rief der Junker; „da wär’ Er wohl nahzu gehangen worden! Ich dachte einen Jungfernſchrei zu hören.“

Der Alte bewegte den Kopf, wie um die Wirbel ſeines Genicks zu prüfen; dann nickte er heftig und ſtreckte die mageren Hände vor ſich hin.

„Halt feſt, Türk! Feſt Haſſan!“ raunte der Junker zwiſchen den Zähnen ſeinen Hunden zu; dann zog er den Strick vom Hals des alten Mannes, und damit und noch einem andern, den die Kerle nebſt ihren Säbeln auf den Grund geworfen hatten, waren ihnen bald die Hände auf dem Rücken feſtgeſchnürt. Nur einmal verſuchten ſie eine Gegenrede; das Knurren und der heiße Brodem aus dem Hunderachen hielt ſie lautlos am Boden feſtgebannt.

Der Junker aber hatte unter ihrem Wamms einen Fetzen der grünen ſchwediſchen Feldbinde in die Hand bekommen: „Hoho,“ rief er, „Ihr wolltet auch Polacken ſpielen; aber wir haben feſte Keller in Grieshuus! Paß, Türk! Paß, Haſſan!“ Und der Zug ſetzte ſich nach dem Hauſe zu in Marſch, neben welchem eine Pforte in das Freie führte. Aber der Schritt des Junkers ſtockte; denn ſeitwärts ſah er ein Weib am Stamme eines Baumes ſtehen: „He, Jungfer,“ rief er luſtig, „iſt Sie es, die vorhin geſchrieen hat? Sie hätt’ mir bei der ſaubern Arbeit helfen ſollen!“

Es blieb Alles ſtill; erſt als er näher trat, erkannte er eine jugendliche Geſtalt, die mit Stricken an den Baum gebunden war; der Kopf war auf die Bruſt geſunken, der Mond beleuchtete ein ſchönes Antlitz mit geſchloſſenen Augen. „Kanaillen!“ ſchrie er, „verfluchte!“ Aber er verſtummte, als das ſchöne Haupt ſich aufrichtete und ein paar blaue Augen wie verwirrt zu ihm herüberblickten.

Junker Hinrich hatte die Kappe von ſeinem dunklen Haupt gelüftet, ehrerbietiger faſt, als einſt vor ſeiner gräflichen Muhme, da ſie Grieshuus mit ihrer Gegenwart beehrt hatte; zaghaft, die Augen unabläſſig nach dem blaſſen Antlitz, trat er näher: „Wer ſeid Ihr?“

frug er zögernd. „Wie kommt Ihr in das Heimweſen dieſes Mannes?“

Schon ſtreckte er die Hände aus, um die Stricke von dem ſchlanken Leib zu löſen; aber ein dumpfer wüthender Anſchlag der beiden Hunde fuhr dazwiſchen. Da war er mit ein paar Sprüngen wiederum an ihrer Seite; er ſah es wohl, der eine der Marodöre hatte entwiſchen wollen; doch die Tatzen des größten Hundes lagen ihm ſchon wie Eiſenklammern an dem Nacken.

Noch einen Blick warf der Junker nach der Gefeſſelten; aber der Kornſchreiber war zu ihr herangekeucht, und ſeine Geſtalt verdeckte die kindliche des Mädchens, während er an der Ablöſung der Stricke ſich zu mühen ſchien. „Sind ſie fort?“ hörte der Junker ihn noch fragen. „Sind ſie alle fort?“ Und die junge zitternde Stimme frug dagegen: „Wen meint Er, Vater, die Polacken?“

„Ja, ja, Kind; die Polacken, der Junker, alle miteinander!“

Dann war er mit ſeinen Gefangenen ſchon draußen vor dem Hauſe. Als er nach dem Hauptwege hinunterblickte, ſah er einen ſtämmigen Burſchen auf ſich zuſchreiten: „Hans Chriſtoph?“ rief er. „Biſt Du's, Hans Chriſtoph?“

„Ja, Herr; ich war im Dorfe noch bei meiner Mutter; da auf dem Rückweg, von hier herüber, hört' ich Euere Hunde.“

Der Junker ſtand einen Augenblick: „So können wir ſie hier laſſen; es könnt' vor morgen noch einmal Beſuch kommen."

Er hatte auf die beiden Strolche hingewieſen; dann bückte er ſich zu den Hunden und raunte jedem ein Wort ins Ohr; und die mächtigen Thiere, in widerwilligem Gehorſam, ſtreckten ſich zu beiden Seiten der Hausthür auf den Boden.

Hans Chriſtoph hatte verwundert zugeſchaut. „Herr Junker," ſagte er, als ob er's nicht verhalten könne; „ſo Raubkerle haben oft verflixte Puffer; wollt Ihr um den alten Schreiber Euere ſchönen Hunde wagen?"

Der Junker ſah ihn an, als ob er ſich beſinnen müſſe: „Um den Kornſchreiber, meinſt Du? O ja, Hans Chriſtoph; auch um den Kornſchreiber!"

Und der Zug ſetzte ſich gegen den Hof zu in Bewegung, während die Augen der Hunde ihnen nachſahen, bis ſie über den Feldern in dem ungewiſſen Licht des Mondes nicht mehr ſichtbar waren.

— — Zu Grieshuus war mittlerweile große Unruh eingebrochen; ſchwediſche Einquartirung war gekommen, in den Scheuern und auf dem Hofe drängte es ſich von Pferden und Soldaten; drinnen im Herrenhauſe ſaßen die Offiziere hinter vollen Bechern, während der alte Herr voll Ungeduld nach ſeinem Sohne ausſah. Als dieſer mit den beiden Marodirern anlangte, fand er nach Verwahrung derſelben zwar einen Profoß bei dem Kriegshaufen, bei den Hauptleuten aber geringe Luſt, den Strolchen zur wohlverdienten

Strafe zu verhelfen. Um ſo mehr flogen in dem nächtlichen Tumulte ſeine Gedanken immer wieder nach dem einſamen Hauſe, wo jetzt ſeine beiden Hunde Wache hielten; aber er konnte nicht fort, es gab zu viel zu ſchaffen und zu hüten.

Als draußen am Rand der Thalmulde ſchon die Morgenſonne auf den Haideblüthen ſchimmerte, ſah er Hans Chriſtoph aus einem der Ställe treten, in denen jetzt die ſchwediſchen Dragoner bei ihren Pferden ſchliefen. Da winkte er ihn zu ſich, er ſolle nach des Kornſchreibers Haus hinabgehen und Futter für die Hunde mit ſich nehmen; aber er ſolle ſie dort laſſen, nur ſich nach Allem umthun und ohne Aufenthalt Bericht erſtatten.

Wohl zehnmal iſt der Junker nach des Burſchen Fortgang aus der Thorfahrt getreten, um auf den Weg zum Dorf hinabzuſehen; als aber endlich die unterſetzte Geſtalt deſſelben in den ſchrägen Sonnenſtrahlen wieder ſichtbar wurde, da ſah er auch die beiden Hunde ihm zur Seite traben. „Hoho, Hans Chriſtoph!“ rief er, indem er ihm entgegenſchritt, „ich hatte geſagt, Du ſollt'ſt die Hunde dort laſſen!“

Hans Chriſtoph zupfte ſich an ſeinem dichten Flachshaar: „Ja, Herr, ich hätte ſie auch liegen laſſen, obſchon ſie bettelhaft mit ihren Schwänzen klopften; aber es iſt niemand mehr im Hauſe dageweſen.“

Junker Hinrich hatte die Hunde fortgeſtoßen, die vor Freude winſelnd an ihm aufgeſprungen waren:

„Sprich weiter, Chriſtoph!“ rief er. „Iſt doch ein Unheil losgebrochen?“

Aber es gab kein Unheil zu berichten; der Kornſchreiber war vor Sonnenaufgang mit ſeiner Tochter zu Owe Heikens in den Thurm hinaufgezogen. Er war Geſchwiſterkind mit ihm und pflegte auch allherbſtlich, wenn er an den jährlichen Holzrechnungen mitgeholfen hatte, die Martinsgans dort mit zu ſpeiſen. Hans Chriſtoph war dem Burſchen noch begegnet, der den Flüchtenden ein paar Bettſtücke durch die Eichen nachgekarrt. „Für ſo ſchmucke Jungfern,“ ſagte er ſchmunzelnd, „können anitzo die Mauern nicht zu feſte ſein.“ Er ſah es nicht, welch' finſteren Blick der Junker ihm bei ſeiner munteren Rede zuwarf; er hatte noch immer zu erzählen; auch, wie der Bauer ihm berichtet hatte, daß ſie vor den großen Hunden ſich gefürchtet und gar hehlings durch den Garten abgezogen ſeien.

Hans Chriſtoph konnte ungehindert reden; ſchweigend, den Schnauzbart mit den Fingern drehend, ſtieg der Junker neben ihm den Anberg zum Thore von Grieshuus hinauf.

Schon faſt ſeit einer Woche waren die Schweden abgezogen, und noch war der Junker nicht drüben in dem Thurm geweſen, obgleich er ſonſt kaum einen Tag um den andern hatte verſtreichen laſſen, ohne bei dem alten Owe Heikens einzuſprechen; faſt war's, als ſcheue er ſich, den jetzt dort wohnenden Gäſten zu begegnen. Da kam die Kunde, daß eine Abtheilung deſſelben Kriegsvolkes, welches jenſeit des Waldes in der dortigen Flußniederung lagere, zu Zeltſtangen und Faſchinen die beſten Bäume aus den jungen Eichenſchlägen haue und ſchon bösliche Verwüſtung angerichtet habe. Der alte Herr, der auf ſeinen Wald gar große Stücke hielt, ergrimmte heftig; der Junker ſollte fort und mit den Offizieren unterhandeln, auch den Jäger Owe Heikens mit ſich nehmen, um etwa nach deſſen Anweiſung aus anderen Schlägen Holz zum Kriegsbedarfe anzubieten.

Es war ſchon hoch am Vormittage, als er mit raſchen Schritten in den Haideſtieg hinabging; aber ſie wurden langſamer, je klarer drüben das ſtumpfe Thurmhaus vor ihm aufſtieg. Mit ſeinem oberen Stockwerke überragte es die hohe Mauer, welche zum Schutze gegen ſtreifendes Raubgethier den davor liegenden Hof umſchloß; das rothe Thor derſelben leuchtete weithin in der Herbſtſonne. Die Haide hatte abgeblüht; dafür begannen ſchon die Eichen, welche den Bau umſtanden, ihre Blätter bunt zu färben; lautloſe Stille herrſchte, die Zweige, die ſich über das Dach erſtreckten, lagen ohne Regung auf den ſchwarzbraunen Pfannen.

Der Junker ſtand ſchon oben und hatte den Griff der Pforte in der Hand, als von jenſeit der Mauer der jähe Aufſchrei eines Huhnes an ſein Ohr ſchlug. „Holla!“ rief er und erſchrak faſt ſelbſt vor ſeinem lauten Ruf; „iſt wieder 'mal der Falk hinein geſtoßen?"

Er hatte das Thor geöffnet; aber es war kein Falke aufgeflogen; ſtatt deſſen ſah er drüben neben der Hausthür das ſchöne Mädchen aus des Kornſchreibers Garten auf dem großen Feldſtein ſitzen. Zwiſchen ihren Knieen hielt ſie ein ſchwarzes Huhn, das krächzend mit den Flügeln ſchlug und mit dem Schnabel nach der blonden Flechte hackte, die in ihren Schooß herabgeſtürzt war.

„Sie iſt es, Jungfer!" ſagte Herr Hinrich, indeß er zögernd näher trat, und ſah nun erſt, daß ihr in der andern Hand ein Meſſer blitzte.

Das erhitzte Köpfchen, das rückwärts gegen die Mauer lehnte, hatte ſich aufgerichtet: „Ich kann nicht!" ſprach ſie wie zu ſich ſelber. Sie grüßte nicht, nur ihre blaue Augen blickten rathlos und faſt hülfeſuchend auf den vor ihr Stehenden.

„Was könnet Ihr nicht, Jungfer?" frug Junker Hinrich, als ob er plötzlich einen Schalksſtreich berge.

Da kam ein kläglich Lächeln auf des Mädchens Antlitz; ſie hub das Huhn empor und ſagte: „Der Ohm, da er mit dem Knecht früh in den Wald ging, hat es mir geſchenkt; mein Vater verträgt anitzo nicht die rauhe Koſt."

— „Iſt denn Dein Vater krank?"

„Er iſt alt, Herr; das jüngſthin in der Nacht, Ihr wiſſet ja, er hat das nicht verwinden können."

Dann ſtand ſie plötzlich mit heißem Antlitz vor ihm: „Zürnet auch nicht, Herr Junker“, ſprach ſie, „ich hätt's Euch tauſend Mal ſchon danken ſollen!“

Sie hatte das Meſſer ſammt dem Thiere fahren laſſen; doch Junker Hinrich hatte ſich gebückt und beides aufgegriffen: „Vergeßt nur nicht auf Eures Vaters Süpplein, Jungfer!“ ſagte er.

Dann aber that das ſchöne Mädchen gleichzeitig mit dem Huhne einen lauten Schrei; denn ein Blutſtrahl war emporgeſchoſſen, gar ein paar Tropfen ſtanden roth auf ihrer weißen Schürze. „Ihr habt es todt gemacht!“ rief ſie und ſah beſtürzt auf den noch zuckenden Vogel, den er jetzt nebſt dem Meſſer auf den Steinſitz niederlegte.

„Ich wollt's Dir abnehmen, Bärbe,“ ſprach er; „aber nun fürchteſt Du Dich wieder vor mir, wie dazumal die kleine Bärbe, die dann nimmermehr auf unſern Hof gekommen iſt; und, freilich, ich hatte ihr Urſach' vollauf dazu gegeben.“

„Nein, o nein, Herr Junker!“ und ſie ſah wie eine Schuldige zu Boden; „laſſet doch das, Ihr waret dermalen noch ſo jung! — Ihr, ich weiß es, und Alle wiſſen es, auch drüben in der Stadt — Ihr könntet keinem Kind ein Leides thun!“

Den Junker Hinrich überkam's: „Sprecht mich nicht heilig, Jungfer Bärbe; das mit dem Chriſtoph mag ſchon ruhen bleiben; aber ein Andres iſt noch, das ſich nicht mehr beſſern läßt.“

„Um Gott, Herr Junker!“ rief ſie, „Ihr habet doch nicht gar ein Menſchenleben auf der Seele?“

Er ſchüttelte den Kopf: „Nein, Bärbe, es iſt nur ein Hund, ein weißer Hund! Aber er ſteht oft nachts vor meinem Bette und ſchaut mich an, als wollt' er mir die Hände lecken; und ich hab' ihn doch ſelbſt im jähen Zorn erſchlagen, da er nicht mit den andern auf den Wolf wollte, den Owe und ich nach langer Jagd geſtellet hatten.“

„Tiras!“ rief das Mädchen. „Euren guten Tiras?“

Er nickte: „Und ich konnt's nicht einmal von ihm verlangen; es war ein Hund nur auf das leichte Wild und gegen ſeine Natur, den Wolf zu packen.“

„O Junker,“ und ſie ſtreckte wie ein Kind die Hände gegen ihn; „thut doch ſolches nimmer wieder!“

Er ergriff ſie heftig: „Nein, nein, ſo Gott mir helfe; man müßte mir denn ans Leben wollen!“

Die blauen Augen ſahen ſtrahlend in die ſeinen: „Merket,“ ſprach ſie leiſe, „das war ein Schwur!“

Und der Junker nickte: „Nur, um mein Leben, Bärbe!“

Von droben aus dem Hauſe, gegen die kleinen Fenſterſcheiben pochte eine ſchwache Hand, und: „Bärbe! Bärbe!“ ſcholl es wie mühſam von einer matten Stimme. Aber noch immer lagen die Hände in einander.

Und noch einmal, und wie in ohnmächtiger Ungeduld pochte es droben an das Fenſter: „Mein Vater!“

rief das Mädchen; und dann leiſer: „Ihr hattet wohl mit meinem Ohm zu reden, Junker!“

„Ihr mahnet recht, Jungfer;“ ſagte er und ließ nur zögernd ihre kleinen Hände fahren; „und auch Euer Huhn verlangt wohl nach dem Feuer. Mir aber iſt, Ihr hättet eine Laſt von mir genommen; wollet nun dulden, daß ich ſolches nimmermehr vergeſſe!“

Dann war er durch das Thor hinausgeſchritten; ſie aber ſtand noch, bis bei einem dritten Pochen die Splitter der zerbrochenen Scheibe ihr zu Füßen klirrten; da ſchrak ſie empor und flog eilig durch die Hausthür und treppauf nach ihres Vaters Kammer.

Es mußte wohl geweſen ſein, daß der Junker etwas nicht hatte vergeſſen können; denn ſeit jenem Tage, auch nachdem im Punkt des Waldverwüſtens den Wünſchen des alten Herrn mit Glimpf genügt worden, iſt immer eine andre Urſach aufgeſtanden, die den Junker den Haideſtieg hinab und zu des Jägers Haus getrieben hat; dann aber, da ſchon die gelben Blätter wie Vogelſchwärme von den Bäumen flogen, begann er plötzlich den offnen Haidegrund zu meiden und oberhalb der Mulde durch die Eichen ſich den Weg zu machen; die Hunde, die ihn ſonſt begleiteten, wurden in den Stall geſchloſſen und winſelten ihm vergebens durch die Pforte nach. Dem Kornſchreiber konnten dieſe Gänge nicht wohl gelten: der hatte von jener Nacht im Garten eine Lähmung und ſaß im obern Stockwerk in des Jägers Lehnſtuhl, von dem Junker aber wurde die Schwelle des alten Thurmbau's itzt faſt ſelten überſchritten; auch traf es ſich zumeiſt nur um die Zeit des Vormittags, wo Owe Heikens mit dem Knecht im Walde war. Kein Menſchenauge, nur die Amſeln, die noch durch die faſt entblätterten Zweige hüpften, konnten es geſehen haben, daß dann ein Mädchen ihr blondes Haupt an ſeine Bruſt legte, und ſeine Arme ſie ſo ſanft und doch ſo feſt umfingen, als ob er gegen Feindesmacht ſie ſchützen müſſe.

Aber auch von heimlichſter Liebe geht ein Schimmer aus, der ſie verräth. Als eines Vormittags der Junker, das Haupt von jungem Glücke ſchwer, aus den hohen Bäumen hart an dem Thurmhaus vorgeſchritten war, ſprach eine Stimme neben ihm: „Ich bin daheim geblieben, Junker, damit Ihr mich nicht alle Zeit verfehlen möget."

Junker Hinrich brauchte nicht erſt aufzublicken; er kannte Owe Heikens Stimme ſchon ſeit ſeinen Kinderjahren; aber er war doch zuſammengefahren und ſtand keines Wortes mächtig vor dem alten Freund und Diener, obwohl kein Arg in ſeinem Herzen war. Da ſprach dieſer von Neuem: „Laſſet uns wie ſonſt den Wolf jagen, Junker, oder eine Wildſau, wenn wieder trotz des Grauhunds ſich eine hier herüberwagt; aber laſſet das Kind in Frieden, das itzt unter meinem Dache ſchläft."

Der Junker hob den Kopf, als ob er ſprechen wolle. „Nein, redet nicht, Junker!“ wehrte ihm der Alte; „ich weiß ja, was Ihr in Gedanken heget; Ihr ſeid nicht wie die Andern drüben in des Königs Antheil, wo man ein Geſetz will ausgehen laſſen, daß alle Jungfernſchänder, hoch und nieder, es an Leib und Leben büßen müſſen“ . . .

Er kam nicht weiter. Herr Hinrich hatte ſtrack ſich aufgerichtet, ein jähes Feuer ſchoß aus ſeinen Augen: „Owe Heikens!“ ſchrie er, und ſeine Fauſt griff nach des Alten Bruſt. Doch einen Augenblick nur, und er ließ ſie wieder ſinken; denn von drüben aus dem Thurm ſcholl es, als ob drinnen leichte Füße die Treppe von dem obern Stock hinunterhuſchten, und dabei ſchwang ein ſüßer Sang ſich durch die Luft:

„Sein Herz von meinem Herzen
Das bringet niemand los;
O lieber Gott im Himmel,
Die Lieb iſt gar zu groß!“

Mit verklärtem Antlitz ſtand der Junker; doch Owe Heikens ſagte: „Sorget nicht, Herr Hinrich; ſie wird nicht kommen heut'; das Thor iſt abgeſchloſſen, und der Schlüſſel hier in meinem Schubſack!“

Er hatte das faſt zornig hingeredet; doch der Junker achtete deſſen nicht: „Laß' gut ſein, Owe,“ ſprach er; „aber ich denke, Du ſollteſt mich nicht mit derlei Schelmenworten paaren!“

„Wenn Ihr das denkt, Herr Hinrich,“ und der

Alte ſah ſchier traurig zu ihm auf, „was denket Ihr dann weiter? In welcher Kammer in Eueres Vaters Hauſe ſoll Euer Ehbett mit des geringen Mannes Tochter ſtehen? Oder wolltet Ihr Euer Erbe gar darum verſpielen? Und wenn Ihr es wolltet — ich ſag' nichts gegen unſres Herren Söhne; aber es würde groß Klagen geben, ſo Euer hochgelahrter Herr Bruder hier zum Regiment gelangte."

Da fuhr der Junker auf: „Du faſelſt Ow'; wie ſollten meines Bruders Hände nach meinem Gute greifen! Wenn unſres Vaters Augen, die Gott noch lang in dieſer Zeitlichkeit belaſſen wolle, ſich einſt zu beſſerer Schau geſchloſſen haben, dann werden meine über Euch ſein, ſo wie es immer Recht und Brauch bei uns geweſen iſt."

Als er ſolches ſagte, wurde inner des Hofthores wie von vorſichtiger Hand ein Rütteln hörbar. „Wärbe!" rief der Junker. „Schließ auf, Owe! Da ſollſt Du ſehen, daß Gottes Sonne uns beſcheinen mag, und keine Flecken dann zu Tage kommen!"

Aber der Alte zog den Schlüſſel nicht aus ſeinem Schubſack. „Nein, nein, Herr Hinrich, ich ſchließ' Euch keine Thüren auf; wollet das nicht von mir heiſchen, ſo Ihr mich anders für unſeres Herren Diener achtet!"

Der Junker ſah ihn eine Weile mit ſeinen ſcharfen Augen an; dann ſagte er: „Ich kann Dich drum nicht ſchelten, Owe Heikens; ſehe denn jeder, welcher Weg ihm taugen mag!"

Von jenſeit durch die Pforte drang ein leichtes Athmen an ſein Ohr; ſeine Augen ſtreiften raſch dahin; dann aber nickte er dem Alten zu und ſchritt den Haideſtieg hinab.

„Sein Herz von meinem Herzen
Das bringet niemand los!
O lieber Gott im Himmel — —“

Halb wie ein Trutzlied klang das ſchöne Liebeslied, und er ſang es hell und heller, je weiter er durch das ſchwarze Kraut hinausſchritt; die Lüfte, die ihm entgegenwehten, nahmen es auf und fuhren damit rückwärts; kein Wörtlein iſt davon verloren gegangen.

Es heißt wohl: „Liebe findet ihre Wege;“ aber dem Junker waren ſie ſeither doch arg verlegt worden. Es ſchuf ihm unliebſames Grübeln, weshalb der alte Herr, und eben zwar am Vormittage, ſeiner Hülfe ſo ſonderlich mehr als ſonſt bedürfen wolle. War es nichts andres, ſo waren Rechnungen aufzuſtellen oder für Rotuln und Receſſe in einem zähen Rechtshandel mit der Nachbarsdorfſchaft Inſtructionen aufzuſetzen oder verſchwundenen Documenten im Bodenſchutte nachzuſtöbern; es fehlte ſelten etwas, um ihn feſtzuhalten. Hatte er ſich dennoch einmal fortgeſtohlen, dann ging die Furcht mit ihm, er möge drüben die Gäſte durch ſeinen Vater ausgetrieben finden. Freilich tröſtete ihn bald im Näherkommen, wenn nicht das Pergamentgeſicht des Kornſchreibers, das hinter dem Fenſter im Oberbau ſichtbar wurde, ſo doch ein trocknes Huſten, das von dort herniederzitterte. Aber ſchon beim Eintritt kam Owe Heikens ihm entgegen, und das Schmunzeln, das dabei unter deſſen grauem Schnauzbart zuckte, brachte oft ein wildes Funkeln in des Junkers Augen; dann aber ſcholl wohl ein leichter Fußtritt von oben durch die Zimmerdecke, und er horchte nur auf deſſen Wiederkehr und ließ den Alten über Kriegsvolk und Bauern, über Wild und Wälder reden.

Am beſten traf er es gleichwohl, wenn das Thor verſchloſſen war; dann hatten von oben junge Augen nach ihm ausgeſpäht; und bald, während auf den kahlen Bäumen die Raben vor Froſt und Hunger ſchrieen, drangen heiße Worte durch die trennenden Bohlen hin und wieder.

— — So war das neue Jahr gekommen. Die Kriegsunruhen dauerten fort; der junge Herzog Chriſtian Albrecht war in ſeiner feſten Stadt am Eiderſtrome von den Dänen eingeſchloſſen; nur ſein Vater, unſer Herzog Friedrich, war ſchon vor dem Herbſt auf immer zu dem von ihm erſehnten Frieden eingegangen. Trotz alle dieſem war um octavis trium regum in der Herzoglichen Stadt ob dem Kiele die Ritterſchaft nicht minder zahlreich als ſonſt vertreten; denn das Geld war knapp geworden, und dort, im Umſchlage konnte man ſolches zu bekommen hoffen.

Auch Junker Hinrich hatte auf des alten Herrn

Geheiß ſich dahin auf die Reiſe machen müſſen. Zwar nicht um Geldnegocen abzuſchließen; aber der jüngere Junker Detlev, der in der Kanzelei zu Gottorf unter des Herzogs Miniſter Kielmannsegge bereits einen anſehnlichen Platz bekleidete, ſollte dort mit einer adeligen Jungfer aus alt erbgeſeſſenem Geſchlechte ſein Verlöbniß feiern; und Junker Hinrich hatte die Vermahnung mitbekommen, ſich bei dem Tanze auf dem Rathhausſaal in gleicher Weiſe umzuthun; denn derzeit pflegten bei dieſen Geſchäftsreiſen die Herrn ihre Frauen und Töchter nicht daheim zu laſſen, die auch heuer trotz der widrigen Zeitläufte die ſelten gebotene Luſtbarkeit nicht würden meiden wollen. — Der alte Herr aber ſaß an jenem Abend, von der Gicht, der Alterskrankheit unſres Landes, geplagt, allein in ſeinem Gemache zu Grieshuus und warf einen Holzſcheit nach dem andern in die Flamme des Kamins, die an den weiß getünchten Wänden über ſeit lang zur Ruh geſtellte Waffen und über das Bildniß eines längſt begrabenen Weibes ihre rothen Lichter ſpielen ließ. Nur unten in der großen Geſindeſtube, von wo kein Laut hinaufdrang, ging es bei ſüßem Brei und Braten laut und luſtig her; von dem vornehmen Bräutigam freilich war nicht viel die Rede; die Jüngeren entſannen ſich ſeiner kaum; war er doch faſt fremd geworden in der Heimath.

— — Bei ſeiner Rückkehr mochte Junker Hinrich nicht eben nach des Vaters Wunſch berichtet haben: den Bräutigam hatte er meiſt nur inmitten der neuen

Sippſchaft oder ſonſtiger großer Grundherren angetroffen, am Feſtesabend auch wohl mit einzelnen Offizieren des Königs, die man dort nicht hatte auslaſſen wollen oder können; dem Vater und den Dingen von zu Hauſe hatte derſelbe obenhin nur nachgefragt; die geſchminkten Angeſichter aber der trotz aller Noth des Landes mit güldenen Flören, Ringen und Kettlein übermäßig aufgeputzten Tänzerinnen hatten es dem Junker nicht abgewinnen können; die Braut gar, an deren hochgepufftem Haar der cypriſche Puder die natürliche Fuchsfarbe nicht hatte verbergen können, war ihm — er ſprach das nur zu ſich ſelber — wie eine angeſtrichene Jeſabel vorgekommen. Freilich war er, da eben die Geiger eine neue franzöſiſche Gavotte angeſtrichen, gar von ihr ſelbſt zum Tanz gefordert worden; aber nach ein Paar Gängen hatten ihre ſchmalen Lippen ſich verzogen: „Ihr verſtehet ſicherlich die alten Tänze beſſer!" Und damit hatte ſie ihn froſtig angeſchaut und ſeine Arme wieder fahren laſſen.

— — Daheim, und ſchon am andern Vormittage, glückte es dem Junker Hinrich beſſer. Im Thurmhaus über der Haide, wo man noch nicht von ſeiner Rückkunft wußte, fand er die Thüren unverſchloſſen; nur des gelähmten Mannes Huſten zitterte vom Oberbau herab, da er unten in des Jägers Zimmer trat. Noch eine Weile ſtand er einſam: dann hing ein jugendlicher Leib in ſeinen Armen; ein blonder Kopf, ein ſchönes

Antlitz drängte ſich mit geſchloſſenen Augen gegen ſeine Bruſt.

„Du zitterſt, Bärbe!“ ſprach er.

„Ja, weil Du wieder da biſt, Hinrich!“ und ſie ſchloß noch feſter ihre Hände um des Mannes Nacken.

Wie ehrfürchtig vor der jungfräulichen Schönheit ſtrich ſeine Hand über ihre Wange, über ihr ſeidenweiches Haar. Dann überkam's ihn wie ein Uebermuth des Glückes und er erzählte von ſeinem Reiſeabenteuer, von den alamodiſch aufgeputzten Frauenzimmern und wie übel ihm der neue Tanz bekommen ſei; und da ſie lachte, ſprach er neckend: „Was meinſt Du, Liebſte, wenn wir beide erſt unter all den zieren Puppen tanzen?“

Aber ſie ſchlug die Augen angſtvoll zu ihm auf: „Nein, nein; was ſagſt Du, Hinrich?“

Er ſah ſie lang und zärtlich an: „Nichts, Bärbe; aber ich halte Dich; Du darfſt Dich nicht ſo fürchten!“

Da ſcholl der Anſchlag großer Hunde aus dem Walde; Owe Heikens kam mit ſeinem Knechte wieder heim. Aber das Gemach war leer, als er hineintrat, und nur die Hunde gingen ſpürend darin hin und wieder.

Am Sonntage danach war, wie immer, das ſchwere herrſchaftliche Fuhrwerk mit den rothen Rädern an der Kirche aufgefahren; die Rappen ſtanden angebunden an den Eiſenringen der Kapellenmauer. Drinnen hielt der Paſtor eine ſcharfe Predigt wider die Schwarmgeiſter und Wiedertäufer, die drüben in der Stadt aufs Neue ihr Unwerk auszubreiten ſuchten; er ſchien ſie gar leibhaftig vor ſich zu haben; denn er riß das ſchwarze Käppchen von ſeinem grauen Haupt und dräuete damit in die volle Kirche hinunter. Der alte Herr von Grieshuus in ſeinem Patronatsſtuhl droben vor dem Altar nickte eifrig ſeinem Paſtor zu; die Bauern aber ſaßen mit ſchläfrigen Geſichtern; was kümmerten ſie alle Schwarmgeiſter? die Schatzung und das fremde Kriegsvolk ſaßen ihnen fühlbarer auf dem Nacken; ſelbſt für den ſtattlichen Junker an des Vaters Seite ſchien dieſes Kanzelfeuer ganz verloren; ſeine Augen gingen immer wieder nach einem der Geſtühlte unten, bis es wie Nebel ihm zerrann oder bis aus blauen Augen ein ſcheuer Blick zu ihm hinüberflog.

Als endlich am Schluß des Gottesdienſtes der Paſtor vor dem Altar die Collecte verleſen, und die Gemeinde ihr „Amen“ reſpondirt hatte, blieb noch Alles in den Kirchenſtänden, während die Herrſchaft in die Kirche hinab und zwiſchen denſelben dem Ausgange zuſchritt. Der alte Herr aber ließ diesmal ſeinen Junker vor ſich hergehen und ſtreifte mit einem finſtern Blick das blonde Mädchen, das an der Seite ſeines alten Jägers ſich von ihrem Sitz erhoben hatte.

Draußen in ſeinem Wagen hieß er den Fuhrknecht warten, bis der Paſtor aus der Kirche trat; dann winkte er dieſen heran und drückte ihm die Hand; und die Leute, welche jetzt, der Abfahrt ihrer Herrſchaft harrend, zwiſchen den Gräbern umher ſtanden, hörten ihn dabei ſagen: „Hol' der Teufel alle Rottengeiſter, Paſtor! Aber komm' Er auf den Nachmittag zu mir; ein guter Trunk iſt etwan auch noch in dem Keller!“

— — Zu Griesthuus warf am Nachmittage die Winterſonne ihre ſchrägen Strahlen durch das Fenſter über dem Hauptportale, während drinnen im Kamin die großen Scheite loderten. Aber der Hausherr war noch allein; das ſonſt bleiche Antlitz des alten Junkers war geröthet; mit aufgeſtützter Fauſt ſtand er an dem breiten Eichentiſch, von dem es hieß, er ſei einſt mit dem Hauſe hier hineingebaut, und die freie Hand fuhr unruhig über das kurz geſchorene Hauptthaar. Auf dem Tiſche neben einem halbgefüllten Glaſe lag ein grob gedrucktes Blatt; es war die Königliche Conſtitution von dem Amte und der Poteſtät der Kirchen wider die Unbußfertigen, welche unlängſt auch in dem Herzoglichen Theile publicirt war. Der Kirchenbann, der bis zur Sühne von dem Aberdmahl und von dem Platz in der Gemeinde ausſchloß, war längſt zwar eingeführt; aber das neuere Geſetz gab nähere Vorſchrift über den Vollzug und wie dadurch die Lücken der weltlichen Gerechtigkeit zu füllen ſeien.

Der Junker hatte vorhin das Blatt aus der Hand gelegt; jetzt griff er wiederum danach; er ſchien zu grübeln, wie er es in ſeinen Dienſt verwenden könne.

Schon mehrmals hatte es von draußen an die Thür gepocht, ohne daß ein Ruf darauf erfolgt war; jetzt wurde ſie gleichwohl geöffnet, und der Gutsherr fuhr aus ſeinem Sinnen auf: „Er iſt es, Paſtor? Gut, daß Er gekommen iſt.“

Nachdem derſelbe dann ein zweites Glas gefüllt und der Paſtor ihm daraus Beſcheid gethan hatte, ſchritt letzterer zu einem kleinen Tiſche an dem Mittelfenſter, ſchüttete aus einem Käſtchen die in Buchs geſchnitzten Figuren eines Schachſpiels und ſtellte ſie auf die in die Tiſchplatte eingelegten Felder, ein ſchweigend übernommenes Amt, das er bei ſeinen Beſuchen ſtets zu üben pflegte.

Auch heute ließ der Hausherr ihn gewähren, und bald ſaßen beide ſich gegenüber; der geiſtliche Herr im ſchwarzen Talar, das gleichfarbige Käppchen auf dem dünnen Haare, das an den hageren Schläfen niederhing; der Andre im bequemen Hauskleid, das er oft zur Seite ſchlug, als ob es ihn beklemme; der Wein ſtand neben ihnen, und der Junker ſtürzte oft ſein Glas hinunter. Aber ſein Spiel war nicht wie ſonſt, wo er nach kurzer Weile dem Paſtor ein „Victoria!“ zuzurufen pflegte; heut' hatte er ſchon mehrmals auf beſcheidene Erinnerung deſſelben ſeinen Zug zurückgenommen; aber immer wieder ſchob er Bauern und Offiziere unachtlich über die Felder, und faßte ſie, als ob er ſie zerbrechen möchte.

„Mein Herr Patron,“ ſagte der Paſtor, „wälzt wichtigere Dinge in Gedanken; Eure Dame ſteht abermals im Schach!"

Da ſchob der Junker das Tiſchlein von ſich, daß die Figuren durcheinander ſtürzten. „Das Spiel ein ander Mal! Ich hab' mit Ihm zu reden, Paſtor!"

Er war aufgeſtanden, und bald wanderten beide im Zwiegeſpräche auf und ab. Der Geiſtliche hatte mehr und mehr das Haupt erhoben, ſeine Antworten wurden kurz und ſparſam; ſicher und bedächtig ſchritt er an der Seite des immer lauter redenden Patrons. „Und ſeh' Er es nicht an," rief dieſer, „weß' Standes und Geſchlechts der Sünder ſei! Bete Er, wie vorgeſchrieben, von der Kanzel über ihm und kündige ihm dann Bann und Gottes Zorn vor ſitzender Gemeinde!"

„Ihr vergeſſet," ſprach der Andre, „daß auch, ſo Euer Sohn der Sünder wäre, die Ladung durch den Küſter und die Vermahnung in Gegenwart der Kirchenvorſteher vorangehen müßte, was Euch wohl kaum anſtehen dürfte."

„Ei was! Vermahnet hab' ich ſelber!" rief der Herr von Grieshuus; „wenn's der Patron thut, braucht es nicht der Bauerntölpel!" Und als von der andern Seite keine Antwort drauf erfolgte, fügte er hinzu: „Ich weiß ja, Er verſteht's; mach' Er's nur, wie um letzte Oſtern der Magiſter in der Stadt! Es war dort auch ein Bube, der gegen den Vater ſeine Fauſt gehoben hatte."

Da ſagte der Prieſter: „Das hat Junker Hinrich nimmermehr gethan!“

Aber der Hausherr ſchrie: „Gegen alle ſeine Väter hat er die Fauſt gehoben; aber die unten in den Särgen liegen, können's nicht; darum muß ich ihr Recht verwahren!“

„Thuet es!“ ſagte der Paſtor; „ich kann es Euch nicht verwehren.“

Der Edelmann hatte ſeinen Krückſtock aus der Ecke geriſſen und ſtieß damit heftig auf den Boden. „Verwehren, ſagt Er? Er ſoll mir helfen, Paſtor, wie es gegen Patron und Kirche ſeine gottverfluchte Schuldigkeit!“

Der Redende war ſo laut geworden, daß im Unterhauſe das Geſinde auf den Schwellen ſtand; die naſekluge Zimmermagd hatte ſich ſchon vordem hinauf geſchlichen und lag mit dem Ohr am Schlüſſelloch.

Der geiſtliche Herr mochte auf jene Worte ſeines Patrones nur das Haupt geſchüttelt haben; denn dieſer hub aufs Neue an: „Er wird's gar nicht verſtanden haben, Paſtor: zu ſeinem Ehgemahl will er das Weibsbild machen! Gleich nach der Kirchen, heut am Vormittage, da, wo Er itzo ſteht, hat mir der Junker von Grieshuus das ins Geſicht geworfen!“

„Das ſieht ihm gleich,“ ſagte der Paſtor; „Euer Sohn iſt weder ein Gotteslaſterer, noch ein Jungfernſchänder.“

Ein zornig Lachen entfuhr dem alten Herrn: „Ein

Jungfernſchänder? — — Er iſt kein Edelmann; Er verſteht's nicht, Paſtor: ein ganz Geſchlecht von makelloſen Rittern will er ſchänden!“

Da frug der geiſtliche Herr faſt leiſe, daß es des Edelmannes Ohr nur kaum erreichte: „Hat unſer Herr Martinus ſolches auch verſchuldet, da er des Ritters Tochter in ſeine Kammer brachte?“

Aber der Junker ſchrie: „Laß er mir den Martinus aus dem Spiel, und red' Er, ob man auf Ihn rechnen kann! Bedenk' Er auch, der Sünder möchte ſo die leichtſte Buße tragen!“

Faſt drohend hatte er dieſe letzten Worte ausgeſtoßen; doch der Paſtor antwortete: „Wider eine chriſtliche Ehe hat die Kirche keine Buße; das Andre aber iſt meines gnädigen Herrn Patrones Sache, in welche ich nicht hineinzureden habe.“

Als dieſe Worte von dem Ohr der horchenden Dirne aufgefangen waren, hatten die Schritte drinnen ſich der Thür genähert, und ſie war eilig die Treppe, die ſie hinaufgeſchlichen, wieder hinabgeflogen. Bald auch wurde im Unterhauſe von droben auf dem Vorplatze der Kratzfuß und Empfehl des Paſtors hörbar; die Dirne aber ſah noch aus dem Seitenflügel, wie droben der alte Herr das eine Fenſter aufſtieß und mit braunrothem Angeſicht dem Paſtor nachſchaute, der mit haſtig ſpitzen Schritten über die Stapfſteine durch den ſchlammigen Hof hinausſchritt.

— — „Ja, und die Beine zitterten ihm,“ erzählte ſie Abends in der Geſindeſtube, „ein paar Mal trat er nebenweg, daß ihm der Unflath um die ſchwarzen Strümpfe ſpritzte.“

Die Andern lachten; nur Hans Chriſtoph, der mit dem lohbraunen Haſſan am Kachelofen ſaß, hieß ſie, ihr allzuloſes Maul in Obacht nehmen; aber ſie fand zu guten Rückhalt hier, denn der Fuhrknecht und die übrigen Dirnen wollten wiſſen, was droben in der Herrenſtube abgehandelt worden. Da hob ſie ihre Stumpfnaſe und rief: „Hör' Du nur zu, Hans Chriſtoph; Du kannſt's für Deinen Junker profitiren!“ Und als die Andern drängten: „Nur friſch, und ſchütt' den Eimer aus!“ ſetzte ſie ſich bedachtſam dem langen Fuhrknecht auf den Schooß und ſagte: „Geduld! Erſt als der Junker ſich in Bluſt geredet, hab' ich's verſtehen können!“

Doch als ſie endlich vollends ausgeſchüttet hatte, und ihre blanken Augen in die Runde laufen ließ, harrte ſie umſonſt des dankbaren Geplauders, das ſie nach ſolchem Anlaß einzuheimſen pflegte. Hans Chriſtoph ſtreichelte ſchweigend den breiten Hundenacken; die Dirnen mochten des ſchmucken Junkers denken, und weshalb ſein Auge nicht ebenwohl auf ſie gefallen ſei; nur der Fuhrknecht, nachdem er eine Weile mit dem Finger an ſeiner Naſe auf- und abgefahren war, ſagte nachdenklich: „Darum denn auch! Da der Herr mich vorhin rufen ließ, bewahre mich der Heiland; ich dacht', er wollte mich zum Pferdejungen degradiren; und war doch nur, daß ich morgen den alten Landgerichtsnotar von drüben aus der Stadt beſtellen ſollte.“

„Den Landgerichtsnotar? Soll der auch predigen?“ rief die Dirne. Aber in demſelben Augenblicke ließ ſie ſich von ſeinen Knieen gleiten; denn die dicke Ausgeberin Greth Liſe war eingetreten, und es wurde ganz ſtille; der Fuhrknecht zog ein verſiegeltes Schreiben aus der Taſche, betrachtete die Aufſchrift, als ob er ſie leſen könne, und ſteckte es dann bedächtig wieder ein.

Als die Schlehen blühten, iſt einmal wieder Friede geſchloſſen worden; auf und ab im Lande läuteten die Glocken und das Gemenge fremder Völker verlor ſich allgemach. Auch von der kleinen Dorfkirche unterhalb Grieshuus ſcholl das Geläute; aber eines Nachmittages, da es auf den andern Thürmen ſchwieg, begann es abermals. Nicht dem kurzen Frieden galt es, den mit unfriedlichem Herzen die Menſchen in falſche Worte faßten; es galt dem, den kein Streiter noch gebrochen hat.

Von Grieshuus herunter kam ein Leichenzug; auf dem Deckel des Sarges hatte der kunſtreiche Schmied des Dorfes das Wappen in Kupfer ausgeſchlagen; denn der alte Herr von Grieshuus lag darunter. In dem offenen Wagen, der dann folgte, ſaßen die beiden Brüder, der Junker Hinrich und der herzogliche Rath; aber der Letztere hatte es eilig; zu Gottorf gab es itzt überviel zu ſchlichten und zu richten; und während ſie in dem Gruftgewölbe an des Vaters Sarg das letzte Amen ſprachen, hielt drüben vor dem Kruge ſchon der Reitknecht ſein und ſeines Herren Pferd am Zügel.

Wie beim Verlöbnißtanz zu Kiel, ſo waren auch heute zwiſchen den Brüdern der Worte wenige geweſen; nur als dann auf dem Kirchhofe der Jüngere ſich verabſchiedete, ſprach er, wie beiläufig zu dem Andern: „Du weißt, des Vaters Teſtament iſt jüngſthin auf dem Landgerichte hinterleget worden?"

Herr Hinrich aber ſtutzte: „Ein Teſtament? Wozu denn das? Mir iſt nichts kund geworden."

Der herzogliche Rath hatte flüchtig ſeine Hand geſtreift: „So will ich ſorgen, daß terminus zur Publication alsbald hier anberaumet werde."

Dann ſchritt er auf dem Steig dem Kruge zu und ritt mit ſeinem Knecht davon.

In unruhigem Brüten war der Bruder ſtehn geblieben, während unter dem wieder beginnenden Läuten ein zweiter ſchlichter Sarg herzugetragen wurde; nur der alte Jäger Owe Heikens und ein weinendes Mädchen gingen hinterher. Aber die Leute auf dem Kirchhofe drängten ſich auch zu dieſer offenen Gruft; auch den der Tod in dieſe Lade hingeſtreckt hatte, lockte es ſie begraben zu helfen. Und auch über ihn ſprach der Paſtor: „Und zur Erde ſollſt Du wieder werden!" Als aber, da der ſchwere Schaufelwurf vom Sarge wiederdröhnte, mit ſelbigem ein heller Wehlaut von der Gruft erſcholl, da drängte ſich die hohe Geſtalt des Junkers Hinrich durch die Menge, und als ſodann auch hier das letzte Vaterunſer war geſprochen worden, nahm er vor aller Angeſicht die Tochter des Begrabenen an ſeine Bruſt und hielt ſie ſo unbeweglich, bis er den Paſtor ſchon drunten auf dem Wege nach ſeinem Hauſe zuſchreiten ſah. „Komm!“ ſprach er leiſe zu dem ſchönen Mädchen, daß nur neben ihm ein altes Weib es hörte, die ſchier verwirrt zu ihm empor ſah; und als ob jedes von ihnen wußte, daß ſie beide eines Sinnes ſeien, folgten ſie Hand in Hand dem geiſtlichen Herrn in ſein Haus. Da ſprach der Junker: „Ehrwürden, wir bitten, verlobet uns einander, daß dieſe hier an meinem Herzen ihre Heimath habe!“

Und die Hände des alten Prieſters legten zitternd ſich auf ihre Häupter.

Drüben von dem Kirchhof aber ſchritt Owe Heikens, mehr als einmal mit dem Kopfe ſchüttelnd, ſeinem Hauſe an den Eichen zu.

Die ſchon anberaumte Hochzeit des Junkers Dethlev, welche durch die letzte Kriegszeit wider allen Brauch verzögert war, wurde durch das Trauerjahr aufs Neu hinausgerückt; anders bei dem älteren Bruder; hier hatte der Tod zu raſchem Ehebündniß getrieben.

Hinter den Eichen von Grieshuus, noch oberhalb der Niederung des Fluſſes, war in einem Lindenkranz ein Meierhof gelegen; einſt zu einem ſpäter niedergelegten Gut gehörig und aus dieſem einer Baſe von des Junkers Mutter zugekommen, war er von Letzterer in ihrem Teſtamente dieſem als ihrem Pathenkinde zugeſchrieben. Bisher hatte ein Pächter darauf geſeſſen; aber die Pacht war mit dem Herbſte abgelaufen; ſeit Monaten wirthſchaftete Hans Chriſtoph dort, den noch der alte Herr zu dem Behuf dem Sohne überlaſſen hatte.

In dieſes Haus war Junker Hinrich mit ſeinem jungen Weibe eingezogen. „Trete nur feſt auf!“ hatte er zu ihr geſprochen, da er nach der Trauung ſie vom Wagen hob; „das hier iſt mein; und nun — durch Gottes Gnade — unſer!“

Noch heute, in des Erzählers Tagen, zeigt man in jener Gegend auf einem Vorſprung eine alte Linde, die trotz des völlig ausgehöhlten Stammes noch eine mächtige Krone in den Lüften wiegt; hier habe man derzeit die beiden ſchönen Menſchen oftmals ſtehen ſehen, wie ſie Hand in Hand über das weite Flußthal hinausſchauten, während der Sommerwind in ihren blonden Haaren wehte: auch Abends wohl, dem Schrei der wilden Schwäne horchend, die im Sternenſchein dem Waſſer zuflogen.

— — Zu Anfang im Auguſtmonat nach der Hochzeit war es, als Junker Hinrich zur Teſtamentseröffnung nach Grieshuus hinüber ritt. In dem großen, ſeit Jahren unbenutztem Saale, oben in einem Vorſprung nach der Dorfſeite, traf er nur den Landgerichtsnotar und deſſen Schreiber; vergebens ſuchten ſeine Augen nach dem Bruder. Statt deſſen war ein ſchwarzer Herr mit gepuderter Perrücke herein getreten: „Der herzogliche Rath ſei, ihm zu Leide, durch häufende Geſchäfte abgehalten"; und hatte ſodann eine in aller Form Rechtens auf ihn ausgeſtellte Vollmacht auf dem Tiſche vor den Gerichtsperſonen ausgebreitet.

Der Herr war einer von des Rathes Unterbeamten, und die Formalien wurden für richtig angenommen. Danach wurden im Beiſein der ſo Betheiligten die Siegel gelöſt, und das Teſtament verleſen. „Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit" begann der alte Notarius, und der Junker ſtand wie gebannt, die Fauſt um eines Seſſels Lehne, und horchte athemlos; bald aber, da die lange Eingangsformel abgeleſen war, ſchoß ihm das Blut zu Häupten; er riß von ſeiner Bruſt das Wamms zurück, und der ſchwere Stuhl klappte auf den Boden, daß es in dem weiten Raume widerhallte. Er hatte gehört, was zuvor nur wie ein Fieber ihm durchs Hirn geſchoſſen war: an Geld und Gut zwar kürzte ihn des Vaters Wille kaum; aber Grieshuus, das Stammhaus, war dem jüngeren Bruder zugeſchrieben. Der Vorleſer hatte inne gehalten; er begann aufs Neue und brachte es zu Ende. Dann wurde das vom Schreiber geführte Protocoll vollzogen, das die geſetzlich geſchehene Publication beurkunden ſollte; auch Junker

Hinrich trat heran und unterſchrieb; doch mit dem Zuſatz: „Unter Vorbehalte meines arg verletzten Rechtes.“

Als er ſich ſchon entfernen wollte, trat der ſchwarze Herr noch einmal auf ihn zu und überreichte ihm ein verſiegelt Schriftſtück: „Ich hab' Euch zu erſuchen, daß Ihr von dieſem Briefe Eueres Herrn Bruders noch hier, in dieſem Raume, Kenntniß nehmen möget!“

Die feſte Hand des Junkers bebte, als er das Siegel aufriß; aber ſchon flogen ſeine Augen über die Schrift des Bruders:

„Den mir zuvor bekannten letzten Willen unſeres Vaters,“ ſo lautete der Inhalt, „habe ich, auch ſo ich es gekonnt hätte, aus gutem Grund nicht hindern wollen, obſchon ſelbiger nicht nur Deinen, ſondern gleichermaaßen meinen Wünſchen widerſteht; denn jeder hat itzt, was dem Andern dienen würde. So Du alſo, nachdem Dir ſolches kund geworden, in Erkenntniß Deiner Pflicht geſonnen wäreſt, Dich des geringen Mädchens zu entledigen, ſo daß ich unſeres Hauſes Ehre ungefährdet wüßte, dann komme in den nächſten Wochen zu mir auf Schloß Gottorf, und wir werden unſeres Erbes Tauſch mit Glimpf vollziehen können. Sollteſt Du aber, wovon ein Hall zu mir gedrungen, in teufeliſcher Verblendung bereits den Ehebund mit jenem Weibe eingegangen ſein, ſo werd' ich Dir die Wege weiſen, Dich ihrer dennoch abzuthun, und ſoll zu ſolchem Dir meine brüderliche Hülfe nicht entſtehen.“

Der Andre ſtand noch immer vor dem Junker, der auf das Schriftſtück ſtarrte, als ob er mit den Augen es durchbohren müßte. „Wollet mir Urlaub geben,“ ſprach er; „was Antwort ſoll ich Euerem Bruder melden.“

Herr Hinrich ſchien ihn nicht zu hören.

Und wieder nach einer Weile: „Meine Zeit iſt kurz;“ begann er; „darf ich um Euere Antwort bitten?“

Da fuhr der Junker auf: „Hier iſt ſie!“ ſchrie er und warf den Brief in Fetzen unter ſeine Füße. „Ihr aber, ſo Ihr wußtet, was Ihr mir gebracht, ſo ſeid Ihr einen Schurkenweg gegangen!“

Und mit ſtarken Schritten ging er aus dem Saale und war ſchon drunten aus dem Hausthor, als des Andern Hand nach ſeinem Schwerte fuhr.

Aber der Rappe mußte es fühlen, was auf dem Rückweg in dem Reiter tobte; und als Herr Hinrich vor ſeinem Hauſe aus dem Sattel ſprang, da drohte ihm Frau Bärbe mit dem Finger: „Das arme Thier! Hatt'ſt Du denn ſolche Unraſt, zu Deinem Weibe wieder heimzukommen?“ Er aber legte ſchweigend ſeinen Arm um ihre Hüfte und führte ſie ins Haus zurück; und als er eine Weile finſter dageſeſſen, berichtete er nur Eines, daß ihm Grieshuus im Teſtamente abgeſprochen ſei. „Aber ich will mein Recht; und ſollt' ich wider meinen todten Vater ſtreiten!“ und als die Augen ſeines Weibes voll Sorge zu ihm aufſahen, rief er: „Du ſollſt hier nicht in dieſer Bauernkathe ſitzen!“

Ihre Hand ſtrich ſanft an ſeine Wange: „Thu, was Du mußt, Hinrich; nur nicht in Zorn und nicht um meinethalben!“ Dann zog ſie ihn hinaus ins Freie, wo ſchon das Abendroth am Himmel ſtand; und ſie gingen in die Niederung durch ihre Felder, wo der Ernteſegen in goldnen Aehren wogte. Aus einem Seitenwege kam Hans Chriſtoph zu ihnen, zog ſeinen Hut und ſprach: „So Ihr es meinet, Herr, ich denke, wir müßten bald ans Schneiden gehen!“

— — Und wieder nach einigen Tagen, als ſie bei all dem Segen, der nun in ihre Scheuer eingefahren wurde, ihren Eheherrn ſo ohne Freud und ohne Worte zwiſchen den Leuten umherſtehen ſah, die Augen nach den mächtigen Wäldern von Grieshuus, die in der Ferne wie ein Gebirge lagen, da ſprach Frau Bärbe, ſeine Hand ergreifend: „Sind das die Flitterwochen, Hinrich?“ und da er zärtlich zu ihr niederblickte, zog ſie ihn in das Gärtchen, das hinter der Scheuer war. „Ich weiß wohl, was Du ſinneſt;“ ſprach ſie; „aber bedenke es wohl! Da Du mich freiteſt, thatſt Du wider Deinen Vater; Du wollteſt minder, als er für Dich wollte; thu nun nach ſeinem Willen, daß Du in dem Andern Dich begnügeſt!“

Doch da ſie ſah, daß ſeine Augen noch immer wie im Grolle dicht beiſammen ſtanden, ſprach ſie beklommen: „Du haſt zu hohen Preis für mich gezahlt.“

Da hob er ſie mit beiden Armen auf und preßte ſie wie ein Kind an ſeine Bruſt: „Nein, nein; laß fahren, Bärbe! Ich zahlte für mein Leben; weh dem, der das mir anzutaſten waget!"

Es fraß doch weiter in ihm. — Und Herbſt und Winter war es geworden, und die Erbtheilung war noch immer nicht geſchehen. So viel war zwiſchen den Brüdern feſtgeſetzt, der Stammhof wurde bis auf Weiteres von dem früheren Pächter des Meierhofs verwaltet; aber jeder von beiden betrachtete ſich als deſſen Herrn. Da an einem Sonnabend, als in den Bauergärten das erſte Grün der Stachelbeeren vorbrach, hieß es, die Braut des herzoglichen Rathes und deren Mutter ſeien mit demſelben auf dem Herrenhofe angelangt; die Braut habe, ehe ſie den Mann nehme, ſich Land und Sand beſehen wollen.

Und am Sonntag Vormittag war die Kirche voll, und die Weiber und die Dirnen hatten ihre beſten Käppchen auf; nur droben im großen Patronatsſtuhle war noch niemand, wie nun ſeit lange ſchon; denn der Wohnplatz des jungen Ehepaares gehörte zu einem andern Kirchſpiel, und Junker Hinrich und ſein Weib hatten ſeit ſeines Vaters Tode die Kirche hier nicht mehr betreten. Als aber der Paſtor, nachdem die Gemeinde einen deutſchen Pſalm geſungen, vor dem Altar ſtand und eben das Kyrie eleison angeſtimmt hatte, ging eine Unruhe durch die Kirchenſtände, Weiber und Männer ſtießen ſich an und raunten ein flüchtig Wort mitſammen; auch der Paſtor hatte einen Wagen auf den Kirchhof fahren hören; aber es war der ſchwere

Gutswagen nicht, und gleichwohl klang es an den Mauerringen, als würden Pferde daran feſtgebunden.

Da wurde die Kirchthür aufgeſtoßen; „Sie kommen!“ flüſterten die Dirnen und drehten ihre Hälſe nach dem Steige. Aber die Erwarteten waren es nicht, obwohl es ſchon des Umſehens werth war; denn der Junker Hinrich mit ſeinem blonden Weibe ſchritt langſam durch die Kirche. Sie trug freilich nur ein ſchlicht Gewand; doch wurde ihr Haar, wie es derzeit dem Adel nur geſtattet war, von einer goldenen Klammer gehalten, daß es in drei ſchimmernden Strähnen niederfloß; aber ſie drückte ſich an den hohen Mann, als ob ſie Schutz bedürfe, und als beide die Treppe zum Emporium hinaufgeſtiegen waren, ſahen es die Frauen, daß ſie geſegneten Leibes ſei.

Von droben blickte der Junker faſt wie zornig in die Kirche hinab. „Dominus vobiscum“ ſang der Paſtor und wandte dann ſich zum Altar.

Und wieder drehten in der Gemeinde ſich die Köpfe abwärts nach dem Eingang: ein zweiter, aber ſchwerer Wagen fuhr draußen vor der Kirchthür auf; Peitſchenklatſchen, ein Fluch des Fuhrknechts war hereingedrungen, und während der Paſtor die Collecte las, war aufs Neu die Kirchthür aufgeſtoßen. Es wurde todtenſtill: der herzogliche Rath mit ein paar hohen, ſtolzen Frauen, denen eine Kammerzofe folgte, war in den Mittelſteig getreten.

Der Junker Hinrich hatte im Kieler Rathhauſe doch wohl fehlgeſehen; denn die jüngere der Frauen erſchien gar ſtattlich; aber ſie blickte kalt und ſtrenge um ſich. Als ſie weiter vorgegangen waren, und der Bräutigam nach dem Patronatsſtuhl aufſah, ſtutzte er und hielt die Frauen an ſeinem Arm zurück. Die Augen der Brüder hatten ſich gefaßt, und eine Weile ſtanden ſie wie ſtill in einander; der blonde Frauenkopf da oben war todtenbleich geworden.

„Es iſt beſetzt;“ ſagte der da unten; „aber ich werde uns Platz zu ſchaffen wiſſen.“ Und da der Paſtor ausgeleſen hatte, tönten dieſe Worte durch die ganze Kirche.

Hätten die Augen des Junker Hinrich tödten können, der Sprecher wäre lebendig nicht vom Platz gekommen; mit einem Aufſchrei griff Frau Bärbe nach ihres Mannes Hand, die ihm eiskalt auf ſeinen Knieen lag.

Aber der herzogliche Rath ſchritt mit den Frauen aus der Kirche; man hörte den Wagen fortfahren, und ohne Störung ging der Gottesdienſt zu Ende.

Es war am 24. Januar ſpät am Nachmittage. Junker Hinrich war in der Stadt geweſen, wo er mit dem Magiſtrat zu thun gehabt hatte; denn die alte Baſe ſeines Weibes war geſtorben, und hatte dieſes als ihre Erbin eingeſetzt. Behaglich ritt er durch das Haidethal, dann durch den Wald; aber vor ſeiner

Hausthür ſprangen zwei Mägde ihm entgegen: „Ach, Herr! Ach, Junker Hinrich, Euer Weib!“

Und als er in die Kammer hinter dem Wohngemach getreten war, ſah er ſein Weib im Bette liegen; ein Unſchlittlicht brannte auf dem Tiſche; aber er erkannte ſie faſt nicht. Die Hebamme des Dorfes war um ſie; ſie ſtand über einer Wiege, aus der das Winſeln eines neu geborenen Kindes drang. „Was iſt das hier?“ ſprach er; „der Erbe von Grieshuus ſollte in zwei Monden erſt geboren werden!“

„Es iſt kein Erbe; nur eine Tochter,“ ſagte die Hebamme.

Aber eine der Dirnen war ihm in die Kammer nachgeſchlichen. „Ein Bote iſt da geweſen;“ ſagte ſie; „vom Landgerichte, heut am Vormittag!“

„Was hat denn der gewollt?“

„Weiß nicht, er frug nach Euch; da hab ich zu der Frau ihn hingewieſen.“

„Bärbe!“ ſagte der Junker leiſe, und auf der Bettkante ſitzend, ſtrich er ſeinem Weibe die feuchten Haare von den Schläfen.

„Ja?“ — — Wie ein Hauch kam es, und wie aus einer fernen Welt hob ſich das junge durchſichtige Antlitz aus dem Kiſſen auf. „Biſt Du es, Hinrich?“ — Und ſie ſtreckte heftig ihre beiden Hände um ſeinen Hals, und ſchrie, als ob Entſetzen ſie befalle: „Nein, nicht von Dir; nicht von Dir! O — lieber ſterben!“

Dann ließ ſie los, und ſank mit geſchloſſenen Augen in die Kiſſen.

Der Junker war an der Bettſtatt hingeſtürzt: „Nein, nicht von mir; nie, nie! — — Hör es, hör es doch; nie von mir, ſo lange wir beide leben!“

Aber ſie lag wie eine Todte.

Da beſann er ſich: „Der Bote muß was gebracht haben;“ ſprach er; „holet es mir!“

Und die dumme Dirne, die an der Thür ſtand und mit der Fauſt die Thränen von den Augen wiſchte, lief in das Wohngemach und brachte ihm etliche Schriftſtücke und eine aufgeriſſene Hülſe.

„Seh Sie nach meinem Weibe!“ ſagte er zu der Frau; dann las er; und nach einer Weile laut und immer lauter: „Dann anno 1655 iſt gen. Vater mit der Barbara in das Gut gezogen, hat aber verabſäumet ſich ſeine Freiheit von dem Grundherrn legaliter verbriefen zu laſſen, und ſind demnach die zwei Genannten, wie durch Urthelſpruch des Landgerichtes mehrfach ſchon beſtätiget, deſſelben Eigene worden. Die Ehe des Beklagten mit ſelbiger Leibeigenen iſt eine nichtige, da ſie ohne des klägeriſchen per testamentum Eigenthümers consensus iſt geſchloſſen worden.“

„Der Teufel iſt Dein Leibeigener!“ ſchrie der Junker, und warf die Klageſchrift des Bruders von ſich.

Aber die Hebamme legte die Hand auf ſeinen Arm: „Herr, Euer Weib!“

„Ja, ja; und das hat ſie geleſen! Er wußte es, wo ſie zu treffen war." Und er neigte ſich zu ihr; und da er ihre Hand ergriff, war ſie faſt kalt, und das Geſicht verwandelte ſich ſeltſam.

„Was iſt das?" frug er.

„Ich weiß nicht, Herr. Holt einen Arzt!"

„Bärbe, Bärbe, geh nicht von mir, bis ich wiederkomme!"

Und ſchon war er zur Thür hinaus. „Hans Chriſtoph!" rief er: „Hans Chriſtoph!"

Aber die Dirne war ihm nachgelaufen: „Was denkt Ihr, Herr! Er iſt zum Schmied hinunter mit den Senſen."

Da warf er ſich ſelbſt auf ſeinen Rappen, und mit todtblaſſem Angeſicht flog er durch die Eichen von Grieshuus hinüber nach der Stadt.

— — Ein paar Stunden war es weiter; der Mond war aufgegangen und ſtand zu Oſten über der Haidemulde. Kein Thierlaut regte ſich; die Vögel lagen im Kraut auf ihren Neſtern; nur die hoch aufgeſchoſſene ſtille Dirne aus der Beſenbinderkathe vom Ende des Dorfes hatte ſich verſpätet; eifrig ſchnitt ſie mit ihrem kurzen Meſſer die Haide ab und legte ſie zu Haufen. Da galoppirte ein Reiter an ihr vorbei. „Heida!" Aber ſie hatte ihn erkannt; es war der Reitknecht des Herzoglichen Rathes, der nach Grieshuus hinüberritt. „Was wollte der?" Und ſie band ſich ihr Tuch feſter um das Kinn; denn aus Weſten kam ein Wind vom Meer herauf.

Sie ging weiter nach Oſten hinauf, denn da war die Haide länger, und lag eben unter ein paar Birken, als ein Geräuſch von Grieshuus her ſie aufſehn machte. Und wieder kam der Hufſchlag eines Pferdes, ein Reiter, der wie raſend durch die Haide auf ſie zuritt. Aber er war vorbeigeritten, und da eine Wolke vor den Mond fuhr, hatte ſie ihn nicht erkannt. Sie ſchüttelte den Kopf und ſah ihm nach. Und zum dritten Male, ihm entgegen — was war denn das? Sie hatte kaum jemals hier was reiten ſehen — kam abermals ein Pferd; aber langſamer, faſt war's, als würde es zurückgehalten.

Sie ließ die geſchnittene Haide liegen und kroch auf Händen und Füßen näher heran. Aber es war zu weit; ſie ſtieg an der Oſtſeite hinan, bis ſie oben unter den Bäumen entlang lief; jetzt hörte ſie die Pferde ſtoppen, laute zornige Worte, die ſie nicht verſtehen konnte; dann war's, als ob die Reiter von den Pferden auf den Boden ſprangen.

Es mußte ihr gegenüber ſein, und ſie trat aus den Bäumen und ſah hinab; aber der Mond lag hinter Wolken; ein Gewühl war drunten, ſie konnte nichts erkennen. „Mein Leben! Mein Leben!“ ſchrie eine Stimme. „Sie ſtirbt; ich will dafür das Deine!“

Die Dirne reckte den Hals: „das war Junker Hinrichs Stimme!“ Da flogen die Wolken von dem Mond; blauhell lag es drunten und ſie erkannte deutlich den grauen Runenſtein am Waſſertümpel. Zwei geſattelte leere Roſſe ſtanden unweit in dem Kraute, ein braunes und ein ſchwarzes, das wiehernd in die Nacht hinausrief. Daneben ſah ſie zwei Brüder grimmig mit einander ringen. Sie ſtand wie angeſchmiedet; dann war's als ob ein Eiſenblitz heraufzuckte, und ein Entſetzen jagte ſie von dannen; aber ſie entrann nicht: ein gellender Schrei, der über die Haide fuhr, hatte ſie eingeholt. Noch einmal ſtand ſie, beide Hände an die Ohren gepreßt, zwiſchen den Bäumen; dann lief ſie ohne Aufenthalt dem Dorfe zu. Voll Entſetzen, in Schweiß gebadet, ihr kurzes Meſſer in der Hand, kam ſie nach Hauſe.

„He, Matten," rief die Frau des Beſenbinders, „was iſt? Wie ſiehſt Du aus? Hat ſich ſchon wieder was gemeldet?" Denn das Kind war damit angethan, daß ſie Unheil vorausſah, das noch geſchehen ſollte.

Aber Matten ſchwieg; die Mutter auch; denn man ſoll nicht davon reden bis der Vorſpuk ausgekommen iſt.

Doch ſchon am Nachmittage danach ſprach das Weib, die eben aus dem Dorf heraufgekommen war, zu ihrer Tochter: „Red' nur! Drunten in dem Haidloch haben ſie den Herzoglichen Rath erſchlagen! Es ſchadt uns nichts; nun iſt der Junker Hinrich unſer Herr!"

— — Aber wo war der Junker Hinrich? — In der Nacht ſollte Einer bei dem Paſtor angepocht haben; er ſollte es geweſen ſein; aber der Paſtor hat davon nichts wiſſen wollen; dann hat man nimmermehr von ihm gehört. Auf dem Meierhofe lag ein ſchönes aber todtes Weib; neben ihr ein Siebenmonatskind, ein Mädchen, in der Wiege. So ſtand es um die Erben von Grieshuus.

Zweites Buch.

Das ſiebenzehnte Jahrhundert war vorüber; es ſaßen andere Leute auf Grieshuus.

Viele Jahre hindurch war niemand dort geweſen, als ein gerichtlicher Verwalter; denn man wußte nicht, wem das Gut gehörte, ob dem Abweſenden, der jeden Tag ſich wieder einſtellen könne, ob deſſen Tochter, einem ſchwachen Mädchen mit blaugeaderten Schläfen und dünnem blondem Haupthaar, das zu Schleswig im Kloſter in der Hut einer entfernten Verwandten auferzogen wurde. Als ſie mündig geworden, hatte ſie von dieſer ſich getrennt und ſich in der Nähe des Kloſters eingemiethet; heirathen wollte ſie nicht, obgleich dazu ſchon mehr als eine Anfrage an ſie ergangen war; denn unter Vorbehalt der väterlichen Rechte war das Gut ihr übereignet worden. Gleichwohl hat ſie gemeint, ihr Vater werde wiederkommen, und die Freier etwa ſo beſchieden, indem ſie haſtig nach einer begonnenen

Arbeit griff: „Zu danken für die erwünſchete Gewogenheit! Aber mein Papa wird nicht ſo gar von ſeinem Hof und ſeiner Tochter laſſen; ſobald er heimgekehret, wird er für mich zu reden wiſſen.“ Das aber haben Alle für einen Abſchlag aufgenommen, und von dem ſchon vergeſſenen Vater auch nur ungern reden hören.

Zu Grieshuus und überall im Lande hat es wüſte ausgeſehen; unſer Herzog Chriſtian Albrecht, nachdem er mit dem von ſeinem Vater ererbten Diplom des Kaiſers Ferdinand die Univerſität zu Kiel geſtiftet hatte, war vierzehn Jahre lang von ſeiner Reſidenz vertrieben; deſſen getreue Beamte ließ der Dänenkönig verjagen oder gefangen ſetzen, und die Kraft des Landes durch ſeine nie ruhenden Kriegesrüſtungen erſchöpfen. So mochte es auch zu Grieshuus nicht heimelich ſein, und Jungfer Henriette, wie ſie nach ihres Vaters Namen war getauft worden, iſt nimmer dort geweſen; das Archiv aber hat ſie nach einem Zimmer in ihrem Hauſe zu Schleswig bringen laſſen, und um Oſtern und Martini mußte der Verwalter dort ihr Rechnung legen. Dann hat ſie tagelang vor den großen Büchern dageſeſſen und über Kopfweh vor ihrer Magd geklagt; „denn,“ hat ſie geſagt, „es muß doch ſtimmen, wenn er wieder ſelbſt regieren will.“

Aber der Junker Hinrich iſt doch nicht gekommen. Zu Grieshuus blühte die Haide und verging; Sonnenſchein und Schneewinde wechſelten über den mächtigen Eichenwäldern; ſie wuchſen, geſchlagen wurde nicht darin, inſonders ſeit die Vormundſchaft zu Ende ging; das Schlimmſte war, daß das Unzeug ſich in ihnen mehrte, Weihen und Falken, die in den Wipfeln horſteten, vor Allen der Wolf, „de griſe Hund,“ wie ihn die Bauern nannten, der unter den Höhlen der mächtigſten Eichenwurzeln im Dickicht ſeine Jungen warf. Noch zeigt man die Stelle, wo eines Tagelöhners Kind, das Dohnen in dem Wald geſtellt hatte, von ihm zerriſſen worden; denn einen Jäger hat es zu Grieshuus nicht mehr gegeben, und bei dem Thurmhaus hing die rothe Pforte klappernd in dem Winde; der Verwalter wollte keinen neben ſich. Oben im Herrenhauſe, in dem Gemache über dem Portal des Hausthores und gegenüber in dem weiten Saale lag fingerdicker Staub und todtes Gezieſer auf Simmſen und Geräthe. Und Junker Hinrich war noch immer nicht gekommen.

Als aber mehr als ein Menſchenleben ſo vorüber war, langten ſchwediſche Völker vom Wellingiſchen Regimente aus dem Bremiſchen an; dabei ein Oberſt, der wegen einer aufgebrochenen Wunde in Schleswig ſich verweilen mußte. Er hatte ſich in der Nachbarſchaft des Kloſters eingemiethet, und die Dame von Grieshuus hatte ihm durch den Friſeur ein ſonderbar heilendes Waſſer offeriren laſſen, was er dankbar acceptiret hatte. Als er ſodann nach ſeiner Geneſung ſeine Aufwartung machte und alsbald ihr ſeinen Eheantrag ausrichten ließ, hat ſie nicht mehr den Muth gehabt, ins Ungewiſſe zu verweiſen, ſondern nur geſagt: „Ich hoffe wohl, mein Vater, der unter Karl X. jung geweſen iſt, wird nicht dawider ſein."

So iſt ſie des Oberſten Weib geworden, der ſeinen Abſchied aus dem Dienſt genommen hat; aber nach Grieshuus hat ſie auch jetzo nicht hinüber wollen; „denn," ſagte ſie ihrem Eheherrn, „die Wölfe kommen dort gar in die Küche; und über die Haide geht ein Spukwerk; — o nein!"

„Ei, Narrethei! Wer hat Dir das erzählt?"

„Der Verwalter; der wird's doch wiſſen!"

Der Oberſt lachte: „Das wohl, er hat die Herrin nicht ins Haus gewollt!"

Sie wurde dunkelroth und ſtrich das dünne Haar ſich von den Schläfen: „Nein, nein; Du glaubſt mir immer nicht!"

„Nun, ich werde ſelbſt dahin gehn und mich informiren, Henni."

Dann iſt er ohne ſie dahin gegangen; er hat im Hauſe etwas räumen und mit den Bauern einmal auf die Wölfe treiben laſſen; aber die Wälder ſind zu dicht und die rechten Hunde nicht am Platze geweſen; ſie haben keinen Wolf geſehen. So iſt er nach Schleswig wieder heimgekehrt.

Und am Jahrestag der Hochzeit iſt ein Kind geboren worden; ein Knabe, in welchem von des Weibes Eltern alle Schönheit aufgeſtanden iſt. Es iſt auch zur glücklichen Niederkunft gratuliret worden; aber die Mutter hatte doch all' ihre Kraft dem Kinde hingegeben. Noch ein paar Jahre hat ſie, meiſt in Kammerluft, dahingelebt; dann eines Septembermorgens, da ſchon die gelben Blätter vor ihrem Fenſter wehten, hat ſie das Kind ſich bringen laſſen; und, ihre magre Hand in ſeinen goldnen Haaren, hat ſie geſprochen: „Er iſt doch nicht gekommen, Rolf; und ich ſterbe nun; ich war nur eine ſchlichte Frau, aber Du, mein ſchöner Sohn,“ und der Knabe ſtand an ihrem Kiſſen und ſah mit ſeinen durchdringenden Augen zu ihr auf — „Du wirſt ihn ſehen; grüß ihn von mir! Rolf! Vergiß nicht — —“ Lallend hatte ſie die letzten Worte geſprochen; ihre Hand fiel von des Kindes Haupt. Und als ſie eine Weile ſo gelegen, hat der Knabe mit ſeiner Hand ihr in das magere Angeſicht gegriffen; aber ſie rührte ſich nicht mehr. Da ſchrie er, und die Wärterin trug ihn hinaus.

Als der Oberſt vom Begräbniß auf dem Kloſterkirchhof, wo man ſeine Frau nach ihrem Wunſch beſtattet hatte, heimgekommen war, nahm er ſeinen Buben auf den Arm: „Die Mutter hat hier ſchlafen wollen“, ſagte er, „wir beide gehen nach Grieshuus; ich will nun ſelber Deinen Hof verwalten; da ſollſt Du reiten lernen!“

Und der Junge ſah ſeinen Vater feſt aus ſeinen dicht beiſammen ſtehenden blauen Augen an; dann that er einen lauten Luſtſchrei.

— — So iſt der Oberſt, da im nächſten April an den Waldrändern von Grieshuus die Schlüſſelblumen blühten, da die Aecker gedüngt und die Winterſaaten gewalzt wurden, mit ſeinem Buben in das Herrenhaus dort eingezogen. Eine ältliche Verwandte der Verſtorbenen, das Kloſter-Fräulein Heide von der Wiſch, iſt mit dahin gegangen, um, wie ſie ſagte, bis die Flüttezeit vorüber, être la mère à ce pauvre enfant; ſie iſt aber dort hängen geblieben und nach dem Kloſter nicht zurückgekommen, obwohl der Knabe nie nach ihrer Hand gegriffen hat.

Oben im Hauſe ſind die ungeſchlachten Möbeln nach dem Boden hinauf oder in die Geſinderäume hinabgeſchafft worden; im Wohngemache ſtanden nun geſchweifte Schränke und Chiffonnièren, und auch ein Kanapee mit farbig gemuſtertem Bezuge, worüber neben dem vorgefundenen Bild der Urgroßmutter auch das der Mutter des Beſitzers hing. Es pflegt ſo zu geſchehen: das ſchönſte, das Bild der Großmutter fehlte zwiſchen beiden; ſie war gekommen und gegangen, und keiner wußte noch von ihr.

Im Weſentlichen wurde es auf dem abgelegenen Hofe nicht gar anders, als es im vorigen Jahrhunderte geweſen war. Denn Deutſchland erhob ſich eben erſt aus wüſten Träumen. Die neue Koppelwirthſchaft wurde freilich eingeführt; aber der Oberſt war ein melancholicus und litt an den Uebelſtänden einer alten Wunde; überdieß war er weder ein Landwirth, noch ein Jäger, und beides war hier groß von Nöthen. Für letzteren gab ſich zwar ein hungriger Verwandter der alten Herrſchaft, der nach Jahr und Tag ſich zum Beſuche eingefunden hatte und gleichfalls nicht wieder fortgegangen war; aber es hatte nichts Sonderliches zu bedeuten. Nur einmal, an einem Winterabend, war hinter dem Thurmhaus ein Rehbock von ihm geſchoſſen worden; allein zur Küche war er nicht gekommen; denn mit ſelbigem, daß das Thier zuſammengebrochen, hatte ein dürrbeiniger Wolf ſich darauf zugeſtürzt und es an der Kehle mühſam fortgeſchleift; der Vetter aber war mit erhobenen Händen durch die Haidemulde nach dem Hofe zugerannt. „Hol' der Teufel Eure Wölfe hier! Das iſt nicht in der Ordnung!“ hatte er im Hausflur dem Oberſt zugerufen; der aber hatte nur gelächelt: „Freilich nicht, Vetter; jedoch ich meinte, das ſei Ihre Sache.“

„Ei, das verſteht ſich, Oberſt! Aber die Hunde! Ich ſoll nur erſt die rechten Hunde haben.“

„Aber ich denk', Ihr habet ja den ganzen Stall ſchon voll davon.“

„Nun, nun; gehet nur hinauf und kramet die Karten vor; ich will mir nur den naſſen Rock vom Leibe ziehen; dann wollen wir die vier Könige jagen!“

Und bald ſaßen ſie ſich gegenüber bei ihrem Piquet; und der Oberſt war damit zufrieden.

— — Als der Junker Rolf im ſiebenten Jahre war, lehrte der Vetter ihn leſen und nach Adam Rieſe rechnen; das konnte er, ſogar auch mensa und amo dekliniren und conjugiren. Der Knabe lernte leicht und rief mitunter: „Ich kann's doch beſſer noch als Du!" Dann freute ſich der Vetter und lief zu dem Vater: „He, Oberſt, höret, was Euer philosophus da redet!" und den Jungen, wenn er hintennach gelaufen war, bei den Ohren in die Höhe hebend, rief er: „Ich hab's Dich doch gelehret, Tauſendſakramenter!"

Des Knaben Freundin war eine alte Magd, die ſchon die Mutter als kleines Kind getragen hatte, die von hier zur Stadt, und wieder von dort hieher zurückgebracht war. „Ich will Matten fragen!" rief der Bube, wenn er ſelbſt nicht wußte, was er wollte. Sie hatte ihr Augenlicht faſt ganz verloren und ſaß meiſt unten in der großen Geſindeſtube oder am Heerde in der Küche, beſchaffend, was einem blinden Menſchen möglich war; und wenn er ſie gefunden hatte und auf ſie losſtürmend ſie an der Schürze riß, dann ſagte ſie wohl: „Kind, Kind, gieb Ruh'; was willſt Du denn? Bei Gott iſt Rath und That!" und ſah mit ihren todten in ſeine lebendigen blauen Augen. Und frug ſie weiter: „Sprich, was willſt Du, Rolfchen?" dann ſprach er wohl ganz kleinlaut: „Weiß nicht, Matten; — erzähl' mir was!" Und ſie legte das Meſſer, oder, was ſonſt ihre Finger hielten, fort und frug: „Was denn erzählen, Kind?". Er war auf ihren Schooß gekrochen und rief: „Von Owe Heikens, wie Du zu viel Holz gebrochen hatteſt! Nein" — und er flüſterte ihr ins Ohr: „erzähl' mir von der ſchönen Frau, da auf dem Meierhof; wie hieß ſie doch?" — „Kind, Kind, das war ja Deine

Großmutter!" — Der Knabe ſah ihr lange ins Geſicht: „Großmutter?" ſagte er langſam. „War ſie denn ſchon alt?" — „Alt?" und Matten wiegte ihren grauen Kopf. — „So jung wie Maililien! Wenn der Tod kommt, bleiben auch die Großmütter jung. Sei ſtill, und halt's für Dich, ſo will ich Dir erzählen!"

In einem aber war der Vater ſelbſt des Buben Lehrmeiſter; er kaufte ihm erſt einen, und als er größer wurde, einen zweiten von den kleinen türkiſchen Kleppern, und ließ draußen an der Oſtſeite eine Reitbahn richten; und die Peitſche des Oberſten klatſchte und der Junge lag bald auf dem Rappen, bald auf dem braunen Klepper.

Plötzlich aber wurde es anders zu Grieshuus. Der Oberſt, da an deſſen Geburtstage der Junker mit einem unter des Vetters Anweiſung gefertigten Glückwünſchungs-Briefe vor den herzallerliebſten Papa getreten war, hatte danach nichts Eiligeres zu thun, als durch ſeinen pastor loci einen Informator zu beſorgen. Dadurch iſt der Magiſter Caspar Bokenfeld auf den Hof gekommen, und mit ihm ein Mann, dem ich von nun an die Erzählung in eigenem Namen überlaſſen kann.

Während der erſten Herbſt-Vacanz in meiner Studentenzeit war ich daheim und wurde bei einem Beſuche der Stelle von Grieshuus durch ein heftig Wetter in das Haus des Küſters in dem nahen Dorfe eingetrieben. Er war ein ſchon bejahrter Mann, den ich bisher nicht kannte; wir ſaßen uns bald am Fenſter gegenüber, und ich ſah auf die Oſtſeite der alten Felſenkirche, an welcher noch die ſchweren Eiſenringe hingen, ſo daß ich ohne Umſtand das Geſpräch auf jene alten Dinge bringen konnte. Er hatte mir ruhig zugehört; als ich jedoch bekannte, daß mir die dortigen Ereigniſſe des achtzehnten Jahrhunderts minder klar geworden ſeien, als die des vorigen, ſtand er auf und ging nebenan in eine Kammer, aus der ich das Auf- und Zuſchließen eines Schrankes oder einer Lade zu vernehmen glaubte. Als er zurückkam, legte er ein vergilbtes Schriftſtück in den mir hinlänglich bekannten Zügen des letzten Jahrhunderts vor mir hin.

„Klar iſt das auch nicht;“ ſagte er; „aber es iſt erzählt, was ſich begeben hat. Der Autor war einer meiner Vorfahren und Paſtor an hieſiger Kirche, nachdem er ſich das als Informator auf dem Hof verdient hatte.“

Ich faßte mit Andacht das Papier; die alte Zeit begann ja ſelbſt zu ſprechen. Dann hab' ich's mit des Küſters Erlaubniß noch am ſelben Nachmittage abgeſchrieben, und bin erſt nach Haus gekommen, als die derzeit einzige Gaſſenleuchte an der Hafenſtraße ſchon von dem Nachtwächter ausgethan war.

Und hier iſt es.

Die Niederſchrift des Magiſters Caspar Bokenfeld.

Anno 1702, in welchem nachmals unſer Herzog Fridericus IV., des hartgeprüften Chriſtian Albrechts

Sohn, bei Kliſſow in Polen für ſeinen Schwager, den Schwediſchen Carolum XII. ſein junges Leben gab, im Januar am Sonntage Epiphanias war es, da ich Grieshuus zum erſten Mal betrat. Es bimmelte ſchon unten von dem Kirchthurm zum Gottesdienſte, und die helle Winterſonne ſtrich an den Fenſtern entlang, als der Herr Oberſt auf ſeinem zierlich ausgerüſteten Zimmer mir ſeinen Sohn als Zögling zuführte. „Das iſt der Magiſter Bokenfeld,“ ſprach er zu dem elfjährigen Knaben; „der ſoll nun verſuchen, was aus Dir zu machen iſt.“

Der Bube ſah mich aus ein paar ſcharfen blauen Augen an, als ob er im hinterſten Hirnwinkel mich ausſuchen wolle und ſagte dann, mirabile dictu: „Kann Er auch reiten, Magiſter?“

Da lachte der Herr Oberſt und ſchlug ihn auf die Schulter: „Ei, Teufelsjunge, reiten ſoll er Dir nicht weiſen; aber ‚Sie‘ ſollſt Du den Herrn Magiſter tituliren; er wird Dir ſchon zeigen, wo die Geigen hängen!“

Siehe, da wurde mir der Odem leicht; denn mit denen von Adel hatte ich nimmer noch verkehret; der kleine Junker aber hat mich in Tagen nimmer angeſprochen, bis das Herz ihm einmal jählings überquollen; da ſprach er: „Sie ſind gut, Herr Magiſter!“ und gab mir ſeine feſte kleine Hand; ich aber nahm das edle Kind in meinen Arm: „Wir wollen Freunde werden, Rolf!“ ſagte ich; da umfaſſete er mich heftig, und ſein geringelt Goldhaar hing noch lange über meine Hand herab. Auch war das nicht umſonſt geſprochen; — mein Rolf, mein ſchöner guter Knabe, weshalb der Vater droben Dich doch ſo früh begehret hat!"

— — Es war recht einſam zu Grieshuus. Der Oberſt kränkelte und verließ das Haus nur ſelten; an jeglichem Abend ſpielte er ſein Piquet oder eine Partie Dame mit einem Familien-Vetter, der hier im Hauſe lebte; ein ſonderlicher Mann, der Alles zu verſtehen meinte und gleichwohl ohne alle Erudition war. Der Oberſt war ein Wittmann; aber eine adelige Kloſterjungfer Adelheid hielt ſtrenge Hauswirthſchaft; ſie rief mir ſelber einmal am Sonntag-Nachmittage zu: „Gieb Er mir ſeinen linken Strumpf, Magiſter; da ſoll' die Sonn' Ihm bald nicht mehr auf ſeine Wade brennen!" Und als ich hinſah, ſiehe, da war ein Loch im Strumpfe, und ich ſchlich gar beſchämt davon, um ſolchen Fehler aufzubeſſern.

Mir war das Zimmer über der Einfahrt in dem Thorhaus eingeräumt; ich hatte meine Bücher mit mir, und war es wohl zum erſten Male, daß Homerus und Virgilius, Arnoldus und Thomasius die Wände hier verzierten. In der Thorfahrt unten hatte der Meierei-Keller ein Fenſter, und es hieß, oftmals, ſo man nächtens vorüberſchreite, ſolle von dort aus ein Rahmſchöpfen und Umgießen deutlich hörbar werden, was in Wirklichkeit nicht ſei; aber das ſind nugae; es iſt allzeit ruhig geweſen, wenn ich gegenüber meine enge Treppe aufgeſtiegen bin. Aber drinnen in meiner Kammer war es gar einſam, wenn die Nachtruhe über den Hof gekommen war, und ich noch über meinen Büchern ſaß. Wenn dann der Mond am Himmel ſtand, und ich von der Arbeit zu dem einzigen Fenſter trat, dann ſah ich ein tiefes Haidefeld, das zwiſchen zwei hohen Waldſeiten auslief; und mitunter drang ein ſeltſam Heulen aus der Ferne, von dorten, wo ich bei Tage ein altes Thurmhaus hatte ſtehen ſehn; da ich es zum erſten Male hörte, ſchritt ich zur Thür und ſchob den Riegel vor; dann löſchte ich das Licht und legte mich ſchlafen. Das Heulen, das noch länger durch die Nacht ſcholl, iſt aber von den hungerigen Wölfen kommen, deren derzeit im Uebermaaße hier geweſen; und ich hab' noch lang gelegen und gehorchet; mir war, als könnten ſie durch die offene Thorfahrt kommen und mit den Tatzen meine Thür anfallen.

Als ich am Morgen dem Junker Rolf davon erzählte, ſprach er: „Da in der Haide müſſen Sie itzt nimmer gehen, Herr Magiſter; ich bin zu Pferde dort geweſen und doch faſt vom Leben abgekommen!“

Und auf meine Bitte hat er es alſo mir erzählet: Eine grimmige Kälte iſt es dazumal geweſen, am Nachmittage vor dem letzten Heiligabend, zwei Wochen nur vor meiner Herkunft, und wie bleicher Meſſingglanz hat die Dezemberſonne über die Haide hingeglinſtert. Droben in dem großen Saale hat die Tante Heide herumgehamſtert, ganz mutterſeelenallein, und hat niemand hinein dürfen, weder vom Geſinde, noch auch der Junker Rolf, wohl ſelber kaum der Oberſt; denn für alle iſt da drinnen die Weihnachtsbeſcheerung aufgebauet worden; der Vetter nur iſt eigenwillig aus- und eingehuſchet; denn er hat's gar beſſer noch verſtanden, als die Tante. Junker Rolf aber iſt vor Ungeduld Trepp' auf und abgeſprungen, auch auf den Hof und in die Ställe eingelaufen und zuletzt dann in des Oberſt Zimmer, wo dieſer mit dem Verwalter vor der Gutsrechnung geſeſſen: „Was ſoll ich anfangen, Papa? Um 5 Uhr erſt will Tante Heide ſchellen!“

„So geh' zu Deiner Freundin, der alten Matten!“ — „Mag ich heut' nicht, Papa.“

„So reit' noch eine Stunde!“ hat der Oberſt ihm geſagt und kaum von ſeinen Büchern aufgeſehen; „und nimm' den Braunen an die Leine!“

Drauf iſt der Junker in den Stall gegangen, wo die beiden Klepper an der Krippe ſtanden, und hat dem Knecht gerufen, daß er ihm den Rappen ſattle und ihm den Braunen an die Hand gebe.

„Hopp, Stella! Fera, halloh!“ Und ſo iſt er in den bleichen Winterſchein auf die Haide hinausgeritten; die Mulde hinunter und weiter, immerzu über den hart gefrorenen Boden. „Huſſah!“ Und er hat ſeine kleine Kappe mit der braunen Geierfeder vor Luſt geſchwenket, und die kleinen feuerigen Roſſe haben getanzt, als wüßten auch ſie, daß heut' noch Weihnacht-Heiligabend ſei.

Plötzlich iſt die Sonne weg geweſen. Noch kurze Weile hat das ſchwarze Haidekraut geleuchtet; dann hat die große dunkle Schattendecke ſich gebreitet, und bald danach iſt vom Himmel mehr zu ſehen geweſen als drunten von der Erden. „O lieb' Chriſtkindel," hat der kleine Reiter gerufen; „nun wird wohl bald für dich gebimmelt werden!"

Mit dieſem wandte er ſeine beiden Roſſe, die gleich als Hunde ſeiner jungen Hand gehorchten. „Hopp, Fera! Stella, hopp!" Und heimwärts ging es noch viel fröhlicher, als hinaus. Mitunter ließ er ſeine flinken Augen ſeitwärts über die dunklen Haidebreiten ſtreichen; aber ſehen konnte er nichts; nichts war zu hören, als der Trab der Pferde auf dem harten Boden und das eigne Athemholen; denn das meiſte Gethier ſchlief unten in ſeinen Winterhöhlen; nur über ihm flammten und zitterten die Sterne in der grimmen Winterkälte.

Da, als er ſchon der rechtshin auslaufenden Waldſpitze gegenüber war, die ſich noch ſchwach am Abendhimmel merkbar machte, hörte er von dorten etwas durch die Haide trotten. Um beſſer zu hören, zog er den Zügel an; aber die Pferde warfen mit den Köpfen, ſchnoben und drängten mit allen Kräften vorwärts. Der Junker hat zuerſt gedacht, es ſei ihr Hatzrüde, der ſeit ehegeſtern fortgeweſen, und: „Fuko, Fuko!" hat er laut hinausgerufen.

Dann iſt er vor ſeinem eignen Ruf erſchrocken; denn es iſt ihm jäh aufs Herz gefallen, daß vor dem

Fuko, der ihr Stallkamerad geweſen, ſeine Klepper nicht ſolch' ein Zittern und Schäumen überkommen würde. Und immer näher iſt es auf ihn zu getrottet. Der Pferde iſt er ſo unmächtig worden, daß ſie mit ihrem jungen Reiter, als ob ſie flögen, gegen den Herrenhof dahin geraſet ſind, der nur noch aus einem ſchwebenden Lichtſchein über der Höhe kenntlich war.

Immer toller iſt die Jagd gegangen, und da iſt es dicht an ihm heran geweſen: „Ein Wolf! Ein Wolf! Hülfe, Hülfe!" hat das Kind geſchrieen, und dabei ſeine Peitſche geſchwungen, unachtend, daß es deſſen nicht bedurfte. Dann gab es einen Ruck; der Rappe hatte mit den Vorderhufen ausgehauen, daß Junker Rolf die blanken Eiſen durch das Dunkel blitzen ſah; er hatte die Füße aufgezogen und lag mit der Bruſt auf dem Halſe ſeines Pferdes.

Das aber ſtieß einen Zeterſchrei aus, und ſauſend ging es nach dem Hofe, und ſchon dem Aufſtieg und dem Thore zu. „Kilian! Marten! Jens!" Er wußte ſelber nicht, wen er gerufen hatte; aber ein Geheul iſt von dem Hofe losgebrochen; und Fuko und die andern Hunde ſind hinausgeſtürzet und um das Pferd herum, und die glimmenden Augen an deſſen Seite ſind in die Nacht zurückgewichen; Roſſe, Reiter und Hunde ſind durch die offne Thorfahrt in den Hof hineingebrochen.

„Aber der Wolf, der griſe Hund," ſagte der Junker und nickte mir mit ſeinen blauen Augen zu, „hat doch mein Pferd gebiſſen; es iſt noch lang' nicht beſſer; der Vetter kann es nicht curiren."

Es war kurz danach, am Vormittage des zweiten Sonntags nach Epiphanias; draußen über den Reitplatz fegte der Nordoſt; derohalben ließ der Herr Oberſt den kleinen Rappen nach dem Schloßhof führen; denn die Wunde an der Kehle, ſo der Wolf dem Thiere zugefüget, wollte noch immer ſich nicht ſchließen, obſchon von dem Vetter und dem alten Schäfer mit Wundwaſſer und Kräuterſalben wacker dazu gethan war.

Der Junker Rolf ſtand neben mir auf der Freitreppe vor dem Herrenhauſe; wir ſahen zu, wie der Herr Oberſt dem Rappen mit linder Hand über die wunde Stelle ſtrich und dem muthigen Thiere beſchwichtigende Worte zuſprach.

„Wird bald baten, Gnaden Herr Oberſt!" ſagte der Schäfer; und der Vetter, der auch daneben ſtand, ſteckte die Hände in ſeine weiten Hoſenſäcke und ſprach wie allzeit, wenn er ſeiner Weisheit auf den Boden ſah: „Freilich, freilich, Oberſt; will nur alles ſeine Weile haben." Der Oberſt aber ſchüttelte den Kopf und warf einen gar deſpectirlichen Blick auf den ſorgloſen alten Herrn: „Gegen Wölfe und Wunden helfen nicht bloße Worte, davon Ihr großen Vorrath habet!"

Indem hörte ich Schritte von der Einfahrt her und ſah über den Rappen weg einen hohen, aber ſchon ſtark ergrauenden Mann in den Hof treten; er trug ein lederfarben Wamms und hatte einen Hirſchfänger am Gurte hängen, war auch ſonſt in ſeiner Kleidung wie damals ſolche, die im Jagd- oder Forſtweſen in hoher Herren Dienſten ſtanden; aber in ſeinem Antlitz waren tiefe Furchen. Ihm zu jeder Seite ging ein gar gewaltiger brauner Schweißhund mit breitem Ohrgehänge, welche mit ihm auf uns zuſchritten. Seltſam ſchien mir, daß er nicht um ſich blickte, ſondern geradeswegeſ nach der Stelle ging, wo der Oberſt ſich neben dem wunden Roſſe hielt.

Als dieſer ſich aufrichtete und ihm ſagte, er ſei der Herr hier, und was Botſchaft etwa er zu bringen habe, lüftete der Fremde ein wenig ſeine Kappe, aber faſt nicht als ein Untergebener oder ein Begehrender; und hub dann im ruhigen Tone an, wie er als erprobter hirſch- und wolfgerechter Jäger den Wölfen nicht nur mit Schießen, Gruben oder Giftlegen, ſondern auch auf minder bekannte Art beizukommen gute Wiſſenſchaft erlanget, und zu dem Ende, da er von dem Nothſtand hier vernommen, dem Herren Oberſt ſeine Dienſte offerire.

„Oho!" rief der Vetter und warf ſich in die Bruſt; „wir halten hier nichts auf ſolche Jägerſtücklein und Teufelsſpielereien; ſind auch genug der fahrenden Waidgeſellen, die viel verſprechen und dann wenig halten!"

Der Oberſt hieß ihn ſchweigen, deutete aber auf die Hunde, die ſchier unbeweglich ſtanden, die klugen

Augen zu denen des greiſen Mann's gerichtet, und ſprach zu dieſem: „Wenn Er mir dienen will, was hat Er ſeine Köter nicht am Thor gelaſſen? Hier binnen iſt nur Platz für meine und meiner Freunde Hunde.“

Unter den buſchigen Augbrauen des aufrechten Alten ſchoß es wie Funken; doch er entgegnete ruhig: „Wer ihren Herrn dingen will, der muß ſie ſich gefallen laſſen; der Handel wird nur um ſo beſſer ſein.“

Der Oberſt ſchwieg einen Augenblick und frug dann: „Was für Atteſte hat Er?“

Der Alte griff in ſein Wamms und übergab ihm eine Schrift; der Junker Rolf aber ſah inzwiſchen nur nach den Hunden: „O ſehen Sie, Herr Magiſter, die beiden ſchönen Kerle!“

Er wollte zu ihnen; da rief ich laut und griff nach ſeiner Hand: „Laß, laß, Junker! Das ſind von den grauſamen Bluthunden, und ſie kennen Dich ja nimmer!“

Bei dieſen Worten ſah der Fremde, uns Andre nicht beachtend, auf den Knaben; ja faſt, als ob er mit den Augen ihn verſchlingen wollte, daß er nicht hörte, wie der Oberſt zu ihm redete: „Das wäre etwas; der König hat in ſeinem Preußen wohl waidgerechte Männer brauchen müſſen. Hat Er mehr desgleichen?“

Aber es bedurfte eines weiteren Wortes, bevor der Fremde nochmals in ſein Wamms griff und ein zweites Schriftſtück dem Oberſt überreichte; zum Junker aber ſprach er: „Es iſt nicht Gefahr, ſo ich zugegen bin!“ und raunete ein Wort zu beiden Thieren.

Da ſprang der Knabe von der Treppe und lief zu den Hunden, die jetzt ihre großen Köpfe zu ihm wandten; der Fremde aber ließ langſam ſeine Hand auf des Junkers Scheitel ſinken, und ſeine Lippen rühreten ſich, als ob er heimlich bete.

Der Oberſt hatte dieſen Vorgang nicht gewahret; denn ſeine Augen hatten ſich auf das Papier geheftet: „Oho!“ rief er nun; „aus Schweden, vom König Carolus ein eigenes Sigill!“ und er hob den Hut vom Kopfe, wie immer, wenn er den Namen ſeines einſtigen Kriegesherren ſprach. „Wie kommt's denn, daß Er im Lande ſtreifet, ſo Er ſolche Gönner aufzuweiſen hat?“

„Laſſet das!“ ſprach der Alte. „Es iſt ſo meine Art.“

Der Oberſt blickte ihn eine Weile an: „Ihr ſehet mir zwar nicht einem gleich, der dienen möchte; aber folget mir in mein Gemach, ſo wollen wir der Sache näher kommen!“

Die Hunde ſtreckten ſich auf Befehl des Alten neben der Treppe; dann gingen beide in das Haus.

— — Am folgenden Tage hieß es, der Fremde ſei als Wildmeiſter von dem Oberſt angenommen; er habe ſich die Wohnung im Thurmhaus ob der Haide ausbedungen, nur drei Tage im Jahr vom 23. auf 25. Januarius, müſſe ihm auf dem Hofe ſelbſt Quartier gegönnet werden.

Das gab gar viel Gerede in Grieshuus; denn es war ja einmal Friede hier zu Lande, obſchon der ränkeſüchtige Görtz regierte und die Frau Herzogin-Wittwe mit unſerem kleinen Herzog ſich in Schweden, in ihres Bruders Reiche, aufhielt; und geſchahe hier ſonſt nichts anderes, als daß das Korn gedroſchen und in den Ställen das Vieh gefüttert wurde.

An einem Abend, da ich im Herrenhauſe mit dem Junker unſre studia beendet hatte, ſtieg ich in die Geſindeſtub' hinab, um meine Leuchte anzuzünden. Da ſaßen alle bei einander, und ich hörte den Kutſcher ſagen: „Was weiß denn der von unſern ſchlimmen Tagen, die auch nun vor der Thüre ſind?“

Der alte Schäfer, der mit ſeinem rauhen Hund ihm gegenüber ſaß, nahm die kurze Pfeife aus dem Mund: „Ich hab' ſo mein' Gedanken, Jochum,“ ſprach er; „er wird zum erſten Mal nicht hier ſein. Eh denn der Herr hier eingezogen, da ſchon das Meiſenzwitſchern in den Büſchen war, hat der junge Schmied da unten in der Schummerſtunde Einen auf der wüſten Stell' am Dorf getroffen, wo einſt ein Immengarten iſt geweſen; der hat nach Grieshuus gewieſen und ihn gefraget: ‚Wer wohnt denn dorten?‘ Und als er dann berichtet, iſt er ihm eingefallen: ‚Ein Schwed? Wie iſt denn das?‘ — ‚Ja, Herr; er hat ſich eingefreiet; aber das Weib iſt dieſen Herbſt verſtorben.‘ Da er bei dieſen Worten aufgeblicket, hat der Mann, der ſchon ergrauet und von großem herrenhaften Ausſehen iſt geweſen, die Händ' gefaltet und iſt todtenbleich geworden; der

Schmied aber hat geſagt, und, ſo er mir erzählet, er hätt's nicht laſſen können: ‚Ja, Herr; aber einen ſtolzen Buben ſoll ſie nachgelaſſen haben; und zum Frühjahr werden ſie hier wohnen, gleich den alten Herren von Grieshuus, wo der ein' erſchlagen und der andre — —"

Als der Schäfer ſo weit geſprochen hatte, kam eine Stimme von der Ofenſeite: „Gabriel! Gabriel! Spar' Deine unnützen Worte!" das war die alte Matten; ſie war blind; aber die Leute fürchteten ſie; denn ſie ſah mit Geiſtesaugen, was erſt die Zukunft bringen ſollte, und ſo ſie ſolcherweiſe anhub, meineten alle, daß ſie prophezeien werde.

Und ſo iſt es ſtill geworden; aber die Alte ſprach nicht weiter, und ich entzündete meine Leuchte, ſchritt über den Hof, und dann im Thorhaus das Trepplein hinauf nach meinem Zimmer oben, und war der Kopf mir ſchwer, was für Verhängniß Gott hier möge zugelaſſen haben. Doch als ich bald danach ans Fenſter trat, um in die Nacht hinaus zu forſchen, ob nicht ein Sternlein von dem Himmel ſtrahle, da ſah ich hier im Erdenthal ein Lichtlein flimmern, wohl eine Viertelſtunde fern, das in dem Thurm da drüben brennen mochte. Das war der neue, nein, der ſehr alte Wildmeiſter! — Was er betreiben mochte, das wußte ich nicht; aber mir war, ich ſei nun hier nicht mehr allein; und da ich mein Licht gelöſchet, ſah ich das andere noch lang von meinem Bette aus. Und Gott ſei mit uns allen!

Aber am nächſten Sonnabend, es mochte nach 9 Uhr Abends ſein, ſaß ich wiederum auf meiner Kammer. Mein Vetter im Dorfe drunten, der Paſtor Heike Madſen, hatte mir bei geſtrigem Beſuche ein Buch der Holländiſchen Irrlehrerin, der Antoinette Bourignon, gegeben, ſo vor Jahren drunten in der Stadt in eigenem Hauſe eine Buchdruckerei gehalten hatte, um ihre thörichten Meinungen als Bücher ausgehen zu laſſen; es führete den Titel: „das Grab der falſchen Theologie,“ und iſt anno 1674 auf dem Markt zu Flensburg durch den Scharfrichter verbrennet worden; hatte mein Vetter aber curiositatis halber noch dieß Exemplar geborgen. Mir war von dem frechen Wuſte ſolcher Lehren der Kopf ſchier wüſt geworden, und von draußen ſchlug der Sturm an die Fenſter, als wolle er die Scheiben aus dem Blei reißen.

Da legete ich den Unflath beiſeite; denn mich faſſete Begehr nach einem ſtillen Gruß von meinem Nachbar jenſeit der Haide. Aber obwohl er bis hiezu noch um Mitternacht mit ſeinem Lichtlein in das Dunkel hinausgeleuchtet hatte, es war itzt Alles ſchwarz da draußen. Der Sturm fuhr heran und wieder fort; und es war dann eine Zeit lang Todtenſtille; nur in der Ferne hörete ich ihn toſen, als ob er dort zu ſchaffen habe, bis er zurückkam und mit friſchen Kräften wieder gegen Mauer und Fenſter tobte. Und dießmal lag ich lang, bevor ich ſchlafen konnte.

— — Als ich am Morgen über den Hof ging, ſprach ich zu einem Knechte: „Das war ſchlecht Wetter in der Nacht!“ — „Ja Herr, wie immer in den ſchlimmen Tagen,“ entgegnete er und ſchritt vorüber. Ich ſchüttelte den Kopf; aber ich beſann mich: wir ſchrieben den 24ſten; ſo war der Wildmeiſter heute Nacht im Herrenhaus geweſen. Auch vernahm ich drinnen, daß heute der Tag ſei, wo alle Jahr die alte Matten ihren Kirchgang halte; der Knecht aber, der bei ihrer Blindheit ſie ſtets geleite, habe ſich den Fuß vertreten. Alſo ging ich zu ihr, traf ſie auch wohlgeputzet in der Geſindeſtube, mit neuem Fürtuch und ſchwarzem Käppchen und bot ihr meine Dienſte an.

„Er will mit dem alten Weibe nach der Kirche?“ frug ſie; und als ich es bejahete: „So muß Er Geduld haben, Magiſter; denn ſo weite Wege gehe ich nur einmal in dem Jahr.“

„Ich habe ſchon Geduld,“ ſprach ich; „meine alte Mutter iſt ſchwächer noch, denn Sie.“

Da ſah ſie mich mit ihren todten Augen an und lächelte, daß ihr altes Antlitz mir gar hold erſchien; dann aber ſeufzte ſie und ſprach ſchier traurig und wie nur zu ſich ſelber: „Du wirſt auch alle überleben, Kind.“

Und auf dieſe ſonderliche Rede gab ſie mir die Hand, und wir gingen den Kirchweg hinab. Der Herr Oberſt hatte mir in ſeinem Wagen Raum geboten; aber ich hatte ſolches abgelehnet; und ſo ſahen wir ſie uns vorbeifahren; die Tante Adelheid und der Oberſt nickten, der Junker warf uns ein Küßlein aus dem Wagen zu. Es war gut Wetter worden, und die Sonne ſchien; und auch wir kamen in die Kirche, wenn auch langſam.

Nach dem Gottesdienſte wartete ich, bis Alle hinaus waren. Matten ſaß noch mit gefalteten Händen im Geſtühlte und betete ſtill vor ſich hin. „Wollen wir gehen?“ ſprach ich leiſe; da hob ſie ſich und wir gingen aus der Kirche. Als wir draußen zu Oſten an der Kapellenwand vorbei wanderten, ſtrich ſie mit der Hand an der Mauer entlang: „Schlaft wohl, Ihr Chriſtenſeelen alle!“ murmelte ſie; und dann, ſo daß ich es nur kaum vernahm: „Und genade Gott auch Dir, Junker Hinrich!“

Da wir dann weiter gingen, frug ich: „War Junker Hinrich einer von den alten Herren?“ denn die Geſchichte des Geſchlechtes war mir derzeit nicht bekannt.

„Das war er, Magiſter,“ ſprach die alte Frau mit ſchwerem Tone.

„Und lieget der auch hier begraben?“

Sie antwortete mir nicht und ſah nicht auf. Da wir aber wiederum eine Strecke weiter waren, ſprach ſie: „Er war der Beſte; aber — bei Gott iſt Rath und That.“ Dann faltete ſie die Hände und ging ſchweigend neben mir.

Am Anberg bei Grieshuus waren wir von dem Vetter eingeholet worden, der erſt im Dorfkrug mit den Bauern hatte ſchwatzen müſſen.

„Halt, halt!" rief er mir zu; „ſo nehmet doch einen müden Chriſten mit, Ehrwürden!" denn er nannte mich ſcherzend wohl ſchon damals mit dem epitheton ornans meines heutigen Berufes.

Und da wir dann nach Haus gekommen, und die Alte in ihre Kammer gegangen war, frug ich auch ihn: „Saget, wer war denn Junker Hinrich, von dem die alte Matten redet?"

„Ei, Ehrwürden," entgegnete der Vetter luſtig, „das ſolltet Ihr wohl wiſſen; das war ein Hund, der ſeinen Zwillingsbruder um das Erbe todtſchlug und dann von ſeinem neugeborenen Kind davon lief. Aber, redet nicht davon; denn er war der Großpapa von unſerm jungen Prinzen!"

„Von Rolf! — Aber die Alte ſpricht anders von dem Manne."

„Ja die! Die iſt nur halb bei Troſt. Aber wiſſet, der Geiſt des Todten wartet auf der Haide, um ihn zu greifen, falls er in dieſen Tagen dort vorüber käme!" Der Vetter lachte: „Wird lange warten müſſen, Ehrwürden! Drum aber vergreift ſich's unterweilen auch! Der Fiedelfritz vom Dorf ſchleppt ſeit drei Jahren noch die Beine wie ein Seehund; beim Stein am Tümpel hat man ihn gefunden: 's iſt eine bitterkalte Nacht geweſen, ein Wunder, daß kein Thier ſich da herangewaget!"

„Iſt das der Saufaus," frug ich, „der neulich für ein neues Violon gebettelt hat?"

Der Vetter nickte: „Ich weiß, wo Ihr hinaus wollet, Ehrwürden; aber der Wildmeiſter iſt kein Säufer, und einen Haſenfuß werdet Ihr ihn auch nicht ſchelten wollen; der wird erſt morgen wieder vom Hofe gehen; und die Dirne, ſo ihm das Eſſen zuträgt, ſagt, es liege eine Bibel auf dem Tiſch, ſonſt ſei nichts da, als der ergraute Mann; der ſehe nicht und höre nicht, und die Speiſe hole ſie faſt unberühret wiederum zur Küche.“

Ich dachte an den furchtbaren Waldſtein und an andre tapfre Männer, welche auch derlei Phantasmata hatten, aber ich ſagte nichts darauf.

Inzwiſchen gedieh der Unterricht des Junkers mir nach Wunſche; inſonders liebte er die Erzählung von den Weltbegebenheiten, ſo daß er mich oft gar Sonntags damit plagete. So hatten wir eines Tages nach der Kirchzeit mitſammen in des Martini Greveri: „Weltgemälden“ von dem ſchönen Hohenſtaufen-Jünglinge geleſen, dem König Enzio mit den goldnen Ringelhaaren, wie nach der Campagne bei Foſſalta die Bologneſer ihn in den Kerker ſtießen, ſo daß er nimmer wieder mit ſeinem wehenden Goldhaar durch den Frühlingsmorgen reiten konnte; und wie ein Weib, ein ſchönes, zu ihm hinabſtieg und ihm den Frühling in die Nacht hinunterbrachte.

Nach dem Leſen waren wir in das gen Süden belegene Speiſezimmer hinaufgeſtiegen, woſelbſt wir auch meinen Vetter, den Paſtor, trafen, der erſt zu Maitag ſich ſein Weib zur Pfarre holen wollte. Nach der Tafel liebte es der Herr Oberſt, noch ein Stündlein mit uns zu converſiren; denn er war ein Mann von guter Erudition; und alſo geſchahe das auch heute; der Junker Rolf ſtand neben ſeines Vaters Seſſel, und ich merkete wohl, er hörte nicht, was hier geredet wurde.

Der Oberſt hatte ihn ſchon lang betrachtet; nun ſtreckte er die Hand aus und ſchüttelte den Knaben: „Was ſinneſt Du, Rolf?"

Da ſprach dieſer, als habe er bei ſich ſchon lang davon geredet: „Und wiſſen Sie, Papa? Schön iſt ſie geweſen und jung und hat ihn nimmer doch verlaſſen! Und als der König Enzio endlich dann begraben worden, iſt dicht am Sarge eine ältliche Matrone hergewankt, und eine ſchneeweiße Strähne iſt in ihrem langen dunklen Haar geweſen!"

Und nun ließ es ihm nicht Ruhe mehr; ſeine Augen glänzten, und er erzählte alles, was er wußte, von dem König Enzio mit den goldnen Ringelhaaren; er ſchien es nicht zu fühlen, wie die ſchon kraftvolle Februariusſonne in ſeinem eigenen Goldgelocke glühte.

Während ſeines Redens war der Wildmeiſter, der etwas zu melden haben mochte, in das Gemach getreten und, ſeiner Zeit gewärtig, an der Thür geſtanden. Aber ſchon vorher hatte ſich, was wohl um ſolche Zeit geduldet wurde, ein Schweſterenkelkind der alten Matten, ein braunes zehnjähriges Dirnlein in ihrem Sonntagsſtaat hereingeſchlichen. Wie mit Aug' und Ohren horchend, war ſie zu Anfang ſtill geſtanden, dann aber, ein Fingerlein an den Lippen, immer näher zu dem jungen Herrn hingeſchlichen. Als aber dieſer ſeine Rede kaum geſchloſſen hatte, wies ſie mit ausgeſtreckter Hand auf einen Spiegel gegenüber, woraus des Knaben Bildniß mit ſeinem Goldgeringel widerſchien. „Guck!" raunte ſie ihm zu, „da iſt er!" und zupfte ihn an ſeinem Aermel.

Aber der Knabe wollte ſich nicht ſtören laſſen. „Wer denn? Was willſt Du, Abel?"

Da streckete die Dirne ſich zu ihm auf: „König Enzio!" rief ſie laut, und rannte mit purpurrothem Angeſicht zur Thür hinaus.

Der Oberſt lachte; der alte Wildmeiſter aber war raſch ein paar Schritte vorgetreten, und, die Hand nach dem Haupt des Knaben ſtreckend, rief er haſtig: „Gott nehme ihn in ſeinen Schutz!"

Der Oberſt wandte ſich in ſeinem Stuhle; „Das thue er in ſeiner Gnade!" ſprach er; „aber was hat Er, Wildmeiſter?"

Da ſprach der Andre ſchier verwirrt: „Verzeihet; das Ringelhaar des Hohenſtaufen ſoll in Kerkersnacht gebleichet ſein."

„Er iſt kein Kaiſersſohn," ſagte der Oberſt, „ſolches wird meinem Buben nicht geſchehen;" und blickte liebevoll auf ſeinen Sohn. Aber viel heißer noch lagen des Alten Augen auf des Knaben Antlitz. Dann richtete er ſich auf: „Wenn es beliebte, Herr Oberſt? Der Wolf iſt unten auf dem Hofe, den meine Hunde heut' Nacht niederlegten!“

Da faßte unſer Herr des Knaben Hand und ging mit dem Alten nach dem Hof hinab; ich und der Paſtor folgeten. Auf der Treppe aber hielt dieſer, der ſeine klugen Augen fleißig zwiſchen den Perſonen hatte hin und wiedergehen laſſen, mich am Arm zurück und raunte: „Was meineſt Du, Magiſter? Ich möcht' wohl wiſſen, wie ſelbiger, den ſie hier den Wildmeiſter heißen, in ſeinen jungen Tagen ausgeſehen hat!“

Aber vom Hofe aus rief der Herr Oberſt durch die offene Hausthür: „Wo bleibt die Geiſtlichkeit? Erlegter Feind iſt ja auch ihr gar liebe Augenweide!“

Da ſchritten wir eilig hinab und ſahen das erlegte Thier auf einem Schlitten liegen; denn es war Schnee gefallen in der Nacht.

Das Raubzeug minderte ſich merklich, und immer ſeltener kam ein Schäfer mit Geſchrei zum Hof hinaufgelaufen; und doch hatte der Wildmeiſter nur einen Mann zur ſtändigen Hülfe ſich erbeten; der hieß Hans Chriſtoph, er war mit ihm von faſt demſelben Alter und wohnete ehelos im Dorfe unten; zur Nacht aber war der Wildmeiſter allzeit allein in ſeinem Thurmhaus, ſo nicht ein Sonderbares ſollte unternommen werden; denn unterweilen, zumal im Winter, hörete ich auch um ſolche Zeit von mehr als einer Büchſe das Krachen aus dem Walde, und war dann morgens meiſt ein Wolf zu Hof gebracht.

— — So waren ein paar Jahre hingegangen; der Junker war friſch hinaufgewachſen und wohl vierzehnjährig ſchon; dabei war er klug und hatte mich faſt ausgelernet. Zu dem Wildmeiſter, der auch bei dem Oberſten viel Anſehen hatte, hegte er ein groß Vertrauen. Der nahm ihn mit zur kleinen Jagd, wozu der Knabe ſeinen eigenen Hund beſaß, und unterwies ihn, wie mit dieſem und mit Schießgewehren richtig zu hantiren ſei; obwohl von jäher Gemüthsart, nahm er ſtrengen Tadel von ihm hin. Als ſie einſt im Herbſte mit ihren Flinten über Feld gingen, frug der Wildmeiſter einen Knecht, der dorten Dünger über das Land ſtreuete, wohin die Hühner, die ſie jagten, wohl geflogen ſeien. Da hörte er, indeß er mit dem Knechte ſprach, den Junker ſeines Hundes Namen „Nero! Nero!“ laut und zornig und noch immer lauter rufen; denn es war ein Igel, den der Hund nicht laſſen wollte. Als aber der Alte ſeinen Kopf wandte, riß eben der Knabe des Knechtes Furke aus der Erde, um ſie dem Hunde nach dem Leib zu ſtoßen.

Doch gleichwie von Eiſenklammern fühlte er ſeine Hand von einer andern gepacket: „Erſchlag nicht Deinen

Hund!“ rief über ihm der Wildmeiſter, „Du könntſt das ſpäter einem Menſchen thun!“

„Und er ſah mich ſo furchtbar an,“ ſagte der Junker, da er es mir erzählete, „ich meint', er wolle mich gar ſelbſt erſchlagen! Dann aber legte er ſanft den Arm um mich und ſprach: ‚Das iſt Dein Blut, mein Kind; wir müſſen wiſſen, wogegen wir zu kämpfen haben!‘ Und ſo, mit einem Worte rief er den Hund, der mit geſenktem Kopfe von dem Igel abließ.“

Der Wildmeiſter war wohl ſelbſt ein jähzorniger Mann geweſen; aber er hatte gelernt, ſich zu beſiegen; davon erhielt ich Beweis in eigener Gegenwart. Unſer Paſtor war in der Stadt zum Diakonate präſentiret, und ich hatte Luſt zu ſeiner Nachfolge hier im Dorfe. So ging ich zum Herrn Oberſten, um mein Anliegen vorzubringen; aber ich traf ihn nicht in der beſten Laune. Er hatte ein Schreiben in der Hand, mit dem er in ſeinem Zimmer auf und abging; die Tante Adelheid hatte ſich bei meinem Eintritt mit einem Kopfaufwerfen durch die Seitenthür davon begeben.

„Hat Er bei mir zu klagen, Magiſter?“ ſprach der Oberſt, als ich meine Sache vorgetragen hatte, und da ich das verneinte: „So bleib' Er! Er iſt noch jung! Machen wir es, gleich unſerer Herzogin-Wittwe mit dem ſechsjährigen Herzog, gehen wir nach Stockholm! Es wird auch dort für ihn zu ſorgen ſein; Er kann doch nicht von meinem Buben laſſen!“

Und da ich über ſolche Rede erſtaunet und auch das Letztere die Wahrheit war, ſo hatte ich nicht allſogleich die Antwort.

Da klopfte es; und auf ein heftiges „Herein“ des Oberſten war der Wildmeiſter in das Zimmer getreten. Aber jener beachtete ihn nicht: „Es iſt hier nimmermehr zu hauſen,“ ſprach er weiter; „die vormundſchaftliche Regierung iſt der Görtz, der ſteckt die Hälfte in die eigene Taſche und hat doch nie genug; und dabei kein Landtag und kein Landgericht! Aber hier iſt Einer“ — und er ſchüttelte das Schreiben in ſeiner Fauſt — „der hat mir Handgeld für Grieshuus geboten! Freilich, die Tante iſt in hellem Brand darüber.“

„Herr Oberſt,“ ſagte der Wildmeiſter, „Sie werden Grieshuus doch nicht verkaufen wollen?“ Und da ich ihn anſah, war es wie eine Angſt in ſeinem Antlitz.

Der Oberſt war ſtehen geblieben. „Und weshalb nicht?“ frug er ſcharf.

Und der Wildmeiſter entgegnete ruhig: „Weil es das Erbe Ihres Sohnes iſt.“

„Ja freilich; doch ich bin der Vormund meines Sohnes.“

„Aber,“ ſagte der Alte, und in ſeiner Stimme war ein heimlich Beben. „Sie ſind ein Fremder hier; doch Ihres Sohnes Ahnen, Jahrhunderte hinauf, ſchlafen dort unten in der Kapellengruft.“

„Da hat Er recht, Wildmeiſter;“ entgegnete der Andere verdroſſen, „und der Großvater iſt zum Glücke nicht dazwiſchen!“

„Herr Oberſt!“ rief der Alte mit ſeiner vollen Stimme und ſtand hochaufgerichtet vor ihm; er war todtenblaß geworden und ein paar herriſche Augen fielen ſo drohend auf den Oberſt, als ob er ihn von Haus und Hof verjagen wollte.

Und eine Weile ſahen ſich die Beiden an. „Wer iſt Er eigentlich,“ ſprach der Hausherr, „daß Er alſo zu mir redet?“

Da ſchien der Alte ſeiner Sinne wieder Herr zu werden. „Ich bin um andere Dinge hergekommen,“ ſprach er nach einer Weile, „und bitte, daß Sie mich hören wollen!“ Und auf des Herrn finſteres Nicken: „Hans Chriſtoph iſt geſtern unten in der Stadt geweſen; der Magiſtrat hat dort beſchloſſen, den Hafen mit einem neuen Bollwerk einzufaſſen: ich dächte, das Eichenholz könnte wohl von hier dazu geliefert werden.“ Und er begann dann, ſeine Pläne zu expliciren. Der Oberſt, der erſt zornig auf- und abgegangen war, ſtand endlich ſtill und frug und hörete wieder. Ich aber beurlaubte mich und dachte wiederum der Worte meines Vetters.

Als aber die Lieferung des nöthigen Eichenholzes mit dem Magiſtrate abgeſchloſſen war, ſo ließ der Wildmeiſter Schneiſſen durch die Wälder hauen, da wo ſie am dichteſten waren und das Raubwild ſeinen Unterſchlupf bewahrete; denn ſolcherweis entſtanden kleinere Vierkanten und war ſelbigem leichter beizukommen. Sodann im Herbſte ſtellte er eine Treibjagd an; denn ſchon im Sommer hatte er die beſten Hunde vom Hofe alle auf den Wolf dreſſiret, und die Dorfburſche, ſo im Wald gehauen hatten, waren derzeit bei einzelnen Jagden ſchon unterwieſen worden. Noch ſeh' ich es vor meinen alten Augen! Der Herr Oberſt, welcher dazumal ſeiner Geſundheit inſonders froh war, ritt ſelber mit hinaus, und neben ihm der Junker Rolf auf einem feuerigen arabiſchen Pferde; das war bläulich, mit weißem wehenden Schweif und Mähnen, und hatte der Vater es ihm kurz zuvor verehret. Es war ſehr klug. „Gieb acht!“ ſagte der Junker manches Mal im Scherze, „nun wird's bald ſprechen!“ und nannte es „Falada“ nach dem Märlein.

Ich ſtand an jenem wonnigen Morgen des Auguſtmondes vor meinem offenen Fenſter, und ſah, wie ſie in das Haidethal hinabritten, von deſſen Blüthe der Würzeduft zu mir hinaufſtieg. Welch anmuthvolles Bild, als im erſten Anlauf der Junker auf ſeinem federſchnellen Roß dem Herrn Oberſt weit vorüberſchoß; dann aber leicht ſein Thier ſich wenden ließ und zierlich grüßend, ſein Käpplein in der Hand, mit wehendem Goldhaar zu dem Vater wiederkehrte!

Ich aber, der ich nicht reite und nicht jage, blieb daheim; erſt gegen Mittag ging ich vor dem Thorhaus draußen im Sonnenſcheine auf und nieder, und allmählich ſcholl es mit Halloh, mit Pfeifen und Trommeln aus dem Walde; Hundegebell, Schüſſe und Geheul klang durcheinander; und dann erſt Nachmittages kam hinter unſeren beiden Reitern ein Wagen mit dem erlegten Wilde die Haide hinaufgefahren; redend und ſchreiend die Treiber mit den Hunden hinterdrein.

Mein Vetter war nicht Diakonus geworden, und vom Verkauf des Hofes hörte ich nichts mehr. Aber Eines kam itzt, welches ich hier bemerken muß: die braune Abel, die ſich auch geſtrecket hatte, begann wie eine Katz um unſeren Junker herzuſtreichen. Kreuzte er ihr den Weg, dann ſtand ſie ſtill, bis er vorüber war; ſo zwar, als ob ſie keine Achtung von ihm nähme; denn ſie wandte kaum den Kopf zu ihm; doch hab' ich wohl gewahret, daß ihre dunkeln Augenſterne bis in die äußerſten Winkel ihres Auges drängten und ihm alſo heimlich folgeten; auch hatte ſie itzt oft eine Blume oder einen Fetzen rothen Bandes ſich an ihr braunes Haar geheftet und trachtete überall ihm zu begegnen.

Eines Abends im Auguſt, da alles Geſinde ſchon in den Betten lag, promenirte ich einſam, meiner fernen Mutter denkend, im Gärtlein hinter der Weſtſeite des Hauſes, das der Oberſt ſchon zu Anfang ſeiner Ehe angeleget und gegen das grobe Raubzeug mit einer hohen Mauer hatte umſchließen laſſen. Die Singvögel waren ſchon zur Ruh gegangen; aber der Würzeduft von Nelken und Jasminen erfüllete ihn ganz; die Sterne ſchimmerten ſo ruhig, es war eine warme Sommernacht.

Da ich eben auf dem breiten Steige an dem Hauſe hinaufging, hörte ich unfern eine Eule ſchreien, die ich für den frechen Waldkauz wohl erkannte; dann war es wieder, als ob in einen Baum geworfen würde, und es polterte etwas durch das Gezweig zur Erde. Ich ſtand ſtill; es kam noch einmal, und „kſch, kſch!“ rief eine kleine zornige Stimme; „flieg doch zu deinen Teufeln!“

„Wer iſt das?“ frug ich mich ſelber; und wiederum, ſchon ganz in meiner Nähe, fiel etwas durch die Zweige eines großen Dornbaumes; aus einem offenen Fenſter zur Seite einer Gangthür, ſo aus dem Hauſe hier in den Garten führete, rief eine müde Stimme, wie aus ſchweren Kiſſen: „Laß nur den Vogel, Kind; die Nacht bleibt doch lebendig!“

Und im Sternenſchein ſah ich eine halb aufgeſchoſſene Dirne, ſchier im bloßen Hemde, in dem offenen Fenſter ſtehen: „Abel!“ rief ich, „führeſt Du Krieg hier mit den Eulen?“

„Ja, Herr Magiſter!“ rief das Kind faſt weinend, „ſie will nicht weg; meine Möbderſch kann nicht ſchlafen!“

Da ich unter den Baum trat, flog die Eule ohne Laut davon; aber aus den Zweigen fiel es noch einmal auf den Grund, und da ich mich bückte, lagen Schuh' und Kloppen und Bürſten rings umher. „Du biſt ein ſchlechter Schütze,“ ſagte ich, „und morgen wirſt Du hier zu ſammeln haben; die Eule iſt fort, leg Dich nun ſchlafen!“

„Aber morgen,“ entgegnete ſie hadernd, „iſt ſie wieder da!“ Dann rief ſie rückwärts in das Zimmer: „Wartet nur, Möbderſch; ich komme jetzt ſchon gleich!“ Und ein Nachthauch blähete das Linnen um ihre Kniee und trieb die feinen Härchen um ihr Antlitz.

„Sei ruhig, Abel,“ ſagte ich, zu ihr hinantretend, „vor morgen Nacht ſoll die Eule hier geſchoſſen ſein.“

Da huckte ſie ſich eilig nieder und, das Hemd auf ihre Füße ziehend, bog ſie ihr Köpfchen hinaus, daß die dunkle Haarflechte über ihre Schulter fiel. „Dank; gute Nacht!“ ſagte ſie leiſe und ſtreckete mir den hageren Arm entgegen, ſo daß ich ihre Hand ergreifen mußte.

„Gute Nacht, Abel!“

Dann klappte das Fenſter zu, und ich vernahm noch, wie ſie drinnen mit leichten Füßen auf den Boden ſprang.

— — Erſt nach Jahren wurde es mir klar, weshalb ich in der Nacht darauf faſt widerwillig nur geſchlafen hatte. Aber da ich folgenden Tages meinen Junker bitten wollte, daß er den Ruheſtörer ſchieße, überfiel es mich wie eine Scham; denn er achtete das Mädchen ſchier gering und ſchien von ihrem Treiben nichts zu merken. So ſprach ich nur: „Die alte Matten kann davor nicht ſchlafen, Rolf!“

Da war er gleich bereit; und Abends, wo der Himmel, wie geſtern, mit allen Sternen leuchtete, ſchlichen wir miteinander auf dem Gartenſteige, der Knabe die geſpannte Flinte in der Hand. Mir war, ich weiß es nicht, weshalb, beklommen, ſo daß ich aufſchrak, als plötzlich der mißfällige Schrei des Kauzes aus dem Dornbaum ſcholl; Rolf aber trat behutſam näher; ein Schuß krachte und ich hörete, wie der getroffene Vogel durch die Zweige fiel. Doch im ſelben Augenblicke wurde die Gangthür aus dem Hauſe aufgeriſſen; und ich ſah wohl, daß es Abel war, denn ſo gleich einem Vogel konnte hier keine Andre fliegen, auch ſchimmerte ihr graues Kleidchen in der Abendhelle; ich ſah es, ſie hatte die Hände des Junkers ergriffen und küßte ſie wohl zu hundert Malen.

Er ſchien ſie erſt nicht zu erkennen; dann aber rief er: „Biſt Du toll? Ich will nicht Deine Küſſe; der Schuß war nicht für Dich!“ Und da das heftige Kind nicht alſogleich von ihm abließ, ſtieß er ſie voll Zorn zurück, daß ſie ſtolperte und mit einem Wehſchrei ihr Antlitz auf den Boden ſchlug.

Rolf war im Augenblicke bei ihr, um ſie aufzuheben: „Nein, nein!“ ſchrie ſie und ſtieß mit beiden Händen gegen ihn; dann wie eine Katze war ſie aufgeſprungen und laut weinend durch die Gangthür in das Haus verſchwunden.

Rolf wandte ſich und ſchien ſeiner Beute nachzuſuchen. „Das war nicht gut,“ ſagte ich, „daß Du des Kindes Dank ſo von Dir ſtießeſt! Sie wird ſich arg zerſchunden haben.“

Da war er zu mir getreten. „Laſſen Sie es gut ſein, Herr Magiſter“; ſagte er; „das heilt ſchon wieder. Es iſt kein Unglück, daß ich nicht bin, wie meiner Mutter Vater; die alte Matten wird nun ſchlafen können.“

Er hatte das alſo ernſt geſprochen, daß ich ihm nichts entgegnete; denn es war mir kund geworden, daß ſeine Großmutter eines geringen Mannes Kind geweſen und ſein väterlich Geſchlecht darob zu Grund gegangen ſei.

Aber mit der Abel war's, als ob ſie ſich ſeitdem vor aller Welt verſtecke; nur einmal, an der Küche huſchte ſie an mir vorüber, und ich gewahrete, daß von der Stirne abwärts ein blutrünſtiger Streifen ihr zart Geſicht verunzierete.

Da redete ich mit unſerem Herrn und mit der alten Matten, und das Kind wurde bei guten Leuten in der Stadt untergebracht; es wurde auch für einige Unterweiſung dabei geſorget, darob ich eine ſonderbare Befriedigung in mir verſpürte.

In dieſem Sommer waren manche Wölfe eingebracht; die Schüſſe aus dem Walde hörte ich öfters, wenn ich in der Nacht erwachte; es war, als ob der Alte mit Gewalt itzt ſein Revier ausräumen wollte. Nun hingen die Wälder voll Eicheln, und Gott hieß den Wind ſie auf die Erde ſchütteln; da wurden nach manchem Jahr zum erſtenmal wieder die Schweine an Rand der Forſten auf die Maſt getrieben, und geſchahe davon kein Unheil. Aber über den Wildmeiſter tauchte hie und da Gerede auf, was nicht laut zu werden wagte; denn der Herr Oberſt hatte kein Ohr für das, was mit der Junge Wunden machet. Der Herr Vetter ſtieß mich an und raunete mir zu: „Geduld, Ehrwürden; wir kriegen ihn noch! Wenn nur Hans Chriſtoph und die alte Matten reden wollten!“ Und Tante Adelheid, ſo ſie oben vom Fenſter aus den geſcholtenen Mann über den Hof ſchreiten ſah, kniff die Lippen ein und ſchüttelte das Haupt.

So ſtand es zu Ende des Septembers. Da meldete eines Nachmittags der Wildmeiſter unſerem Herrn, er denke einen und, worüber er ſich informiret, den letzten ausgewachſenen Wolf in ſeinem eigenen Hofe auf ſonderliche Art zu fangen; wenn der Junker es mit erleben wolle, ſo werde er ihm hernach ſchon eine Bettſtatt richten, denn die Nacht würde wohl darüber einfallen.

Und da der Herr Oberſt ihn näher ausgefraget, ſahe er mich und den Junker an, die wir dabei zugegen waren. „Das mag auf ihm ſelber bleiben!“ ſagte er, indem der Sohn faſt mit verſetztem Athem zu ihm aufſah. „Und der Herr Magiſter? Der käme ja dann auch einmal bequemlich auf die Wolfsjagd?“ Da danketen wir ihm; und als die Dämmerung ſich zu ſenken begann, gingen wir mit dem Wildmeiſter über die Haide. Als wir dort waren, wo rechts gegen den Wald hinauf der helle Stein am Tümpel durch das Dunkel ſchien, raunte der Greis des Junkers Namen, und als dieſer dichte zu ihm ging, nahm er ſeine Hand, als ob ihm hier ein Uebles widerfahren könne.

Am Thurmhaus wurde die Pforte in der hohen Mauer, welche den Hof umgab, von dem alten Hans Chriſtoph aufgethan.

„Iſt alles vorgerichtet?“ frug der Wildmeiſter.

„Freilich, Herr!“ Und mir war, als hörete ich eine Trauer aus den zwei armen Worten.

Ein ſteinern Trepplein war gegenüber vor der Hausthür; zur Seite unter einem Fenſter ein desgleichen Sitz. Ich merkete mir alles, denn ich war noch nimmer hier geweſen. — Der Wildmeiſter ging mit uns in das Haus und in den oberen Stock hinauf, wo er uns in ein geräumiges Gemach brachte, das ein gewölbet Fenſter, wohl mit dem Ausblick auf den Hof und über die Haide und ſeitwärts auf die Wälder hatte; aber es war noch dunkel und nichts zu erkennen, denn eben erſt kam im Oſten die röthliche Scheibe des Mondes über den Rand der Erde.

„Wir müſſen warten,“ ſagte der Alte; „wir dürfen heut kein Licht entzünden!“ Und er drückte uns auf zwei Stühle nieder, während er ſelber wieder nach unten hinabſchritt.

Noch bevor er wieder bei uns war, kam vom Hofe herauf das klägliche Geſchrei eines Zickleins, das je mehr, um deſto ſtärker wurde. Als er dann hereinkam, ſprach er: „Tretet nun ans Fenſter!“ Und da das geſchehen, ſahen wir unten ein weißes Zicklein, das von einem aus dem Hauſe an einem Stricke vor der Thür gehalten wurde und zeitweilig ſeinen Lockruf in die Ferne ſchrie; denn der Mond war eben ſeitwärts von Grieshuus emporgeſtiegen und warf jetzt einen Schimmer draußen über den Mauerrand. Da ſahe ich zwei Seile, die von dem Thor in unſer Zimmer gingen, und der Wildmeiſter wies uns, wie er daſſelbe damit aufthun und verſchließen könne; aber er hielt es noch verſchloſſen.

Der Junker lugte mit heißen Wangen hinaus. „Wo ſind die Hunde?“ frug er.

„Eingeſchloſſen; wir brauchen ſie heute nicht.“

Der Junker nickte.

„Es iſt eine Wölfin,“ ſagte der Alte; „ein wild und grauſam Thier, denn ſie hat ſpät gewölfet; wenn ſie Abends ausgeht, iſt kein Hausthier mehr draußen und das Kleingewild verkriecht ſich in die Erde.“

Ein ſeltſames Geräuſch drang ins Gemach, das einem Schnarchen glich. „Hört!“ ſagte der Junker haſtig.

Aber der Alte wies nach der Zimmerdecke und ſprach kopfſchüttelnd: „Das ſind nur meine Eulen, Kind! Ein Jäger muß geduldig ſein.“

Der Mond hatte indeß das Zimmer mit ſanftem Licht erfüllet, und ich ſahe, daß es mit alten Geräthſtücken verſehen war, ſo ich ſonſt auf dem Boden oder in den Seitenräumen zu Grieshuus geſehen hatte; ein ungeheurer Eichentiſch in des Zimmers Mitte nahm wohl ein Viertheil alles Raumes ein; da herum eine Anzahl ungefüger Stühle; am Fenſter ſtand ein Tiſchlein mit ausgelegten Feldern. Der Wildmeiſter führte uns wieder zu den Stühlen und ſetzte ſich ſelber neben Rolf. Dann begann er von ſeinen Jagden zu erzählen, in Preußen, Schweden, auch im Jura; er hatte ein brav Stücklein von der Welt geſehen. Aber oftmals hielt er inne und blickte auf den Knaben, der ſich an ihn lehnete. „Du biſt müde, Rolf,“ ſagte er.

„Nein, o nein; ich bin nicht müde; erzählet nur!“

Aber der Greis legte von ſeinem Stuhle aus den Arm um des Knaben Schulter, daß deſſen Haupt an ſeiner Bruſt zu ruhen kam, und ſprach dann langſam weiter. Und bald vernahm ich, wie des Junkers Athemzüge anders wurden. Er ſchlief; denn es mochte gegen Mitternacht ſein, was ihm ungewohnte Stunde war. Da neigte der Alte ſein Haupt an das des Knaben und zog ihn mit beiden Armen an ſich. „O lieber Gott im Himmel, die Lieb' iſt gar zu groß!“ So hörete ich ihn murmeln, und dann kam ein Stöhnen tief aus ſeiner Bruſt. Aber der Knabe ſchlief, und der Mond rückte weiter und warf ſein Licht auf beider Antlitz. Gnädiger Gott, Allwiſſer, ich war doch ſchier erſchrocken; die beiden mußten eines Stammes ſein! So ähnlich erſchienen mir in dieſem Augenblick das alte und das junge Antlitz.

Der Greis ſaß ſchweigend und wandte ſeine Augen ins Gemach, als ſuchten ſie etwas, das einſt hier geweſen ſei; da drang von unten ein Knurren der großen Hunde durch die Dielen, und mir war, als ob Hans Chriſtoph ſie zu ſtillen ſuche; dann ſchrie das Zicklein vor dem Hausthor, und ich meinete zu hören, daß von draußen etwas an der Hofmauer hinaufſpringe, aber dorten wieder hinunter auf den Boden falle.

Der Wildmeiſter richtete ſich auf, und ich ſahe, wie er den Kopf des Junkers ſanft zurückbeugte. „Wach auf, Kind!“ ſagte er; „der Wolf iſt da!“ Dann ſtund er auf und der Knabe öffnete die Augen und ſchüttelte ſein Haar zurück. Der Alte ſtieß mit einer Büchſe, die er von der Wand genommen, kaum hörbar auf den Boden. „Nun komm, Rolf!“ Und er faßte ſeine Hand und zog ihn an das Fenſter. Draußen fiel das Raubthier, als wolle es ſie zerbrechen, mit den Tatzen gegen die Planken des Hofthors; da griff der Wildmeiſter an die Leine, und ich, der ich gleichfalls an dem breiten Fenſter ſtand, ſahe nun den einen Thorflügel zurückſinken; aber dahinter war nur der leere Grund, auf welchen das Mondlicht ſchien. Der Wolf war fort und ſchien nicht rückkehren zu wollen. Wir ſtanden lange, und ich dachte: Warum ließ der Alte nicht zu Anfang gleich das Thor geöffnet; denn nun ſcheuet ſich das Thier? Oder wollte er nur um ſo länger ſich des Knaben freuen?

Aber endlich, als ich wieder hinſah, ſtand auf dem leeren Flecke eine Kreatur, einem dürren, hochbeinigen

Hund vergleichbar, und ſchritt, fürſichtig um ſich lugend, in den Hof; ſtand ſtill, warf den Kopf empor und ſchritt dann wieder weiter. Schon wollte es zum Sprunge anſetzen, jedoch im ſelben Augenblicke klappte hinter ihm das Thor; ein lothrechter Riegel fiel mit Gewalt herunter, und das Zicklein war in das Haus hineingezogen.

Der Alte nickte, indem er einen Fenſterflügel aufſtieß. „Siehſt Du ihn?“ frug er und wies nach einer Ecke des Hofes; aber wir ſahen ihn nicht, denn es lag dort tiefer Schatten; nur zwei glimmende Punkte drangen von dorther durch das Dunkel.

Der Wildmeiſter legte die Büchſe in des Knaben Hände. „Das ziemet Dir,“ ſprach er; „es iſt der letzte Wolf in Deinen Wäldern.“ Der Junker legte das Schießwerkzeug an ſeine Wange; aber da das ſchlagende Herz des Knaben deſſen Arme zittern machte, hielt ihn der Alte mit der Hand zurück: „Halt, Rolf; ein ſo geſtellet Thier darf nicht gefehlet werden!“

Da wandte ich mich um; ich wollte weiteres nicht ſehen.

„Nun ſchieß!“

Der Alte hatte es geſprochen; und es gab einen Krach, und durch die Dielen kam ein tobendes Geheul herauf. Noch hörte ich, wie der Wildmeiſter mit dem Knaben nach dem Hofe hinabging; dann, wie ſie draußen mit Hans Chriſtoph das erſchoſſene Thier aus ſeinem Winkel zogen.

— — „Ihr möget kein Blut ſehen, Herr Magiſter!“ ſprach der Alte zu mir, da ſie beide wieder in das Zimmer traten.

„Ihr ſaget es,“ entgegnete ich; „ich dachte an die Jungen des erſchoſſenen Mutterthieres.“

„Das iſt nun ſo,“ ſprach er und ſtand in ſich verſinkend vor mir; „'s iſt doch kein ſchwanger Weib, aus deſſen Schooß ſich noch ein unreif Kind losreißen muß. Aber die jungen Wölfe ſollen nicht verkümmern; ich und Hans Chriſtoph,“ ſprach er wieder lauter, „holen ſie noch heute Nacht; ſo lange wir die Brut nicht haben, iſt der Wald nicht rein.“

Dann entzündete er ein Licht mit ſeinem Zunderkäſtlein, öffnete eine Kammerthür und ließ uns eintreten. Hier ſtand eine ſchlichte Bettſtatt, davor ein großer Seſſel, ein Mantel lag darüber.

„Ihr werdet hier ſchon ſchlafen können,“ ſprach er freundlich: „und habet ſomit gute Nacht!“ Er reichte mir die Hand, küßte den Knaben, und wir hörten, wie er durch das andere Zimmer fortging.

Ich ſetzte mich in den Seſſel und deckte mir den Mantel über, Rolf warf ſich angekleidet auf das Bett. Er ſprach kein Wort; er hatte den Kopf geſtützt und ſtarrte auf die Thür, durch welche der Alte ſich entfernt hatte. „Wer war das?“ rief er plötzlich, doch als ob er zu ſich ſelber ſpräche. Da frug ich ihn: „Wen meinſt Du, Rolf? den Wildmeiſter?“

Er ſchien mich nicht zu hören, und der Glanz ſeiner

Augen war gleichſam ſo nach innen gekehret, als ſähen ſie rückwärts in die weiteſte Vergangenheit; vielleicht, denn es geſchiehet ja alſo, ſtand er an dem Bette ſeiner Mutter, die er im vierten Jahre als eine allzeit kranke Frau verloren hatte. Und abermals rief er, jedoch frohlockend: „Jetzt weiß ich es! — Ich ſoll ihn grüßen!“ und ſeine Augen warfen wieder ihre blauen Demantſtrahlen.

Als aber die Flurthür des anderen Zimmers aufging und der Schritt des Alten darin hörbar wurde, der etwa was Vergeſſenes zu holen kam, ſprang er jählings aus der Bettſtatt und ging hinein.

Aber die Thür blieb hinter ihm um eine Spalte offen; da ſahe ich den Knaben in des Alten Armen hängen, ich ſah das alte Geſicht ſich auf das junge neigen und viele Thränen aus den alten Augen darauf fallen. Was ſie zu einander ſprachen, habe ich nicht verſtanden, denn es war leiſe gleich wie ein junges Vogelzwitſchern. Aber ich ſtand auf und zog die Kammerthür zu, damit ſie ganz allein wären. Ich dachte: „Schweige! denn, wie Matten ſagt, bei Gott iſt Rath und That.“

— — Am Abend des anderen Tages ſah ich kein Licht da drüben in dem Thurmhaus, und iſt auch wohl nimmer wieder eines dort geweſen; denn der Wildmeiſter hatte ſich vom Hofe beurlaubet, nachdem er noch die jungen Wölfe abgeliefert hatte. Hans Chriſtoph ſah ich mitunter bei dem Kirchgange, er blickte mich dann traurig an und zog ſchweigend ſeine Mütze. Der Vetter raunte mir zu: „Das war des Sünders Glück, Ehrwürden, daß er ſich zeitig fortgehoben.“ Der Junker aber redete nie von ihm und jener letzten Nacht. Nur der Herr Oberſt ſprach mitunter: „Das war doch anders, als noch der Wildmeiſter dort im Thurm hauſte!“ denn der neue Förſter, der im Dorfe wohnte, wollte ihm nicht behagen.

Anno 1713 war ich ſchon mehr denn vier Jahre hier als Succeſſor des Paſtor Heikens, der nach Wetzlar in der Wetterau berufen worden.

Der Mißwirthſchaft in unſerem Lande überdrüſſig — denn der Geheimrath Görtz riß immer mehr die Zügel an ſich und war mit dem Könige nur einig, wo es galt, die Stände und das Land zu drücken —, hatte der Herr Oberſt ſchon anno 1707 den Junker nach Stockholm geſandt, woſelbſt er als Page und Leibdiener unſerer Herzogin eingeſtellet wurde; nach deren im darauf folgenden Jahre bereits erfolgtem traurigen Abſterben trat er als Fahnenjunker in die ſchwediſche Miliz und hatte nunmehr geſchrieben, daß er als Lieutenant bei den Dragonern war inſtallirt worden.

Auf Grieshuus ſaß nun der Oberſt mit dem Vetter und der Tante Adelheid in großer Stille; auch machte die Wunde ihm gar oft zu ſchaffen. Jeden Montag Abend brachte ich dorten zu; dann ſprachen wir von unſerem ſtolzen Knaben. War ein Brief gekommen, ſo mußte ich ihn vorleſen; Tante Adelheid hielt dann ihre Spindel müßig auf dem Schooße, und der Vetter rief dazwiſchen: „Nun, Ehrwürden, was ſaget Ihr zu unſerem discipulus?“ Dann nickte der Oberſt lächelnd von ſeinem Kanapee, worauf er mit ſeinem kranken Beine lag. Um zehn Uhr ging ich wieder hinab nach meinem noch weit ſtilleren Hauſe in dem Dorfe; denn ich war noch unbeweibet. Die Abel war noch immer bei denſelben Leuten in der Stadt, die ihrer nicht entrathen mochten; ſie hatten einen Kramladen, und das Mädchen war zu einer braven und anſtelligen Jungfer aufgewachſen; in den Laden kam wohl mancher ihrethalben, der anders nicht gekommen wäre. Ich aber dachte ſchon lange, ſie mir zum Weibe zu gewinnen.

Von Wölfen wurde ſeit des Wildmeiſters Abgang ferner nichts geſpüret, und es konnte auch ein Kind itzt ruhig durch die Wälder gehen; aber über der Thorfahrt und im Thurmhaus wohnte Niemand mehr, und von hüben und von drüben leuchtete kein Licht mehr nach der Haide. Auch von dem Nachtſpuk dorten hörte ich nichts wieder.

So war es im Januarius des gedachten Jahres. Der gewaltige Kriegsfürſt Carolus XII. war ſeit der ſchweren Niederlage bei Pultawa fern in der Türkei geblieben; da erhuben ſich alle ſeine Feinde, zuerſt die Ruſſen und Sachſen und der Dänenkönig Friedrich IV., der ſich in deſſen deutſchen Herzogthümern Bremen und Verden in ſeinem Uebermuthe von den Unterthanen hatte huldigen laſſen; aber der ſchwediſche Feldmarſchall Steenbock ſchlug ihn bei Gadebuſch und ging bei Lübeck über die Grenze in unſer armes Land. So hatten wir wieder einmal alle Moleſten des Krieges und waren doch im Frieden mit Dänen wie mit Schweden. Der Steenbock zog plündernd und brandſchatzend bis in unſere Gegend, und mußten die drunten in der Stadt zum Willkommen alſogleich fünfhundert Tonnen Vierthalerbieres und fünfhundert Tonnen Brotkorn zu deſſen Armee liefern.

Grieshuus war wohl bisher noch nicht berühret worden, aber wir waren hier in anderen Sorgen; denn unſer Junker Rolf zog mit in der Armee des ſchwediſchen Feldmarſchalls. Einmal, von Pommern aus, war an den Vater ein Brief von ihm gelanget: „Mon cher papa, ich denk, wir kommen auch noch nach Grieshuus; da laſſe ich mich bei Ihnen ins Quartier legen, um alles Mißgefüge zu verhüten. Und meine Falada möcht ich wieder reiten, denn unſere Pferde taugen nicht. Laſſet das adelige Thier bis dahin fleißig rühren!" Aber der Herr Oberſt hatte ihm darauf erwidert: „Suche Dich los zu machen, Rolf; denn der König ſtrecket auch über Grieshuus anitzo ſeinen Scepter, und er würd es Dir übel danken, ſo Du wider ihn geſtritten hätteſt." Es kam keine Antwort; er hat den Brief wohl nimmer erhalten. Aber ein mündlicher Gruß kam unerwartet durch einen Knecht, der unten in der Stadt geweſen war. Aus einer ſchwediſchen Eskadron Dragoner, ſo dorten auf dem Markte ihm vorbeigeritten, hatte er ſich rufen hören: „Marten, Marten! Wie geht's zu Hauſe?“ und auf ſeine faſt erſchreckte Antwort: „O, alles gut, Herr!“ nur noch: „So grüß! Ich komme bald!“ Dann war die Eskadron ſchon weit; aber der Knecht wußte nun, es war der Junker Rolf geweſen; er hatte ihn nur nicht gleich erkannt mit dem gekürzten Haupthaar und dem leichten Barte.

Solches erzählete mir der Vater, in Freuden halb und halb in Kümmerniß; denn itzo war ich faſt jeden Nachmittag ein Stündchen auf Grieshuus. — Am vierundzwanzigſten Januarius aber — es wird das Datum nimmer aus meinem Herzen ſchwinden — ſtand ich noch ſpät Abends in dem Schlafgemach der Tante Adelheid und ſchauete in den hellen Hof hinab und nach dem weiten Himmel, von wo der Mond und alle Sterne auf die Erde ſchienen. Die Tante vermeinete zu ſterben, obwohl der Doktor ſie noch ein Dutzend Jahre wollte leben laſſen, und ich war, nachdem ich ſchon nach Haus gegangen, aufs Neue geholet worden, um ihr das heilige Abendmahl zu reichen. Die Wachskerzen waren eben ausgethan; ſie lag in ihrem Himmelbette und ſeufzete nach dem Junker, um ihm noch ein ererbet Uhrlein mit Kette in die Hand zu geben. Die alte Matten ſaß an ihrem Lager; aber das übrige Haus war ſchon zur Ruhe.

Da ich alſo in die ſtille Winternacht hinausſchauete und mir beifiel, daß heut und übel Wetter doch nicht allezeit beiſammen ſeien, hörte ich unten von der Thorfahrt her ein Rütteln an dem Eiſengitter, das der Herr Oberſt erſt in dieſer Zeit hatte davorſetzen laſſen.

„Auf! auf!“ rief eine Weiberſtimme, und noch einmal und lauter: „Machet auf; ich bin es!“

Wer war das? Aber ich wußte es ſchon und ging mit raſchen Schritten nach der Thür.

Die Tante rief kläglich aus ihrem Bette: „Will Er mich ſchon verlaſſen, Paſtor?“ Aber ich vernahm es kaum; ich eilte über den Hof und holete den Schlüſſel aus des Verwalters Schlafkammer, der ſeit Nachmittage mit dem Vetter jenſeit des Waldes auf dem Meierhofe war.

Der Wind fegte durch die Thorfahrt, es war eiſig kalt; draußen aber vor dem Gitter ſtand ein ſchlankes Mädchen mit wehenden Röcken, ein Tüchlein um den Kopf gebunden.

„Jungfer Abel!“ rief ich und ſchloß das Gitter auf; „wo kommt Sie doch daher ſo mitten in der bitterkalten Nacht?“

Aber ſie war alſo außer Athem, ſie antwortete nicht, ſondern ſetzte ſich nur auf die Treppe, ſo nach meiner früheren Kammer führte, und ihre kleinen Hände waren ſchier verklommen.

„Einen Augenblick nur!“ ſprach ſie dann; „aber eilet! Wecket den Herrn Oberſt! Ich folge Euch ſogleich — nur eilet! eilet!“

Da that ich, wie ſie wollte, und ging eilig in das Haus.

Und als der Herr Oberſt kaum aus ſeiner Schlafkammer in das Wohngemach gelanget war, da öffnete ſich auch die Thür vom Flur aus, und das Mädchen war hereingetreten; die dunklen Augen lagen faſt ſchwarz in ihren Höhlen.

Der Oberſt ſaß am Tiſch inmitten des Zimmers; eine Flaſche rothen Weines ſtand noch vom Abend halb gefüllet neben ihm; er ſaß bleich und matt in ſeinem Schafpelz auf dem Seſſel, ſein altes Uebel plagte ihn itzo ſehr. „Abel,“ ſprach er, „warum kommſt Du mitten in der Nacht? Haſt Du Unfrieden gehabt mit Deinen Leuten?“

Aber ſie ſchüttelte den Kopf. „Der Wildmeiſter war in der Stadt!“ ſagte ſie haſtig; „aber er wollte erſt ein Pferd ſich ſuchen. Da bin ich ihm vorausgelaufen; denn die Schweden haben die Pferde all genommen! Laſſet die Knechte wecken, Herr Oberſt!“ rief ſie, indem ſie ihm zu Füßen ſtürzte, „nehmet den beſten; er muß reiten, über die Haide und durch die Wälder nach dem Fluß hinunter: aber keine Viertelſtunde iſt zu verlieren!“

„Was ſoll das?“ ſagte der Oberſt. „Reiten? Und itzo in der Nacht? Du haſt die ſchlimmen Tage wohl vergeſſen? Die Kerle fürchten den Teufel oder was ſonſt heute umgehen ſoll; ja, wenn der Wildmeiſter wirklich wieder da wäre!"

Abel hob ihr bleiches Haupt: „Der kommt zu ſpät, Herr Oberſt! — So gebet mir ein Pferd! Gott wird mir helfen."

„Das iſt nicht Weiberſache. Aber weshalb ſoll denn geritten werden? Das müſſen wir doch zuerſt wiſſen!"

Das Mädchen ſah verwirrt zu ihm auf: „Ja, ja, Herr Oberſt! Aber der Junker Rolf ſtehet mit einem Poſten ſchwediſcher Dragoner drunten an dem Fluſſe; er ſoll die Brücke halten, denn die Ruſſen wollen dort hinüber. Sie meinen in der Stadt, das würd' noch Tage ausſtehen; aber ich weiß, die Ruſſen kommen noch in dieſer Nacht! Laſſet den Junker warnen, Herr! Sie könnten ſonſt alle verhauen werden!"

„Herr Paſtor," ſprach der Oberſt, nachdem er einen Augenblick todtenbleich, wie ſuchend, um ſich hergeſehen, „wollte Er die Knechte wecken?"

Und ſo ging ich hinaus und ſchüttelte die Kerle aus ihren ſchweren Betten. Als ich ihrer drei beiſammen hatte, trat ich mit ihnen wieder in das Zimmer und hörete den Oberſt zu dem Mädchen ſagen, das an ſeinem Seſſel ſtand: „Hätte ich den Verwalter nur nicht fortgeſendet! Ich ſelber?" Und er wiegte ſeinen Kopf. Als er aber die Knechte ſahe, welche ſich ſchläfrig an den Thüren aufſtellten, rief er: „Nun, Leute, wer von Euch will Eurem jungen Herrn zuliebe heute

Nacht noch einen Ritt thun?" Und er berichtete, was zu wiſſen ihnen noth war. Aber ſie antworteten ihm nicht, ſchielten ſich an und ſtießen ſich mit den Ellenbogen.

„Es ſoll nicht Euer Schade ſein!" ſprach der Oberſt wieder und bot ihnen eine Summe Geldes.

Da ſagte der größte von den Kerlen: „Herr, wir haben ja die ſchlimmen Tag'; man lebet doch nur einmal."

„Wiſſet Ihr," rief der Oberſt, „daß Ihr des Junkers Leute ſeid? Ich kann Euch ſchicken, ohne Euch zu fragen!"

Und da ſie abermals ſchwiegen, ſchlug das Mädchen wie in Zorn und Verachtung die Hände ineinander: „Die würden nicht zum Heile reiten; aber gebet mir das Pferd, wenn ſich die Mannsleut fürchten!"

„So nicht, Jungfer Abel!" rief ich; „ich bin kein Reiter; aber ſo man mich verlanget, bin ich gleich Ihr dazu bereit!"

Da, während ſich allmählich ein Haufen Geſindes in das Zimmer gedrängt hatte, wurde unten die ſchwere Hausthür aufgeſtoßen; es kam die Stiegen zu uns herauf, haſtend und doch mühſam; und alle Köpfe wandten ſich. „Der Wildmeiſter!" raunte es unter den Leuten; „das iſt der Wildmeiſter!" Sie wichen alle zurück, als die große Geſtalt des Greiſes in das Zimmer trat. Aber er ſchritt nicht mehr aufrecht wie vor Jahren; er ſchien in dieſem Augenblick wie am Ende ſeines

Lebens. Trotz der eiſigen Nachtkälte draußen rann der Schweiß in Tropfen ihm in den weißen Bart; er wollte ſprechen, aber der Athem verſagte ihm, und er neigte ſich nur ſtumm vor ſeinem früheren Herrn.

Der reichte ihm beide Hände und ſprach: „Ihr ſeid krank, Wildmeiſter; aber ich danke Euch, daß Ihr heut gekommen ſeid!“

Da erhielt der Greis die Sprache wieder: „Nur alt, Herr Oberſt; geben Sie mir einen Trunk von jenem Wein!“

Der Oberſt ſchenkte den großen Glaspokal zum Rande voll, und der Alte trank durſtig bis zum letzten Tropfen. Und allmählich richtete er ſich auf: „Wer iſt zur Brücke?“ frug er.

„Niemand,“ ſprach der Oberſt.

Vom Kirchthurm unten aus dem Dorfe ſchlug es Mitternacht, und alle wandten das Haupt, um dem Schalle nachzuhorchen.

„Es iſt Zeit!“ rief der Alte und ſtand aufrecht, wie wir vor Jahren ihn gekannt hatten. „Gebet mir des Junkers Pferd Falada, ſo ſoll die Erde uns nicht lange halten!“

„Gehe, Marten,“ ſprach der Oberſt, „und ſattle die Falada!“

Und der Knecht trollete ſich ſchweigend, und die anderen Knechte und die Dirnen gingen mit hinaus. Der Oberſt reichte dem Wildmeiſter die Hände: „Ihr ſeid der Alte noch! Wir harren Euer, bis Ihr wiederkehret; und Gott geleite Euch!“

Doch als dieſer ſich zur Thüre wandte, ſtand Abel vor ihm, mit ihren großen ſchwarzen Augen zu ihm aufblickend: „Ich darf nicht,“ ſagte ſie; „aber, Herr, Ihr werdet nichts verſäumen!“

Da neigte der noch immer aufrechte Mann ſich zu ihr, nahm den kleinen Kopf des Mädchens zwiſchen ſeine Hände und küßte ſie liebevoll auf ihre Stirn: „Nein, Kind, ſo Gott will,“ ſagte er leiſe; „ich liebe ihn ja noch mehr als Du!“

„Noch mehr?“ murmelte das Mädchen und ſchüttelte finſter mit dem Haupte. Das ſah ich noch; dann war ich mit dem Wildmeiſter draußen vor dem Hausthor. Da ſtand ſchon die Falada, von dem Knecht gehalten; das edle Thier ſtreckte den Hals und wieherte grüßend in die helle Nacht hinaus; der greiſe Mann aber reichte mir die Hand: „Lebet wohl, Herr Paſtor!“ ſprach er, „betet für mich, Ihr kennet ja das Wort der Schrift: Unſtät und flüchtig ſollſt Du ſein auf Erden! — Noch dies; dann hoffe ich, wird Ruhe ſein.“ Und da er mich itzt anſahe, war mir, als ſchaue ein lebenslanger Gram aus dieſem edlen Antlitz.

Er beſtieg das Roß, wandte es und ritt über den Hof zum Thore hinaus; ich aber ging ihm bis an den Rand der Mulde nach und ſah noch eine Zeit lang die hellen Mähnen ſeines Roſſes in der dunklen Haide fliegen.

— — Als ich die Treppe im Herrenhauſe wieder hinaufſtieg, hörte ich die Thür des Krankenzimmers gehen, und mit ihrem Krückſtock kam die blinde Matten daraus hervor.

„Wo will Sie hin, Matten?“ frug ich.

„Zum Herrn,“ entgegnete ſie kurz; „aber faß Er mich an, Magiſter!“

So ging ich mit ihr hinein. Der Oberſt ſaß wieder in ſeinem Seſſel; Abel ſtand neben ihm, als ſei ſie gelähmt.

„Verzeihet, Herr!“ ſagte die Alte; „wir hören die Dirnen reden, und das Frölen Adelheid fraget danach: Was iſt mit dem Junker?“ ;Dann hielt ſie inne. „Iſt hier noch jemand mehr zugegen?“

„Deine Abel,“ ſprach der Oberſt; „ſonſt Niemand.“

„Abel? Nein, die iſt unten in der Stadt; das ſei Gott geklaget; denn da iſt rauhe Wirthſchaft itzo.“

Aber das Mädchen ging zu ihr und berichtete, was ſie hergetrieben hatte. Die Alte ſtand gebückt und lauſchte. „Wer ſoll denn reiten?“ frug ſie.

„Der Wildmeiſter, Mödderſch; denn der iſt wieder da und gleich nach mir hierher gekommen.“

Die Alte hatte ſich aufgerichtet: „Der Wildmeiſter? Den Ihr hier den Wildmeiſter geheißen habt? Wo iſt der? Der darf nicht reiten!“

„Was redeſt Du da wieder, Matten?“ ſprach der Oberſt. „Ein Beſſerer wär nicht zu finden. Er iſt ſchon fort; er muß bald mitten in den Eichen ſein.“

Da fiel die Alte auf die Knie, und ihren Krückſtock in die Höhe ſtreckend, rief ſie: „So ſtehen ſie beide bald vor Gottes Angeſicht!“

Das Kerzenlicht, welches allein in dem weiten Gemache brannte, und die Mondesdämmerung, welche durch die hohen Fenſter ſchimmerte, erzeugeten ein ſeltſam wüſtes Zwielicht; es war ſo kalt und öde hier; mir war mit einemmal, als ſei alle Hoffnung längſt verloren.

Der Oberſt hatte ſich erhoben und wandelte hinkend auf und ab. „Die Stunde iſt ſchwer, Matten,“ ſagte er; „mache ſie nicht ſchwerer durch Deine Thorheit.“

Die Alte entgegnete nichts, ſie ſchien zu beten; doch Abel hob ſanft und ſchweigend ihr altes Möbderſch auf. Ich hörte, wie ſie langſam den Korridor entlang und nach dem Krankenzimmer gingen.

— — Der Herr Oberſt und ich waren itzt allein. Vom Dorf herauf kam mit dem Wind ein Schlag der Thurmglocke. „Eins!“ ſagte der Oberſt.

„Ja, eins!“ wiederholte ich; „vor vier Uhr kann der Wildmeiſter nicht zurück ſein. Wollen der Herr Oberſt ſich nicht zur Ruhe legen bis dahin?“

Aber er ſchüttelte den Kopf: „Wenn Er, Magiſter, mit mir wachen wollte?“ Und da ich deſſen ihn verſicherte, zog er den Glockenſtrang: „Vielleicht, er könnte ſelber kommen!“

Ich ſchwieg; aber eine Magd kam, und bald entzündete ſie ein mächtig Feuer in dem großen Ofen, und der Oberſt hieß ſie ſeinen Seſſel und einen Stuhl für mich davor tragen.

Hier haben wir bei einander in der Nacht geſeſſen. Ein leichter Wind flirrete vor den Fenſtern, und unterweilen ruckten wohl einmal die Wetterfahnen auf dem Dache. Sonſt war alles ſtill; nur wenn die Stunde wieder voll wurde, kam der Glockenſchlag vom Dorf herauf. Geredet haben wir nicht viel mitſammen; des Oberſten Gedanken mochten bei dem Sohne ſein, auch wohl den greiſen Reiter durch den Forſt begleiten; denn einmal ſtreckte er jählings beide Arme aus und rief als wie aus Träumen: „Gott ſchütz ſie beide!“ ſchwieg dann aber wieder oder ſprach dazwiſchen: „Wie weit mag's in der Zeit ſein, Paſtor?“ — Ich ſelber aber — denn ſo voll ſelbſtſüchtigen Gebahrens iſt unſer Herz — ich dachte allendlich doch immer wieder an die Abel, und in meinen Gedanken ſummete dann allzeit ein Gebet: „Ja, ſchütze ihn, mein Herr und Gott; aber das Herz des Mädchens, das mein Glück iſt und das ihm nicht tauget, das wende du zu mir und gieb uns deinen Segen. Amen!“

Das Feuer im Ofen war längſt verloſchen; itzt praſſelte auch das Licht auf und ſank dann zuſammen. Es wurde faſt dunkel in dem Zimmer, obſchon da draußen noch der Mond ſchien; und da ich wußte, wo das Feuerzeug zu finden, ſo ſtand ich auf und entzündete das neue Licht, das bei dem Leuchter lag. So war es wieder wie vorher.

Es mag ſchon nach fünf Uhr geweſen ſein, da hob der Oberſt ſeinen Kopf und horchete nach den Fenſtern zu; dann plötzlich richtete er ſich völlig auf: „Sie kommen!“ rief er. „Hört Er es, Magiſter?“

Wir traten an das Fenſter, ſahen aber nichts, denn das Thorhaus ließ durch das Gitter von hier aus nur einen kurzen Blick nach draußen. Ich horchte. „Aber ein Wagen iſt dabei, Herr Oberſt!“ ſprach ich.

„Nein, nein; Er täuſchet ſich.“

Ich horchete wieder, und ich vernahm es deutlich, „Gewiß ein Wagen!“ rief ich. „Aber ein Pferd, vielleicht ein Reiter, iſt vorauf!“

Und immer näher kam es. „Ein Wagen! Ja, ich höre ihn,“ ſprach der Oberſt. „Was hat der Wagen zu bedeuten?“

Bald trabte ein Reiter durch die offene Thorfahrt. Auf dem Hofe ſprang er ab; aber er brachte ſelbſt ſein Pferd zu Stalle. Gleich danach höreten wir wieder draußen ſeinen Schritt; dann trat er in das Haus und ſtieg die Treppe zu uns herauf.

„Nur der Verwalter,“ ſagte der Oberſt; „er kommt vom Meierhof. Aber wo iſt der Vetter?“

Da war der Mann ſchon zu uns in das Zimmer getreten, ſtand am Thürpfoſten und ſah den Oberſt an, als habe er Unheil zu verkünden, das den Mund nicht zu verlaſſen wage.

Sein Herr war auf ihn zugegangen: „Er iſt's, Verwalter? Hat Er mich doch ſchier erſchrecket!“

Aber der Mann ſchien vergebens an einem Wort zu würgen.

Der Oberſt wurde unruhig. „So red Er doch!“ rief er; „was hat Er mir zu melden?“

Da ſprach der andere: „Wir bringen einen Todten.“ Und nach einer Pauſe: „Wir trafen den Wagen vor dem Walde; der Herr Vetter blieb dabei; ich bin vorausgeritten.“

„Den Wildmeiſter!“ rief der Oberſt. „Wo habet Ihr ihn gefunden?“

Aber der Verwalter ſtarrte ihn an. „Was meinen Sie mit dem Wildmeiſter, Herr?“

Der Oberſt wurde kreideweiß im Antlitz und griff hinter ſich nach einem Tiſche; dann ſtreckte er den Arm und ließ die Hand ſchwer auf des Verwalters Schulter fallen. „Sag Er nichts weiter; nur — wie habe ich meinen Sohn verloren?“ Aber ſeine Hand zitterte ſo gewaltig, daß der ſtarke Mann darunter bebte.

„Herr, wenn Sie es wiſſen wollen!“ ſprach er; „überfallen ſind ſie worden, aber halb im Schlafe doch noch in den Sattel kommen; und ein Kampfgewühl jenſeit der Brücken hat ſich dann ergeben. Der Junker Rolf auf einem hohen Fuchs war überall voran; aber auch viele Lanzen — denn von ſolchem Reitervolk ſind die Ruſſiſchen geweſen — haben nach ihm gezielet. Da iſt vom Wald herunter ein herrenloſes dunkles Pferd herangekommen, mit weißem Schweif und Mähnen, die haben im Mondenſchein geflogen; das iſt, als ſei es raſend, durch die Niederung und über die Brücke auf die ſtreitenden Milizen losgeſtürmt; die dunklen Augen haben gefunkelt, es hat den kleinen Kopf nach rechts und links herumgeworfen. ‚Das war kein Pferd, wie wir ſie haben,‘ ſagte der ſchwediſche Soldat, der mir das erzählete. Und zwiſchen dem Junker und einem Offizier, der ſeine Lanze auf ihn eingeleget, iſt es jach hindurchgeſtoben; aber des Junkers Augen, die er ſo nöthig brauchte, hat es mitgenommen. ‚Falada!‘ hat er laut gerufen, dann —“

„Dann?“ ſtammelte der Oberſt.

„Ja, Herr, das iſt ſein letztes Wort geweſen; denn die Lanzenſpitze des Ruſſen hatte ihm das Herz durchſtoßen.“

Ich faßte ſchweigend unſeres Herrn Hand; da rollte ein Wagen langſam in den Hof, und wir ſtiegen hinab und hoben unſeren Rolf, den ſchönen todten Offizier, herunter; wir trugen ihn hinauf in ſeine alte Kammer und legten ihn auf die Bettſtatt; aber nicht mehr, damit er wie einſtmals im Morgenroth von ſeinem Lager ſpringe.

— — Ich hatte den Todten in ſeines Vaters Hut gelaſſen; denn mir lag zu ſehr am Herzen, was nun zunächſt uns zu beſorgen oblag.

Da ich aus dem Hof getreten war, ſahe ich ein zehnjährig Bürſchlein vom Dorf heraufkommen; das erwartete ich, gab ihm eine kleine Münze und ſprach: „Gehe ein Stücklein mit mir, Jürgen, falls ich einen Boten brauchte.“

Das war es zufrieden: und ſo gingen wir mitſammen an der rechten Seite oben durch den Waldesrand, und ich, wie wir fürder ſchritten, ſchauete von dorten allzeit über die Haide hin. „Wen ſuchet Ihr, Herr Paſtor?“ frug das Kind.

„Mir iſt bang, ich ſuche einen Todten,“ entgegnete ich ihm.

Da wurde das Kind gar ſtille, und wir gingen weiter; aber es drängte ſich an mich, wenn Krähen oder Elſtern in den nackten Bäumen rauſchten. Als wir oberhalb des Steines vor dem Tümpel kamen, ſtreckte es ſeine Hand dahin. „Sehet, Paſtor,“ ſprach es. „Da liegt einer!“

Und als wir durch das Kraut hinabgeſtiegen waren, da hatte ich gefunden, was ich ſuchte. Als habe er zu ſanfter Ruhe ſich geſtreckt, lag hier der Wildmeiſter, mit ſeinem weißen Kopfe an den Stein geſtützet. Der Vorbote der aufgehenden Winterſonne war ſchon da: ein rother Morgenſchimmer lag auf dem ſtillen Angeſicht.

Scheu und fürſichtig war der Knabe näher kommen. „Der ſchläft nur!“ ſagte er.

Ich aber ſprach: „Gehe hin zum Hofe und erzähle, was Du hier geſehen; und bitte, daß ſie einen Wagen ſenden; denn hier iſt Gottes Frieden und der Schlaf der Ewigkeit.“

Und ſo knieete ich zu dem Todten und betete, daß Gott Erbarmen haben möge auch mit der Seele dieſes Mannes. Der Knabe aber lief dem Hofe zu.

In der Woche vor dem vierten Sonntage Epiphanias ſtanden die zwei Leichen oben in dem großen Saale aufgebahret, und es war der Tag, an welchem die Beiſetzung geſchehen ſollte, denn auch der Wildmeiſter ſollte in die Gruft derer von Grieshuus; ſo, hieß es, hatte der Oberſt es verordnet, weil er ſein Leben um den letzten Sohn des Hauſes zugeſetzet.

Als ich am Vormittage in den Hof kam, fand ich ſelbigen von Bauern ganz erfüllet, alt und jung, mit ihren Weibern, Kindern und Geſinde; der Oberſt, ſagte mir einer, habe ſie herbeſtellt. Ich drängte in meinem langen Prieſterrocke mich hindurch und trat in das Haus, wo auf dem Flur ein Rauchwerkdüften mir entgegendrang. „Wo iſt der Herr Oberſt?“ frug ich eine Magd.

„In ſeinem Zimmer,“ ſprach ſie; „aber die alte Matten iſt bei ihm; er wünſchet ungeſtört zu bleiben.“

So ſtieg ich die Stufen der breiten Treppe hinauf und öffnete die Thür des großen Saales. Da waren nur die beiden Todten. Hohe Wachskerzen auf ſilbernen Kandelabern brannten an ihren Särgen, ſo mit einem Zwiſchenraume nebeneinander ſtanden, und die Flammen kniſterten leiſe, als müſſe doch irgend etwas ſich hier regen; hinter ihnen hingen lange Leilaken vor den hohen Fenſtern. Und da ich ſtand und mein Auge nicht von den Leichen wenden konnte, deren Angeſichter zu mir gewendet waren, vernahm ich ein Rauſchen wie von Weiberkleidern an des Junkers Sarge, und eine dunkle

Geſtalt, die lautlos dort gelegen, richtete ſich empor. Es war Abel, und ich ging zu ihr, reichte ihr die Hand und ſagte: „Hat Sie ihn denn ſo ſehr geliebet, Jungfer?“

Sie neigte nur das Haupt und ſprach: „Es hat ihm nichts genützet.“

Aber mein Herz erzürnte ſich wegen ihrer Trauer für den armen Knaben. „Gottes Barmherzigkeit,“ ſprach ich hart, „wird alles ihm erſetzen.“

Da ſahen ihre dunklen Augen faſt gottlos in die meinen, als wollten ſie mich lehren, daß nur ein Weib, nicht unſer Herrgott ſelber, was er verloren, ihm erſetzen könne. Mir aber erſchien in dieſem Augenblick das Schweigen der Todten ſo ungeheuer, daß auch mein Mund verſtummte. Ich blickte auf das ſtarre Angeſicht des Knaben, und eine Falte zwiſchen den feſt geſchloſſenen Augen, ſo der Tod nicht ausgeglättet, deuchte mir zu ſagen, daß er noch itzo ſeinem Schöpfer zürne, der ihn alſo früh berufen habe.

Da hatte ſich die Thür geöffnet, und unſer Herr in voller ſchwediſcher Obriſtenuniform, den Hut mit Federn auf dem Haupt, war eingetreten; aber ſeine Wangen waren ſchlaff und ſeine Augen müde; ihm folgeten die alte Matten und der Vetter mit der Tante Adelheid, welche der Tod des Knaben von ihrem Bette aufgetrieben hatte.

Nachdem der Oberſt zwiſchen die Särge hineingegangen war, kam es auch draußen die Treppenſtufen herauf, und die Leute, ſo auf dem Hofe geſtanden hatten, fülleten nun den ganzen Saal, ja ſtanden überdem noch draußen vor den offenen Thüren auf dem Gange.

Der Oberſt hob ſeinen Hut vom Haupte: „Ich habe Euch herbeſtellt,“ begann er mühſam; „ich mußte es; denn mein Mund iſt der letzte, der hier noch reden kann.

So höret es! Nicht ich und nicht mein Sohn, den mir der Herr genommen — der Greis hier in dem zweiten Sarge“ — und er legte ſeine Hand ſanft auf die des Todten — — „iſt Euer Herr geweſen bis an ſein Ende. Aber Ihr ſahet ihn nicht, und da er kam als ein Dienender, habet Ihr ihn nicht erkannt; unſtät und flüchtig blieb er nach dem Fluch der Schrift ein langes Leben durch; denn ſeinen Zwillingsbruder hatte er im jähen Zorn erſchlagen. Aber nicht wie Kain den Abel: der Bruder hatte ihm ſein Glück, ſein junges Weib, getödtet; und da zwang er ihn zum Kampf und erſchlug ihn.“ Und der Oberſt legte die Fauſt auf ſeine Bruſt, daß die Spangen an dem Degenriemen klirrten: „Beim ewigen Gott! ich hätt' ihn auch erſchlagen!“

Nach einer Pauſe ſprach er dann noch einmal: „Das habe ich Euch ſagen müſſen, um der Ehre des Todten und um der Wahrheit willen. — Und nun, Ihr Alten, die Ihr mit ihm jung geweſen, ſehet ihn noch einmal an, ob Ihr den Junker Hinrich von Grieshuus erkennen möchtet: Und fürchtet Euch nicht; denn in ſeinem Angeſicht iſt Frieden.“

Da löſete ſich eine Reihe alter Leute aus dem Haufen, und ſie traten langſam, gar einige auf Krücken oder von einem Kinde geführet, zu dem Sarge und blickten gierig und doch mit Scheu in des Todten Angeſicht, das auf all ihr Schauen keine Miene regete. Bald aber erhob ſich eine oder die andere Hand und ſtrich liebkoſend über das Leichenhemde oder gar an die Wange des Leichnams ſelber, und ich hörete: „Ach ja, der Junker! Unſer Junker Hinrich!“ Eine Stimme aber rief laut: „Mein Herr! mein guter Herr! Nun haſt Du Deine Bärbe wieder!“ Das war der alte Hans Chriſtoph aus dem Dorfe.

Der Oberſt hatte ſich zu ſeinem Sohn gewendet; er faßte das ſchöne todte Haupt in ſeine Hände und küßte es zu vielen Malen. „Rolf,“ ſprach er leiſe; „mein Kind! mein Kind! Vor den Wölfen hat er Dich bewahren können; der Wille Gottes iſt für ihn zu ſtark geweſen!“

Die alte Matten ſtand auf ihren Stock gelehnet und horchete und hielt die Hand ans Ohr und nickte dann, als ob nun alles gut ſei. Es war eine rechte Todtenſtille geworden, die alten Leute lagen ſchweigend am Sarge ihres alten Herrn.

„Und nun gehet hinaus,“ ſprach der Oberſt wieder, „und laſſet mich ein Weilchen noch bei unſeren Todten; dann wollen wir die letzten ihres Stammes in der Gruft zur Ruhe ſetzen.“

Abel mit ihrem dunklen und doch bleichen Antlitz ſtand zu Häupten an des Junkers Sarge; als auch ſie hinauswollte, faßte der Oberſt ihre Hand: „Nein, bleibe, Kind; und auch Er, Magiſter; denn die Stütze meines Lebens iſt gefallen.“

Die Todten waren beigeſetzet, und als hernach die kupfernen Kiſten kamen, in welche ihre Särge eingeſenket wurden, da ließ der Oberſt die Kapellengruft vermauern, wie ſie noch itzo iſt. Ihn ſelbſt aber hatte die Sippe ſeines Weibes vor Gericht gezogen; denn es war unerweisbar, wer zuerſt geſtorben, ob der Junker Hinrich, ob ſein Enkel Rolf; war es der letztere, ſo hatte deſſen Vater kein Erbrecht, weder an Grieshuus noch an den Meierhof. Da es aber bei unterſchiedlichen Gerichten gelegen, haben ſie endlich ſich zu gütlichem Ausgleich hergelaſſen, und der Oberſt hat den Hof gelaſſen und iſt nach Stockholm hingezogen. Die Tante iſt mit ihm dahingegangen; der Vetter aber hatte inzwiſchen wieder Muth gewonnen, er ging zu einem anderen Vetter, bei welchem er ſich auch hier im Land zu nähren dachte. „Ehrwürden,“ ſagte er mir bei ſeinem Abſchied, „wir wären alle hier geblieben, wäre ich in jener Nacht auf Grieshuus ſtatt auf dem Meierhof geweſen!“ — Sie ſind wohl itzo alle nicht mehr hienieden; denn außer zween Schreiben des Herrn Oberſten, bald nach ihrem Abgang, habe ich von keinem etwas mehr vernommen.

Nach dem Begräbniſſe aber war das Gerede von den ſchlimmen Tagen wieder aufgekommen: der Nachtſpuk des Erſchlagenen habe dem Junker Hinrich nun doch das Genick gebrochen und alſo ihn und ſein Geſchlecht vernichtet. Ich aber ſage heut wie vormals: Das ſind nugae und es paſſet nicht zu des Allweiſen Güte; das Pferd wird vor dem hellen Stein geſcheuet haben, und ſo ein altes Leben findet bald ein Ende. Doch will ich eines nicht verſchweigen.

Am Tage nach der Beiſetzung iſt ein Bauer auf den Hof gekommen, der hat die Falada am Stricke hinter ſich gezogen und gefraget, ob das Thier nicht hier zu Haus gehöre. Eine Meile unterhalb der Brücke habe es am Fluß geſtanden, mit geſenktem Kopfe in das Waſſer ſchauend, gleich als wenn es ſich beſinne und ſich nicht einig werden könne, ob es hinüberſchwimmen ſolle oder nicht; aber da er näher gegangen, ſei es noch immer ſo geſtanden und habe auch weder um- noch aufgeſchauet; der Nachtmar oder ſonſt was müſſe es geritten haben.

Die Knechte kamen und auch der Herr und beſahen das Pferd, das ſich nicht rührete, und ſagten, ja, das ſei freilich die Falada, aber es ſei vordem ein feueriges und gar kluges Thier geweſen.

Und da es erſchrecklich mager war, meineten ſie, es müſſe nur erſt wieder Kräfte ſammeln, und führeten es in den Stall, wo es lange Zeit mit Fürſicht gut gefüttert wurde. Aber es blieb daſſelbe noch nach Wochen, auch nach Monden; denn die ſchöne feuerige

Falada war hinterſinnig worden und zu keinem Ding auf Erden noch was nütze. Da hat der Oberſt ſich erbarmet und ihr ſelbſt die Kugel durch den Kopf geſchoſſen.

Die alte Matten hatte ich in mein Haus genommen, und da ich ſie eines mondhellen Abends holete, iſt ſie, wie ſie mir ſagte, gern mit mir gegangen. Als wir auf dem Steige über dem Kirchhofe wanderten, nickte ſie nur nach der Kapellenmauer und murmelte wie für ſich ſelber: „Gute Nacht, ihr Chriſtenſeelen alle! Gute Nacht auch, Junker Hinrich und Du kleiner Rolf! Bei Gott iſt Rath und That!“

Und ein paar Jahre hat ſie dann noch in Frieden unter meinem Dache gelebt.

In dieſer Zeit aber iſt aus dem großen Unglück der vornehmen Leute mein allergrößtes Glück erwachſen; denn Abel iſt mein ehelich Weib geworden und eure Mutter, du, mein Kaſpar, und du, meine Maria! Manchen holden Tag hat ſie mir gemacht, und die Frommen haben ſie geliebt; aber den „König Enzio“ hat ſie nimmer doch vergeſſen können. Da haben wir unſere Liebe für den Todten zuſammengethan und die weißen und die rothen Roſen an der Mauer ſeiner Gruft gepflanzt und allezeit gepfleget. Und faſt ein Menſchenleben hat der Allgütige mir mein Glück gelaſſen; itzt ruhet auch ſie unter Roſen, die meine Hand allein gepflanzet. Es iſt geworden, wie einſt Matten ſagte: ich habe alle überlebt. Und nicht nur die

Menſchen; denn Grieshuus iſt abgebrochen worden, nur noch Mauertrümmer ragen aus der Erde; die Wälder werden Jahr für Jahr geſchlagen, daß bis in unſer Dorf hinunter der Sturz der Rieſeneichen ſchallet. So iſt es, wie der Dichter ſingt:

Auf Erden ſtehet nichts, es muß vorüber fliegen;
Es kommt der Tod daher, du kannſt ihn nicht beſiegen;
Ein Weilchen weiß vielleicht noch wer, was du geweſen;
Dann wird das weggekehrt, und weiter fegt der Beſen.

Renate.

In einiger Entfernung von meiner Vaterſtadt, doch ſo, daß es für Luſtfahrten dahin nicht zu weit iſt, liegt das Dorf Schwabſtedt, welcher Name nach einigen Chroniſten ſo viel heißen ſoll als: Suavestätte d. i. lieblicher Ort. Hoch oberhalb des weiten wieſenreichen Treenethales, durch welches ſich der Fluß in ſchönen Krümmungen windet, iſt der alte Kirchſpielskrug, deſſen Wirth bis zu der neueſten, alle Traditionen aufhebenden, Zeit immer Peter Behrens hieß, und wo „Mutter Behrens“, je nach den Geſchlechtern eine andere, aber immer eine ſaubere, ſei es junge oder alte Frau, als eine wahre Mutter für die Leibesnothdurft ihrer Gäſte ſorgte. Die lange Lindenlaube mit dem „ſchloweiß“ gedeckten Kaffeetiſch darunter, die ſteile granitne Treppe, die unter den alten Silberpappeln zum Fluß hinabführte, die Kahnfahrten zwiſchen den ſchwimmenden Teichroſen, dieſe Dinge werden bei vielen älteren Leuten ein hübſches Abſeits ihres Jugendparadieſes bilden.

Und Schwabſtedt bot noch Anderes für die jugendliche Phantaſie; denn Sage und halberloſchene Geſchichte flechten ihren dunklen Epheu um dieſen Ort. Freilich, wenn man ſichtbare Spuren aufſuchen wollte, ſo mußte man genügſam ſein: wo einſt oſten dem Dorfe ein Hafen der gefürchteten Vitalienbrüder geweſen ſein ſollte, ſah man jetzt nur aus dem Flußthal eine Schlucht ins Land hinein; von dem feſten Hauſe der Schleswigſchen Biſchöfe, welches ſich einſt oberhalb des Fluſſes hart am Dorf erhob, war nichts mehr übrig, als die Vertiefungen der Burggräben, und karge Mauerreſte, die hie und da aus dem Raſen hervorſahen; wenn man nicht etwa die Zähne von Wildſchweinen hinzurechnen will, deren wir Knaben einmal eine Menge unter der Grasnarbe hervorwühlten, ſo daß wir das Zeugniß des großen Wild- und Waldreichthums, der einſt hier geherrſcht haben ſollte, leibhaftig in den Händen hielten.

Aber mehr noch als durch dieſe Oertlichkeiten wurde meine Neugier durch ein ſichtlich dem Verfalle preisgegebenes Gehöft erregt, das ſeitwärts von der Biſchofshöhe lag, faſt verſteckt unter uralten hohen Eichbäumen. Das Haus, das ſchon durch ſeine zwei Stockwerke ſich von den übrigen Bauernhäuſern unterſchied, gewann allmälig eine geheimnißvolle Anziehungskraft für mich, aber mit der Blödigkeit der Jugend ſcheute ich mich, heranzugehen. Ich mochte ſchon ein hochaufgeſchoſſener Junge ſein, als ich dieſes Wagſtück ausführte; ich entſinne mich deſſen noch mit allen Umſtänden.

Während ich zögernd auf der einſamen Hofſtätte umherging und bald auf die blinden Fenſter des Hauſes blickte, bald hinauf in das Gezweig der alten Bäume, wo ein paar Elſtern über ihrem Neſte ſchrieen, kam ein altes Weib um die Ecke, die von dem herabgefallenen Aſtholz in ihre Schürze ſammelte. Als ich ihr unter den groben Strohhut guckte, erkannte ich das braune ſcharfe Geſicht der allbekannten „Mutter Pottſackſch“, welche je nach der Jahreszeit mit Maililien und Waldmeiſterkränzen oder Nüſſen und Moosbeeren in der Stadt hauſiren ging.

„Mutter Pottſackſch!“ rief ich: „Wohnt Sie hier in dem großen Hauſe?“

„Je, junge Herr,“ erwiderte in ihrem Platt die Alte, „ick hol de Kram hier man wat uprecht!“

Und auf weitere Fragen erfuhr ich, daß einſt ein großes Bauerngut bei dieſem Hauſe geweſen, daß aber ſchon vor hundert Jahren das Land davongekommen ſei, und in nächſter Zeit auch der Hof — denn ſo werde das Haus noch jetzt genannt — auf Abbruch verkauft, und die Bäume niedergeſchlagen werden ſollten.

Mich dauerten die armen Elſtern, die droben ſo mühſam ſich ihr Neſt gebaut hatten; dann aber fragte ich: „Und vor hundert Jahren, wer hat denn damals hier gewohnt?“

„Dotomal?“ rief die Alte und ſtemmte die freie Hand in ihre Seite. „Dotomal hätt de Hex hier wahnt!“

„De Hex?“ wiederholte ich. „Hat's denn Hexen hier bei Euch gegeben?“

Die Alte winkte mit der Hand. „Oha! Lat de Herr dat man betämen!“ womit ſie ſagen wollte, ich ſolle das nur ſachte angehen laſſen, es ſei damit auch heut noch nicht geheuer.

Als ich frug, ob jene Hexe denn verbrannt ſei, ſchüttelte ſie heftig ihren alten Kopf. „Oha, Oha!“ rief ſie wieder und gab dann zu verſtehen, der Amtmann und der Landvogt hätten nur nicht heranwollen; denn — na ich verſtünde wohl — —; und nun machte ſie unter bedeutſamem Kopfnicken die Gebärde des Geldzählens. Die Zerſtückelung des Gutes ſei nämlich erſt nach dem Tode der Hexe vor ſich gegangen, ſie ſelber habe noch ihre Wirthſchaft ſtreng betrieben und ſei eine gewaltige Bäuerin geweſen.

Was dieſe Hexe denn aber eigentlich gehext habe, davon ſchien Mutter Pottſackſch nichts zu wiſſen. „Düwelswark, Herr!“ ſagte ſie. „Wat ſo'n Slag bedrivt!“ Soviel jedoch ſei ſicher: Sonntags, wenn andre Chriſtenmenſchen in der Kirche geſeſſen hätten, um Gottes Wort zu hören, dann habe ſie ſich auf ein Pferd geſetzt und ſei nach Norden zu in Haide und Moor hinaus geritten; was ſie dort betrieben habe, davon ſei wohl übel Nachricht einzuholen. Plötzlich habe dieſes aufgehört, und ſeitdem habe ſie Sonntags ihr großes düſteres Zimmer nicht mehr verlaſſen; noch Mutter Pottſackſch's Urgroßmutter habe das blaſſe Geſicht mit den großen brennenden Augen hinter den kleinen Fenſterſcheiben ſitzen ſehen.

Mehr vermochte ich von der Alten nicht herauszubringen.

„Und war das Pferd, worauf ſie ritt, denn ſchwarz?“ fragte ich endlich, um mein ſchnell geſchaffenes Phantaſiebild doch in etwas zu vervollſtändigen.

„Swart?“ ſchrie Mutter Pottſackſch, wie entrüſtet über eine ſo überflüſſige Frage. „Gnidderſwart! Dat mag de Herr wull löwen (glauben)!“

Noch lange mußte ich an die Schwabſtedter Hexe denken; auch that ich nach verſchiedenen Seiten hin noch manche Fragen nach ihrem näheren Geſchick; allein was Mutter Pottſackſch nicht erzählt hatte, das konnten auch Andere nicht erzählen. Mir ahnte freilich nicht, daß ich die Antwort in nächſter Nähe, daß ich ſie auf dem Boden meines elterlichen Hauſes hätte ſuchen ſollen.

Viele Jahre nachher, da ich dieſe Dinge längſt vergeſſen hatte, ſaß ich vor einer dort bei Seite geſtellten Schatulle aus meines Großvaters Hausrath und kramte in ihren Schubfächern nach deſſen Bräutigamsbriefen an meine Großmutter. Bei dieſer Gelegenheit fiel mir ein Heft in augenſcheinlich noch viel älterer Schrift in die Hände, welches ich, nachdem ſpäter noch ein demnächſt zu erwähnender Fund hinzugekommen, nunmehr in Nachſtehendem mittheile. An der Schreib- und Vortragsweiſe habe ich ſo viel geändert, als zur lebendigeren Darſtellung des Inhaltes nöthig erſchien;

an einzelnen Stellen für manche Leſer vielleicht kaum genug; an dem Inhalte ſelbſt iſt nicht von mir gerührt worden.

Und ſomit möge der Schreiber jenes alten Aufſatzes ſelbſt das Wort nehmen.

⁂

1700. Um dieſe Zeit war mein lieber nun in Gott ruhender Vater Kapellan oder Diaconus im Dorfe Schweſen, allwo er ſeine dürftige Einkünfte, als mehrentheils an Butter, Korn und Fleiſch, von Haus zu Hauſe einſammeln und überdies zu ſeinem Predigtdienſt auch noch die Schule halten mußte. Da aber meine lieben Eltern ſich Alles an ihrem Munde abſparten, und anderſeits wohlgeſinnte Leute mir Mittags einen Platz an ihrem Tiſche gönneten, ſo kam ich auf die lateiniſche Schule zu Huſum, welcher derzeit der treffliche Nicolaus Rudlof als Rector vorſtund, und hatte bei einer frommen Schneiderswittwen mein Quartier. War auch mit Gottes Hülfe ſchon in die Secunda aufgerücket, als mir eine Leibesgefahr widerfuhr, welche gar leicht allen Studien eine plötzliche Endſchaft hätte bereiten können.

So war es am Nachmittage letzten Sonntages Octobris, daß ich nach der gewöhnten Sonnabendseinkehr unter mein elterlich Dach von unſerem Dorfe wieder nach der Stadt zurück wanderte. Ich hatte mich jedoch zuvor ſchon müd gelaufen; denn da die Gemeinde einen Schweinehirten, wie mein Vater ſelig zu ſagen pflegte, einen Bergeſener, in den letzten Jahren nicht mehr dulden wollen, ſo waren unſere Ferkel von dem grünen Weideplane äußerſt des Dorfes ausgeriſſen, alſo daß wir an dieſem letzten heißen Tage des Jahres eine gar tolle Jagd hatten anſtellen müſſen. Schritt aber deßunerachtet auch itzt, da es über ſolchem Beginnen ſpät geworden, und ſchon die ſinkende Sonne einen rothen Dunſt über die Haide warf, mit eilenden Schritten fürbaß; ſtreifete nemlich nach dem erſt jüngſt verglichenen Kriege mit dem Könige von Dännemark allerlei loſes Volk umher und verübte Raub und Einbruch: auch ſollten drüben nach dem Holze zu, wo die alten Weiber die Moosbeeren holen, in voriger Nacht die Irrwiſch gar arg getanzet haben, deſſen Anblick in alle Wege beſſer zu umgehen.

Da ich endlich in die Stadt und nach dem Markt hinunter kam, ſtunden ſchon die Giebel der Häuſer dunkel gegen den Abendhimmel, und war ob des Sonntages eine große Stille auf der Gaſſen; nur aus der alten Kirche hinter den Lindenbäumen tönete ein ſanftes Orgelſpiel.

Ich wußte wohl, es ſei der Organiſte Georg Bruhn, des noch berühmteren Nicolaus Bruhn Bruder und successor, der es liebte, in den Schummerſtunden nur für ſich und ſeinen Gott ſeine meiſterliche Kunſt zu üben; und da ich inne ward, daß die Kirchthür unter der ſogenannten Mutterlinden offen ſtund, ſo ging ich hinein und ſetzete mich in der Nordſeite ſtill in eines der alten

Mönchsgeſtühlte. Es war aber, wenngleich die Bäume draußen ſchon die meiſten Blätter abgeworfen hatten, hier innen eine Dämmerung, daß ich die Bilder und Figuren an den Epitaphien, ſo dieſe gewaltige Kirche zieren, nur kaum erkennen mochte. Gleichwohl ſpielte da droben der unvergleichliche Meiſter noch immer zu; und wie ich ſo in meiner Ecken ſaß, ganz allein hier unten, und von dem Dunkel immer mehr umhüllet ward, in das hinein die lieblichen Tongänge der Flöten und Oboen gleich ſanften Lichtern ſpielten, da war mir, als wenn die beiden Engel drüben von dem Crucifix des Altarbildes zu mir herabflögen und mich mit ihren güldenen Flügeln deckten. Wie lange ich in ſolcher Huth geruhet, iſt mir unbewußt; ſchreckte aber itzt davon empor, daß der Schlag der Thurmuhr dröhnend in den weiten Raum hinunter hallte. Durch die nahezu kahlen Bäume ſchien der Mond in die hohen Fenſter; inſonders war das mächtige Reiter-Standbild des St. Jürgen mit dem Drachen, ſo eigentlich dem Gaſthaus angehörte, zur Zeit aber hier neben dem Altar aufgeſtellet war, in einer ſo hellen Beleuchtung, daß ich das grimme Antlitz des Ritters und unter den Hufen des bäumenden Hengſtes gleicherweiſe den aufgeſperrten Schlund des Drachen von meinem Sitze aus gar wohl erkennen mochte.

Aber das Tonſpiel droben von der Orgel hatte aufgehört, und drüben an dem Altarbilde ſchwebten wieder die Engel zur Seiten des Gekreuzigten. Es war eine große Stille um mich her; nur da ich, um hinauszugehen, die Thür des Geſtühltes öffnete, ſcholl es von meinen Tritten weithin durch das Schiff der Kirchen. Eilends rannte ich, erſt an die Norder-, dann an die Thurm-, dann an die Süderthür, fand aber alle feſtgeſchloſſen, und alles Klopfen, ſo ich mit meinen Fäuſten itzt vollführete, ſchien an keines Menſchen Ohr zu reichen. Da ich mich dann rathlos umwandte, fielen meine Blicke auf das große Epitaphium, das ſich gegenüber an dem Pfeiler zeigt, bei deſſen Fuße der alte Bürgermeiſter Aegidius Herfort begraben lieget. Man hatte aber an ſelbigem vorgeſtellet, daß der Tod, als ein natürliches Gerippe ganz aus Holz geſchnitzt, gleich einer ungeheueren Spinnen an dem Conterfey des ſeligen Mannes heraufkriechet. Solches wollte mir anitzt nicht eben wohl gefallen; denn durch die Schatten der vor den Fenſtern wankenden Gezweige, ſo mit den Mondlichtern ihr Spiel darüber trieben, wollte mich faſt bedünken, als ob das grimmig Unweſen mit dem Kopfe rucke und die ſpitzen Knochenfinger an des Seligen Geſicht hinaufſtrecke. Da fuhr es mir gar noch durch den Sinn, ſelbiges könne auch wohl einmal abwärts an dem Pfeiler hinunterklettern, oder ſich gar umwenden und auf das nächſte Geſtühlte zuſpringen. Wußte zwar, es ſei das nur ein thörichtes Phantasma, drückte mich aber doch längs dem Steige nach dem großen Reiterbilde des Heiligen; faſt unwillens wähnend, daß ich bei ſelbigem Schutz und Hülfe finden müſſe. Freilich fiel mir bei, daß dieß papiſtiſche Gedanken, und das hölzern Standbild nur gleichſam als ein symbolum zu betrachten ſei, legte aber doch meine Hand um den geſpornten Fuß des Ritters. Da vernahm ich, wie drüben in der Vorderthür der große Schlüſſel raſſelte, und wollte ſchon dem Ausgange zuſtürzen, als ich die ſchwere Thür ſich aufthun, aber in ſelbigem Augenblick ſich wieder ſchließen ſahe. Darauf vermochte ich hier innen weder etwas zu ſehen, noch eines Menſchen Tritte zu vernehmen. Däuchte mir aber gleichwohl, daß etwas mit mir in der Kirchen ſei, und itzo, da ich mit beklommenem Odem lauſchte, hörte ich es deutlich ſchnaufen und drunten durch den Quergang trotten. Zitternd ſetzte ich meinen Fuß auf den des Reiterbildes, um ſolcher Weiſe mich auf das hölzern Roß hinaufzuſchwingen. Es mochte dabei einiges Geräuſch erfolget ſein, denn mit ſelbigem erſcholl ein furchtbar dröhnend Geheul, und in weiten Sprüngen ſahe ich einen ſchwarzen gar gewaltigen Hund gegen mich daher rennen. Aber ſchon ſtund ich oben auf dem Bug des Pferdes; die eine Hand hatte ich um des Ritters Hals geleget, mit der andern nach des barmherzigen Gottes Eingebung deſſen Lanze herausgeriſſen, ſo nur loſe durch den Handſchuh ſteckte.

Da gab es einen Kampf zwiſchen einem vierzehnjährigen Buben und einer gar grimmigen und ſtarken bestia. Mit funkelnden Augen ſprang das Unthier an mir auf, mit ſeinen Tatzen riß es an meinem Schuhzeug, und ich ſahe in den offenen Rachen mit der rothen dampfenden Zunge; nur einer Spannen Weite brauchte es, ſo hatten die weißen Zähne, ſo gegen mich gefletſchet waren, mich gefaßt und auf den Grund geriſſen. Aber ich wehrte mich meines Leibes und ſtach dem Unthier mit meiner Lanzen in ſein zottig Fell, daß es mehrmals heulend auf die Seite flog.

Mir iſt nicht bewußt, daß ich in ſolcher Noth der Menſchen Hülfe angerufen; nur ein ſtumm und heiß Gebet zu Gott und ſeinen Engeln ſtieg aus meiner Bruſt; auch meiner lieben Eltern gedachte ich, wenn ſie mich hier an Gottes Altar ſo elendiglich zerriſſen finden ſollten. Denn da das Thier unter heiſerem Geſchnaufe allzeit aufs Neue gegen mich ſprang, ſo ſahe ich wohl, daß ich aufs Letzt ihm doch zur Beute werden mußte. Schon begunnten die Sinne mir zu ſchwinden, und war mir, als ſei es nun nicht mehr der Hund, ſondern der Tod ſelber ſei von dem Epitaphio herabgeklommen und von einem der Geſtühlte auf mich zugeſprungen. Schon packten die knöchern Hände meine Lanze, da vernahm ich drunten in der Kirchen ein Rufen und Getöſe, und wurde mir allzugleich, als flöge oben von dem Crucifix der eine Engel wiederum zu mir herab und riſſe mit ſeinen Armen den grimmen Tod von meinem jungen Leibe.

„Türk, Türk, du Mordshund!“ hörte ich eine kleine tapfere Stimme unter mir, und als ich ſchwindelnd niederblickte, ſahe ich hart an dem rauhen Kopf des Unthiers ein gar lieblich Angeſicht, das mit zwei dunkeln Augen angſtvoll zu mir emporſtarrete. Wohl ſtrebte das Unthier noch mit Gewinſel zu mir auf; aber zwei braune Aermchen hatten ſich um ſeinen Hals geklammert und ließen es nicht los; auch leckte des Thieres Zunge ein paar Mal wie liebkoſend nach dem ſchönen Antlitz hin. Das Alles gewahrete ich gleichſam mit einem Blick, da der Mond noch hell durch die Kirchenfenſter leuchtete; noch hörte ich eine Männerſtimme rufen: „Ein Kind, ein Knabe, des Paſtors Sohn aus Schweſen!“ Dann vergingen mir die Sinne, und ich ſtürzte von dem hölzern Roß herab.

— — Da ich meiner wieder mächtig worden, fand ich mich in meinem Logement in meiner Bettſtatt liegend und ſahe meine alte Schneiderswittwen neben mir auf dem Stuhle, ihr grünes Fläſchchen mit den Herztropfen auf dem Schooße. Ich that aber gleichwohl, als ob ich noch in Ohnmacht läge; denn das Geſichtlein neben dem Kopf des grimmen Thieres ſtand mir gar lieblich vor, ſobald ich nur die Augen ſchloß; erwog auch bei mir ſelber, wenn es ein Engel möge geweſen ſein, ſo hab es doch das Haar unter ein goldglitzernd Käpplein zurückgeſtrichen gehabt, wie es am Sonntag hier herum die Dirnen auf den Dörfern tragen; ja, überkam mich faſt die Luſt, noch einmal auf St. Jürgens Gaul hinaufzuklettern. Erſt als das gute Mütterchen mit der qualmenden Lampe mir unter die Naſe fuhr, richtete ich mich auf in meinen Kiſſen. Da rief ſie einmal über das andere ein großes Lobe-Gott; dann zapfte ſie mir aus ihrer grünen Flaſchen und ſagte: „Es iſt gut, Joſias, daß Du heut Morgen bei Deinem Vater Gottes Wort gehört; denn unter dem Thurm bei dem alten Taufſtein ſoll unterweilen itzt der Teufel ſitzen, und bös Ding ſein, mit weltlichen Gedanken ihm vorbei zu kommen.“

Ich aber frug gar ängſtlich, ob ſie mich denn dort hinaus getragen.

„Freilich, Joſias,“ entgegnete ſie; „'s war ja der Küſter; wer im Beruf gehet, der braucht ſich nicht zu fürchten.“

Da freuete ich mich, daß ich meiner Sinne ganz unmächtig geweſen; denn ob meine Engel-Gedanken, die ich aus der Kirchen mitgenommen, geiſtlich oder aber weltlich ſeien, das wollte mir allganz nicht deutlich werden. Im Uebrigen fiel mir bei, daß der grauſame Quadrupede, mit welchem ich gekämpfet, des Küſters Albert Carſtens' ſeiner müſſe geweſen ſein; er hatte, wie ich wußte, einem däniſchen Capitän gehört, der bei Letzterem in Quartier gelegen, bei der Berennung der Finkenhaus-Schanze aber ſein Leben hatte laſſen müſſen. Und erzählete mir auch das gute Mütterlein, daß der vielen Einbrüch wegen ſie den Hund zur Wache hätten in die Kirchen eingelaſſen. Woher aber der Engel kommen, der mich vor ihm bewahret, das wurde mir nicht kund; mochte auch ſpäterhin, aus weß Urſach war mir ſelber nicht bewußt, bei anderen Leuten mich nicht darum befragen. Und iſt mir in meiner noch übrigen

Schulzeit, ſoviel ich an den Markttagen danach ſpähete, das lieblich Antlitz mit dem glitzernden Käpplein niemalen mehr begegnet.

Anno Dom. 1705. Es gab zwar zu Zeiten des Administratoris, Hochfürſtlichen Durchlaucht Chriſtian Auguſt, mit denen geiſtlichen Aemtern ſonderbaren Umgang: hatte doch der gewaltige Rath von Goertz das Paſtorat zu Böel in Angeln auf der Hamburger Börſen an den Meiſtbietenden verkaufen laſſen; an einen Schlemmer und Spielbruder, dem man, da es hernach mit ihm zum Sterben ging, die Karten vorgehalten, ob er daran die Farben noch erkennen möge. Gleichwohl glückete es meinem lieben Vater, daß er aus ſeinem elendigen Diaconate zu Schweſen in das einträglichere Paſtorat zu Schwabſtätte gelangte und darin beſtätiget wurde. Da ich bereits auf der Univerſität zu Kiel inſcribiret war, ſo machten mich die von meinen lieben Eltern nun viel reichlicher fließenden Subſidien für eine Weile gar übermüthig; denn ich ſtolzirte in hohen Stiefeln und einem rothen Rockelor mit einem Degen an der Seiten; ja, hatte gar einmal einen Ehrenhandel mit einem aus dem Adel, maaßen ſelbiger meines Hauswirths ehrbare Tochter, ſo mich aber ſonſten nichts anging, vor eine Studentenmetze proclamiret hatte. Im Uebrigen blieb ich nicht dahinter, weder in theologicis noch in philosophicis; hielt mich in Erſteren aber meiſt zu denen älteren professoribus; denn inſonders unter den magistris legentibus waren derer, ſo entgegen der Lehre Pauli und unſeres Dr. Martini die Macht des Teufels zu verkleinern und ſein Reich bei den Kindern dieſer Welt aufzuheben trachteten. Solches aber war nicht in meinem und meines lieben Vaters Sinne.

Weil nun aber nach dem alten Spruche die Repetition die Mutter der Studien iſt, ſo wurde nach abſolvirtem biennio unter uns beſchloſſen, daß ich zu ſolchem Zwecke den Sommer des obbezeichneten Jahres im elterlichen Hauſe verleben, ſodann aber zu weiterer Erudition für eine Zeit lang noch die berühmte Univerſität zu Halle beziehen ſolle. Langte alſo eines Nachmittages mit guter Gelegenheit in Huſum an, und bedienete mich für die noch übrige zwo Meilen der Beförderung der heiligen Apoſtel.

Ich war freilich bislang in Schwabſtätte noch nicht geweſen und des Weges unbekannt; es führete ſelbiger aber zuerſt durch die Marſch, wo er auf dem Lagedeiche geradehin läuft; und wo es aufwärts dann in Sand und Haide ging, zeigte ſich wohl hie und da eine Kathe, ſo daß ich mich leichtlich weiter fragen mochte. Plötzlich, da der Weg ſich zu einer Anhöhe hinauf gewunden, und ſchon der Abend ſeine Schatten warf, ſahe ich unter mir das Dorf mit ſeinen rauchenden Dächern, wie es zwiſchen Buſch und Bäumen längs dem Ufer des lieblichen Treeneſluſſes hingeſtreckt lag. Da klopfte mir das Herz, daß ich zu meinen lieben

Eltern käme, und warf nur kaum noch einen Blick auf den Thurm des alten Biſchofshauſes, der im Abendgeleucht wie gülden an der Waſſerſeite aufragete, ſondern ſchwang meinen Stab und ſang gar luſtig:

„Hier oben von der Höhe
Da kommt der Herr Student!
Herr Vater, o Frau Mutter,
Nun ſchüttelt mir die Händ!“

Mit ſolchem war ich auch ſchon unten; und die Dorfshunde fuhren bellend nach meinen Stiefeln, die Weiber ſo vor den Thüren ſtunden, glotzeten nach meinem rothen Rocke und ſtießen ſich mit den Ellenbogen. Da ich aber durch die kleinen Häuſer in das Dorf hineinſchritt, erblickte ich hinter denſelben, nach dem Fluſſe zu, ein groß und zweiſtöckig Gebäu, das lag wie in Einſamkeit und nahezu verſteckt unter gewaltigen Bäumen; war auch kein lebend Weſen dort zu ſehen, weder am Hauſe noch an der Scheune, ſo dahinter lag; nur oben aus den Baumkronen erhub ſich groß Gevögel und flog dazwiſchen hin und wieder.

Da frug ich einen Alten: „Wer wohnet denn dort unten?“

— „Das wiſſet Ihr nicht?“

„Nein; ich frage Euch eben derohalben.“

— „Dort wohnet der Hofbauer;“ entgegnete er, ſtrich mit der Hand um ſeinen Stoppelbart und ging in ſeine Kathen.

Schritt alſo mit ſolchem Beſcheide fürbaß; wandte aber, unwillens faſt, wiederholentlich den Kopf und ſahe rückwärts nach den Fenſtern, die dorten ſo ſchwarz und heimlich unter den düſteren Bäumen glitzerten. Da, wie ich ſo eine Weile faſt in Gedanken fortgegangen, hörete ich plötzlich: „Joſias, Joſias!“ wie aus der Luft zu mir herabgerufen. Und war es mein lieb Mütterlein, die ſtund oberhalb des Kirchhofes auf der Höhe, darauf ſie das Glockenhaus gebaut, und hatte durch den Abend nach mir ausgeſehen. Da war ich flugs an ihrer Seiten und hielt ſie an meiner Bruſt und frug alsbald, wo unſere Heimſtätte itzo denn belegen ſei; und da ſie nur über den Weg hinüber auf ein freundlich Haus und Garten zeigte, hub ich die fein und handlich Frau auf meine Arme und trug ſie den Berg hinab.

Und wiederum, aber ſolches Mal vom Hauſe her, rief es: „Joſias, Joſias!“ und unter herzlichem Lachen: „Aber gehet man ſo mit ſeiner Mutter um!“ Das war mein lieber Vater; der war vor die Thür getreten und nahm ſich nun die Mutter aus des Sohnes Armen; denn er war von denen, welche wohl wiſſen, was ein Scherz bedeute, der aus reiner Herzensfreude quillet. Da aber mein Mütterlein nach ihrer lebhaften Art ihn drängte, ihren ſtattlichen Sohn gleich ihr mit Worten zu bewundern, entgegnete er fürſichtig: „Ja, ja, Mutter; ich ſehe, der Bruder studiosus iſt gar wohl gerathen; wollen ſehen, ob der theologus darum nicht ſchlechter ſei.“

Dann führten die Eltern mich in meine Kammer; die lag anmuthig nach dem Wald hinaus, und hat ſelbiger mich dorten oftmals nach meinem Nachtgebete ſanft in Schlaf gerauſchet. Zwar war der Fußboden nur mit Backſteinen ausgelegt; aber mein Mütterlein hatte eine Decken übergebreitet, wie ſolche von den kleinen Leuten hier aus den Flußbinſen angefertiget werden.

Bald ſtellte ich meine Bücher und die wohlgebundenen Collegienhefte auf den großen Tiſch und ſaß zu meines lieben Vaters Freude mit großem Eifer über meiner Arbeit. Meine Mutter aber ſtörete mich dann wohl, ſuchte mich ins Freie hinauszutreiben und ſprach: „Was ſollten doch die Leute denken, ſo Dir in Deiner Mutter Pflege die friſchen Wangen einfielen!“ Und eines Abends, da es eben neun vom Glockenthurm geſchlagen hatte, rief ſie gar: „Da ſitzeſt Du noch, Joſias, und weißt doch, daß des Kirchenälteſten Tochter Hochzeit hält! Da will es ſich ſchicken, daß auch des Paſtors Sohn mit der Braut ein Tänzchen mache!“ Dann hub ſie meinen Rock vom Nagel, bürſtete ihn ſäuberlich und ſteckte mir einen Hochzeitsthaler in die Taſchen. Und itzt vernahm ich auch von fern das Fiedeln und Trompeten, und währete es nicht lang, ſo war ich mitten in der Hochzeit.

Es ſind aber nach altſächſiſcher Art die Häuſer hier gebaut, alſo daß das Vieh, welches, wie dazumal im Sommer, auf den Koppeln oder Fennen weidet, zur Winterszeit zu beiden Seiten der großen Diele ſeinen Stand hat, die Stuben für den Bauern und ſeine Leute aber, was ſie „Döns“ benennen, der Thorfahrt gegenüber zu unterſt an der Dielen liegen.

Da ich nun von draußen aus der ſommerlichen Abendſtille eintrat, war mir erſtan, als ſähe ich in ein ſeltſam und beweglich Schattenſpiel; denn die Unſchlittkerzen an den Ständern warfen nur karge rothe Lichter über die Köpfe Derer, die hier ſich durch einander drängten oder zu Paaren ihren Zweitritt tanzten und mit Juchzen und Geſtampf den Muſikanten Hülfe gaben. Und da der große Raum mit Gäſten faſt gefüllt war, ſo dauerte es eine Weile, ehe ich die Flitterkrone der Braut daraus emportauchen ſahe; machte dann meine Reverenz und drehete mich, obſchon in dem Gedrang eine eigene Baurenkunſt dazu gehörte, ein Dutzend Male mit ſelbiger hindurch. Hienach aber ſetzete ich mich zu einem Krämer aus der Stadt, ſo von der Schulzeit mir bekannt war, oder zu dem und jenen von denen älteren Bauren, die unter den Tonnen der Muſikanten oder drinnen in der Döns an ihrem Bierkrug ſaßen.

Es mochte ſolcherweiſe die Zeit bis Mitternacht verfloſſen ſein, da ſahe ich auf dem Tritt zur Oberſtuben eine Dirne ſtehen, abſeits von den andern, als zieme ihr nicht, ſich in dem Haufen zu verlieren; und da ich ihr im Rücken näher trat, gewahrete ich, daß ſie zwar in Baurentracht gekleidet, ihr Röcklein aber von ſchwarzem Seidentaffet und das Käppchen auf ihrem braunen Haar von rothem Sammet und gar reich mit Gold geſticket war. Mit dem, da itzt die Muſikanten auf einen neuen Tanz anhuben, war ein junger Knecht zu ihr herangetreten; der ſtieß einen Juchzer aus und winkte ihr, daß ſie mit ihm in die Reihe trete. Aber ſie wandte nur leichthin den Kopf, als ſähe ſie ihn kaum, und rührte ſich nicht von ihrem Platze. Da ſtampfte der Burſche gar grimmig und mit einem Fluche auf den Boden; und dauerte es nicht lang, ſo ſahe ich ihn mit einer Andern im Gedrang verſchwinden.

Die zierliche Dirn aber ſtund noch an dem Thürgerüſte; und hatte ich, da ſie vorhin den Kopf gewandt, bemerket, daß ſie die Kinderſchuh noch nicht gar lang verworfen habe; denn ihre bräunlichen Wangen waren noch wie von zartem Pfirſichflaum bedecket.

„Saget mir,“ frug ich ein altes Weib, ſo eben mit einem Fäßchen Bier an mir vorüber wollte, „wer iſt die feine Dirne dort?“

„Die, Jungherr? Das iſt die Renate vom Hof.“

— „Vom Hof? da norden vor dem Dorf?“

„Ja, ja, Herr! O die iſt ſtolz! Wollen immer was Beſſer's ſein die vom Hof; ſind aber auch nur Bauern, ſind ſie!“

— „Und wer war,“ frug ich wieder, „der junge Knecht, den ſie ſo eben fortſchickte?“

„Hab's nicht geſehen, Herr; wird aber wohl nicht hoch genug geweſen ſein.“

Nach ſolchem ſahe ich gar fröhlich auf meinen rothen Rock und meine hohen Stiefel, zu mir ſelber ſprechend: „Du biſt der Rechte!“ Ging alſo näher, und indem ich ſanft mit der Hand an ihren Arm faſſete, ſprach ich: „Mit Verlaub, Jungfer, wir tanzen wohl einmal mitſammen!“ Erhielt aber auf ſo zierliche Anrede von dem kleinen Ellenbogen einen Stoß, daß ich faſt getaumelt wäre. „Was will der dumme Jung!“ rief ſie; und als ſie dabei das Köpfchen zu mir kehrte, da blickten ein Paar großer dunkler Augen gar zornig auf mich hin.

Da ich dann entgegnete: „Das war nicht fein, Jungfer; aber ich hab' Dich wohl erſchrecket!“ geſchah es mit einem Male, als fiele es mir wie Schuppen von den Augen: der Engel von St. Jürgens Standbild, er war es, und hatte mich eben gar kräftiglich gegrüßet! Da ſie aber noch ſtumm mit offenem Mündlein mir ins Antlitz blickte, rief ich: „Ja, ja, Jungfer, gucket nur; ich bin's, und habe den Engel nicht vergeſſen!“

Bei ſolchen Worten flog ein lieblich Roth über ihr junges Angeſicht; da ich nun aber dachte, ſie zum Tanze friſchweg von ihrem Tritt herabzuziehen, ſetzten jählings die Muſikanten ihre Geigen und Trompeten ab, und lief Alles in großem Tumulte auf der Dielen durcheinander; angeſehen nunmehro die Ueberreichung der Hochzeitsgaben vor ſich gehen ſollte. War auch bald eine Tafel hergerichtet; dahinter ſaßen Braut und

Bräutigam, jeder von ihnen mit einer irden Schüſſeln vor ſich. Da drängte Alles ſich heran und brachte, wie es Brauch iſt, der Eine einen Kronthaler, der Andre ein lübiſch Markſtück; die Fürnehmeren auch wohl ein ſilbern Geräthſtück; und in weſſen Schüſſel es geleget wurde, der trank dem Geber aus einem Glaſe zu, ſo neben einer Flaſche Weines gleichfalls vor ihrer jedem ſtund. Griff alſo auch in meine Taſchen und hatte nicht groß Mühe, das ſchöne Silberſtück darin zu finden; doch waren meine Gedanken bei dem Dirnlein, das ich ſchier nirgendwo erſchauen mochte. So trat ich auf die Stufen, da ſie zuvor geſtanden; und ſiehe, mitten im Gedrange glitzerte das güldne Käpplein; gewahrete auch einen ſilbern Suppenlöffel, ſo von einer kleinen Fauſt emporgehalten wurde. Aber hart vor dem Mädchen ſpreizete ſich der junge Knecht, dem ſie zuvor den Tanz verſaget hatte; der winkte ſeinen Kameraden, worauf Alle ſich feſt zuſammenſchloſſen, und alſo das Mädchen nicht mehr vorwärts konnte.

Ei Tauſend, war ich raſch von meinem Tritt herunter, und brauchte meine Arme, bis ich gar bald an ihrer Seiten war. „Renate,“ frug ich, „darf ich Dir helfen?“

Da nickte ſie faſt ſcheu zu mir hinüber; ich aber in dem dichten Haufen, wo wir ſtunden, ſuchte ihre freie Hand und ſprach: „Nun danke ich Dir auch herzlich für dazumalen an St. Jürgens Reiterbildniß.“

Sie ſchlug die Augen nieder und entgegnete: „O ja, Ihr hattet meinem armen Türk gar jämmerlich das Fell zerſtochen!“

„Und wollteſt Du denn lieber, daß mich das grimmig Vieh zerriſſen hätte?“

Da lachte ſie leiſe auf; dann aber ſprach ſie traurig: „Das war ja gar kein grimmig Vieh; das war der frömmſte Hund im ganzen Dorf!“

„Möchte ihm doch lieber nicht begegnen!“ ſagte ich.

„Begegnet ihm hier auch Keiner mehr,“ entgegnete ſie; „die Tatern haben ihn über Nacht verlockt; er muß nun wohl ihre Karren ziehen oder ihre ſchmutzigen Kinder auf ſich reiten laſſen.“

Indem ſie dieſes ſagte, rückten vor uns die Burſche nach dem Brauttiſche zu. Da faſſete ich ihre kleine Hand feſt in die meine. „Itzt!“ raunte ich ihr ins Ohr, und mit einem Rucke brach ich für uns Beide Bahn; merkete aber noch, wie Renate das Näschen hob, als wolle ſie ihrer Keinen ſehen, ſo da mit einem Fluche oder höhniſchem Lachen auf die Seiten wichen. Dann aber traten wir mitſammen vor die Hochzeitsleute. Ich warf mein Silberſtück in des Bräutigams Schüſſel, und leerete das Glas, daraus er mir zutrank, auf einen Zug; da ich mich aber nach dem Mädchen wandte, ſahe ich wohl, daß ſie von ihrem Munde das volle Glas der Braut zurückgab.

Als wir ſodann uns wieder rückwärts durch den Haufen drängten, erhub ſich wiederum ein ſpöttlich

Reden hinter uns, ſo daß ich ſagte: „Du haſt Dir übel Feindſchaft gemacht, Renate; war Dir der junge Knecht nicht gut genug zum Tanze?“

Da ſahe ſie mich gar fürnehm aus ihren dunklen Augen an: „Den kennet Ihr nicht, Herr Studioſi; das iſt des Bauervogten Sohn; der iſt ein Prunkhans, er trotzet auf ſeines Vaters Geldſack und meinet, er brauche nur zu winken.“

Gläubete wohl ihrer Rede; denn es koſtete dazumal noch die Laſt Gerſte hundert und der Waizen mehr denn hundert und fünfzig Thaler; das machte die Bauern überthätig, die Jungen mehr noch, denn die Alten.

Wir ſtunden aber wiederum in dem offenen Thürgerüſte zu der Oſterſtuben, darin von den ſtädtiſchen Gäſten mit den fürnehmeren Bauern am Kartentiſche ſaßen und viele Lichter brannten. So konnte ich in rechter Muße ihr Angeſicht betrachten.

Betrachtete es alſo, ſo daß ich es von Stund an nimmer hab vergeſſen können; deß klage ich zu Gott und danke ihm doch dafür. Es war aber von lieblich ovaler Bildung, die Stirn faſt ſchmal und die obere Lippe ihres Mündleins ein wenig aufgeworfen, als hebe es eben an zu ſprechen: „Ja, gläubet nur, ich laß mir ſo nicht winken!“

Schon war der Brauttiſch fortgeräumt und die Muſikanten von ihren hohen Sitzen probireten wieder ihre Inſtrumente. „Wie wird's, Renate,“ wollte ich eben fragen, „tanzen wir denn itzo mit einander?“ Da hörte ich neben aus der Stuben des Mädchens Namen rufen; und da ich den Kopf wandte, ſahe ich ſie ſchon am Stuhle eines hageren Mannes ſtehen, der hatte gleich ihr ſo dunkle ſpitze Wimpern an den Augen, und dachte wohl, daß es ihr Vater wäre. Sie hatte aber ihren Arm um des Mannes Nacken und er den ſeinen um ihren Leib geleget; ſo hielt er ſein Kartenſpiel müßig in der Hand und ſchaute in ſeines Kindes Angeſicht, unachtend, daß die Andern Trumpf und Herzendaus von ihm verlangten. Da Renate aber meines Vaters Namen nannte, ſo trat ich näher und grüßete den Mann.

Selbiger ſtreifte mit einem ſcharfen Blick an meinem prunkenden Habit und ſprach: „Ihr ſchaut gar luſtig aus, Herr Studioſi; werden aber wohl bald die ſchwarzen Federn darüber wachſen!“

Worauf in gleichem Scherz ich gegenredete, die müßten freilich noch ſchon wachſen; gäb's ohne ſolche ja auch keinen ausgewachſenen Raben, der doch, wie wohlbekannt, der Paſtor unter dem Vogelvolke ſei.

Hierauf ſah er mich wieder mit ſeinen ſcharfen Augen an und meinete, er kenne auch ſo was die modi auf denen Univerſitäten; „denn,“ ſagte er, „Ihr wiſſet wohl, drüben in Huſum meines Schwagers Sohn gehöret auch zu Eurem Orden.“

Da frug ich geziementlich, wie denn des Schwagers Name ſei, und erhielt die Antwort: „Es iſt der Küſter

Albert Carſtens; meine Renate war das letzte Jahr in ſeinem Hauſe, damit ſie ein wenig mehr erlerne, als hier in der Bauernſchule zu kaufen iſt.“

Hierüber erſchrak ich ſehr und dachte: „Weh deinem armen Engel, daß er unter eines ſolchen Atheiſten Dach gerathen!“ War mir nemlich bewußt, daß ſelbiger Carſtens, als derzeit noch ein studiosus, hier im Dorf geweſen und gar heftig gegen den exorcismum geredet, auch ein alt mandatum, ſo die Gottorpiſchen Calviniſten im vorigen saeculo zu Wege gebracht, wieder vorgekramet habe, wonach es in der Taufeltern Belieben war geſtellet worden, ob ſie den Antichriſt in ihrem Kinde wollten beſchworen haben oder nicht. Deß hatte mein Vater als bei ſeinem hieſigen Amtsantritte große Noth gehabt, maaßen der redefertige Neuerer auch den Diaconum und manchen ſonſt gläubigen Chriſten in ſeine Schwärmerei hineingezogen hatte.

Da mir nun ſolches gar widerwärtig meinen Sinn durchkreuzete, fühlte ich plötzlich meine Hand ergriffen: „Aber, Herr Studioſi,“ ſprach Renate, „Ihr wolltet ja mit des Hofbauern Tochter tanzen!“

„Ja, ja,“ fügte der Bauer bei, „tanzet nun mit einander; Renate hat es in der Stadt gelernt. Und beſuchet uns einmal, Herr Studioſi; der Hofbauer hat wohl noch eine Flaſche Rheiniſchen in [illegible]m Keller.“

Da flogen alle ſchwere Gedanken [illegible] Mit dem ſchönen Dirnlein an der Hand tauchte ich gleichſam in das dunkle Gedräng hinab, ſo daß mir däuchte, wir ſeien ſchier darin verloren. Ueber uns weg von ihren Tonnen blieſen und fiedelten die Muſikanten, und um uns her ſtampfeten und ſchrieen die jungen Knechte und Dirnen. Kümmerte aber das Alles uns nicht ſehr; ſo nur ein freier Raum entſtund, faſſete ich ſie um und ſchwenkte das leichte Kind in meinen Armen; und wenn's nicht weiter gehen wollte, ſtunden wir ſtill und ſchaueten uns voll Freud und Neugier in die Augen. Und wenn ich heut zurücke denke, ſo wüßt ich nicht zu ſagen, wobei ſich mein Herz zumeiſt ergötzete; auch nicht, wie in ſolch anmuthigem Wechſel uns die Nacht zerronnen; denn, da ich einmal über der Tänzer Köpfen nach dem offenen Thore blickte, waren am Himmel ſchier die Stern erblichen und ſtreifete ein bleicher Schein die Balken an der Bodendecke. „Sieh, Renate," ſprach ich, „da geht die Luſt zu End."

Da fühlete ich, daß ſie ſich leiſe an mich drängte; aber ſie entgegnete nichts und ſchaute auch nicht auf. Als ich aber gewahrete, wie ihre Wangen glühten, frug ich: „Dürſtet Dich auch, Renate? So wollen wir drüben zu dem Tiſche gehen."

Und da ſie nickte, gingen wir hin; und ich nahm einer friſchen Dirne, ſo eben dort getrunken hatte, das Glas aus der Hand, um es aus einem Bierkrug wiederum zu füllen. Aber Renate ergriff ein anderes, das auf dem Tiſche ſtund, und bückte ſich damit zu einem Eimer Waſſer.

„Ei," rief ich lachend, „trinkſt Du mit den Vögeln, was unſer Herrgott ſelbſt gebrauet?" Doch ſie hatte das Glas mir ausgeſchwenkt. „O nein, Herr Studioſi," entgegnete ſie faſt verſchämet; „ſchenket nur ein; ich trink ſchon, was die Männer trinken!"

Da ſie dann aber ihr Hälschen aufreckte und gar durſtig trank, kam eine ſehr alte Frau mit einer ſchwarzen Kappen auf dem greiſen Haar gelaufen, zupfte ſie an ihrem Taffetröckchen und raunete: „Der Bauer iſt ſchon heim; der Bauer iſt ſchon heim!"

Und als Renate ihr Glas hinſetzte, rufend: „Marik', ich komme ſchon, Marik'!" da war die Alte nimmermehr zu ſchauen.

Ich aber haſchte des Mädchens Hand und ſagte: „Du wollteſt mir alſo doch nicht entlaufen? Ich gehe ſchon mit Dir, Renate, ſo Du gehſt!"

Und ſo gingen wir ſchweigend mitſammen aus dem Hochzeitshauſe. Und da wir auf die Höhe vor dem Biſchofshauſe kamen, wo der Steig hinüber führt, blieben wir unter dem Thurme ſtehen und ſchauten in die Tiefe unter uns; denn vor dem aufſteigenden Morgen floß drunten der Strom mit dunkelrothem Glanze in das noch dämmerige Land hinaus. Zugleich aber wehete eine ſcharfe Luft von Oſten her, und da Renaten ſchauderte, legte ich meinen Arm ihr um das nackte Hälschen und zog ihre Wange dicht zu mir heran. Da wehrete ſie mir ſanft: „Laſſet, Herr Studioſi," ſprach ſie, „ich muß heim!" und wies hinab nach ihres Vaters

Hauſe, ſo ſeitwärts unter den düſteren Bäumen lag. Und als nun gar ein heller Hahnenkraht daraus emporſtieg, da ſahe ich ſie ſchon den Berg hinunterlaufen; dann aber wandte ſie ſich und ſchaute unverhohlen mit ihren dunkeln Augen zu mir auf.

„Renate!“ rief ich.

Da nickte ſie noch einmal und ſchritt dann eilig über die bethauten Wieſen nach dem Hofe zu. Ich aber ſtund noch lange oben in der ſcharfen Morgenluft und ſtarrete hinunter auf die düſteren Eichen, aus deren dürrer Krone itzt ein Paar Elſtern auf flogen und krächzend den Nachtſchlaf von den ſchweren Flügeln ſchüttelten.

Anderen Tages fiel die Sonne ſchon hoch in meine Kammer, da mein Mütterlein mir die Morgenſuppe an meine Bettſtatt brachte; und da ſie in ihrer liebreichen Weiſe mich über die Luſtbarkeit befragte, hörete ſie nicht ungern von der Bekanntſchaft mit des reichen Hofbauren Tochter und ſpann, wie die Mütter pflegen, ſchon ihre feſte Fäden für die Zukunft. Als ſie dann aber Nachmittags, da ihr Geſpinnſte nahezu fertig war, ſolches in Freudigkeit vor meinem lieben Vater auszubreiten begann, ſchien ſelbiger nicht völlig gleichen Sinnes, ſondern rieb ſich, wie er in Zweifelsfällen es gewöhnt war, bedächtig mit dem Finger an der Naſen und wiegte ſchweigend ſeinen Kopf dazu.

„Wie, Vater,“ brauſete die Mutter auf, „iſt Dir die liebe Gottesgabe, das Geld und Gut, etwan im Wege? Und meineſt Du, daß ein künftiger Diener Gottes müſſe alle Mal in Armuth leben, weil ſolches, leider Gottes, unſer Theil geweſen iſt?“

„Nein, o nein, Mutter!“ entgegnete er. „Nein, das gewißlich nicht!“

„Nun, Gott ſei gedanket!“ rief die Mutter. „Was iſt denn nun noch für ein Aber?“

— „Ja, Mutter, Ihr Weiber wollet Euch gar am eigenen Sohn den Kuppelpelz verdienen; aber — ich denke, der Joſias geht wohl andere Wege.“

Damit ging er in ſeine Kammer und ſetzete ſich zu ſeiner morgenden Sonntagspredigt; und hatte ich, der faſt beſchämt dabei geſtanden, nun wohl vermerket, daß mein lieber Vater von dieſen Dingen nicht mehr wolle geredet haben; — nicht minder, daß wegen der Hofleute was immer für eine Bedenklichkeit in ihm verſire.

Ich war aber hiedurch in eine gar üble Unruhe verſetzet worden. Ich lief aus dem Hauſe und über den Weg auf den Glockenberg und ſahe hinüber nach dem Schloßthurm, von wo ich in der Frühe mit Renaten in das ſtille Land hinausgeblicket; lief wiederum zurücke, warf mich an meine Arbeit und brachte aber nichts zu Stande, als daß ich den Buchſtaben R wohl hundert Mal in meine Hefte malte, gleichſam, als hätt ich's wegen dieſes einen noch von der Schreibſtub nachzuholen.

Drum, als es Abend wurde, trieb mich's nach dem

Kruge, der oberhalb der Treene liegt, ob ich dorten was erfahren möchte; redete auch mit dem und jenem und lehrete dann gelegentlich das Wort auch auf den Hofbauren. Da ſahe ich wohl, daß er geringen Anhang hatte; redeten ihm nach, obſchon er, weit gefehlet, kein Bauer aus dem Fundamente ſei, ſo ſchlage Alles ihm doch zu; denn da vor Jahren hier die Seuche in das Vieh gekommen, ſo ſei in ſeinem Stalle ihm kein Stück gefallen, und wenn auf ihrem Boden die Mäus und Ratzen ihnen das Korn zerſchroten, ſo habe in einer mondhellen Herbſtnacht der Feldhüter es mit leiblichen Augen angeſehen, wie aus des Hofbauren Scheune, gar greulich anzuſchauen, ſothanes Geſchmeiß in hellen Haufen zur Treene hinabgerannt und ſich mit Quiekſen und Gepfeife in das Waſſer geſtürzet habe. Zog mich ſogar der blaſſe Dorfſchneider bei einem Rockknopf in die Ecken und ſprach gar heimlich: „Jungherr, Jungherr! Wiſſet Ihr, was die ſchwarze Kunſt bedeutet!“ Schlug ſich dann aufs Maul und zeigte mit der Hand dahin, als wo der Hof belegen.

War mir nun zwar bewußt, daß ſelbſten geiſtliche Herren ſich mit ſolcher Kunſt befaſſet, wie denn der vorig Paſtor in Medelbye darin gar ſonderbar geſchickt ſollte geweſen ſein; auch daß ſolches, wenn gleich kein endgültig pactum mit dem Seelenfeinde, ſo doch ein frevelig Spiel um Seel und Seligkeit ſei, ſo bei der menſchlichen Schwachheit gar leicht in das ewige Verderben führen könne; ſahe aber gleicherweiſe, daß dieſe

Leute dem Hofbauren ſeinen Reichthum neideten, ihm auch aufſäßig waren wegen ſeiner Hofart und ſchon von ſeines Vaters wegen nicht vergeſſen konnten, daß ſelbiger gegen der Gemeinde Willen ſich einen Emporſtuhl in der Kirchen durchgeſetzet.

— — Schritt alſo, wie ich dem Hofbauren das verſprochen, am andren Nachmittage nach der Predigt über die Biſchofshöhe den Fußſteig zu dem Hof hinab. Da ich herzutrat, lag das große Gebäu gar ſtille unter ſeinen alten Eichbäumen; bellte auch kein Hund vom Flur heraus; nur droben in den Wipfeln erhuben die Elſtervögel ein Gekrächze, als ob ſie hier die Wacht am Hauſe hätten. Indem vernahm ich einen Tritt von drinnen, und das alte Baurenweib, ſo in der Nacht Renaten von der Hochzeit abgerufen hatte, öffnete die Hausthür; dabei hatte ſie einen langen Wollenſtrumpf in Händen, an welchem ſie ſogleich wieder zu ſtricken fortfuhr.

„Iſt Er des Prieſters Sohn?“ frug ſie; und als ich das bejahete, that ſie ein Zimmer auf und ſagte: „Geh Er nur hinein; da ſteht auch eine Faulbank; ich will den Bauren rufen.“

Und war das ein breit und hoch, aber gleichwohl düſteres Gemach; denn zu Nord und Oſten, überall vor den Fenſtern hing das Gezweig herab, ſo daß man aus den letzteren nur kaum noch an den Fluß hinunter ſchauen mochte. Unter den Stühlen war wohl auch ein Kanapé; ſonſt aber an den weiß getünchten Wänden ein paar große Tragkiſten und ſonſtig Bauerngeräth; doch prunkete auf einer Schatullen eine Theekanne mit einem halben Dutzend Taſſen, desgleichen ich bei Bauren bislang nur noch auf den großen Marſchhöfen geſehen hatte. Daneben aber erblickte ich, und deuchte mir ſolches wohl ein ſeltſam Zierrath, ein unförmlich und ſcheußlich Graunbild, faſt eines Fußes hoch und wie mir ſchien, aus rothem Ton gebildet. Da ich ſolch Unding noch mit widerwilliger Neubegier betrachtete, trat der Bauer in die Stuben. „Ja, ja, Herr Studioſi,“ ſprach er und reichte mir die Hand, „beſchaut's Euch nur! Wird in der Welt zu allerlei Ding gebetet! Der Rothe hier, das iſt ein Heidengötze, den hat mein Vaterbruder, ſo ein Steuermann geweſen, mit über See gebracht.“

Ich ſahe nun erſt, welch ein groß gewachſener Mann es war, der ſolches redete. Sein Antlitz war etwas bleich; aber er trug ſeinen Kopf mit dem ſchwarzen Bart und dem dunkelen, kurz geſchorenen Haupthaar gar hoch auf ſeinen Schultern.

Das alte Weib, das mit dem Bauren eingetreten und mit ihrem langen Strickſtrumpf auf und ab gewandert war, zeigete mit ſelbigem auf den Götzen und raunte mir ins Ohr: „Das iſt der Fingaholi! Der Paſtor darf's nicht wiſſen; aber gläub' Er's mir, der iſt gar gut gegen die Mäus und Ratten.“

Mir fielen die Reden des Schneiders bei; aber der Bauer, der es wohl vernommen hatte, lachete und ſprach: „Ich meint, daß Du mir die vertrieben hättſt, Marike!“

Die Alte warf ihm einen böſen Blick zu und begann vor ſich hin ſcheltend und ſtrickend wieder auf- und abzuwandern.

Draußen in den Bäumen ſchrachelten die Elſtern: mir war's mit einem Mal gar einſam in dem großen, düſteren Gemache.

Da that die Thür ſich abermalen auf und wurde mir ſchier beklommen, doch auch, als ſei es itzt jählings helle worden; denn Renate war eingetreten, und, während ſie ihr Köpflein zu mir wandte, ſah ich, wie ein fliegend Roth ihr die lichten Augen dunkel machte. Sie trug ein Brett mit Flaſch und Gläſern und ſetzete ſie vor dem Kanapé auf den Tiſch.

Der Bauer rief: „Da kommt der Rheiniſche, Herr Studioſi; ſetzet Euch nun, ſo wollen wir Eins mitſammen reden."

Renate aber, welche itzt ein ſorglich Auge auf die alte Frau wandte, hing ſich an deren Arm und redete ihr leiſe zu, indeß ſie einige Male mit ihr auf und ab wanderte. So wurde die Alte wieder ruhig und ging gar bald hinaus. „Es iſt meines Vaters Kindsmagd, Herr Studioſi," ſprach das Mädchen; „ſie meinet noch immer, ſie allein nur könne ihm die Strümpfe ſtricken. Sonſt aber iſt ſie nur ſchwach — wiſſet, da, hier herum!" und dabei ſtrich ſie mit dem Finger über ihre Stirn. Dann trat ſie zu dem Bauren, der ſchon den hellen Wein in die Gläſer goß, und wie im Scherze mit ihrer kleinen Fauſt ihm drohend, ſprach ſie: „Vater,

Vater, was hat Er mit Seiner Marike wieder angeſtellt."

Der aber ſahe ſie unwirſch an und ſagte: „Laß gut ſein, Renate; das alte Tropf, es könnt' mich noch zu Ding und Recht reden! Kommet, Herr Studioſi," fügte er bei, „und probet einmal! Weiß nicht, ob im Paſtorshauſe beſſerer zu haben iſt."

Thät alſo Beſcheid, und entgegnete, im Paſtorshauſe ſei der Wein gar ſelten; aber daß in dem dumpfen Keller gar das Bier verderben müſſe, deß habe mein lieber Vater arge Noth.

Da lachte der Mann und griff ſich in die ſilbern Knöpfe ſeines Wamſes: „Laſſet den Paſtor nur mit dem Hofbauren reden; er ſoll bald einen Keller für ſein Bier bekommen."

Ich ſahe auf Renaten, die am Fenſter ſaß und an einem Namentüchlein ſtichelte. Dachte immer, ſie ſolle einmal wieder die großen Augen auf mich wenden; aber ſie ſchaute nur auf ihre Arbeit, und ich, des jungfräulichen Herzens unkundig, wurde in mir faſt unwillig, daß ſie unſere Bekanntſchaft alſo verleugnen mochte. Dachte aber, ich müſſe der höflichen Anerbietung des Bauren Eins entgegenbringen und begann alſo die anmuthige Lage ſeines Hofes oberhalb des Treenefluſſes in das Licht zu ſtellen, was er gar gern zu hören ſchien.

„Das möget Ihr wohl ſagen, Herr Studioſi," hub er an, „und hat auch ſeine eigene Bewandtniß. Der ſtammet noch aus der katholiſchen Zeit vom alten

Gottorpſchen Biſchof Schondeleff, der drüben in dem wüſten Thurmgebäu reſidiret, wo ſpäter der König ſeinen Amtmann ſitzen hatte. Müſſet nemlich wiſſen, bevor ſie anno 1621 da drunten die Stadt und die große Eiderſchleuße bauten, kam die Fluth auch hier herauf, und was Ihr drunten durch das Fenſter ſehet, war damals ein breit und mächtig Waſſer, ſo mit ſeinen Buchten in den Wald hineinging. Trieb ſich aber damals auf allen Meeren ein wild und gefährlich Geſindel um, die ſich Likedeler hießen; Ihr wiſſet, die Vitalienbrüder unter dem Godecke Michels und dem Störtebeker, dem ſie auf dem Hamburger Grasbrooke den Kopf herunterſchlugen.“

Von denen hatte ich denn freilich wohl vernommen. Nicht minder, daß ſelbige, ſo ſie von den Hanſeſtädten oder den Meklenburgern gejaget wurden, ſich oftmalen mit ihren Schiffen die Treene hier herauf retiriret hätten, allwo ihnen der dicke Wald im Rücken war. Merkte das alſo an und ſagte auch: „Es wird aber erzählet, der Biſchof ſelber habe hier den Räubern einen Hafen angewieſen.“

Da lachte der Bauer und griff in ſeinen ſchwarzen Bart: „Ihr meinet nach der Regel, wo der Marder ſein Neſt hat, da holet er die Hühner nicht! Iſt aber Altweiberrede; der alte Schondeleff hatte gar übeln Vertrag mit denen und hätte wohl gar ſein Leben an ſie laſſen müſſen, wenn meiner Mutter Urahn ihn nicht mit ſeiner guten Axt herausgehauen hätte. Derohalben aber hat er ihn mit dieſem Hof nebſt Wald und

Gründen begabt und ihm den Namen ‚Ohm' beigelegt, weil er nicht als ein Diener, ſondern als ein Freund und Ohm an ihm gehandelt habe."

Und da ich frug, wo ſolche Kriegsthat denn geſchehen ſei, antwortete der Bauer: „Es iſt nur ein Viertelſtündchen oſten dem Dorfe, an dem Vitalienhafen, der freilich itzo nichts als eine leere Höhlung iſt, darum ſie es auch ‚Holbeck' zu nennen pflegen; aber hart dahinter ſtehet noch der Wald wie dazumal, und von der Höhe iſt ein Ausblick weit in das Dithmarſcher Land hinaus."

Muß wohl bekennen, daß bei ſolchem Zwieſprach meine Gedanken nur halb zugegen waren; ſie gingen nach drüben zu dem Fenſter, daran Renate ſaß, noch immer über ihre Nähterei geneiget. Hier innen war's noch düſterer geworden; aber draußen hinter den Bäumen ſpieleten die Lichter der Nachmittagsſonne, daß ſich der Abriß ihres lieblichen Angeſichtes gleich einem Schattenbilde auf grüngüldenem Grunde abhub.

„Nun, Herr Studioſi," rief der Bauer, da ich im Hinſchauen wohl ſchier mochte verſtummet ſein, „was gucket Ihr ſo ans Fenſter? Ihr meinet auch wohl, ich ſolle ein paar Klaftern Holz aus meinen alten Bäumen hauen?"

Da ſtürzte ich raſch mein Glas herunter; war es mir doch ſchier, als ſei ich auf verbotenem Weg ertappet worden; ingleichen aber, als ob der Bauer mit ſeinem Rheiniſchen mich hier am Tiſch gefangen halte. Sprang alſo von meinem Stuhle auf und ſprach: „Was meinet Ihr, Hofbauer; draußen iſt noch lichter Tag; kommet mit Eurer Tochter und zeiget mir, wo Euer Ohm den Biſchof freigehauen!“

Der Bauer entgegnete, er wolle ſchon mit durchs Dorf hinaus; danach aber habe er noch einen Gang aufs Moor, wo die Woche ſeine Leute bei dem Torf gearbeitet; doch werde ſeine Tochter mir den Weg ſchon weiſen.

Und als ich hinſah, nickte Renate ihrem Vater zu und ſtund von ihrem Stuhle auf; der Bauer aber ging noch erſt mit mir auf ſeine Hofſtelle und durch Stall und Scheuer; und gewahrete ich darinnen Manches, das deuchte mir anders und auch verſtändiger, als wie es ſonſt von Vater auf den Sohn die Bauren ſich herzurichten pflegen.

„Sehet einmal hier, Herr Studioſi,“ ſagte der Hofbauer, „Ihr mögt's mir glauben, um dieſer Rinne willen möchten die Kerle hier mich gar am liebſten freſſen; nur weil ich letzt beim Neubau den alten Ungeſchick nicht wiederum verneuern wollte. Aber, 's iſt ſchon richtig, die Ochſen, wenn ſie ziehen ſollen, müſſen das Brett vorm Kopfe haben.“ Er nahm eine Furke, ſo am Wege lag, und warf ſie mit kraftvollem Schwung in eine Ecken.

Als wir aus dem Stalle traten, kam Renate zu uns, und wir ſchritten mit einander durch das Dorf. Einen Büchſenſchuß dahinter, unweit des Waldes, nahm der Bauer ſeinen Abſchied. „Ihr kennet nun den Hof,“ ſagte er; „und vergeſſet das Wiederkommen nicht; ich muß hier nach Norden zu. In Huſum der Rathsverwandte Feddersen ſoll ein Dutzend Tagesgrift für ſeine Brauerei geliefert haben, da muß ich ſchauen, ob auch die richtige Stückzahl in den Ringeln iſt.“

Und dann gingen wir zu zweien weiter.

Nur das Moor liegt zwiſchen hier und dorten, ein Vogel mag ſich bald hinüberſchwingen; aber auch wohl dreißig Jahre ſind ſeit jenem Tag zur Ewigkeit gegangen — ohne ſie zu mehren; denn nur der Menſch iſt in der Zeitlichkeit — im Dorfe Oſtenfelde ſitze ich hier als ein zu früh mit Körperſchwäche befallener emeritus und leidiger Koſtgänger bei dem pastor loci, meinem lieben kerngeſunden Vetter Chriſtian Mercatus. Hätte ſomit der Muße genug, um, wie meine übrige Lebensumſtände, ſo auch die Vorgänge jenes Nachmittages aufzuzeichnen. Lieget mir ſelbiger doch gleich einem Ueberſchwang holdſeeliger Erinnerung im Gemüthe; habe auch einen ganzen Bogen Papieres dazu hergerichtet und mir die Federn von dem Küſter ſchneiden laſſen, und nun vermag mein inneres Auge nichts zu ſehen, als vor mir einen einſamen Weg zwiſchen grünen Knicken, der ſich allgemach zum Wald hinaufwindet. Weiß aber wohl, es iſt der Weg, den wir dazumal an jenem Nachmittage gingen, und iſt mir, als wehe noch ein ſommerlich Düften von Geißblatt und Hageroſen um mich her. — —

„Renate!“ ſagte ich, nachdem wir lange ſtumm dahin geſchritten.

„Ja, Herr Studioſi?“ Sie hatte den Kopf gewandt und hielt die dunkeln Augen mir entgegen.

Da wußt ich nimmer, was ich ſagen ſollte, und dachte doch: „Es muß nicht gelten, daß ein Studirter und zukünftiger Kanzelmann einem Bauerdirnlein gegenüber alſo den Text verlieret.“ Aber ſelbiges Dirnlein war ja der Engel von St. Jürgens Bildniß, und ſo fiel's mir bei: „Renate,“ frug ich, „habet Ihr denn itzo keinen Hund auf Eurem Hofe?“

„Einen Hund? Nein, Herr Studioſi; es wollt nicht gehen mit dem Aufziehn. Ich mag auch keinen, ſeit ſie meinen Türk geſtohlen haben.“

— „Ich mein aber, der Türk habe dem Küſter in Huſum zugehört?“

„Freilich; aber er hatte ſich mir zugewöhnt und iſt mir nachgelaufen; da hat ihn der Vetter mir gelaſſen.“

— „Und nun,“ ſagte ich, „habet Ihr nur die Krähenvögel in Euern alten Bäumen.“

„Ihr ſpaßet, Herr Studioſi,“ entgegnete ſie; „aber es braucht bei uns kaum eines Hundes; mein armer Vater leidet an der Luft und ſchläft allzeit nur leis. Wenn es arg ihn überfällt, rufet er wohl nach mir; wir wandern dann gar manche Stunde mit einander;

in der Stube und über den Flur in den Peſel, wo das Bild vom Schloß und von dem alten Biſchof hängt. Da ſind die draußen nimmer ſicher, daß nicht ein paar Augen durchs Fenſter in die Nacht hinausſchauen."

Sie ſahe gar bekümmert aus, da ſie ſolches erzählte, und ich ſagte: „Du biſt doch noch ſo jung, Renate!"

— „Ja; aber mein Vater hat gar Niemanden ſonſt; meine Mutter iſt lang ſchon todt."

Und ſomit waren wir unter die breiten Buchen in den Wald geſchritten; da ſchlug noch eine Droſſel aus dem Wipfel eines Baumes, und in der Ferne hörten wir es durch die Büſche brechen. „Das ſind die Hirſche," ſagte das Mädchen; „zu Herzog Adolphs Zeiten ſoll die Unmenge hier geweſen ſein."

Dann theilete ſie mit den Händen das Gezweige von einander und ſprach: „Hier iſt's, Herr Studioſi!" — Und wir ſtanden oben an Störtebekers Hafen und ſahen unter uns in das weite Treenethal hinaus. Es war aber nur eine Höhlung, ſo in das ſandige Hochland hier hineinging; das Waſſer floß itzt fern davon in ſeinem ſchön geſchlängelten Laufe durch die Wieſen. Renate führte mich zu einer dicken ſchrundigen Eichen, und zeigete auf einen ſchier vernarbten Spalt in deren Stamme. „Sehet, Herr Studioſi, hier hat der Urahn ſeine Axt hineingehauen, als die Kriegsarbeit gethan war, und die Räuber da hinab zu ihren Schiffen rannten. Er hat auch eine Tochter gehabt, die hat wie ich Renate geheißen, und weil ihr Vater im Gefecht es ſo gelobet, ſo hat ſie in ein Kloſter ſollen; da ſie aber aufgewachſen, hat ſie dazu nein geſprochen, und iſt hernach dann meine Ahne worden.“

Sie hatte ſich an den Baum gelehnt und ihre Hände vor ſich in den Schooß gefaltet; ſo ſchaute ſie in das Abendgold hinaus, das itzo allgemach am Erdenrand emporglomm. Ich aber blickte auf dies junge ernſte Antlitz und mußte mich faſt ſorglich fragen, was denn wohl ſie in ſolchem Fall geſprochen haben würde; und lobete im Stillen unſeren Vater, Dr. Martinum, daß er dem Unweſen der Klöſter bei uns ein Ziel geſetzet.

Indem ich ſolches dachte, richtete ſie ſich jählings auf. „Nehmt's nicht für ungut,“ ſprach ſie haſtig; „aber ich bitt Euch, wollet itzo mit mir durch das Holz gehen; es führt von hier ein Richtſteig nach dem Moor hinüber.“

Und da ich eine Unruhe auf ihrem Antlitz las, ſo frug ich, ob ſie etwan um ihren Vater ſorge.

Da ſchüttelte ſie ſich als wie aus einem Traume und ſagte: „Es wird nichts ſein, Herr Studioſi; aber wenn Ihr wollt, ſo laſſet uns eilen; vielleicht, er mag uns dann entgegen kommen!“

So gingen wir in den tiefen Wald hinein. Immer ſtiller wurd es um uns her, und immer mächtiger wuchs die Dunkelheit; nur kaum noch mochte ich Renatens anmuthige Geſtalt erkennen, wie ſelbige unter den hohen Stämmen ſo raſch vor mir dahin ſchritt. War mir doch mitunter, als gaukele vor mir dort mein Glück, und müſſe ich es halten, wenn ich's nicht verlieren wolle. Wußte aber gar wohl, daß des Mädchens Sinnen itzo auf nichts, als einzig nur auf ihren Vater zielete.

Endlich dämmerte es durch die Bäume wie graues Abendlicht, der Wald hörete auf, und da lag es vor uns — weit und dunſtig; hie und da blänkerte noch ein Waſſertümpel und ſchwarze Torfringeln rageten daneben auf; ein großer dunkler Vogel, als ob er Verlorenes ſuchte, revierete mit trägem Flügelſchlage über dem Boden hin. An meiner Seite ſtund Renate; ich hörte ihren Odem gehen und konnte gewahren, wie ihre Augen angſtvoll und nach allen Seiten in die vor uns hingeſtreckte Nacht hinausſchauten; denn uns im Rücken hinter den gewaltigen Schatten des Waldes lag das letzte Tageleuchten. Da mußte ich mit dem Pſalmiſten ſprechen: „Herr, Du macheſt Finſterniß, und es wird Nacht; aber Himmel und Erde ſind Dein; denn Du haſt ſie gegründet und Alles, was darinnen iſt!“

Indem aber rührete Renate mit der einen Hand an meine Schulter, und mit der anderen wies ſie auf das Moor hinaus.

„Was meineſt Du, Renate?“ frug ich.

— „Sehet Ihr nicht? Dort?“

Und da ich meine Augen anſtrengte, meinete ich fern im Dufte einen Schatten ſchreiten zu ſehen; aber nur eines Athemzuges lang. „War das Dein Vater?“ frug ich wieder.

Da nickte ſie und ſprach: „Verzeihet, meine Angſt war thöricht; er iſt ſchon jenſeits unſeres Moores auf der feſten Geeſt.“

„So laſſet uns eilen,“ rief ich; „ob wir ihn noch erreichen mögen!“

Aber ſie ergriff mit beiden Händen meinen Arm: „Das Moor, Herr Studioſi, kennet Ihr das Moor? Wir können nimmermehr hinüber!“ Dann, als ob ein plötzlich Grauen ſie befiele, zog ſie mich zurück und ſagte: „Kommet, hier führt der Weg am Wald hinab!“ und ließ meine Hand nicht los, ſo lange wir den düſtern Ungrund an der Seiten . . . .

* * *

Die Handſchrift iſt hier lückenhaft; zunächſt fehlen einige Blätter gänzlich, das dann Folgende iſt durch Waſſerflecke faſt zerſtört. Doch iſt zu erſehen, daß der studiosus Josias ein Muſikfreund und mit ſeinem Vater der Anſicht Dr. Luthers war, die lateiniſche Sprache habe viel feiner musica und Geſanges in ſich, daher man ſie keineswegs aus dem Gottesdienſte ſolle wegkommen laſſen. — Schon als Knabe hatte er zu den auserwählten Schülern gehört, welche dem derzeitigen Huſumer Cantor Petrus Steinbrecher vor der Frühpredigt aſſiſtirten, und „zur Ehre Gottes und zur Erweckung eines jeden Chriſten Devotion“ von der Orgel in die damalige gewaltige Kirche hinab das Te Deum laudamus mitgeſungen. Hier in Schwabſtedt werden derzeit ſich auch noch Reſte des lateiniſchen Kirchengeſanges erhalten haben; denn es gelingt ihm — wo, iſt nicht erſichtlich — eine Anzahl junger Kirchenſänger und Sängerinnen um ſich zu verſammeln, wie es heißt, „zur beſſeren Einübung der bekannten, ſowie Erlernung einiger neu hinzugebrachter Lieder.“ Renatens Stimme, welche „gleich einem ſilbern Licht ob allen andern ſchwebete“, ſcheint den Zauber noch verſtärkt zu haben, den die Bauerntochter ſo unbewußt auf unſeren Gottesgelahrten ausübte. Worauf ſonſt in jenem Sommer der Verkehr der beiden jungen Menſchen ſich erſtreckt habe, iſt nicht erkennbar; erſt mit dem Ende deſſelben beginnen wieder die bis zu einem gewiſſen Punkte fortlaufend erhaltenen Theile der Handſchrift, der nun wieder wie vorhin das Wort gelaſſen wird.

. . . . war es eines Abends Ende Septembris, als ich mit meinem Vater ſel. in deſſen Studierſtüblein über Abfaſſung einer Supplike an unſern allergnädigſten Herzog beiſammen ſaß; denn da meinem lieben Vater wegen übermäßiger studia in ſeiner Jugend eine Augenſchwäche befallen, ſo hatte er es gern, wenn ich für ihn die Feder führete. Wollte nemlich die Angelegenheit mit unſerem Keller noch immer keinen Fortgang nehmen. Zwar hatte der Hofbauer, nur auf meine frühere Rede

— denn mein Vater wollte ihn nicht um ſeine Dienſte angehen — die Sache noch einmal in der Gemeinde fürbracht; aber die Bauern hatten ihm erwidert, der alt Paſtor habe bei ſeinem Bier gut predigen können, ſo werd der Keller auch wohl für den neuen reichen.

Es war nun an dieſem Abend ein gar wüſtes Wetter, und brauſete es draußen von dem Walde her, daß man hier innen oft die Worte kaum erfaſſen konnte.

„Schreibe nun ſo,“ ſagte mein Vater, indem er zu mir rückte: „Obgleich die meiſten meiner Beichtkinder mir herzlich gern einen beſſeren Keller gönneten, ſo waren doch derer, die halsſtarrig dawider ſtritten; von Mitten Maji bis hieher habe kein friſch und kühl, ſondern nur ſauer Bier gehabt; und was mir das vor eine Plage geweſen, iſt Gott am beſten bekannt; wie viel aber von ſolchen Gäben Gottes, salvo honore, zum Schweinetrank hingießen laſſen, will ich hier ſeufzend übergehen.“

Ich entſinne mich noch aller dieſer Worte meines lieben Vaters; denn ich ſetzete die Feder ab, weil mich ein Bedenken anwandelte, Hochfürſtliche Gnaden alſo wegen des pastoris ſaurem Bier in Compaſſion zu nehmen. Als ich aber ſolches eben nur geäußert, hörte ich draußen auf der Hausdiele ein laut Gerede mit unſerer alten Margreth. Wurde dann auch unſere Stubenthür gewaltſam aufgeriſſen, und erſchien ein Mann in ſchier beſchmutzten Reiſekleidern, ſcheinbar von meines Vaters Alter und auch wohl geiſtlichen Standes; aber mit vollem braunrothen Antlitz, daraus ein paar kleine blanke Augen gar hurtige Blicke über uns hinlaufen ließen. »Salve, Christiane, confrater dilectissime!« ſchrie er; „komme gar ſpät unter Dein gaſtlich Dach; aber der Teufel, der mir als ſeinem ſcharfen Widerſacher allzeit auf den Hacken iſt, hatte mit ſeiner hölliſchen Kunſt meinen Gaul vom Wege in das Moor hineingegaukelt, alſo daß ich ihn durch ein paar Käthner zwiſchen den Bülten habe müſſen herausgraben laſſen; der Unſaubere hatte es wohl gerochen, daß ich unter meinem Wamſe eine neugeſchmiedete Waffen gegen ihn am Leibe trug." Und dabei ſchlug der heftige Mann gegen ſeine Bruſt und zog alsdann unter ſeinem Mantel ein dick manuscriptum herfür; das warf er vor uns auf den Tiſch in meine Schreiberei hinein. „Siehe da," rief er; „mein ‚hölliſcher Morpheus‘ hat zwar dem holländiſchen Schwarmgeiſt, dem unverſchämten Dr. Balthaſar Beckern und ſeiner ‚Bezauberten Welt‘ den Text gefeget; aber der verworfenen Zauberer und Hexenadvokaten erſtehen immer mehr. Nitimur in vetitum, Herr Bruder! Es thut Noth der unvernünftigen Vernunſt den Daumen gegenzuhalten!"

Aus ſolcher Rede wurd mir inne, daß ein gar hochgelahrter Mann in unſer Haus getreten; und war es Herr Petrus Goldſchmidt, derzeitiger Paſtor zu Sterup, welcher als ein Huſumer einſtmals mit meinem lieben Vater auf dortiger Schulen und ſpäter auf der

Univerſität beiſammen geweſen. Er hatte aber nach ſeinem hochberühmten ‚Morpheus‘ ein zweites Werk fertig geſtellet, und zwar gegen den Halliſchen Profeſſor Thomaſius, der in ſeinem derzeit erſt verdeutſcheten Buche ‚De crimine magiae‘ all Teufelsbündniß vor ein Hirngeſpinnſt erkläret, und ſolcher Weiſe als ein rechter advocatus das unſelige Hexen- und Trudenvolk der irdiſchen Gerechtigkeit zu entreißen ſtrebte.

Fehlete dem Herrn Petrus zur Edirung ſeines neuen Werkes nur noch die Einſicht etlicher Schriften, ſo er ſelber nicht beſaß, aber wußte, daß ſelbige unter meines Vaters Büchern ſeien; ad exemplum des Remigii Daemonologia, des Chriſt. Kortholdi Traktätlein von dem glüenden Ringe und etliche andere.

„Habe zwar einen feſten Kopf, Christiane,“ rief er; „mißtraue aber weislich der menſchlichen Schwachheit; und würde doch dem Paſtor zu Sterup übel anſtehen, ſich von dem Vater der Lügen über faulen Citaten ertappen zu laſſen.“

Da nun mein Vater ihn willkommen hieß, warf er Hut und Mantel hochvergnüget von ſich, und hörete ich mit Attention der beeden wohlerfahrenen Männer Wechſelreden, ſo bald emſig hin und wieder gingen. Zwar hatte ich wegen meiner Studien und um jugendlicher allotria willen, mit denen ich meine Zeit erfüllet, weder den Goldtſchmidtiſchen Morpheus, noch ſeiner Widerſacher Schriften geleſen, faſſete aber gegen letztere, da der gelahrte Mann ſie explicirte, gar bald einen lebhaften Abſcheu, und wurde auch, da ich ſolchen kund that, von ſelbigem weidlich belobet und verwarnet, daß ich auch künftighin mich nicht zu denen Atheiſten und Schwarmgeiſtern geſellen möge.

Auch über dem Reisbrei, den meine liebe Mutter dem Gaſte zu Ehren auf die Abendtafel brachte, nahmen dieſe Geſpräche ihren Fortgang, ſo daß mein Mütterlein wohl gern von Anderem gehöret hätte, und ſie lieber anhub, ihr mäßig Bier mit vielen Worten zu entſchuldigen und die Elendigkeit des Kellers zu beklagen.

Der Mann Gottes aber ergriff den vor ihm ſtehenden vollen Krug, ſtürzete ihn mit Eins hinunter und ſprach mit gravitätiſcher Verbeugung: „Frau Paſtorin, man ſoll auch ſo der Gottesgabe nicht verſchmähen!“ Dann ſtäubte er ſich mit der Hand die Tropfen aus dem Barte und begann ein neu Geſpräch vom exorcismo, ſo daß meiner lieben Mutter nichts verblieb, als den geleerten Krug zu neuer Füllung an das Faß zu tragen. Herr Petrus aber frug nun meinen Vater, was eine formula bei der Taufen allhier gebräuchlich ſei und da dieſer entgegnete, daß er zum Täufling rede: „Entſageſt Du dem böſen Geiſt und ſeinen Werken?“ ſo ſprang der gewaltige Mann von ſeinem Stuhle auf, daß ihm der Löffel über den Tiſch hinüberflog. »Christiane, eheu Chritiane!« rief er. „Was weiß denn ſolch ein Saugkalb, ob es den Widerchriſt in ſeinen dünnen Därmen hat! Exi immunde spiritus! Fahre aus, unſauberer Geiſt! So ſollſt Du ſprechen! Dann mag es Dir wohl glücken, daß Du den Argen als einen ſtinkenden Rauch aus des Täuflings Mündlein herfürgehen ſieheſt!“ Er ergriff aufs Neue ſeinen Löffel, den meine Mutter auf ſeinen Platz zurückgelegt, und that der wohlmeinenden Gaſtfreundſchaft meiner lieben Eltern nochmals alle Ehre an. Da aber mein Vater geziementlich fürbrachte, daß doch das Kind durch der Gevattern Mund die Antwort gebe, da ſchüttelte Herr Petrus nur ſeinen Löwenkopf und meinete: „Ja, wenn die Klotzköpfe der unſauberen Geiſter nur nicht in ihrem eigenen Leibe hätten!“

Ueber ſolcher Materie war es nach Mitternacht worden, daß wir den verehrten Mann zum Schlaf in ſeine Kammer brachten.

„Laß Dich nicht ſtören, Petre, ſo Du etwas hören ſollteſt,“ ſagte mein Vater, indem er ihm das Nachtlicht auf den Tiſch ſetzte; „Es ſind nur die Ratten, die auf unſerem Boden hauſen.“

Da entfuhr mir das Wort, daß ich im Scherze ſagte: „Wir müſſen den Hofbauren nur um ſeinen Fingaholi bitten!“

Auf ſolches ſtutzete der Gaſt und frug: „Was iſt das mit dem Fingaholi?“

Und da ich's ihm erzählet hatte, kniff er mit Daumen und Zeigefinger ſich ſeine ſtarken Lippen und ſagte: „Der Fingaholi, wie Ihr ihn nennet, junger Mann, iſt nur ein Fetiſch; aber — dem mit unſeres Gottes Zulaſſung die Herrſchaft über das Geſchmeiß verliehen wurde, iſt gar ein Anderer und kein leblos und unmächtig Bild gleich dieſem Heidengötzen oder den papiſtiſchen Heiligen.“

Hierauf entgegnete ich, es ſei das nur ein alt und ſchwachſinnig Weib, das dieſe Dinge hingeredet habe. Er aber wandte ſich zu meinem Vater und rief abermalen: »Christiane, Christiane! Siehe zu in der Gemeinde! Und packe den hölliſchen Gaukelnarren, ſo Du ihn findeſt, feſte bei den Ohren, daß Du ihn ſammt ſeinem Sauſchwanze fundatim exſtirpiren mögeſt!“

— — In dieſer Nacht lag ich gar lange wachend in meiner Bettſtatt, ſahe durch die Scheiben die ſchwarzen Wolken über den hellen Himmel fliegen und hörte auf das Brauſen, das vom Wald herüberfuhr. Wollte mich faſt reuen, daß ich das von dem Fingaholi gegen unſern Gaſt herausgeredet; denn, an die leutſelige Art meines lieben Vaters gewöhnet, wollte deſſen gewaltige Rede mir nicht alſogleich gefallen, obſchon ſeine geiſtige Weisheit und Eifer für das Reich Gottes meine gerechte Ehrerbietung heiſcheten.

Er ſelber aber ſchien indeſſen eines gar kräftigen Schlafes zu genießen; denn da gegen Morgen draußen das Toben ſich geleget hatte, hörte ich durch Böden und Wände von der Gaſtkammer herauf ſein mächtig und ebenmäßig Schnarchen.

In den zweien Tagen, welche Herr Petrus Goldſchmidt noch bei uns verblieb, ſaß ſelbiger am Vormittage eifrig unter meines Vaters Büchern, wobei er, wenn ich zu ihm eintrat, durch ſeine prompte Kenntniß der ſonderbarſten loci mein gerechtes Staunen herausforderte. Meine Anerbietung, ihm dabei zu dienen, wies er mit einer ruhevollen Bewegung ſeiner Hand zurück: „Betreibet Euere eigenen studia, junger Mann! Was einer vermag, dazu ſoll man nicht Zweie brauchen!“

Am Nachmittage aber, wenn mein lieber Vater der Ruhe pflegte, nahm er ſeinen Stock und Dreiſpitz und wanderte im Dorf umher, redete mit Weibern und Greiſen und klopfete die Kinder auf ihre blonden Köpfe, daß am anderen Tage ſchon Alles vor die Thüren lief, da er wieder mit ſeinem tönenden Räuſpern nur von fern daher geſchritten kam.

Als ſodann am dritten Tage der merkwürdige Mann ſeinen Gaul beſtiegen hatte und davon geritten war, wurde es gar ſtill in unſerem Hauſe. Mein lieber Vater ſahe ein wenig müde aus, und meine Mutter ſagte ſcherzend: „Ich muß Dich pflegen, Chriſtian; eine ſo gewaltige und robuſte Gottesgelahrtheit iſt nicht vor eines Jeden Conſtitution!“

Im Dorfe aber war es wie in einem Bienenſtocke, der da ſchwärmen ſoll; überall ein Gemunkel, welches nicht laut werden wollte und doch nicht ſtumm ſein konnte; die Aelteren redeten wieder von der Hexen, ſo ſie vor zwanzig Jahren in Huſum hätten einäſchern ſehen ſollen, der aber die Nacht zuvor in der Frohnerei ihr Herr und Meiſter das Genick gebrochen; aus Flensburg kam Einer, der hatte auf dem Südermarkt gehört, die Hexen hätten wieder einmal in der Föhrde alle Fiſch vergiftet; im Dorfe ſelber wurde Unheimliches auf den und jenen gedeutet; ſo faſt beklommen ich aber aufmerkete, des Hofbauren geſchah darunter nicht Erwähnung.

So rückete die Zeit heran, daß auch ich, und auf gar lange, meinen Abſchied nehmen ſollte. Renate war ſeit etlichen Tagen bei dem Huſumer Küſter auf Beſuch, und da ich Abends vor meiner Abreiſe auf den Hof kam, war ſie noch nicht wieder da. „Ich hätt ſie heut erwartet,“ ſagte der Bauer; „nun wird's wohl morgen werden; da möget Ihr ſie unterweges treffen oder in Huſum zu dem Küſter gehen!“

Mit dem kam die alt Marike mit ihrem langen Strickſtrumpf in die Thür, ſahe den Bauer faſt verſtöret an und wollte wieder fort. Der aber rief ihr zu, ſie ſolle heut als wie zum Abſchiedstrunke noch eine von den Rheiniſchen aus dem Keller holen; und die Alte brummelte ſo etwas für ſich hin und lief zur Thür hinaus. Nach einer Weile kam auch die Jungmagd und ſetzete eine Flaſche auf den Tiſch; aber der gute Wein wollte mir heut gar übel munden, da wir in dem weiten Gemache ſo allein beiſammen ſaßen. Nahm deßhalben auch bald meinen Abſchied, und war mir gar ſeltſam im Gemüthe, da ich aus dem Hauſe unter die alten Eichen hinaustrat, welche mit ihrem gelben Herbſtlaub ſchon den Grund beſtreuet hatten.

Der Hofbauer ſtund noch und hatte meine Hand gefaßt. „Lebet wohl, Herr Studioſi,“ ſagte er; „habet nur da draußen recht die Augen offen; und wenn Ihr heim kommet, ich denke, des Hofbauren Thür, die werdet Ihr wohl wiederfinden!“

Er ſchaute mich mit ſeinen dunklen Augen an, als wolle er mich noch zurückhalten, oder als habe er noch etwas mir zu ſagen. Aber er ſprach nichts mehr, und ich ging fort, ohn Ahnung, daß ich dieſen Mann niemals ſollte wiederſehen.

— — Da ich an dieſem Abend meinen lieben Eltern gute Nacht gegeben hatte, öffnete ich mein Kammerfenſter und ſchaute auf das Dorf hinaus. Eine Weile ſahe ich nach einem einzeln Lichtſchein drüben in des diaconi Hauſe, bis auch der erlöſch; aber mein Gemüthe war voll Unruh, und endlich, da es vom Glockenthurm die eilfte Stunde ſchlug, war ich ſchon draußen in der freien Nacht und ſchritt bald danach über die Biſchofshöhe den bekannten Steig hinab.

Es war aber Anfang Octobris, und eine klare Mondhelle ſtund über der ſchönen Gotteswelt; der Hof unter ſeinen düſteren Bäumen lag, als ob er ſchliefe, in dem mit ſanftem Licht erfülleten Erdenraume. Es war ſo ſtill, daß ich nur das Fallen der Blätter hörte und unterweilen den Schrei eines Hirſchen aus dem Wald herüber. Ich horchte nach dem Hauſe; aber dorten war kein Laut zu hören; dann trat ich unter die Bäume und ſchaute durch ein Fenſter in die große Stube. Dicht vor mir ſahe ich die Lehne von Renatens Stuhle ragen; ſonſt war es ſtill und finſter drinnen. Ich konnte gleichwohl nicht von hinnen finden und ging hart an der Mauer und um die Ecke herum, bis wo die Hausthür iſt. Dort, in dem tiefen Schatten, regete ſich etwas, und ein Freudenſchauer überſtrömete mein Herz; denn obſchon ich nichts gewahren konnte, ſo wußte ich doch, es war das Rauſchen ihres Kleides, welches ich vernommen hatte.

„Renate!“ rief ich.

Da lagen ein paar warme Hände in den meinen.

„Ich wußte wohl, Joſias, daß Ihr kommen würdet!“

Sie horchte noch einmal in die Thür; dann zog ich ſie in den hellen Mondenſchein hinaus; denn mich verlangte ſehr nach ihrem Anblick.

Wir ſchloſſen unſere Hände in einander und ſchritten ſo mitſammen über die weite Hofſtatt nach dem Fluſſe zu. Was wir ſprachen, mag nicht viel geweſen ſein; doch iſt mir noch bewußt, wir ſahen beid auf unſere Schatten, wie ſie vereinet vor uns auf den Raſen fielen; und ſo das Mondlicht zwiſchen ihnen Platz gewinnen wollte, neigeten wir uns ſchweigend zu einander und ſchaueten darauf hin, wie ſie aufs Neu in Eins zuſammenfloſſen. Dann ſtunden wir auf der Uferhöhe und ſahen ſchweigend in das Land hinaus und hörten auf das Strömen des Fluſſes, der darunten mit ſeinen Waſſern nach dem Meer hinabzog.

Da ſchlug es Mitternacht vom Dorf herüber; und mit jedem Schlage, auf den wir mit verhaltenem Odem lauſchten, ſchloſſen unſere Hände ſich feſter ineinander. „Renate,“ ſagte ich leiſe; „das war der letzte Tag.“

„Ja, Joſias!“ entgegnete ſie ebenſo.

— „Und werde ich Dich denn hier noch finden, ſo ich wieder heimgekommen?“

„Ich denke; wer ſollte mich denn holen?“

— „Wer, Renate? Verſuch' es nur, ſie nicht mehr fortzuſtoßen!“

Ich weiß nicht, was mich alſo zwang zu reden; denn einem Geyer gleich hatte plötzlich die Angſt der Eiferſucht mich überfallen. Sie aber warf das Köpfchen in den Nacken, daß das Gold auf ihrem Käpplein glitzerte.

„Was redet Ihr, Joſias!“ ſprach ſie. „Mit denen Lümmeln hab' ich nichts zu ſchaffen; ſie mögen kommen oder nicht!“

Das war nun wohl ein hoffärtig Wort; und müßte doch lügen, daß es ſich mir derzeit nicht wie Balſam auf mein Herz geleget.

Aber es kam itzt ein Anderes, das ſolche Gedanken jählings von mir nahm.

Wir ſtunden nemlich, da wir ſolches ſprachen, vor dem großen Scheunenthor, welches faſt taghell vom

Mond beleuchtet war. Vor etlichen Wochen hatte ich dort unter Peitſchenknall den ſchweren Gottesſegen einfahren ſehen: nun lag Alles da in großer Stille.

Und doch; oder hatte mich mein Ohr getäuſcht? Da drinnen in der Scheuer rührete es ſich; Renatens Hand zuckte in der meinen und ihre Augen ſtarreten; und itzt, gleich einem breiten grauen Schatten quoll es unter dem Scheunenthor herfür; immer mehr und mehr, als ob's von unhörbarem Peitſchenſchlag getrieben würde. Das rannte, daß wir kaum die Füße wahreten, an uns vorbei und über die bethaueten Wieſen nach dem Fluß hinab; und weiß ich nimmer, wo es in der Nacht verſchwunden blieb.

Wohl merkte ich, wie Renate am ganzen Leibe bebte; ich aber ſchwieg lange Zeit; denn was meine Augen hier geſehen, das konnte ich fürder nicht vor mir verleugnen. Endlich ſagte ich: „Das war gar wunderbar, Renate; Du biſt gar ſehr erſchrocken!“

Da richtete ſie ſich auf und ſprach: „Die Ratten machen mich nicht fürchten; die laufen hier und überall; aber ich weiß gar wohl, was ſie von meinem Vater reden; ich weiß es gar wohl! Aber ich haſſe ſie, das dumm und übergläubig Volk! Wollt nur, daß er über ſie käme, den ſie allzeit in ihren böſen Mäulern führen!“

Wegen ſolcher Rede entſetzte ich mich arg; denn das Mädchen hatte dräuend ihre kleine Fauſt gen Himmel aufgehoben. „Renate!“ rief ich, „Renate!“

„Ja, ja; ich wollt' es!“ ſprach ſie wieder. „Aber er iſt unmächtig; er kann nicht kommen!“

Ich hatte ihre erhobene Hand herabgezogen. „Berufe ihn nicht, Renate,“ rief ich; „bete zu Gott und unſerem Heiland, daß ſie ihn von Dir halten! Aber es iſt der Geiſt des Huſumer Atheiſten, der aus Deinem jungen Munde redet.“

„Atheiſt?“ frug ſie. „Ich kenne das Wort nicht; wen wollt Ihr damit ſchelten?“

Was Art Erklärung ich ihr hierauf gegeben, entſinne mich nicht mehr. Aber ſie ſchüttelte nur den Kopf und ſagte traurig: „Und unſer arm alt Mariken, das haben ſie mir nun auch allganz verwirret, daß ſchier nicht mehr mit ihr zu hauſen iſt! Es wird gar einſam werden, wenn auch Ihr nun nicht mehr kommt, Joſias.“

Ich nahm ihr Antlitz in meine beiden Hände, und da ich es gegen das volle Mondlicht wandte, ſahe ich, daß es ſehr blaß war und ihre Augen voll von Thränen ſtunden. Da konnte ich es nicht laſſen, daß ich ſie an mich zog; und ſie duldete es und legte ihren Kopf, als ob ſie müde ſei, in meinen Arm, und ſahe zu mir auf, als ob ſie alſo ruhen möchte.

Im ſelbigen Augenblick aber wurde aus der Tiefe des Hauſes, ſo daß ich ſchier davor erſchrak, mit einer angſtvollen und ſtöhnenden Stimme ihr Namen wiederholentlich gerufen.

„Mein Vater! Mein armer lieber Vater!“ ſtieß ſie da herfür. Dann fühlte ich ihre Arme um meinen Hals und einen warmen Kuß auf meinem Munde. „Leb' wohl, Joſias! Lieber Joſias, lebe wohl!"

Und da ſich dann von innen auch die Hausthür ſchloß, ſo ſtund ich alleine auf der Hofſtatt und hörete wieder nur den Fall des Laubes und den leiſen nächtlichen Geſang der Waſſer. Aber das unheimlich Weſen, das vorhin ich hatte tagen ſehen, lag noch gleich einem Schauder auf mir und ſtritt wider meines jungen Herzens Seligkeit.

Am anderen Morgen, da ich von meinen lieben Eltern Abſchied genommen hatte und ſchon auf den Wagen ſteigen wollte, kam der blaſſe Schneider angelaufen, bittend, er ſolle zur Stadt zum Ellenkrämer, ob er mit dem Jungherrn die Gelegenheit benützen dürfe. Hatte alſo einen Reiſegefährten; dazu einen, dem allezeit das Maul überlief, während ich doch lieber mit meinem bedrängten Herzen allein dahin gefahren wäre. Wickelte mich auch in meinen Mantel und hörete nur halb im Traum, wie ſeine unruhige Zunge in allem Unholden rührete, was die letzte Zeit unter den Dorfleuten war im Schwang geweſen.

Als wir aber eben von der Sandgeeſt in die Marſch hinunterfuhren, hub er an, und mochte wohl wiſſen, daß er damit ſich Gehör erwerbe: „Ja, Jungherr," ſprach er; „Ihr kennet ihn ja beſſer als wie ich, den fremden

Paſtor; aber das iſt Einer, ſo ein Allerweltskerl! Auch dem alt' Mariken auf dem Hofe hat er das Maul aufgethan. Ihr habet wohl geſehen, Jungherr, wie dem Bauren allzeit der eine Strumpf um ſeine Hacke ſchlappet! Hat immer ſchon geheißen, er dürfe nur ein Knieband tragen, ſonſt ſei es mit all ſeinem Reichthum und mit ihm ſelbſt am böſen Ende; möcht Euch aber gerathen haben, rühret nicht daran; denn da mich eines Tages der Fürwitz plagte, fuhr er mir übers Maul: ‚Ja, Schneider‘, ſprach er, ‚das eine hat die Katz geholt; willſt Du das ander haben, um Deinen dürren Hals daran zu henken?“

Als ich entgegnete, daß ich dergleichen an des Bauren Strümpfen nicht geſehen, meinte er: „Ja, ja; Ihr kommet nur des Sonntags auf den Hof, da trägt der Bauer ſeine hohen Stiefeln!“

Da ſich das in Wahrheit alſo verhielt, ſo ſchwieg ich; der Schneider ſchob ſich einen Schrot Tabak hinter ſeine magere Wange und ſagte, ſeinen Hals zu meinem Ohre reckend: „Es liegen wohl oftmalen zwei der Strumpfbänder vor ſeinem Bette; aber der Bauer hütet ſich; er weiß es wohl, wer ihm das zweite hingelegt! Die alt Marike hat zwar verſucht, die Strümpf ihm eng zu ſtricken, damit ſie nicht herunterfallen; aber wenn ſie dran kommt — ſie hat's mir geſtern ſelbſt erzählt — ſo tanzet es ihr wie Fliegen vor den Augen oder wimmelt wie Unzeug über ihren alten Leib. Will auch wohl ſcheinen, als ob dem — Ihr wiſſet, wen ich meine, Jungherr — das Spiel ſchon allzu lange währe; denn der Bauer hat Nächtens oft harte Anfechtungen zu beſtehen, daß er in ſeinem Bett nicht dauern kann; es wälzet ſich was über ihn und dränget ihm den Odem ab; dann ſpringt er auf und wandert umher in ſeinen finſteren Stuben und ſchreit nach ſeinem Kinde.“

Als ich bei dieſen Worten mich in meinem Sitze aufhub, ſagte der Schneider: „Ich weiß, Jungherr, Ihr habet vielen Aufſchlag gehabt mit dem Mädchen; wüßt auch kein Unthätlein an ihr, als daß ſie gar ſtolz thut gegen unſer Einen; mag aber auch beſſer zu Eures Gleichen paſſen!“

Der Mann redete in ſolcher Art noch lange fort, obſchon ich fürder mit keinem Wörtlein ihn ermunterte. War aber eine üble Wegzehrung, welche ich alſo mitbekommen. Zwar ſagte ich mir zu hundert Malen: es war ein Schwätzer, der dir ſolches zutrug, ſo Einer, der die ſchwimmenden Gerüchte ſich fetzenweiſe aus der Luft herunterholt, um ſeinen leeren Kopf damit zu füllen; wollte aber gleichwohl der bittere Schmack mir nicht von meiner Zungen weichen.

1706. In Anbetracht meiner Studien zu Halle will hier nur anmerken, daß ich dort manche hochberühmte Theologos und andere zu meinem Zwecke arbeitende Männer hörte und deren collegia gewiſſenhaft frequentirte, ſo daß ich hoffen durfte, in Kurzem eine ſolide ſyſtematiſche Erudition mir anzueignen. Spürete auch kein Verlangen, meinen ſchwarzen Habit, ſo ich vor meiner Abreiſe mir von dem blaſſen Schneider hatte anmeſſen laſſen, aufs Neu mit einem rothen zu vertauſchen.

Nur unterweilen, zumal wenn ich zum abendlichen Spaziergange dem Ufer der Saale entlang wandelte, wenn die Waſſer ſich rötheten, und ihr ſanftes Strömen an mein Ohr klang, überfielen mich wohl ſchwere ſehnende Gedanken nach der Heimath; und wenn dann im Südoſt der Mond emporſtieg und mit ſeinem bleichen Licht die Gegend füllte, ſo ſahe ich in jedem düſtern Fleck den Hof am fernen Treene-Fluſſe, und mein Herz ſchrie nach dem Mädchen, ſo ich dort verlaſſen hatte.

Nach einem ſolchen Gange, da ſchon ein Jahr verfloſſen und wiederum der Herbſt ſein rothes Laub verſtreute, kam ich eines Abends heim auf meine Kammer, und da ich das Licht mir angezündet, fand ich einen dicken Brief mit meines lieben Vaters Handſchrift auf dem Tiſche liegen. Ich brach das Siegel, und meine Hände zitterten vor Freude; denn auch meine Mutter pflegte ſtets ein Blättlein anzulegen, und wenn auch nur ein kurz und unterlaufend Wörtlein von Renaten drinnen ſtand, ſo konnt' ich's wohl zu hundert Malen leſen. Aber das Schreiben, ſo ich gleich den wenigen, welche ich noch von dieſer verehrten Hand erhalten ſollte, getreulich aufbewahret, war allein von meinem

Vater und lautete nach viel herzlichen Worten, wie hier folget:

‚Was aber die Gemeinde in ſolche Wirrniß ſetzet, daß ſelbſt mein mahnend Wort nur kaum gehöret wird, das darf auch Dir, mein Joſias, nicht gar verſchwiegen bleiben.

Es war am letzten Sonnabend, da ich Nachmittages an meiner Predigt ſaß, als der Höftmann Hanſen mit ungeſtümen Schritten zu mir eintrat. „Was habt Ihr, Höftmann", ſagte ich; „Ihr wiſſet, daß ich um dieſe Zeit ungern geſtöret bin?"

„Ja, ja, Herr Paſtor," ſprach er; „wiſſet Ihr's denn ſchon? Fort iſt er, und wird nicht wieder kommen!"

Und da ich ſchier erſchrocken nachfrug: „Wer iſt denn fort?" entgegnete er: „Wer anders, als der Hofbauer! Hab's mir ſchon lang gedacht, daß es ſo kommen müſſe!"

„So ſprecht, Höftmann," ſagte ich und ſchob mein Schreibewerk zurück; „was iſt's mit dem?"

„Weiß nicht, Herr Paſtor; aber ein Stöhnen und Ramenten haben die Mägde Nachts von ſeiner Kammer aus gehört; doch die Tochter iſt nicht daheim, und ſo hat keine ſich hinein getrauet; erſt als die alt Marike aufgeſtanden, haben ſie der ſich an den Rock gehangen. Iſt auch ein groß Geſchrei geworden, da ſie in die Kammerthür getreten; denn als ſei die ganze Bettſtatt umgeſtürzet, ſo hat Alles, Pfühl und Kiſſen, über den

Fußboden hin verſtreut gelegen; das alte Weib aber iſt auf ihren Knieen in dem Wuſt umhergerutſchet, hat darin umhergefunkelt und jedes Häuflein Bettſtroh ſorgſam aufgehoben, als wolle ſie darunter ihren Bauren ſuchen, von dem doch keine Spur zu finden war.“

„Nun, Höftmann,“ ſagte ich fürſichtig; „es iſt noch früh am Tage; der Hofbauer wird ſchon wieder kommen.“

Der aber ſchüttelte den Kopf: „Herr Paſtor; es iſt ſchon über eine Stund nach Mittag.“

Da ich dann erfuhr, daß die Tochter wieder einmal bei dem Küſter und Kloſterprediger Carſtens in Huſum auf Beſuch ſei, ſo vermochte ich den Höftmann, ihres Vaters Wagen mit Botſchaft nach der Stadt zu ſchicken. Aber ſchon um 3 Uhr iſt ſie von ſelber wieder auf dem Hof geweſen; und hat es die Weiber, welche dort zuſammengelaufen, ſchier verwundert, daß das Mädchen, ſo doch kaum achtzehn Jahre alt, ſo ſchweigend zwiſchen ihnen hingegangen und nicht geweinet, noch eine Klage um den Vater ausgeſtoßen; nur ihre Augen ſeien noch viel dunkler in dem blaſſen Angeſicht geſtanden. In den alten Bäumen — ſo wird erzählet — habe es von den Vögeln an dieſem Tag gelärmet, als ſeien alle Elſtern aus dem ganzen Wald dahin berufen worden.

Das Mädchen hat aber fürgeben, ihr Vater müſſe auf dem Moor bei ſeinem Torf verunglückt ſein, wo er die letzten Tage noch habe fahren laſſen; da ſie jedoch außer ihren beiden Knechten noch Leute aus dem Dorf hat aufbieten wollen, ſo ſind nur gar Wenige ihr dahin gefolget, denn ſie fand keinen Glauben mit ihren Worten; und auch die Wenigen ſind ſchon vor Dunkelwerden heimgekehret; denn bei den Torfgruben ſei vom Bauer keine Spur zu finden, und ſei das Moor zu unermeßlich groß, um all' Sümpf und Tümpel darin durchzuſuchen.

Als nun der allmächtige Gott Wald und Felder
nd auch das wüſte Moor mit Finſterniß gedecket, iſt
er Schmidt Held Carſtens, der ſeine Schwiegermutter,
o ihrer Tochter in den Wochen beigeſtanden, nach
Oſtenfeld zurückgebracht hat, um Mitternacht am Rand
es Waldes wieder heimgefahren. Der Mann hat ſein
lt treuherzig Geſpann am Zügel gehabt und iſt ſchier ein
enig eingenicket; da aber die ſonſt ſo frommen Gäule
ötzlich unruhig worden und mit Schnauben nach der
aldſeite zu gedränget, ſo hat er ſich ermuntert, und
nun ſelber ſchier erſchrocken; denn drüben auf dem
oore hat aus der Finſterniß ein Schein gleich einem
cht gezucket; das iſt bald ſtill geſtanden, bald hat es
und her gewanket. Er hat gemeint, daß die Irr-
ch ihren Tanz beginnen würden, hat aber als ein
erzter Mann während dem Fahren noch mehrmals
geſehen, und da es letzlich näher kommen, iſt eine
nkle Geſtalt ihm kenntlich worden, ſo neben dem Irr-
in zwiſchen den ſchwarzen Gruben und Bülten um-
angen. Da hat er ein ſtill Gebet geſprochen und

auf ſeine Gäule losgepeitſchet, damit er nur nach Hauſe komme. Am andern Morgen in der Frühe aber haben die Leute drunten an der Straße des Hofbauren Tochter ohne Kappe, mit zerzauſetem Haar und eine zertrümmerte Laterne in der Hand, langſam nach ihres Vaters Hofe zuſchreiten ſehen.

Als ich am Vormittage dann dahin ging, wie es meine Amtspflicht heiſchte, vernahm ich, daß ſie abermalen mit ihren Knechten nach dem Moor hinaus ſei; da ich aber ſpät am Nachmittage wiederkam, trat ſie in ſchier zerriſſenen und beſudelten Kleidern mir entgegen und ſahe mich faſt finſter aus ihren dunkeln Augen an. Ich wollte ſie auf den verweiſen, ohn deſſen Hülf und Willen all unſre Kraft nur eitel Unmacht iſt; allein ſie ſprach: „Habet Dank, Herr Paſtor, für die gute Meinung; aber es iſt nicht Zeit zu dem; ſchaffet mir Leute, ſo Ihr helfen wollet!" Was ich entgegnete, hörte ſie ſchon nicht mehr; denn ſie war nach Leitern und Stricken mit ihren Knechten der Scheune zugegangen. Auf dem Heimweg, den ich alſo nothgedrungen antrat, glückte es mir, ihr ein paar junge Burſchen nachzuſenden; und auf Deiner guten Mutter Zureden, dem jungen Blut zum Troſte, wie ſie meinte, hat auch unſere Margreth ſich denſelben angeſchloſſen. Dieſe verſtändige und, wie auch Dir bekannt, in keine Wege ſchreckbare Perſon iſt jedoch am ſpäten Abend mit wankenden Knieen und verſtürzetem Antlitz wieder heimgekommen. Das Suchen nach dem verlorenen Mann

— ſo berichtete ſie, ſobald ſie ihres Odems wieder Herr geworden — ſei ganz umſonſt geweſen. Aber da endlich alle jungen Knechte ſchier verdroſſen fortgegangen, und Margreth mit dem Mädchen, das nicht wegzubringen geweſen, nun dorten ganz allein verblieben, ſo iſt mit Dunkelwerden ein Irrwiſch nach dem andern aus dem Moore aufgeduket, und ein Gemunkel und Geflimmer angegangen, daß ſie das Blänkern des Waſſertümpels habe ſehen können, an welchem dieſer gräueliche Tanz ſich umgedrehet. — Laſſe das dahin geſtellet. Es iſt aber noch ein Anderes geſchehen, und ich will Dir zuvor ins Gedächtniß bringen, daß wir unſere Margreth auf einer Lügen niemals noch betreten haben.

Als nemlich die Irrwiſch ſo getanzet, hat des Bauren Tochter gleich einer ſtummen Säulen darauf hingeſchaut; da aber Margreth ſie bei der Hand gezogen, daß ſie ſchleunig mit ihr heimgehe, hat ſie plötzlich überlaut um ihren Vater gejammert und wie in das Leere hineingeſchrieen, ob ihr etwas von ihm Kunde geben möchte. Und hat es darauf eine kurze Weile nur gedauert, ſo iſt aus der finſteren Luft gleichwie zur Antwort ein erſchreckliches Geheul herabgekommen, und es iſt geweſen, als ob hundert Stimmen durch einander riefen, und eine mehr noch habe künden wollen, als die andere.

Da hat die Alte Gott und ſeine Heerſchaaren angerufen, hat aber das Mädchen, als ob es angeſchmiedet geweſen, mit ihren ſtarken Armen nicht vom Platze bringen können, als bis das Toben über ihnen, gleich wie es gekommen, ſo wieder in der Finſterniß verſchollen war.

Wenn Dich, mein Joſias, ſchmerzet, was ich hier hab ſchreiben müſſen, da des Mädchens irdiſche Schönheit, wie mir wohl bewußt, Dein unerfahren Herz bethöret hat, ſo gedenke deſſen und baue auf ihn, welcher geſprochen: „Wer ſein Leben verlieret um meinetwillen, der findet es.“ Und ſinne dieſem nach, daß Du das Rechte wähleſt!

Will dann zum Schluße noch Erwähnung thun, daß unſer Gaſtfreund Petrus Goldſchmidt, welchen in meiner geiſtlichen Bedrängniß wegen obbemeldeter Dinge ich mir vielmals hergewünſchet, letzthin zum Superintendenten in der Stadt Güſtrow, ſo wie ob ſeiner Gelahrtheit und Verdienſte um das Reich Gottes von der ..... (die Handſchrift iſt hier unleſerlich) Facultät zum Doctor honoris causa iſt creiret worden.‘

— — Alſo lautete meines lieben Vaters Brief. Und will hier nicht vermerken, was Herzensſchwere ich davon empfangen, wie ich in vielen ſchlafloſen Nächten mit mir und meinem Gott gerungen, auch gemeinet, ich könne nicht anders, als daß ich heim müſſe, um der Armen Leib und Seel zu retten, und wie dann immer das erwachend Tageslicht mir die Unmöglichkeit für ſolch Beginnen klar geleget.

Aber, wie die Rede iſt, es ſei das eine Leid ein Helfer für das andre, ſo geſchahe es auch mir. Denn noch vor dem heil. Chriſtfeſte empfing ich von meiner Mutter einen Brief, daß mein lieber Vater mit unvermutheter Schwachheit befallen ſei, und ſelbige allen gebrauchten irdiſchen Mitteln entgegen ihn faſt ſehr entkräftet habe; und dann nach wenig Wochen einen zweiten, der mich drängte, meine Studien zu vollenden, da der theuere und getreue Mann nicht lang mehr ſelber ſeines Amtes werde warten können.

Solche mein Herz aufs Neu erſchütternde Nachrichten trieben mich früh und ſpät zu ſtrenger Arbeit, und wurd ich bald auch deſſen inne, daß ich nur ſo den Weg zur Heimkehr kürzen könne.

1707. Es währete doch noch bis gegen den März des beigefügeten Jahres, daß ich als ordinirter Adjunktus meines Vaters in meiner lieben Eltern Hauſe eintraf. Nur noch zum Troſte, nicht zur Freude; denn ich fand meinen Vater auf ſeinem Siechbette, von dem ich wohl ſahe, daß er nach Gottes allweiſem Rathſchluß nicht mehr erſtehen ſolle. Da er nun in den Tagen, die er als ſeine letzten wohl erkannte, ſeines einzigen Kindes nicht entbehren mochte, ſo hatte ich Niemanden aus dem Dorfe noch geſehen; auch Renaten nicht. Meine Eltern itzt nach ihr zu fragen, trug ich billig Scheu, und ſo hörete ich nur noch einmal von unſerer alten Margreth, was ich in meines Vaters Briefen ſchon geleſen hatte.

Es war aber am Sonntage Reminiscere, an welchem ich zum erſten Male für meinen lieben Vater predigen ſollte. Er hatte das heilige Abendmahl ſeit lange nicht ertheilen können, und ſo hatten Viele ſich gemeldet, um es bei ſeinem Sohne zu empfangen. Dachte auch, Renate würde unter ihnen kommen; aber ſie kam nicht.

Die Nacht zuvor, in welcher mit meiner lieben Mutter ich die Krankenwacht getheilet, hatte der Sturm gar laut gebrauſt; nun aber lag Alles in der lichten Morgenſonne, und eben da ich in den Kirchhof eintrat, ſcholl mir gleich Auferſtehungsgruß ein Droſſelſchlag vom Wald herüber. Und währete es nicht lange, ſo ſtund ich in der Kirchen vor dem Altar und ſprach aus inbrünſtigem Herzen das: »Ostende nobis, Domine, misericordiam tuam;« und die Gemeinde reſpondirte andächtig: »Et salutare tuum da nobis!« „Ja, Gott Vater," ſprach ich leiſe nach, „dein Heil ſchenke uns; und auch ihr, für die ich hier im Staube zu Dir flehe!" Und da itzt der Geſang anhub: »Benedicamus Domino,« wobei die rauhen Kehlen der Männer mit darein ſangen, da ſchwamm gleich einem ſilbern Lichtlein ein Ton dazwiſchen, der leuchtete hinab in mein bekümmert Herz; denn ich wußte, welche Stimme ich gehöret hatte.

Alſo in faſt freudigem Muthe erſtieg ich die Stufen zu der Kanzel, und da ich die Augen aufhub, ſahe ich gegenüber in dem Emporſtuhl ein blaſſes Angeſicht, das ich des Gitters ohnerachtet wohl erkennen mochte. Da hub ich meine Predigt an: „Und ſiehe, ein kananäiſch Weib ſchrie ihm nach: ‚Ach Herr, Du Sohn Davids, erbarme Dich meiner; meine Tochter wird vom Teufel übel geplaget!‘ Und er entgegnete ihr kein Wort. Da aber die Jünger ſprachen: ‚Laß ſie von Dir, Herr; denn ſie ſchreitet uns nach!‘ antwortete er und ſprach: ‚Ich bin nicht geſandt, denn nur zu den verlorenen Schafen von dem Hauſe Iſrael!‘“ — Und mein Herz ſchwoll mir, und das Wort kam auf meine Lippen; was ich daheim für meine Predigt angemerket, war nur ein Staub, darüber meine Seele ſich erhob, und meine Rede ging hervor einem Strome gleich aus heiligen Quellen. In der vollen Kirchen war kaum eines Odems Leben; Männer und Greiſe ſahen zu mir auf, und die Weiber in ihren Geſtühlten ſaßen mit betendem Angeſicht. Neben mir in dem Stundenglaſe verrann der Sand; aber ich merkte es nicht und wußte nicht, wie ich an das Ende meiner Rede kam: „Herr, Herr! Locke ſie mit deiner lieblichen Stimme; denn ein Tiſch ſteht bereitet, wo ſie dich empfahen mögen und dein Heil und deine Gnade. Amen.“

Und da ich nach dem Vaterunſer einen Blick genüber nach dem Gitter warf, ſahe ich in dem blaſſen Angeſicht die großen, dunkelen Augen ſtarr auf mich gerichtet.

„Mit deiner Stimme, Herr, o locke ſie!“ So betete ich nochmals und ſchritt dann hinab in die Sacriſtey, um mit dem feierlichen Meßgewand mich zu bekleiden ſo derzeit noch gebräuchlich war.

Da ich dann vor den Altar trat, brannten auf ſelbigem ſchon die Kerzen in den großen Leuchtern, und aus den Geſtühlten drängten ſie ſich heran, Mann und Weib, Alt und Jung; doch indeß ich den Leib des Herrn austheilete und den Kelch an Aller Lippen reichte, rief es unaufhörlich in meinem Herzen: „Herr, bringe auch ſie, auch ſie zu deinem Tiſche!“ Aber über den Geſang der Gemeinde ſchwebte noch immerfort der ſilberne Ton ihrer Stimme. Da plötzlich, als ſchon die Letzten ſich dem Altar naheten, verſtummte er, und ich vernahm einen leichten Schritt die Stufen des Emporſtuhles herabkommen. — Aber noch waren Andre, ſo auch des Heils begehrten; ein Greis und eine Greiſin, von ihren Enkeln unterſtützet, kamen heran gewankt und ſchauten mit blöden Augen zu mir auf; und da ich ihnen den Kelch bot, vermochten ihre zitternden Lippen den Rand desſelben kaum zu faſſen.

Sie wurden hinweggeführet; und dann ſtund ſie, Renate, vor mir; blaß und mit geſenkten Augen, in ſchwarz Gewand gekleidet, ein ſchwarzes Käpplein auf den braunen Haaren. Nach faſt zwei Jahren ſahe ich ſie hier zum erſten Male wieder; ich zögerte, denn mein Herz wallete mir über; und indem ich dann die Hoſtie aus der Patene nahm und zwiſchen ihre Lippen legte, betete ich: „Herr, mache meine Seele heilig!“ Dann erſprach ich: „Nimm hin! dieß iſt mein Leib, der für Euch gegeben wurde!“

Ich wandte mich zum Altare und nahm den Kelch.

Da ich aber ſelbigen an ihre Lippen brachte, ſahe ich, wie ihr ſchönes Antlitz ſich verzog, und wie ſie ſchauderte ob dem Trunke, der darinnen war. Da ſprach ich die Einſetzungsworte: „Das iſt mein Blut, das für Euch vergoſſen wurde!“ Und ſie neigete ihr Antlitz in den faſt geleerten Kelch; ob ihre Lippen ihn berühret, vermochte ich nicht zu ſehen. Da ich aber — aus weß Urſach, vermag ich nicht zu ſagen — auf die Seite blickte, gewahrete ich die Hoſtie in dem Schmutz des Fußbodens; ihre Lippen hatten ſie verſchmähet, und die Spitze ihres Schuhes trat das Brod, ſo als den Leib des Herren ſie empfangen hatte.

Mein Gebein erzitterte, und faſt wäre der Kelch aus meiner Hand geſtürzet. „Renate!“ rief ich leiſe; in Todesangſt brach dieſer Ruf aus meinem Munde; „Renate!“

Wohl ſahe ich, daß ein Zittern über die ſchöne Geſtalt des Mädchens hinlief; dann aber, ohne aufzuſehen, ihr weißes Sacktuch in die Hände preſſend, wandte ſie ſich ab, und bei dem Schlußgeſange der Gemeinde ſahe ich ſie langſam den langen Steig hinabſchreiten.

— — Wie ich mein Meßgewand abgeleget und in meiner Eltern Haus zurückgekommen, vermöchte ich kaum zu ſagen; wußte nur, als ich daheim an meinem Pulte ſtand, daß auch wohl ein junger Prediger, der ich war, nicht mit alſo ungeſtümen Schritten über den Kirchſteig hätte dahinſtürmen ſollen. An meines Vaters Krankenbette vermochte ich itzo nicht zu treten; ich ſtützte den Kopf in beide Hände, und mit geſchloſſenen Augen ſpähete ich nach dem Weg der Pflicht, den ich zu gehen hatte.

Aber nur eine kurze Weile; dann ſchritt ich den wohlbekannten Fußſteig nach dem Hof hinab. Wieder, wie vor Jahren, ſchrieen die Elſtern oben in den Bäumen; und da ich links vom Flur in das Zimmer eingetreten war, ſchien es mir weiter und einſamer, als ich es zuvor geſehen. Dennoch hatte ich Renaten ſogleich erblickt; ſie ſaß drüben auf ihrem Platz am Fenſter, den Kopf geſenkt, die Hände vor ſich hingefaltet. Da ich dann näher trat, erhub ſie ſich langſam, als ob ſie müde ſei; und in dem langen, ſchwarzen Gewande, das ſie itzo trug, erſchien ſie mir größer und faſt gleich einer Fremden. Als ich aber ſtehen blieb und ſie mit ihrem Namen anredete, rief auch ſie: „Joſias!“ und ſtreckte beide Arme gegen mich.

War es die Liebe, ſo Gott zwiſchen Mann und Weib geſetzet, die aus ihrer Stimme klang, oder war es ein Hülferuf, ich vermochte das nicht zu erkennen; aber ich zog ſie nicht an meine Bruſt, wozu mein Herz mich mit gewaltigen Schlägen drängte, ſondern beharrete auf meinem Platz und ſprach: „Du irreſt, Renate; es iſt nicht Joſias, es iſt der Prieſter, der hier vor Dir ſtehet.“

Da ließ ſie die Arme ſinken und ſagte dumpfen Tones: „So ſprecht! Was habt Ihr mir zu ſagen?“

Und wie ſie mich itzt aus dem ernſten Antlitz mit ihren großen Augen anſah, da ſchrie es in mir auf: „Du kannſt ſie nimmer laſſen; in dieſem Weibe iſt all Dein irdiſch Glück!“ Aber ich rief zu meinem Gott, und er half mir, bei meinem heiligen Amte die weltlichen Gedanken in die Tiefe bannen.

„Renate!“ ſprach ich; „wer war es, der Dich zu der Todſünde verſuchte, daß Du den Leib des Herrn von Deinen Lippen ſpieeſt? Nenne ſeinen Namen, daß wir mit Gottes Engeln ihn beſiegen!“

Aber ſie wiegete nur das Haupt. „O die armen alten Leute!“ rief ſie. „Ich weiß, es war eine Sünde! Aber da ich ihr Antlitz ſahe, von den greiſenhaften Gebreſten ſo ganz entſtellt, da ſchauderte mich, daß ich mit ihnen aus einem Kelche trinken ſollte, und die heilige Hoſtie entfiel meinen Lippen in den Staub. Bete für mich, Joſias, daß ich dieſer Schuld entlaſtet werde!“

Ich glaubte ihren Worten nicht. „So,“ dachte ich, „will der Verſucher Dir entrinnen“; und ſprach laut: „Vor einem Schenkenglaſe mag Dir ekeln; aber der Kelch des Herrn iſt rein für Alle, denen er geboten wird! Ein hölliſch Blendwerk hat Dein Aug verwirret; und es kommt von dem, mit welchem auch Dein Vater ſein unſelig Spiel getrieben, bis Leib und Seele ihm dabei verloren worden.“

Bei dieſen meinen Worten ſtürzete ſie auf ihre Kniee und hub die Arme auf und ſchrie:

„Mein Vater, o mein armer Vater!“

„Ja, ſchreie nur um ihn, Renate!“ ſprach ich. „Und möge unſeres Gottes Allbarmherzigkeit in ſeinen tiefen Pfuhl hinunterleuchten!“

Sie ſahe zu mir auf und ſprach mit feſter Stimme: „Die wird ihm leuchten, Joſias, ſo gut wie allen Andern, die ein jäher Tod ereilet!“

Ich aber rief: „Das iſt des Teufels Hochmuth, der von Deinen Lippen redet! Demüthige Dich gegen den, bei dem alleine Rettung iſt, und ſchütte Dein Herz aus vor mir, der hier ſtehet an ſeiner Statt!“ Und da ſie hierauf ſchwieg, ſo ſprach ich weiter: „Da Du mit unſerer alten Margreth nächtens auf dem Moore gingeſt, wen haſt Du angerufen, daß er Dir von Deinem Vater Kunde brächte, und was war es, das aus der leeren Luft herab mit ſchrecklichem Geheul Dir Antwort gab?“

„Ich weiß von keinem Geheul,“ entgegnete ſie; „aber Du, Prieſter Gottes,“ — und ein trotzig Feuer brannte in ihren ſchönen Augen — „ſo ich wüßte, daß dort Kunde wär, zur Stund noch ging ich und ſchriee meine Noth ins Moor hinaus und fragete nicht viel, von wannen mir die Antwort käme!“

„Renate!“ rief ich. »Exi immunde spiritus!« und ſpreizete beide Hände ihr entgegen. „Bekenne! Bekenne, mit welch argen Geiſtern haſt auch Du Dein Spiel getrieben!“

Sie hatte ſich vom Boden aufgerichtet; und da ich ſie anſchaute, war ein kalter Glanz in ihren Augen.

Sie ſtrich mit den Händen über ihr Gewand und ſagte: „Ich verſtehe nicht, was Ihr redet; aber mir iſt, als ſei das große Gemach hier ſo düſter, wie es nimmer noch geweſen.“ Und da in dieſem Augenblicke an die Stubenthür gepocht ward, welcher ich den Rücken wandte, und ſelbige ſich aufthat, ſetzete ſie hinzu: „Tretet näher, Margreth! Euer Herr iſt hier!“

Ich aber wandte mich um und ſahe unſre alte Margreth vor mir ſtehen; die ſchaute mich gar ernſthaft an und ſprach nach einer Weile: „Kommet heim, Herr Joſias; denn Euer lieber Vater will nun ſterben, und ihn verlangt nach einem letzten Wort mit Euch.“

Da war mir, als bräche der Boden unter mir zuſammen, und ich verließ Renaten und eilete nach meines Vaters Sterbekammer.

Da ich eintrat, ſaß er laut redend in ſeinen Kiſſen; aber ſeine Stimme deuchte mir fremd, gleich als hätt ich nimmer ſie gehöret.

„Es iſt Dein Großvater, von dem er redet;“ raunete mir meine Mutter zu.

„Er ſieht mich nicht, Mutter!“ entgegnete ich leiſe.

„Nein, Joſias, er iſt bei denen, die ihm zu Gottes Thron vorausgegangen.“

Und mein Vater ſahe mit glänzenden Augen vor ſich hin und redete weiter: „Lange, gar lange habe ich für ihn gepredigt — Joſias thäte das gar gerne auch für mich — denn er wurde ſehr alt; ſein leiblich Augenlicht war erloſchen und der Schall der Welt drang nur verworren noch zu ſeinem Ohre. Aber da er ſeine Stunde nahen fühlte, hieß er mich und meine Schweſtern ihn in die Kirche führen, und wir geleiteten ihn auf die Kanzel. Da wandte er ſein Antlitz rings umher und grüßte unmerklich mit der Hand; und ſein ſilbern Haar hing über ſeine blinden Augen. Er meinete, es ſei Sonntag und die Gemeinde ſei verſammelt. Er irrte; die Schweſtern waren oben an ſeiner Seiten, und drunten war nur ich allein. Aber der Greis auf der Kanzel erhub ſeine Stimme und ſie ſcholl ſtark in der leeren Kirchen; denn er nahm Abſchied und redete erſchütternd zu Allen, die hier nicht zugegen waren."

Der Kranke hatte die Arme über das Deckbett hingeſtreckt, und ſein abgezehrtes Antlitz leuchtete wie von innerem Lichte. „Ja, mein Vater," rief er, „aus der Ewigkeit herüber höre ich Deine Stimme, wie Du vor Deinem Ende ſpracheſt: ‚Und ſo wie einſt herauf, ſo führe an Deiner Hand mich jetzt hinab von dieſer Stätte! Aber, mein Gott und Herr, Du helleſt das Dunkel vor mir: gleich meinen Vätern werden Sohn und Enkelſöhne von Deinem Stuhle aus Dein Wort verkünden. Laß ſie Dein ſein, o Herr! Nimm ihren ſchwachen Geiſt in Deiner Gnaden Schutz!'"

Nach dieſen Worten ſchwieg mein lieber Vater, und als nun meine Mutter ihre Arme um ihn ſchlang, da ſank ſein Haupt zurück auf ihre Schulter. — Aber er erhub es wieder; und da ſie zu ihm redete: „Mein

Chriſtian, ſpare Deine Kräfte, und ruhe nun"; da ſchüttelte er leiſe mit dem Haupt und ſagte nur: „Nachher; nachher, Maria!" Dann ſahe er liebevoll, aber mit faſt flehentlichen Blicken, zu mir auf, und ſprach langſam und wie mit großer Mühe: „Du kommſt vom Hof, Joſias; ich weiß es. Der Bauer iſt nicht mehr, und möge Gott ihm ein barmherziger Richter ſein — aber ſeine Tochter lebt! Joſias, das rechte Leben iſt erſt das, wozu der Tod mir ſchon die Pforten aufgethan!"

Die Hand des Sterbenden haſchete ins Leere nach der meinen; und da ich ſie ihm gegeben, hielt er ſie ſehr feſt in ſeinen magern Fingern.

Noch einmal begann er: „Wir ſind ein alt Geſchlecht von Predigern; die Erſten von den Unſern ſaßen zu Dr. Martini und Melanchthons Füßen. Joſias!" er rief meinen Namen, daß es gleich Schwerdtesſchnitt durch meine Seele ging — „vergiß nicht unſeres heiligen Berufes! — — Des Hofbauren Haus iſt keines, daraus der Diener Gottes ſich das Weib zur Ehe holen ſoll!"

Der Odem des Sterbenden wurde ſtärker; aber ſeine Stimme ſank zu einem Flüſtern, und da wir lautlos horchten, kamen wie fernhin verhallend noch die Worte: „Verſprich — — das Irdiſche iſt eitel — —"

Darauf verſtummete er ganz; ſeine Finger löſeten ſich von meiner Hand und der Friede des Herrn ging über ſein erbleichend Angeſicht. Ich aber neigete mich zu dem Ohr des Todten und rief: „Ich gelobe es, mein Vater! Mög die entfliehende Seele noch Deines Sohnes Wort vernehmen!“

Da ſahe meine Mutter mich voll Mitleid an; dann zog ſie das Laken über das geliebte Todtenantlitz, fiel an dem Bette nieder und ſprach: „Gott gebe uns ſelige Nachfolge und ſammle uns wieder in der frohen Ewigkeit.“

Als meines lieben Vaters Grab geſchloſſen war, kamen noch mehr der erſten Frühlingstage; von dem Strohdach unſeres Hauſes tropfete der Schnee herab, und die Vögel trugen den Sonnenſchein auf ihren Schwingen; aber das Schöpfungswort: „Es werde Licht!“ wollte ſich noch nicht an mir bewähren. Da geſchahe es am Sonntage danach, Nachmittages, daß ich von dem Dorfe Hude auf dem Fußſteig nach Schwabſtedte zurückging; ich war in meiner Amtstracht, denn ich hatte einen Kranken mit den Tröſtungen unſerer heiligen Religion verſehen. Die erſten Tage meines Amtes waren ſchwer geweſen, und ich ging dahin in tiefem Sinnen.

Unweit vom Dorfe aber ſchneidet ein Bach den Weg, der aus dem Walde zu dem Treenefluß hinabgeht. An ſelbigem pflegen die Vögel ſich zu ſammeln, welche das Waſſer lieben, und war auch itzt von Finken und Amſeln hier ein fröhlich Schallen, als wollten ſie ſchon des Maien Ankunft melden. Und ſo von des Ortes Lieblichkeit gehalten, ſchritt ich nicht über den Steg, der von dem Fußweg hinüber führet, ſondern ging dieſſeits ein paar Schritte an den Wald hinauf, und ſetzete mich an das Ufer, wo ſich der Bach zu einem kleinen Teich erweitert. Das Waſſer aber, wie es um dieſe Zeit zu ſein pflegt, war ſo klar, daß ich am tiefen Grunde das Wurzelgeflecht der Teichroſen und die daran keimenden Blätter gar leicht erkennen und alſo Gottes Weisheit auch in dieſen kleinen Dingen bewundern mochte, ſo für gewöhnlich unſerem Aug verborgen ſind.

Da wurd ich jählings aufgeſchrecket, und auch die Vögel, die eben ihren durch meine Ankunft geſtöreten Geſang aufs Neue anhuben, rauſchten auf und flogen fort. Denn von jenſeit des Baches kam ein Geſchrei: Hoidoh! Hoidoh! und war es, als wie bei der Klappjagd die Bauerkerle den Hirſch zu jagen pflegen. Da ich aber den Kopf wandte, ſahe ich drüben aus den Tannen einen Haufen junger Knechte hervorbrechen. „Schwimmen! Schwimmen!“ ſchrieen ſie. „Ins Waſſer mit der Hex!“ Und jetzt erſt gewahrte ich unter ihnen ein Frauenbild, das geſcheuchet vor dem Einen und dem Anderen floh und nach dem Stege zu entkommen ſuchte. Aber Einer von den Burſchen ſprang voran dahin und verſperrete ihr ſo den Weg. Ich kannte ihn wohl, von Zeit der großen Hochzeit ſchon; denn es war der Sohn des Bauernvogten; und das Wild, ſo hier gejaget wurde, war Renate.

Nun kam ich eilends auf die Füße, lief zu dem Steg hinab und rief hinüber: „Ihr dort, was wollet Ihr beginnen!“

„Da ſchrieen ſie hinwieder: „Die Hex! Die Hex!“

Ich aber frug ſie: „Wollet Ihr richten! Wer hat zu Richtern Euch beſtellt?“

Und als ſie hierauf ſchwiegen, trat Einer aus dem Haufen und ſprach: „Das Brennholz iſt theuer worden; die Unholden laufen frei herum, und der Amtmann und der Landvogt faſſen ſie nicht an.“ Und Alle ſchrieen wieder: „Hoidoh! Hoidoh! Ins Waſſer mit der Hex!“

Da ſetzte ich meinen Fuß auf den Steg und rief: „Rühret ſie nicht an! Im Namen Gottes, ich gebiete es Euch!“

Aber der Burſche, welcher auf dem Stege war, drängte mich zurück. „Ihr trotzet auf Euer Prieſterkleid!“ ſprach er. „Ihr würdet ſonſt die großen Worte ſparen; ich rath Euch, thut das nicht zu ſicher!“ Und dabei ſtund er vor mir mit gekniffenen Fäuſten, und unter ſeinem Kraushaar funkelten die kleinen Augen.

Da überkam es mich, und ich löſete mein geiſtlich Gewand und warf es von mir auf den Boden; denn das junge Blut war damals noch in meinen Adern. Und als ich einen Blick nach drüben that, ſahe ich, daß einer von den Burſchen Renaten gefaßt hatte und ihr die Hände über ihren Rücken hielt; ihre Augen aber ruheten auf mir und waren wie leuchtend in dem blaſſen Angeſicht.

„Gieb Raum!“ ſchrie ich und packte den Burſchen mit meinen beiden Fäuſten; und ich bin mir heut noch wohl bewußt, in den tiefſten Abgrund hätt ich ihn geſtürzet, ſo ich das vermocht und ſolcher unter uns geweſen wäre.

Einen Augenblick wurd eine Todtenſtille; denn er hatte auch mich ergriffen und wir ſtunden wie in Erz gegoſſen an einander. Da gewahrte ich, daß ſie Renaten an den Bach hinabzuzerren ſtrebten; und, ohne Laut zu geben, rang ich mit meinem Feinde, Knie an Knie und Aug in Auge. „Geduld, Du Hexenprieſter!“ ſchrie er mit heiſerer Stimme. „Erſt ſoll ſie ſchwimmen, eh' ſie der Teufel Dir ins Brautbett leget!“

Ein laut Gelächter und „Hoidoh!“ von drüben ſcholl als Antwort; vergebens ſuchte ich Renaten zu erblicken. Aber ſchon hatte ich den Burſchen auf den Steg zurückgedrängt und griff nach ſeinem Hals, um ihn hinabzuwerfen, da empfing ich ſelber einen Stoß auf meine Bruſt, und mit einem Schrei, der mir unwillens von dem jähen Schmerz entfuhr, ſank ich zu Boden.

Es mochte ein Schrecken dadurch in die ganze Schaar gefallen ſein; denn ich fühlte nicht, daß eine fremde Hand noch an mir ſei, und hörte, wie jenſeit des Waſſers der Trupp von dannen zog.

Als ich aber mich mühſelig aufgerichtet hatte, da ſchlangen zwei Weiberarme ſich um meinen Hals, und die Stimme, welche ich niemalen hab vergeſſen können, ſprach leiſe meinen Namen: „Joſias, ach, Joſias!“ Und da ich mit der Hand des Mädchens Haar zurückſtrich, ſo ihr wirr auf Stirn und Augen fiel, da ſahe ich um ihren Mund, was ich noch itzt ein ſelig Lächeln nennen muß, und ihr Antlitz erſchien mir in unſäglicher Schönheit.

„Renate!“ rief ich leiſe, und meine Augen hingen in ſehnſüchtiger Begier an ihren Lippen.

Sie regeten ſich noch einmal, als wollten ſie mir Antwort geben; aber ich lauſchte vergebens; des Mädchens Arme ſanken von meinem Halſe, ein Zittern flog um ihren Mund und ihre Augen ſchloſſen ſich.

Ich ſtarrte angſtvoll auf ſie hin und wußte nicht, was ich beginnen ſollte. Als ich aber auf dem ſchönen Antlitz das Leben alſo in den Tod vergehen ſahe, wurd mir mit einem Male, als blickten meine Augen weithin über den Rand der Erde, und vor meinen Ohren hörte ich meines ſterbenden Vaters Stimme: „Vergiß nicht unſeres heiligen Berufes! — — — das Irdiſche iſt eitel!“

Und da ich noch die ohnmächtige Geſtalt in meinen Armen hielt, gewahrete ich, daß unſer Nachbar, der Schmidt Held Carſtens, mit ſeinem Weibe von dieſſeits des Weges daher gegangen kam. Da erzählete ich ihnen, wie von den jungen Knechten das Mädchen ſei geſchrecket worden, und bat, daß ſie ſich um ſie annehmen möchten; denn es ſei eine andre Pflicht, ſo mich von hinnen rufe.“

Der Schmidt aber trat nur zögernd näher; und auf die Ohnmächtige hinblickend, ſprach er: „Die da? — — Nun, wenn Ihr es heiſchet, Herr Joſias?“

Da bat ich abermalen; und itzt kam auch das Weib heran, welches als gar verſtändig im ganzen Dorf berufen iſt. Als ich dann aber des Mädchens Leib aus meinen Armen in die ihren ſinken ließ, durchſtach mir wiederum der jähe Schmerz die Bruſt, daß nicht viel fehlete, es hätte mich aufs Neu dahingeworfen.

Und ſo, zwiefach verwundet, ging ich heim und ſahe nicht mehr hinter mich zurück. Aber in meines Vaters Sterbekammer hab ich an dieſem Abend lang inbrünſtiglich gebetet.

Was meine liebe Mutter auch dagegen reden mochte, und obſchon die Nachfolge in meines Vaters Amte mir ſo gut wie zugeſaget war, ich wußte doch, daß meines Bleibens nicht mehr hier am Orte ſei. Und ſo reiſete ich ſchon anderen Tages nach Schleswig, um mich nach einem anderen Amte umzuſehen. Aber dort angekommen, befiel mich eine Schwäche, daß meine Mutter zu meinem Krankenbett herbeigeholet werden mußte. Und als dann eines Nachts gar ein Blutſtrom aus meinem Mund hervorbrach, da ſchrie ſie laut, daß ſie anitzo auch ihr einzig Kind dahin geben müſſe.

Aber ich genas mit Gottes Hülfe, erhielt auch ein geiſtlich Amt im Norden unſeres Landes, von Schwabſtedte viele Meilen fern, und dienete noch über zwanzig Jahre dieſer Gemeinde mit redlichem Willen und nach meinen beſten Kräften. Ich begrub dort meine liebe Mutter und beweinete ſie ſehr; nach ihrem Tode hatte ich Keine, in der die Liebe ſo ſichtbarlich an meiner Seite ging.

Von Renaten hörete ich noch einige Male; zunächſt und bald nach meinem Fortgange, daß ſie derzeit über das Waſſer und auf den Blättern der Teichroſen, welche ſie getragen hätten, zu mir hingelaufen ſei. Ich aber weiß von ſolchem nichts; müßte auch ein Gaukelwerk des argen Geiſtes geweſen ſein, maaßen ich ja ſelbſt die Mummelblätter unter dem Kryſtall des Waſſers noch in ihren Hüllen hatte liegen ſehen.

Dann, wohl fünf Jahre ſpäter, von einem Manne, der mit Binſenmatten durch das Land ging, wurde mir erzählet, daß eines Abends ein mächtig großer ſchwarzer Hund auf ihren Hof gekommen ſei, beſchmutzt und abgemagert und mit einem abgeriſſenen Strick an ſeinem Halſe. Da ſei ſie zu ihm hingekniet, und habe mit beiden Armen das alte Thier umfangen und ſeinen rauhen Kopf an ihre Bruſt gezogen.

— Ob ſie noch itzt auf dieſer Erde iſt, ob Gott ſich ihrer ſchon barmherzig angenommen, darüber iſt mir keine Kunde mehr geworden.

* * *

Soweit die Handſchrift.

Aber der Zufall, der uns vergönnt hat, das Bahrtuch über einem verſchollenen Menſchenleben aufzuheben, lüpft es noch einmal; wenn auch weniger, als Manche, die dies leſen, wünſchen mögen.

Die zu Anfang der Erzählung erwähnte Schatulle auf dem Boden unſeres alten Erbhauſes ward eine tönende Vergangenheit, ſobald man Muth und Geduld hatte, den Staub in ihrem Innern aufzuregen. Ich hatte das nicht immer. Aber ein paar Jahre nach dem Funde unſerer Handſchrift, an einem herbſtlichen Sonntagnachmittage, ſaß ich doch wieder einmal vor ihren eingeklemmten Schubfächern und zog, oft mühſam, eines um das andere auf. Papiere über Papiere; und faſt überall jene anheimelnde leſerliche Schrift des vorigen Jahrhunderts. Von vielen Päckchen hatte ich ſchon die Bindfäden aufgelöſt, und ſie, nachdem ich dies und das darin geleſen, wiederum zu ihrer Ruh' gelegt. Da kam ich an eines, welches allerlei Papiere über die Erbſchaft eines alten Predigers in Oſtenfeld enthielt; ein Bruder meines Urgroßvaters, wie ich aus beiliegenden, an ihn gerichteten Briefen ſah, hatte ſich dieſer Angelegenheit für eine in Huſum wohnende Predigerwittwe angenommen. Und bald nahm ein ungewöhnlich langes Schreiben, datirt von 1778 aus einem oſtſchleswigſchen Dorfe, und unterſchrieben „Jenſen past." meine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch; denn es war augenſcheinlich der Begleitbrief, mit dem einſt das

Manuſcript des Paſtor Joſias, allerdings sub pet. rem., an meinen Urgroßonkel überſandt war.

Die erſten Seiten beſchäftigten ſich unter Beifügung eines ſauber ausgeführten Stammbaumes nur mit den Erbverhältniſſen jenes Oſtenfelder Paſtors, wie bald erſichtlich, des Vetters unſeres Joſias, in deſſen Hauſe er das Gedächtniß ſeines Jugendlebens niederſchrieb. Dann aber hieß es weiter:

Unſeres von Dir erwähnten Schülerbeſuches bei meinen Junggeſellen-Onkeln in dem Oſtenfelder Paſtorate entſinne ich mich gar wohl; und daß Du den Onkel Joſias in ſo warmer Affection behalten, hat mir inſonders wohlgethan; die Fragen aber, die Du über ihn geſtellet, wirſt Du in deſſen hier angeſchloſſener eigener Handſchrift insgeſammt beantwortet finden.

In Wahrheit, es waren zwei recht verſchiedene Menſchen, der Herr Joſias mit ſeinem Johanneskopfe und der derbe aufbrauſende pastor loci. Oftmals in meiner eigenen Amtsthätigkeit habe ich des erſten Sonntages dort gedenken müſſen; Du kameſt erſt des Abends zu uns, ich aber ſaß ſchon Vormittags an Onkel Joſias' Seite in der Kirche. Noch ſehe ich unter den Abendmahlsgäſten die leidtragenden Frauen vor dem Altare, welche nach damaliger Sitte bis über das Kinn in ſchwarze Decken eingehüllt waren; und wie der Onkel Paſtor der Einen mit den durch die ganze Kirche hin vernehmlichen Worten: „Weg, weg damit!" die Decken voll Ungeduld zur Seite riß, indeß er mit der anderen Hand den Kelch emporhielt. Onkel Joſias aber ſchüttelte ſtill den Kopf und lehnte mit einem Lächeln ſich in ſeinen Stuhl zurück. Gleichwohl, wie ich ſpäter beobachtet, da ich den letzten Sommer vor dem großen Examen dort meine Repititionen machte, lebten die beiden Verwandten in guter Eintracht mit einander. Beide waren Männer, die, wie man ſagt, das Ihrige gelernet hatten und dieß nicht in Vergeſſenheit gerathen laſſen wollten. Sie unterhielten ſich oft über gelehrte Gegenſtände und disputirten dann, auch wohl lateiniſch, mit einander.

In einem Punkte aber ſtimmten ſie völlig überein; ſie beide glaubten noch an Teufelsbündniſſe und an ſchwarze Kunſt und erachteten ſolch thörichten Wahn für einen nothwendigen Theil des orthodoxen Chriſtenglaubens. Der Oſtenfelder Paſtor that dieſes im zornigen Bewußtſein eines wohlgerüſteten Kämpfers, der Onkel Joſias dagegen, zu deſſen zarter Gemüthsbeſchaffenheit dieſer wilde Glaube gar übel paßte, ſchien ſelbigen mir gleich einer Laſt zu tragen. Deßhalb ſuchte ich oft, wenn wir alleine waren, mit Gründen aus der heiligen Schrift, wie aus der menſchlichen Vernunft ihm ſolches auszureden; allein mit allem ſeinem Scharfſinn, wenngleich als wie in ſchmerzlicher Ergebung, vertheidigte er die gottloſe Macht des Erzfeindes.

Als der Sommer zu Ende ging, wurde für ſeine Geſundheit die ſtrengſte Vorſicht nöthig; er durfte Sonntags die Kirche nicht mehr beſuchen, kaum noch das Haus verlaſſen; aber ſeine milde Freundlichkeit und ſeine, ich möchte ſagen, ſchwermuthsvolle Heiterkeit blieben ſich auch dann noch gleich.

Da war es kurz vor meiner Abreiſe an einem Morgen im Oktober; der erſte Reif war gefallen und eine friſche Klarheit durch die Luft verbreitet. Ich wandelte im Garten auf und ab und ſah dabei bisweilen in die Zeitung, welche der Stadtbote mir ſoeben durch den Zaun gereicht hatte. Als ich nun las, daß der einſt vielberühmte, aber ſeit lange ſeines Amtes wegen Simonie entſetzte Petrus Goldſchmidt als ein Schenkenwirth bei Hamburg das Zeitliche geſegnet habe, eilete ich ins Haus und dachte, nicht ohne eine kleine Schadenfreude, ſolches dem Onkel Joſias zu verkünden.

Als ich zu ihm eintrat, war mir, als ſei auch in dieſes ſonſt etwas dunkle Zimmer der ſchöne lichte Morgen eingedrungen; denn trotz des brennenden Ofenfeuers ſtanden beide Fenſterflügel offen, und der Schall von den benachbarten Dreſchtennen und von hellen Kinderſtimmen hatte freien Eingang.

Aber zu meiner beabſichtigten Mittheilung kam ich nicht.

Feierlich, mit ſtrahlendem Antlitz trat Herr Joſias mir entgegen. „Mein Andreas,“ rief er, „wir werden fürder nicht mehr disputiren; ich weiß es itzt in dieſem Augenblick: der Teufel iſt nur ein im Abgrund liegender unmächtiger Geiſt!“

Indeß ich vor Erſtaunen ſchier verſtummte, gewahrte ich das Buch des Thomaſius von dem Laſter der Zauberei auf ſeinem Tiſche aufgeſchlagen. Ich hatte es nach unſerer letzten Disputation dort heimlich hingelegt, und frug nun, ob ihm daraus die heilvolle Erkenntniß zugekommen.

Aber Herr Johannes ſchüttelte den Kopf. „Nein,“ ſprach er, „nicht aus jenem guten Buch; es hat das Licht ſich plötzlich in mein Herz ergoſſen. Ich denke ſo, Andreas: die Schatten des Todes wachſen immer höher; da will der Allbarmherzige die anderen Schatten von mir nehmen.“

Seine Augen leuchteten wie in überirdiſcher Verklärung; er wandte ſich gegen das Licht und breitete die Arme aus. „O, Gott der Gnaden,“ rief er, „aus meiner Jugend tritt ein Engel auf mich zu; verwirf mich nicht ob meiner finſteren Schuld!“

Ich wollte ihn ſtützen; denn er wurde todtenbleich, und mir war, als ſähe ich ihn wanken; er aber lächelte und ſprach: „Ich bin nicht ſchwach in dieſem Augenblick.“

Dann ging er an ſeinen Schrank und reichte mir daraus daſſelbe manuscriptum, welches Du mit dieſem Brief empfängſt.

„Nimm es, mein Andreas,“ ſagte er, „und bewahre es zu meinem Gedächtniß; ich bedarf deſſelbigen nun nicht mehr.“

— — Kurz darauf reiſte ich ab; und was nun folget, hat mir erſt lange nachher der Sohn des dortigen Küſters erzählt, welcher einige Jahre hier im Dorfe Lehrer war.

Noch in dem Monat meiner Abreiſe nämlich verbreitete ſich das Gerücht im Dorfe: wenn Sonntags Alles in der Kirche und die Straßen leer ſeien, ſo ſtehe ein fahlgraues Pferd, desgleichen man ſonſt in der Gemeinde nicht geſehen, vor der Pforte des Paſtorates angebunden; und bald danach: es komme von Süden her ein Weib über die Haide geritten, die binde ihr Pferd an den Mauerring und geh dann ſelber in das Pfarrhaus; wenn aber der Paſtor und der Strom der Gemeinde aus der Kirche heimkomme, ſo ſei ſie jedesmal ſchon wieder fortgeritten.

Daß dieſes Weib den Herrn Joſias beſuche, war unſchwer zu errathen; denn um ſolche Stunde weilte Niemand außer ihm im Hauſe. Dabei aber ereignete ſich gar Sonderliches; denn obſchon ſie unzweifelhaft ſchon in älteren Jahren geſtanden, ſo iſt doch von Etlichen, welche ſie geſehen haben, dawider geſtritten und behauptet worden, daß ſie noch jung, von Anderen, daß ſie auch ſchön geweſen ſei; wenn man aber des Näheren nachgefragt, ſo hatten ſie nichts wahrgenommen, als zwei dunkle Augen, aus denen das Weib ſie im Vorüberreiten angeblicket.

Im ganzen Dorfe iſt nur ein Einziger geweſen, der von dieſen Dingen nichts erfahren hat, und zwar der Paſtor ſelber; denn Alle haben des Mannes aufflammende Heftigkeit gefürchtet, und Alle haben den Onkel Joſias lieb gehabt.

Aber eines Sonntages, da es wieder Frühling worden und die Veilchen in den Gärten ſchon geblüht haben, iſt die Haidefrau auch wieder da geweſen; und auch dies Mal, da der Paſtor aus der Kirche heimgekommen, hat er weder ſie, noch ihren Gaul geſehen; es iſt, wie immer, Alles ſtill und einſam geweſen, da er ſeinen Hof und dann ſein Haus betreten hat. Und da er, wie er itzo nach der Kirche pflegte, in ſeines Verwandten Zimmer ging, war es auch dort ſehr ſtill. Die Fenſter ſtanden offen, ſo daß von draußen aus dem Garten die Frühlingsdüfte den ganzen Raum erfüllet hatten, und der Eintretende ſah Herrn Joſias in ſeinem großen Lehnſtuhl ſitzen; doch, was ihn Wunder nahm, ein kleiner Vogel ſaß furchtlos auf einer ſeiner Hände, die er vor ſich auf dem Schooß gefaltet hatte. Aber der Vogel flog fort und in die freie Himmelsluft hinaus, als der Paſtor itzt mit ſeinem ſchweren Schritt herankam und ſich über den Lehnſtuhl beugete.

Herr Joſias ſaß noch immer unbeweglich, und ſein Angeſicht war voller Frieden; nur war derſelbe nicht von dieſer Welt.

— Nun aber hat es bald ein laut Gerücht im Dorf gegeben, und auch dem Onkel Paſtor haben Alle es erzählt, von denen er es hat hören wollen; man wiſſe nun, die Hexe von Schwabſtedte ſei es geweſen, die auf ihrem Roß all Sonntags in das Dorf gekommen; ja derer Etliche hatten ſichere Kunde, daß ſie, unter Vorſpiegelung trügeriſcher Heilkunſt, dem armen Herrn Joſias das Leben abgewonnen habe.

Wir aber, wenn Du Alles nun geleſen, Du und ich, wir wiſſen beſſer, was ſie war, die ſeinen letzten Hauch ihm von den Lippen nahm.

Aquis submersus.

In unſerem zu dem früher herzoglichen Schloſſe gehörigen, ſeit Menſchengedenken aber ganz vernachläſſigten „Schloßgarten“ waren ſchon in meiner Knabenzeit die einſt im alt-franzöſiſchen Stile angelegten Hagebuchenhecken zu dünnen, geſpenſtigen Alleen ausgewachſen; da ſie indeſſen immerhin noch einige Blätter tragen, ſo wiſſen wir Hieſigen, durch Laub der Bäume nicht verwöhnt, ſie gleichwohl auch in dieſer Form zu ſchätzen; und zumal von uns nachdenklichen Leuten wird immer der eine oder der andere dort zu treffen ſein. Wir pflegen dann unter dem dürftigen Schatten nach dem ſogenannten „Berg“ zu wandeln, einer kleinen Anhöhe in der nordweſtlichen Ecke des Gartens oberhalb dem ausgetrockneten Bette eines Fiſchteiches, von wo aus der weiteſten Ausſicht nichts im Wege ſteht.

Die Meiſten mögen wohl nach Weſten blicken, um ſich an dem lichten Grün der Marſchen und darüberhin an der Silberfluth des Meeres zu ergötzen, auf welcher das Schattenſpiel der langgeſtreckten Inſel ſchwimmt; meine Augen wenden unwillkürlich ſich nach Norden, wo, kaum eine Meile fern, der graue, ſpitze Kirchthurm aus dem höher belegenen, aber öden Küſtenlande aufſteigt; denn dort liegt eine von den Stätten meiner Jugend.

Der Paſtorsſohn aus jenem Dorfe beſuchte mit mir die „Gelehrtenſchule" meiner Vaterſtadt, und unzählige Male ſind wir am Sonnabend-Nachmittage zuſammen dahinausgewandert, um dann am Sonntagabend oder Montags früh zu unſerem Nepos, oder ſpäter zu unſerem Cicero nach der Stadt zurückzukehren. Es war damals auf der Mitte des Weges noch ein gut Stück ungebrochener Haide übrig, wie ſie ſich einſt nach der einen Seite bis faſt zur Stadt, nach der anderen ebenſo gegen das Dorf erſtreckt hatte. Hier ſummten auf den Blüthen des duftenden Haidekrauts die Immen und weiß-grauen Hummeln, und rannte unter den dürren Stengeln desſelben der ſchöne, goldgrüne Laufkäfer; hier in den Duftwolken der Eriken und des harzigen Gagelſtrauches ſchwebten Schmetterlinge, die nirgends ſonſt zu finden waren. Mein ungeduldig dem Elternhauſe zuſtrebender Freund hatte oft ſeine liebe Noth, ſeinen träumeriſchen Genoſſen durch all' die Herrlichkeiten mit ſich fort zu bringen; hatten wir jedoch das angebaute Feld erreicht, dann ging es auch deſto munterer vorwärts, und bald, wenn wir nur erſt den langen Sandweg hinaufwateten, erblickten wir auch ſchon über dem dunklen Grün einer Fliederhecke den Giebel des Paſtorhauſes, aus dem das Studirzimmer des Paſtors mit ſeinen kleinen, blinden Fenſterſcheiben auf die bekannten Gäſte hinabgrüßte.

Bei den Paſtorsleuten, deren einziges Kind mein Freund war, hatten wir allezeit, wie wir hier zu ſagen pflegen, fünf Quartier auf der Elle, ganz abgeſehen von der wunderbaren Naturalverpflegung. Nur die Silberpappel, der einzig hohe und alſo auch einzig verlockende Baum des Dorfes, welche ihre Zweige ein gut Stück oberhalb des bemooſten Strohdaches rauſchen ließ, war gleich dem Apfelbaum des Paradieſes uns verboten und wurde daher nur heimlich von uns erklettert; ſonſt war, ſo viel ich mich entſinne, Alles erlaubt und wurde je nach unſerer Altersſtufe beſtens von uns ausgenutzt.

Der Hauptſchauplatz unſerer Thaten war die große „Prieſterkoppel“, zu der ein Pförtchen aus dem Garten führte. Hier wußten wir mit dem den Buben angebornen Inſtincte die Neſter der Lerchen und der Grauammern aufzuſpüren, denen wir dann die wiederholteſten Beſuche abſtatteten, um nachzuſehen, wie weit in den letzten zwei Stunden die Eier oder die Jungen nun gediehen ſeien; hier auf einer tiefen und, wie ich jetzt meine, nicht weniger als jene Pappel gefährlichen Waſſergrube, deren Rand mit alten Weidenſtümpfen dicht umſtanden war, fingen wir die flinken ſchwarzen Käfer, die wir „Waſſerfranzoſen“ nannten, oder ließen wir ein ander Mal unſere auf einer eigens angelegten Werft erbaute Kriegsflotte aus Wallnußſchaalen und Schachteldeckeln ſchwimmen. Im Spätſommer geſchah es dann auch wohl, daß wir aus unſerer Koppel einen Raubzug nach des Küſters Garten machten, welcher gegenüber dem des Paſtorates an der anderen Seite der Waſſergrube lag; denn wir hatten dort von zwei verkrüppelten Apfelbäumen unſeren Zehnten einzuheimſen, wofür uns freilich gelegentlich eine freundſchaftliche Drohung von dem gutmüthigen alten Manne zu Theil wurde. — So viele Jugendfreuden wuchſen auf dieſer Prieſterkoppel, in deren dürrem Sandboden andere Blumen nicht gedeihen wollten; nur den ſcharfen Duft der goldknopfigen Rainfarren, die hier haufenweis auf allen Wällen ſtanden, ſpüre ich noch heute in der Erinnerung, wenn jene Zeiten mir lebendig werden.

Doch alles Dieſes beſchäftigte uns nur vorübergehend; meine dauernde Theilnahme dagegen erregte ein Anderes, dem wir ſelbſt in der Stadt nichts an die Seite zu ſetzen hatten. — Ich meine damit nicht etwa die Röhrenbauten der Lehmwespen, die überall aus den Mauerfugen des Stalles hervorragten, obſchon es anmuthig genug war, in beſchaulicher Mittagsſtunde das Aus- und Einfliegen der emſigen Thierchen zu beobachten; ich meine den viel größeren Bau der alten ungewöhnlich ſtattlichen Dorfkirche. Bis an das Schindeldach des hohen Thurmes war ſie von Grund auf aus Granitquadern aufgebaut und beherrſchte, auf dem höchſten Punkt des Dorfes ſich erhebend, die weite Schau über Haide, Strand und Marſchen. — Die meiſte Anziehungskraft für mich hatte indeß das Innere der Kirche; ſchon der ungeheure Schlüſſel, der von dem Apoſtel Petrus ſelbſt zu ſtammen ſchien, erregte meine Phantaſie. Und in der That erſchloß er auch, wenn wir ihn glücklich dem alten Küſter abgewonnen hatten, die Pforte zu manchen wunderbaren Dingen, aus denen eine längſt vergangene Zeit hier wie mit finſteren, dort mit kindlich frommen Augen, aber immer in geheimnißvollem Schweigen zu uns Lebenden aufblickte. Da hing mitten in die Kirche hinab ein ſchrecklich übermenſchlicher Crucifixus, deſſen hagere Glieder und verzerrtes Antlitz mit Blute überrieſelt waren; dem zur Seite an einem Mauerpfeiler haftete gleich einem Neſt die braungeſchnitzte Kanzel, an der aus Frucht und Blattgewinden allerlei Thier- und Teufelsfratzen ſich hervorzudrängen ſchienen. Beſondere Anziehung aber übte der große, geſchnitzte Altarſchrank im Chor der Kirche, auf dem in bemalten Figuren die Leidensgeſchichte Chriſti dargeſtellt war; ſo ſeltſam wilde Geſichter, wie das des Kaiphas oder die der Kriegsknechte, welche in ihren goldenen Harniſchen um des Gekreuzigten Mantel würfelten, bekam man draußen im Alltagsleben nicht zu ſehen; tröſtlich damit kontraſtirte nur das holde Antlitz der am Kreuze hingeſunkenen Maria; ja, ſie hätte leicht mein Knabenherz mit einer phantaſtiſchen Neigung beſtricken können, wenn nicht ein Anderes mit noch ſtärkerem Reize des Geheimnißvollen mich immer wieder von ihr abgezogen hätte.

Unter all' dieſen ſeltſamen oder wohl gar unheimlichen Dingen hing im Schiff der Kirche das unſchuldige Bildniß eines todten Kindes, eines ſchönen, etwa fünfjährigen Knaben, der, auf einem mit Spitzen beſetzten Kiſſen ruhend, eine weiße Waſſerlilie in ſeiner kleinen, bleichen Hand hielt. Aus dem zarten Antlitz ſprach neben dem Grauen des Todes, wie hülfeflehend, noch eine letzte holde Spur des Lebens; ein unwiderſtehliches Mitleid befiel mich, wenn ich vor dieſem Bilde ſtand.

Aber es hing nicht allein hier; dicht daneben ſchaute aus dunklem Holzrahmen ein finſterer ſchwarzbärtiger Mann in Prieſterkragen und Sammar. Mein Freund ſagte mir, es ſei der Vater jenes ſchönen Knaben; dieſer ſelbſt, ſo gehe noch heute die Sage, ſolle einſt in der Waſſergrube unſerer Prieſterkoppel ſeinen Tod gefunden haben. Auf dem Rahmen laſen wir die Jahrzahl 1666; das war lange her. Immer wieder zog es mich zu dieſen beiden Bildern; ein phantaſtiſches Verlangen ergriff mich, von dem Leben und Sterben des Kindes eine nähere wenn auch noch ſo karge Kunde zu erhalten; ſelbſt aus dem düſtern Antlitz des Vaters, das trotz des Prieſterkragens mich faſt an die Kriegsknechte des Altarſchranks gemahnen wollte, ſuchte ich ſie herauszuleſen.

— — Nach ſolchen Studien in dem Dämmerlicht der alten Kirche erſchien dann das Haus der guten Paſtorsleute nur um ſo gaſtlicher. Freilich war es gleichfalls hoch zu Jahren, und der Vater meines Freundes hoffte, ſo lange ich denken konnte, auf einen Neubau; da aber die Küſterei an derſelben Altersſchwäche litt, ſo wurde weder hier noch dort gebaut. — Und doch, wie freundlich waren trotzdem die Räume des alten Hauſes; im Winter die kleine Stube rechts, im Sommer die größere links vom Hausflur, wo die aus den Reformations-Almanachen herausgeſchnittenen Bilder in Mahagonirähmchen an der weißgetünchten Wand hingen, wo man aus dem weſtlichen Fenſter nur eine ferne Windmühle, außerdem aber den ganzen weiten Himmel vor ſich hatte, der ſich Abends in roſenrothem Schein verklärte und das ganze Zimmer überglänzte! Die lieben Paſtorsleute, die Lehnſtühle mit den rothen Plüſchkiſſen, das alte tiefe Sopha, auf dem Tiſch beim Abendbrod der traulich ſauſende Theekeſſel, — es war Alles helle, freundliche Gegenwart. Nur eines Abends — wir waren derzeit ſchon Secundaner — kam mir der Gedanke, welch' eine Vergangenheit an dieſen Räumen hafte, ob nicht gar jener todte Knabe einſt mit friſchen Wangen hier leibhaftig umhergeſprungen ſei, deſſen Bildniß jetzt wie mit einer wehmüthig holden Sage den düſteren Kirchenraum erfüllte.

Veranlaſſung zu ſolcher Nachdenklichkeit mochte geben, daß ich am Nachmittage, wo wir auf meinen Antrieb wieder einmal die Kirche beſucht hatten, unten in einer dunkelen Ecke des Bildes vier mit rother Farbe geſchriebene Buchſtaben entdeckt hatte, die mir bis jetzt entgangen waren.

„Sie lauten C. P. A. S.“, ſagte ich zu dem Vater meines Freundes; „aber wir können ſie nicht enträthſeln.“

„Nun,“ erwiderte dieſer; „die Inſchrift iſt mir wohl bekannt; und nimmt man das Gerücht zu Hülfe, ſo möchten die beiden letzten Buchſtaben wohl mit ‚Aquis Submersus‘, alſo mit ‚Ertrunken‘ oder wörtlich ‚Im

Waſſer verſunken‘ zu deuten ſein; nur mit dem vorangehenden C. P. wäre man dann noch immer in Verlegenheit! Der junge Adjunctus unſeres Küſters, der einmal die Quarta paſſirt iſt, meint zwar, es könne ‚Casu Periculoso‘ ‚durch gefährlichen Zufall‘ heißen; aber die alten Herren ‚jener Zeit‘ dachten logiſcher; wenn der Knabe dabei ertrank, ſo war der Zufall nicht nur bloß gefährlich.“

Ich hatte begierig zugehört. „Casu“, ſagte ich; es könnte auch wohl ‚Culpa‘ heißen?“

„Culpa?“, wiederholte der Paſtor. „Durch Schuld? — aber durch weſſen Schuld?“

Da trat das finſtere Bild des alten Predigers mir vor die Seele, und ohne viel Beſinnen rief ich: „Warum nicht: ‚Culpa Patris?‘“

Der gute Paſtor war faſt erſchrocken. „Ei, ei, mein junger Freund,“ ſagte er, und erhob warnend den Finger gegen mich. „Durch Schuld des Vaters? — So wollen wir trotz ſeines düſteren Anſehens meinen ſeligen Amtsbruder doch nicht beſchuldigen. Auch würde er dergleichen wohl ſchwerlich von ſich haben ſchreiben laſſen.“

Dies Letztere wollte auch meinem jugendlichen Verſtande einleuchten; und ſo blieb denn der eigentliche Sinn der Inſchrift nach wie vor ein Geheimniß der Vergangenheit.

Daß übrigens jene beiden Bilder ſich auch in der Malerei weſentlich vor einigen alten Predigerbildniſſen auszeichneten, welche gleich daneben hingen, war mir ſelbſt ſchon klar geworden; daß aber Sachverſtändige in dem Maler einen tüchtigen Schüler altholländiſcher Meiſter erkennen wollten, erfuhr ich freilich jetzt erſt durch den Vater meines Freundes. Wie jedoch ein ſolcher in dieſes arme Dorf verſchlagen worden, oder woher er gekommen und wie er geheißen habe, darüber wußte auch er mir nichts zu ſagen. Die Bilder ſelbſt enthielten weder einen Namen, noch ein Malerzeichen.

Die Jahre gingen hin. Während wir die Univerſität beſuchten, ſtarb der gute Paſtor, und die Mutter meines Schulgenoſſen folgte ſpäter ihrem Sohne auf deſſen inzwiſchen anderswo erreichte Pfarrſtelle; ich hatte keine Veranlaſſung mehr, nach jenem Dorfe zu wandern. — Da, als ich ſelbſt ſchon in meiner Vaterſtadt wohnhaft war, geſchah es, daß ich für den Sohn eines Verwandten ein Schülerquartier bei guten Bürgersleuten zu beſorgen hatte. Der eigenen Jugendzeit gedenkend, ſchlenderte ich im Nachmittags-Sonnenſcheine durch die Straßen, als mir an der Ecke des Marktes über der Thür eines alten, hochgegiebelten Hauſes eine plattdeutſche Inſchrift in die Augen fiel, die verhochdeutſcht etwa lauten würde:

Gleich ſo wie Rauch und Staub verſchwindt,
Alſo ſind auch die Menſchenkind'.

Die Worte mochten für jugendliche Augen wohl nicht ſichtbar ſein; denn ich hatte ſie nie bemerkt, ſo oft ich auch in meiner Schulzeit mir einen Heißewecken bei dem dort wohnenden Bäcker geholt hatte. Faſt unwillkürlich trat ich in das Haus; und in der That, es fand ſich hier ein Unterkommen für den jungen Vetter. Die Stube ihrer alten „Mödderſch“ (Mutterſchweſter) — ſo ſagte mir der freundliche Meiſter —, von der ſie Haus und Betrieb geerbt hätten, habe ſeit Jahren leer geſtanden; ſchon lange hätten ſie ſich einen jungen Gaſt dafür gewünſcht.

Ich wurde eine Treppe hinaufgeführt, und wir betraten dann ein ziemlich niedriges, alterthümlich ausgeſtattetes Zimmer, deſſen beide Fenſter mit ihren kleinen Scheiben auf den geräumigen Marktplatz hinausgingen. Früher, erzählte der Meiſter, ſeien zwei uralte Linden vor der Thür geweſen; aber er habe ſie ſchlagen laſſen, da ſie allzuſehr ins Haus gedunkelt und auch die ſchöne Ausſicht ganz verdeckt hätten.

Ueber die Bedingungen wurden wir bald in allen Theilen einig; während wir dann aber noch über die jetzt zu treffende Einrichtung des Zimmers ſprachen, war mein Blick auf ein im Schatten eines Schrankes hängendes Oelgemälde gefallen, das plötzlich meine ganze Aufmerkſamkeit hinwegnahm. Es war noch wohl erhalten und ſtellte einen älteren, ernſt und milde blickenden Mann dar, in einer dunklen Tracht, wie in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts ſie diejenigen aus den vornehmeren Ständen zu tragen pflegten, welche ſich mehr mit Staatsſachen oder gelehrten Dingen, als mit dem Kriegshandwerke beſchäftigten.

Der Kopf des alten Herrn, ſo ſchön und anziehend und ſo trefflich gemalt er immer ſein mochte, hatte indeſſen nicht dieſe Erregung in mir hervorgebracht; aber der Maler hatte ihm einen blaſſen Knaben in den Arm gelegt, der in ſeiner kleinen ſchlaff herabhängenden Hand eine weiße Waſſerlilie hielt; — und dieſen Knaben kannte ich ja längſt. Auch hier war es wohl der Tod, der ihm die Augen zugedrückt hatte.

„Woher iſt dieſes Bild?“ frug ich endlich, da mir plötzlich bewußt wurde, daß der vor mir ſtehende Meiſter mit ſeiner Auseinanderſetzung innegehalten hatte.

Er ſah mich verwundert an. „Das alte Bild? Das iſt von unſerer Möbberſch,“ erwiderte er, „es ſtammt von ihrem Urgroßonkel, der ein Maler geweſen iſt und vor mehr als hundert Jahren hier gewohnt hat. Es ſind noch andre Siebenſachen von ihm da.“

Bei dieſen Worten zeigte er nach einer kleinen Lade von Eichenholz, auf welcher allerlei geometriſche Figuren recht zierlich eingeſchnitten waren.

Als ich ſie von dem Schranke, auf dem ſie ſtand, herunternahm, fiel der Deckel zurück, und es zeigten ſich mir als Inhalt einige ſtark vergilbte Papierblätter mit ſehr alten Schriftzügen.

„Darf ich die Blätter leſen?“ frug ich.

„Wenn's Ihnen Plaiſir macht,“ erwiderte der

Meiſter, „ſo mögen Sie die ganze Sache mit nach Hauſe nehmen; es ſind ſo alte Schriften; Werth ſteckt nicht darin.“

Ich aber erbat mir und erhielt auch die Erlaubniß, dieſe werthloſen Schriften hier an Ort und Stelle leſen zu dürfen; und während ich mich dem alten Bilde gegenüber in einen mächtigen Ohrenlehnſtuhl ſetzte, verließ der Meiſter das Zimmer, zwar immer noch erſtaunt, doch gleichwohl die freundliche Verheißung zurücklaſſend, daß ſeine Frau mich bald mit einer guten Taſſe Kaffee regaliren werde.

Ich aber las, und hatte im Leſen bald Alles um mich her vergeſſen.

* * *

So war ich denn wieder daheim in unſerm Holſtenlande; am Sonntage Cantate war es anno 1661! — Mein Malgeräth und ſonſtiges Gepäcke hatte ich in der Stadt zurückgelaſſen und wanderte nun fröhlich fürbaß, die Straße durch den maiengrünen Buchenwald, der von der See ins Land hinaufſteigt. Vor mir her flogen ab und zu ein paar Waldvöglein und letzeten ihren Durſt an dem Waſſer, ſo in den tiefen Radgeleiſen ſtund; denn ein linder Regen war gefallen über Nacht und war es noch gar früh am Vormittage, ſo daß die Sonne den Waldesſchatten noch nicht überſtiegen hatte.

Der helle Droſſelſchlag, der von den Lichtungen zu mir ſcholl, fand ſeinen Widerhall in meinem Herzen. Durch die Beſtellungen, ſo mein theurer Meiſter van der Helſt im letzten Jahre meines Amſterdamer Aufenthalts mir zugewendet, war ich aller Sorge quitt geworden; einen guten Zehrpfennig und einen Wechſel auf Hamburg trug ich noch itzt in meiner Taſchen; dazu war ich ſtattlich angethan: mein Haar fiel auf ein Mäntelchen mit feinem Grauwerk, und der Lütticher Degen fehlte nicht an meiner Hüfte.

Meine Gedanken aber eilten mir voraus; immer ſah ich Herrn Gerhardus, meinen edlen großgünſtigen Protector, wie er von der Schwelle ſeines Zimmers mir die Hände würd' entgegenſtrecken, mit ſeinem milden Gruße: „So ſegne Gott Deinen Eingang, mein Johannes!“

Er hatte einſt mit meinem lieben, ach, gar zu früh in die ewige Herrlichkeit genommenen Vater zu Jena die Rechte ſtudiret und war auch nachmals den Künſten und Wiſſenſchaften mit Fleiße obgelegen, ſo daß er dem Hochſeligen Herzog Friedrich bei ſeinem edlen, wiewohl wegen der Kriegsläufte vergeblichen Beſtreben um Errichtung einer Landesuniverſität ein einſichtiger und eifriger Berather geweſen. Obſchon ein adeliger Mann, war er meinem lieben Vater doch ſtets in Treuen zugethan blieben, hatte auch nach deſſen ſeligem Hintritt ſich meiner verwaiſeten Jugend mehr, als zu verhoffen, angenommen und nicht allein meine ſparſamen Mittel aufgebeſſert, ſondern auch durch ſeine fürnehme Bekanntſchaft unter dem Holländiſchen Adel es dahin gebracht, daß mein theurer Meiſter van der Helſt mich zu ſeinem Schüler angenommen.

Meinte ich doch zu wiſſen, daß der verehrte Mann unverſehrt auf ſeinem Herrenhofe ſitze, wofür dem Allmächtigen nicht genug zu danken; denn, derweilen ich in der Fremde mich der Kunſt befliſſen, war daheim die Kriegsgreuel über das Land gekommen; ſo zwar, daß die Truppen, die gegen den kriegswüthigen Schweden dem Könige zum Beiſtand hergezogen, faſt ärger als die Feinde ſelbſt gehauſet, ja ſelbſt der Diener Gottes mehrere in jämmerlichen Tod gebracht. Durch den plötzlichen Hintritt des Schwediſchen Carolus war nun zwar Friede; aber die grauſamen Stapfen des Krieges lagen überall; manch' Bauern- oder Käthnerhaus, wo man mich als Knaben mit einem Trunke ſüßer Milch bewirthet, hatte ich auf meiner Morgenwanderung niedergeſengt am Wege liegen ſehen und manches Feld in ödem Unkraut, darauf ſonſt um dieſe Zeit der Roggen ſeine grünen Spitzen trieb.

Aber ſolches beſchwerte mich heut nicht allzuſehr; ich hatte nur Verlangen, wie ich dem edlen Herrn durch meine Kunſt beweiſen möchte, daß er Gab' und Gunſt an keinen Unwürdigen verſchwendet habe; dachte auch nicht an Strolche und verlaufen Geſindel, das vom Kriege her noch in den Wäldern Umtrieb halten ſollte. Wohl aber tückete mich ein Anderes, und das war der

Gedanke an den Junker Wulf. Er war mir nimmer hold geweſen, hatte wohl gar, was ſein edler Vater an mir gethan, als einen Diebſtahl an ihm ſelber angeſehen; und manches Mal, wenn ich, wie öfters nach meines lieben Vaters Tode, im Sommer die Vacanz auf dem Gute zubrachte, hatte er mir die ſchönen Tage vergället und verſalzen. Ob er anitzt in ſeines Vaters Hauſe ſei, war mir nicht kund geworden, hatte nur vernommen, daß er noch vor dem Friedensſchluſſe bei Spiel und Becher mit den Schwediſchen Offiziers Verkehr gehalten, was mit rechter Holſtentreue nicht zu reimen iſt.

Indem ich dieß bei mir erwog, war ich aus dem Buchenwalde in den Richtſteig durch das Tannenhölzchen geſchritten, das ſchon dem Hofe nahe liegt. Wie liebliche Erinnerung umhauchte mich der Würzeduft des Harzes; aber bald trat ich aus dem Schatten in den vollen Sonnenſchein hinaus; da lagen zu beiden Seiten die mit Haſelbüſchen eingehegten, Wieſen und nicht lange, ſo wanderte ich zwiſchen den zwo Reihen gewaltiger Eichbäume, die zum Herrenſitz hinaufführen.

Ich weiß nicht, was für ein bang' Gefühl mich plötzlich überkam, ohn' alle Urſach', wie ich derzeit dachte; denn es war eitel Sonnenſchein umher, und vom Himmel herab klang ein gar herzlich und ermunternd Lerchenſingen. Und ſiehe, dort auf der Koppel, wo der Hofmann ſeinen Immenhof hat, ſtand ja auch noch der alte Holzbirnenbaum und flüſterte mit ſeinen jungen Blättern in der blauen Luft.

„Grüß dich Gott!“ ſagte ich leis, gedachte dabei aber weniger des Baumes, als vielmehr des holden Gottesgeſchöpfes, in dem, wie es ſich nachmals fügen mußte, all' Glück und Leid, und auch all' nagende Buße meines Lebens beſchloſſen ſein ſollte, für jetzt und alle Zeit. Das war des edlen Herrn Gerhardus Töchterlein, des Junkers Wulfen einzig Geſchwiſter.

Item, es war bald nach meines lieben Vaters Tode, als ich zum erſten Mal die ganze Vacanz hier verbrachte; ſie war derzeit ein neunjährig Dirnlein, die ihre braunen Zöpfe luſtig fliegen ließ; ich zählte um ein paar Jahre weiter. So trat ich eines Morgens aus dem Thorhaus; der alte Hofmann Dietrich, der ober der Einfahrt wohnt, und neben dem als einem getreuen Mann mir mein Schlafkämmerlein eingeräumt war, hatte mir einen Eſchenbogen zugerichtet, mir auch die Bolzen von tüchtigem Blei dazu gegoſſen, und ich wollte nun auf die Raubvögel, deren genug bei dem Herrenhaus umherſchrieen; da kam ſie vom Hofe auf mich zugeſprungen.

„Weißt Du, Johannes,“ ſagte ſie; „ich zeig' Dir ein Vogelneſt; dort in dem hohlen Birnbaum; aber das ſind Rothſchwänzchen, die darfſt Du ja nicht ſchießen!“

Damit war ſie ſchon wieder vorausgeſprungen; doch eh' ſie noch dem Baum auf zwanzig Schritte nah' gekommen, ſah ich ſie jählings ſtille ſtehn. „Der Buhz, der Buhz!“ ſchrie ſie und ſchüttelte wie entſetzt ihre beiden Händlein in der Luft.

Es war aber ein großer Waldkauz, der ober dem

Loche des hohlen Baumes ſaß und hinabſchauete, ob er ein ausfliegend Vögelein erhaſchen möge. „Der Buhz, der Buhz!“ ſchrie die Kleine wieder. „Schieß, Johannes, ſchieß!“ — Der Kauz aber, den die Freßgier taub gemacht, ſaß noch immer und ſtierte in die Hohlung. Da ſpannte ich meinen Eſchenbogen und ſchoß, daß das Raubthier zappelnd auf dem Boden lag; aus dem Baume aber ſchwang ſich ein zwitſchernd Vöglein in die Luft.

Seit der Zeit waren Katharina und ich zwei gute Geſellen miteinander; in Wald und Garten, wo das Mägdlein war, da war auch ich. Darob aber mußte mir gar bald ein Feind erſtehen; das war Kurt von der Riſch, deſſen Vater eine Stunde davon auf ſeinem reichen Hofe ſaß. In Begleitung ſeines gelahrten Hofmeiſters, mit dem Herr Gerhardus gern der Unterhaltung pflag, kam er oftmals auf Beſuch; und da er jünger war als Junker Wulf, ſo war er wohl auf mich und Katharinen angewieſen; inſonders aber ſchien das braune Herrentöchterlein ihm zu gefallen. Doch war das ſchier umſonſt; ſie lachte nur über ſeine krumme Vogelnaſe, die ihm, wie bei faſt Allen des Geſchlechtes, unter buſchigem Haupthaar zwiſchen zwo merklich runden Augen ſaß. Ja, wenn ſie ſeiner nur von fern gewahrte, ſo reckte ſie wohl ihr Köpfchen vor und rief: „Johannes, der Buhz! der Buhz!“ Dann verſteckten wir uns hinter den Scheunen oder rannten wohl auch ſpornſtreichs in den Wald hinein, der ſich in einem Bogen um die Felder und danach wieder dicht an die Mauern des Gartens hinanzieht.

Darob, als der von der Riſch deß inne wurde, kam es oftmals zwiſchen uns zum Haarrauſen, wobei jedoch, da er mehr hitzig denn ſtark war, der Vortheil meiſt in meinen Händen blieb.

Als ich, um von Herrn Gerhardus Urlaub zu nehmen, vor meiner Ausfahrt in die Fremde zum letzten Mal, jedoch nur kurze Tage, hier verweilte, war Katharina ſchon faſt wie eine Jungfrau; ihr braunes Haar lag itzt in einem goldnen Netz gefangen; in ihren Augen, wenn ſie die Wimpern hob, war oft ein ſpielend Leuchten, das mich ſchier beklommen machte. Auch war ein alt' gebrechlich Fräulein ihr zur Obhut beigegeben, ſo man im Hauſe nur „Baſ' Urſel" nannte; ſie ließ das Kind nicht aus den Augen und ging überall mit einer langen Tricotage neben ihr.

Als ich ſo eines Octobernachmittags im Schatten der Gartenhecken mit beiden auf und ab wandelte, kam ein lang aufgeſchoſſener Geſell, mit ſpitzenbeſetztem Lederwamms und Federhut ganz à la mode gekleidet, den Gang zu uns herauf; und ſiehe da, es war der Junker Kurt, mein alter Widerſacher. Ich merkte allſogleich, daß er noch immer bei ſeiner ſchönen Nachbarin zu Hofe ging; auch, daß inſonders dem alten Fräulein ſolches zu gefallen ſchien. Das war ein „Herr Baron" auf alle Frag' und Antwort; dabei lachte ſie höchſt obligeant mit einer widrig feinen Stimme und hob die Naſe unmäßig in die Luft; mich aber, wenn ich ja ein Wort dazwiſchen gab, nannte ſie ſtetig „Er“ oder kurzweg auch „Johannes“, worauf der Junker dann ſeine runden Augen einkniff und im Gegentheile that, als ſähe er auf mich herab, obſchon ich ihn um halben Kopfes Länge überragte.

Ich blickte auf Katharinen; die aber kümmerte ſich nicht um mich, ſondern ging ſittig neben dem Junker, ihm manierlich Red' und Antwort gebend; den kleinen rothen Mund aber verzog mitunter ein ſpöttiſch ſtolzes Lächeln, ſo daß ich dachte: „Getröſte Dich, Johannes; der Herrenſohn ſchnellt itzo Deine Wage in die Luft!“ Trotzig blieb ich zurück und ließ die andern Dreie vor mir gehen. Als aber dieſe in das Haus getreten waren und ich davor noch an Herrn Gerhardus' Blumenbeeten ſtand, darüber brütend, wie ich, gleich wie vormals, mit dem von der Riſch ein tüchtig Haarraufen beginnen möchte, kam plötzlich Katharina wieder zurückgelaufen, riß neben mir eine Aſter von den Beeten und flüſterte mir zu: „Johannes, weißt Du was? Der Buhz ſieht einem jungen Adler gleich; Baſ' Urſel hat's geſagt!“ Und fort war ſie wieder, eh' ich mich's verſah. Mir aber war auf einmal all' Trotz und Zorn wie weggeblaſen. Was kümmerte mich itzund der Herr Baron! Ich lachte hell und fröhlich in den güldnen Tag hinaus; denn bei den übermüthigen Worten war wieder jenes ſüße Augenſpiel geweſen. Aber dies Mal hatte es mir gerad' ins Herz geleuchtet.

Bald danach ließ mich Herr Gerhardus auf ſein Zimmer rufen; er zeigte mir auf einer Karte noch einmal, wie ich die weite Reiſe nach Amſterdam zu machen habe, übergab mir Briefe an ſeine Freunde dort und ſprach dann lange mit mir, als meines lieben ſeligen Vaters Freund; denn noch ſelbigen Abends hatte ich zur Stadt zu gehen, von wo ein Bürger mich auf ſeinem Wagen mit nach Hamburg nehmen wollte.

Als nun der Tag hinabging, nahm ich Abſchied. Unten im Zimmer ſaß Katharina an einem Stickrahmen; ich mußte der Griechiſchen Helena gedenken, wie ich ſie jüngſt in einem Kupferwerk geſehen; ſo ſchön erſchien mir der junge Nacken, den das Mädchen eben über ihre Arbeit neigte. Aber ſie war nicht allein; ihr gegenüber ſaß Baſ' Urſel und las laut aus einem franzöſiſchen Geſchichtenbuche. Da ich näher trat, hob ſie die Naſe nach mir zu: „Nun, Johannes," ſagte ſie, „Er will mir wohl Abe ſagen! So kann Er auch dem Fräulein gleich ſeine Reverenze machen!" — Da war ſchon Katharina von ihrer Arbeit aufgeſtanden; aber, indem ſie mir die Hand reichte, traten die Junker Wulf und Kurt mit großem Geräuſch ins Zimmer; und ſie ſagte nur: „Lebwohl, Johannes!" Und ſo ging ich fort.

Im Thorhaus drückte ich dem alten Dieterich die Hand, der Stab und Ranzen ſchon für mich bereit hielt; dann wanderte ich zwiſchen den Eichbäumen auf die Waldſtraße zu. Aber mir war dabei, als könne ich nicht recht fort, als hätt' ich einen Abſchied noch zu Gute, und ſtand oft ſtill und ſchaute hinter mich. Ich war auch nicht den Richtweg durch die Tannen, ſondern, wie von ſelber, den viel weiteren auf der großen Fahrſtraße hingewandert. Aber ſchon kam vor mir das Abendroth überm Wald herauf, und ich mußte eilen, wenn mich die Nacht nicht überfallen ſollte. „Ade, Katharina, ade!“ ſagte ich leiſe und ſetzte rüſtig meinen Wanderſtab in Gang.

Da, an der Stelle, wo der Fußſteig in die Straße mündet — in ſtürmender Freude ſtund das Herz mir ſtill — plötzlich aus dem Tannendunkel war ſie ſelber da; mit glühenden Wangen kam ſie hergelaufen, ſie ſprang über den trocknen Weggraben, daß die Fluth des ſeidenbraunen Haars dem güldnen Netz entſtürzte; und ſo fing ich ſie in meinen Armen auf. Mit glänzenden Augen, noch mit dem Odem ringend, ſchaute ſie mich an. „Ich — ich bin ihnen fortgelaufen!“ ſtammelte ſie endlich; und dann, ein Päckchen in meine Hand drückend, fügte ſie leis hinzu: „Von mir, Johannes! Und Du ſollſt es nicht verachten!“ Auf einmal aber wurde ihr Geſichtchen trübe; der kleine ſchwellende Mund wollte noch was reden, aber da brach ein Thränenquell aus ihren Augen, und wehmüthig ihr Köpfchen ſchüttelnd, riß ſie ſich haſtig los. Ich ſah ihr Kleid im finſtern Tannenſteig verſchwinden; dann in der Ferne hört’ ich noch die Zweige rauſchen, und dann ſtand ich allein. Es war ſo ſtill, die Blätter konnte man fallen hören. Als ich das Päckchen aus einander faltete, da war’s ihr güldner Pathenpfennig, ſo ſie mir oft gezeigt hatte; ein Zettlein lag dabei, das las ich nun beim Schein des Abendrothes. „Damit Du nicht in Noth geratheſt,“ ſtund darauf geſchrieben. — Da ſtreckt' ich meine Arme in die leere Luft: „Ade, Katharina, ade, ade!“ wohl hundert Mal rief ich es in den ſtillen Wald hinein; — und erſt mit ſinkender Nacht erreichte ich die Stadt.

— — Seitdem waren faſt fünf Jahre dahingegangen. — Wie würd' ich heute Alles wiederfinden?

Und ſchon war ich am Thorhaus, und ſah drunten im Hof die alten Linden, hinter deren lichtgrünem Laub die beiden Zackengiebel des Herrenhauſes itzt verborgen lagen. Als ich aber durch den Thorweg gehen wollte, jagten vom Hofe her zwei fahlgraue Bullenbeißer mit Stachelhalsbändern gar wild gegen mich heran; ſie erhuben ein erſchreckliches Geheul und der eine ſprang auf mich und fletſchete ſeine weißen Zähne dicht vor meinem Antlitz. Solch' einen Willkommen hatte ich noch niemalen hier empfangen. Da, zu meinem Glück, rief aus den Kammern ober dem Thore eine rauhe, aber mir gar traute Stimme: „Halloh!“ rief ſie; „Tartar, Türk!“ Die Hunde ließen von mir ab, ich hörte es die Stiege herabkommen, und aus der Thür, ſo unter dem Thorgang war, trat der alte Dieterich.

Als ich ihn anſchaute, ſah ich wohl, daß ich lang in der Fremde geweſen ſei: denn ſein Haar war ſchloweiß geworden und ſeine ſonſt ſo luſtigen Augen blickten gar matt und betrübſam auf mich hin. „Herr Johannes!“ ſagte er endlich und reichte mir ſeine beiden Hände.

„Grüß Ihn Gott, Dieterich!“ entgegnete ich. „Aber ſeit wann haltet Ihr ſolche Bluthunde auf dem Hof, die die Gäſte anfallen gleich den Wölfen?“

„Ja, Herr Johannes,“ ſagte der Alte, „die hat der Junker hergebracht.“

„Iſt denn der daheim?“

Der Alte nickte.

„Nun,“ ſagte ich; „die Hunde mögen ſchon vonnöthen ſein; vom Krieg her iſt noch viel verlaufen Volk zurückgeblieben.“

„Ach, Herr Johannes!“ Und der alte Mann ſtund immer noch, als wolle er mich nicht zum Hof hinauflaſſen. „Ihr ſeid in ſchlimmer Zeit gekommen!“

Ich ſah ihn an, ſagte aber nur: „Freilich, Dieterich; aus mancher Fenſterhöhlung ſchaut ſtatt des Bauern itzt der Wolf heraus; hab' dergleichen auch geſehen; aber es iſt ja Frieden worden, und der gute Herr im Schloß wird helfen, ſeine Hand iſt offen.“

Mit dieſen Worten wollte ich, obſchon die Hunde mich wieder anknurreten, auf den Hof hinausgehen; aber der Greis trat mir in den Weg. „Herr Johannes,“ rief er, „ehe Ihr weiter gehet, hört mich an! Euer Brieflein iſt zwar richtig mit der Königlichen Poſt von Hamburg kommen; aber den rechten Leſer hat es nicht mehr finden können.“

„Dieterich!“ ſchrie ich. „Dieterich!“

„— Ja, ja, Herr Johannes! Hier iſt die gute Zeit vorbei; denn unſer theurer Herr Gerhardus liegt aufgebahret dort in der Kapellen, und die Gueridons brennen an ſeinem Sarge. Es wird nun anders werden auf dem Hofe; aber — ich bin ein höriger Mann, mir ziemet Schweigen."

Ich wollte fragen: „Iſt das Fräulein, iſt Katharina noch im Hauſe?" Aber das Wort wollte nicht über meine Zunge.

Drüben, in einem hinteren Seitenbau des Herrenhauſes war eine kleine Kapelle, die aber, wie ich wußte, ſeit lange nicht benutzt war. Dort alſo ſollte ich Herrn Gerhardus ſuchen.

Ich frug den alten Hofmann: „Iſt die Kapelle offen?" und als er es bejahete, bat ich ihn, die Hunde anzuhalten; dann ging ich über den Hof, wo Niemand mir begegnete; nur einer Grasmücke Singen kam oben aus den Lindenwipfeln.

Die Thür zur Kapellen war nur angelehnt, und leis und gar beklommen trat ich ein. Da ſtund der offene Sarg, und die rothe Flamme der Kerzen warf ihr flackernd Licht auf das edle Antlitz des geliebten Herrn; die Fremdheit des Todes, ſo darauf lag, ſagte mir, daß er itzt eines andern Land's Genoſſe ſei. Indem ich aber neben dem Leichnam zum Gebete hinknieen wollte, erhub ſich über den Rand des Sarges mir gegenüber ein junges blaſſes Antlitz, das aus ſchwarzen Schleiern faſt erſchrocken auf mich ſchaute.

Aber nur, wie ein Hauch verweht, ſo blickten die braunen Augen herzlich zu mir auf und es war faſt wie ein Freudenruf: „O, Johannes, ſeid Ihr's denn! Ach, Ihr ſeid zu ſpät gekommen!“ Und über dem Sarge hatten unſere Hände ſich zum Gruß gefaßt; denn es war *Katharina*, und ſie war ſo ſchön geworden, daß hier im Angeſicht des Todes ein heißer Puls des Lebens mich durchfuhr. Zwar, das ſpielende Licht der Augen lag itzt zurückgeſchrecket in der Tiefe; aber aus dem ſchwarzen Häubchen drängten ſich die braunen Löcklein, und der ſchwellende Mund war um ſo röther in dem blaſſen Antlitz.

Und faſt verwirret auf den Todten ſchauend ſprach ich: „Wohl kam ich in der Hoffnung, an ſeinem lebenden Bilde ihm mit meiner Kunſt zu danken, ihm manche Stunde gegenüber zu ſitzen und ſein mild und lehrreich Wort zu hören. Laßt mich denn nun die bald vergehenden Züge feſtzuhalten ſuchen.“

Und als ſie unter Thränen, die über ihre Wangen ſtrömten, ſtumm zu mir hinüber nickte, ſetzte ich mich in ein Geſtühlte und begann auf einem von den Blättchen, die ich bei mir führte des Todten Antlitz nachzubilden. Aber meine Hand zitterte; ich weiß nicht, ob alleine vor der Majeſtät des Todes.

Während dem vernahm ich draußen vom Hofe her eine Stimme, die ich für die des Junker Wulf erkannte, gleich danach ſchrie ein Hund wie nach einem Fußtritt oder Peitſchenhiebe; und dann ein Lachen und einen

Fluch von einer andern Stimme, die mir gleicherweiſe bekannt deuchte.

Als ich auf Katharinen blickte, ſah ich ſie mit ſchier entſetzten Augen nach dem Fenſter ſtarren; aber die Stimmen und die Schritte gingen vorüber. Da erhub ſie ſich, kam an meine Seite und ſahe zu, wie des Vaters Antlitz unter meinem Stift entſtund. Nicht lange, ſo kam draußen ein einzelner Schritt zurück; in demſelben Augenblick legte Katharina die Hand auf meine Schulter und ich fühlte, wie ihr junger Körper bebte.

Sogleich auch wurde die Kapellenthür aufgeriſſen, und ich erkannte den Junker Wulf, obſchon ſein ſonſten bleiches Angeſicht itzt roth und aufgedunſen ſchien.

„Was huckſt Du allfort an dem Sarge!“ rief er zu der Schweſter. „Der Junker von der Riſch iſt da geweſen, uns ſeine Condolenze zu bezeigen! Du hätteſt ihm wohl den Trunk kredenzen mögen!“

Zugleich hatte er meiner wahrgenommen und bohrete mich mit ſeinen kleinen Augen an. — „Wulf,“ ſagte Katharina, indem ſie mit mir zu ihm trat; „es iſt Johannes, Wulf.“

Der Junker fand nicht vonnöthen, mir die Hand zu reichen; er muſterte nur mein violenfarben Wamms und meinte: „Du trägſt da einen bunten Federbalg; man wird Dich ‚Sieur‘ nun tituliren müſſen!“

„Nennt mich, wie's Euch gefällt!“ ſagte ich, indem wir auf den Hof hinaustraten. „Obſchon mir dorten, von wo ich komme, das ‚Herr' vor meinem Namen nicht gefehlet, — Ihr wißt wohl, Eures Vaters Sohn hat großes Recht an mir."

Er ſah mich was verwundert an, ſagte dann aber nur: „Nun wohl, ſo magſt Du zeigen, was Du für meines Vaters Gold erlernet haſt; und ſoll dazu der Lohn für Deine Arbeit Dir nicht verhalten ſein."

Ich meinete, was den Lohn anginge, den hätte ich längſt voraus bekommen; da aber der Junker entgegnete, er werd' es halten, wie ſich's für einen Edelmann gezieme, ſo frug ich, was für Arbeit er mir aufzutragen hätte.

„Du weißt doch," ſagte er, und hielt dann inne, indem er ſcharf auf ſeine Schweſter blickte — „wenn eine adelige Tochter das Haus verläßt, ſo muß ihr Bild darin zurückbleiben."

Ich fühlte, daß bei dieſen Worten Katharina, die an meiner Seite ging, gleich einer Taumelnden nach meinem Mantel haſchte; aber ich entgegnete ruhig: „Der Brauch iſt mir bekannt; doch, wie meinet Ihr denn, Junker Wulf?"

„Ich meine," ſagte er hart, als ob er einen Gegenſpruch erwarte; „daß Du das Bildniß der Tochter dieſes Hauſes malen ſollſt!"

Mich durchfuhr's faſt wie ein Schrecken; weiß nicht, ob mehr über den Ton oder die Deutung dieſer Worte; dachte auch, zu ſolchem Beginnen ſei itzt kaum die rechte Zeit.

Da Katharina ſchwieg, aus ihren Augen aber ein flehentlicher Blick mir zuflog, ſo antwortete ich: „Wenn Eure edle Schweſter es mir vergönnen will, ſo hoffe ich Eueres Vaters Protection und meines Meiſters Lehre keine Schande anzuthun. Räumet mir nur wieder mein Kämmerlein ober dem Thorweg bei dem alten Dieterich, ſo ſoll geſchehen, was Ihr wünſchet.“

Der Junker war das zufrieden, und ſagte auch ſeiner Schweſter, ſie möge einen Imbiß für mich richten laſſen.

Ich wollte über den Beginn meiner Arbeit noch eine Frage thun; aber ich verſtummte wieder, denn über den empfangenen Auftrag war plötzlich eine Entzückung in mir aufgeſtiegen, daß ich fürchtete, ſie könne mit jedem Wort hervorbrechen. So war ich auch der zwo grimmen Köter nicht gewahr worden, die dort am Brunnen ſich auf den heißen Steinen ſonnten. Da wir aber näher kamen, ſprangen ſie auf und fuhren mit offenem Rachen gegen mich, daß Katharina einen Schrei that, der Junker aber einen ſchrillen Pfiff, worauf ſie heulend ihm zu Füßen krochen. „Beim Höllenelemente,“ rief er lachend, „zwo tolle Kerle; gilt ihnen gleich, ein Sauſchwanz oder Flandriſch Tuch!“

„Nun, Junker Wulf,“ — ich konnte der Rede mich nicht wohl enthalten — „ſoll ich noch einmal Gaſt in Eueres Vaters Hauſe ſein, ſo möget Ihr Euere Thiere beſſere Sitte lehren!“

Er blitzte mich mit ſeinen kleinen Augen an und riß ſich ein paar Mal in ſeinen Zwickelbart. „Das iſt nur ſo ihr Willkommsgruß, Sieur Johannes;“ ſagte er dann, indem er ſich bückte, um die Beſtien zu ſtreicheln, „damit jedweder wiſſe, daß ein ander Regiment allhier begonnen; denn — wer mir in die Quere kommt, den hetz' ich in des Teufels Rachen!“

Bei den letzten Worten, die er heftig ausgeſtoßen, hatte er ſich hoch aufgerichtet; dann pfiff er ſeinen Hunden und ſchritt über den Hof dem Thore zu.

Ein Weilchen ſchaute ich hinterdrein; dann folgte ich Katharinen, die unter dem Lindenſchatten ſtumm und geſenkten Hauptes die Freitreppe zu dem Herrenhaus emporſtieg; eben ſo ſchweigend gingen wir mitſammen die breiten Stufen in das Oberhaus hinauf, allwo wir in des ſeligen Herrn Gerhardus Zimmer traten. — Hier war noch Alles, wie ich es vordem geſehen; die goldgeblümten Ledertapeten, die Karten an der Wand, die ſaubern Pergamentbände auf den Regalen, über dem Arbeitstiſche der ſchöne Waldgrund von dem älteren Ruysdael — und dann davor der leere Seſſel. Meine Blicke blieben daran haften; gleich wie drunten in der Kapellen der Leib des Entſchlafenen, ſo ſchien auch dieß Gemach mir itzt entſeelet, und, obſchon vom Walde draußen der junge Lenz durch's Fenſter leuchtete, doch gleichſam von der Stille des Todes wie erfüllet.

Ich hatte auch Katharinen in dieſem Augenblicke faſt vergeſſen. Da ich mich umwandte, ſtand ſie ſchier reglos mitten in dem Zimmer, und ich ſah, wie unter den kleinen Händen, die ſie darauf gepreßt hielt, ihre Bruſt in ungeſtümer Arbeit ging. „Nicht wahr,“ ſagte ſie leiſe, „hier iſt itzt Niemand mehr; Niemand, als mein Bruder und ſeine grimmen Hunde?“

„Katharina!“ rief ich; „was iſt Euch? Was iſt das hier in Eueres Vaters Haus?“

„Was es iſt, Johannes?“ und faſt wild ergriff ſie meine beiden Hände; und ihre jungen Augen ſprühten wie in Zorn und Schmerz.

„Nein, nein; laß erſt den Vater in ſeiner Gruft zur Ruhe kommen! Aber dann — Du ſollſt mein Bild ja malen, Du wirſt eine Zeit lang hier verweilen — dann, Johannes, hilf mir; um des Todten willen, hilf mir!“

Auf ſolche Worte, von Mitleid und von Liebe ganz bezwungen, fiel ich vor der Schönen, Süßen nieder und ſchwur ihr mich und alle meine Kräfte zu. Da löſete ſich ein ſanfter Thränenquell aus ihren Augen, und wir ſaßen neben einander und ſprachen lange zu des Entſchlafenen Gedächtniß.

Als wir ſodann wieder in das Unterhaus hinabgingen, frug ich auch dem alten Fräulein nach.

„O,“ ſagte Katharina, „Baſ' Urſel? Wollt Ihr ſie begrüßen? Ja, die iſt auch noch da; ſie hat hier unten ihr Gemach; denn die Treppen ſind ihr ſchon längſthin zu beſchwerlich.“

Wir traten alſo in ein Stübchen, das gegen den Garten lag, wo auf den Beeten vor den grünen Heckenwänden ſo eben die Tulpen aus der Erde brachen. Baſ' Urſel ſaß, in der ſchwarzen Tracht und Krebbhaube nur wie ein ſchwindend Häufchen anzuſchauen, in einem hohen Seſſel und hatte ein Nonnenſpielchen vor ſich, das, wie ſie nachmals mir erzählte, der Herr Baron — nach ſeines Vaters Ableben war er ſolches itzund wirklich — ihr aus Lübeck zur Verehrung mitgebracht.

„So,“ ſagte ſie, da Katharina mich genannt hatte, indeß ſie behutſam die helfenbeinern Pflöcklein uneinander ſteckte, „iſt Er wieder da, Johannes? — Nein, es geht nicht aus! Oh, c'est un jeu très compliqué!“

Dann warf ſie die Pflöcklein übereinander und ſchaute mich an. „Ei,“ meinte ſie; „Er iſt gar ſtattlich angethan; aber weiß Er denn nicht, daß Er in ein Trauerhaus getreten iſt?“

„Ich weiß es, Fräulein,“ entgegnete ich; „aber da ich in das Thor trat, wußte ich es nicht.“

„Nun,“ ſagte ſie und nickte gar begütigend; „ſo eigentlich gehört Er ja auch nicht zur Dienerſchaft.“

Ueber Katharinens blaſſes Antlitz flog ein Lächeln, wodurch ich mich jeder Antwort wohl enthoben halten mochte. Vielmehr rühmte ich der alten Dame die Anmuth ihres Wohngemaches; denn auch der Epheu von dem Thürmchen, das draußen an der Mauer aufſtieg, hatte ſich nach dem Fenſter hingeſponnen und wiegete ſeine grünen Ranken vor den Scheiben.

Aber Baſ' Urſel meinete, ja, wenn nur nicht die Nachtigallen wären, die itzt ſchon wieder anhüben mit ihrer Nachtunruhe; ſie könne ohnedem den Schlaf nicht finden; und dann auch ſei es ſchier zu abgelegen; das Geſinde ſei von hier aus nicht im Aug' zu halten; im Garten draußen aber paſſire eben nichts, als etwan, wann der Gärtnerburſche an den Hecken oder Buxrabatten putze.

— Und damit hatte der Beſuch ſeine Endſchaft; denn Katharina mahnte, es ſei nachgerade an der Zeit, meinen wegemüden Leib zu ſtärken.

* * *

Ich war nun in meinem Kämmerchen ober dem Hofthor einlogirt, dem alten Dieterich zur ſondern Freude; denn am Feyerabend ſaßen wir auf ſeiner Tragkiſt', und ließ ich mir, gleichwie in der Knabenzeit, von ihm erzählen. Er rauchte dann wohl eine Pfeife Tabak, welche Sitte durch das Kriegsvolk auch hier in Gang gekommen war, und holte allerlei Geſchichten aus den Drangſalen, ſo ſie durch die fremden Truppen auf dem Hof und unten in dem Dorfe hatten leiden müſſen; einmal aber, da ich ſeine Rede auf das gute Frölen Katharina gebracht und er erſt nicht hatt' ein Ende finden können, brach er gleichwohl plötzlich ab und ſchauete mich an.

„Wiſſet Ihr, Herr Johannes," ſagte er, „'s iſt grauſam Schad', daß Ihr nicht auch ein Wappen habet gleich dem von der Riſch da drüben!"

Und da ſolche Rede mir das Blut ins Geſicht jagte, klopfte er mit ſeiner harten Hand mir auf die Schulter, meinend: „Nun, nun, Herr Johannes; 's war ein dummes Wort von mir; wir müſſen freilich bleiben, wo uns der Herrgott hingeſetzet.“

Weiß nicht, ob ich derzeit mit ſolchem einverſtanden geweſen, frug aber nur, was der von der Riſch denn itzund für ein Mann geworden.

Der Alte ſah mich gar pfiffig an und paffte aus ſeinem kurzen Pfeiflein, als ob das theure Kraut am Feldrain wüchſe. „Wollet Ihr's wiſſen, Herr Johannes?“ begann er dann. „Er gehöret zu denen muntern Junkern, die im Kieler Umſchlag den Bürgersleuten die Knöpfe von den Häuſern ſchießen; Ihr möget glauben, er hat treffliche Piſtolen! Auf der Geigen weiß er nicht ſo gut zu ſpielen; da er aber ein luſtig Stücklein liebt, ſo hat er letzthin den Rathsmuſikanten, der überm Holſtenthore wohnt, um Mitternacht mit ſeinem Degen aufgeklopft, ihm auch nicht Zeit gelaſſen, ſich Wamms und Hoſen anzuthun. Statt der Sonnen ſtand aber der Mond am Himmel, es war octavis trium regum, und fror Pickelſteine; und hat alſo der Muſikante, den Junker mit dem Degen hinter ſich, im blanken Hemde vor ihm durch die Gaſſen geigen müſſen! — — Wollet Ihr mehr noch wiſſen, Herr Johannes? — Zu Haus bei ihm freuen ſich die Bauern, wenn der Herrgott ſie nicht mit Töchtern geſegnet; und dennoch — — aber ſeit ſeines Vaters Tode hat er Geld, und unſer Junker, Ihr wiſſet's wohl, hat ſchon vorher von ſeinem Erbe aufgezehrt."

Ich wußte freilich nun genug; auch hatte der alte Dieterich ſchon mit ſeinem Spruche: ‚Aber ich bin nur ein höriger Mann‘ ſeiner Rede Schluß gemacht.

— — Mit meinem Malgeräth war auch meine Kleidung aus der Stadt gekommen, wo ich im goldenen Löwen Alles abgelegt, ſo daß ich anitzt, wie es ſich ziemte, in dunkler Tracht einherging. Die Tagesſtunden aber wandte ich zunächſt in meinen Nutzen. Nämlich, es befand ſich oben im Herrenhauſe neben des ſeligen Herrn Gemach ein Saal, räumlich und hoch, deſſen Wände faſt völlig von lebensgroßen Bildern verhängt waren, ſo daß nur noch neben dem Kamin ein Platz zu zweien offen ſtund. Es waren das die Voreltern des Herrn Gerhardus, meiſt ernſt und ſicher blickende Männer und Frauen, mit einem Antlitz, dem man wohl vertrauen konnte; er ſelber in kräftigem Mannesalter und Katharinens frühverſtorbene Mutter machten dann den Schluß. Die beiden letzten Bilder waren gar trefflich von unſerem Landsmanne, dem Eiderſtedter Georg Ovens, in ſeiner kräftigen Art gemalet; und ich ſuchte nun mit meinem Pinſel die Züge meines edlen Beſchützers nachzuſchaffen; zwar in verjüngtem Maaßſtab und nur mir ſelber zum Genügen; doch hat es ſpäter zu einem größeren Bildniß mir gedienet, das noch itzt hier in meiner einſamen Kammer die theuerſte Geſellſchaft meines Alters iſt. Das Bildniß ſeiner Tochter aber lebt mit mir in meinem Innern.

Oft, wenn ich die Palette hingelegt, ſtand ich noch lange vor den ſchönen Bildern. Katharinens Antlitz fand ich in dem der beiden Eltern wieder; des Vaters Stirn, der Mutter Liebreiz um die Lippen; wo aber war hier der harte Mundwinkel, das kleine Auge des Junkers Wulf? — Das mußte tiefer aus der Vergangenheit heraufgekommen ſein! Langſam ging ich die Reih' der älteren Bildniſſe entlang, bis über hundert Jahre weit hinab. Und ſiehe, da hing im ſchwarzen, von den Würmern ſchon zerfreſſenen Holzrahmen ein Bild, vor dem ich ſchon als Knabe, als ob's mich hielte, ſtillgeſtanden war. Es ſtellte eine Edelfrau von etwa vierzig Jahren vor; die kleinen grauen Augen ſahen kalt und ſtechend aus dem harten Antlitz, das nur zur Hälfte zwiſchen dem weißen Kinntuch und der Schleierhaube ſichtbar wurde. Ein leiſer Schauer überfuhr mich vor der ſo lang ſchon heimgegangenen Seele; und ich ſprach zu mir: „Hier, dieſe iſt's! Wie räthſelhafte Wege geht die Natur! Ein saeculum und drüber rinnt es heimlich wie unter einer Decke im Blute der Geſchlechter fort; dann, längſt vergeſſen, taucht es plötzlich wieder auf, den Lebenden zum Unheil. Nicht vor dem Sohn des edlen Gerhardus; vor dieſer hier und ihres Blutes nachgeborenem Sprößling ſoll ich Katharinen ſchützen.“ Und wieder trat ich vor die beiden jüngſten Bilder, an denen mein Gemüthe ſich erquickte.

So weilte ich derzeit in dem ſtillen Saale, wo um mich nur die Sonnenſtäublein ſpielten, unter den Schatten der Geweſenen.

Katharinen ſah ich nur beim Mittagstiſche, das alte Fräulein und den Junker Wulf zur Seiten; aber wofern Baſ' Urſel nicht in ihren hohen Tönen redete, ſo war es ſteis ein ſtumm und betrübſam Mahl, ſo daß mir oft der Biſſen im Munde quoll. Nicht die Trauer um den Abgeſchiedenen war deß Urſach, ſondern es lag zwiſchen Bruder und Schweſter, als ſei das Tiſchtuch durchgeſchnitten zwiſchen ihnen. Katharina, nachdem ſie faſt die Speiſen nicht berührt, entfernte ſich allzeit bald, mich kaum nur mit den Augen grüßend; der Junker aber, wenn ihm die Laune ſtund, ſuchte mich dann beim Trunke feſtzuhalten; hatte mich alſo hiegegen und, ſo ich nicht hinaus wollte über mein geſtecktes Maaß, überdem wider allerart Floscula zu wehren, welche gegen mich geſpitzet wurden.

Inzwiſchen, nachdem der Sarg ſchon mehrere Tage geſchloſſen geweſen, geſchahe die Beiſetzung des Herrn Gerhardus drunten in der Kirche des Dorfes, allwo das Erbbegräbniß iſt, und wo itzt ſeine Gebeine bei denen ſeiner Voreltern ruhen, mit denen der Höchſte ihnen dereinſt eine fröhliche Urſtänd wolle beſcheeren!

Es waren aber zu ſolcher Trauerfeſtlichkeit zwar mancherlei Leute aus der Stadt und von den umliegenden Gütern gekommen; von Angehörigen aber faſt wenige und auch dieſe nur entfernte, maaßen der Junker Wulf der Letzte ſeines Stammes war und des Herrn Gerhardus Ehgemahl nicht hieſigen Geſchlechts geweſen; darum es auch geſchahe, daß in der Kürze Alle wieder abgezogen ſind.

Der Junker drängte nun ſelbſt, daß ich mein aufgetragen Werk begönne, wozu ich droben in dem Bilderſaale an einem nach Norden zu belegenen Fenſter mir ſchon den Platz erwählt hatte. Zwar kam Baſ' Urſel, die wegen ihrer Gicht die Treppen nicht hinauf konnte, und meinete, es möge am Beſten in ihrer Stuben oder im Gemach daran geſchehen, ſo ſei es uns beiderſeits zur Unterhaltung; ich aber, ſolcher Gevatterſchaft gar gern entrathend, hatte an der dortigen Weſtſonne einen rechten Malergrund dagegen, und konnte alles Reden ihr nicht nützen. Vielmehr war ich am andern Morgen ſchon dabei, die Nebenfenſter des Saales zu verhängen und die hohe Staffelei zu ſtellen, ſo ich mit Hülfe Dieterichs mir ſelber in den letzten Tagen angefertigt hatte.

Als ich eben den Blendrahmen mit der Leinewand darauf gelegt, öffnete ſich die Thür aus Herrn Gerhardus' Zimmer, und Katharina trat herein. — Aus was für Urſach' wäre ſchwer zu ſagen; aber ich empfand, daß wir uns diesmal faſt erſchrocken gegenüberſtanden; aus der ſchwarzen Kleidung, die ſie nicht abgeleget, ſchaute das junge Antlitz in gar ſüßer Verwirrung zu mir auf.

„Katharina,“ ſagte ich, „Ihr wiſſet, ich ſoll Euer Bildniß malen; duldet Ihr's auch gern?“

Da zog ein Schleier über ihre braunen Augenſterne, und ſie ſagte leiſe: „Warum doch fragt Ihr ſo, Johannes?“

Wie ein Thau des Glückes ſank es in mein Herz. „Nein, nein, Katharina! Aber ſagt, was iſt, worin kann ich Euch dienen? — Setzet Euch, damit wir nicht ſo müßig überraſcht werden, und dann ſprecht! Oder vielmehr, ich weiß es ſchon. Ihr braucht mir's nicht zu ſagen!“

Aber ſie ſetzte ſich nicht, ſie trat zu mir heran. „Denket Ihr noch, Johannes, wie Ihr einſt den Buhz mit Euerem Bogen niederſchoſſet? Das thut diesmal nicht noth, obſchon er wieder ob dem Neſte lauert; denn ich bin kein Vöglein, das ſich von ihm zerreißen läßt. Aber, Johannes, — ich habe einen Blutsfreund! — Hilf mir wider den!“

„Ihr meinet Eueren Bruder, Katharina!“

— „Ich habe keinen andern. — — Dem Manne, den ich haſſe, will er mich zum Weibe geben! Während unſeres Vaters langem Siechbett habe ich den ſchändlichen Kampf mit ihm geſtritten, und erſt an ſeinem Sarg hab' ich's ihm abgetrotzt, daß ich in Ruhe um den Vater trauern mag; aber ich weiß, auch das wird er nicht halten.“

Ich gedachte eines Stiftsfräuleins zu Preetz, Herrn Gerhardus' einzigen Geſchwiſters, und meinete, ob die nicht um Schutz und Zuflucht anzugehen ſei.

Katharina nickte. „Wollt Ihr mein Bote ſein, Johannes? — Geſchrieben habe ich ihr ſchon, aber in

Wulf's Hände kam die Antwort, und auch erfahren habe ich ſie nicht; nur die ausbrechende Wuth meines Bruders, die ſelbſt das Ohr des Sterbenden erfüllet hätte, wenn es noch offen geweſen wäre für den Schall der Welt; aber der gnädige Gott hatte das geliebte Haupt ſchon mit dem letzten Erdenſchlummer zugedeckt."

Katharina hatte ſich nun doch auf meine Bitte mir genüber geſetzet, und ich begann die Umriſſe auf die Leinewand zu zeichnen. So kamen wir zu ruhiger Berathung; und da ich, wenn die Arbeit weiter vorgeſchritten war, nach Hamburg mußte, um bei dem Holzſchnitzer einen Rahmen zu beſtellen, ſo ſtelleten wir feſt, daß ich alsdann den Umweg über Preetz nähme und alſo meine Botſchaft ausrichtete. Zunächſt jedoch ſei emſig an dem Werk zu fördern.

Es iſt gar oft ein ſeltſam Widerſpiel im Menſchenherzen. Der Junker mußte es ſchon wiſſen, daß ich zu ſeiner Schweſter ſtand; gleichwohl — hieß nun ſein Stolz ihn mich gering zu ſchätzen oder glaubte er mit ſeiner erſten Drohung mich genug geſchrecket — was ich beſorgte, traf nicht ein; Katharina und ich waren am erſten wie an den andern Tagen von ihm ungeſtöret. Einmal zwar kam er und ſchalt mit Katharinen wegen ihrer Trauerkleidung, warf aber dann die Thür hinter ſich, und wir hörten ihn bald auf dem Hofe ein Reiterſtücklein pfeifen. Ein ander Mal noch hatte er den von der Riſch an ſeiner Seite. Da Katharina eine heftige Bewegung machte, bat ich ſie leis, auf ihrem Platz zu bleiben, und malte ruhig weiter. Seit dem Begräbnißtage, wo ich einen fremden Gruß mit ihm getauſchet, hatte der Junker Kurt ſich auf dem Hofe nicht gezeigt; nun trat er näher und beſchauete das Bild und redete gar ſchöne Worte, meinte aber auch, weshalb das Fräulein ſich ſo ſehr vermummet und nicht vielmehr ihr ſeidig Haar in ſeinen Locken auf den Nacken habe wallen laſſen; wie es von einem Engelländiſchen Poeten ſo trefflich ausgedrücket worden, „rückwärts den Winden leichte Küſſe werfend?“ Katharina aber, die bisher geſchwiegen, wies auf Herrn Gerhardus' Bild und ſagte: „Ihr wiſſet wohl nicht mehr, daß das mein Vater war!“

Was Junker Kurt hierauf entgegnete, iſt mir nicht mehr erinnerlich; meine Perſon aber ſchien ihm ganz nicht gegenwärtig oder doch nur gleich einer Maſchine, wodurch ein Bild ſich auf die Leinewand malte. Von letzterem begann er über meinen Kopf hin dies und jenes noch zu reden; da aber Katharina nicht mehr Antwort gab, ſo nahm er alsbald ſeinen Urlaub, der Dame angenehme Kurzweil wünſchend.

Bei dieſem Wort jedennoch ſah ich aus ſeinen Augen einen raſchen Blick gleich einer Meſſerſpitzen nach mir zücken.

— — Wir hatten nun weitere Störniß nicht zu leiden, und mit der Jahreszeit rückte auch die Arbeit vor. Schon ſtand auf den Waldkoppeln draußen der Roggen in ſilbergrauem Bluhſt und unten im Garten brachen ſchon die Roſen auf; wir beide aber — ich mag es heut wohl niederſchreiben — wir hätten itzund die Zeit gern ſtille ſtehen laſſen; an meine Botenreiſe wagten, auch nur mit einem Wörtlein, weder ſie noch ich zu rühren. Was wir geſprochen, wüßte ich kaum zu ſagen; nur daß ich von meinem Leben in der Fremde ihr erzählte und wie ich immer heimgedacht; auch daß ihr güldener Pfennig mich in Krankheit einſt vor Noth bewahrt, wie ſie in ihrem Kinderherzen es damals fürgeſorget, und wie ich ſpäter dann geſtrebt und mich geängſtet, bis ich das Kleinod aus dem Leihhaus mir zurückgewonnen hatte. Dann lächelte ſie glücklich; und dabei blühete aus dem dunkeln Grund des Bildes immer ſüßer das holde Antlitz auf; mir ſchien's, als ſei es kaum mein eigenes Werk. — Mitunter war's, als ſchaue mich etwas heiß aus ihren Augen an; doch wollte ich es dann faſſen, ſo floh es ſcheu zurück; und dennoch floß es durch den Pinſel heimlich auf die Leinewand, ſo daß mir ſelber kaum bewußt ein ſinnberückend Bild entſtand, wie nie zuvor und nie nachher ein ſolches aus meiner Hand gegangen iſt. — — Und endlich war's doch an der Zeit und feſtgeſetzet, am andern Morgen ſollte ich meine Reiſe antreten.

Als Katharina mir den Brief an ihre Baſe eingehändigt hatte, ſaß ſie noch einmal mir genüber. Es wurde heute mit Worten nicht geſpielt; wir ſprachen ernſt und ſorgenvoll mitſammen; indeſſen ſetzte ich noch hie und da den Pinſel an, mitunter meine Blicke auf die ſchweigende Geſellſchaft an den Wänden werfend, deren ich in Katharinens Gegenwart ſonſt kaum gedacht hatte.

Da, unter dem Malen, fiel mein Auge auch auf jenes alte Frauenbildniß, das mir zur Seite hing und aus den weißen Schleiertüchern die ſtechend grauen Augen auf mich gerichtet hielt. Mich fröſtelte, ich hätte nahezu den Stuhl verrückt.

Aber Katharinens ſüße Stimme drang mir in das Ohr: „Ihr ſeid ja faſt erbleichet; was flog Euch übers Herz, Johannes?“

Ich zeigte mit dem Pinſel auf das Bild. „Kennet Ihr die, Katharine? Dieſe Augen haben hier all' die Tage auf uns hingeſehen.“

„Die da? — Vor der hab' ich ſchon als Kind eine Furcht gehabt, und gar bei Tage bin ich oft wie blind hier durchgelaufen. Es iſt die Gemahlin eines früheren Gerhardus; vor weit über hundert Jahren hat ſie hier gehauſet.“

„Sie gleicht nicht Eurer ſchönen Mutter,“ entgegnete ich; „dies Antlitz hat wohl vermocht, einer jeden Bitte nein zu ſagen.“

Katharina ſah gar ernſt zu mir herüber. „So heißt's auch,“ ſagte ſie; „ſie ſoll ihr einzig Kind verfluchet haben; am andern Morgen aber hat man das blaſſe

Fräulein aus einem Gartenteich gezogen, der nachmals zugedämmet iſt. Hinter den Hecken, dem Walde zu, ſoll es geweſen ſein."

„Ich weiß, Katharina; es wachſen heut noch Schachtelhalm und Binſen aus dem Boden."

„Wiſſet Ihr denn auch, Johannes, daß eine unſeres Geſchlechtes ſich noch immer zeigen ſoll, ſobald dem Hauſe Unheil droht? Man ſieht ſie erſt hier an den Fenſtern gleiten, dann draußen in dem Gartenſumpf verſchwinden."

Ohnwillens wandten meine Augen ſich wieder auf die unbeweglichen des Bildes. „Und weßhalb," fragte ich, „verfluchete ſie ihr Kind?"

„Weßhalb?" — Katharina zögerte ein Weilchen und blickte mich faſt verwirret an mit allem ihren Liebreiz. „Ich glaub', ſie wollte den Vetter ihrer Mutter nicht zum Ehgemahl."

— „War's denn ein gar ſo übler Mann?"

Ein Blick faſt wie ein Flehen flog zu mir herüber, und tiefes Roſenroth bedeckte ihr Antlitz. „Ich weiß nicht," ſagte ſie beklommen; und leiſer, daß ich's kaum vernehmen mochte, ſetzte ſie hinzu: „Es heißt, ſie hab' einen Andern lieb gehabt; der war nicht ihres Standes."

Ich hatte den Pinſel ſinken laſſen; denn ſie ſaß vor mir mit geſenkten Blicken; wenn nicht die kleine Hand ſich leis aus ihrem Schooße auf ihr Herz geleget, ſo wäre ſie ſelber wie ein leblos Bild geweſen.

So hold es war, ich ſprach doch endlich: „So kann ich ja nicht malen; wollet Ihr mich nicht anſehen, Katharina?"

Und als ſie nun die Wimpern von den braunen Augenſternen hob, da war kein Hehlens mehr; heiß und offen ging der Strahl zu meinem Herzen. „Katharina!" Ich war aufgeſprungen. „Hätte jene Frau auch Dich verflucht?"

Sie athmete tief auf. „Auch mich, Johannes!" — Da lag ihr Haupt an meiner Bruſt, und feſt umſchloſſen ſtanden wir vor dem Bild der Ahnfrau, die kalt und feindlich auf uns niederſchauete.

Aber Katharina zog mich leiſe fort. „Laß uns nicht trotzen, mein Johannes!" ſagte ſie. — Mit ſelbigem hörte ich im Treppenhauſe ein Geräuſch, und war es, als wenn etwas mit dreien Beinen ſich mühſelig die Stiegen heraufarbeitete. Als Katharina und ich uns deßhalb wieder an unſern Platz geſetzet und ich Pinſel und Palette zur Hand genommen hatte, öffnete ſich die Thür, und Baſ' Urſel, die wir wohl zuletzt erwartet hätten, kam an ihrem Stock hereingehuſtet. „Ich höre," ſagte ſie, „Er will nach Hamburg, um den Rahmen zu beſorgen: da muß ich mir nachgerade doch Sein Werk beſchauen!"

Es iſt wohl männiglich bekannt, daß alte Jungfrauen in Liebesſachen die allerfeinſten Sinne haben und ſo der jungen Welt gar oft Bedrang und Trübſal bringen. Als Baſ' Urſel auf Katharinens Bild, das ſie bislang noch nicht geſehen, kaum einen Blick geworfen hatte, zuckte ſie gar ſtolz empor mit ihrem runzeligen Angeſicht und frug mich allſogleich: „Hat denn das Fräulein Ihn ſo angeſehen, als wie ſie da im Bilde ſitzet?“

Ich entgegnete, es ſei ja eben die Kunſt der edlen Malerei, nicht bloß die Abſchrift des Geſichts zu geben. Aber ſchon mußte an unſern Augen oder Wangen ihr Sonderliches aufgefallen ſein; denn ihre Blicke gingen ſpürend hin und wieder: „Die Arbeit iſt wohl bald am Ende?“ ſagte ſie dann mit ihrer höchſten Stimme. „Deine Augen haben kranken Glanz, Katharina; das lange Sitzen hat Dir nicht wohl gedienet.“

Ich entgegnete, das Bild ſei bald vollendet, nur an dem Gewande ſei noch hie und da zu ſchaffen.

„Nun, da braucht Er wohl des Fräuleins Gegenwart nicht mehr dazu! — Komm, Katharina, Dein Arm iſt beſſer, als der dumme Stecken hier!“

Und ſo mußt' ich von der dürren Alten meines Herzens holdſelig Kleinod mir entführen ſehen, da ich es eben mir gewonnen glaubte; kaum daß die braunen Augen mir noch einen ſtummen Abſchied ſenden konnten.

* * *

Am andern Morgen, am Montage vor Johannis, trat ich meine Reiſe an. Auf einem Gaule, den Dieterich mir beſorgt hatte, trabte ich in der Frühe aus dem Thorweg; als ich durch die Tannen ritt, brach einer von des Junkers Hunden herfür und fuhr meinem Thiere nach den Flechſen, wann ſchon ſelbiges aus ihrem eigenen Stalle war; aber der oben im Sattel ſaß, ſchien ihnen allzeit noch verdächtig. Kamen gleichwohl ohne Bleſſur davon, ich und der Gaul, und langten Abends bei guter Zeit in Hamburg an. Am andern Vormittage machte ich mich auf und fand auch bald einen Schnitzer, ſo der Bilderleiſten viele fertig hatte, daß man ſie mir zuſammenzuſtellen und in den Ecken die Zierrathen darauf zu thun brauchte. Wurden alſo handelseinig, und verſprach der Meiſter, mir das Alles wohlverpacket nachzuſenden.

Nun war zwar in der berühmten Stadt vor einen Neubegierigen gar Vieles zu beſchauen: ſo in der Schiffer-Geſellſchaft des Seeräubers Störtebeker ſilberner Becher, welcher das zweite Wahrzeichen der Stadt genennet wird, und ohne den geſehen zu haben, wie es in einem Buche heißet, Niemand ſagen dürfe, daß er in Hamburg ſei geweſen; ſodann auch der Wunderfiſch mit eines Adlers richtigen Krallen und Fluchten, ſo eben um dieſe Zeit in der Elbe war gefangen worden und den die Hamburger, wie ich nachmalen hörete, auf einen Seeſieg wider die türkiſchen Piraten deuteten; allein, obſchon ein rechter Reiſender ſolcherlei Seltſamkeiten nicht vorbeigehen ſoll, ſo war doch mein Gemüthe, beides, von Sorge und von Herzensſehnen, allzuſehr beſchwert. Derohalben, nachdem ich bei einem Kaufherrn noch meinen Wechſel umgeſetzet und in meiner

Nachtherberg Richtigkeit getroffen hatte, beſtieg ich um Mittage wieder meinen Gaul und hatte alſobald allen Lärmen des großen Hamburg hinter mir.

Am Nachmittage danach langete ich in Preetz an, meldete mich im Stifte bei der hochwürdigen Dame und wurde auch alsbald vorgelaſſen. Ich erkannte in ihrer ſtattlichen Perſon ſogleich die Schweſter meines theueren ſeligen Herrn Gerhardus; nur, wie es ſich an unverehelichten Frauen oftmals zeiget, waren die Züge des Antlitzes gleichwohl ſtrenger, als die des Bruders. Ich hatte, ſelbſt nachdem ich Katharinens Schreiben überreicht, ein lang und hart Examen zu beſtehen; dann aber verhieß ſie ihren Beiſtand und ſetzete ſich zu ihrem Schreibgeräthe, indeß die Magd mich in ein ander Zimmer führen mußte, allwo man mich gar wohl bewirthete.

Es war ſchon ſpät am Nachmittage, da ich wieder fortritt; doch rechnete ich, obſchon mein Gaul die vielen Meilen hinter uns bereits verſpürte, noch gegen Mitternacht beim alten Dieterich anzuklopfen. — Das Schreiben, das die alte Dame mir für Katharinen mitgegeben, trug ich wohlverwahret in einem Ledertäſchlein unterm Wammſe auf der Bruſt. So ritt ich fürbaß in die aufſteigende Dämmerung hinein; gar bald an ſie, die Eine, nur gedenkend, und immer wieder mein Herz mit neuen lieblichen Gedanken ſchreckend.

Es war aber eine lauwarme Juninacht; von den dunkelen Feldern erhub ſich der Ruch der Wieſenblumen, aus den Knicken duftete das Geißblatt; in Luft und Laub ſchwebte ungeſehen das kleine Nachtgeziefer oder flog auch wohl ſurrend meinem ſchnaubenden Gaule an die Nüſtern; droben aber an der blauſchwarzen ungeheueren Himmelsglocke über mir ſtrahlte im Süd-Oſt das Sternenbild des Schwanes in ſeiner unberührten Herrlichkeit.

Da ich endlich wieder auf Herrn Gerhardus' Grund und Boden war, reſolvirte ich mich ſofort, noch nach dem Dorfe hinüberzureiten, welches ſeitwärts von der Fahrſtraßen hinterm Wald belegen iſt. Denn ich gedachte, daß der Krüger Hans Ottſen einen paßlichen Handwagen habe; mit dem ſollte er morgen einen Boten in die Stadt ſchicken, um die Hamburger Kiſte für mich abzuholen; ich aber wollte nur an ſein Kammerfenſter klopfen, um ihm ſolches zu beſtellen.

Alſo ritt ich am Waldesrande hin, die Augen faſt verwirret von dem grünlichen Johannisfünkchen, die mit ihren ſpieleriſchen Lichtern mich hier umflogen. Und ſchon ragte groß und finſter die Kirche vor mir auf, in deren Mauern Herr Gerhardus bei den Seinen ruhte; ich hörte, wie im Thurm ſo eben der Hammer ausholte, und von der Glocken ſcholl die Mitternacht ins Dorf hinunter. „Aber ſie ſchlafen Alle;“ ſprach ich bei mir ſelber, „die Todten in der Kirchen oder unter dem hohen Sternenhimmel hieneben auf dem Kirchhof, die Lebenden noch unter den niedern Dächern, die dort ſtumm und dunkel vor Dir liegen.“ So ritt ich weiter. Als ich jedoch an den Teich kam, von wo aus man Hans Ottſens Krug gewahren kann, ſahe ich von dorten einen dunſtigen Lichtſchein auf den Weg hinausbrechen, und Fiedeln und Klarinetten ſchallten mir entgegen.

Da ich gleichwohl mit dem Wirthe reden wollte, ſo ritt ich herzu und brachte meinen Gaul im Stalle unter. Als ich danach auf die Tenne trat, war es gedrangvoll von Menſchen, Männern und Weibern, und ein Geſchrei und wüſt' Getreibe, wie ich ſolches, auch beim Tanz, in früheren Jahren nicht vermerket. Der Schein der Unſchlittkerzen, ſo unter einem Balken auf einem Kreuzholz ſchwebten, hob manch' bärtig und verhauen Antlitz aus dem Dunkel, dem man lieber nicht allein im Wald begegnet wäre. — Aber nicht nur Strolche und Bauernburſche ſchienen hier ſich zu vergnügen; bei den Muſikanten, die drüben vor der Döns auf ihren Tonnen ſaßen, ſtund der Junker von der Riſch; er hatte ſeinen Mantel über dem einen Arm, an dem andern hing ihm eine derbe Dirne. Aber das Stücklein ſchien ihm nicht zu gefallen; denn er riß dem Fiedler ſeine Geigen aus den Händen, warf eine Hand voll Münzen auf ſeine Tonne und verlangte, daß ſie ihm den neumodiſchen Zweitritt aufſpielen ſollten. Als dann die Muſikanten ihm gar raſch gehorchten und wie toll die neue Weiſe klingen ließen, ſchrie er nach Platz und ſchwang ſich in den dichten Haufen; und die Bauernburſchen glotzten darauf hin, wie ihm die Dirne im Arme lag, gleich einer Tauben vor dem Geier.

Ich aber wandte mich ab und trat hinten in die Stube, um mit dem Wirth zu reden. Da ſaß der Junker Wulf beim Kruge Wein und hatte den alten Ottſen neben ſich, welchen er mit allerhand Späßen in Bedrängniß brachte; ſo drohete er, ihm ſeinen Zins zu ſteigern, und ſchüttelte ſich vor Lachen, wenn der geängſtete Mann gar jämmerlich um Gnad' und Nachſicht ſupplicirte. — Da er mich gewahr worden, ließ er nicht ab, bis ich ſelb dritt mich an den Tiſch geſetzt; frug nach meiner Reiſe und ob ich in Hamburg mich auch wohl vergnüget; ich aber antwortete nur, ich käme eben von dort zurück, und werde der Rahmen in Kürze in der Stadt eintreffen, von wo Hans Ottſen ihn mit ſeinem Handwäglein leichtlich möge holen laſſen.

Indeß ich mit Letzterem ſolches nun verhandelte, kam auch der von der Riſch hereingeſtürmt und ſchrie dem Wirthe zu, ihm einen kühlen Trunk zu ſchaffen. Der Junker Wulf aber, dem bereits die Zunge ſchwer im Munde wühlte, faßte ihn am Arm und riß ihn auf den leeren Stuhl hernieder.

„Nun, Kurt!“ rief er. „Biſt Du noch nicht ſatt von Deinen Dirnen! Was ſoll die Katharina dazu ſagen? Komm, machen wir alamode ein ehrbar hazard mitſammen!“ Dabei hatte er ein Kartenſpiel unterm Wamms hervorgezogen. „Allons donc! — Dix et dame! — dame et valet!“

Ich ſtand noch und ſah dem Spiele zu, ſo dermalen eben Mode worden; nur wünſchend, daß die

Nacht vergehen und der Morgen kommen möchte. — Der Trunkene ſchien aber dieſes Mal des Nüchternen Uebermann; dem von der Riſch ſchlug nach einander jede Karte fehl.

„Tröſte Dich Kurt!“ ſagte der Junker Wulf, indeß er ſchmunzelnd die Speciesthaler auf einen Haufen ſcharrte:

„Glück in der Lieb'
Und Glück im Spiel,
Bedenk, für Einen
Iſt's zuviel!

Laß den Maler Dir hier von Deiner ſchönen Braut erzählen! Der weiß ſie auswendig; da kriegſt Du's nach der Kunſt zu wiſſen.“

Dem Andern, wie mir am beſten kund war, mochte aber noch nicht viel von Liebesglück bewußt ſein; denn er ſchlug fluchend auf den Tiſch und ſah gar grimmig auf mich her.

„Ei, Du biſt eiferſüchtig, Kurt;“ ſagte der Junker Wulf vergnüglich, als ob er jedes Wort auf ſeiner ſchweren Zunge ſchmecke; „aber getröſte Dich, der Rahmen iſt ſchon fertig zu dem Bilde; Dein Freund, der Maler kommt eben erſt von Hamburg.“

Bei dieſem Worte ſahe ich den von der Riſch aufzucken gleich einem Spürhund bei der Witterung. „Von Hamburg heut? — So muß er Fauſti Mantel ſich bedienet haben; denn mein Reitknecht ſah ihn heut zu Mittag noch in Preetz! Im Stift, bei Deiner Baſe iſt er auf Beſuch geweſen.“

Meine Hand fuhr unverſehens nach der Bruſt, wo ich das Täſchlein mit dem Brief verwahret hatte; denn die trunkenen Augen des Junkers Wulf lagen auf mir; und war mir's nicht anders, als ſähe er damit mein ganz Geheimniß offen vor ſich liegen. Es währete auch nicht lange, ſo flogen die Karten klatſchend auf den Tiſch. „Oho!“ ſchrie er. „Im Stift, bei meiner Baſe! Du treibſt wohl gar doppelt Handwerk, Burſch! Wer hat Dich auf den Botengang geſchickt?“

„Ihr nicht, Junker Wulf!“ entgegnet' ich; „und das muß Euch genug ſein!“ — Ich wollt' nach meinem Degen greifen; aber er war nicht da; fiel mir auch bei nun, daß ich ihn an den Sattelknopf gehänget, da ich vorhin den Gaul zu Stall brachte.

Und ſchon ſchrie der Junker wieder zu ſeinem jüngeren Kumpan: „Reiß ihm das Wamms auf, Kurt! Es gilt den blanken Haufen hier, Du findeſt eine ſaubere Briefſchaft, die Du ungern möchtſt beſtellet ſehn!“

Im ſelbigen Augenblick fühlte ich auch ſchon die Hände des von der Riſch an meinem Leibe, und ein wüthend Ringen zwiſchen uns begann. Ich fühlte wohl, daß ich ſo leicht, wie in der Bubenzeit, ihm nicht mehr über würde; da aber fügte es ſich zu meinem Glücke, daß ich ihm beide Handgelenke packte, und er alſo wie gefeſſelt vor mir ſtund. Es hatte keiner von uns ein Wort dabei verlauten laſſen; als wir uns aber itzund in die Augen ſahen, da wußte Jeder wohl, daß er's mit ſeinem Todfeind vor ſich habe.

Solches ſchien auch der Junker Wulf zu meinen; er ſtrebte von ſeinem Stuhl empor, als wolle er dem von der Riſch zu Hülfe kommen; mochte aber zu viel des Weins genoſſen haben, denn er taumelte auf ſeinen Platz zurück. Da ſchrie er, ſo laut ſeine lallende Zung es noch vermochte: „He, Tartar, Türk! Wo ſteckt ihr! Tartar, Türk!“ Und ich wußte nun, daß die zwo grimmen Köter, ſo ich vorhin auf der Tenne an dem Ausſchank hatte lungern ſehen, mir an die nackte Kehle ſpringen ſollten. Schon hörete ich ſie durch das Getümmel der Tanzenden daher ſchnaufen, da riß ich mit einem Rucke jählings meinen Feind zu Boden, ſprang dann durch eine Seitenthür aus dem Zimmer, die ich ſchmetternd hinter mir zuwarf, und gewann alſo das Freie.

Und um mich her war plötzlich wieder die ſtille Nacht und Mond- und Sternenſchimmer. In den Stall zu meinem Gaul wagt' ich nicht erſt zu gehen, ſondern ſprang flugs über einen Wall und lief über das Feld dem Walde zu. Da ich ihn bald erreichet, ſuchte ich die Richtung nach dem Herrenhofe einzuhalten; denn es zieht ſich die Holzung bis hart zur Gartenmauer. Zwar war die Helle der Himmelslichter hier durch das Laub der Bäume ausgeſchloſſen; aber meine Augen wurden der Dunkelheit gar bald gewohnt, und da ich das Täſchlein ſicher unter meinem Wammſe fühlte, ſo tappte ich rüſtig vorwärts; denn ich gedachte den Reſt der Nacht noch einmal in meiner Kammer auszuruhen, dann aber mit dem alten Dieterich zu berathen, was allfort geſchehen ſolle; maaßen ich wohl ſahe, daß meines Bleibens hier nicht fürder ſei.

Bisweilen ſtund ich auch und horchte; aber ich mochte bei meinem Abgang hinter mir die Thür ins Schloß geworfen und ſo einen guten Vorſprung mir gewonnen haben: von den Hunden war kein Laut vernehmbar. Wohl aber, da ich eben aus dem Schatten auf eine vom Mond erhellte Lichtung trat, hörte ich nicht gar fern die Nachtigallen ſchlagen; und von wo ich ihren Schall hörte, dahin richtete ich meine Schritte; denn mir war bewußt, ſie hatten hier herum nur in den Hecken des Herrengartens ihre Neſter; erkannte nun auch, wo ich mich befand, und daß ich bis zum Hofe nicht gar weit mehr hatte.

Ging alſo dem lieblichen Schallen nach, das immer heller vor mir aus dem Dunkel drang. Da plötzlich ſchlug was Anderes an mein Ohr, das jählings näher kam und mir das Blut erſtarren machte. Nicht zweifeln konnt' ich mehr, die Hunde brachen durch das Unterholz; ſie hielten feſt auf meiner Spur, und ſchon hörte ich deutlich hinter mir ihr Schnaufen und ihre gewaltigen Sätze in dem dürren Laub des Waldbodens. Aber Gott gab mir ſeinen gnädigen Schutz; aus dem Schatten der Bäume ſtürzte ich gegen die Gartenmauer und an eines Fliederbaums Geäſte ſchwang ich mich hinüber. — Da ſangen hier im Garten immer noch die Nachtigallen; die Buchenhecken warfen tiefe Schatten.

In ſolcher Mondnacht war ich einſt vor meiner Ausfahrt in die Welt mit Herrn Gerhardus hier gewandelt. „Sieh Dir's noch einmal an, Johannes!“ hatte dermalen er geſprochen; „es könnt' geſchehen, daß Du bei Deiner Heimkehr mich nicht daheim mehr fändeſt, und daß alsdann ein Willkomm nicht für Dich am Thor geſchrieben ſtünde; — ich aber möcht' nicht, daß Du dieſe Stätte hier vergäßeſt.“

Das flog mir itzund durch den Sinn, und ich mußte bitter lachen; denn nun war ich hier als ein gehetzet Wild; und ſchon hörte ich die Hunde des Junkers Wulf gar grimmig draußen an der Gartenmauer rennen. Selbige aber war, wie ich noch Tags zuvor geſehen, nicht überall ſo hoch, daß nicht das wüthige Gethier hinüber konnte; und rings im Garten war kein Baum, nichts als die dichten Hecken und drüben gegen das Haus die Blumenbeete des ſeligen Herrn. Da, als eben das Bellen der Hunde wie ein Triumphgeheule innerhalb der Gartenmauer ſcholl, erſahe ich in meiner Noth den alten Epheubaum, der ſich mit ſtarkem Stamme an dem Thurm hinaufreckt; und da dann die Hunde aus den Hecken auf den mondhellen Platz hinausraſeten, war ich ſchon hoch genug, daß ſie mit ihrem Anſpringen mich nicht mehr faſſen konnten; nur meinen Mantel, ſo mir von der Schulter geglitten war, hatten ſie mit ihren Zähnen herabgeriſſen.

Ich aber, alſo angeklammert und fürchtend, es werde das nach oben ſchwächere Geäſte mich auf die

Dauer nicht ertragen, blickte ſuchend um mich, ob ich nicht irgend beſſern Halt gewinnen möchte; aber es war nichts zu ſehen, als die dunklen Epheublätter um mich her. — Da, in ſolcher Noth, hörte ich über mir ein Fenſter öffnen, und eine Stimme ſcholl zu mir herab — möcht' ich ſie wieder hören, wenn Du, mein Gott, mich bald nun rufen läßt aus dieſem Erdenthal! „Johannes!“ rief ſie; leis, doch deutlich hörte ich meinen Namen, und ich kletterte höher an dem immer ſchwächeren Gezweige, indeß die ſchlafenden Vögel um mich auffuhren, und die Hunde von unten ein Geheul heraufſtießen. — „Katharina! Biſt Du es wirklich, Katharina?“

Aber ſchon kam ein zitternd Händlein zu mir herab und zog mich gegen das offene Fenſter; und ich ſah in ihre Augen, die voll Entſetzen in die Tiefe ſtarrten.

„Komm!“ ſagte ſie. „Sie werden Dich zerreißen.“ Da ſchwang ich mich in ihre Kammer. — Doch als ich drinnen war, ließ mich das Händlein los, und Katharina ſank auf einen Seſſel, ſo am Fenſter ſtund, und hatte ihre Augen dicht geſchloſſen. Die dicken Flechten ihres Haares lagen über dem weißen Nachtgewand bis in den Schooß hinab; der Mond, der draußen die Gartenhecken überſtiegen hatte, ſchien voll herein und zeigete mir Alles. Ich ſtund wie feſt gezaubert vor ihr; ſo lieblich fremde und doch ſo ganz mein eigen ſchien ſie mir; nur meine Augen tranken ſich ſatt an all' der Schönheit. Erſt als ein Seufzen ihre Bruſt erhob, ſprach ich zu ihr: „Katharina, liebe Katharina, träumet Ihr denn?“

Da flog ein ſchmerzlich Lächeln über ihr Geſicht: „Ich glaub' wohl faſt, Johannes! — Das Leben iſt ſo hart; der Traum iſt ſüß!“

Als aber von unten aus dem Garten das Geheul aufs Neu heraufkam, fuhr ſie erſchreckt empor. „Die Hunde, Johannes!“ rief ſie. „Was iſt das mit den Hunden?“

„Katharina,“ ſagte ich, „wenn ich Euch dienen ſoll, ſo glaub' ich, es muß bald geſchehen; denn es fehlt viel, daß ich noch einmal durch die Thür in dieſes Haus gelangen ſollte.“ Dabei hatte ich den Brief aus meinem Täſchlein hervorgezogen und erzählete auch, wie ich im Kruge drunten mit den Junkern ſei in Streit gerathen.

Sie hielt das Schreiben in den hellen Mondenſchein und las; dann ſchaute ſie mich voll und herzlich an, und wir beredeten, wie wir uns morgen in dem Tannenwalde treffen wollten; denn Katharina ſollte noch zuvor erkunden, auf welchen Tag des Junker Wulfen Abreiſe zum Kieler Johannismarkte feſtgeſetzet ſei.

„Und nun, Katharina,“ ſprach ich; „habt Ihr nicht etwas, das einer Waffe gleichſieht, ein eiſern Ellenmaaß oder ſo dergleichen, damit ich der beiden Thiere drunten mich erwehren könne?“

Sie aber ſchrak jäh wie aus einem Traum empor: „Was ſprichſt Du, Johannes!“ rief ſie; und ihre Hände, ſo bislang in ihrem Schooß geruhet, griffen nach den meinen. „Nein, nicht fort, nicht fort! da drunten iſt der Tod; und gehſt Du, ſo iſt auch hier der Tod!“

Da war ich vor ihr hingekniet und lag an ihrer jungen Bruſt, und wir umfingen uns in großer Herzensnoth. „Ach, Käthe,“ ſprach ich, „was vermag die arme Liebe denn! Wenn auch Dein Bruder Wulf nicht wäre; ich bin kein Edelmann, und darf nicht um Dich werben.“

Sehr ſüß und ſorglich ſchauete ſie mich an; dann aber kam es wie Schelmerei aus ihrem Munde: „Kein Edelmann, Johannes? — Ich dächte, Du ſeieſt auch das! Aber — ach nein! Dein Vater war nur der Freund des meinen — das gilt der Welt wohl nicht!“

„Nein, Käthe;“ entgegnete ich; „und ſicherlich nicht hier;“ und ich umfaßte feſter ihren jungfräulichen Leib; „aber drüben in Holland, dort gilt ein tüchtiger Maler wohl einen deutſchen Edelmann; die Schwelle von Minheer van Dyks Pallaſte zu Amſterdam iſt auch dem Höchſten ehrenvoll zu überſchreiten. Man hat mich drüben halten wollen, mein Meiſter van der Helſt und Andre! Wenn ich dorthin zurückginge, ein Jahr noch oder zwei; dann — wir kommen dann ſchon von hier fort; bleib mir nur feſte gegen Eure wüſten Junker!“

Katharinens weiße Hände ſtrichen über meine Locken; ſie herzte mich und ſagte leiſe: „Da ich in meine Kammer Dich gelaſſen, ſo werd' ich doch Dein Weib auch werden müſſen.“

— — Ihr ahnete wohl nicht, welch' einen Feuerſtrom dieß Wort in meine Adern goß, darin ohnedieß das Blut in heißen Pulſen ging. — Von dreien furchtbaren Dämonen, von Zorn und Todesangſt und Liebe ein verfolgter Mann, lag nun mein Haupt in des vielgeliebten Weibes Schooß.

Da ſchrillte ein geller Pfiff; die Hunde drunten wurden jählings ſtille, und da es noch einmal gellte, hörte ich ſie wie toll und wild davon rennen.

Vom Hofe her wurden Schritte laut; wir horchten auf, daß uns der Athem ſtille ſtund. Bald aber wurde dorten eine Thür erſt auf und wieder zugeſchlagen und dann ein Riegel vorgeſchoben. „Das iſt Wulf,“ ſagte Katharina leiſe; „er hat die beiden Hunde in den Stall geſperrt.“ — Bald hörten wir auch unter uns die Thür des Hausflurs gehen, den Schlüſſel drehen, und danach Schritte in dem untern Corridor, die ſich verloren, wo der Junker ſeine Kammer hatte. Dann wurde Alles ſtill.

Es war nun endlich ſicher, ganz ſicher; aber mit unſerm Plaudern war es mit einem Male ſchier zu Ende. Katharina hatte den Kopf zurückgelehnt; nur unſer beider Herzen hörete ich klopfen. — „Soll ich nun gehen, Katharina?“ ſprach ich endlich.

Aber die jungen Arme zogen mich ſtumm zu ihrem Mund empor; und ich ging nicht.

Kein Laut war mehr, als aus des Gartens Tiefe das Schlagen der Nachtigallen und von fern das Rauſchen des Wäſſerleins, das hinten um die Hecken fließt.

Wenn, wie es in den Liedern heißt, mitunter noch in Nächten die ſchöne heidniſche Frau Venus auferſteht und umgeht, um die armen Menſchenherzen zu verwirren, ſo war es dazumalen eine ſolche Nacht. Der Mondſchein war am Himmel ausgethan, ein ſchwüler Ruch von Blumen hauchte durch das Fenſter und dorten überm Walde ſpielte die Nacht in ſtummen Blitzen. — O Hüter, Hüter, war Dein Ruf ſo fern?

— — Wohl weiß ich noch, daß vom Hofe her plötzlich ſcharf die Hähne krähten, und daß ich ein blaß und weinend Weib in meinen Armen hielt, die mich nicht laſſen wollte, unachtend, daß überm Garten der Morgen dämmerte und rothen Schein in unſre Kammer warf. Dann aber, da ſie deß' inne wurde, trieb ſie, wie von Todesangſt geſchreckt, mich fort.

Noch einen Kuß, noch hundert; ein flüchtig Wort noch: wann für das Geſind zu Mittage geläutet würde, dann wollten wir im Tannenwald uns treffen; und dann — ich wußte ſelber kaum, wie mir's geſchehen — ſtund ich im Garten, unten in der kühlen Morgenluft.

Noch einmal, indem ich meinen von den Hunden zerfetzten Mantel aufhob, ſchaute ich empor und ſah ein blaſſes Händlein mir zum Abſchied winken. Nahezu erſchrocken aber wurd' ich, da meine Augen bei einem Rückblick aus dem Gartenſteig von ungefähr die unteren Fenſter neben dem Thurme ſtreiften; denn mir war, als ſähe hinter einem derſelbigen ich gleichfalls eine Hand; aber ſie drohete nach mir mit aufgehobenem Finger und ſchien mir farblos und knöchern gleich der Hand des Todes. Doch war's nur wie im Huſch, daß ſolches über meine Augen ging; dachte zwar erſtlich des Märleins von der wiedergehenden Urahne; redete mir dann aber ein, es ſeien nur meine eigenen aufgeſtörten Sinne, die ſolch' Spiel mir vorgegaukelt hätten.

So, deß' nicht weiter achtend, ſchritt ich eilends durch den Garten, merkete aber bald, daß in der Haſt ich auf den Binſenſumpf gerathen; ſank auch der eine Fuß bis übers Aenkel ein, gleichſam als ob ihn was hinunterziehen wollte. „Ei," dachte ich, „faßt das Hausgeſpenſte doch nach Dir!" Machte mich aber auf und ſprang über die Mauer in den Wald hinab.

Die Finſterniß der dichten Bäume ſagte meinem träumenden Gemüthe zu; hier um mich her war noch die ſelige Nacht, von welcher meine Sinne ſich nicht löſen mochten. — Erſt da ich nach geraumer Zeit vom Waldesrande in das offene Feld hinaustrat, wurd' ich völlig wach. Ein Häuflein Rehe ſtund nicht fern im ſilbergrauen Thau, und über mir vom Himmel ſcholl das Tageslied der Lerche. Da ſchüttelte ich all' müßig Träumen von mir ab; im ſelbigen Augenblick ſtieg aber auch wie heiße Noth die Frage mir ins Hirn: „Was weiter nun, Johannes? Du haſt ein theueres Leben an Dich riſſen; nun wiſſe, daß Dein Leben nichts gilt, als nur das ihre!"

Doch was ich ſinnen mochte, es deuchte mir allfort das Beſte, wenn Katharina im Stifte ſichern Unterſchlupf gefunden, daß ich dann zurück nach Holland ginge, mich dort der Freundes Hülf' verſicherte und alſobald zurückkäm', um ſie nachzuholen. Vielleicht, daß ſie gar der alten Baſe Herz erweichet; und ſchlimmſten Falles — es mußt' auch gehen ohne das!

Schon ſahe ich uns auf einem fröhlichen Barkſchiff die Wellen des grünen Zuiderſees befahren, ſchon hörete ich das Glockenſpiel vom Rathhausthurme Amſterdams und ſah am Hafen meine Freunde aus dem Gewühl hervorbrechen und mich und meine ſchöne Frau mit hellem Zuruf grüßen und im Triumph nach unſerem kleinen, aber trauten Heim geleiten. Mein Herz war voll von Muth und Hoffnung; und kräftiger und raſcher ſchritt ich aus, als könnte ich bälder ſo das Glück erreichen.

— Es iſt doch anders kommen.

In meinen Gedanken war ich allmählich in das Dorf hinabgelangt und trat hier in Hans Ottſens Krug, von wo ich in der Nacht ſo jählings hatte flüchten müſſen. — „Ei, Meiſter Johannes,“ rief der Alte auf der Tenne mir entgegen; „was hattet Ihr doch geſtern mit unſeren geſtrengen Junkern? Ich war juſt draußen bei dem Ausſchank; aber da ich wieder eintrat, fluchten ſie ſchier grauſam gegen Euch; und auch die Hunde raſeten an der Thür, die Ihr hinter Euch ins Schloß geworfen hattet.“

Da ich aus ſolchen Worten abnahm, daß der Alte den Handel nicht wohl begriffen habe, ſo entgegnete ich nur: „Ihr wiſſet, der von der Riſch und ich, wir haben uns ſchon als Jungen oft einmal gezauſet; da mußt's denn geſtern noch ſo einen Nachſchmack geben.“

„Ich weiß, ich weiß!“ meinete der Alte; „aber der Junker ſitzt heut auf ſeines Vaters Hof; Ihr ſolltet Euch hüten, Herr Johannes; mit ſolchen Herren iſt nicht ſauber Kirſchen eſſen.“

Dem zu widerſprechen hatte ich nicht Urſach', ſondern ließ mir Brod und Frühtrunk geben und ging dann in den Stall, wo ich mir meinen Degen holte, auch Stift und Skizzenbüchlein aus dem Ranzen nahm.

Aber es war noch lange bis zum Mittagläuten. Alſo bat ich Hans Ottſen, daß er den Gaul mit ſeinem Jungen mög' zum Hofe bringen laſſen, und als er mir ſolches zugeſagt, ſchritt ich wieder hinaus zum Wald. Ich ging aber bis zu der Stelle auf dem Heidenhügel, von wo man die beiden Giebel des Herrenhauſes über die Gartenhecken ragen ſieht, wie ich ſolches ſchon für den Hintergrund zu Katharinens Bildniß ausgewählet hatte. Nun gedachte ich, daß, wann in zu verhoffender Zeit ſie ſelber in der Fremde leben und wohl das Vaterhaus nicht mehr betreten würde, ſie ſeines Anblicks doch nicht ganz entrathen ſolle; zog alſo meinen Stift herfür und begann zu zeichnen, gar ſorgſam jedes Winkelchen, woran ihr Auge einmal mocht' gehaftet haben. Als farbige Schilderei ſollt' es dann in Amſterdam gefertigt werden, damit es ihr ſofort entgegengrüße, wann ich ſie dort in unſre Kammer führen würde.

Nach ein paar Stunden war die Zeichnung fertig. Ich ließ noch wie zum Gruß ein zwitſchernd Vöglein darüber fliegen; dann ſuchte ich die Lichtung auf, wo wir uns finden wollten, und ſtreckte mich nebenan im Schatten einer dichten Buche; ſehnlich verlangend, daß die Zeit vergehe.

Ich mußte gleichwohl darob eingeſchlummert ſein; denn ich erwachte von einem fernen Schall und wurd' deß inne, daß es das Mittagläuten von dem Hofe ſei. Die Sonne glühte ſchon heiß hernieder und verbreitete den Ruch der Himbeeren, womit die Lichtung überdeckt war. Es fiel mir bei, wie einſt Katharina und ich uns hier bei unſern Waldgängen ſüße Wegzehrung geholet hatten; und nun begann ein ſeltſam Spiel der Phantaſie: bald ſahe ich drüben zwiſchen den Sträuchen ihre zarte Kindsgeſtalt, bald ſtund ſie vor mir, mich anſchauend mit den ſeligen Frauenaugen, wie ich ſie letztlich erſt geſehen, wie ich ſie nun gleich, im nächſten Augenblicke ſchon leibhaftig an mein klopfend Herz ſchließen würde.

Da plötzlich überfiel mich's wie ein Schrecken. Wo blieb ſie denn? Es war ſchon lang, daß es geläutet hatte. Ich war aufgeſprungen, ich ging umher, ich ſtund und ſpähete ſcharf nach aller Richtung durch die Bäume; die Angſt kroch mir zum Herzen; aber Katharina kam nicht; kein Schritt im Laube raſchelte; nur oben in den Buchenwipfeln rauſchte ab und zu der Sommerwind.

Böſer Ahnung voll ging ich endlich fort und nahm einen Umweg nach dem Hofe zu. Da ich unweit dem Thore zwiſchen die Eichen kam, begegnete mir Dieterich.

„Herr Johannes," ſagte er und trat haſtig auf mich zu: „Ihr ſeid die Nacht ſchon in Hans Ottſens Krug geweſen; ſein Junge brachte mir Euren Gaul zurück; — was habt Ihr mit unſerm Junkherrn vorgehabt?"

„Warum fragſt Du, Dieterich?"

— „Warum, Herr Johannes? — Weil ich Unheil zwiſchen Euch verhüten möcht'."

„Was ſoll das heißen, Dieterich?" frug ich wieder; aber mir war beklommen, als ſollte das Wort mir in der Kehle ſticken.

„Ihr werdet's ſchon ſelber wiſſen, Herr Johannes!" entgegnete der Alte. „Mir hat der Wind nur ſo einen Schall davon gebracht; vor einer Stunde mag's geweſen ſein; ich wollte den Burſchen rufen, der im Garten an den Hecken putzte. Da ich an den Thurm kam, wo droben unſer Fräulein ihre Kammer hat, ſah ich dorten die alte Baſ' Urſel mit unſerem Junker dicht beiſammen ſtehen. Er hatte die Arme unterſchlagen und ſprach kein einzig Wörtlein; die Alte aber redete einen um ſo größeren Haufen und jammerte ordentlich mit ihrer feinen Stimme. Dabei wies ſie bald nieder auf den Boden, bald hinauf in den Epheu, der an dem Thurme wächſt. — Verſtanden, Herr Johannes, hab' ich von dem Allen nichts; dann aber, und nun merket wohl auf, hielt ſie mit ihrer knöchern Hand, als ob ſie damit drohete, dem Junker was vor Augen; und da ich näher hinſah, war's ein Fetzen Grauwerk, juſt wie Ihr's da an Euerem Mantel traget."

„Weiter, Dieterich!“ ſagte ich; denn der Alte hatte die Augen auf meinem zerriſſenen Mantel, den ich auf dem Arme trug.

„Es iſt nicht viel mehr übrig;“ erwiderte er; „denn der Junker wandte ſich jählings nach mir zu und frug mich, wo Ihr anzutreffen wäret. Ihr möget mir es glauben, wäre er in Wirklichkeit ein Wolf geweſen, die Augen hätten blutiger nicht funkeln können.“

Da frug ich: „Iſt der Junker im Hauſe, Dieterich?“

— „Im Haus? Ich denke wohl; doch was ſinnet Ihr, Herr Johannes?“

„Ich ſinne, Dieterich, daß ich allſogleich mit ihm zu reden habe.“

Aber Dieterich hatte bei beiden Händen mich ergriffen. „Gehet nicht, Johannes,“ ſagte er dringend; „erzählet mir zum wenigſten, was geſchehen iſt; der Alte hat Euch ja ſonſt guten Rath gewußt!“

„Hernach, Dieterich, hernach!“ entgegnete ich. Und alſo mit dieſen Worten riß ich meine Hände aus den ſeinen.

Der Alte ſchüttelte den Kopf. „Hernach, Johannes,“ ſagte er, „das weiß nur unſer Herrgott!“

Ich aber ſchritt nun über den Hof dem Hauſe zu. — Der Junker ſei eben in ſeinem Zimmer, ſagte eine Magd, ſo ich im Hausflur darum anhielt.

Ich hatte dieſes Zimmer, das im Unterhauſe lag, nur einmal erſt betreten. Statt wie bei ſeinem Vater ſeel. Bücher und Karten, war hier vielerlei Gewaffen, Handröhre und Arkebuſen, auch allerart Jagdgeräthe an den Wänden angebracht; ſonſt war es ohne Zier und zeigte an ihm ſelber, daß Niemand auf die Dauer und mit ſeinen ganzen Sinnen hier verweile.

Faſt wär' ich an der Schwelle noch zurückgewichen, da ich auf des Junkers „Herein“ die Thür geöffnet; denn, als er ſich vom Fenſter zu mir wandte, ſahe ich eine Reiterpiſtole in ſeiner Hand, an deren Radſchloß er handtirte. Er ſchaute mich an, als ob ich von den Todten käme. „So!“ ſagte er gedehnt; „wahrhaftig, Sieur Johannes, wenn's nicht ſchon ſein Geſpenſte iſt!“

„Ihr dachtet, Junker Wulf,“ entgegnet' ich, itzt näher zu ihm tretend, „es möcht' der Straßen noch andre für mich geben, als die in Euere Kammer führen!“

— „So dachte ich, Sieur Johannes! Wie Ihr gut rathen könnt! Doch immerhin, Ihr kommt mir eben recht; ich hab' Euch ſuchen laſſen!“

In ſeiner Stimme bebte was, das wie ein lauernd Raubthier auf dem Sprunge lag, ſo daß die Hand mir unverſehens nach dem Degen fuhr. Jedennoch ſprach ich: „Höret mich und gönnet mir ein ruhig Wort, Herr Junker!“

Er aber unterbrach meine Rede: „Du wirſt gewogen ſein, mich erſtlich auszuhören! Sieur Johannes,“ — und ſeine Worte, die erſt langſam waren, wurden allmählich gleichwie ein Gebrüll — „vor ein paar Stunden, da ich mit ſchwerem Kopf erwachte, da fiel's mir bei und reuete mich gleich einem Narren, daß ich im

Rauſch die wilden Hunde Dir auf die Ferſen geſetzet hatte; — ſeit aber Baſ' Urſel mir den Fetzen vorgehalten, den ſie Dir aus Deinem Federbalg geriſſen, — beim Höllenelement! mich reut's nur noch, daß mir die Beſtien ſolch' Stück Arbeit nachgelaſſen!"

Noch einmal ſuchte ich zu Worte zu kommen; und, da der Junker ſchwieg, ſo dachte ich, daß er auch hören würde. „Junker Wulf," ſagte ich, „es iſt ſchon wahr, ich bin kein Edelmann; aber ich bin kein geringer Mann in meiner Kunſt und hoffe, es auch wohl noch einmal den Größeren gleich zu thun; ſo bitte ich Euch geziementlich, gebet Eure Schweſter Katharina mir zum Ehgemahl" — —

Da ſtockte mir das Wort im Munde. Aus ſeinem bleichen Antlitz ſtarrten mich die Augen des alten Bildes an; ein gellend Lachen ſchlug mir in das Ohr, ein Schuß — — — dann brach ich zuſammen und hörte nur noch, wie mir der Degen, den ich ohn' Gedanken faſt gezogen hatte, klirrend aus der Hand zu Boden fiel.

~~~

Es war manche Woche danach, daß ich in dem ſchon bleicheren Sonnenſchein auf einem Bänkchen vor dem letzten Haus des Dorfes ſaß; mit matten Blicken nach dem Wald hinüberſchauend, an deſſen jenſeitigem Rande das Herrenhaus belegen war. Meine thörichten Augen ſuchten ſtets aufs Neue den Punkt, wo, wie ich mir vorſtellte, Katharinens Kämmerlein von drüben auf
~~~

die ſchon herbſtlich gelben Wipfel ſchaue; denn von ihr ſelber hatte ich keine Kunde.

Man hatte mich mit meiner Wunde in dieß Haus gebracht, das von des Junkers Waldhüter bewohnt wurde; und außer dieſem Mann und ſeinem Weibe und einem mir unbekannten Chirurgus war während meines langen Lagers Niemand zu mir kommen. — Von wannen ich den Schuß in meine Bruſt erhalten, darüber hat mich Niemand befragt, und ich habe Niemandem Kunde gegeben; des Herzogs Gerichte gegen Herrn Gerhardus' Sohn und Katharinens Bruder anzurufen, konnte nimmer mir zu Sinne kommen. Er mochte ſich deſſen auch wohl getröſten; noch glaubhafter jedoch, daß er allen dieſen Dingen trotzete.

Nur einmal war mein guter Dieterich dageweſen; er hatte mir in des Junkers Auftrage zwei Rollen Ungariſcher Dukaten überbracht als Lohn für Katharinens Bild, und ich hatte das Geld genommen, in Gedanken, es ſei ein Theil von deren Erbe, von dem ſie als mein Weib wohl ſpäter nicht zu viel empfahen würde. Zu einem traulichen Geſpräch mit Dieterich, nach dem mich ſehr verlangte, hatte es mir nicht gerathen wollen, maaßen das gelbe Fuchsgeſicht meines Wirthes allaugenblicks in meine Kammer ſchaute; doch wurde ſo viel mir kund, daß der Junker nicht nach Kiel gereiſet, und Katharina ſeither von Niemandem weder in Hof noch Garten war geſehen worden; kaum konnte ich noch den Alten bitten, daß er dem Fräulein, wenn ſich's treffen möchte, meine

Grüße ſage, und daß ich bald nach Holland zu reiſen, aber bälder noch zurückzukommen dächte, was alles in Treuen auszurichten er mir dann gelobte.

Ueberfiel mich aber danach die allergrößeſte Ungeduld, ſo daß ich gegen den Willen des Chirurgus und bevor im Walde drüben noch die letzten Blätter von den Bäumen fielen, meine Reiſe ins Werk ſetzte; langete auch ſchon nach kurzer Friſt wohlbehalten in der Holländiſchen Hauptſtadt an, allwo ich von meinen Freunden gar liebreich empfangen wurde, und mochte es auch ferner vor ein glücklich Zeichen wohl erkennen, daß zwo Bilder, ſo ich dort zurückgelaſſen, durch die hülfsbereite Vermittelung meines theueren Meiſters van der Helſt beide zu anſehnlichen Preiſen verkaufet waren. Ja, es war deſſen noch nicht genug: ein mir ſchon früher wohlgewogener Kaufherr ließ mir ſagen, er habe nur auf mich gewartet, daß ich für ſein nach dem Haag verheirathetes Töchterlein ſein Bildniß malen möge; und wurde mir auch ſofort ein reicher Lohn dafür verſprochen. Da dachte ich, wenn ich ſolches noch vollendete, daß dann genug des helfenden Metalles in meinen Händen wäre, um auch ohne andere Mittel Katharinen in ein wohlbeſtellet Heimweſen einzuführen.

Machte mich alſo, da mein freundlicher Gönner deſſelben Sinnes war, mit allem Eifer an die Arbeit, ſo daß ich bald den Tag meiner Abreiſe gar fröhlich nah und näher rücken ſahe, unachtend, mit was vor üblen Anſtänden ich drüben noch zu kämpfen hätte.

Aber des Menſchen Augen ſehen das Dunkel nicht, das vor ihm iſt. — Als nun das Bild vollendet war und reichlich Lob und Gold um deſſen willen mir zu Theil geworden, da konnte ich nicht fort. Ich hatte in der Arbeit meiner Schwäche nicht geachtet, die ſchlecht geheilte Wunde warf mich wiederum danieder. Eben wurden zum Weihnachtsfeſte auf allen Straßenplätzen die Waffelbuden aufgeſchlagen, da begann mein Siechthum und hielt mich länger als das erſte Mal gefeſſelt. Zwar der beſten Arzteskunſt und liebreicher Freundespflege war kein Mangel, aber in Aengſten ſahe ich Tag um Tag vergehen, und keine Kunde konnte von ihr, keine zu ihr kommen.

Endlich nach harter Winterzeit, da der Zuiderſee wieder ſeine grünen Wellen ſchlug, geleiteten die Freunde mich zum Hafen; aber ſtatt des frohen Muthes nahm ich itzt ſchwere Herzensſorge mit an Bord. Doch ging die Reiſe raſch und gut von Statten.

Von Hamburg aus fuhr ich mit der Königlichen Poſt; dann, wie vor nun faſt einem Jahre hiebevor, wanderte ich zu Fuße durch den Wald, an dem noch kaum die erſten Spitzen grünten. Zwar probten ſchon die Finken und die Ammern ihren Lenzgeſang; doch was kümmerten ſie mich heute! — Ich ging aber nicht nach Herrn Gerhardus' Herrengut; ſondern, ſo ſtark mein Herz auch klopfte, ich bog ſeitwärts ab und ſchritt am Waldesrand entlang dem Dorfe zu; da ſtund ich bald in Hans Ottſens Krug und ihm gar ſelber gegenüber.

Der Alte ſah mich ſeltſam an, meinete aber doch, ich laſſe ja recht munter. „Nur," fügte er bei, „mit den Schießbüchſen müſſet Ihr nicht wieder ſpielen; die machen ärgere Flecken, als ſo ein Malerpinſel."

Ich ließ ihn gern bei ſolcher Meinung, ſo, wie ich wohl merkete, hier allgemein verbreitet war, und that vors Erſte eine Frage nach dem alten Dieterich.

Da mußte ich vernehmen, daß er noch vor dem erſten Winterſchnee, wie es ſo ſtarken Leuten wohl paſſiret, eines plötzlichen, wenn auch gelinden Todes verfahren ſei. „Der freuet ſich," ſagte Hans Ottſen, „daß er zu ſeinem alten Herrn da droben kommen; und iſt für ihn auch beſſer ſo."

„Amen!" ſprach ich; „mein herzlieber alter Dieterich!"

Indeß aber mein Herz nur, und immer banger, nach einer Kundſchaft von Katharinen ſeufzte, nahm meine furchtſame Zunge einen Umweg und ich ſprach beklommen: „Was machet denn Euer Nachbar, der von der Riſch?"

„Oho," lachte der Alte; „der hat ein Weib genommen, und eine, die ihn ſchon zurechte ſetzen wird."

Nur im erſten Augenblick erſchrak ich; denn ich ſagte mir ſogleich, daß er nicht ſo von Katharinen reden würde; und da er dann den Namen nannte, ſo war's ein ältlich' aber reiches Fräulein aus der Nachbarſchaft; forſchte alſo muthig weiter, wie's drüben in Herrn Gerhardus' Haus beſtellet ſei, und wie das Fräulein und der Junker mit einander hauſeten.

Da warf der Alte mir wieder ſeine ſeltſamen Blicke zu. „Ihr meint wohl," ſagte er, „daß alte Thürm' und Mauern nicht auch plaudern könnten!"

„Was ſoll's der Rede?" rief ich; aber ſie fiel mir centnerſchwer aufs Herz.

„Nun, Herr Johannes," und der Alte ſahe mir gar zuverſichtlich in die Augen, „wo das Fräulein hinkommen, das werdet doch Ihr am beſten wiſſen! Ihr ſeid derzeit im Herbſt ja nicht zum Letzten hier geweſen; nur wundert's mich, daß Ihr noch einmal wiederkommen; denn Junker Wulf wird, denk' ich, nicht eben gute Mien' zum böſen Spiel gemachet haben."

Ich ſah den alten Menſchen an, als ſei ich ſelber hinterſinnig worden; dann aber kam mir plötzlich ein Gedanke. „Unglücksmann!" ſchrie ich! „Ihr glaubet doch nicht etwan, das Fräulein Katharina ſei mein Eheweib geworden?"

„Nun, laſſet mich nur los!" entgegnete der Alte — denn ich ſchüttelte ihn an beiden Schultern. — „Was geht's mich an! Es geht die Rede ſo! Auf alle Fäll'; ſeit Neujahr iſt das Fräulein im Schloß nicht mehr geſehen worden."

Ich ſchwur ihm zu, derzeit ſei ich in Holland krank gelegen; ich wiſſe nichts von alle dem.

Ob er's geglaubet, weiß ich nicht zu ſagen; allein er gab mir kund, es ſolle dermalen ein unbekannter Geiſtlicher zur Nachtzeit und in großer Heimlichkeit auf den Herrenhof gekommen ſein; zwar habe Baſ' Urſel das Geſinde ſchon zeitig in ihre Kammern getrieben; aber der Mägde eine, ſo durch den Thürſpalt gelauſchet, wolle auch mich über den Flur nach der Treppe haben gehen ſehen; dann ſpäter hätten ſie deutlich einen Wagen aus dem Thorhaus fahren hören, und ſeien ſeit jener Nacht nur noch Baſ' Urſel und der Junker in dem Schloß geweſen.

— — Was ich von nun an Alles und immer doch vergebens unternommen, um Katharinen oder auch nur eine Spur von ihr zu finden, das ſoll nicht hier verzeichnet werden. Im Dorfe war nur das thörichte Geſchwätz, davon Hans Ottſen mich die Probe ſchmecken laſſen; darum machte ich mich auf nach dem Stifte zu Herrn Gerhardus' Schweſter; aber die Dame wollte mich nicht vor ſich laſſen; wurde im Uebrigen mir auch berichtet, daß keinerlei junges Frauenzimmer bei ihr geſehen worden. Da reiſete ich wieder zurück und demüthigte mich alſo, daß ich nach dem Hauſe des von der Riſch ging und als ein Bittender vor meinen alten Widerſacher hintrat. Der ſagte höhniſch, es möge wohl der Buhz das Vöglein ſich geholet haben; er habe dem nicht nachgeſchaut; auch halte er keinen Aufſchlag mehr mit denen von Herrn Gerhardus' Hofe.

Der Junker Wulf gar, der davon vernommen haben mochte, ließ nach Hans Ottſens Kruge ſagen, ſo ich mich unterſtünde, auch zu ihm zu bringen, er würde mich noch einmal mit den Hunden hetzen laſſen. — Da bin ich in den Wald gegangen und hab' gleich einem

Strauchdieb am Weg auf ihn gelauert; die Eiſen ſind von der Scheide bloß geworden; wir haben gefochten, bis ich die Hand ihm wund gehauen und ſein Degen in die Büſche flog. Aber er ſahe mich nur mit ſeinen böſen Augen an; geſprochen hat er nicht. — Zuletzt bin ich zu längerem Verbleiben nach Hamburg kommen, von wo aus ich ohne Anſtand und mit größerer Umſicht meine Nachforſchungen zu betreiben dachte.

Es iſt Alles doch umſonſt geweſen.

⁂

Aber ich will vors Erſte nun die Feder ruhen laſſen. Denn vor mir liegt Dein Brief, mein lieber Joſias; ich ſoll Dein Töchterlein, meiner Schweſter ſeel. Enkelin, aus der Taufe heben. — Ich werde auf meiner Reiſe dem Walde vorbeifahren, ſo hinter Herrn Gerhardus' Hof belegen iſt. Aber das Alles gehört ja der Vergangenheit.

Hier ſchließt das erſte Heft der Handſchrift. — Hoffen wir, daß der Schreiber ein fröhliches Tauffeſt gefeiert und inmitten ſeiner Freundſchaft an friſcher Gegenwart ſein Herz erquickt habe!

Meine Augen ruhten auf dem alten Bild mir gegenüber: ich konnte nicht zweifeln, der ſchöne ernſte Mann war Herr Gerhardus. Wer aber war jener todte Knabe, den ihm Meiſter Johannes hier ſo ſanft in ſeinen Arm gebettet hatte? — Sinnend nahm ich das zweite und zugleich letzte Heft, deſſen Schriftzüge um ein Weniges unſicherer erſchienen. Es lautete, wie folgt:

Gelick as Rook un Stoof verſwindt,
Alſo ſind ock de Minſchenkind.

Der Stein, darauf dieſe Worte eingehauen ſtehen, ſaß ob dem Thürſims eines alten Hauſes. Wenn ich daran vorbei ging, mußte ich allezeit meine Augen dahin wenden, und auf meinen einſamen Wanderungen iſt dann ſelbiger Spruch oft lange mein Begleiter blieben. Da ſie im letzten Herbſte das alte Haus abbrachen, habe ich aus den Trümmern dieſen Stein erſtanden, und iſt er heute gleicherweiſe hier ob der Thüre meines Hauſes eingemauert worden, wo er nach mir noch manchen, der vorübergeht, an die Richtigkeit des Irdiſchen erinnern möge. Mir aber ſoll er eine Mahnung ſein, ehbevor auch an meiner Uhr der Weiſer ſtille ſteht, mit der Aufzeichnung meines Lebens fortzufahren. Denn Du, meiner lieben Schweſter Sohn, der Du nun bald mein Erbe ſein wirſt, mögeſt mit meinem kleinen Erdengute dann auch mein Erdenleid dahin nehmen, ſo ich bei meiner Lebzeit Niemandem, auch, aller Liebe ohnerachtet, Dir nicht habe anvertrauen mögen.

Item; anno 1666 kam ich zum erſten Mal in dieſe Stadt an der Nordſee; maaßen von einer reichen Branntweinbrenner-Wittwen mir der Auftrag worden, die Auferweckung Lazari zu malen, welches Bild ſie zum ſchuldigen und freundlichen Gedächtniß ihres Seligen, der hieſigen Kirchen aber zum Zierrath zu ſtiften gedachte, allwo es denn auch noch heute über dem Tauffſteine mit den vier Apoſteln zu ſchauen iſt. Daneben wünſchte auch der Bürgermeiſter, Herr Titus Axen, ſo früher in Hamburg Thumherr und mir von dort bekannt war, ſein Contrefey von mir gemalt, ſo daß ich für eine lange Zeit allhier zu ſchaffen hatte. — Mein Loſament aber hatte ich bei meinem einzigen und älteren Bruder, der ſeit lange ſchon das Sekretariat der Stadt bekleidete; das Haus, darin er als unbeweibter Mann lebte, war hoch und räumlich, und war es daſſelbig' Haus mit den zwo Linden an der Ecken von Markt und Krämerſtraße, worin ich, nachdem es durch meines lieben Bruders Hintritt mir angeſtorben, anitzt als alter Mann noch lebe und der Wiedervereinigung mit den vorangegangenen Lieben in Demuth entgegenharre.

Meine Werkſtätte hatte ich mir in dem großen Peſel der Wittwe eingerichtet; es war dorten ein gutes Oberlicht zur Arbeit und bekam Alles gemacht und geſtellet, wie ich es verlangen mochte. Nur daß die gute Frau ſelber gar zu gegenwärtig war; denn allaugenblicklich kam ſie draußen von ihrem Schenktiſch zu mir hergetrottet mit ihren Blechgemäßen in der Hand; drängte mit ihrer Wohlbeleibtheit mir auf den Malſtock und roch an meinem Bild herum; gar eines Vormittages, da ich ſo eben den Kopf des Lazarus untermalet hatte, verlangte ſie mit viel überflüſſigen Worten, der auferweckte Mann ſolle das Antlitz ihres Seligen zur Schau ſtellen, obſchon ich dieſen Seligen doch niemalen zu Geſicht bekommen, von meinem Bruder auch vernommen hatte, daß ſelbiger, wie es die Brenner pflegen, das Zeichen ſeines Gewerbes als eine blaurothe Naſen im Geſicht herumgetragen; da habe ich denn, wie man glauben mag, dem unvernünftigen Weibe gar hart den Daumen gegenhalten müſſen. Als dann von der Außendiele her wieder neue Kundſchaft nach ihr gerufen und mit den Gemäßen auf den Schank geklopfet und ſie endlich von mir laſſen müſſen, da ſank mir die Hand mit dem Pinſel in den Schooß, und ich mußte plötzlich des Tages gedenken, da ich eines gar andern Seligen Antlitz mit dem Stifte nachgebildet, und wer da in der kleinen Kapelle ſo ſtill bei mir geſtanden ſei. — Und alſo rückwärtsſinnend ſetzte ich meinen Pinſel wieder an; als aber ſelbiger eine gute Weile hin und wieder gegangen, mußte ich zu eigener Verwunderung gewahren, daß ich die Züge des edlen Herrn Gerhardus in des Lazari Angeſicht hineingetragen hatte. Aus ſeinem Lailach blickte des Todten Antlitz gleichwie in ſtummer Klage gegen mich, und ich gedachte: ſo wird er dir einſtmals in der Ewigkeit entgegentreten!

Ich konnte heut nicht weiter malen; ſondern ging fort und ſchlich auf meine Kammer ober der Hausthür, allwo ich mich ans Fenſter ſetzte und durch den Ausſchnitt der Lindenbäume auf den Markt hinabſah. Es gab aber groß' Gewühl dort, und war bis drüben an die Rathswage und weiter bis zur Kirchen Alles voll von Wagen und Menſchen; denn es war ein Donnerstag und noch die Stunde, daß Gaſt mit Gaſte handeln durfte, alſo daß der Stadtknecht mit dem Griper müßig auf unſeres Nachbaren Beiſchlag ſaß, maaßen es vor der Hand keine Brüchen zu erhaſchen gab. Die Oſtenfelder Weiber mit ihren rothen Jacken, die Mädchen von den Inſeln mit ihren Kopftüchern und feinem Silberſchmuck, dazwiſchen die hochgethürmeten Getreidewagen und darauf die Bauern in ihren gelben Lederhoſen — dieß Alles mochte wohl ein Bild für eines Malers Auge geben, zumal wenn ſelbiger, wie ich, bei den Holländern in die Schule gegangen war; aber die Schwere meines Gemüthes machte das bunte Bild mir trübe. Doch war es keine Reu', wie ich vorhin an mir erfahren hatte; ein ſehnend Leid kam immer gewaltiger über mich; es zerfleiſchte mich mit wilden Krallen und ſah mich gleichwohl mit holden Augen an. Drunten lag der helle Mittag auf dem wimmelnden Markte; vor meinen Augen aber dämmerte ſilberne Mondnacht, wie Schatten ſtiegen ein paar Zackengiebel auf, ein Fenſter klirrte, und gleich wie aus Träumen ſchlugen leis und fern die Nachtigallen. O du mein Gott und mein Erlöſer, der du die Barmherzigkeit biſt, wo war ſie in dieſer Stunde, wo hatte meine Seele ſie zu ſuchen? — —

Da hörte ich draußen unter dem Fenſter von einer harten Stimme meinen Namen nennen, und als ich hinausſchaute, erſahe ich einen großen hageren Mann in der üblichen Tracht eines Predigers, obſchon ſein herriſch und finſter Antlitz mit dem ſchwarzen Haupthaar und dem tiefen Einſchnitt ob der Naſe wohl eher einem Kriegsmann angeſtanden wäre. Er wies ſo eben einem andern, unterſetzten Manne von bäueriſchem Ausſehen, aber gleich ihm in ſchwarzwollenen Strümpfen und Schnallenſchuhen, mit ſeinem Handſtocke nach unſerer Hausthür zu, indem er ſelbſt durch das Marktgewühl von dannen ſchritt.

Da ich dann gleich darauf die Thürglocke ſchellen hörte, ging ich hinab und lud den Fremden in das Wohngemach, wo er von dem Stuhle, darauf ich ihn genöthigt, mich gar genau und aufmerkſam betrachtete.

Alſo war ſelbiger der Küſter aus dem Dorfe norden der Stadt, und erfuhr ich bald, daß man dort einen Maler brauche, da man des Paſtors Bildniß in die Kirche ſtiften wolle. Ich forſchte ein wenig, was für Verdienſt um die Gemeinde dieſer ſich erworben hätte, daß ſie ſolche Ehr' ihm anzuthun gedächten, da er doch ſeines Alters halben noch nicht gar lang im Amte ſtehen könne; der Küſter aber meinete, es habe der Paſtor freilich wegen eines Stück Ackergrundes einmal einen Proceß gegen die Gemeinde angeſtrenget, ſonſt wiſſe er eben nicht, was Sondres könne vorgefallen ſein; allein es hingen allbereits die drei Amtsvorweſer in der Kirchen, und da ſie, wie er ſagen müſſe, vernommen hätten, ich verſtünde das Ding gar wohl zu machen, ſo ſollte der guten Gelegenheit wegen nun auch der vierte

Paſtor mit hinein; dieſer ſelber freilich kümmere ſich nicht eben viel darum.

Ich hörte dem Allen zu; und da ich mit meinem Lazarus am liebſten auf eine Zeit pauſiren mochte, das Bildniß des Herrn Titus Axen aber wegen eingetretenen Siechthums deſſelbigen nicht beginnen konnte, ſo hub ich an, dem Auftrage näher nachzufragen.

Was mir an Preis für ſolche Arbeit nun geboten wurde, war zwar gering, ſo daß ich erſtlich dachte: ſie nehmen Dich für einen Pfennigmaler, wie ſie im Kriegstroſſe mitziehen, um die Soldaten für ihre heimgebliebenen Dirnen abzumalen; aber es muthete mich plötzlich an, auf eine Zeit allmorgendlich in der goldenen Herbſtesſonne über die Haide nach dem Dorf hinauszuwandern, das nur eine Wegſtunde von unſerer Stadt belegen iſt. Sagete alſo zu, nur mit dem Beding, daß die Malerei draußen auf dem Dorfe vor ſich ginge, da hier in meines Bruders Hauſe paßliche Gelegenheit nicht befindlich ſei.

Deß ſchien der Küſter gar vergnügt, meinend, dem ſei in Allem hiebevor ſchon fürgeſorget; der Paſtor hab' ſich ſolches gleichfalls ausbedungen; item, es ſei dazu die Schulſtube in ſeiner Küſterei erwählet; ſelbige ſei das zweite Haus im Dorfe und liege nah am Paſtorate, nur hintenaus durch die Prieſterkoppel davon geſchieden, ſo daß alſo auch der Paſtor leicht hinübertreten könne. Die Kinder, die im Sommer doch nichts lernten, würden dann nach Haus geſchicket.

Alſo ſchüttelten wir uns die Hände, und da der Küſter auch die Maaße des Bildes fürſorglich mitgebracht, ſo konnte alles Malgeräth, deß ich bedurfte, ſchon Nachmittages mit der Prieſterfuhr hinausbefördert werden.

Als mein Bruder dann nach Hauſe kam — erſt ſpät am Nachmittage; denn ein Ehrſamer Rath hatte dermalen viel Bedrängniß von einer Schinder-Leichen, ſo die ehrlichen Leute nicht zu Grabe tragen wollten — meinete er, ich bekäme da einen Kopf zu malen, wie er nicht oft auf einem Prieſterkragen ſitze, und möchte mich mit Schwarz und Braunroth wohl verſehen; erzählete mir auch, es ſei der Paſtor als Feldcapellan mit den Brandenburgern hier ins Land gekommen, als welcher er's faſt wilder als die Offiziers getrieben haben ſolle; ſei übrigens itzt ein ſcharfer Streiter vor dem Herrn, der ſeine Bauern gar meiſterlich zu packen wiſſe. — Noch merkete mein Bruder an, daß bei deſſelbigen Amtseintritt in unſerer Gegend adelige Fürſprach' eingewirket haben ſolle, wie es heiße, von drüben aus dem Holſteiniſchen her; der Archi-Diakonus habe bei der Kloſterrechnung ein Wörtlein davon fallen laſſen. War jedoch Weiteres meinem Bruder darob nicht kund geworden.

So ſahe mich denn die Morgenſonne des nächſten Tages rüſtig über die Haide ſchreiten, und war mir nur leid, daß letztere allbereits ihr rothes Kleid und ihren Würzeduft verbraucht und alſo dieſe Landſchaft ihren ganzen Sommerſchmuck verloren hatte; denn von grünen Bäumen war weithin nichts zu erſehen; nur der ſpitze Kirchthurm des Dorfes, dem ich zuſtrebte — wie ich bereits erkennen mochte, ganz von Granitquadern auferbaut — ſtieg immer höher vor mir in den dunkelblauen Oktoberhimmel. Zwiſchen den ſchwarzen Strohdächern, die an ſeinem Fuße lagen, krüppelte nur niedrig Buſch- und Baumwerk; denn der Nordweſtwind, ſo hier friſch von der See herauf kommt, will freien Weg zu fahren haben.

Als ich das Dorf erreichet und auch alsbald mich nach der Küſterei gefunden hatte, ſtürzte mir ſofort mit luſtigem Geſchrei die ganze Schul' entgegen; der Küſter aber hieß an ſeiner Hausthür mich willkommen. „Merket Ihr wohl, wie gern ſie von der Fibel laufen!“ ſagte er. „Der eine Bengel hatte Euch ſchon durchs Fenſter kommen ſehen.“

In dem Prediger, der gleich danach ins Haus trat, erkannte ich denſelbigen Mann, den ich ſchon Tags zuvor geſehen hatte. Aber auf ſeine finſtere Erſcheinung war heute gleichſam ein Licht geſetzet; das war ein ſchöner blaſſer Knabe, den er an der Hand mit ſich führte; das Kind mochte etwan vier Jahre zählen und ſahe faſt winzig aus gegen des Mannes hohe knochige Geſtalt.

Da ich die Bildniſſe der früheren Prediger zu ſehen wünſchte, ſo gingen wir mitſammen in die Kirche, welche alſo hoch belegen iſt, daß man nach den anderen

Seiten über Marſchen und Haide, nach Weſten aber auf den nicht gar fernen Meeresſtrand hinunterſchauen kann. Es mußte eben Fluth ſein; denn die Watten waren überſtrömet und das Meer ſtund wie ein lichtes Silber. Da ich anmerkte, wie oberhalb deſſelben die Spitze des Feſtlandes und von der andern Seite diejenige der Inſel ſich gegen einander ſtreckten, wies der Küſter auf die Waſſerfläche, ſo dazwiſchen liegt. „Dort," ſagte er, „hat einſt meiner Eltern Haus geſtanden; aber anno 34 bei der großen Fluth trieb es gleich hundert anderen in den grimmen Waſſern; auf der einen Hälfte des Daches ward ich an dieſen Strand geworfen, auf der anderen fuhren Vater und Bruder in die Ewigkeit hinaus."

Ich dachte: „So ſtehet die Kirche wohl am rechten Ort; auch ohne den Paſtor wird hier vernehmlich Gottes Wort geprediget."

Der Knabe, welchen Letzterer auf den Arm genommen hatte, hielt deſſen Nacken mit beiden Aermchen feſt umſchlungen und drückte die zarte Wange an das ſchwarze bärtige Geſicht des Mannes, als finde er ſo den Schutz vor der ihn ſchreckenden Unendlichkeit, die dort vor unſeren Augen ausgebreitet lag.

Als wir in das Schiff der Kirche eingetreten waren, betrachtete ich mir die alten Bildniſſe und ſahe auch einen Kopf darunter, der wohl eines guten Pinſels werth geweſen wäre; jedennoch war es Alles eben Pfennigmalerei, und ſollte demnach der Schüler van der Helſts hier in gar ſondere Geſellſchaft kommen.

Da ich ſolches eben in meiner Eitelkeit bedachte, ſprach die harte Stimme des Paſtors neben mir: „Es iſt nicht meines Sinnes, daß der Schein des Staubes dauere, wenn der Odem Gottes ihn verlaſſen; aber ich habe der Gemeine Wunſch nicht widerſtreben mögen; nur, Meiſter, machet es kurz; ich habe beſſeren Gebrauch für meine Zeit.“

Nachdem ich dem finſteren Manne, an deſſen Antlitz ich gleichwohl für meine Kunſt Gefallen fand, meine beſte Bemühung zugeſaget, frug ich einem geſchnitzten Bilde der Maria nach, ſo von meinem Bruder mir war gerühmet worden.

Ein faſt verachtend Lächeln ging über des Predigers Angeſicht. „Da kommet Ihr zu ſpät,“ ſagte er, „es ging in Trümmer, da ich's aus der Kirche ſchaffen ließ.“

Ich ſah ihn faſt erſchrocken an. „Und wolltet Ihr des Heilands Mutter nicht in Euerer Kirche dulden?“

„Die Züge von des Heilands Mutter,“ entgegnete er, „ſind nicht überliefert worden.“

— „Aber wollet Ihr's der Kunſt mißgönnen, ſie in frommem Sinn zu ſuchen?“

Er blickte eine Weile finſter auf mich herab; denn, obſchon ich zu den Kleinen nicht zu zählen, ſo überragte er mich doch um eines halben Kopfes Höhe; — dann ſprach er heftig: „Hat nicht der König die holländiſchen Papiſten dort auf die zerriſſene Inſel herberufen; nur um durch das Menſchenwerk der Deiche des Höchſten

Strafgericht zu trotzen? Haben nicht noch letztlich die Kirchenvorſteher drüben in der Stadt ſich zwei der Heiligen in ihr Geſtühlte ſchnitzen laſſen? Betet und wachet! Denn auch hier geht Satan noch von Haus zu Haus! Dieſe Marienbilder ſind nichts als Säugammen der Sinnenluſt und des Papismus; die Kunſt hat allzeit mit der Welt gebuhlt!“

Ein dunkles Feuer glühte in ſeinen Augen, aber ſeine Hand lag liebkoſend auf dem Kopf des blaſſen Knaben, der ſich an ſeine Kniee ſchmiegte.

Ich vergaß darob des Paſtors Worte zu erwidern; mahnete aber danach, daß wir in die Küſterei zurückgingen, wo ich alsdann meine edle Kunſt an ihrem Widerſacher ſelber zu erproben anhub.

Alſo wanderte ich faſt einen Morgen um den andern über die Haide nach dem Dorfe, wo ich allezeit den Paſtor ſchon meiner harrend antraf. Geredet wurde wenig zwiſchen uns; aber das Bild nahm deſto raſcheren Fortgang. Gemeiniglich ſaß der Küſter neben uns und ſchnitzete allerlei Geräthe gar ſäuberlich aus Eichenholz, dergleichen als eine Hauskunſt hier überall betrieben wird; auch habe ich das Käſtlein, woran er derzeit arbeitete, von ihm erſtanden und darin vor Jahren die erſten Blätter dieſer Niederſchrift hinterlegt, alswie denn auch mit Gotteswillen dieſe letzten darin ſollen beſchloſſen ſein.

— In des Predigers Wohnung wurde ich nicht geladen und betrat ſelbige auch nicht; der Knabe aber war allzeit mit ihm in der Küſterei; er ſtand an ſeinen Knieen oder er ſpielte mit Kieſelſteinchen in der Ecke des Zimmers. Da ich ſelbigen einmal fragte, wie er heiße, antwortete er: „Johannes!“ — „Johannes?“ entgegnete ich, „ſo heiße ich ja auch!“ — Er ſah mich groß an, ſagte aber weiter nichts.

Weßhalb rühreten dieſe Augen ſo an meiner Seele? — Einmal gar überraſchete mich ein finſterer Blick des Paſtors, da ich den Pinſel müßig auf der Leinewand ruhen ließ. Es war etwas in dieſes Kindes Antlitz, das nicht aus ſeinem kurzen Leben kommen konnte; aber es war kein froher Zug. So, dachte ich, ſieht ein Kind, das unter einem kummerſchweren Herzen ausgewachſen. Ich hätte oft die Arme nach ihm breiten mögen; aber ich ſcheuete mich vor dem harten Manne, der es gleich einem Kleinod zu behüten ſchien. Wohl dachte ich oft: „Welch eine Frau mag dieſes Knaben Mutter ſein?“ —

Des Küſters alte Magd hatte ich einmal nach des Predigers Frau befragt; aber ſie hatte mir kurzen Beſcheid gegeben: „Die kennt man nicht; in die Bauernhäuſer kommt ſie kaum, wenn Kindelbier und Hochzeit iſt.“ — Der Paſtor ſelbſt ſprach nicht von ihr. Aus dem Garten der Küſterei, welcher in eine dichte Gruppe von Fliederbüſchen ausläuft, ſahe ich ſie einmal langſam über die Prieſterkoppel nach ihrem Hauſe gehen;

aber ſie hatte mir den Rücken zugewendet, ſo daß ich nur ihre ſchlanke jugendliche Geſtalt gewahren konnte, und außerdem ein paar gekräuſelte Löckchen, in der Art, wie ſie ſonſt nur von den Vornehmeren getragen werden, und die der Wind von ihren Schläfen wehte. Das Bild ihres finſteren Ehgeſponſen trat mir vor die Seele, und mir ſchien, es paſſe dieſes Paar nicht wohl zuſammen.

— — An den Tagen, wo ich nicht da draußen war, hatte ich auch die Arbeit an meinem Lazarus wieder aufgenommen, ſo daß nach einiger Zeit dieſe Bilder mit einander nahezu vollendet waren.

So ſaß ich eines Abends nach vollbrachtem Tagewerke mit meinem Bruder unten in unſerem Wohngemache. Auf dem Tiſch am Ofen war die Kerze faſt herabgebrannt und die holländiſche Schlaguhr hatte ſchon auf Eilf gewarnt; wir aber ſaßen am Fenſter und hatten der Gegenwart vergeſſen; denn wir gedachten der kurzen Zeit, die wir mitſammen in unſerer Eltern Haus verlebt hatten; auch unſeres einzigen lieben Schweſterleins gedachten wir, das im erſten Kindbette verſtorben und nun ſeit lange ſchon mit Vater und Mutter einer fröhlichen Auferſtehung entgegenharrete. — Wir hatten die Läden nicht vorgeſchlagen; denn es that uns wohl, durch das Dunkel, ſo draußen auf den Erdenwohnungen der Stadt lag, in das Sternenlicht des ewigen Himmels hinaufzublicken.

Am Ende verſtummeten wir beide in uns ſelber, und wie auf einem dunklen Strome trieben meine Gedanken zu ihr, bei der ſie allzeit Raſt und Unraſt fanden. — — Da, gleich einem Stern aus unſichtbaren Höhen, fiel es mir jählings in die Bruſt: Die Augen des ſchönen blaſſen Knaben, es waren ja ihre Augen! Wo hatte ich meine Sinne denn gehabt! — — Aber dann, wenn ſie es war, wenn ich ſie ſelber ſchon geſehen! — Welch' ſchreckbare Gedanken ſtürmten auf mich ein!

Indem legte ſich die eine Hand meines Bruders mir auf die Schulter, mit der andern wies er auf den dunkeln Markt hinaus, von wannen aber itzt ein heller Schein zu uns herüberſchwankte. „Sieh nur!" ſagte er. „Wie gut, daß wir das Pflaſter mit Sand und Haide ausgeſtopfet haben! Die kommen von des Glockengießers Hochzeit; aber an ihren Stockleuchten ſieht man, daß ſie gleichwohl hin und wieder ſtolpern."

Mein Bruder hatte Recht. Die tanzenden Leuchten zeugeten deutlich von der Trefflichkeit des Hochzeitſchmauſes; ſie kamen uns ſo nahe, daß die zwei gemalten Scheiben, ſo letzlich von meinem Bruder als eines Glaſers Meiſterſtück erſtanden waren, in ihren ſatten Farben wie in Feuer glühten. Als aber dann die Geſellſchaft an unſerem Hauſe laut redend in die Krämerſtraße einbog, hörete ich einen unter ihnen ſagen: „Ei freilich; das hat der Teufel uns verpurret! Hatte mich leblang darauf geſpitzet, einmal eine richtige Hex' ſo in der Flammen ſingen zu hören!"

Die Leuchten und die luſtigen Leute gingen weiter, und draußen die Stadt lag wieder ſtill und dunkel.

„O weh!“ ſprach mein Bruder; „den trübet, was mich tröſtet.“

Da fiel es mir erſt wieder bei, daß am nächſten Morgen die Stadt ein grauſam Spektakul vor ſich habe. Zwar war die junge Perſon, ſo wegen einbekannten Bündniſſes mit dem Satan zu Aſchen ſollte verbrannt werden, am heutigen Morgen vom Frohne todt in ihrem Kerker aufgefunden worden; aber dem todten Leibe mußte gleichwohl ſein peinlich Recht geſchehen.

Das war nun vielen Leuten gleich einer kalt geſtellten Suppen. Hatte doch auch die Buchführer-Wittwe Liebernickel, ſo unter dem Thurm der Kirche den grünen Bücherſchranken hat, mir am Mittage, da ich wegen der Zeitung bei ihr eingetreten, aufs Heftigſte geklaget, daß nun das Lied, ſo ſie im Voraus darüber habe anfertigen und drucken laſſen, nur kaum noch paſſen werde, wie die Fauſt aufs Auge. Ich aber, und mit mir mein viel lieber Bruder, hatte ſo meine eigenen Gedanken von dem Hexenweſen; und freuete mich, daß unſer Herrgott — denn der war es doch wohl geweſen — das arme junge Menſch ſo gnädiglich in ſeinen Schooß genommen hatte.

Mein Bruder, welcher weichen Herzens war, begann gleichwohl der Pflichten ſeines Amts ſich zu beklagen; denn er hatte drüben von der Rathhaustreppe das Urthel zu verleſen, ſobald der Racker den todten Leichnam davor aufgefahren, und hernach auch der Juſtification ſelber zu aſſiſtiren. „Es ſchneidet mir ſchon itzund in das Herz;“ ſagte er, „das greuelhafte Gejohle, wenn ſie mit dem Karren die Straße herabkommen; denn die Schulen werden ihre Buben und die Zunftmeiſter ihre Lehrburſchen loslaſſen. — An Deiner Statt,“ fügte er bei, „der Du ein freier Vogel biſt, würde ich aufs Dorf hinausmachen, und an dem Conterfey des ſchwarzen Paſtors weiter malen!“

Nun war zwar feſtgeſetzet worden, daß ich am nächſtfolgenden Tage erſt wieder hinauskäme; aber mein Bruder redete mir zu, unwiſſend, wie er die Ungeduld in meinem Herzen ſchürte; und ſo geſchah es, daß Alles ſich erfüllen mußte, was ich getreulich in dieſen Blättern niederſchreiben werde.

* * *

Am andern Morgen, als drüben vor meinem Kammerfenſter nur kaum der Kirchthurmhahn in rothem Frühlicht blinkte, war ich ſchon von meinem Lager aufgeſprungen; und bald ſchritt ich über den Markt, allwo die Bäcker, vieler Käufer harrend, ihre Brodſchragen ſchon geöffnet hatten; auch ſahe ich, wie an dem Rathhauſe der Wachtmeiſter und die Fußknechte in Bewegung waren, und hatte Einer bereits einen ſchwarzen Teppich über das Geländer der großen Treppe aufgehangen; ich aber ging durch den Schwibbogen, ſo unter dem Rathhauſe iſt, eilends zur Stadt hinaus.

Als ich hinter dem Schloßgarten auf dem Steige war, ſahe ich drüben bei der Lehmkuhle, wo ſie den neuen Galgen hingeſetzet, einen mächtigen Holzſtoß aufgeſchichtet. Ein paar Leute handtirten noch daran herum, und mochten das der Frohn und ſeine Knechte ſein, die leichten Brennſtoff zwiſchen die Hölzer thaten; von der Stadt her aber kamen ſchon die erſten Buben über die Felder ihnen zugelaufen. — Ich achtete deß nicht weiter, ſondern wanderte rüſtig fürbaß, und da ich hinter den Bäumen hervortrat, ſahe ich mir zur Linken das Meer im erſten Sonnenſtrahl entbrennen, der im Oſten über die Haide emporſtieg. Da mußte ich meine Hände falten:

„O Herr mein Gott und Chriſt,
Sei gnädig mit uns Allen,
Die wir in Sünd' gefallen,
Der Du die Liebe biſt!" — —

Als ich draußen war, wo die breite Landſtraße durch die Haide führt, begegneten mir viele Züge von Bauern; ſie hatten ihre kleinen Jungen und Dirnen an den Händen und zogen ſie mit ſich fort.

„Wohin ſtrebet Ihr denn ſo eifrig?" frug ich einen Haufen; „es iſt ja doch kein Markttag heute in der Stadt."

Nun, wie ich's wohl zum Voraus wußte, ſie wollten die Hexe, das junge Satansmenſch, verbrennen ſehen.

— „Aber die Hexe iſt ja todt!"

„Freilich, das iſt ein Verdruß;" meineten ſie; „aber es iſt unſerer Hebamme, der alten Mutter Siebzig, ihre Schweſtertochter; da können wir nicht außen bleiben und müſſen mit dem Reſte ſchon fürlieb nehmen."

— — Und immer neue Schaaren kamen daher; und itzund tauchten auch ſchon Wagen aus dem Morgennebel, die ſtatt mit Kornfrucht heut mit Menſchen vollgeladen waren. — Da ging ich abſeits über die Haide, obwohl noch der Nachtthau von dem Kraute rann; denn mein Gemüth verlangte nach der Einſamkeit; und ich ſahe von fern, wie es den Anſchein hatte, das ganze Dorf des Weges nach der Stadt ziehen. Als ich auf dem Hünenhügel ſtund, der hier inmitten der Haide liegt, überfiel es mich, als müſſe auch ich zur Stadt zurückkehren oder etwan nach links hinab an die See gehen, oder nach dem kleinen Dorfe, das dort unten hart am Strande liegt; aber vor mir in der Luft ſchwebte etwas, wie ein Glück, wie eine raſende Hoffnung, und es ſchüttelte mein Gebein, und meine Zähne ſchlugen aneinander. „Wenn ſie es wirklich war, ſo letztlich mit meinen eigenen Augen ich erblickt, und wenn dann heute" — — Ich fühlte mein Herz gleich einem Hammer an den Rippen; ich ging weit um durch die Haide; ich wollte nicht ſehen, ob auf der Wagen einem auch der Prediger nach der Stadt fahre. — Aber ich ging dennoch endlich ſeinem Dorfe zu.

Als ich es erreichet hatte, ſchritt ich eilends nach der Thür des Küſterhauſes. Sie war verſchloſſen. Eine Weile ſtund ich unſchlüſſig; dann hub ich mit der Fauſt zu klopfen an. Drinnen blieb Alles ruhig; als ich aber ſtärker klopfte, kam des Küſters alte halbblinde Trienke aus einem Nachbarhauſe.

„Wo iſt der Küſter?“ frug ich.

— „Der Küſter? Mit dem Prieſter in die Stadt gefahren.“

Ich ſtarrte die Alte an; mir war, als ſei ein Blitz durch mich dahin geſchlagen.

„Fehlet Euch etwas, Herr Maler?“ frug ſie.

Ich ſchüttelte den Kopf und ſagte nur: „So iſt wohl heute keine Schule, Trienke?“

— „Bewahr'! Die Hex' wird ja verbrannt!“

Ich ließ mir von der Alten das Haus aufſchließen, holte mein Malgeräthe und das faſt vollendete Bildniß aus des Küſters Schlafkammer und richtete, wie gewöhnlich, meine Staffelei in dem leeren Schulzimmer. Ich pinſelte etwas an der Gewandung; aber ich ſuchte damit nur mich ſelber zu belügen; ich hatte keinen Sinn zum Malen; war ja um deſſen willen auch nicht hieher gekommen.

Die Alte kam hereingelaufen, ſtöhnte über die arge Zeit und redete über Bauern- und Dorfſachen, die ich nicht verſtund; mich ſelber drängte es, ſie wieder einmal nach des Predigers Frau zu fragen, ob ſelbige alt oder jung, und auch, woher ſie gekommen ſei; allein ich brachte das Wort nicht über meine Zunge. Dagegen begann die Alte ein lang Geſpinnſte von der Hex' und ihrer Sippſchaft hier im Dorfe und von der Mutter

Siebenzig, ſo mit Vorſpuk-Sehen behaftet ſei; erzählete auch, wie ſelbige zur Nacht, da die Gicht dem alten Weibe keine Ruh' gelaſſen, drei Leichlaken über des Paſtors Hausdach habe fliegen ſehen; es gehe aber ſolch' Geſichte allzeit richtig aus, und Hoffart komme vor dem Falle; denn ſei die Frau Paſtorin bei aller ihrer Vornehmheit doch nur eine blaſſe und ſchwächliche Kreatur.

Ich mochte ſolch' Geſchwätz nicht fürder hören; ging daher aus dem Hauſe und auf dem Wege herum, da wo das Paſtorat mit ſeiner Fronte gegen die Dorfſtraße liegt; wandte auch unter bangem Sehnen meine Augen nach den weißen Fenſtern, konnte aber hinter den blinden Scheiben nichts gewahren, als ein paar Blumenſcherben, wie ſie überall zu ſehen ſind. — Ich hätte nun wohl umkehren mögen; aber ich ging dennoch weiter. Als ich auf den Kirchhof kam, trug von der Stadtſeite der Wind ein wimmernd Glockenläuten an mein Ohr; ich aber wandte mich und blickte hinab nach Weſten, wo wiederum das Meer wie lichtes Silber am Himmelsſaume hinfloß, und war doch ein tobend Unheil dort geweſen, worin in einer Nacht des Höchſten Hand viel tauſend Menſchenleben hingeworfen hatte. Was krümmete denn ich mich ſo gleich einem Wurme? — Wir ſehen nicht, wie ſeine Wege führen!

Ich weiß nicht mehr, wohin mich damals meine Füße noch getragen haben; ich weiß nur, daß ich in einem Kreis gegangen bin; denn da die Sonne faſt zur

Mittagshöhe war, langte ich wieder bei der Küſterei an. Ich ging aber nicht in das Schulzimmer an meine Staffelei, ſondern durch das Hinterpförtlein wieder zum Hauſe hinaus. — —

Das ärmliche Gärtlein iſt mir unvergeſſen, obſchon ſeit jenem Tage meine Augen es nicht mehr geſehen. — Gleich dem des Predigerhauſes von der anderen Seite, trat es als ein breiter Streifen in die Prieſterkoppel; inmitten zwiſchen beiden aber war eine Gruppe dichter Weidenbüſche, welche zur Einfaſſung einer Waſſergrube dienen mochten; denn ich hatte einmal eine Magd mit vollem Eimer wie aus einer Tiefe daraus hervorſteigen ſehen.

Als ich ohne viel Gedanken, nur mein Gemüthe erfüllet von nicht zu zwingender Unraſt, an des Küſters abgeheimſten Bohnenbeeten hinging, hörte ich von der Koppel draußen eine Frauenſtimme von gar holdem Klang, und wie ſie liebreich einem Kinde zuſprach.

Unwillens ſchritt ich ſolchem Schalle nach; ſo mochte einſt der griechiſche Heidengott mit ſeinem Stabe die Todten nach ſich gezogen haben. Schon war ich am jenſeitigen Rande des Hollundergebüſches, das hier ohne Verzäunung in die Koppel ausläuft, da ſahe ich den kleinen Johannes mit einem Aermchen voll Moos, wie es hier in dem kümmerlichen Graſe wächſt, gegenüber hinter die Weiden gehen; er mochte ſich dort damit nach Kinderart ein Gärtchen angeleget haben. Und wieder kam die holde Stimme an mein Ohr: „Nun heb nur an; nun haſt du einen ganzen Haufen! Ja, ja; ich ſuch' derweil noch mehr; dort am Hollunder wächſt genug!“

Und dann trat ſie ſelber hinter den Weiden hervor; ich hatte ja längſt ſchon nicht gezweifelt. — Mit den Augen auf dem Boden ſuchend, ſchritt ſie zu mir her, ſo daß ich ungeſtört ſie betrachten durfte; und mir war, als gliche ſie nun gar ſeltſam dem Kinde wieder, das ſie einſt geweſen war, für das ich den „Buhz“ einſt von dem Baum herabgeſchoſſen hatte; aber dieſes Kinderantlitz von heute war bleich, und weder Glück noch Muth darin zu leſen.

So war ſie mählich näher kommen, ohne meiner zu gewahren; dann knieete ſie nieder an einem Streifen Moos, der unter den Büſchen hinlief, wo ich ſtand; doch ihre Hände pflückten nicht davon; ſie ließ das Haupt auf ihre Bruſt ſinken, und es war, als wolle ſie nur ungeſehen vor dem Kinde in ihrem Leibe ausruhen.

Da rief ich leiſe: „Katharina!“

Sie blickte auf; ich aber ergriff ihre Hand und zog ſie gleich einer Willenloſen zu mir unter den Schatten der Büſche. Doch als ich ſie endlich alſo nun gefunden hatte und keines Wortes mächtig vor ihr ſtund, da ſahen ihre Augen weg von mir, und mit faſt einer fremden Stimme ſprach ſie: „Es iſt nun einmal ſo, Johannes! Ich wußte wohl, Du ſeieſt der fremde Maler; ich dachte nur nicht, daß Du heute kommen würdeſt.“

Ich hörte das, und dann ſprach ich es aus: „Katharina, — — — ſo biſt Du des Predigers Eheweib?“

Sie nickte nicht; ſie ſah mich ſtarr und ſchmerzlich an. „Er hat das Amt dafür bekommen,“ ſagte ſie, „und Dein Kind den ehrlichen Namen.“

— „Mein Kind, Katharina?“

„Und fühlteſt Du das nicht? Er hat ja doch auf Deinem Schooß geſeſſen; einmal doch, er ſelbſt hat es mir erzählt.“

— — Möge keines Menſchen Bruſt ein ſolches Weh zerfleiſchen! — „Und Du, Du und mein Kind, Ihr ſolltet mir verloren ſein!“

Sie ſah mich an, ſie weinte nicht, ſie war nur gänzlich todtenbleich.

„Ich will das nicht!“ ſchrie ich; „ich will“ ..... Und eine wilde Gedankenjagd raſete mir durchs Hirn.

Aber ihre kleine Hand hatte gleich einem kühlen Blatte ſich auf meine Stirn gelegt, und ihre braunen Augenſterne aus dem blaſſen Antlitz ſahen mich flehend an. „Du, Johannes,“ ſagte ſie, „Du wirſt es nicht ſein, der mich noch elender machen will.“

— „Und kannſt denn Du ſo leben, Katharina?“

„Leben? — — Es iſt ja doch ein Glück dabei; er liebt das Kind; — was iſt denn mehr noch zu verlangen?“

— „Und von uns, von dem, was einſt geweſen iſt, weiß er denn?“ — —

„Nein, nein!“ rief ſie heftig. „Er nahm die Sünderin zum Weibe: mehr nicht. O Gott, iſt's denn nicht genug, daß jeder neue Tag ihm angehört!"

In dieſem Augenblicke tönte ein zarter Geſang zu uns herüber. — „Das Kind," ſagte ſie. „Ich muß zu dem Kinde; es könnte ihm ein Leids geſchehen!"

Aber meine Sinne zielten nur auf das Weib, das ſie begehrten. „Bleib doch;" ſagte ich, „es ſpielt ja fröhlich dort mit ſeinem Mooſe."

Sie war an den Rand des Gebüſches getreten und horchte hinaus. Die goldene Herbſtſonne ſchien ſo warm hernieder, nur ein leichter Hauch kam von der See herauf. Da hörten wir von jenſeit durch die Weiden das Stimmlein unſeres Kindes ſingen:

„Zwei Englein, die mich decken,
Zwei Englein, die mich ſtrecken,
Und zwele, ſo mich weiſen
In das himmliſche Paradeiſen."

Katharina war zurückgetreten und ihre Augen ſahen groß und geiſterhaft mich an. „Und nun leb' wohl, Johannes," ſprach ſie leiſe; „auf Nimmerwiederſehen hier auf Erden!"

Ich wollte ſie an mich reißen; ich ſtreckte beide Arme nach ihr aus; doch ſie wehrete mich ab und ſagte ſanft: „Ich bin des anderen Mannes Weib; vergiß das nicht."

Mich aber hatte auf dieſe Worte ein faſt wilder Zorn ergriffen. „Und weſſen, Katharina," ſprach ich hart, „biſt Du geweſen, bevor Du ſein geworden?"

Ein weher Klaglaut brach aus ihrer Bruſt: ſie ſchlug die Hände vor ihr Angeſicht und rief: „Weh mir! O wehe, mein entweihter armer Leib!“

Da wurd' ich meiner ſchier unmächtig; ich riß ſie jäh an meine Bruſt, ich hielt ſie wie mit Eiſenklammern und hatte ſie endlich, endlich wieder! Und ihre Augen ſanken in die meinen, und ihre rothen Lippen duldeten die meinen; wir umſchlangen uns inbrünſtiglich; ich hätte ſie tödten mögen, wenn wir alſo miteinander hätten ſterben können. Und als dann meine Blicke voll Seligkeit auf ihrem Antlitz weideten, da ſprach ſie, faſt erſtickt von meinen Küſſen: „Es iſt ein langes, banges Leben! O, Jeſu Chriſt, vergieb mir dieſe Stunde!“

— — Es kam eine Antwort; aber es war die harte Stimme jenes Mannes, aus deſſen Munde ich itzt zum erſten Male ihren Namen hörte. Der Ruf kam von drüben aus dem Predigergarten, und noch einmal und härter rief es: „Katharina!“

Da war das Glück vorbei; mit einem Blicke der Verzweiflung ſahe ſie mich an; dann ſtille wie ein Schatten war ſie fort.

— — Als ich in die Küſterei trat, war auch ſchon der Küſter wieder da. Er begann ſofort von der Juſtification der armen Hexe auf mich einzureden. „Ihr haltet wohl nicht viel davon;“ ſagte er; „ſonſt wäret Ihr heute nicht aufs Dorf gegangen, wo der Herr Paſtor gar die Bauern und ihre Weiber in die Stadt getrieben.“

Ich hatte nicht die Zeit zur Antwort; ein gellender Schrei durchſchnitt die Luft; ich werde ihn leblang in den Ohren haben.

„Was war das, Küſter?“ rief ich.

Der Mann riß ein Fenſter auf und horchete hinaus; aber es geſchah nichts weiter. „So mir Gott“, ſagte er, „es war ein Weib, das ſo geſchrieen hat; und drüben von der Prieſterkoppel kam's.“

Indem war auch die alte Trienke in die Thür getreten. „Nun, Herr?“ rief ſie mir zu. „Die Leichlaken ſind auf des Paſtors Dach gefallen!“

— „Was ſoll das heißen, Trienke?“

„Das ſoll heißen, daß ſie des Paſtors kleinen Johannes ſo eben aus dem Waſſer ziehen.“

Ich ſtürzte aus dem Zimmer und durch den Garten auf die Prieſterkoppel; aber unter den Weiden fand ich nur das dunkle Waſſer und Spuren feuchten Schlammes daneben auf dem Graſe. — Ich bedachte mich nicht, es war ganz wie von ſelber, daß ich durch das weiße Pförtchen in des Paſtors Garten ging. Da ich eben ins Haus wollte, trat er ſelber mir entgegen.

Der große knochige Mann ſah gar wüſte aus; ſeine Augen waren geröthet und das ſchwarze Haar hing wirr ihm ins Geſicht. „Was wollt Ihr?“ ſagte er.

Ich ſtarrte ihn an; denn mir fehlete das Wort. Ja, was wollte ich denn eigentlich?

„Ich kenne Euch!“ fuhr er fort. „Das Weib hat Alles ausgeredet.“

Das machte mir die Zunge frei. „Wo iſt mein Kind?“ rief ich.

Er ſagte: „Die beiden Eltern haben es ertrinken laſſen.“

— „So laßt mich zu meinem todten Kinde!“

Allein, da ich an ihm vorbei in den Hausflur wollte, drängte er mich zurück. „Das Weib,“ ſprach er, „liegt bei dem Leichnam und ſchreit zu Gott aus Ihren Sünden. Ihr ſollt nicht hin, um ihrer armen Seelen Seligkeit!“

Was dermalen ſelber ich geſprochen, iſt mir ſchier vergeſſen; aber des Predigers Worte gruben ſich in mein Gedächtniß. „Höret mich!“ ſprach er. „So von Herzen ich Euch haſſe, wofür dereinſt mich Gott in ſeiner Gnade wolle büßen laſſen, und Ihr vermuthendlich auch mich, — noch iſt Eines uns gemeinſam. — Geht itzo heim und bereitet eine Tafel oder Leinewand! Mit ſolcher kommet morgen in der Frühe wieder und malet darauf des todten Knaben Antlitz. Nicht mir oder meinem Hauſe; der Kirchen hier, wo er ſein kurz unſchuldiges Leben ausgelebet, mögt Ihr das Bildniß ſtiften. Mög' es dort die Menſchen mahnen, daß vor der knöchern Hand des Todes Alles Staub iſt!“

Ich blickte auf den Mann, der kurz vordem die edle Malerkunſt ein Buhlweib mit der Welt geſcholten; aber ich ſagte zu, daß Alles ſo geſchehen möge.

— — Daheim indeſſen wartete meiner eine Kunde, ſo meines Lebens Schuld und Buße gleich einem Blitze jählings aus dem Dunkel hob, ſo daß ich Glied um Glied die ganze Kette vor mir leuchten ſahe.

Mein Bruder, deſſen ſchwache Conſtitution von dem abſcheulichen Spektakul, dem er heute aſſiſtiren müſſen, hart ergriffen war, hatte ſein Bette aufgeſucht. Da ich zu ihm eintrat, richtete er ſich auf. „Ich muß noch eine Weile ruhen;“ ſagte er, indem er ein Blatt der Wochenzeitung in meine Hand gab: „aber lies doch dieſes! Da wirſt Du ſehen, daß Herrn Gerhardus' Hof in fremde Hände kommen, maaßen Junker Wulf ohn' Weib und Kind durch den Biß eines tollen Hundes gar jämmerlichen Todes verfahren iſt.“

Ich griff nach dem Blatte, das mein Bruder mir entgegenhielt; aber es fehlte nicht viel, daß ich getaumelt wäre. Mir war's bei dieſer Schreckenspoſt, als ſprängen des Paradieſes Pforten vor mir auf; aber ſchon ſahe ich am Eingange den Engel mit dem Feuerſchwerte ſtehen, und aus meinem Herzen ſchrie es wieder: O Hüter, Hüter, war Dein Ruf ſo fern! — — Dieſer Tod hätte uns das Leben werden können; nun war's nur ein Entſetzen zu den andern.

Ich ſaß oben auf meiner Kammer. Es wurde Dämmerung, es wurde Nacht; ich ſchaute in die ewigen Geſtirne, und endlich ſuchte auch ich mein Lager. Aber die Erquickung des Schlafes ward mir nicht zu Theil. In meinen erregten Sinnen war es mir gar ſeltſamlich, als ſei der Kirchthurm drüben meinem Fenſter nah gerückt; ich fühlte die Glockenſchläge durch das Holz der Bettſtatt dröhnen, und ich zählete ſie alle die ganze Nacht entlang. Doch endlich dämmerte der Morgen. Die Balken an der Decke hingen noch wie Schatten über mir, da ſprang ich auf, und ehebevor die erſte Lerche aus den Stoppelfeldern ſtieg, hatte ich allbereits die Stadt im Rücken.

Aber ſo frühe ich auch ausgegangen, ich traf den Prediger ſchon auf der Schwelle ſeines Hauſes ſtehen. Er geleitete mich auf den Flur und ſagte, daß die Holztafel richtig angelanget, auch meine Staffelei und ſonſtiges Malergeräth aus dem Küſterhauſe herübergeſchaffet ſei. Dann legte er ſeine Hand auf die Klinke einer Stubenthür.

Ich jedoch hielt ihn zurück und ſagte: „Wenn es in dieſem Zimmer iſt, ſo wollet mir vergönnen bei meinem ſchweren Werk allein zu ſein!“

„Es wird Euch Niemand ſtören;“ entgegnete er und zog die Hand zurück. „Was Ihr zur Stärkung Eures Leibes bedürfet, werdet Ihr drüben in jenem Zimmer finden.“ Er wies auf eine Thür an der anderen Seite des Flures; dann verließ er mich.

Meine Hand lag itzund ſtatt der des Predigers auf der Klinke. Es war todtenſtill im Hauſe; eine Weile mußte ich mich ſammeln, bevor ich öffnete.

Es war ein großes, faſt leeres Gemach, wohl für den Confirmanden-Unterricht beſtimmt, mit kahlen weißgetünchten Wänden; die Fenſter ſahen über öde Felder nach dem fernen Strand hinaus. Inmitten des Zimmers aber ſtund ein weißes Lager aufgebahret. Auf dem Kiſſen lag ein bleiches Kinderangeſicht; die Augen zu; die kleinen Zähne ſchimmerten gleich Perlen aus den blaſſen Lippen.

Ich fiel an meines Kindes Leiche nieder und ſprach ein brünſtiglich Gebet. Dann rüſtete ich Alles, wie es zu der Arbeit nöthig war; und dann malte ich; — raſch, wie man die Todten malen muß, die nicht zum zweiten Mal dasſelbig' Antlitz zeigen. Mitunter wurd' ich wie von der andauernden großen Stille aufgeſchrecket; doch wenn ich innehielt und horchte, ſo wußte ich bald, es ſei nichts dageweſen. Einmal auch war es, als drängen leiſe Odemzüge an mein Ohr. — Ich trat an das Bette des Todten, aber da ich mich zu dem bleichen Mündlein niederbeugte, berührte nur die Todeskälte meine Wangen.

Ich ſahe um mich; es war noch eine Thür im Zimmer; ſie mochte zu einer Schlafkammer führen, vielleicht, daß es von dort gekommen war! Allein ſo ſcharf ich lauſchte, ich vernahm nichts wieder; meine eigenen Sinne hatten wohl ein Spiel mit mir getrieben.

So ſetzte ich mich denn wieder, ſah auf den kleinen Leichnam und malete weiter; und da ich die leeren Händchen anſahe, wie ſie auf dem Linnen lagen, ſo dachte ich: „Ein klein Geſchenk doch mußt du deinem Kinde geben!“ Und ich malte auf ſeinem Bildniß ihm eine weiße Waſſerlilie in die Hand, als ſei es ſpielend damit eingeſchlafen. Solcher Art Blumen gab es ſelten in der Gegend hier, und mocht es alſo ein erwünſchet Angebinde ſein.

Endlich trieb mich der Hunger von der Arbeit auf, mein ermüdeter Leib verlangte Stärkung. Legete ſonach den Pinſel und die Palette fort und ging über den Flur nach dem Zimmer, ſo der Prediger mir angewieſen hatte. Indem ich aber eintrat, wäre ich vor Ueberraſchung bald zurückgewichen; denn Katharina ſtund mir gegenüber, zwar in ſchwarzen Trauerkleidern, und doch in all' dem Zauberſchein, ſo Glück und Liebe in eines Weibes Antlitz wirken mögen.

Ach, ich wußte es nur zu bald; was ich hier ſahe, war nur ihr Bildniß, das ich ſelber einſt gemalt. Auch für dieſes war alſo nicht mehr Raum in ihres Vaters Haus geweſen. — Aber wo war ſie ſelber denn? Hatte man ſie fortgebracht oder hielt man ſie auch hier gefangen? — Lang, gar lange ſahe ich das Bildniß an; die alte Zeit ſtieg auf und quälete mein Herz. Endlich, da ich mußte, brach ich einen Biſſen Brod und ſtürzete ein paar Gläſer Wein hinab; dann ging ich zurück zu unſerem todten Kinde.

Als ich drüben eingetreten und mich an die Arbeit ſetzen wollte, zeigte es ſich, daß in dem kleinen Angeſicht die Augenlider um ein Weniges ſich gehoben hatten. Da bückte ich mich hinab, im Wahne, ich möchte noch einmal meines Kindes Blick gewinnen; als aber die kalten Augenſterne vor mir lagen, überlief mich Grauſen; mir war es, als ſähe ich die Augen jener Ahne des

Geſchlechtes, als wollten ſie noch hier aus unſeres Kindes Leichenantlitz künden: „Mein Fluch hat doch Euch Beide eingeholet!“ — Aber zugleich — ich hätte es um alle Welt nicht laſſen können — umfing ich mit beiden Armen den kleinen blaſſen Leichnam und hob ihn auf an meine Bruſt und herzete unter bitteren Thränen zum erſten Male mein geliebtes Kind. „Nein, nein, mein armer Knabe, Deine Seele, die gar den finſtern Mann zur Liebe zwang, die blickte nicht aus ſolchen Augen; was hier herausſchaut, iſt alleine noch der Tod. Nicht aus der Tiefe ſchreckbarer Vergangenheit iſt es heraufgekommen; nichts Anderes iſt da, als Deines Vaters Schuld; ſie hat uns alle in die ſchwarze Fluth hinabgeriſſen.“

Sorgſam legte ich dann wieder mein Kind in ſeine Kiſſen und drückte ihm ſanft die beiden Augen zu. Dann tauchte ich meinen Pinſel in ein dunkles Roth und ſchrieb unten in den Schatten des Bildes die Buchſtaben: C. P. A. S. Das ſollte heißen: Culpa Patris Aquis Submersus, „Durch Vaters Schuld in der Fluth verſunken.“ — Und mit dem Schalle dieſer Worte in meinem Ohr, die wie ein ſchneidend Schwert durch meine Seele fuhren, malte ich das Bild zu Ende.

Während meiner Arbeit hatte wiederum die Stille im Hauſe fortgedauert, nur in der letzten Stunde war abermalen durch die Thür, hinter welcher ich eine Schlafkammer vermuthet hatte, ein leiſes Geräuſch hereingedrungen. — War Katharina dort, um ungeſehen bei meinem ſchweren Werk mir nah zu ſein? — Ich konnte es nicht enträthſeln.

Es war ſchon ſpät. Mein Bild war fertig, und ich wollte mich zum Gehen wenden; aber mir war, als müſſe ich noch einen Abſchied nehmen, ohne den ich nicht von hinnen könne. — So ſtand ich zögernd und ſchaute durch das Fenſter auf die öden Felder draußen, wo ſchon die Dämmerung ſich zu breiten begann; da öffnete ſich vom Flure her die Thür, und der Prediger trat zu mir herein.

Er grüßte ſchweigend; dann mit gefalteten Händen blieb er ſtehen und betrachtete wechſelnd das Antlitz auf dem Bilde und das des kleinen Leichnams vor ihm, als ob er ſorgſame Vergleichung halte. Als aber ſeine Augen auf die Lilie in der gemalten Hand des Kindes fielen, hub er wie im Schmerze ſeine beiden Hände auf, und ich ſahe, wie ſeinen Augen jählings ein reicher Thränenquell entſtürzete.

Da ſtreckte auch ich meine Arme nach dem Todten und rief überlaut: „Lebwohl, mein Kind! O mein Johannes, lebewohl!“

Doch in demſelben Augenblicke vernahm ich leiſe Schritte in der Nebenkammer; es taſtete wie mit kleinen Händen an der Thüre; ich hörte deutlich meinen Namen rufen — oder war es der des todten Kindes? — Dann rauſchte es wie von Frauenkleidern hinter der Thüre nieder, und das Geräuſch vom Falle eines Körpers wurde hörbar.

„Katharina!" rief ich. Und ſchon war ich hinzugeſprungen und rüttelte an der Klinke der feſtverſchloſſenen Thür; da legte die Hand des Paſtors ſich auf meinen Arm. „Das iſt meines Amtes [illegible]te er. „Gehet itzo! Aber gehet in Frieden; und möge Gott uns allen gnädig ſein!"

— — Ich bin dann wirklich fortgegangen; ehe ich es ſelbſt begriff, wanderte ich ſchon draußen auf der Haide auf dem Weg zur Stadt.

Noch einmal wandte ich mich um und ſchaute nach dem Dorf zurück, das nur noch wie Schatten aus dem Abenddunkel ragte. Dort lag mein todtes Kind — Katharina — Alles, Alles! — Meine alte Wunde brannte mir in meiner Bruſt; und ſeltſam, was ich niemals hier vernommen, ich wurde plötzlich mir bewußt, daß ich vom fernen Strand die Brandung toſen hörte. Kein Menſch begegnete mir, keines Vogels Ruf vernahm ich; aber aus dem dumpfen Brauſen des Meeres tönte es mir immerfort, gleich einem finſteren Wiegenliede: Aquis submersus — Aquis submersus!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Hier endete die Handſchrift.

Deſſen Herr Johannes ſich einſtens im Vollgefühle ſeiner Kraft vermeſſen, daß er's wohl auch einmal in ſeiner Kunſt den Größeren gleich zu thun verhoffe, das ſollten Worte bleiben, in die leere Luft geſprochen.

Sein Name gehört nicht zu denen, die genannt werden, kaum dürfte er in einem Künſtlerlexikon zu finden ſein; ja ſelbſt in ſeiner engeren Heimath weiß Niemand von einem Maler ſeines Namens. Des großen Lazarus-Bildes thut zwar noch die Chronik unſerer Stadt Erwähnung, das Bild ſelbſt aber iſt zu Anfang dieſes Jahrhunderts nach dem Abbruch unſerer alten Kirche gleich den anderen Kunſtſchätzen derſelben verſchleudert und verſchwunden.

Aquis submersus!

Ein Fest auf Haderslevhuus.

Im 14. Jahrhundert in Nordſchleswig war es, als dort im tiefen Buchenwalde der Ritter Claus Lembeck auf ſeiner Höhenfeſte Dorning ſaß. Sie war ihm nach dem Tode ſeines jütiſchen Weibes zugefallen; er hatte ſein Wappen, einen Geyerkopf auf rothem Felde, über die Einfahrt des Außenthores nageln laſſen und zog Wall und Gräben doppelt ſtark um ſich herum. Denn Waldemar Atterdag, der Dänenkönig, trug heimlichen Groll gegen den gewaltigen Mann, der einſt aus ſeinem grimmigſten Feinde ſein dienſtbefliſſener Kanzler geworden war, dann aber wiederum ihm abgeſagt und ſich zu den Grafen von Holſtein, den Schauenburgern, und zum Herzog Waldemar von Schleswig geſtellt hatte.

Es war damals gar wilde Zeit bei uns; der König berannte, wiewohl vergebens, die Feſte Dorning mit ſeinem Kriegsgeſchwader; dann ſchloß er Frieden und legte, mit Untreue im Herzen, ſeine Hand in die des Ritters. Als dieſer aber bald danach der tödtlichen Nachſtellung des Atterdag nur kaum entronnen war, da zog er nach der Inſel Föhr, um dort ſich eine Burg zu bauen, und ließ die Feſte Dorning ſeinem älteſten Sohne. Das aber war nicht wie ein Chroniſt dem anderen es nachgeſchrieben hat, der Hennecke Lembeck, welcher ſpäterhin die Kieler in Noth brachte, weil ſie einigen ſeiner ſtraßenräuberiſchen Burgleute den Kopf hatten vor die Füße legen laſſen; es ſtand noch Einer zwiſchen ihnen, von dem jede Kunde faſt verſchollen ſcheint: der älteſte Sohn des vielberufenen Ritters war Rolf Lembeck und ſaß, wenn auch nur wenig Monde, auf Schloß Dorning. Er war nur halb vom Eiſenſtoffe ſeines Geſchlechtes, und lieber als im Harniſch, ging er auf leichten Sohlen und in zierlichen Gewändern von Sammet oder Seiden; von ihm war nur ein jäh zerriſſenes Minneabenteuer zu berichten, das wie Mondlicht in die Wirrniß dieſer finſteren Zeiten fällt; doch damit hatten die Chroniſten nichts zu ſchaffen. Und obſchon ſein Leben ein Vierteljahrhundert kaum erreichte, ſo war er doch ein deutſcher Ritter, blauäugig und mit blondem Haupthaar, von froher, leichter Jugend und von heißer Lebensluſt.

Ich aber weiß von ihm; und was ich weiß, das drängt mich heut' es zu erzählen.

⁂

Claus Lembeck wollte keinen Gelehrten aus ſeinem älteſten Sohne machen; aber gleich ihm, ja beſſer noch ſollte er Kopf und Fauſt gebrauchen können, und dazu mußte beides gleich geübt werden. So hielt er ihm einen clericus, der den leichtlebigen Geſellen in den Wiſſenſchaften des Quadriviums umherführte; ſo ſandte er ihn danach — es war noch während der Peſtzeit — auf die Univerſität Paris, und der Junker begann ſogleich ein eifrig Studium: er lernte höfiſch fechten, er lernte tanzen und die Laute ſpielen, auch klingende Schanzunen dazu flechten, und was der ſchönen Künſte ſonſt noch waren; die ſchwereren ließ er den anderen. Dann ward ihm noch ein fröhlich Jugendjahr auf der neuen universitas zu Prag, wo derzeit der deutſche König Carl ſeinen Hof hielt. Hier lernte er die großen deutſchen Dichter kennen, den Iwein und den Armen Heinrich Hartmanns von Aue, die Lieder des Oeſterreichers von der Vogelweide, ſogar ein Stück von Wolframs Parcival hatte er geleſen; was aber ganz ſein Herz gefangen hatte, das war des Straßburger Meiſters Liebeslied von Triſtan und Iſolde.

Vor dem weit reichenden Namen ſeines Vaters that manch edles Thor, ſogar das edelſte ſich auf. Bei einem großen Tanzfeſt im Hradſchin, das auch des Königs Gegenwart verherrlichte, war Rolf Lembeck der gewandteſten Tänzer einer und flog in den hohen kerzenhellen Sälen von einer Schönen zu der anderen. Der König ſtand an einem Fenſter mit der jungen Gräfin von Jülich im Geſpräch; die braunen Augen der Dame aber folgten einem Tanzpaar. „Ei, Majeſtät, ſo ſehet doch den feinen Junker,“ rief ſie, „der tanzet ja wie ein Franzos!“

Des Königs Augen waren den Tanzenden eine Weile gefolgt; dann hatte er genickt und einen Pagen abgeſandt, den jungen Tänzer herzufordern.

Rolf Lembeck aber hatte bei ſeiner Partnerin um Urlaub gebeten und dann, ſein blondes Haar zurückſtreichend, mit höfiſcher Verneigung ſich dem König vorgeſtellt. Der betrachtete ihn wohlgefällig; dann aber ſchüttelte er den Kopf, und ſich zu der Gräfin wendend, ſprach er: „Ihr irrt, ſchöne Frau! Von ferne möcht man's glauben; doch —, nicht ſo, Junker, Ihr ſeid mir nimmer ein Franzoſe?“

„Da Majeſtät mich ſolcher Frage würdigen,“ entgegnete Rolf Lembeck, „ich bin ein Holſte, königlicher Herr; aber ich war zwei Jahre auf der Univerſität Paris.“ Und lächelnd fügte er hinzu: „Bonarum artium causa, der ſchönen Künſte halber!“

„Und ſtudiret,“ ſprach der König, „die bonas artes jetzt in unſerem Prag?“

Der Junker machte eine ſchweigende Verbeugung. Dann durfte er erzählen, daß er Claus Lembecks Sohn im fernen Schleswig ſei, von deſſen Händeln mit König Waldemar das Gerücht auch hieher an des Königs Hof gedrungen war.

„Ich dachte nicht,“ ſprach dieſer, „Ihr wäret auf ſo hartem Stamm gewachſen; doch“ — und er winkte huldvoll mit der Hand — „tanzet jetzt weiter und erfreuet unſere Schönen durch Eure bonas artes! Ihr ſollet mir ſpäter noch von Paris erzählen!“

Und Rolf Lembeck flog wieder in den Tanz zurück; wie begehrend war ſein rother Mund geöffnet, und ſeine Augen ſprühten blaues Feuer, wie er nach der Schönſten im Saale ausſchaute, und als er mit demüthigem Neigen vor die Erwählte hintrat, ſchoß ein helles Freudenroth durch ihre Wangen.

Der König, der einen Theil ſeiner Knabenjahre in Paris verbracht hatte, hörte an ſpäteren Feſten dann des Junkers heitre Geſchichten, und als dieſer das prächtige Prag verließ, nahm er den Ritterſchlag von des höchſten Herrn Hand als einen weiteren Schmuck mit auf die Heimreiſe. Der König aber, als ſpäter die alte Oberhofmeiſterin ihn darum angegangen, warum er dem jungen Holſten ſolche Ehre angethan, hatte lächelnd ihr erwidert: „Bonarum artium causa, Gräfin; er hat ſie trefflich ausſtudirt.“

* * *

Rolf Lembeck war nicht aus eigenem Willen heimgegangen, ſein Vater hatte ihn gerufen; er hatte um ein ehelich Gemahl für ihn geworben; „denn“ — ſo hatte er geſagt — „der Vogel muß eingefangen werden, die Flüchten wachſen ihm zu geile.“

Das Weib war die junge Wittib eines holſteiniſchen Ritters Hans Pogwiſch, der in den Kämpfen der Schauenburger Grafen wider König Waldemar vom Pferd gehauen worden; ſie ſelbſt aber war aus einem Nebenzweige der regierenden Schauenburger und mit Land und Sand nicht übel angeſeſſen. Ihr Sinn ſtand wohl darauf, ihr leeres Wittwenbett zu füllen; aber mit Augen ſehen wollte ſie zuvor den jugendlichen Ritter, nicht nochmals einen Ehgeſpons gleich dem Verſtorbenen.

Sie hatte während des Krieges ſich auf ihren holſteiniſchen Hof zurückgezogen, und als ihr Eheherr ihr dort ſterbenswund ins Haus gebracht war, ſaß ſie in Geduld an ſeinem Lager. Der Scharfrichter aus der nächſten Stadt war dageweſen, hatte verbunden und mit dem Apolloniuspflaſter zuſammengeklebt; aber er hatte dabei den Kopf geſchüttelt. Frau Wulfhild legte immer wieder naſſe Binden auf; ſie that das wie ein anderes Geſchäft, das ſich von ſelbſt verſtand; die Ruhe auf ihrem ſchönen Antlitz aber war nicht die ſichere Hoffnung auf Geneſung des Verwundeten; denn es wurde heiterer, je bleicher Tag für Tag der Kranke wurde. Sie nickte und ſprach unhörbar zu ſich ſelber: „Geduld, noch eine kurze Weile!“ Denn der jetzt unmächtig vor ihr lag, er hatte in Trunk und Spiel und wüſtem Lärm ſein Leben hingebracht; um grobhaariger Dirnen willen hatte er offen ſein ſchönes Weib verachtet.

Nur über einzelne Worte hatte er jetzt mitunter noch Gewalt; auch die, ſo hoffte ſie, ſollten bald verſtummen. Harrend ſaß ſie in dem dumpfen Krankenzimmer und hörte gleichgültig auf die Ratten, die in Schaaren über ihnen auf dem Boden rannten. Aber der Sterbende wollte Ruhe haben; er griff jäh nach ſeines Weibes Hand und wies mit kaum erhobenem Finger nach der Zimmerdecke; das Wort vermochte er nicht zu finden. Sie ſah ihn ruhig an: „Soll ich ſie tödten?“ frug ſie; und nach einer Weile brachte er es zuſammen; ſein Kopf verſuchte ein ſtummes Nicken: „Die Ratten!“ ſtammelte er.

Und ſie ließ Rattenkraut vom Schäfer holen, nahm ein Theil davon und legte das übrige in ihre Truhe. Darauf wurde es ſtill über dem Schlafgemach; die Ratten lagen im Todeskampfe zuckend in den Bodenwinkeln.

Aber der wunde Mann begann an einem Morgen ſchier verſtändlicher zu reden und ſeine Flüche wurden kräftiger; da erſchrak ſein Weib und fürchtete, das böſe Leben mit dem Geſunden könne wohl aufs neue beginnen. Darum ließ ſie von dem Scharfrichter, deſſen geheimes Wiſſen ihr ſolche Sorge machte, und ſtatt ſeiner wurde ein Chirurgus beigeſchafft, deſſen Kunſt noch keinem Wunden aufgeholfen hatte. Der brachte andere Pflaſter und Heilmittel, und als er wieder auf ſeinen Klepper ſtieg, ſprach er mit rückgewandtem Kopf: „Seid frohen Muthes, edle Frau! Euer Ehebett ſoll nicht verwaiſet werden! Und morgen bin ich wieder da!“

Dann ritt er fort; das ſchöne Weib aber blieb am Thorpfoſten ſtehen und ſah noch lange ihn ins Land hinausreiten. Ihr blondes Goldhaar zog ſie langſam durch die Finger, und ihre weißen Zähne zerbiſſen einen Strohhalm, den ſie aufgegriffen hatte. „Die Ratten!“ brach es plötzlich von ihren Lippen, und ſie fühlte, wie jählings ihr das Blut zum Hals hinaufſtieg. Aber ſie wurde es nicht los; es kam ihr immer wieder: „Die Ratten!“ Es verfolgte ſie auf Trepp und Gängen, und in der Krankenkammer war es unverjagbar. Und als der Abend kam, da trieb es ſie im Dunkeln zu der Truhe, und ihre zitternde Hand tappte nach dem Reſt des Pulvers. In dem Trunke, den Frau Wulfhild an dieſem Abend ihrem Eheherrn gab, trank er den Tod hinunter.

Zwei Tage ſpäter war in dem düſteren Hausgang die Leiche ausgeſtellt; doch nur Frau Wulfhild ſtand hoch aufgerichtet mit untergeſchlagenen Armen an der Todtenlade und ſah mit immer größer werdendem Augen auf das harte Leichenantlitz: „Leb' wohl, Hans Pogwiſch!“ ſprach ſie; „der Kampf iſt aus; auch zwiſchen uns! Ich hab' Deiner Hand mich ſchwer erwehrt! — Ein andermal … doch, das kümmert Dich nicht mehr!“

Eine Dienerin war eingetreten mit den Trauergewändern auf den Armen; und ſchweigend wandte ſich die Wittwe von dem Todten und ſchritt mit ihr zur Kammer, wo noch das Ehebett für ſie und den Gefallenen ſtand. Die Kammerfrau that ihr das lange, mit ſchwarzen Thränen beſtickte Scapulier an und knüpfte die mönchsartige Hüftſchnur um den geſchmeidigen Leib;

ſie aber hatte deſſen nicht weiter acht. Erſt als die Dienerin ihr zur Beſchau den Metallſpiegel vorhielt, fuhr ſie wie aus Träumen auf: „Das ſei Gott geklagt, der mich zur Wittwe machte!" rief ſie. „Ich habe darum doch nicht den Tod gefreit!" Dann, mit raſcher Hand den Gürtel löſend, ſchleuderte ſie ihn von ſich und zerriß das feierliche Gewand in einem Ruck von oben bis faſt zum untern Saume: „Bring' mir mein braunes Wollenkleid, das mag genügen!" Und die erſchrockene Dienerin ſchritt ſchweigend aus der Kammer, um den Befehl der ſtrengen Herrin zu erfüllen.

Des Todten Sippe, da ſolches kund ward, ſah die Wittib drob mit ſcheelen Augen an; Claus Lembeck aber hatte zu ſich ſelber geſprochen: „Das iſt das Weib für Rolf Lembeck; die wird den flüggen Vogel halten!" Er ſah wohl, daß erſt jetzt die Lebensfülle dieſes Weibes ſich völlig auszuwachſen begann: die blauen Gluhaugen ließ ſie froh umherſchweifen, und das wellige Goldhaar fiel ihr frei über den ſtolzen Nacken; doch ſo viele ihrer auch begehrten, ſie ſah noch keinen, dem ſie ſich jetzt ergeben mochte.

Da, an einem Frühlingsmorgen, trat Rolf Lembeck mit ſeinem Vater zu ihr ins Gemach. Die Stunde war vorher beſtimmt, und lange, mit ſteigendem Herzſchlag, war ſie auf und abgeſchritten; doch als die jugendlichen Geſtalten ſich jetzt gegenübertraten, fehlte nach der feierlichen Verneigung beiden das Wort der Anrede; wie erſchrocken über ihre Schönheit ſchauten ſie ſich an.

Claus Lembeck lächelte in ſeinen Bart: „Mein Sohn Rolf Lembeck, edle Fraue!“ ſagte er, „dem, wie ich ſehe, der Anblick Eurer Schöne ſchier den Mund verſchloſſen hat.“

Sie athmete tief auf: „Ihr ſcherzet, Herr Marſchall; Euer edler Sohn hat der Frauen wohl ſchönere geſehen zu Paris und draußen in dem Reich!“

Aber Rolf Lembeck rief: „Verzeihet, viel ſchöne Frauen; doch keine Schauenburgerin!“ Und beider Blicke ſanken ineinander.

Dem alten Ritter gefiel es wohl, daß er eine Weile ſchier vergeſſen daſtand. Dann aber ſprach er: „Ich ſeh' ſchon Euren Willen; nur des Schreibers Kunſtwerk iſt noch vonnöthen!“

Frau Wulfhild langte nach einer Schelle, die auf dem Tiſche ſtand.

„Was wollt Ihr, Fraue?“ frug der Ritter.

„Euch den Schreiber rufen,“ ſprach ſie lächelnd, „denn einen Vater möcht' ich, wie Ihr ſeid, Ritter!“

„Dank, holde Fraue!“ rief der Alte. „Nun, Rolf, willſt Du dieſes Weib aus Deines Vaters Hand?“

Rolf hatte ſchon die ſchöne Frauenhand an ſeinen Mund gezogen und ſein betheuernd „ja“ geſprochen, als Claus Lembeck ein beſchrieben Pergament hervorzog: „Wir brauchen keinen Schreiber,“ ſagte er, behaglich nickend; „ich gehe nicht ohne Rüſtung auf ſo zweifelhaftes Feld! Was Euch an Gütern eigen iſt, Frau Wulfhild, weiß ich; was ich dem Sohne gebe, mögt

Ihr hieraus ſehen! Nun leſet, ob ich nach Eurem Sinn geſchrieben habe!"

Sie rollte das Blatt auf und ſah hinein; geleſen hat ſie nichts davon; es war auch nicht vonnöthen; denn Claus Lembeck ſuchte in derlei Dingen niemanden zu hintergehen. Sie tauchte eine Feder in ihr Tintenfaß und ſchrieb in großen Zügen unter das Schriftſtück: „Wulfhild von Schauenburg, Hans Pogwiſch' Wittib."

Und als zu zweit auch Rolf mit flüchtiger Hand den Entwurf der Eheakte unterzeichnet hatte, da war der Verſpruch gethan, und Claus Lembeck ſagte wohlgefällig: „Mögen gräflicher Notarius und der Prieſter nun das Letzte thun!"

Frau Wulfhild ſtand mit gerötheten Wangen und glänzenden Augen inmitten des Gemaches, zwei Finger ihrer weißen Hand in der des jungen Ritters; als aber itzt die Männer ſich verabſchieden wollten, neigte ſie ſich zu dem jungen und ſagte leiſe: „Den Kuß nun, den Verlobungskuß, Rolf Lembeck!" Als aber der Kuß gegeben und genommen war, ergriff ſie heftig ſeine beiden Hände, und ſich aufrichtend, faſt mit ihm zu gleicher Höhe, ſah ſie mit ihren brennenden Augen in die ſeinen: „Ihr war't im Reich, Rolf Lembeck!" rief ſie, und wie aus heißer Leidenſchaft klang es herauf: „Der Frauendienſt ſoll dort noch umgehn: ich aber will den Gemahl allein! Verflucht die Lippen, die ein ander Weib berühren!"

Rolf Lembeck war ſchier erſchrocken; doch als er ſie in ihrer wilden Schöne vor ſich ſah, da riß er ſie an ſich und küßte ſie inbrünſtiglich und rief: „Das mag ums Leben gehen, Wulfhild!“

Der Alte aber ſprach in ſich ſelber: „Das Werk iſt wohlgefeſtet.“

— — Die Männer hatten ſich verabſchiedet; die Frau war im Gemach zurückgeblieben; ſie ſtand und horchte den Schritten nach, die in dem Saal verhallten, der vor ihrem Zimmer lag; dann konnte ſie's nicht laſſen, die Thür zu öffnen, als wolle ſie die Spuren des ihr eigen gewordenen ſchönen Mannes noch auf den Dielen ſuchen. Als ſie ſich umblickte, ſah ſie auf einem Schemel, hart an der Thür, den Schreiber Gaspard ſitzen; ſeine braune Gugelkappe, die hinten mit dem gleichfarbigen Rock zuſammenhing, war ihm von dem kurzen Schwarzhaar abgeglitten, ſo daß ſie mit Schwanz und Kugel ihm im Nacken hing; er ſaß mit gekreuzten Beinen und ſah mit ſchief herabgeſenktem Kopfe auf die Dielen, als wolle er dort etwas mit ſeiner ſpitzen Schnabelnaſe aufpicken. Es war ein ſeltſamer Geſell mit einem ſcharfen ältlichen Geſicht; er miſchte ſich gern in anderer Leute Sachen und war voll Lied- und Spruchweisheit; das Geſinde aber nannte ihn „Gaspard den Raben“, und der Rabe galt viel bei ſeiner Herrſchaft.

„Du biſt es?“ ſprach die ſchöne Frau. „Was haſt Du hier Geſchäfte?“

„Keine, Herrin; ich dachte ſie bei Euch zu finden," entgegnete er, ohne aufzuſehen.

„Sie waren beſchafft," ſagte ſie; „es gab nichts mehr für Dich."

„Ich weiß, ich weiß!" Dann ſang er mit ſeiner ſcharfen Stimme leiſe vor ſich hin:

„Der gülden Hahn mit ſieben
— Darum iſt er der Hahn —
Er geht mit ſieben Hühnern,
Mit Scharren und mit Dienern;—
Das kann er gar nicht lan!"

„Laß nur den Narren, Gaspard!" rief die Herrin. „Was treibſt Du hier?"

„Das Lauſchen iſt ein undankbar Geſchäft!" ſagte er.

— „Und haſt es doch getrieben?"

„Für Euch nur, edle Herrin!"

— „Warum ſiehſt Du vor Dich auf die Dielen?" frug ſie wieder.

„Auch für Euch, edle Herrin!" ſprach er. „Ich ſah dort guten Rath; aber ich ſeh' itzt, es lohnt nicht mehr, ihn aufzuheben."

Sie lachte: „Hab' Dank; ich habe ihn ſelber ſchon gefunden! Das aber ziemt Dir nicht, daß Du die Schauenburgerin den Hühnern beizählſt; dank es meinem Glück, daß ich Dir die Strafe ſchenke!"

Gaspard zog Naſe und Mund herunter, als müſſe er eine neue Weisheit niederſchlucken; dann ſprang er mit raſcher Bewegung in die Höhe, um ſeiner Herrin das Gewand zu küſſen.

* * *

Als die Hochzeit auf dem Hof der Braut gehalten war, zog Claus Lembeck nach der Inſel zu ſeinem Burgbau; der Baumeiſter hatte ihn gerufen; denn zwiſchen den Werkleuten, da die dortigen Männer meiſt auf Seefahrt waren, befand ſich viel fremdes und wüſtes Volk, ſo daß des mächtigen Bauherrn eigene Perſon vonnöthen war; auch ſtand das Werk ſo weit gediehen, als dieſer den Plan genehmigt hatte. Die jungen Eheſponſen aber zogen in der Frühe eines heiteren Aprilmorgens mit einem Gefolge von Dienern, Amtleuten und Frauen zu Wagen und zu Roſſe nordwärts hinauf durch Schleswig nach dem Schloſſe Dorning. Sie ſaßen nicht in weichen Kiſſen: neben einander, aber jeder auf eigenem Roſſe — Frau Wulfhild auf ihrem lichten Schimmel, auf ſeinem ſchwarzen Hengſte Rolf — waren ſie an der Spitze des Zuges geritten; doch oftmals drängten die Thiere ſich zuſammen; dann warf das Weib ſich mit der Bruſt zu ihm hinüber, daß Rolf nur kaum den Hengſt bezwingen konnte.

Der Tag war heiß geworden, und es war ſchon Nachmittag, als ſie den Weg zur Burg hinaufzogen. Als ſie oben durch den erſten Mauerring geritten waren und die Hufen ihrer Pferde auf die Zugbrücke ſchlugen, die über den tiefen Zwinger herabgelaſſen worden, ſah Frau Wulfhild unter ſich hinab auf das Heer von ſpitzen Pfählen, womit der Graben angefüllt war: im ſelben Augenblick drang von drunten hinter einer Pforte ein wild Geheul herauf. „Was iſt das?“ frug ſie den jungen Ehegemahl.

„Da drunten, Wulfhild? Das ſind meines Vaters liebſte Hunde; er läßt ſie Nachts im Graben laufen, ſobald die Brücke aufgezogen iſt. Wir wollen ſie tödten laſſen; denn es ſind grimme Wölfe, und ſtatt der Spitzpfähle ein Würzgärtlein mit Blumen pflanzen!“

„So?“ ſprach ſie ſinnend. „Nein, nein, laß mir die Wölfe! Ihr habt einen weiſen Vater, Rolf!“

„Nach Eurem Willen, hohe Herrin!“ rief der Ritter fröhlich.

Aber vor ihnen vom Pfortenthurm blies itzt der Wächter immer mächtiger, und drunten aus der weit offenen Thorfahrt drang Getöſe und Waffenſchall; da ſpornten ſie ihre Roſſe und ſprengten ihrem Geleite voran hinein. In der Mitte des Hofes, um die ſchon grünende gewaltige Linde, ſtanden Burgleute und Geſinde und begrüßten ſie mit lautem Zuruf: „Heil Ritter Lembeck, unſerem Herrn! Heil ſeiner ſchönen Fraue, Heil!“ Sie zügelten ihre Roſſe, und Wulfhilds Auge flog wie herrſchend über die dichte Schaar; als aber die Leute jetzt zurücktraten, wurde ein Brunnen bloß, in deſſen ſteinernem Ueberbau der Eimer hing. „Ha, Waſſer!“

rief ſie. „Wer reicht mir zum Willkomm einen Trunk dort aus der Tiefe?“

Da ſtürzten Männer und Weiber an den Brunnen, und ſie hätten den Eimer abgeriſſen; aber er hing zum Glück in Ketten und fuhr raſſelnd in die Tiefe. Bald trat der Burgwart mit einem Glaspokale aus dem Schloßthor, und nachdem er mit dem klaren Quell gefüllt war, bot der Alte ihn der Herrin dar.

Sie hob ihn auf, daß die Sonnenſtrahlen hindurchblitzten; dann trank ſie und rief: „Das Waſſer iſt gut hier auf der Burghöh; aber, ihr Leute, Frau Wulfhild wird auch ſorgen, daß es an Meth und Fleiſch nicht fehle!“

Da erhub ſich neuer Zuruf, und dazwiſchen ſcholl von draußen das dumpfe Geheul der Wölfe. Rolf Lembeck aber flüſterte zu ſeinem Weibe: „Du wirſt gefährlich, Wulfhild; Du willſt alles, mich und meine Leute!“

Sie lächelte nur; doch als ſie drinnen im Gemach den ſchönen Mann allein hatte, umſchlang ſie ihn mit ihren feſten Armen: „Dich will ich, Dich, Rolf! Was kümmert mich das Andere!“

Der junge Eheherr ſah ihr in die zärtlichen Augen, als ob er Räthſel löſen ſolle.

Im Hofe draußen war es allmählich leer geworden; nur Gaspard der Rabe, den die Herrin nicht zurückgelaſſen hatte, ſaß noch unter der Linde auf der Steinbank, die um ihren Stamm herumlief. Sinnend ſaß er;

er kannte ſeine Herrin: es war vom Blut des großen Gerhard in ihr; die Kunkel war ihr nicht genug. Mitunter fuhr ein dünnes Lachen durch ſeine ſchmalen Lippen; dann, wie mißbilligend, ſchüttelte er den Kopf: „Hüt Dich, Frau Wulfhild!“ Leis, doch in ſcharfen Accenten rief er es gegen das Burgthor hin; „der Vogel iſt noch nicht Dein eigen!“

* * *

Der Rabe hatte gekrächzt; ein Hauch des noch verborgenen Wetters mochte ihn geſtreift haben; woher es kommen ſollte; wußte er nicht. Ich aber will es jetzt erzählen.

Eine Meile von Dorning gegen Oſten, hinter dem Dorfe Hammelef, lag das ſpäter im ſechzehnten Jahrhundert abgebrochene Schloß Haderslevhuus; man nannte es auch eine Bergfeſte, denn wie jenes lag es in dieſem höhenarmen Lande auf einem Hügel von wenig über achtzig Schuh. Alter Buchenwald bedeckte dieſen und begrub faſt das Schloß in ſeinen Wipfeln; aber auch nach Oſten breitete er ſich aus, doch ſo, daß dort ein ſchmaler Sandweg dicht an der jäh abfallenden Hügelwand vorüberführte und den Hinaufblickenden den oberen Theil des ſtumpfen Schloßthurms ſehen ließ. Wer etwas weiter ging, gelangte an eine von den älteſten Bäumen überwölbte Auffahrt, die in Windungen zum Schloß emporführte; wer nicht dahin gehörte oder dort nichts zu ſchaffen hatte, den brachte der Weg, um tauſend

Schritte weiter, in die Stadt hinab. — Vor Beginn jenes Sandweges aber führte ein anderer breiterer Weg zu Weſten in weitem Bogen um den Schloßhügel und durch die freie Landſchaft nach demſelben Ziele; dies war der gewöhnliche Stadtweg; denn in dem anderen war vor Jahren ein Bauerburſch vom Wolf zerriſſen worden, und die Leute gingen dort nicht gern.

Die feſte Burg, von deren Urſprung ſchon derzeit keine Kunde geweſen zu ſein ſcheint, war mit den Wäldern und ſonſtigem Landbezirk ſeit Jahren im Pfandbeſitz des Dänenkönigs Waldemar Atterdag, wenngleich ſie zu dem Leibgeding der Wittwe des Herzogs Erich gehörte. Ein ſchleswigſcher Ritter, Hans Ravenſtrupp, ſaß als Schloßhauptmann des Königs dort, ein Mann von gewaltigem Körperbau. Halbwüchſig war er einſt ein wilder Geſell geweſen und von raſcher Fauſt; er hatte den eigenen Bruder einmal faſt im jähen Zorn erſchlagen. Doch je mehr ſeine mächtige Geſtalt ſich auswuchs, je mehr er gefürchtet, ja als überlegener Streitentſcheider aufgerufen wurde, um ſo milder wurden ſeine Sitten; dazu half ihm auch ſein froh und gut Gemüth, das ihm der Herr mit auf die Welt gegeben hatte. So war er ein glücklicher und feſter Mann geworden. In einigen Händeln ſeines Königs hatte er grimmig und mit Glück gefochten; kam er dann heim mit ſeinen Burgleuten, ſo ſtanden vor der offenen Thorfahrt ſein zartes, dunkles Eheweib, drei Söhne und zwei Töchter, alle voll Kraft und Wohlgeſtalt, und ſchwenkten grüne Buchenzweige in den Händen; dann ſprang er von ſeinem Streithengſt, und ſie gingen über den Hof in das große Thor der unteren Halle, das erſt vor wenigen Jahrzehnten von der Herzogin hier gebrochen war; und Glück und Frieden gingen mit. Zogen an Sommerabenden dann Wanderer oder Reiter unten durch den Sandweg, ſo hörten ſie manches Mal ein Lachen oder Rufen von frohen Kinderſtimmen über ſich; dazu wohl eine tiefe Männerſtimme, die beruhigend dazwiſchen ſprach. Die gehörte dem Ritter Hans Ravenſtrupp, der hier ſeine Abendmuße mit Frau und Kindern theilte; denn der Burggarten, den ausnahmsweiſe dieſer fürſtliche Bau beſaß, lag dort hinter ſtarken Mauerzinnen. Die Hügelwand freilich fiel hier ſteil und kahl hinab; aber hart daran war eine italiſche Pappel, derzeit eine Seltenheit hier zu Lande, ſo hoch hinaufgewachſen, daß ſie die Mauer wohl um zwanzig Schuh noch überragte. An einem ihrer oberen Zweiglein flatterte jetzt an leichtem Faden ein Kunſtſchmetterling aus bunten Hahnenfedern, den die ältere Schweſter Heilwig angefertigt und den der Vater dort befeſtigt hatte. Der älteſte Knabe ſtand hinter den Würzebeeten an dem Taxusbuſche, ſeine geſpannte Armbruſt in der Lage; die jüngſte, die kleine ſüße Dagmar, hatte die Mutter auf den Arm genommen, damit ſie alles ſehen könne. Nun kam aufs neu ein Lufthauch, der den Sommervogel flattern machte. „Schieß!“ rief der Vater, und der Bolzen flog von des Knaben Armbruſt; eine Feder ſtob aus dem Schmetterling und wurde von dem Winde hoch in die Luft getragen. Da klatſchten alle in die Hände, der Vater und die Mutter auch, und die ſüße Dagmar ſchlug ihr Kinderlachen auf und ließ nicht ab, ſich ihre Händchen roth zu patſchen.

— Es wurde alles anders. — Einige Jahre ſpäter, es war an einem Nachmittage des Septembers 1349, da der Ritter mit ſeinem Schreiber an der Arbeit ſaß, kamen die damals elfjährige Dagmar und der um ein Jahr ältere Bruder Axel mit erſchreckten Geſichtern zu ihm hineingeſtürzt. Etwas unwillig blickte er auf: „Was iſt? Was habt Ihr, Kinder?“

Sie waren faſt außer Athem; aber Dagmar, das ſchmächtige Ding, war, wie um Furchtbares zu erzählen, mit erhobenen Armen vor ihn hingetreten.

„Nacht!“ rief ſie. „Es wird Nacht, Vater!“ und aus dem ſchmalen Geſichtlein ſahen die ſchwarzen Augen zu ihm auf.

Der Ritter blickte um ſich: ſie hatte Recht, die Sonne war erloſchen; die Wände des Gemaches ſtanden öd und lichtlos.

„Ja, Herr,“ ſagte der Schreiber; „es fällt wie Aſche auf die Schrift.“

„Nein, Ringang, nicht wie Aſche!“ rief der Knabe; „ich ſah es: im Norden, weit hinaus, ſtieg ſchwarzer Nebel aus der Erde und ſchwimmt wie eine Wolke auf uns zu; ſeht nur, es wird ganz finſter hier! Kommt, kommt mit hinaus!“

Die Kinder faßten beide die Hand des Vaters; und er ließ ſich von ihnen aus dem Gemach und nach dem ſtumpfen Thurm hinaufziehen; auch die Mutter mit der älteren Tochter und die beiden älteren Söhne ſtießen auf dem Wege aus Hallen und Gemächern zu ihnen. Als ſie die Platte des Thurms erſtiegen hatten, ſtand ſchon ein Theil des Geſindes dort und wich ehrerbietig an die Seite; alle ſchwiegen, nur die alte Schaffnerin flüſterte mit ihrer heiſeren Stimme zu dem einen oder anderen: „Die Zeichen des Herrn erfüllen ſich! Wißt Ihr noch, da um das Julfeſt dreizehn Kühe jählings wild geworden! Und da wir nach dem Backen das erſte Gerſtenbrot anſchnitten, ſchnitten wir nicht in ſchwarzes Blut? Des Herrn Gericht! O alle Heiligen, ſeid unſre Helfer!“ — Aber niemand antwortete ihr.

Die Schloßfrau hatte die Hand ihres Mannes ergriffen, und bald lagen alle Kinderhände in der ſeinen; denn ſchon hatte das ſchwarze, von Norden kommende Dunſtgeſpenſt ſich über ſie gebreitet und ſank in furchtbarem Schweigen auf die Erde.

„Kommt!“ ſprach der Ritter leiſe, indem er mit den Seinen zuerſt die Treppenſtufen hinabſtieg. Und alle folgten ihm nach unten zu der kleinen Burgkapelle, deren Thorklinke nur noch mit tappender Hand zu finden war. Drinnen aber zogen ſchwarze Nebelflocken unter der gewölbten Decke und verbargen das Antlitz des crucifixus über dem Hauptaltar; und von dem Bilde der Mutter Gottes ſcholl die zerriſſene Stimme der alten Schaffnerin: „O heilige Jungfrau, deine Augen! Wo ſind deine Augen?“ Alle lagen auf ihren Knieen in den Stühlen und beteten ſtumm und ſchrieen mit gerungenen Händen zu Gott und allen ſeinen Helfern.

Sie hätten es ſich ſparen können; denn der ſchwarze Tod war gekommen, der die Welt leer fraß und gegen den nichts half, als ſterben.

In ſelbiger Nacht noch blies er den jüngſten Knaben an, und ſein Eingeweide brannte, ſeine Lippen wurden wie Ruß, und am dritten Tage war ſtatt des ſchönen Knaben ein ſchreckhafter blau-ſchwarzer Leichnam auf dem in Todesqual zerwühlten Bette; dann griff er nach der ſchönen älteſten Tochter; dann nach den beiden anderen Söhnen; und ſie ſtarben alle, alle. Hallen und Gemächer dufteten Tag für Tag nach friſchem Gras und Thymian, das gegen die böſe Peſtluft überall geſtreut wurde; aber die Mutter Erde und ihre Kräuter hatten keine Heilkraft mehr; es war, als ob ſelbſt Gott der Herr die Macht verloren habe auf ſeiner Erde.

Ein paar Monde ſchien dann das Sterben im Schloſſe aufzuhalten; da eines Tages trat die Schloßfrau zu ihrem Eheherrn in ſein Gemach, gekrümmten Leibes, mit entſtelltem Antlitz. „Benedikte!“ ſchrie er. — „Ja, Hans, ich muß nun auch von Dir!“

„Du nicht! Du nicht. Benedikte!“ und er ſtreckte ſeine Arme nach ihr aus. „Herr Gott, wo biſt Du? Herr, ſchütze Deine Menſchen!“

Aber bevor er ſie berührete, war ſie mit ihrer letzten Kraft entflohen. „Ade, Du mein Herzenstrauter! O ſüße Dagmar!“ So rief ſie noch zurück.

Er hatte ihr folgen wollen, aber ein bewußtloſer Schrecken hatte ihn feſtgehalten; dann ging er taumelnd nach ihrem Ehegemach; aber es war leer, und ſeiner Sinne unmächtig, ſank er auf das große Bett.

Die Schaffnerin, die noch lebte, fand ihn am anderen Tage; aber ſie erkannte, daß das große Sterben ihn nicht ergriffen habe.

Während ſie ihn pflegte, war ſein Weib verſchwunden, und Dagmar, um die ſich niemand kümmerte, das blauſchwarze Haar wirr um ihr blaß Geſichtchen, lief, nach der Mutter weinend, durch Hall' und Gänge. Da wollte eine der Dirnen ein Gewandſtück aus einer entlegenen Kammer holen; aber ſchreiend ſtürzte ſie zurück; denn auf einem alten dort ſtehenden Bette lag ein ſchwarzer Leichnam, dem die Abendſonne das Geſicht beſchien. Da die anderen Dirnen hinzukamen, ſahen ſie, es ſei die Schloßfrau, die einſam hier geſtorben war.

Als der Ritter aus ſeinem Wirrſal aufwachte, war ſein Weib nicht mehr im Hauſe. Die Kinder lagen drunten auf dem nahen Kirchhof; der aber hatte lang ſchon keine Erde mehr für neue Todte; ſeitwärts vom

Walde war eine Niederung, dort hatte man mit Pfählen ein Viereck ausgeſchlagen, wohin nun alle gebracht wurden, die der Tod erſchlug. Draußen auf dem „Peſtacker“ war auch des Ritters Weib vergraben worden; ſo erzählete man ihm jetzt.

Er erwiderte kein Wort auf dieſe Kunde; aber er erhob ſich bald von ſeiner Bettſtatt. Den Gürtel loſe um den grauen Leibrock geſchlungen, die Otterkappe in die Augen gedrückt, ſchritt er langſam durch alle Hallen und ſich kreuzenden Gängen des ganzen Baues, treppauf und -ab; mitunter riß er eine Thür in ihren ſchweren Angeln auf, er ſtand wie hinterſinnig auf der Schwelle und blickte in das düſtere Gemach; aber die Zellen waren alle leer und todtenſtill; wo die Älteſte geſchlafen hatte, lag in der Fenſterbrüſtung noch das verhungerte Rothkehlchen, das der kleine Axel ihr einſt gefangen und jubelnd heimgebracht hatte; niemand hatte die Zellen öffnen dürfen, ſeitdem die jugendlichen Geſtalten als furchtbare Leichen dort herausgehoben waren.

Das Leben und die Arbeit lag darnieder, alle Ordnung und Geſchäft war aufgelöſt; aber jeden Tag, morgens und wenn die Sonne niederſank, machte der Ritter ſeine düſteren Gänge durch die Burg; er rechnete nicht mit ſich, weshalb; es war auch ſonſtiges nicht für ihn zu thun. Ein paarmal war Dagmar ihm leiſe nachgeſchritten, aber er ſah nicht rückwärts; auch als ſie in Angſt und Sehnſucht ſtärker auftrat, ſchloſſen nur ſeine Hände auf dem Rücken ſich feſter ineinander, und ohne ſonſtige Bewegung ſchritt er weiter. Da blieb ſie ſtehen, legte die Finger auf ihre zitternden Lippen und verſchluckte ein paar Thränen, die ihr aus den Augen fielen; dann kehrte ſie um und ſuchte bei der alten Schaffnerin ihren ſtillen Unterſchlupf.

Nur einmal, da bei ſeinem Vorübergehen das blaſſe Geſichtlein ihn ſo ſtumm und flehend angeſehen hatte, ging er auf ſeinem Todtengang nicht weiter. Er gedachte plötzlich einer Baſe ſeines todten Weibes, die einſt in ihrer Jugend am Thüringer Hofe auf kurze Zeit zu den gelehrten Frauen gezählt worden ſei; denn ſie verſtand zu leſen und zu ſchreiben, hatte ſogar den Virgilium ſtudirt; auch Paramentenſtickerei und derlei Künſte hatte ſie verſtanden. Sie war nun alt und lebte in einer kleinen Stadt von einem Rentlein, welches ihr die Sippe gab.

Der Ritter ging in ſein Gemach; er ſetzte ſich an ſeinen Schreibtiſch und lud die Baſe ein, zu Zucht und Lehre Dagmars in ſein Haus zu kommen. Und nicht lange, ſo war ſie mit ihrem kleinen Hausrath eingerückt; darunter fanden ſich ein Päckchen Pergamentrollen und beſchriebener Blätter, eine ſauber geſchnitzte Mutter Gottes und eine kleine Anzahl von Glasſcheiben, für welche man auf ihr Verlangen das ſonſt nur mit dünnen Därmen beſpannte Fenſter ihrer Kammer zurichtete.

Seitdem lebte und ſchlief Dagmar mit der Baſe.

„Wir wollen es gut mitſammen haben, Kind!“ ſagte die Alte, da ſie zum erſtenmale ſich neben dem Mädchen in ihren breiten Seſſel ſetzte.

Und Dagmar ergriff ihre beiden alten Hände. — „Aber, Du zitterſt, Kind!“ rief die Baſe.

„Ja, Baſ', ich war hier ſo allein!“

Und die alten guten Augen ſahen zärtlich auf das blaſſe Ding; aber Dagmar zitterte noch immer, ſie war der Liebkoſungen zu lang nicht mehr gewohnt. Allmählich, erſt nach Monden, brach wieder ein zartes Roth durch ihre Wangen, und der ſüße Augenſchein war wiederum darüber; wenn noch ſo alt, ſie hatte itzt doch eine, zu der ſie gehörte, die keine andere in ihren Arm nahm als nur ſie.

Der Ritter aber war am Ende ein finſterer Mann geworden; die Luſt und Güte ſeines Herzens war bei den Todten. Gegen die Lebenden war ſeine Hand von Eiſen.

So ging die Zeit um ein paar Jahre weiter. Der König hatte harte Abgaben auferlegt, die härteſte war der Viehzehente, und für falſche Angabe des Viehbeſtandes waren ſchwere Bußen ausgeſchrieben. Der Schloßhauptmann ſaß den Vögten auf dem Nacken, daß alles pünktlich eingetrieben werde: „der König will es“ war ſeine einzige Antwort, wenn ſie dagegen über des Volkes Unmacht klagten. Warfen dann die Armen ſich ihm ſelber in den Weg, ſo wandte er ſchweigend ihnen den Rücken und ſchritt davon, bis der Schrei des Elends hinter ihm verhallt war.

Da eines Herbſttages, als ſchon der Duft des gefallenen Laubes durch das offene Thor der unteren großen Halle wehte, war ein Weib hier eingedrungen, als eben der Ritter in das Freie treten wollte. Sie war eine Wittwe, tief verſchuldet und um Verſchweigung zweier Rinder ſchwer gebüßt worden. Da ſie unverſehens ihm in den Weg trat, herrſchte er ſie an: „Was willſt Du? Geh' mir aus dem Wege!"

„Das Weib erſchrak; ſie vermochte nicht zu antworten, aber ihre Augenlider öffneten ſich weit, als gebe ſie dem zornigen Blick des Mannes ihre Seele preis. „Erbarmen!" liſpelte ſie kaum hörbar und warf ſich auf die Flieſen nieder.

Der Ritter wollte an ihr vorüberſchreiten, aber der Aufſchrei einer Kinderſtimme machte ihn ſtille ſtehen. Als er ſich umblickte, ſah er ſein Kind; ſie ſtand mit einem Fuß noch auf der letzten Stufe der aus dem Treppenthurm herabführenden Stiege; die ſchmalen Händchen, die unter dem ſchwarzen Aermelſaum des weißen Kleides hervorſahen, hingen ſchlaff herab; ihre dunklen Augen blickten erſchreckt zu ihm hinüber.

„Du biſt es, Dagmar?" ſprach er; er hatte vielleicht in Jahresfriſt kein Wort an ſie verloren. Sie aber, da ſie ſeine Stimme hörte, war an ſeinen Hals geflogen und drückte weinend den Kopf an ſeine Bruſt.

Der ſtarke Mann bebte und frug mild: „Was willſt Du denn, mein Kind?"

Da ſprach auch ſie, doch ohne aufzuſehen: „Erbarmen, Vater!“

„Er aber hob die Fauſt gen Himmel und rief: „Fand ich Erbarmen? — Die Hände hab' ich im Gebet zerrungen! Gott ſchwieg, und ſo thu' ich's auch.“

Da hob das kleine dunkle Haupt ſich zu ihm auf, und aus den Kinderaugen drang ſo gramvoll ſüße Bitte, daß er verſtummte und den zarten Leib, als müſſe er ihn zermalmen, mit beiden Armen an ſich preßte: „Mein Kind! . . . Du lebſt! . . . Du lebſt!“ und ſeine Augen tranken den Jugendglanz der ihren. „O, doch ein Glück auf Erden — Gott ſei mir gnädig!“

Das arme Weib lag noch auf ihren Knieen und hatte wortlos dieſem Vorgang zugeſchaut; jetzt ſtreckte eine Hand ſich gegen ſie: „Biſt Du noch hier, Weib?“

„Ja, Herr!“ und ihre Stimme bebte in Erwartung.

„So gehe heim! Die Buße, ich zahle ſie für Dich!“ — Und noch einmal, da ſie ſchon hinausgeſchritten war, rief er ſie an: „Was iſt Dein Name, Weib?“ und als ſie es ihm geſagt hatte, ſprach er: „So gehe heim, Trien' Harders, und herze Deine Kinder! Du ſaheſt, unſer Gott hat auch mit ſeinem armen Knechte wiederum Erbarmen.“

Dann hob er ſein Töchterchen auf ſeine Arme und trug ſie in ſein Gemach. „Dagmar, mein Kind,“ ſprach er, indem er ſie ſanft zu Boden ließ, „es iſt ſo hell hier heute, und ſcheint doch keine Sonne von dem grauen Himmel!“

— — So war nun Dagmar zwiſchen dem ſchweigſamen Vater und ihrer faſt ſiebzigjährigen Baſe und ſah nimmer ihresgleichen. Ihre Welt war die düſtere Burg und, wenn Frühling und Sommer kamen, der Garten, der dahinter lag, wo außer ihr dann nichts war als das Summen der Bienen und Hummeln und drüben jenſeit des tiefen Sandweges das Rufen der Droſſeln aus dem Walde. Der Ritter hatte ſeit ſeines Weibes Tod ihn nimmer wieder betreten, denn ſeitwärts, vorbei an den Wipfeln des Waldes, ſchimmerte der graue Fleck des Peſtackers. Dagmars Augen aber ſahen gern dort hinüber, oder ſie ſaß auf einer Bank, neben der die hohe Pappel ragte, und unter dem Summen und dem Geſang der Vögel ſah ſie wie einſt den Bruder nach dem Sommervogel ſchießen.

Meiſt ſaß ſie freilich droben bei der Baſe in dem Gemache mit den Butzenſcheiben; ſie nähte und ſtickte; auch lernte ſie lateiniſche Vokabeln oder ſchrieb mit der Feder nach, was ihr die Baſe vorgeſchrieben hatte. Dazwiſchen kam wohl einmal der Vater, ſtrich ſanft über ihr dunkles Haar und ging dann ſchweigend wieder fort. Als er ihr dabei eines Tages einen Silberreif ums Haupt gelegt hatte, trug ſie ihn ferner an jedem Tag.

Später holte die alte Dame auch ihre Schriftrollen aus der Truhe; und eines Abends, eigener Jugendſtunden denkend, griff ſie nach Hartmanns von Aue „Armem Heinrich“ und begann zu leſen, indeſſen

Dagmar mit offenem Munde ihr zu Füßen ſaß. Wie kryſtallene Tröpflein fielen die lichten Worte zu ihr nieder: Der junge unheilbar ſieche Burgherr im Schwabenland hatte auf ſeinem Vorwerk bei dem Meyer ſich verborgen; die Menſchen ſollten nicht ſein Elend ſchauen; aber mit ſeinen noch immer ſchönen Augen ſtreifte er einmal traurig ſeines Wirthes junge Tochter, da ließ das Herzeleid um ihren Herrn ſie nimmer ſchlafen; und als an einem Tage ein weiſer Meiſter zu dem Herrn ſprach: „Ich will Euch heilen; aber ſchaffet eine Jungfrau, die um Euch den Tod erkieſet und aus der Bruſt ſich das lebendige Herz will ſchneiden laſſen!" da, während der Herr und ihre Eltern ſich entſetzten, rief das Kind: „Die Jungfrau bin ich! Nehmt nur das Meſſer, daß mein Herr geneſe!"

Ein ſchwerer Seufzer rang ſich aus Dagmars Bruſt; ſie griff nach ihrer Baſe Hand, als müſſe ſie den Strom der Dichtung hemmen. Dann aber brach ein ſo erhaben Leuchten aus des Kindes Augen, daß die Baſe die Schriftrolle hinwarf und ſie mit Haſt in ihre Arme zog: „Kind, Kind! Ich glaub' fürwahr, Du wärſt zu ſolchem auch imſtande!"

— „Ja, Bas'! — War das die Minne?"

„O Kind, Gott behüt' Dich vor der Minne!" Und die Baſe packte erſchreckt das Schriftwerk an die Seite.

— So war Dagmar faſt ſechzehn Jahr geworden, und noch immer war ſie zarteren Leibes, als ſonſt die Menſchen ſind. Da ſie eines Tages eine Hand voll weißer Anemonen dem Vater in einen Krug ordnete, ſah er ihr zu wie einem Wunder: „Du biſt wie Deine Mutter,“ ſprach er dann; „mein Vater, als ich zuerſt die Braut ihm zuführte, weigerte mir lächelnd ſeinen Segen; die ſei der Elbinnen eine und würd' nicht bei mir bleiben!“ Und als er das geſagt hatte, riß er heftig das Kind an ſeine Bruſt.

Einer, der ſie noch ſelber ſah, ſoll einſt geäußert haben, ihr Körper ſei geweſen, als habe ihre anima candida ihn ſelber ſich geſchaffen.

* * *

Flitterwochen, in denen die Jungfrau ſanft zum Weibe reift, hatte es auf Dorning nicht gegeben; die gehörten dem Todten, der mit zerhauenem Schädel in der Grube lag. Statt deſſen war die Leidenſchaft des Weibes; doch nur in den Stunden der Minne war Frau Wulfhild ihrem Manne unterthan; zu anderer Zeit war ihr eigener Wille ſchwer zu beugen. Wie kampfgerüſtet ging ſie ſchon in der erſten Woche zwiſchen Gewappneten über alle Theile der Feſte; dann ſchritt ſie zu ihrem Eheherrn: „Trauſt Du dem Atterdag? Ich nicht!“ und verlangte hier ein Thor oder Fallgitter, dort einen weiteren Graben.

In manchem that er ihr den Willen, in anderem blieb er hart und ſprach dagegen: „Meinem Vater iſt's ſo recht geweſen! Nimm Deine Kunkel und ſorg' für Kinderhemde!“ Dann ward ſie zornig, und es gab üble Worte; kam es, daß es auch ihm wie Funken aus den Augen ſprühte, dann konnte ſie ſich jäh in ſeine Arme werfen: „Halt, Rolf! Du biſt zu ſchön! Da haſt Du mich; ich will nichts mehr!“

Dann ward wohl Friede; aber dem Ritter wurde nicht warm in ſeiner Ehe; es ſchien, als ſei die Freude ihm verloren gangen.

— — Es war zu Nachmittage im Anfang Juni, und die Luft war lieblich; ſtundenlang waren Frau Wulfhild und ihr Ehgemahl durch ihr Gebiet geritten; aber für ihn war es kein leichter Ritt, denn ihre raſchen Augen flogen weit umher, und unter ihrer gewölbten Stirn arbeitete es dabei von neuen Plänen; wo Wald war, wollte ſie Ackerfeld, und wo das Feld zu dürre ſchien, da wollte ſie Kiefern- oder Tannenwälder. „Wir müſſen Schatten ſäen!“ rief ſie, da ſie eben in einen Waldbezirk hineinritten; „fühl nur, wie wohl das thut!“ Der Pfad war ſo ſchmal, daß die Pferde nur einzeln ſchreiten konnten; ſie ritt voran, der Schreiber Gaspard, den ſie als Berather mitgenommen hatten, war der letzte. Das Klopfen der Spechte oder unſichtbar über ihnen der Schrei eines Raubvogels war außer dem Tritt der eigenen Roſſe alles, was ſie hörten; und über Mann und Weib kamen die Gedanken, die nicht laut werden; aber ihre Wege gingen nicht zuſammen.

Der Wald hörte auf, und ſie ritten aus dem beklommenen Bodendunſt wieder in das Freie. Am Weſt-

Himmel war ſchon ein ſanftes Roth erglommen; das Geißblatt, das voll Blüthen an den Wällen hing, erfüllte die Luft mit Wohlgeruch, daß ſie wie in ein wollüſtig Meer von Duft hineinzogen. Rolf blickte nach ſeinem Weibe, das jetzt ein Stück zurückgeblieben war; dann wandte er wiederum den Kopf und ſah ins Abendroth; da ſprengte ſie plötzlich an ſeine Seite und drängte ihren Schimmel hart an ſeinen Hengſt; als aber Rolf die Schwere ihres Hauptes an ſeiner Bruſt fühlte, fuhr ein Sporenſtich dem Hengſte in die Weichen, daß er mit einem Satz zur Seite ſprang. „Verzeih, Wulfhild!“ rief der junge Reiter, indem er das Thier zuſammendrückte, „der Hengſt iſt Menſchenminne nicht gewohnt!“ Das Weib ritt wieder zu ihm und faßte mit ihrem kräftigen Arm um ſeine Hüfte, mit ihren funkelnden Augen nach den ſeinen ſuchend; vor ihm aber ſtieg die zierliche Geſtalt eines böhmiſchen Schätzchens auf, deren Lippen er einſt geſtreift und das er kaum vergeſſen hatte, und grollend ſprach er zu ſich ſelber: „Die Du freiteſt, iſt kein Weib zum Minnen; und wenn nicht dazu, wozu denn anders?“

Hinter ihnen ritt ſchweigend Gaspard der Rabe; er ſah mit ſeiner Schnabelnaſe ſchief zur Erden und ſpielte mit der Kugel ſeiner Mütze, als ob er an einer Schellenkappe läutete.

Die Pferde gingen jetzt ruhig, und wieder nordwärts lag ein Wald vor ihnen. Das Dunkel kam nicht nur von ſeinen Schatten; die Dämmerung war ſtark herabgeſunken, und im Oſten begann der Mond den letzten Tagſchein zu beſiegen. Da fuhr es vor ihnen von einer ſchwarzen Tanne mit einem Satz zu Boden, daß Rolf Lembeck ſich jäh aus ſeinen Träumen aufhob. „Hallo! Was war das, Gaspard?“ rief er und riß ſeine zierliche Armbruſt von dem Rücken.

— „Eine Wildkatz, Herr! Seht nur, am Stamme ſitzt ſie noch, der Breitſchwanz, und faucht Euch mit ihren ſpitzen Zähnen an!“

„Ein edel und ein übel Wild!“ ſprach der Ritter leis und ſprang von ſeinem Hengſte. „Nimm ihn am Zügel, Gaspard!“

Frau Wulfhild griff nach ſeiner Hand: „Laß doch die Katze! Daheim iſt beſſerer Zeitvertreib!“

Es trieb ihn dennoch fort; „reitet nur heim!“ rief er; „ich komme früh genug!“ Damit entriß er ſeine Hand der ihren.

Als aber die Dame, roth vor Zorn, den Weg nach Dorning eingeſchlagen hatte, ſprengte Gaspard mit den beiden Roſſen ihr zur Seite: „Ereifert Euch nicht, edle Herrin! Die Wildkatz iſt nächtens nicht zu jagen; laſſet den Ritter daheim ein edler Wild im Lager finden!“

— — Sie ritten fort; Rolf Lembeck aber drang in den dunklen Wald; aus den Tannen kam er in den Buchenforſt; er ſtand an jedem ſtarken Baum und lugte nach allen Aeſten, ob nicht die Lichter des Raubthieres irgendwo herunterfunkelten; aber über ihm war ſo ſchwere Waldnacht, daß nur wie Tropfen das Mondlicht hier und da hindurchfiel; zu hören war nichts als nur das Knicken des Unterholzes, das er durchſchritt, auch wohl das Zirpen einer Eulenbrut. Er blieb ſtehen und warf die Armbruſt wieder auf den Rücken; „Du warſt ein Narr; hier iſt kein Jagen in der Finſterniß!“ Seine Gedanken flogen heim zu ſeinem Weibe; doch er ſchüttelte den Kopf: „Nein, nein, Frau Wulfhild“ — er ſprach es laut in die einſame Nacht hinaus — „eine Schlachtjungfrau wärſt Du wohl eher; und hat auch ſchon ein wundgehauener todter Mann an Deinem Leib gehangen!“

Faſt erſchrak er über die eigenen Worte, die die Stille um ihn her durchbrachen, aber er kehrte nicht um, er ſchritt weiter auf ſeinem nächtlichen Irregang. Da, von unweit vor ihm, drang es an ſein Ohr, ſo ſüß, als wollt' es alle Sehnſucht wecken, die in ihm ſchlief. „O, Nachtigall, ſelige Singerin!“ rief er, ſeine Arme in das Dunkel streckend:

„Schon flog der Mai
Vorbei, vorbei,
Und brachte nicht, was minnewerth!
Willſt Du ſie künden,
Soll ich ſie finden,
Die Fraue, die mein Herz begehrt?“

Bald ſtand er, bald ging er vorſichtig weiter, und immer nur dem Schalle nach. „Was hätt' ich beſſere Führerin!“ ſprach er zu ſich ſelber.

Der Wald ging zu Ende, und durch die Stämme ſah er auf einen Sandweg, auf den der Mond ſeinen Schein herabwarf. Jenſeit, in gleicher Helle, ſtieg eine jähe Hügelwand empor, und eine Zinnenmauer ſtreckte ſich auf ihr entlang. Rolf Lembeck betrachtete das genau; als aber ſeine Augen hinter Baumwipfeln den Obertheil eines runden Thurmes gewahrten, da wußte er, das ſei die Gartenſeite von Haderslevhuus, auf dem der Schloßhauptmann des Königs ſitze.

Der Ritter ſchaute ſtarr hinauf, als müſſe er ein Wunder hier erwarten; aber nur der Nachthauch rührte dann und wann das Laub der Bäume, und in kurzen Pauſen ſchlug am Waldesrand die Nachtigall. Doch wie ein jäher Schreck durchfuhr es ihn: dort oben zwiſchen den Zinnen lehnte jetzt ein Weib; nein, nicht ein Weib; ein Kind — er wußte nicht, ob eines, ob das andere. Den Arm mit einem weißen Mäntelchen verhüllt, neigte ſie ſich tief hinab; denn der Kehle der Nachtbelcherin entquollen jetzt jene langgehaltenen Töne: ſehnſüchtig, nicht enden wollend, wie ein heißer Liebeskuß.

Rolf Lembeck ſtand unten im Waldesſchatten, unbeweglich, mit verhaltenem Athem. „O Stunde, biſt du da!“ Seine Lippen flüſterten es nur; das ſanfte Rauſchen weiblicher Gewänder berührte von oben her ſein Ohr; ein Athmen, mehr ein Seufzer kam herab; und nun hob ſich ein Antlitz, ſchmal und blaß, und legte ſich auf das geſtützte Händchen; das Mondlicht ſchimmerte auf einem Silberreiſe, der das dunkle Haar umfing.

Da befiel den Mann am Waldesrand die ſehnende Schwere, die allein nicht mehr zu tragen war; es drängte ihn hinaus ins Helle, und die Arme ihr entgegenſtreckend, rief er: „O Schöne, Selige! Gott woll' ein ſüßes Leben ſo ſüßem Geſchöpfe geben!“

Sie erſchrak und bog ſich von der Mauer weg; doch dann beſann ſie ſich: die Worte waren ja aus Meiſter Gottfrieds Triſtan; nur daß ſie in Frankreichs Zunge dort geſchrieben waren! Sie hatte ſie eines Tags geleſen; aber die Baſe hatte ihr voll Angſt das Buch entriſſen; ſo etwas ſei noch nicht für ihre Jugend! Nun kam der Reiz, zu zeigen, was ſie wiſſe: „Das iſt kein Landfahrer, der iſt nicht zu fürchten!“ ſprach es in ihrem Inneren; und als ſie wieder ſich erhob, erblickte ſie drunten den ſchönen Jungherrn in blitzendem Gewande und ſah das Mondlicht auf ſeinem goldenen Blondhaar ſpielen; denn er hatte ſein Haupt entblößt und hielt die Kappe mit der Reiherfeder in einer ſeiner Hände, die er wie anbetend ihr entgegenſtreckte. Da faßte ſie Muth und rief ihm aus demſelben Buche ihre Antwort: „Dé te benie! Gott ſegne dich! Et merzi, gentil Sir!“ Aber ihre Stimme zitterte und wehte nur wie ein Hauch hernieder.

Gleichwohl, da er ſeine Kappe wie zum Gegendanke ſchwenkte, fügte ſie zaghaft noch hinzu: „Seid Ihr ein Sänger, Herr?“

„Ein wenig, ſelig Fräulein!“ rief er ihr entgegen. Aber eine Antwort kam nicht mehr herab, denn zu den Füßen des Kindes regte es ſich und hob ſich auf; vergebens mühte ſie ſich, den Kopf der ungeſtümen Dogge niederzuhalten, die ſchlafend dort gelegen hatte. Zwar neigte Dagmar ſich und drückte den Mund an das rauhe Ohr des Thieres: „Still, Hendan, ſtill! Darfſt auch zur Nacht vor meiner Kammerthür ſchlafen!“ Es wollte nicht verſchlagen; die Dogge drängte die kleinen Hände fort; dann ſprang ſie mit den Vordertatzen [illegible] die Mauer, und ein hallendes Gebell ſcholl in den [illegible] hinunter.

Als der Hund ſich wieder knurrend zu ihren Füßen geſtreckt hatte, wagte auch Dagmar hinabzuſchauen; aber es war nichts da, als nur der lautloſe Mondſchein und in Pauſen noch der Schlag der Nachtigall. — Trunken, als habe ein Zauber ihn berührt, ſchritt Rolf Lembeck indeß am Waldesrande ſeinem Hauſe zu.

⁂

Es war auf Dorning ſchon nach Mitternacht. In der hochgelegenen, aber geräumigen Kemenate lagen die Seidendecken von Arras noch unaufgeſchlagen auf dem Ehebette; unweit deſſelben aber auf einem Tiſchchen war ein lecker Mahl gerichtet; vor zwei Plätzen — nicht ſich gegenüber, ſondern Seit' an Seite — ſtand je ein ſilberner Pokal; ein Kränzlein früher Roſen hing an jedem und erfüllte das Gemach mit Duft. Doch die

Speiſen waren kalt und unberührt, der eine der ſchmalen Seſſel leer; auf dem anderen ſaß Frau Wulfhild wie ein ſteinern Bild, den Kopf auf ihren vollen Arm geſtützt. Sie wußte nicht, wie lange ſie ſo geſeſſen hatte; ſo ruhig der Leib ſchien, die Ungeduld des Wartens zehrte in ihrem Innern, und ihre Augen glühten dunkel über den heißen Wangen; wie ſonder Gedanken hob ſie eine Silberkanne und ſchenkte rothen Wein in die Pokale, und mit der anderen Hand ſich müde in ihr Goldhaar greifend, nahm ſie den ihren und rührte klirrend an den Rand des anderen. „Komm! Komm, Rolf! Verſchmäh' nicht Deine Roſen!“ rief ſie leiſe. —

Sie war emporgeſprungen, ſie ſtieß ein Fenſter auf und bog ſich weit hinaus, in der hellen Nacht über die Wipfel der abſteigenden Wälder ſchauend; aber kein Menſchentritt, kein Wächterruf erſcholl; nur der Nachthauch wehte ihr kühl entgegen und trug von unten aus dem linken Flügel einen Schall vorüber: ein Waffenklirren, ein Stampfen wie mit vollen Krügen, dazwiſchen heiſere Männerſtimmen und dann und wann das Lachen eines Knaben. Ein ſechzehnjähriger Junker, Gebert Bookwald, war am Morgen angelangt, um bei dem kaiſerlichen Ritter „Reiterei und Gottesfurcht“ zu lernen; der Lärm kam unten aus der Geſindeſtube. Frau Wulfhild lauſchte: „Die Knechte bringen ihm den Willkomm!“ ſprach ſie, und das blonde Antlitz des Knaben, der nun ihr Diener war, zog an ihr vorüber. Es ſchien wüſt herzugehen drunten, und eine Stimme klang ihr gleich der des erſten Ehgemahles, wenn er unter Zechbrüdern in ſeiner Freude ſaß; ſie ſchauderte, und das Knabenbild erloſch.

Allmählich ging der Tumult zu Ende; es wurde todtenſtill; ein Kauz nur ſchrie von einem Thurm herunter. Plötzlich warf ſie jäh das Fenſter zu und ſah ſich wild im Zimmer um: das Haupt des Todten, dem ſie hatte ſterben helfen, hatte aus der Nacht ſie angeſtarrt. Doch, es war nicht hereingekommen; die Kerzen brannten hell und ruhig.

Und wieder ſaß ſie unbeweglich, und die Qual vergebenen Harrens war nicht mehr zu tragen. Da gedachte ſie eines Wundergürtels, den eine uralte Muhme ihr zum erſten Ehefeſte mitgegeben hatte. „Es iſt derſelbe,“ hatte ſie geſagt, „den einſt der Ritter an Ginevra gab; ſo Du ihn umlegſt, kommt Dir nimmer ein Leid!“ Aber die ſtolze Braut hatte derzeit Zaubermittel nicht vonnöthen und warf den Gürtel achtlos von ſich. Doch nun war andere Stunde; ſie kniete bald vor dieſer, bald vor jener Truhe und warf um des verſchmähten Kleinods willen ihre Koſtbarkeiten durcheinander; da endlich hielt ſie den goldgewebten Gürtel in der Hand, und dort ſaß der Rubin, vor deſſen Schein alles Ungemach verſchwinden ſollte. Sie legte ihn über ihr weißes Nachtgewand, und er ſchmiegte ſich leicht um ihre Hüften; aber vergebens ſah ſie auf den wilden Glanz des Steines; der mußte gegen andere Schmerzen ſein.

Noch eine Weile trug ſie es; dann, wie in Scham ob ihrer Schwäche, riß ſie das Zauberſtück vom Leibe und warf es von ſich, daß der Stein herausſprang; zornig zog ſie das Gewand von ihrem ſchönen Leibe und beſtieg das Ehebett. Aber auch die Seidendecke wollte ihr keine Ruhe bringen. „Komm nun! Du ſollſt, Du ſollſt!“ rief ſie, als könne ſie durch ihren Willen den Ehgemahl in ihre Arme zwingen. Aber er kam nicht; und das Bild des ſchönen Mannes, der doch ihr eigen war, peinigte ſie wie ein Geſpenſt; und die Kerzen, die noch auf der Tafel brannten, wurden ihr unheimlich, als ſei es zum Begräbniß.

Zitternd ſtieg ſie von ihrem Lager und löſchte alle bis auf eine; dann nahm ſie ein Stundenglas vom Kamingeſimſe und ſtellte es in den kargen Schein. „Nichts anderes will ich ſehen!“ ſprach ſie zu ſich ſelber; „nur wie das Leben rinnt!“ Und ſo lag ſie geſtützten Armes auf ihrem Kiſſen und blickte unabläſſig auf den rieſelnden Sand; und war das letzte Korn hindurchgefallen, ſo ſtand ſie langſam auf, das Glas zu wenden. Erſt als im Dämmerſcheine draußen der Wald erwachte und unter ihrem Fenſter der Trupp der Arbeiter auf das Feld hinausging, war der ſchöne Leib in Schlaf verſunken.

— Der Mann, um den ſie ſolches litt, war längſt auf einem Schleichweg in die Burg gekommen; keine Brücke hatte ſich um ihn gehoben, kein Thor geöffnet; aber zu ſeinem Weibe zu gehen hatte er nicht vermocht.

Im äußerſten Winkel des einen Flügels war eine faſt leere Kammer, die er als Hausſohn einſtmals inne hatte; dort auf einem harten Faulbett lag er unausgekleidet, den blonden Kopf auf beiden Händen; das Baumrauſchen vor ſeinem Fenſter hatte ihn ſelig eingewiegt.

* * *

Die Zeit war faſt um eine Tagfriſt weiter gerückt; es war wieder Abend. Frau Wulfhild ſaß in ihrem Wohngemache, wo dunkelgemuſterte Teppiche an den Wänden hingen; auch hier waren kleine Glasſcheiben in den beiden Fenſtern, und das Mondlicht, das hindurchfiel, miſchte ſich mit dem Schein der Kerze, die auf dem Tiſche ſtand. Das ſchöne Weib ſaß unbeweglich mit geſtütztem Haupte. Da öffnete ſich die Thür und Gaspard der Rabe trat herein. „So kommſt Du endlich?“ ſprach ſie und warf ihre müden Augen auf ihn.

„Wohl, Herrin.“

„Dein Kopf hat ſich verrechnet,“ ſprach ſie wieder. „Dein Herr ſchlief unter einem Dache mit mir; doch fern, in einer Bodenkammer; er hat das Edelwild verſchmäht, das ſeiner wartete.“

„Ich weiß das, Herrin,“ antwortete der Schreiber; „er hat das Raubthier nicht erjagen können; es wird ihm nur die Wildkatz' vor ſeinen Augen noch geſprungen ſein.“

„Laß Deine Narretheidung!“ ſprach Frau Wulfhild finſter. „Ich ſagte Dir einſtmals, ich ſei keine Henne; nun willſt Du mich gar reuen laſſen, daß ich keine Wildkatz' ſei! — Ich fürchte wohl, hier iſt ein ander Thier im Spiel!"

„Was ſagt Ihr, Herrin?" und Gaspard richtete ſeine ſpitzen Ohren auf.

„Sieh meine Hand, Gaspard; — und fühl' ſie auch!" rief Frau Wulfhild und legte ihre weiße Hand an ſeine gelbe Wange. — „Nun, ſchauderſt Du noch nicht?"

— „Nein, Fraue; laſſet ſie mir immer liegen!"

Aber ſie nahm ſie fort. „Dann," ſprach ſie „ſtößt nicht meine Hand ihn fort; dann iſt es eine andere, die ihn zu ſich zieht!"

„Sprecht weiter, Herrin! Mein Witz iſt nicht ſo fein wie Frauenſinn."

„Du ſahſt doch," ſprach ſie, „wie er geſtern auf dem Weg mir ſeine Hand entriß! Es that nicht ſanft; aber vorhin in der Dämmerung; er wollte fort, der Wildkatz wegen; als ich nach ſeiner Hand griff —"

Sie war aufgeſtanden und ging mit ſtarken Schritten durch das Zimmer. „Sieh her!" rief ſie und ſtreckte ihm ihre linke Hand entgegen: „der Blutriß iſt von ſeinem Ehering! Ich hatte, mein' ich, genug der Wunden aus meinem erſten Ehebund!" Sie warf den Kopf zurück und begann mit geſchloſſenen Fäuſten wieder auf und ab zu ſchreiten.

Gaspard ſah dem eine Weile zu; dann ſprach er: „Und, Herrin, wie dien' ich Euch?"

Da ſtand ſie ſtill und ſah auf ihn herab; ſie mußte erſt der Frage nachſinnen. „Er wird auch heut' nicht zu mir kommen,“ ſprach ſie heimlich, doch ihre Stimme bebte vor Zorn; „er wird auf ſeine Bodenkammer ſchleichen und im Traum mit ſeinem Luftbild buhlen; aber Du weißt es, Gaspard, der Mann, ſo ſtolz und wild er iſt — er iſt ein Kind; nimm ihm ſein Spielzeug, und er vergißt es! Und Du — ſollſt mir die Puppe ſuchen helfen!“

Gaspard blickte ſchief zu Boden und zog mit einem leiſen Pfiff den Athem durch die Zähne. Dann hob er langſam ſeine Schnabelnaſe und ſprach mit ſcharfem Lächeln: „Kopf und Hände ſind nur meiner Herrin!“

· · ·

An demſelben Abend, nur etwas früher, ſaß zu Haderslevhuus die alte Baſe in ihrem ſtillen Gemache; an einer Wand ſtand das ſchmale Bettchen Dagmars, an einer anderen das der alten Dame mit dem großen Himmeldach; daneben hing ein Gefäß mit Weihwaſſer, darüber die geſchnitzte Mutter Gottes; in einer Wandniſche lagen handſchriftliche Dichterwerke, an denen ſie ſich einſtmals in der Jugend die Wangen heiß geleſen hatte. Sie ſelber ſaß an einem Tiſchchen vor dem Fenſter mit den Butzenſcheiben, durch das der Abendſchein hereinfiel; ihr gegenüber Dagmar, und beide mit einer heiligen Arbeit in den Händen; denn bei der letzten Firmelung hatte der Biſchof dem Reliquienſchrank der Kirche zu Haderslev eine Anzahl Schädelknochen der zehntauſend Jungfrauen zum Geſchenk gemacht, und die Alte wie die Junge waren jetzt damit beſchäftigt, ſie mit rothem und weißem Sammet und mit Goldſtickereien zu überziehen.

Es war ganz ſtill im Gemach; nur das Sticheln der Nadeln wurde hörbar und das eintönige Geräuſch eines Dompfaffen, der in ſeinem Bauer innerhalb des Fenſters unaufhaltſam auf- und niederhüpfte. Das junge Kind führte heute ihre Nadel nicht mit gewohnter Sicherheit, und die Blättchen hingen oft nicht richtig an den goldenen Ranken; ſie ſchaute nach jedem zehnten Stiche haſtig durch das Fenſter, das nach Oſten lag; aber der Mond war noch nicht da. Ihr Athem wurde kürzer; in ihrem Inneren war heute eine fremde Kraft, die ihr die Nadel aus der Richte ſtieß.

Endlich legte die Alte ihr beſticktes Schädelſtücklein auf den Tiſch. „Fertig!“ ſagte ſie. „Guck her, Dagmar! Ob wohl dieſer Kopf im Leben ſolchen Schmuck getragen hat?“

Das Kind hatte nicht gehört: der Mond war eben über den Bäumen aufgegangen.

„Dagmar!“ rief die Baſe. „Was iſt Dir? Du glüheſt ja wie Purpur!“

Mit verſchleierten Augen ſah das Mädchen auf die Alte. „Du haſt wohl in Deinen Truhen gekramt, Baſ',“ erwiderte ſie; „es iſt ſo ſchwüler Duft hier; es hemmet mir die Luft!“

Aber die Alte hatte ihr die Stickerei aus der Hand genommen und wiegte jetzt den Kopf, indem ſie ſorglich darauf hinſah. „Ei ja, Dagmarlein,“ ſagte ſie, „Du haſt noch eine Kinderhand; aber doch nicht allemal ſo ſehr! Ich ſagt's Dir ſchon: was wollten Deine Finger bei dem Todtenbein! Schelle nach der Grete, daß ſie die Kerze bringt; der Tag iſt aus, und der da draußen“ — ſie zeigte mit ihrem mageren Finger nach dem Mond — „der leuchtet nur Verliebten, aber nicht Kindern und alten Frauen!“

Ein heißes Roth ſchoß über das junge Antlitz; aber die Alte gewahrte es nicht. „So ſchelle doch, Kind!“ wiederholte ſie; „Du kannſt dann Deinen Silbergürtel weiter ſticken! Iſt der erſt fertig zu dem weißen Seidenkleide, da wirſt Du ausſehen wie die heidniſche Diana; es fehlt nur noch der Silbermond an Deiner Stirn!“

Sie bog ſich über den Tiſch und ſtreichelte die zarten Mädchenwangen. „Wart' nur ein Jährlein, Dagmar! Da nimmt Dein Vater Dich mit hinaus, nach Wordingborg, nach Kopenhagen! Da kommen die jungen Erdenſöhne und werden um einen Blick der keuſchen Göttin werben; auch einer, wohl ſo ſchön als wie der junge Ritter Lembeck, der letzthin auf Dorning eingezogen iſt?“

„Auf Dorning?“ frug Dagmar achtlos. „Der Ritter Claus iſt ja ſchon alt!“

— „Ei, Kind! Sein Sohn, ſein älteſter! Und mit einem ſchönen, ſtolzen Weibe; gar einer Schauenburgerin!“

„So? Einer Schauenburgerin?“

— „Ei freilich: aber doch nur einer Wittib — eine Pfirſich, d'ran ſchon ein Anderer ſeine Lippen ſetzte!“

„Pfui, Baſ'! Aber ich kenne ſie ja gar nicht; was kümmern mich die fremden Menſchen!“

Dagmar war ſchon mit der Schelle an die Thür gegangen, kehrte aber zurück, ohne ſie geöffnet zu haben. „Nein, Baſ,“ ſagte ſie mühſam; mir iſt das Herz bedrückt; ich muß hinaus, in die Luft!“

— „Ei, Kind, es wird ja Nacht, und Du weißt, der alte Joſeph ſagt, die Unholden ſchauen dann aus dem Boden!“

„Nur in den Garten, Baſe; da giebt es keine!“

Die Alte wurde unruhig; ſie rückte an dem Kinntuch, das ſie über ihr ſchwarzes Käppchen gebunden hatte. „Du weißt, ſieh mich nur an!“ ſagte ſie; „das dumme Kopfreißen; ich darf nicht in die Abendluft. Wenn Dich was ankäme! Dein Vater iſt in Wordingborg!“

„O Baſ', ich nehme Heudan, die Dogge mit!“ rief Dagmar beklommen; „ſie war auch geſtern Abend bei mir!“

Die Alte nickte: „Ja, ja, Dagmar, die Dogge; ja das geht! Du zogſt ihr neulich auch den Dorn aus ihrer Tatze, wie Androklus dem Löwen! Du kennſt doch die Geſchichte?“

Sie ſah ſich um; aber da war Dagmar ſchon hinausgeſchlüpft, und die Glocke ſtand wieder auf dem Tiſche. „Ei ja,“ ſagte die Alte ſeufzend, „da läuft ſie mit dem Hunde in die Nacht hinaus, und ich kann hier im Mondſchein meine lieben Schatten zu mir laden; wir brauchen keine Lichter!“

Der Nachtſchein fiel durch die kleinen Scheiben; und mitten im Gemache ſaß die alte Dame und ſah mit geiſterhaften Augen in die Dämmerung: nur mitunter eine leiſe Handbewegung, als ſei es ein Willkommen.

— — Dagmar aber war hoch aufathmend die Treppen hinabgeflogen; unten in dem großen Flur erhob ſich die Dogge und ſprang freudig ihr entgegen. „Heudan, mein Hund, komm, komm mit mir!“ rief ſie ängſtlich; und das Thier drängte ſich an die ſchmächtige Geſtalt, daß ſie dem Ungeſtüm kaum wehren konnte.

Sie ſchritten aus einem hinteren Thore durch einen weiten Hof, an deſſen Ende ein Gelaß zur Abſonderung biſſiger oder neuer Hunde war; und Heudan ſah verwundert zu dem Mädchen auf, als ſie dort eingetreten waren. Dagmar aber ſchlug das Herz bis in den Hals hinauf, da ſie eine der ledig hängenden Ketten faßte und das Halsband des Thieres daran befeſtigte. Es war nur Liebes von der jungen Hand gewohnt und leckte mit der rothen Zunge nach ihr hin; da ſchlug ſie die Arme um ſeinen rauhen Nacken: „O Heudan, ich bin treulos, aber — Du, Du bellſt auch gar zu ſchreckbar!“ Und eilig lief ſie hinaus und ſchob den Riegel vor; dann ging ſie durch eine Pforte in den Garten, durch Lindengänge und zwiſchen düſteren Taxusbüſchen; da kam vom Hof ein Winſeln, und einen Augenblick ſtand ihr der Athem ſtill; aber ſie drückte beide Hände vor die Ohren, und als ſie auf den Platz hinaustrat, wo die Würzebeete waren und wo das volle Mondlicht ihr entgegenquoll, da hörte ſie nur noch die Nachtigall, die drüben am Waldesrande ſchlug. Der Athem ging heftig durch ihre offenen Lippen; ſie ſetzte ſich auf die Bank und blickte vor ſich auf den Wipfel der hohen Pappel, deren Blätter im Nachthauch ſich bewegten. Doch aus den beklommenen Athemzügen wurden Worte: „Was wollteſt Du hier, Dagmar?“ ſprach ſie leiſe. „Die Nachtigall?“ — Sie horchte eine Weile, und der Vogel ſang, als müſſe er den Preis erſingen — aber Dagmar ſchüttelte das Köpfchen, und ihre Lippen flüſterten, indem ſie die Hände vor die Augen ſchlug: „O heilige Jungfrau, wenn Du mir hold ſein wollteſt!“

Da rauſchten neben ihr die dichten Pappelzweige; und ehe ſie es faſſen konnte, ſchwang ein Mann ſich auf die Mauer und hinab dann in den Garten. Ein Schrei rang ſich aus ihrem Munde, aber ſie erſtickte ihn; denn ſchon lag er ihr zu Füßen, jung und ſchön, und ſah mit flehenden Augen zu ihr auf: „Seid milde, Fräulein! O, wie hold ſeid Ihr! Ich ſah noch nimmer Euresgleichen!“

Sie ſagte nichts; mit kindiſch weit geöffneten Augen blickte ſie ihn an; erſchreckt und doch entzückt, als wollte ſie die Worte ihm von den Lippen leſen. Doch das Winſeln der Dogge ſcholl vom Hof herüber durch die Büſche, und des Ritters Hand fuhr jäh nach einem Jagdſtahl, der an ſeinem Gürtel hing.

Aber ſie ſchüttelte nur leiſe mit dem Köpfchen, da ließ er die halb gezogene Waffe wieder fallen. „Wer ſeid Ihr?“ frug er. „Wollet Ihr mir's ſagen?“

Und ſie antwortete: „Ich bin Dagmar, des Hauſes Tochter; und wer ſeid Ihr?“

Er erſchrak und wollte ſchon eine Mär erzählen, wie er zu anderen Zeiten wohl gethan; doch da er in dieſes Kinderantlitz blickte, ſo konnte er es nicht; er ſagte nur: „Ich, ſüße Fraue, bin ein ſelig unſeliger Mann, ſeitdem ich Euch geſehen habe!“

— „Aber, Herre, das iſt nicht rechte Antwort!“

Da hob er die Hände bittend zu ihr auf: „Verlanget nicht Weiteres; es wär' auf Nimmerwiederkehr!“

„So redet nicht!“ rief ſie haſtig; aber ein Zug der Angſt flog dennoch über das zarte Antlitz, und ſie ſetzte bei: „Nur, um der Gottesmutter Leiden, ſchweigt nicht zu lang; es thäte mir weh!“ Und wie durch körperlichen Schmerz getrieben, drückte ſie die Hand auf ihre linke Bruſt. Da er ſorgvoll mit den Augen folgte, ſprach ſie: „Ihr wiſſet, das große Sterben, als das ins Land kam … aber“ — unterbrach ſie ſich — „wo waret Ihr denn damals?“

„In Paris,“ ſagte er leiſe, als wolle er den Laut ihrer Stimme nicht verlieren; „in Prag dann ſpäter; auch dort am Königshof.“

Sie ſah ihm in ſein ſchönes Antlitz, auf den geſtickten Sammetrock und wie die goldenen Knöpfe im Mondlicht blitzten. „So wiſſet Ihr nichts von uns — o herzliebe Mutter! Süße Schweſter Heilwig!“ rief ſie; „o meine Brüder — alle ſind ſie geſtorben!“ Plötzlich ergriff ſie ſeine Hand: „Kommt!“ rief ſie und zog ihn mit ſich auf eine kleine Höhe, von wo man ſeitwärts bei dem Walde in das flache Land hinausſehen konnte. Er glaubte eine Niederung zu gewahren und einzelne Pfähle, durch dunſtigen Nebel ſchimmernd, der dort umzog. „Dort!“ ſprach ſie kaum hörbar und zeigte mit ausgeſtreckter Hand dahin.

Er ſchwieg: er wußte, das ſei der Peſtacker, wohin ſie gewieſen hatte. — Ein Nachthauch kam und hob ihr dunkles Haar ein wenig von dem ſchmalen Antlitz und wehte das Gewand um ihren zarten Körper; ihm war auf einmal, als ſei auch ſie unhaltbar auf der Erde. „Wenn dort Eures Blutes einer ruht, ſo gönnet ihm die Ruhe!“ ſprach er zitternd.

Doch ſie ſtreckte die Arme aus und rief: „Mein Vater! Mein armer Vater! Wir werden nimmermehr vom Tod geheilet!“

„Das klang hart von Euren jungen Lippen!“ ſprach der Mann.

Da wandte ſie ihr Haupt und ſah den Schmerz in ſeinen Augen. „Ich wollte Euch nicht Leid thun!“ ſprach ſie bittend; „nur ſagen: von all dem Sterben habe auch ich mein Theil behalten!“ — und ſie faßte wieder mit der Hand nach ihrem Herzen — „des Königs Arzt, der ſpaniſche Jude, ich hörte ihn einſt zur Baſe ſagen, es ſei zu groß, ich könnte einmal ſo hingehn; ſtark Leid und Freude könnte ich nicht ertragen. Und die gute Baſ', will ſie mir liebthun, ſo ſagt ſie, ich hätte weiße Roſen auf den Wangen!“

Sie ſchwieg und er antwortete ihr nicht: aber ſie ſahen ſich in die Augen, und drunten aus der Tiefe ſchlug die Nachtigall. „Frühling!“ ſprach er leiſe und öffnete die Arme ihr entgegen. Da lag ſie an ſeiner Bruſt, die Augen geſchloſſen, die Hände um ſeinen Hals geſtrickt; und für die Worte, welche ihnen fehlten, ſang die Nachtigall, als müſſe ihr die Bruſt zerſpringen; und nun ein Ton — lang ausathmend, ohne Ende. „Sie ſtirbt!“ rief Dagmar, warf das Haupt zurück und ſchaute in des Mannes Augen. „O, kann man auch vor Liebe ſterben?“ — Er aber, in dem Thörichtthum der Minne, hob ihre leichte Laſt gegen den Silberſchein des Mondes und küßte ihre Wangen: „O meine weißen Roſen! O heilige Jungfrau, beſchütze mir mein ganz unfaßlich Glück!“

Da ſcholl vom Schloſſe her das Klirren einer Pforte, und ſie wand ſich jäh aus ſeinen Armen. „Scheiden!“ rief ſie ſchmerzlich; dann nahm ſie ſeine Hand, doch nur für eines Athemzuges Dauer. „Nein, fort! — fort!“ rief ſie in Schrecken. „O, vergiß nicht mein; ich müßte ſterben!“

Sie fühlte einen heißen Kuß auf ihrem Mund; dann rauſchte es in den Pappelzweigen, und ſie war allein. Sie ſtand, als wäre ſie nicht lebend; ihre Wangen waren blaß, von ihren Lippen aber ſchimmerte es roth: das war die Minne, die dort des anderen Paares harrte. „O Herzliebe, o ſehnende Noth!“ ſeufzte das Kind und ſank auf ihren Sitz. „Und wie heißet er denn nun? — Er? Er —?“ und lächelnd antwortete ſie ſich: „Das weiß ich nicht ... o heilige Jungfrau!“

Da kamen Schritte näher, und aus den Büſchen ſprach ein altes Stimmchen: „Nein, nicht dorthin; hier, Grete; hier bei dem Taxus! O heilige Mutter Gottes!“ Und die Baſe in ihrem Marderpelz, den Kopf mit einem dicken Tuch vermummt, trat mit der alten Grete in den Mondſchein hinaus. „Kind, Kind, wo bleibſt Du!“ rief ſie. „Muß Deine alte Baſe Dich ſuchen gehen!“

— „O Baſ', es iſt ſo ſchön hier!“

„Und“ — die Alte ſah ſich um — „Du biſt ja ganz allein; wo iſt der Hund, der Heudan?“

„Der Hund?“ ſprach Dagmar haſtig. „Iſt der nicht hier?“

— „Ei, Kind, das mußt Du ja doch ſelber wiſſen!"

„O Baſ', Du hätteſt die Nachtigall nur hören ſollen!" Und wie gerufen drang der Vogelſchall von Neuem aus der Tiefe, und das Mondlicht glitzerte auf den Blättern der Hülſen und den Nadeln des Taxus; von Düften ſchwamm es in der Luft. Einen Augenblick ſtand die Alte, das Ohr geneigt: „Ja, ja; Du heil'ger Gott, das wäre ein Plätzchen für die Minne hier!" ſprach ſie murmelnd vor ſich hin. „Vor Zeiten; ach, vor langen Zeiten!" Dann aber trieb ſie zu raſcher Rückkehr in das Haus, denn ein Abendwind hob ſich und rauſchte durch die Wipfel der Bäume.

Dagmar ging mit unhörbaren Schritten, da ſie dem Gelaß vorbeikamen, worin ſie Heudan, die Dogge, eingeſperrt hatte. „Morgen, mein Hund," ſprach ſie leiſe gegen die verriegelte Thür; „ich hol' Dich früh!" Aber der Hund ſchien zu ſchlafen; es blieb alles ſtill.

Und bald lag ſie in dem ſchmalen Bettchen in der Kemenate der Baſe: aus dem großen Himmelbette ſcholl bald das gleichmäßige Athmen einer ruhig Schlafenden; von dem jungfräulichen Lager hob ſich in dem zweifelhaften Mondlicht noch ein blaſſes Köpfchen, das ſchwarze Haar in ein weißes Seidennetz gehüllt. „O Mutter der Gnaden," flüſterte das Kind, „ich habe ſie beide belogen, Heudan erſt, den Hund, und dann die gute Baſe! Ach, Heilige, aber wenn man erſt ſo alt iſt! Sie verſtänden das doch beide nicht!" Dann legte ſie die Hände über die junge Bruſt, und ſanft wie eine Wolke kam der Schlaf.

— Rolf Lembeck wanderte indeſſen mit langſamen Schritten heimwärts; er wußte wohl, auf Dorning erwartete ihn auch ein ſchönes Weib, und ſie war ſein mit allen ihren Wonnen; aber ihn überfiel es, als fürchte er die ſtarken Weiberarme und ging den Weg hinab wie in ein Thal des Todes.

⁂

Durch alle Gefahren aber fand die Minne ihren Weg. Rolf, der Leichtlebende, wie das ſchuld- und trugloſe Kind, ſie waren beide plötzlich klug geworden und reich an Plänen und an Liſten; denn Minne ſchärfte ihre Sinne und gab ihnen zum Schild die träumeriſche Vorſicht. Und alles fügte ſich, als ob es helfen ſollte: die Baſe hatte bei dem Nachtgang ihren Fluß im Kopf verſchlimmert; den Schloßhauptmann hielt der König noch in Wordingborg. Rolf Lembeck zwar erkaufte ſich bei ſeinem Weibe nur durch erzwungene Zärtlichkeit die flüchtigen Stunden ſeines echten Minneglückes; und mitunter, wenn er ſie umfangen wollte, ſetzte ſie ihre ſchöne Fauſt gegen ſeine Bruſt und ſah ihm prüfend in die Augen, ob ſeine Seele auch dabei ſei; und ſo geſchah es unterweilen, daß ſie plötzlich ſeine Arme von ſich warf und ſchweigend aus der Thür ſchritt. — Und als zu Haderslevhuus der Schloßhauptmann aus Wordingborg heimkam, da trug ihm wohl die Tochter ein ſchweres Herz entgegen, und als er ihr die Wangen ſtrich und frug: „Was iſt mit meiner Dagmar?“ da ſchüttelte ſie nur den Kopf und ſah zu Boden und nicht wie früher in das geliebte und gefurchte Antlitz über ihr; und zu ſich ſelber ſprach ſie: „O brennend Leid! Wem ſoll ich reden, wem ſoll ich ſchweigen?“ Doch es ward nicht laut; ſie ſchwieg nur für den fremden Mann, und ein Weh durchflog ſie wie einſtmals in der Peſtzeit, als ſei ſie nicht mehr ihres Vaters Kind; doch war es heute nicht ihres Vaters Schuld.

So ſchien die Heimlichkeit geborgen; aber ein Durchblick von eines Sandkorns Umfang konnte ſie verrathen. Schon mehrmals hatte Frau Wulfhild ihren Schreiber angehalten: „Nun, Gaspard, wo bleibt die Puppe?“ und er hatte geantwortet: „Verzeihet, Frauenwünſche ſind ſchneller noch als Mannesarbeit!“ Gleichwohl trug er ſchon etwas in ſeinen Sinnen; nur wollte er es unreif nicht herausgeben. Er hatte auch einmal vom Wege aus des Schloßhauptmanns Tochter über die Gartenmauer lehnen ſehen; und auch zu ihm hatte die Dogge, die mit den Vordertatzen zwiſchen den Zinnen ſtand, das gewaltige Gebell hinabgeſandt. „Hm, ein Kind noch!“ hatte er bei ſich gemurmelt; „ein Kind mit einem Hunde! Und doch — auch bald nicht mehr; wer weiß?“

Und eines Morgens ſprach er zu dem Ritter: „Wiſſet, Herr, drunten in Haderslev hat ein junger

Schmidt, der eben aus dem Reich gekommen iſt, ein neues Schießwerk heimgebracht: es iſt ein eiſern Rohr und wird mit einem Pulver draus geſchoſſen! So's Euch gefällt, wir könnten einmal hinüberreiten!"

„Heiliger Hubertus!" rief Herr Rolf; „kümmert Gaspard der Rabe ſich auch um Schießzeug?"

Der Schreiber warf von unten ſeine ſcharfen Blicke auf den Frager: „Wenn ich nur treffen könnte!" ſagte er.

Da lachte Rolf Lembeck: „So komm! Ich kenne die Feuerröhre ſchon von Prag; wer weiß, ob nicht Dein Treffer drin ſitzt!"

„Vielleicht," erwiderte Gaspard, und da der andere nach dem Reitſtall ſchritt, ſah er ihm nach, als ſähe er auf ſeine Beute.

In kurzem ritten ſie auf Haderslev. Es war zu Ende Juni; Rolf hatte ſein Mäntelchen ſchon auf des Rappen Hals gelegt, denn die Sonne brannte; Gaspard warf die Gugelkappe in den Nacken. So ritten ſie in dem goldenen Staub der Heerſtraße durch das Kirchdorf Hammelef; die Bauernkinder lagen im Sande vor den Hütten und wieſen mit den Fingern auf den ſchmucken Reiter. Von da führte der Weg durch den Wald, und die Roſſe traten vorſichtig zwiſchen die Eichen- und Buchenwurzeln. Der Ritter blies den Athem von ſich: „Ah, Gaspard, das ging ſchier ums Geſottenwerden!"

Der Schreiber nickte nur; er hatte Gedankenarbeit.

Der Wald hörte auf, und wieder kam der Sonnenbrand; nach einer Weile ein Hügel mit hohen Bäumen, an dem zur Linken ſich eine andere Hölzung hinzog; oben aus den Wipfeln ſah die Krönung eines ſtumpfen Thurmes. Wie eine Gabel theilte ſich der Weg nach rechts und links; und Gaspard, als ob es ſich von ſelbſt verſtehe, ſpornte ſeinen Fuchs zur Linken in den Waldweg; er wollte an der Gartenwand vorüber, um dort des Ritters Mienen und Gebahren zu erforſchen; doch da er umblickte, ſah er ſich allein; der Ritter war ſchon nach Weſten auf dem Wege durch die freie Landſchaft.

Gaspard wandte ſein Pferd und ritt bald wieder neben ihm. „Ei, Herr,“ ſprach er, „was meidet Ihr den Schatten und reitet den weiteren Weg hier in der Sonnengluth?“

Der Ritter ſah lachend von ſeinem Hengſt auf ihn herab: „Ich wußt' nicht, Gaspard, daß Du die Sonne fürchteteſt!“

„Ich bin kein Ritter, Herr,“ ſprach Gaspard und zog ſich ſeine Gugelkappe in die Stirn. „Iſt in dem Schloſſe droben etwas, das Euer Auge haßt?“

„Meinſt Du,“ erwiderte Rolf Lembeck fröhlich, „daß man nur meidet, was man haßt?“ Doch, als beſänne er ſich plötzlich, fügte er hinzu: „Wohl ſeh ich lieber das freie Land hier, als auf des Dänenkönigs Burgen; mir iſt, er ſpinne wieder Unheil!“ Der Zuſatz kam zu ſpät, denn als er auf den Schreiber blickte, ſah er deſſen Kopf ſich ſeitwärts drehen und mit der Naſe nach der Erde fahren, daß ihm der Kappenzipfel um die Schulter ſchwenkte. „Holla, Rabe!“ rief er. „Wonach trachteſt Du?“

„Ihr wiſſet, Herr,“ entgegnete der Braune, „ich ſehe bisweilen Dinge, die nicht da ſind.“

„Und was Beute ſahſt Du denn dorten auf dem Sande?“

„So Ihr es wiſſen wollet — nur eines Fädleins Ende! Ich dachte thöricht, es ſei ſchier mitzunehmen; doch — Ihr habt recht, warum ſollen wir die Königsburg betrachten!“

„Ei, Gaspard!“ rief der Ritter, „wozu der Faden? Hier iſt kein griechiſch Labyrinth!“ Doch plötzlich überkam es ihn, als ſtehe er mit Dagmar vor aller Welt auf offenem Markt, und aus dem Haufen glühten ſeines Weibes Augen auf das arme Kind.

Gaspard blinzte mit verkniffenem Lachen auf den jungen Herrn und ließ dann ſeinen Fuchs nach hinten gehen. So ritten ſie, jeder in eigenen Gedanken, in die Stadt.

— — Was mit dem Feuerrohr geworden, vermag ich nicht zu ſagen; aber ein anderes. In Holſtein, in einer engen Gruft, mußten die Würmer ſich durch einen Sarg gefreſſen und von dem gemunkelt haben, was ſie in dem todten Mann gefunden hatten, der, als er oben ging, Hans Pogwiſch hieß.

Am Nachmittage, da Rolf Lembeck mit dem

Schreiber das Haus des Schmidts verlaſſen hatte, ſaß in der Gaſtſtube des „Schwarzen Stiers“ zu Haderslev ein wüſter Holſtenkerl; er wollte zum König Waldemar, der wieder einmal Kriegsleute ſammelte; ein paar Geſellen, die ihm nicht ungleich ſahen, hielten ihn trunkfrei, denn er war ebenſo maulfertig im Trinken, wie im Reden. „Ihr habt das Weibsſtück nun nahebei!“ rief er; „die macht nicht viel Federleſens; und ſchmuck iſt ſie, daß ſie den Teufel verführen könnte!“ Er ſtützte den ſchweren Kopf in ſeine Hand und ſtreckte die andere breithin auf den Tiſch: „Die Königlichen hatten ihr den Mann, der ſeinem Weib die ganze Ehefröhlichkeit verdorben hatte, zu ihrer Freude ſo verhauen, daß ſchon der Gottſeibeiuns am Bettende ſaß, um mit der Seele abzufahren. Aber — das wiſſen wir ſelber! Unkraut und Diſteln vergehen nicht ſo leicht; und eines Tages wurde ſeine Naſe wieder roth und kreuzfidel!“

Der Kerl lachte und nahm ſein Glas: „Ein Satansweib! Möge der Teufel ihr weiter helfen!“ Und die Gläſer der drei Halunken klirrten aneinander.

An einem anderen Tiſche ſaß ein Herr, jung und im goldgeſtickten Rock; er war ſchon aufgeſprungen und hatte die Hand am Schwertgriff, um die Kerle abzufuchteln; denn er wußte, es war ſein Weib, das ihre ſchmutzigen Mäuler ſchändeten. Aber er ſetzte ſich ſchweigend wieder: er mußte hören; das war beſſerer Gewinn.

Und mit heimlicherer Stimme begann auch ſchon wieder der Bettelgaſt am anderen Tiſche; aber er hatte ſich zuvor noch erſt ſein Stück gelacht: „Der wunde Ritter, ich ſagt's Euch ſchon, hub an, ſeine Fäuſte wiederum zu fühlen: da" — und der Kerl ſtieß mit ſeinem Becher auf den Tiſch — „da hatte ſie auf einmal Ratten zu vergiften! — Ich glaub' es iſt auch wohl eine Ratte mit krepirt; aber es glückte wunderbar: am anderen Morgen war ſie eine frohe Wittwe!"

„Mordbrand!" rief einer von den anderen; „gar eine Rittersfrau und hier? Wie heißt ſie denn?"

Aber der Kerl wiſchte ſich den Mund und hob mit trunkener Feierlichkeit die flache Hand: „Das bleibt bei mir! Ich bin von ihrem Hof; ein Hundsfott, der ſeinen Herrn verräth! Möchte nur der Folgmann des armen Vorwirths nicht geworden ſein!"

Er leerte ſein neu gefülltes Glas und ſtand taumelnd auf; als er an Rolf Lembeck vorüberkam, ſah er ihn mit verglaſ'ten Augen an und ſtrebte taumelnd nach der Thür.

Gleichzeitig war Gaspard in das Gemach getreten, der auf Einkauf für ſeine Herrin in der Stadt geweſen war, und Rolf drängte zur Heimfahrt. Auf dem Rückweg ließ er den Schreiber vor ſich reiten: er wollte weder ſeine noch eines anderen Menſchen Rede hören; ihm war's, als wenn das Hirn ihm friere und göſſen Eisſtrahlen ſich hinab durch ſeinen Rücken! Nicht ſeines Weibes dachte er zunächſt; nein, Dagmars; und daß zu ihr ein furchtbarer Rettungsweg ſich aufgethan.

Als er zu Dorning ins Gemach trat, kam Frau Wulfhild mit ausgeſtreckten Armen ihm entgegen; aber er griff ſie an beiden Handgelenken und hielt ſie von ſich; mit entſetzten Augen ſah er auf ihr Antlitz.

Sie erſchrak. „Was iſt Dir?“ rief ſie auffahrend: „biſt Du auch toll geworden?“

Da ließ er ſchweigend ihre Hände fahren und ſchritt in den Hof hinab, das Weib aber ſtand plötzlich ohne Regung: „Was war das?“ ſtammelte ſie kaum hörbar.

⁂

Nach einigen Tagen ſtand der Schreiber in Frau Wulfhilds Kemenate.

„Haſt Du die Puppe?“ frug ſie haſtig.

Er wiegte ſeinen kleinen Kopf: „Ich habe ſie und habe ſie auch nicht.“

— „Das heißt?“

„Ich wette, es iſt das Fräulein von des Königs Burg.“

— „Des Schloßhauptmanns Tochter? — Ein Kind!“

Er ſpreizte ſeine Finger: „Erlaubt, das pflegt ſich beim erſten Kuß zu wandeln; und überdies — das Neue iſt ein Dämon!“

Sie war vom Seſſel aufgeſprungen und ſchritt mit funkelnden Augen auf und ab; ihre Finger griffen in ihr Sacktuch, als ſei's ein lebend Weſen, das ſie würgen müſſe.

„Das Spielzeug könnt Ihr nicht nehmen," ſagte Gaspard wieder; „doch wenn das Spielzeug nicht vom Kinde kann, ſo muß das Kind vom Spielzeug!"

— „Was heißt das? Rede deutlich!"

„Sind hier die Wände ſicher?"

„Das weißt Du ſelber," erwiderte Frau Wulfhild und warf ſich in den Seſſel. „Nun rede!"

Und Gaspard ſetzte ſich zu ihren Füßen auf den Schemel, den ſie ihm gewieſen hatte. „Ihr habet, edle Herrin," begann er leiſe, mit Fingerſpiel ſein Wort begleitend, „meine Maulwurfsarbeit nicht geſehen, aber ich habe ſie gethan. So leiht mir nun ein hörend Ohr! — Die unruhigen Herren in Holſtein ſpinnen einmal wieder etwas gegen den König Atterdag" — er ſah ſich um; dann fuhr er fort: „Sie hatten Euren Schwäher auch zum Rath berufen; Ihr wiſſet, der gewaltige Herr hat etwas von der Fledermaus; beim Wolfe heut und morgen bei den Falken; und ſo wollten ſie ſeiner diesmal ſicher werden. Aber er bauet die Burg dort auf der Inſel und kann nicht fort von dem wilden Bauvolk." Gaspard ſenkte ſeine Naſe: „Wollet nicht fragen, wie ich das erfahren habe; aber ich ſuchte einen klugen Boten und ſchrieb an Herrn Claus Lembeck, daß bei Euch ein treuer Mann entbehrlich ſei, wenn anders Treue im nächſten Blute liege; ich ſchrieb auch, es komme Eurem Wunſch entgegen, des Ehegemahls auf eine Weile zu entrathen."

„Mich will bedünken," rief das Weib, „Du biſt noch eigenwilliger als klug! Und Claus Lembeck" — ſetzte ſie hinzu — „wie lautet ſeine Antwort?"

Der Schreiber neſtelte an ſeinem Rock und reichte ihr zwei Papiere. „Solange," ſprach er, „der alte Ritter nicht des Königs iſt, ſind die Wünſche der Schauenburgerin ihm Befehl! Hier iſt ein Brief für Euch, und nebenbei, wenn Ihr ſie wollet, die Berufung für Herrn Rolf Lembeck!"

Die Frau griff nach den Briefen und las ſie. „Du nimmſt mir den Gemahl und ſollteſt ihn mir doch wahren!" ſprach ſie ſeufzend.

— „So laſſet mich ſchreiben, daß Ihr ihn nicht miſſen könnt!"

Da war ſie aufgeſtanden; den Kopf emporgeworfen, die eine Hand an ihren Lippen, ſtand ſie da, wie in die Weite ſchauend; dann reichte ſie dem Schreiber ihre andere Hand: „Mein weiſer Rabe! Ich bin zufrieden; ſchick mir Deinen Boten; ich werde an Claus Lembeck ſchreiben; Rolf wird dieſem Vater nicht zuwiderhandeln."

„Ich wußt' es, Herrin; Ihr ſeid nicht wie die Anderen." Er küßte ihr Gewand; dann wurde er entlaſſen.

— — Am Abend dieſes Tages ſchritt Rolf Lembeck nach der Gartenmauer zu Haderslevhuus und Gaspard der Rabe ſchlich unmerklich hinterdrein; er wollte nähere Beſtätigung für einen neuen Anſchlag, den er im Kopfe trug.

Spärlicher Nachtſchein zitterte durch die Buchenkronen; nur wenn der Ritter durch eine Lichtung ging, huſchten wie blaue Funken die Johanneskäfer um ihn her, und die Nacht war lau und ſtill. Sein Weib hatte nicht verſucht, ihn zu halten; dennoch ging er langſam und in ſchwerem Sinnen, und er hörte nicht auf den Schritt, der in den ſeinen trat. Nicht nur was er im „Schwarzen Stier" erfahren hatte, ein anderes noch war ihm gekommen! Ein Wort, das er als Knabe von ſeinem Vater vernommen hatte. Ein Graf von Orlamünde hatte derzeit von ſeinem Weibe wollen, um eine Schönere zu freien; aber kein Laie hatte zwiſchen den beiden Eheleuten den gemeinſamen Blutstropfen finden können, der fähig war, den Bund zu löſen. Da machte der Graf ein gut Theil ſeiner Habe zu Gold und zog nach Rom; und bald auch kam er mit heiterem Antlitz heim: zwar ohne Gold, aber mit dem Pergament des heiligen Vaters in der Taſche, das wegen zu nahen Blutes die Ehe aufhob. „Beim heiligen Bart," hatte Claus Lembeck da gerufen, „der Teufel konnt' es nicht; der Papſt hat es herausgefunden!"

Der Knabe Rolf hatte das Wort gehört und nicht geachtet; jetzt kam es aus der Tiefe, wo das Gedächtniß die Schätze der Zukunft hütet. „Und wenn dem Orlamünder, warum nicht mir?" rief es in ihm. „War meiner Großmuhme Gemahl doch ein Vetter von den Schauenburgern!" Dann dachte er des Anderen: „Wenn ich es brauchen müßte, das bricht die Kette!"

rief er laut, und mit kräftigeren Schritten ging er weiter.

Der Rabe Gaspard war auf ſeinen Ferſen; und als nach einer Weile der Ritter ſich droben aus den dichten Zweigen in die zarten Arme ſchwang, da war der Laurer an dem Waldrand und ſah, was keines Menſchen Auge hätte ſehen ſollen. Denn in dem Ritter war alle ungeſtüme Liebesnoth und Hoffnung aufgeſprüht; „Rolf, Rolf! Du tödteſt mich!“ rief Dagmar, als er ſie in ſeine Arme preßte.

Da ließ er ſie plötzlich und ſtarrte über die Mauer in den Grund hinab. „Hörteſt Du es, Dagmar? Da drunten lachte was!“

Sie aber wandte das ſüße Antlitz zu ihm: „Fürchteſt Du Dich, Rolf?“

— „Ja, Dagmar; wer Dich im Arm hält, muß ſich fürchten!“

„Doch nicht vor Ringeltauben! Ich hörte es auch, es kam dort aus der Buche.“

Er warf noch einen Blick hinab, dann zog er ſie auf die Bank, wo vom Weg herauf kein Auge ſie erreichen konnte. Die Nachtigall hatte ausgeſungen; faſt keines Athemzuges Regung war in der Nacht; wie müde legte Dagmar den feinen Nacken auf ſeinen Arm, und ihre dunklen Augen wollten nichts als ihn. Dämmerung war es, denn der Mond war rund und wieder ſchmal geworden und ſtand mit ſeiner Sichel über den Bäumen in Südoſt. Rolf Lembeck ſah grübelnd in die Nacht hinaus.

„Nimm! So nimm doch, liebſter Mann!“ hauchte das Kind und bot ihm ihre rothen Lippen.

Aber er drückte wie in Angſt ihren Kopf an ſeine Bruſt: „Nicht mehr, o Süße, Selige!“

Da lachte ſie und riß das dunkle Köpfchen wieder gegen ihn auf: „Um was? So nimm doch, was Dein iſt!“

Aber der Mann ſtöhnte, in Wonne halb und halb in Schmerz: „O Dagmar, ein Feuer iſt die Minne; es ſoll Dich nicht verbrennen!“

Sie verſtand ihn nicht; ſie frug auch nicht; nur als ſeine Lippen jetzt flüchtig ihre Stirn berührten, klagte ſie: „Das iſt ja nicht der Weg zum Herzen! Zürnſt Du? Was hab' ich Dir gethan?“

„Du, Dagmar!“ rief er und ſeine Augen leuchteten wie blaue Sterne, „Du füllteſt mir das Herz mit Wonne; ſoll ich Todesnoth in Deines bringen! Hör mich, Du Schöne, Unirdiſche! Mir iſt es oft ein Wunder, daß meine Hände Dich berühren können; mir iſt, als ſeieſt Du mein holder Schattengeiſt, von dem die alten Mären ſagen, zwiſchen Lilien aus dem Mondſcheinſee zu mir emporgeſtiegen; mir träumt zu Nacht, daß Flügel an Deinen zarten Schultern ſprießen, daß Du mich fortträgſt, weit aus dem Wirrſal meines jungen Lebens!“

— „O nein, nicht ſo, nicht ſo!“ Flehend bat ſie ihn, und ihre Hände legten ſich auf ſeinen Mund; „Du täuſcheſt Dich; ich bin nur ein Erdenkind; o Rolf, die ſterben vom Hauch der Luft; ich weiß es!“

Anbetend ſah der Mann ſie an.

Da glitt ſie ihm zu Füßen, ein geſpenſtiſcher Glanz brach aus ihren Augen: „O Liebſter, kein Leben, kein Sterben ohne Dich!“

Er zog ſie ſanft zu ſich herauf: „Erſt leben, Dagmar! Wir zuſammen — möchteſt Du das nicht?“

Sie nickte nur; aber der Athem ſtand ihr ſtill, als ob ſie Wunder hören ſolle.

— „So muß ich Dich um Urlaub bitten!“

„Urlaub?“ rief ſie erſchreckt. „Du willſt fort? — Ganz fort?“

— „Nur auf zehn Tage, Dagmar! Am Abend nach Mariä Heimſuchung bin ich wieder bei Dir!“

„Zehn Tage! — O, das iſt lange!“

Er ſtrich ihr liebkoſend das loſe Haar unter ihren Silberreif: „Ja, Dagmar, lange! Aber ich muß zu meinem Vater!“

Sie blickte ihn plötzlich wie verwundert an: „Haſt Du auch einen Vater?“ frug ſie zaghaft.

— „Haſt Du doch einen, Liebſte!“ ſprach er. „Und meiner ſoll uns helfen, daß ich mit ihm durchs Schloßthor zu dem Deinen trete und Dich zum Ehgemahl begehre!“

Ein ſelig Lächeln überflog das Angeſicht des Kindes: „O Rolf, welch' ein Glück!“

Es fiel ein Regentropfen, ein langer Donner rollte über ihnen. „Gott hat's gehört!“ ſprach er.

— „Sag noch einmal,“ bat ſie, „wann kommſt Du wieder?“

Er neigte ſich und flüſterte es noch einmal in ihr Ohr.

— „Gewiß?“

„Glaubſt Du, ich könnte den Weg vergeſſen?“

„Nein, nein!“ — Sie waren aufgeſtanden; Dagmar hing an ſeinem Halſe; aber die Donner rollten ſtärker und die Blitze flammten; vom Thurme herab ſcholl das Wächterhorn. Noch einen Kuß; noch einmal, als wie auf ewig, Bruſt an Bruſt; dann war nichts als Nacht und Wetterſchein auf dieſem Platze.

— — Bevor Rolf Lembeck ſein Haus erreichte, war Gaspard heimgekommen, und Bericht und Anſchlag waren zwiſchen der Herrin und ihrem Diener ſchon zu Ende; als der Ritter in das eheliche Gemach trat, lag Frau Wulfhild wie ſchlummernd auf ihrem Lager. Doch obſchon ſie in voller Weibesſchöne dalag, ihres Mannes Augen ſahen an ihr vorüber, und ſeine Hand griff nur nach einem Schreiben, das auf einem Tiſchchen lag, auf dem er ſeines Vaters Hand erkannt hatte. Als er es haſtig aufgeriſſen, flog es wie Schrecken halb und halb wie Staunen über des Weibes Antlitz, und ihre Augenſterne blinzten heimlich durch die Lider; denn Rolf Lembeck hatte zufrieden vor ſich hingenickt. Dann ſtreckte er ſich ruhig auf ſein Lager.

⁂

Einige Tage, nachdem der junge Ritter ſeine Fahrt nach Burgſom auf der Inſel angetreten hatte, ſaß Frau Wulfhild in ihrem Gemache. Allerlei Schriften lagen vor ihr auf dem Tiſche; aber ihre Gedanken ſchienen nicht bei ſolcher Arbeit: ihr ſeiden Blondhaar hatte ſie rückwärts über die Schulter geworfen, und es glänzte wie Gold gegen das dunkle Muſter der Teppiche, die an den Wänden hingen. Inmitten der ſchönen Stirn des Weibes war eine Falte die immer tiefer zu werden ſchien; ſie drängte die Augen an einander, als könne ſie ſicherer ſo das eine Ziel verfolgen, das vor ihren Sinnen ſtand.

Da wurde die ſchwere Thür zurückgeſtoßen. Sie fuhr empor: „Wer iſt da?“

„Der Herr Schloßhauptmann von Haderslevhuus!“ erwiderte der junge Bookwald, der hereingetreten war. „Ihr, Herrin, hättet ſeinen Beſuch erbeten.“

„Er iſt willkommen! — Doch warte noch, Gehrt! Rück erſt den Seſſel hier zum Tiſche!“ Sie hatte ſich in ihrer ganzen ſtattlichen Geſtalt erhoben und begann im Gemache auf und ab zu ſchreiten, während der Knabe das Aufgetragene beſorgte und ſich dann entfernte.

Nach einigen Augenblicken war ein grauhaariger Mann in dunkler Tracht und von gewaltigem Körperbau hereingetreten. „Euer Gemahl, edle Frau,“ ſprach er, nachdem die Grüße gewechſelt waren, „ſcheint nicht daheim zu ſein; Ihr ſelbſt wünſchtet mich!“

„Mein Gemahl, Herr Schloßhauptmann,“ erwiderte Frau Wulfhild, „würde zu Euch gekommen ſein; Ihr müßt diesmal Euch an mir genügen laſſen!“

„Wollet mich nicht beſchämen, edle Frau! Ich kam, um Euch zu hören!“

Sie ſetzte ſich und lud ihn mit der Hand zum Niederſitzen; eine kurze Weile lagen ihre Augen auf ſeinem Antlitz, das er geduldig ihr entgegenhielt. „Mit Claus Lembeck,“ hub ſie an, „ſaß hier ein däniſch Weib; ich bin aus dem Geſchlecht der Schauenburger; wir beide ſind Landsleute —“

Er unterbrach ſie: „Ein Schleswiger bin ich und jetzt des Königs Mann!“

— „Ich weiß es, Ritter; ihr waret auf Fühnen in der Schaar, von der mein ſeliger Gemahl von ſeinem Hengſt gehauen wurde!“

„Er war mein Feind derzeit; ich aber habe ihn nicht gefällt,“ erwiderte er ruhig.

Sie ſchwieg einen Augenblick. „Mag ſein! Ich habe den Schaden ausgeheilet und bin itzt Herrin hier auf Dorning; wir ſind Nachbarn, Ritter; und alſo . . .“

„Wollet Ihr mir etwa Nachbarrath ertheilen?“

— „Ei nun, wie Ihr es nehmen wollt!“ und da er nickte: „Ihr wiſſet, hinter Eurem Garten, dort wo es ſo jäh hinab zu Boden ſchießt, ſteht hart daran eine italiſche Pappel und ſtreckt ihre Zweige an die Mauerzinnen, ſo dort den Garten abſchließen. Man ſagt, es ſoll dort faſt achtzig Fuß in die Tiefe gehen! Was ich Euch ſagen wollte . . . den Baum, Ihr müßt ihn fällen laſſen!“

„Die Pappel?“ rief der Schloßhauptmann. „Was wirret Euch, edle Frau! Die iſt des Königs Liebling; ſein Ahn Chriſtoffer hat ſie gepflanzt, da er Südjütland gegen Abels Söhne in Beſitz genommen hatte!“

„So habet Ihr wohl keine Tauben oder ſonſtig edles Geflügel in der Feſte,“ fuhr ſie achtlos fort, „und iſt Euch desgleichen nicht zerriſſen worden? Denn aus dem Wald genüber laufen Iltis oder Edelmarder an den Baum hinauf und ſpringen aus deſſen Zweigen in den Garten!“

„Was wollet Ihr, edle Fraue,“ ſprach der Ritter; „ich verſtehe Eure Rede nicht; ich hatte niemals koſtbares Geflügel, und wäre ſolches mir zerriſſen worden, ich würde darum doch nicht des Königs Baum verſehren!“

Sie ſah ihn an; aber da er ruhig mit der Hand auf ſeinem Schwerte daſaß, hob ſie eine Glocke vom Tiſch und ſchellte, und da der Knabe eintrat, bedeutete ſie ihn: „Gaspard ſoll kommen!“ Dann ſah ſie wieder auf ihren Gaſt und frug, als ſei's nur, um die Minuten hinzubringen: „Ihr habt wohl ſchöne Frauen in der Feſte?“

— „Wie meint Ihr, edle Frau?“

„Nun, ich hörte auch nur ſo.“

Der Mund des ernſten Mannes lächelte faſt: „Wer hat Euch ſo berichtet? Die Dienerinnen gehen alle an ein halb Jahrhundert, und unſere Baſe iſt noch weit darüber. Ich hab' gelitten, Fraue; das Lachen der Jugend thut meinen Ohren weh!“

Die kräftigen Lippen des Weibes zuckten, als wiſſe ſie doch beſſeren Beſcheid in ſeinem Hauſe, als er ſelber. Dann öffnete ſich die Thür, und der braune Mann mit der Gugelkappe war leiſen, aber ſicheren Schrittes eingetreten und blieb nun an der Schwelle ſtehen.

„Wer iſt der Mann?“ frug der Ritter.

„Es iſt mein Schreiber,“ ſprach ſie; „er mag Euch ſelbſt berichten, was er nachts geſehen hat, da ihn der Weg an Eurem Schloß vorbeiführte.“

Der Schloßhauptmann wandte ſich in ſeinem Seſſel und blickte auf den Schreiber. „So ſprich denn, Mann,“ ſagte er, „was Du mir zu ſagen haſt!“

Gaspard der Rabe hatte von unten einen vorſichtigen Blick auf den finſteren Herrn geworfen. „Ich weiß nicht eben,“ begann er, „ob es Euch gefallen mag! Wenn man die Füße ſeiner Worte nicht mehr hört — wer weiß, ob ſie Dank oder Undank holen!“

Auf des Gaſtes Stirne furchten ſich die Zeichen der Ungeduld: „Laſſet Euren Mann ſeine Rede thun, edle Frau, um die Ihr mich geladen habt; mir iſt nicht Zeit für andere Weisheit!“

„Sprich ohne Umſchweif, Gaspard!“ rief Frau Wulfhild.

„Ja, Herr,“ hub dieſer an, „es war eine helle Nacht, vor kaum acht Tagen, da ich von Haderslev den Weg zwiſchen Eurem Garten und dem Buchenwald herunterkam; da ſtob aus dem Baumſchatten ein Gewild — es mochte ein Marder oder Iltis ſein — mir vor den Füßen quer über den Weg der großen Pappel zu, und ich hörte, wie es zwiſchen den Zweigen in den Baum hinaufklomm. Ich ſtand — ich ſah hinauf und dachte: Itzt wird's bald oben ſein und auf den Mauerzinnen tanzen!"

— „Nun — und?"

„Ja, Herre, es kam weder ein Marder noch ein Iltis!"

Der Schloßhauptmann fuhr auf: „So ſitzt es wohl noch heute in dem Baum!"

„Das wäre möglich," ſagte Gaspard; „auch möglich, daß ein Zauberſpiel dabei geweſen iſt. Ihr hörtet wohl ſchon ſagen: es ſpringt ein Wolf, auch eine rothe Maus uns in den Weg, und faßt man's mit dem rechten Wort, ſo hat man ein altes Weib oder gar einen jungen Knecht in ſeiner Hand!"

Der Ritter warf einen forſchenden Blick auf den Sprecher: „Was ſoll das hier? Deine Naſ' und Augen ſind mir zu ſcharf für ſolche Kunkelweisheit!"

Aber in Gaspard's Augen, die ihm begegneten, war kein Arg zu leſen. „Herr," ſagte er, „der eine ſpricht's, der andere widerſpricht's; doch ſo viel haben meine Augen ſelbſt geſehen: ein Marder war unten in den Baum geſprungen und oben ſchwang ſich ein junger Fant aus ſeinen Zweigen auf die Mauerzinnen; ich ſah die goldenen Knöpfe an ſeinem Leibrock funkeln, und der Nachtſchein des Mondes leuchtete auf ein goldblond Haar."

Der Schloßhauptmann hatte ſich vorgebeugt: „Und dann?“

„Dann ſprang er in den Garten.“

In der Bruſt des alten Ritters erhob ſich eine Stimme, die ſprach: „Einer der Diener war es, der ſich beim luſtigen Trunk verſpätet hatte; Du mußt Dein Hausrecht brauchen, und es ſoll nicht mehr geſchehen!“

Er ſprach das dann auch laut; doch Gaspard erwiderte: „Ich weiß nicht, Herr, ob Ihr ſo fein Geſinde haltet; auch ſchien der Fant ſeine Luſt noch vor ſich zu haben, und ſeine Glieder waren ſicherer, als ich nach dem Trunk es ſonſt geſehen habe. Vor allem: hinter der Mauer war ein Weib; noch kaum ein Weib! Ein ſchmächtig unſchuldig Ding; denn ihr Gewand war weiß, gar ungeſchickt zu geheimem Minnetreiben; der Mond blitzte auf einem Silberreif, der ihr dunkel Haar zuſammenhielt!“

„Und weiter? — Was ſahſt Du weiter?“ ſtieß der Ritter wie in Angſt hervor.

— „Ich ſah nichts weiter, Herr.“

Das Weib hielt den ſchönen Kopf in ihre Hand geſtützt und ſah des Ritters Antlitz ſich unter ſeinem grauen Bart mit Todesfarbe decken. Da winkte ſie dem Schreiber, und er verließ das Zimmer. „Nun, Herr Schloßhauptmann,“ ſprach ſie leiſe; „werdet Ihr den Baum des Königs fällen laſſen?“

Er wandte den Kopf; aber aus ſeinen Augen waren die Gedanken nach anderswo entflohen; er frug: „Was ſpracht Ihr, edle Frau?“

Und als ſie ihre Worte noch einmal geſprochen hatte, frug er weiter: „Wißt Ihr von dieſem Abenteuer mehr zu melden, als ich eben hörte?“

Doch ſie erwiderte: „Nein, Herr; Ihr müſſet nun ſo zufrieden ſein!“

Er warf ſeine düſteren Augen auf ſie und ſprach zu ſich ſelber: „Was will das Weib? Denn nicht deinetwegen hat ſie dich geladen; ſie weiß, um wen die Pappel fallen ſoll!“ Laut aber ſprach er und richtete in ſeiner mächtigen Geſtalt ſich auf: „Ihr drücktet ein Beil in meine Hand! Gott mög' mir rathen; und mög' er auch bei Euch ſein, edle Frau!“

Er hatte ſich gewandt und war aus dem Gemach geſchritten. Unten im Hofe führte ein Knecht ſein Roß umher; er rief ihn und ſchwang ſich in den Sattel; dann ſuchte das Thier durch Wald und Felder ſich ſelber ſeinen Weg. Ob hoch am Himmel die Lerchen ſangen, ob Falken und Elſtern um ihn ſchrien, er hörte es nicht; gleich einem gebrochenen Manne hing er im Sattel; vor ſeinen Augen war immer nur ſein ſchmächtiges Kind in eines Fremden Armen, deſſen Antlitz er nicht erkennen konnte.

Erſt als das Roß unter den Bäumen des Schloßberges hinantrabte, fuhr er empor und zog den Zügel an. Aber er wandte ſein Thier und ritt zurück; er wußte ſelber nicht wohin; in ſeinem Kopfe war zu ſchmerzlich Wirrſal, das er weder ſchlichten noch zur Ruhe bringen konnte. Es dunkelte ſchon, da er zum zweitenmal heimkam und jetzt langſam in den Schloßhof einritt. — Nachts von ſeinem Bette, wo er mit geſtütztem Kopf lag, trieb es ihn wieder auf; er fand ſich plötzlich die Thurmtreppe hinabſteigend; dann ſtand er hinten in dem Garten, den er ſeit Jahren nicht betreten hatte, und ſah bald auf den Wipfel der großen Pappel, bald hinunter in die Tiefe. Ja, ja; ſie drängte ihr mächtiges Gezweig hart an die Bergwand und oben an die Zinnen, er hatte ſie lang darauf nicht angeſehen; auch der König konnte dort den Baum nicht dulden!"

Dann ſtieg er zurück in ſeine Kemenate und warf ſich wieder auf ſein Lager; als aber im Zwielicht der Ton des Wächterhorns an ſein Ohr drang, ſprang er auf und holte drunten ſelbſt ein Dutzend Knechte aus den Betten. Und da die Sonne aufgeſtiegen war, hallten donnernde Schläge durch die Burg und riſſen alle aus den Betten, die noch in Morgenträumen lagen. „Baſ'! Baſ'! der Feind kommt!" rief Dagmar, jäh vom Kiſſen fahrend; und die alte Dame lallte, noch halb vom Schlaf befangen: „Bete, Kind! Bete! Wir ſind arme Frauen!" Als aber Dagmar jetzt vor ihrer Bettſtatt auf den Knien lag, richtete ſie ſich mühſam auf und ſtrich mit ihrer ſanften alten Hand das wirre Haar von der Stirn ihres Lieblings: „Ei, Kind," ſprach ſie, während die Schläge immer lauter dröhnten, „das iſt die Holzaxt, es iſt ja nimmer Krieg!"

Ein Rauſchen wie von hundert Adlerflügeln, der Donner eines furchtbaren Sturzes machte in dieſem Augenblick die dicken Scheiben des Gemaches klirren. Dagmar war todtenbleich, und ihre Hand zitterte in der der Baſe: die aber lächelte: „Es iſt ja nichts, Kind; ſie haben einen Baum gefällt!“

Aber in Dagmar's großen Augen ſtand der Schrecken: „Einen Baum? O Baſ', ich dachte, der Himmel falle ein!“

Die Baſe ſchüttelte den Kopf: „Es kam ja von der Gartenſeite; hörteſt Du das nicht?“

Dagmar griff plötzlich nach ihren Kleidern und begann ſie über ſich zu werfen. „Ja, Baſ', ich glaub'; ich will hinab!“

„Du thöricht Ding!“ rief die Baſe. „Was kümmert Dich der Baum? Die Vögel ſind ja kaum vom Neſt geflogen!“

Aber das Kind, dem der Athem ſtockte, war ſelber ſchon hinabgeflogen; und die Alte faltete zum Morgengebet die Hände; durch das kleine Fenſter fielen die erſten Morgenſtrahlen.

— — Nicht lange danach trat der Schloßhauptmann in den Garten; die Dogge Heudan folgte ihm. Als ſie bei den Zinnen hinaustraten, ſtand der Hund und ſchaute wie verwundert vor ſich hin: die Pappel, wo war ſie denn? Dann wandte er den Kopf und lief plötzlich in Sprüngen ein Stückchen ſeitwärts auf die Mauer zu.

„Dagmar?“ rief der Ritter. „Du hier? ſo früh?“

Sein Kind ſtand reglos an den Zinnen und ſtarrte in die Tiefe: ſie ſchien ihn nicht zu hören; ihre Händchen hielt ſie übereinander auf die Bruſt gedrückt, als müſſe ſie den Tod gefangen halten.

„Dagmar!“ rief er angſtvoll. „Was iſt Dir? Biſt Du krank geworden?“

Da wandte ſie ſich und ſah ihn an.

„Kennſt Du mich nicht? Ich bin's, Dein Vater!“ rief er und zog ſie mit ſanften Händen zu ſich.

Ein Schrei entfuhr ihr: „O, er kommt nimmer wieder!“ Dann brach ſie in ihres Vaters Arm zuſammen.

Rathlos blickte er auf das ſchmale Antlitz: die Wimpern der geſchloſſenen Augen lagen ruhig auf den blaſſen Wangen; aber das Herz ſchlug ſo gewaltſam, als wollte es die kleine Bruſt zerſprengen. Leis neigte er ſich an ihr Ohr: „Dagmar, mein Kind, wer wird nicht wiederkommen?“

Ihre Lippen regten ſich, aber ein Wort war nicht zu hören. „Wer, mein vielliebes Kind?“ wiederholte er. „Ich will ihn ſuchen helfen!“

Da flog ein ſelig Lächeln über das blaſſe Antlitz: „Rolf!“ hauchte ſie; und noch einmal wieder: „Rolf!“

„Weiter!“ rief er haſtig. „Wie weiter? Der Name läuft auf allen Gaſſen!“

Aber ſie vermochte nur leis den Kopf zu wiegen, als ſei das alles, was ſie wiſſe.

„Rolf? Wer iſt Rolf?“ frug ſich der Ritter. Zorn gegen den, der ſeinem Kinde das gethan hatte, brauſte betäubend in ihm auf; aber er durfte jetzt nicht ſchelten, was ſie liebte: ihr Leben hing daran. Des Schreibers Gaspard Nachricht tauchte in ihm auf: ein Junker, ein ritterlicher Mann doch mußte es geweſen ſein! Da ſchlug ein furchtbarer Gedanke ihm durchs Hirn: „Dagmar,“ ſprach er bebend, „beſinne Dich! Nicht wahr, er trug einen Rock, einen Gürtel mit Stickereien? War kein Wappenthier, zahm oder Gewild, darauf geſtickt?“

Er ſtarrte lang vergebens auf ihr Antlitz; dann bewegten ſich ihre Augen unter den geſchloſſenen Lidern; „Ein Geyer!“ ſprach ſie leiſe.

Wie von jähem Stoß getroffen fuhr der Ritter auf: „Rolf Lembeck!“ ſchrie er. „Verfluchter! Das gilt Dir Deinen Tod!“

Das Kind aber ſchlang die Arme feſt um ſeinen Hals: „Vater! mein Vater!“ ſchrie ſie. „O, ich ſterbe!“

Der Augenblick, den des Königs Arzt vorhergeſehen hatte, ſchien gekommen. Zwiefach geſpitzt hatte der Pfeil ihr Herz getroffen; ſie ſprach nicht mehr; erbarmungsloſe Gichter warfen den jungen Körper in ihres Vaters Armen hin und wieder.

Still trug der Ritter ſein Kind ins Schloß zurück; Heudan, die Dogge, folgte mit geſenktem Haupt.

„Mariä Heimſuchung!“ murmelte der Mann. „O, heilige Mutter, nimm mein Kind in Deinen Schutz!“

— — Aber die Mutter Gottes war nicht die Hüterin der Minne. — Ein Bote auf ſchnellſtem Roſſe ritt nach Schleswig, um einen ſicheren Medikus zu holen; inzwiſchen legte die Baſe mit zitternder Hand kühle Binden um das Herz des Kindes, und ein Chirurg aus Haderslev ging ihr dabei zu Hülfe; am Fuß des Bettes ſtand der Schloßhauptmann: „Die Thränen helfen nicht!“ ſprach er leis und biß die Zähne aufeinander.

— — Als aber die Dämmerung herabfiel, brachen jenſeit des Gartens junge muthige Schritte aus dem Holz hervor; doch ſie ſtockten plötzlich, da ſie den Waldesrand erreichten. Es war lautloſe Stille weit umher; nur eines war anders, als es ſonſt geweſen: im Wege vor des Anſchreitenden Füßen lag der geſtürzte Baum, und droben über der Mauerzinne, wo ſonſt die Pappelblätter flüſterten, ſtand jetzt die leere Luft.

Dem drunten mochte bald wohl alles anders erſcheinen; denn ſtatt des dunklen Köpfchens mit dem Silberreife ſah er plötzlich die Geſtalt eines ſtarken Mannes dort oben an der Mauer. „Rolf Lembeck!“ hörte er es wie im Traume herunterſchallen; ihm war, als führe die Hand des Mannes nach dem Schwerte — es kümmerte ihn nicht, es war nur wie Geſpenſterſpiel vor ſeinen Augen. Wie es geworden, wann er von dort gegangen ſei, er wußte ſpäter nichts darüber.

— — An manchem Tage noch, im Mondlicht und im Sonnenſcheine, ſtand Rolf Lembeck unten an dem

Waldesrand. Die Tage wurden kürzer, der September begann das Laub zu färben, und nur Krähen und Falken ſchrieen noch im Walde; aber fortan ſah er droben nie ein anderes als die kahlen Mauerzinnen, und kein Weg, keine Kunde war zwiſchen ihm und ihr.

Das waren Minnequalen, wie er noch nicht empfunden hatte, und ſie gruben ihre Spuren in ſein hoffnungsfrohes Antlitz und löſchten den Glanz in ſeinen blauen Augen.

„O Minneleid, o ſehnende Noth,
Euch will ich tragen
Sonder Klagen
Vom Morgen- bis zum Abendroth;
Nur nicht, wovon zu ſagen:
Kein Leben und kein Tod!“

So klagte er. Aber ſie, die eine, hörte es nicht
ein anderer war es, der ihre Hand zu faſſen kam.

* * *

In der Kemenate der Baſe lag Dagmar; die Alt
hatte ihrem Kinde den Platz geräumt und ſich w
anders hingebettet. Die Kranke war am Abend mi
den Sterbeſakramenten verſehen worden; jetzt brache
die erſten Morgenlichter in das Zimmer.

„Mein Vater!“ rief ſie.

„Ich bin bei Dir, Kind!“ ſprach der Schloßhauptmann, der die Nacht am Bette gewacht hatte.

„Hör!“ ſagte ſie und hob einen Finger ihrer bleiche

Hand. „Ueber uns, da oben auf der Hausfirſt, ſang die Amſel!“

Er ſchüttelte den Kopf: „Du irrſt Dich, Dagmar, im Oktober ſingt keine Amſel; die Blätter fallen ſchon.“

„Ja, horch nur!“ ſagte ſie wieder. „Ich hör's; ſie ſinget mir den Tod an!“ Und ſie ſtreckte ſich lang auf ihrem Lager und faltete die Hände unter ihrer Bruſt.

„Mein Kind, Du weißt, ſie ſingt auch dem Leben; aber ich höre keine Amſel.“

Sie antwortete nicht; nur ihr Haupt, das mit geſchloſſenen Augen auf dem Kiſſen lag, bewegte ſich wie verneinend.

Der Ritter ſah auf ſein Kind und wie in ſchweren Zügen die kleine Bruſt ſich hob und ſenkte; dann ward es ſtiller. Da ſtreckte ſie plötzlich wie in heftigem Gebet die Arme vor: „Nein, nein! O, noch nicht!“ rief ſie angſtvoll; „nur noch ein Weilchen!“ Dann wandte ſie das Haupt, und mit weit aufgeriſſenen Augen blickte ſie auf ihren Vater.

Er fuhr zuſammen, denn er kannte dieſen flimmernden Schein; die Seele ſchien ihn nur mühſam feſtzuhalten. „Sprich, mein Kind!“ ſagte der Ritter ſanft.

„Ich ſterbe, noch heute!“ ſprach ſie hart, und ihre kleine Hand erfaßte mit feſtem Griff des Vaters Arm. „Ich hab' noch einen Erdenwunſch: Rolf Lembeck — zürne nicht!“ rief ſie zagend.

Aber der verhaßte Name, den ſie nimmer noch geſprochen hatte, war gleich eines giftigen Wurmes Stich ihm in das Herz gedrungen. „Nenn' den Verruchten nicht! Die Minne, die Dich bethörte, verweſt mit Deinem Leib im Grabe!"

„Wer ſagt das?" rief ſie heftig.

— „Nicht ich, mein Kind; die heiligen Bücher ſagen es, die Kirche! Du weißt es ja!"

Ein Seufzer, wie ein Abſchied von aller Erdenſeligkeit, entrang ſich ihrer Bruſt. Dann aber kam ein haſtig Sinnen in ihre Augen, und ihre Hände ſtrichen das wirre Haar ſich von der Stirn. „Nein," rief ſie laut und richtete ſich jäh empor, ein geiſterhaftes Leuchten flog aus ihren Augen, „ich weiß es, Vater: die Minne iſt ſtärker als der Tod!"

Ein Lachen voll Verzweiflung ſcholl aus des Ritters Kehle: „Gott wird Euch ſcheiden!" rief er. „Dich wird er zu der Mutter ſeines Sohnes weiſen; ihn, den Verfluchten, zum tiefſten Grund der Höllen. Thu Dein Gebet, daß Gott ſein Bild aus Deiner Seele reiße!"

Da antwortete ſie nicht mehr; aber ihre Hände hob ſie betend auf, und flehend, daß kein Menſchenherz ihr hätte widerſtehen können, ſprach ſie: „Hilf Du mir, lieber Herrgott! Nimm ihn mir nicht! Ich könnte ſonſt nicht in Deinem Himmel leben!"

Der ſtarke Mann fiel nieder auf ſeine Knie: „Sprich, Kind! — alles, was Du willſt!"

Sie hatte ſich mit beiden Armen aufgeſtemmt, mit aufgeriſſenen Augen ſah ſie ihren Vater an: „Rolf

Lembeck!" flüſterte ſie heiſer. „Weiter nichts!" Sie hatte dem Tod die Worte abgerungen; nicht Dagmar war es, nur ein Geſpenſt von Dagmar ſaß an ihrer Stelle. „Lad' ihn zu meiner Leiche, Vater! Sein Auge ſoll auf mir ruhen; noch einmal! Dann" — die Stimme brach ihr plötzlich — „laß ihn ziehn in Frieden!"

Ihr Mund war ſtumm; ſie ſank auf ihre Kiſſen.

Die Baſe war inzwiſchen leis hereingetreten und kniete neben ihr. „O Kind, und in ſolcher Thörniß willſt Du uns verlaſſen!" murmelten die alten Lippen; aber die Kranke regte ſich nicht mehr. Der Ritter ſprach zu ſich: „Es iſt alles aus, mein Leben mit dem Deinen!" Er legte lind die Hand auf Dagmars Stirn und ſagte: „Es ſoll geſchehen, wie Du es willſt, mein Kind!" Und wie ein Lächeln flog es noch einmal über ihr Antlitz, ſie lebte noch.

Aber da ihr Odem ſchwächer wurde und er ſah, daß ihre Seele fliehen wollte, ging er zu einem Lädlein, darin geweihte Kerzen lagen, noch von dem großen Sterben her. Er nahm eine heraus und entzündete ſie an dem Lämplein, das noch brannte. „Für mein Letztes!" ſprach er und trat wieder zu ſeinem Kinde; dann faßte er ihre feinen Hände und ſchloß ſie um die brennende Todtenkerze und legte die ſeinen ſorgſam noch darüber, daß nicht ein Tröpflein heißen Wachſes ſie von ihrem letzten Pfad zurückſchrecke. Still harrend ſaß er auf der Kante des Bettes; die neben ihm kniende Baſe ſprach: „Gott hat Dir ein Lichtlein geben; das leucht' Dir ins ewige Leben!“ und beide ſahen, wie die Flamme von dem Odem der Sterbenden immer ſchwächer bewegt wurde. Da plötzlich flackerte die Kerze und erloſch; ein leichter blauer Qualm zog durchs Gemach. „Dagmar, mein Kind! O ſüße Dagmar!“ rief der Mann; aber Dagmar hatte ſanft ihr Haupt geneigt, und eine ſchöne Todte lag jetzt auf den Kiſſen. Die Baſe ſprach: „Auf Wiederſehn in Gottes Himmelreich!“

Der Schloßhauptmann, der die erloſchene Kerze fortgelegt hatte, ſah jetzt finſter auf die Leiche ſeiner Tochter: „Sein Name war Dein Letztes.“ — Er ging zur Thür und ſchellte.

Eine alte Dienerin war eingetreten. „Meine Tochter Dagmar iſt nicht mehr auf Erden,“ ſprach er und ſchwieg dann plötzlich; das Knochengeſpenſt des Todes, der ihm ſein Kind genommen hatte, ſtand vor ſeinem inneren Auge; aber ſtatt des nackten Schädels trug es den ſchönen Kopf des jungen Ritters Lembeck auf den Schulterknochen. Und aus der lang verſchloſſenen Falte ſeines Herzens ſchoß der Jähzorn ihm ins Hirn und fegte es leer von Verzweiflung und Leid, die es erdrücken wollten. Und in ihm ſprach es: „Es ſoll geſchehen; ich hab' mein Wort gegeben; doch — umſonſt, Rolf Lembeck, ſei auch nicht der ärmſte Tropfen Deines Minneglücks!“ Dann wandte er ſich wieder zu der Dienerin: „Verſteh' mich, Eine, und künd' es auch den anderen: drei Tage lang, bis ich Eure Zungen löſe, geht über den Tod nicht Kunde aus unſeren Mauern! Das Zügenglöcklein ſoll nicht läuten; beſtelle mir ſogleich Ambroſius, meinen alten Diener; laß den Prieſter in meinem Gemache unten mich erwarten!“

* * *

Im Hofe zu Dorning ſaß gegen Abend des nächſten Tages der Ritter Rolf Lembeck unter der Burglinde. — Er war allein; noch am Tage ſeiner Rückkunft, als vorher die Pappel und ſein Glück gefällt worden, hatte Frau Wulfhild eilig nach ihrem Hof in Holſtein müſſen: zwiſchen Meyer und Geſinde, ſo hatte ſie geſagt, ſei Unfriede ausgebrochen und die Gegenwart der Herrin nöthig worden. Aber es lag wohl Tieferes am Grunde; im Augenblick der Abreiſe hatte Rolf einen Zug wie von verſteinertem Entſetzen in ihrem Antlitz wahrgenommen; die Leidenſchaft zu ihrem Eheherrn ſchien völlig ausgelöſcht. Nach ihrer Abfahrt hatte der Junker Bookwald ihm geplaudert: es heiße, Hans Pogwiſch, des Ritters Vorwirth, ſei nicht durch ſeine Wunde, er ſei durch Gift vom Leben in den Tod gekommen; ſo werde in der Geſindeſtub’ geredet; woher es komme, wiſſe er nicht; als aber die Schürzenmagd es an die Frau vertragen, ſei die zum Tod erſchrocken worden und habe ihr zornig Schweigen auferlegt, was doch nicht habe helfen wollen.

Darüber grübelte der Ritter, und ſeine Augen folgten achtlos, wie der Abendſchatten allmählich den

Brunnen und den ganzen Hof bedeckte. „Darum auch!“ ſprach er leiſe; „ſie wollte keinen mit ſich haben; nicht mich, nicht Gaspard — den am wenigſten!“ — Dann flogen die Gedanken mit ihm nach dem Inſeldorfe Borgſum; was er mit ſeinem Vater dort am Bau geredet hatte, kam ihm zurück: er hörte wieder das Lachen des alten Herrn bei der Geſchichte von dem Orlamünder: „Geduld, mein Sohn! Was dies Weib dir werth iſt, wirſt du erſt ſehn, wenn dich der Däne überfällt! Und — mit den Schauenburgern muß man ſachte gehen!“ Als aber der Tod des Pogwiſch dann zur Sprache kommen, war er ſtill geworden; einen Stein hatte er vom Boden gehoben und in den Bau geworfen. „Herrin auf Dorning und eine Giftheҳe?“ hatte er überlaut gerufen. „Nein, Rolf, das ſoll ſie nicht, und wenn ſie des großen Carol Tochter wär'! Ich helfe dir, mein Sohn; aber — Geduld! denn ſtumpfe Pfeile erlegen dir kein Wild!“

Er fühlte noch, wie ihm der Athem derzeit bei dieſen Worten frei geworden, wie lind die Nachtluft durch ſein Haar geſtrichen, da er ſie ſpäter und vergebens ihr entgegentrug. — Leis und in Qualen rief er ihren Namen.

Es dunkelte mehr und mehr, und der Ritter war aufgeſtanden, um in die Burg zurückzugehen; da drang ein dröhnender Ton vom Außenthor herein, das ſchon geſchloſſen war; dort hingen Schalltafel und Hammer in Ketten an dem Pfoſten; es hatte jemand angeſchlagen, um Einlaß zu begehren. Dann knarrte das größere Thor, und bald ſchritt aus der Einfahrt einer der Wächter über den Hof und meldete: „Ein Bote vom Schloßhauptmann zu Haderslevhuus!“

„So ſpät?“ Rolf Lembeck war es, als habe er unſichtbar einen Schlag erhalten. „Laß ihn hieher kommen!“

Es ritt dann einer in den Hof, und als er näher kam, erkannte der Ritter bei dem Mondlicht, das über den Seitenbau hereinſchien, daß er bunt und luſtig gekleidet war: von der Achſel hing ihm ein lichtroth Seidengeſchnür, auch ſolche Feder von der Haubenkappe. Als er aber ſchwerfällig von ſeinem weißen Pferd geſtiegen und, das Thier dem Knechte übergebend, mit entblößtem Haupte vor den Ritter getreten war, ſah dieſer, daß es ein alter Mann ſei, deſſen weißer Knebelbart über einem zahnloſen Munde hing.

Der verneigte ſich und begann eine lange, kaum verſtändliche Anſprache; doch der Ritter fiel ihm in die Rede: „Ich hab' keine Luſt am Ueberflüſſigen; mach' es Dir bequem, ſag's kurz, was Dein Herr von mir begehrt! Mir klang's, als ſollt'ſt Du mich gar zur Hochzeit laden?“

„Ihr habet recht gehört, Herr Ritter,“ ſprach der Bote; „ich aber dank' Euch für den Richtſteig.“

„Zur Hochzeit?“ frug Rolf Lembeck ſinnend. „Man pflegt ſonſt ſolche Ladung am hellen Morgen zu beſtellen!“

— „Verzeihet, Herr! Ich bin nur der älteſte der Knechte und bin geritten, wie der Herr mich ausgeſandt.“

„So ſprich denn, weſſen Hochzeit gilt es? Will Euer Herr der Wittwenſchaft Valet geben?“

Da ſchien der Bote ſich mühſam aufzuraffen, und erſt nach einer Weile ſprach er: „Die Jungfrau Dagmar, des Herrn letztes Kind iſt es, zu deren Feſttag ich Eure Gegenwart erbitten ſoll.“

Der Ritter ſchwieg, in ſeinem Hirn erſtickte er den Schrei: „Du lügſt!“ Nur ſein Antlitz wurde braun und wieder blaß; aber der Bote ſah es nicht, denn der Ritter ſaß im tiefen Lindenſchatten. Mit trockener Stimme ſprach er endlich: „So ſag mir, wie heißt der Mann, dem ſolch' Glück gefallen iſt?“

„Herr,“ erwiderte der Alte, „ein ſchneller Freier iſt es geweſen! Ich ſah ihn nicht, und ward ſein Name mir nicht genannt; doch ſoll er weit in der Welt bekannt ſein. Es fehlt an ritterbürt'gen Zeugen; drum wollet der Jungfrau die erbetene Ehre anthun! Wenn Ihr mit Mondesaufgang kommet, wird es recht ſein!“

Wieder ſchwieg der Ritter, und der Bote ſtand harrend vor ihm. Einzelne Knechte mit trüben Hornleuchten gingen über den Hof, und wenn im Flügel die Thür nach der Geſindeſtube aufging, flog ein Lichtſchein durch die Mauerſchatten; im Brunnen fielen die Tropfen von dem Eimer tönend in die Tiefe. Da kam ein junger Schritt vorüber. „Gehrt, biſt Du es?“ rief der Ritter.

— „Ich bin es, Herr!“

„So nimm den Boten mit Dir und laß ihm guten Trunk geben!“

„Und was für Kunde,“ frug dieſer, „bring ich meinem Herrn?“

„Geh' nur! Wo Jungfrau Dagmar hochzeitet, darf ich nicht fehlen!“

Sie gingen, und der Ritter ſaß wieder auf der Lindenbank. Vergebens bohrte ſein Verſtand an dieſen Räthſeln; aber in ſeinem Inneren kochte es vor Weh und Grimm.

* * *

Am nächſten Tage, da ſchon die Abendſchatten fielen, ſtand in einem Burggemache Gaspard der Rabe vor ſeinem Herrn; die Augen des klugen Geſichtleins blickten faſt ermüdet. „Du ſiehſt übel aus; was iſt Dir?“ ſprach der Ritter, der mit aufgeſtütztem Arm am Tiſche ſaß.

„Herr, für uns iſt üble Zeit,“ erwiderte der Schreiber und ſah dem anderen in die verwachten hohlen Augen. „Wenn Ihr's erlaubt, Ihr gleichet ſelber kaum einen Hochzeitsgaſt!“

Ein ſchweres Athmen war die einzige Antwort. „Herr!“ rief Gaspard plötzlich, „gehet nicht wohin man Euch geladen hat!“

Wie abweſend ſah ihn der Ritter an: „Meinſt Du? Weshalb nicht, Gaspard?“

— „Verzeihet, wenn ich von Euren letzten Tagen mehr weiß, als Ihr denket“ — und Gaspard ließ den Kopf auf die Seite ſinken — „Ihr ſeid doch unſchuldig in Eurem Herzen! Herr, trauet nicht den Dänen!“

„Du weißt, mich hat kein Däne geladen!“

— „Er iſt des Königs Mann.“

Tonlos erwiderte der Ritter: „So ſprich, wenn Du Unholdes von ihm wahrgenommen haſt!“

„Herr!“ ſprach Gaspard und legte die Hand auf ſeine ſchmale Bruſt; „ſoweit unſere Herrin nicht meinen Dienſt begehrt, der er vorab gehöret, ſind Kopf und Hand die Euren! Ich bin noch in der Nacht dem Boten nachgegangen und habe bis zum Morgenroth die Burg umſchlichen, dann noch von Vormittag bis Mittag: es iſt, als ſei ſie zugemauert; kein Thor, kein Schlupfpförtlein hat ſich aufgethan; ich hab' nichts wahrgenommen. Doch — was ſoll Euch die Hochzeit? — Der Schloßhauptmann wird einen däniſchen Junker ſich geholet haben und mit dem das arme Kind zuſammenſchmieden laſſen. Euch aber wird man aus den Hochzeitsbechern Hohn und Weh zu trinken geben! Wer weiß, Ihr trinket wohl den Tod daraus! Bleibt, geht nicht, lieber Herr!“

Er wollte ihm zu Füßen fallen; aber Rolf ergriff ihn bei den Schultern und ſah mit blitzenden Augen in die ſeinen: „Da Du es ehrlich meinſt, ſo hör mich, Gaspard!“ Er ſchrie es, daß es in dem weiten Raume von den Wänden hallte: „Und wenn auch in den Tod, ich muß! Dies Kind hat mir die Seele ausgetrunken!“

„Ruf mir den Junker!“ fuhr er nach einer Weile fort. „Er ſoll mein ſchwarzes Gewand bringen; das ziemt mir bei dieſer Hochzeit! Und auch — mein allerſchärfſtes Schwert! — Ihr beide, wenn's Euch gelüſtet, dürft mich begleiten!“

— — Um ein paar Stunden ſpäter ritten ſie dahin, und ſchon trabten die Pferde in dem Sandweg und im Schutz des dunklen Waldes. Ein leichter Wind hatte ſich aufgemacht, und Wolken zogen über den Mond; über ihnen rauſchte es in den Wipfeln. Rolf Lembeck, der voranritt, hatte auf dem Weg kein Wort verloren; als ſie der Burg ſich nahten, drückte er die linke Fauſt auf ſeine Bruſt, als müſſe er dem Blute wehren, ſie zu ſprengen. Auch Gaspard hatte genug an Sorg' und Neubegier und ließ die Zunge ruhen; nur Junker Gehrt ſtieß mitunter ſeiner Stute die Sporen in die Weichen, daß ſie wild emporſtieg; er mußte ſeinem inneren Jauchzen Luft geben, denn er dachte an den Reigentanz mit holdgeſchmückten Jungfräulein, dem er entgegenreite.

„Gaspard!“ rief er; „mir iſt — hört Ihr die Flöten und Geigen von der Burg herunter?“

Doch Gaspard lachte verdroſſen: „Euch Jungen iſt leicht gepfiffen; ich hör' die Wetterfahnen auf den kleinen Thürmchen kreiſchen.“

„Ei was! Ihr habt doch feine Ohren!“

Aber er blieb ohne Antwort. Sie wandten die Pferde in den finſteren Baumgang und trabten den

Anberg zu der Burg hinauf. Ein heller Schein drang durch zwei offene Thore und über der Ringmauer ihnen entgegen. „Joſeph und heilige Jungfrau!“ rief der Junker; „da brennt das Wachs von einem ganzen Sommer!“

„Ja, Junker,“ ſagte Gaspard, „Eure Jugend wird nicht verborgen bleiben.“

So ritten ſie über die Brücke durch die Thorfahrt in den inneren Hof, wo der gewaltige Bau vor ihnen aufſtieg; aus ſeinen vielen kleinen Fenſterhöhlen ſchoß eine Flut von Kerzenſtrahlen auf ſie zu, nur links am Flügel ragte der ſtumpfe Thurm lichtlos in die Sternennacht. Ihren geblendeten Augen war der Hof bis an die Mauern voll von Menſchen; aber ein hochzeitliches Treiben ſchien es nicht; es war, als ob ſie nur die Köpfe wandten und leiſe zu einander raunten.

Als die Reiter von ihren Roſſen geſprungen, und Diener vorgetreten waren, die ihnen die Thiere fortführten, ſtand ein großer Mann mit todtblaſſem Antlitz unter grauem Haupthaar vor dem Ritter; zwei Diener mit Windlichtern, deren Flammen im Nachtwind wehten, waren ihm zur Seite. Da die Herren ſich im Fackelſcheine ſahen, ſtutzten ſie einen Augenblick, ein jeder über des andern ſchwarze Tracht; dann ſprach der graue Mann: „Nehmt Dank, Herr Ritter, von mir und für mein Kind! Ihr durftet hier heut' nicht fehlen!“

„So dacht' ich auch,“ erwiderte der andere bekommen. „Doch wollet mich nun führen, Herr Schloßhauptmann, auf daß ich Wunſch und Ehrerbietung der Braut zu Füßen lege!“

Der alte Ritter, der ſeinen Gaſt mit ſtarrem Aug' gemuſtert hatte, neigte das Haupt und faßte deſſen Hand; die Diener mit den Lichtern ſchritten ihnen voran, durch die ſchweigenden Menſchen dem Treppenthurm im Hochbau zu. Als ſie hineintraten, blickte Gaspard, der mit dem Junker folgte, durch eine offene Thür, die ſeitwärts in die untere Halle ging; es brannten viele Kerzen dort, ſonſt war es leer; nur mitten auf den Flieſen ſchlief ein großer Hund.

Aber der Hausherr führte ſie die Wendelſtiege zum oberen Stock hinan. Da ſprach Rolf Lembeck im Emporſteigen: „Der Hof iſt voll Menſchen, Herr; was iſt es ſo todtenſtille hier?“

Der Schloßhauptmann aber warf das Haupt zurück: „Mein Kind hat viel Leid gelitten,“ ſprach er; „es bedarf der Ruhe.“

Sie waren in eine große Halle eingetreten, an deren einer Seite ſich viele Thüren, im Grunde ein geſchloſſenes Doppelthor befand; vor dieſem war ein niedriger Aufbau, mit weißem Sammettuch behangen; an beiden Seiten der Halle ſtanden Männer und Frauen, alle in feierlicher Ruhe und in ſchwarzen Gewändern; nur an dem Doppelthor ſtand ein Prieſter in weißem Meßkleid.

Dem jungen Ritter, da er ſich umſah, ward der Athem ſchwer. „Herr Schloßhauptmann,“ ſprach er wieder, „wollet mir ſagen: ich ſah noch nimmer eine Hochzeit mit ſo dunklen Gäſten!“

Der aber erwiderte: „Seit drei Tagen hat mein Kind ſich Schwarz zur Leibfarbe angenommen; es iſt wohl ſeltſam; doch es iſt mein letztes — ſo muß ich ihr den Willen thun. Geduldet Euch, die Braut wird bald erſcheinen!“

Rolf Lembeck ſchwieg; und unter all den Menſchen war es wieder lautlos ſtill.

Da nahte ſich ein Rauſchen hinter den geſchloſſenen Thoren, ein Zug von langſamen Schritten wurde hörbar, und indem die Thore ſich öffneten, ſcholl, von jungen Frauenſtimmen geſungen, ein De profundis wie von den Sternen nieder.

Ein Schauer ſchlug Rolf Lembeck durch die Glieder; aber ſchon hatte der Zug der Jungfrauen die Schwelle überſchritten. Er ſtreckte ſich und hob den Kopf; ſo ſtand er wie erſtarrt, und nur ſein Auge wurde wie das eines Raubvogels. Er ſah die ſingenden Jungfrauen eine Todtenlade von den Schultern heben und ſie auf die Sammet-Bühne niederlaſſen; er ſah in weißen Sterbgewändern ein Weib — nein, nicht ein Weib; aus weißen Binden ſah ein todtes Kinderantlitz — da ließ der Bann von ihm: ein furchtbarer Schrei ſcholl durch die Halle. Der Geſang riß ab, und mit erhobenen Armen brach Rolf Lembeck durch die Menſchen; er ſtürzte ſich über den Sarg und preßte ſeine Lippen auf das todte Antlitz ſeiner Liebe: „O Dagmar, das iſt unſere Hochzeit!“

Da ging ein Rauſchen durch die Menge, die Schwerter flogen aus den Scheiden, und Schrei und Rufe ſchollen durch einander: „Wer iſt's? Der Lembeck? Packt den Tollen, den Leichenſchänder! Schlagt ihn nieder!“ Der Prieſter aber ſtreckte die Hände nach dem Kühnen und ſchrie: „Anathema!“ Nur der jungen Sängerinnen eine, die der Blick aus ſeinem blauen Aug' geſtreift hatte, ſank in die Knie und betete: „O Gott der Liebe, erbarm' dich ihrer beider!“

Rolf Lembeck regte ſich nicht, ſein ſcharfes Schwert hing ruhig in der Scheide. Plötzlich drang ihm die Stimme Gaspards in das Ohr: „Flieht! Flieht, Herr! Der Junker und ich verſperren hier den Weg!“

Er riß das Haupt empor; er ſah die Schwerter glitzern, und wie Geſpenſter drangen die ſchwarzen Geſtalten auf ihn ein; ſchon fiel Gaspard neben ihm zu Boden; da fuhr es wie düſterer Wetterſchein ihm durch das Hirn: noch eines Athemzuges Dauer; dann hob er mit jähem Griff die todte Liebſte aus ihrer Lade und entfloh.

Durch den tobenden Lärm, der ſich erhob, klang die mächtige Stimme des Schloßhauptmannes: „Zurück! — mein Kind — mein Feſt — und auch der Verfluchte!“

Aber Rolf Lembeck war nicht mehr in der Halle. Die Todte an ſich preſſend, die Augen wie im Wahnſinn auf das ſüße, ſtarre Antlitz heftend, war er durch den dahinter liegenden Saal geflohen; die Thür gegenüber warf er eben zu.

Der Saal war leer: die Kerzen flammten; Rolf aber floh, er wußte nicht wohin; nur irgendwo allein, in Sicherheit mit ihr! Nur eine, noch eine ſtille letzte Stunde mit der Todten! Ob Jemand folge, daran dachte er nicht; er kam durch eine Thür in kleine düſtere Gemächer, wo nur ein Mondſtreif auf das ſtille Antlitz fiel; eine Treppe tiefer öffnete er eine große Thür; da ſchlug der Kerzenglanz aus einer weiten Halle ihm entgegen; von der Mitte des Fußbodens erhob ſich ein gewaltiger Hund und rannte mit heiſerem Knurren auf ihn zu. Rolf ſchloß die Todte feſter an ſich und hatte ſchon die Hand am Schwert, da ſprang das große Thier mit zärtlichem Winſeln an ihm auf. „Heudan, Du biſt es, Heudan!" rief er und ſtand einen Augenblick und legte die Hand liebkoſend auf den Kopf des Thieres.

Aber drüben von der Thurmtreppe aus trat die furchtbare Geſtalt des Schloßhauptmannes ihm entgegen; ein Wuthſchrei flog zu ihm hinüber; da floh er durch dieſelbe Thür zurück und warf ſie hinter ſich ins Schloß. Noch einen finſteren Raum, dann ſtieß ſein Fuß an eine Treppenſtiege; er klomm hinauf, da kam es hinter ihm — nein, es war nur der Hund. Die Treppe wand ſich höher, nur hier und da ein Mauerloch, durch das die Nachtluft zog, dann oben eine offene Luke. Er ſtieg hindurch und warf ſie zu.

Es war die Platte des ſtumpfen Thurmes, die er erklommen hatte; vom Hofe drunten kam kein Laut herauf; es ſchien dort alles leer geworden; ſanft rauſchte der Lindenwipfel aus der Tiefe, denn der Abendwind war faſt entſchlafen; über ihm flammte der Himmel in ſeinen Millionen Sternen, und von Süden ſchimmerte die Bucht des kleinen Beltes; über die Waſſer hatte der Mondſchein eine Brücke von Licht geworfen.

Rolf lag auf beiden Knieen, die Liebſte in ſeinem Schooß. „Weg mit den Todtenbinden!“ ſprach er leiſe und löſte die breiten weißen Bänder, die das zarte Haupt umſchloſſen hielten: wie traurige Freude flog es durch ſeine Augen, als jetzt das ſchwarze Seidenhaar hervorquoll: „Ja, Du biſt es ſüße, heilige Dagmar!“

Da ſchollen Schritte von der Wendelſtiege her; raſch und zornig kamen ſie herauf. Er ſprang empor, er lief zur Brüſtung und hielt die Todte auf beiden Armen in den weiten Himmelsraum hinaus: da war noch Platz für ſie und ihn; auf Erden nicht mehr! — Plötzlich wandte er den Kopf, die Fallthür war aufgeſchlagen, und mit halbem Leibe ragte die Geſtalt des Schloßhauptmannes daraus hervor. Aber er ſtieg nicht weiter; mit entſetzten Augen ſtreckte er die Arme aus und rief in bitterem Flehen: „Rolf! Rolf Lembeck, gieb mir mein Kind! Was gilt Dir noch der todte Leib?“

Der aber wandte ſeine Augen wieder zu dem bleichen Antlitz: „O Dagmar!“ rief er; „Süße, Selige! Breit' Deine Flügel nun und nimm mich mit Dir!“ Er ſchlang die Arme feſt um ihren Leib, da war mit einem Satz der greiſe Mann ihm in dem Rücken; er ſtürzte vor und griff nach ihm, doch ſeine Fauſt fuhr in das Leere.

Ihm war, als flög' ein Schatten ihm vorüber; er ſah jenſeit der Brüſtung, wie droben in der Sternennacht, die Sterbekleider ſeines Kindes wehen; dann nichts mehr, nur von unten auf der Nachhall eines ſchweren Falles. Der Abendhauch fuhr über die leere Thurmdecke; der Hund ſtand mit den Vordertatzen auf den Zinnen und ſah winſelnd in die Tiefe.

Da war ſein Zorn als wie ein Rauch verflogen; er fiel auf ſeine Knie und faltete die Hände: „Herrgott, ſo nimm ſie beide gnädig in Dein Reich!“ Und über ihm flimmerten die Nachtgeſtirne in ihrer ſtummen unerſchütterlichen Ruhe.

— — So endeten zwei ſchöne Menſchenblüthen und ſo endet dieſe Märe; es war, wie es in unſerem alten Liede heißt: „daß Liebe ſtets nur Leiden am letzten Ende giebt.“

⁂

„Und die Anderen?“ fragt Ihr, „was ward aus denen?“

— Die Anderen? — Ich habe von ihnen weiter nichts erkunden können; es gab ja Klöſter derzeit, in die hinein ſich ein beraubtes, auch ein verpfuſchtes Leben flüchten konnte! Was liegt daran? Die Geräuſche, die ihre Schritte machten, ſind ſeit Jahrhunderten verhallt und werden nimmermehr gehört werden.

Schriften

von

Theodor Storm

aus dem

Verlage von Gebrüder Paetel

in

Berlin.

Aquis submersus.
Novelle. Zweite Auflage. Octav.
Preis geheftet 4 Mark, elegant gebunden 5 Mark 50 Pfennig.

Ein grünes Blatt.
Zwei Novellen. Vierte Auflage. Miniatur-Format.
Preis elegant gebunden mit Goldſchnitt 3 Mark.

Carſten Curator.
Miniatur-Format.
Preis elegant gebunden mit Goldſchnitt 3 Mark.

Zur Chronik von Grieshuus.
Zweite Auflage. Miniatur-Format.
Preis elegant gebunden mit Goldſchnitt 3 Mark.

Eekenhof. — Im Brauerhauſe.
Zwei Novellen. Miniatur-Format.
Preis elegant gebunden mit Goldſchnitt 3 Mark.

Der Herr Etatsrath. — Die Söhne des Senators.
Novellen. Preis geheftet 4 Mark, elegant gebunden 5 Mark 50 Pfennig.

Der Herr Etatsrath.
Miniatur-Format.
Preis elegant gebunden mit Goldſchnitt 3 Mark.

Ein Feſt auf Haderslevhuus.
Novelle. Miniatur-Format.
Preis elegant gebunden mit Goldſchnitt 3 Mark.

Gedichte.
Siebente vermehrte Auflage. Miniatur-Format.
Preis elegant gebunden mit Goldſchnitt 5 Mark.

Geſchichten aus der Tonne.
Zweite Auflage. Miniatur-Format.
Preis elegant gebunden mit Goldſchnitt 3 Mark.

Hans und Heinz Kirch.
Miniatur-Format. Preis elegant gebunden mit Goldſchnitt 3 Mark.

Hinzelmeier.

Eine nachdenkliche Geſchichte. Zweite Auflage. Miniatur-Format.
Preis elegant gebunden mit Goldſchnitt 3 Mark.

Von Jenſeit des Meeres.

Novelle. Zweite Auflage. Miniatur-Format.
Preis elegant gebunden mit Goldſchnitt 3 Mark.

Immenſee.

Siebenundzwanzigſte Auflage. Miniatur-Format.
Preis elegant gebunden mit Goldſchnitt 3 Mark.

John Riew'. — Ein Feſt auf Haderslevhuus.

Zwei Novellen. Octav.
Preis geh. 5 Mark, eleg. geb. 6 Mark 50 Pfennig.

John Riew'.

Novelle. Miniatur-Format.
Preis elegant gebunden mit Goldſchnitt 3 Mark.

In St. Jürgen.

Zweite Auflage. Miniatur-Format.
Preis elegant gebunden mit Goldſchnitt 3 Mark.

Zerſtreute Kapitel.

Zweite Auflage. Miniatur-Format.
Preis geheftet 3 Mark, elegant gebunden mit Goldſchnitt 4 Mark.

Novellen.

Preis elegant geheftet 4 Mark, cartonnirt mit Goldſchnitt 5 Mark.
Inhalt: In St. Jürgen. — Von Jenſeit des Meeres. — Eine Malerarbeit.

Zwei Novellen.

Preis elegant geh. 4 Mark, elegant gebunden 5 Mark 50 Pfennig.
Inhalt: Schweigen. — Hans und Heinz Kirch.

Drei Novellen.

Zweite Auflage. Miniatur-Format.
Preis elegant gebunden mit Goldſchnitt 3 Mark.
Inhalt: Späte Roſen. — Veronica. — Drüben am Markt.

Drei neue Novellen.

Preis elegant geheftet 4 Mark, elegant gebunden 5 Mark 50 Pfennig.
Inhalt: Eekenhof. – Im Brauerhauſe. – Zur Wald- und Waſſerfreude.

Neue Novellen.

Preis elegant geheftet 4 Mark, elegant gebunden 5 Mark 50 Pfennig.
Inhalt: Renate. – Carſten Curator.

Renate.

Miniatur-Format.
Preis elegant gebunden mit Goldſchnitt 3 Mark.

Im Schloß.

Zweite Auflage. Miniatur-Format.
Preis elegant gebunden mit Goldſchnitt 3 Mark.

Schweigen.

Miniatur-Format.
Preis elegant gebunden mit Goldſchnitt 3 Mark.

Die Söhne des Senators.

Miniatur-Format.
Preis elegant gebunden mit Goldſchnitt 3 Mark.

In der Sommer-Mondnacht.

Novellen. Vierte Auflage. Miniatur-Format.
Preis elegant gebunden mit Goldſchnitt 3 Mark.

Im Sonnenſchein.

Drei Sommergeſchichten.
Siebente Auflage. Miniatur-Format.
Preis elegant gebunden mit Goldſchnitt 3 Mark.

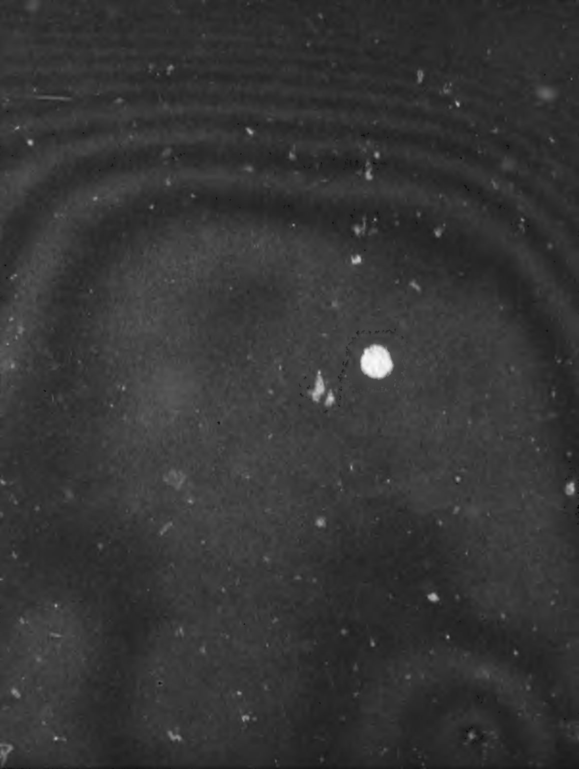
Zur Wald- und Waſſerfreude.

Novellen. Miniatur-Format.
Preis elegant gebunden mit Goldſchnitt 3 Mark.

Zwei Weihnachtsidyllen.

Zweite Auflage. Miniatur-Format.
Preis elegant gebunden mit Goldſchnitt 3 Mark.

Druck von G. Bernſtein in Berlin.



Bei kleinen Leuten.

Zwei Novellen

von

Theodor Storm.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1887.

Alle Rechte, vornehmlich das der Ueberſetzung in fremde Sprachen,
vorbehalten.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Inhalt.

Seite
Bötjer Baſch 1
Ein Doppelgänger 101

Bötjer Baſch.

1885—86.

In der Süderſtraße meiner Vaterſtadt, dem Gäßchen gegenüber, das nach dem St. Jürgenskirchhof und über dieſen an dem Stift entlang nach der Norderſtraße führt, ſtand ſeit Anfang des 17. Jahrhunderts ein kleines Haus, über deſſen Eingangsthür ſich ein in Sandſtein ausgehauenes Bild befand: ein Mann in einem Schifflein, zu dem durch hohe Wellen der Tod geſchwommen war und ſchon den Mann zu ſich ins Meer hinabriß; darunter ſtand: „Up Land un See.“ Es hieß, ein Steinhauer habe derzeit ſich das Haus gebaut und zum Gedächtniß ſeines Vaters, der als kleiner Schiffer zwiſchen den Inſeln gefahren war und dabei im Sturme ſeinen Tod gefunden hatte, dieſes Epitaphium angefertigt.

Im dritten Jahrzehnte unſeres Jahrhunderts, nachdem die derzeitige alte Inhaberin geſtorben war, ſah man mehrfach einen unterſetzten Mann, alltags mit einem Schurzfell, Sonntags in langem blauen Tuchrock und Stulpſtiefeln, davor ſtehen bleiben und allmälig unter den kleinen Lindenbaum treten, deſſen lang und ſchmal geſchorene Krone ſich zwiſchen dem Bilde und dem Giebelfenſter ſtreckte. Nachdem ſeine blaßblauen Augen wieder eines Tages an dem Steinbilde gehaftet hatten, griff er an die Thürklinke, um ins Haus zu treten: aber es war verſchloſſen; durch die Butzenſcheiben des Thürfenſters ſah er auf einen langen, ſchmalen Flur und durch einen offenen Eingang am Ende desſelben in ein weites, leeres Zimmer, in das von der Hofſeite her die Mittagsſonne ſchien. Langſam kehrte der Mann ſich ab und ſchritt die Süderſtraße hinunter bis auf den Markt, wo er die Steintreppe zum Rathhaus hinauf ſtieg.

Dieſer kleine Mann war der Böttcher, oder auf Plattdeutſch der Bötjer Daniel Baſch, eine grübleriſche Natur, bei alle dem aber kein übler Handwerksmeiſter. Vier Wochen ſpäter hatte er das alte Haus im gerichtlichen Aufgebot gekauft und hielt mit einem alten Geſellen und einer noch älteren Schweſter ſeinen Einzug in dasſelbe; bald hingen bunte Zitzgardinen vor dem Fenſter der unteren Stube, und zwiſchen den Geranien- und Reſedatöpfen, die auf der Fenſterbank ſtanden, ſchaute das gutmüthige Geſicht der alten Jungfer Salome auf die Gaſſe, wenn an den Markttagen alle die Wagen von den Dörfern in die Stadt hineinfuhren; im Peſel aber — ſo heißt in den alten Häuſern der hintere Saal — war die Böttcherwerkſtatt, und draußen vom Hofe klang es Tag für Tag: „Band, halte feſt, halte feſt!“ und die Schlägel klappten und die leeren Fäſſer tönten.

So mochte wohl etwa fünf Jahre die alte Schweſter in ihrem Schlafſtübchen oben von der Wirthſchaftsarbeit geruht und in dem Giebelfenſter ihre Ableger für das untere Blumenfenſter gezogen haben, als ſie eines Tages zu ihrem Bruder ſprach: „Daniel, Du biſt erſt fünfzig; ich aber, Euere Aelteſte, habe bald die Siebenzig; ich kann nicht mehr die ſchweren Waſſereimer ſchleppen, und das viele Kartoffelſchälen vertrag' ich auch nicht mehr.“

Daniel Baſch, der im Schurzfell vor ihr ſtand, wurde ganz beſtürzt. „Hmm,“ ſagte er, „wie meinſt Du? Eine Magd? Es iſt ſchon richtig, etwas wackelig wirſt Du ausſehn!“ Und er betrachtete ſorgvoll das gute runzelvolle Angeſicht; zugleich aber hub er im Stillen an zu rechnen, ob das Handwerk es wohl abwerfen möge, zu der Alten noch eine junge Magd ins Haus zu nehmen.

„Nein, Daniel,“ ſagte die Schweſter lächelnd, „laß nur das Calculiren: die alte Franke Michels in St. Jürgen iſt geſtorben, ihre Kammer iſt leer, und die Herren werden mich wohl hineinnehmen, wenn ich bitte; wir ſind ja Meiſterkinder aus der Stadt hier.“

Daniel nickte; das Stift war nur durch ein kurzes Gäßchen von ſeinem Hauſe getrennt, es gab gute Koſt dort, beſſer als in den gewöhnlichen Bürgerhäuſern; er drückte ſeiner alten Salome die Hand: „Halt, Schweſter!“ rief er. „Sprich nicht mehr! Sprich nicht mehr! Ich muß einen Gang thun;“ — ein Strahl wie von unglaublicher Glückeshoffnung flog durch ſeine blaßblauen Augen — „ei, ſei ſo gut und hol' mir meinen Tuchrock und die Stulpſtiefeln!“ Er fühlte mit der Hand nach ſeinem Kinn; der Bart ſtand ſchon drei Tage; er nickte wieder; Meiſter Daniel wußte, was er wollte. Nun half ſeine Schweſter ihm in den langen, blauen Staatsrock; die Stiefel hatte er ſchon angezogen; nur noch den hohen Seidenhut und das Bambusrohr zur Hand, dann ſchritt er zuerſt ſchrägüber zum Meiſter Bartſcheer, und als er bald glattraſirt herauskam, mit etwas langſameren Schritten durch die Krämerſtraße nach der Schiffbrücke und dort in das Haus des alten Hafenmeiſters Peters, mit deſſen jüngerem Bruder er einſt, wie gebräuchlich, die unterſte Klaſſe der Gelehrtenſchule beſucht hatte. Als er in das Zimmer trat — die Nachmittagsſonne ſchien herein und der Kanarienvogel, der unter den

Blumen am Fenſter ſtand, ſang eben aus allen Kräften — erhoben ſich drei Jungfrauen mit ihrem Nähzeug von den Stühlen; das waren die Töchter des Hafenmeiſters: Mine, Stine und Line von 40, 39 und 37 Jahren; ſie waren alle brave Mädchen; aber die braune Line war doch die bravſte; ſanft, wirthſchaftlich und von gutem Menſchenverſtande; dabei ein wenig ſchelmiſch. Und der Meiſter Daniel ſchaute ſie an, und die Braune lächelte dabei recht hübſch; „Mamſell Linchen,“ ſagte Daniel, „könnte ich ein Wort mit Ihrem Vater reden?“ Und Linchen wurde dunkelroth und ſchoß hinaus, um ihren Vater aufzuſuchen.

Eine Stunde ſpäter — im Böttcherhauſe hatte der Geſell die Jungfer Salome ſchon zweimal nach dem Meiſter gefragt — trat dieſer durch die Hausthür, als die Jungfer Salome eben aus der Küche in den Flur kam. Er winkte ihr ſchweigend mit gekrümmtem Finger in die Wohnſtube. Als ſie dort waren, hob der kleine Meiſter ſeinen hohen Hut vom Haupte: „So,“ ſagte er, „Schweſter, nun ſprich nur, ſprich nur weiter!“

Aber die Schweſter ſah ihn ganz verwundert an: „Was haſt Du, Daniel?“ frug ſie; „an jedem Haar hängt Dir ein Schweißtropf', und iſt doch kalt Novemberwetter; und Deine Augen — — warum freuſt Du Dich ſo? Haben wir das große Loos gewonnen?“

„Ja, Salome, ſo etwas von der Art; oder vielleicht, ich gewinne es noch ſpäter; denn Line Peters iſt, denk' ich, eine ſichere Nummer!“

„Was haſt Du mit Line Peters, Daniel?“

„Ruf' erſt den Geſellen!“ ſagte Daniel.

Und als der Geſell gekommen, da wurde es in der Familie offenbart, Meiſter Daniel und Line Peters wollten ein Ehepaar werden; und die beiden alten Geſchwiſter fielen ſich um den Hals und weinten vor Freuden über den jungen Bräutigam. „Und nun ſprich nur weiter, Salome!“ ſagte dieſer.

„Ich hab' ja weiter nichts zu ſprechen, Daniel,“ erwiderte die Alte lachend; „ich will ins Stift; ſetz' Dich nun hin und ſchreib' mir die Bittſchrift an die Vorſteher! Du biſt nun gut berathen!“ — — Und noch war es nicht Weihnachten, da ſaß die alte Schweſter in Frauke Michels Stube in St. Jürgen, und Line Peters als Frau Meiſterin hinter den Blumentöpfen in dem Böttcherhauſe. Die erſte That aber, welche Meiſter Daniel als junger Ehemann in den Flitterwochen vollbrachte, war, daß er mit einem Eimer voll Mörtel, die Kelle in der Hand, auf einer

Leiter zu dem Todtenbild über ſeiner Hausthür hinanſtieg und eine glatte Mörtelfläche ſanft darüber legte. „Das paßt nicht mehr!“ ſagte er bei ſich ſelber: „Nein, es paßt nicht mehr!“ und damit machte er den letzten Strich daran. Dann ſtieg er von ſeiner Leiter; und nach acht Tagen, da es wohl getrocknet war, mußte der Geſell den alten Maler Hermes holen, der die ſchönen Nelken und Vergißmeinnicht für die Stammbücher machte; nun ſtieg dieſer auf die Leiter und malte die ſchönſte rothe Provinzroſe mit zwei grünen Blättern auf die graue Fläche. „Schön,“ ſagte Meiſter Daniel, der betrachtend in ſeinem Schurzfell neben der Leiter ſtand; „doch nun noch ein kleines Knöſpchen dabei, aber nicht zu groß!“ Und als auch das geſchehen war, da trabte er in das Haus und holte ſeine kleine ſchmucke Frau. „Nun guck einmal!“ ſagte er und wies auf das neue Kunſtwerk, „und weißt Du, wie die Roſe heißt?“ Das wußte die junge Frau nicht; da ſprach er: „Die Roſe heißt Line Baſch!“ — „Ach was!“ rief ſie und lief ganz roth ins Haus zurück, und Meiſter Daniel freute ſich und lief ihr nach.

Und es dauerte gar nicht ſo lange, da hatte Meiſter Daniel zu der Roſe auch ſchon die Roſenknoſpe unter ſeinem Dach, und das war ein kleiner Bube, der immer größer wurde und aus dem allmälig ein ganz verteufelter Junge aufſtand. Noch hatte er ſeinen ſechsten Geburtstag nicht gefeiert, als Fritz Baſch ſchon in der ganzen Straße bekannt war; ſo gern ſeine Mutter ihn hochdeutſch aufziehen wollte, am liebſten ſprach er doch plattdeutſch, vorzüglich mit den Thieren, die er alle in ihren ſchönen alten Verſen anzuſingen wußte. Fand er im Sommer eine von den hübſchen bunten Gartenſchnecken, ſo guckte er ſie mit ſeinen großen braunen Augen an und ſang:

„Tinkeltut,
Komm herut,
Stäck die Fi-ſat-Hörens ut!"

Streckte der Schneck dann aber ſeine zarten Fühler ihm entgegen, ſo tippte er mit ſeinem kleinen Finger darauf und rief: „Lât di nich narren, Dummbart; bliev to Huus!" und warf das Thierchen in den Zaun. Flog dann ein gelber Citronenfalter oder gar ein Pfauenauge durch den Garten, dann flog er hinterdrein:

„Sommervägel ſett di!
Näes un Ohren blött di!"

und je länger er hinter dem Schmetterling laufen mußte, deſto lauter und zorniger wurde ſein Geſang; ſchrie er ſeinen Sommervägelſpruch gar zu arg, dann flog wohl auch die Mutter in den Garten: „Fritze, um Gottes willen, was giebt es denn?“ Dann ließ er die Aermchen hängen und ſah halb verſchämt, halb ſchelmiſch zu ihr auf: „De Dummbårt, wull ſick ock nich eenmal ſetten!“ und dabei wies er auf den Schmetterling, der eben nach dem Nachbargarten hinübergaukelte. Die Mutter faßte ihrem Jungen lachend in ſeinen braunen Haarpull und küßte ihn ab; dann lief ſie mit ihm nach dem Weidenzaun unten im Garten und ſchnitt mit dem Küchenmeſſer, das ſie beim Herauslaufen in der Hand behalten hatte, ein paar friſche Zweige ab: „Da haſt Du ein ander Spielwerk! Nun mach' Dir eine Wiechelflöte!“ Sie putzte und kerbte ihm noch das Weidenſtöcklein, und nun ſaß Fritz wieder luſtig auf der Bank unter dem großen Birnbaum, klopfte wacker mit dem Meſſerſtiel darauf, damit er das innere weiße Stöcklein aus der Rinde ziehen könne, und ſang:

„Fabian, Sebaſtian!
Låt de Saft ut Holt 'rut gån!“

und das ſo lange, bis die Flöte fertig war.

Aber er machte auch ſelber Verſe: eines Sommtag Nachmittags kam die alte Jungfer Baſch aus ihrem Stifte zum Kaffee auf Beſuch, und auf ihrem grauen Scheitel ſaß eine ſchimmernd weiße Haube mit Roſa-Taffetbändern. Die ſtach dem Jungen ſo in die Augen, daß er nur immer auf die Haube guckte. „Sag' Tante Salome doch guten Tag!“ ermahnte ihn Frau Line. „Tag, Tante!“ ſagte er und ſah immer nur nach der weißen Haube mit den rothen Bändern; auch als er danach auf einem Schemel in der Ecke ſaß, während Vater und Mutter ſich mit der Schweſter am Kaffeetiſch vergnügten. Bald aber fing er an zu murmeln, und ſeine luſtigen Augen lachten wie über einen Schelmſtreich. „Wat hett de Jung?“ ſagte die Alte, die auch gern plattdeutſch ſprach.

„Was haſt Du, mein Junge?“ überſetzte Frau Line, indem ſie ſich zu ihm wandte.

„Dörf ick nich ſegg'n,“ erwiderte Fritz.

„Warum nich, min Kind?“ ſagte die Tante, „ick gäv' di Verlöv.“

Da ſah der Junge die Alte ganz ſpitzbübiſch luſtig an und ſagte:

„Roſ' in Snee! Roſ' in Snee!
Dat is Tante Salome!“

„Sieh ſo!“ rief Meiſter Daniel, „nu heſt Du't!“

Die gute Alte aber drohte dem Jungen halb ärgerlich mit dem Finger: „Is awer doch 'n näskloken Slüngel, jüm Fritz!“ ſagte ſie dann, und tauchte ihre Naſe in die Kaffeetaſſe.

„Hmm!“ machte Meiſter Daniel und griff mit der Hand in ſeinen ſchon ergrauenden Haarpull. Als aber Fritz zu ſeinen Kameraden auf die Gaſſe gelaufen war, blickte er wieder auf. „Line! Mutter!“ ſagte er.

„Was denn, Daniel?“

„Accurat ſo wie ich,“ erwiderte Daniel und ſchüttelte behaglich lachend ſeinen Kopf.

„Was iſt accurat ſo wie Du?“ frug Frau Line.

„Was? — Das mit dem Jungen: Ich ſaß auch einmal in ſeinem Alter ſo auf dem Schemel — es iſt noch juſt derſelbige — da trat eine alte dicke Oſtenfelderin zu meinem Vater in die Stube, und da es die Bauervögtin war, ſo ſagte er: „Jung, ſteh' auf und ſag' ſchmuck guten Tag!“ Aber ihre roth und gelb und blaue Staatsuniform und der weiße Lappen auf dem Kopf, ich hatte ſo viel daran zu ſehen und konnte nicht mit mir einig werden, ob ſie doch nicht vielleicht ein Türke wäre — bis daß ich endlich, ehe ich noch ein Wort hervorbrachte, von meinem hitzigen Vater einen hanebüchenen Backenſtreich erhielt.“

Tante Salome nickte, ſie kannte die Geſchichte; Frau Line Baſch lachte: „Ich meinte, Du hätteſt auch Verſe gemacht, Daniel!“

Der Alte ſchüttelte den Kopf: „Nein, Lindchen, das iſt es eben: ich bekomme meinen Backenſtreich und falle vom Schemel; der Fritz macht ſeinen Vers und läuft zur Thür hinaus.“ Daniel ſah ſeine Frau recht freundlich an: „Mutterwitz!“ ſagte er ſchelmiſch. Und Frau Line nickte.

Glückes genug war in Meiſter Daniels Hauſe; aber wer, der ſeine Zeit gelebt hat, wüßte es nicht, daß, wie das Leben, ſo noch mehr das Glück auf leichten Flügeln geht.

Es war um die Frühlingszeit, und im Garten wurden die Stachelbeerbüſche grün, und die Störche kamen nach der langen Winterszeit wieder aus dem Süden, um auf den Schornſteinen der Stadt ihre alten Neſter zu beziehen oder hie und da ein neues ſich zu bauen. Fritz lag vor ſeinem Gartenſtück auf den Knien und ſetzte ſeine Primeln und Veilchen ſchon zum dritten Mal an eine neue Stelle, da flog ein Schatten über ihm weg, und als er aufblickte, ſah er einen großen Storch nach ſeines Vaters Dach fliegen und ſich dort mit ſeinen langen Beinen niederlaſſen. „Halloh!“ rief er:

„Adebäre Eſther,
Bring mi 'n lütje Schweſter!“

Und der Storch warf den Kopf in den Nacken und klapperte ſchallend in die helle Frühlingsluft hinaus; der lange rothe Schnabel glänzte in der Sonne.

Da warf Fritz den kleinen Spaten hin und klatſchte fröhlich in ſeine Hände und rief:

„Adebär, ſwart und witt,
Bring mi ock en Kringel mit!

Die Erfüllung war näher, als er dachte; aber der Adebar kam ſtatt mit der Windel mit einem ſchwarzen Flor geflogen, und von Kringeln war bald eine ganze Fülle im Hauſe, aber es waren Todtenkringel, und Fritz ſaß auf der Bodentreppe und aß ſie unter ſtrömenden Thränen. Das Schweſterlein war zwar da geweſen, ein kleines rothes Dings, das Fritz nur ganz von Ferne anzuſehen wagte; die Mutter ſah ſo bleich aus, ſie reichte ihm aus ihrem Bett die Hand und frug: „Magſt Du ſie leiden, Fritz?“ Aber Fritz ſchüttelte ſtumm den Kopf, dann lief er aus dem beklommenen Stübchen in die friſche Maienluft hinaus.

Drei Tage ſpäter ſtand er mit ſeinem Vater an einem Sarge; darin lag ſeine bleiche Mutter, die gute ſchelmiſche Frau Line; ſie regte ſich gar nicht, und ihre Augen waren ganz geſchloſſen; in ihrem linken Arme lag ein ſehr kleines Kind, das war auch todtenbleich. Wie vor einem fremden, ſchauerlichen Wunder ſtand der Knabe mit verhaltenem Athem; er war eben erſt ſechs Jahr alt geworden.

Tante Salome, die mit ihnen daſtand, drückte ihrem Bruder die Hand: „Ja, Daniel,“ ſagte ſie, „dat Kind hett Di Din Fru mitwegnämen!“

Daniel nickte ſtumm und ſah, wie keines Gedankens mächtig, auf ſeine Todten; aber des Knaben Gehirn war durch das Wort der Alten aufgeſtört: „Mitnämen, Vatter?“ frug er leiſe. „Warum? Warum doch?“

Meiſter Daniel blickte auf ſeinen Jungen, der mit erwartenden Augen zu ihm aufſah: „Das weiß nur der liebe Gott!“ ſagte er, und ſeine Lippen zitterten, „vielleicht . . . das arme kleine Ding, es hat wohl ſo allein nicht in die weite dunkle Ewigkeit hineingekonnt.“ Dann hob er plötzlich den Knaben auf ſeinen Arm und legte die andre Hand auf die kalte Stirn der Todten: „Fritz — ſe kummt nimmer wedder, vergitt är nich!“

— — Am andern Abend waren Mutter und Kind begraben; Tante Salome blieb ein paar Tage, bis eine Frau angenommen war, die täglich einige Stunden kam, um die Hausarbeit zu beſorgen. Der alte Geſell, der in ſeiner Jugend einmal Schiffskoch geweſen, übernahm das bischen Kochen, was ſie nöthig hatten, und Tante Salome kehrte in ihr Stift zurück.

So ging denn der kleine Haushalt nothdürftig weiter, aber es war kein ſo fröhlicher Gang mehr wie vorher; die Muſik von Frau Line's lebensfriſcher Stimme fehlte. — Wenn Fritz in ſeiner Klippſchule ſaß und um neun Uhr Vormittags auch die Arbeitsfrau ſich entfernt hatte, dann lag das lange Vorderhaus wie ausgeſtorben; es rührte ſich nichts mehr darin, zumal wenn dann auch zur Frühſtückszeit im Peſel und auf dem Hof die Arbeit ruhte und Meiſter und Geſell ſich auf der Schnitzbank oder den kleinen Fäſſern ſchweigend gegenüber ſaßen und ihr Stückchen Brot verzehrten. Es war, als ob beide nach der Stille lauſchten, die vorne in dem todten Hauſe herrſchte. Fiel dort von den Wänden etwa ein Stückchen Kalk mit leiſem Geräuſch zu Boden, dann flog es wohl auf einen Augenblick wie ein Leuchten über des Meiſters Angeſicht; war ihm doch, als ſei der leichte Fußtritt ſeiner Line ihm ins Ohr gedrungen; aber er wiſchte es bald mit ſeiner harten Hand wieder fort. Einmal hatte ſich die Nachbarskatze in die dämmerige, nach einem engen Gang belegene Küche eingeſchlichen; ſo heimlich ſie auch ſchlich, es kam doch ein Geräuſch von da nach der Werkſtatt; die Feuerzange war vom Herd gefallen. Meiſter Daniel ließ den Schlägel ruhen: wie oft war ſie nicht auch Frau Line's raſcher Hand entglitten! Wie oft hatte er ſie dann neckend ihr wieder aufgehoben, und wenn er auch aus der Werkſtatt hatte herzuſpringen müſſen! Auch jetzt lief er in die Küche, es war ihm wie ein heiliger Spuk. Als aber die Katze in der offenen Thür an ihm vorbeigeſprungen war und er die Zange leiſe wieder an ihre Stelle gelegt hatte, ſetzte er ſich auf den leeren Küchenſtuhl und ſtarrte bald nach dem Herd, bald nach dem Küchenſchranke, zwiſchen denen ſie ſich einſt geſchäftig hin und her bewegt hatte; aber es blieb Alles ſtill, nur ein Sperlingspaar, das ſich draußen mit einander haſchte, rutſchte an den kleinen Fenſterſcheiben herunter und flog dann kreiſchend weiter.

Als Meiſter Daniel in einer halben Stunde noch nicht wieder in der Werkſtatt war, ging der Geſell in die Küche und legte ſacht' die Hand auf ſeine Schulter: „Meiſter!"

„Ja, ja, Marten." — Dann gingen ſie mit einander in die Werkſtatt, und Meiſter Daniel nahm wieder ſein Handwerkszeug und machte ſich ſchweigend an die Arbeit.

Erſt wenn nach elf Uhr die Glocke der Straßenthür ſchellte und Fritz, aus der Schule kommend, durch den engen Flur nach dem Peſel ſtürzte, kam wieder Leben in das Haus und in den alten Meiſter. Der Geſell ſtand dann am Herd, um die kleine Mahlzeit zu bereiten; Vater und Sohn aber gingen in den Garten und zu Fritzens Beeten. War hie und da eine Knoſpe an einer Blume aufgegangen, dann grub er ſie unbarmherzig aus, und am Feierabend ging er mit ſeinem Vater nach dem Kirchhof und pflanzte ſie auf Mutters Grab. „Sie ſieht es doch, Vater?" frug er dann. Der Alte nickte: „Das hoffen wir, mein liebes Kind."

Aber die Welt war ſo voll andern Dingen, und viele davon waren ſo vergnüglich: Hunde und Katzen, Marmel und Haſelnüſſe, Pflaumen und Kirſchen; der Junge konnte doch nicht immer an ſeine todte Mutter denken. Einmal in der Dämmerſtunde, da er mit ſeinem Vater im Garten unter dem Birnbaum ſaß, ſagte er, nachdem ſie eine Zeit lang nicht geſprochen hatten: „Vater!“

„Was meinſt Du, Fritz?“

„Ich glaub’,“ ſagte er leiſe — denn es war die Frucht ſeines langen Nachdenkens — „ich glaub’, es iſt doch gut, daß Mutter mit Schweſter in den Himmel gegangen iſt!“ —

„Wie meinſt Du das, Fritz?“ frug Meiſter Daniel.

„Ja, Vater, ſie war ſo furchtbar klein noch; ſie wär’ wohl bange vor dem lieben Gott geworden!“

„Nein, Kind, vor dem lieben Gott wird Niemand bange, nur die Böſen. Ich, Fritz, ich denke, es wär’ doch ſchöner, wenn wir ſie behalten hätten, dann wüßteſt Du auch noch, wie weich Mutterhände ſind!“

Aber Fritz ſprang von der Bank, und ſtellte ſich ſtrack und mit geballten Fäuſtlein vor ſeinen Vater hin: „Ja, Vater,“ rief er, „ſchöner wäre es wohl; aber ich brauch’ keine Mutter mehr, ich bin ein Junge.“

Und Meiſter Daniel betrachtete etwas ängſtlich ſeinen Jungen, der ſchon ſo früh für ſich ſelber ſtehen wollte.

Allmälig war die Zeit vergangen, und Fritz hatte bald ſein dreizehntes Jahr erreicht. Er war ein leidlich gewachſener Junge, trug einen kurzen blauen Tuchrock, mancheſterne Hoſen und eine große runde Tellermütze, wie ſie damals unter den Jungen Mode waren, und wanderte Vor- und Nachmittags, wie einſt ſein Vater, mit einem Packen Bücher in die unterſte Klaſſe der Gelehrtenſchule. In Geographie und Rechnen war er bald der Meiſter; auch in den andern Fächern konnte er gewaltig lernen, das heißt, wenn er mochte; aber er mochte nur nicht immer, und im Lateiniſchen wollte er mit mensa und amo nichts zu thun haben. „Was brauch' ich Latein!“ ſagte er. „Wenn ich konfirmirt bin, komm' ich in Vaters Werkſtatt, und die Faßbinderei geht auch auf Deutſch, am beſten auf Plattdeutſch!“

Es war aber nicht das allein: er hatte, gleich ſeinen Kameraden, eine knabenhafte Nichtachtung gegen den alten Kollaborator, der doch in der ganzen Stadt für ein „höchſt gelehrtes Haus“ galt; aber dieſes ſchöne Wiſſen ging über den Kopf der dummen Jungen weg, und in den Dingen des friſchen Lebens, worin ſie die Meiſter waren, war er zeitlebens ein Kind geblieben.

Wenn Morgens bei ſeinem Eintritt die Jungen mit allerlei Poſſen auf ihre Plätze gekrochen und geſprungen waren, pflegte der etwas ärgerliche Herr ſeinen hageren Hals vorzuſtrecken und, in der einen Hand das Buch, mit der andern und ſeinem kahlen Kopf ihre Sprünge nachzuäffen: „Ei, Ihr Knaben,“ ſagte er dann wohl, „Ihr ſeid ja luſtig wie die Galgenvögel! Wen wollet Ihr dann heute rupfen?“

„Hol' Dich der Henker!“ murmelte Fritz oben auf ſeinem Platze, und: „Hol' Dich der Henker! Hol' Dich der Henker!“ lief es ſogleich die Bank hinunter.

„Was erlaubet Ihr Euch zu bemerken?“ frug dann der etwas harthörige Alte.

Und alle riefen: „Wir wünſchten Ihnen guten Morgen, Herr Kollaborator!“

„Nun,“ erwiderte er, „wenn Euere Fröhlichkeit aus einem guten Gewiſſen ſtammt, ſo ſag' mir einmal, Fritz Baſch, wie heißt das Gerundium von pulso, ich ſchlage?“

Wenn aber auch Fritz mit dem Lateiniſchen bald in die Brüche kam, in allem Andren war er doch der Baas unter ſeinen Kameraden. Bedurfte es zu einer Luſtigkeit oder zu einem Schelmſtück einer kleinen Baarſchaft, ſo winkte er ſeine Vertrauten in den dunkeln Raum, der zwiſchen ihrer oben belegenen Klaſſe und dem Dache lag. „Habt Ihr Geld?“ frug er eines Nachmittages; „ſieben Schilling gebrauchen wir; ich habe zwei!“

„Nä,“ ſagte Hans Reimers, der dicke Schlachtersſohn, der nie etwas ausgeben mochte, „ick hev nix, hev mi güſtern erſt 'n Meerſwienbock köft.“

„Von wem heſt de köft?“

„Hier, von Claus Schohſter.“

„Gut! — Claus, wo väl heſt Du noch davon?“

„Dree Schilling!“ ſagte Claus ein wenig beklommen, indem er das Geld aus ſeiner Taſche ſammelte.

„Das ſind fünf!“ rief Fritz, „wer hett de Reſt?“ Aber ſchon kamen vier Jungenshände und reichten ihm jede einen Sechsling, und ſo konnte die Sache losgehn. Fritz war ihr Vertrauensmann; ſie wußten, für die Sechslinge oder Schillinge, die ſie ihm gaben, konnten ſie ſicher ihren Spaß oder Schabernack erwarten.

— — Dieſe Schilling-Sammlung war nur das Vorſpiel zu einem Knabenſtreiche gegen den Kollaborator geweſen; mit kleinen Schellen war dabei gebingelt und mit einer kleinen Kanone dabei geſchoſſen worden. Alles war ſehr accurat gegangen, aber dem

Alten hatte dieſe Luſtigkeit ein Gallenfieber zugezogen; die lateiniſchen Stunden wurden ausgeſetzt, und Fritz und ſeine Mitſchuldigen mußten eine Woche lang jeden Nachmittag nachſitzen; die Sache wurde in der ganzen Stadt beſprochen.

„Fritz,“ ſagte Meiſter Daniel zu ſeinem geliebten und ſonſt ſo bewunderten Sohn, „wie konntet Ihr ſo mit dem gelehrten Manne umgehn, von dem Ihr doch ſo viel lernen könnt!“

Aber Fritz lachte überlegen und ſchüttelte langſam ſeinen Kopf: „Lernen, Vater? — Nä, lernen nicht.“

„Was Fritz? Nicht lernen? Warum nicht?“

„Ja, Vater“ — und der Junge ſteckte beide Hände in die Hoſentaſchen — „weil er ſonſt zu dumm iſt!“

Der Meiſter fuhr ſeinem Fritz mit der Hand auf den Mund: „Junge, daß das die Nachbarn doch nicht hören!“ denn ſie gingen mit einander an dem Gartenzaun entlang, und nebenan der Schneider häufte eben ſeine Kartoffeln.

Fritz war bei Seite geſprungen: „Vater,“ rief er, „nimm grünen Hafer und eine Buchweizenpflanze und halte ſie dem Herrn Kollaborator unter die Naſe! Ich wett' meine drei Kaninchen, er ſagt Dir:

‚Dieſes iſt der Rübſamen, und auf jenem wird wohl die nützliche Kartoffel wachſen!'"

„Aber Fritz, das iſt ja ſchrecklich!" ſagte Meiſter Daniel und ſchob ſich die blaue Zipfelmütze von einem Ohr zum andern, „und deshalb wollt Ihr den armen Mann vom Leben bringen! Was geht denn die Gelehrten der Hafer und der Buchweizen an? Das iſt ja Bauernweisheit!"

Fritz ſtutzte: „Vom Leben bringen, Vater?"

„Ja, ja; es muß wohl nicht zum Beſten ſtehen; denn geſtern haben ſie noch den zweiten Doctor an ſein Bett geholt. Denk 'mal, wenn ſeine arme Frau und ſeine kleine Magdalena, von der Du mir ſo oft erzählt haſt, nun ihren Vater um Eueren dummen Spaß verlören! — Fritz, Du haſt doch wenigſtens einmal eine Mutter gehabt . . ." Da aber brach dem alten Daniel die Stimme. „Und Dein alter Vater . . ." begann er noch einmal: „Beſinne Dich, Fritz!" und damit trabte er ins Haus zurück. Fritz blieb allein im Garten.

Als nach einer halben Stunde der Geſell durch den Hauptſteig ging, lief er noch immer dort hin und wieder, ſammelte kleine Steine auf und ſchleuderte ſie einen nach dem andern durch die Luft, daß ſie wie grimmig dahinſauſten.

„Halloh, Fritz!" rief Marten. „Auf wen biſt Du ſo zornig?"

„Up mi un de Welt!" brummte Fritz und ſchleuderte einen neuen Stein in die Luft.

„Smiet man keen Lüd' dot!" ſagte der Geſell und ging ſeiner Wege.

Aber vor dem Abendeſſen mußte er in die Stadt; denn Fritz war nirgend zu finden. Endlich am Hafen ſah er einen Jungen im Maſte eines Schooners auf der Gaffel ſitzen. „Js dat unſ' Fritz?" frug er den Kapitän, der am Bollwerk ſtand; denn Fritz war gut Freund mit allen Schiffern und konnte faſt einen Leichtmatroſen abgeben.

Der Kapitän nickte: „Ja frili; he kiekt all över'n halv Stunn in't Abendroth!"

Aber nun mußte Fritz herunter und mit Marten an die Abendſchüſſel, aus der er zwar kaum eine Pellkartoffel und einen Heringsſchwanz verzehrte.

„Lät em!" raunte der Meiſter leiſe ſeinem Geſellen zu. „He beſinnt ſick!"

Eben ſo ſtumm ging Fritz am andern Morgen in die Schule. Der Vormittag verging; es war ſchon Eſſenszeit und noch war er nicht wieder da; Meiſter und Geſelle ſaßen ſchon an ihrer Grütze, da wurde erſt die Haus- und dann die Stubenthür aufgeriſſen, und Fritz ſtürmte herein. „Vater!“ rief er — und ſeine Augen funkelten von Glück und Freude — „Vater, es geht ihm heute viel beſſer! Und nun ſoll er es auch gut bei uns haben!“

„Wem? Wer?“ rief Meiſter Daniel. „Der Kollaborator?“

Und Fritz nickte wichtig: „Verlaß Dich darauf, Vater; wir haben eine Verſchwörung gemacht!“

Da legte Daniel Baſch ſeinen Löffel hin und zog ſeinen Jungen mit Gewalt in ſeine Arme: „Min Fritz, min Sön! Mutter är gude Jung!“

Aber Fritz hatte ſich losgeriſſen, lief auf den Hausflur und kam mit einem hübſchen Vogelbauer wieder in die Stube, worin ein rothbrüſtiger Vogel mit ſchwarzem Käppchen auf der Stange ſaß. „Sieh, Vater,“ rief er und hielt das Bauer empor, „den hat mir Julius Bürgermeiſter geſchenkt; der flötet ‚Ueb' immer Treu und Redlichkeit‘, aber nur die erſte Hälfte, und darum hat Julius ſeine Mutter geſagt, ſie könnte die halbe Redlichkeit nun nicht mehr in ihrem Kopf aushalten.“

„Segg mal, Fritz,“ ſagte der Geſell, „wat is dat egentlich vör'n Vägel?“

„Das iſt ein Dompfaff!“ erwiderte Fritz ſtolz, „er hat Bürgermeiſters fünf Thaler gekoſtet.“

Daniel hatte bald ſeinen Jungen, bald den Vogel mit glücklichen Augen angeſehen. „Fritz,“ ſagte er, „wi wüll'n em beholen, tum Andenken an düſſen Dag.“

So war Alles wieder gut; aber bald geſchah in der Schule etwas Merkwürdiges. Der alte Kollaborator, als er wieder ſeine Stunden hielt, und nun ſogar Fritz Baſch auch im Lateiniſchen ein Held wurde, vermochte offenbar die gewohnten kurzweiligen Neckereien der Jungen nicht mehr zu entbehren; ihm fehlte etwas, was zu ſeinem Leben gehörte; er fing nun ſelbſt an zu necken und wurde bleich und elend bei dieſem Frieden, der trotz alledem, als beſchworen, nicht gebrochen wurde, ſo lange Fritz in der Klaſſe herrſchte.

Aber der Dompfaff wollte nicht flöten; er hing oben in der Giebelſtube, in welcher Fritz, ſeit er Gelehrtenſchüler war, ſchlief und arbeitete; wenn es Mittags zu heiß wurde — denn es war im Hochſommer — hing er das Bauer auch wohl nach draußen neben dem Fenſter, wo der ſchmale Lindenſchatten es bedeckte. Aber auch hier wollte der Vogel mit ſeinem Liede nicht beginnen, ſondern krakelte nur mitunter ein unmelodiſches Gezwitſcher. „De kann nix," ſagte der Geſell, „ſe hebt di wat wiis måkt, Fritz!"

„Geduld, Marten!" rief dann Fritz, „en Bötjerhuus mutt ſo'n vörnehmen Vågel erſt wendt warren!"

Und richtig, als nach einigen Tagen Fritz aus der Schule kam und, wie jetzt immer, leiſe und lauſchend die Treppe hinanſtieg, da mußte er plötzlich ſtehen bleiben.

„Ueb' immer Treu' und Redlichkeit!"

Wahrhaftig! das war der Vogel, er flötete! Und noch einmal wieder:

„Ueb' immer Treu' und Redlichkeit!"

Die Melodie war ganz genau, und Fritz ſang leiſe die Worte mit; aber weiter kam der Vogel nicht. Fritz ſtand lange unbeweglich; als er aber zum dritten Male anhub, rannte er in die Werkſtatt hinab, um ſeinen Vater zu holen, und Beide ſtanden hinter der Kammerthür, und der gut gelaunte Dompfaff pfiff ihnen dreimal nach einander ſein Stückchen vor, und da er nichts Weiteres konnte, ſo pfiff er es ihnen auch zum vierten und zum fünften Male. Da der Alte wie der Junge ſo etwas noch nie gehört hatten, ſo entzückte es ſie, als wär's ein lieblich Wunder. Zuletzt kam auch noch der Geſell und ſtand mauſeſtill mit an die Thür gelehntem Ohr:

„Fritz!“ flüſterte er, „ſo'n Vägel! Hev min Lävdag noch ſo'n Vägel nich hört!“ Als Fritz aber, während der Dompfaff jetzt noch einmal anhub, leiſe die Kammerthür zurückdrängte, brach das Thierchen jählings ab; „Fiuh!“ machte er noch, dann wetzte er ſeinen ſchwarzen Schnabel und kroch in ſich zuſammen.

Seine Hörer blieben doch des Wunders voll. „Fritz,“ ſagte Meiſter Daniel ſeufzend, indem er heftig ſeines Sohnes Hand drückte, „wenn Deine Mutter das belebt hätte!“

Die Zeit rückte weiter; nach und nach ſtörte den Vogel die Gegenwart der Hausgenoſſen immer weniger, und auch ſie wurden ſein Kunſtſtückchen gewohnt; aber Fritz blieb ſein getreuer Pfleger; im Winter — denn in der Giebelkammer war kein Ofen — hing er am Fenſter in der Wohnſtube unten über dem Stuhl, wo einſtmals Tante Salome und ſpäter, nur zu kurz, die gute Frau Line ihren Platz gehabt hatte, und manche Kinder, die vorübergehen wollten, blieben ſtehen und hörten nach dem wunderbaren Vogel.

So waren ein paar Jahre vorüber; Fritz war jetzt ein ſtämmiger Burſche mit ſicheren und kühnen Augen und hantirte ſchon lange als Lehrling in ſeines Vaters Werkſtatt; Lenkbeil und Schlägel ſtanden ihm fix zur Hand; nur etwas zu raſch und kräftig arbeitete er mitunter, und als Tante Salome, was wegen zunehmender Altersſchwäche nur etwa ein oder zweimal im Sommer geſchah, eines Vormittages in die Werkſtatt kam, ſagte ſie: „Du maakſt'n Larm vör dree, Fritz! Is denn de Arbeit ock danå?"

„Fix oder nix, Tante!" rief der Junge und ſchlug dabei auf die Bänder, daß ſie in Splittern auseinanderflogen.

„Gott bewår uns in Gnaden!" rief die Alte, „Du heſt'n düren Leerburs, Daniel!"

Aber Meiſter Daniel lachte, er kannte ſeinen Fritz; irgendwie und wo mußte mitunter das Feuer in dem Jungen ſich Luft machen, und auf ein Faßband kam's nicht an; denn er wußte es, Fritz war ein Waghals; die Gefahr war für ihn, was die Vogelbeere für den Krametsvogel, und je kräftiger er wurde, um deſto mehr. Mit dem Küſter, der zugleich Glöckner war, hatte er nur Freundſchaft geſchloſſen, weil die drei großen Glocken im Kirchthurme geheimnißvoll ſeine Neugier reizten. Wenn eine vornehme Leiche mit allen dreien zu Grabe geläutet werden ſollte, ſo war er ſicher vorher ſchon auf dem drittoberſten Thurmboden, und kam der erſte Ton des Geläutes, ſo klomm er an den Querleiſten des emporgehenden Balkens hinauf, der von dort ſtatt einer Stiege an der größten Glocke vorbeiführte, und während ſie ſich heulend dicht an ihm vorüberſchwang, ſuchte er, an ſeinem Balken angeklammert, mit den Augen ihren Taufſpruch zu erhaſchen und ſang ihn laut nach einer wilden Melodie in das hallende Dreigetön hinaus:

„Sum regina Poli, virgo Maria tonantis!"

bis er zuletzt faſt taumelnd den Boden wieder erreichte.

Stand ein Sturm am Himmel und flog dann ein Boot durch das ſchäumende Waſſer aus dem Hafenſtrom in das Wattenmeer hinaus, ſo ſaß ſicher Niemand als Fritz Baſch und ganz allein darin; man brauchte nur einen der Schiffer an dem Hafen zu fragen.

„Wer anners!" war die Antwort. „De Gewaltsbengel, wenn he um 't Boot frägt, ſo hett he 't ock all losknütt; de Anwoort givt he ſick wull ſülven!"

Kam er dann durchnäßt, mit wirrem Haar nach Hauſe, ſo ſah der Meiſter ihn wohl angſtvoll an: „Fritz, Fritz!" ſagte er einmal, „wenn Du mir von ſolcher Fahrt nicht wiederkämſt!"

Aber Fritz nahm luſtig ſeinen Schlägel und ein Faß und begann ohne Weiteres ſeine unterbrochene Arbeit wieder. „Vater,“ ſagte er treuherzig, „ich mach' heute eine Stunde ſpäter Feierabend; aber den jungen Seehund hätt'ſt Du ſehen ſollen, mit dem ich um die Wette fuhr; das war heut' juſt unſer Wetter!“

„Ja, ja, Fritz!“ ſagte der Alte. „Ein Seehund, aber Du biſt ja denn doch keiner!“

Der Junge ließ die Hand mit dem Schlägel hängen, und in ſein geliebtes Plattdeutſch fallend ſagte er ſtolz: „Na, wat en Seehund ſwemmt, dat ſwemm ick ock!“

Der alte Meiſter Daniel ſchüttelte ſeufzend den Kopf, und die Schläge an den Fäſſern tönten wieder durch die Werkſtatt.

* * *

Nachdem drei Jahre ſeit Fritzens Konfirmation verfloſſen waren, war es recht ſtill in Meiſter Daniel's Haus geworden; denn Fritz arbeitete jetzt als Geſell in einer großen Faßbinderei in Hamburg; nur etwa einmal im Monat kam ein Brief von ihm. Meiſter Daniel und ſein Marten konnten die Arbeit zu Hauſe aber auch jetzt gewaltig allein thun; denn unten in der Stadt hatte ſich eine große neumodiſche Brauerei mit einem eigenen Böttcher aufgethan, und Daniel's Hauptkundſchaft, die alte Peterſen'ſche Brauerei ihm gegenüber, die nur das hergebrachte Gut- und Dünnbier für Stadt und Umgegend lieferte, hatte dadurch einen großen Theil ihres Abſatzes verloren. Tante Salome kam auch nicht mehr aus ihrem Stift; ſie war zu ſchwach dazu geworden. Meiſter Daniel ſtand oft nachdenklich unter der Linde vor ſeiner Hausthür und ſah nach ſeinem von Wind und Wetter ſchon recht verwaſchenen Thürſtück auf; traurig ſchüttelte er den Kopf: ſeine Roſe lag ja längſt im Grabe, und die Knoſpe war als großer wehrhafter Bengel in die Welt gegangen.

„Paßt nicht mehr!" ſprach er leiſe vor ſich hin und ging wieder in die Werkſtatt. Mitunter lief er auch in den Garten, als könne er dort ſich friſches Leben holen; wenn er aber an ſeines Jungen Blumenbeete kam, die jetzt ganz verunkrautet lagen, dann ſtand er lange, riß ein paar Mal eine Hand voll Neſſeln aus und ſah dann, daß das Blumenbeet doch nicht wieder kam.

Aber es ſollte noch ſtiller um ihn werden. Ein großes Sterben — ein Typhus, wie die Aerzte ſagten, fiel auf die Stadt. Die Erſten, welche zum Kirchhofe hinausgetragen wurden, waren der Kollaborator und ſeine noch leidlich junge Frau; ſeine beiden Kinder, die kleine Magdalena und ihr etwas älterer Bruder, ein heimtückiſcher, ſchieläugiger Burſche, kamen zu ihrer Großmutter, einer alten gelähmten Paſtorswittwe, deren Geſchichten von gläſernen Bergen und verwünſchten Prinzen dem Lenchen beſſer behagten, als die antiken Lebensregeln ihres ärgerlichen Vaters. Zum Unglück Meiſter Daniel's aber war gleich danach auch ſein alter Brauer Peterſen geſtorben, und die Wittwe hatte den Muth zur Fortſetzung des Geſchäfts verloren. So wurden Arbeit und Verdienſt noch kleiner, und der alte Marten mußte auf ſeines Meiſters Drängen ſich einen Platz in der neuen Brauerei verſchaffen, wo dem Böttcher ein Geſelle nöthig wurde.

Daniel hatte das Alles eben an ſeinen Sohn geſchrieben, ging dann durch die leeren Räume ſeines ſchmalen Hauſes, ſtellte in die Werkſtatt Dauben und Hölzer gegen die Wände und ſtand endlich vor einem Fenſter der Wohnſtube, mit wirren Gedanken in den hellen Februartag hinausſtarrend. Von den Menſchen, die dann und wann vorübergingen, ſahen ſeine Augen nichts; er hatte ſeine blaue Zipfelmütze in der Hand und fuhr ſich von

Zeit zu Zeit in ſeine Haare. Ja, er wollte jetzt ganz allein in ſeinem Hauſe bleiben; er war ein ordentlicher Wirth geweſen, die Zinſen von ein paar erſparten Kapitalien und der Verdienſt von ſeiner noch verbliebenen kleinen Kundſchaft würden für ihn ſchon reichen! Er begann zu rechnen, wieder und wieder, aber das Facit blieb dasſelbe. Es ſchoß ihm heiß zu Kopfe; er hatte gedacht, es mache doch ein Sümmchen mehr; und wenn er für Noth und Krankheit noch etwas hinter der Hand behalten wollte? . . . Da fiel es wie ein Strahl in die dunkle Kammer ſeines Kopfes; er hatte ja ein ganz leeres Haus; was brauchte er jetzt noch die Wohnſtube und die Kammer, die dahinter lag! Eine Mietherin, eine ſtille alte Perſon, das wär's; dann hätte er genug! Er ſelber zöge nach oben hinauf, in die Giebelkammer ſeines Fritz; nur ein kleiner Kochofen müßte dort noch geſetzt werden, dann könnte er ſich ſelber ſeinen Mittag machen!

Eine Art trüber Zufriedenheit kam über Meiſter Daniel, und er hörte nun auch, daß am andern Fenſter der Dompfaff flötete:

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit,
Bis an Dein . . . . . .“

„Fiuh!“ machte der Vogel, und der alte Mann nickte. Ja, ſo weit hatte Fritz es ihm noch beigebracht, und nun begann das Thier ſein Stück von Neuem. Als Daniel wieder durch das Fenſter blickte, vor dem ſchon längſt keine Roſen und Geranien mehr grünten, ſah er draußen eine Roſenknoſpe, ein acht- oder neunjähriges Mädchen mit einem ſanften Geſichtlein und ein paar blauen Augen, mit denen ſie, andächtig lauſchend, nach dem Vogel hinauf ſah; denn ſie ſtand mit einem älteren Knaben dicht unter dem Fenſter. Der Junge aber ſchielte und ſah bös und häßlich aus und ſchien indeſſen ſeine Marmel in der Taſche nachzuzählen. Da zog das Mädchen ihr rothes Händchen aus dem Muff und, ihn zu ſich ziehend, wies ſie mit dem Finger nach dem Vogelbauer. Aber Meiſter Daniel, den die Kinder nicht zu bemerken ſchienen, erſchrak faſt; denn wie eine Katze, die nach einer Beute ſpringt, fuhr der Junge mit einem Schrei empor, als wolle er den ſchönen Vogel greifen. Unwillkürlich klopfte der Meiſter an die Scheiben und drohte mit der Fauſt; da machte der Bube ihm ein Schelmgeſicht und rannte davon; das blonde Dirnlein aber ſtand, als könne ſie vor Schreck nicht von der Stelle.

Ein Lächeln zog über des guten Meiſters Antlitz, und er winkte dem Kinde, daß es zu ihm kommen ſolle; da ſie aber keinen Fuß rührte, ging er zu ihr auf die Gaſſe: „Komm' mit mir in die Stube!" ſagte er, ihre Hand faſſend; „da kannſt Du Dir in der Wärme den Vogel beſehen!"

Als ſie drinnen waren, nahm er das Bauer von der Wand und ſtellte es vor ihr auf den Tiſch; aber der Dompfaff wetzte nur den Schnabel und ſah ſie mit ſeinen ſchwarzen Augen an.

Sie that einen tiefen Athemzug: „Was iſt das für ein Vogel?" frug ſie leiſe.

„Das iſt ein Dompfaff!" erwiderte der Meiſter.

„Ein Dompfaff?" und ſie hielt lange den kleinen Zeigefinger an die Lippen. „Iſt er denn verzaubert?"

„Was denn? Verzaubert?" frug der Alte, und ſie nickte mit ihren großen Augen.

„Warum denn verzaubert?" frug er nochmals.

„Er flötet ja wie ein Junge!"

„Wart' mal," ſagte der Meiſter, dem dieſe Frage wie aus einer andern Welt kam; „nein, ſo was nicht! Nur, ſie ſagen, daß er ein dummer Vogel ſei; aber, Kind, er iſt gewaltig klug, und darum kann er auch flöten."

„Darum?" wiederholte das Kind; und Beide verfielen nun in tiefes Sinnen über dieſen wunderlichen

Fall. „Sag' einmal,“ ſprach Meiſter Daniel dann, nachdem er eine Weile in das feine Geſichtlein geſchaut hatte, „biſt Du nicht die kleine Magdalena, von der mein Fritz mir oft erzählt hat?“

Sie ſah ihn fragend an: „Wir ſind dem Kollaborator ſeine,“ ſagte ſie; „aber unſer Vater, auch Mutter iſt geſtorben.“

„Ja, ja, ich weiß; arme Kinder!“ ſagte er und ſtrich mit ſeiner harten Hand ihr ſanft die goldblonden Härchen aus dem Geſichtlein, das bei den letzten Worten ſich zum Weinen verzogen hatte. „War denn das Dein Bruder, den Du bei Dir hatteſt?“

Sie nickte. „Wir ſind beide bei unſrer Großmutter; aber die kann gar nicht von ihrem Lehnſtuhl auf!“

„Das iſt nicht gut für Deinen Bruder,“ ſagte der Meiſter ein wenig ſtrenge. „Wie heißt er denn?“

„Tiberius.“

„Was für was?“ frug er, und das Kind wiederholte das Wort.

Der Alte ſchüttelte den Kopf. „Iſt denn das ein chriſtlicher Name? Hat unſer Paſtor ihn ſo getauft?“

„Ich weiß nicht,“ ſagte die Kleine halb gedankenlos; denn der Dompfaff begann plötzlich wieder ſeine Melodie, und ſie hatte für nichts Anderes Aug' und Ohren. Als er aufgehört hatte, wandte ſie ihre leuchtenden Augen dem Meiſter zu: „Ich muß nun nach Hauſe,“ ſagte ſie leiſe; „ich danke auch vielmal!“

Er nahm ihre beiden Händchen und ſah ſie zärtlich an: „Willſt Du auch wohl einmal wieder kommen?“

Und nach kleiner Bedenkzeit nickte ſie ſo bedeutſam, als ſollte es ein Schwur ſein. Dann brachte er ſie an die Hausthür und ſah ihr nach, wie ſie bedächtig die Straße hinauf ging. Als er danach wieder in ſein Zimmer trat, war ihm, als ſei hier inmittelſt ein Lichtlein ausgethan. Aber der Dompfaff hub wieder ſeine Melodie an. „Fritz! Min Fritz!“ rief der Alte, und lehnte ſich zitternd an den Thürpfoſten.

Als der Mai ins Land gekommen war, ſaß ſchon die Mietherin unten in der Wohnſtube, ein zierliches, etwa fünfzigjähriges Frauenzimmer. Rieckchen Therebinte hieß ſie und lebte von einem Sümmchen Erbzinſen und einem kleinen Jahrgehalt, den ihr eine zwanzigjährige Kammerjungfernſchaft bei einer gräflichen Gutsbeſitzerin eingetragen hatte; wenn Bälle oder andere Feſtlichkeiten in der Stadt waren, kammerjungferte ſie auch jetzt noch bei den Töchtern der Beamten oder vornehmeren Bürger und hatte dadurch noch eine hübſche Extra-Einnahme. Sie war klein und mager, und wenn ſie aus einer Thür ein paar Stufen hinab ging, ſo war's, als wenn ein Vogel heraus hüpfte; „ſie iſt ein hüpfendes Gerippchen," hatte einmal ein kleines boshaftes Mädchen von ihr geſagt. Sie hatte nur ein winziges Stumpfnäschen; aber eine weitläufige Stirn darüber, daher ſie denn auch, wenn die Schönheit eines jungen Mädchens vor ihr gelobt wurde, ſelten, wiewohl etwas zaghaft, zu bemerken unterließ: „Ja, hübſch, recht hübſch! Aber die Stirn, iſt die nicht etwas unbedeutend?" Sie wurde dann meiſtens ausgelacht, und ſie ſelber lachte mit; denn Neid und Bosheit waren nicht dahinter; ſie wollte nur in Betreff der Schönheit ſich doch auch ein wenig in Erinnerung bringen. Die niedrige Stirn ihres Miethsherrn pflegte ſie ſtets voll wahren Mitleids zu betrachten und erwähnte ihrer niemals gegen Andere.

Oben in der Giebelſtube hing der Dompfaff am Fenſter, und in der Ecke ſtand der Ofen, auf dem

Meiſter Daniel ſeine Kartoffeln und ſein Stückchen Sonntagsfleiſch kochte; er hatte ſeinen einſamen Haushalt eingerichtet. Wenn er Vormittags ſeine paar Stunden in der Böttcherwerkſtatt gearbeitet oder in ſeinem Garten gegraben hatte, den er ſpäter faſt ganz mit Kartoffeln bepflanzte, dann ſaß er oben mit aufgeſtütztem Arm an einem Tiſche und las in der Laß'ſchen Chronik ſeiner Vaterſtadt, oder in des alten pastor primarius Melchior Krafftens ſtädtiſcher zweihundertjähriger Kirchen- und Schulhiſtorie. Die alten Lederbände waren noch aus ſeines Vaters Nachlaß, hatten aber lange Zeit bei ſeinen Rechnungsbüchern in der Schatulle gelegen; nun ſahen ſie ihn an, wie auch ſchon ſeine alte Zeit, und wenn er las, wie früher die pastores von Oſt und Weſt, aus Pommern und aus Sachſen in unſere Stadt gekommen waren, und wie nun hier auf ein paar Buchſeiten ſich ihr Leben eines nach dem andern abſpann, dann blickte er wohl halb verwirrt empor und wunderte ſich, wie er und der Dompfaff doch noch immer weiter lebten.

Wurde es Sonntag, ſo zog er ſtets ein friſch gebleichtes Hemd an; dann dachte er ſeiner ſauberen Hausfrau: „Line — Line Baſch!“ ſprach er und nickte mit ſeinem grauen Kopfe. „Du ſiehſt es doch!“

und während er ſich langſam in ſein Sonntagszeug kleidete, war ihm, als thäte er es noch wie einſtmals unter ihren Augen.

Dann ging er in die Kirche, um von dem alten Propſten, mit dem er als Junge in Quarta auf der Schulbank geſeſſen hatte, Gottes Wort zu hören; nach der Kirche ging er zurück und ſeinem Hauſe vorbei über den Kirchhof nach dem Stift. Aber ſeine alte Schweſter war ſtumpf geworden. „Wat ſchrift Fritz?“ war immer ihre erſte Frage, auf die er nur ſelten etwas zu antworten hatte; dann frug ſie weiter: „Wat hett de ol' Propſt denn ſeggt?“ Er berichtete ihr den Inhalt der Predigt, ſo weit er ihn behalten hatte; wenn er aber damit zu Ende war, dann war ſchon längſt der Kopf der bald Neunzigjährigen auf die Bruſt geſunken, und ihre Seele ſchwebte in der Dämmerung, auf welche die Nacht folgt. Er ſaß noch eine Weile und ſah auf die alten Schweſterhände, die ihm von ſeiner Kindheit an geholfen hatten; und wenn die Schlafende ſich nicht mehr rührte, nickte er ihr ſchweigend zu, und ging hinaus und langſam ſeinem Hauſe zu.

Das waren die beiden einzigen Gänge, die Daniel Baſch in ſeinen Sonntagskleidern machte.

In ſeinem Garten wuchſen allmälig die Kartoffelſtauden in die Höhe und bildeten bald eine gleichmäßig grüne Fläche, aus welcher nur der große Birnbaum hervorragte, der in der Mittagsſonne ſeinen breiten Schatten um ſich her warf. Um dieſe Zeit, aber auch ſpät Nachmittags, wenn ſchon das Abendroth am Himmel ſtand, ſahen die Nachbarn über den Zaun ihrer Gärten den alten Meiſter oft auf der Bank, die auch jetzt noch um den Baum lief, ſitzen; den etwas gebeugten Rücken an den Stamm gelehnt, die Hände vor ſich auf die Kniee gefaltet, wie Einer, deſſen Tagewerk zu Ende iſt; und als im Juni ſich die Stauden mit den zierlichen blauen und weißen Blüthen bedeckten, ſaß er wie in einem Blumenmeer. Auch war ein Plätzchen, dicht am Fuße des Baumes, nicht zum Kartoffelfeld gezogen; Fritzens Blumenbeete waren hier geweſen, und Meiſter Daniel hatte im letzten Frühjahr alles Unkraut ausgereutet und ſtatt deſſen rothen Gartenmohn darauf geſäet. Er wußte wohl nicht, daß das die Blume der Vergeſſenheit ſei; ſie war für ihn vielmehr das Gegentheil; denn Fritz und ſeine Mutter hatten ſie einſt ſo gern gehabt. Und als ſpäter die Kartoffelſtauden mit den lichtgrünen Aepfeln und ſchon in dunklen Blättern ſtanden, öffnete neben ihnen der Mohn ſeine Knoſpen und wiegte die leuchtend rothen Blumen in dem ſchwülen Sommerhauch.

Der alte Mann, der auf der Bank daneben ſaß, ſchien freilich wenig zu dieſer Sommerpracht zu paſſen: der Bart ſchien ſeit acht Tagen nicht raſirt zu ſein, und die tiefliegenden blaß-blauen Augen ſahen wie über Welt und Leben hinweg. Er hatte den Brief, den er in der Hand hielt, eben vielleicht zum zehnten Mal geleſen; er war von Fritz; Fritz war nach Kalifornien gegangen.

Das Goldfieber war derzeit noch lange nicht vorüber; noch manchen lockte es in die Minen und manchen in den Tod; manchem ſchlugen dort die Keime ſeiner Natur zu Trunkſucht, Spiel und Raub, die vielleicht für immer ſonſt geſchlafen hätten, in Wucherpflanzen auf und erſtickten ihn. Freilich war Fritz nicht als abenteuernder Minirer, ſondern als feſtgedungener Böttcher für eine dortige Exportſchlachterei mit einem Hamburger Genoſſen hinüber gegangen, aber das Wort „Kalifornien“ klang doch wie Gold und Abenteuer, und es war zuerſt vor ſeinem Ohr geklungen, da er aus jenem Briefe ſeines Vaters deſſen drohende Verarmung herauszuleſen meinte. Er hatte ſeine feſte Arbeit; aber wenn die Gelegenheit käme, weshalb ſollte er nicht auch dazwiſchen ſpringen und ſeinem Vater ein ſorgloſes Alter mit nach Haus bringen!

Meiſter Daniel ſeufzte nicht; er ließ nur den Kopf hängen und rieb ſich mit der Hand den Stoppelbart; aber er ſah nicht neben ſich die rothen Blumen wehn und hörte nicht den Zritſch, der über ihm aus dem Laub des Baumes ſang, ſelbſt nicht den leichten Schritt, der jetzt von dem unten vorbeiführenden Weg aus dem Gartenſteig heraufkam. Erſt als eine kleine Hand ſich auf die ſeine legte, blickte er auf. „Magdalene, Kind, biſt Du es!“ ſagte er.

Sie nickte. „Ich wollte nur den Vogel gern einmal wieder hören!“ Aber ſie ſah ihn faſt erſchrocken an.

„Ja, ja“ — ſprach er, wie zu ſich ſelber — „der Dompfaff, der iſt noch da.“ Dann ging er mit dem Mädchen nach dem Hauſe zu.

Es war ſchon zu Ende des November; Meiſter Daniel ſaß Nachmittags in ſeiner Giebelſtube und hatte ſich ein behaglich Feuerchen im Ofen gemacht; es roch ſogar nach Kaffee, der wohl darin ſtehen mochte; er wollte heute noch zu ſeinem Nachbar, dem Barbier, denn der Bart war wieder einmal gar zu lang geworden, und dann ins Stift zu ſeiner Schweſter; heute ſollte ſie gewiß nicht ſchlafen; denn der erſte Brief aus Kalifornien war angekommen. „Geld verdienen iſt hier keine Kunſt,“ ſchrieb Fritz; „aber man muß es feſt in der Hand halten, wenn es nicht wieder wie Sand durch die Finger laufen ſoll; zwei Jahre, dann, Vater, klopf' ich an Deine Thür; dann arbeiten wir wieder zuſammen!“

Der Dompfaff hüpfte fröhlich in ſeinem Bauer; ein glücklich Lächeln ging über des Alten Angeſicht, und er wollte ſich eben ſeinen Kaffee aus dem Ofen holen, da hörte er es draußen die Treppe heraufhüpfen, ein ſpitzer Finger pochte an die Kammerthür, und als ſie ſich öffnete, erſchien Mamſell Riekchen Therebinte auf der Schwelle. „Oh, Mamſellchen!“ rief der Alte.

Und Riekchen machte einen Knix; ſie hatte ihren Schildpattkamm von der Gräfin eingeſteckt und Filethandſchuhe angezogen. „Ich kann wohl gratuliren?“ ſagte ſie.

„Wozu?“ frug der Alte hinterhaltig, „Sie meinen wohl, es riecht hier nach Geburtstag?“

„Oh, Herr Baſch! Ich denk', zwei einſame Hauskameraden ſollten Freud' und Leid zuſammen theilen, und heute Vormittag — ja, ja, ich habe den

Briefboten attrapirt — iſt doch wohl Freude bei Ihnen eingekehrt; da möcht' ich mir nun meinen Antheil ausbitten!“

Er drohte ihr mit dem Finger: „Weibſen! Weibſen!“ ſagte er ſchelmiſch. „Aber, im Vertrauen, Mamſellchen, ich hab's gar gern, wenn Ihr Frauenzimmerchen ein Bischen neugierig ſeid!“ Er ſeufzte, doch er lächelte auch dabei; „mein ſelig' Linchen war es auch!“ flüſterte er ihr ins Ohr.

Und während Riekchen ſich verſchämt mit ihrem Händchen über die bedeutende Stirn ſtrich, lief Meiſter Daniel zu einem Wandſchränkchen und holte Taſſen und Theelöffel; dann nahm er den heißen Kaffee aus dem Ofen und ſchenkte ſeiner Hausgenoſſin ein: „Und hier iſt Zucker!“ ſagte er; „bedienen Sie ſich, Mamſellchen. Ja, ja, Sie haben recht, heut' iſt ein Freudentag; ich habe Nachricht von meinem Fritz!“ Und ohne ſeinen Kaffee zu berühren, nahm er den offenen Brief vom Tiſch — — aber er mußte lachen, er hatte vergeſſen, ſeine Brille aufzuſetzen. Aber nun that er es und begann den Brief zu leſen, während Mamſell Therebintchen mit zierlichem Finger ihre Taſſe vom Munde wieder auf die Unterſchale ſetzte.

Als er aber an die Stelle kam, wo Fritz für ſeine Heimkehr noch nur eine zweijährige Friſt ſetzt, da ſchien plötzlich auf dem Antlitz der mit gefalteten Händen Horchenden die Theilnahme zu erlöſchen.

Sie räuſperte ſich ein wenig, und Meiſter Daniel ſah ſie an: „Iſt Ihnen nicht wohl, Mamſellchen?“ frug er heiter; „Ihre Aeuglein ſehen auf einmal ſo betrübſam!“

Und Mamſell Riekchen ſah ihn faſt bittend an: „Ach, lieber Meiſter,“ flüſterte ſie, „dann werd' ich wohl mein Stübchen und Ihr Haus verlaſſen müſſen!“ und ſie ſeufzte, daß es ganz ſtill in der Kammer wurde.

Meiſter Daniel war ſchier beſtürzt, ſo hatte er den Fall noch gar nicht angeſehen; aber er faßte ſich, da war ja noch die kleine Schlafkammer des Geſellen; er nahm ihre Hand: „Nein, nein, liebes Mamſellchen, Fritz wird Sie nicht verdrängen; er iſt ein beſcheidener Junge, ſeiner lieben Mutter guter Sohn! Sie ſollen auch Ihre Freude an ihm haben; dann wird es wieder laut und luſtig hier im Hauſe, und im Garten wachſen Erbſen und Bohnen und Blumen, auch türkiſchen Weizen zieht er — ganz wie es früher war zu ſeiner Mutter Zeit!“

Da lächelte das Mamſellchen wieder, und ſie tranken ihren Kaffee und laſen den Brief zu Ende;

und als das alte Dämchen ſich empfahl, erbat ſie ſich und erhielt noch die Erlaubniß, im nächſten Frühjahr zwei Suppenkräuter-Beete zu gemeinſchaftlichem Gebrauche in dem Garten anzulegen.

Der Meiſter Daniel aber ging ſchrägüber zum Barbier, dann glattraſirt ins Stift zu ſeiner alten Schweſter, und Salome blieb, während er ihr den Brief vorlas, und noch lange nachher ganz wach und munter; ſie ſaß in ihrem Lehnſtuhl, und er dicht an ihrer Seite und die Hände der alten Geſchwiſter ruhten in ſtummer Freude in einander; nur mitunter ſagte ſie: „De Jung! De Jung! He kann wat, un dat in Amerika!“

Als Daniel am Abend heimkam, faßte er den Entſchluß, dem Dompfaffen das Stück noch weiter vorzupfeifen. Was ſollte Fritz ſich wundern, wenn er nach zwei Jahren ihn ſo ſingen hörte!

Das war ein Freudentag in Meiſter Daniel's Leben; aber er wiederholte ſich nicht; der Winter kam, aber kein Brief von Fritz, und je weiter es in die Zeit hineinging, deſto ſchwächer wurde der Schimmer jener Freudenflamme, und deſto dunkler wurde es um den einſamen alten Meiſter.

Als nach ein paar Jahren die Krokus im Schloßgarten blühten, trat ein einfacher Leichenzug aus dem Thore des St. Jürgenſtiftes; ein Kränzchen von Primeln und Immergrün lag auf dem Sarge; ein alter Mann ging zunächſt hinter demſelben; er ging etwas ſtumpelig, und auf ſeinem Antlitz mit den ſchloweißen Augenbrauen zuckte eine unruhige Trauer. Es war wohl nicht um die Todte, die er auf ihrem letzten Weg begleitete; denn ſie hatte in mählich verdämmerndem Bewußtſein das äußerſte Lebensziel erreicht; aber der alte Mann hatte jenſeit des Meeres einen Sohn, ſein einzig Kind, und er wußte ſeit lange nichts von ihm; die Todte aber war die letzte geweſen, die aus ihren Träumen noch nach ihm gefragt hatte.

Der alte Mann war Daniel Baſch, der ſeine Schweſter Salome begrub; den kleinen Kranz hatte ſeine Miethorin, das gute Riekchen, gebunden. „Das iſt unſer Altjungfernrecht,“ hatte ſie geſagt; „ohne Kranz nicht zu Tanz!“

Der Zug ging Schritt für Schritt die Straße hinab nach dem zweiten Kirchhof am Nordweſtende der Stadt, wo Daniels Familiengrabſtätte lag. Als er dort an die offene Grube trat, ſah er in derſelben die Seitenbretter eines morſchen Sarges aus der

Erde ragen; ſeine Hand zuckte, als ob er etwas faſſen müſſe; er kannte den Sarg; es war ihm faſt, als wie ein ſchrecklich Wiederfinden. Dann wurde der friſche Sarg hinabgelaſſen, und die hinabgeſchaufelte Erde dröhnte auf dem Deckel; Daniel nickte noch einmal in die Grube, und während der alte Propſt das „Vaterunſer“ ſprach, murmelte er leis für ſich: „dein Wille geſchehe im Himmel und auf Erden!“

Erſt als er wie betäubt nach Hauſe ging, ergriff ihn ein jäher Schmerz um ſeine alte Schweſter, daß er nur mit Gewalt einen Thränenausbruch zurückdrängte; er war nun ganz verlaſſen.

Als er in ſeinem Hauſe nach der Giebelkammer hinaufſtieg, ſtand er mitten auf der Treppe ſtill: er hörte den Vogel in der Kammer pfeifen. Das hatte er freilich ſchon tauſendmal gehört; aber heute kam es ſo friſch, ganz wie ein Frühlingsruf aus der kleinen Bruſt herauf; Meiſter Daniel erklomm die letzten Stufen und brummte zur Begleitung die Worte der Melodie. Aber was war denn das? Der Meiſter hatte, an dem Erfolg verzweifelnd, in den letzten Wochen ſeinen Unterricht ganz aufgegeben; immer hatte der Schüler nur geſtümpert; und jetzt — jetzt ſang er Alles: womit ihn Fritz ins Haus gebracht, was dieſer ihn gelehrt und was zuletzt der

Meiſter ſelbſt ihm vorgepfiffen hatte. Die unerwartete Freude hatte dem Alten wohl den Kopf verwirrt; denn er wandte ſich wieder, faßte mit jeder Hand eine Stange des Geländers, und ſich vorbeugend rief er laut ins Haus hinab: „Fritz! Fritz! Nu fleut' he ock de tweete Reeg!“

Da öffnete ſich raſch die Thür der unteren Wohnſtube, und Mamſell Riekchen war auf den Flur hinausgehüpft. „Wer? Was flötet, Meiſter Daniel?“ rief ſie ängſtlich.

„Der Dompfaff! Der Dompfaff!“ kam es von der Treppe herunter.

„Ach, Sie und Ihr alter Dompapſt!“ rief Mamſell Riekchen und hüpfte in ihre Kammer zurück. „Sonderbarer Mann!“ ſprach ſie zu ſich ſelber und ſchüttelte ihre beiden dünnen Locken; „hat eben ſein' Schweſter begraben und ſchreit um ſeinen alten Dompapſt!“

Der alte Mann dort oben hatte ſich auch beſonnen; der Vogel zwar hatte ſeine Lektion gelernt, wo aber war der, den er gerufen hatte?

Um dieſe Zeit war es, daß der Sohn eines Kellerwirths, „der Amerikaner“, wie ſie ihn ſpäter nannten, als er ſich nichtsnutzig in der Stadt umhertrieb, aus Kalifornien wieder nach Haus gelangte. Er war trunkfällig und großmäulig und führte zur Unterſtützung ſeiner Reden eine raſche Fauſt, daß die Leute es ſich ſchon gefallen ließen, wenn er in der Fuhrmannskneipe ſeine Geſchichtchen auftiſchte und ſeine Goldbröcklein aus der Taſche holte. Mit Grafen und Zigeunern, Türken und Heiden, ſo erzählte er eines Abends, auch freilich mit Fritz Baſch habe er Gold gewaſchen. — Aber der ſei ja in San Franciſco in einer Schlachterei, meinte einer der Stammgäſte. — Der Amerikaner lachte: „Hat ſich ausgeſchlachtet! die Bretterbuden ſind verbrannt; die hounds haben die Kaſſen genommen."

„Hounds — was ſind Hounds?"

„Hunde! Spitzbuben! Räuber ſind's" — rief der Amerikaner. „Ihr kennt hier ſo was nicht! Noch ein Glas, Harke! Schmeckt wohlfeil hier bei Euch!"

Das junge Schenkmädchen war, die Hand auf einer Kanne, ſtehen geblieben: „Sagt, wenn Ihr ſo gut ſein wollt, was treibt Fritz Baſch denn itzt? Wir ſind zuſammen eingeſegnet."

„Fritz Baſch?" erwiderte der Goldgräber und ſah ſich frech am Tiſche um: „Kalkulir', der hat's wohl ausgetrieben!"

„Was ſagt Ihr! Was iſt's mit Fritz Baſch?" riefen die Gäſte; denn der friſche Junge war in Aller Gedächtniß.

Der Amerikaner trank erſt ſein Glas bis auf die Nagelprobe. „Ihr kennt das hier nicht," ſagte er dann wieder; „im Süden, im Oregon war's; ein neues Goldlager! Ihr kennt das nicht: von Aſien, Afrika, Europa rannten ſie herbei; der Staub, der Moraſt, das Schnauben und Toben von Menſch und Vieh; aus hundert Sprachen ſchrien ſie durcheinander, ſchlimmer, als beim Thurmbau zu Babel: ein Irländer wurde verrückt; ein Franzos wollte Alles überſchreien, bis er am Ende nur noch pfeifen konnte; aber Gold! Gold war für Alle! — Harke, noch ein Glas!" unterbrach ſich der Erzähler.

„Aber Fritz! Was war mit dem? War er dabei?" riefen die Anderen.

„Dabei? — Ob er dabei war! Er grub und wuſch für Zwei! Einen Beutel voll Gold hatte er ſchon, den er allzeit feſtgebunden in der Hoſentaſche trug."

„Weshalb denn iſt er nicht mit hierhergekommen? Habt Ihr Streit gehabt?"

Der Amerikaner ſchüttelte den Kopf: „Streit? Streit genug; aber nicht zwiſchen uns. In den

Minen, Abends in den Zelten, wir ſpielten faſt die Nächte durch; habt von der Wirthſchaft wohl ſchon reden hören. Aber Fritz wollte nicht, und wenn ſie ihn zerren wollten, ſprach er: „Spielt! ich mach' nicht mit; muß meinem Vater ein weich' Kiſſen für ſeinen alten Kopf mit nach Haus bringen; hab' kein Gold für Eure Karten!“ — Aber ſie kriegten's heraus, daß er die Taſchen voll hatte; ſo kam's zum Streit, und in einer Nacht — Ihr kennt das nicht — da wurden die Meſſer blank, und eins davon fuhr ihm zwiſchen den Schultern in den Rücken.“

Die blonde Dirne ſtieß einen Wehlaut aus. „Der arme alte Daniel!“ rief ein Andrer; „es war doch nicht zum Tode?“

„Zum Leben auch nicht!“ ſagte der Amerikaner; „ich hab' ihn ſpäter nicht mehr geſehen, und wenn ſein Leichnam nicht zufällig einem neuen Claim im Wege lag, ſo werden die Geier und die Ratten ihn ſchon begraben haben!“

— — Ein paar Tage ſpäter ſaß der Erzähler auch bei dem alten Meiſter Daniel auf der Bank unter Mamſell Riekchens Fenſter, und bis weit hinab und hinauf in die Straße konnten die Leute, die dort gingen oder vor ihren Thüren ſaßen, ihn reden hören. „Na, good bye, Meiſter!“ ſagte er endlich, rückte ſeinen Hut und ſchlenderte gleichgültig, die Hände in den Hoſentaſchen, weiter.

Der Alte ſah ihm lang' mit ſtarren Augen nach; als er ſich aufrichten wollte, taumelte er auf die Bank zurück; er machte noch einmal den Verſuch, und nun ging es: mit den Händen an der Wand taſtete er ſich durch ſeinen Hausflur und ebenſo die Treppe hinauf; als er in die Kammer gelangt war, ſchloß er hinter ſich die Thür. Wer auf der Gaſſe vorüberkam, ſah die Sonne über die geſchorene Linde weg ins offene Fenſter ſcheinen und hörte den Dompfaff ſein allbekanntes Lied pfeifen.

Nach einigen Wochen aber wurde hie und da erzählt, der alte Daniel Baſch ſei ſo was wunderlich geworden; der Amerikaner habe auch ihm das Stück von ſeinem Sohn erzählt, da ſei ihm die Trauer in den Kopf geſtiegen. — Auch in meinem Hauſe wurde davon geſprochen; da ſeine Mutter bei meiner Großmutter lang' in treuem Dienſt geſtanden war, ſo gehörten wir zu ſeiner ihm noch jetzt verbliebenen Kundſchaft. Die Aufträge meiner Frau waren, nach deren Aeußerung, bisher prompt und ſauber ausgeführt; nur eben jetzt hatten wir lange auf ein

Badewännchen für unſer kränkelndes Kind gewartet. „Geh' doch einmal ſelber bei dem Alten vor," ſagte ſie eines Tages zu mir; „Dein Spaziergang führt Dich ja oft dort vorbei!"

Als ich mich, deß gedenkend, an folgenden Nachmittage ſeinem Hauſe näherte, ſah ich dort eine Leiter über der Hausthür angelehnt; den darauf Stehenden aber verbarg mir das Laub des Lindenbaums. Als ich herantrat, erkannte ich unſern alten Meiſter ſelber; er hatte in der einen Hand einen Meißel, in der andern einen Hammer und war damit beſchäftigt, den vor Jahren dem Thürſtück angeſtrichenen Mörtel wieder los zu arbeiten, und ſchon ſah der Schädel des Todes wieder aus dem wüſten Staub hervor.

Als der Alte auf meinen Gruß, den ich ihm hinaufrief, mich erkannte, kam er haſtig von ſeiner Leiter herabgeklommen und führte mich durch den ſchmalen Hausflur in die Werkſtatt. „Es iſt fertig, ganz fertig, Herr Landvogt!" ſagte er und ſah mich aus erſchreckend hohlen Augen an; „daß Ihre gute Frau mir nur nicht bös wird! Ich hatt's vergeſſen; rein vergeſſen — Die letzten Wochen!" Er griff in eine Ecke und wies mir die fertige Wanne vor. „Die letzten Wochen!" wiederholte er noch einmal leiſe vor ſich hin.

Ich faßte ſeine Hand und fühlte, wie ſie in der meinen bebte. „Ich weiß es, Meiſter,“ ſagte ich; „ſie haben großes Leid zu Euch gebracht.“

Da hörte ich den Dompfaff pfeifen, den ich bis jetzt nur vom Hörenſagen kannte; er hing in ſeinem Bauer jetzt hier in der Werkſtatt innerhalb eines kleinen Oberfenſters; vom Hofe nickte ein blühender Flieder zu ihm herein.

Der Vortrag des kleinen Künſtlers ſchien mir ſo lieblich, ja — was indes wohl nur die Folge meiner Stimmung war — ſo voll Empfindung, daß ich ſchweigend horchte. „Da habt Ihr einen anmuthigen Hausgenoſſen!“ ſagte ich.

Der Alte ließ den weißen Kopf ſinken: „Den letzten,“ murmelte er; „und nur ein Vögelchen.“

„Den letzten? Ich dachte, es wohne auch noch ſo ein altes munteres Jüngferchen bei Euch?“

Meiſter Daniel nickte: „Ja, ja, Herr; nur — ſie hat die Anderen nicht gekannt; der“ — und er ſchaute zärtlich zu dem Vogel auf — „iſt noch von meinem Fritz!“

Ich hätte ihm zurufen mögen: „Laßt nicht den Kopf ſo hängen, Alter! Wer weiß, der Fritz kommt dennoch eines Tages in die Thür geſprungen, und es wird wieder jung und luſtig in Eurem Hauſe!“

Denn ich traute dem verlumpten Schwätzer nicht, der jene Kunde über das Meer gebracht hatte; aber dennoch — es ſah dem Fritz zu ähnlich, und das Ende war wie ein Blatt aus einer Tagesnummer von da drüben; ich gab ſchweigend dem kalten Mann die Hand: „Meine Frau wird die Wanne holen laſſen," ſagte ich; „möge Gott Euch tröſten, Meiſter Daniel; die Welt iſt ja ſo reich."

Als ich aber einen Blick auf den gebrochenen Mann warf, der noch immer nach dem Vogelbauer ſtarrte, als gäbe es nun nichts Weiteres für ihn, da ſchämte ich mich meiner dummen Weisheit und wollte ſchweigend davongehen.

In der Hausthür aber hatte er mich eingeholt; er hielt die Zipfelmütze in der Hand: „Verzeiht! Verzeiht, Herr!" wiederholte er ein paar Mal mit einem unbeholfenen Diener.

Nur ein paar Häuſer weit hatte ich mich entfernt, als ich ſchon wieder von der Leiter herab die Schläge des Hammers auf den Meißel hörte; der Alte arbeitete ſchon wieder ſeinen Tod zu Tage.

— — Sie ſagten, Meiſter Daniel ſei wunderlich geworden, und es war vielleicht auch ſo; freilich die wenige Arbeit, die er noch zu verrichten hatte, gerieth ihm nach wie vor; aber das Handwerk, oder was davon in früheren Jahren in ſeinem Kopfe hatte ſitzen müſſen, war ihm allmälig in die Fauſt hinabgeſtiegen, und die war noch leiblich zu gebrauchen. Im Uebrigen hatte er ſeine alten Bücher wieder in die Schubladen gepackt: was ſollte er von den Dingen der Welt noch leſen, da ſeine Lieben keinen Theil mehr an ihr hatten! Für ihn war jetzt ein Anderes: wenn Abends die Dämmerung ſich dem Dunkel nahte, oder wenn der Mond aus ſeiner Himmelshöh' herabſchien, dann ſchritt Daniel aus ſeinem Hauſe die Süderſtraße hinab, über den Markt und hinten durch den einſamen Schloßgang, durch die Lindenalleen und durch den Todtengang nach dem Kirchhof. Er trug keine Blumen oder Kränze dahin; aber unter der kleinen Linde, die auf Lina's und Salome's Grabe wuchs, hatte er ein ſchmales Bänkchen zimmern laſſen; dort ſaß er und blickte, ſo lange noch ein Schimmer davon ſichtbar war, nach Weſten auf das Meer und dachte an die Ewigkeit, welche nur allein noch vor ihm lag.

Aber auch wenn ſchon das Dunkel ihn rings umſchloſſen hatte, blieb er dort mitunter ſitzen.

Da er eines Abends erſt nach 11 Uhr ſeine Hausthür aufſchloß, kam ihm Mamſell Riekchen aus ihrer Stubenthür mit einem brennenden Licht entgegen; ſie hatte ſo lang' in Schiller's Räubern geleſen: „Mein Gott, Herr Baſch, wo kommen Sie her? Ich denk', Sie liegen über mir in Ihrem Bett; ſonſt hätt' ich die grauliche Geſchichte nicht ſo ſpät geleſen!“ Plötzlich hüpfte ſie auf und nahm ihm ein weißes Blättchen von einem Grabkranz aus den Haaren. „Das iſt ja von dem Kirchhof!“ ſchrie ſie. „Was machen Sie auf dem Kirchhof?“

Der Alte nickte: „Ja, ja, Mamſellchen!“ und ein wunderliches Glänzen brach aus ſeinen Augen: „mein ſelig' Mutter war heut auch bei uns, in ihrer kalmankenen Nachtjacke: aber ſie hatte Erde auf ihren weißen Haaren; nur mein Fritz — — die Reiſe war auch wohl zu weit;“ ſetzte er leis und wie entſchuldigend hinzu.

„Herr Baſch,“ rief Mamſell Riekchen und wehte abwehrend mit ihrem Schnupftuch gegen ihn, „Sie machen einem bange! Kommen Sie; ich leuchte Ihnen nach Ihrer Kammer; ich koche noch ſchnell ein Täßchen Kamillenthee, damit Sie auf andere Gedanken kommen!“

Und der Alte ließ ſich hinaufleuchten und trank geduldig den Kamillenthee.

„Ihr gütigen Engel!“ rief Mamſell Riekchen da ſie unten in ihrem Zimmer war, „er iſt ganz wunderlich; aber bei ſolcher Stirn — was war da Andres zu erwarten!“

— — Von der Zeit an hielt Mamſell Therebinte über des Meiſters Hausweſen eine ſtille Aufſicht; „denn,“ ſagte ſie, „böſe Menſchen könnten ihm bei hellem Mittag das Dach vom Hauſe wegſtehlen!“ — Aber auch der Garten unterlag ihrer Sorge, und ſie paßte eifrig auf, daß nicht die Nachbarskatze oder Hühner ſich in den von ihr neu angelegten Suppenkrautsbeeten häuslich einrichteten; beſonders beunruhigte ſie ein fremder Junge, den ſie mehrmals durch den Garten gegen das Haus hatte heranſchleichen ſehen; aber ſobald er ſie erblickt hatte, war er eilig ſeitwärts durch die Nachbarsgärten davongerannt, ſo daß ſie von ſeinem Kopfe nur einen fahlblonden aufgeſträubten Haarpull zu Geſicht bekommen hatte. Als ſie eines Nachmittags mit Magdalene vom Hauſe aus in den Garten ging, fuhr dieſe plötzlich wie erſchrocken auf. „Was haſt Du, Lenchen?“ frug Mamſell Therebinte.

„Ich? Nichts,“ ſagte Lenchen; aber es knatterte drunten zwiſchen den Büſchen, und ihre Augen ſahen ängſtlich nach dieſer Richtung.

„War der Junge da, von dem ich Dir geſagt habe?“ frug Riekchen.

„Nein, ich weiß nicht."

„Hmm, Hmm!" machte Mamſellchen, und damit war die Unterredung aus; aber Lenchen mußte nach Hauſe und ſchien froh, von der Alten loszukommen.

Ein paar Tage ſpäter war der Junge wieder ſichtbar geworden, und diesmal hatte er Mamſell Riekchen ſein volles Antlitz zugekehrt; aber ſie kannte ihn nicht: er ſchielte; er hatte eine kurze dicke Naſe. „Pfui," ſagte ſie; „ein übler Knabe! Was will er? Stehlen? Aber gewiß, ſo ſehen die Spitzbuben aus!"

Im erſten Augenblick wollte ſie zum Meiſter in die Werkſtatt; aber nein, mit dem war jetzo nicht zu reden. Sie ſchauderte noch ein wenig; dann ging ſie in das Haus zurück; verſicherte aber bei ihrem Eintritt die Hinterthür mit Haken und mit Schlüſſel und ſetzte ſich in ihrem Stübchen nachdenklich an ihren engen Strickſtrumpf. So viel war gewiß, und ſie nickte beſtätigend mit ihrem Köpfchen, die ganze Verantwortung lag jetzt auf ihr.

In dem damals ſehr heißen Auguſt war ein großes Feſt in unſerer Stadt; ich weiß nicht, war der König da oder was ſonſt; aber auf den Abend ſollte im Rathhausſaal getanzt werden, und ſeit

Mittag war Riekchen Therebinte bald in dieſem, bald in jenem Hauſe, um den Honoratiorentöchtern bei ihrem Staat zu helfen. Meiſter Daniel hatte den Nachmittag an der Wiederherſtellung eines kleinen Eimers gearbeitet; er war ſchon alt und auseinandergefallen; denn der Meiſter hatte ihn einſt für ſeinen Fritz gemacht; nun wollte er ihn dem Lenchen ſchenken, wenn ſie nächſtens ihn beſuchen würde. Ihm war warm dabei geworden, und er mußte ſich auch noch fortwährend die winzigen „Gnaupen“ vom Geſicht wiſchen, die derzeit zu wahren Plagegeiſtern wurden. Aber allmälig verſchwanden die Thierchen; die Dämmerung kam, und ein gelber Abendſchein fiel ſchräg von Weſten her auf die weiß getünchten Wände der Werkſtatt. Der Meiſter ließ die Arbeit aus den Händen gleiten; er ſaß auf der Schnitzbank und ſah nach ſeinem Vogel, der am oberen Fenſter hing und ſich duknackig zuſammengepluſtert hatte. „Papchen! Mein Papchen!“ rief der Alte zärtlich; aber der Vogel rührte ſich nicht: da ſtand er auf, rückte haſtig einen Stuhl an das Fenſter und ſtieg hinauf.

Unter der Holzdecke, in deren Nähe das Bauer hing, war eine Todesgluth. Der Alte ſtieß mit zitternder Hand das obere Fenſter auf und hakte es feſt; dann ſah er wieder angſtvoll auf ſeinen Vogel. „Nicht krank werden, Papchen!“ flüſterte er ihm zu. „Fritz iſt todt und Daniel ein alter Mann!“ Er faßte an das Trinkglas des Vogels; es war heiß wie ein Suppentopf. Raſch trat er von dem Stuhl herunter, trabte mit dem Glaſe zum Brunnen auf dem Hofe und füllte es mit friſchem Waſſer, das er aus der tiefſten Tiefe heraufzog. Als er wieder in der Werkſtatt war und das Glas vor dem Bauer in den Drahtring gehangen hatte, ſtand er lange mit den Händen auf dem Rücken und blickte geſpannt nach ſeinem Vogel, der ſich deutlich gegen den Abendſchimmer draußen abhob. „Trink nun, Papchen, trink!“ ſprach er halb wie zu ſich ſelber. „Soll nicht wieder paſſiren; der alte dünne Kopf! Wir müſſen zuſammen aushalten; ſo trink' nun doch, mein Papchen!“

Und wirklich, der Vogel ſpreitete die Flügel und reckte den Kopf auf, als ob er jetzt erwache; und Daniel ſah ihn zu ſeiner Beruhigung nach dem Glaſe hüpfen und in durſtigen Zügen den klaren Quell hinunterſchlürfen.

Die Dämmerung fiel immer ſtärker; der Meiſter band ſein Schurzfell ab, zog ſeinen Rock an und machte ſich zu ſeinem Abendgange nach dem Kirchhof fertig. Als er eben aus dem Hauſe gehen wollte, fiel ihm die Hofthür ein; er lief zurück und verſicherte ſie mit Schlüſſel und Haken; denn er wußte, daß Mamſell Therebinte heut' in der Stadt ihre Kammerjungferngeſchäfte trieb; dann ſchloß er auch die Hausthür ab und ging durch den ungewöhnlich dunkeln Abend die Straße hinunter zu ſeinen Todten.

Er blieb lange auf dem Kirchhof; denn er feierte heute den Geburtstag ſeiner Line. Wer außer ihm noch dort geweſen war, den hatte das nahende Gewitter nach Haus getrieben, das im Weſten über dem Meer heraufſtieg. Er ſaß allein in der Finſterniß auf der kleinen Bank und dachte wohl, wie er vor Jahren mit ihr, die jetzt unter ihm verweſ'te, Hand in Hand unter dem Birnbaum in dem damals ſo wohl gepflegten Garten geſeſſen hatte. Die Donner, die ſchon lange gemurrt hatten, wurden lauter; mitunter hob ein jäher Blitzſchein die Todtenkreuze und Urnen um ihn her auf einen Augenblick aus dem Dunkel in ein gelbblaues Licht, und ein Rauſchen fuhr durch die Eſchen des Kirchhofs. Als jetzt ein dröhnender Schlag vor ihm wie in den Grund hinabpraſſelte, erhob er ſich unwillkürlich. Noch ein Weilchen ſtand er und neigte das Ohr nach dem Grabhügel; aber die Todten ſchliefen feſt genug; dann trat er den langen Weg nach ſeinem Hauſe an. Als er von der Norderſtraße über den Stiftskirchhof ging, zeigte ein Blitz ihm für einen Augenblick die beiden Zackengiebel und die Seitenmauer des langen Stiftsgebäudes und darin das Fenſter, hinter welchem er ſo manches Mal bei ſeiner Schweſter Salome geſeſſen hatte; es war dort Niemand mehr, der zu ihm gehörte, und er begann einen kleinen Trab zu laufen; ihn ergriff eine plötzliche Sehnſucht nach ſeiner öden Wohnung; auch mußte er in der Werkſtatt den offenen Fenſterflügel ſchließen, damit der ſchon in großen Tropfen fallende Regen nicht ſeitwärts in das Vogelbauer und auf ſeinen Dompfaff ſchlage.

Mamſell Riekchen lag ſchon hinter den geblümten Gardinen ihres Jungfernbettes, als der Meiſter in ſein Haus trat und ſie ihn eilig in die Werkſtatt gehen hörte. „Den lieben Engeln Dank," ſagte ſie und ſtreckte ihr Figürchen behaglich unter dem Deckbett, „daß wir den alten Mann zu Hauſe haben!" Denn von draußen ſchlug der Gewitterregen wie in Strömen gegen die Fenſter. „Nun wird er gleich ſeine Stiegen hinaufklettern, und dann iſt Ruh im Hauſe!"

Aber es dauerte eine Weile; dann hörte ſie von der Werkſtatt her ein Hantiren mit Brettern und

Dauben, die dort in Menge an den Wänden ſtanden, als ob Jemand in haſtigem Suchen Alles durcheinanderwerfe; dazwiſchen klatſchte draußen der Regen von den Dächern und aus den Rinnen auf die Straße. Sie hatte ſich in ihrem Bette aufgerichtet und drückte ihre eingewickelten Schmachtlöckchen an die Schläfen; denn ſie wollte nicht ſchlafen, bevor auch ihr alter Miethsherr zur Ruhe wäre. „Gott ſei tauſendmal Dank!" ſagte ſie, als ſie ihn endlich aus der Werkſtatt auf den Flur treten hörte. — Aber, was war das? Er ging nicht nach der Treppe; die Hofthür wurde aufgeſchloſſen und geöffnet: er ging hinaus in all' das Wetter!

Sie ſaß noch eine Weile; aber ſo gleichmäßig, ſo einlullend ſtrömte jetzt der Regen; Mamſell Riekchen war zurückgeſunken; ihre Athemzüge verkündeten deutlich den geſunden Schlaf.

— — Nur der ſchwindſüchtige Nachbar Schneider, deſſen Schlafkammer nach dem Garten lag, hatte erſt eben vor dem zu Bette gehen das Licht gelöſcht und wachte noch mit ſeiner Ehefrau; erſt vor einem halben Stündchen hatte er die Nadel in das Kiſſen geſteckt.

„Huſte doch nicht ſo, Jan Peters!" ſagte die ſtämmige Ehehälfte, die neben ihm unter der Decke lag.

„Ja, ja, Trine; mit Deinen Lungen würd' ich's auch nicht thun. Horch nur, wie der Regen palſcht!"

In dieſem Augenblicke hörten beide die Hinterthür des Böttcherhauſes aufklinken und bekannte Schritte durch den Gang nach dem Garten traben. „Um Chriſti Barmherzigkeit!" rief das Weib; „ich glaub', der alte Baſch will noch ſpazieren gehn!"

„Laß ihn!" ſagte der Schneider und huſtete wieder.

„Nein, nein! Was hat das zu bedeuten?" Und das Weib ſprang mit beiden Füßen aus dem Bett und ſtellte ſich an das Fenſter, um die Finſterniß draußen mit ihren runden Augen zu durchdringen. „Ich glaub'," ſagte ſie, „er watet drunten in ſeinen Kartoffeln, die auch längſt im Keller ſein ſollten! Was will er denn in den Kartoffeln?"

Der Mann im Bett antwortete nicht; aber in demſelben Augenblick drangen durch das Getoſe des Wetters von drunten aus dem Nachbargarten ein paar Worte zu ihnen herauf; „Papchen, gut' Papchen!" hörten ſie es ſchmeichelnd rufen; dann aber, nachdem eine Weile der ſtärker niederſtürzende Regen jeden Laut verwiſcht hatte, erſcholl ein Jammerruf, daß der müde Schneider aus ſeinen Kiſſen in die Höhe fuhr.

„Still!" rief das Weib und drängte ihren Kopf noch härter an die Scheiben.

„Trine!" begann der Mann wieder; „das war der alte Baſch! Sollen wir ihm auch zu Hülfe kommen? Wenn ich da draußen wär', ich holte mir den Tod."

Sie antwortete lange nicht; denn nach einigem Rufen war es ſtill geworden. „Laß ihn!" ſagte ſie; „die Verrückten können mehr vertragen als Du; was will er mit ſeinem Vogel Nachts im Garten laufen?"

Damit war ſie wieder unter die Decke gekrochen; vom Kirchthurm ſchlug es elf; und bald danach ſchnarchten auch die beiden Schneidersleute.

— — Aber am Tage darauf lief es durch die Nachbarſchaft, dem alten Baſch ſei am vorigen Abend ſein Vogel davon geflogen; nun ſei er in dunkler Regennacht in ſeinen Kartoffeln umhergelaufen und habe unter jeder Staude viſitirt; und ein Spaß für die ganze Stadt war es, als am Nachmittag der Bettelvogt durch die Straßen wanderte und, mit ſeinem Schlüſſel an das große Meſſingbecken ſchlagend, ausrief, dem Bötjer Daniel Baſch ſei ſein kunſtvoller Dompapſt fortgeflogen, und wer ihn wiederbringe, ſolle guter Belohnung gewiß ſein! — „Wahrhaftig," rieſen die Nachbaren lachend; „das hat Mamſell Therebintchen angeordnet; ſie läßt es ſich ein Stückchen Silber koſten: am Ende will ſie noch den Alten heirathen!“

Und Recht hatten ſie darin, daß Mamſell Riekchen den Aufruf hatte anſtellen laſſen; aber der Vogel kam nicht wieder. „Ja, ja,“ vertheidigte ſich der dicke Bettelvogt, als Riekchen bei Auszahlung ſeiner Gebühr ihn deshalb zur Rede ſtellte; „wenn's eine Katz oder auch nur ein Karnickel geweſen wär', ich wollte nichts davon ſagen; aber ſo Vögel mit Schwanz und Flügeln, die können eigentlich gar nicht ausgerufen werden.“ Und während Mamſell Riekchen über dieſe unerwartete Antwort ſich in ein verwickeltes Nachdenken verlor, ging der Ausrufer behaglich huſtend zur Thür hinaus.

Noch einmal kroch ſie mit dem Alten in Haus und Garten umher; aber nur das leere Bauer war geblieben, das mit ſeinem offenen Thürchen die ganze Werkſtatt zu veröden ſchien. Als Riekchen nach all' dem vergeblichen Suchen den Kräften des alten Mannes mit den Veronicatropfen ihrer Gräfin aufhelfen wollte, ſchüttelte er langſam ſeinen weißen Kopf: „Ich danke, gutes Mamſellchen; das iſt nicht anders; die irdiſchen Freuden ſind vorüber.“ Dann ſah er durch das Fenſter in den blauen Himmel, als ſuche er dort das Thor zur Ewigkeit.

Die überraſchenden und ſchnell ſich folgenden Vorgänge, welche ich jetzt zu erzählen habe, ſind es wohl eigentlich, welche uns in der kleinen Seeſtadt das Gedächtniß des einfachen Mannes bewahren ließen und mich veranlaßten, den kleinen Spuren ſeines Lebens nachzugehen, von denen ich einzelne hier aufzuzeichnen vermochte.

— — Es war an einem Spätnachmittage des Septembers, und die Abendſonne lag herbſtlich mild auf den braunen Ziegeldächern, als ein Trupp von etwa zwanzig meiſt aufgewachſenen Jungen ſich hurtig, aber in feierlicher Stille, von unſeres Meiſters Hauſe die Straße hinaufbewegte, die hier nach Oſten zur Stadt hinausführt. Nur ſelten wurde ein Wort geflüſtert; in ſachtem Trabe ging es vorwärts; man hörte nichts, als das Geräuſch von den Stiefeln oder Holzkloppen, die ebenmäßig über das Pflaſter liefen. Hie und da kam noch einer aus den Häuſern zugelaufen und ſchloß ſich, eifrig aber heimlich fragend, dem Zuge an.

„Wat is da los? Wo willn jüm hen?“ frug eben ein kleiner dicker Burſche.

Und der Gefragte raunte ihm ins Ohr: „Buten na't Brutlock! He will ſip verſupen!"

„Ah Snack! Verſupen? Wem will ſick verſupen?"

Und der Andere zeigte auf den alten Meiſter Baſch, der in Kniehoſen und Pantoffeln, mit Schurzfell und blauer Zipfelmütze, mit fahlem Antlitz und wie leeren Augen in ihrer Mitte trabte.

„Dammi ja!" ſagte der neue Junge. „He kickt immer liekut. Warum will he ſick verſupen?"

„So weſ' doch ſtill!" raunte der Andere; „wil he nich mehr leben mag."

„Wem hätt dat geſeggt?"

„He ſülm."

„Dammi ja!" rief der neue Junge wieder; „wenn man unſ' beiden Swemmers mit weren!"

„De ſünd all lang vörut."

Die beiden „Swemmers" waren ein paar ältere kräftige Jungen, Hans Jochims und Harke Mommſen, die Schwimmkünſtler unter denen, die draußen bei der Schleuſe badeten; ſie hatten ſich von dem Zuge getrennt und waren aus Leibeskräften vorausgelaufen; denn ſie dachten heute ihren Ruhm noch um ein Erkleckliches zu mehren.

Der Trupp, der ſich raſtlos mit dem ſchlurrenden trappelnden Geräuſche fortbewegte, war endlich vor die Stadt gekommen, wo ſich ſtatt der Häuſer zur Linken der Steinwall mit den großen Weißdornbüſchen hinzieht und rechts die Marſchweiden nach dem Hafenſtrom hinab liegen. Es ging jetzt raſcher vorwärts; ſie waren bald zur Stelle; niemand von den Knaben hatte ein Wort zu dem alten Meiſter geſprochen, er keins zu ihnen; niemand hat es nachher gewußt, woher es kund geworden, daß ſie ihn auf ſeinem Todesgang begleiteten; ebenſo wenig kam ihnen der Gedanke, daß ſie den Verwirrten zurückhalten müßten; auch die vorausgelaufenen Schwimmer dachten nur, wie ſie ihr Heldenſtück vollbringen wollten. Wohl begegneten ihnen ältere Leute, die ſie zu Rath und Hülfe hätten herbeirufen können; aber allen von ſolchen geſtellten Fragen ſetzten ſie nur ein ſtummes Kopfſchütteln oder ein nichtachtendes unbewegliches Schweigen entgegen; ſie wollten ſich nicht ſtören laſſen; die allen Menſchen eingeborene Begier, das Letzte, Schauerliche einmal ſelbſt in nächſter Nähe zu erleben, trieb ſie vorwärts.

Und der alte Mann ſchien Eile zu haben; er lief immer hurtiger, wie einſt, wenn er aus der Werkſtatt zu ſeiner Line in die Küche trabte; er wollte auch zu ihr, nicht zu ihrem Grabe; er wollte nach einer Pforte, durch die er aus der Welt hinauskonnte; zu ihr, zu Fritz, nur nicht mehr in der leeren Welt!

Der Zug wandte ſich jetzt rechts nach einem breiten Damm hinauf; ein paar hundert Schritte weiter, wo am Ende desſelben eine hochgelegene Landſtraße vorüberführte, lag tief unten im Winkel das Brautloch, eins jener ſchwarzen Waſſer, die nach der Sage unergründlich ſind. Die Augen der Jungen wurden immer greller, je näher ſie den Spiegel in der röthlichen Abendſonne blinkern ſahen; und viele Finger ſtreckten ſich aus und wieſen auf zwei dort am Abhang liegende Kleiderhäufchen. „De Swemmers! De Swemmers!“ rief es aus dem Zuge. Als ſie aber noch näher kamen und von dem Damme das Waſſer unter ihnen mit ſeinen hohen Schilfrändern überſehen konnten, lag unten Alles blank und todtenſtill; ſie reckten und drehten die Hälſe; aber von den Vorausgelaufenen war nichts zu gewahren.

Plötzlich erſcholl aus dem Haufen ein durchdringender Schrei des Entſetzens; denn während die Knaben nach ihren Kameraden auf der Waſſerfläche ausſahen, hatte Meiſter Daniel einen Zulauf genommen; ſie ſahen etwas, das ſie nicht erkennen konnten, durch die Luft in die Tiefe hinabfliegen und gleich darauf das Waſſer unten in klatſchenden Wellen emporſchlagen.

Der Augenblick war vorüber; es wurde ſtill; die Knaben ſtanden zitternd auf dem hohen Ufer und begannen um Hülfe zu rufen. Aber ſie war ſchon da, und von dieſem Augenblicke an wandte ſich das Schickſal Meiſter Daniel's; es ging wieder aufwärts; denn die Jugend hatte ſich ſeiner angenommen. Aus den beiden ſich gegenüber liegenden Schilfverſtecken ſchwammen mit kräftigem Armſchlage zwei nackte muskelſtarke Jünglinge hervor, und als die Geſtalt des Greiſes wieder aus der Tiefe auftauchte, ſchoſſen ſie herzu und hoben ihn mit geſchicktem Schwung auf ihre Schultern. „Hurrah!“ riefen die Jungen, die auf der Höhe ſtanden und noch einmal „Hurrah!“ und immer kräftiger, je näher ihre beiden „Swemmers“, zwei jungen Tritonen gleich, mit ſtarken Schlägen den Verunglückten der heimathlichen Erde zuführten.

Daß Meiſter Daniel unter einem Hurrah der Knaben in die Tiefe geſprungen ſei, iſt eine Lüge, die ſchadenfrohe Menſchen ſich ſpäter zugerichtet haben. Die Jugend iſt nur ſelten böſe, und der alte Mann mit ſeinem ſchönen Vogel hatte den Knaben ja niemals Leid gethan. Aber ein halbes Hundert Arme waren bereit, ihn am Ufer ſeinen beiden Rettern abzunehmen, die jetzt ſtolz zu ihren Kleidern ſchritten; ein Paar der Knaben lief nach dem Chauſſeewärterhäuschen, das nahebei auf dem Damme ſtand, und die gutmüthige Frau, die allein daheim war, öffnete ſchon die Hausthür, durch die nun der ganze Trupp hineinſtrömte, mit dem Meiſter, den ſie in ihrer Mitte trugen. „Er lebt noch! Er lebt aber noch!“ ſchrieen ſie der Frau entgegen, und die jugendlichen Geſichter glühten dabei von Lebens- und von Liebesfreude.

Plötzlich gewahrten ſie mitten in ihrem Gedränge ein dürres Frauenfigürchen; ſie hatte einen Schäferhut auf ihrem Köpfchen, zwei lange dünne Locken baumelten wie geängſtete Schlangen unter ihrem Kinn zuſammen. „Riekchen! Mamſell Therebintchen!“ erſcholl es aus dem Haufen. Und ſie war es; ſie war in Geſchäften in der Stadt umher geweſen; ſie hatte bei ihrer Heimkehr das Furchtbare erfahren; ſie hatte ein großes Wäſcheſtück in einen Papierbogen gewickelt und war faſt ohne Beſinnung mit dieſem Bündel hinterhergelaufen, das ſie jetzt auf den glücklich erreichten Tiſch warf. „O all' ihr lieben Engel,“ ſtieß ſie hervor und ſank auf einen Stuhl; „wo iſt er, ihr Knaben, wo habt ihr den alten Meiſter Daniel Baſch gelaſſen?“

Die Knaben aber drängten ihre Köpfe gegen ſie und ſchrieen wieder: „Aber er lebt! Er lebt, Mamſell!"

Da ſchnellte Riekchen Therebinte wie eine Stahlfeder von ihrem Stuhle auf. „Er lebt?" rief ſie.

„Ja, ja, er lebt! Dreht Euch nur um, ſo könnt Ihr's ſelber ſehen!"

Aber Riekchen drehte ſich nicht; wie in Todesangſt flog ſie auf ihr Bündel zu, bemächtigte ſich desſelben und war im Augenblick zur Thür hinaus. „Ich lauf' zum Phyſikus! zum Phyſikus!" rief ſie in der Eile noch zurück; dann lief ſie wie ein Bruushähnchen auf dem Damme der Stadt entgegen. Die gute Frau des Wärters aber kleidete den Verunglückten ſorgfältig in ihres Mannes Wäſche.

Das auffällige Gebahren des kleinen Mamſellchens hatte freilich ſeinen Grund: ſie hatte dem Meiſter — ſo wurde andern Tags erzählt — in ihrem Bündel ſein vor vierzig Jahren angefertigtes Todtenhemd nachgetragen, das dieſer ihr Tags vorher kraus und vergilbt gegeben hatte, damit ſie es mit ihren Linnenſachen durch die Wäſche gehen laſſe. Sie hatte ſich nun doch geſchämt, es für den Lebenden auszupacken.

— — Als aber der Mond aufgeſtiegen war,

und von den Häuſern der Stadt tiefe Schatten auf die Straße fielen, kam von draußen her ein langer Tragkorb, der in Meiſter Daniel's Haus gebracht wurde; nur der Phyſikus war nebenher gegangen; Mamſell Riekchen hatte in der Straßenthür ſchon auf den Zug gewartet.

Meiſter Daniel war in eine ſchwere Krankheit gefallen; Tage lang ſchon lag er ohne Beſinnung; das gute Mamſell Riekchen und die alte Arbeitsfrau ſaßen abwechſelnd Tag und Nacht an ſeinem Bette. Am erſten Tage ſchien der Zuſtand des Greiſes faſt verwirrend auf das kleine Dämchen einzuwirken: „Meiſter! Meiſter Baſch! Beſinnen Sie ſich! Sie müſſen ſich beſinnen!“ hatte ſie ihm, ängſtlich hin und her hüpfend und an ſeinem Hemdsärmel zupfend, zugerufen; aber es hatte nichts verſchlagen wollen; auch hatte dann der alte Phyſikus ihr ſtrenge Ruhe auferlegt, und dem Arzte war ſie ſtets gehorſam.

Um dieſe Zeit kam ich gegen Abend von einer dreitägigen Geſchäftsfahrt zurück und war oben an der Süderſtraße vom Wagen geſtiegen, weil ich einem dort Wohnenden das Ergebniß meiner Reiſe mitzutheilen hatte. Als ich dann ſpäter, da ſchon alle

Handwerker Feierabend gemacht hatten, durch die Straße in die Stadt hinabging, ſah ich an der offenen Hausthür von Meiſter Daniel's Hauſe den hageren Nachbar Schneider ſtehen, als ob er mit ſonderlicher Befriedigung nach dem Innern hineinhorche.

„Nun, Meiſter," ſagte ich, in meinem Gange inne haltend, „gibt es in unſers armen Daniel's Hauſe auch einmal wieder Fröhliches zu erlauſchen?"

Er wandte ſich zu mir und zupfte ſich wie zum Gruße in ſeinen grauen ſtaubigen Haaren: „Freilich, freilich, Herr Landvogt!" ſagte er dann; „horchen Sie nur, wie fix das von der Hand geht. Er iſt noch immer bei der Arbeit, wird bald unter den Reſten aufräumen; ſchicken Sie nur immer neue Arbeit! Und das Geräth, alles blitzblank, alles amerikaniſch! Das arbeitet wie von ſelber; nun gar, wenn ein ſolcher Burſch dahinter ſitzt!"

Der Schneider huſtete, wie zur Beſtätigung und zog ſich ſein grünes Wamms über die platte Bruſt. „Ein Wettersjunge war's!" ſtieß er hervor; „und Sie werden's ſehen, Herr, ein Teufelskerl, ein Böttcher aus dem Fundament iſt da herausgewachſen!"

Ich ſah ihn an, ich verſtand ſein Gerede nicht; wohl aber hörte ich, jedoch nicht aus der Werkſtatt, ſondern wie hinten aus dem Hofe und nur ſchwach herüberhallend ein Geräuſch wie von einem reſolut arbeitenden Handwerker.

„Ja,“ ſagte der Schneider; „dort in dem Ställchen hat er ſich eingerichtet; der Alte ſollte nicht geſtört werden.“

„Lieber Meiſter,“ ſprach ich, „warten Sie ein Weilchen! Wer iſt der Teufelskerl, der dort im Stall ſo amerikaniſch arbeitet?“

Der Schneider riß die matten Augen auf, daß ſeine Brauen um einen Zoll weit in die Höhe fuhren und betrachtete mich von Kopf zu Fuß: „Lieber Herr,“ ſagte er nachſichtig, „ich ſeh's, Sie kommen von der Reiſe, ſonſt würden Sie's ſchon wiſſen: der Junge, der Fritz Baſch iſt vorgeſtern von Kalifornien wieder eingetroffen, und ein Kerlchen, wie ein Cyklop!“

Ich ſah den begeiſterten Mann etwas verwundert an: „Alſo,“ ſagte ich, „iſt er in den Minen nicht erſtochen worden?“

„Doch, doch, lieber Herr; das Meſſer hat er ſchon richtig zwiſchen den Schultern gehabt; aber er hatte auch noch beſſere Freunde als den Haſenfuß, den Amerikaner; die ſchleppten ihn in ihr Zelt, da hat er lange gelegen.“

„Und ſein Vater, der alte Daniel,“ frug

ich, „iſt er vor Freuden nun nicht gleich geſund geworden?“

Aber der Schneider patſchte mit ſeinen aufgehobenen Händen in die Luft und beſchrieb dann mit dem Finger ein paar Nullen vor ſeiner Stirn: „Wirrig! Noch immer wirrig; er weiß von nichts.“

„Gott beſſer's!“ ſagte ich, und ſprach das alte Wort wie ein Gebet; ich mochte mir nicht denken, daß der Sohn nur heimgekommen ſei, um durch ſeine Schuld den Vater ſterben zu ſehen. „Gott beſſer's!“ ſagte ich noch einmal.

Der Schneider nickte! „Ja, ja; aber der Phyſikus meinte, wenn der liebe Gott nur ein wenig helfen wollte, ſo brächt' er ihn wohl durch.“

Das Arbeitsgeräuſch vom Hofe, das unſer Geſpräch begleitet hatte, war plötzlich ſtill geworden; es wurde allmälig dunkel. „Gute Nacht, Meiſter,“ ſagte ich; „Gott wird ja gnädig ſein.“

Was der Schneider erzählt hatte, wurde bald von allen Seiten beſtätigt: Fritz Baſch war wirklich wieder da, von Hamburg mit einem hieſigen Fahrzeug angelangt; ein ſtrammer Geſell, etwas größer als der Vater, mit einem braunen Bärtchen auf den trotzigen Lippen und ein Paar Augen, als wollten ſie den Vogel aus der Luft herunterholen; die Dirnen und Burſche mochten ſich in Acht nehmen! Wie im Rauſch war er durch Haus und Garten gelaufen, und als er alles leer gefunden hatte, in das Haus zurück; als Mamſell Rieckchen ihm hier von der Treppe aus entgegen kam, war er ihr athemlos nach der Giebelkammer hinauf gefolgt; denn was mit ſeinem Vater geſchehen, hatte er ſchon auf dem Wege vom Hafen nach dem Elternhauſe durch einen früheren Kameraden erfahren. Stumm war er an Meiſter Daniel's Lager hingeſunken, ſtundenlang hatte er die ehrliche Hand in ſeiner gehalten, ſie geſtreichelt und geküßt; ſtundenlang hatte er auf ſeines Vaters Angeſicht geblickt, als bettle er um auch nur einen hellen Blick; der Meiſter aber hatte aus ſeiner Nacht an ihm vorbei nach ſeinem todten Sohn gerufen.

Am zweiten Tage hatte der junge Mann ſeine Kiſte ausgepackt, in der Werkſtatt nachgeſehen, ob an unfertiger Arbeit etwas in die Hand zu nehmen ſei und dann draußen im Stall ſich ſeine Arbeitsſtätte aufgeſchlagen.

So waren ein paar Tage hingegangen; er hatte ſo lang die Sonne ſchien, gearbeitet und Nachts an ſeines Vaters Bett geſeſſen; er ſtand jetzt Nachmittages, den Schlägel müßig in der Hand, zwiſchen ſeiner Arbeit in dem Stalle und blickte durch die offene Thür in den dunkelblauen Herbſthimmel; er war doch etwas müde. Plötzlich, unter dem Zwitſchern der durch den Garten ziehenden Meiſen, hörte er einen leichten Schritt von unten den Steig am Zaun heraufkommen. Er blieb horchend ſtehen; die Schritte wurden zögernder, je mehr ſie ſich dem Hauſe näherten. Er hatte ſchon neugierig auf den Hof hinaustreten wollen, da ſtand ein etwa dreizehnjähriges Mädchen mit ſanften blauen Augen vor der offenen Thür; ſie trug einen eckigen Gegenſtand in der Hand, der mit einem blauen Seidentuch verhangen war; aber ſie ſah ihn ſchüchtern, faſt erſchrocken an.

„Tritt näher, little Mistress,“ ſagte er lächelnd.

„Sind Sie Herr Fritz Baſch?“ frug ſie leiſe, indem ſie zögernd einen Fuß auf die Schwelle ſetzte.

Er nickte: „Bin's nun ſeit zwanzig Jahren ſchon geweſen!“

Sie blickte ihn wieder zweifelnd an.

„Aber wer biſt denn Du, little fair?“ frug er wieder; „haſt Du mir was zu beſtellen?“

„Kennen Sie mich nicht mehr?“ ſagte ſie. „Ich bin des verſtorbenen Kollaborators Tochter.“

„Magdalena! Die kleine Magdalena!“

Das Mädchen nickte; „ja,“ ſagte ſie, „ich war recht klein damals, als die großen Jungen mich ſchneeballten und mich ‚Kolibri‘ ſchimpften; aber Sie kamen mir zu Hülfe, das gab den Jungen Beine.“

„Ich weiß noch mehr Lenchen,“ ſprach er ſinnend, „ich hob Dich auch einmal aus einem Schneehaufen, in den ſie Dich geworfen hatten, daß nur kaum noch Dein klein Geſicht herausguckte.“

Das Mädchen ſenkte die Augen; aber ſie nickte wieder heftig mit ihrem blonden Köpfchen.

Fritz hatte die Hände auf dem Rücken gefaltet; ein warmer Strahl aus ſeinen jungen braunen Augen fiel auf das Kind. Da zog ſie das Seidentuch von dem Bauer, das darunter verborgen war, und ein rothbrüſtiger Dompfaff flatterte darin und ſtieß einige ſeiner wilden Töne aus. „O Herr Fritz,“ rief das Mädchen, „ſeien Sie auch heute noch ſo gut, und hören Sie mich an, denn das iſt der Vogel Ihres Vaters!“

„Unſer? Unſer Dompfaff?“ rief er, und die Augen wurden ihm feucht. „Papchen, mein Papchen, du lebſt noch!“ Aber plötzlich ſchienen andere Gedanken in ihm wach zu werden. Um dieſen Vogel hatte ſein Vater in den Tod . . . Er biß ſich auf die Lippen: „Wie kommſt Du zu dem Vogel?“ rief er heftig.

Da fiel das furchtſame Kind vor ihm auf die Kniee: „Ich wollte ihn wieder bringen; ich dacht', das könnte den guten Meiſter geſund machen helfen!“

„Wiederbringen? So haſt Du ihn vorher genommen? Weißt Du, daß mein Vater darum in den Tod hat laufen wollen?“

Sie ſah ihn mit verwirrten Augen an; ſie nickte erſt; dann ſchüttelte ſie heftig ihren Kopf: „Es iſt erſt heut' herausgekommen,“ ſtammelte ſie endlich; „da bat ich Großmutter, ob ich ihn hinbringen dürfe; er hat ihn auf dem Scheuerboden verſteckt gehabt!“

Der Schrecken, den er über das Mädchen gebracht hatte, ſchien dem jungen Manne plötzlich weh zu thun; es war ein zu unſchuldig Geſichtlein, das zu ihm aufſchaute. „Komm!“ ſagte er und hob ſie ſanft vom Boden; „Du mußt Dich nicht ſo fürchten; ich mein' es nicht ſo ſchlimm. Nun ſag' mir, wer hat den Vogel denn genommen? Oder hat ihn Jemand nur im Freien eingefangen?“

Sie ſchüttelte wieder ihr blondes Köpfchen: „Nein,“ ſagte ſie traurig, „mein Bruder Tiberius hat den Vogel vom offenen Fenſter weggeholt.“

„So?“ ſagte er: „er ſchielt; ich kenn' ihn noch wohl.“

„O thut ihm nichts, Herr Fritz!“ rief ſie und hob flehend ihre Hände zu ihm auf; „er hat ſchon ſeine Strafe; Großmutter hat es ſeinen Lehrern angezeigt! Und ſagt auch nichts zu Mamſell Riekchen, ſagt es keinem Menſchen!“

Er ſtand und ſah wie bewundernd auf ſie nieder: aus dem noch halben Kinderangeſicht hatte das Antlitz der werdenden Jungfrau ihn plötzlich angeblickt.

„Magdalena,“ ſagte er verwirrt, „verzeih' mir! Ich danke Dir; ich will alles thun, wie Du es willſt; der Vogel wird gewiß den alten Meiſter Daniel wieder geſund machen; Mamſell Riekchen hat mir geſagt, er habe Dich ſehr lieb; und — komm' auch einmal wieder, Magdalena!“

Sie ſtand wie mit Purpur übergoſſen und ſah ſchweigend auf den Boden.

Auch er ſchwieg; da öffnete ſie den Mund.

„Wollteſt Du mir etwas ſagen?“ frug er.

Aber ſie ſchüttelte den Kopf und ſagte nur: „Wenn der Meiſter wieder ſeine guten Augen aufthut, ihm dürfet Ihr es ſagen!“

Dann ging ſie. Als er ſchon unten am Wege die Gartenpforte hatte klirren hören, ſah er das blauſeidene Tuch auf einem Tönnchen liegen. Er nahm es und wollte ihr ſchon damit nachlaufen; aber er legte es wieder hin: „Nein,“ ſagte er, und ein Lächeln flog um den jungen Mund; „ſie muß es ſelber holen!“

Da hörte er den Vogel in ſeinem Bauer flattern: „Komm' Papchen!“ rief er fröhlich, indem er mit dem Bauer der Hofthür zu ging. „Is doch ſchön to Huus! Un nu verſök, ob du 't noch bäter, as de Doktor kannſt!“

Der Vogel hing ſchon einen Tag lang in der Giebelſtube; Riekchen hatte neugierig genug an dem jungen Mann herumgefragt; aber er hatte ſie ſchelmiſch lächelnd verſichert, ein Engel habe ihn gebracht. Gepfiffen hatte er noch nicht, und Meiſter Daniel fiel aus einem Schlafe in den andern.

Fritz hatte ein paar Wege in der Stadt gemacht; zuerſt war er bei dem Bürgermeiſter Lüders geweſen, der damals als ein heftiger Selbſtherrſcher regierte, aber auch ſtets allen tüchtigen Einwohnern ein bereiter Helfer und Berather war; dann war er zum Altmeiſter ſeines Gewerkes gegangen. Als er voll Hoffnung von ſeinem Gange zurückkehrte, hörte er ſchon auf der Gaſſe den ungewöhnlich hellen Schlag des Dompfaffen, als ſei der Vogel erſt jetzt zum Bewußtſein gekommen, daß er zu Hauſe und bei ſeinen Freunden ſei. Fritz überfiel die Sorge, der ſtarke Ton könne doch den Kranken ſtören und ging eilig der Treppe zu. Mamſell Rieckchen ſteckte den Kopf aus der Küchenthür: „Er ſchläft!“ ſagte ſie leis und wies nach oben; aber Fritz nickte nur und ſtieg raſch hinauf, um den Vogel ſtill zu machen.

Aber als er die Thür geöffnet hatte, ſah er ſeinen Vater aufrecht mit aufgeſtützten Armen in dem Bette ſitzen, als ob er eifrig lauſche; ein Ausdruck von ſeligem Behagen lag auf ſeinem eingefallenen Antlitz. Der Vogel hatte ſich nicht ſtören laſſen, ſein Schlag ſchallte laut durch die Kammer.

Fritz trat behutſam an das Fußende des Bettes; da wandte Meiſter Daniel ſeinen Kopf, und mit Schrecken ſah der Sohn ſeine Augen ſtarr werden, als ob die Krankheit mit noch größerer Gewalt zurückkehre. Aber die Furcht war umſonſt; nur ein Augenblick, dann war's vorüber; wie zögernd trat ein Lächeln um die blaſſen Lippen, und die Augen des alten Mannes wurden feucht. „Fritz! Min Fritz!“ kam es zitternd von ſeinem Munde, und er ſtreckte die Arme gegen ſeinen Sohn und hielt ihn feſt an ſeiner

Bruſt. Und wieder ſchob er ihn von ſich und betrachtete das männlich gewordene Antlitz des jungen Mannes und ſtrich mit zitternder Hand über den Bart auf ſeiner Lippe; dann ſah er wieder auf den unabläſſig ſchlagenden Dompfaff. Aber die noch ſchwache Kraft ermüdete; er ſchien auf einmal ſich nicht finden zu können; ſein Vogel ſang, ſein Sohn lag in ſeinen Armen: „Fritz, min Fritz,“ frug er leiſe, „wo ſünd wi eegentlich?“

Da ſtürzten dem Sohn die lang verhaltenen Thränen: „To Huus! To Huus, Vatter! Un ick bin bi Di, un unſ' ol Vagel ſingt dato.“

„Min Fritz, min Sön, Mutter är gude Jung!“ ſtammelte der Alte; dann ſank er zurück auf ſeine Kiſſen, und ſein Herrgott ſandte ihm den ſanften Schlummer der Geneſung.

— — Am folgenden Sonntag zeigte Einer dem Andern eine Anzeige im neuen Wochenblatt und die Kundigen kamen überein, der Bürgermeiſter ſtecke einmal wieder dahinter; die aber lautete:

„Meinen geehrten Kunden zur höflichen Nachricht, daß unter dem Beiſtande meines glücklich heimgekehrten Sohnes Fritz als ausgelernten und wohlerfahrenen Böttchergeſellen Beſtellungen jeglicher Art wiederum prompt und ſauber bei mir ausgeführt werden.

Daniel Baſch, Böttchermeiſter."

Da kam Arbeit genug; denn die Theilnahme des ganzen kleinen Gemeinweſens hatte ſich den Beiden zugewandt; auch ſchonte der Nachbar Schneider ſeinen letzten Athem nicht, um den Ruhm des jungen Böttchers zu verkünden; und bald wollte jeder wenigſtens ein Eimerchen oder doch ein Schöpffaß von der Hand des amerikaniſchen Sohnes haben; und da die Arbeit nach wenig Wochen auch unter Hülfe des geneſenen Meiſters, überall nach Wunſch geliefert wurde, ſo ging aus manchem flüchtigen Beſteller ein feſter Kunde hervor.

Nicht lange, ſo hantirte auch ein kräftiger Lehrling in der Werkſtatt und griff nach fröhlich ertheilter Anweiſung mit flinken Händen zu; das war Hans Jochims, der älteſte der beiden „Swemmer". Am Feierabend kam auch wohl Martin, der alte Geſelle, auf Beſuch; der wollte auch von Fritzens Abenteuern hören; und als Neujahr vorüber und erſt die letzten Schneeglöckchen abgeblüht waren, da ging Fritz mit Hans und Martin Abends in den Garten; ſie gruben allmälig alles um und um, und legten Erbſen und ſäeten Wurzeln und Mairüben und

Peterſilie, und Meiſter Daniel ſtand dabei und lachte, als zuletzt auch noch der türkiſche Weizen an die Reihe kam. Und als nun alles fertig und ſauber war, wurden Mamſell Riekchen und der Geſelle auf Sonntag zum Mittag eingeladen; und im beſten Gutbier tranken ſie auf reiche Ernten für die Zukunft.

Ich darf noch Eines nicht vergeſſen, was zwiſchen Vater und Sohn, ein paar Tage nach ihrem erſten Wiederfinden, geſchah. Mamſell Therebinte — ſie hat es ſpäter dem Phyſikus erzählt — ſaß ſtrickend in der Giebelſtube an dem Fenſter, während Fritz an ſeines Vaters Bette ſeine kaliforniſchen Erlebniſſe berichtete; der Alte, mit dem es rüſtig aufwärts ging, war ſchon kräftig genug, um ſie ohne Nachtheil hören zu können; er ſaß aufrecht und hatte die Arme auf der Decke. Als aber der Sohn erzählte, daß er nach Heilung von jenem Meſſerſtich, wobei ſein ausgegraben Gold wie Teufelsſpuk verſchwunden ſei, unweit der Mine bei einem großen Weinbauer als Böttcher einen Platz gefunden, und wie er dann hinzuſetzte: „Doch das weißt Du ja, mein Vater; ich hab' Dir derzeit ja den langen Brief geſchrieben;" da hatte der Alte die Augen groß geöffnet und dem Sohne war, als ob er ihn heftig fragend anſehe.

„Ja, Vater,“ ſagte er raſch; „nun weiß ich's wohl, es war eine böſe Dummheit; aber ſo wird man in der Fremde: ich meint', ich dürfe nun nicht wieder ſchreiben, — nur verdienen, und wenn's genug wär', dann mich ſelber mit nach Hauſe bringen. Und das ging langſam, Vater, und wurd' auch nicht zu viel; aber — und er verfiel in ſein geliebtes Plattdeutſch; „is doch all' ſuur un ehrlich verdeent' Geld!“

Der Alte hatte ſich gefaßt; er drückte ſeinem Sohn die Hand: „Du un dat Geld toſamen,“ ſagte er, „dat is genog.“ Aber der Klang der Stimme war ſo trübe, als berge ein großer und verſchwiegener Kummer ſich dahinter; und ein Gedanke fuhr wie ein Todesſchreck durch das Gehirn des jungen Mannes: „Vatter,“ rief er; er zwang ſich, daß er es nicht laut herausſchrie — „Du heſt de Breef nich krägen!“

Die Augen von Vater und Sohn ſtanden eine Weile vor einander, als wagten ſie nicht ſich anzublicken. Endlich ſprach der Alte langſam: „da Du mi frägſt, min Sön — ick heff Din Breef nich krägen.“

— „Un Du heſt all' de Tid von mi nix hört, as wat de Dögenix, de Amerikaner, hier in de Stadt herumlägen?“

„Nix wider; he hett mi't ſülm vertellt.“

Ein furchtbarer Schmerz ſchien den jungen Körper zu erſchüttern: „Oh, Vatter! Oh, min Vatter!“ ſtammelte er.

Aber Meiſter Daniel nahm den Kopf ſeines Kindes zwiſchen ſeine beiden zitternden Hände: „Min Fritz,“ ſagte er zärtlich, „ick weet ja nu, Du harrſt mi nich vergäten; dat Anner — dat deit nu nich mehr weh!“

Da ſchloſſen eine junge und eine alte Hand ſich in einander, und es bedurfte keiner Worte mehr; der Kopf des Jünglings ruhte mit geſchloſſenen Augen neben dem des Alten auf dem Kiſſen, unachtend der kleinen Figur, die dort am Fenſter mit erregten Fingern ſtrickte, bis endlich ſein Herz in ruhigeren Schlägen klopfte. Dann küßte er ſeinen Vater und ging hinab zu ſeiner Arbeit.

Nach Jahr und Tag, da ich eines Nachmittages mit dem Phyſikus auf der Kegelbahn zuſammentraf, kam auch die Rede auf den guten Meiſter Daniel. „O, dem iſt wohler, als ihm je geweſen!“ ſagte der alte Herr und blickte dabei behaglich ſeiner, wie immer geſchickt geworfenen Kugel nach. „Was die

Leute wunderlich an ihm hießen, hat ſeine Krankheit ſchier mit weggenommen; aber, ſeltſamer Weiſe, dann noch Eins dazu!"

„Noch Eins?" frug ich: „doch nicht zum Unheil?"

„Nein," ſagte der Phyſikus; „ich denke, wohl zum Heile: der alte Herrgott muß ihm gut ſein; denn von der Geſchichte mit dem Brautloch iſt ihm jede Erinnerung erloſchen."

„Aber der Eine von den Swemmern iſt ja Lehrling in ſeinem Hauſe!"

„Nur der Sohn weiß, was er dem zu danken hat."

Ich nickte: „Möge es ſo bleiben!"

„Amen!" ſagte der alte Medikus und griff nach ſeiner zweiten Kugel.

— — Noch einmal, das erſte Mal nach ſeiner Krankheit und dann auch zum letzten Male, ſah ich unſern Meiſter Daniel; Fritz war derzeit vor Kurzem Meiſter geworden. Es war im Spätſommer nach Feierabend, als ich, von dem nächſten Dorfe kommend, die Süderſtraße hinabging; auf der Bank vor dem Böttcherhauſe ſaß der Alte mit ſeinem jetzt ſchneeweißen Kopfe und hielt bei der noch herrſchenden Schwüle ſein blaues Zipfelmützchen zwiſchen den gefalteten Händen auf den Knieen, neben ihm im

Sommerhütchen ein hübſches blondes, noch recht junges Mädchen; ich zweifelte nicht, daß ſie des Kollaborators Lenchen ſei. Die Beiden ſchienen einer munteren Erzählung zuzuhören, welche der in Schurzfell und Hemdsärmeln an dem Lindenſtamme lehnende Meiſter Fritz ihnen vortrug; beſonders die junge Blonde, nach ihrem anmuthigen Lächeln zu urtheilen, ſchien lauter goldene Worte zu hören. Aus den Gärten, durch die Gänge zwiſchen den Häuſern wehten ſchon die Herbſt-Reſedadüfte.

Ich konnte nicht umhin, dem friedlichen Kleeblatte näher zu treten. Eine kleine Pauſe folgte meiner Begrüßung, die ich gleichfalls der hinter dem Fenſter ſitzenden Mamſell Therebinte hatte zukommen laſſen; dann aber, da mir zwiſchen dem alten Meiſter und dem jungen Mädchen ein Platz geräumt worden, bekam auch ich noch meinen Antheil von den kaliforniſchen Spitzbubengeſchichten. Wir lachten alle; und in das freundliche alte Geſicht ſchauend ſprach ich: „Wahrhaftig, Meiſter, jetzt iſt es, wie ich's mir nicht anders vorgeſtellt: Ihr habt jetzt alles wieder und mehr noch, als Ihr einſt gehabt habt: hier Eueren Sohn, den neuen Meiſter, dort oben Eueren Dompfaff, der freilich jetzt wohl ohne Sang und Klang ſein Gnadenbrod frißt; dazu das Fräulein

Therebinte, und — ich war aufgeſtanden und machte ein huldigendes Kompliment vor Magdalena — vor allem hier die junge Freundin — nun aber überſtreichet auch den Tod auf Euerem alten Hausſchild und laſſet wieder eine friſche rothe Roſe darauf malen!“

Aber meinem heiteren Aufruf folgte eine Stille; nur der Alte, durch deſſen weißes Haar der Abendhauch wehte, nickte freundlich vor ſich hin: „Ein Weilchen noch Geduld!“ ſagte er, ohne aufzuſehen; „Sie vergaßen Eine; die iſt nicht wiederkommen; die wartet, bis ich zu ihr komme. — Nachher, dann mag mein Fritz die friſche Roſe malen laſſen; die meine, lieber Herr, die iſt nicht mehr von dieſer Welt.“

Ich ſah es wohl, wie der hübſche Mädchenkopf bei dieſen Worten ſich erröthend ſenkte; auch, welch' ein Blick voll heißer Lebenszuverſicht aus den Augen des jungen Meiſters auf ſie fiel. Der Alte aber war plötzlich gleich mir aufgeſtanden und ging, als wolle er die Welt den Jungen überlaſſen, nach ſtummem Gruß mit zitternden Schritten in ſein ſchon dunkelndes Haus zurück.

Ein Jahr noch etwa hat er hiernach gelebt; am Morgen vor der Hochzeit von Fritz und Magdalena fanden ſie ihn mit gefalteten Händen in ſeinem Bette ſanft entſchlaſen.

— — Das iſt es, was ich aus dieſen engen Wänden zu erzählen hatte.

* * *

Ein Doppelgänger.

1886.

Vor einigen Jahren im Hochſommer war es, und alle Tage echtes Sonnenwetter; ich hatte mich in Jena, wie einſt Dr. Martinus, in der alten Gaſtwirthſchaft zum Bären einquartiert, hatte mit dem Wirth ſchon mehr als einmal über Land und Leute geredet und mich mit Namen, Stand und Wohnort, welcher derzeit zugleich mein Geburtsort war, in das Fremdenbuch eingeſchrieben.

Am Tage nach meiner Ankunft war ich nach Beſteigung des Fuchsthurms und nach manchem andern Auf- und Abſteigen ſpät Nachmittags in das geräumige, aber leere Gaſtzimmer zurückgekehrt und hatte mich ſommermüde vor einer Flaſche Ingelheimer hinter dem kühlen Ofen in einen tiefen Lehnſtuhl geſetzt; eine Uhr pickte, die Fliegen ſummten am Fenſterglas, und mir wurde die Gnade, davon in den Schlaf gewiegt zu werden, und zwar recht tief.

Das Erſte, was vom Außenleben wieder an mich herankam, war eine ſonore milde Männerſtimme, welche, wie zum Abſchied, gute Lehren gebend, zu einem Andern zu reden ſchien. Ich öffnete ein wenig die Augen: am Tiſche, unfern von meinem Lehnſtuhl, ſaß ein ältlicher Herr, den ich nach ſeiner Kleidung als einen Oberförſter zu erkennen meinte; ihm gegenüber ein noch junger Mann, gleichfalls im grünen Rock, zu dem er redete; ein röthlicher Abendſchein lag ſchon auf den Wänden.

„Und deſſen gedenke auch noch,“ hörte ich den Alten ſagen, „Du biſt ein Stück von einem Träumer, Fritz; Du haſt ſogar ſchon einmal ein Gedicht gemacht; laß Dir ſo 'was bei dem Alten nimmer beikommen! Und nun geh' und grüß' Deinen neuen Herrn von mir; zur Herbſtjagd werd' ich mich nach Dir erkundigen!“

Als dann der Junge ſich entfernt hatte, rüttelte ich mich völlig auf; der Alte ſtand am Fenſter und drückte die Stirn gegen eine Scheibe, wie um dem Fortgehenden noch einmal nachzuſchauen. Ich trank den Reſt meines Ingelheimers, und als der Oberförſter ſich in das Zimmer zurückwandte, begrüßten wir uns wie nach abgethanen Werken, und bald, da niemand außer uns im Zimmer war, ſaßen wir plaudernd neben einander.

Es war ein ſtattlicher Mann von etwa fünfzig Jahren, mit kurz geſchorenem, ſchon ergrautem Haupthaar; über dem Vollbart ſchauten ein paar freundliche Augen, und ein leichter Humor, der bald in ſeinen Worten ſpielte, zeugte von der Behaglichkeit ſeines inneren Menſchen. Er hatte eine kurze Jagdpfeife angebrannt und erzählte mir von dem jungen Burſchen, welchen er einige Jahre in ſeinem Hauſe gehabt und nun zur weiteren Ausbildung an einen älteren Freund und Amtsbruder empfohlen habe. Als ich ihn, ſeiner Vorhaltung an den Jungen gedenkend, frug, was für Leides ihm die Poeten denn gethan hätten, ſchüttelte er lachend den Kopf.

„Gar keines, lieber Herr,“ ſagte er, „im Gegentheil! Ich bin ein Landpaſtorenſohn, und mein Vater war ſelber ſo ein Stück von einem Poeten; wenigſtens wird ein Kirchenlied von ihm, das er einmal als fliegendes Blatt hatte drucken laſſen, noch heutigen Tages nach ‚Befiehl du deine Wege‘ in meinem Heimathdorf geſungen; und ich ſelber — als junger Gelbſchnabel wußte ich ſogar den halben Uhland auswendig, zumal in jenem Sommer, —“ er ſtrich ſich plötzlich mit der Hand über ſein leicht erröthend Antlitz und ſagte dann, wie im Stillen ſeine vorgehabte Rede ändernd: „wo am Waldesrand das Geißblatt wie zuvor in keinem andern Jahre duftete! Aber ein Rehbock, ein ander Mal — und das war ſchwer verzeihlich — die ſeltene Jagdbeute, eine Trappe, ſind mir darüber aus dem Schuß gekommen! — Nun, mit dem Jungen iſt es nicht ſo ſchlimm; nur der Alte drüben wird ſchon fuchswild, wenn wir gelegentlich einmal anſtimmen: ‚Es lebe, was auf Erden ſtolziert in grüner Tracht'; Sie kennen wohl das ſchöne Lied?"

Ich kannte zwar das Lied — hatte nicht auch Freiligrath ſeinen patriotiſchen Zorn an dem harmloſen Dinge ausgelaſſen? — Aber mir lag die plötzliche Erregung des alten Herrn im Sinne: „Hat das Geißblatt auch in ſpäteren Jahren wieder ſo geduftet?" frug ich leiſe.

Ich fühlte meine Hand ergriffen und einen Druck, daß ich einen Schrei erſticken mußte. „Das war ja nicht von dieſer Welt," raunte der Mann mir zu, „der Duft iſt unvergänglich, — — ſo lang ſie lebt!" ſetzte er zögernd hinzu und ſchenkte ſich ſein Glas voll hellen Weines und trank es in einem Zuge leer.

Wir hatten noch eine Weile weiter geplaudert, und manche anziehende Mittheilung aus ſeinem Forſt- und Jagdleben hatte ich von ihm gehört, manches Wort, das auf einen ruhigen Lebensernſt in dieſem Manne ſchließen ließ. Es war faſt völlig dunkel geworden; die Stube füllte ſich mit andern Gäſten, und die Lichter wurden angezündet; da ſtand der Oberförſter auf. „Ich ſäße noch gern ein Weilchen,“ ſagte er, „aber meine Frau würde nach mir ausſehen; wir Beide bilden jetzt allein die Familie, denn unſer Sohn iſt auf dem Forſtinſtitut zu Ruhla.“ Er ſteckte ſeine Pfeife in die Taſche, rief einem braunen Hühnerhund, der, mir unbemerkt, in einem Winkel gelegen hatte, und reichte mir die Hand. „Wann denken Sie wieder fort von hier?“ frug er.

„Ich dachte, morgen!“

Er ſah ein paar Augenblicke vor ſich hin. „Meinen Sie nicht,“ frug er dann, ohne mich anzublicken, „wir könnten unſere neue Bekanntſchaft noch ein wenig älter werden laſſen?“

Seine Worte trafen meine eigene Empfindung; denn auf meiner nun zweiwöchentlichen Reiſe hatte ich heute zum erſten Mal ein herzlich Wort mit einem Begegnenden gewechſelt; aber ich antwortete nicht gleich; ich ſann nach, wohin er zielen möge.

Und ſchon fuhr er fort: „Laſſen Sie mich es offen geſtehen: zu dem Eindruck Ihrer Perſönlichkeit kommt noch ein Anderes dazu: es iſt Ihre Stimme, oder richtiger die Art Ihres Sprechens, was dieſen Wunſch in mir erregt; mir iſt, als gehe es mich ganz nahe an, und doch …“ Statt des verſtändigenden Wortes aber ergriff er plötzlich meine beiden Hände. „Thun Sie es mir zu Lieb',“ ſagte er dabei, „meine Förſterei liegt nur ſo reichlich eine Stunde von hier, zwiſchen Eichen und Tannen — darf ich Sie bei meiner lieben Alten als unſern Gaſt auf ein paar Tage anmelden?“

Der alte Herr ſah mich ſo treuherzig an, daß ich gern und ſchon auf morgen zuſagte. Er ſchüttelte mir lachend die Hände: „Abgemacht! Prächtig! Prächtig!“ pfiff ſeinem Hunde und, nachdem er noch einmal ſeine Kappe mit der Falkenfeder gegen mich geſchwenkt hatte, beſtieg er ſeinen Rappen und ritt in freudigem Galopp davon.

Als er fort war, trat der Wirth zu mir: „Ein braver Herr, der Herr Oberförſter; dacht' ſchon, Sie würden Bekanntſchaft machen!“

„Und warum dachten Sie das?“ frug ich entgegen.

Der Wirth lachte. „Ei, da wiſſen's der Herr wohl ſelber noch gar nicht?“

„So ſagen Sie es mir! Was ſoll ich wiſſen?“

„Ei, Sie und die Frau Oberförſter ſind doch gar Stadtkinder mit einander!“

„Ich und die Frau Oberförſter? Davon weiß ich nichts; Sie ſagen es mir zuerſt; ich hab' dem Herrn auch meine Heimath nicht genannt.“

„Nun,“ ſagte der Wirth, „da ging's freilich nicht; denn 's Fremdenbuch hat er nicht geleſen; das iſt gerad' keine Zeitung!“

Ich aber dachte: „Das war es alſo! Liegt der Heimathklang ſo tief und darum auch ſo unverwüſtlich?“ Aber ich kannte daheim alle jungen Mädchen unſeres Schlages innerhalb der letzten dreißig Jahre: ich wußte keine, die ſo weit gen Süden geheirathet hätte. „Sie irren ſich vielleicht,“ ſagte ich zu dem Wirth, „wie iſt denn der Jungfernname der Frau Oberförſter?“

„Kann nicht damit dienen, Herr,“ entgegnete er, „aber mir iſt's noch juſt wie heute, als die ſeligen Eltern des Herrn Oberförſters, die alten Pfarrersleute, mit dem derzeit kaum achtjährigen Dirnlein hier vorgefahren kamen.“

— — Ich wollte nicht weiter fragen und ließ es für itzt dabei bewenden; nur den Weg zur Oberförſterei ließ ich mir noch einmal, wie zuvor ſchon von dem Beſitzer derſelben, eingehend berichten.

Und ſchon in der Frühe des andern Morgens, als noch die Thautropfen auf den Blättern lagen und die erſten Vogelſtimmen am Wege aus den Büſchen riefen, befand ich mich auf der Wanderung. Nachdem ich etwa eine Stunde, zuletzt an einem Eichwald entlang, gegangen war, bog ich gemäß der empfangenen Weiſung in einen breiten Fahrweg ein, der zur Linken unter die ſchattigen Wipfel durchführte. Bald mußte ich den Weg ſich öffnen und das Heimweſen meines neuen Freundes vor mir liegen ſehen! Dann, kaum eine Viertelſtunde weiter, kam aus der großen Waldesſtille ein Geräuſch wie von wirthſchaftlichem Leben mir entgegen; die Schatten um mich hörten auf, und ein blinkender Teich und jenſeits desſelben ein altes, ſtattliches Gebäu mit mächtigem Hirſchgeweih über dem offenen, auf einer Treppenplatte befindlichen Thore lagen in der lichten Morgenſonne vor mir; ein wüthendes Gebell von wenigſtens einem halben Dutzend großer und kleiner Jagdhunde erhob ſich und verſtummte plötzlich auf einen gellenden Pfiff.

„Grüß' Gott und tauſend Mal willkommen!“ rief ſtatt deſſen die mir ſchon bekannte Männerſtimme; und da kam er ſelbſt aus dem Hauſe, die Stiege herab und um den kleinen Teich herum; aber nicht allein: eine zarte Frau, faſt mädchenhaft, ging an ſeinem Arm; doch ſah ich im Näherkommen wohl, daß ſie den Vierzig nahe ſein müſſe. Sie begrüßte mich, indem ſie faſt nur die Worte ihres Mannes wiederholte; aber ein Zug von Güte um den halb geöffneten Mund, der noch ein Weilchen in dem ſtillen Angeſicht verblieb, ließ keinen Zweifel an ihrer Echtheit aufkommen. Während wir dann mit einander dem Hauſe zugingen, fiel es mir auf, wie ſie mitunter ihren Arm auf ſeinem ruhen ließ, als wollte ſie ihm ſagen: „Du trägſt mein Leben, und Du trägſt es gern; Dein Glück und meines ſind dasſelbe!“

Als wir dann drinnen in dem bürgerlich ſchlichten Zimmer beim Morgenkaffee ſaßen, den man für mich aufgeſchoben hatte, legte der Oberförſter ſich behaglich in ſeinen Lehnſeſſel zurück. „Chriſtinchen,“ ſagte er, mich und ſeine Frau mit einem ſchelmiſchen Blicke ſtreifend, „ich habe Dir einen lieben Gaſt gebracht, von dem ich gleichwohl weder Namen noch Stand weiß; er mag uns beides ſagen, wenn er uns verläßt, damit wir ihn doch wiederfinden können: es iſt ſo tröſtlich, auch einmal mit einem Menſchen und nicht eben mit einem Herrn Geheimen Ober-Regierungsrath oder einem Lieutenant zu verkehren.“

„Nun,“ ſagte ich lachend, „Qualitäten habe ich nicht zu verhehlen;“ als ich dann aber mit dem Hinzufügen, daß ich ein ſchlichter Advokat ſei, meinen Namen nannte, wandte ſich die Frau wie überraſcht mir zu, und ich fühlte, wie ihre Augen flüchtig auf meinem Antlitz weilten.

„Was haſt Du, Frau,“ rief der Oberförſter; „mir iſt der Advokat ſchon recht!“

„Mir auch,“ ſagte ſie und reichte mir eine Taſſe Kaffee, deſſen Duft mich mit allem einverſtanden ſein ließ. Sie war noch einmal aufgeſtanden, kehrte aber, nachdem ſie eine Handvoll Broſamen aus dem offenen Fenſter geworfen hatte, auf ihren Platz zurück. Draußen ſtürzte ſich, einem Platzregen gleich, eine Flucht von Tauben von dem Dache auf den Boden herab; aus den Linden vor dem Hauſe kamen die Sperlinge dazu, und ein luſtiger Tumult erhob ſich.

„Die haben's gut!“ ſagte lachend der Oberförſter, mit dem Kopfe nach dem Fenſter winkend; „zumal ſeit unſer Paul in Ruhla iſt! Sie kann es nicht laſſen, den allzeit Hungerigen Broſamen auszuſtreuen; ſei es nun der Bub', oder ſeien es nur unſeres Herrgotts Krippenfreſſer!“

Aber die Frau ſetzte ruhig ihre Taſſe von dem Munde: „Der Bub' allein? Ich dächte, der Vater wär' auch wohl dabei!“

„Komm, Alte,“ rief der Oberförſter; „ich merke doch, Du biſt mir zu geſcheit; wir wollen Frieden machen!“

Wir plauderten weiter; und wenn das liebe Frauenantlitz ſich zu mir wandte, konnte ich es mir nicht verſagen, nach bekannten Zügen darin zu ſuchen; allein obgleich ein paar Mal, wie im Fluge, als wolle es mir helfen, das frühere Kinderangeſicht mich daraus anzublicken ſchien, ich mußte mir dennoch ſagen: „Die kennſt du nicht; du haſt ſie nie geſehen.“ Ich lauſchte dann auch ihrer Sprache, aber weder die uns heimiſche Verwechslung verwandter Vokale, noch die von ſolchen Konſonanten kam zum Vorſchein; nur ein paar Mal meinte ich das ſcharfe S vor einem andern Konſonanten zu vernehmen, deſſen ich ſelbſt freilich mich längſt entwöhnt glaubte.

Am Vormittag ging ich mit dem Oberförſter in den umliegenden Wald; er wies mir ſeine Hauptſchläge, die mit uralten und mit kaum fingerhohen Eichen, und entwickelte mir eindringlich ſein Syſtem der Waldkultur; wir ſahen einen Hirſch mit ſechzehn Enden und ein paar Rehe; aus einem ſchlammigen Sumpfe ſchielte ſogar der ſchwarzbraune Borſtenkopf eines Keilers aus ſeinen eng geſchlitzten Augen nach uns hinüber. Wir gingen ohne Hunde; „nur ruhig weiter!“ mahnte mein Geleitsmann; „und wir kommen ungefährdet wieder nach Hauſe.“

Nach dem Mittageſſen führte mein Wirth mich eine Treppe hoch nach hinten zu in das mir angewieſene Zimmer. „Sie wollten noch Briefe ſchreiben,“ ſagte er; „hier finden Sie alles, was dazu nöthig iſt! Unſer Junge hat hier vordem gewohnt; aber es iſt kühl und ſtill!“ Er zog mich an eines der offen ſtehenden Fenſter: „Hier unten ſehen Sie ein Stück von unſrem Garten, dahinter zieht ſich der Teich herum; dann dort die grüne Wieſe und dann der hohe dunkle Wald — der ſchützt Sie vor allem Weltgeräuſch! — Nun ruhen Sie vorerſt ſanft nach Ihren Wanderſtrapazen!“ ſagte er und drückte mir die Hand.

Er ging, und ich that nach ſeinen Worten; und die Stimmen der Grasmücken aus dem Garten und des Pirols und der Falken aus dem nahen Walde und über ſeinen Wipfeln aus der blauen Luft kamen wie aus immer größerer Ferne durch die offenen Fenſter; dann hörte alles auf.

Ich erwachte endlich; ich hatte lang geſchlafen; der Weiſer meiner Taſchenuhr zeigte ſchon nach Fünf; gleichwohl mußte der Brief geſchrieben werden, denn ein Knecht ſollte ihn um ſechs Uhr mit zur Stadt nehmen.

So kam ich erſt ſpät wieder in das Haus hinab. Die Frau fand ich vor demſelben im Lindenſchatten auf der Bank mit einer Flickarbeit beſchäftigt. „Das iſt für unſern Paul,“ ſagte ſie wie entſchuldigend und ſchob die Sachen an die Seite; „er ſchleißt, er iſt noch jung und wild; aber noch mehr gut als wild! — Und Sie haben feſt geſchlafen: die Sonne will ſchon zur Neige gehn!“

Ich frug nach ihrem Mann.

„Er hat eine Weile geſchäftshalber fort müſſen; aber er läßt Sie grüßen; wir ſollten nähere Bekanntſchaft machen — ſo hat er mir geſagt — und dort die Schneiße durch die Tannen hinaufſpazieren; nach der andern Seite, als wo Sie heute Vormittag mit ihm hinaus waren; er würd' uns dort bald finden!“

Wir plauderten aber noch eine Weile, nachdem ſie auf meine Bitte ihre mütterliche Arbeit wieder aufgenommen hatte; dann, da er nicht kam, erhob ſie ſich. „Es wird wohl Zeit!“ ſagte ſie, und ein flüchtig Roth ging über ihr Antlitz.

So wanderten wir denn neben einander auf dem Wege zwiſchen den hohen Tannen, deſſen eine Seite noch von der Sonne angeſchienen war. Unſer Geſpräch ſchien ganz erloſchen; nur hin und wieder prüfte ich mit einem Blicke ihr Profil; aber es machte mich nicht klüger.

„Geſtatten Sie, verehrte Frau,“ ſprach ich endlich, „daß ich die Waldſtille unterbreche; es drängt mich, Ihnen eins zu ſagen und Ihnen eine Frage vorzulegen; Sie wiſſen wohl, daß man in der Fremde doch immer heimlich nach der Heimath ſucht!“

Sie nickte. „Sprechen Sie nur!“ ſagte ſie.

„Ich glaubte nicht zu irren,“ begann ich, „Sie ſchienen überraſcht, als ich heute Morgen meinen Namen nannte. Hatten Sie ihn früher ſchon gehört? Mein Vater war, wenigſtens im Lande, ein bekannter Mann.“

Sie nickte wieder ein paar Mal: „Ja, ich erinnere mich Ihres Namens aus meiner Kinderzeit.“

Als ich dann aber meine Vaterſtadt ihr nannte, wurden ihre Augen plötzlich ſtarr und blieben unbeweglich auf den meinen ruhen; nur ein paar vorquellende Thränen verdunkelten jetzt beide.

Ich erſchrak faſt. „Es war nicht mein Gedanke, Ihnen weh zu thun,“ ſagte ich; „aber der Wirth zum Bären, der meine Heimath aus dem Fremdenbuch erfahren hatte, behauptete, wir beide ſeien Stadtkinder mit einander!“

Sie that einen tiefen Athemzug. „Wenn Sie daher ſtammen,“ ſagte ſie, „ſo ſind wir es.“

„Und doch,“ fuhr ich etwas zögernd fort; „ich glaube alle damaligen Familien unſerer Stadt zu kennen und wüßte nicht, in welche ich Sie hineinbringen ſollte.“

„Die meine werden Sie nicht gekannt haben,“ erwiderte die Frau.

„Das wäre ſeltſam! Wann haben Sie denn die Stadt verlaſſen?“

„Das mag faſt dreißig Jahre her ſein.“

„O, damals war ich noch in unſrer Heimath, bevor wir, ſo viele, in die Fremde mußten.“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Die Urſache liegt wo anders: meine Wiege“ — ſie zögerte ein wenig und ſagte dann: „Ich hatte wohl nicht einmal eine; aber die Kathe, in der ich geboren wurde, war nur die Miethwohnung eines armen Arbeiters, und ich war ſeine Tochter.“

Sie blickte mit ihren klaren Augen zu mir auf. „Mein Vater hieß John Hanſen,“ ſagte ſie.

Ich ſuchte mich zurecht zu finden; aber es gelang mir nicht; der Name Hanſen war bei uns wie Sand am Meer. „Ich kannte manchen Arbeiter,“ erwiderte ich; „unter dem Dache des einen war ich als Knabe ſogar ein wöchentlicher Gaſt, und für

Manches, was ich noch zu meinem Beſten rechne, fühle ich mich ihm und ſeiner braven Frau verpflichtet. Aber Sie mögen recht haben, der Name Ihres Vaters iſt mir unbekannt.“

Sie ſchien aufmerkſam zuzuhören, und mir war es, als würden ihre kindlichen Augen wieder feucht.

„Sie hätten ihn kennen müſſen,“ rief ſie, „Sie würden die, welche die kleinen Leute genannt werden, noch tiefer in Ihr Herz geſchloſſen haben! Als meine Mutter, da ich kaum drei Jahre alt war, ſtarb, da hatte ich nur ihn; aber ſchon in meinem achten Jahre iſt er plötzlich mir entriſſen worden.“

Wir gingen eine Zeit lang, ohne ein Wort zu wechſeln, und ließen die Spitzen der Tannenzweige, die in den Weg hingen, durch unſre Finger gleiten; dann hob ſie den Kopf, als ob ſie ſprechen wolle, und ſagte zögernd: „Ich möchte nun auch Ihnen, meinem Landsmann, etwas Weiteres vertrauen; es iſt ſeltſam, aber es kommt mir immer wieder: mir iſt oftmals, als hätte ich vorher, bei Lebzeiten meiner Mutter, einen anderen Vater gehabt, — den ich fürchtete, vor dem ich mich verkroch, der mich anſchrie und mich und meine Mutter ſchlug ..... und das iſt doch unmöglich! Ich habe ſelbſt das Kirchenbuch aufſchlagen laſſen; meine Mutter hat nur dieſen einen Mann gehabt. Wir haben zuſammen Noth gelitten, gefroren und gehungert; aber an Liebe war niemals Mangel. Eines Winterabends entſinne ich mich noch deutlich; es war an einem Sonntag, und ich mochte etwa ſechs Jahre alt ſein. Wir hatten leiblich zu Mittag gegeſſen; doch zum Abend wollte es nicht mehr reichen; mich hungerte noch recht, und der Ofen war faſt kalt geworden. Da ſah mein Vater mich mit ſeinen ſchönen dunkeln Augen an, und ich ſtreckte meine Aermchen ihm entgegen; und bald lag ich, in ein altes Tuch gewickelt, an der warmen Bruſt des mächtigen Mannes. Wir gingen durch die dunklen Straßen, immer in eine neue; aber über uns waren alle Sterne angezündet, und meine Augen gingen von dem einen zu dem andern. „Wer wohnt da oben?“ frug ich endlich, und mein Vater antwortete: „Der liebe Gott, der wird Dich nicht vergeſſen!“ Ich ſah wieder in die Sterne, und alle blinkten ſo ſtill und freundlich auf mich nieder. „Vater,“ ſagte ich, „bitte ihn doch noch um ein kleines Stückchen Brot für heute Abend!“ Ich fühlte einen warmen Tropfen auf mein Angeſicht fallen; ich meinte, er käme von dem lieben Gott. — Ich weiß, mich hungerte nachher noch in meinem Bettchen; aber ich ſchlief doch ruhig ein.“

Sie ſchwieg einen Augenblick, während wir langſam auf dem Waldweg weiter ſchritten.

„Aus der Zeit aber, wo ich mit meiner Mutter lebte,“ ſagte ſie dann noch, „vermag ich keine feſte Erinnerung an meinen Vater zu gewinnen; ich muß mich mit dem wüſten Schreckbild begnügen, das mein Verſtand vergebens zu faſſen ſucht.“

Sie kniete plötzlich nieder, um eine Hand voll jener kleinen röthlichen Immortellen zu pflücken, die ſich gern auf magerem Sandboden anſiedeln; da wir dann weiter gingen, begannen ihre Finger einen Kranz daraus zu flechten.

Ich war noch mit ihren letzten Worten beſchäftigt; mir ging im Kopf ein wüſter junger Kerl herum; er war bekannt genug geweſen; aber ſein Name war ein anderer. „Auch Kinder,“ ſagte ich endlich, während meine Augen ihren geſchickten Händen folgten, „mag wohl einmal der Gedanke an den unſichtbar umhergeiſtenden Tod wie ein Schauder überfallen, daß ſie voll Angſt die Arme um ihr Liebſtes klammern; dazu — Sie kannten gewiß ſchon von den Vätern, mit denen die Kommunen die Kinder der Armen zu beſchenken pflegen — was Wunder, daß Ihre Phantaſie das Schreckbild in jene von Erinnerung leere Zeit hinabſchob!“

Aber die edle Frau ſchüttelte lächelnd ihren Kopf. „Schön ausgerechnet,“ ſagte ſie; „aber ich habe niemals an ſolchen Geſpenſterphantaſieen gelitten; und die Menſchen, die mich dann nach meines lieben Vaters Tode zu ſich nahmen — beſſere konnte kein Kind ſich wünſchen: es waren die Eltern meines Mannes, die auf einer Badereiſe ein paar Tage in unſerer Vaterſtadt verweilen mußten.“

In dieſem Augenblicke glaubte ich in dem Staubwege Schritte hinter uns zu hören, und als ich umblickte, ſah ich den Oberförſter ſchon in der Nähe.

„Sehen Sie wohl,“ rief er mir zu, „da habe ich Sie ſchon! Und Du, Chriſtine,“ — und er ergriff die Hand ſeiner Frau und neigte den Kopf, um ihr in die Augen zu blicken — „Du ſchauſt ja ſo nachdenklich; was iſt denn?“

Sie lehnte ſich lächelnd an ſeine Schulter: „Ja, Franz Adolph, wir ſprachen von unſerer Vaterſtadt — denn es hat ſich herausgeſtellt, daß wir dieſelbe haben — aber wir haben uns dort nicht finden können.“

„So iſt es um ſo ſchöner,“ erwiderte er und reichte mir die Hand, „daß wir ihn heute bei uns haben; das Damals wäre ja doch ſchon längſt vorüber!“

Sie nickte nachdenklich und ſchob ihren Arm in ſeinen. So gingen wir ein paar hundert Schritte weiter bis an einen Waldteich, an deſſen Ufern die gelben Iris in für mich nie geſehener Fülle blühten.

„Da iſt Deine Lieblingsblume!“ rief der Förſter; „aber Du würdeſt Dir die Schuhe überwaten; ſollen wir Männer Dir einen braven Strauß holen?“

„Ich verzichte diesmal auf Ritterdienſte,“ erwiderte ſie, ſich anmuthig gegen uns verneigend; „ich bin heute bei den Kleinen und weiß hier eine Stelle, wo ich mein Kränzlein vervollſtändigen kann!“

„So erwarten wir Dich hier,“ rief ihr der Oberförſter nach, ſie mit ernſten liebevollen Blicken verfolgend, bis ſie in der naheliegenden Lichtung verſchwand.

Dann wandte er ſich plötzlich zu mir. „Sie werden mir nicht zürnen,“ ſagte er, „wenn ich Sie bitte, mit meiner Frau nicht weiter über ihren Vater zu ſprechen. Ich ging im weichen Wegeſtaub ſchon länger hinter Ihnen, und der leichte Sommerwind trug mir genügende Brocken Ihres Geſpräches zu, um das Uebrige zu errathen. Hätte ich von Ihrer beider ſo genauen Landsmannſchaft gewußt, — verzeihen Sie mir dies Geſtändniß — ich hätte mir die Freude Ihres Beſuches verſagt; die Freude, ſag’ ich; doch es iſt ſo beſſer, wir kennen uns nun ſchon.“

„Aber,“ entgegnete ich etwas beſtürzt, „ich kann Sie verſichern, es iſt von einem Arbeiter John Hanſen keine Spur in meiner Erinnerung.“

„Sie könnte Ihnen dennoch plötzlich kommen!“

„Ich denke nicht; jedenfalls, obgleich ich nicht die Urſache kenne, ſeien Sie meines Schweigens ſicher!“

„Die Urſache,“ erwiderte er, „will ich Ihnen in einem Worte geben: der Vater meiner Frau hieß freilich John Hanſen; von den Leuten aber wurde er John Glückſtadt genannt, nach dem Orte, wo er als junger Menſch eine Zuchthausſtrafe verbüßt hatte. Meine Frau weiß weder von dieſem Uebernamen noch von der Strafe, auf welcher er beruht; und — ich denke, Sie ſtimmen mir bei — ich möchte nicht, daß ſie das je erführe; ihr Vater, den ſie kindlich verehrt, würde mit jenem Schreckbild zuſammenfallen, das ihre Phantaſie ihr immer wieder vorbringt, und das leider keine bloße Phantaſie war.“

Faſt mechaniſch reichte ich ihm die Hand, und bald waren wir wieder auf dem Heimwege; die Frau ging, längſt wieder an ihrem Kranze flechtend, neben mir, als ich aus andrängenden und ſich ineinander fügenden Erinnerungen wieder aufſchaute. „Verzeihen Sie,“ ſagte ich, „es kommt mir mitunter, von einem plötzlichen Gedanken bis zur Vergeſſenheit der Gegenwart hingenommen zu werden. Im Elternhauſe ſagte dann mein Bruder, des alten Volksglaubens gedenkend: „Stört ihn nicht, ſeine Maus iſt ihm aus dem Mund geſprungen!“ Aber ich verſpreche, ſie in Zukunft beſſer zu überwachen.“

Aus den Augen des Oberförſters traf mich ein verſtändnißvoller Blick. „Auch wir haben hier den Glauben,“ ſagte er, „aber Sie ſind bei Freunden, wenn auch nur bei neuen!“

So kamen wir wieder in Geſpräch, und während die Tannenrieſen ſchon tiefe Schatten über den Weg warfen und die Luft mit ſchwülem Abendduft erfüllten, gelangten wir allmählich an die Oberförſterei zurück; die Hunde, ohne zu bellen, ſprangen uns entgegen, und aus der dampfenden Wieſe, die hinter dem Teiche lag, ſcholl hin und wieder der ſchnarrende Laut des Wachtelkönigs; ein heimathlicher Frieden war überall.

Die Frau war uns voran ins Haus gegangen, mein Wirth und ich ſetzten uns auf die Seitenbänke der Haustreppe; aber ſeine Leute kamen einer nach dem andern, um zu berichten oder ſich Anweiſung für den folgenden Tag zu holen; dazwiſchen drängten ſich die Hunde, Teckel und Hühnerhunde, voran das Prachtexemplar eines lohbraunen Schweißhundes;

zu Erörterungen zwiſchen uns blieb keine Zeit. Dann erſchien meine Landsmännin in der offenen Hausthür und lud zum Abendeſſen; und als wir im behaglichen Zimmer bei einer guten Flaſche alten Haardtweins ſaßen, erzählte der Oberförſter die Geſchichte ſeines Lieblings, des Lohbraunen, den er als junges Thier von einem ruinirten Spieler gekauft hatte, und von den Heldenthaten, welche er ſchon jetzt gegen die hier inſonders kühnen Wilderer verübt habe. So geriethen wir in die Jagdgeſchichten, von denen eine immer die andere nach ſich zog; nur einmal, in einer Pauſe des Geſpräches, ſagte Frau Chriſtine wie aus langem Sinnen: „Ob wohl noch die Kathe da iſt, am Ende der Straße, und das Aſtloch in der Hausthüre, durch das ich abends hinausſah, ob nicht mein Vater von der Arbeit komme? — Ich möcht' doch einmal wieder hin!“

Sie ſah mich an, und ich erwiderte nur: „Sie würden viel verändert finden!“ Der Oberförſter aber faßte ihre beiden Hände und ſchüttelte ſie ein wenig.

„Wach' auf, Chriſtel!“ rief er. „Was wollteſt Du dort? Selbſt unſer Gaſtfreund hat ſich ausgebaut! Bleib' bei mir, wo Du zu Haus biſt — und um acht Tage kommt Dein Junge in die Sommerferien!“

Sie ſah mit glücklichen Augen zu ihm auf. „Es war ja nicht ſo ernſt gemeint, Franz Adolph!“ ſagte ſie leiſe.

Als es auf der Hausuhr vom Flur aus Zehn ſchlug, brachen wir auf; der Oberförſter zündete eine Kerze an und begleitete mich, wie am Nachmittage, die Treppe hinauf nach meinem Gaſtzimmer.

„Nun,“ ſagte er, nachdem er das Licht auf den Tiſch geſetzt hatte, „nicht wahr, wir ſind jetzt einig? Sie verſtehen mich?“

Ich nickte. „Gewiß; ich weiß nun freilich, wer John Hanſen iſt.“

„Ja, ja,“ rief er, „aus dem Staube des Weges haben meine lieben Eltern dies Kind für mich aufgeſammelt; ich dank' es ihnen jeden Morgen, wenn ich beim Aufſtehen dies friedliche Antlitz noch neben mir im Schlummer ſehe, oder wenn ſie mir vom Kiſſen ihren Morgengruß zunickt. Doch — gute Nacht! Auch die Vergangenheit ſoll ſchlafen!“

Wir reichten uns die Hände, und ich hörte ihn den Korridor entlang und die Treppe hinabgehen. Aber bei mir wollte die Vergangenheit nicht ſchlafen; ich trat an das offene Fenſter und ſah auf den Teich und auf die Waſſerlilien, die wie Mondſlimmer auf ſeinem dunklen Spiegel lagen; die Linden am

Ufer hatten zu blühen begonnen, und ihr Duft wehte im Nachthauch zu mir herüber; eine mir unbekannte Vogelſtimme ſcholl in Pauſen vom Wald herüber. Aber die reiche Sommernacht nahm mich nicht gefangen; vor mein inneres Auge drängten abwechſelnd ſich zwei öde Orte: ein verlaſſener Brunnen mit vermorſchtem Plankwerk, der in der Nähe meiner Vaterſtadt auf einem weiten Felde lag, wo vor Zeiten ein Haus, eine Schinderkathe, ſollte geſtanden haben; als Knabe, auf einer einſamen Schmetterlingsjagd, hatte ich einſt erſchrocken vor ihm Halt gemacht; — was damit wechſelte, war das äußerſte der kleinen Stadthäuſer am Ende der Norderſtraße, mit einem Strohdach, auf dem allezeit ein großer Hauslauch wuchs, ſo niedrig, daß man's mit der Hand erreichen konnte; das Ganze zum Einſtürzen verfallen und ſo winzig, daß kaum mehr als eine Kammer und der engſte Küchenherd darin Platz haben konnten. Als Junge hatte ich manchmal, von Feldſtreifereien heimkehrend, davor ſtill geſtanden und mir vorphantaſirt, wie hübſch es ſich in dieſem Liliputer-Hauſe ohne Eltern und ohne Lehrer würde wohnen laſſen. Später, als ich ſchon Sekundaner war, kam noch ein Anderes hinzu: es gab oft einen Lärm in dieſen engen Räumen, der die Vorübergehenden davor Halt machen ließ, und zu dieſen gehörte auch ich ein paar Mal. Eine kräftige Männerſtimme fluchte und ſchalt in ſich überſtürzenden Worten; dröhnende Schläge, das Zerſchellen von Gefäßen wurde hörbar; dazwiſchen, kaum vernehmbar, das Wimmern einer Frauenſtimme, doch nie ein Hülferuf. Eines Abends trat danach ein junger, wilder Kerl aus dem Innern in die offene Hausthür, mit erhitztem Antlitz, über das ein paar dunkle Haarlocken ihm in die Stirn hingen. Er warf den Kopf mit der ſtarken Adlernaſe zurück und muſterte ſchweigend die Umſtehenden; mich blitzte er mit ein paar Augen an, mir war, als hörte ich ihn ſchreien: „Mach', daß Du fortkommſt, Du mit dem feinen Rock! Was geht's Dich an, wenn ich mein Weib zerhaue!“

Das war John Glückſtadt, der Vater meiner edlen Wirthin, von dem ich heute erfahren hatte, daß er eigentlich John Hanſen geheißen habe.

— — John Hanſen war von einem Nachbarsdorfe und hatte ſeine Militärzeit als tüchtiger Soldat beſtanden, wenn auch zu Anfang nur der kräftigere Arm eines Kameraden ſchuld geweſen war, daß er den däniſchen Kapitän, der ihn „tyſke Hund“ geheißen hatte, nicht mit dem kurzen Seitengewehre niederſtach. Als aber die Dienſtzeit aus, und er entlaſſen war, da wollte die müßige, aber wilde Kraft in ihm etwas zu ſchaffen haben; ein Dienſt als Knecht war nicht ſogleich zur Hand, ſo ging er in die Stadt und gab ſich vorerſt bei einem Kellerwirthe in die Koſt. Aber dort verkehrte allerlei fremdes und hergelaufenes Volk; eine Menge Arbeiter, die bei einem Schleuſenbau beſchäftigt waren, hatten dort ihre Schlafſtelle. Einer davon, der wegen Trunkfälligkeit aus der Arbeit gejagt war, blieb trotzdem und verzehrte und vertrank ſeine letzten Schillinge. Er und John hatten beide nichts zu thun; ſo waren ſie ſtets zuſammen, lagen draußen am Deich oder ſaßen allein in der dämmerigen Kellerſtube, und der Fremde erzählte allerlei luſtige Spitzbuben- und Gewaltsgeſchichten; er wußte genug davon; und bei den meiſten war er ſelber mit dabei geweſen; aber alles war immer luſtig ausgegangen.

Bei ſolcher Gelegenheit, da ſie wieder einmal weit draußen am Hafdeich mit einander im Graſe lagen, wo nur der Weſtwind pfiff und die Möven ſchrieen, überfiel den jungen Burſchen die Luſt, auch ſeinerſeits einmal den Hals zu wagen; er ſtreckte ſeine ſtraffen Arme aus und ſchüttelte die Fäuſte, ein wüſtes Feuer brach aus ſeinen Augen. „Zum Satan!“ rief er; „hätt' man ſo 'was auch nur zu ſchaffen, da ehrliche Arbeit nicht zu haben iſt!“

Der alte Halunke, der neben ihm lag und beim Erzählen nur über ſich die Wolken hatte ziehen ſehn, blickte ihn von der Seite an. „Meinſt Du?“ ſagte er heimlich — „nun, Spaß würd' ſchon dabei ſein!“

John antwortete nicht; ein Trupp Arbeiter kam von draußen auf dem Deich daher. Der Fremde ſtand auf und ſagte: „Komm', John, die kennen uns; wir wollen mit ihnen heimgehn!“

— — Am andern Nachmittage, da ſich für John abermals die Ausſicht auf einen Dienſt zerſchlagen hatte, lagen die beiden wieder an derſelben Stelle. Der Fremde ſprach nicht, John riß Grasbüſchel aus dem Boden und warf damit nach vorbeiſtreichenden Schwalben.

„Du ruinirſt doch den Deich, da Du ſonſt nichts zu thun haſt!“ ſagte der andere lachend.

John ſtieß einen Fluch aus. „Du wollteſt mir geſtern 'was erzählen, Wenzel!“ ſagte er.

Wenzel ſah wie abweſend auf die See, wo draußen eben ein Segel vorbeizog. „Ich?“ ſagte er. „Was ſollte das geweſen ſein?“

— „Das mußt Du ſelber wiſſen; aber Spaß ſollte dabei ſein. So ſagteſt Du.“

„Ja ſo! Ich weiß ſchon; aber es iſt noch mehr Gefahr als Spaß dabei.“

John lachte.

„Was lachſt Du!“ ſagte Wenzel; „es kann um Kopf und Kragen gehn!“

„Ich meinte nur, es ſei das juſt der Spaß!“

Der andere richtete ſich auf: „Iſt Dir Dein Kopf ſo wohlfeil?“

„Nein, Wenzel; aber ich denk', er ſitzt mir ziemlich feſt. Erzähl' nur; es iſt profitabler!“

Sie rückten näher zuſammen; ihr Reden wurde ein Flüſtern; mitunter lief der eine auf den Deich und blickte ſcheu umher; aber keine Menſchenſeele ließ ſich ſehen. Die Dämmerung fiel herab; in tiefem Dunkel kamen die beiden zurück und ſtiegen in den Keller hinab, wo noch halbtrunkenes Volk an den Tiſchen lärmte.

— — Drei Tage nachher wurde unſere Stadt durch das Gerücht eines unerhört frechen Einbruchdiebſtahls aufgeſchreckt, und was an Polizei vorhanden war, hatte mit Arm und Beinen zu thun. Das Erkerhaus am großen Markte, das der Exſenator Quanzberger allein mit ſeinem alten Diener bewohnte, war der Schauplatz geweſen. Der alte hagere Herr, den man gebunden, mit einem Knebel in ſeinem zahnloſen Munde neben ſeinem Bett gefunden hatte, konnte viele Wochen nachher nicht ſeinen pünktlichen Spaziergang durch die Gaſſen machen, und viele Jungen wußten deshalb nicht mehr, was die Uhr ſei, und kamen viel zu ſpät oder zu früh in die Schule, und als er ihn wieder antrat, fehlte unter ſeinem Arm der rothſeidene Regenſchirm, und ſein hoher Filzhut zitterte auf der fuchsfarbenen Perrücke. Am ſchlimmſten aber war es, daß bei ſeinem alten Nikolaus, der durch einen Schlag über den Schädel betäubt war, nur mit genauer Noth noch Leib und Seele bei einander geblieben.

Das war es geweſen, was dem braven Soldaten John Hanſen eine ſechsjährige Zuchthausſtrafe und den Namen John Glückſtadt eingetragen hatte. Seltſam war es, daß nach Publicirung des Urtheils auch unter den ſtädtiſchen Honoratioren von mancher Seite für den Verurtheilten Partei ergriffen wurde; man hob hervor, daß er die goldene Uhr des Exſenators, die ihm als Beuteantheil zugefallen war, ſchon am Tage nach der That einem jungen Vetter auf dem Lande als Konfirmationsgeſchenk gegeben habe, was freilich dann zuerſt der Anlaß zu ſeiner

Verhaftung geworden war. „Schad' um den Burſchen," ſagten die einen, „daß er ein Spitzbube geworden! Sieht er nicht aus, als hätte er General werden müſſen?" und die andern erwiderten: „Freilich, doch mehr noch wie jene vornehmen Räuber, denen es weniger um den Gewinn, als um den Spott dabei zu thun war."

Aber John mußte des ungeachtet in das Zuchthaus und war vorläufig dann vergeſſen.

Auch ſechs Jahre im Zuchthauſe vergehen endlich; aber voll hatte er ſie abſitzen müſſen, denn es war in währender Zeit im Lande weder ein König gekrönt noch einer geboren worden. Als er, wie beim Soldatendienſt, mit guten Zeugniſſen entlaſſen war, kam er abermals in unſere Stadt, um ſich nach Arbeit umzuthun; aber man wollte den Zuchthäusler nicht; mehr noch war es um den Grimm und Trotz, der jetzt aus ſeinen dunklen Augen brach. „Der Menſch ſieht gefährlich aus," hieß es, „ich möchte in der Nacht ihm nicht allein begegnen!"

Endlich war es ihm gelungen. Zur Seite der erwähnten Norderſtraße ſtrecken ſich nordwärts, wo vor ein paar hundert Jahren der dreibeinige Galgen neben Bürgermeiſter Luthens Fiſchteich ſtand, große uneingezäunte Felder weit von der Stadt hinauf. Sie dienten damals einem vielgeſchäftigen Bürger zum Cichorienbau, und die dazu gedungenen fünfzig oder ſechzig Weiber und jungen Dirnen begannen eben auf der ungeheuren Fläche das Unkraut zwiſchen den Pflanzen auszujäten; vom Wege aus, der an der Stadt entlang lief, hörte man ſchon von weitem das Schwatzen der Weiber wie einen Mühlbach rauſchen; mitunter auch ſtieg daraus ein ſilberhelles Lachen in die Luft empor; dann wieder ward es plötzlich ſtill: der Aufſeher, der ſich bei einem Trupp von Arbeiterinnen irgendwo am andern Ende des Feldes aufgehalten hatte, war wieder zwiſchen ſie getreten; er ſprach nicht, er überſah nur einmal mit ſeinen finſtern Augen die ganze Schar.

Der Aufſichtsmann war John Glückſtadt; man hatte ihn zu dieſem Poſten beſonders tauglich gehalten, und da draußen auf dem Felde konnt's auch nicht gefährlich ſein; überdies zeigte die Rechnung ſich als richtig, denn noch niemals war das Unkraut ſo gründlich und ſo raſch verſchwunden.

— Unter den Dirnen hatte ich eine, dieſelbe, deren Lachen aus der Schar ſo hell hervorſchlug, oft genug auf dem Hausflur meiner Eltern als Bettelmädchen an der Kellertreppe ſtehen ſehen; ſie ſchaute mich, wenn ich zufällig aus dem Zimmer trat, nur ſtumm mit ihren verlangenden braunen Augen an, und hatte ich einen Schilling in der Taſche, ſo zog ich ihn gewiß heraus und legte ihn in ihre Hand. Ich entſinne mich noch wohl, wie ſüß mir die Berührung dieſer ſchmalen Hand that, auch daß ich nachher noch eine Weile ſtehen blieb und wie gebannt auf die Stelle der Treppe hinabſah, von der das Mädchen ſich ebenſo ſchweigend wieder entfernt hatte.

Dem finſtern Aufſichtsmann, unter dem ſie jetzt in ehrlicher Arbeit ſtand, mochte etwas Aehnliches mitſpielen; er ertappte ſich darauf, daß er mitunter, ſtatt den faulen Weibern auf die Finger zu paſſen, das jetzt ſiebzehnjährige Mädchen mit ſeinen Blicken verſchlang. Sie mochte ihn dann wohl ſtill mit ihren heißen Augen anſchauen; denn ſie war die einzigſte, welche die ſeinen nicht fürchtete, und der Mann, in deſſen Antlitz ein Zug von Seelenleiden ſpielte, war vielleicht für ſolche Weiber der gefährlichſte.

Aber eines mußte noch hinzukommen. An der weiter von der Stadt liegenden Oſtſeite des Ackers, wo die Arbeit ſchon vollendet war, befand ſich jener verlaſſene Brunnen, neben dem ſchon ſeit undenkbaren Jahren das Schinderhaus verſchwunden war; um drei Pfähle hingen noch ein paar vermorſchte Bretter, die keinen Widerſtand zu leiſten vermochten. John Glückſtadt kannte ihn wohl: der Brunnen war eng und an den Seiten mit Moos und einzelnen Pflanzenbüſcheln bewachſen, durch die er vergebens mit ſeinen Blicken den Boden zu erreichen geſucht hatte; aber tief mußte er ſein, denn als John eines Abends über das leere Feld ging und im Vorbeigehen einen Stein hinabwarf, dauerte es eine ganze Weile, bevor ein Ton wie ein harter Aufſchlag ſein Ohr erreichte. „Gott mag wiſſen, was da unten liegt," murmelte der Mann; „Waſſer nicht, vielleicht nur Kröten und Unzeug!" Und er rührte unwillkürlich ſeine Beine, um raſcher nach Hauſe zu gelangen.

Als er jetzt eines Morgens auf das Feld kam, wo gegenüber ſchon die Mehrzahl der Arbeiterinnen verſammelt war, ſtörte ihn eine Krähe aus ſeinem Brüten auf, das er heute vom Bette mit ins Freie genommen hatte; der Vogel war bei ſeiner Annäherung mit Gekrächz von der verfallenen Brunnenplanke aufgeflogen; als John aber auf- und dann weiter hinausblickte, ſah er die braune ſchmächtige Dirne wie in blinder Angſt mit erhobenen Armen auf den Brunnen zuſtürzen; ein andres breitſchulteriges Weib, das ſich ſchon drei Jungfernkinder aufgeladen hatte, lief hinter ihr darein. Es hatte das Mädchen geneckt, daß ſie dem ſchmucken Aufſichtsmann ihre Augen hinhalte, er ſolle wohl hineinfallen; die andern Frauenzimmer hatten gelacht: „Friſch, Wieb, vertreib' dem Fratz ſeine Katzenkünſte!“ Da war die Dirne zornig geworden und hatte dem Weibe ſo gründliche Wahrheiten zugeworfen, daß es mit der Unkrauthacke in der Fauſt wie toll hinter der Leichtfüßigen herlief.

Der düſtere John ſah die wilde Flucht gerade auf das Brunnenloch zufahren und ſprang raſch vor die verfallene Umzäunung. „Sie will mich todtſchlagen!“ ſchrie die junge Dirne und ſtürzte mit ſolcher Gewalt in ſeine Arme, daß ihm ſelbſt die Füße auf dem Boden wankten. „Nun, Dirne,“ rief er, „ſollten wir hier beide in den Brunnen? Es wär' vielleicht das Beſte!“ und hielt ſie feſt an ſeiner Bruſt.

Sie wollte ſich von ihm losringen. „Laßt mich!“ rief ſie. „Was wollt Ihr von mir?“

Er ſah ſich um; ſie waren ganz allein: das große Frauenzimmer hatte vor dem Aufſeher ſogleich die Flucht ergriffen; die anderen Weiber arbeiteten fern am Weſtrande des Ackers; er wandte ſeine Augen wieder auf das Kind in ſeinen Armen.

Sie hatte mit ihren kleinen Fäuſten ihm ins Geſicht geſchlagen. „Laß mich," rief ſie, „ich ſchreie; glaub' nicht, daß Du mir Leides anthun kannſt!"

Er ſchwieg eine Weile, und die dunkeln Augen beider ſahen regungslos in einander. „Was ich von Dir will?" ſagte er dann, „Leids will ich Dir nicht thun — aber ich will Dich heirathen, wenn Du es willſt!"

Sie antwortete nicht, ein paar Augenblicke lag ſie wie todt an ſeiner Bruſt; er fühlte nur, das Widerſtreben ihrer Glieder hatte nachgelaſſen.

„Willſt Du nicht ſprechen?" frug er ſanft.

Da griff ſie jäh mit beiden Händen um ſeinen Hals, daß ſie den ſtarken Mann faſt würgte. „Ja, ich will," rief ſie. „Du biſt der ſchönſte! Komm' weg vom Brunnen! Du ſollſt nicht drunten liegen, in meinen Armen iſt's beſſer!" Und ſie küßte ihn, bis ſie den Athem verloren hatte.

„Weißt Du," ſagte ſie dann, „Du ziehſt zu uns, zu mir und meiner Mutter in das kleine Haus; Du zahlſt die halbe Miethe!" Sie ſah ihn wieder an, ſie küßte ihn nochmals; dann warf ſie den Kopf mit dem dunklen Haar in den Nacken, und ihr helles Lachen ſtieg jetzt faſt zu übermüthig aus den rothen Lippen. „So!“ rief ſie, „nun lauf' ich voraus, komm' aber bald mir nach und ſieh' zu, ob ich nicht auch die ſchönſte von all' den Weibern bin!“

Sie ſtürmte dem Arbeitsplatze zu, und er folgte ihr, taumelnd vor Entzücken. Wer ihn jetzt geſehen und einen Freund bedurft hätte, der würde ohn' Bedenken in ſeine Arme geſtürzt ſein; der gefährliche Menſch war wie ein Kind geworden; er öffnete die Arme und ſchloß ſie langſam wieder über ſeiner Bruſt, als müſſe er das Glück umfaſſen, das ihm die junge Dirne zugebracht hatte, die wie ein fliegend' Vöglein dort vor ihm das Feld hinanlief. „Und Arbeit,“ rief er und ſtreckte die ſtarken Fäuſte in die Luft, „die ſoll für uns nicht fehlen!“

Als er den Arbeitsplatz erreicht hatte, ſuchte die große Dirne ſich vor ihm zu verbergen; aber, was ſonſt niemand noch geſehen hatte, ſeine Augen lachten nur, wenn ſie auf ihr grobes Angeſicht trafen. „Lauf' nur, was ſchierſt Du mich!“ ſprach er zu ſich ſelber, „Du warſt der Hund, der unverſehens mir das Glück in meine Arme jagte!“

Die junge Braune aber wußte ihrem ſtillen Liebſten ſtets aufs neue zu begegnen. „Lach' doch!

Warum lachſt Du nicht?" raunte ſie ihm zu und hielt ihm ſelber lächelnd ihre dunklen Augen hin.

„Ich weiß nicht," ſagte er — „der Brunnen!"

„Was ſoll der?" frug ſie.

„Ich wollt', er wäre aus der Welt!" und nach einer Weile: „Du könnt'ſt mir einmal da hinein fallen, Du biſt ſo wild, Hanna — er darf nicht offen bleiben."

„Du biſt ein Narr, John," raunte ihm die Dirne zu, „wie ſollt' ich von heut' an noch in den Brunnen fallen! Wenn nur die dummen Weiber nicht ſo nahe wären, ich fiel' Dir lieber an den Hals!"

Aber er ging ſinnend von ihr; und als er ſpäter bei Ende der Tagesarbeit über den einſamen Acker ging, konnte er an dem Brunnen nicht vorbei; er blieb ſtehen und warf wieder kleine Steine in die Tiefe; er kniete dabei nieder und bog ſich über den Rand und lauſchte, als ob die Tiefe ein furchtbares Geheimniß berge, von dem er einen Laut erhorchen müſſe.

Als auch das Abendroth am fernen Horizont verſchwunden war, ging er langſam in die Stadt zurück und nach der Großſtraße in das Haus ſeines Arbeitgebers. — Am andern Morgen erſchien zur

Verwunderung der Arbeiterinnen ein Zimmermann auf dem Acker und ſchlug ein rohes, aber derbes Brettergerüſt um den alten Brunnen.

Im September wurde auf dem erſten Packboden des ungeheueren Speichers das „Cichorienbier“ gefeiert, das ſchon am Nachmittag begonnen hatte; was in der Fabrik in Arbeit ſtand, der Fuhrmann, der Heizer, der Brenner und wie ſie alle genannt wurden, alle waren da, es war wimmelnd voll; Gewinde von Aſtern und Buxbaum und von ſonſtigen Herbſtblumen und Blättern hingen überall an den Balken. An großen Tiſchen, an über Tonnen gelegten Brettern hatten ſie geſeſſen; nun aber war der Kaffee ausgetrunken; die Lampen und Laternen, die zwiſchen den Kränzen hingen, wurden angezündet, und in dem dämmerigen Gemunkel wurden eine Klarinette und ein paar Geigen laut, wonach die jungen Dirnen längſt die Hälſe geſtreckt hatten.

John tanzte ſchon mit ſeiner jungen Frau, die heiß in ſeinen Armen lag; er ſah voll Luſt über die dunkle Menſchenmenge hin; aber was ging ſie ihn an? — Da wurde er mit ſeiner Tänzerin gegen das Ende eines ſchweren Eichentiſches geſtoßen, der unter die Tanzenden hineinragte; und ſie that einen jähen Aufſchrei. Es hatte nichts auf ſich; aber John rief den jungen kräftigen Heizer an: „Hilf mir den Tiſch fortſetzen, Franz!“

Er ſchien es nicht zu hören; da faßte John ihn an dem Aermel. „Was ſoll's?“ rief der Heizer und wandte halb den Kopf.

„Nicht viel,“ entgegnete John, „der Tiſch muß fort, dort in die Ecke!“

„Ja, trag' ihn nur dahin!“ ſagte der junge Menſch und drängte ſich zu den andern Arbeitern, von denen ein Theil zuſammenſtand. „Was wollte er von Dir?“ frug einer von ihnen.

„Ich weiß nicht; ich ſollt' ihm helfen! Mag er ſich ſelber helfen! Man hat nur keine andere Arbeit; ſonſt müßt' man von hier fort!“

Die andern lachten und gingen auseinander, um ſich Tänzerinnen zu ſuchen. John aber, der aus halbgehörten Worten ſich genug heraushörte, klemmte die Lippen zuſammen und tanzte weiter mit ſeinem jungen Weibe, und immer nur mit ihr.

Inmitten der Fröhlichkeit kam auch die Herrſchaft mit einigen Freunden auf den Boden; auch der Bürgermeiſter war dabei, einer von denen, deren Theilnahme damals den Verurtheilten in das Zuchthaus begleitet hatte. Jetzt folgte ſein Blick dem hübſchen jungen Paare.

Eine ältliche, unverheirathete Schweſter der Hausfrau ſtand neben ihm. „Nun ſehen Sie,“ flüſterte die Dame und zeigte mit dem Finger nach dem Paare, „vor zehn Monaten noch am Wollſpinnen im Zuchthaus, und nun tanzt er mit dem Glück im Arm!“

Der Bürgermeiſter nickte: „Ja, ja — Sie haben recht . . . aber er ſelbſt iſt doch nicht glücklich und wird es nimmer werden.“

Die alte Jungfer ſah ihn an. „Das verſteh' ich doch nicht ganz,“ ſagte ſie, „ſolche Leute fühlen anders, als unſereins. Aber freilich, Sie ſind ein unverbeſſerlicher Junggeſell!“

„Ich ſcherze nicht, liebes Fräulein,“ erwiderte der Bürgermeiſter; „es thut mir leid um dieſen Menſchen: das Glück in ſeinem Arm mag echt genug ſein, ihm wird es nichts nützen; denn in ſeinem tiefſten Innern brütet er über ein Räthſel, zu deſſen Löſung ihm weder ſein Glück, wie Sie das junge Kind in ſeinen Armen zu nennen belieben, noch irgend ein anderer Menſch auf Erden verhelfen kann.“

Das alte Fräulein ſah recht dumm zu dem

Redenden auf. „So möge er das Brüten laſſen!“ ſagte ſie endlich.

„Das kann er nicht.“

„Weshalb nicht? Er ſieht doch herriſch genug aus.“

„Das thut er,“ entgegnete der Bürgermeiſter nachdenklich, „er könnte ſogar wohl toll darüber werden, vielleicht noch einmal ein Verbrecher; denn das Räthſel heißt: wie find' ich meine verſpielte Ehre wieder? — — Er wird es niemals löſen.“

„Hm,“ meinte die Dame, „Herr Bürgermeiſter, Sie haben allzeit ſo beſondere Gedanken; aber ich denke, wir haben jetzt genug davon; die Laubkränze verbreiten ſo ſtrengen Duft, und die Lampen qualmen auch, man trägt's noch tagelang in Haar und Kleidern.“

Sie gingen alle und überließen die Armen ihrer Luſtbarkeit; nur der Bürgermeiſter zögerte noch ein paar Minuten, da wieder das junge Paar vorübertanzte. Das ſiebzehnjährige Weib hing mit lachenden Augen an denen ihres Mannes, die ſich, wie um alles zu vergeſſen, in die ihren zu bohren ſchienen.

„Wie lange noch wird's dauern?“ murmelte der Bürgermeiſter, dann folgte er den anderen.

Es dauerte doch noch ziemlich lange; denn das Weib war, obgleich in Lumpen aufgewachſen, jung und unſchuldig. Sie wohnten in der Kathe am Ende der ins Feld hinauslaufenden Norderſtraße; das Kämmerlein vorn war das ihre; die Mutter hatte ſich ein Lager in der engen Küche einzurichten verſtanden. Sein alter Arbeitgeber wußte nun ſchon, daß John ein halbmal mehr als andere arbeite, und deshalb, und da auch der Bürgermeiſter ihm zuſprach, hielt er den Mann feſt, ſo oft ihm auch gerathen wurde, den Zuchthäusler vor die Thür zu ſetzen. So war allzeit Arbeit da, für ihn und oftmals auch für die Frau, und die Nahrungsſorge klopfte nicht an die kleine Thür. Ein Gärtlein war auch am Hauſe und darin, hinten nach dem Weg hinaus, eine dichte Liguſterlaube. Hier ſaß die Frau meiſt an den Sommerabenden und harrte ſeiner, bis er von der Arbeit kam; dann flog ſie auf ihn zu und zwang ihn, ſich auf die Bank zu ſetzen; er aber litt ſie nicht neben ſich; er ſetzte ſie auf ſeinen Schoß und hielt ſie wie ein Kind an ſeiner Bruſt. „Komm nur,“ ſagte er, „ſo müde bin ich nicht; ich hab’ nicht viel, ich muß es alles in meinen Armen haben.“ So ſprach er eines Abends; da ſah ſie ihn an und ſtrich ihm, als wollte ſie etwas fortwiſchen, mit ihren Fingern über die Stirn. „Das da wird immer tiefer!" ſagte ſie.

„Was denn, Hanna?"

„Die Falte — nein, ſprich nicht, John; ich kann's ſchon denken, die Brückenarbeiter haben heut' ihr Feſt; die andern ſind da, ſie haben Dich nicht eingeladen."

Die Falte wurde noch tiefer. „Laß das!" ſagte er. „Sprich nicht davon; ich wär' ja doch nicht hingegangen." Und er klammerte die Arme feſter um ſein Weib. „Am beſten," ſagte er, „nur wir zwei allein."

— — Nach einigen Monaten ſollte ein Kind geboren werden. Die gutmüthige Alte lief mit wirrem Kopf umher; bald ſtellte ſie ein Töpfchen für die Wöchnerin ans Feuer, bald wieder wickelte ſie die dürftigen Hemdchen aus einander, die ſie für ihr erwartetes Enkelkind aus alter Leinwand in vielen Wochen genäht hatte. Das junge Weib war im Bette liegen geblieben; der Mann ſaß bei ihr; er hatte Arbeit Arbeit ſein laſſen und hörte nur auf das Stöhnen ſeines Weibes, die feſt ihre Hand um ſeine preßte. „John!" rief ſie, „John! geſchwind, Du mußt zur Mutter Grieten laufen, aber komm' gleich wieder, bleib' nicht fort!"

John hatte in dumpfem Sinnen geſeſſen. Nur wenige Augenblicke noch, dann ſollte er Vater werden; ihn ſchauderte; er ſah ſich plötzlich wieder in der Züchtlingsjacke. „Ja, ja,“ rief er, „ich bin gleich wieder da!“

Es war am Morgen, und die Hebamme wohnte in derſelben Straße; er lief und riß die Hausthür auf, und als er in die kleine Stube trat, ſaß die dicke Alte an ihrem Morgenkaffee. „Na, Er iſt's!“ rief ſie unwirſch, „ich dacht' zum mindeſten, es ſei der Amtmann!“

„Ich hab' nicht weniger ein Weib, als der!“

„Was iſt mit Seinem Weibe?“ frug die Alte.

„Frag' Sie nicht! Komm' Sie mit mir; mein Weib liegt in Kindesnöthen; wir bedürfen Ihrer Hülfe.“

Die Alte muſterte den erregten Mann, als zähle ſie im Geiſt die wenigen Schillinge, die dieſer Dienſt ihr abwerfen werde, wenn ſie nicht gar verloren gingen. „Geh' Er nur vorab!“ ſagte ſie. „Ich muß erſt meinen Kaffee trinken.“

John ſtand wie unentſchloſſen an der Stubenthür.

„Geh' Er nur!“ wiederholte ſie, „ſein Kind kommt früh genug!“

Er hätte das Weib erdroſſeln mögen; aber er biß nur die Zähne aufeinander; ſein Weib bedurfte ihrer. „So bitt' ich nur, Frau Grieten, trinket nicht zu langſam!“

„Ja, ja,“ ſagte die Alte, „ich trinke, wie ich Luſt hab'.“

Er ging; er ſah, daß jedes ſeiner Worte ſie nur noch widerwilliger machte.

Sein Weib fand er wimmernd auf dem heißen Bette. „Biſt Du es, John? Haſt Du ſie bei Dir?“

„Noch nicht; ſie kommt wohl gleich.“

Das „gleich“ wurde zu einer halben Stunde, während John reglos neben der jammernden Wöchnerin ſaß und die Alte draußen noch einmal Kaffee für Mutter Grieten kochte. „Die können allzeit Kaffee trinken,“ ſprach ſie zu ſich ſelber, „man muß ſie ſich zu Freunden halten!“

„John!“ rief in der Kammer das junge Weib, „ſie kommt noch immer nicht!“

„Nein,“ ſagte er, „ſie muß erſt Kaffee trinken.“ Er knirſchte mit den Zähnen, und ſeine düſteren Brauen zogen ſich zuſammen. „Du hätteſt nur des Amtmanns Weib ſein ſollen!“

„John, ach John! ich ſterbe!“ ſchrie ſie plötzlich.

Da ſprang er auf und rannte aus dem Hauſe. Auf der Straße begegnete er der dicken Hebamme.

„Nun,“ rief ſie, „iſt das Kind ſchon da? Wohin will Er denn?“

„Zu Ihr, Frau Grieten, damit mir meine Frau nicht ſterbe.“

Die Alte lachte. „Tröſt' Er ſich, an ſo etwas ſtirbt Euresgleichen nicht!“

Sie zog ihn mit nach ſeiner kleinen Wohnung. Als ſie in die Kammer trat, ſah ſie auf die Wöchnerin. „Wo iſt die Alte?“ frug ſie. „Habt Ihr denn nichts bedacht?“ und ſie zählte auf, was man bei ſolcher Gelegenheit für ſie bereit zu halten pflegte; und ſie brachten ihr, was ſie hatten.

John ſtand zitternd am Ende des Bettes, und endlich wurde das Kind geboren. Die Hebamme wandte den Kopf nach ihm. „Da hat Er eine Dirne; die braucht nicht Soldat zu werden!“

„Eine Züchtlingstochter!“ murmelte er; dann fiel er vor dem Bette auf die Kniee: „Möcht' Gott ſie wieder zu ſich nehmen!“

Immer feindlicher ſtand ihm die Welt entgegen; wo er ihrer bedurfte, wo er ſie anſprach, immer hörte er den Vorwurf ſeiner jungen Schande als die Antwort; und bald hörte er es auch, wo kein anderer es hätte hören können. Man hätte fragen mögen: „Du mit den ſtarken Armen, mit deiner mächtigen Fauſt, warum duldeſt du das, warum bringſt du ſie nicht zum Schweigen?“ Hatte er doch einmal, da von einem maulfrechen Matroſen ſein Weib eine Betteldirne war geſcholten worden, den Menſchen hingeworfen und ihm faſt den Schädel eingeſchlagen; und nur mit Noth hatte im Sühnetermin der ihm günſtige Bürgermeiſter die Sache unter beiden ausgeglichen!

Doch das war ein anderes; wo aber eine Hand erbarmungslos an jene offene Wunde ſeines Lebens rührte, wo er's nur glaubte, da fielen die ſtarken Arme ihm an ſeinem Leib herunter, da war nichts mehr zu ſchützen oder gar zu rächen.

Und dennoch, mit ihm in ſeinem armen Hauſe wohnte noch immer das Glück. Zwar, wenn ſeine Stirn zu finſter, ſein Wort zu knapp und trocken wurde, dann flog es wohl erſchreckt davon, aber es kehrte doch allezeit zurück und ſaß mit den jungen Eltern an dem Bettchen ihres Kindes und lächelte ſie an und fügte ihre Hände unvermerkt zuſammen. Das Glück war noch nicht ganz gewichen; die Alte nahm ſich mehr und mehr der Wartung des Kindes an, je weiter es heranwuchs, und Hanna ging wieder dann und wann auf Arbeit und half erwerben. Wer trug denn die Schuld, daß immer öfter das Glück davonflog, und ſie immer länger ohne die holde Genoſſin zwiſchen ihren kahlen Wänden ſaßen? War es der Eigenwille der Weiber oder der ſo lang in Schlaf verſenkte Jähzorn in ihnen beiden, der nach der großen Liebesfreude allmählich aus der Tiefe immer ungebändigter hervorbrach? Oder war es in dem Manne die unſühnbare Schuld, die den bitteren Unmuth in ihm aufjagte? Hatte es doch, da vor geraumer Zeit ſein alter Arbeitgeber durch jähen Tod geſtorben war, nur kaum unter Noth und Kummer gelingen wollen, daß er jetzt endlich am Wege ſaß und Steine klopfte.

Da war's, an einem Herbſtabend, das Kind mochte ein Jahr alt ſein; es lag in ſeinem Bettchen, das bald nach der Geburt der Vater ihm gezimmert hatte, und ſchlief, daß die heißen Tropfen auf der kleinen Stirne perlten. Aber Hanna ſaß verdroſſen dabei, die kleinen Füße ausgeſtreckt, den einen Arm über die Stuhllehne herabhängend: das Kind hatte immer noch nicht ſchlafen wollen, und die alte Mutter, die ihr ſonſt die Laſt abnahm, war von einem Gichtanfall ins Bett getrieben worden. „Du hätteſt auch eine Wiege zimmern können!“ rief ſie ihrem Manne zu, der eben müde von der Arbeit kam und ſein Werkzeug in eine Ecke ſtellte.

„Was iſt denn?“ frug er, „das Kind ſchläft nun ein Jahr ſchon in dem Bettchen; Du freuteſt Dich doch ſelbſt, als ich's gemacht hatte!“

„Nun will es aber nicht mehr,“ gab ſie zur Antwort.

„Es ſchläft ja doch!“

„Ja, — über eine Stund' hab' ich damit herum gearbeitet!“

„Da haben wir beid' gearbeitet,“ ſagte er kurz.

Aber ſie ſchwieg nicht; Red' um Rede ward wechſelsweiſe ſchärfer und unbedachter.

„Es wird ſchon morgen beſſer ſchlafen oder übermorgen,“ ſprach noch der Mann. „Wenn's gar nicht geht — wir kriegen dann wohl eine Wiege!“

„Woher?“ frug ſie. „Damals, als Du das gute Holz hatteſt, hätt'ſt Du die Wiege machen ſollen!“

„Ei, ſo ſäg' ich die Beine ab,“ ſagte John, „und ſchlag' ein paar Gängel darunter; dann haſt Du Deine Wiege!“

Aber dem jungen Weibe war ja die Wiege nur ein Spielwerk für ihren Unmuth geweſen; ein häßlich Lachen fuhr aus dem hübſchen Munde: „Soll ich das Ungeheuer denn allein regieren?“

Er riß den Kopf empor: „Willſt Du mich höhnen, Weib?“

„Warum nicht!“ rief ſie und verzog den Mund, daß ihre weißen Zähne ihm in die Augen blitzten.

„So helf Dir Gott!“ ſchrie John und hob die Fauſt.

Sie ſah es und ſah erſt jetzt den Jähzorn in ſeinen Augen flimmern. Ein plötzliches Entſetzen fiel ſie an; ſie flog in eine Ecke des Zimmers und ſtürzte dort zuſammen. „Schlag nicht, John!“ ſchrie ſie. „Um Deinetwillen, ſchlag mich nicht!“

Aber ſeine ſtets ſo raſche Hand war in der Leidenſchaft zu raſch geweſen. Die Hände an den Schläfen in das dunkle Haar gedrückt, mit ſcheuen Augen ſah das Weib ihn an; ſeine Hand hatte ihr die Stirn nur leicht geſtreift; ſie ſelber ſprach kein Wort; aber dennoch hörte er es in ſeinen Ohren gellen: „Weh dir, du haſt dein Glück zerſchlagen!“

Er fiel zu ihr nieder; er ſprach, er wußte ſelbſt nicht, was; er bat ſie; er riß ihr die Hände vom Geſicht und küßte ſie. Aber ſein Weib antwortete ihm nicht; wie mit der Liſt des Wahnſinnes blickte ſie heimlich nach der offenen Stubenthür, und plötzlich war ſie unter ſeinen Armen fort; er hörte, wie ſie hinter ſich die Hofthür zuſchlug.

Und als er dann ſich wandte, ſah er ſein Kind aufrecht in dem Bettchen ſitzen; es hatte mit beiden kleinen Fäuſten ſich das Betttuch in den Mund geſtopft und ſah mit großen Augen auf ihn hin; doch als er unwillkürlich näher kam, ſchlug es Kopf und Aermchen rückwärts, und die Kinderſtimme gellte durch das kleine Haus, als ob ſie untragbar Unglück auszuſchreien habe. Er erſchrak, aber er hatte keine Zeit; was kümmerte ihn jetzt das Kind! Er rannte aus der Hofthür durch den dunklen Garten. „Hanna!“ rief er, und laut und immer lauter „Hanna!“ Aber nur die Baumwipfel der vielen Gärten, die hier aneinanderliegen, rauſchten von den Tropfen, die jetzt vom Himmel fielen, und aus der hinterliegenden Stadt kam das Geräuſch von allerlei Fuhrwerk. Mit Entſetzen fiel ihm der Brunnen ein: „Wenn ſie ſich ein Leids gethan hätte!“ Er lief den Weg hinauf, wo der Eingang zu den Feldern war; da ſtolperte ſein Fuß; ein Menſchenlaut vom Boden wurde hörbar. „Hanna!“ ſchrie er, „Hanna, Du lebſt? Gott Dank, Du biſt es!“ Ein lautes Jauchzen hätte er in die Nacht geſchrieen, aber ſein Herz, das zum Zerſpringen klopfte, machte es ihm unmöglich. Er hob ſie wie ein Kind auf ſeine Arme, und da der Regen ſtärker fiel, zog er ſeinen Rock vom Leibe und hüllte ſie darein; dann hielt er ſie ſanft an ſeine Bruſt und ging langſam, als ſei er zum erſten Mal allein mit ſeinem jungen Weibe, in dem strömenden Regen ihrem Hauſe zu.

Sie hatte alles ohne ein Zeichen des Lebens ſich gefallen laſſen; erſt als aus ihres Mannes Augen ein warmer Thränenſchauer auf ihr Antlitz fiel, ſtreckte ſie die Hand empor und ſtrich damit ihm ſanft über ſeine Wange.

„Hanna, liebe Hanna!“ rief der Mann. Da kam auch ihre andere Hand hervor, und beide ſchloſſen ſich um ſeinen Hals.

Und das Glück ging wieder leis an ihrer Seite: er hatte es noch nicht verjagt.

Wer wüßte nicht, wie oft es denen, die wir „Arbeiter“ nennen, zum Verhängniß wird, daß ihre Hand allein ihr Leben machen muß! Wo in der Leidenſchaft das ungeübte Wort nicht reichen will, da fährt ſie, als ob's auch hier von ihr zu ſchaffen wäre, wie von ſelbſt dazwiſchen, und was ein Nichts, ein Hauch war, wird ein ſchweres Unheil. Und geſchah es einmal, ſo geſchieht's auch ferner; denn die meiſten dieſer Leute, juſt nicht die ſchlechteſten, ſie leben ihre Zeit dahin und haben ihre Augen nur auf heut und morgen; was geweſen und vergangen iſt, gibt ihnen keine Lehre.

So war es auch mit John. Wenn an arbeits- und verdienſtloſen Tagen die Noth, oder was es immer ſein mochte, ſeine Nerven zucken machte, ſo faßte auch ferner ſeine böſe Hand nach ſeinem Weibe, deren Blut nicht kälter rollte als das ſeine. Und Buben und junge Leute blieben auf der Gaſſe vor ihrem Häuschen ſtehen und ergötzten ſich an dem, was von dem Elend drinnen an ihr Ohr hinaus drang. Nur einer, der alte Nachbar Tiſchler, kam mit gutem Willen; er ging ins Haus und ſprach mitunter die Streitenden zur Ruhe, oder er trat, mit einem hübſchen, leiſe ſchluchzenden Kinde auf den Armen, wieder aus der Thür; „das iſt nichts für Dich, Du kleiner Engel,“ ſagte der alte Mann; „komm Du mit mir!“ und er ging mit ihr in ſeine Wohnung, wo eine ebenſo alte Frau das Kind ihm zärtlich aus den Armen nahm.

Wenn aber in dem kleinen Hauſe Jähzorn und Kräfte ſich erſchöpft hatten, dann — wovon die draußen nichts gewahrten — fielen Mann und Weib ſich in die Arme und preßten und küßten ſich, als ob ſie ſo ſich tödten wollten. „O Hanna, ſterben!“ rief einmal der wilde Mann; „nun mit Dir ſterben!“ und aus den rothen Lippen des Weibes ſtieg ein Seufzer; ſie warf ihre trunkenen Augen auf den erregten Mann und zog das Mieder, das er vorhin über ihrer weißen Bruſt zerriſſen hatte, noch weiter von der Schulter. „Ja, John,“ rief ſie, „nimm nur Dein Meſſer und ſtoß es da hinein!“

Aber während er ſie anſtarrte, ob denn das Furchtbare ihr auch ernſt ſei, rief ſie plötzlich: „Nein, nein! Thu's nicht, das nicht! — unſer Kind, John! — das wär' Todſünde!“ und ſie bedeckte haſtig ihre preisgegebene Bruſt.

Er ſagte langſam: „Ich weiß es nun, ich tauge nicht, ich bin doch wieder ſchlecht gegen Dich!“

„Du nicht! Du nicht, John!“ rief ſie, „ich bin die Böſe, ich reiz' Dich, ich zerr' an Dir herum!“

Aber er zog ſie feſter an ſich und verſchloß ihren Mund mit Küſſen.

„John!“ flüſterte ſie, als ſie wieder frei war und wieder ihren Athem hatte, „ſchlag' mich nur, John! Es thut wohl weh, am meiſten in meinem Herzen; aber dann küß mich, küß mich todt, wenn Du es kannſt! Das thut noch ſüßer, als das Schlagen weh thut!“

Er ſah ſie an, und er zitterte, als er ſie ſo in ihrer Schönheit ſah: ſein Weib, die keines andern war, als nur die ſeine.

„Ich will Dich nicht mehr ſchlagen,“ ſprach er; „zerr' mich nur, ſo viel Du kannſt!“ und mit zärtlichen unterwürfigen Augen blickte er auf ſie hinab.

„Nein, John,“ ſagte ſie, und ihre tiefe Stimme klang ſo weich, „Du wirſt es doch thun! Aber nur eines: Du that'ſt es geſtern, aber thu's nicht wieder! Schlag' nicht unſer armes Kind! Ich haſſe Dich dann, und das, John, thut am allerweheſten!“

„Nein, Hanna, auch das Kind nicht,“ ſprach er wie träumend.

Und ſie bückte ſich und küßte ſeine Hand, mit der er ſie vorhin geſchlagen hatte.

— Das ſah kein Menſch, und doch, nach ihrer beider Tode iſt davon erzählt worden.

Trotz Noth und Schuld war die enge Kathe noch immer ſein Heim und ſeine Burg; denn von den beiden Frauen dort rührte keine an ſeiner Wunde, nur dort noch war er davor ſicher.

Es war das eben kein Erbarmen; ſie dachten nur nicht daran, und thaten ſie es je, ſo war des Mannes Jugendſchuld ihnen mehr ein Unglück, als ein Verbrechen; denn in ihrem eigenen Leben lagen Recht und Unrecht oft nur kaum unterſcheidbar neben einander. War doch auch in des Weibes Kinderzeit ein ſehr alter Mann ihr guter Freund geweſen, der wegen gleichen Vergehens in der „Sklaverei" geweſen war und manches Jahr in Ketten die Karre geſchoben hatte. Harmlos, wie andre von den Abenteuern ihrer Jugend plaudern, hatte er dem Kinde das erzählt. Nun wohnte er in einem nahen Dorfe und fuhr mit ſeiner mageren Kracke weißen Sand zur Stadt und ſchnitzte, wenn er daheim war, Holzſchuhe und Senſenſtiele. Er hatte oftmals im Vorbeifahren mit dem munteren, auf der Hausthürſchwelle ſitzenden Kinde ein paar großväterliche Worte geredet, ſo daß ſie allmählich aufpaßte, wenn der weißhaarige Greis mit ſeinem kümmerlichen Fuhrwerk von der Landſtraße in die Stadt kam. Die Holzſchühchen, die er ihr einmal mitgebracht hatte, ſtanden noch auf dem kleinen Boden; ſie hatte ſie neulich für ihr eigen Kind hervorgeſucht. — „Wo der alte Mann wohl abgeblieben iſt?" hatte ſie bei ſich ſelber geſprochen, indem ſie den Staub von den Schühchen wiſchte und ſie dann ſorgſam neben einander ſtellte, „auf einmal kam er nimmer wieder."

Daß der Greis, der in ſo friedlichem Alter dahingegangen war, auch zu den Züchtlingen gehört hatte, das hatte weder ihn noch ſie beunruhigt.

Dennoch kam Eines und machte allem ein jähes Ende.

— — Es war eine Zeit leidlichen Verdienſtes geweſen; aber Hanna's Mutter war nach kurzem Krankenbett geſtorben. Hanna hatte die alte Frau leidenſchaftlich beweint; John hatte gerechnet und that es noch; denn das verdiente Geld war dabei fortgegangen, und kleine Schulden waren noch dazu aufgelaufen. — Am Häuschen, an der Gartenſeite, hatte lange Jahre ein ſtarker Eſchenbaum geſtanden, in deſſen Schatten die jungen Eheleute früher am Sonntagmorgen oft geſeſſen hatten, aber ſchon vor Jahr und Tag, in einer Zeit des Nothſtandes, hatte John ihn umgehauen; er hatte Geld aus dem ſchönen Stamm zu löſen gedacht, den, wie die Alte verſicherte, ihr Mann einſt ſelbſt dorthin gepflanzt hatte; allein der Baum lag noch immer auf dem Hofe, und nur der erquickliche Schattenſitz war verloren. Jetzt kam er doch zu Nutzen: Der Nachbar Tiſchler nahm ihn und machte dafür der Alten einen Sarg mit hohem Deckel; ſo kam ſie, was ihre letzte Sorge geweſen war, doch anſtändig in die Grube.

Aber die Todtengebühren waren meiſt noch unbezahlt, und manches andere drückte auch noch; es bot ſich wieder einmal kaum je am andern Tage eine Arbeit.

Ein Sonntagsmorgen war es; Hanna hatte eben das jetzt ſchon dreijährige Kind in ſeinen dürftigen Sonntagsſtaat gekleidet; John ſaß mit aufgeſtütztem Ellenbogen am Tiſch vor ſeinem Morgenkaffee, wühlte mit der Hand in ſeinen dunklen Locken und ſchrieb mit einem Stückchen Kreide Zahlen auf die Platte.

Bald aber zerbrach und zermalmte er die Kreide zwiſchen ſeinen Fingern und ſtarrte wie gedankenlos auf Weib und Kind. „Was haſt Du jetzt zu thun, Hanna?“ frug er endlich.

Sie warf den Kopf herum; die Worte klangen ihr ſo trocken. „Nichts!“ ſagte ſie ebenſo, „das Kind iſt angezogen.“

„Was thateſt Du denn, als Du mit Deiner Mutter noch allein warſt und nicht einmal ein Kind zum Anzieh'n da war?“

„Ich ging betteln in der Stadt!“ antwortete ſie, und ein höhniſcher Trotz klang aus den Worten: „das ging noch beſſer, als es jetzt geht! Du wußteſt ja, daß Du eine Betteldirne freiteſt!“

„Und ſchämteſt Du Dich nicht?“ fuhr es aus ihm heraus.

„Nein,“ ſagte ſie hart und ſah ihm mit ſtarren Augen ins Geſicht.

„Warum lernteſt Du nicht mit feiner Wäſche umgehn? Deine Mutter konnte es doch; ſie hatte bei Herrſchaften gedient. Das hätte uns jetzt Geld gebracht und wär' beſſer geweſen, als das faule Umherlungern.“

Sie ſchwieg; es war nie daran gedacht worden. Aber in ihrem hübſchen Kopfe fing es an zu kochen, als ſie nichts erwidern konnte. Dazu, die Augen ihres Mannes lagen auf ihr, als wolle er ſie ganz ins Nichts hinunterdrücken. Da kam ihr ein Gedanke; er verſetzte ihr den Athem, aber ſie konnte es nicht verhalten. „Es gibt ja noch andern Verdienſt!“ ſagte ſie, und als er ſchwieg: „Wir können Wolle ſpinnen; das haſt Du ja ſechs Jahre lang getrieben und kannſt es mich ſelber lehren!“

Ihm war, als hätte er einen Schlag in ſein Gehirn bekommen, und ſein Geſicht verwandelte ſich ſo furchtbar, daß ſich das Kind mit beiden Aermchen an die Mutter klammerte.

„Weib! Hanna!“ ſchrie er. „Das ſagſt Du mir? — Du?“

Und als ſie jetzt wie ohne Leben ihm ihr Geſicht entgegenhielt, faßte er ſie an beiden Schultern, zog ſie an ſich, als müſſe er ſich überzeugen, ob ſie's auch ſelber wäre, und ſtieß ſie dann gewaltſam von ſich. Der Stuhl, an welchem ſie geſtanden hatte, fiel zurück, und das Kind ſtieß einen gellenden Schrei aus; das Weib aber ſtürzte gegen den Ofen; dann glitt ſie mit einem ſchwachen Wehlaut auf den Boden.

Als wären die Gedanken ihm abhanden gekommen, ſah John darauf hin; als er ein wenig ſeine Augen hob, da ſah er an einem hervorſtehenden Schraubenſtift des Ofens, von dem das Kind den Meſſingknopf zum Spielen abgenommen hatte, einen Tropfen rothen Blutes hängen. Er kniete nieder und fuhr ſuchend mit den Händen durch das volle Haar ſeines Weibes; plötzlich wurden ihm die Finger feucht, er zog ſie hervor. „Blut!“ ſchrie er und betrachtete mit Entſetzen ſeine Hand; dann fuhr er fort zu ſuchen, haſtig, mit fliegendem Athem, und — nun hatte er es gefühlt, ein Stöhnen brach aus ſeinem Munde: da, da quoll es hervor, da war der Stift hineingedrungen; tief — er wußte nicht, wie tief. „Hanna!“ flüſterte er, indem er ſich zu ihrem Ohre beugte, und noch einmal ſtärker: „Hanna!“

Da kam es endlich. „John!“ kam es von ihren Lippen; doch wie aus weiter Ferne.

„Hanna!“ flüſterte er wieder, „bleib’, o ſtirb nicht, Hanna! Ich hol’ einen Doktor; gleich, gleich bin ich wieder da!“

„Es kommt doch keiner.“

„Ja, Hanna, er ſoll kommen!“

Eine Hand griff taſtend nach der ſeinen, wie um ihn zurückzuhalten. „Nein, John — kein Doktor — Du biſt nicht ſchuld — aber — ſie ſetzen Dich ins Gefängniß!“

Sie warf ſich plötzlich gewaltſam herum. „Küß’ mich, John!“ rief ſie laut wie in Todesangſt; doch als er ſeine Lippen auf die ihren drückte, küßte er nur noch eine Todte.

Scheu ſchlich das Kind zu ihm heran. „Iſt Mutter todt?“ frug es nach einer Weile, und als der Vater nickte: „Warum weineſt Du denn nicht?“

Da ergriff er das erſchrockene Kind mit beiden Händen und drückte es an ſich. „Ich kann nicht!“ ſtammelte er heiſer; „ich habe ſie — — ermordet“ wollte er ſagen, aber es wurde an die Thür geklopft.

Er wandte den Kopf und ſah den Nachbar

Tiſchler eintreten. Der alte Mann hatte durch die dünnen Wände den Lärm gehört, das Mitleid mit der Frau, die deſſen nicht mehr bedurfte, hatte ihn hergetrieben; nun ſah er erſchrocken auf die Todte.

„Was iſt das! Was habt Ihr hier?“ frug er verwirrt.

John richtete ſich auf und ſetzte die Kleine auf den Fußboden. „Es iſt nun wieder ein Sarg zu machen,“ ſagte er tonlos, „und ich habe keine Eſchenſtämme mehr. Ich bin ein armer Lump, Nachbar!“

Der Alte ſah ihn eine Weile ſchweigend durch ſeine runden Brillengläſer an. „Ich weiß wohl,“ ſagte er dann, „daß Du dies Weib nicht verdienteſt; Du brauchſt juſt nicht davon zu reden — wie iſt denn das Unglück hier zu Platz gekommen?“

Und John berichtete, was geſchehen war; ohne Auslaß, trocken, als ſei es eines Dritten Sache; dann aber warf er ſich wieder zu der Todten und betrachtete mit Scheu ihr Antlitz, das wie ſchlafend vor ihm lag; leiſe, als gelte es ein Verbot zu übertreten, ſtreckte ſeine große Hand ſich aus und ſtrich zitternd über die lebloſen Züge. „Wie ſchön, o wie ſchön!“ murmelte er; und ſie werden ein glattes

Brett darüber nageln, wie ſie es den armen Menſchen thun!“

Der Alte kannte ſeinen Mann; er glaubte ſeinem Berichte: er wußte, er brauchte nicht weiter darüber zu reden; dennoch trug er ihm mehr Groll als Mitleid. „Sei ruhig, John,“ ſagte er faſt mürriſch, „ich mache Deinem Weibe ihren Sarg wie damals ihrer Mutter; wenn wieder Arbeit kommt, ſo magſt Du zahlen, wenn Du es kannſt!“

Da richtete der elende Mann ſich auf. „Dank Nachbar; aber gewiß, ich bezahl's Euch, jeden Sechsling, jeden Pfennig; denn ich muß ſie ſelbſt begraben. Sonſt ſoll mich Gott verdammen!“

Das Kind erſchrak und ließ den Zipfel ſeines Rockes los, den es bisher gefaßt hielt.

„Soll meine Frau Euch,“ frug der Tiſchler, „die Kleine für die nächſten Tage abnehmen? Ihr habt hier niemand mehr.“

„Nein, niemand mehr;“ und aus ſeinen Augen flog ein Blick wie um Erbarmen flehend zu dem Angeſicht des neben ihm ſtehenden Kindes. „Fragt ſie ſelbſt, Nachbar!“ ſagte er und ließ den Kopf auf ſeine Bruſt ſinken. Aber er fühlte plötzlich die kleinen Arme zu ſich emporſtreben, und als er dann ſein Kind emporhob, drückte er das Köpfchen feſt an ſeine Wange; wie einen Strom von Lebensmuth fühlte er es an ſein Herz zurückfluthen. „Nein, Nachbar,“ ſprach er, „ſeid bedankt! Aber mein Kind will doch nicht von mir; ſie weiß, es iſt nicht gut, ſo ganz allein zu ſein.“

Dann, als der Alte fortgegangen war, brach ein Strom von Thränen aus ſeinen Augen. Er kniete nieder zu der Todten. „Hilf mir, mein Kind, es wird mir ſchwer zu leben!“ rief er, und die Kleine ſah mit großen Augen zu ihm auf.

Vom Begräbniſſe war John allein zurückgekommen, niemand hatte ihn begleitet; der alte Nachbar hatte der Todten ihren Sarg gemacht und war den letzten Weg mit ihr gegangen, dann war er in ſein Haus zurückgekehrt.

John ſtand in ſeinem Zimmer und ſah ſich ſchweigend in den leeren Wänden um; hier war nun Ruhe, aber wo war das Glück? — Auf der kleinen Schatulle ſtanden neben anderem Geſchirre die zwei Taſſen mit den grob gemalten Roſen, die er vor ein paar Jahren am Hochzeitsmorgen gekauft hatte. Seine Augen ſtreiften darüber hin, er ſah noch den Herbſtſonnenſchein, der damals über der breiten

Straße gelegen hatte; er ſchüttelte ſich, der war ja längſt vergangen. Draußen auf der Gaſſe war wie immer das gewerbliche Getöſe, aber hier in der kleinen Kammer war es furchtbar ſtill; auch der kattunene Vorhang dort in der Ecke hing ſo unbeweglich, als ob nun alles aus ſei. Er konnte es nicht ertragen, er trat hinzu und zog ihn zurück; da fiel ein Mieder Hanna's, das ſie noch ſelbſt dahin gehangen hatte, auf den Boden. Ein wilder Schmerz durchfuhr ihn, als er es aufhob; er taumelte auf einen Stuhl und ſchlug die Hände vors Geſicht.

Da knarrte die nur angelehnte Kammerthür; ſein Töchterchen drängte ſich hindurch und hielt ihm triumphirend ein Püppchen unter die Augen, ein Geſchenk der Tiſchlerfrau, die das Kind während des Begräbniſſes an ſich genommen hatte. Nun aber hatte es nicht länger Ruhe gehabt; es war durch die Gärten und zur Hinterthür hereingelaufen, um auch dem Vater ſeinen Reichthum zu zeigen.

Der ſah ſie mit wirren Augen an; als ſie aber erwartend vor ihm ſtehen blieb, hob er ſie auf ſeinen Schoß und ſuchte ſich zu faſſen. „Was haſt Du da, Chriſtinchen? Wer hat Dir das geſchenkt?“

Aber bevor noch die Antwort des Kindes kam, wurde mit einem Stecken an die Thür geklopft, und ein alter, grauhaariger Weiberkopf guckte in die Stube; der zahnloſe Mund blieb offen ſtehen, während der Kopf mit den kleinen munteren Augen Vater und Tochter zunickte.

John kannte das Geſicht: es gehörte der alten „Küſter-Mariken“, einer jener ſauberen Bettlerinnen, wie wir manche bei uns zu Hauſe haben. Sie war eine Schullehrertochter vom Lande, hatte in ihrer Jugend in der Stadt gedient und dort einen kleinen Handwerksmann geheirathet. Nach deſſen Tode hatte ſie Jahre lang mit ehrlicher Arbeit ſich um die Lebensnothdurft abgemüht, dann war ſie früh gealtert und verarmt; nur das ſchwer erſparte Geld zu einem guten Leichenbegängniß trug ſie unantaſtbar in einem Lederbeutelchen an ihrem Leibe; was ſie zu ihrer Nahrung noch bedurfte, holte ſie ſich nun Tag für Tag bei den Leuten, wo ſie einſt gedient hatte, oder bei deren Kindern oder ſolchen, die es ihr geboten hatten. John war ihr oft auf ihren „Suppengängen“, wie ſie das ſelber nannte, begegnet und hatte der Alten freundlich guten Weg geboten.

Auch jetzt nickte er ihr freundlich zu. „So kommt doch arm zu arm!“ ſagte er. „Was will Sie von mir, Mariken?“

Aber von der Alten war noch immer nur der

Kopf und die Krücke ihres Steckens in dem Zimmer. „John,“ ſagte ſie, „kannſt Du ein altes Weib gebrauchen? Ich möchte in eins von Deinen leeren Betten kriechen!“

„Das Bettzeug iſt ſchon verkauft, Mariken,“ ſagte John.

„Nein, John, das Bettzeug hab' ich ſelber, da brauchſt Du nicht zu ſorgen!“

„Was will Sie denn mit dem leeren Bett?“

„Ei,“ erwiderte die Alte, „ſo will ich's nach der Ordnung ſagen: Du weißt doch, ich hab' ein Kämmerchen bei dem Schlachter Niſſen, nur ſechs Fuß hin und her, doch ſchmuck und ſauber, und jeder kann auf meine Dielen treten!“

„Nun,“ unterbrach ſie John, „hat der Sie jetzt hinausgeworfen?“

Die Alte war einen Schritt in die Stube getreten und drohte ſchmunzelnd mit der Krücke: „Bei Leibe nicht! Aber das alte faule Gebäu muß eingeriſſen werden, und in dem neuen, da paſſet unſereins nicht mehr hinein. So hab' ich an Dich gedacht, John! Sie trauen Dir zwar nicht; aber ich kenn' Dich beſſer! Du gibſt mir Unterſchlupf; ich halte Dir Deine Kammer hier ſo ſchmuck, wie jetzund die meine, und hüte Dir Dein Chriſtinchen, wenn

Du auf Arbeit biſt.“ Sie machte mit ihren Fingern ein Häschen und nickte der Kleinen freundlich zu, die unverwandt der Alten ins Geſicht ſtarrte. „Nur,“ fügte ſie hinzu, „wo ich meinen alten Kopf zur Ruhe legen kann, weiter braucht's nicht; Du weißt ja, mein bischen Eſſen hol' ich mir ſchon ſelber!“

John nickte: „Ja, ich weiß, Sie bettelt.“ — Und in ſich ſelber ſprach er leis und traurig: „Mein Weib that dies in ihrer Kindheit auch!“

Aber die Alte rief: „Was ſagſt Du, John?“ und ſtieß mit ihrem Stecken auf den Boden. „Das iſt kein Betteln! Das geben mir meine früheren Herrſchaften und ihre Freunde, das gehört ſich ſo; ich bin ein alter Dienſtbot', den dürfen ſie nicht verhungern laſſen!“

John ſah ſinnend auf das Weib; die Kleine war von ſeinem Schoß herabgeglitten und hielt der Alten ihre Puppe vor. „Sieh!“ ſagte ſie, „die iſt mein!“ und nickte zur Beſtätigung ein paar Mal mit ihrem hübſchen Köpfchen.

Küſter-Mariken hatte ſich an ihrem Stock herniedergleiten laſſen und hockte vor dem Kinde auf dem Fußboden. „Ei der Tauſend!“ ſagte ſie, „das iſt wohl die Prinzeſſin Pomphia! Ja, die kenn' ich; als ich ſo klein war wie Du, iſt ihre Großmutter bei mir geweſen; von der könnt' ich Dir Geſchichten erzählen! Wenn nur Dein Vater das alte Weib nicht aus dem Hauſe wirft!"

„Nein, Du ſollſt bleiben!" rief das Kind, und die Puppe wäre faſt zu Fall gekommen, als ſie mit ihren Händchen nach den dürren Fingern der Alten langte.

John nickte ſeinem Kinde zu: „Willſt Du ſie behalten, Chriſtine, ſo ſag' ihr, daß ſie morgen kommen mag!"

Und ſo war es abgemacht. „Das liebe Dirnlein!" murmelte die Alte immer wieder, als ſie aus dem Hauſe und durch die lange Straße ihrer Wohnung zu an ihrem Stecken ging.

So waren nun wieder drei Bewohner in der Kathe; und doch war es darin ſo ſtill, daß die Buben und Pflaſtertreter, welche daran vorbei gingen, vergebens einen Zeitvertreib von dort erwarteten. Nur etwas Hübſches, das ſie jedoch nicht zum Stillſtehn brachte, gab es im Sommer bisweilen dort zu ſehn. Das war ein dürftig, aber allzeit ſauber gekleidetes Dirnlein, das mit einer Puppe oder einem andern Spielwerk auf der Hausthürſchwelle ſaß, wo die

Sonne auf ihrem braunen Scheitel glänzte. Wenn aber von drunten aus der Stadt die Thurmuhr Mittag ſchlug, dann legte ſie haſtig ihre Puppe auf die Schwelle und ging mit vorgeſtrecktem Köpfchen einige Häuſer, ſoweit Alt-Mariken es ihr erlaubt hatte, in die Stadt hinab; auch wohl, bedächtig und immer das Köpfchen rückwärts drehend, ging ſie wiederum nach ihrer Hausthür und nahm wie gedankenlos die Puppe in die Hand; bald aber trieb es ſie aufs neue auf, und endlich, mit jenem Aufſchrei vollſten Kinderglückes, flog ſie dem von der Arbeit zu kurzer Ruhe heimkehrenden Vater in die ausgebreiteten Arme. Dann trug er ſeinen kleinen Troſt die paar Häuſer weit nach ſeiner Wohnung, wo ſchon die Alte mit ihren munteren Augen an der Thüre harrte. „Nur herein, John! Nur herein!“ rief ſie, „die Kartoffeln hab' ich Euch gekocht; und das Töpfchen Milch vom Nachbar Bäcker ſteht auch ſchon auf dem Tiſch!“ Dann band ſie eine reine Schürze vor und ging mit dem irdenen Henkeltopf auf ihren eigenen Suppengang in die Stadt hinunter.

John aber und ſein Chriſtinchen ſetzten ſich an den Tiſch, nachdem er zuvor aus der Schatullen-Schublade ein derbes Schwarzbrot hervorgeholt hatte.

Er ſchnitt zwei Stücke ab und brockte ſie in die Milch, die in zwei Kümmchen vertheilt wurde; zuletzt aßen ſie mit etwas Salz die dampfenden Kartoffeln. Nachbar Tiſchlers bunte Katze kam herein und ſtrich dem Kinde um die Beinchen; der warf Chriſtinchen auch noch eine in Salz geſtippte Kartoffel zu. Aber die Katze berochſie nur, leckte einmal daran und begann ſie dann mit ihren Pfötchen in der Kammer umher zu rollen. Da lachten Vater und Tochter. „Die mag keine Kartoffeln," ſagte John; „das iſt ein Leckerzahn! Schmeckt es denn Dir, Chriſtinchen?"

Und als die Kleine ihm ſchmauſend zunickte, holte er noch einmal etwas aus der Schublade. „Nun merk' auf!" rief er, „nun kommt der Nachtiſch." Es war aber nur eine Meſſerſpitze mit Butter, was er jetzt auf ihren Teller ſtrich. „So," ſagte er, „damit iß nun Deine letzte Kartoffel!" Und des Kindes Augen leuchteten vor Vergnügen.

Wenn die kleine Hausthürglocke ſchellte und Mariken mit ihrem Topfe wieder heim kam, dann griff John nach der Mütze und ging wieder auf ſeine Arbeit.

Als Chriſtinchen dann eines Tags in die Küche lief, ſah ſie die Alte am Herde ſitzen und mit beſondrem Behagen aus ihrem Topfe löffeln; ein leckerer Duft ſchwamm ordentlich in der Küche, und nach dem mageren Mittag mochte ein begehrlicher Ausdruck deutlich genug auf dem Kinderantlitz ſtehen.

Die Alte legte den Löffel aus der Hand. „Komm, Kind, und halte mit!“ rief ſie, „das wird Dir gut thun!“

Aber Chriſtine trat zurück und ſchüttelte das Köpfchen: „Ich hab' mit Vater ſchon gegeſſen.“

„Doch nicht von Frau Senator ihrer Sonntagsſuppe!“

„Ich darf nicht,“ ſagte das Kind leiſe.

„Was?“ rief die Alte. „Wer hat Dir das verboten?“

„Mein Vater,“ kam es ebenſo von den Lippen des Kindes.

Wie Zornröthe flog es in das Geſicht der Alten. „So, ſo!“ ſagte ſie und ſtemmte die Fauſt mit dem Löffel auf ihr Knie. „Ja, ja, ich glaub's: Du ſollſt nicht mit mir von meinen Bettelſuppen eſſen!“ Aber ſie drängte die Worte zurück, die noch über ihre Zunge wollten; das Kind durfte das nicht hören. „Komm,“ ſagte ſie und ſtellte ihren Topf bei Seite, „ich bin ſatt; wir wollen in den Garten, da find' ich Dir noch ein paar Stachelbeeren. Du biſt ein braves Kind! Sei Deinem Vater allzeit ſo gehorſam; da wird's Dir wohlgehn!"

Und ſie wanderten mit einander in den Garten, und ſo dürftig auch die Ernte ausfiel, die Alte erzählte ſo alles vergeſſen machende Geſchichten von Prinzeſſin Pomphia's Großmutter, daß der Leckerappetit der Kleinen, ſie wußte nicht wie, verging.

— — Das war in der Zeit, die ſich ſo unauslöſchlich dem Kinderherzen einprägte, daß dagegen alles, was vorher war, in Dämmerung verſank, von der die Frau, die einſtmals dieſes Kind geweſen war, mir heute noch geſagt hatte, daß es in ihrer Kindheit die Roſenzeit geweſen ſei.

John hatte dem Nachbar Tiſchler Wort gehalten: der Sarg der jungen Frau war bis auf den letzten Dreier von ihm bezahlt worden; er hatte ſein Weib doch ſelbſt begraben.

Das anmuthige Kind, das ſo jählings mutterlos geworden, mit dem jetzt wohl Nachmittags die Alte durch die Straßen prunkte, hatte das Mitleid der Stadt erweckt; und war auch dieſe Theilnahme nicht von langer Dauer, es hatte dem Vater doch zu Arbeiten verholfen, die ihm ſonſt nicht gekommen wären, und da es meiſt Verdingsarbeiten waren, ſo half ſeine geſchickte Kraft ihm jetzt zu gutem Verdienſt. Und eines Sonnabends — das Kind mochte jetzt ſchon reichlich ſeine fünf Jahre alt ſein — da John am Feierabend einen tüchtigen Wochenlohn vor ſich auf den Tiſch zählte und dann einen Theil davon zum Miethzins abſchied, ſtand auch Alt-Mariken dabei, und auf die vielen Schillinge niederſchauend, ſprach ſie: „Gib mir auch etwas davon!“ Als er verwundert aufſah, fügte ſie ſchmunzelnd bei: „Du glaubſt, John, ich will nun auch bei Dir betteln!“

„Nein, Mariken; aber was will Sie?“

„Nur acht Schillinge, um eine Tafel und eine Fibel dafür zu kaufen!“

„Will Sie noch ſchreiben und leſen lernen?“

„Nein, John, das hab' ich, Gott und meinem ſeligen Vater Dank, nicht nöthig! Aber mit Chriſtinchen iſt es an der Zeit. Und das ſoll ſie ſchon von dem alten Weibe lernen; ich war einſt meines Vaters beſte Schülerin.“

John reichte ihr, was ſie verlangte. „Sie hat wohl Recht, Mariken,“ ſagte er.

— — Und ſo lernte Chriſtine dieſe ſchwierigen Dinge leichter und um ein paar Jahre früher, als es armen Kindern ſonſt zu Theil wird; und jetzt waren es andre Menſchen als früher, nachdenkliche Leute, penſionirte Schullehrer, auch wohl alte Großmütter, die manchmal vor der kleinen Kathe ihren Schritt hemmten und mit einem Ausdruck von zärtlichem Beifall auf das eifrige Kind dort auf der Hausthürſchwelle ſahen, das, ohne umzublicken, unachtend der braunen Löckchen, die von der Stirn ihm in die Augen hingen, den Kopf über eine Fibel neigte und alles um ſich her vergeſſend, den kleinen Zeigefinger von einem Wort zum andern rückte, ſobald das Mündlein die ſchwarzen Druckzeichen in den hellen Sprachlaut umgeſetzt hatte.

Wenn aber am Feierabend der Vater da war, wenn ſie mit aller Wichtigkeit ihm erſt gezeigt hatte, wie weit ſie heute auf der Tafel oder im Fibelbuch gekommen ſei, und wenn ſie dann miteinander ihr kleines Mahl verzehrt hatten, ſo ging er wohl noch einmal mit ihr hinaus unter den Sternenhimmel, auf die Straßen, oder war es dort zu laut noch, in das Gärtchen und weiter in die Wege, die in das Feld hinausliefen. Dann nahm er oft ſein Kind auf beide Arme, und was er Tags erfahren hatte, oder was nur an Gedanken bei der Arbeit ihm gekommen war, was ſie verſtand oder nicht verſtand, das flüſterte er in die kleinen Ohren; er hatte keinen andern Vertrauten, und ein ewig Schweigen ſoll kein Menſch ertragen können. Wohl bog das Kind bisweilen das Köpfchen zu dem ſeinen auf und lächelte ihm nickend zu; manchmal aber erſchrak es und bat: „Nicht ſo! O, ſag' das nicht, mein Vater!" Er wußte nicht, war dieſe Tochter ihm ein neues Glück, war ſie ihm nur ein Troſt für ein verlorenes; denn immer wieder nach dem todten Weibe in Reu' und Sehnſucht wollte ihm das Herz zerbrechen; noch im Traum bethörte ihn der Reiz des längſt vergangenen Leibes, daß er, vom Schlafe auffahrend, ihren Namen durch die dunkle Kammer ſchrie, bis er endlich faßte, was unrettbar der Vergangenheit gehöre. Manchmal in der Nacht hatte auch das Kind nach der Mutter gerufen und die Aermchen weinend nach ihr ausgeſtreckt; wenn er dann am Abend darauf ſie durch die Einſamkeit der Gaſſen auf ſeinen Armen trug, erzählte er ihr, wie Süßes oft im Traume ihm geſchehen, wie ſchrecklich ſein Erwachen geweſen ſei.

Dann frug das Kind wohl zitternd: „War denn Mutter bei Dir in der Nacht?"

„Nein, Chriſtine; es war ja nur ein Traum."

Und das Kind frug weiter: „War denn Mutter ſo ſchön?"

Dann drückte er ſie heftig an ſich: „Für mich das Schönſte auf der Erde! Weißt Du das nicht mehr? Du warſt ſchon drei Jahre alt, als ſie ſtarb!“ Als er das letzte Wort geſprochen hatte, ſtockte ihm die Rede plötzlich; ein Fröſteln rann durch ſeine Glieder. Konnte er ſo einfach von ihrem Sterben ſprechen? Er wollte ſein liebes Kind doch nicht betrügen. — Die Kleine aber, die eine Weile geſchwiegen hatte, ſagte jetzt traurig: „Mein Vater, ich weiß gar nicht mehr, wie Mutter ausſah!“

„Wir hatten nimmer Geld zu einem Bilde; wir dachten auch nicht an den Tod!“ antwortete John, und ſeine Stimme bebte; „aber er iſt immer bei uns; ſtreck' nur den Finger aus, ſo kommt er ſchon!“

Die Kleine drückte angſtvoll das Köpfchen an ſeine Bruſt. „Nein, nein,“ ſagte er, „ſo iſt's doch nicht! Du kannſt ſchon Deine beiden ganzen Händchen ausſtrecken! Der liebe Gott iſt doch über ihm; der hat auch verſprochen, daß wir die Todten alle wiederſehen ſollen; ſo lange mußt Du warten.“

„Ja, Vater,“ ſagte das Kind, und der kleine Mund drückte ſich auf den ſeinen, „aber Du mußt bei mir bleiben.“

„Wie Gott will.“

— — War bei ihrer Nachhauſekunft Alt-Mariken noch wach, oder hatte die Hausthürſchelle ſie wieder aufgeſchreckt, dann ſchalt ſie John, die Nacht ſei nicht für Kinder, er trage ſie noch in den Tod.

Er aber ſagte dann wohl halb für ſich ſelber:

„Beſſer früher Tod,
Als ſpät die Noth.“

Da kam jener furchtbare Winter in den vierziger Jahren, wo die Vögel todt aus der Luft fielen und die Rehe erfroren im Walde zwiſchen den von Schnee gebeugten Bäumen lagen, wo die armen Leute, um nicht gleichfalls zu erfrieren, mit ihrem leeren Magen in ihre kargen Betten krochen, die in ungeheizten Kammern ſtanden; denn auch die Arbeit war mit eingefroren.

John hatte ſein Kind auf dem Schoß; er ſann wohl darüber nach, warum in ſolcher Zeit das Mitleid nicht den Armen Arbeit ſchaffe; er wußte nicht, daß es an ihm vorbeigegangen war. Die lange nicht geſtutzten Haare hingen über ſeine eingefallenen Wangen; die Arme hielt er um ſein Kind geſchlungen. Der Mittag war vorüber, wie die zwei leeren irdenen Teller auswieſen, die mit Kartoffelſchale bedeckt neben einem Salzfaß auf dem Tiſche ſtanden. Ein kaltes graues Zwielicht war in der Kammer; denn das Tageslicht konnte durch die dick mit Eisblumen überzogenen Scheiben nur kaum hineindringen. „Schlaf' ein wenig, Chriſtine!“ ſagte John. „Schlaf iſt gut; es gibt nichts Beſſeres; es wird auch wieder Sommer werden!“

„Ja,“ hauchte das Kind.

„Wart' nur!“ und er nahm ein Wollentuch, das Hanna einſt getragen hatte, und bedeckte ſie damit. „Das iſt Mutters Tuch,“ ſagte er, „Deine kleinen Füße ſind ſo kalt.“

Sie ließ ſich das gefallen und ſchmiegte ſich an den Vater, der vergebens hoffte, daß der Schlaf ihr kommen werde. Er hatte die letzten drei Torf ſo vorſichtig in den kleinen Ofen geheizt, aber es war doch zu kalt geblieben. Da ſchellte die Hausthürglocke, und Alt-Mariken trat nach einer Weile in die Kammer. Sie deckte ihre kleinen Augen mit der Hand: denn das graue Zwielicht da drinnen hatte ſie geblendet; dann nickte ſie den Beiden zu. „Das glaub' ich,“ ſagte ſie, „Ihr könnt Euch an einander wärmen! So gut hat's unſereiner nicht; denn ſieh, John, das Kinderkriegen hab' ich nicht verſtanden. Nur einmal war's ein todtes, aber das zählt ja nicht.“

John blickte nicht auf. „Da braucht Sie heute auch nur für ſich allein zu frieren,“ ſagte er und nahm die kalten Füßchen ſeines Kindes in ſeine großen Hände.

„Nun, nun,“ erwiderte die Alte; „ich weiß mir ſchon zu helfen; ſorg' nicht um mich, John! Die alte Senator'n hört gar zu gern die Geſchichten von anno damals, vom Koſakenwinter; und da kann ich aushelfen, John! Die haben mir heut drei Taſſen heißen Kaffee eingebracht; da kann man's dann ſchon wieder aushalten, wo nur der Winter einheizt!“ Sie lachte: „Ihr beiden ſolltet einmal tanzen! Das hat mir früher oft geholfen; die Tanzbein' ſind mir nur abhanden kommen.“

Da hob das Kind ſein Köpfchen aus den Umhüllungen und ſagte: „Vater, morgen iſt doch Weihnachten; darf es hier dann nicht ein wenig wärmer ſein?“

John ſah nur finſter auf ſie hin; die Alte aber huckte ſich neben ihm und der Kleinen zu Boden: „Kind, Gottes Engel!“ rief ſie und ſtreichelte mit ihrer warmen Hand Stirn und Wangen der Kleinen; dabei griff ſie mit der andern in ihre Taſche und fühlte nach den Schillingen, von denen ſie nicht geredet, die ſie aber neben dem Kaffee von der Frau

Senatorin als Feſtgeſchenk erhalten hatte. „Ja ja, Chriſtinchen, ſorg' nur nicht! Unſer Herr Chriſtus hat dazumal auch warm in ſeinem Kripplein gelegen!“ John ſchwieg noch immer; das Wort ſeines Kindes war ihm wie ein Schwert durchs Herz gegangen. Aber vor ſeinem inneren Auge ſtand jetzt plötzlich jener einſame Brunnen draußen auf dem Felde; er ſah den Bretterzaun im Froſte flimmern. Sein alter Arbeitgeber, von dem er ihn einſt ſelbſt erbeten hatte, war jahrelang todt; auch ſie, um deren willen es geſchah — wen kümmerte das von damals noch? Hatten die Bretter einſt ſein Weib geſchützt, ſie konnten nun ſein Kind erwärmen! — Das Blut ſtieg ihm zu Häupten; ſein Herz hämmerte heftig.

Das hörte das Kind, deſſen Kopf daran lag. „Vater,“ ſagte ſie, „was klopft ſo in Dir?“

„Das Gewiſſen!“

Er war zuſammengefahren. Niemand hatte das geſagt, und war ihm doch, als habe er es gehört; deutlich, dicht vor ſeinem Ohr.

„Mich friert!“ ſagte die Kleine wieder.

Da ſtieg aufs Neu der Brunnen vor ihm auf. „Wärme Dich ein Stündchen in meinem Bette!“ ſagte er haſtig; „dort wirſt Du ſchlafen; ich wecke Dich dann wieder.“

„Ja, ja, Chriſtinchen,“ rief die Alte, „ich ſetz' mich zu Dir; ſchlaf' nur, Kind; die Welt iſt gar zu kalt!“ John aber ſtürzte aus der Kammer dem niedrigen Verſchlage zu, der auf dem Hofe war; hier in der Dunkelheit, nach zugeriegelter Thür, ſchärfte er ſeine Handſäge und ſchliff ſein Handbeil auf dem dort ſtehenden Schleifſtein.

— — In der Nacht, die dieſem Tage folgte, fiel das Queckſilber in den Thermometern noch um mehrere Grade tiefer; die ſchneebedeckten Felder, auf welche die zitternden Sterne herabblinkten, ſchienen wie eine Oede; die nie ein Menſchenfuß betreten. Dennoch vernahmen die Kranken oder in Sorgen Wachenden, welche in der Norderſtraße ihre Schlafkammern nach den Gärten hatten, aus der Ferne die Schläge eines Beiles, die in der grenzenloſen Stille nach der Stadt hinüber ſchollen. Vielleicht mochte auch ihrer einer ſich erheben und vom Bett aus, wie wohl vergebens, durch die flimmernden Fenſterſcheiben hinauszublicken ſuchen; aber wen kümmerte es weiter, wer draußen noch ſo geſchäftig wach war?

Als aber Alt-Mariken am Morgen ſpät erwachte, da ſah ſie von ihrem Bett aus, daß in dem Beilegerofen ſchon ein helles Feuer praſſelte und ihre Schillinge nicht mehr nöthig waren. In der Kammer ſtand John neben ſeinem Töchterlein und ſah ſchweigend zu, wie ſie behaglich ſich die Kleider überzog und unterweilen mit ihren Händchen an den Ofen klatſchte. „O,“ rief ſie fröhlich und zog ſie raſch zurück, „er hat mich ordentlich gebrannt!“

Und allmälig ſchmolz der Schnee; die Sonne kam immer länger auf Beſuch; die Schneeglöckchen hatten ausgeblüht und die Veilchen zeigten dicke Knoſpen; Vögel und allerlei Wandergäſte kamen; darunter auch, die nicht willkommen waren.

John hatte eine Garten-Arbeit unten in der Stadt und bog eines Abends, ſeinen Spaten auf dem Nacken, aus einer Nebengaſſe in die breite Straße ein, um durch dieſe und deren Verlängerung nach ſeiner Wohnung hinaufzugehen. Alle ſeine Gedanken waren bei ſeinem Kinde; ſie kam ihm ja immer noch entgegen, wenn auch nicht ſo ungeſtüm wie früher; denn auf den Herbſt hatte ſie ſchon ihr ſiebentes Jahr. Da ſchlug von rückwärts der Schall eines Fußtrittes an ſein Ohr, als ob er ihn einzuholen trachte. Er ſtutzte. „Wer ging doch ſo?“ — Wie eine unheimliche Erinnerung überkam es ihm; aber er konnte ſich nicht entſinnen; ihm war nur, als ſei ihm Unheil auf den Ferſen. Er ſah nicht um; aber er ging jetzt raſcher, denn es war ganz hell noch auf den Gaſſen. Doch auch das hinter ihm ging raſcher; er brütete noch: „Wer kann das ſein?“; da ſchob ein magerer Arm ſich in den ſeinen, und ein bleiches bartloſes Geſicht mit kurzgeſchorenem Schädel ſah ihn aus kleinen ſcharfen Augen an.

John erſchrak bis in die Fußſpitzen. „Wenzel!“ ſtieß er hervor. „Wo kommſt Du her?“

„Wo Du auch einmal ſechs Jahr geweſen biſt, John! Ich hatte es noch einmal verſucht.“

„Laß mich!“ ſagte John; „ich darf nicht mit Dir geſehen werden. Das Leben iſt ſchwer genug.“ Er ging noch raſcher; aber der andre blieb ihm zur Seite.

„Nur die Straße hier hinauf,“ ſagte er. „Du trägſt das Zeichen der Ehrlichkeit da auf den Schultern; das thät mir gut zu meiner Reputation!“

John ſtand ſtill und trat von ihm zurück: „Du machſt linksum, oder ich ſtoße Dich hier zu Boden!“

Der ſchwache Züchtling mochte den Grimm des Mannes fürchten; er zog grinſend ſeine alte Mütze: „Auf Wiederſehn, Herr John! Du biſt heut juſt nicht höflich gegen einen alten Kameraden!“ Er ſteckte die Hände in die Hoſentaſchen und ging nach links unter den Rathhaus-Schwibbögen zur Stadt hinaus. In furchtbarer Bewegung ſetzte John ſeinen Weg fort; ihm war, als wäre Alles in ihm eingeſtürzt. Einige Häuſer vor dem ſeinen kam ihm das Kind entgegen und hing ſich an ſeinen Arm. „Du ſprichſt ja gar nicht, Vater? Fehlt Dir was?“ ſagte ſie nach einigen Schritten.

Er ſchüttelte den Kopf: „Ja, Kind; wenn nur, was einmal da geweſen, nicht immer wieder zu uns kommen wollte!“

Die Kleine ſah zärtlich, voll unverſtandenen Mitleids zu ihm auf. „Kann denn der liebe Gott nicht helfen?“ ſprach ſie zaghaft.

„Ich weiß nicht, Stine; aber wir wollen zu ihm beten!“

— — Am folgenden Tage hatte John den Gefürchteten nicht geſehen; er war auch nicht durch die Stadt, er war hinter derſelben an den Gärten entlang auf ſeine Arbeit und wiederum nach Haus gegangen. Am Abend darauf ſah er ihn hier auf ſich zukommen; das bleiche Züchtlingsgeſicht, um das jetzt ein Stoppelbart zu wachſen begann, war nicht zu verkennen.

„Ei, Freund John,“ rief Wenzel ihm entgegen, „ich glaub’, Du ſuchſt mir auszuweichen; biſt Du denn noch ſo mürriſch?“

John blieb ſtehen. „Dein Geſicht macht mich nicht fröhlicher,“ ſagte er.

„Das denn vielleicht?“ entgegnete Wenzel und zog ein paar Mark Geldes aus der Taſche. „Ich wollt' mich auf eine Woche bei Dir einmiethen, John! Es iſt nicht leicht für mich, Quartier zu kriegen!“

„Mieth' Dich beim Teufel ein!“ ſagte John. Als er aufblickte, kam aus einem Seitenwege ein Gensdarm auf ſie zu. John wies auf den Polizeiſoldaten; aber Wenzel ſagte: „Den fürcht' ich nicht; meine Papiere ſind in Ordnung.“

Noch bevor dieſer ſie erreicht hatte, zog er ſein Taſchenbuch hervor und übergab es ihm, der mit amtlicher Würde den Inhalt durchſtudirte. Schon ſtreckte Wenzel ſeine Hand aus, um ſeinen Schatz ſich wieder auszubitten; aber der Gensdarm ſteckte die Papiere ruhig in ſeine eigne Taſche. „Er hat ſich auf der Polizei noch nicht gemeldet,“ ſagte er kurz, „Er geht mit mir!“ und einen raſchen Blick auf John werfend, ließ er den Züchtling vorangehen und folgte, die Hand am Säbelgriff.

Der Bürgermeiſter befand ſich auf dem Rathhauſe in ſeinem Amtszimmer, als der Gensdarm eintrat und den entlaſſenen Züchtling Wenzel meldete.

Er lächelte. „Ein alter Bekannter!“

„Ich traf ihn hinten am Kuhſteig; der John Glückſtadt ſtand bei ihm;“ berichtete der Gensdarm.

Der Beamte ſann einen Augenblick: „Ja, ja, — John Glückſtadt, das läßt ſich denken.“

„Freilich, Herr Bürgermeiſter; das Zuſammentreffen ſchien mir ſehr verdächtig, hinter der Stadt und um die Veſperzeit, wo niemand dort zu kommen pflegt.“

„Wie meinen Sie das, Lorenzen?“ frug der Bürgermeiſter. „Dieſer John Hanſen iſt jetzt ein reputirlicher Menſch, der ſich und ſeine Kleine ehrlich durchzubringen ſucht.“

„Sehr wohl, Herr Bürgermeiſter; aber ſie waren vordem zuſammen im Zuchthaus; es dürfte nicht ohne Bedeutung ſein, daß ſie auch hier gleich wiederum zuſammenſtehen.“

Aber der Bürgermeiſter ſchüttelte den Kopf. Er hatte John im Winter ein kleines Darlehen gegeben und es in dieſen Frühlingstagen zurückerhalten. „Nein, Lorenzen,“ ſprach er, „ſtören Sie mir den Mann nicht; den kenn' ich beſſer: auch hat er Arbeit jetzt, die er nicht aufs Spiel ſetzen wird. Und nun laſſen Sie den Wenzel kommen!“

„Befehlen,“ ſagte der Gensdarm und drehte ſich militäriſch nach der Thür.

Aber die Zurückweiſung ſeiner ſo wohl ausgeſonnenen Schlüſſe auf John Glückſtadt hatten heimlich ihn ergrimmt. Drum erzählte er noch am ſelben Tage Arbeitern und kleinen Handwerkern, mit denen er zuſammentraf, und mit noch ſtärkeren Accenten die verdächtige Geſchichte; die brachten es an die Dienſtboten und dieſe an die Herrſchaften, und ſo war bald die ganze Stadt voll von den gefährlichen Plänen, welche Wenzel und John Glückſtadt in erneuerter Kameradſchaft mit einander geſchmiedet hätten; und obwohl Wenzel ſchon am folgenden Tage wieder entlaſſen und dann von Behörde zu Behörde gewieſen war und hier niemals wiedergeſehen wurde, ſo hatte er doch für John des Teufels Spur zurückgelaſſen. Dieſer hatte gehofft, die Arbeit in dem großen Garten drunten in der Stadt den ganzen Sommer, ja gar für künftige Jahre behalten zu können, denn der Beſitzer hatte ihm wiederholt die Sauberkeit und Raſchheit ſeiner Arbeit gelobt; jetzt aber kam die Botſchaft von demſelben, John brauche nicht wieder zu kommen. Bei Anfragen in andern Häuſern erhielt er trockenen Abſchlag; mit Mühe bekam er endlich in einem nahebelegenen Dorfe eine ſchlecht bezahlte Feldarbeit; aber auch die ging bald zu Ende. Sein Muth ſank; ſeines Kindes Antlitz drückte ihn noch tiefer; das Elend war ſchon halb in ſeiner Kathe; nur der Kleinen wußte die kluge Alte unter immer neuen Vorwänden ein Theilchen von ihren Suppengängen zukommen zu laſſen.

So war das Ende des Auguſt herangekommen und ein Abend, wo für den andern Tag kein Mundvoll mehr im Hauſe war. Er ſaß am Bette ſeines Kindes, das ſchon mit dem Schlafe kämpfte, und ſah ſtarr auf das liebliche Geſichtlein; aber ſo ſtill er ſaß, er wußte vor Angſt nicht, wo er mit ſeinen Gedanken bleiben ſollte. Da, als das Kind die Augen zu ihm aufſchlug, brach es aus ihm hervor: „Chriſtine!“ aber er ſtockte einen Augenblick; „Chriſtine,“ ſagte er nochmals, „könnteſt Du wohl betteln?“

„Betteln!“ Das Kind erſchrak über das Wort. „Betteln, Vater?“ wiederholte ſie; „wie meinſt Du?“ Die Kinderaugen waren plötzlich erregt auf ihn gerichtet.

„Ich meine,“ ſagte er langſam, aber deutlich, „zu fremden Leuten gehen und ſie um einen Sechsling oder noch weniger um einen Dreiling bitten, oder um ein Stück Brot.“

Dem Kinde ſtürzten die Thränen aus den Augen: „Vater, warum fragſt Du ſo? Du ſagteſt immer, betteln ſei eine Schande!“

„Es kann auch kommen, daß Schande noch nicht das Schlimmſte iſt. — Nein, nein!“ rief er dann laut und riß ſie heftig in ſeine Arme. „Weine nicht, o weine nicht ſo, mein Kind! Du ſollſt nicht betteln; nimmer ſollſt Du das! Wir eſſen nur ein bißchen weniger!“

„Noch weniger, Vater?“ frug die Kleine zögernd.

Er antwortete nicht; aber ihr war, als fühlte ſie ihn ſchluchzen, als er ſeinen Kopf gegen ihren kleinen Körper barg. Da wiſchte ſie ſich die Thränen vom Geſicht; und als ſie eine Weile wie grübelnd dagelegen, brachte ſie ihren kleinen Mund zu ſeinem Ohr. „Vater!“ flüſterte ſie leiſe.

„Ja, mein Kind?“ und er richtete ſich empor.

„Vater, ich glaub', ich könnte doch wohl betteln!“

„Nein, nein, Chriſtine; denk' nicht mehr daran!“

„Ja, Vater,“ und ſie ſchloß ihre Aermchen feſt um ſeinen Hals, „wenn Du krank und hungrig wäreſt, dann wollte ich es doch!“

„Nun, Kind, Du weißt ja, ich bin kerngeſund!“

Sie blickte ihn an; er ſah nicht ſehr geſund aus; aber er lächelte ja doch. „So, ſchlaf' nun!“ ſagte er und löſte die Aermchen ſanft von ſeinem Nacken und legte ſie in ihr Bett zurück. Und ſie that, wie getröſtet, ihre Augen zu und war bald entſchlafen; nur ihres Vaters Hand behielt ſie noch feſt in der ihren, bis auch die kleinen Finger ſich löſten und das ruhigere Athmen den feſten Schlaf bekundete.

Er blieb noch immer ſitzen; das erſte Viertel des Mondes war heraufgekommen und ſchimmerte trübe in die Kammer. Der Mann ſtarrte in Verzweiflung auf ſein Kind: was ſollte er beginnen? Zur Sparkaſſe? — Aber wer würde für ihn Bürgſchaft leiſten? Zum Bürgermeiſter gehen und um ein Darlehn bitten — und das im hohen Sommer? — Im Winter hatte er es gethan; er wußte genau die Zeit: die Bretter des Brunnens waren verbrannt und die Kammer wieder kalt geweſen. Der Bürgermeiſter hatte es ihm damals auch gegeben; aber die ſcharfen Augen des alten Herrn hatten ihn ſo ſeltſam angeſehen. „Damit er nicht wieder in Verſuchung komme, John!“ hatte er dabei geſagt; ihm aber hatten plötzlich die Beine unterm Leib gezittert. Ob denn der Bürgermeiſter von jener Sache wiſſe oder nur Gedanken habe, frug er ſich jetzt; dann fiel's ihm auf die Bruſt, er war ein Züchtling, dem wird alles zugerechnet; weshalb war denn ſeitdem ſchon immer wieder keine Arbeit für ihn da geweſen? Wie eine drückende Wolke fühlte er den Verdacht ob ſeinem Haupte ſchweben. Das geliehene Geld zwar hatte er zurückgezahlt; aber, nein — nicht noch einmal zum Bürgermeiſter! — — Nebenan im Garten des Tiſchlers ſtanden wohl noch ein paar Reihen Kartoffeln, ſie ſchienen ganz vergeſſen zu ſein — aber John biß die Zähne zuſammen: er hatte durch ihn ſein todtes Weib begraben können. Einen Augenblick entflohen ihm die Gedanken; ſie hafteten dort, wo der Ofen ſtand, wo ein ſchwacher Mondſchimmer auf dem Meſſingknopfe ſchimmerte. „Hanna!“ murmelte er, „Du biſt ſchon recht geſtorben!“ Wie in unausdenkbarem Elend ſtreckte er die Hände mit ausgeſpreizten Fingern vor ſich hin; aber die Bilder in ſeinem Kopfe wechſelten, und die des Hungers waren doch die ſtärkſten. Da plötzlich ſtreckte ſich ein weites Kartoffelfeld vor ſeinen Augen; es war draußen auf dem Felde neben dem von ihm beraubten Brunnen, der jetzt in einem hohen Aehrenfeld verborgen ſtand. Die Kartoffeln waren noch immer nicht aufgenommen; andre Feldarbeit war im Wege geweſen. „Nur ein paar Bülte!“ murmelte er, „nur um einmal ſatt zu werden!“ Etwas von dem Trotz der Ausgeſtoßenen kam über ihn: „Es kann ja morgen wieder Arbeit kommen — wenn nicht, ſo muß ich's mit dem lieben Gott verſuchen!“

Er ſaß noch lange, noch manche Stunde, bis der Mond ſchon unter war und er alles ſchlafend glaubte; da ſchritt er leiſe aus der Kammer und aus dem Hauſe. Die Luft war ſchwül; nur mitunter fuhr ein Windſtoß auf, und faſt undurchdringliche Finſterniß lag auf der Erde. Aber John war den Weg ſchon oft gegangen, und endlich, an dem Kraute, das um ſeine Beine ſchlug, fühlte er, er war auf dem Kartoffelacker. Er lief noch weiter hinein, denn ihm war, als müſſe er überall geſehen werden; mitunter bückte er ſich und wühlte unter den Büſchen, mitunter zuckte er erſchreckt zurück; aber es war nur das Gezücht, das hier gelegen hatte; ein Tauſendfuß, eine Kröte waren über ſeine Hand gehüpft. Das Säcklein, das er mitgenommen hatte, war halb gefüllt. Er ſtand und wog es in der Hand: es war genug; aber . . . . Er hatte den Sack ſchon umgekehrt, um alles wieder auf den Acker auszuſchütten, nur unten hielt noch ſeine eine Hand das Linnen zuſammen. Ihm war im Kopfe, als ſenke eine Wage ſich auf und ab; dann ſprach er langſam: „Ich kann nicht, lieber Gott! Mein Kind! Es ſoll ans Kreuz geſchlagen werden; laß mich es retten; ich bin ja nur ein Menſch!“

Er ſtand und horchte, als ſolle eine Stimme von oben aus der Nacht zu ihm herunterkommen;

dann krampfte ſeine Hand ſich um den Sack; er lief nur weiter, immer weiter; kaum fühlte er, daß jetzt hohe Aehren ihm mit ihren rauhen Köpfen ins Geſicht ſtrichen; kein Stern zeigte ihm den Weg; er ging her und hin und kam doch nicht zum Ausgang. Ihn überfiel's, wie er vor einem Jahrzehnt als Aufſichtsmann ſo ſicher hier geſchritten war; es konnte nicht weit ſein, wo einſt ſein Weib, ein ſechzehnjährig Dirnlein ihm in die Arme ſtürzte! In ſüßem Schauder ging er vorwärts; gleichmäßig rauſchten bei ſeinem Schritt die Aehren; ein Vogel, ein Rebhuhn oder eine Ammer, ſchwirrte vor ihm auf; er hörte es kaum, er ſchritt nur weiter, als ob er ewig ſo zu ſchreiten habe.

Da zuckte fern unten am Horizont ein ſchwacher Schein; ein Gewitter ſchien heraufzukommen. Einen Augenblick ſtand er und beſann ſich: er hatte die dunkeln Wolken am Abend ſchon geſehen; er wußte plötzlich, wo Oſt und Weſten war. Nun wandte er ſich und beſchleunigte ſeine Schritte; er wollte raſch nach Haus, zu ſeinem Kinde. Da war etwas vor ſeinen Füßen, er kam ins Straucheln, und eh' er ſich beſonnen, that er einen neuen Schritt; aber ſein Fuß fand keinen Boden — — ein gellender Schrei fuhr durch die Finſterniß; dann war's, als ob die Erde ihn verſchluckte.

Ein paar Vögel ſchreckten in die Luft, dann war alles ſtill; kein Menſchenſchritt war jetzt noch in dem Korn. Eintönig ſäuſelten die Aehren, und kaum hörbar nagten die Millionen Geziefers an den Wurzeln oder Schaften der Pflanzen, bis die immer drückendere Schwüle in einem ſtarken Wetter ſich entlud und in den hallenden Donnern und dem niederſtürzenden Regen alle andern Geräuſche der Erde verſchwanden.

In der Kathe am Ende der Norderſtraße fuhr um dieſe Zeit ein armes Kind aus ſeinem Schlafe auf; ihm träumte, es habe ein Brot gefunden, aber es hatte in einen Stein gebiſſen. Halb im Traum noch griff es in das große Wandbett nach der Hand ſeines Vaters, doch es erfaßte nur den Zipfel des Kopfkiſſens und ſchlief dann ruhig weiter.

— — John Glückſtadt iſt niemals wieder nach Haus und nie zu ſeinem Kinde zurückgekommen; alle Anſtalten der Polizei, eine Spur von ihm zu finden, waren vergebens. Sein Verſchwinden wurde einige Tage in der kleinen Stadt beſprochen: Die einen meinten, er ſei entflohen, um nachher mit ſeinem Kameraden Wenzel zuſammenzutreffen und mit ihm übers Meer zu fahren, wo es den Spitzbuben gut zu gehen pflege; das Geld zur Ueberfahrt würden ſie unterwegs nach Hamburg ſich ſchon zu ſchaffen wiſſen, und das kleine Dings ſei ja in guter Hut bei Küſter-Mariken; die andern meinten, am Deich da draußen in der Schleuſengrube, neben welcher er und Wenzel ihr Schelmſtück einſt berathen hätten, habe er den Tod geſucht, und die Ebbe habe ihn ins Meer hinausgetrieben.

Dieſe Meinungen wurden in einer Tiſchgeſellſchaft gegen einander abgewogen. „Nun, und Sie, Herr Bürgermeiſter,“ ſagte zu dieſem die alte Schwägerin des einſtigen Cichorienfabrikanten, die er zu Tiſche geführt hatte, „was meinen Sie dazu?“

Der Bürgermeiſter, der bisher kein Wort dazu geredet hatte, nahm erſt bedächtig eine Prieſe. „Hm,“ ſagte er, „was ſoll ich meinen? — Nachdem dieſer John von Rechtes wegen ſeine Strafe abgebüßt hatte, wurde er, wie gebräuchlich, der lieben Mitwelt zur Hetzjagd überlaſſen. Und ſie hat ihn nun auch zu Tode gehetzt; denn ſie iſt ohn' Erbarmen. Was iſt davon zu ſagen? Wenn ich was meinen ſoll, ſo ſollet Ihr ihn jetzt in Ruhe laſſen, denn er gehört nun einem andern Richter.“

„Wahrhaftig,“ ſagte die Alte ganz erſtaunt, „Sie haben noch immer Ihre ſonderbaren Meinungen von dieſem John Glückſtadt!“

„John Hanſen,“ berichtigte der Bürgermeiſter ernſthaft.

— — — Mir kam allmählich das Bewußtſein, daß ich weit von meiner Vaterſtadt im Oberförſterhauſe an dem offenen Fenſter ſtehe; der Mond ſchien von drüben über dem Walde auf das Haus, und aus den Wieſen hörte ich wieder das Schnarren des Wachtelkönigs. Ich zog meine Uhr: es war nach Eins! Das Licht auf dem Tiſche war tief herabgebrannt. In halbviſionärem Zuſtande — ſeit meiner Jugend haftete desgleichen an mir — hatte ich ein Menſchenleben an mir vorübergehen ſehen, deſſen Ende, als es derzeit eintrat, auch mir ein Räthſel geblieben war. Jetzt kannte ich es plötzlich; deutlich ſah ich die zuſammengekauerte Todtengeſtalt des Unglücklichen in der unheimlichen Tiefe. Nachdem ich heute den Namen meiner Wirthin erfahren hatte, wußte ich jetzt auch: noch einmal aus der düſtern Gruft hatte ſeine lebendige Stimme ein lebendig Menſchenohr erreicht; aber es war nur das eines vierzehnjährigen Knaben. Am Abend nach dem Verſchwinden des Armen, da ich bei einer befreundeten Familie eingetreten war, kam der Sohn mit ſeinem Schmetterlingsketſcher ſchreckensbleich ins

Zimmer. „Es hat geſpukt!“ rief er und ſah ſich um, als ob er auch hier noch nicht ganz ſicher ſei; „lacht nur nicht; ich hab' es ſelbſt gehört!“ — Zwiſchen den Kartoffeln auf dem Acker neben dem Schinderbrunnen war er geweſen, um ſich den Todtenkopf zu fangen, der in der Dämmerung dort fliegen ſollte; da hatte es unweit von ihm aus dem Kornfeld ſeinen Namen „Chriſtian!“ gerufen, hohl und heiſer, wie er ſolche Stimme nie gehört; und da er entſetzt davongelaufen, ſei es noch einmal hinter ihm hergekommen, als ob's ihn habe greifen wollen.

Ich wußte jetzt, nach über dreißig Jahren: es hatte nicht geſpukt, und nicht Chriſtian hatte er es rufen hören: den Namen ſeiner Tochter „Chriſtine“ hatte der Mann da drunten in hoffnungsloſer Sehnſucht ausgeſtoßen.

Und noch eines wußte ich: ein Arbeiter, mein alter Freund aus der Kinderzeit, hatte einige Tage ſpäter draußen an dem Brunnen das Korn mähen helfen. „Da hätten wir bald einen Falken fangen können!“ erzählte er mir eines Abends.

„Einen großen?“ frug ich.

„Das mag der Herr glauben! Er war ein Stück in den alten Schinderbrunnen hinabgeſtoßen —

der Himmel weiß, was drunten liegt — aber ſeine Fluchten waren zu weit in der Spanne, er ſchlug und arbeitete damit in dem engen Brunnen und kam nicht gleich heraus. Wir hatten nur keine Knüppel, ihn zu ſchlagen; auch wehte ein übler Dunſt uns an; es war, als hätte ſchon vordem die Kreatur an Aas geſeſſen!“

Ich hatte damals dieſer Rede nicht geachtet; mich ſchauderte, da mich die Erinnerung jetzt befiel; der feuchte Nachtwind, der mich anwehte, that mir wohl, vor allem, weil er von heut und nicht von damals war; ich wußte, der Brunnen war vor ein paar Jahren zugeſchüttet. „Zu Bett!“ ſprach ich halb laut zu mir; „und, Seele, geh' du auch zu Bett!“

Ich löſchte das Licht und ließ das Fenſter offen, damit alles, was lebendig war, zu mir herein könne; und bälder, als ich gedacht hatte, kam der Schlaf; nur mit einem freundlichen Bilde ſpielte noch der Traum: ich ſah die von der Morgenſonne nur noch halb erleuchteten Straßen meiner Vaterſtadt; ich hörte einen Wagen heranraſſeln, und zwiſchen zwei lieben alten Leuten auf dem offenen Sitze ſaß die kleine Chriſtine, und ſie nickte mir freundlich zu, als ſie bei mir vorbei und über dem Zingel zur Stadt hinausfuhren.

Der alten Mariken dachte ich nicht weiter; ich wußte, daß ſie vor langen Jahren in St. Jürgens Stift ein ruhiges Sterbekiſſen gefunden hatte.

— — Als ich ſpät am andern Morgen in das Haus hinunter kam, erhob ſich der Lohbraune von der Matte vor der Thür des Wohnzimmers und begrüßte mich wedelnd als einen Gaſt des Hauſes; als ich aber eintrat, war niemand drinnen; nur die Magd öffnete eine Seitenthür, guckte herein, als ob ſie beſtellt ſei, meine Ankunft zu berichten, und lief dann raſch von dannen. Ich beſchäftigte mich indeß damit, die Bilder an den Wänden zu beſchauen, aus denen deutlich zwei Generationen zu erkennen waren: auf der einen Jagd- und Thierſtücke von Steffeck und dem alten Riedinger; über dem Sopha dagegen fand ich eine Kreuzesabnahme von Rubens, und je zur Seite die Bildniſſe von Luther und Melanchthon. Am Sopha, auf dem lichtloſen Wandſtücke am Fenſter, hing, wie im Schatten der Vergangenheit, eine halberloſchene Photographie; aber ein Kranz von Immortellen, wie Johns Tochter ſie geſtern auf unſerem Waldgang gepflückt hatte, wohl gar derſelbe, umgab den dunklen Rahmen.

Mit Scheu faſt trat ich näher: es war das Bildniß eines Soldaten in Uniform, wie dergleichen die jungen Landleute während ihrer Dienſtzeit anfertigen laſſen und nach Hauſe ſchicken. Der Kopf war leidlich ausgeprägt erhalten und zeigte mir das kaum mehr als einmal geſehene, aber unvergeſſene Antlitz des Arbeiters John Glückſtadt; nur war in dieſen Zügen noch nichts von Kummer oder Schuld; der kleine dunkle Schnurrbart ſaß unter der kecken Adlernaſe, und die Augen ſahen ernſt, doch ſicher in die Welt hinaus. Es war John Glückſtadt nicht; es war John Hanſen, wie er im Herzen ſeiner Tochter fortlebte, für den ſie geſtern ihren friſchen dauerhaften Kranz gepflückt hatte; mit dieſem John hatte der doppelgängeriſche Schatten noch nichts zu ſchaffen. Es brannte mich, meiner edlen Wirthin zuzurufen: „Laß das Geſpenſt in Deinem Haupte fahren; der Spuk und Dein geliebter Vater, ſie ſind nur eines: er war ein Menſch, er irrte, und er hat gelitten!“

Aber ich hörte die Stimmen meiner Wirthsleute von hinten durch die Gartenthüre ins Haus kommen, und ich wandte mich von dem bekränzten Bilde ihnen entgegen, um ihren Morgengruß und ihre Scherze über meine Langſchläferei in Empfang zu nehmen.

— Wir lebten noch einen ſchönen Frühlingstag zuſammen. Als ich aber ſpät abends mit dem

Oberförſter und ſeinem treuen Hunde noch einen Waldgang machte, da ſchwieg ich nicht länger; ich erzählte ihm alles, jedes Einzelne, was in der vergangenen Nacht mir in Erinnerung und im eigenen Geiſte aufgegangen war.

„Hm,“ machte der beſonnene Mann und ließ ſeine Augen treuherzig auf mir ruhen; „das iſt aber Poeſie; Sie ſind am Ende nicht bloß ein Advokat!“

Ich ſchüttelte den Kopf: „Nennen Sie es immer Poeſie; Sie könnten es auch Liebe oder Antheil nennen, die ich raſch an meinen Wirthen genommen hätte.“ Es war zu dunkel, um zu ſehen; aber mir war, als ob ein herzlicher Blick von ihm mich ſtreifte. „Ich danke Ihnen, lieber Freund,“ ſagte er dann; „aber der Vater meiner Frau — ich hatte freilich nur Weniges von ihm gehört, — iſt mir nimmer ſo erſchienen.“

„Und wie denn anders?“ frug ich.

Er antwortete nicht mehr; ſinnend gingen wir nebeneinander, bis wir das Haus erreicht hatten.

„Ihr ſeid ſehr langſam gegangen,“ ſagte Frau Chriſtine, als ſie uns entgegentrat; „Ihr habt mich ſchier vergeſſen!“

— — Als ich am andern Morgen fortging, begleiteten mich beide, bis wo der Waldweg in die

Landſtraße ausläuft. „Wir ſchreiben Ihnen einmal!“ ſagte der Oberförſter. „Ich bin ſonſt kein Briefſteller; aber gewiß, ich thu's; wir müſſen Sie feſtzuhalten ſuchen, damit Sie einmal wieder den Weg zu uns hinaus finden!“

„Ja, kommen Sie wieder!“ rief Frau Chriſtine; „verſprechen Sie es; Ihr Abſchied würde uns nicht ſo traurig machen!“

Ich verſprach es gern; dann reichten beide mir die Hand, und ich ſtand und ſah ſie fortgehen; ſie hatte ſich feſt an ihren Mann geſchloſſen; er legte ſanft den Arm um ihre Hüfte. Dann kam eine Biegung des Weges, und ich ſah ſie nicht mehr.

„Leb wohl, John Glückſtadt's Tochter!“ rief ich leiſe; „nur die erſte Silbe, nur das Glück iſt Dein geblieben; es wird ſchon treu ſein; denn es iſt an rechter Stelle!“

— — Schon nach vierzehn Tagen kam der erſte Brief des Oberförſters und ließ mich im Aktenleſen eine lange Pauſe machen. „Ich muß Sie auch noch Ihres Verſprechens entbinden,“ ſchrieb er; „gleich am Abend unſeres Abſchieds habe ich meiner Chriſtine die Geſchichte ihres Vaters erzählt, ausführlich, wie ich ſie von Ihnen hörte. Sie mögen Recht haben, er wird wohl ſo geweſen ſein, und er war dann doch noch ein anderer Kerl, als wie er bisher weichſelig im Herzen ſeiner Tochter ruhte; auch dürfen Mann und Weib nicht ſolch' Geheimniß vor einander haben. Zwar ein leidenſchaftlicher Thränenſturz war die erſte Folge, ſo daß ich ſchier erſchrak und dachte, es möchte das Temperament des Vaters in meiner ſanften Frau erwacht ſein. Aber ihr eigenſtes Ich erſchien bald wieder; und jetzt — mein Freund, das Geißblatt am Waldesrande, das jetzt wieder blüht, ſo lieblich, dünkt mich, hat es faſt niemals noch geduftet; und das Bild des John Glückſtadt trägt nun einen vollen Roſenkranz; ſeine Tochter hat jetzt mehr an ihm; nicht nur den Vater, ſondern einen ganzen Menſchen. — Den Dank und Gruß, den Frau Chriſtine mir für Sie aufgetragen, verſteh' ich in der frauenhaften Weiſe nicht zu Papier zu bringen; ich kann Sie nur bitten, ſich das Herzlichſte zu denken."

So ſchrieb der Oberförſter damals; aber, wie es ſo geht, obgleich Briefe ein paar Mal in jedem Jahre zwiſchen uns hin und her gegangen ſind, ich bin nicht wieder dort geweſen. Aber hier links in der Ecke meiner Schreibſtube, auf zwei Stühlen ſteht jetzt mein gepackter Reiſekoffer; draußen an den Wallzäunen blüht einmal wieder das Geißblatt, und hier drinnen iſt für eine Woche alles ſauber weggeordnet; denn gewiß und wahrhaftig — morgen geht es fort zu meinen Freunden, zu John Glückſtadt's Tochter und zu meinem wackern Oberförſter. Sein Brief, der die Antwort auf meine Anmeldung brachte, war ein rechter Jubelbrief. „Wir harren Ihrer mit Freuden,“ ſchrieb er; „Sie kommen juſt zur rechten Zeit; der Junge iſt auch da mit ſeinem Examenszeugniß in der Taſche; ſeine Mutter iſt ſchier verliebt in ihn und ſtudirt ſein Antlitz, um darin immer einen neuen Zug aus dem ihres Vaters aufzufinden. Kommen Sie alſo; uns fehlt nur noch der Freund!“.

— — Gewiß, wenn Gottes Sonnenſchein mich morgen weckt, ich komme!

Pierer'ſche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Ein Doppelgänger.

Ein Doppelgänger.

Novelle

von

Theodor Storm.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1887.

Alle Rechte, vornehmlich das der Ueberſetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

Ex Bibliotk.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Meiner lieben Tochter

Gertrud

gewidmet.

Vor einigen Jahren im Hochſommer war es und alle Tage echtes Sonnenwetter; ich hatte mich in Jena, wie einſt Dr. Martinus, in der alten Gaſtwirthſchaft zum Bären einquartiert, hatte mit dem Wirth ſchon mehr als einmal über Land und Leute geredet und mich mit Namen, Stand und Wohnort, welcher derzeit zugleich mein Geburtsort war, in das Fremdenbuch eingeſchrieben.

Am Tage nach meiner Ankunft war ich nach Beſteigung des Fuchsthurms und nach manchem andern Auf- und Abſteigen ſpät nachmittags in das geräumige, aber leere Gaſtzimmer zurückgekehrt und hatte mich ſommermüde vor einer Flaſche Ingelheimer hinter dem kühlen Ofen in einen tiefen Lehnſtuhl geſetzt; eine Uhr pickte, die Fliegen ſummten am Fenſterglas, und mir wurde die Gnade, davon in den Schlaf gewiegt zu werden, und zwar recht tief.

Das erſte, was vom Außenleben wieder an mich herankam, war eine ſonore milde Männerſtimme, welche, wie zum Abſchied, gute Lehren gebend, zu einem Andern zu reden ſchien. Ich öffnete ein wenig die Augen: am Tiſche, unfern von meinem Lehnſtuhl, ſaß ein ältlicher Herr, den ich nach ſeiner Kleidung als einen Oberförſter zu erkennen meinte; ihm gegenüber ein noch junger Mann, gleichfalls im grünen Rock, zu dem er redete; ein röthlicher Abendſchein lag ſchon auf den Wänden.

„Und deſſen gedenke auch noch“, hörte ich den Alten ſagen, „Du biſt ein Stück von einem Träumer, Fritz; Du haſt ſogar ſchon einmal ein Gedicht gemacht; laß Dir ſo was bei dem Alten nimmer beikommen! Und nun geh' und grüß' Deinen neuen Herrn von mir; zur Herbſtjagd werd' ich mich nach Dir erkundigen!“

Als dann der Junge ſich entfernt hatte, rüttelte ich mich völlig auf; der Alte ſtand am Fenſter und drückte die Stirn gegen eine Scheibe, wie um dem Fortgehenden noch einmal nachzuſchauen. Ich trank den Reſt meines Ingelheimers, und als der Oberförſter ſich in das Zimmer zurückwandte, begrüßten wir uns wie nach abgethanen Werken, und bald, da Niemand außer uns im Zimmer war, ſaßen wir plaudernd neben einander.

Es war ein ſtattlicher Mann von etwa fünfzig Jahren, mit kurz geſchorenem, ſchon ergrautem Haupthaar; über dem Vollbart ſchauten ein paar freundliche Augen, und ein leichter Humor, der bald in ſeinen Worten ſpielte, zeugte von der Behaglichkeit ſeines inneren Menſchen. Er hatte eine kurze Jagdpfeiſe angebrannt und erzählte mir von dem jungen Burſchen, welchen er einige Jahre in ſeinem Hauſe gehabt und nun zur weiteren Ausbildung an einen älteren Freund und Amtsbruder empfohlen habe. Als ich ihn, ſeiner Vorhaltung an den Jungen gedenkend, frug, was für Leides ihm die Poeten denn gethan hätten, ſchüttelte er lachend den Kopf.

„Gar keines, lieber Herr“, ſagte er, „im Gegentheil! Ich bin ein Landpaſtorenſohn, und mein Vater war ſelber ſo ein Stück von einem Poeten; wenigſtens wird ein Kirchenlied von ihm, das er einmal als fliegendes Blatt hatte drucken laſſen, noch heutigen Tages nach ‚Befiehl du deine Wege‘

in meinem Heimathdorf geſungen; und ich ſelber — als junger Gelbſchnabel wußte ich ſogar den halben Uhland auswendig, zumal in jenem Sommer, – “ er ſtrich ſich plötzlich mit der Hand über ſein leicht erröthend Antlitz und ſagte dann, wie im Stillen ſeine vorgehabte Rede ändernd: „wo am Waldesrand das Geißblatt wie zuvor in keinem andern Jahre duftete! Aber ein Rehbock, ein ander Mal — und das war ſchwer verzeihlich — die ſeltene Jagdbeute, eine Trappe, ſind mir darüber aus dem Schuß gekommen! — Nun, mit dem Jungen iſt es nicht ſo ſchlimm; nur der Alte drüben wird ſchon fuchswild, wenn wir gelegentlich einmal anſtimmen: ‚Es lebe was auf Erden ſtolziert in grüner Tracht‘; Sie kennen wohl das ſchöne Lied?“

Ich kannte zwar das Lied — hatte nicht auch Freiligrath ſeinen patriotiſchen Zorn an dem harmloſen Dinge ausgelaſſen? — Aber mir lag die plötzliche Erregung des alten Herrn im Sinne: „Hat das Geißblatt auch in ſpäteren Jahren wieder ſo geduftet?“ frug ich leiſe.

Ich fühlte meine Hand ergriffen und einen

Druck, daß ich einen Schrei erſticken mußte. „Das war ja nicht von dieſer Welt“, raunte der Mann mir zu, „der Duft iſt unvergänglich, — — ſo lang ſie lebt!“ ſetzte er zögernd hinzu und ſchenkte ſich ſein Glas voll hellen Weines und trank es in einem Zuge leer.

Wir hatten noch eine Weile weiter geplaudert, und manche anziehende Mittheilung aus ſeinem Forſt- und Jagdleben hatte ich von ihm gehört, manches Wort, das auf einen ruhigen Lebensernſt in dieſem Manne ſchließen ließ. Es war faſt völlig dunkel geworden; die Stube füllte ſich mit andern Gäſten, und die Lichter wurden angezündet; da ſtand der Oberförſter auf. „Ich ſäße noch gern ein Weilchen“, ſagte er, „aber meine Frau würde nach mir ausſehen; wir beide bilden jetzt allein die Familie, denn unſer Sohn iſt auf dem Forſtinſtitut zu Ruhla.“ Er ſteckte ſeine Pfeife in die Taſche, rief einem braunen Hühnerhund, der, mir unbemerkt, in einem Winkel gelegen hatte, und reichte mir die Hand. „Wann denken Sie wieder fort von hier?“ frug er.

„Ich dachte, morgen!“

Er ſah ein paar Augenblicke vor ſich hin. „Meinen Sie nicht“, frug er dann, ohne mich anzublicken, „wir könnten unſere neue Bekanntſchaft noch ein wenig älter werden laſſen?“

Seine Worte trafen meine eigene Empfindung; denn auf meiner nun zweiwöchentlichen Reiſe hatte ich heute zum erſten Mal ein herzlich Wort mit einem Begegnenden gewechſelt; aber ich antwortete nicht gleich; ich ſann nach, wohin er zielen möge.

Und ſchon fuhr er fort: „Laſſen Sie mich es offen geſtehen: zu dem Eindruck Ihrer Perſönlichkeit kommt noch ein Anderes dazu: es iſt Ihre Stimme, oder richtiger die Art Ihres Sprechens, was dieſen Wunſch in mir erregt; mir iſt, als gehe es mich ganz nahe an, und doch . . .“ Statt des verſtändigenden Wortes aber ergriff er plötzlich meine beiden Hände. „Thun Sie es mir zu lieb'“, ſagte er dabei, „meine Förſterei liegt nur ſo reichlich eine Stunde von hier, zwiſchen Eichen und Tannen — darf ich Sie bei meiner lieben Alten als unſern Gaſt auf ein paar Tage anmelden?“

Der alte Herr ſah mich ſo treuherzig an, daß ich gern und ſchon auf morgen zuſagte. Er ſchüttelte mir lachend die Hände: „Abgemacht! Prächtig! Prächtig!“ pfiff ſeinem Hunde und, nachdem er noch einmal ſeine Kappe mit der Falkenfeder gegen mich geſchwenkt hatte, beſtieg er ſeinen Rappen und ritt in freudigem Galopp davon.

Als er fort war, trat der Wirth zu mir: „Ein braver Herr, der Herr Oberförſter; dacht' ſchon, Sie würden Bekanntſchaft machen!“

„Und warum dachten Sie das?“ frug ich entgegen.

Der Wirth lachte. „Ei, da wiſſen's der Herr wohl ſelbſt noch gar nicht?“

„So ſagen Sie es mir! Was ſoll ich wiſſen?“

„Ei, Sie und die Frau Oberförſter ſind doch gar Stadtkinder mit einander!“

„Ich und die Frau Oberförſter? Davon weiß ich nichts; Sie ſagen es mir zuerſt; ich hab' dem Herrn auch meine Heimath nicht genannt.“

„Nun“, ſagte der Wirth, „da ging's freilich nicht; denn's Fremdenbuch hat er nicht geleſen; das iſt grad' keine Zeitung!“

Ich aber dachte: „Das war es alſo! Liegt der Heimathklang ſo tief und darum auch ſo unverwüſtlich?“ Aber ich kannte daheim alle jungen Mädchen unſeres Schlages innerhalb der letzten dreißig Jahre: ich wußte keine, die ſo weit gen Süden geheirathet hätte. „Sie irren ſich vielleicht“, ſagte ich zu dem Wirth, „wie iſt denn der Jungfernname der Frau Oberförſter?“

„Kann nicht damit dienen, Herr,“ entgegnete er, „aber mir iſt's noch juſt wie heute, als die ſeligen Eltern des Herrn Oberförſters, die alten Pfarrersleute, mit dem derzeit kaum achtjährigen Dirnlein hier vorgefahren kamen.“

— — Ich wollte nicht weiter fragen und ließ es für itzt dabei bewenden; nur den Weg zur Oberförſterei ließ ich mir noch einmal, wie zuvor ſchon von dem Beſitzer derſelben, eingehend berichten.

Und ſchon in der Frühe des andern Morgens, als noch die Thautropfen auf den Blättern lagen und die erſten Vogelſtimmen am Wege aus den Büſchen riefen, befand ich mich auf der Wanderung. Nachdem ich etwa eine Stunde, zuletzt an einem Eichenwald entlang, gegangen war, bog ich gemäß der empfangenen Weiſung in einen breiten Fahrweg ein, der zur Linken unter die ſchattigen Wipfel durchführte. Bald mußte ich den Weg ſich öffnen und das Heimweſen meines neuen Freundes vor mir liegen ſehen! Dann, kaum eine Viertelſtunde weiter, kam aus der großen Waldesſtille ein Geräuſch wie von wirthſchaftlichem Leben mir entgegen; die Schatten um mich hörten auf, und ein blinkender Teich und jenſeit desſelben ein altes, ſtattliches Gebäu mit mächtigem Hirſchgeweih über dem offenen, auf einer Treppenplatte befindlichen Thore lagen in der lichten Morgenſonne vor mir; ein wüthendes Gebell von wenigſtens einem halben Dutzend großer und kleiner Jagdhunde erhob ſich und verſtummte plötzlich auf einen gellenden Pfiff.

„Grüß' Gott und tauſend Mal willkommen!“ rief ſtatt deſſen die mir ſchon bekannte Männerſtimme; und da kam er ſelbſt aus dem Hauſe, die Stiege herab und um den kleinen Teich herum; aber nicht allein: eine zarte Frau, faſt mädchenhaft, ging an ſeinem Arm; doch ſah ich im Näherkommen wohl, daß ſie den Vierzig nahe ſein müſſe. Sie begrüßte mich, indem ſie faſt nur die Worte ihres Mannes wiederholte; aber ein Zug von Güte um den halb geöffneten Mund, der noch ein Weilchen in dem ſtillen Angeſicht verblieb, ließ keinen Zweifel an ihrer Echtheit aufkommen. Während wir dann mit einander dem Hauſe zugingen, fiel es mir auf, wie ſie mitunter ihren Arm auf ſeinem ruhen ließ, als wollte ſie ihm ſagen: „Du trägſt mein Leben, und Du trägſt es gern; Dein Glück und meines ſind dasſelbe!“

Als wir dann drinnen in dem bürgerlich ſchlichten Zimmer beim Morgenkaffee ſaßen, den man für mich aufgeſchoben hatte, legte der Oberförſter ſich behaglich in ſeinen Lehnſeſſel zurück. „Chriſtinchen“, ſagte er, mich und ſeine Frau mit einem ſchelmiſchen Blicke ſtreifend, „ich habe Dir einen lieben Gaſt gebracht, von dem ich gleichwohl weder Namen noch Stand weiß; er mag uns beides ſagen, wenn er uns verläßt, damit wir ihn doch wiederfinden können: es iſt ſo tröſtlich, auch einmal mit einem Menſchen und nicht eben mit einem Herrn Geheimen Ober=Regierungsrath oder einem Lieutenant zu verkehren.“

„Nun“, ſagte ich lachend, „Qualitäten habe ich nicht zu verhehlen“; als ich dann aber mit dem

Hinzufügen, daß ich ein ſchlichter Advokat ſei, meinen Namen nannte, wandte ſich die Frau wie überraſcht mir zu, und ich fühlte, wie ihre Augen flüchtig auf meinem Antlitz weilten.

„Was haſt Du, Frau“, rief der Oberförſter; „der Advokat iſt mir ſchon recht!“

„Mir auch“, ſagte ſie und reichte mir eine Taſſe Kaffee, deſſen Duft mich mit Allem einverſtanden ſein ließ. Sie war noch einmal aufgeſtanden, kehrte aber, nachdem ſie eine Handvoll Broſamen aus dem offenen Fenſter geworfen hatte, auf ihren Platz zurück. Draußen ſtürzte ſich, einem Platzregen gleich, eine Flucht von Tauben von dem Dache auf den Boden herab; aus den Linden vor dem Hauſe kamen die Sperlinge dazu, und ein luſtiger Tumult erhob ſich.

„Die haben's gut!“ ſagte lachend der Oberförſter, mit dem Kopfe nach dem Fenſter winkend; „ſeit unſer Paul in Ruhla iſt! Sie kann es nicht laſſen, den allzeit Hungerigen Broſamen auszuſtreuen; ſei es nun der Bub', oder ſeien es nur unſeres Herrgotts Krippenfreſſer!“

Aber die Frau ſetzte ruhig ihre Taſſe von dem

Munde: „Der Bub' allein? Ich dächte, der Vater wär' auch wohl dabei!“

„Komm, Alte“, rief der Oberförſter; „ich merke doch, Du biſt mir zu geſcheit; wir wollen Frieden machen!“

Wir plauderten weiter; und wenn das liebe Frauenantlitz ſich zu mir wandte, konnte ich es mir nicht verſagen, nach bekannten Zügen darin zu ſuchen; allein obgleich ein paar Mal, wie im Fluge, als wolle es mir helfen, das frühere Kinderangeſicht mich daraus anzublicken ſchien, ich mußte mir dennoch ſagen: „Die kennſt du nicht; du haſt ſie nie geſehen.“ Ich lauſchte dann auch ihrer Sprache, aber weder die uns heimiſche Verwechslung verwandter Vokale, noch die von ſolchen Konſonanten kam zum Vorſchein; nur ein paar Mal meinte ich das ſcharfe S vor einem andern Konſonanten zu vernehmen, deſſen ich ſelbſt freilich mich längſt entwöhnt glaubte.

Am Vormittage ging ich mit dem Oberförſter in den umliegenden Wald; er wies mir ſeine Hauptſchläge, die mit uralten und mit kaum fingerhohen Eichen, und entwickelte mir eindringlich ſein

Syſtem der Waldkultur; wir ſahen einen Hirſch mit ſechzehn Enden und ein paar Rehe; aus einem ſchlammigen Sumpfe ſchielte ſogar der ſchwarzbraune Borſtenkopf eines Keilers aus ſeinen eng geſchlitzten Augen nach uns hinüber. Wir gingen ohne Hunde; „nur ruhig weiter!“ mahnte mein Geleitsmann; „und wir kommen ungefährdet wieder nach Hauſe.“

Nach dem Mittageſſen führte mein Wirth mich eine Treppe hoch nach hinten zu in das mir angewieſene Zimmer. „Sie wollten noch Briefe ſchreiben;“ ſagte er; „hier finden Sie Alles, was dazu nöthig iſt! Unſer Junge hat hier vordem gewohnt; aber es iſt kühl und ſtill!“ Er zog mich an eines der offen ſtehenden Fenſter: „Hier unten ſehen Sie ein Stück von unſrem Garten, dahinter zieht ſich der Teich herum; dann dort die grüne Wieſe und dann der hohe dunkle Wald — der ſchützt Sie vor allem Weltgeräuſch! — Nun ruhen Sie vorerſt ſanft nach Ihren Wanderſtrapazen!“ ſagte er und drückte mir die Hand.

Er ging, und ich that nach ſeinen Worten; und die Stimmen der Grasmücken aus dem Garten und des Pirols und der Falken aus dem nahen Walde und über ſeinen Wipfeln aus der blauen Luft kamen wie aus immer größerer Ferne durch die offenen Fenſter; dann hörte Alles auf.

Ich erwachte endlich; ich hatte lang geſchlafen; der Weiſer meiner Taſchenuhr zeigte ſchon nach Fünf; gleichwohl mußte der Brief geſchrieben werden, denn ein Knecht ſollte ihn um ſechs Uhr mit zur Stadt nehmen.

So kam ich erſt ſpät wieder in das Haus hinab. Die Frau fand ich vor demſelben im Lindenſchatten auf der Bank, mit einer Flickarbeit beſchäftigt. „Das iſt für unſern Paul“, ſagte ſie wie entſchuldigend und ſchob die Sachen an die Seite; „er ſchleißt, er iſt noch jung und wild; aber noch mehr gut als wild! — Und Sie haben feſt geſchlafen: die Sonne will ſchon zur Neige gehn!“

Ich frug nach ihrem Mann.

„Er hat auf eine Weile geſchäftshalber fort müſſen; aber er läßt Sie grüßen; wir ſollten nähere Bekanntſchaft machen — ſo hat er mir geſagt — und dort die Schneiße durch die Tannen hinaufſpazieren; nach der andern Seite, als wo Sie heute Vormittag mit ihm hinaus waren; er würd' uns dort bald finden!“

Wir plauderten aber noch eine Weile, nachdem ſie auf meine Bitte ihre mütterliche Arbeit wieder aufgenommen hatte; dann, da er nicht kam, erhob ſie ſich. „Es wird wohl Zeit!“ ſagte ſie, und ein flüchtig Roth ging über ihr Antlitz.

So wanderten wir denn neben einander auf dem Wege zwiſchen den hohen Tannen, deſſen eine Seite noch von der Sonne angeſchienen war. Unſer Geſpräch ſchien ganz erloſchen; nur hin und wieder prüfte ich mit einem Blicke ihr Profil; aber es machte mich nicht klüger.

„Geſtatten Sie, verehrte Frau“, ſprach ich endlich, „daß ich die Waldſtille unterbreche; es drängt mich, Ihnen Eins zu ſagen und Ihnen eine Frage vorzulegen; Sie wiſſen wohl, daß man in der Fremde doch immer heimlich nach der Heimath ſucht!“

Sie nickte. „Sprechen Sie nur!“ ſagte ſie.

„Ich glaube nicht zu irren“, begann ich, „Sie ſchienen überraſcht, als ich heute morgen meinen Namen nannte. Hatten Sie ihn früher ſchon gehört? Mein Vater war, wenigſtens im Lande, ein bekannter Mann.“

Sie nickte wieder ein paar Mal: „Ja, ich erinnere mich Ihres Namens aus meiner Kinderzeit.“

Als ich dann aber meine Vaterſtadt ihr nannte, wurden ihre Augen plötzlich ſtarr und blieben unbeweglich auf den meinen ruhen; nur ein paar vorquellende Thränen verdunkelten jetzt beide.

Ich erſchrak faſt. „Es war nicht mein Gedanke, Ihnen weh zu thun“, ſagte ich; „aber der Wirth zum Bären, der meine Heimath aus dem Fremdenbuch erfahren hatte, behauptete, wir beide ſeien Stadtkinder mit einander!“

Sie that einen tiefen Athemzug. „Wenn Sie daher ſtammen“, ſagte ſie, „ſo ſind wir es.“

„Und doch“, fuhr ich etwas zögernd fort; „ich glaube alle damaligen Familien unſerer Stadt zu kennen und wüßte nicht, in welche ich Sie hineinbringen ſollte.“

„Die meine werden Sie nicht gekannt haben;“ erwiderte die Frau.

„Das wäre ſeltſam! Wann haben Sie denn die Stadt verlaſſen?“

„Das mag faſt dreißig Jahre her ſein.“

„O, damals war ich noch in unſrer Heimath, bevor wir, ſo viele, in die Fremde mußten.“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Die Urſache liegt wo anders: meine Wiege“ — ſie zögerte ein wenig und ſagte dann: „Ich hatte wohl nicht einmal eine; aber die Kathe, in der ich geboren wurde, war nur die Miethwohnung eines armen Arbeiters, und ich war ſeine Tochter.“

Sie blickte mit ihren klaren Augen zu mir auf. „Mein Vater hieß John Hanſen“; ſagte ſie.

Ich ſuchte mich zurecht zu finden; aber es gelang mir nicht; der Name Hanſen war bei uns wie Sand am Meer. „Ich kannte manchen Arbeiter“, erwiderte ich; „unter dem Dache des einen war ich als Knabe ſogar ein wöchentlicher Gaſt, und für manches, was ich noch zu meinem Beſten rechne, fühle ich mich ihm und ſeiner braven Frau verpflichtet. Aber Sie mögen Recht haben, der Name Ihres Vaters iſt mir unbekannt.“

Sie ſchien aufmerkſam zuzuhören, und mir war es, als würden ihre kindlichen Augen wieder feucht.

„Sie hätten ihn kennen müſſen“, rief ſie, „Sie würden die, welche die kleinen Leute genannt werden, noch tiefer in Ihr Herz geſchloſſen haben! Als meine Mutter, da ich kaum drei Jahre alt war, ſtarb, da hatte ich nur ihn; aber ſchon in meinem achten Jahre iſt er plötzlich mir entriſſen worden.“

Wir gingen eine Zeit lang, ohne ein Wort zu wechſeln, und ließen die Spitzen der Tannenzweige, die in den Weg hingen, durch unſre Finger gleiten; dann hob ſie den Kopf, als ob ſie ſprechen wolle, und ſagte zögernd: „Ich möchte nun auch Ihnen, meinem Landsmann, etwas Weiteres vertrauen; es iſt ſeltſam, aber es kommt mir immer wieder: mir iſt oftmals, als hätte ich vorher, bei Lebzeiten meiner Mutter, einen anderen Vater gehabt —, den ich fürchtete, vor dem ich mich verkroch, der mich anſchrie und mich und meine Mutter ſchlug . . . . . und das iſt doch unmöglich! Ich habe ſpäter ſelbſt das Kirchenbuch aufſchlagen laſſen; meine Mutter hat nur dieſen einen Mann gehabt. Wir haben zuſammen Noth gelitten, geſroren und gehungert; aber an Liebe war niemals Mangel. Eines Winterabends entſinne ich mich noch deutlich; es war an einem Sonntag, und ich mochte etwa ſechs Jahr alt ſein. Wir hatten leidlich zu Mittag gegeſſen; doch zum Abend wollte es nicht mehr reichen; mich hungerte noch recht, und der Ofen war faſt kalt geworden. Da ſah mein Vater mich mit ſeinen ſchönen dunkeln Augen an, und ich ſtreckte meine Aermchen ihm entgegen; und bald lag ich, in ein altes Tuch gewickelt an der warmen Bruſt des mächtigen Mannes. Wir gingen durch die dunklen Straßen, immer in eine neue; aber über uns waren alle Sterne angezündet, und meine Augen gingen von dem einen zu dem andern. „Wer wohnt da oben?“ frug ich endlich, und mein Vater antwortete: „Der liebe Gott, der wird Dich nicht vergeſſen!“ Ich ſah wieder in die Sterne, und alle blinkten ſo ſtill und freundlich auf mich nieder. „Vater“, ſagte ich, „bitte ihn doch noch um ein kleines Stückchen Brot für heute Abend!“ Ich fühlte einen warmen Tropfen auf mein Angeſicht fallen; ich meinte, er käme von dem lieben Gott. — Ich weiß, mich hungerte nachher noch in meinem Bettchen; aber ich ſchlief doch ruhig ein.“

Sie ſchwieg einen Augenblick, während wir langſam auf dem Waldweg weiter ſchritten.

„Aus der Zeit aber, wo ich mit meiner Mutter lebte", ſagte ſie dann noch, „vermag ich keine feſte Erinnerung an meinen Vater zu gewinnen; ich muß mich mit dem wüſten Schreckbild begnügen, das mein Verſtand vergebens zu faſſen ſucht."

Sie kniete plötzlich nieder, um eine Hand voll jener kleinen röthlichen Immortellen zu pflücken, die ſich gern auf magerem Sandboden anſiedeln; da wir dann weiter gingen, begannen ihre Finger einen Kranz daraus zu flechten.

Ich war noch mit ihren letzten Worten beſchäftigt; mir ging im Kopf ein wüſter junger Kerl herum; er war bekannt genug geweſen; aber ſein Name war ein anderer. „Auch Kinder", ſagte ich endlich, während meine Augen ihren geſchickten Händen folgten, „mag wohl einmal der Gedanke an den unſichtbar umhergeiſtenden Tod wie ein Schauder überfallen, daß ſie voll Angſt die Arme um ihr Liebſtes klammern; dazu — Sie kannten gewiß ſchon von den Vätern, mit denen die Communen die Kinder der Armen zu beſchenken pflegen — was Wunder, daß Ihre Phantaſie das

Schreckbild in jene von Erinnerung leere Zeit hinabſchob!“

Aber die ~~edle~~ Frau ſchüttelte lächelnd ihren Kopf. „Schön ausgerechnet“, ſagte ſie; „aber ich habe niemals an ſolchen Geſpenſterphantaſieen gelitten; und die Menſchen, die mich dann nach meines lieben Vaters Tode zu ſich nahmen — beſſere konnte kein Kind ſich wünſchen: es waren die Eltern meines Mannes, die auf einer Badereiſe ein paar Tage in unſerer Vaterſtadt verweilen mußten.“

In dieſem Augenblicke glaubte ich in dem Staubwege Schritte hinter uns zu hören, und als ich umblickte, ſah ich den Oberförſter ſchon in der Nähe.

„Sehen Sie wohl“, rief er mir zu, „da habe ich Sie ſchon! Und Du, Chriſtine“, — und er ergriff die Hand ſeiner Frau und neigte den Kopf, um ihr in die Augen zu blicken — „Du ſchauſt ja ſo nachdenklich; was iſt denn?“

Sie lehnte ſich lächelnd an ſeine Schulter: „Ja, Franz Adolph, wir ſprachen von unſerer Vaterſtadt — denn es hat ſich herausgeſtellt, daß wir dieſelbe haben — aber wir haben uns dort nicht finden können.“

„So iſt es um ſo ſchöner“, erwiderte er und reichte mir die Hand, „daß wir ihn heute bei uns haben; das damals wäre ja doch ſchon längſt vorüber!“

Sie nickte nachdenklich und ſchob ihren Arm in ſeinen. So gingen wir ein paar hundert Schritte weiter bis an einen Waldteich, an deſſen Ufern die gelben Iris in für mich nie geſehener Fülle blühten.

„Da iſt Deine Lieblingsblume!“ rief der Förſter; „aber Du würdeſt Dir die Schuhe überwaten; ſollen wir Männer Dir einen braven Strauß holen?“

„Ich verzichte diesmal auf Ritterdienſte“, erwiderte ſie, ſich anmuthig gegen uns verneigend; „ich bin heute bei den Kleinen und weiß hier eine Stelle, wo ich mein Kränzlein vervollſtändigen kann!“

„So erwarten wir Dich hier“, rief ihr der Oberförſter nach, ſie mit ernſten liebevollen Blicken verfolgend, bis ſie in der naheliegenden Lichtung verſchwand.

Dann wandte er ſich plötzlich zu mir. „Sie werden mir nicht zürnen“, ſagte er, „wenn ich Sie bitte, mit meiner Frau nicht weiter über ihren Vater zu ſprechen. Ich ging im weichen Wegeſtaub ſchon länger hinter Ihnen, und der leichte Sommerwind trug mir genügend Brocken Ihres Geſpräches zu, um das Uebrige zu errathen. Hätte ich von Ihrer beider ſo genauen Landsmannſchaft gewußt, — verzeihen Sie mir dies Geſtändniß — ich hätte mir die Freude Ihres Beſuches verſagt; die Freude ſag' ich; doch es iſt ſo beſſer, wir kennen uns nun ſchon.“

„Aber“, entgegnete ich etwas beſtürzt, „ich kann Sie verſichern, es iſt von einem Arbeiter John Hanſen keine Spur in meiner Erinnerung.“

„Sie könnte Ihnen dennoch plötzlich kommen!“

„Ich denke nicht; jedenfalls, obgleich ich nicht die Urſache kenne, ſeien Sie meines Schweigens ſicher!“

„Die Urſache“, erwiderte er, „will ich Ihnen in einem Worte geben: der Vater meiner Frau hieß freilich John Hanſen; von den Leuten aber wurde er John Glückſtadt genannt, nach dem Orte, wo er als junger Menſch eine Zuchthausſtrafe verbüßt hatte. Meine Frau weiß weder von dieſem Uebernamen, noch von der Strafe, auf welcher er beruht; und — ich denke, Sie ſtimmen mir bei — ich möchte nicht, daß ſie das je erführe; ihr Vater, den ſie kindlich verehrt, würde mit jenem Schreckbild zuſammenfallen, das ihre Phantaſie ihr immer wieder vorbringt, und das leider keine bloße Phantaſie war."

Faſt mechaniſch reichte ich ihm die Hand, und bald waren wir wieder auf dem Heimwege; die Frau ging, längſt wieder an ihrem Kranze flechtend, neben mir, als ich aus andrängenden und ſich ineinanderfügenden Erinnerungen wieder aufſchaute. „Verzeihen Sie", ſagte ich, „es kommt mir mitunter, von einem plötzlichen Gedanken bis zur Vergeſſenheit der Gegenwart hingenommen zu werden. Im Elternhauſe ſagte dann mein Bruder, des alten Volksglaubens gedenkend: „Stört ihn nicht, ſeine Maus iſt ihm aus dem Mund geſprungen!" Aber ich verſpreche, ſie in Zukunft beſſer zu überwachen."

Aus den Augen des Oberförſters traf mich ein verſtändnißvoller Blick. „Auch wir haben hier den

Glauben“, ſagte er, „aber Sie ſind bei Freunden, wenn auch nur bei neuen!“

So kamen wir wieder in Geſpräch, und während die Tannenrieſen ſchon tiefe Schatten über den Weg warfen und die Luft mit ſchwülem Abendduft erfüllten, gelangten wir allmählich an die Oberförſterei zurück; die Hunde, ohne zu bellen, ſprangen uns entgegen, und aus der dampfenden Wieſe, die hinter dem Teiche lag, ſcholl hin und wieder der ſchnarrende Laut des Wachtelkönigs; ein heimathlicher Frieden war überall.

Die Frau war uns voran ins Haus gegangen, mein Wirth und ich ſetzten uns auf die Seitenbänke der Haustreppe; aber ſeine Leute kamen einer nach dem andern, um zu berichten oder ſich Anweiſung für den folgenden Tag zu holen; dazwiſchen drängten ſich die Hunde, Teckel und Hühnerhunde, voran das Prachtexemplar eines lohbraunen Schweißhundes; zu Erörterungen zwiſchen uns blieb keine Zeit. Dann erſchien meine Landsmännin in der offenen Hausthür und lud zum Abendeſſen; und als wir im behaglichen Zimmer bei einer guten Flaſche alten Haardtweins ſaßen, erzählte der Oberförſter die Geſchichte ſeines Lieblings, des Lohbraunen, den er als junges Thier von einem ruinirten Spieler gekauft hatte, und von den Heldenthaten, welche er ſchon jetzt gegen die hier inſonders kühnen Wilderer verübt habe. So geriethen wir in die Jagdgeſchichten, von denen eine immer die andere nach ſich zog; nur einmal, in einer Pauſe des Geſpräches, ſagte Frau Chriſtine wie aus langem Sinnen: „Ob wohl noch die Kathe da iſt, am Ende der Straße, und das Aſtloch in der Hausthüre, durch das ich abends hinausſah, ob nicht mein Vater von der Arbeit komme? — Ich möcht' doch einmal wieder hin!“

Sie ſah mich an, und ich erwiderte nur: „Sie würden viel verändert finden!“ Der Oberförſter aber faßte ihre beiden Hände und ſchüttelte ſie ein wenig.

„Wach auf, Chriſtel!“ rief er. „Was wollteſt Du dort? Selbſt unſer Gaſtfreund hat ſich ausgebaut! Bleib' bei mir, wo Du zu Haus biſt — und um acht Tage kommt Dein Junge in die Sommerferien!“

Sie ſah mit glücklichen Augen zu ihm auf.

„Es war ja nicht ſo ernſt gemeint, Franz Adolph!“ ſagte ſie leiſe.

Als es auf der Hausuhr vom Flur aus Zehn ſchlug, brachen wir auf; der Oberförſter zündete eine Kerze an und begleitete mich wie am Nachmittage die Treppe hinauf nach meinem Gaſtzimmer.

„Nun“, ſagte er, nachdem er das Licht auf den Tiſch geſetzt hatte, „nicht wahr, wir ſind jetzt einig? Sie verſtehen mich?“

Ich nickte: „Gewiß; ich weiß nun freilich, wer John Hanſen iſt.“

„Ja, ja“, rief er, „aus dem Staube des Weges haben meine lieben Eltern dies Kind für mich aufgeſammelt; ich dank' es ihnen jeden Morgen, wenn ich beim Aufſtehen dies friedliche Antlitz noch neben mir im Schlummer ſehe, oder wenn ſie mir vom Kiſſen ihren Morgengruß zunickt. Doch — gute Nacht! Auch die Vergangenheit ſoll ſchlafen!“

Wir reichten uns die Hände, und ich hörte ihn den Corridor entlang und die Treppe hinabgehen. Aber bei mir wollte die Vergangenheit nicht ſchlafen; ich trat an das offene Fenſter und ſah auf den Teich und auf die Waſſerlilien, die wie Mondflimmer auf ſeinem dunklen Spiegel lagen; die Linden am Ufer hatten zu blühen begonnen, und ihr Duft wehte im Nachthauch zu mir herüber; eine mir unbekannte Vogelſtimme erſchallte in Pauſen vom Wald her. Aber die reiche Sommernacht nahm mich nicht gefangen; vor mein inneres Auge drängten abwechſelnd ſich zwei öde Orte: ein verlaſſener Brunnen mit vermorſchtem Plankwerk, der in der Nähe meiner Vaterſtadt auf einem weiten Felde lag, wo vor Zeiten ein Haus, eine Schinderkathe ſollte geſtanden haben; als Knabe, auf einer einſamen Schmetterlingsjagd, hatte ich einſt erſchrocken vor ihm Halt gemacht; — was damit wechſelte, war das äußerſte der kleinen Stadthäuſer am Ende der Norderſtraße, mit einem Strohdach, auf dem allezeit ein großer Hauslauch wuchs, ſo niedrig, daß man's mit der Hand erreichen konnte; das Ganze zum Einſtürzen verfallen und ſo winzig, daß kaum mehr als eine Kammer und der engſte Küchenherd darin Platz haben konnten. Als Junge hatte ich manchmal, von Feldſtreifereien heimkehrend, davor ſtill geſtanden und mir vorphantaſiert, wie hübſch es ſich in dieſem Liliputer-Hauſe ohne Eltern und Lehrer würde wohnen laſſen. Später, als ich ſchon Secundaner war, kam noch ein Anderes hinzu: es gab oft einen Lärm in dieſen engen Räumen, der die Vorbeigehenden davor Halt machen ließ, und zu dieſen gehörte auch ich ein paar Mal. Eine kräftige Männerſtimme fluchte und ſchalt in ſich überſtürzenden Worten; dröhnende Schläge, das Zerſchellen von Gefäßen wurde hörbar; dazwiſchen, kaum vernehmbar, das Wimmern einer Frauenſtimme, doch nie ein Hilferuf. Eines Abends trat danach ein junger wilder Kerl aus dem Innern in die offene Hausthür, mit erhitztem Antlitz, über das ein paar dunkle Haarlocken ihm in die Stirn hingen. Er warf den Kopf mit der ſtarken Adlernaſe zurück und muſterte ſchweigend die Umſtehenden; mich blitzte er mit ein paar Augen an, mir war, als hörte ich ihn ſchreien: „Mach, daß Du fortkommſt, Du mit dem feinen Rock! Was geht's Dich an, wenn ich mein Weib zerhaue!“

Das war John Glückſtadt, der Vater meiner edlen Wirthin, von dem ich heute erfahren hatte, daß er eigentlich John Hanſen geheißen habe.

— — John Hanſen war von einem Nachbarsdorfe und hatte ſeine Militärzeit als tüchtiger Soldat beſtanden, wenn auch zu Anfang nur der kräftigere Arm eines Kameraden ſchuld geweſen war, daß er den däniſchen Capitän, der ihn „tyſke Hund“ geheißen hatte, nicht mit dem kurzen Seitengewehre niederſtach. Als aber die Dienſtzeit aus und er entlaſſen war, da wollte die müßige, aber wilde Kraft in ihm etwas zu ſchaffen haben; ein Dienſt als Knecht war nicht ſogleich zur Hand, ſo ging er in die Stadt und gab ſich vorerſt bei einem Kellerwirthe in die Koſt. Aber dort verkehrte allerlei fremdes und hergelaufenes Volk; eine Menge Arbeiter, die bei einem Schleuſenbau beſchäftigt waren, hatten dort ihre Schlafſtelle. Einer davon, der wegen Trunkfälligkeit aus der Arbeit gejagt war, blieb trotzdem und verzehrte und vertrank ſeine letzten Schillinge. Er und John hatten beide nichts zu thun; ſo waren ſie ſtets zuſammen, lagen draußen am Deich oder ſaßen allein in der dämmerigen Kellerſtube, und der Fremde erzählte luſtige Spitzbuben- und Gewaltsgeſchichten; er wußte genug davon, und bei den meiſten war er ſelber mit dabei geweſen; aber Alles war immer luſtig ausgegangen.

Bei ſolcher Gelegenheit, da ſie wieder einmal weit draußen am Hafdeich mit einander im Graſe lagen, wo nur der Weſtwind pfiff und die Möven ſchrieen, überfiel den jungen Burſchen die Luſt, auch ſeinerſeits einmal den Hals zu wagen; er ſtreckte ſeine ſtraffen Arme aus und ſchüttelte die Fäuſte, ein wüſtes Feuer brach aus ſeinen Augen. „Zum Satan!“ rief er; „hätt' man ſo was auch nur zu ſchaffen, da ehrliche Arbeit nicht zu haben iſt!“

Der alte Halunke, der neben ihm lag und beim Erzählen nur über ſich die Wolken hatte ziehen ſehn, blickte ihn von der Seite an. „Meinſt Du?“ ſagte er heimlich — „nun, Spaß würd' ſchon dabei ſein!“

John antwortete nicht; ein Trupp Arbeiter kam von draußen auf dem Deich daher. Der Fremde ſtand auf und ſagte: „Komm, John, die kennen uns; wir wollen mit ihnen heimgehn!“

— — Am andern Nachmittage, da ſich für John abermals die Ausſicht auf einen Dienſt zerſchlagen hatte, lagen die beiden wieder an derſelben Stelle. Der Fremde ſprach nicht, John riß Grasbüſchel aus dem Boden und warf damit nach vorbeiſtreichenden Schwalben.

„Du ruinirſt doch den Deich, da Du ſonſt nichts zu thun haſt!“ ſagte der andre lachend.

John ſtieß einen Fluch aus. „Du wollteſt mir geſtern was erzählen, Wenzel!“ ſagte er.

Wenzel ſah wie abweſend auf die See, wo draußen eben ein Segel vorbeizog. „Ich?“ ſagte er. „Was ſollte das geweſen ſein?“

— „Das mußt Du ſelber wiſſen; aber Spaß ſollte dabei ſein. So ſagteſt Du.“

„Ja ſo! Ich weiß ſchon; aber es iſt noch mehr Gefahr als Spaß dabei.“

John lachte.

„Was lachſt Du!“ ſagte Wenzel; „es kann um Kopf und Kragen gehn!“

„Ich meinte nur, es ſei das juſt der Spaß!“

Der andere richtete ſich auf: „Iſt Dir Dein Kopf ſo wohlfeil?“

„Nein, Wenzel; aber ich denk', er ſitzt mir ziemlich feſt. Erzähl' nur; das iſt profitabler!“

Sie rückten näher zuſammen; ihr Reden wurde ein Flüſtern; mitunter lief der eine auf den Deich und blickte ſcheu umher; aber keine Menſchenſeele ließ ſich ſehen. Die Dämmerung fiel herab; in tiefem Dunkel kamen die beiden zurück und ſtiegen in den Keller hinab, wo noch halbtrunkenes Volk an den Tiſchen lärmte.

— — Drei Tage nachher wurde unſere Stadt durch das Gerücht eines unerhört frechen Einbruchsdiebſtahls aufgeſchreckt, und was an Polizei vorhanden war, hatte mit Arm und Beinen zu thun. Das Erkerhaus am großen Markte, das der Exſenator Quanzberger allein mit ſeinem alten Diener bewohnte, war der Schauplatz geweſen. Der alte hagere Herr, den man gebunden, mit einem Knebel in ſeinem zahnloſen Munde neben ſeinem Bett gefunden hatte, konnte viele Wochen nachher nicht ſeinen pünktlichen Spaziergang durch die Gaſſen machen, und viele Jungen wußten deshalb nicht mehr, was die Uhr ſei, und kamen viel zu ſpät oder zu früh in die Schule, und als er ihn wieder antrat, fehlte unter ſeinem Arm der rothſeidene Regenſchirm, und ſein hoher Filzhut zitterte auf der fuchsfarbenen Perrücke. Am ſchlimmſten aber war es, daß bei ſeinem alten Nikolaus, der durch einen Schlag über den Schädel betäubt war, nur mit genauer Noth noch Leib und Seele bei einander blieben.

Das war es geweſen, was dem braven Soldaten John Hanſen eine ſechsjährige Zuchthausſtrafe und den Namen John Glückſtadt eingetragen hatte. Seltſam war es, daß nach Publicirung des Urtheils auch unter den ſtädtiſchen Honoratioren von mancher Seite für den Verurtheilten Partei ergriffen wurde; man hob hervor, daß er die goldene Uhr des Exſenators, die ihm als Beuteantheil zugefallen war, ſchon am Tage nach der That einem jungen Vetter auf dem Lande als Confirmationsgeſchenk gegeben habe, was freilich dann zuerſt der Anlaß zu ſeiner Verhaftung geworden war. „Schad' um den Burſchen“, ſagten die einen, „daß er ein Spitzbube geworden! Sieht er nicht aus, als hätte er General werden müſſen?“ und die andern erwiderten: „Freilich, doch mehr noch wie jene vornehmen Räuber, denen es weniger um den Gewinn, als um den Sport dabei zu thun war.“

Aber John mußte des ungeachtet in das Zuchthaus und war vorläufig dann vergeſſen.

Auch ſechs Jahre im Zuchthaus vergehen endlich; aber voll hatte er ſie abſitzen müſſen, denn es war in währender Zeit im Lande weder ein König gekrönt, noch einer geboren worden. Als er, wie beim Soldatendienſt, mit guten Zeugniſſen entlaſſen war, kam er abermals in unſere Stadt, um ſich nach Arbeit umzuthun; aber man wollte den Zuchthäusler nicht; mehr noch war es um den Grimm und Trotz, der jetzt aus ſeinen dunklen Augen brach. „Der Menſch ſieht gefährlich aus,“ hieß es, „ich möchte in der Nacht ihm nicht allein begegnen!“

Endlich war es ihm gelungen. Zur Seite der erwähnten Norderſtraße ſtrecken ſich nordwärts, wo vor ein paar hundert Jahren der dreibeinige Galgen neben Bürgermeiſter Luthens Fiſchteich ſtand, große uneingezäunte Felder weit von der Stadt hinauf. Sie dienten damals einem vielbeſchäftigten Bürger zum Eichorienbau, und die dazu gedungenen fünfzig oder ſechzig Weiber und jungen Dirnen begannen eben auf der ungeheuren Fläche das Unkraut zwiſchen den Pflanzen auszujäten; vom Wege aus, der an der Stadt entlang lief, hörte man ſchon von weitem das Schwatzen der Weiber wie einen Mühlbach rauſchen; mitunter auch ſtieg daraus ein ſilberhelles Lachen in die Luft empor; dann wieder ward es plötzlich ſtill: der Aufſeher, der ſich bei einem Trupp von Arbeiterinnen irgendwo am andern Ende des Feldes aufgehalten hatte, war wieder zwiſchen ſie getreten; er ſprach nicht, er überſah nur einmal mit ſeinen finſtern Augen die ganze Schar.

Der Aufſichtsmann war John Glückſtadt; man hatte ihn zu dieſem Poſten beſonders tauglich gehalten, und da draußen auf dem Felde konnt's auch nicht gefährlich ſein; überdies zeigte die Rechnung ſich als richtig, denn noch niemals war das Unkraut ſo gründlich und ſo raſch verſchwunden.

— Unter den Dirnen hatte ich eine, dieſelbe, deren Lachen aus der Schar ſo hell hervorſchlug, oft genug auf dem Hausflur meiner Eltern als Bettelmädchen an der Kellertreppe ſtehen ſehen; ſie ſchaute mich, wenn ich zufällig aus dem Zimmer trat, nur ſtumm mit ihren verlangenden braunen Augen an, und hatte ich einen Schilling in der Taſche, ſo zog ich ihn gewiß heraus und legte ihn in ihre Hand. Ich entſinne mich noch wohl, wie ſüß mir die Berührung dieſer ſchmalen Hand that, auch daß ich nachher noch eine Weile ſtehen blieb und wie gebannt auf die Stelle der Treppe hinabſah, von der das Mädchen ſich ebenſo ſchweigend wieder entfernt hatte.

Dem finſtern Aufſichtsmann, unter dem ſie jetzt in ehrlicher Arbeit ſtand, mochte etwas Aehnliches mitſpielen; er ertappte ſich darauf, daß er mitunter, ſtatt den faulen Weibern auf die Finger zu paſſen, das jetzt ſiebzehnjährige Mädchen mit ſeinen Blicken verſchlang. Sie mochte ihn dann wohl ſtill mit ihren heißen Augen anſchauen; denn ſie war die einzigſte, welche die ſeinen nicht fürchtete, und der Mann, in deſſen Antlitz ein Zug von Seelenleiden ſpielte, war vielleicht für ſolche Weiber der gefährlichſte.

Aber eines mußte noch hinzukommen. An der weiter von der Stadt liegenden Oſtſeite des Ackers, wo die Arbeit ſchon vollendet war, befand ſich jener verlaſſene Brunnen, neben dem ſchon ſeit undenkbaren Jahren das Schinderhaus verſchwunden war; um drei Pfähle hingen noch ein paar vermorſchte Bretter, die keinen Widerſtand zu leiſten vermochten. John Glückſtadt kannte ihn wohl: der Brunnen war eng und an den Seiten mit Moos und einzelnen Pflanzenbüſcheln bewachſen, durch die er vergebens mit ſeinen Blicken den Boden zu erreichen geſucht hatte; aber tief mußte er ſein, denn als John eines Abends über das leere Feld ging und im Vorbeigehen einen Stein hinabwarf, dauerte es eine ganze Weile, bevor ein Ton wie ein harter Aufſchlag ſein Ohr erreichte. „Gott mag wiſſen, was da unten liegt“, murmelte der Mann; „Waſſer nicht, vielleicht nur Kröten und Unzeug!“ Und er rührte ſeine Beine, um raſcher nach Hauſe zu gelangen.

Als er jetzt eines Morgens auf das Feld kam, wo gegenüber ſchon die Mehrzahl der Arbeiterinnen verſammelt war, ſtörte ihn eine Krähe aus ſeinem Brüten auf, das er heute vom Bette mit ins Freie genommen hatte; der Vogel war bei ſeiner Annäherung mit Gekrächz von der verfallenen Brunnenplanke aufgeflogen; als John aber auf- und dann weiter hinausblickte, ſah er die braune ſchmächtige Dirne wie in blinder Angſt mit erhobenen Armen auf den Brunnen zuſtürzen; ein andres breitſchulteriges Weib, das ſich ſchon drei Jungfernkinder aufgeladen hatte, lief hinter ihr darein. Es hatte das Mädchen geneckt, daß ſie dem ſchmucken Aufſichtsmann ihre Augen hinhalte, er ſolle wohl hineinfallen; die andern Frauenzimmer hatten gelacht: „Friſch, Wieb, vertreib' dem Fratz ſeine Katzenkünſte!“ Da war die Dirne zornig geworden und hatte dem Weibe ſo gründliche Wahrheiten zugeworfen, daß es mit der Unkrautshacke in der Fauſt wie toll hinter der Leichtfüßigen herlief.

Der düſtere John ſah die wilde Flucht gerade auf das Brunnenloch zufahren und ſprang raſch vor die verfallene Umzäunung. „Sie will mich todtſchlagen!“ ſchrie die junge Dirne und ſtürzte mit ſolcher Gewalt in ſeine Arme, daß ihm ſelbſt die Füße auf dem Boden wankten. „Nun, Dirne“, rief er, „ſollten wir hier beide in den Brunnen? Es wär' vielleicht das Beſte!“ und hielt ſie feſt an ſeiner Bruſt.

Sie wollte ſich von ihm losringen. „Laßt mich!“ rief ſie. „Was wollt Ihr von mir?“

Er ſah ſich um; ſie waren ganz allein: das große Frauenzimmer hatte vor dem Aufſeher ſogleich die Flucht ergriffen; die anderen Weiber arbeiteten fern am Weſtrande des Ackers; er wandte ſeine Augen wieder auf das Kind in ſeinen Armen.

Sie hatte mit ihren kleinen Fäuſten ihm ins Geſicht geſchlagen. „Laß mich“! rief ſie, „ich ſchreie; glaub' nicht, daß Du mir Leides anthun kannſt!“

Er ſchwieg eine Weile, und die dunkeln Augen beider ſahen regungslos in einander. „Was ich Dir will?“ ſagte er dann, „Leids will ich Dir nicht thun — aber ich will Dich heirathen, wenn Du es willſt!“

Sie antwortete nicht, ein paar Augenblicke lag ſie wie todt an ſeiner Bruſt; er fühlte nur, das Widerſtreben ihrer Glieder hatte nachgelaſſen.

„Willſt Du nicht ſprechen?“ frug er ſanft.

Da griff ſie jäh mit beiden Händen um ſeinen Hals, daß ſie den ſtarken Mann faſt würgte. „Ja, ich will“, rief ſie. „Du biſt der ſchönſte! Komm weg vom Brunnen! Du ſollſt nicht drunten liegen, in meinen Armen iſt's beſſer!“ Und ſie küßte ihn, bis ſie den Athem verloren hatte.

„Weißt Du“, ſagte ſie dann, „Du ziehſt zu uns, zu mir und meiner Mutter in das kleine Haus; Du zahlſt die halbe Miethe!“ Sie ſah ihn wieder an, ſie küßte ihn nochmals; dann warf ſie den Kopf mit dem dunklen Haar in den Nacken, und ihr helles Lachen ſtieg jetzt faſt zu übermüthig aus den rothen Lippen. „So!“ rief ſie, „nun lauf' ich voraus, komm aber bald mir nach und ſieh zu, ob ich nicht auch die ſchönſte von all' den Weibern bin!“

Sie ſtürmte dem Arbeitsplatze zu, und er folgte ihr, taumelnd vor Entzücken. Wer ihn jetzt geſehen und einen Freund bedurft hätte, der würde ohn' Bedenken in ſeine Arme geſtürzt ſein; der gefährliche Menſch war wie ein Kind geworden; er öffnete die Arme und ſchloß ſie langſam wieder über ſeiner Bruſt, als müſſe er das Glück umfaſſen, das ihm die junge Dirne zugebracht hatte, die wie ein fliegend' Vöglein dort vor ihm das Feld hinanlief. „Und Arbeit“, rief er und ſtreckte die ſtarken Fäuſte in die Luft, „die ſoll für uns nicht fehlen!“

Als er den Arbeitsplatz erreicht hatte, ſuchte die große Dirne ſich vor ihm zu verbergen; aber, was ſonſt Niemand noch geſehen hatte, ſeine Augen lachten nur, wenn ſie auf ihr grobes Angeſicht trafen. „Lauf nur, was ſchierſt Du mich!“ ſprach er zu ſich ſelber, „Du warſt der Hund, der unverſehens mir das Glück in meine Arme jagte!“

Die junge Braune aber wußte ihrem ſtillen Liebſten ſtets aufs neue zu begegnen. „Lach doch! Warum lachſt Du nicht?“ raunte ſie ihm zu und hielt ihm ſelber lächelnd ihre dunklen Augen hin.

„Ich weiß nicht“, ſagte er — „der Brunnen!“

„Was ſoll der?“ frug ſie.

„Ich wollt', er wäre aus der Welt!“ und nach einer Weile: „Du könnt'ſt mir einmal da hinein fallen, Du biſt ſo wild, Hanna — er darf nicht offen bleiben.“

„Du biſt ein Narr, John“, raunte ihm die Dirne zu, „wie ſollt' ich von heut' an noch in den Brunnen fallen! Wenn nur die dummen Weiber nicht ſo nahe wären, ich fiel' Dir lieber an den Hals!“

Aber er ging ſinnend von ihr; und als er ſpäter bei Ende der Tagesarbeit über den einſamen Acker ging, konnte er an dem Brunnen nicht vorbei; er blieb ſtehen und warf wieder kleine Steine in die Tiefe; er kniete dabei nieder und bog ſich über den Rand und lauſchte, als ob die Tiefe ein furchtbares Geheimniß berge, von dem er einen Laut erhorchen müſſe.

Als auch das Abendroth am fernen Horizont verſchwunden war, ging er langſam in die Stadt zurück und nach der Großſtraße in das Haus ſeines Arbeitgebers. — Am andern Morgen erſchien zur Verwunderung der Arbeiterinnen ein Zimmermann auf dem Acker und ſchlug ein rohes, aber derbes Brettergerüſt um den alten Brunnen.

Im September wurde auf dem erſten Packboden des ungeheuren Speichers das „Cichorienbier“ gefeiert, das ſchon am Nachmittag begonnen hatte; was in der Fabrik in Arbeit ſtand, der Fuhrmann, der Heizer, der Brenner und wie ſie alle genannt wurden, alle waren da, es war wimmelnd voll; Gewinde von Aſtern und Buxbaum und von ſonſtigen Herbſtblumen und Blättern hingen überall an den Balken. An großen Tiſchen, an über Tonnen gelegten Brettern hatten ſie geſeſſen; nun aber war der Kaffee ausgetrunken; die Lampen und Laternen, die zwiſchen den Kränzen hingen, wurden angezündet, und in dem dämmerigen Gemunkel wurden eine Klarinette und ein paar Geigen laut, wonach die jungen Dirnen ſchon längſt die Hälſe geſtreckt hatten.

John tanzte ſchon mit ſeiner jungen Frau, die heiß in ſeinen Armen lag; er ſah voll Luſt über die dunkle Menſchenmenge hin; aber was ging ſie ihn an? — Da wurde er mit ſeiner Tänzerin gegen das Ende eines ſchweren Eichentiſches geſtoßen, der unter die Tanzenden hineinragte; und ſie that einen jähen Aufſchrei. Es hatte nichts auf ſich; aber John rief den jungen kräftigen Heizer an: „Hilf mir den Tiſch fortſetzen, Franz!“

Er ſchien es nicht zu hören; da faßte John ihn an dem Aermel. „Was ſoll's?“ rief der Heizer und wandte halb den Kopf.

„Nicht viel“, engegnete John, „der Tiſch muß fort, dort in die Ecke!“

„Ja, trag' ihn nur dahin!“ ſagte der junge Menſch und drängte ſich zu den andern Arbeitern, von denen ein Theil zuſammenſtand. „Was wollte er von Dir?“ frug einer von ihnen.

„Ich weiß nicht; ich ſollt' ihm helfen! Mag er ſich ſelber helfen! Man hat nur keine andre Arbeit; ſonſt müßt' man von hier fort!“

Die andern lachten und gingen auseinander, um ſich Tänzerinnen zu ſuchen. John aber, der aus halbgehörten Worten ſich genug heraushörte, klemmte die Lippen zuſammen und tanzte weiter mit ſeinem jungen Weibe, und immer nur mit ihr.

Inmitten der Fröhlichkeit kam auch die Herrſchaft mit einigen Freunden auf den Boden; auch der Bürgermeiſter war dabei, einer von denen, deren Theilnahme damals den Verurtheilten in das Zuchthaus begleitet hatte. Jetzt folgte ſein Blick dem hübſchen jungen Paare.

Eine ältliche, unverheirathete Schweſter der Hausfrau ſtand neben ihm. „Nun ſehen Sie“, flüſterte die Dame und zeigte mit dem Finger nach dem Paare, „vor zehn Monaten noch am Wollſpinnen im Zuchthaus, und nun tanzt er mit dem Glück im Arm!“

Der Bürgermeiſter nickte: „Ja, ja — Sie haben Recht . . . aber er ſelbſt iſt doch nicht glücklich und wird es nimmer werden.“

Die alte Jungfer ſah ihn an. „Das verſteh' ich doch nicht ganz“, ſagte ſie, „ſolche Leute fühlen anders, als unſereins. Aber freilich, Sie ſind ein unverbeſſerlicher Junggeſell!“

„Ich ſcherze nicht, liebes Fräulein“, erwiderte der Bürgermeiſter; „es thut mir leid um dieſen Menſchen: das Glück in ſeinem Arm mag echt genug ſein, ihm wird es nichts nützen; denn in ſeinem tiefſten Innern brütet er über ein Räthſel, zu deſſen Löſung ihm weder ſein Glück, wie Sie das junge Kind in ſeinen Armen zu nennen belieben, noch irgend ein anderer Menſch auf Erden verhelfen kann.“

Das alte Fräulein ſah recht dumm zu dem Redenden auf. „So möge er das Brüten laſſen!“ ſagte ſie endlich.

„Das kann er nicht.“

„Weshalb nicht? Er ſieht doch herriſch genug aus.“

„Das thut er“, entgegnete der Bürgermeiſter nachdenklich, „er könnte ſogar wohl toll darüber werden, vielleicht noch einmal ein Verbrecher; denn das Räthſel heißt: wie find' ich meine verſpielte Ehre wieder? — — Er wird es niemals löſen.“

„Hm“, meinte die Dame, „Herr Bürgermeiſter, Sie haben allzeit ſo beſondere Gedanken; aber ich denke, wir haben jetzt genug davon; die Laubkränze verbreiten ſo ſtrengen Duft, und die Lampen qualmen auch, man trägt's noch tagelang in Haar und Kleidern.“

Sie gingen alle und überließen die Armen ihrer Luſtbarkeit; nur der Bürgermeiſter zögerte noch ein paar Minuten, da wieder das junge Paar vorübertanzte. Das ſiebzehnjährige Weib hing mit lachenden Augen an denen ihres Mannes, die ſich, wie um alles zu vergeſſen, in die ihren zu bohren ſchienen.

„Wie lange noch wird's dauern?“ murmelte der Bürgermeiſter, dann folgte er den Anderen.

Es dauerte doch noch ziemlich lange; denn das Weib war, obgleich in Lumpen aufgewachſen, jung und unſchuldig. Sie wohnten in der Kathe am Ende der ins Feld hinauslaufenden Norderſtraße; das Kämmerlein vorn war das ihre, die Mutter hatte ſich ein Lager in der engen Küche einzurichten verſtanden. Sein alter Arbeitgeber wußte nun ſchon, daß John ein halbmal mehr als andere arbeite, und deshalb, und da auch der Bürgermeiſter ihm zuſprach, hielt er den Mann feſt, ſo oft ihm auch gerathen wurde, den Zuchthäusler vor die Thür zu ſetzen. So war allzeit Arbeit da, für ihn und oftmals auch für die Frau, und die Nahrungsſorge klopfte nicht an die kleine Thür. Ein Gärtlein war auch am Hauſe und darin, hinten nach dem Weg hinaus, eine dichte Liguſterlaube. Hier ſaß die Frau meiſt an den Sommerabenden und harrte ſeiner, bis er von der Arbeit kam; dann flog ſie auf ihn zu und zwang ihn, ſich auf die Bank zu ſetzen; er aber litt ſie nicht neben ſich, er ſetzte ſie auf ſeinen Schoß und hielt ſie wie ein Kind an ſeiner Bruſt. „Komm nur“, ſagte er, „ſo müde bin ich nicht; ich hab' nicht viel, ich muß es alles in meinen Armen haben.“ So ſprach er eines Abends; da ſah ſie ihn an und ſtrich ihm, als wolle ſie etwas fortwiſchen, mit ihren Fingern über die Stirn. „Das da wird immer tiefer!“ ſagte ſie.

„Was denn, Hanna?“

„Die Falte — nein, ſprich nicht, John; ich kann's ſchon denken, die Brückenarbeiter haben heut' ihr Feſt; die andern ſind da, ſie haben Dich nicht eingeladen.“

Die Falte wurde noch tiefer. „Laß das!“ ſagte er. „Sprich nicht davon; ich wär' ja doch nicht hingegangen.“ Und er klammerte die Arme feſter um ſein Weib. „Am beſten“, ſagte er, „nur wir zwei allein.“

— — Nach einigen Monaten ſollte ein Kind geboren werden. Die gutmüthige Alte lief mit wirrem Kopf umher; bald ſtellte ſie ein Töpfchen für die Wöchnerin ans Feuer, bald wieder wickelte ſie die dürftigen Hemdchen auseinander, die ſie für ihr erwartetes Enkelkind aus alter Leinwand in vielen Wochen genäht hatte. Das junge Weib war im Bette liegen geblieben; der Mann ſaß bei ihr, er hatte Arbeit Arbeit ſein laſſen und hörte nur auf das Stöhnen ſeines Weibes, die feſt ihre Hand um ſeine preßte. „John!“ rief ſie, „John! geſchwind, Du mußt zur Mutter Grieten laufen, aber komm gleich wieder, bleib nicht fort!“

John hatte in dumpfem Sinnen geſeſſen. Nur wenige Augenblicke noch, dann ſollte er Vater werden; ihn ſchauderte, er ſah ſich plötzlich wieder in der Züchtlingsjacke. „Ja, ja“, rief er, „ich bin gleich wieder da!“

Es war am Morgen, und die Hebamme wohnte in derſelben Straße; er lief und riß die Hausthür auf, und als er in die kleine Stube trat, ſaß die dicke Alte an ihrem Morgenkaffee. „Na, Er iſt's!“ rief ſie unwirſch, „ich dacht' zum mindeſten, es ſei der Amtmann!“

„Ich hab' nicht weniger ein Weib als der!“

„Was iſt mit Seinem Weibe?“ frug die Alte.

„Frag' Sie nicht! Komm Sie mit mir; mein Weib liegt in Kindesnöthen; wir bedürfen Ihrer Hülfe.“

Die Alte muſterte den erregten Mann, als zähle ſie im Geiſt die wenigen Schillinge, die dieſer Dienſt ihr abwerfen werde, wenn ſie nicht gar verloren gingen. „Geh' er nur vorab!“ ſagte ſie. „Ich muß erſt meinen Kaffee trinken.“

John ſtand wie unentſchloſſen an der Stubenthür.

„Geh' er nur!“ wiederholte ſie, „ſein Kind kommt früh genug!“

Er hätte das Weib erdroſſeln mögen; aber er biß nur die Zähne aufeinander; ſein Weib bedurfte ihrer. „So bitt' ich nur, Frau Grieten, trinket nicht zu langſam!“

„Ja, ja“, ſagte die Alte, „ich trinke, wie ich Luſt hab'.“

Er ging; er ſah, daß jedes ſeiner Worte ſie nur noch widerwilliger machte.

Sein Weib fand er wimmernd auf dem heißen Bett. „Biſt Du es, John? Haſt Du ſie bei Dir?“

„Noch nicht; ſie kommt wohl gleich.“

Das „gleich“ wurde zu einer halben Stunde, während John reglos neben der jammernden Wöchnerin ſaß und die Alte draußen noch einmal Kaffee für Mutter Grieten kochte. „Die können allzeit Kaffee trinken“, ſprach ſie zu ſich ſelber, „man muß ſie ſich zu Freunden halten!“

„John!“ rief in der Kammer das junge Weib, „ſie kommt noch immer nicht!“

„Nein“, ſagte er, „ſie muß erſt Kaffee trinken.“ Er knirſchte mit den Zähnen, und ſeine düſteren Brauen zogen ſich zuſammen, „Du hätteſt nur des Amtmanns Weib ſein ſollen!“

„John, ach John! ich ſterbe!“ ſchrie ſie plötzlich.

Da ſprang er auf und rannte aus dem Hauſe. Auf der Straße begegnete er der dicken Hebamme. „Nun“, rief ſie, „iſt das Kind ſchon da? Wohin will Er denn?“

„Zu Ihr, Frau Grieten, damit mir meine Frau nicht ſterbe.“

Die Alte lachte. „Tröſt' Er ſich, an ſo etwas ſtirbt Euresgleichen nicht!"

Sie zog ihn mit nach ſeiner kleinen Wohnung. Als ſie in die Kammer trat, ſah ſie auf die Wöchnerin. „Wo iſt die Alte?" frug ſie. „Habt Ihr denn nichts bedacht?" und ſie zählte auf, was man bei ſolcher Gelegenheit für ſie bereit zu halten pflegte; und ſie brachten ihr, was ſie hatten.

John ſtand zitternd am Ende des Bettes, und endlich wurde das Kind geboren. Die Hebamme wandte den Kopf nach ihm. „Da hat Er eine Dirne; die braucht nicht Soldat zu werden!"

„Eine Züchtlingstochter!" murmelte er; dann fiel er vor dem Bette auf die Kniee: „Möcht' Gott ſie wieder zu ſich nehmen!"

Immer feindlicher ſtand ihm die Welt entgegen; wo er ihrer bedurfte, wo er ſie anſprach, immer hörte er den Vorwurf ſeiner jungen Schande als die Antwort; und bald hörte er es auch, wo kein anderer es hätte hören können. Man hätte fragen mögen: „Du mit den ſtarken Armen, mit deiner mächtigen Fauſt, warum duldeſt du das, warum bringſt du ſie nicht zum Schweigen?" Hatte er doch einmal, da von einem maulfrechen Matroſen ſein Weib eine Betteldirne war geſcholten worden, den Menſchen hingeworfen und ihm faſt den Schädel eingeſchlagen; und nur mit Noth hatte im Sühnetermin der ihm günſtige Bürgermeiſter die Sache unter beiden ausgeglichen!

Doch das war ein anderes; wo aber eine Hand erbarmungslos an jene offene Wunde ſeines Lebens rührte, wo er's nur glaubte, da fielen die ſtarken Arme ihm an ſeinem Leib herunter, da war nichts mehr zu ſchützen oder gar zu rächen.

Und dennoch, mit ihm in ſeinem armen Hauſe wohnte noch immer das Glück. Zwar, wenn ſeine Stirn zu finſter, ſein Wort zu knapp und trocken wurde, dann flog es wohl erſchreckt davon, aber es kehrte doch allezeit zurück und ſaß mit den jungen Eltern an dem Bettchen ihres Kindes und lächelte ſie an und fügte ihre Hände unvermerkt zuſammen. Das Glück war noch nicht ganz gewichen; die Alte nahm ſich mehr und mehr der Wartung des Kindes an, je weiter es heranwuchs, und Hanna ging wieder dann und wann auf Arbeit und half erwerben. Wer trug denn die Schuld, daß immer öfter das Glück davon flog, und ſie immer länger ohne die holde Genoſſin zwiſchen ihren kahlen Wänden ſaßen? War es der Eigenwille der Weiber oder der ſo lang in Schlaf verſenkte Jähzorn in ihnen beiden, der nach der großen Liebesfreude allmählich aus der Tiefe immer ungebändigter hervorbrach? Oder war es in dem Manne die unſühnbare Schuld, die den bitteren Unmuth in ihm aufjagte? Hatte es doch, da vor geraumer Zeit ſein alter Arbeitgeber durch jähen Tod geſtorben war, nur kaum unter Noth und Kummer gelingen wollen, daß er jetzt endlich am Wege ſaß und Steine klopfte.

Da war's, an einem Herbſtabend, das Kind mochte ein Jahr alt ſein; es lag in ſeinem Bettchen, das bald nach der Geburt der Vater ihm gezimmert hatte, und ſchlief, daß die heißen Tropfen auf der kleinen Stirne perlten. Aber Hanna ſaß verdroſſen dabei, die kleinen Füße ausgeſtreckt, den einen Arm über die Stuhllehne herabhängend: das Kind hatte immer noch nicht ſchlafen wollen, kein Wort; aber dennoch hörte er es in ſeinen Ohren gellen: „Weh dir, du haſt dein Glück zerſchlagen!“

Er fiel zu ihr nieder; er ſprach, er wußte ſelbſt nicht, was; er bat ſie, er riß ihr die Hände vom Geſicht und küßte ſie. Aber ſein Weib antwortete ihm nicht; wie mit der Liſt des Wahnſinnes blickte ſie heimlich nach der offenen Stubenthür, und plötzlich war ſie unter ſeinen Armen fort; er hörte, wie ſie hinter ſich die Hofthür zuſchlug.

Und als er dann ſich wandte, ſah er ſein Kind aufrecht in dem Bettchen ſitzen; es hatte mit beiden kleinen Fäuſten ſich das Betttuch in den Mund geſtopft und ſah mit großen Augen auf ihn hin; doch als er unwillkürlich näher kam, ſchlug es Kopf und Aermchen rückwärts, und die Kinderſtimme gellte durch das kleine Haus, als ob ſie untragbar Unglück auszuſchreien habe. Er erſchrak, aber er hatte keine Zeit; was kümmerte ihn jetzt das Kind! Er rannte aus der Hofthür durch den dunklen Garten. „Hanna!“ rief er, und laut und immer lauter „Hanna!“ Aber nur die Baumwipfel der vielen Gärten, die hier aneinander liegen rauſchten von den Tropfen, die jetzt vom Himmel fielen, und aus der hinterliegenden Stadt kam das Geräuſch von allerlei Fuhrwerk. Mit Entſetzen fiel ihm der Brunnen ein: „Wenn ſie ſich ein Leids gethan hätte!“ Er lief den Weg hinauf, wo der Eingang zu den Feldern war; da ſtolperte ſein Fuß, ein Menſchenlaut vom Boden wurde hörbar. „Hanna!“ ſchrie er, „Hanna, Du lebſt? Gott Dank, Du biſt es!“ Ein lautes Jauchzen hätte er in die Nacht geſchrieen, aber ſein Herz, das zum Zerſpringen klopfte, machte es ihm unmöglich. Er hob ſie wie ein Kind auf ſeine Arme, und da der Regen ſtärker fiel, zog er ſeinen Rock vom Leibe und hüllte ſie darein; dann hielt er ſie ſanft an ſeine Bruſt und ging langſam, als ſei er zum erſten Mal allein mit ſeinem jungen Weibe, in dem ſtrömenden Regen ihrem Hauſe zu.

Sie hatte alles ohne ein Zeichen des Lebens ſich gefallen laſſen; erſt als aus ihres Mannes Augen ein warmer Thränenſchauer auf ihr Antlitz fiel, ſtreckte ſie die Hand empor und ſtrich damit ihm ſanft über ſeine Wange.

„Hanna, liebe Hanna!“ rief der Mann. Da

kam auch ihre andere Hand hervor, und beide ſchloſſen ſich um ſeinen Hals.

Und das Glück ging wieder leis an ihrer Seite; er hatte es noch nicht verjagt.

Wer wüßte nicht, wie oft es denen, die wir „Arbeiter" nennen, zum Verhängniß wird, daß ihre Hand allein ihr Leben machen muß! Wo in der Leidenſchaft das ungeübte Wort nicht reichen will, da fährt ſie, als ob's auch hier von ihr zu ſchaffen wäre, wie von ſelbſt dazwiſchen, und was ein Nichts, ein Hauch war, wird ein ſchweres Unheil. Und geſchah es einmal, ſo geſchieht's auch ferner; denn die meiſten dieſer Leute, juſt nicht die ſchlechteſten, ſie leben ihre Zeit dahin und haben ihre Augen nur auf heut und morgen; was geweſen und vergangen iſt, giebt ihnen keine Lehre.

So war es auch mit John. Wenn an arbeits- und verdienſtloſen Tagen die Noth, oder was es immer ſein mochte, ſeine Nerven zucken machte, ſo faßte auch ferner ſeine böſe Hand nach ſeinem Weibe, deren Blut nicht kälter rollte als das ſeine.

Und Buben und junge Leute blieben auf der Gaſſe vor ihrem Häuschen ſtehen und ergötzten ſich an dem, was von dem Elend drinnen an ihr Ohr hinaus drang. Nur einer, der alte Nachbar Tiſchler kam mit gutem Willen; er ging ins Haus und ſprach mitunter die Streitenden zur Ruhe, oder er trat, mit einem hübſchen, leiſe ſchluchzenden Kinde auf den Armen, wieder aus der Thür; „das iſt nichts für Dich, Du kleiner Engel“, ſagte der alte Mann, „komm Du mit mir!“ und er ging mit ihr in ſeine Wohnung, wo eine ebenſo alte Frau das Kind ihm zärtlich aus den Armen nahm.

Wenn aber in dem kleinen Hauſe Jähzorn und Kräfte ſich erſchöpft hatten, dann — wovon die draußen nichts gewahrten — fielen Mann und Weib ſich in die Arme und preßten und küßten ſich, als ob ſie ſo ſich tödten wollten. „O Hanna, ſterben!“ rief einmal der wilde Mann; „nun mit Dir ſterben!“ und aus den rothen Lippen des Weibes ſtieg ein Seufzer, ſie warf ihre trunkenen Augen auf den erregten Mann und zog das Mieder, das er vorhin über ihrer weißen Bruſt zerriſſen hatte, noch weiter von der Schulter. „Ja, John“, rief ſie, „nimm nur Dein Meſſer und ſtoß es da hinein!“

Aber während er ſie anſtarrte, ob denn das Furchtbare ihr auch ernſt ſei, rief ſie plötzlich: „Nein, nein! Thu's nicht, das nicht! — unſer Kind, John! — das wär' Todſünde!“ und ſie bedeckte haſtig ihre preisgegebene Bruſt.

Er ſagte langſam: „Ich weiß es nun, ich tauge nicht, ich bin doch wieder ſchlecht gegen Dich!“

„Du nicht! Du nicht, John!“ rief ſie, „ich bin die Böſe, ich reiz' Dich, ich zerr' an Dir herum!“

Aber er zog ſie feſter an ſich und verſchloß ihren Mund mit Küſſen.

„John!“ flüſterte ſie, als ſie wieder frei war und wieder ihren Athem hatte, „ſchlag' mich nur, John! Es thut wohl weh, am meiſten in meinem Herzen; aber dann küß' mich, küß' mich todt, wenn Du es kannſt! Das thut noch ſüßer, als das Schlagen weh thut!“

Er ſah ſie an, und er zitterte, als er ſie ſo in ihrer Schönheit ſah: ſein Weib, die keines andern war, als nur die ſeine.

„Ich will Dich nicht mehr ſchlagen“, ſprach er, „zerr' mich nur, ſo viel Du kannſt!“ und mit zärtlichen unterwürfigen Augen blickte er auf ſie herab.

„Nein, John“, ſagte ſie, und ihre tiefe Stimme klang ſo weich, „Du wirſt es doch thun! Aber nur eines: Du thatſt es geſtern, aber thu's nicht wieder! Schlag' nicht unſer armes Kind! Ich haſſe Dich dann, und das, John, thut am allerweheſten!“

„Nein, Hanna; auch das Kind nicht“, ſprach er wie träumend.

Und ſie bückte ſich und küßte ſeine Hand, mit der er vorhin ſie geſchlagen hatte.

— Das ſah kein Menſch, und doch, nach ihrer beider Tode iſt davon erzählt worden.

Trotz Noth und Schuld war die enge Kathe noch immer ſein Heim und ſeine Burg, denn von den beiden Frauen dort rührte keine an ſeiner Wunde, nur dort noch war er davor ſicher.

Es war das eben kein Erbarmen; ſie dachten nur nicht daran, und thaten ſie es je, ſo war des Mannes Jugendſchuld ihnen mehr ein Unglück, als ein Verbrechen, denn in ihrem eigenen Leben lagen Recht und Unrecht oft nur kaum noch unterſcheidbar neben einander. War doch auch in des Weibes Kinderzeit ein ſehr alter Mann ihr guter Freund geweſen, der wegen gleichen Vergehens in der „Sklaverei“ geweſen war und manches Jahr in Ketten die Karre geſchoben hatte. Harmlos, wie andre von den Abenteuern ihrer Jugend plaudern, hatte er dem Kinde das erzählt. Nun wohnte er in einem nahen Dorfe und fuhr mit ſeiner mageren Kracke weißen Sand zur Stadt und ſchnitzte, wenn er daheim war, Holzſchuhe und Senſenſtiele. Er hatte oftmals im Vorbeifahren mit dem munteren, auf der Hausthürſchwelle ſitzenden Kinde ein paar großväterliche Worte geredet, ſo daß ſie allmählich aufpaßte, wenn der weißhaarige Greis mit ſeinem kümmerlichen Fuhrwerk von der Landſtraße in die Stadt kam. Die Holzſchühchen, die er ihr einmal mitgebracht hatte, ſtanden noch auf dem kleinen Boden; ſie hatte ſie neulich für ihr eigen Kind hervorgeſucht. — „Wo der alte Mann wohl abgeblieben iſt?“ hatte ſie bei ſich ſelber geſprochen, indem ſie den Staub van den Schühchen wiſchte und ſie dann ſorgſam neben einander ſtellte, „auf einmal kam er nimmer wieder.“

Daß der Greis, der in ſo friedlichem Alter dahin gegangen war, auch zu den Züchtlingen gehört hatte, das hatte weder ihn noch ſie beunruhigt.

Dennoch kam Eines und machte allem ein jähes Ende.

— — Es war eine Zeit leidlichen Verdienſtes geweſen; aber Hanna's Mutter war nach kurzem Krankenbett geſtorben. Hanna hatte die alte Frau leidenſchaftlich beweint; John hatte gerechnet und that es noch, denn das verdiente Geld war dabei fortgegangen, und kleine Schulden waren noch dazu aufgelaufen. — Am Häuschen, an der Gartenſeite, hatte lange Jahre ein ſtarker Eſchenbaum geſtanden, in deſſen Schatten die jungen Eheleute früher am Sonntagmorgen oft geſeſſen hatten, aber ſchon vor Jahr und Tag, in einer Zeit des Nothſtandes, hatte John ihn umgehauen; er hatte Geld aus dem ſchönen Stamm zu löſen gedacht, den, wie die Alte verſicherte, ihr Mann einſt ſelbſt dorthin gepflanzt hatte; allein der Baum lag noch immer auf dem Hofe, und nur der erquickliche Schattenſitz war verloren. Jetzt kam er doch zu Nutzen: Der Nachbar Tiſchler nahm ihn und machte dafür der Alten einen Sarg mit hohem Deckel; ſo kam ſie, was ihre letzte Sorge geweſen war, doch anſtändig in die Grube.

Aber die Todtengebühren waren meiſt noch unbezahlt, und manches andere drückte auch noch; es bot ſich wieder einmal kaum je am andern Tage eine Arbeit.

Ein Sonntagmorgen war es; Hanna hatte eben das jetzt ſchon dreijährige Kind in ſeinen dürftigen Sonntagsſtaat gekleidet; John ſaß mit aufgeſtütztem Ellenbogen am Tiſch vor ſeinem Morgenkaffee, wühlte mit der Hand in ſeinen dunklen Locken und ſchrieb mit einem Stückchen Kreide Zahlen auf die Platte.

Bald aber zerbrach und zermalmte er die Kreide zwiſchen ſeinen Fingern und ſtarrte wie gedankenlos auf Weib und Kind. „Was haſt Du jetzt zu thun, Hanna?“ frug er endlich.

Sie warf den Kopf herum; die Worte klangen ihr ſo trocken. „Nichts!“ ſagte ſie ebenſo, „das Kind iſt angezogen.“

„Was thateſt Du denn, als Du mit Deiner Mutter noch allein warſt und nicht einmal ein Kind zum Anziehn da war?“

„Ich ging betteln in der Stadt!“ antwortete ſie, und ein höhniſcher Trotz klang aus den Worten, „das ging noch beſſer, als es jetzt geht! Du wußteſt ja, daß Du eine Bettelbirne freiteſt!“

„Und ſchämteſt Du Dich nicht?“ fuhr es aus ihm heraus.

„Nein“, ſagte ſie hart und ſah ihm mit ſtarren Augen ins Geſicht.

„Warum lernteſt Du nicht mit feiner Wäſche umgehn? Deine Mutter konnte es doch; ſie hatte bei Herrſchaften gedient. Das hätte uns jetzt Geld gebracht und wär' beſſer geweſen, als das faule Umherlungern.“

Sie ſchwieg; es war nie daran gedacht worden. Aber in ihrem hübſchen Kopfe fing es an zu kochen, als ſie nichts erwidern konnte. Dazu, die Augen ihres Mannes lagen auf ihr, als wolle er ſie ganz ins Nichts hinunterdrücken. Da kam ihr ein Gedanke; er verſetzte ihr den Athem, aber ſie konnte es nicht verhalten. „Es giebt ja noch andern

Verdienſt!“ ſagte ſie, und als er ſchwieg: „Wir könnten Wolle ſpinnen; das haſt Du ja ſechs Jahre lang getrieben und kannſt es mich ſelber lehren!“

Ihm war, als hätte er einen Schlag in ſein Gehirn bekommen, und ſein Geſicht verwandelte ſich ſo furchtbar, daß ſich das Kind mit beiden Aermchen an die Mutter klammerte.

„Weib! Hanna!“ ſchrie er. „Das ſagſt Du mir? — Du?“

Und als ſie jetzt wie ohne Leben ihm ihr Geſicht entgegenhielt, faßte er ſie an beiden Schultern, zog ſie an ſich, als müſſe er ſich überzeugen, ob ſie's auch ſelber wäre, und ſtieß ſie dann gewaltſam von ſich. Der Stuhl, an welchem ſie geſtanden hatte, fiel zurück, und das Kind ſtieß einen gellenden Schrei aus; das Weib aber ſtürzte gegen den Ofen; dann glitt ſie mit einem ſchwachen Wehlaut auf den Boden.

Als wären die Gedanken ihm abhanden gekommen, ſah John darauf hin; als er ein wenig ſeine Augen hob, da ſah er an einem hervorſtehenden Schraubenſtift des Ofens, von dem das Kind den Meſſingknopf zum Spielen abgenommen hatte, einen Tropfen rothen Blutes hängen. Er kniete nieder und fuhr ſuchend mit den Händen durch das volle Haar ſeines Weibes; plötzlich wurden ihm die Finger feucht, er zog ſie hervor. „Blut!“ ſchrie er und betrachtete mit Entſetzen ſeine Hand; dann fuhr er fort zu ſuchen, haſtig, mit fliegendem Athem, und — nun hatte er es gefühlt, ein Stöhnen brach aus ſeinem Munde: da, da quoll es hervor, da war der Stift hineingedrungen; tief — er wußte nicht, wie tief. „Hanna!“ flüſterte er, indem er ſich zu ihrem Ohre beugte, und noch einmal ſtärker: „Hanna!“

Da kam es endlich. „John!“ kam es von ihren Lippen; doch wie aus weiter Ferne.

„Hanna!“ flüſterte er wieder, „bleib, o ſtirb nicht, Hanna! Ich hol' einen Doktor; gleich, gleich bin ich wieder da!“

„Es kommt doch keiner.“

„Ja, Hanna, er ſoll kommen!“

Eine Hand griff taſtend nach der ſeinen, wie um ihn zurückzuhalten. „Nein, John — kein Doktor — Du biſt nicht ſchuld — aber — ſie ſetzen Dich ins Gefängniß!“

Sie warf ſich plötzlich gewaltſam herum. „Küß mich, John!“ rief ſie laut und wie in Todesangſt; doch als er ſeine Lippen auf die ihren drückte, küßte er nur noch eine Todte.

Scheu ſchlich das Kind zu ihm heran. „Iſt Mutter todt?“ frug es nach einer Weile, und als der Vater nickte: „Warum weineſt Du denn nicht?“

Da ergriff er das erſchrockene Kind mit beiden Händen und drückte es an ſich. „Ich kann nicht!“ ſtammelte er heiſer; „ich habe ſie — — ermordet“ wollte er ſagen, aber es wurde an die Thür geklopft.

Er wandte den Kopf und ſah den Nachbar Tiſchler eintreten. Der alte Mann hatte durch die dünnen Wände den Lärm gehört, das Mitleid mit der Frau, die deſſen nicht mehr bedurfte, hatte ihn hergetrieben; nun ſah er erſchrocken auf die Todte.

„Was iſt das! Was habt Ihr hier?“ frug er verwirrt.

John richtete ſich auf und ſetzte die Kleine auf den Fußboden. „Es iſt nur wieder ein Sarg zu machen", ſagte er tonlos, „und ich habe keine Eſchenſtämme mehr. Ich bin ein armer Lump, Nachbar!"

Der Alte ſah ihn eine Weile ſchweigend durch ſeine runden Brillengläſer an. „Ich weiß wohl", ſagte er dann, „daß Du dies Weib nicht verdienteſt; Du brauchſt juſt nicht davon zu reden — wie iſt denn das Unglück hier zu Platz gekommen?"

Und John berichtete, was geſchehen war; ohne Auslaß, trocken, als ſei es eines Dritten Sache; dann aber warf er ſich wieder zu der Todten und betrachtete mit Scheu ihr Antlitz, das wie ſchlafend vor ihm lag; leiſe, als gelte es ein Verbot zu übertreten, ſtreckte ſeine große Hand ſich aus und ſtrich zitternd über die lebloſen Züge. „Wie ſchön, o wie ſchön!" murmelte er; „und ſie werden ein glattes Brett darüber nageln, wie ſie es den armen Menſchen thun!"

Der Alte kannte ſeinen Mann; er glaubte ſeinem Berichte: er wußte, er brauchte nicht weiter darüber zu reden; dennoch trug er ihm mehr Groll als Mitleid. „Sei ruhig, John", ſagte er faſt mürriſch, „ich mache Deinem Weibe ihren Sarg wie damals ihrer Mutter; wenn wieder Arbeit kommt, ſo magſt Du zahlen, wenn Du es kannſt!“

Da richtete der elende Mann ſich auf. „Dank Nachbar; aber gewiß, ich bezahl's Euch, jeden Sechsling, jeden Pfennig; denn ich muß ſie ſelbſt begraben. Sonſt ſoll mich Gott verdammen!“

Das Kind erſchrak und ließ den Zipfel ſeines Rockes los, den es bisher gefaßt hielt.

„Soll meine Frau Euch“, frug der Tiſchler, „die Kleine für die nächſten Tage abnehmen? Ihr habt hier Niemand mehr.“

„Nein, Niemand mehr“; und aus ſeinen Augen flog ein Blick wie um Erbarmen flehend zu dem Angeſicht des neben ihm ſtehenden Kindes. „Fragt ſie ſelbſt, Nachbar!“ ſagte er und ließ den Kopf auf ſeine Bruſt ſinken. Aber er fühlte plötzlich die kleinen Arme zu ſich emporſtreben, und als er dann ſein Kind emporhob, drückte es das Köpfchen feſt an ſeine Wange; wie einen Strom von Lebensmuth fühlte er es an ſein Herz zurückfluthen. „Nein, Nachbar“, ſprach er, „ſeid bedankt! Aber mein Kind will doch nicht von mir; ſie weiß, es iſt nicht gut, ſo ganz allein zu ſein.“

Dann, als der Alte fortgegangen war, brach ein Strom von Thränen aus ſeinen Augen. Er kniete nieder zu der Todten. „Hilf mir, mein Kind, es wird mir ſchwer zu leben!“ rief er, und die Kleine ſah mit großen Augen zu ihm auf.

Vom Begräbniſſe war John allein zurückgekommen, Niemand hatte ihn begleitet; der alte Nachbar hatte der Todten ihren Sarg gemacht und war den letzten Weg mit ihr gegangen, dann war er in ſein Haus zurückgekehrt.

John ſtand in ſeinem Zimmer und ſah ſich ſchweigend in den leeren Wänden um, hier war nun Ruhe, aber wo war das Glück? — Auf der kleinen Schatulle ſtanden neben anderem Geſchirre die zwei Taſſen mit den grob gemalten Roſen, die er vor ein paar Jahren am Hochzeitsmorgen gekauft hatte. Seine Augen ſtreiften darüber hin, er ſah noch den Herbſtſonnenſchein, der damals über der breiten Straße gelegen hatte; er ſchüttelte ſich, der war ja längſt vergangen. Draußen auf der Gaſſe war wie immer das gewerbliche Getöſe, aber hier in der kleinen Kammer war es furchtbar ſtill; auch der kattunene Vorhang dort in der Ecke hing ſo unbeweglich, als ob nun alles aus ſei. Er konnte es nicht ertragen, er trat hinzu und zog ihn zurück; da fiel ein Mieder Hanna's, das ſie noch ſelbſt dahin gehangen hatte, auf den Boden. Ein wilder Schmerz durchfuhr ihn, als er es aufhob; er taumelte auf einen Stuhl und ſchlug die Hände vors Geſicht.

Da knarrte die nur angelehnte Kammerthür, ſein Töchterchen drängte ſich hindurch und hielt ihm triumphirend ein Püppchen unter die Augen, ein Geſchenk der Tiſchlerfrau, die das Kind während des Begräbniſſes an ſich genommen hatte. Nun aber hatte es nicht länger Ruhe gehabt; es war durch die Gärten und zur Hinterthür hereingelaufen, um auch dem Vater ſeinen Reichthum zu zeigen.

Der ſah ſie mit wirren Augen an, als ſie aber erwartend vor ihm ſtehen blieb, hob er ſie auf ſeinen Schoß und ſuchte ſich zu faſſen. „Was haſt Du da, Chriſtinchen? Wer hat Dir das geſchenkt?"

Aber bevor noch die Antwort des Kindes kam, wurde mit einem Stecken an die Thür geklopft, und ein alter, grauhaariger Weiberkopf guckte in die Stube; der zahnloſe Mund blieb offen ſtehen, während der Kopf mit den kleinen munteren Augen Vater und Tochter zunickte.

John kannte das Geſicht: es gehörte der alten „Küſter-Mariken“, einer jener ſauberen Bettlerinnen, wie wir manche bei uns zu Hauſe haben. Sie war eine Schullehrertochter vom Lande, hatte in ihrer Jugend in der Stadt gedient und dort einen kleinen Handwerksmann geheirathet. Nach deſſen Tode hatte ſie Jahre lang mit ehrlicher Arbeit ſich um die Lebensnothdurft abgemüht, dann war ſie früh gealtert und verarmt; nur das ſchwer erſparte Geld zu einem guten Leichenbegängniß trug ſie unantaſtbar in einem Lederbeutelchen an ihrem Leibe; was ſie zu ihrer Nahrung noch bedurfte, holte ſie ſich nun Tag für Tag bei den Leuten, wo ſie einſt gedient hatte, oder bei deren Kindern oder ſolchen, die es ihr geboten hatten. John war ihr oft auf ihren „Suppengängen“, wie ſie das ſelber nannte, begegnet und hatte der Alten freundlich guten Weg geboten.

Auch jetzt nickte er ihr freundlich zu. „So kommt doch arm zu arm!“ ſagte er. „Was will Sie von mir, Mariken?“

Aber von der Alten war noch immer nur der Kopf und die Krücke ihres Steckens in dem Zimmer. „John“, ſagte ſie, „kannſt Du ein altes Weib gebrauchen? Ich möchte in eins von Deinen leeren Betten kriechen!“

„Das Bettzeug iſt ſchon verkauft, Mariken“, ſagte John.

„Nein, John, das Bettzeug hab' ich ſelber, da brauchſt Du nicht zu ſorgen!“

„Was will Sie denn mit dem leeren Bett?“

„Ei“, erwiderte die Alte, „ſo will ich's nach der Ordnung ſagen: Du weißt doch, ich hab' ein Kämmerchen bei dem Schlachter Niſſen, nur ſechs Fuß hin und her, doch ſchmuck und ſauber, und jeder kann auf meine Dielen treten!“ –

„Nun“, unterbrach ſie John, „hat der Sie jetzt hinausgeworfen?“

Die Alte war einen Schritt in die Stube getreten und drohte ſchmunzelnd mit der Krücke: „Bei Leibe nicht! Aber das alte faule Gebäu muß eingeriſſen werden, und in dem neuen, da paſſet unſereins nicht mehr hinein. So hab' ich an Dich gedacht, John! Sie trauen Dir zwar nicht; aber ich kenn' Dich beſſer! Du giebſt mir Unterſchlupf; ich halte Dir Deine Kammer hier ſo ſchmuck, wie jetzund die meine, und hüte Dir Dein Chriſtinchen, wenn Du auf Arbeit biſt.“ Sie machte mit ihren Fingern ein Häschen und nickte der Kleinen freundlich zu, die unverwandt der Alten ins Geſicht ſtarrte. „Nur“, fügte ſie hinzu, „wo ich meinen alten Kopf zur Ruhe legen kann, weiter braucht's nicht; Du weißt ja, mein bischen Eſſen hol' ich mir ſchon ſelber!“

John nickte: „Ja, ich weiß, Sie bettelt.“ — Und in ſich ſelber ſprach er leis und traurig: „Mein Weib that dies in ihrer Kindheit auch!“

Aber die Alte rief: „Was ſagſt Du, John?“ und ſtieß mit ihrem Stecken auf den Boden. „Das iſt kein Betteln! Das geben mir meine früheren Herrſchaften und ihre Freunde, das gehört ſich ſo; ich bin ein alter Dienſtbot', den dürfen ſie nicht verhungern laſſen!“

John ſah ſinnend auf das Weib; die Kleine war von ſeinem Schoß herabgeglitten und hielt der Alten ihre Puppe vor. „Sieh!“ ſagte ſie, „die iſt mein!“ und nickte zur Beſtätigung ein paar Mal mit ihrem hübſchen Köpfchen.

Küſter-Mariken hatte ſich an ihrem Stock herniedergleiten laſſen und hockte vor dem Kinde auf dem Fußboden. „Ei der Tauſend!“ ſagte ſie, „das iſt wohl die Prinzeſſin Pomphia! Ja, die kenn' ich, als ich ſo klein war wie Du, iſt ihre Großmutter bei mir geweſen; von der könnt' ich Dir Geſchichten erzählen! Wenn nur Dein Vater das alte Weib nicht aus dem Hauſe wirft!“

„Nein, Du ſollſt bleiben!“ rief das Kind, und die Puppe wäre faſt zu Fall gekommen, als ſie mit ihren Händchen nach den dürren Fingern der Alten langte.

John nickte ſeinem Kinde zu: „Willſt Du ſie behalten, Chriſtine, ſo ſag' ihr, daß ſie morgen kommen mag!“

Und ſo war es abgemacht. „Das liebe Dirnlein!“ murmelte die Alte immer wieder, als ſie aus dem Hauſe und durch die lange Straße ihrer Wohnung zu an ihrem Stecken ging.

So waren nun wieder drei Bewohner in der Kathe, und doch war es darin ſo ſtill, daß die Buben und Pflaſtertreter, welche daran vorbei gingen, vergebens einen Zeitvertreib von dort erwarteten. Nur etwas Hübſches, das ſie jedoch nicht zum Stillſtehn brachte, gab es im Sommer bisweilen dort zu ſehn. Das war ein dürftig, aber allzeit ſauber gekleidetes Dirnlein, das mit einer Puppe oder einem andern Spielwerk auf der Hausthürſchwelle ſaß, wo die Sonne auf ihrem braunen Scheitel glänzte. Wenn aber von drunten aus der Stadt die Thurmuhr Mittag ſchlug, dann legte ſie haſtig ihre Puppe auf die Schwelle und ging mit vorgeſtrecktem Köpfchen einige Häuſer, ſoweit Alt-Mariken es ihr erlaubt hatte, in die Stadt hinab; auch wohl, bedächtig und immer das Köpfchen rückwärts drehend, ging ſie wiederum nach ihrer Hausthür und nahm wie gedankenlos die Puppe in die Hand; bald aber trieb es ſie aufs neue auf, und endlich, mit jenem Aufſchrei vollſten Kinderglückes, flog ſie dem von der Arbeit zu kurzer Ruhe heimkehrenden Vater in die ausgebreiteten Arme. Dann trug er ſeinen kleinen Troſt die paar Häuſer weit nach ſeiner Wohnung, wo ſchon die Alte mit ihren munteren Augen an der Thüre harrte. „Nur herein, John! Nur herein!“ rief ſie, „die Kartoffeln hab' ich Euch gekocht; und das Töpfchen Milch vom Nachbar Bäcker ſteht auch ſchon auf dem Tiſch!“ Dann band ſie eine reine Schürze vor und ging mit dem irdenen Henkeltopf auf ihren eigenen Suppengang in die Stadt hinunter.

John aber und ſein Chriſtinchen ſetzten ſich an den Tiſch, nachdem er zuvor aus der Schatullen-Schublade ein derbes Schwarzbrot hervorgeholt hatte. Er ſchnitt zwei Stücke ab und brockte ſie in die Milch, die in zwei Kümmchen vertheilt wurde; zuletzt aßen ſie mit etwas Salz die dampfenden Kartoffeln. Nachbar Tiſchlers bunte Katze kam herein und ſtrich dem Kinde um die Beinchen; der warf Chriſtinchen auch noch eine in Salz geſtippte Kartoffel zu. Aber die Katze beroch ſie nur, leckte einmal daran und begann ſie dann mit ihren Pfötchen in der Kammer umher zu rollen. Da lachten Vater und Tochter. „Die mag keine Kartoffeln“, ſagte John; „das iſt ein Leckerzahn! Schmeckt es denn Dir, Chriſtinchen?“

Und als die Kleine ihm ſchmauſend zunickte, holte er noch einmal etwas aus der Schublade. „Nun merk' auf!“ rief er, „nun kommt der Nachtiſch.“ Es war aber nur eine Meſſerſpitze mit Butter, was er jetzt auf ihren Teller ſtrich. „So“, ſagte er, „damit iß nun Deine letzte Kartoffel!“ Und des Kindes Augen leuchteten vor Vergnügen.

Wenn die kleine Hausthürglocke ſchellte und Mariken mit ihrem Topfe wieder heim kam, dann griff John nach der Mütze und ging wieder auf ſeine Arbeit.

Als Chriſtinchen dann eines Tags in die Küche lief, ſah ſie die Alte am Herde ſitzen und mit beſondrem Behagen aus ihrem Topfe löffeln; ein leckerer Duft ſchwamm ordentlich in der Küche, und nach dem mageren Mittag mochte ein begehrlicher Ausdruck deutlich genug auf dem Kinderantlitz ſtehen.

Die Alte legte den Löffel aus der Hand. „Komm, Kind, und halte mit!“ rief ſie, „das wird Dir gut thun!“

Aber Chriſtine trat zurück und ſchüttelte das Köpfchen: „Ich hab' mit Vater ſchon gegeſſen.“

„Doch nicht von Frau Senator ihrer Sonntagsſuppe!“

„Ich darf nicht“, ſagte das Kind leiſe.

„Was?“ rief die Alte. „Wer hat Dir das verboten?“

„Mein Vater“, kam es ebenſo von den Lippen des Kindes.

Wie Zornröthe flog es in das Geſicht der Alten. „So, ſo!“ ſagte ſie und ſtemmte die Fauſt mit dem Löffel auf ihr Knie. „Ja, ja, ich glaub's: Du ſollſt nicht mit mir von meinen Bettelſuppen eſſen!“ Aber ſie drängte die Worte zurück, die noch über ihre Zunge wollten; das Kind durfte das nicht hören. „Komm“, ſagte ſie und ſtellte ihren Topf bei Seite, „ich bin ſatt; wir wollen in den Garten, da find' ich Dir noch ein paar Stachelbeeren. Du biſt ein braves Kind! Sei Deinem Vater allzeit ſo gehorſam; da wird's Dir wohlgehn!“

Und ſie wanderten mit einander in den Garten, und ſo dürftig auch die Ernte ausfiel, die Alte erzählte ſo alles vergeſſen machende Geſchichten von Prinzeſſin Pomphia's Großmutter, daß der

Leckerappetit der Kleinen, ſie wußte nicht wie, verging.

— — Das war in der Zeit, die ſich ſo unauslöſchlich dem Kinderherzen einprägte, daß dagegen alles, was vorher war, in Dämmerung verſank, von der die Frau, die einſtmals dieſes Kind geweſen war, mir heute noch geſagt hatte, daß es in ihrer Kindheit die Roſenzeit geweſen ſei.

John hatte dem Nachbar Tiſchler Wort gehalten: der Sarg der jungen Frau war bis auf den letzten Dreier von ihm bezahlt worden; er hatte ſein Weib doch ſelbſt begraben.

Das anmuthige Kind, das ſo jählings mutterlos geworden, mit dem jetzt wohl Nachmittags die Alte durch die Straßen prunkte, hatte das Mitleid der Stadt erweckt; und war auch dieſe Theilnahme nicht von langer Dauer, es hatte dem Vater doch zu Arbeiten verholfen, die ihm ſonſt nicht gekommen wären, und da es meiſt Verdingsarbeiten waren, ſo half ſeine geſchickte Kraft ihm jetzt zu gutem Verdienſt. Und eines Sonnabends

— das Kind mochte jetzt ſchon reichlich ſeine fünf Jahre alt ſein — da John am Feierabend einen tüchtigen Wochenlohn vor ſich auf den Tiſch zählte und dann einen Theil davon zum Miethzins abſchied, ſtand auch Alt-Mariken dabei, und auf die vielen Schillinge niederſchauend, ſprach ſie: „Gieb mir auch etwas davon!“ Als er verwundert aufſah, fügte ſie ſchmunzelnd bei: „Du glaubſt, John, ich will nun auch bei Dir betteln!“

„Nein, Mariken; aber was will Sie?“

„Nur acht Schillinge, um eine Tafel und eine Fibel dafür zu kaufen!“

„Will Sie noch ſchreiben und leſen lernen?“

„Nein, John, das hab' ich, Gott und meinem ſeligen Vater Dank, nicht nöthig! Aber mit Chriſtinchen iſt es an der Zeit. Und das ſoll ſie ſchon von dem alten Weibe lernen; ich war einſt meines Vaters beſte Schülerin.“

John reichte ihr, was ſie verlangte. „Sie hat wohl Recht, Mariken.“ ſagte er.

— — Und ſo lernte Chriſtine dieſe ſchwierigen Dinge leichter und um ein paar Jahre früher, als es armen Kindern ſonſt zu Theil wird; und jetzt waren es andre Menſchen, als früher, nachdenkliche Leute, penſionirte Schullehrer, auch wohl alte Großmütter, die manchmal vor der kleinen Kathe ihren Schritt hemmten und mit einem Ausdruck von zärtlichem Beifall auf das eifrige Kind dort auf der Hausthürſchwelle ſahen, das, ohne aufzublicken, unachtend der braunen Löckchen, die von der Stirn ihm in die Augen hingen, den Kopf über eine Fibel neigte und alles um ſich her vergeſſend, den kleinen Zeigefinger von einem Wort zum andern rückte, ſobald das Mündlein die ſchwarzen Druckzeichen in den hellen Sprachlaut umgeſetzt hatte.

Wenn aber am Feierabend der Vater da war, wenn ſie mit aller Wichtigkeit ihm erſt gezeigt hatte, wie weit ſie heute auf der Tafel oder im Fibelbuch gekommen ſei, und wenn ſie dann miteinander ihr kleines Mahl verzehrt hatten, ſo ging er wohl noch einmal mit ihr hinaus unter den Sternenhimmel, auf die Straßen, oder war es dort zu laut noch, in das Gärtchen und weiter in die Wege, die in das Feld hinausliefen. Dann hob er oft ſein Kind auf beide Arme, und was er Tags erfahren hatte, oder was nur an Gedanken bei der Arbeit ihm gekommen war, was ſie verſtand oder nicht verſtand, das flüſterte er in die kleinen Ohren; er hatte keinen andern Vertrauten, und ein ewig Schweigen ſoll kein Menſch ertragen können.

Wohl bog das Kind bisweilen das Köpfchen zu dem ſeinen auf und lächelte ihm nickend zu; manchmal aber erſchrak es und bat: „Nicht ſo! O, ſag' das nicht, mein Vater!“ Meiſt hielt es ſeine Händchen nur ſanft um des Vaters Hals geſtrickt. Er wußte nicht, war ihm das Kind ein neues Glück, war ſie ihm nur ein Troſt für ein verlorenes; denn immer wieder nach dem todten Weibe in Reu und Sehnſucht wollte ihm das Herz zerbrechen; noch im Traum bethörte ihn der Reiz des längſt vergangenen Leibes, daß er, vom Schlafe auffahrend, ihren Namen durch die dunkle Kammer ſchrie, bis er endlich faßte, was unrettbar der Vergangenheit gehöre. Manchmal war auch das Kind erwacht und rief ihn an und weinte und ſtreckte die Arme nach ſeinem Bette. Wenn er dann am Abend darauf ſie in der Einſamkeit der Nacht auf ſeinen Armen trug, erzählte er ihr, wie Süßes ihm im Traum geſchehen, wie ſchrecklich ſein Erwachen geweſen ſei.

Dann frug das Kind wohl zitternd: „War denn Mutter bei Dir in der Nacht?“

„Nein, Chriſtine; es war ja nur ein Traum.“

Und das Kind frug weiter: „War denn Mutter ſo ſchön?“

Dann drückte er ſie heftig an ſich: „Für mich das Schönſte auf der Erde! Weißt Du das nicht mehr? Du warſt ſchon drei Jahre alt, als ſie ſtarb!“ Als er das letzte Wort geſprochen hatte, ſtockte ihm die Rede plötzlich; ein Fröſteln rann durch ſeine Glieder. Konnte er ſo einfach von ihrem Sterben ſprechen? Er wollte ſein liebes Kind doch nicht betrügen. — Die Kleine aber, die eine Weile geſchwiegen hatte, ſagte jetzt traurig: „Mein Vater, ich weiß gar nicht mehr, wie Mutter ausſah!“

„Wir hatten nimmer Geld zu einem Bilde; wir dachten auch nicht an den Tod!“ antwortete John, und ſeine Stimme bebte; „aber er iſt immer bei uns; ſtreck nur den Finger aus, ſo kommt er ſchon!“

Die Kleine drückte angſtvoll das Köpſchen an ſeine Bruſt. „Nein, nein“, ſagte er, „ſo iſt's doch nicht! Du kannſt ſchon Deine beiden ganzen Händchen ausſtrecken! Der liebe Gott iſt doch über ihm; der hat auch verſprochen, daß wir die Todten alle wiederſehen ſollen; ſo lange mußt Du warten.“

„Ja, Vater“, ſagte das Kind, und der kleine Mund drückte ſich auf den ſeinen, „aber Du mußt bei mir bleiben.“

„Wie Gott will.“

— — War bei ihrer Nachhauſekunft Alt-Mariken noch wach, oder hatte die Hausthürſchelle ſie wieder aufgeſchreckt, dann ſchalt ſie John, die Nacht ſei nicht für Kinder, er trage ſie noch in den Tod.

Er aber ſagte dann wohl halb für ſich ſelber:

„Beſſer früher Tod,
Als ſpät die Noth.“

Da kam jener furchtbare Winter in den vierziger Jahren, wo die Vögel todt aus der Luft fielen und die Rehe erfroren im Walde zwiſchen den von Schnee gebeugten Bäumen lagen, wo die armen Leute, um mit ihrem leeren Magen nicht gleichfalls zu erfrieren, in ihre kargen Betten krochen, die in ungeheizten Kammern ſtanden; denn auch die Arbeit war mit eingefroren.

John hatte ſein Kind auf dem Schoß; er ſann wohl darüber nach, warum in ſolcher Zeit das Mitleid nicht den Armen Arbeit ſchaffe; er wußte nicht, daß es an ihm vorbeigegangen war. Die lange nicht geſtutzten Haare hingen über ſeine eingefallenen Wangen; die Arme hielt er um ſein Kind geſchlungen. Der Mittag war vorüber, wie die zwei leeren irdenen Teller auswieſen, die mit Kartoffelſchale bedeckt neben einem Salzfaß auf dem Tiſche ſtanden. Ein kaltes graues Zwielicht war in der Kammer; denn das Tageslicht konnte durch die dick mit Eisblumen überzogenen Scheiben nur kaum hineindringen. „Schlaf ein wenig, Chriſtine!“ ſagte John. „Schlaf iſt gut; es giebt nichts Beſſeres; es wird auch wieder Sommer werden!“

„Ja“, hauchte das Kind.

„Wart' nur!“ und er nahm ein Wollentuch, das Hanna einſt getragen hatte, und bedeckte ſie damit. „Das iſt Mutters Tuch“, ſagte er, „Deine kleinen Füße ſind ſo kalt.“

Sie ließ ſich das gefallen und ſchmiegte ſich an den Vater, der vergebens hoffte, daß der Schlaf ihr kommen werde. Er hatte die letzten drei Torf ſo vorſichtig in den kleinen Ofen geheizt, aber es war doch zu kalt geblieben. Da ſchellte die Hausthürglocke, und Alt-Mariken trat nach einer Weile in die Kammer. Sie deckte ihre kleinen Augen mit der Hand: denn das graue Zwielicht da drinnen hatte ſie geblendet; dann nickte ſie den Beiden zu. „Das glaub' ich“, ſagte ſie, „Ihr könnt Euch an einander wärmen! So gut hat's unſereiner nicht; denn ſieh, John, das Kinderkriegen hab' ich nicht verſtanden. Nur einmal war's ein todtes, aber das zählt ja nicht.“

John blickte nicht auf. „Da braucht Sie heute auch nur für ſich allein zu frieren“, ſagte er und nahm die kalten Füßchen ſeines Kindes in ſeine großen Hände.

„Nun, nun“, erwiderte die Alte; „ich weiß mir ſchon zu helfen; ſorg' nicht um mich, John! Die alte Senatorn hört gar zu gern die Geſchichten von anno damals, vom Koſakenwinter; und da kann ich aushelfen, John! Die haben mir heut drei Taſſen heißen Kaffee eingebracht; da kann man's dann ſchon wieder aushalten, wo nur der Winter einheizt!“ Sie lachte: „Ihr beiden ſolltet einmal tanzen! Das hat mir früher oft geholfen; die Tanzbein' ſind mir nur abhanden kommen.“

Da hob das Kind ſein Köpfchen aus den Umhüllungen und ſagte: „Vater, morgen iſt doch Weihnachten; darf es hier dann nicht ein wenig wärmer ſein?“

John ſah nur finſter auf ſie hin; die Alte aber huckte ſich neben ihm und der Kleinen zu Boden: „Kind, Gottes Engel!“ rief ſie und ſtreichelte mit ihrer warmen Hand Stirn und Wangen der Kleinen; dabei griff ſie mit der andern in ihre Taſche und fühlte nach den Schillingen, von denen ſie nicht geredet, die ſie aber neben dem Kaffee von der Frau Senatoren als Feſtgeſchenk erhalten hatte. „Ja, ja, Chriſtinchen, ſorg nur nicht! Unſer Herr Chriſtus hat dazumal auch warm in ſeinem Kripplein gelegen!“ John ſchwieg noch immer; das Wort ſeines Kindes war ihm wie ein Schwert durchs Herz gegangen. Aber vor ſeinem innern Auge ſtand jetzt plötzlich jener einſame Brunnen draußen auf dem Felde; er ſah den Bretterzaun im Froſte flimmern. Sein alter Arbeitgeber, von dem er ihn einſt ſelbſt erbeten hatte, war jahrelang todt; auch ſie, um deren Willen es geſchah — wen kümmerte das von damals noch? Hatten die Bretter einſt ſein Weib geſchützt, ſie konnten nun ſein Kind erwärmen! — Das Blut ſtieg ihm zu Häupten; ſein Herz hämmerte heftig.

Das hörte das Kind, deſſen Kopf daran lag. „Vater", ſagte ſie, „was klopft ſo in Dir?"

„Das Gewiſſen!"

Er war zuſammen gefahren. Niemand hatte das geſagt, und war ihm doch, als habe er es gehört; deutlich, dicht vor ſeinem Ohr.

„Mich friert!" ſagte die Kleine wieder.

Da ſtieg aufs Neu der Brunnen vor ihm auf. „Wärme Dich ein Stündchen in meinem Bette!" ſagte er haſtig; „dort wirſt Du ſchlafen; ich weck' Dich wieder."

„Ja, ja, Chriſtinchen", rief die Alte, „ich ſetz' mich zu Dir; ſchlaf nur, Kind; die Welt iſt gar zu kalt!“ John aber ſtürzte aus der Kammer dem niedrigen Verſchlage zu, der auf dem Hofe war; hier in der Dunkelheit, nach zugeriegelter Thür, ſchärfte er ſeine Handſäge und ſchliff ſein Handbeil auf dem dort ſtehenden Schleifſtein.

— — In der Nacht, die dieſem Tage folgte, fiel das Queckſilber in den Thermometern noch um mehrere Grade tiefer; die ſchneebedeckten Felder, auf welche die zitternden Sterne herabblinkten, ſchienen wie eine Oede, die nie ein Menſchenfuß betreten. Dennoch vernahmen die Kranken oder in Sorgen Wachenden, welche in der Norderſtraße ihre Schlafkammern nach den Gärten hatten, aus der Ferne die Schläge eines Beiles, die in der grenzenloſen Stille nach der Stadt hinüber ſchollen. Vielleicht mochte auch ihrer einer ſich erheben und vom Bett aus, wie wohl vergebens, durch die flimmernden Fenſterſcheiben hinauszublicken ſuchen; aber wen kümmerte es weiter, wer draußen noch ſo geſchäftig wach war?

Als aber Alt-Mariken am Morgen ſpät erwachte, da ſah ſie von ihrem Bett aus, daß in dem Beilegerofen ſchon ein helles Feuer praſſelte und ihre Schillinge nicht mehr nöthig waren. In der Kammer ſtand John neben ſeinem Töchterlein und ſah ſchweigend zu, wie ſie behaglich ſich die Kleider überzog und unterweilen mit ihren Händchen an den Ofen klätſchte. „O“, rief ſie fröhlich und zog ſie raſch zurück, „er hat mich ordentlich gebrannt!“

Und allmählich ſchmolz der Schnee; die Sonne kam immer länger auf Beſuch; die Schneeglöckchen hatten ausgeblüht und die Veilchen zeigten dicke Knoſpen; Vögel und allerlei Wandergäſte kamen; darunter auch, die nicht willkommen waren.

John hatte eine Garten-Arbeit unten in der Stadt und bog eines Abends, ſeinen Spaten auf dem Nacken, aus einer Nebengaſſe in die breite Straße ein, um durch dieſe und deren Verlängerung nach ſeiner Wohnung hinaufzugehen. Alle ſeine Gedanken waren bei ſeinem Kinde; ſie kam ihm ja immer noch entgegen, wenn auch nicht ſo ungeſtüm wie früher; denn auf den Herbſt hatte ſie ſchon ihr ſiebentes Jahr. Da ſchlug von rückwärts der Schall eines Fußtrittes an ſein Ohr, als ob er ihn einzuholen trachte. Er ſtutzte. „Wer ging doch ſo?“ — Wie eine unheimliche Erinnerung überkam es ihn; aber er konnte ſich nicht entſinnen; ihm war nur, als ſei ihm Unheil auf den Ferſen. Er ſah nicht um; aber er ging jetzt raſcher, denn es war ganz hell noch auf den Gaſſen. Doch auch das hinter ihm ging raſcher; er brütete noch: „Wer kann das ſein?“, da ſchob ein magrer Arm ſich in den ſeinen und ein bleiches bartloſes Geſicht mit kurzgeſchorenem Schädel ſah ihn aus kleinen ſcharfen Augen an.

John erſchrak bis in die Fußſpitzen. „Wenzel!“ ſtieß er hervor. „Wo kommſt Du her?“

„Wo Du auch einmal ſechs Jahr geweſen biſt, John! Ich hatte es noch einmal verſucht.“

„Laß mich!“ ſagte John; „ich darf nicht mit Dir geſehen werden. Das Leben iſt ſchwer genug.“ Er ging noch raſcher; aber der andre blieb ihm zur Seite.

„Nur die Straße hier hinauf“, ſagte er. „Du trägſt das Zeichen der Ehrlichkeit da auf den Schultern; das thät mir gut zu meiner Reputation!“

John ſtand ſtill und trat von ihm zurück: „Du machſt linksum, oder ich ſtoße Dich hier zu Boden!“

Der ſchwache Züchtling mochte den Grimm des Mannes fürchten; er zog grinſend ſeine alte Mütze: „Auf Wiederſehn, Herr John! Du biſt heut juſt nicht höflich gegen einen alten Kameraden!“ Er ſteckte die Hände in die Hoſentaſchen und ging nach links unter den Rathhaus-Schwibbögen zur Stadt hinaus. In furchtbarer Bewegung ſetzte John ſeinen Weg fort; ihm war, als wäre Alles in ihm eingeſtürzt. Einige Häuſer vor dem ſeinen kam ihm das Kind entgegen und hing ſich an ſeinen Arm. „Du ſprichſt ja gar nicht, Vater? Fehlt Dir was?“ ſagte ſie nach einigen Schritten.

Er ſchüttelte den Kopf: „Ja, Kind; wenn nur, was einmal da geweſen, nicht immer wieder zu uns kommen wollte!“

Die Kleine ſah zärtlich, voll unverſtandenen Mitleids zu ihm auf. „Kann denn der liebe Gott nicht helfen?“ ſprach ſie zaghaft.

„Ich weiß nicht, Stine; aber wir wollen zu ihm beten!“

— — Am folgenden Tage hatte John den Gefürchteten nicht geſehen; er war auch nicht durch die Stadt, er war hinter derſelben an den Gärten entlang auf ſeine Arbeit und wiederum nach Haus gegangen. Am Abend darauf ſah er ihn hier auf ſich zukommen; das bleiche Züchtlingsgeſicht, um das jetzt ein Stoppelbart zu wachſen begann, war nicht zu verkennen.

„Ei, Freund John“, rief Wenzel ihm entgegen, „ich glaub', Du ſuchſt mir auszuweichen; biſt Du denn noch ſo mürriſch?“

John blieb ſtehen. „Dein Geſicht macht mich nicht fröhlicher“, ſagte er.

„Das denn vielleicht?“ entgegnete Wenzel und zog ein paar Mark Geldes aus der Taſche. „Ich wollt' mich auf eine Woche bei Dir einmiethen, John! Es iſt nicht leicht für mich, Quartier zu kriegen!“

„Mieth Dich beim Teufel ein!“ ſagte John. Als er aufblickte, kam aus einem Seitenwege ein Gensdarm auf ſie zu. John wies auf den Polizeiſoldaten; aber Wenzel ſagte: „Den fürcht' ich nicht; meine Papiere ſind in Ordnung.“

Noch bevor dieſer ſie erreicht hatte, zog er ſein Taſchenbuch hervor und übergab es ihm, der mit amtlicher Würde den Inhalt durchſtudirte.

Schon ſtreckte Wenzel ſeine Hand aus, um ſeinen Schatz ſich wieder auszubitten; aber der Gensdarm ſteckte die Papiere ruhig in ſeine eigne Taſche. „Er hat ſich auf der Polizei noch nicht gemeldet“, ſagte er kurz, „Er geht mit mir!“ und einen ſcharfen Blick auf John werfend, ließ er den Züchtling vorangehen und folgte, die Hand am Säbelgriff.

Der Bürgermeiſter befand ſich auf dem Rathhauſe in ſeinem Amtszimmer, als der Gensdarm eintrat und den entlaſſenen Züchtling Wenzel meldete.

Er lächelte. „Ein alter Bekannter!“

„Ich traf ihn hinten am Kuhſteig; der John Glückſtadt ſtand bei ihm“; berichtete der Gensdarm.

Der Beamte ſann einen Augenblick: „Ja, ja, — John Glückſtadt, das läßt ſich denken.“

„Freilich, Herr Bürgermeiſter; das Zuſammentreffen ſchien mir ſehr verdächtig, hinter der Stadt und um die Veſperzeit, wo Niemand dort zu kommen pflegt.“

„Wie meinen Sie das, Lorenzen?“ frug der Bürgermeiſter. „Dieſer John Hanſen iſt jetzt ein reputirlicher Menſch, der ſich und ſeine Kleine ehrlich durchzubringen ſucht.“

„Sehr wohl, Herr Bürgermeiſter; aber ſie waren vordem zuſammen im Zuchthaus; es dürfte nicht ohne Bedeutung ſein, daß ſie auch hier gleich wiederum zuſammenſtehen.“

Aber der Bürgermeiſter ſchüttelte den Kopf. Er hatte John im Winter ein kleines Darlehen gegeben und es in dieſen Frühlingstagen zurückerhalten. „Nein, Lorenzen“, ſprach er, „ſtören Sie mir den Mann nicht; den kenn' ich beſſer; auch hat er Arbeit jetzt, die er nicht aufs Spiel ſetzen wird. Und nun laſſen Sie den Wenzel kommen!“

„Befehlen“, ſagte der Gensdarm und drehte ſich militäriſch nach der Thür.

Aber die Zurückweiſung ſeiner ſo wohl ausgeſonnenen Schlüſſe auf John Glückſtadt hatten heimlich ihn ergrimmt. Drum erzählte er noch am ſelben Tage Arbeitern und kleinen Handwerkern, mit denen er zuſammentraf, und mit noch ſtärkeren Accenten die verdächtige Geſchichte; die brachten es an die Dienſtboten und dieſe an die Herrſchaften, und ſo war bald die ganze Stadt voll von den gefährlichen Plänen, welche Wenzel und John Glückſtadt in erneuerter Kameradſchaft mit einander geſchmiedet hätten; und obwohl Wenzel ſchon am folgenden Tage wieder entlaſſen war und dann von Behörde zu Behörde gewieſen und hier niemals wiedergeſehen wurde, ſo hatte er doch für John des Teufels Spur zurückgelaſſen. Dieſer hatte gehofft, die Arbeit in dem großen Garten drunten in der Stadt den ganzen Sommer, ja gar für künftige Jahre behalten zu können, denn der Beſitzer hatte ihm wiederholt die Sauberkeit und Raſchheit ſeiner Arbeit gelobt; jetzt aber kam die Botſchaft von demſelben, John brauche nicht wieder zu kommen. Bei Anfragen in andern Häuſern erhielt er trockenen Abſchlag; mit Mühe bekam er endlich in einem nahbelegenen Dorfe eine ſchlecht bezahlte Feldarbeit; aber auch die ging bald zu Ende. Sein Muth ſank, ſeines Kindes Antlitz drückte ihn noch tiefer, das Elend war ſchon halb in ſeiner Kathe; nur der Kleinen wußte die kluge Alte unter immer neuen Vorwänden ein Theilchen von ihren Suppengängen zukommen zu laſſen.

So war das Ende des Auguſt herangekommen und ein Abend, wo für den andern Tag kein Mundvoll mehr im Hauſe war. Er ſaß am Bette ſeines

Kindes, das ſchon mit dem Schlafe kämpfte, und ſah ſtarr auf das liebliche Geſichtlein; aber ſo ſtill er ſaß, er wußte vor Angſt nicht, wo er mit ſeinen Gedanken bleiben ſollte. Da, als das Kind die Augen zu ihm aufſchlug, brach es aus ihm hervor: „Chriſtine!“ aber er ſtockte einen Augenblick; „Chriſtine“, ſagte er nochmals, „könnteſt Du wohl betteln?“

„Betteln!“ Das Kind erſchrak über das Wort. „Betteln, Vater?“ wiederholte ſie; „wie meinſt Du?“ Die Kinderaugen waren plötzlich erregt auf ihn gerichtet.

„Ich meine“, ſagte er langſam aber deutlich, „zu fremden Leuten gehen und ſie um einen Sechsling oder noch weniger um einen Dreiling bitten, oder um ein Stück Brot.“

Dem Kinde ſtürzten die Thränen aus den Augen: „Vater, warum fragſt Du ſo? Du ſagteſt immer, betteln ſei eine Schande!“

„Es kann auch kommen, daß Schande noch nicht das Schlimmſte iſt. — Nein, nein!“ rief er dann laut und riß ſie heftig in ſeine Arme. „Weine nicht, o weine nicht ſo, mein Kind! Du ſollſt nicht betteln; nimmer ſollſt Du das! Wir eſſen nur ein bißchen weniger!“

„Noch weniger, Vater?“ frug die Kleine zögernd.

Er antwortete nicht; aber ihr war, als fühlte ſie ihn ſchluchzen, als er ſeinen Kopf gegen ihren kleinen Körper barg. Da wiſchte ſie ſich die Thränen vom Geſicht, und als ſie eine Weile wie grübelnd dagelegen, brachte ſie ihren kleinen Mund zu ſeinem Ohr. „Vater!“ flüſterte ſie leiſe.

„Ja, mein Kind?“ und er richtete ſich empor.

„Vater, ich glaub', ich könnte doch wohl betteln!“

„Nein, nein, Chriſtine; denk nicht mehr daran!“

„Ja, Vater“, und ſie ſchloß ihre Aermchen feſt um ſeinen Hals, „wenn Du krank und hungrig wäreſt, dann wollte ich es doch!“

„Nun, Kind; Du weißt ja, ich bin kerngeſund!“

Sie blickte ihn an; er ſah nicht ſehr geſund aus; aber er lächelte ja doch. „So, ſchlaf nun!“ ſagte er und löſte die Aermchen ſanft von ſeinem Nacken und legte ſie in ihr Bett zurück. Und ſie thät, wie getröſtet, ihre Augen zu und war bald entſchlafen; nur ihres Vaters Hand behielt ſie noch feſt in der ihren, bis auch die kleinen Finger ſich löſten und das ruhigere Athmen den feſten Schlaf bekundete.

Er blieb noch immer ſitzen; das erſte Viertel des Mondes war heraufgekommen und ſchimmerte trübe in die Kammer. Der Mann ſtarrte in Verzweiflung auf ſein Kind: was ſollte er beginnen? Zur Sparkaſſe? — Aber wer würde für ihn Bürgſchaft leiſten? Zum Bürgermeiſter gehen und um ein Darlehn bitten — und das im hohen Sommer? — Im Winter hatte er es gethan; er wußte genau die Zeit: die Bretter' des Brunnens waren verbrannt und die Kammer wieder kalt geweſen. Der Bürgermeiſter hatte es ihm damals auch gegeben; aber die ſcharfen Augen des alten Herrn hatten ihn ſo ſeltſam angeſehen. „Damit er nicht wieder in Verſuchung komme, John!“ hatte er dabei geſagt; ihm aber hatten plötzlich die Beine unterm Leib gezittert. Ob denn der Bürgermeiſter von jener Sache wiſſe oder nur Gedanken habe, frug er ſich jetzt; dann fiel's ihm auf die Bruſt, er war ein

Züchtling, dem wird Alles zugerechnet; weshalb war denn ſeitdem ſchon immer wieder keine Arbeit für ihn da geweſen? Wie eine drückende Wolke fühlte er den Verdacht ob ſeinem Haupte ſchweben. Das geliehene Geld zwar hatte er zurückgezahlt; aber, nein — nicht noch einmal zum Bürgermeiſter! — — Nebenan im Garten des Tiſchlers ſtanden wohl noch ein paar Reihen Kartoffeln, ſie ſchienen ganz vergeſſen zu ſein — aber John biß die Zähne zuſammen: er hatte durch ihn ſein todtes Weib begraben können. Einen Augenblick entflohen ihm die Gedanken; ſie hafteten dort, wo der Ofen ſtand, wo ein ſchwacher Mondſchimmer auf dem Meſſingknopfe ſchimmerte. „Hanna!“ murmelte er, „Du biſt ſchon recht geſtorben!“ Wie in unausdenkbarem Elend ſtreckte er die Hände mit ausgeſpreizten Fingern vor ſich hin; aber die Bilder in ſeinem Kopfe wechſelten, und die des Hungers waren doch die ſtärkſten. Da plötzlich ſtreckte ſich ein weites Kartoffelſeld vor ſeinen Augen; es war draußen auf dem Felde neben dem von ihm beraubten Brunnen, der jetzt in einem hohen Aehrenfeld verborgen ſtand. Die Kartoffeln waren noch immer nicht aufgenommen; andre Feldarbeit war im Wege geweſen. „Nur ein paar Bülte!“ murmelte er, „nur um einmal ſatt zu werden!“ Etwas von dem Trotz der Ausgeſtoßenen kam über ihn: „Es kann ja morgen wieder Arbeit kommen — wenn nicht, ſo muß ich's mit dem lieben Gott verſuchen!“

Er ſaß noch lange, noch manche Stunde, bis der Mond ſchon unter war und er Alles ſchlafend glaubte; da ſchritt er leiſe aus der Kammer und aus dem Hauſe. Die Luft war ſchwül, nur mitunter fuhr ein Windſtoß auf, und faſt undurchdringliche Finſterniß lag auf der Erde. Aber John war den Weg ſchon oft gegangen, und endlich, an dem Kraute, das um ſeine Beine ſchlug, fühlte er, er war auf dem Kartoffelacker. Er lief noch weiter hinein, denn ihm war, als müſſe er überall geſehen werden; mitunter bückte er ſich und wühlte unter den Büſchen, mitunter zuckte er erſchreckt zurück; aber es war nur das Gezücht, das hier gelegen hatte; ein Tauſendfuß, eine Kröte waren über ſeine Hand geſchlüpft. Das Säcklein, das er mitgenommen hatte, war halb gefüllt. Er ſtand und wog es in der Hand: es war genug; aber .... Er hatte den Sack ſchon umgekehrt, um Alles wieder auf den Acker auszuſchütten, nur unten hielt noch ſeine eine Hand das Linnen zuſammen. Ihm war im Kopfe, als ſenke eine Wage ſich auf und ab; dann ſprach er langſam: „Ich kann nicht, lieber Gott! Mein Kind! Es ſoll ans Kreuz geſchlagen werden; laß mich es retten; ich bin ja nur ein Menſch!"

Er ſtand und horchte, als ſolle eine Stimme von oben aus der Nacht zu ihm herunterkommen; dann krampfte ſeine Hand ſich um den Sack; er lief nur weiter, immer weiter; kaum fühlte er, daß jetzt hohe Aehren ihm mit ihren rauhen Köpfen ins Geſicht ſtrichen; kein Stern zeigte ihm den Weg, er ging her und hin und kam doch nicht zum Ausgang. Ihn überfiel's, wie er vor einem Jahrzehnt als Aufſichtsmann ſo ſicher hier geſchritten war; es konnte nicht weit ſein, wo einſt ſein Weib, ein ſechzehnjährig Dirnlein ihm in die Arme ſtürzte! In ſüßem Schauder ging er vorwärts; gleichmäßig rauſchten bei ſeinem Schritt die Aehren, ein Vogel, ein Rebhuhn oder eine

Ammer, ſchwirrte vor ihm auf; er hörte es kaum, er ſchritt nur weiter, als ob er ewig ſo zu ſchreiten habe.

Da zuckte fern unten am Horizont ein ſchwacher Schein; ein Gewitter ſchien heraufzukommen. Einen Augenblick ſtand er und beſann ſich: er hatte die dunkeln Wolken am Abend ſchon geſehen; er wußte plötzlich, wo Oſt und Weſten war. Nun wandte er ſich und beſchleunigte ſeine Schritte; er wollte raſch nach Haus, zu ſeinem Kinde. Da war etwas vor ſeinen Füßen, er kam ins Straucheln, und eh' er ſich beſonnen, that er einen neuen Schritt; aber ſein Fuß fand keinen Boden — — ein gellender Schrei fuhr durch die Finſterniß; dann war's, als ob die Erde ihn verſchluckte.

Ein paar Vögel ſchreckten in die Luft, dann war Alles ſtill; kein Menſchenſchritt war jetzt noch in dem Korn. Eintönig ſäuſelten die Aehren, und kaum hörbar nagten die Millionen Geziefers an den Wurzeln oder Schaften der Pflanzen, bis die immer drückendere Schwüle in einem ſtarken Wetter ſich entlud und in den hallenden Donnern und dem niederſtürzenden Regen alle andern Geräuſche der Erde verſchwanden.

In der Kathe am Ende der Norderſtraße fuhr um dieſe Zeit ein armes Kind aus ſeinem Schlafe auf; ihm träumte, es habe ein Brot gefunden, aber es hatte in einen Stein gebiſſen. Halb im Traum noch griff es in das große Wandbett nach der Hand ſeines Vaters, doch es erfaßte nur den Zipfel des Kopfkiſſens und ſchlief dann ruhig weiter.

— — John Glückſtadt iſt niemals wieder nach Haus und nie zu ſeinem Kinde zurückgekommen; alle Anſtalten der Polizei, eine Spur von ihm zu finden, waren vergebens. Sein Verſchwinden wurde einige Tage in der kleinen Stadt beſprochen: Die einen meinten, er ſei entflohen, um nachher mit ſeinem Kameraden Wenzel zuſammenzutreffen und mit ihm übers Meer zu fahren, wo es den Spitzbuben gut zu gehen pflege; das Geld zur Ueberfahrt würden ſie unterwegs nach Hamburg ſich ſchon zu ſchaffen wiſſen, und das kleine Dings ſei ja in guter Hut bei Küſter-Mariken; die andern meinten, am Deich da draußen in der Schleuſengrube, neben welcher er und Wenzel ihr Schelmſtück einſt berathen hätten, habe er den Tod geſucht, und die Ebbe habe ihn ins Meer hinausgetrieben.

Dieſe Meinungen wurden in einer Tiſchgeſellſchaft gegen einander abgewogen. „Nun, und Sie, Herr Bürgermeiſter“, ſagte zu dieſem die alte Schwägerin des einſtigen Cichorienfabrikanten, die er zu Tiſche geführt hatte, „was meinen Sie dazu?“

Der Bürgermeiſter, der bisher kein Wort dazu geredet hatte, nahm erſt bedächtig eine Priſe. „Hm“, ſagte er, „was ſoll ich meinen? — Nachdem dieſer John von Rechtes wegen ſeine Strafe abgebüßt hatte, wurde er, wie gebräuchlich, der lieben Mitwelt zur Hetzjagd überlaſſen. Und ſie hat ihn nun auch zu Tode gehetzt; denn ſie iſt ohn' Erbarmen. Was iſt davon zu ſagen? Wenn ich was meinen ſoll, ſo ſolltet Ihr ihn jetzt in Ruhe laſſen, denn er gehört nun einem andern Richter.“

„Wahrhaftig“, ſagte die Alte ganz erſtaunt, „Sie haben noch immer Ihre ſonderbaren Meinungen von dieſem John Glückſtadt!“

„John Hanſen“, berichtigte der Bürgermeiſter ernſthaft.

— — — Mir kam allmählich das Bewußtſein, daß ich weit von meiner Vaterſtadt im Oberförſterhauſe an dem offenen Fenſter ſtehe; der Mond ſchien von drüben über dem Walde auf das Haus und aus den Wieſen hörte ich wieder das Schnarren des Wachtelkönigs. Ich zog meine Uhr: es war nach Eins! Das Licht auf dem Tiſche war tief herabgebrannt. In halbviſionärem Zuſtande — ſeit meiner Jugend haftete desgleichen an mir — hatte ich ein Menſchenleben an mir vorübergehen ſehn, deſſen Ende, als es derzeit eintrat, auch mir ein Räthſel geblieben war. Jetzt kannte ich es plötzlich; deutlich ſah ich die zuſammengekauerte Todtengeſtalt des Unglücklichen in der unheimlichen Tiefe. Nachdem ich heute den Namen meiner Wirthin erfahren hatte, wußte ich jetzt auch: noch einmal aus der düſteren Gruft hatte ſeine lebendige Stimme ein lebendig Menſchenohr erreicht; aber es war nur das eines vierzehnjährigen Knaben. Am Abend nach dem Verſchwinden des Armen, da ich bei einer befreundeten Familie eingetreten war, kam der Sohn mit ſeinem Schmetterlingsketſcher ſchreckensbleich ins Zimmer. „Es hat geſpukt!“ rief er und ſah ſich um, als ob er auch hier noch nicht ganz ſicher ſei; „lacht nur nicht; ich hab' es ſelbſt gehört!“ — Zwiſchen den Kartoffeln auf dem Acker neben dem Schinderbrunnen war er geweſen, um ſich den Todtenkopf zu fangen, der in der Dämmerung dort fliegen ſollte; da hatte es unweit von ihm aus dem Kornfeld ſeinen Namen „Chriſtian!“ gerufen, hohl und heiſer, wie er ſolche Stimme nie gehört; und da er entſetzt davon gelaufen, ſei es noch einmal hinter ihm hergekommen, als ob's ihn habe greifen wollen.

Ich wußte jetzt, nach über dreißig Jahren: es hatte nicht geſpukt, und nicht Chriſtian hatte er es rufen hören: den Namen ſeiner Tochter „Chriſtine“ hatte der Mann da drunten in hoffnungsloſer Sehnſucht ausgeſtoßen.

Und noch eines wußte ich: ein Arbeiter, mein alter Freund aus der Kinderzeit, hatte einige Tage ſpäter draußen an dem Brunnen das Korn mähen helfen. „Da hätten wir bald einen Falken fangen können!“ erzählte er mir eines Abends.

„Einen großen?“ frug ich.

„Das mag der Herr glauben! Er war ein

Stück in den alten Schinderbrunnen hinabgeſtoßen — der Himmel weiß, was drunten liegt — aber ſeine Fluchten waren zu weit in der Spanne, er ſchlug damit in dem engen Brunnen und kam nicht gleich heraus. Wir hatten nur keine Knüppel, ihn zu ſchlagen; auch wehte ein übler Dunſt uns an; es war, als hätte ſchon vordem die Kreatur an Aas geſeſſen!"

Ich hatte damals dieſer Rede nicht geachtet; mich ſchauderte, da mich die Erinnerung jetzt befiel; der feuchte Nachtwind, der mich anwehte, that mir wohl, vor allem, weil er von heut und nicht von damals war; ich wußte, der Brunnen war vor ein paar Jahren zugeſchüttet. „Zu Bett!" ſprach ich halblaut zu mir; „und, Seele, geh du auch zu Bett!"

Ich löſchte das Licht und ließ das Fenſter offen, damit Alles, was lebendig war, zu mir herein könne; und bälder, als ich gedacht hatte, kam der Schlaf; nur mit einem freundlichen Bilde ſpielte noch der Traum: ich ſah die von der Morgenſonne nur noch halb erleuchteten Straßen meiner Vaterſtadt; ich hörte einen Wagen heranraſſeln, und zwiſchen zwei lieben alten Leuten auf dem offenen Sitze ſaß die kleine Chriſtine, und ſie nickte mir freundlich zu, als ſie bei mir vorbei und über dem Zingel zur Stadt hinausfuhren.

Der alten Mariken dachte ich nicht weiter; ich wußte, daß ſie vor langen Jahren in St. Jürgens Stift ein ruhiges Sterbekiſſen gefunden hatte.

— — Als ich ſpät am andern Morgen in das Haus hinunter kam, erhob ſich der Lohbraune von der Matte vor der Thür des Wohnzimmers und begrüßte mich wedelnd als einen Gaſt des Hauſes; als ich aber eintrat, war Niemand drinnen; nur die Magd öffnete eine Seitenthür, guckte herein, als ob ſie beſtellt ſei, meine Ankunft zu berichten, und lief dann raſch von dannen. Ich beſchäftigte mich indeß damit, die Bilder an den Wänden zu beſchauen, aus denen deutlich zwei Generationen zu erkennen waren: auf der einen Jagd- und Thierſtücke von Steffeck und dem alten Riedinger; über dem Sopha dagegen fand ich eine Kreuzesabnahme von Rubens, und je zur Seite die Bildniſſe von Luther und Melanchthon. Am Sopha, auf dem lichtloſen Wandſtücke am Fenſter, hing, wie im

Schatten der Vergangenheit, eine halberloſchene Photographie; aber ein Kranz von Immortellen, wie Johns Tochter ſie geſtern auf unſerem Waldgang gepflückt hatte, wohl gar derſelbe, umgab den dunklen Rahmen.

Mit Scheu faſt trat ich näher: es war das Bildniß eines Soldaten in Uniform, wie dergleichen die jungen Landleute während ihrer Dienſtzeit anfertigen laſſen und nach Hauſe ſchicken. Der Kopf war leidlich ausgeprägt erhalten und zeigte mir das kaum mehr als einmal geſehene aber unvergeſſene Antlitz des Arbeiters John Glückſtadt; nur war in dieſen Zügen noch nichts von Kummer oder Schuld; der kleine dunkle Schnurrbart ſaß unter der kecken Adlernaſe, und die Augen ſahen ernſt, doch ſicher in die Welt hinaus. Es war John Glückſtadt nicht; es war John Hanſen, wie er im Herzen ſeiner Tochter fortlebte, für den ſie geſtern ihren friſchen dauerhaften Kranz gepflückt hatte; mit dieſem John hatte der doppelgängeriſche Schatten noch nichts zu ſchaffen. Es brannte mich, meiner edlen Wirthin zuzurufen: „Laß das Geſpenſt in Deinem Haupte fahren; der Spuk und Dein geliebter Vater, ſie ſind nur eines: er war ein Menſch, er irrte, und er hat gelitten!“

Aber ich hörte die Stimmen meiner Wirthsleute von hinten durch die Gartenthüre ins Haus kommen, und ich wandte mich von dem bekränzten Bilde ihnen entgegen, um ihren Morgengruß und ihre Scherze über meine Langſchläferei in Empfang zu nehmen.

— Wir lebten noch einen ſchönen Frühlingstag zuſammen. Als ich aber ſpät abends mit dem Oberförſter und ſeinem treuen Hunde noch einen Waldgang machte, da ſchwieg ich nicht länger; ich erzählte ihm Alles, jedes Einzelne, was in der vergangenen Nacht mir in Erinnerung und im eigenen Geiſte aufgegangen war.

„Hm“, machte der beſonnene Mann und ließ ſeine Augen treuherzig auf mir ruhen; „das iſt aber Poeſie; Sie ſind am Ende nicht bloß ein Advokat!“

Ich ſchüttelte den Kopf: „Nennen Sie es immer Poeſie; Sie könnten es auch Liebe oder Antheil nennen, die ich raſch an meinen Wirthen genommen hätte.“ Es war zu dunkel, um zu ſehen;

aber mir war, als ob ein herzlicher Blick von ihm mich ſtreifte. „Ich danke Ihnen, lieber Freund“, ſagte er dann; „aber der Vater meiner Frau — ich hatte freilich nur Weniges von ihm gehört, — iſt mir nimmer ſo erſchienen.“

„Und wie denn anders?“ frug ich.

Er antwortete nicht mehr; ſinnend gingen wir nebeneinander, bis wir das Haus erreicht hatten.

„Ihr ſeid ſehr langſam gegangen“, ſagte Frau Chriſtine, als ſie uns entgegentrat; „Ihr habt mich ſchier vergeſſen!“

— — Als ich am andern Morgen fortging, begleiteten mich beide, bis wo der Waldweg in die Landſtraße ausläuft. „Wir ſchreiben Ihnen einmal!“ ſagte der Oberförſter. „Ich bin ſonſt kein Briefſteller; aber gewiß, ich thu's; wir müſſen Sie feſtzuhalten ſuchen, damit Sie einmal wieder den Weg zu uns hinaus finden!“

„Ja, kommen Sie wieder!“ rief Frau Chriſtine; „verſprechen Sie es; Ihr Abſchied würde uns nicht ſo traurig machen!“

Ich verſprach es gern; dann reichten beide mir die Hand, und ich ſtand und ſah ſie fortgehen;

ſie hatte ſich feſt an ihren Mann geſchloſſen; er legte ſanft den Arm um ihre Hüfte. Dann kam eine Biegung des Weges, und ich ſah ſie nicht mehr.

„Leb wohl, John Glückſtadt's Tochter!“ rief ich leiſe; „nur die erſte Silbe, nur das Glück iſt Dein geblieben; es wird ſchon treu ſein; denn es iſt an rechter Stelle!“

— — Schon nach vierzehn Tagen kam der erſte Brief des Oberförſters und ließ mich im Aktenleſen eine lange Pauſe machen. „Ich muß Sie auch noch Ihres Verſprechens entbinden“, ſchrieb er; „gleich am Abend unſeres Abſchieds habe ich meiner Chriſtine die Geſchichte ihres Vaters erzählt, ausführlich, wie ich ſie von Ihnen hörte. Sie mögen Recht haben, er wird wohl ſo geweſen ſein, und er war dann doch noch ein anderer Kerl, als wie er bisher weichſelig im Herzen ſeiner Tochter ruhte; auch dürfen Mann und Weib nicht ſolch' Geheimniß vor einander haben. Zwar ein leidenſchaftlicher Thränenſturz war die erſte Folge, ſo daß ich ſchier erſchrak und dachte, es möchte das Temperament des Vaters in meiner ſanften Frau erwacht ſein. Aber ihr eigenſtes Ich erſchien bald wieder; und jeżt — mein Freund, das Geißblatt am Waldesrande, das jeżt wieder blüht, ſo lieblich, dünkt mich, hat es faſt niemals noch geduftet; und das Bild des John Glückſtadt trägt nun einen vollen Roſenkranz; ſeine Tochter hat jeżt mehr an ihm; nicht nur den Vater, ſondern einen ganzen Menſchen. — Den Dank und Gruß, den Frau Chriſtine mir für Sie aufgetragen, verſteh' ich in der frauenhaften Weiſe nicht zu Papier zu bringen; ich kann Sie nur bitten, ſich das Herzlichſte zu denken."

So ſchrieb der Oberförſter damals; aber, wie es ſo geht, obgleich Briefe ein paar Mal in jedem Jahre zwiſchen uns hin und her gegangen ſind, ich bin nicht wieder dort geweſen. Aber hier links in der Ecke meiner Schreibſtube, auf zwei Stühlen ſteht jeżt mein gepackter Reiſekoffer; draußen an den Wallzäunen blüht einmal wieder das Geißblatt, und hier drinnen iſt für eine Woche Alles ſauber weggeordnet; denn gewiß und wahrhaftig — morgen geht es fort zu meinen Freunden, zu John Glückſtadt's Tochter und zu meinem wackern Oberförſter. Sein Brief, der die Antwort auf meine Anmeldung brachte, war ein rechter Jubelbrief. „Wir harren Ihrer mit Freuden", ſchrieb er; „Sie kommen juſt zur rechten Zeit; der Junge iſt auch da mit ſeinem Examenszeugniß in der Taſche; ſeine Mutter iſt ſchier verliebt in ihn und ſtudirt ſein Antlitz, um darin immer einen neuen Zug aus dem ihres Vaters aufzufinden. Kommen Sie alſo; uns fehlt nur noch der Freund!"

— — Gewiß, wenn Gottes Sonnenſchein mich morgen weckt, ich komme!.

Druck von G. Bernſtein in Berlin.

Im gleichen Verlage, in gleicher Ausſtattung und zu gleichem Preiſe erſchienen:

Immenſee.

Von

Theodor Storm.

28. Auflage.

Was ſich der Wald erzählt.

Ein Märchenſtrauß

von

Guſtav zu Putlitz.

45. Auflage.

Die Irrlichter.

Von

Marie Peterſen.

42. Auflage.

Zur Chronik von Grieshuus.

Von

Theodor Storm.

2. Auflage.

Preis pro Band 3 Mark.

Vorräthig in jeder guten Buchhandlung.

Im gleichen Verlage, in gleicher Ausſtattung und zu gleichem Preiſe erſchienen:

Höher als die Kirche.

Eine Erzählung aus alter Zeit
von
Wilhelmine von Hillern, geb. Birch.
8. Auflage.

Die braune Erica.

Novelle
von
Wilhelm Jenſen.
4. Auflage.

Walpurgis.

Von
Guſtav zu Putlitz.
6. Auflage.

Ein Feſt auf Haderslevhuus.

Novelle
von
Theodor Storm.

Preis pro Band 3 Mark.

Vorräthig in jeder guten Buchhandlung.

Im gleichen Verlage, in gleicher Ausſtattung und zu gleichem Preiſe erſchienen:

Vergißmeinnicht.
Eine Arabeske
von
Guſtav zu Putlitz.
18. Auflage.

John Riew'.
Novelle
von
Theodor Storm.

Bötjer Baſch.
Eine Geſchichte
von
Theodor Storm.

Etiquette.
Eine Rococo-Arabeske
von
Oſſip Schubin.

Preis pro Band 3 Mark.

Vorräthig in jeder guten Buchhandlung.

1888.956

Bötjer Basch.

Bötjer Baſch.

Eine Geſchichte

von

Theodor Storm.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1887.

Alle Rechte, vornehmlich das der Ueberſetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

Ex Biblioth. Universitatis Frider. Guil. Berolin.

Meiner Tochter

Dodo

gewidmet.

„wil he nich mehr leben mag“.

Es iſt kein Kunſtwerk, nur eine Erinnerung, zu deren Niederſchrift ich heute meine Feder anſetze; wenn Gedächtniß und Phantaſie mir getreu bleiben wollen, ſo mag es immerhin deſſen werth ſein.

* * *

In der Süderſtraße meiner Vaterſtadt, dem Gäßchen gegenüber, das nach dem St. Jürgenskirchhof und über dieſen an dem Stift entlang nach der Norderſtraße führt, ſtand ſeit Anfang des 17. Jahrhunderts ein kleines Haus, über deſſen Eingangsthür ſich ein in Sandſtein ausgehauenes Bild befand: ein Mann in einem Schifflein, zu dem durch hohe Wellen der Tod geſchwommen war und ſchon den Mann zu ſich ins

Meer hinabriß; darunter ſtand: „Up Land un See.“ Es hieß, ein Steinhauer habe derzeit ſich das Haus gebaut und zum Gedächtniß ſeines Vaters, der als kleiner Schiffer zwiſchen den Inſeln gefahren war und dabei im Sturme ſeinen Tod gefunden hatte, dieſes Epitaphium angefertigt.

Im dritten Jahrzehnte unſeres Jahrhunderts, nachdem die derzeitige alte Inhaberin geſtorben war, ſah man mehrfach einen unterſetzten Mann, alltags mit einem Schurzfell, Sonntags in langem blauen Tuchrock und Stulpſtiefeln, davorſtehen bleiben und allmälig unter den kleinen Lindenbaum treten, deſſen lang und ſchmal geſchorene Krone ſich zwiſchen dem Bilde und dem Giebelfenſter ſtreckte. Nachdem ſeine blaßblauen Augen wieder eines Tages an dem Steinbilde gehaftet hatten, griff er an die Thürklinke, um ins Haus zu treten; aber es war verſchloſſen, durch die Butzenſcheiben des Thürfenſters ſah er auf einen langen, ſchmalen Flur und durch einen offenen Eingang am Ende deſſelben in ein weites leeres Zimmer, in das von der Hofſeite her die Mittagsſonne ſchien. Langſam kehrte der Mann ſich ab und ſchritt die Süderſtraße hinunter bis auf den Markt, wo er die Steintreppe zum Rathhaus hinauf ſtieg.

Dieſer kleine Mann war der Böttcher, oder auf Plattdeutſch der Bötjer Daniel Baſch, eine grübleriſche Natur, bei alle dem aber kein übler Handwerksmeiſter. Vier Wochen ſpäter hatte er das alte Haus im gerichtlichen Aufgebot gekauft und hielt mit einem alten Geſellen und einer noch älteren Schweſter ſeinen Einzug in daſſelbe; bald hingen bunte Zitzgardinen vor dem Fenſter der unteren Stube und zwiſchen den Geranien- und Reſedatöpfen, die auf der Fenſterbank ſtanden, ſchaute das gutmüthige Geſicht der alten Jungfer Salome auf die Gaſſe, wenn an den Markttagen alle die Wagen von den Dörfern in die Stadt hineinfuhren; im Peſel aber — ſo heißt in den alten Häuſern der hintere Saal — war die Böttcherwerkſtatt, und draußen vom Hofe klang es Tag für Tag: „Band halte feſt, halt feſt!“ und die Schlägel klappten und die leeren Fäſſer tönten.

So mochte wohl etwa fünf Jahre die alte

Schweſter in ihrem Schlafſtübchen oben von der Wirthſchaftsarbeit geruht und in dem Giebelfenſter ihre Ableger für das untere Blumenfenſter gezogen haben, als ſie eines Tages zu ihrem Bruder ſprach: „Daniel, Du biſt erſt fünfzig; ich aber, Euere Aelteſte, habe bald die Siebenzig, ich kann nicht mehr die ſchweren Waſſereimer ſchleppen, und das viele Kartoffelſchälen vertrag' ich auch nicht mehr.“

Daniel Baſch, der im Schurzfell vor ihr ſtand, wurde ganz beſtürzt. „Hmm,“ ſagte er, „wie meinſt Du? Eine Magd? Es iſt ſchon richtig, etwas wackelig wirſt Du ausſehn!“ Und er betrachtete ſorgvoll das gute runzelvolle Angeſicht; zugleich aber hub er im Stillen an zu rechnen, ob das Handwerk es wohl abwerfen möge, zu der Alten noch eine junge Magd ins Haus zu nehmen.

„Nein, Daniel,“ ſagte die Schweſter lächelnd, „laß nur das Calculiren: die alte Frauke Michels in St. Jürgen iſt geſtorben, ihre Kammer iſt leer, und die Herren werden mich wohl hineinnehmen, wenn ich bitte; wir ſind ja Meiſterkinder aus der Stadt hier.“

Daniel nickte; das Stift war nur durch ein kurzes Gäßchen von ſeinem Hauſe getrennt, es gab gute Koſt dort, beſſer als in den gewöhnlichen Bürgerhäuſern; er drückte ſeiner alten Salome die Hand: „Halt, Schweſter!“ rief er. „Sprich nicht mehr! Sprich nicht mehr! Ich muß einen Gang thun;“ — ein Strahl wie von unglaublicher Glückeshoffnung flog durch ſeine blaßblauen Augen — „ei, ſei ſo gut und hol' mir meinen Tuchrock und die Stulpſtiefeln!“ Er fühlte mit der Hand nach ſeinem Kinn; der Bart ſtand ſchon drei Tage; er nickte wieder, Meiſter Daniel wußte, was er wollte. Nun half ſeine Schweſter ihm in den langen blauen Staatsrock; die Stiefel hatte er ſchon angezogen; nur noch den hohen Seidenhut und das Bambusrohr zur Hand, dann ſchritt er zuerſt ſchrägüber zum Meiſter Bartſcheer, und als er bald glattraſirt herauskam, mit etwas langſameren Schritten durch die Krämerſtraße nach der Schiffbrücke und dort in das Haus des alten Hafenmeiſters Peters, mit deſſen jüngerem Bruder er einſt, wie gebräuchlich, die unterſte Klaſſe der Gelehrtenſchule beſucht hatte. Als er in das Zimmer trat — die Nachmittagsſonne ſchien herein und der Kanarienvogel, der unter den Blumen am Fenſter ſtand, ſang eben aus allen Kräften — erhoben ſich drei Jungfrauen mit ihrem Nähzeug von den Stühlen; das waren die Töchter des Hafenmeiſters: Mine, Stine und Line von 40, 39 und 37 Jahren; ſie waren alle brave Mädchen; aber die braune Line war doch die bravſte; ſanft, wirthſchaftlich und von gutem Menſchenverſtande; dabei ein wenig ſchelmiſch. Und der Meiſter Daniel ſchaute ſie an, und die Braune lächelte dabei recht hübſch; „Mamſell Linchen,“ ſagte Daniel, „könnte ich ein Wort mit Ihrem Vater reden?“ Und Linchen wurde dunkelroth und ſchoß hinaus, um ihren Vater aufzuſuchen.

Eine Stunde ſpäter, im Böttcherhauſe hatte der Geſell die Jungfer Salome ſchon zweimal nach dem Meiſter gefragt, trat dieſer durch die Hausthür, als die Jungfer Salome eben aus der Küche in den Flur kam. Er winkte ihr ſchweigend mit gekrümmtem Finger in die Wohnſtube. Als ſie dort waren, hob der kleine Meiſter ſeinen hohen Hut vom Haupte: „So,“ ſagte er, „Schweſter; nun ſprich nur, ſprich nur weiter!“

Aber die Schweſter ſah ihn ganz verwundert an: „Was haſt Du, Daniel?“ frug ſie; „an jedem Haar hängt Dir ein Schweißtropf', und iſt doch kalt Novemberwetter; und Deine Augen — — warum freuſt Du Dich ſo? Haben wir das große Loos gewonnen?“

„Ja, Salome, ſo etwas von der Art; oder vielleicht, ich gewinne es noch ſpäter; denn Line Peters iſt, denk' ich, eine ſichere Nummer!“

„Was haſt Du mit Line Peters, Daniel?“

„Ruf' erſt den Geſellen!“ ſagte Daniel.

Und als der Geſell gekommen, da wurde es in der Familie offenbart, Meiſter Daniel und Line Peters wollten ein Ehepaar werden; und die beiden alten Geſchwiſter fielen ſich um den Hals und weinten vor Freuden über den jungen Bräutigam. „Und nun ſprich nur weiter, Salome!“ ſagte dieſer.

„Ich hab' ja weiter nichts zu ſprechen, Daniel,“ erwiderte die Alte lachend; „ich will ins Stift; ſetz' Dich nun hin und ſchreib' mir die Bittſchrift an die Vorſteher! Du biſt nun gut

nachten, da ſaß die alte Schweſter in Franke Michels Stube in St. Jürgen, und Line Peters als Frau Meiſterin hinter den Blumentöpfen in dem Böttcherhauſe. Die erſte That aber, welche Meiſter Daniel als junger Ehemann in den Flitterwochen vollbrachte, war, daß er mit einem Eimer voll Mörtel, die Kelle in der Hand, auf einer Leiter zu dem Todtenbild über ſeiner Hausthür hinaufſtieg und eine glatte Mörtelfläche ſanft darüber legte. „Das paßt nicht mehr!“ ſagte er bei ſich ſelber: „Nein, es paßt nicht mehr!“ und damit machte er den letzten Strich daran. Dann ſtieg er von ſeiner Leiter; und nach acht Tagen, da es wohl getrocknet war, mußte der Geſell den alten Maler Hermes holen, der die ſchönen Nelken und Vergißmeinnicht für die Stammbücher machte; nun ſtieg dieſer auf die Leiter und malte die ſchönſte rothe Provinzroſe mit zwei grünen Blättern auf die graue Fläche. „Schön,“ ſagte Meiſter

Daniel, der betrachtend in ſeinem Schurzfell neben der Leiter ſtand; „doch nun noch ein kleines Knöſpchen dabei, aber nicht zu groß!“ Und als

und holte ſeine kleine ſchmucke Frau. „Nun guck einmal!“ ſagte er und wies auf das neue Kunſtwerk, „und weißt Du, wie die Roſe heißt?“ Das wußte die junge Frau nicht; da ſprach er: „Die Roſe heißt Line Baſch!“ — „Ach was!“ rief ſie und lief ganz roth ins Haus zurück, und Meiſter Daniel freute ſich und lief ihr nach.

Und es dauerte gar nicht ſo lange, da hatte Meiſter Daniel zu der Roſe auch ſchon die Roſenknoſpe unter ſeinem Dach, und das war ein kleiner Bube, der immer größer wurde und aus dem allmälig ein ganz verteufelter Junge aufſtand. Noch hatte er ſeinen ſechsten Geburtstag nicht gefeiert, als Fritz Baſch ſchon in der ganzen Straße bekannt war; ſo gern ſeine Mutter ihn hochdeutſch aufziehen wollte, am liebſten ſprach er doch plattdeutſch, vorzüglich mit den Thieren, die er alle in ihren ſchönen alten Verſen anzuſingen wußte. Fand er im Sommer eine von den hübſchen bunten Gartenſchnecken, ſo guckte er ſie mit ſeinen großen braunen Augen an und ſang:

„Tinkeltut,
Komm herut,
Stäck die Fi-fat-Hörens ut!"

Streckte der Schneck dann aber ſeine zarten Fühler ihm entgegen, ſo tippte er mit ſeinem kleinen Finger darauf und rief: „Lät di nich narren, Dummbart; bliev to Huus!" und warf das Thierchen in den Zaun. Flog dann ein gelber Citronenfalter oder gar ein Pfauenauge durch den Garten, dann flog er hinterdrein:

„Sommervågel ſett di!
Näes un Ohren blött di!"

und je länger er hinter dem Schmetterling laufen mußte, deſto lauter und zorniger wurde ſein Geſang; ſchrie er ſeinen Sommervågelſpruch gar zu arg, dann flog wohl auch die Mutter in den Garten: „Fritze, um Gottes willen, was gibt es denn?" Dann ließ er die Aermchen hängen und ſah halb verſchämt, halb ſchelmiſch zu ihr auf: „De Dummbärt, wull ſick ock nich eenmal ſetten!“ und dabei wies er auf den Schmetterling, der eben nach dem Nachbargarten hinübergaukelte.

braunen Haarpull und küßte ihn ab; dann lief ſie mit ihm nach dem Weidenzaun unten im Garten und ſchnitt mit dem Küchenmeſſer, das ſie beim Herauslaufen in der Hand behalten hatte, ein paar friſche Zweige ab: „Da haſt Du ein ander Spielwerk! Nun mach' Dir eine Wiechelflöte!“ Sie putzte und kerbte ihm noch das Weidenſtöcklein, und nun ſaß Fritz wieder luſtig auf der Bank unter dem großen Birnbaum, klopfte wacker mit dem Meſſerſtiel darauf, damit er das innere weiße Stöcklein aus der Rinde ziehen könne, und ſang:

„Fabian, Sebaſtian!
Lät de Saſt ut Holt 'rut gän!“

und das ſo lange, bis die Flöte fertig war.

Aber er machte auch ſelber Verſe: eines Sonntag Nachmittags kam die alte Jungfer Baſch aus ihrem Stifte zum Kaffee auf Beſuch, und auf ihrem grauen Scheitel ſaß eine ſchimmernd weiße Haube mit Roſa-Taffetbändern. Die ſtach dem Jungen ſo in die Augen, daß er nur immer auf die Haube guckte. „Sag' Tante Salome doch guten Tag!“ ermahnte ihn Frau Line. „Sag, Tante!“ ſagte er und ſah immer nur nach der weißen Haube mit den rothen Bändern; auch als er danach auf einem Schemel in der Ecke ſaß, während Vater und Mutter ſich mit der Schweſter am Kaffeetiſch vergnügten. Bald aber fing er an zu murmeln und ſeine luſtigen Augen lachten wie über einen Schelmſtreich. „Wat hett de Jung?“ ſagte die Alte, die auch gern plattdeutſch ſprach.

„Was haſt Du, mein Junge?“ überſetzte Frau Line, indem ſie ſich zu ihm wandte.

„Dörf ick nich ſegg'n,“ erwiderte Fritz.

„Warum nich, min Kind?“ ſagte die Tante, „ick gäv' di Verlöv.“

Da ſah der Junge die Alte ganz ſpitzbübiſch luſtig an und ſagte:

„Roſ' in Snee! Roſ' in Snee!
Dat is Tante Salome!“

„Sieh ſo!“ rief Meiſter Daniel, „nu heſt Du't!“

Die gute Alte aber drohte dem Jungen halb ärgerlich mit dem Finger: „Is awer doch 'n nös-klooken Slüngel, jüm Fritz!" ſagte ſie dann die Kaffeetaſſe.

„Hmm!" machte Meiſter Daniel und griff mit der Hand in ſeinen ſchon ergrauenden Haarpull. Als aber Fritz zu ſeinen Kameraden auf die Gaſſe gelaufen war, blickte er wieder auf. „Line! Mutter!" ſagte er.

„Was denn, Daniel?"

„Accurat ſo wie ich," erwiderte Daniel und ſchüttelte behaglich lachend ſeinen Kopf.

„Was iſt accurat ſo wie Du?" frug Frau Line.

„Was? — Das mit dem Jungen: Ich ſaß auch einmal in ſeinem Alter ſo auf dem Schemel — es iſt noch juſt derſelbige — da trat eine alte dicke Oſtenfelderin zu meinem Vater in die Stube, und da es die Bauervögtin war, ſo ſagte er: „Jung, ſteh' auf und ſag' ſchmuck guten Tag!" Aber ihre roth und gelb und blaue Staatsuniform und der weiße Lappen auf dem Kopf, ich hatte ſo viel daran zu ſehen und konnte nicht mit mir einig werden, ob ſie doch nicht vielleicht ein Türke wäre — bis daß ich endlich, ehe ich noch ein Wort hervorbrachte, von meinem hitzigen Vater

Tante Salome nickte, ſie kannte die Geſchichte; Frau Line Baſch lachte: „Ich meinte, Du hätteſt auch Verſe gemacht, Daniel!“

Der Alte ſchüttelte den Kopf: „Nein, Linchen, das iſt es eben: ich bekomme meinen Backenſtreich und falle vom Schemel; der Fritz macht ſeinen Vers und läuft zur Thür hinaus.“ Daniel ſah ſeine Frau recht freundlich an: „Mutterwitz!“ ſagte er ſchelmiſch. Und Frau Line nickte.

Glückes genug war in Meiſter Daniels Hauſe; aber wer, der ſeine Zeit gelebt hat, wüßte es nicht, daß, wie das Leben, ſo noch mehr das Glück auf leichten Flügeln geht.

Es war um die Frühlingszeit und im Garten wurden die Stachelbeerbüſche grün und die Störche kamen nach der langen Winterszeit wieder aus dem Süden, um auf den Schornſteinen der Stadt ihre alten Neſter zu beziehen oder hie und da ein neues ſich zu bauen. Fritz lag vor ſeinem Gartenſtück auf den Knien und ſetzte ſeine Primeln und Veilchen ſchon zum dritten Mal an eine neue [illegible] als er aufblickte, ſah er einen großen Storch nach ſeines Vaters Dach fliegen und ſich dort mit ſeinen langen Beinen niederlaſſen. „Halloh!“ rief er:

„Adebäre Eſther,
Bring mi 'n lütje Schweſter!“

Und der Storch warf den Kopf in den Nacken und klapperte ſchallend in die helle Frühlingsluft hinaus, der lange rothe Schnabel glänzte in der Sonne.

Da warf Fritz den kleinen Spaten hin und klatſchte fröhlich in ſeine Hände und rief:

„Adebär, ſwart und witt,
Bring mi ock en Kringel mit!“

Die Erfüllung war näher, als er dachte; aber der Adebar kam ſtatt mit der Windel mit einem ſchwarzen Flor geflogen, und von Kringeln war bald eine ganze Fülle im Hauſe, aber es waren Todtenkringel, und Fritz ſaß auf der Bodentreppe und aß ſie unter ſtrömenden Thränen. Das Schweſterlein war zwar da geweſen, ein kleines rothes Dings, das Fritz nur ganz von Ferne anzuſehen wagte; die Mutter ſah aus, ſie reichte ihm aus ihrem Bett die Hand und frug: „Magſt Du ſie leiden, Fritz?“ Aber Fritz ſchüttelte ſtumm den Kopf, dann lief er aus dem beklommenen Stübchen in die friſche Maienluft hinaus.

Drei Tage ſpäter ſtand er mit ſeinem Vater an einem Sarge; darin lag ſeine bleiche Mutter, die gute ſchelmiſche Frau Line; ſie regte ſich gar nicht und ihre Augen waren ganz geſchloſſen, in ihrem linken Arme lag ein ſehr kleines Kind, das war auch todtenbleich. Wie vor einem fremden ſchauerlichen Wunder ſtand der Knabe mit verhaltenem Athem; er war eben erſt ſechs Jahr alt geworden.

Tante Salome, die mit ihnen daſtand, drückte ihrem Bruder die Hand: „Ja, Daniel,“ ſagte ſie, „dat Kind hett Di Din Fru mitwegnamen!“

Daniel nickte ſtumm und ſah, wie keines Gedankens mächtig, auf ſeine Todten. Aber des Knaben Gehirn war durch das Wort der Alten aufgeſtört. „Mitnämen, Vatter?“ frug er leiſe.

Meiſter Daniel blickte auf ſeinen Jungen, der mit erwartenden Augen zu ihm aufſah: „Das weiß nur der liebe Gott!“ ſagte er, und ſeine Lippen zitterten, „vielleicht . . . das arme kleine Ding, es hat wohl ſo allein nicht in die weite dunkle Ewigkeit hineingekonnt.“ Dann hob er plötzlich den Knaben auf ſeinen Arm und legte die andre Hand auf die kalte Stirn der Todten: „Fritz — ſe kummt nimmer wedder, vergitt är nich!“

— — Am andern Abend waren Mutter und Kind begraben; Tante Salome blieb ein paar Tage, bis eine Frau angenommen war, die täglich einige Stunden kam, um die Hausarbeit zu beſorgen. Der alte Geſell, der in ſeiner Jugend einmal Schiffskoch geweſen, übernahm das bischen Kochen, was ſie nöthig hatten, und Tante Salome kehrte in ihr Stift zurück.

So ging denn der kleine Haushalt nothdürftig weiter, aber es war kein ſo fröhlicher Gang mehr wie vorher; die Muſik von Frau Line's lebensfriſcher Stimme fehlte. — Wenn Fritz in ſeiner

auch die Arbeitsfrau ſich entfernt hatte, dann lag das lange Vorderhaus wie ausgeſtorben; es rührte ſich nichts mehr darin, zumal wenn dann auch zur Frühſtückszeit im Peſel und auf dem Hof die Arbeit ruhte und Meiſter und Geſell ſich auf der Schnitzbank oder kleinen Fäſſern ſchweigend gegenüber ſaßen und ihr Stückchen Brot verzehrten. Es war, als ob beide nach der Stille lauſchten, die vorne in dem todten Hauſe herrſchte. Fiel dort von den Wänden etwa ein Stückchen Kalk mit leiſem Geräuſch zu Boden, dann flog es wohl auf einen Augenblick wie ein Leuchten über des Meiſters Angeſicht; war ihm doch, als ſei der leichte Fußtritt ſeiner Line ihm ins Ohr gedrungen, aber er wiſchte es bald mit ſeiner harten Hand wieder fort. Einmal hatte ſich die Nachbarskatze in die dämmerige nach einem engen Gang belegene Küche eingeſchlichen; ſo heimlich ſie auch ſchlich, es kam doch ein Geräuſch von da nach der Werkſtatt, die Feuerzange war vom Herd gefallen. Meiſter Daniel ließ den Schlägel ruhen: wie oſt war ſie nicht auch Frau Line's raſcher Hand entglitten! Wie oſt hatte er ſie dann [illegible] und wenn er auch aus der Werkſtatt hatte herzuſpringen müſſen! Auch jetzt lief er in die Küche, es war ihm wie ein heiliger Spuk. Als aber die Katze in der offenen Thür an ihm vorbeigeſprungen war und er die Zange leiſe wieder an ihre Stelle gelegt hatte, ſetzte er ſich auf den leeren Küchenſtuhl und ſtarrte bald nach dem Herd, bald nach dem Küchenſchranke, zwiſchen denen ſie ſich einſt geſchäftig hin und her bewegt hatte; aber es blieb Alles ſtill, nur ein Sperlingspaar, das ſich draußen mit einander haſchte, rutſchte an den kleinen Fenſterſcheiben herunter und flog dann kreiſchend weiter.

Als Meiſter Daniel in einer halben Stunde noch nicht wieder in der Werkſtatt war, ging der Geſell in die Küche und legte ſacht' die Hand auf ſeine Schulter: „Meiſter!“

„Ja, ja, Marten.“ — Dann gingen ſie mit

einander in die Werkſtatt, und Meiſter Daniel nahm wieder ſein Handwerkszeug und machte ſich ſchweigend an die Arbeit.

Erſt wenn nach elf Uhr die Glocke der [illegible] [illegible] und Fritz, aus der Schule kommend, durch den engen Flur nach dem Peſel ſtürzte, kam wieder Leben in das Haus und in den alten Meiſter. Der Geſell ſtand dann am Herd, um die kleine Mahlzeit zu bereiten, Vater und Sohn aber gingen in den Garten und zu Fritzens Beeten. War hie und da eine Knoſpe an einer Blume aufgegangen, dann grub er ſie unbarmherzig aus, und am Feierabend ging er mit ſeinem Vater nach dem Kirchhof und pflanzte ſie auf Mutters Grab. „Sie ſieht es doch, Vater?“ frug er dann. Der Alte nickte: „Das hoffen wir, mein liebes Kind.“

Aber die Welt war ſo voll andern Dingen und viele davon waren ſo vergnüglich: Hunde und Katzen, Marmel und Haſelnüſſe, Pflaumen und Kirſchen; der Junge konnte doch nicht immer an ſeine todte Mutter denken. Einmal in der Dämmerſtunde, da er mit ſeinem Vater im Garten unter dem Birnbaum ſaß, ſagte er, nachdem ſie eine Zeit lang nicht geſprochen hatten: „Vater!"

„Was meinſt Du, Fritz?"

„Ich glaub'," ſagte er leiſe — denn es war die Frucht ſeines langen Nachdenkens — „ich glaub', es iſt doch gut, daß Mutter mit Schweſter in den Himmel gegangen iſt!"

„Wie meinſt Du das, Fritz?" frug Meiſter Daniel.

„Ja, Vater, ſie war ſo furchtbar klein noch; ſie wär' wohl bange vor dem lieben Gott geworden!"

„Nein, Kind, vor dem lieben Gott wird niemand bange, nur die Böſen. Ich, Fritz, ich denke, es wär' doch ſchöner, wenn wir ſie behalten hätten, dann wüßteſt Du auch noch, wie weich Mutterhände ſind!"

Aber Fritz ſprang von der Bank, und ſtellte ſich ſtrack und mit geballten Fäuſtlein vor ſeinen Vater hin: „Ja, Vater," rief er, „ſchöner wäre es wohl; aber ich brauch' keine Mutter mehr, ich bin ein Junge."

Und Meiſter Daniel betrachtete etwas ängſtlich ſeinen Jungen, der ſchon ſo früh für ſich ſelber ſtehen wollte.

[illegible] hatte bald ſein dreizehntes Jahr erreicht. Er war ein leidlich gewachſener Junge, trug einen kurzen blauen Tuchrock, mancheſterne Hoſen und eine große runde Tellermütze, wie ſie damals unter den Jungen Mode waren, und wanderte Vor- und Nachmittags, wie einſt ſein Vater, mit einem Packen Bücher in die unterſte Klaſſe der Gelehrtenſchule. In Geographie und Rechnen war er bald der Meiſter; auch in den andern Fächern konnte er gewaltig lernen, das heißt, wenn er mochte; aber er mochte nur nicht immer, und im Lateiniſchen wollte er mit mensa und amo nichts zu thun haben. „Was brauch' ich Latein!“ ſagte er. „Wenn ich konfirmirt bin, komm' ich in Vaters Werkſtatt, und die Faßbinderei geht auch auf Deutſch, am beſten auf Plattdeutſch!“

Es war aber nicht das allein: er hatte, gleich ſeinen Kameraden, eine knabenhafte Nichtachtung gegen den alten Kollaborator, der doch in der ganzen Stadt für ein „höchſt gelehrtes Haus“ galt; aber dieſes ſchöne Wiſſen ging über den Kopf der dummen Jungen weg, und in den Dingen [illegible] waren, war er zeitlebens ein Kind geblieben.

Wenn Morgens bei ſeinem Eintritt die Jungen mit allerlei Poſſen auf ihre Plätze gekrochen und geſprungen waren, pflegte der etwas ärgerliche Herr ſeinen hageren Hals vorzuſtrecken und, in der einen Hand das Buch, mit der andern und ſeinem kahlen Kopf ihre Sprünge nachzuäffen: „Ei, Ihr Knaben,“ ſagte er dann wohl, „Ihr ſeid ja luſtig wie die Galgenvögel! Wen wollet Ihr denn heute rupfen?“

„Hol' Dich der Henker!“ murmelte Fritz oben auf ſeinem Platze, und: „Hol' Dich der Henker! Hol' Dich der Henker!“ lief es ſogleich die Bank hinunter.

„Was erlaubtet Ihr Euch zu bemerken?“ frug dann der etwas harthörige Alte.

Und alle riefen: „Wir wünſchten Ihnen guten Morgen, Herr Kollaborator!“

„Nun," erwiderte er, „wenn Euere Fröhlichkeit aus einem guten Gewiſſen ſtammt, ſo ſag' mir einmal, Fritz Baſch, wie heißt das Gerundium von pulso, ich ſchlage?"

bald in die Brüche kam, in allem Andren war er doch der Baas unter ſeinen Kameraden. Bedurfte es zu einer Luſtigkeit oder zu einem Schelmſtück einer kleinen Baarſchaft, ſo winkte er ſeine Vertrauten in den dunkeln Raum, der zwiſchen ihrer oben belegenen Klaſſe und dem Dache lag. „Habt Ihr Geld?" frug er eines Nachmittages, „ſieben Schilling gebrauchen wir, ich habe zwei!"

„Nä," ſagte Hans Reimers, der dicke Schlachtersſohn, der nie etwas ausgeben mochte, „ick hev nix, hev mi güſtern erſt 'n Meerſwienbock köft."

„Von wem heſt de köft?"

„Hier, von Claus Schohſter."

„Gut! — Claus, wo väl heſt Du noch davon?"

„Dree Schilling!" ſagte Claus ein wenig beklommen, indem er das Geld aus ſeiner Taſche ſammelte.

„Das ſind fünf!" rief Fritz, „wer hett de Reſt?" Aber ſchon kamen vier Jungenshände und reichten ihm jede einen Sechsling und ſo konnte die Sache losgehn. Fritz war ihr Ver- [illegible] Schillinge, die ſie ihm gaben, konnten ſie ſicher ihren Spaß oder Schabernack erwarten.

— — Dieſe Schilling-Sammlung war nur das Vorſpiel zu einem Knabenſtreiche gegen den Kollaborator geweſen; mit kleinen Schellen war dabei gebingelt und mit einer kleinen Kanone dabei geſchoſſen worden. Alles war ſehr accurat gegangen, aber dem Alten hatte dieſe Luſtigkeit ein Gallenfieber zugezogen; die lateiniſchen Stunden wurden ausgeſetzt und Fritz und ſeine Mitſchuldigen mußten eine Woche lang jeden Nachmittag nachſitzen; die Sache wurde in der ganzen Stadt beſprochen.

„Fritz," ſagte Meiſter Daniel zu ſeinem geliebten und ſonſt ſo bewunderten Sohn, „wie konntet Ihr ſo mit dem gelehrten Manne umgehn, von dem Ihr doch ſo viel lernen könnt!"

Aber Fritz lachte überlegen und ſchüttelte langſam ſeinen Kopf: „Lernen, Vater? — Nä, lernen nicht.“

„Was Fritz? Nicht lernen? Warum nicht?“

„Ja, Vater“ — und der Junge ſteckte beide Hände in die Hoſentaſchen — „weil er ſonſt zu dumm iſt!“

Der Meiſter fuhr ſeinem Fritz mit der Hand auf den Mund: „Junge, daß das die Nachbarn doch nicht hören!“ denn ſie gingen mit einander an dem Gartenzaun entlang und nebenan der Schneider häufte eben ſeine Kartoffeln.

Fritz war bei Seite geſprungen: „Vater,“ rief er, „nimm grünen Hafer und eine Buchweizenpflanze und halte ſie dem Herrn Kollaborator unter die Naſe! Ich wett' meine drei Kaninchen, er ſagt Dir: ‚Dieſes iſt der Rübſamen und auf jenem wird wohl die nützliche Kartoffel wachſen!‘“

„Aber Fritz, das iſt ja ſchrecklich!“ ſagte Meiſter Daniel und ſchob ſich die blaue Zipfelmütze von einem Ohr zum andern, „und deshalb wollt Ihr den armen Mann vom Leben bringen! Was geht denn die Gelehrten der Hafer und der Buchweizen an? Das iſt ja Bauernweisheit!“

Fritz ſtutzte: „Vom Leben bringen, Vater?“

„Ja, ja; es muß wohl nicht zum Beſten ſtehen; denn geſtern haben ſie noch den zweiten

ſeine arme Frau und ſeine kleine Magdalena, von der Du mir ſo oft erzählt haſt, nun ihren Vater um Eueren dummen Spaß verlören! — Fritz, Du haſt doch wenigſtens einmal eine Mutter gehabt . . .“ Da aber brach dem alten Daniel die Stimme. „Und Dein alter Vater . . .“ begann er noch einmal: „Beſinne Dich, Fritz!“ und damit trabte er ins Haus zurück. Fritz blieb allein im Garten.

Als nach einer halben Stunde der Geſell durch den Hauptſteig ging, lief er noch immer dort hin und wieder, ſammelte kleine Steine auf und ſchleuderte ſie einen nach dem andern durch die Luft, daß ſie wie grimmig dahin ſauſten.

„Halloh, Fritz!“ rief Marten. „Auf wen biſt Du ſo zornig?“

„Up mi un die Welt!“ brummte Fritz und ſchleuderte einen neuen Stein in die Luft.

„Smiet man keen Lüd' dot!" ſagte der Geſell und ging ſeiner Wege.

Aber vor dem Abendeſſen mußte er in die Stadt; denn Fritz war nirgend zu finden. Endlich am Hafen ſah er einen Jungen im Maſte eines Schooners auf der Gaffel ſitzen. „Is dat unſ' Fritz?" frug er den Kapitän, der am Bollwerk ſtand; denn Fritz war gut Freund mit allen Schiffern und konnte faſt einen Leichtmatroſen abgeben.

Der Kapitän nickte: „Ja frili; he kiekt all över'n halv Stunn in't Abendroth!"

Aber nun mußte Fritz herunter und mit Marten an die Abendſchüſſel, aus der er zwar kaum eine Pellkartoffel und einen Heringsſchwanz verzehrte.

„Lät em!" raunte der Meiſter leiſe ſeinem Geſellen zu. „He beſinnt ſick!"

Eben ſo ſtumm ging Fritz am andern Morgen in die Schule. Der Vormittag verging, es war ſchon Eſſenszeit und noch war er nicht wieder da; Meiſter und Geſelle ſaßen ſchon an ihrer Grütze, da wurde erſt die Haus- und dann die

Stubenthür aufgeriſſen und Fritz ſtürmte herein. „Vater!“ rief er — und ſeine Augen funkelten von Glück und Freude — „Vater, es geht ihm heute viel beſſer! Und nun ſoll er es auch gut bei uns haben!“

„Wem? Wer?“ rief Meiſter Daniel. „Der Kollaborator?“

Und Fritz nickte wichtig: „Verlaß Dich darauf, Vater; wir haben eine Verſchwörung gemacht!“

Da legte Daniel Baſch ſeinen Löffel hin und zog ſeinen Jungen mit Gewalt in ſeine Arme: „Min Fritz, min Sön! Mutter är gude Jung!“

Aber Fritz hatte ſich losgeriſſen, lief auf den Hausflur und kam mit einem hübſchen Vogelbauer wieder in die Stube, worin ein rothbruſtiger Vogel mit ſchwarzem Käppchen auf der Stange ſaß. „Sieh, Vater,“ rief er und hielt das Bauer empor, „den hat mir Julius Bürgermeiſter geſchenkt; der flötet ‚Ueb' immer Treu' und Redlichkeit‘, aber nur die erſte Hälfte, und darum hat Julius ſeine Mutter geſagt, ſie könnte die halbe Redlichkeit nun nicht mehr in ihrem Kopf aushalten.“

„Segg mal, Fritz,“ ſagte der Geſell, „wat is dat egentlich vör'n Vägel?“

„Das iſt ein Dompfaff!“ erwiderte Fritz ſtolz, „er hat Bürgermeiſters fünf Thaler gekoſtet.“

Daniel hatte bald ſeinen Jungen, bald den Vogel mit glücklichen Augen angeſehen. „Fritz,“ ſagte er, „wi wüll'n em beholen, tum Andenken an düſſen Dag.“

So war Alles wieder gut; aber bald geſchah in der Schule etwas Merkwürdiges. Der alte Kollaborator, als er wieder ſeine Stunden hielt, und nun ſogar Fritz Baſch auch im Lateiniſchen ein Held wurde, vermochte offenbar die gewohnten kurzweiligen Neckereien der Jungen nicht mehr zu entbehren; ihm fehlte etwas, was zu ſeinem Leben gehörte; er fing nun ſelbſt an zu necken und wurde bleich und elend bei dieſem Frieden, der trotz alledem, als beſchworen, nicht gebrochen wurde, ſo lange Fritz in der Klaſſe herrſchte.

Aber der Dompfaff wollte nicht flöten; er hing oben in der Giebelſtube, in welcher Fritz, ſeit er Gelehrtenſchüler war, ſchlief und arbeitete; wenn es Mittags zu heiß wurde — denn es war im Hochſommer — hing er das Bauer auch wohl nach draußen neben dem Fenſter, wo der ſchmale Lindenſchatten es bedeckte. Aber auch hier wollte der Vogel mit ſeinem Liede nicht beginnen, ſondern krakelte nur mitunter ein unmelodiſches Gezwitſcher. „De kann nix," ſagte der Geſell, „ſe hebt di wat wiis mäkt, Fritz!"

„Geduld, Marten!" rief dann Fritz, „en Bötjerhuus mutt ſo'n vörnehmen Vagel erſt wendt warren!"

Und richtig, als nach einigen Tagen Fritz aus der Schule kam und, wie jetzt immer, leiſe und lauſchend die Treppe hinanſtieg, da mußte er plötzlich ſtehen bleiben.

„Ueb' immer Treu' und Redlichkeit!"

Wahrhaftig! das war der Vogel, er flötete! Und noch einmal wieder:

„Ueb' immer Treu' und Redlichkeit!"

Die Melodie war ganz genau und Fritz ſang leiſe die Worte mit, aber weiter kam der Vogel nicht. Fritz ſtand lange unbeweglich; als er aber zum dritten Male anhub, rannte er in die Werkſtatt hinab, um ſeinen Vater zu holen, und Beide ſtanden hinter der Kammerthür, und der gut gelaunte Dompfaff pfiff ihnen dreimal nach einander ſein Stückchen vor, und da er nichts Weiteres konnte, ſo pfiff er es ihnen auch zum vierten und zum fünften Male. Da der Alte wie der Junge ſo etwas noch nie gehört hatten, ſo entzückte es ſie, als wär's ein lieblich Wunder. Zuletzt kam auch noch der Geſell und ſtand mauſeſtill mit an die Thür gelehntem Ohr: „Fritz!“ flüſterte er, „ſo'n Vagel! Hev min Lävdag noch ſo'n Vagel nich hört!“ Als Fritz aber, während der Dompfaff jetzt noch einmal anhub, leiſe die Kammerthür zurückdrängte, brach das Thierchen jählings ab; „Fiuh!“ machte er noch, dann wetzte er ſeinen ſchwarzen Schnabel und kroch in ſich zuſammen.

Seine Hörer blieben doch des Wunders voll. „Fritz,“ ſagte Meiſter Daniel ſeufzend, indem er heftig ſeines Sohnes Hand drückte, „wenn Deine Mutter das belebt hätte!“

Die Zeit rückte weiter; nach und nach ſtörte den Vogel die Gegenwart der Hausgenoſſen immer weniger, und auch ſie wurden ſein Kunſtſtückchen gewohnt, aber Fritz blieb ſein getreuer Pfleger; im Winter — denn in der Giebelkammer war kein Ofen — hing er am Fenſter in der Wohnſtube unten über dem Stuhl, wo einſtmals Tante Salome und ſpäter, nur zu kurz, die gute Frau Line ihren Platz gehabt hatte, und manche Kinder, die vorübergehen wollten, blieben ſtehen und hörten nach dem wunderbaren Vogel.

So waren ein paar Jahre vorüber; Fritz war jetzt ein ſtämmiger Burſche mit ſicheren und kühnen Augen und hantirte ſchon lange als Lehrling in ſeines Vaters Werkſtatt; Lenkbeil und Schlägel ſtanden ihm fix zur Hand, nur etwas zu raſch und kräftig arbeitete er mitunter, und als Tante Salome, was wegen zunehmender Altersſchwäche nur etwa ein oder zweimal im Sommer geſchah, eines Vormittages in die Werkſtatt kam, ſagte ſie: „Du maakſt'n Larm vör dree, Fritz! Is denn de Arbeit ock danä?“

„Fix oder nix, Tante!“ rief der Junge und ſchlug dabei auf die Bände, daß ſie in Splittern aus einander flogen.

„Gott bewär uns in Gnaden!“ rief die Alte, „Du heſt'n düren Leerburs, Daniel!“

Aber Meiſter Daniel lachte, er kannte ſeinen Fritz; irgendwie und wo mußte mitunter das Feuer in dem Jungen ſich Luft machen, und auf ein Faßband kam's nicht an; denn er wußte es, Fritz war ein Waghals, die Gefahr war für ihn, was die Vogelbeere für den Krametsvogel, und je kräftiger er wurde, um deſto mehr. Mit dem Küſter, der zugleich Glöckner war, hatte er nur Freundſchaft geſchloſſen, weil die drei großen Glocken im Kirchthurm geheimnißvoll ſeine Neugier reizten. Wenn eine vornehme Leiche mit allen dreien zu Grabe geläutet werden ſollte, ſo war er ſicher vorher ſchon auf dem drittoberſten Thurmboden, und kam der erſte Ton des Geläutes, ſo klomm er an den Querleiſten des emporgehenden Balkens hinauf, der von dort ſtatt einer Stiege an der größten Glocke vorbeiführte, und während ſie ſich heulend dicht an ihm vorüberſchwang, ſuchte er, an ſeinem Balken angeklammert, mit den Augen ihren Taufſpruch zu erhaſchen und ſang ihn laut nach einer wilden Melodie in das hallende Dreigetön hinaus:

„Sum regina Poli, virgo Maria tonantis!“

bis er zuletzt faſt taumelnd den Boden wieder erreichte.

Stand ein Sturm am Himmel und flog dann ein Boot durch das ſchäumende Waſſer aus dem Hafenſtrom in das Wattenmeer hinaus, ſo ſaß ſicher Niemand als Fritz Baſch und ganz allein darin; man brauchte nur einen der Schiffer an dem Hafen zu fragen.

„Wer anners!“ war die Antwort. „De Gewaltsbengel, wenn he um 't Boot frägt, ſo hett he 't ock all losknütt; de Antwoort givt he ſick wull ſülven!“

Kam er dann durchnäßt, mit wirrem Haar nach Hauſe, ſo ſah der Meiſter ihn wohl angſtvoll an: „Fritz, Fritz!“ ſagte er einmal, „wenn Du mir von ſolcher Fahrt nicht wiederkämſt!“

Aber Fritz nahm luſtig ſeinen Schlägel und ein Faß und begann ohne Weiteres ſeine unterbrochene Arbeit wieder. „Vater,“ ſagte er treuherzig, „ich mach' heute eine Stunde ſpäter Feierabend, aber den jungen Seehund hätt'ſt Du ſehen ſollen, mit dem ich um die Wette fuhr; das war heut' juſt unſer Wetter!"

„Ja, ja, Fritz!" ſagte der Alte. „Ein Seehund, aber Du biſt ja denn doch keiner!"

Der Junge ließ die Hand mit dem Schlägel hängen und in ſein geliebtes Plattdeutſch fallend, ſagte er ſtolz: „Na, wat en Seehund ſwemmt, dat ſwemm ick ock!"

Der alte Meiſter Daniel ſchüttelte ſeufzend den Kopf und die Schläge an den Fäſſern tönten wieder durch die Werkſtatt.

Nachdem drei Jahre ſeit Fritzens Konfirmation verfloſſen waren, war es recht ſtill in Meiſter Daniel's Haus geworden; denn Fritz arbeitete jetzt als Geſell in einer großen Faßbinderei in Hamburg; nur etwa einmal im Monat kam ein Brief von ihm. Meiſter Daniel und ſein Marten konnten die Arbeit zu Hauſe aber auch jetzt gewaltig allein thun; denn unten in der Stadt hatte ſich eine große neumodiſche Brauerei mit einem eigenen Böttcher aufgethan, und Daniel's Hauptkundſchaft, die alte Peterſen'ſche Brauerei ihm gegenüber, die nur das hergebrachte Gut- und Dünnbier für Stadt und Umgegend lieferte, hatte dadurch einen großen Theil ihres Abſatzes verloren. Tante Salome kam auch nicht mehr aus ihrem Stift; ſie war zu ſchwach dazu geworden. Meiſter Daniel ſtand oft nachdenklich unter der Linde vor ſeiner Hausthür und ſah nach ſeinem von Wind und Wetter ſchon recht verwaſchenen Thürſtück auf; traurig ſchüttelte er den Kopf: ſeine Roſe lag ja längſt im Grabe, und die Knoſpe war als großer wehrhafter Bengel in die Welt gegangen.

„Paßt nicht mehr!“ ſprach er leiſe vor ſich hin und ging wieder in die Werkſtatt. Mitunter lief er auch in den Garten, als könne er dort ſich friſches Leben holen, wenn er aber an ſeines Jungen Blumenbeete kam, die jetzt ganz verunkrautet lagen, dann ſtand er lange, riß ein paar Mal eine Hand voll Neſſeln aus und ſah dann, daß das Blumenbeet doch nicht wieder kam.

Aber es ſollte noch ſtiller um ihn werden.

Ein großes Sterben — ein Typhus, wie die Aerzte ſagten, fiel auf die Stadt. Die Erſten, welche zum Kirchhof hinausgetragen wurden, waren der Kollaborator und ſeine noch leidlich junge Frau; ſeine beiden Kinder, die kleine Magdalene und ihr etwas älterer Bruder, ein heimtückiſcher, ſchieläugiger Burſche, kamen zu ihrer Großmutter, einer alten gelähmten Paſtorswittwe, deren Geſchichten von gläſernen Bergen und verwünſchten Prinzen dem Lenchen freilich beſſer behagten, als die antiken Lebensregeln ihres ärgerlichen Vaters. Zum Unglück Meiſter Daniel's aber war gleich danach auch ſein alter Brauer Peterſen geſtorben, und die Wittwe hatte den Muth zur Fortſetzung des Geſchäfts verloren. So wurden Arbeit und Verdienſt noch kleiner, und der alte Marten mußte auf ſeines Meiſters Drängen ſich einen Platz in der neuen Brauerei verſchaffen, wo dem Böttcher ein Geſelle nöthig wurde.

Daniel hatte das Alles eben an ſeinen Sohn geſchrieben, ging dann durch die leeren Räume ſeines ſchmalen Hauſes, ſtellte in der Werkſtatt Dauben und Hölzer gegen die Wände und ſtand endlich vor einem Fenſter der Wohnſtube, mit wirren Gedanken in den hellen Februartag hinausſtarrend. Von den Menſchen, die dann und wann vorübergingen, ſahen ſeine Augen nichts, er hatte ſeine blaue Zipfelmütze in der Hand und fuhr ſich von Zeit zu Zeit in ſeine Haare. Ja, er wollte jetzt ganz allein in ſeinem Hauſe bleiben, er war ein ordentlicher Wirth geweſen, die Zinſen von ein paar erſparten Kapitalien und der Verdienſt von ſeiner noch verbliebenen kleinen Kundſchaft würden für ihn ſchon reichen! Er begann zu rechnen, wieder und wieder, aber das Facit blieb daſſelbe. Es ſchoß ihm heiß zu Kopfe, er hatte gedacht, es mache doch ein Sümmchen mehr, und wenn er für Noth und Krankheit noch etwas hinter der Hand behalten wollte? . . . Da fiel es wie ein Strahl in die dunkle Kammer ſeines Kopfes; er hatte ja ein ganz leeres Haus; was brauchte er jetzt noch die Wohnſtube und die Kammer, die dahinter lag! Eine Mietherin, eine ſtille alte Perſon, das wär's, dann hätte er genug! Er ſelber zöge nach oben hinauf, in die Giebelkammer ſeines Fritz; nur ein kleiner Kochofen müßte dort noch geſetzt werden, dann könnte er ſich ſelber ſeinen Mittag machen!

Eine trübe Art Zufriedenheit kam über Meiſter Daniel, und er hörte nun auch, daß am andern Fenſter der Dompfaff flötete:

Üeb' immer Treu' und Redlichkeit,
Bis an Dein . . . . . ."

„Fiuh!" machte der Vogel, und der alte Mann nickte. Ja, ſo weit hatte Fritz es ihm noch beigebracht; und nun begann das Thier ſein Stück von Neuem. Als Daniel wieder durch das Fenſter blickte, vor dem ſchon längſt keine Roſen und Geranien mehr grünten, ſah er draußen eine Roſenknoſpe, ein acht- oder neunjähriges Mädchen mit einem ſanften Geſichtlein und ein paar blauen Augen, mit denen ſie, andächtig lauſchend, nach dem Vogel hinauf ſah; denn ſie ſtand mit einem älteren Knaben dicht unter dem Fenſter. Der Junge aber ſchielte und ſah bös und häßlich aus, und ſchien indeſſen ſeine Marmel in der Taſche nachzuzählen. Da zog das Mädchen ihr rothes Händchen aus dem Muff und, ihn zu ſich ziehend, wies ſie mit dem Finger nach dem Vogelbauer.

Aber Meiſter Daniel, den die Kinder nicht zu bemerken ſchienen, erſchrak faſt; denn wie eine Katze, die nach einer Beute ſpringt, fuhr der Junge mit einem Schrei empor, als wolle er den ſchönen Vogel greifen. Unwillkürlich klopfte der Meiſter an die Scheiben und drohte mit der Fauſt; da machte der Bube ihm ein Schelmgeſicht und rannte davon; das blonde Dirnlein aber ſtand, als könne ſie vor Schreck nicht von der Stelle.

Ein Lächeln zog über des guten Meiſters Antlitz, und er winkte dem Kinde, daß es zu ihm kommen ſolle; da ſie aber keinen Fuß rührte, ging er zu ihr auf die Gaſſe: „Komm' mit mir in die Stube!“ ſagte er, ihre Hand faſſend; „da kannſt Du Dir in der Wärme den Vogel beſehen!“

Als ſie drinnen waren, nahm er das Bauer von der Wand und ſtellte es vor ihr auf den Tiſch; aber der Dompfaff wetzte nur den Schnabel und ſah ſie mit ſeinen ſchwarzen Augen an.

Sie that einen tiefen Athemzug: „Was iſt das für ein Vogel?“ frug ſie leiſe.

„Das iſt ein Dompfaff!“ erwiderte der Meiſter.

„Ein Dompfaff?“ und ſie hielt lange den kleinen Zeigefinger an die Lippen. „Iſt er denn verzaubert?“

„Was denn? Verzaubert?“ frug der Alte, und ſie nickte mit ihren großen Augen.

„Warum denn verzaubert?“ frug er nochmals.

„Er flötet ja wie ein Junge!“

„Wart' mal,“ ſagte der Meiſter, dem dieſe Frage wie aus einer andern Welt kam; „nein, ſo was nicht! Nur, ſie ſagen, daß er ein dummer Vogel ſei; aber, Kind, er iſt gewaltig klug, und darum kann er auch flöten.“

„Darum?“ wiederholte das Kind; und beide verfielen nun in tiefes Sinnen über dieſen wunderlichen Fall. „Sag' einmal,“ ſprach Meiſter Daniel dann, nachdem er eine Weile in das feine Geſichtlein geſchaut hatte, „biſt Du nicht die kleine Magdalena, von der mein Fritz mir oft erzählt hat?“

Sie ſah ihn fragend an: „Wir ſind dem Kollaborator ſeine,“ ſagte ſie; „aber unſer Vater, auch Mutter iſt geſtorben.“

„Ja, ja, ich weiß; arme Kinder!“ ſagte er und ſtrich mit ſeiner harten Hand ihr ſanft die goldblonden Härchen aus dem Geſichtlein, das bei den letzten Worten ſich zum Weinen verzogen hatte. „War denn das Dein Bruder, den Du bei Dir hatteſt?"

Sie nickte. „Wir ſind beide bei unſrer Großmutter; aber die kann gar nicht von ihrem Lehnſtuhl auf!"

„Das iſt nicht gut für Deinen Bruder," ſagte der Meiſter ein wenig ſtrenge. „Wie heißt er denn?"

„Tiberius."

„Was für was?" frug er, und das Kind wiederholte das Wort.

Der Alte ſchüttelte den Kopf. „Iſt denn das ein chriſtlicher Name? Hat unſer Paſtor ihn ſo getauft?"

„Ich weiß nicht," ſagte die Kleine halb gedankenlos; denn der Dompfaff begann plötzlich wieder ſeine Melodie; und ſie hatte für nichts Anderes Aug' und Ohren. Als er aufgehört hatte, wandte ſie ihre leuchtenden Augen dem

Meiſter zu: „Ich muß nun nach Hauſe,“ ſagte ſie leiſe; „ich danke auch vielmal!“

Er nahm ihre beiden Händchen und ſah ſie zärtlich an: „Willſt Du auch wohl einmal wieder kommen?“

Und nach kleiner Bedenkzeit nickte ſie ſo bedeutſam, als ſollte es ein Schwur ſein. Dann brachte er ſie an die Hausthür und ſah ihr nach, wie ſie bedächtig die Straße hinauf ging. Als er danach wieder in ſein Zimmer trat, war ihm, als ſei hier inmittelſt ein Lichtlein ausgethan. Aber der Dompfaff hub wieder ſeine Melodie an. „Fritz! Mein Fritz!“ rief der Alte, und lehnte ſich zitternd an den Thürpfoſten.

Als der Mai ins Land gekommen war, ſaß ſchon die Mietherin unten in der Wohnſtube, ein zierliches, etwa fünfzigjähriges Frauenzimmer. Riekchen Therebinte hieß ſie und lebte von einem Sümmchen Erbzinſen und einem kleinen Jahrgehalt, den ihr eine zwanzigjährige Kammerjungfernſchaft bei einer gräflichen Gutsbeſitzerin eingetragen hatte; wenn Bälle oder andere Feſtlichkeiten in der Stadt waren, kammerjungferte ſie auch jetzt noch bei den Töchtern der Beamten oder vornehmeren Bürger, und hatte dadurch noch eine hübſche Extra-Einnahme. Sie war klein und mager, und wenn ſie aus einer Thür ein paar Stufen hinab ging, ſo war's, als wenn ein Vogel heraus hüpfte; „ſie iſt ein hüpfendes Gerippchen," hatte einmal ein kleines boshaftes Mädchen von ihr geſagt. Sie hatte nur ein winziges Stumpfnäschen; aber eine weitläufige Stirn darüber, daher ſie denn auch, wenn die Schönheit eines jungen Mädchens vor ihr gelobt wurde, ſelten, wiewohl etwas zaghaft, zu bemerken unterließ: „Ja, hübſch, recht hübſch! Aber die Stirn, iſt die nicht etwas unbedeutend?" Sie wurde dann meiſtens ausgelacht, und ſie ſelber lachte mit; denn Neid und Bosheit waren nicht dahinter; ſie wollte nur in Betreff der Schönheit ſich doch auch ein wenig in Erinnerung bringen. Die niedrige Stirn ihres Miethsherrn pflegte ſie ſtets voll wahren Mitleids zu betrachten, und erwähnte ihrer niemals gegen Andere.

Oben in der Giebelſtube hing der Dompfaff am Fenſter, und in der Ecke ſtand der Ofen, auf dem Meiſter Daniel ſeine Kartoffeln und ſein Stückchen Sonntagsfleiſch kochte; er hatte ſeinen einſamen Haushalt eingerichtet. Wenn er Vormittags ſeine paar Stunden in der Böttcherwerkſtatt gearbeitet oder in ſeinem Garten gegraben hatte, den er ſpäter faſt ganz mit Kartoffeln bepflanzte, dann ſaß er oben mit aufgeſtütztem Arm an einem Tiſche und las in der Laß'ſchen Chronik ſeiner Vaterſtadt, oder in des alten pastor primarius Melchior Krafftens ſtädtiſcher zweihundertjähriger Kirchen- und Schulhiſtorie. Die alten Lederbände waren noch aus ſeines Vaters Nachlaß, hatten aber lange Zeit bei ſeinen Rechnungsbüchern in der Schatulle gelegen; nun ſahen ſie ihn an, wie auch ſchon ſeine alte Zeit, und wenn er las, wie früher die pastores von Oſt und Weſt, aus Pommern und aus Sachſen in unſere Stadt gekommen waren, und wie nun hier auf ein paar Buchſeiten ſich ihr Leben eines nach dem andern abſpann, dann blickte er wohl halb verwirrt empor und wunderte ſich, wie er und der Dompfaff doch noch immer weiter lebten.

Wurde es Sonntag, ſo zog er ſtets ein friſch gebleichtes Hemd an; dann dachte er ſeiner ſauberen Hausfrau: „Line — Line Baſch!“ ſprach er und nickte mit ſeinem grauen Kopfe. „Du ſiehſt es doch!“ und während er ſich langſam in ſein Sonntagszeug kleidete, war ihm, als thäte er es noch wie einſtmals unter ihren Augen.

Dann ging er in die Kirche, um von dem alten Propſten, mit dem er als Junge in Quarta auf der Schulbank geſeſſen hatte, Gottes Wort zu hören; nach der Kirche ging er zurück und ſeinem Hauſe vorbei über den Kirchhof nach dem Stift. Aber ſeine alte Schweſter war ſtumpf geworden. „Wat ſchrifſt Fritz?“ war immer ihre erſte Frage, auf die er nur ſelten etwas zu antworten hatte; dann frug ſie weiter: „Wat hett de ol' Propſt denn ſeggt?“ Er berichtete ihr den Inhalt der Predigt, ſo weit er ihn behalten hatte; wenn er aber damit zu Ende war, dann war ſchon längſt der Kopf der bald Neunzigjährigen auf die Bruſt geſunken und ihre Seele ſchwebte in der Dämmerung, auf welche die Nacht folgt. Er ſaß noch eine Weile und ſah auf die alten Schweſterhände, die ihm von ſeiner Kindheit an geholfen hatten; und wenn die Schlafende ſich nicht mehr rührte, nickte er ihr ſchweigend zu, und ging hinaus und langſam ſeinem Hauſe zu.

Das waren die beiden einzigen Gänge, die Daniel Baſch in ſeinen Sonntagskleidern machte.

In ſeinem Garten wuchſen allmälig die Kartoffelſtauden in die Höhe und bildeten bald eine gleichmäßig grüne Fläche, aus welcher nur der große Birnbaum hervorragte, der in der Mittagsſonne ſeinen breiten Schatten um ſich her warf. Um dieſe Zeit, aber auch ſpät Nachmittags, wenn ſchon das Abendroth am Himmel ſtand, ſahen die Nachbarn über den Zaun ihrer Gärten den alten Meiſter oft auf der Bank, die auch jetzt noch um den Baum lief, ſitzen; den etwas gebeugten Rücken an den Stamm gelehnt, die Hände vor ſich auf die Kniee gefaltet, wie Einer, deſſen Tagewerk zu Ende iſt; und als im Juni ſich die Stauden mit den zierlichen blauen und weißen Blüthen bedeckten, ſaß er wie in einem Blumenmeer. Auch war ein Plätzchen, dicht am Fuße des Baumes, nicht zum Kartoffelfeld gezogen; Fritzens Blumenbeete waren hier geweſen, und Meiſter Daniel hatte im letzten Frühjahr alles Unkraut ausgereutet und ſtatt deſſen rothen Gartenmohn darauf geſäet. Er wußte wohl nicht, daß das die Blume der Vergeſſenheit ſei; ſie war für ihn vielmehr das Gegentheil; denn Fritz und ſeine Mutter hatten ſie einſt ſo gern gehabt. Und als ſpäter die Kartoffelſtauden mit den lichtgrünen Aepfeln und ſchon in dunklen Blättern ſtanden, öffnete neben ihnen der Mohn ſeine Knoſpen und wiegte die leuchtend rothen Blumen in dem ſchwülen Sommerhauch.

Der alte Mann, der auf der Bank daneben ſaß, ſchien freilich wenig zu dieſer Sommerpracht zu paſſen: der Bart ſchien ſeit acht Tagen nicht raſirt zu ſein, und die tiefliegenden blaß-blauen Augen ſahen wie über Welt und Leben hinweg. Er hatte den Brief, den er in der Hand hielt, eben vielleicht zum zehnten Mal geleſen; er war von Fritz; Fritz war nach Kalifornien gegangen.

Das Goldfieber war derzeit noch lange nicht vorüber; noch manchen lockte es in die Minen und manchen in den Tod; manchem ſchlugen dort die Keime ſeiner Natur zu Trunkſucht, Spiel und Raub, die vielleicht für immer ſonſt geſchlafen hätten, in Wucherpflanzen auf und erſtickten ihn. Freilich war Fritz nicht als abenteuernder Minirer, ſondern als feſtgedungener Böttcher für eine dortige Exportſchlachterei mit einem Hamburger Genoſſen hinüber gegangen, aber das Wort „Kalifornien“ klang doch wie Gold und Abenteuer, und es war zuerſt vor ſeinem Ohr geklungen, da er aus jenem Briefe ſeines Vaters deſſen drohende Verarmung herauszuleſen meinte. Er hatte ſeine feſte Arbeit; aber wenn die Gelegenheit käme, weshalb ſollte er nicht auch dazwiſchen ſpringen und ſeinem Vater ein ſorgloſes Alter mit nach Haus bringen!

Meiſter Daniel ſeufzte nicht; er ließ nur den Kopf hängen und rieb ſich mit der Hand den Stoppelbart, aber er ſah nicht neben ſich die rothen Blumen wehn und hörte nicht den Zritſch, der über ihm aus dem Laub des Baumes ſang, ſelbſt nicht den leichten Schritt, der jetzt von dem unten vorbeiführenden Weg aus dem Gartenſteig heraufkam. Erſt als eine kleine Hand ſich auf die ſeine legte, blickte er auf. „Magdalene, Kind, biſt Du es!“ ſagte er.

Sie nickte. „Ich wollte nur den Vogel gern einmal wieder hören!“ Aber ſie ſah ihn faſt erſchrocken an.

„Ja, ja“ — ſprach er, wie zu ſich ſelber — „der Dompfaff, der iſt noch da.“ Dann ging er mit dem Mädchen nach dem Hauſe zu.

Es war ſchon zu Ende des November; Meiſter Daniel ſaß Nachmittags in ſeiner Giebelſtube und hatte ſich ein behaglich Feuerchen im Ofen gemacht; es roch ſogar nach Kaffee, der wohl darin ſtehen mochte; er wollte heute noch zu ſeinem Nachbar, dem Barbier, denn der Bart war wieder einmal gar zu lang geworden, und dann ins Stift zu ſeiner Schweſter; heute ſollte ſie gewiß nicht ſchlafen; denn der erſte Brief aus Kalifornien war angekommen. „Geld verdienen iſt hier keine Kunſt,“ ſchrieb Fritz, „aber man muß es feſt in der Hand halten, wenn es nicht wieder wie Sand durch die Finger laufen ſoll; zwei Jahre, dann, Vater, klopf' ich an Deine Thür, dann arbeiten wir wieder zuſammen.“

Der Dompfaff hüpfte fröhlich in ſeinem Bauer, ein glücklich Lächeln ging über des Alten Angeſicht, und er wollte ſich eben ſeinen Kaffee aus dem Ofen holen, da hörte er es draußen die Treppe heraufhüpfen, ein ſpitzer Finger pochte an die Kammerthür, und als ſie ſich öffnete, erſchien Mamſell Riekchen Therebinte auf der Schwelle. „Oh, Mamſellchen!“ rief der Alte.

Und Riekchen machte einen Knix; ſie hatte ihren Schildpattkamm von der Gräfin eingeſteckt und Filethandſchuhe angezogen. „Ich kann wohl gratuliren?“ ſagte ſie.

„Wozu?“ frug der Alte hinterhaltig, „Sie meinen wohl, es riecht hier nach Geburtstag?“

„Oh, Herr Baſch! Ich denk', zwei einſame Hauskameraden ſollten Freud' und Leid zuſammen theilen, und heute Vormittag — ja, ja, ich habe den Briefboten attrapirt — iſt doch wohl Freude bei Ihnen eingekehrt; da möcht' ich mir nun meinen Antheil ausbitten!“

Er drohte ihr mit dem Finger: „Weibſen! Weibſen!“ ſagte er ſchelmiſch. „Aber, im Vertrauen, Mamſellchen, ich hab's gar gern, wenn Ihr Frauenzimmerchen ein Bischen neugierig ſeid!“ Er ſeufzte, doch er lächelte auch dabei: „Mein ſelig' Linchen war es auch!“ flüſterte er ihr ins Ohr.

Und während Rickchen ſich verſchämt mit ihrem Händchen über die bedeutende Stirn ſtrich, lief Meiſter Daniel zu einem Wandſchränkchen und holte Taſſen und Theelöffel; dann nahm er den heißen Kaffee aus dem Ofen und ſchenkte ſeiner Hausgenoſſin ein: „Und hier iſt Zucker!“ ſagte er, „bedienen Sie ſich, Mamſellchen. Ja, ja, Sie haben recht, heut' iſt ein Freudentag; ich habe Nachricht von meinem Fritz!“ Und ohne ſeinen Kaffee zu berühren, nahm er den offenen Brief vom Tiſch — — aber er mußte lachen, er hatte vergeſſen, ſeine Brille aufzuſetzen. Aber nun that er es und begann den Brief zu leſen, während Mamſell Therebintchen mit zierlichem

Finger ihre Taſſe vom Munde wieder auf die Unterſchale ſetzte.

Als er aber an die Stelle kam, wo Fritz für ſeine Heimkehr nur noch eine zweijährige Friſt ſetzt, da ſchien plötzlich auf dem Antlitz der mit gefalteten Händen Horchenden die Theilnahme zu erlöſchen.

Sie räuſperte ſich ein wenig, und Meiſter Daniel ſah ſie an: „Iſt Ihnen nicht wohl, Mamſellchen?“ frug er heiter, „Ihre Aeuglein ſehen auf einmal ſo betrübſam!“

Und Mamſell Riekchen ſah ihn faſt bittend an: „Ach, lieber Meiſter,“ flüſterte ſie, „dann werd' ich wohl mein Stübchen und Ihr Haus verlaſſen müſſen!“ und ſie ſeufzte, daß es ganz ſtill in der Kammer wurde.

Meiſter Daniel war ſchier beſtürzt, ſo hatte er den Fall noch gar nicht angeſehen, aber er faßte ſich, da war ja noch die kleine Schlafkammer des Geſellen; er nahm ihre Hand: „Nein, nein, liebes Mamſellchen, Fritz wird Sie nicht verdrängen; er iſt ein beſcheidener Junge, ſeiner lieben Mutter guter Sohn! Sie ſollen auch Ihre

Freude an ihm haben; dann wird es wieder laut und luſtig hier im Hauſe, und im Garten wachſen Erbſen und Bohnen und Blumen, auch türkiſchen Weizen zieht er — ganz wie es früher war zu ſeiner Mutter Zeit!"

Da lächelte das Mamſellchen wieder, und ſie tranken ihren Kaffee und laſen den Brief zu Ende; und als das alte Dämchen ſich empfahl, erbat ſie ſich und erhielt noch die Erlaubniß, im nächſten Frühjahr zwei Suppenkräuter-Beete zu gemeinſchaftlichem Gebrauche in dem Garten anzulegen.

Der Meiſter Daniel aber ging ſchrägüber zum Barbier; dann glattraſirt ins Stift zu ſeiner alten Schweſter, und Salome blieb, während er ihr den Brief vorlas, und noch lange nachher ganz wach und munter; ſie ſaß in ihrem Lehnſtuhl, und er dicht an ihrer Seite, und die Hände der alten Geſchwiſter ruhten in ſtummer Freude in einander; nur mitunter ſagte ſie: „De Jung! De Jung! He kann wat, un dat in Amerika!"

Als Daniel am Abend heimkam, faßte er den Entſchluß, dem Dompfaffen das Stück noch weiter vorzupfeifen. Was ſollte Fritz ſich wundern, wenn er nach zwei Jahren ihn ſo ſingen hörte!

Das war ein Freudentag in Meiſter Daniel's Leben, aber er wiederholte ſich nicht; der Winter kam, aber kein Brief von Fritz, und je weiter es in die Zeit hineinging, deſto ſchwächer wurde der Schimmer jener Freudenflamme und deſto dunkler wurde es um den einſamen alten Meiſter.

Als nach ein paar Jahren die Krokus im Schloßgarten blühten, trat ein einfacher Leichenzug aus dem Thore des St. Jürgensſtiftes; ein Kränzchen von Primeln und Immergrün lag auf dem Sarge, ein alter Mann ging zunächſt hinter demſelben; er ging etwas ſtumpelig und auf ſeinem Antlitz mit den ſchloweißen Augenbrauen zuckte eine unruhige Trauer. Es war wohl nicht um die Todte, die er auf ihrem letzten Weg begleitete; denn ſie hatte in mählich verdämmerndem Bewußtſein das äußerſte Lebensziel erreicht; aber der alte Mann hatte jenſeit des Meeres einen Sohn, ſein einzig Kind, und er wußte ſeit lange nichts von ihm; die Todte aber war die letzte geweſen, die aus ihren Träumen noch nach ihm gefragt hatte.

Der alte Mann war Daniel Baſch, der ſeine Schweſter Salome begrub; den kleinen Kranz hatte ſeine Miethęrin, das gute Riekchen, gebunden. „Das iſt unſer Altjungfernrecht,“ hatte ſie geſagt, „ohne Kranz nicht zu Tanz!“

Der Zug ging Schritt für Schritt die Straße hinab nach dem zweiten Kirchhof am Nordweſtende der Stadt, wo Daniel's Familiengrabſtätte lag. Als er dort an die offene Grube trat, ſah er in derſelben die Seitenbretter eines morſchen Sarges aus der Erde ragen; ſeine Hand zuckte, als ob er Etwas faſſen müſſe; er kannte den Sarg, es war ihm faſt, als wie ein ſchrecklich Wiederfinden. Dann wurde der friſche Sarg hinabgelaſſen und die hinabgeſchaufelte Erde dröhnte auf dem Deckel; Daniel nickte noch einmal in die Grube, und, während der alte Propſt das „Vaterunſer“ ſprach, murmelte er leis für ſich: „dein Wille geſchehe im Himmel und auf Erden!“

Erſt als er wie betäubt nach Hauſe ging, ergriff ihn ein jäher Schmerz um ſeine alte Schweſter, daß er nur mit Gewalt einen Thränenausbruch zurückdrängte; er war nun ganz verlaſſen.

Als er in ſeinem Hauſe nach der Giebelkammer hinaufſtieg, ſtand er mitten auf der Treppe ſtill: er hörte den Vogel in der Kammer pfeifen. Das hatte er freilich ſchon tauſendmal gehört; aber heute kam es ſo friſch, ganz wie ein Frühlingsruf aus der kleinen Bruſt herauf; Meiſter Daniel erklomm die letzten Stufen und brummte zur Begleitung die Worte der Melodie. Aber was war denn das? Der Meiſter hatte, an dem Erfolg verzweifelnd, in den letzten Wochen ſeinen Unterricht ganz aufgegeben; immer hatte der Schüler nur geſtümpert; und jetzt — jetzt ſang er Alles: womit ihn Fritz ins Haus gebracht, was dieſer ihn gelehrt und was zuletzt der Meiſter ſelbſt ihm vorgepfiffen hatte. Die unerwartete Freude hatte dem Alten wohl den Kopf verwirrt; denn er wandte ſich wieder, faßte mit jeder Hand eine Stange des Geländers, und ſich vorbeugend rief er laut ins Haus hinab: „Fritz! Fritz! Nun pfeift er auch die zweite Reihe!“

Da öffnete ſich raſch die Thür der unteren Wohnſtube, und Mamſell Riekchen war auf den Flur hinausgehüpft. „Wer? Was pfeift, Meiſter Daniel?“ rief ſie ängſtlich.

„Der Dompfaff! Der Dompfaff!“ kam es von der Treppe herunter.

„Ach, Sie und Ihr alter Dompapſt!“ rief Mamſell Riekchen und hüpfte in ihre Kammer zurück. „Sonderbarer Mann!“ ſprach ſie zu ſich ſelber und ſchüttelte ihre beiden dünnen Locken; „hat eben ſein' Schweſter begraben, und ſchreit um ſeinen alten Dompapſt!“

Der alte Mann dort oben hatte ſich auch beſonnen, der Vogel zwar hatte ſeine Lektion gelernt; wo aber war der, den er gerufen hatte?

Um dieſe Zeit war es, daß der Sohn eines Kellerwirths, „der Amerikaner“, wie ſie ihn ſpäter nannten, als er ſich nichtsnutzig in der Stadt umhertrieb, aus Kalifornien wieder nach Haus gelangte. Er war trunkfällig und großmäulig und führte zur Unterſtützung ſeiner Reden eine raſche Fauſt, daß die Leute es ſich ſchon gefallen ließen, wenn er in der Fuhrmannskneipe ſeine Geſchichten auftiſchte und ſeine Goldbröcklein aus der Taſche holte. Mit Grafen und Zigeunern, Türken und Heiden, ſo erzählte er eines Abends, auch freilich mit Fritz Baſch habe er Gold gewaſchen. — Aber der ſei ja in San Franciſco in einer Schlachterei, meinte einer der Stammgäſte. — Der Amerikaner lachte: „Hat ſich ausgeſchlachtet! die Bretterbuden ſind verbrannt; die hounds haben die Kaſſen genommen.“

„Hounds — was ſind Hounds?“

„Hunde! Spitzbuben! Räuber ſind's“ — rief der Amerikaner. „Ihr kennt hier ſo was nicht! Noch ein Glas, Harke! Schmeckt wohlfeil hier bei Euch!“

Das junge Schenkmädchen war, die Hand auf einer Kanne, ſtehen geblieben: „Sagt, wenn Ihr ſo gut ſein wollt, was treibt Fritz Baſch denn itzt? Wir ſind zuſammen eingeſegnet.“

„Fritz Baſch?“ erwiderte der Goldgräber und ſah ſich frech am Tiſche um: „Kalkulir', der hat's wohl ausgetrieben!“

„Was ſagt Ihr! Was iſt's mit Fritz Baſch?“ riefen die Gäſte; denn der friſche Junge war in aller Gedächtniß.

Der Amerikaner trank erſt ſein Glas bis auf die Nagelprobe. „Ihr kennt das hier nicht,“ ſagte er dann wieder, „im Süden, im Oregon war's; ein neues Goldlager! Ihr kennt das nicht: von Aſien, Afrika, Europa rannten ſie herbei; der Staub, der Moraſt, das Schnauben und Toben von Menſch und Vieh; aus hundert Sprachen ſchrien ſie durcheinander, ſchlimmer, als beim Thurmbau zu Babel: ein Irländer wurde verrückt, ein Franzos wollte Alles überſchreien, bis er am Ende nur noch pfeifen konnte; aber Gold! Gold war für Alle! — Harke, noch ein Glas!“ unterbrach ſich der Erzähler.

„Aber Fritz! Was war mit dem? War er dabei?“ riefen die Anderen.

„Dabei? — Ob er dabei war! Er grub und wuſch für Zwei! Einen Beutel voll Gold hatte er ſchon, den er allzeit feſtgebunden in der Hoſentaſche trug.“

„Weshalb denn iſt er nicht mit hierhergekommen? Habt Ihr Streit gehabt?“

Der Amerikaner ſchüttelte den Kopf: „Streit? Streit genug; aber nicht zwiſchen uns. In den Minen, Abends in den Zelten, wir ſpielten faſt die Nächte durch; habt von der Wirthſchaft wohl ſchon reden hören. Aber Fritz wollte nicht, und wenn ſie ihn zerren wollten, ſprach er: „Spielt! ich mach' nicht mit; muß meinem Vater ein weich' Kiſſen für ſeinen alten Kopf mit nach Haus bringen; hab' kein Gold für Eure Karten!“ — Aber ſie kriegten's heraus, daß er die Taſchen voll hatte; ſo kam's zum Streit, und in einer Nacht — Ihr kennt das nicht — da wurden die Meſſer blank, und eins davon fuhr ihm zwiſchen den Schultern in den Rücken.“

Die blonde Dirne ſtieß einen Wehlaut aus. „Der arme alte Daniel!“ rief ein Andrer; „es war doch nicht zum Tode?“

„Zum Leben auch nicht!“ ſagte der Amerikaner; „ich hab' ihn ſpäter nicht mehr geſehen;

und wenn ſein Leichnam nicht zufällig einem neuen Claim im Wege lag, ſo werden die Geier und die Ratten ihn ſchon begraben haben!“

— — Ein paar Tage ſpäter ſaß der Erzähler auch bei dem alten Meiſter Daniel auf der Bank unter Mamſell Riekchens Fenſter, und bis weit hinab und hinauf in die Straße konnten die Leute, die dort gingen oder vor ihren Thüren ſaßen, ihn reden hören. „Na, good bye, Meiſter!“ ſagte er endlich, rückte ſeinen Hut und ſchlenderte gleichgültig, die Hände in den Hoſentaſchen, weiter.

Der Alte ſah ihm lang' mit ſtarren Augen nach; als er ſich aufrichten wollte, taumelte er auf die Bank zurück; er machte noch einmal den Verſuch, und nun ging es: mit den Händen an der Wand taſtete er ſich durch ſeinen Hausflur und ebenſo die Treppe hinauf; als er in die Kammer gelangt war, ſchloß er hinter ſich die Thür. Wer auf der Gaſſe vorüberkam, ſah die Sonne über die geſchorene Linde weg ins offene Fenſter ſcheinen und hörte den Dompfaff ſein allbekanntes Lied pfeifen.

Nach einigen Wochen aber wurde hie und da erzählt, der alte Daniel Baſch ſei ſo was wunderlich geworden; der Amerikaner habe auch ihm das Stück von ſeinem Sohn erzählt, da ſei ihm die Trauer in den Kopf geſtiegen. — Auch in meinem Hauſe wurde davon geſprochen; da ſeine Mutter bei meiner Großmutter lang' in treuem Dienſt geſtanden war, ſo gehörten wir zu ſeiner ihm noch jetzt verbliebenen Kundſchaft. Die Aufträge meiner Frau waren, nach deren Aeußerung, bisher prompt und ſauber ausgeführt; nur eben jetzt hatten wir lange auf ein Badewännchen für unſer kränkelndes Kind gewartet. „Geh' doch einmal ſelber bei dem Alten vor“ ſagte ſie eines Tags zu mir; „Dein Spaziergang führt Dich ja oft dort vorbei!“

Als ich mich, deß gedenkend, am folgenden Nachmittage ſeinem Hauſe näherte, ſah ich dort eine Leiter über der Hausthür angelehnt; den darauf Stehenden aber verbarg mir das Laub des Lindenbaumes. Als ich herantrat, erkannte ich unſeren alten Meiſter ſelber; er hatte in der einen Hand einen Meißel, in der anderen einen

Hammer und war damit beſchäftigt, den vor Jahren dem Thürſtück angeſtrichenen Mörtel wieder los zu arbeiten, und ſchon ſah der Schädel des Todes wieder aus dem wüſten Staub hervor.

Als der Alte auf meinen Gruß, den ich ihm hinauf rief, mich erkannte, kam er haſtig von ſeiner Leiter herabgeklommen und führte mich durch den ſchmalen Hausflur in die Werkſtatt. „Es iſt fertig, ganz fertig, Herr Landvogt!“ ſagte er und ſah mich aus erſchreckend hohlen Augen an; „daß Ihre gute Frau mir nur nicht bös wird! Ich hatt's vergeſſen; rein vergeſſen — die letzten Wochen!“ Er griff in eine Ecke und wies mir die fertige Wanne vor. „Die letzten Wochen!“ wiederholte er noch einmal leiſe vor ſich hin.

Ich faßte ſeine Hand und fühlte, wie ſie in der meinen bebte. „Ich weiß es, Meiſter,“ ſagte ich; „ſie haben großes Leid zu Euch gebracht.“

Da hörte ich den Dompfaff pfeifen, den ich bis jetzt nur vom Hörenſagen kannte; er hing in ſeinem Bauer jetzt hier in der Werkſtatt innerhalb eines kleinen Oberfenſters; vom Hofe nickte ein blühender Flieder zu ihm herein.

Der Vortrag des kleinen Künſtlers ſchien mir ſo lieblich, ja — was indes wohl nur die Folge meiner Stimmung war — ſo voll Empfindung, daß ich ſchweigend horchte. „Da habt Ihr einen anmuthigen Hausgenoſſen!“ ſagte ich.

Der Alte ließ den weißen Kopf ſinken: „Den letzten,“ murmelte er; „und nur ein Vögelchen.“

„Den letzten? Ich dachte, es wohne auch noch ſo ein altes munteres Jüngferchen bei Euch?“

Meiſter Daniel nickte: „Ja, ja, Herr; nur — ſie hat die Anderen nicht gekannt; der“ — und er ſchaute zärtlich zu dem Vogel auf — „iſt noch von meinem Fritz!“

Ich hätte ihm zurufen mögen: „Laßt nicht den Kopf ſo hängen, Alter! Wer weiß, der Fritz kommt dennoch eines Tages in die Thür geſprungen, und es wird wieder jung und luſtig in Eurem Hauſe!“ Denn ich traute dem verlumpten Schwätzer nicht, der jene Kunde über das Meer gebracht hatte; aber dennoch — es ſah dem Fritz zu ähnlich, und das Ende war wie ein Blatt aus einer Tagesnummer von da drüben; ich gab ſchweigend dem alten Mann die Hand: „Meine

Frau wird die Wanne holen laſſen,“ ſagte ich; „möge Gott Euch tröſten, Meiſter Daniel; die Welt iſt ja ſo reich.“

Als ich aber einen Blick auf den gebrochenen Mann warf, der noch immer nach dem Vogelbauer ſtarrte, als gäbe es nun nichts Weiteres für ihn, da ſchämte ich mich meiner dummen Weisheit, und wollte ſchweigend davon gehen.

In der Hausthür aber hatte er mich eingeholt; er hielt die Zipfelmütze in der Hand: „Verzeiht! Verzeiht, Herr!“ wiederholte er ein paar Mal mit einem unbeholfenen Diener.

Nur ein paar Häuſer weit hatte ich mich entfernt, als ich ſchon wieder von der Leiter herab die Schläge des Hammers auf den Meißel hörte; der Alte arbeitete ſchon wieder ſeinen Tod zu Tage.

— — Sie ſagten, Meiſter Daniel ſei wunderlich geworden, und es war vielleicht auch ſo; freilich die wenige Arbeit, die er noch zu verrichten hatte, gerieth ihm nach wie vor; aber das Handwerk, oder was davon in früheren Jahren in ſeinem Kopfe hatte ſitzen müſſen, war ihm all=

mälig in die Fauſt hinabgeſtiegen, und die war noch leidlich zu gebrauchen. Im Uebrigen hatte er ſeine alten Bücher wieder in die Schubladen gepackt: was ſollte er von den Dingen der Welt noch leſen, da ſeine Lieben keinen Theil mehr an ihr hatten! Für ihn war jetzt ein Anderes: wenn Abends die Dämmerung ſich dem Dunkel nahte oder wenn der Mond aus ſeiner Himmelshöh' herabſchien, dann ſchritt Daniel aus ſeinem Hauſe die Süderſtraße hinab, über den Markt und hinten durch den einſamen Schloßgang, durch die Lindenalleen und durch den Todtengang nach dem Kirchhof. Er trug keine Blumen oder Kränze dahin; aber unter der kleinen Linde, die auf Lina's und Salome's Grabe wuchs, hatte er ein ſchmales Bänkchen zimmern laſſen; dort ſaß er und blickte, ſo lange noch ein Schimmer davon ſichtbar war, nach Weſten auf das Meer und dachte an die Ewigkeit, welche nur allein noch vor ihm lag.

Aber auch, wenn ſchon das Dunkel ihn rings umſchloſſen hatte, blieb er dort mitunter ſitzen.

Da er eines Abends erſt nach 11 Uhr ſeine

Hausthür aufſchloß, kam ihm Mamſell Rieckchen aus ihrer Stubenthür mit einem brennenden Licht entgegen; ſie hatte ſo lang' in Schiller's Räubern geleſen: „Mein Gott, Herr Baſch, wo kommen Sie her? Ich denk', Sie liegen über mir in Ihrem Bett; ſonſt hätt' ich die grauliche Geſchichte nicht ſo ſpät geleſen!“ Plötzlich hüpfte ſie auf und nahm ihm ein weißes Blättchen von einem Grabkranz aus den Haaren. „Das iſt ja von dem Kirchhof!“ ſchrie ſie. „Was machen Sie auf dem Kirchhof?“

Der Alte nickte: „Ja, ja, Mamſellchen!“ und ein wunderliches Glänzen brach aus ſeinen Augen: mein ſelig' Mutter war heut' auch bei uns; in ihrer kalmankenen Nachtjacke; aber ſie hatte Erde auf ihren weißen Haaren; nur mein Fritz — — die Reiſe war auch wohl zu weit;“ ſetzte er leis und wie entſchuldigend hinzu.

„Herr Baſch,“ rief Mamſell Rieckchen und wehte abwehrend mit ihrem Schnupftuch gegen ihn, „Sie machen einem bange! Kommen Sie; ich leuchte Ihnen nach Ihrer Kammer; ich koche noch ſchnell ein Täßchen Kamillenthee, damit Sie auf andere Gedanken kommen!“

Und der Alte ließ ſich hinaufleuchten und trank geduldig den Kamillenthee.

„Ihr gütigen Engel!“ rief Mamſell Riekchen, da ſie unten in ihrem Zimmer war, „er iſt ganz wunderlich; aber bei ſolcher Stirn — was war da Andres zu erwarten!“

— — Von der Zeit an hielt Mamſell Therebinte über des Meiſters Hausweſen eine ſtille Aufſicht; „denn,“ ſagte ſie, „böſe Menſchen könnten ihm bei hellem Mittag das Dach vom Hauſe wegſtehlen!“ — Aber auch der Garten unterlag ihrer Sorge, und ſie paßte eifrig auf, daß nicht die Nachbars-Katzen oder -Hühner ſich in den von ihr neu angelegten Suppenkrautsbeeten häuslich einrichteten; beſonders beunruhigte ſie ein fremder Junge, den ſie mehrmals durch den Garten gegen das Haus hatte heranſchleichen ſehen; aber ſo bald er ſie erblickt hatte, war er eilig ſeitwärts durch die Nachbarsgärten davon gerannt, ſo daß ſie von ſeinem Kopfe nur einen fahlblonden aufgeſträubten Haarpull zu Geſicht bekommen hatte.

Als ſie eines Nachmittags mit Magdalene vom Hauſe aus in den Garten ging, fuhr dieſe plötzlich wie erſchrocken auf. „Was haſt Du, Lenchen?“ frug Mamſell Therebinte.

„Ich? Nichts,“ ſagte Lenchen, aber es knatterte drunten zwiſchen den Büſchen, und ihre Augen ſahen ängſtlich nach dieſer Richtung.

„War der Junge da, von dem ich Dir geſagt habe?“ frug Riekchen.

„Nein, ich weiß nicht.“

„Hmm, Hmm!“ machte Mamſellchen, und damit war die Unterredung aus; aber Lenchen mußte nach Hauſe und ſchien froh von der Alten los zu kommen.

Ein paar Tage ſpäter war der Junge wieder ſichtbar geworden, und diesmal hatte er Mamſell Riekchen ſein volles Antlitz zugekehrt; aber ſie kannte ihn nicht: er ſchielte, er hatte eine kurze dicke Naſe. „Pfui,“ ſagte ſie; „ein übler Knabe! Was will er? Stehlen? Was will er ſtehlen? Aber gewiß, ſo ſehen die Spitzbuben aus!“

Im erſten Augenblick wollte ſie zum Meiſter in die Werkſtatt; aber nein, mit dem war jetzo nicht zu reden. Sie ſchauderte noch ein wenig; dann ging ſie in das Haus zurück; verſicherte aber bei ihrem Eintritt die Hinterthür mit Haken und mit Schlüſſel, und ſetzte ſich in ihrem Stübchen nachdenklich an ihren engen Strickſtrumpf. So viel war gewiß, und ſie nickte beſtätigend mit ihrem Köpfchen, die ganze Verantwortung lag jetzt auf ihr.

* * *

In dem damals ſehr heißen Auguſt war ein großes Feſt in unſerer Stadt; ich weiß nicht, war der König da oder was ſonſt; aber auf den Abend ſollte im Rathhausſaal getanzt werden, und ſeit Mittag war Rieckchen Therebinte bald in dieſem, bald in jenem Hauſe, um den Honoratiorentöchtern bei ihrem Staat zu helfen. Meiſter Daniel hatte den Nachmittag an der Wiederherſtellung eines kleinen Eimers gearbeitet; er war ſchon alt und auseinander gefallen; denn der Meiſter hatte ihn einſt für ſeinen Fritz gemacht; nun wollte er ihn dem Lenchen ſchenken, wenn ſie nächſtens ihn beſuchen würde. Ihm war warm dabei geworden und er mußte ſich auch noch fortwährend die winzigen „Gnaupen“ vom Geſicht wiſchen, die derzeit zu wahren Plagegeiſtern wurden. Aber allmälig verſchwanden die Thierchen, die Dämmerung kam, und ein gelber Abendſchein fiel ſchräg von Weſten her auf die weiß getünchten Wände der Werkſtatt. Der Meiſter ließ die Arbeit aus den Händen gleiten; er ſaß auf der Schnitzbank und ſah nach ſeinem Vogel, der am oberen Fenſter hing und ſich duknackig zuſammengepluſtert hatte. „Papchen! Mein Papchen!“ rief der Alte zärtlich; aber der Vogel rührte ſich nicht: da ſtand er auf, rückte haſtig einen Stuhl an das Fenſter und ſtieg hinauf.

Unter der Holzdecke, in deren Nähe das Bauer hing, war eine Todesgluth. Der Alte ſtieß mit zitternder Hand das obere Fenſter auf und hakte es feſt; dann ſah er wieder angſtvoll auf ſeinen Vogel. „Nicht krank werden, Papchen!“ flüſterte er ihm zu. „Fritz iſt todt und Daniel ein alter Mann!“ Er faßte an das Trinkglas des Vogels; es war heiß wie ein Suppentopf. Raſch trat er von dem Stuhl herunter, trabte mit dem Glaſe zum Brunnen auf dem Hofe und füllte es mit friſchem Waſſer, das er aus der tiefſten Tiefe heraufzog. Als er wieder in der Werkſtatt war und das Glas vor dem Bauer in den Drahtring gehangen hatte, ſtand er lange mit den Händen auf dem Rücken und blickte geſpannt nach ſeinem Vogel, der ſich deutlich gegen den Abendſchimmer draußen abhob. „Trink nun, Papchen, trink!“ ſprach er halb wie zu ſich ſelber. „Soll nicht wieder paſſiren; der alte dünne Kopf! Wir müſſen zuſammen aushalten; ſo trink' nun doch, mein Papchen!“

Und wirklich, der Vogel ſpreitete die Flügel und reckte den Kopf auf, als ob er jetzt erwache; und Daniel ſah ihn zu ſeiner Beruhigung nach dem Glaſe hüpfen und in durſtigen Zügen den klaren Quell hinunterſchlürfen.

Die Dämmerung fiel immer ſtärker; der Meiſter band ſein Schurzfell ab, zog ſeinen Rock an und machte ſich zu ſeinem Abendgange nach dem Kirchhof fertig. Als er eben aus dem Hauſe gehen wollte, fiel ihm die Hofthür ein; er lief zurück, und verſicherte ſie mit Schlüſſel und Haken;

denn er wußte, daß Mamſell Therebinte heut' in der Stadt ihre Kammerjungferngeſchäfte trieb; dann ſchloß er auch die Hausthür ab und ging durch den ungewöhnlich dunkeln Abend die Straße hinunter zu ſeinen Todten.

Er blieb lange auf dem Kirchhof; denn er feierte heute den Geburtstag ſeiner Line. Wer außer ihm noch dort geweſen war, den hatte das nahende Gewitter nach Haus getrieben, das im Weſten über dem Meer heraufſtieg. Er ſaß allein in der Finſterniß auf der kleinen Bank und dachte wohl, wie er vor Jahren mit ihr, die jetzt unter ihm verweſ'te, Hand in Hand unter dem Birnbaum in dem damals ſo wohl gepflegten Garten geſeſſen hatte. Die Donner, die ſchon lange gemurrt hatten, wurden lauter; mitunter hob ein jäher Blitzſchein die Todtenkreuze und Urnen um ihn her auf einen Augenblick aus dem Dunkel in ein gelbblaues Licht, und ein Rauſchen fuhr durch die Eſchen des Kirchhofs. Als jetzt ein dröhnender Schlag vor ihm wie in den Grund hinabpraſſelte, erhob er ſich unwillkürlich. Noch ein Weilchen ſtand er und neigte das Ohr nach dem

Grabhügel; aber die Todten ſchliefen feſt genug; dann trat er den langen Weg nach ſeinem Hauſe an. Als er von der Norderſtraße über den Stiftskirchhof ging, zeigte ein Blitz ihm für einen Augenblick die beiden Zackengiebel und die Seitenmauer des langen Stiftsgebäudes und darin das Fenſter, hinter welchem er ſo manches Mal bei ſeiner Schweſter Salome geſeſſen hatte; es war dort Niemand mehr, der zu ihm gehörte, und er begann einen kleinen Trab zu laufen; ihn ergriff eine plötzliche Sehnſucht nach ſeiner öden Wohnung; auch mußte er in der Werkſtatt den offenen Fenſterflügel ſchließen, damit der ſchon in großen Tropfen fallende Regen nicht ſeitwärts in das Vogelbauer und auf ſeinen Dompfaff ſchlage.

Mamſell Riekchen lag ſchon hinter den geblümten Gardinen ihres Jungfernbettes, als der Meiſter in ſein Haus trat, und ſie ihn eilig in die Werkſtatt gehen hörte. „Den lieben Engeln Dank,“ ſagte ſie und ſtreckte ihr Figürchen behaglich unter dem Deckbett, „daß wir den alten Mann zu Hauſe haben!“ Denn von draußen ſchlug der Gewitterregen wie in Strömen gegen die Fenſter. „Nun wird er gleich ſeine Stiege hinaufklettern, und dann iſt Ruh im Hauſe!“

Aber es dauerte eine Weile; dann hörte ſie von der Werkſtatt her ein Hantiren mit Brettern und Dauben, die dort in Menge an den Wänden ſtanden, als ob Jemand in haſtigem Suchen Alles durcheinander werfe; dazwiſchen klatſchte draußen der Regen von den Dächern und aus den Rinnen auf die Straße. Sie hatte ſich in ihrem Bette aufgerichtet und drückte ihre eingewickelten Schmachtlöckchen an die Schläfen; denn ſie wollte nicht ſchlafen, bevor auch ihr alter Miethsherr zur Ruhe wäre. „Gott ſei tauſendmal Dank!“ ſagte ſie, als ſie ihn endlich aus der Werkſtatt auf den Flur treten hörte. — Aber, was war das? Er ging nicht nach der Treppe; die Hofthür wurde aufgeſchloſſen und geöffnet: er ging hinaus in all' das Wetter!

Sie ſaß noch eine Weile; aber ſo gleichmäßig, ſo einlullend ſtrömte jetzt der Regen; Mamſell Rieckchen war zurückgeſunken; ihre Athemzüge verkündeten deutlich den geſunden Schlaf.

— — Nur der ſchwindſüchtige Nachbar

Schneider, deſſen Schlafkammer nach dem Garten lag, hatte erſt eben vor dem zu Bette gehen das Licht gelöſcht und wachte noch mit ſeiner Ehefrau; erſt vor einem halben Stündchen hatte er die Nadel in das Kiſſen geſteckt.

„Huſte doch nicht ſo, Jan Peters!“ ſagte die ſtämmige Ehehälfte, die neben ihm unter der Decke lag.

„Ja, ja, Trine; mit Deinen Lungen würd' ich's auch nicht thun. Horch nur, wie der Regen palſcht!“

In dieſem Augenblicke hörten beide die Hinterthür des Böttcherhauſes aufklinken und bekannte Schritte durch den Gang nach dem Garten traben. „Um Chriſti Barmherzigkeit!“ rief das Weib; „ich glaub', der alte Baſch will noch ſpazieren gehn!“

„Laß ihn!“ ſagte der Schneider und huſtete wieder.

„Nein, nein! Was hat das zu bedeuten?“ Und das Weib ſprang mit beiden Füßen aus dem Bett und ſtellte ſich an das Fenſter, um die Finſterniß draußen mit ihren runden Augen zu durchdringen. „Ich glaub'," ſagte ſie, „er watet drunten in ſeinen Kartoffeln, die auch längſt im Keller ſein ſollten! Was will er denn in den Kartoffeln?"

Der Mann im Bett antwortete nicht; aber in demſelben Augenblick drangen durch das Getoſe des Wetters von drunten aus dem Nachbargarten ein paar Worte zu ihnen herauf; „Papchen, gut' Papchen!" hörten ſie es ſchmeichelnd rufen; dann aber, nachdem eine Weile der ſtärker niederſtürzende Regen jeden Laut verwiſcht hatte, erſcholl ein Jammerruf, daß der müde Schneider aus ſeinen Kiſſen in die Höhe fuhr.

„Still!" rief das Weib und drängte ihren Kopf noch härter an die Scheiben.

„Trine!" begann der Mann wieder; „das war der alte Baſch! Sollen wir ihm auch zu Hülfe kommen? Wenn ich da draußen wär', ich holte mir den Tod."

Sie antwortete lange nicht, denn nach einigem Rufen war es ſtill geworden. „Laß ihn!" ſagte ſie; „die Verrückten können mehr vertragen als

Du; was will er mit ſeinem Vogel Nachts im Garten laufen?“

Damit war ſie wieder unter die Decke gekrochen; vom Kirchthurm ſchlug es elf; und bald danach ſchnarchten auch die beiden Schneidersleute.

— — Aber am Tage darauf lief es durch die Nachbarſchaft, dem alten Baſch ſei am vorigen Abend ſein Vogel davon geflogen; nun ſei er in dunkler Regennacht in ſeinen Kartoffeln umhergelaufen und habe unter jeder Staude viſitirt; und ein Spaß für die ganze Stadt war es, als am Nachmittag der Bettelvogt durch die Straßen wanderte und, mit ſeinem Schlüſſel an das große Meſſingbecken ſchlagend, ausrief, dem Bötjer Daniel Baſch ſei ſein kunſtvoller Dompapſt fortgeflogen, und wer ihn wiederbringe, ſolle guter Belohnung gewiß ſein! — „Wahrhaftig,“ riefen die Nachbaren lachend; „das hat Mamſell Therebintchen angeordnet; ſie läßt es ſich ein Stückchen Silber koſten: am Ende will ſie noch den Alten heirathen!“

Und Recht hatten ſie darin, daß Mamſell

Rieckchen den Aufruf hatte anſtellen laſſen; aber der Vogel kam nicht wieder. „Ja, ja;“ vertheidigte ſich der dicke Bettelvogt, als Rieckchen bei Auszahlung ſeiner Gebühr ihn deshalb zur Rede ſtellte; „wenn's eine Katz, oder auch nur ein Karnickel geweſen wär', ich wollte nichts davon ſagen; aber ſo Vögel mit Schwanz und Flügeln, die können eigentlich gar nicht ausgerufen werden.“ Und während Mamſell Rieckchen über dieſe unerwartete Antwort ſich in ein verwickeltes Nachdenken verlor, ging der Ausrufer behaglich huſtend zur Thür hinaus.

Noch einmal kroch ſie mit dem Alten in Haus und Garten umher; aber nur das leere Bauer war geblieben, das mit ſeinem offenen Thürchen die ganze Werkſtatt zu veröden ſchien. Als Rieckchen nach all dem vergeblichen Suchen den Kräften des alten Mannes mit den Veronicatropfen ihrer Gräfin aufhelfen wollte, ſchüttelte er langſam ſeinen weißen Kopf: „Ich danke, gutes Mamſellchen; das iſt nicht anders; die irdiſchen Freuden ſind vorüber.“ Dann ſah er durch das

Fenſter in den blauen Himmel, als ſuche er dort das Thor zur Ewigkeit.

Die überraſchenden und ſchnell ſich folgenden Vorgänge, welche ich jetzt zu erzählen habe, ſind es wohl eigentlich, welche uns in der kleinen Seeſtadt das Gedächtniß des einfachen Mannes bewahren ließen und mich veranlaßten, den kleinen Spuren ſeines Lebens nachzugehen, von denen ich einzelne hier aufzuzeichnen vermochte.

— — Es war an einem Spätnachmittage des Septembers, und die Abendſonne lag herbſtlich mild auf den braunen Ziegeldächern, als ein Trupp von etwa zwanzig meiſt aufgewachſener Jungen ſich hurtig, aber in feierlicher Stille, von unſeres Meiſters Hauſe die Straße hinaufbewegte, die hier nach Oſten zur Stadt hinausführt. Nur ſelten wurde ein Wort geflüſtert, in ſachtem Trabe ging es vorwärts; man hörte nichts, als das Geräuſch von den Stiefeln oder Holzkloppen, die ebenmäßig über das Pflaſter liefen. Hie und da kam noch einer aus den Häuſern zugelaufen und ſchloß ſich, eifrig aber heimlich fragend, dem Zuge an.

„Wat is da los? Wo willn jüm hen?“ frug eben ein kleiner dicker Burſche.

Und der Gefragte raunte ihm ins Ohr: „Buten na't Brutlock! He will ſick verſupen!“

„Ah Snack! Verſupen? Wem will ſick verſupen?“

Und der Andere zeigte auf den alten Meiſter Baſch, der in Kniehoſen und Pantoffeln, mit Schurzfell und blauer Zipfelmütze, mit fahlem Antlitz und wie leeren Augen in ihrer Mitte trabte.

„Dammi ja!“ ſagte der neue Junge. „He kickt immer liekut. Warum will he ſick verſupen?“

„So weſ' doch ſtill!“ raunte der Andere; „wil he nich mehr leben mag.“

„Wem hätt dat ſeggt?“

„He ſülm.“

„Dammi ja!“ rief der neue Junge wieder; „wenn man unſ' beiden Swemmers mit weren!“

„De ſünd all lang vörut.“

Die beiden „Swemmers“ waren ein paar

ältere kräftige Jungen, Hans Jochims und Harke Mommſen, die Schwimmkünſtler unter denen, die draußen bei der Schleuſe badeten; ſie hatten ſich von dem Zuge getrennt und waren aus Leibeskräften vorausgelaufen; denn ſie dachten heute ihren Ruhm noch um ein Erkleckliches zu mehren.

Der Trupp, der ſich raſtlos mit dem ſchlurrenden und trappelnden Geräuſche fortbewegte, war endlich vor die Stadt gekommen, wo ſich ſtatt der Häuſer zur Linken der Steinwall mit den großen Weißdornbüſchen hinzieht und rechts die Marſchweiden nach dem Hafenſtrom hinab liegen. Es ging jetzt raſcher vorwärts; ſie waren bald zur Stelle; Niemand von den Knaben hatte ein Wort zu dem alten Meiſter geſprochen, er keins zu ihnen; niemand hat es nachher gewußt, woher es kund geworden, daß ſie ihn auf ſeinem Todesgang begleiteten; ebenſo wenig kam ihnen der Gedanke, daß ſie den Verwirrten zurückhalten müßten; auch die vorausgelaufenen Schwimmer dachten nur, wie ſie ihr Heldenſtück vollbringen wollten. Wohl begegneten ihnen ältere Leute, die ſie zu Rath und Hülfe hätten herbeirufen können;

aber allen von ſolchen geſtellten Fragen ſetzten ſie nur ein ſtummes Kopfſchütteln oder ein nichtachtendes unbewegliches Schweigen entgegen; ſie wollten ſich nicht ſtören laſſen; die allen Menſchen eingeborene Begier, das Letzte, Schauerliche einmal ſelbſt in nächſter Nähe zu erleben, trieb ſie vorwärts.

Und der alte Mann ſchien Eile zu haben; er lief immer hurtiger, wie einſt, wenn er aus der Werkſtatt zu ſeiner Line in die Küche trabte; er wollte auch zu ihr, nicht nur zu ihrem Grabe; er wollte nach einer Pforte, durch die er aus der Welt hinauskonnte; zu ihr, zu Fritz, nur nicht mehr in der leeren Welt!

Der Zug wandte ſich jetzt rechts nach einem breiten Damm hinauf; ein paar hundert Schritte weiter, wo am Ende desſelben eine hochgelegene Landſtraße vorüberführte, lag tief unten im Winkel das Brautloch, eins jener ſchwarzen Waſſer, die nach der Sage unergründlich ſind. Die Augen der Jungen wurden immer greller, je näher ſie den Spiegel in der röthlichen Abendſonne blinkern ſahen; und viele Finger ſtreckten ſich aus und wieſen auf zwei dort am Abhang liegende Kleiderhäufchen. „De Swemmers! De Swemmers!“ rief es aus dem Zuge. Als ſie aber noch näher kamen und von dem Damme das Waſſer unter ihnen mit ſeinen hohen Schilfrändern überſehen konnten, lag unten Alles blank und todtenſtill; ſie reckten und drehten die Hälſe; aber von den Vorausgelaufenen war nichts zu gewahren.

Plötzlich erſcholl aus dem Haufen ein durchdringender Schrei des Entſetzens; denn während die Knaben nach ihren Kameraden auf der Waſſerfläche ausſahen, hatte Meiſter Daniel einen Zulauf genommen; ſie ſahen etwas, das ſie nicht erkennen konnten, durch die Luft in die Tiefe hinabfliegen und gleich darauf das Waſſer unten in klatſchenden Wellen emporſchlagen.

Der Augenblick war vorüber, es wurde ſtill; die Knaben ſtanden zitternd auf dem hohen Ufer und begannen um Hülfe zu rufen. Aber ſie war ſchon da, und von dieſem Augenblicke an wandte ſich das Schickſal Meiſter Daniel's; es ging wieder aufwärts; denn die Jugend nahm ſich ſeiner an. Aus den beiden ſich gegenüber liegenden

Schilfverſtecken ſchwammen mit kräftigem Armſchlage zwei nackte muskelſtarke Jünglinge hervor, und als die Geſtalt des Greiſes wieder aus der Tiefe auftauchte, ſchoſſen ſie herzu und hoben ihn mit geſchicktem Schwung auf ihre Schultern. „Hurrah!“ riefen die Jungen, die auf der Höhe ſtanden und noch einmal „Hurrah!“ und immer kräftiger, je näher ihre beiden „Swemmer“, zwei jungen Tritonen gleich, mit ſtarken Schlägen den Verunglückten der heimathlichen Erde zuführten.

Daß Meiſter Daniel unter einem Hurrah der Knaben in die Tiefe geſprungen ſei, iſt eine Lüge, die ſchadenfrohe Menſchen ſich ſpäter zugerichtet haben. Die Jugend iſt nur ſelten böſe, und der alte Mann mit ſeinem ſchönen Vogel hatte den Knaben ja niemals Leids gethan. Aber ein halbes Hundert Arme waren bereit, ihn am Ufer ſeinen beiden Rettern abzunehmen, die jetzt ſtolz zu ihren Kleidern ſchritten; ein Paar der Knaben lief nach dem Chauſſeewärterhäuschen, das nahebei auf dem Damme ſtand, und die gutmüthige Frau, die allein daheim war, öffnete ſchon die Hausthür, durch die nun der ganze Trupp hineinſtrömte, mit dem Meiſter, den ſie in ihrer Mitte trugen. „Er lebt noch! Er lebt aber noch!“ ſchrieen ſie der Frau entgegen, und die jugendlichen Geſichter glühten dabei von Lebens- und von Liebesfreude.

Plötzlich gewahrten ſie mitten in ihrem Gedränge ein dürres Frauenfigürchen; ſie hatte einen Schäferhut auf ihrem Köpfchen, zwei lange dünne Locken baumelten wie geängſtete Schlangen unter ihrem Kinn zuſammen. „Riekchen! Mamſell Therebintchen!“ erſcholl es aus dem Haufen. Und ſie war es; ſie war in Geſchäften in der Stadt umher geweſen; ſie hatte bei ihrer Heimkehr das Furchtbare erfahren, ſie hatte ein großes Wäſcheſtück in einen Papierbogen gewickelt und war faſt ohne Beſinnung mit dieſem Bündel hinterhergelaufen, das ſie jetzt auf den glücklich erreichten Tiſch warf. „O all ihr lieben Engel,“ ſtieß ſie hervor und ſank auf einen Stuhl; „wo iſt er, Ihr Knaben, wo habt Ihr den alten Meiſter Daniel Baſch gelaſſen?“

Die Knaben aber drängten ihre Köpfe gegen ſie und ſchrieen wieder: „Aber er lebt! Er lebt, Mamſell!“

Da ſchnellte Riekchen Therebinte wie eine Stahlfeder von ihrem Stuhle auf. „Er lebt?“ rief ſie.

„Ja, ja, er lebt! Dreht Euch nur um, ſo könnt Ihr's ſelber ſehen!“

Aber Riekchen drehte ſich nicht; wie in Todesangſt flog ſie auf ihr Bündel zu, bemächtigte ſich deſſelben und war im Augenblick zur Thür hinaus. „Ich lauf' zum Phyſikus! zum Phyſikus!“ rief ſie in der Eile noch zurück; dann lief ſie wie ein Brausthähnchen auf dem Damme der Stadt entgegen. Die gute Frau des Wärters aber kleidete den Verunglückten ſorgfältig in ihres Mannes Wäſche.

Das auffällige Gebahren des kleinen Mamſellchens hatte freilich ſeinen Grund: ſie hatte dem Meiſter — ſo wurde andern Tags erzählt — in ihrem Bündel ſein vor vierzig Jahren angefertigtes Todtenhemd nachgetragen, das dieſer ihr Tags vorher kraus und vergilbt gegeben hatte, damit ſie es mit ihren Linnenſachen durch die Wäſche gehen laſſe. Sie hatte ſich nun doch geſchämt, es für den Lebenden auszupacken.

— — Als aber der Mond aufgeſtiegen war und von den Häuſern der Stadt tiefe Schatten auf die Straße fielen, kam von draußen her ein langer Tragkorb, der in Meiſter Daniel's Haus gebracht wurde; nur der Phyſikus war nebenher gegangen; Mamſell Riekchen hatte in der Straßenthür ſchon auf den Zug gewartet.

Meiſter Daniel war in eine ſchwere Krankheit gefallen, Tage lang ſchon lag er ohne Beſinnung; das gute Mamſell Riekchen und die alte Arbeitsfrau ſaßen abwechſelnd Tag und Nacht an ſeinem Bette. Am erſten Tage ſchien der Zuſtand des Greiſes faſt verwirrend auf das kleine Dämchen einzuwirken: „Meiſter! Meiſter Baſch! Beſinnen Sie ſich! Sie müſſen ſich beſinnen!“ hatte ſie ihm, ängſtlich hin und her hüpfend und an ſeinem Hemdsärmel zupfend, zugerufen; aber es hatte nichts verſchlagen wollen; auch hatte dann der alte Phyſikus ihr ſtrenge Ruhe auferlegt, und dem Arzte war ſie ſtets gehorſam.

Um dieſe Zeit kam ich gegen Abend von einer dreitägigen Geſchäftsfahrt zurück und war oben an der Süderſtraße vom Wagen geſtiegen, weil ich einem dort Wohnenden das Ergebniß meiner Reiſe mitzutheilen hatte. Als ich dann ſpäter, da ſchon alle Handwerker Feierabend gemacht hatten, durch die Straße in die Stadt hinabging, ſah ich an der offenen Hausthür von Meiſter Daniel's Hauſe den hageren Nachbar Schneider ſtehen, als ob er mit ſonderlicher Befriedigung nach dem Innern hineinhorche.

„Nun, Meiſter,“ ſagte ich, in meinem Gange inne haltend, „gibt es in unſers armen Daniel's Hauſe auch einmal wieder Fröhliches zu erlauſchen?“

Er wandte ſich zu mir und zupfte ſich wie zum Gruße in ſeinen grauen ſtaubigen Haaren: „Freilich, freilich, Herr Landvogt!“ ſagte er dann; „horchen Sie nur, wie fix das von der Hand geht. Er iſt noch immer bei der Arbeit, wird bald unter den Reſten aufräumen; ſchicken Sie nur immer neue Arbeit! Und das Geräth, alles blitzblank, alles amerikaniſch! Das arbeitet wie von ſelber; nun gar, wenn ein ſolcher Burſch dahinter ſitzt!"

Der Schneider huſtete, wie zur Beſtätigung und zog ſich ſein grünes Wamms über die platte Bruſt. „Ein Wettersjunge war's!" ſtieß er hervor; „und Sie werden's ſehen, Herr, ein Teufelskerl, ein Böttcher aus dem Fundament iſt da herausgewachſen!"

Ich ſah ihn an, ich verſtand ſein Gerede nicht; wohl aber hörte ich, jedoch nicht aus der Werkſtatt, ſondern wie hinten aus dem Hofe und nur ſchwach herüberhallend ein Geräuſch wie von einem reſolut arbeitenden Handwerker.

„Ja," ſagte der Schneider; „dort in dem Ställchen hat er ſich eingerichtet; der Alte ſollte nicht geſtört werden."

„Lieber Meiſter," ſprach ich, „warten Sie ein Weilchen! Wer iſt der Teufelskerl, der dort im Stall ſo amerikaniſch arbeitet?"

Der Schneider riß die matten Augen auf, daß ſeine Brauen um einen Zoll weit in die

Höhe fuhren und betrachtete mich von Kopf zu Fuß: „Lieber Herr,“ ſagte er nachſichtig, „ich ſeh's, Sie kommen von der Reiſe, ſonſt würden Sie's ſchon wiſſen: der Junge, der Fritz Baſch iſt vorgeſtern von Kalifornien wieder eingetroffen, und ein Kerlchen, wie ein Cyklop!“

Ich ſah den begeiſterten Mann etwas verwundert an: „Alſo,“ ſagte ich, „iſt er in den Minen nicht erſtochen worden?“

„Doch, doch, lieber Herr; das Meſſer hat er ſchon richtig zwiſchen den Schultern gehabt; aber er hatte auch noch beſſere Freunde als den Haſenfuß, den Amerikaner; die ſchleppten ihn in ihr Zelt, da hat er lange gelegen.“

„Und ſein Vater, der alte Daniel,“ frug ich, „iſt er vor Freuden nun nicht gleich geſund geworden?“

Aber der Schneider patſchte mit ſeinen aufgehobenen Händen in die Luft und beſchrieb dann mit dem Finger ein paar Nullen vor ſeiner Stirn: „Wirrig! Noch immer wirrig; er weiß von nichts.“

„Gott beſſer's!“ ſagte ich, und ſprach das alte Wort wie ein Gebet; ich mochte mir nicht denken, daß der Sohn nur heimgekommen ſei, um durch ſeine Schuld den Vater ſterben zu ſehen. „Gott beſſer's!“ ſagte ich noch einmal.

Der Schneider nickte! „Ja, ja; aber der Phyſikus meinte, wenn der liebe Gott nur ein wenig helfen wollte, ſo brächt' er ihn wohl durch.“

Das Arbeitsgeräuſch vom Hofe, das unſer Geſpräch begleitet hatte, war plötzlich ſtill geworden; es wurde allmälig dunkel. „Gute Nacht, Meiſter,“ ſagte ich; „Gott wird ja gnädig ſein.“

Was der Schneider erzählt hatte, wurde bald von allen Seiten beſtätigt: Fritz Baſch war wirklich wieder da, von Hamburg mit einem hieſigen Fahrzeug angelangt; ein ſtrammer Geſell, etwas größer als der Vater, mit einem braunen Bärtchen auf den trotzigen Lippen und ein Paar Augen, als wollten ſie den Vogel aus der Luft herunterholen; die Dirnen und Burſche mochten ſich in Acht nehmen! Wie im Rauſch war er durch Haus und Garten gelaufen, und als er Alles leer gefunden hatte, in das Haus zurück; als Mamſell

Riekchen ihm hier von der Treppe aus entgegen kam, war er ihr athemlos nach der Giebelkammer hinauf gefolgt; denn was mit ſeinem Vater geſchehen, hatte er ſchon auf dem Wege vom Hafen nach dem Elternhauſe durch einen früheren Kameraden erfahren. Stumm war er an Meiſter Daniel's Lager hingeſunken, ſtundenlang hatte er die ehrliche Hand in ſeiner gehalten, ſie geſtreichelt und geküßt; ſtundenlang hatte er auf ſeines Vaters Angeſicht geblickt, als bettle er um auch nur einen hellen Blick; der Meiſter aber hatte aus ſeiner Nacht an ihm vorbei nach ſeinem todten Sohn gerufen.

Am zweiten Tage hatte der junge Mann ſeine Kiſte ausgepackt, in der Werkſtatt nachgeſehen, ob an unfertiger Arbeit etwas in die Hand zu nehmen ſei und dann draußen im Stall ſich ſeine Arbeitsſtätte aufgeſchlagen.

So waren ein paar Tage hingegangen; er hatte, ſo lang die Sonne ſchien, gearbeitet und Nachts an ſeines Vaters Bett geſeſſen; er ſtand jetzt Nachmittages, den Schlägel müßig in der Hand, zwiſchen ſeiner Arbeit in dem Stalle und blickte durch die offene Thür in den dunkelblauen Herbſthimmel; er war doch etwas müde. Plötzlich, unter dem Zwitſchern der durch den Garten ziehenden Meiſen, hörte er einen leichten Schritt von unten den Steig am Zaun heraufkommen. Er blieb horchend ſtehen; die Schritte wurden zögernder, je mehr ſie ſich dem Hauſe näherten. Er hatte ſchon neugierig auf den Hof hinaustreten wollen, da ſtand ein etwa dreizehnjähriges Mädchen mit ſanften blauen Augen vor der offenen Thür; ſie trug einen eckigen Gegenſtand in der Hand, der mit einem blauen Seidentuch verhangen war; aber ſie ſah ihn ſchüchtern, faſt erſchrocken an.

„Tritt näher, little Mistress,“ ſagte er lächelnd.

„Sind Sie Herr Fritz Baſch?“ frug ſie leiſe, indem ſie zögernd einen Fuß auf die Schwelle ſetzte.

Er nickte: „Bin's nun ſeit zwanzig Jahren ſchon geweſen!“

Sie blickte ihn wieder zweifelnd an.

„Aber wer biſt denn Du, little fair?“ frug er wieder; „haſt Du mir was zu beſtellen?“

„Kennen Sie mich nicht mehr?“ ſagte ſie. „Ich bin des verſtorbenen Kollaborators Tochter.“

„Magdalena! Die kleine Magdalena!“

Das Mädchen nickte; „ja,“ ſagte ſie, „ich war recht klein damals, als die großen Jungen mich ſchneeballten und mich ‚Kolibri‘ ſchimpften; aber Sie kamen mir zu Hülfe, das gab den Jungen Beine.“

„Ich weiß noch mehr Lenchen,“ ſprach er ſinnend, „ich hob Dich auch einmal aus einem Schneehaufen, in den ſie Dich geworfen hatten, daß nur kaum noch Dein klein Geſicht herausguckte.“

Das Mädchen ſenkte die Augen; aber ſie nickte wieder heftig mit ihrem blonden Köpfchen.

Fritz hatte die Hände auf dem Rücken gefaltet; ein warmer Strahl aus ſeinen jungen braunen Augen fiel auf das Kind. Da zog ſie das Seidentuch von dem Bauer, das darunter verborgen war, und ein rothbrüſtiger Dompfaff flatterte darin und ſtieß einige ſeiner wilden Töne aus. „O Herr Fritz,“ rief das Mädchen, „ſeien Sie auch heute noch ſo gut, und hören Sie mich an, denn das iſt der Vogel Ihres Vaters!“

„Unſer? Unſer Dompfaff?“ rief er; und die Augen wurden ihm feucht. „Papchen, mein Papchen, du lebſt noch!“ Aber plötzlich ſchienen andere Gedanken in ihm wach zu werden. Um dieſen Vogel hatte ſein Vater in den Tod . . . Er biß ſich auf die Lippen: „Wie kommſt Du zu dem Vogel?“ rief er heftig.

Da fiel das furchtſame Kind vor ihm auf die Kniee: „Ich wollte ihn wieder bringen; ich dacht', das könnte den guten Meiſter geſund machen helfen!“

„Wiederbringen? So haſt Du ihn vorher genommen? Weißt Du, daß mein Vater darum in den Tod hat laufen wollen?“

Sie ſah ihn mit verwirrten Augen an; ſie nickte erſt; dann ſchüttelte ſie heftig ihren Kopf: „Es iſt erſt heut' herausgekommen,“ ſtammelte ſie endlich; „da bat ich Großmutter, ob ich ihn hinbringen dürfe; er hat ihn auf dem Scheuerboden verſteckt gehabt!“

Der Schrecken, den er über das Mädchen gebracht hatte, ſchien dem jungen Manne plötzlich weh zu thun; es war ein zu unſchuldig Geſichtlein, das zu ihm aufſchaute. „Komm!“ ſagte er und hob ſie ſanft vom Boden; „Du mußt Dich nicht ſo fürchten; ich mein' es nicht ſo ſchlimm. Nun ſag' mir, wer hat den Vogel denn genommen? Oder hat ihn Jemand nur im Freien eingefangen?“

Sie ſchüttelte wieder ihr blondes Köpfchen: „Nein,“ ſagte ſie traurig, „mein Bruder Tiberius hat den Vogel vom offenen Fenſter weggeholt.“

„So?“ ſagte er: „er ſchielt; ich kenn' ihn noch wohl.“

„O thut ihm nichts, Herr Fritz!“ rief ſie und hob flehend ihre Hände zu ihm auf; „er hat ſchon ſeine Strafe; Großmutter hat es ſeinen Lehrern angezeigt! Und ſagt auch nichts zu Mamſell Riekchen, ſagt es keinem Menſchen!“

Er ſtand und ſah wie bewundernd auf ſie nieder: aus dem noch halben Kinderangeſicht hatte das Antlitz der werdenden Jungfrau ihn plötzlich angeblickt.

„Magdalena," ſagte er verwirrt, „verzeih' mir! Ich danke Dir; ich will Alles thun, wie Du es willſt; der Vogel wird gewiß den alten Meiſter Daniel wieder geſund machen; Mamſell Riekchen hat mir geſagt, er habe Dich ſehr lieb; und — komm auch einmal wieder, Magdalena!"

Sie ſtand wie mit Purpur übergoſſen und ſah ſchweigend auf den Boden.

Auch er ſchwieg; da öffnete ſie den Mund.

„Wollteſt Du mir etwas ſagen?" frug er.

Aber ſie ſchüttelte den Kopf und ſagte nur: „Wenn der Meiſter wieder ſeine guten Augen aufthut, ihm dürfet Ihr es ſagen!"

Dann ging ſie. Als er ſchon unten am Wege die Gartenpforte hatte klirren hören, ſah er das blauſeidene Tuch auf einem Tönnchen liegen. Er nahm es und wollte ihr ſchon damit nachlaufen; aber er legte es wieder hin: „Nein," ſagte er, und ein Lächeln flog um den jungen Mund; „ſie muß es ſelber holen!"

Da hörte er den Vogel in ſeinem Bauer flattern: „Komm, Papchen!" rief er fröhlich, indem er mit dem Bauer der Hofthür zu ging.

„Js doch ſchön to Huus! Un nu verſök, ob du 't noch bäter, as de Dokter kannſt!“

Der Vogel hing ſchon einen Tag lang in der Giebelſtube; Riekchen hatte neugierig genug an dem jungen Mann herumgefragt; aber er hatte ſie ſchelmiſch lächelnd verſichert, ein Engel habe ihn gebracht. Gepfiffen hatte er noch nicht, und Meiſter Daniel fiel aus einem Schlafe in den andern.

Fritz hatte ein paar Wege in der Stadt gemacht; zuerſt war er bei dem Bürgermeiſter Lüders geweſen, der damals als ein heftiger Selbſtherrſcher regierte, aber auch ſtets allen tüchtigen Einwohnern ein bereiter Helfer und Berather war; dann war er zum Altmeiſter ſeines Gewerkes gegangen. Als er voll Hoffnung von ſeinem Gange zurückkehrte, hörte er ſchon auf der Gaſſe den ungewöhnlich hellen Schlag des Dompfaffen, als ſei der Vogel erſt jetzt zum Bewußtſein gekommen, daß er zu Hauſe und bei ſeinen Freunden ſei. Fritz überfiel die Sorge, der ſtarke Ton könne doch den Kranken ſtören und ging eilig der

Treppe zu. Mamſell Riekchen ſteckte den Kopf aus der Küchenthür: „Er ſchläft!“ ſagte ſie leis und wies nach oben; aber Fritz nickte nur und ſtieg raſch hinauf, um den Vogel ſtill zu machen.

Aber als er die Thür geöffnet hatte, ſah er ſeinen Vater aufrecht mit aufgeſtützten Armen in dem Bette ſitzen, als ob er eifrig lauſche; ein Ausdruck von ſeligem Behagen lag auf ſeinem eingefallenen Antlitz. Der Vogel hatte ſich nicht ſtören laſſen, ſein Schlag ſchallte laut durch die Kammer.

Fritz trat behutſam an das Fußende des Bettes; da wandte Meiſter Daniel ſeinen Kopf, und mit Schrecken ſah der Sohn ſeine Augen ſtarr werden, als ob die Krankheit mit noch größerer Gewalt zurückkehre. Aber die Furcht war umſonſt; nur ein Augenblick, dann war's vorüber; wie zögernd trat ein Lächeln um die blaſſen Lippen, und die Augen des alten Mannes wurden feucht. „Fritz! Min Fritz!“ kam es zitternd von ſeinem Munde, und er ſtreckte die Arme gegen ſeinen Sohn und hielt ihn feſt an ſeiner Bruſt. Und wieder ſchob er ihn von ſich und betrachtete das männlich gewordene Antlitz des jungen Mannes und ſtrich mit zitternder Hand über den Bart auf ſeiner Lippe; dann ſah er wieder auf den unabläſſig ſchlagenden Dompfaff. Aber die noch ſchwache Kraft ermüdete; er ſchien auf einmal ſich nicht finden zu können; ſein Vogel ſang, ſein Sohn lag in ſeinen Armen: „Fritz, min Fritz,“ frug er leiſe, „wo ſünd wi eegentlich?“

Da ſtürzten dem Sohn die lang verhaltenen Thränen: „To Huus! To Huus, Vater! Un ick bin bi di, un unſ' ol Vagel ſingt dato.“

„Min Fritz, min Sön, Mutter är gude Jung!“ ſtammelte der Alte; dann ſank er zurück auf ſeine Kiſſen, und ſein Herrgott ſandte ihm den ſanften Schlummer der Geneſung.

— — Am folgenden Sonntag zeigte Einer dem Andern eine Anzeige im neuen Wochenblatt, und die Kundigen kamen überein, der Bürgermeiſter ſtecke einmal wieder dahinter; die aber lautete:

„Meinen geehrten Kunden zur höflichen Nachricht, daß unter dem Beiſtande meines glücklich heimgekehrten Sohnes Fritz als ausgelernten und wohlerfahrenem Böttchergeſellen Beſtellungen jeglicher Art wiederum prompt und ſauber bei mir ausgeführt werden.

Daniel Baſch, Böttchermeiſter."

Da kam Arbeit genug; denn die Theilnahme des ganzen kleinen Gemeinweſens hatte ſich den Beiden zugewandt; auch ſchonte der Nachbar Schneider ſeinen letzten Athem nicht, um den Ruhm des jungen Böttchers zu verkünden; und bald wollte Jeder wenigſtens ein Eimerchen oder doch ein Schöpffaß von der Hand des amerikaniſchen Sohnes haben; und da die Arbeit, nach wenig Wochen, auch unter Hülfe des geneſenen Meiſters, überall nach Wunſch geliefert wurde, ſo ging aus manchem flüchtigen Beſteller ein feſter Kunde hervor.

Nicht lange, ſo hantirte auch ein kräftiger Lehrling in der Werkſtatt und griff nach fröhlich ertheilter Anweiſung mit flinken Händen zu; das war Hans Jochims, der älteſte der beiden „Swemmer". Am Feierabend kam auch wohl Martin, der alte Geſelle, auf Beſuch; der wollte auch von Fritzens Abenteuern hören; und als Neujahr vor=

über und erſt die letzten Schneeglöckchen abgeblüht waren, da ging Fritz mit Hans und Martin Abends in den Garten; ſie gruben allmälig Alles um und um, und legten Erbſen und ſäeten Wurzeln und Mairüben und Peterſilie, und Meiſter Daniel ſtand dabei und lachte, als zuletzt auch noch der türkiſche Weizen an die Reihe kam. Und als nun Alles fertig und ſauber war, wurden Mamſell Riekchen und der Geſelle auf Sonntag zum Mittag eingeladen; und im beſten Gutbier tranken ſie auf reiche Ernten für die Zukunft.

Ich darf noch Eines nicht vergeſſen, was zwiſchen Vater und Sohn, ein paar Tage nach ihrem erſten Wiederfinden, geſchah. Mamſell Therebinte — ſie hat es ſpäter dem Phyſikus erzählt — ſaß ſtrickend in der Giebelſtube an dem Fenſter, während Fritz an ſeines Vaters Bette ſeine kaliforniſchen Erlebniſſe berichtete; der Alte, mit dem es rüſtig aufwärts ging, war ſchon kräftig genug, um ſie ohne Nachtheil hören zu können; er ſaß aufrecht und hatte die Arme auf der Decke. Als aber der Sohn erzählte, daß er nach Heilung von jenem Meſſerſtich, wobei ſein ausgegraben Gold wie Teufelsſpuk verſchwunden ſei, unweit der Mine bei einem großen Weinbauer als Böttcher einen Platz gefunden, und wie er dann hinzuſetzte: „Doch das weißt Du ja, mein Vater; ich hab' Dir derzeit ja den langen Brief geſchrieben;" da hatte der Alte die Augen groß geöffnet und dem Sohne war, als ob er ihn heftig fragend anſehe.

„Ja, Vater," ſagte er raſch; „nun weiß ich's wohl, es war eine böſe Dummheit; aber ſo wird man in der Fremde: ich meint', ich dürfe nun nicht wieder ſchreiben, — nur verdienen, und wenn's genug wär', dann mich ſelber mit nach Hauſe bringen. Und das ging langſam, Vater, und wurd' auch nicht zu viel; aber — und er verfiel in ſein geliebtes Plattdeutſch: „is doch all' ſuur un ehrlich verdeent' Geld!"

Der Alte hatte ſich gefaßt; er drückte ſeinem Sohn die Hand: „Du un dat Geld toſamen," ſagte er, „dat is genog." Aber der Klang der Stimme war ſo trübe, als berge ein großer und verſchwiegener Kummer ſich dahinter; und ein Gedanke fuhr wie ein Todesſchreck durch das Gehirn des jungen Mannes: „Vatter,“ rief er; er zwang ſich, daß er es nicht laut herausſchrie — „Du heſt de Breef nich krägen!“

Die Augen von Vater und Sohn ſtanden eine Weile vor einander, als wagten ſie nicht ſich anzublicken. Endlich ſprach der Alte langſam: „da Du mi frägſt, min Sön — ick heſſ Din Breef nich krägen.“

— „Un Du heſt all de Tid von mi nix hört, as wat de Dögenix, de Amerikamer, hier in de Stadt herumlägen?“

„Nix wider; he hett mi't ſülm vertellt.“

Ein furchtbarer Schmerz ſchien den jungen Körper zu erſchüttern: „Oh, Vatter! Oh, min Vatter!“ ſtammelte er.

Aber Meiſter Daniel nahm den Kopf ſeines Kindes zwiſchen ſeine beiden zitternden Hände: „Min Fritz,“ ſagte er zärtlich, „ick weet ja nu, Du harrſt mi nich vergäten; dat Anner — dat deit nu nich mehr weh!“

Da ſchloſſen eine junge und eine alte Hand ſich in einander, und es bedurfte keiner Worte mehr; der Kopf des Jünglings ruhte mit geſchloſſenen Augen neben dem des Alten auf dem Kiſſen, unachtend der kleinen Figur, die dort am Fenſter mit erregten Fingern ſtrickte, bis endlich ſein Herz in ruhigeren Schlägen klopfte. Dann küßte er ſeinen Vater und ging hinab zu ſeiner Arbeit.

Nach Jahr und Tag, da ich eines Nachmittages mit dem Phyſikus auf der Kegelbahn zuſammentraf, kam auch die Rede auf den guten Meiſter Daniel. „O, dem iſt wohler, als ihm je geweſen!“ ſagte der alte Herr und blickte dabei behaglich ſeiner, wie immer geſchickt geworfenen Kugel nach. „Was die Leute wunderlich an ihm hießen. hat ſeine Krankheit ſchier mit weggenommen; aber, ſeltſamer Weiſe, dann noch Eins dazu!“

„Noch Eins?“ frug ich; „doch nicht zum Unheil?“

„Nein,“ ſagte der Phyſikus; „ich denke, wohl zum Heile: der alte Herrgott muß ihm gut ſein;

denn von der Geſchichte mit dem Brautloch iſt ihm jede Erinnerung erloſchen.“

„Aber der Eine von den Swemmern iſt ja Lehrling in ſeinem Hauſe!“

„Nur der Sohn weiß, was er dem zu danken hat.“

Ich nickte: „Möge es ſo bleiben!“

„Amen!“ ſagte der alte Medikus und griff nach ſeiner zweiten Kugel.

— — Noch einmal, das erſte Mal nach ſeiner Krankheit und dann auch zum letzten Male, ſah ich unſern Meiſter Daniel; Fritz war derzeit vor Kurzem Meiſter geworden. Es war im Spätſommer nach Feierabend, als ich, von dem nächſten Dorfe kommend, die Süderſtraße hinabging; auf der Bank vor dem Böttcherhauſe ſaß der Alte mit ſeinem jetzt ſchneeweißen Kopfe und hielt bei der noch herrſchenden Schwüle ſein blaues Zipfelmützchen zwiſchen den gefalteten Händen auf den Knieen, neben ihm im Sommerhütchen ein hübſches blondes, noch recht junges Mädchen; ich zweifelte nicht, daß ſie des Kollaborators Lenchen ſei. Die Beiden ſchienen einer munteren Erzählung zuzuhören, welche der in Schurzfell und Hemdsärmeln an dem Lindenſtamme lehnende Meiſter Fritz ihnen vortrug; beſonders die junge Blonde, nach ihrem anmuthigen Lächeln zu urtheilen, ſchien lauter goldene Worte zu hören. Aus den Gärten, durch die Gänge zwiſchen den Häuſern wehten ſchon die Herbſt-Reſedadüfte.

Ich konnte nicht umhin, dem friedlichen Kleeblatte näher zu treten. Eine kleine Pauſe folgte meiner Begrüßung, die ich gleichfalls der hinter dem Fenſter ſitzenden Mamſell Therebinte hatte zukommen laſſen; dann aber, da mir zwiſchen dem alten Meiſter und dem jungen Mädchen ein Platz geräumt worden, bekam auch ich noch meinen Antheil von den luſtigen kaliforniſchen Spitzbubengeſchichten. Wir lachten Alle; und in das freundliche alte Geſicht ſchauend ſprach ich: „Wahrhaftig, Meiſter, jetzt iſt es, wie ich's mir nicht anders vorgeſtellt: Ihr habt jetzt Alles wieder und mehr noch, als Ihr einſt gehabt habt: hier Eueren Sohn, den neuen Meiſter, dort oben Eueren Dompfaff, der freilich jetzt wohl ohne Sang und Klang ſein Gnadenbrod frißt;

dazu das Fräulein Therebinte, und — ich war aufgeſtanden und machte ein huldigendes Kompliment vor Magdalena — vor Allem hier die junge Freundin — nun aber überſtreichet auch den Tod auf Euerem alten Hausſchild und laſſet wieder eine friſche rothe Roſe darauf malen!“

Aber meinem heiteren Aufruf folgte eine Stille; nur der Alte, durch deſſen weißes Haar der Abendhauch wehte, nickte freundlich vor ſich hin: „Ein Weilchen noch Geduld!“ ſagte er, ohne aufzuſehen; „Sie vergaßen Eine; die iſt nicht wiederkommen; die wartet, bis ich zu ihr komme. — Nachher, dann mag mein Fritz die friſche Roſe malen laſſen; die meine, lieber Herr, die iſt nicht mehr von dieſer Welt.“

Ich ſah es wohl, wie der hübſche Mädchenkopf bei dieſen Worten ſich erröthend ſenkte; auch, welch' ein Blick voll heißer Lebenszuverſicht aus den Augen des jungen Meiſters auf ſie fiel. Der Alte aber war plötzlich gleich mir aufgeſtanden und ging, als wolle er die Welt den Jungen überlaſſen, nach ſtummem Gruß mit zitternden Schritten in ſein ſchon dunkelndes Haus zurück.

Ein Jahr noch etwa hat er hiernach gelebt; am Morgen vor der Hochzeit von Fritz und Magdalene fanden ſie ihn mit gefalteten Händen in ſeinem Bette ſanft entſchlafen.

— — Das iſt es, was ich aus den engen Wänden zu erzählen hatte.

◆

Druck von G. Bernſtein in Berlin.